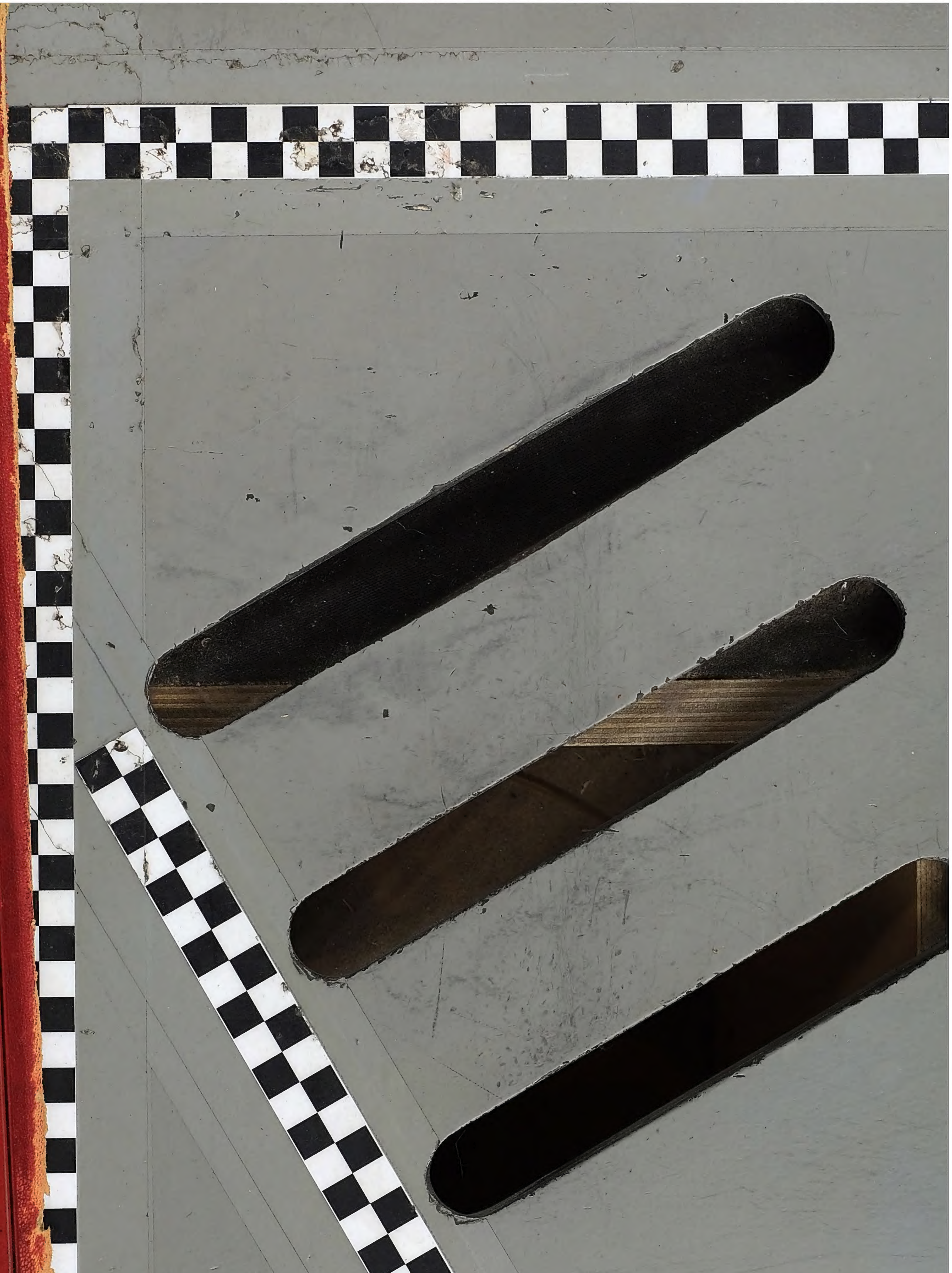
Eur. 29
150
0(2

Fehleisen,
Der
Deutsch-Franz.
Krieg
1870-71.

BA
Eur.
150
o-2

2°BA
Eur.
150
o-2



Der Deutsch-Französische Krieg 1870-71 in Wort und Bild.

Erlebnisse und Erinnerungen aus dem deutschen und französischen Kriegslager.

M 2° Eur. 150 a (2.

<36608095790014

<36608095790014

Bayer. Staatsbibliothek

S

BS
BR

Verlag von Ensslin & Laiblin in Reutlingen.

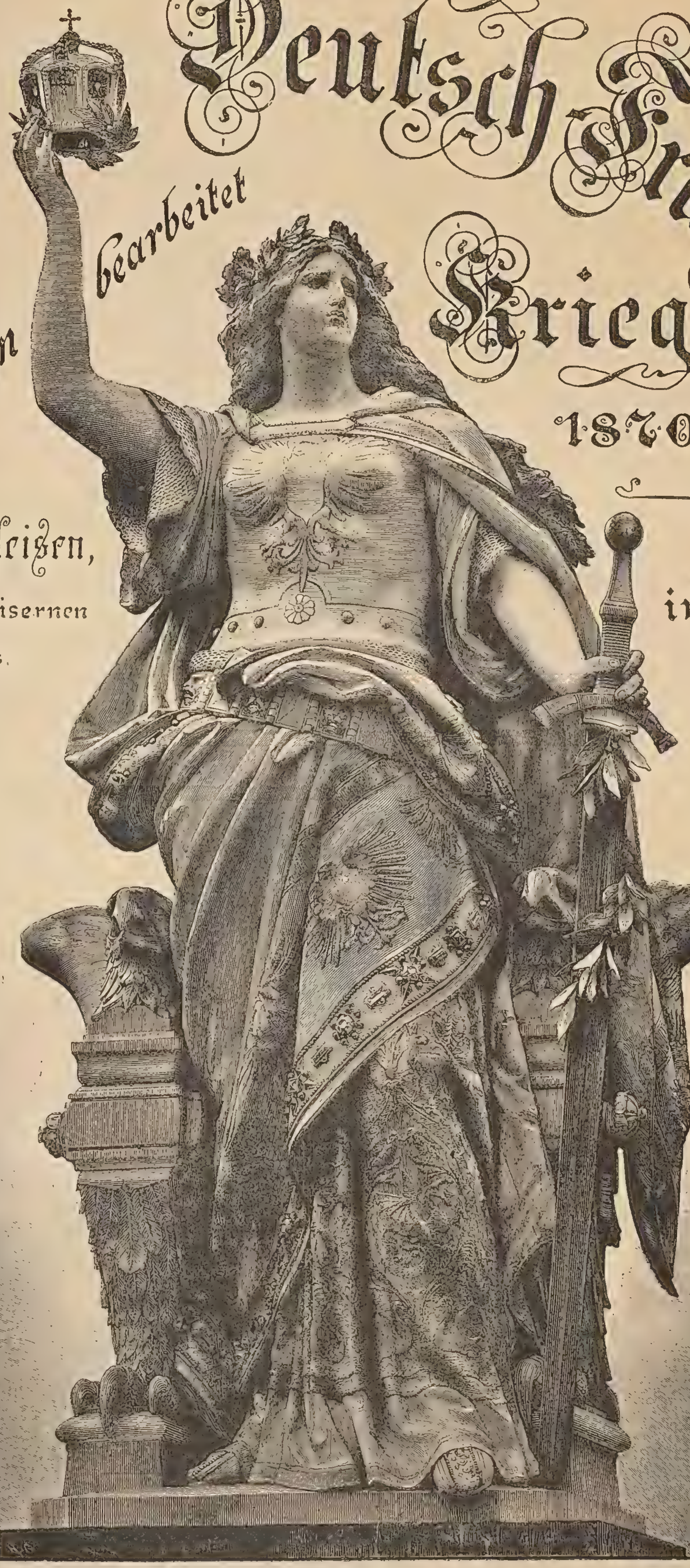
F. Amling.

KÜRASSIER-ANGRIFF (BREDOW'SCHE KAVALLERIEBRIGADE) BEI VIONVILLE-MARS-LA-TOUR, AM 16. AUGUST 1870.

Zweiter Band.

aiblin.

Der Deutsch-Französische Krieg 1870-71



Bearbeitet

Nach den besten Quellen

Von

Sigmont Schleifen,

Inhaber des eisernen Kreuzes.

in Wort und Bild.

Zweiter Band.

Reutlingen.
Druck und Verlag von Enßlin und Laiblin.

Gd 168/520

Zweiter Band.

Bibliothek 2.12.65

Wehrkreis-
bücherei VII
München

Vorwort.

Als wir vor mehr als einem Jahre das erste Heft unsres Werkes:

Der deutsch-französische Krieg von 1870|71

in Wort und Bild, bearbeitet von **Egmont Fehleisen,** Inh. des Eis. Kreuzes zur Ausgabe brachten, da dachten wir wohl, daß solches gar manchem willkommen sein werde in deutschen Landen, lebt doch in unserem Volke die Erinnerung an die Jahre 1870/71 und das dort Errungene immer noch ungeschwächt fort, aber nie und nimmer hätten wir geahnt, daß dem Werke ein solcher Empfang, eine solch günstige Aufnahme zuteil werden würde, wie sie es ihm in der That geworden ist!

Überallhin, durch alle deutschen Gaue, und weit übers Meer hinüber, hat es seinen Weg genommen, und allerorten, wo es anklopfte, wurde ihm freundlich aufgethan, bald ist es heimisch geworden, und heute können wir rühmen, es hat sich seinen Platz als „Hausbuch" errungen, und nicht bloß das, — von allen Seiten wurde eine Fortsetzung desselben gewünscht, welche wir bei dem reichlich zu Gebote stehenden interessanten Stoff nicht verweigern zu dürfen glaubten.

Wohl wird der eine und andere sagen: „Zu was ein zweiter Band?" hat nicht der erste schon alles gebracht, was zu sagen war?

Was von der Geschichte des Krieges zu berichten gewesen, ist allerdings des Ausführlichen erwähnt, aber wie vieles und kaum weniger Interessantes, namentlich von Einzelnheiten, knüpft sich an jene großen Tage, und all das mußten wir beim ersten Bande, ungern genug, bei Seite lassen, so sehr es auch zum Verständnis der Zeit und ihrer Ereignisse, die uns ein einiges Deutschland gebracht, beigetragen hätte.

Vor allem konnten wir dem wichtigen Abschnitte: „Wie sah's beim Feinde aus?" nur wenig Aufmerksamkeit schenken. Der zweite Band holt das reichlich nach, wie ein kurzer Auszug des Inhalts zeigen mag. Der Leser findet da, neben anderem, die hochinteressanten „Erzählungen eines französischen Soldaten". Derselbe schildert neben vielen Kreuz- und Querfahrten auf der Suche nach dem 3. Zuaven-Regiment den Verzweiflungskampf vor und in Sedan in solch meisterhafter Weise, daß viele, die dort mit dabei gewesen, sich an Ort und Stelle versetzt glauben werden. Dem Schicksal eines Kriegsgefangenen wußte er sich durch die Flucht zu entziehen, und nicht weniger Interessantes weiß er uns von den Kämpfen um Paris zu berichten. — Dann reihen sich die „Kriegserlebnisse eines Offiziers der französischen Rheinarmee" und die „Erinnerungen an den Krieg 1870/71" des Obersts Henry de Ponchalon an, deren Schilderungen uns einen klaren Einblick in die Vorgänge im französischen Heere zu jener hochwichtigen Zeit gewähren. — „An den Rhein! An den Rhein!" bringt uns in meisterhafter Darstellung die unheilvollen Folgen der Schlacht von Wörth, die ungeheure Panik, welche unter der Bevölkerung, und das Chaos, welches im Heere Platz griff, und an der Hand eines Franzosen machen wir, er ist uns ein zuverlässiger Führer, einen Gang über „Das Schlachtfeld von Sedan", auf dem die napoleonische Herrlichkeit in Trümmern lag, — für immer begraben!

Der Abschnitt: „Am Tage vor der Schlacht von Sedan" gewährt uns einen Blick in Vorgänge, die naturgemäß die Kapitulation zur Folge haben mußten. Vor Metz und nach Metz hinein führen wir unsere Leser, wo Bazaine, der Mann von Mexiko, kommandiert und über seinen ehrgeizigen Plänen brütet. In übersichtlicher Darstellung erfahren wir von einem Franzosen „die Wahrheit über die Einschließung von Metz." Gar manches wird uns jetzt klarer, was damals noch in tiefes Dunkel gehüllt gewesen. In das belagerte „Toul und Verdun" hinein werfen wir einen Blick; der ganze Jammer, das ganze Elend einer belagerten Festung zeigt sich unserem Auge. — Des Interessanten eine Menge bieten uns die Vorgänge vor und in Paris. Und wir, die wir so lange vor dieser Weltstadt gelegen, gar viele, ohne sie je betreten zu haben, wir sehen sie wieder vor uns liegen im Abendsonnenschein mit ihren Kuppeln und Türmen. „Ein Feldzug vor Paris" hat all diesen Zauber zuwege gebracht. Aber auch unser Wunsch: „hineinzukommen," wird uns erfüllt. „Ein Monat auf den Wällen von Paris" schildert das Leben und Treiben der Pariser Mobil- und Nationalgarde, und erfahren wir auch nichts von besonderen Kriegs- und Heldenthaten, es ist doch ein interessantes Stück Kriegs- und Lagerleben, das wir da vor uns sehen. Sind wir bis zu den Wällen vorgedrungen, und haben wir, ohne angehalten worden zu sein, auch die Enceinte überschritten, so wollen wir uns jetzt doch auch noch ein Weilchen „im belagerten Paris" umsehen. Der es uns schildert, hat die Leiden der verwöhnten, bisher nur an Pracht und Luxus gewöhnten Pariser bis zuletzt geteilt, mit großem Interesse folgen wir seinen Schilderungen. In „Villiers und Champigny" finden wir eine Darstellung jener Kämpfe, von denen Kaiser Wilhelm gesagt, daß sie zu dem bedeutendsten gehören, was deutsche Truppen in diesem Kriege geleistet. „Die erste und die zweite Loire-Armee" begleiten wir auf ihrem mit so großen Siegeshoffnungen unternommenen Feldzuge, und sehen sie scheitern an deutscher Kraft, an Moltkes genialer Strategie. In der Schilderung von „Die Deutschen im nördlichen Frankreich" verfolgen wir die Ereignisse von Laon und La Fère an, bis zur Schlacht von St. Quentin, die der Faidherbe'schen Armee den Untergang brachte.

Nach dem Osten führt uns jetzt der Weg; wir lernen „die Deutschen in Burgund" kennen; von Dijon, Autun, und von Nuits, wo es so heiß hergegangen, lassen wir uns von einem Franzosen erzählen, und er weiß es trefflich zu schildern. Das Thema: „Der Feldzug im Osten und General Bourbaki" ist interessant genug, um uns darein zu vertiefen, die Kämpfe bei Belfort, an der Lisaine, ziehen an uns vorüber, bis sie mit dem Selbstmordversuche des unglücklichen Generals, und, nach dem letzten verzweifelten Gefecht bei La Cluse, mit dem Übertritt der Bourbakischen Armee auf Schweizergebiet enden. Wahrhaft erschütternd wirken die Seelenkämpfe des unglücklichen französischen Feldherrn.

Wir geben all diese französischen Berichte in ihrem Wortlaute, auch da, wo sie nicht im Einklange mit dem gewissenhaften deutschen

Generalstabswerke stehen; wir können es dem Besiegten nicht verargen, wenn er manches in falschem Lichte sieht und von einseitigem Standpunkte aus betrachtet, — unsere Leser werden selbst das Wahre vom Falschen zu unterscheiden wissen. Zum Schlusse dieser Abteilung können wir es uns nicht versagen, nicht nur die Abenteuer des berühmten Sergeanten Hoff, dieses französischen Münchhausens, anzureihen, dessen Heldenthaten die Pariser mit Entzücken erfüllten, sondern auch noch in dem Abschnitt: „An der Spitze der Civilisation" eine Blumenlese französischer Lügen und Aufschneidereien zu bringen, in welchen die „Große Nation" so ungewöhnliches und so viel geleistet hat.

Aus neutraler Feder bringen wir von einem, der unter der weißen Fahne, unter dem roten Kreuz seine Kräfte in den Dienst der Menschlichkeit und des christlichen Erbarmens gestellt, die hochinteressanten Schilderungen: „Ein Monat in den Ardennen bei Freund und Feind", und ferner „Unter der Flagge der internationalen Ambulanzen." Über „die französische Feld- und Kriegstelegraphie" erfahren wir auch viel Interessantes, und da ein solch weltbewegendes Ereignis, wie es der deutsch-französische Krieg gewesen, ohne Engländer selbstverständlich nicht vorbeigehen konnte, führt uns auch noch ein englischer Kriegs-Correspondent in seinen Aufzeichnungen „Bilder aus dem belagerten Paris" vor.

Nachdem wir dem Feinde in diesen vielseitigen Darstellungen das erste Wort gelassen, finden im zweiten Abschnitt von deutschen Federn alle wichtigen Kriegsvorgänge ihre gediegene Einzelschilderung, wobei auch die verschiedenen Verwaltungszweige nicht zu kurz kommen.

Von dem vielen und mannigfachen Inhalt seien an dieser Stelle nur hervorgehoben: „Kriegserinnerungen eines bayrischen Jägers", „Kriegserlebnisse eines Thüringer Infanteristen", eines „hannoverschen Feldartilleristen" und „eines pommerschen Pioniers;" unter dem Titel: „Erlebnisse eines württembergischen Einjährig-Freiwilligen" wird der Verfasser an der Hand von Aufzeichnungen seinen bescheidenen Anteil und den seiner Kameraden vom 1. württembergischen Infanterie-Regiment zu schildern sich bemühen; vor das belagerte Straßburg führt uns eine Abhandlung aus berufener Feder, dem „Streifzug einer Armeeabteilung zur Loire gegen die Francstireurs," folgen wir als Zuschauer, und in einer ungemein anziehenden Schilderung durchleben wir „die sieben Tage von Le Mans". Unmöglich können wir hier alle Gefechte und Kämpfe aufzählen, die ihre Schilderung finden werden.

In dem Aufsatze: „Im Felde" giebt uns ein Feldprediger seine „Erinnerungen", in dem Abschnitte: „Das Evangelium im Felde" seine Erfahrungen. Auch bei den Kranken und Verwundeten halten wir stille Einkehr, bei denen, die dulden und leiden, ohne zu klagen. Ein freiwilliger Sanitätsmann ladet uns ein, ihn „Von Weißenburg bis Sedan" zu begleiten; „Im Feldpostdienste" mit allen seinen Mühen und Sorgen und Fährlichkeiten haben wir Gelegenheit uns umzusehen, ja auch die „Brieftaubenpost" muß uns in ihre Geheimnisse blicken lassen.

Daß wir auch die Heldenthaten Einzelner in unser Buch hereinnehmen, versteht sich von selbst; nicht ruhmredige Geschichten, wie sie der „Sergeant Hoff" seinen Lesern aufzutischen für gut findet, nein, jene schlichten, einfachen Erzählungen von Hingebung an die Sache des Vaterlandes, und von der Treue, die ausharrt bis in den Tod! Auch der „Humor im Kriege" (es klingt ja immerhin seltsam, dieses Wort) wird nicht zu kurz kommen; manch keckes, lustiges Stücklein werden wir zu erzählen haben. Reicht uns der Raum, so bringen wir noch zum Schlusse eine Sammlung der besten Kriegslieder, die gottbegnadete Dichter, Freiligrath, Gerok, Sturm und wie sie alle heißen, in jenen Tagen erst banger Sorge, dann hellen freudigen Aufjubelns, ihrem Volke geschenkt.

So angelegt, in dieser Mannigfaltigkeit, und ebenso reich im Texte, wie mit trefflichen Bildern ausgestattet, wird dieser zweite Band zu jeder anderen Kriegsgeschichte einen hochwillkommenen Ergänzungsband bilden, in dem jeder gerne liest und blättert.

Bis unser Buch vollständig in den Händen der Leser ist, werden wir wohl das Jahr **1895** schreiben. Dann ist gerade ein Vierteljahrhundert verflossen, seit jene herrliche Zeit über Deutschland anbrach, und so hoffen wir, mit diesem Bande dem deutschen Volke

eine Jubiläumsausgabe zum 25jährigen Erinnerungsfeste unserer Siege im Jahre 1870/71

zu bieten! Vieles haben wir erlebt in dieser langen Reihe von Jahren; zwei Kaiser, die uns zum Siege und Ruhm, die Deutschland zur Einheit geführt, sind ins Grab gestiegen, allmählich lichten sich die Reihen der Mitkämpfer, aber getrost, es wachsen neue Geschlechter heran, und auch sie werden, wie wir, sich den schönen Wahlspruch erküren, den unser unvergeßlicher Moltke als ein kostbares Vermächtnis uns hinterlassen hat, den schönen Spruch:

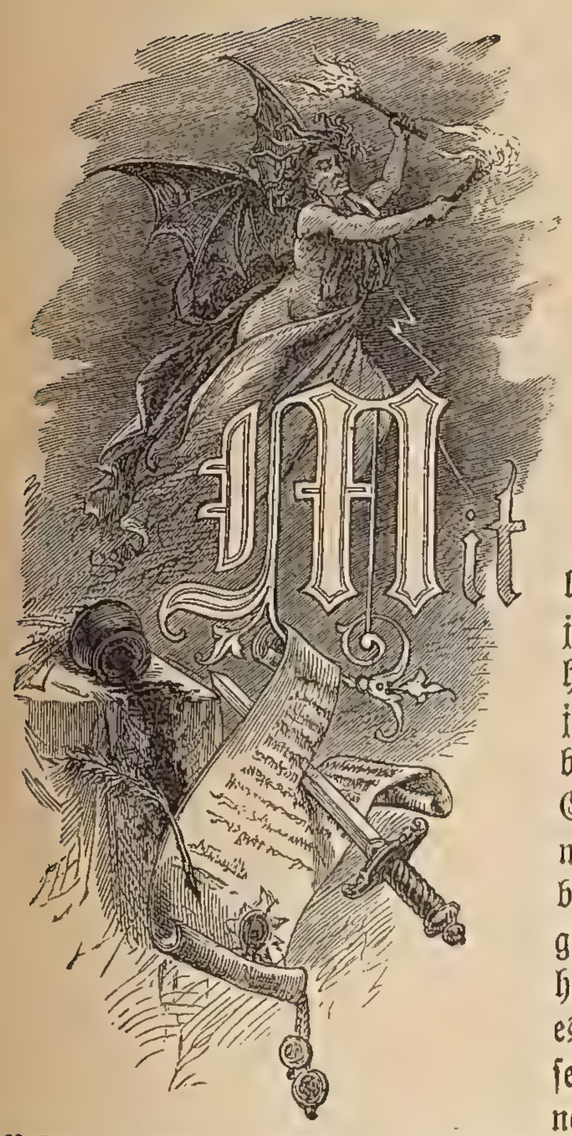
„Allezeit treu bereit, für des Reiches Herrlichkeit!"

Möge sich denn das Buch recht viele Freunde erwerben, und den patriotischen Geist kräftigen und stärken! In diesem Sinn, in dieser Hoffnung, widmen wir dieses Buch

dem großen deutschen Vaterlande!

Reutlingen, im Juli 1894.

Der Verfasser und Herausgeber



Erzählungen eines französischen Soldaten.

1. Eine gefangene Armee.

Mit lautem Jubel hatte Frankreich in jenen unvergeßlichen Julitagen, ich hatte eben mein drittes Studienjahr hinter mir, die Kriegserklärung begrüßt, und Paris hallte vom Geschrei und Jauchzen der Volksmenge wieder. In allen Theatern brach die Menge, die rein des Teufels geworden war, (ein Teil der Presse hatte redlich dazu beigetragen, daß es so weit kam,) so oft die „Marseillaise“ gesungen wurde, in frenetischen Beifall aus, und sang den Refrain dieses Liedes mit; wie viel Elend gingen wir unter seinen Klängen entgegen! — Über die Boulevards zogen, von den Zurufen tausender von Bummlern und Müßiggängern begleitet, die Regimenter; die Burschen mochten wohl glauben, daß man mit Schreien Schlachten gewinne. Der Schlußrefrain des Gesangs der Girondisten, von heiseren Kehlen unzähliger Trunkenbolde und Gassenjungen gebrüllt und abgeleiert, erscholl in allen Gassen. Wer nicht aufmerksam beobachtete, den Dingen nicht auf den Grund ging, hätte allerdings auf den Gedanken kommen können, man wünsche in der Riesenstadt den Krieg, und die Regierung, die getäuscht sein wollte, täuschte sich denn auch gründlich.

Ein Regierungsdekret berief die Nationalgarde des Landes zum Dienste; jene Nationalgarde, welche durch den Widerwillen der ihr angehörenden Soldaten und die hartnäckige blinde Opposition der Linken in der Kammer zu einem ewigen Schlafe verdammt zu sein schien. Nun aber trat sie urplötzlich, von einem Tag auf den anderen, vom Papier, auf dem sie seither nur bestanden, mitten in das bewegte Leben des Feldlagers. Die Ecole centrale (die Central-Schule) schloß ihre

Pariser Kundgebung für den Krieg.

Hallen, und stellte den zur Fahne Einberufenen ihre Diplome aus. Vor wenigen Stunden noch Civil-Ingenieur, war ich jetzt Soldat geworden, und sollte als solcher von nun ab das Schicksal des Bataillons von Passy, das die Nummer 13 trug, teilen.

Die Mobilgarde von der Seine war noch nicht recht organisiert, und schon ließ sich deutlich erkennen, welch schlechter Geist in ihr herrschte. Die Indisziplin dieser Truppe war geradezu haarsträubend, sie grenzte ans unglaubliche. Wem wären nicht jene lärmenden Truppenausmärsche noch in der Erinnerung, da auf Fuhrwerken aller Art die Bataillone, aus allen möglichen Elementen zusammengesetzt, durch die Rue Lafayette nach dem Ostbahnhof zogen? Welches Benehmen, welcher Lärm, welches Gebrüll! Wenn man diese Banden sah, welche, nachdem sie unglaublich viel getrunken hatten, nach dem Bahnhof sich kutschieren ließen, mußte einem unwillkürlich der Gedanke kommen, welch hübsches Beispiel diese traurigen Burschen den übrigen Soldaten geben müßten.

Mein Bataillon rückte am 6. August nach dem Lager von Châlons ab; bis zum Bahnhof von La Vilette, wo es eingeladen werden sollte, das gleiche Geschrei, die gleichen Fuhrwerke, dieselben Zotenlieder. Etliche versoffene Kehlen gröhlten auch noch in Château-Thierry weiter. Die Bahnhofvorsteher wußten nicht, wo ihnen der Kopf stand, das Bahndienstpersonal hatte völlig den Kopf verloren. Bei jedem Halt, der gemacht wurde, war es auch mit jeder Zucht und Ordnung vorbei; die Moblots stürzten aus den Wagen und in die nächsten Schaukbuden, etliche blieben gleich ganz dort, mochte der Zug ohne sie weiterfahren. Diejenigen von uns, welche nüchtern und ruhig geblieben waren, bekamen recht erbauliche Dinge zu hören, die sich tags zuvor, und noch früher, ereignet hatten. Eine gewisse Zahl dieser Pariser Gutedel hatte in den Buffets wahre Razzias (Beutezüge) angestellt, alles verschwand, die Schüsseln und Platten mit den Speisen; die Unflätigsten unter den Burschen nahmen sogar die Gläser und Teller mit, die sie unterwegs zu den Fenstern hinauswarfen, das gab dann immer wieder Anlaß zu neuem Gelächter und Gebrüll. Die Offiziere sah man fluchend und schimpfend hinter ihren Leuten dreinspringen, die sich das Vergnügen machten, und es sehr drollig fanden, da und dort Lapins (Hasen) und Hühner zu stehlen; „requirieren" nannten sie es.

Als ich in Châlons ankam, waren der Bahnhof und die Wartsäle, die Hallen und Güterschuppen mit zu Krüppeln Geschossenen und Verwundeten überfüllt; die einen lagen am Boden, andere hatten sich auf einer Bank ausgestreckt, oder gegen eine Mauer gelehnt; das, was wir da vor uns sahen, waren die lebendigen Zeugen und Überreste der mörderischen Zusammenstöße und Schlachten, welche gleich in den ersten Tagen des Feldzuges stattgehabt hatten: Dragoner, Zuaven, Chasseurs de Vincennes, Turkos, Linienſoldaten, Husaren, Lanciers, alle abgezehrt, wortlos, in sich gekehrt, schwer atmend. Sie hatten keinen Bund Stroh, auf den sie sich hätten legen können, keine Ambulanz, in der sie Aufnahme oder wenigstens einen frischen Verband gefunden hätten, von einem Arzte war weit und breit keine Spur. So warteten die armen Teufel, bis ein Zug käme, der sie mitnehmen würde, und doch versperrten hunderte von Waggons die Geleise; wollte man einen Zug zur Abfahrt zusammenstellen, so brauchte es hiezu hunderterlei Manöver. Das Bahnhofpersonal war seit Tagen nicht mehr aus den Kleidern und ins Bett gekommen, es war nachgerade todmüde.

Eben, als wir von Paris abfuhren, hatten wir die erste Kunde von den Schlappen, die wir erlitten, und denen bald nie wieder gut zu machende Niederlagen folgen sollten, erhalten; jetzt hatte ich sie vor mir, diese blutigen, stummen Zeugen jener entsetzlichen Zusammenstöße, denen man so „leichten Herzens" entgegengegangen war. Meine Begeisterung war noch dieselbe, wie vorher, aber der Anblick dieser Armen schnürte mir die Kehle zusammen, mußten doch viele unter ihnen noch auf den ersten Verband warten. O Gott! so viel Elend, und so wenig Hilfe!

Die für den Felddienst und speziell für das Lager von Châlons erstellte Eisenbahn brachte die Moblots nach Petit-Mourmelon, von dort ging es mit bepacktem Tornister, im ersten Marsch, nach dem Lagerplatz. Für einen jungen Burschen, der tags zuvor noch in Paris herumkutschiert war, und der dem Asphalt-Trottoir der Boulevards noch nie weh gethan hatte, war der Übergang allerdings ein sehr plötzlicher und rauher. Gleichwohl empfand ich ein gewisses wonniges Gefühl, als ich das Zelt erblickte, das mir und meinen Kameraden, 16 an der Zahl, zur Lagerstätte dienen sollte. Der Raum, der uns zur Verfügung stand, war kein allzugroßer, und der Zugwind, der durch denselben strich, hatte, obwohl es mitten im Sommer war, viel vom frostigen Novemberhauch an sich, schneidend pfiff er durch die Fetzen der Leinwand und die für die wärmenden Sonnenstrahlen gelassenen Lücken, aber man hatte doch wenigstens Stroh, und eng aneinander gedrückt, sich gegenseitig erwärmend, obendrein rechtschaffen müde, schliefen die Mobilgardisten ebenso trefflich, wie die alten Soldaten. Mit dem ersten Morgenstrahl erdröhnte ein Kanonenschuß, das Zeichen der Tagwache. Wie die Bienen aus ihren Körben, schlüpften jetzt tausende von Mobilgardisten, sich reckend und streckend, aus ihren Zelten hervor. Dem einen war der Arm eingeschlafen, dem andern das Bein steif geworden, jeder wußte seinem Kameraden etwas zu klagen; das komische Element wußte sich namentlich zur Geltung zu bringen: da beklagten sich etliche, daß man sie schon so früh geweckt habe, dort wieder stellten sich welche äußerst erstaunt, ihren Kaffee ohne Rahm bekommen zu haben. Unter diesen, erst seit acht Tagen einberufenen, in allem, was auf die Behaglichkeit Bezug hatte, so heiklen Rekruten war mir einer besonders aufgefallen, der am Abend vorher höchlichst erstaunt gewesen war, in seinem Zelte kein opulentes Abendessen vorgefunden zu haben. „Was denken denn die eigentlich?" schrie er mit weit aufgerissenen Augen, und seine Überraschung wandelte sich in Unwillen, aber das Abendessen blieb aus. — „Ah, so behandelt man uns," murmelte er vor sich hin, „zum Teufel, wie wirds da erst im Felde werden!" Ich dachte natürlich nicht anders, als daß dieser Mobilgardist irgend ein verzogenes Muttersöhnchen, ein Graf oder Marquis, der aus dem Faubourg St. Germain hier urplötzlich mitten unter die Demokratie hereingeschneit worden war, sein müsse. Ein Kamerad, den ich im Vertrauen über den Anspruchsvollen ausforschte, teilte mir mit, daß mein vermeinter Edelmann noch vor wenigen Tagen der ehrsamen Beschäftigung eines Portiers obgelegen, und die Hausthüre auf- und zu gemacht habe, ein Fall, der mir übrigens noch mehr als einmal vorkam. Die Ansprüche der Mobilgardisten von Paris standen im umgekehrten Verhältnisse zu der Stellung, die sie früher eingenommen hatten; die verführten das ärgste Geschrei und hatten das größte Maul, deren Aufenthaltsort die Straßenecke, und deren Wohnung eine Mansardenkammer gewesen war. Die Soldatenkost war ihnen nicht gut und reichlich genug, und dem Lagerleben vermochten sie keinen Geschmack abzugewinnen.

Übrigens fehlte es dem Bilde, welches das Lager von Châlons im ersten Frühlicht bot, weder an Großartigkeit, noch an Erhabenem. So weit das Auge blickte, hoben sich die weißen Spitzen der Zelte von der Ebene ab. Ihre langen Linien verschwanden in dem wellenförmigen Terrain teilweise, und tauchten erst am fernsten Horizonte wieder auf. Ein Gesumm wie in einem Bienenkorb belebte diese wandelnde Stadt, ein Dichter des Altertums hätte gesagt, sie schließe die Blüte der großen Stadt Paris, den „heiligen Frühling" ein; trauriger Frühling, in dem man nur die Frostigkeit und Herbe des Winters zu kosten bekam, ohne daß der Sommer seine Früchte geboten hätte. Aber neben dem imposanten lieblichen Anblick, den das Lager bot, machten sich auch Schattenseiten bemerkbar, welche seine malerischen Reize wesentlich beeinträchtigten. Schreckliche Wirbelstürme jagten über die öde, langgestreckte Ebene hin, und blendeten mit ihren Sand- und Staubmengen die dort Lagernden; der erschlaffenden Hitze bei Tag folgte nachts eine bis auf die Knochen dringende Kälte. Reichlicher Tau und Reif überzog die Zelte, und wenn man bei Sonnenaufgang kaum zu atmen vermochte, klapperte man abends vor Frost. — „Die Regierung weiß wohl, was sie will," sagten die Mobilgardisten, „wir sind Republikaner, und darum will sie uns langsam umbringen."

Nach dem ersten Kanonenschusse begann im ganzen Lager das militärische Thun und Treiben. Die Tambours trommelten, die Trompeten schmetterten, und diejenigen der Offiziere, die so glücklich gewesen waren, Gewehre für ihre Leute auftreiben zu können, mühten sich ab, ihren Leuten den Gebrauch derselben beizubringen, den sie noch nicht kannten. Bei vielen Compagnien exerzierten die Leute, da sie keine Tabatière-Gewehre hatten, mit Stöcken. Die Mobilgardisten, welche nichts besaßen, als ihre Löhnung, lebten wie die andern Soldaten auch

die reichen Muttersöhnchen aber fanden sich in Petit Mourmelon zusammen, wo es jederzeit noch etwas gab: von Gänseleberpasteten und Champagnerflaschen herab bis zum Handwasser nach Tisch für die feinen Herrn. Schon lange hätte ich einmal nach Petit Mourmelon gehen sollen. Toll genug ging es dort her. Man denke sich eine lange Straße, in der zu beiden Seiten eine einzige Reihe von Schänken, Tabagien, Hotels garnis, verdächtigen Häusern, ärmlichen Kramläden, Kaffees und Restaurants sich hinzieht, wo immerwährend ein Auf- und Abströmen von Käppis und Blousen, roten Hosen und goldenen Streifen stattfand. Den ganzen Tag über war hier Markt; Uhren wurden gekauft und verkauft, das Wechselgeschäft florierte; da und dort wurde Komödie gespielt, in einem andern Winkel wieder wurde getanzt. Dieses Petit-Mourmelon, das auf dem großen Lagerplatze wie eine Warze sich ausnahm, kann sich rühmen, sein Möglichstes dazu beigetragen zu haben, die Indisziplin groß zu ziehen und zu entwickeln. Verschwendung und Trunksucht — hier konnte man sie lernen. Man sprach noch jetzt im Schatten dieser zweideutigen Häuser von dem unverschämten, trotzigen Empfang, den die Pariser Bataillone einem „Marschall von Frankreich" bereitet hatten, und diese Elenden waren erst noch stolz darauf. Vielleicht, wenn eine eiserne Faust darein gefahren wäre, sie hätte diese im Kultus der Insubordination groß gewordene Bande zu striegeln und wieder zurechtzubringen vermocht, aber man glaubte unseligerweise mit Nachsicht bessere Früchte erzielen zu können. Einem, dem das Herz auf dem rechten Flecke saß, und auf dem das bei Wörth vergossene Blut noch mit Zentnerschwere lastete, mußte diese Plattheit und dieses Geschrei zum Ekel sein. Viele von den jungen Leuten, die ich von Paris her kannte, und die mit mir zum Waffendienst ausgebildet wurden, machten keinen Hehl daraus, und gaben ihrer Entrüstung über derartige Zustände, die unbedingt nur von Schaden sein konnten, offen Ausdruck. Die Uniform, die ich trug, wurde mir unter solchen Umständen verhaßt. Mittlerweile hatte ich vom 3. Zuavenregiment sprechen hören, dessen Trümmer sich im Lager von Châlons angeblich sammeln sollten. Der Oberst, Alfred Bocher, war unter den Überbleibseln dieses so außerordentlich tapferen Regiments. Ich kannte ihn seit meiner Kindheit, und mein Entschluß war rasch gefaßt. Ich mußte nur noch das 3. Zuavenregiment und dessen Oberst zu entdecken suchen.

Man braucht die Ebene von Châlons nicht persönlich zu kennen, um es gleichwohl glaubwürdig zu finden, daß es dort eine immerhin gewagte Geschichte ist, ein Regiment aufzufinden; um zu diesem Resultate zu gelangen, bedarf es der Geduld eines Reisenden, der die Spur irgend eines Indianerstammes im fernen Westen verfolgt. Dazu war es noch in dem Augenblicke, als der Marschall Mac Mahon, auf dem noch das Unglück von Reichshofen mit seiner ganzen furchtbaren Schwere lastete, seine Armee wieder sammelte, die, nachdem sie noch einmal bei Beaumont gefochten, im Strudel von Sedan untergehen sollte. Überall Soldaten und Zelte, wohin man auch sehen mochte, es war eine Wüste, von Bataillonen bevölkert. Schon begann sich eine Gruppe Versprengter zu bilden, die an und für sich schon groß, mit jedem Tage noch mehr anwuchs. Die Niederlagen der verflossenen Tage vermehrten noch die Plage dieser militärischen Stromer. Sie bildeten ein Lager im Lager. Von den Zelten eines Linien-Regiments kam ich zu denen eines Bataillons „Chasseur de Vincennes," von einer Schwadron Kürassiere zu einer Schwadron Husaren, dann verlor ich mich wieder unter Batterien, deren Geschütze in der Sonne glänzten. Fragte ich irgendwo an, in der Hoffnung, richtige Auskunft zu erhalten, so bekam ich nichts als leere, nichtssagende Antworten. Endlich, nachdem ich drei oder vier Tage in dieser nur von den Tönen der Signalhörner belebten Wüste hin- und hermarschiert war, gelangte ich zu dem Platze, wo das 3. Zuavenregiment lagerte. Ich fand daselbst einige hundert Mann, welche eine Jacke mit den gelben Schnüren trugen. Als das Regiment sich in Afrika einschiffte, hatte es beinahe 3000 Mann gezählt. Hier traf ich denn auch Oberst Bocher; er saß, von drei oder vier Offizieren umgeben, auf einem Feldstuhle, die Offiziere hatten es sich auf Strohbündeln bequem gemacht. Ich nannte ihm meinen Namen, und trug ihm mein Gesuch vor. — „Sind Sie sich aber auch darüber klar, was Sie von mir erbitten?" fragte er, „es ist nichts anderes als eine lange Kette von Elend, Strapazen und Leiden aller Art. Jeder Soldat kennt sie, hat sie schon durchgemacht, bei den 3. Zuaven aber sind sie die beständigen Begleiter. Mein Regiment hat einen Ruf, auf den es stolz sein darf, aber er bringt ihm auch die gefährliche Ehre, immer zuerst ins Feuer zu kommen. Folgen Sie nur einer jugendlichen Wallung, so nehmen Sie sich Zeit, es nochmals zu überlegen."

Es bedurfte bei mir dessen nicht lange, und der Oberst gab meinem Wunsche nach. Er händigte mir eine Karte ein, auf welche er in Eile einige Worte geschrieben hatte, und durch die ich ermächtigt ward, in eine aktive Compagnie einzutreten, ohne zuvor den Schneckengang und die Langeweile der Depots durchgekostet zu haben, dann entließ er mich. Wenige Tage später war ich in Paris, wo ich mich nur anwerben zu lassen und einzukleiden brauchte. Aber das war schwieriger, als ich gedacht hatte. Nichts war geschehen, die Anwerbungen zu erleichtern und zu beschleunigen, und zudem hatte noch nie ein Pariser Schneider seine Scheren und Nadeln in Bewegung gesetzt, eine Zuaven-Uniform herzustellen. Der eigentliche Regimentsschneider wohnte in Afrika, in Mostaganem; endlich aber waren alle Schwierigkeiten überwunden, meine Jacke auf dem Rücken, und mein Marschbillet in der Tasche, brach ich am 28. August als Zuave 2. Klasse vom 3. Regiment nach Rethel auf, von wo aus ich auf Grund meines Billets bis nach Reims reisen konnte. Übrigens hatte ich weder ein Gewehr, noch Patronen. Mein ganzes Gepäck bestand aus einem Shawl, in welchem zwei Flanellhemden, drei oder vier paar kurze wollene Halbstrümpfe und etliche Taschentücher waren. Mein Geld hatte ich in einem Gurt verborgen, wer ihn durchsucht hätte, würde eine ganz hübsche Zahl Goldstücke darin gefunden haben. Auf der Station Reims, wo man damals den König Wilhelm von Preußen noch nicht erwartete, stiegen alle meine Reisekameraden aus. Ein Artillerie-Offizier, der aussah, als ob er 100 Meilen querfeldein zurückgelegt hätte, verließ ebenfalls den Zug, streckte seine mit Kot überzogenen Beine auf den Polstern des Wartsaals aus, drehte sich um, und begann zu schnarchen, wie eine Batterie. Um 2 Uhr morgens war ich endlich in Rethel. Jetzt galt es nur noch, das 3. Zuavenregiment aufzufinden. Es regnete in einem fort, und die Stadt stand noch unter dem lähmenden Einfluß eines Besuchs, den sie tags zuvor erhalten hatte. Vier Ulanen hatten Rethel eingenommen, aber nicht zahlreich genug, diese Souspräfektur besetzt halten zu können, waren sie wieder fortgeritten, wie sie gekommen waren, langsam, im Schritt. Während ich mit dem Gastwirt, der mir ein Zimmer und ein Bett überlassen hatte, über die Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit eines Wiederkommens der Ulanen mich unterhielt, erfuhr ich, daß das 3. Zuaven-Regiment vor drei Tagen abmarschiert war, wohin? das wußte niemand. Ich hätte aber genaue Nachrichten und ein Gewehr haben mögen; in vergeblichem Suchen verging mir der Morgen, ich hatte mich nicht mit Waffen versehen können, und auch keine weitere Auskunft erhalten, nur so viel stand fest, die Eisenbahn konnte ich nicht mehr benützen; da ich aber fest entschlossen war, zu meinem Regiment zu stoßen, wurde ich schließlich mit einem Kutscher handelseins, der sich verpflichtete, mich nach Mézières zu führen.

Wir hatten auf der Straße dorthin noch keinen halben Kilometer zurückgelegt, als uns bereits Bauern begegneten, die in voller Bestürzung daherkamen, einige unter ihnen blickten alle Augenblicke rückwärts, und beschleunigten gleich darauf wieder ihre Schritte. Je weiter wir mit unserem Fuhrwerk vorwärts kamen, um so zahlreicher wurden diese Flüchtlinge, die fast die ganze Landstraße einnahmen, ihr Vieh vor sich hertrieben, und auf ihrer Flucht endlos lange Reihen von Kärren mitführten, auf denen Möbel aller Art, Lebensmittel und Handwerkszeug aufgeladen waren; Weiber und Kinder hockten heulend und wehklagend auf Heu oder Stroh. Ich mußte an die Jubelgesänge denken, mit denen in Paris die Kriegserklärung begrüßt worden war, an den alle mitreißenden Enthusiasmus und das Fieber der ersten Tage. Jetzt war ich nicht mehr in der „Großen Oper," aber mitten in einem öden Land, das seine Bewohner verließen. Die Angst, die Preußen würden morden, sengen und brennen, ließ die Leute wie eine Schafherde davon laufen. Ich fragte einen dieser Flüchtlinge nach dem Wege, er wußte nichts anderes, als daß die Preußen in ungeheurer Zahl kämen, sie hätten bereits die Straße zwischen Mézières und Rethel versperrt, und er riet mir, so rasch als möglich umzukehren. Nachdem er mir diesen guten

Rat erteilt, machte er seinerseits, daß er weiter kam. Dumpfe Detonationen in der Ferne verliehen den Worten des Bauern eine ernstliche Beredsamkeit, es war die gewichtige Stimme der Kanonen, welche sich hier vernehmen ließ, der Kanonendonner kam aus der Richtung von Vouziers. Ich hatte bisher solchen nur bei festlichen Gelegenheiten oder freudigen Ereignissen im Kaiserhaus in Paris gehört; hier, auf der stillen Landstraße, in der stillen, friedlichen Landschaft, beim Anblick dieser Straße, auf der eine kopflose Menge in Unordnung dahinfloh, war er für mich etwas ganz besonderes, und schneller rollte mir das Blut in den Adern. Später sollte ich mit diesem Lärm um ein gutes vertrauter werden. In der nächsten Umgebung stand eine Ferme (Bauernhof) in Flammen, und man brauchte sich nur ein wenig umzudrehen, so konnte man hinter den Hecken die preußischen Plänkler sehen, welche Flintenschüsse mit den Unsrigen wechselten.

Um 6 Uhr abends erreichte mein Fuhrwerk die Thore von Mézières. Meine erste Sorge war, wie in Rethel, die, irgendwo ein Gewehr und Nachrichten vom 3. Zuavenregiment zu erhalten, aber der Wirrwarr und die Unordnung, die ich bereits in Rethel hatte kennen lernen, waren hier um kein Haar geringer. Ein Beamter, zu dem ich mit vieler Mühe zu gelangen so glücklich gewesen war, schwur mir bei allen seinen Aktenstößen, daß kein Mensch von der ganzen Stadtverwaltung wisse, noch wissen könne, wo zur Zeit das von mir gesuchte Regiment liege. Da war also nichts zu machen; blieb noch die Frage zu lösen, woher ich ein Gewehr bekommen sollte? Daß ich so entschieden darauf bestand, ein solches in die Hand zu bekommen, schien den braven Beamten in großes Erstaunen zu versetzen, er wurde freundlicher. „Ich begreife Ihren Eifer, Ihrem Vaterlande zu dienen, und sich nützlich zu machen," sagte er, „und ich möchte Sie daher veranlassen, nach Lille zu gehen." — „Nach Lille? nach Lille in Flandern?"

„Ja wohl, mein Herr, nach Lille, im Departement du Nord, wo ein Regiment gebildet wird, das aus sehr verschiedenen, aber auch sehr gewählten Elementen bestehen soll. Sie werden dort sicher ohne weiteres angenommen, und finden dort sicher auch ein Gewehr, nach dem Sie so großes Verlangen tragen, und das Sie sich bisher weder in Rethel noch in Mézières verschaffen konnten. Im übrigen, ich muß mich an meine Befehle halten.

Unsere Unterredung war zu Ende, die Stimme der Autorität hatte entschieden, freilich war sie für einen Freiwilligen, der geträumt hatte, wenige Stunden schon nach seiner Abreise von Paris den Preußen

Die Marseillaise in einem öffentlichen Garten zu Paris.

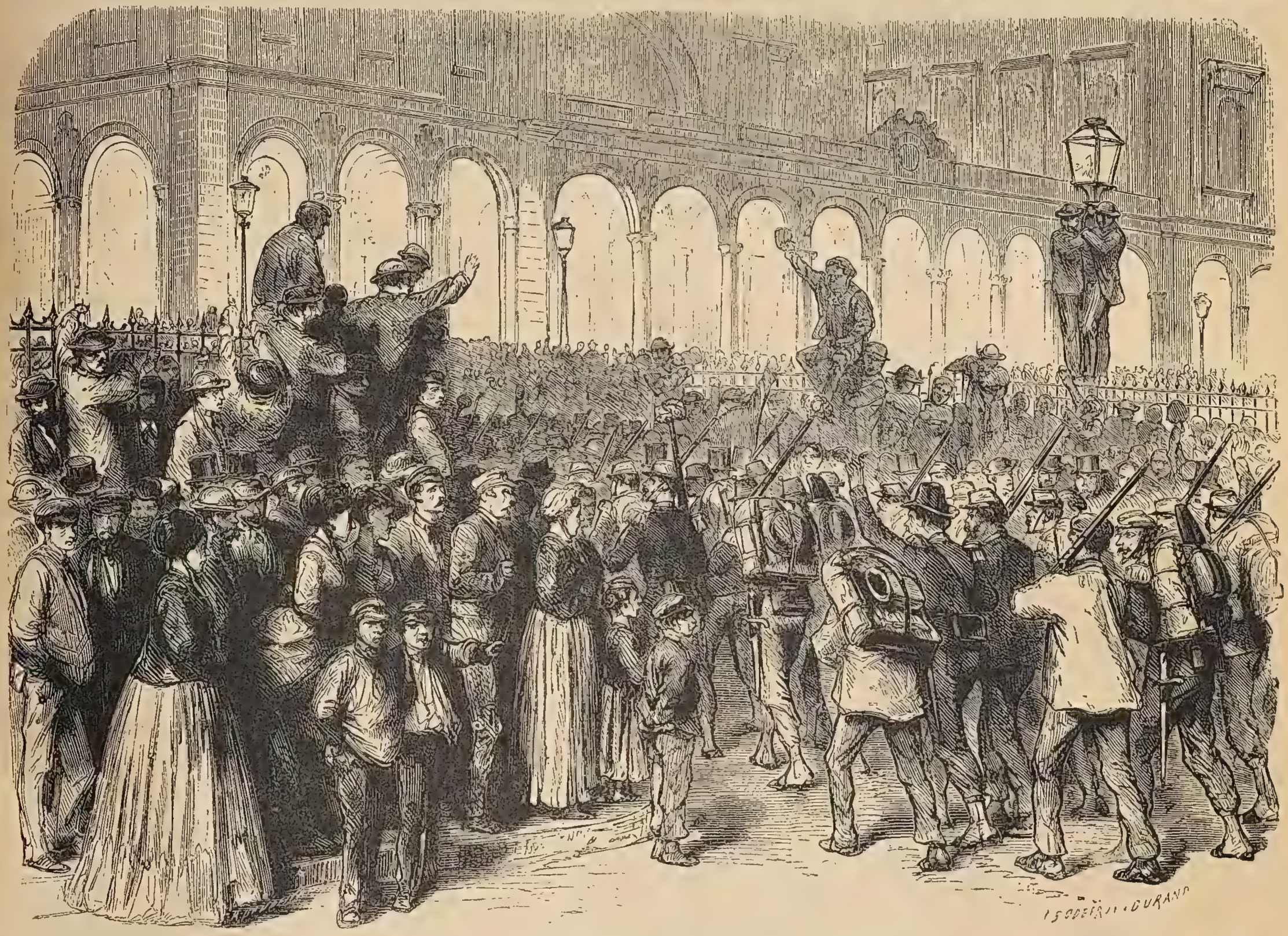
gegenüber stehen zu können, weder lieblich, noch tröstend. Statt in die Schlacht, sollte es ins Depot gehen! Ich ließ die Ohren hängen, und schlenderte, traurig gestimmt, durch die Straßen hin. Überall Soldaten in Uniform; die einen kamen, die andern gingen, aus dem einen Wirtshaus heraus, gings in die andere Weinschenke hinein; es war mir, als läge ein gut Stück Enttäuschung in der Luft.

Es war schon ziemlich dunkel, als mir ein Vorübergehender die Straße wies, welche auf meinem Quartierbillet verzeichnet stand, und ich säumte nicht, an der Thüre des bescheidenen Häuschens zu pochen, das mich für diese Nacht beherbergen sollte. Eine Magd, den Leuchter in der Hand, öffnete mir, und führte mich in eine Art Dachkammer, deren ganze Bodenfläche ein altes, windschiefes Bett einnahm, aber lange Betrachtungen anzustellen, dazu fehlte mir die Zeit, im übrigen heischte mein müder Körper seine Rechte, die Bequemlichkeit hatte in den Hintergrund zu treten. Nach fünf Minuten lag ich, vollständig

angekleidet, in tiefem Schlaf. Um 2 Uhr morgens etwa, weckte mich ein Höllenlärm, Fanfaren schmetterten ringsum. Ich sprang mit gleichen Füßen aus dem Bett, und lief nach dem Hausflur; ein Dienstmädchen, das aus einem Dachfenster heraussah, sagte zu mir: „Es ist der kaiserliche Prinz, den man weckt, und dem die Fanfaren gelten.“ Diese Trompeten bliesen alle zum Satteln und zu einem Ritt, von dem es keine Wiederkehr geben sollte. Reiter sprengten im Galopp durch die Straßen. Die Schwadronen stellten sich in Marschordnung auf; in das Klirren der Waffen mischte sich von fernher das Rollen eines Wagens, dann war wieder alles still; der Erbe eines Kaiserthrones zog auf der Straße dahin, — dem Abgrund entgegen.

Der Bahnzug, der um 6 Uhr von der Station Charleville abfahren sollte, war in dem Augenblicke, als ich ankam, noch nicht zusammengestellt. Der Bahnhof war voll von fiebernden und erschöpften Soldaten, unter denen fast ebensoviele Nachzügler als Kranke sich befanden, und die nun von der Verwaltung, die nicht wußte, wo ihr der Kopf stand, in die Depots im Norden und die verschiedenen Spitäler gesandt wurden, welche noch über einige Betten zu verfügen hatten. Erst um 9 Uhr waren die Wagen voll, sie enthielten jetzt die Trümmer von zwanzig Regimentern. Nach 9½ Uhr setzte sich die Lokomotive langsam in Bewegung. Da und dort sah man die roten Hosen von den Plattformen der Wagen herunterbaumeln, und auf den Trittbrettern, auf den Wagen lagen die Soldaten, auf den Puffern sogar hockten sie. Von Zeit zu Zeit fuhren andere, mit Soldaten angefüllte Züge, mit Kanonen und Pferden, vorüber. Die Soldaten grüßten im Vorbeifahren den Zug, der von Mézières abfuhr. Es war das Armeecorps des Generals Vinoy, der die Armee Mac Mahons verstärken sollte, sich aber schleunigst zurückziehen und in Paris mit einschließen lassen mußte. Einer dieser Züge hielt auf der Station Harrison etwa zwei Stunden lang zu gleicher Zeit wie jener, in den ich gestiegen war. Man plauderte aus den Wagenfenstern herüber und hinüber, Kavallerie und Infanterie unterhielt sich miteinander, und so erfuhr ich ganz zufällig, daß ein Detachement des 3. Zuaven-Regiments in kürzester Bälde in einem schon bereitstehenden Zuge abfahren werde. Sofort entschloß ich mich, die Ankunft meiner mir noch unbekannten Kameraden abzuwarten. Nach Verfluß von vier vollen Stunden erschien endlich das Detachement der Zuaven vom 3. Regiment. Mit einem Satz stand ich vor dem Lieutenant, der das Kommando führte. — „Mein Herr!“ redete ich ihn an.

„Man redet mich mit „mein Lieutenant“ an,“ erwiderte der Offizier trocken, und fügte mit gerunzelter Stirn, und mich von oben bis unten betrachtend, bei: „Was wollen Sie? Machen Sie es kurz.“ Ich setzte ihm in kurzen, präzisen Worten meinen Wunsch auseinander. „Steigen Sie ein!“ war alles, was der Lieutenant sagte. Im nächsten Augenblicke war ich in einem der Wagen, in dem 15 Zuaven ihre Gamaschen länger schnallten. Neugierige Blicke richteten sich auf mich, den neuen Ankömmling, der so urplötzlich sein kleines Kinnbärtchen unter diese wilde Versammlung roter und schwarzer Schnauzbärte hineinzutragen wagte. Der Augenblick war kritisch, hier war eine Klippe, die es zu umschiffen galt. Eine prachtvolle Pfeife, welche ich hervorzog, und die ich der Reihe nach einem jeden anbot, eroberte mir die Herzen meiner Reisegefährten im Sturme. Zum Zeichen, daß sie mich in ihrer Mitte aufgenommen, duzten sie mich sofort. Gegen zehn Uhr abends hielt der Zug in Charleville: das Zuaven-Detachement biwakierte auf einer Promenade oberhalb des Bahnhofs. Der Einfluß meiner Pfeife, deren Bernsteinspitze aus meiner Tasche hervorschaute, verschaffte mir den Eintritt in ein Zelt, wo die herzlichste Gastfreundschaft mich in einer Ecke des Rasens willkommen hieß. Meine Decke, die ich seit meiner Abreise von Paris nicht aus der Hand gelassen hatte, diente mir als



Ausmarsch der Truppen von Paris.

Matratze wie als Decke, und wohlgemut schlief ich unter meinen Kameraden ein. Als ich zufällig die Augen aufschlug, und im matten Lichte einiger da und dort noch glostender Holzscheite dieses bunte Durcheinander in riesigen Hosen steckender und dort beinahe verschwundener Beine, und die bis zur Hälfte unter dem roten Fetz versteckten Gesichter sah, mußte ich im stillen lächeln. Der Morgentau, der mir durch die ganze Kleidung drang und mich erstarrte, weckte mich auf. Die Zuaven, welche in allen möglichen Tonarten unter dem Zelte geschnarcht, ließen die Ohren hängen, wie begossene Hunde, und während sie seltsame Melodien, vermischt mit albernen Couplets, vor sich hinsangen oder pfiffen, machten sie sich daran, die Zelte abzuschlagen und ihre Tornister zu packen, um beim ersten Signal zum Abmarsch bereit zu sein. Ich suchte damit, so gut es eben gehen wollte, auch fertig zu werden.

Um 7½ Uhr nahm ein Zug das Detachement auf, und die Lokomotive dampfte in der Richtung auf Sedan ab. Dieses „Abdampfen" darf jedoch nur im allerbescheidensten Sinne genommen werden. Der Zug ging, oft schlich er nur. Mit der Hand regierte der Führer den Hebel seiner Maschine, mit dem Blicke musterte er den Horizont. Man wußte nichts näheres, wo die Deutschen standen, und jeden Augenblick befürchtete man, die Bahn möchte zerstört sein. Längs des Schienenstrangs zog sich die Landstraße hin, die von flüchtenden Bauernfamilien wimmelte; in der größten Eile hatten sie, von Furcht und Verzweiflung ergriffen, Haus und Hof im Stiche gelassen. Die Armen hieben auf die Tiere ein, um schneller vorwärts zu kommen, weinende Frauen trugen Kinder auf dem Arme. Deutlich hörte man das Knirschen der mit allem Möglichen beladenen Wagen im Sande. Dumpfer Donner rollte in der Ferne, an den Hecken hin zogen sich weiße Rauchwölkchen, alles schaute dort hinüber, der Zug fuhr der Schlacht entgegen. Ein aus Bangigkeit und Ungeduld zusammengesetztes Gefühl beschlich mich. In diesem Augenblicke erschien ein Zuave auf dem Trittbrett, und überbrachte seinen Kameraden den Befehl des Lieutenants, sich zum Feuern bereit zu halten. Im nächsten Augenblicke waren sämtliche Chassepots geladen und fertig gemacht. Sämtliche Wagenfenster waren wie gespickt mit Gewehrläufen, und der Zug nahm jetzt auch eine schnellere Gangart an. Man sah in der Ferne nur noch einige dunkle Gruppen, die in der Ebene sich sanft, wellenförmig bewegten. Einige unter den Zuaven, die sich besonders scharfer Augen zu erfreuen hatten, behaupteten, preußische Pickelhauben deutlich zu erkennen. Plötzlich kam von einem für uns nicht sichtbaren Punkte aus eine Granate geflogen, und wühlte sich in den Eisenbahndamm ein, eine zweite, die der ersten unmittelbar folgte, riß das Eck eines Wagens weg, der im übrigen mit der Erschütterung davon kam. Die Zuaven antworteten auf die beiden Granaten mit etlichen, aufs geratewohl abgefeuerten Flintenschüssen, die den schwarzen, dunkeln Massen in der Ferne hatten gelten sollen.

Eine Stunde später war der Zug in Sicht von Sedan, bald hielt er auf dem beinahe 1 Kilometer vom Mittelpunkt der Stadt gelegenen Bahnhofe. Schon hielten preußische Bataillone etliche benachbarte Höhen besetzt. Die nämlichen Hin- und Herspringereien, die mich in Mézières und Rethel ermüdet hatten, warteten meiner auch in Sedan. Kaum hatte ich etliche Schritte in die Stadt hineingethan, als mir ein Zuavenfourier mit noch einigen meiner Kameraden befahl, nach dem Bahnhofe umzukehren, wo, wie er sagte, Kisten mit Chassepotgewehren angekommen seien. Im Laufschritt gings dorthin, aber weder Kisten noch Gewehre waren da, dagegen ganze Haufen Brotlaibe, und Berge von Säcken mit Zwieback gefüllt. Ich blickte den Fourier an. „Sie begreifen die Geschichte nicht?" sagte er lachend zu mir, „und doch ist die Sache so einfach, ich brauchte etliche Leute, die den guten Willen hatten, mir diese Vorräte fortschaffen zu helfen. Wären Sie mit mir gegangen, wenn ich Ihnen nicht Waffen versprochen hätte?" Darauf ließ sich allerdings nicht wohl etwas erwidern. Unter jedem Arm einen Brotlaib, und unter der Last meines Sackes beinahe erliegend, kehrte ich nach Sedan zurück, wo mein Bataillon auf dem Stanislausplatze zu warten hatte, bis weitere Befehle kämen. Ein solcher traf denn auch bald darauf ein, wir mußten wieder an das Pariser Thor zurück, durch welches wir eingezogen waren. Ein ganz entsetzlicher Lärm herrschte in der Stadt; Adjutanten sprengten durch die Straßen, Stafetten mit Depeschen kamen, an den Straßenecken bildeten sich Gruppen; ein Mann kam gelaufen, der in einem fort ganz laut schrie, „man habe einen großen Sieg erfochten," aber gar viele schüttelten ungläubig die Köpfe zu dieser Nachricht. In nordöstlicher Richtung von Sedan dröhnte unaufhörlich der Donner der Geschütze, man spürte es, dort wickelte sich ein gut Teil der Schlacht ab, die man heute schlug; aufmerksam horchte alles nach jener Gegend hin, die Herzen schlugen schneller. Mit einemmale riß mich ein Sergeant aus meinen Betrachtungen, er rief alle diejenigen, die noch keine Waffen hatten, zu sich her, und führte mich mit einigen meiner Kameraden nach der Citadelle, wo man endlich Gewehre an uns austeilte. Der Platzkommandant, welcher der Verteilung beiwohnte, ließ nach derselben die Zuaven einen Kreis bilden, und hielt eine Ansprache an dieselben, in der er sie aufforderte, ihre Waffen tapfer zu gebrauchen, dann gings unter Führung des Sergeanten im Laufschritt ans Pariser Thor, wo man sich auf einen Angriff des Feindes gefaßt machte. Bürger, die nicht wußten, wo aus und ein, kamen und gingen, das einemal wars ringsum ganz still, dann folgten plötzlich wieder dumpfe Explosionen. Zwei Soldaten trugen auf zwei gekreuzten Gewehren einen halbtoten Ulanen herbei. Etliche verkommene und dumme Menschen, wie sie sich ja überall finden, drängten sich um die improvisierte Tragbahre, schimpfend und schreiend. Auf seiner blutüberströmten Brust hing, wie das offene Hemd des armen Burschen zu sehen gestattete, ein kupfernes Täfelchen, das meine Neugier in hohem Grade erregte. Das Gesicht des Verwundeten war wachsbleich, er regte sich nicht, vielleicht hörte er nicht einmal die rohen Schmähungen jener elenden Burschen. Das Täfelchen hatte die Neugier der Menge erregt; war es, wie einige behaupteten, eine Art geheimnisvoller Küraß, die Soldaten König Wilhelms vor feindlichen Kugeln zu schützen oder war es ganz einfach eine Art praktische Etikette, auf der die Matrikel-Nummer des Soldaten mit der des Regiments, des Bataillons und der Compagnie verzeichnet ist, um den Mann, falls er fiel, rekognoszieren zu können? (Dies letztere ist bekanntlich der Fall. Der Herausgeber.) Der Kanonendonner, der unaufhörlich fortgrollte, ließ mir nicht lange Zeit, über diese Geschichte nachzudenken. Ein Sergeant stellte uns längs der Mauer auf, welche die Enceinte bildet, je mit fünf Meter Abstand, und schärfte uns ein, ja nicht zu feuern, ohne scharf gezielt zu haben. Es war gegen 6 Uhr abends, als ich meinen Posten einnahm; um zwölf sollten wir, so war uns gesagt worden, abgelöst werden, meine erste Wache sollte also von 6stündiger Dauer sein; ein bißchen lang, aber ich hatte ein gutes Chassepotgewehr in der Hand, und zwar ein nagelneues, ich hätte die Ecke, in welcher mich der Nordostwind gehörig ausblies, nicht mit einem Orchestersitz der großen Opera vertauscht. Meine Kameraden und ich lagen alle auf dem Wall im taufrischen Gras, keiner sprach ein Wort, jeder einzelne war auf seiner Hut. Meine Aufmerksamkeit wurde einigemal durch einige Bewegungen, die in unserer Nähe stattfanden, abgezogen. Zwei Liniencompagnien marschierten, mit Gewehr über, nachdem die Zugbrücke herunter gelassen worden, nach dem Bahnhofe, wo sie eine Feldwache bezogen. Ihre Tritte hallten durch die Dunkelheit herüber und ihre schwarze Masse verschwand langsam in derselben.

Die scharfe, schneidende Nachtluft machte sich fühlbar. Meine wollenen Kleidungsstücke, sogar meine Kapuze tränkten sich vom Tau, kalte Schauer liefen mir über die Haut. Es schlug zehn Uhr, elf Uhr; nichts regte sich auf der Ebene vor uns. Meine Augen, welche sich in die Dunkelheit einbohrten, begannen nachgerade laß zu werden. Vielleicht wäre ich eingeschlafen, wenn mich nicht die eisige Kälte, die von meinen im Wasser stehenden Füßen bis zu den Schultern heraufzog, wach gehalten hätte. Rechts und links von mir lagen meine Kameraden von der Wache träge auf dem dunkeln aufgeweichten Rasen. Von Zeit zu Zeit stieß der eine oder andere ein paar Worte aus, dann war wieder alles still. Jetzt schlug es Mitternacht, wir zählten mit gespitzten Ohren einen jeden Schlag. Mein Enthusiasmus war um etliche Grade weniger feurig geworden. Mehrere von uns blickten sehnsüchtig nach der Richtung hin, woher wir marschiert waren, aber nichts ließ sich erblicken. Als es halb ein Uhr schlug, meinte mein Nachbar, durch Erfahrungen gewitzigt, „wir werden wohl eben bis morgen früh da bleiben müssen!" Er sollte sich nicht getäuscht haben. Um sechs Uhr in der Früh standen wir unbeweglich noch auf demselben Platze. Um die Schläfrigkeit zu vertreiben,

die uns mehr als einmal die müden Augenlider zufallen ließ, gab es glücklicherweise einige kleine Zerstreuungen durch mehrere Allarmierungen. So z. B. waren, gegen ein Uhr, die in unserer Nähe lagernden Mobilgardisten, welche marschierende Abteilungen gehört hatten, zu ihren Gewehrpyramiden gesprungen, und hatten dabei aus vollem Halse: „Zu den Waffen, zu den Waffen!“ geschrieen, und auf gut Glück in die Nacht hinein zu feuern begonnen. Die im höchsten Grade aufgebrachten Offiziere rannten hin und her, und riefen: „Schießet nicht, so lasset doch in des Teufels Namen euer dummes Schießen bleiben,“ aber es half sie nichts, die Schüsse krachten nach wie vor. Dieser dumme Lärm dauerte über fünf Minuten. Die ganze Geschichte war höchst einfach: Eine Liniencompagnie war von einer Rekognoszierung heimgekehrt, das waren die Tritte gewesen, die man vernommen hatte. Leider kostete dieser blinde Lärm einem Korporal das Leben. Ähnliche Allarmierungen kamen noch zwei oder dreimal vor; die letzte beachtete ich gar nicht mehr. Gegen ½5 Uhr in der Früh, der Tag graute eben, donnerte von einem der Wälle Sedans ein Kanonenschuß, es war der erste, das Zeichen, daß ein Tag angebrochen, den man noch lange zu den unseligsten zählen wird, und der namenloses Unheil über Frankreich brachte. Bald folgten ihm heftige Artillerie- und Infanteriesalven. In dem matten Zwielicht beobachtete ich die roten Feuergarben, und lauschte dem die Lüfte füllenden Donner der Kanonen; bald hatte sich mein Ohr daran gewöhnt, obgleich der Lärm ein fürchterlicher war. Auf den Ellenbogen mich stützend, lauschte ich dem Rollen des Kanonendonners, der keinen Augenblick verstummte, vielmehr an Stärke und Heftigkeit immer mehr zunahm und näher kam. Immer stärker tobte die Schlacht. Diesmal war mir mein Platz zuvor schon angewiesen worden. Gegen 6 Uhr wurde das Detachement, das die Nacht über auf dem Wall die Wacht zu geben gehabt hatte, eingezogen: „Jetzt ists gerade noch Zeit, einen Bissen zu sich zu nehmen,“ sagte mein Sergeant, „spute dich, es wird bald genug heiß hergehen.“

Ich ließ mir dies natürlich nicht zweimal sagen, und rannte in die Stadt hinein, dem nächsten Wirtsschilde zu. Im Kaffee „de la Comedie“ (zur Komödie), auf dem Stanislausplatz sah ich sechs höhere Offiziere ganz gemütlich Billard spielen. Es schien denselben bei ihrem Carambolagespiel recht wohl zu gefallen, während die preußischen Kugeln klatschend gegen die nahen Mauern fuhren. In vier Minuten war ich mit meinem Essen fertig; was ich in der Eile hinuntergeschlungen, ich weiß es nicht; im vollem Laufe rannte ich nach dem Pariser Thor zurück, wo ich alsbald mit noch einem Zuaven außerhalb der Zugbrücke auf Posten kam. Mein Lieutenant, — ich nannte ihn nicht mehr „Herr“ — hatte uns als Aufgabe bezeichnet, jedermann am Passieren der Brücke zu verhindern, nicht einmal jenseits des Grabens dürfe sich jemand blicken lassen. Bereits wurde die Stadt beschossen, Granaten fuhren zischend durch die Luft und schlugen da und dort mit jenem schneidenden, Mark und Bein durchdringenden Tone, den man nie vergißt, ein. Ich stand zum erstenmale im Feuer, und war nicht wenig aufgeregt; mein Herz schlug in schnellen Schlägen, und unwillkürlich schlug ich in nervöser Hast die Kammer meines Chassepots auf. Diejenigen, die behaupten, in einem solchen Augenblick völlig ruhig geblieben zu sein, gehen mit der Wahrheit wohl etwas gewaltsam um; vielleicht gestattet ihnen ihr Stolz nicht, die volle Wahrheit zu sagen, vielleicht auch haben sie den Vorzug, aus einem besseren Holze geschnitzt zu sein, als andere gewöhnliche Sterbliche. Was mich anbelangt, so kam mir zwar keinen Augenblick der Gedanke, meinen Posten zu verlassen, aber ich war doch die Beute ganz unbestimmbarer und verworrener Gefühle, in denen sich Unruhe und Neugier gegenseitig die Wage hielten. Granaten schlugen gegen das Mauerwerk der Festung, oder peitschten das Wasser in den Festungsgräben, Granatsplitter flogen nach allen Richtungen hin. Ein etwas links vom Thor auf dem Walle stehendes Geschütz erwiderte das Feuer der Preußen ebenso schnell als präzis, und zog sich dadurch deren ganz besondere Aufmerksamkeit zu; in kürzester Zeit waren durch einen Hagel von Geschossen eine größere Anzahl Artilleristen außer Gefecht gesetzt worden, der Feind hatte ganz offenbar die Absicht, hier unser Feuer zum Schweigen zu bringen, und ohne all ihr Verdienst erreichten sie auch in kurzem ihren Zweck; das Geschütz schwieg leider nach kurzer Zeit von selbst, es hatte keine Munition mehr. Einer der noch übrig gebliebenen Artilleristen warf in der Wut seinen Wischer weg, ein zweiter kreuzte die Arme über der Brust, wieder andere zogen sich im tollsten Granatfeuer langsam zurück.

Während dieses ungleichen Zweikampfes schritt ich vor meiner Zugbrücke auf und ab. Die Granaten und Kanonenkugeln, welche bisher allein uns umpfiffen hatten, kamen jetzt in Begleitung eines wahren Platzregens von Flintenkugeln, die gegen die Festungsmauer prasselten, und sich dort platt schlugen, oder an dem eisernen Brückengeländer aufschlagend abprallten; all das verursachte ein Krachen und Knattern, daß mir die Ohren weh thaten. Mein Kamerad und ich standen am Rande des Grabens auf Posten, ein paar lebendige Scheiben, nach welchen die Bayern, die sich des Bahnhofes bemächtigt hatten, in aller Gemütlichkeit schoßen und ihre Geschicklichkeit im Zielen probierten. Sie waren unermüdlich, und nur die Hast, mit welcher sie feuerten, hatte uns bisher vor dem Getroffenwerden bewahrt, aber konnte nicht einer von ihnen ruhiger und besser zielen, und so den ihnen ganz frei hingestellten Zielpunkt richtig treffen? Wir beiden Schildwachen wechselten kein Wort miteinander, aber unsere Blicke sagten deutlich, was wir dachten. Schon hatten mich zwei- oder dreimal dichte Staubwolken und Erdschollen, welche durch Kugeln, die in die Grabenböschung einschlugen, umhergeschleudert wurden, in der Gegend des Schienbeins getroffen, da befahl uns der Lieutenant, welcher die Zugbrücke hatte fallen lassen, unter das Gewölbe, zu dem die Brücke führte, und von wo aus es sich in den Wall hineinzog, zu treten. Ein Seufzer der Erleichterung, ich leugne es nicht, entrang sich meiner Brust.

Kurze Zeit hernach rief er dreißig Freiwillige zur Besetzung der Schießscharten jenseits der Zugbrücke auf. In diesem Augenblicke prasselten die Kugeln nur so auf dem Wege nieder, den man zu passieren hatte, alle Zugänge, der ganze Weg war vollständig von den Kugeln bestrichen. Fünfzig Zuaven meldeten sich, und im Laufschritt gingen die ersten dreißig nach dem ihnen bezeichneten Platze ab. Ich hatte auf Weisung des Offiziers unter dem Gewölbe zurückbleiben müssen; mit schwerem Herzen sah ich meine Kameraden vorwärts stürmen, es erschien mir geradezu unmöglich, daß auch nur ein einziger unbeschädigt aus diesem Hagel von Blei und Eisen davonkommen könnte; aber in vollem Laufe hatten sie bereits die Schießscharten erreicht. Zwei oder drei von ihnen lagen am Boden, ein anderer lag zappelnd im Festungsgraben. Kaum aber hatten sie ihren Beobachtungsposten erreicht, so sandten sie Salve auf Salve dem Gegner zu. Von den Wällen herab feuerten auch die dort postierten Mobilgardencompagnien, schade, daß bei dem überhasteten Feuergefecht die meisten Kugeln den Preußen fast gar keinen Abbruch thaten. Einige wurden bei den Schießscharten getroffen, ein zwischen den Schultern getroffener Zuave blieb tot am Platze. Das Gewehrfeuer, lang hinrollend, wurde übertäubt, erstickt von den Salven der Artillerie. Der Lieutenant ließ zum Rückzug blasen. Wieder mußten wir über die Zugbrücke hinüber, über die der Blei- und Eisenhagel wegfegte. Ein rascher Anlauf, und die Freiwilligen, die so wacker ihre Schuldigkeit gethan, waren drüben, aber das tapfere Häufchen hatte dem Tode seinen Tribut gezahlt; drei sah ich noch stürzen, der Rest verschwand unter dem Thorgewölbe. Mir wars, als würde mir die Kehle in einen Schraubstock gezwängt.

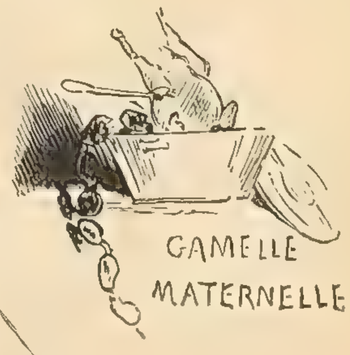
Nun kam der Dienst wieder an mich. Auf ein Zeichen des Lieutenants begab ich mich im selben Augenblicke, als die letzten der Zuaven die Zugbrücke überschritten, mit fünf oder sechs Kameraden nach vorwärts und hing mich mit Aufbietung aller Kraft an die Ketten der Brücke, welche es aufzuziehen galt. Die Preußen, welche sich jetzt durch nichts mehr im Zaume gehalten sahen, stürzten sich nach den Pallisaden hin, und eröffneten ein geradezu höllisches Feuer. Ich sah nichts mehr. Auf diese Handvoll Leute, die sich mit ihrem ganzen Körpergewicht an die Ketten hingen, prasselten ringsum die Kugeln nur so; das pfiff und zischte in einem fort, und prallte klatschend an den Wänden ab. Mir wars, als wären mir acht oder zehn durch den Leib gegangen. Das prasselte, als ob man mit Erbsen würfe. Ich wunderte mich darüber, wie fürchterlich schwer die Brücke war, ich hatte beim Aufziehen derselben die Kraft meiner Muskeln erproben und mich gleichzeitig über die Langsamkeit ärgern können, mit der die einzelnen Kettenglieder in dem Falz liefen, und doch hatte die ganze Geschichte, die mir eine

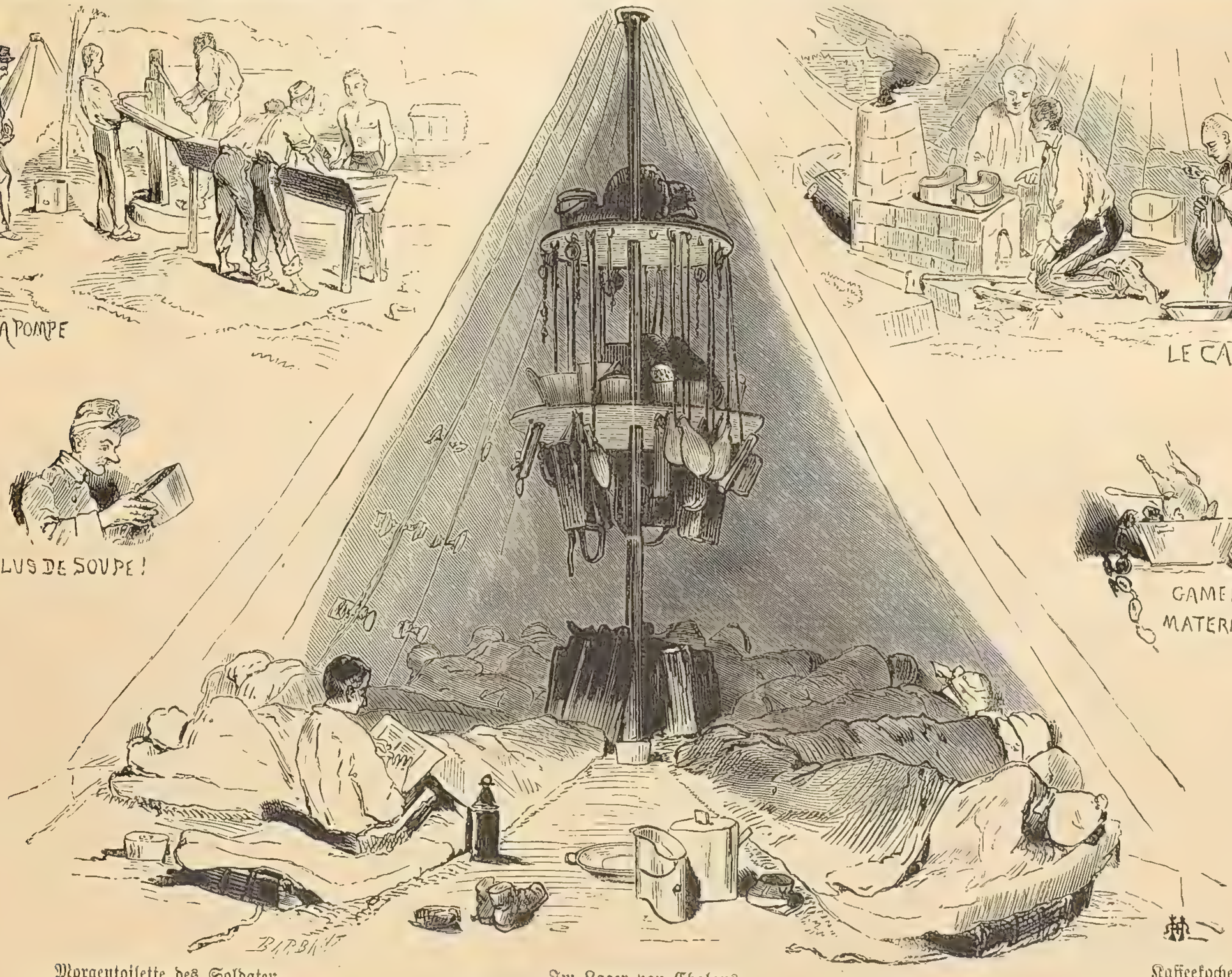
Ewigkeit zu dauern schien, keine fünfzehn Sekunden in Anspruch genommen. Als die Kugeln den schweren Schutzbalken und die Thüre, welche das Gewölbe absperrten, trafen, schüttelte ich mich; nicht einmal eine Kratzwunde hatte ich davon getragen, und von meinen Kameraden war auch nur ein einziger getroffen worden. — „Glück muß man haben," murmelte ein Korporal, der sich die Stirne abwischte.

Im Lager von Chalons: Die Marketenderin.

Einer der mir zunächst Stehenden klopfte mir auf die Schulter und winkte mir, mit ihm nach dem Walle zu kommen. — „Du begreifst," sagte er, „daß es hier nicht mehr viel zu thun giebt, da droben aber können wir alles sehen: das muß köstlich sein!" Diese letzte Bemerkung gab bei mir den Ausschlag. Man hatte da droben freilich, wie der Zuave sagte, die unangenehme Dreingabe der Granaten, die bald da, bald dort einschlugen, aber vor den Kugeln wenigstens konnte man sich ganz bequem schützen. Ich warf mich ins Gras nieder, und steckte mir nach einander einige Cigaretten an, dabei verwandte ich keinen Blick von dem Schauspiel, das sich da vor meinen Augen abrollte. Schwarze dichte Rauchwolken stiegen zum Himmel empor, einige Fermen standen in vollen Flammen, von den Feldern hoben sich lange schwarze Wellenlinien ab. Da und dort sah man einzelne Gestalten sich bewegen, es mochten Versprengte sein; tief aufgestellte Massen setzten sich in der Ferne in Bewegung. — „Dort, sieh, das ist Infanterie," sagte mein Nachbar, dabei ganz gemütlich seine Pfeife rauchend, die ihm offenbar schmeckte... Diese Lumpen haben ja Infanterie die schwere Menge." — Er unterbrach sich, um eine Handvoll Tabak von mir zu erbitten, und fuhr dann, die Hand nach einem kleinen Dörfchen ausstreckend, fort: „Der Staub, den du dort ganz unten in der Ebene aufwirbeln siehst, das sind Ulanen... Je mehr man von diesen Burschen vertilgt, desto mehr werden ihrer."

Ich hätte da oben auf meinem Walle mir einbilden können, auf





Morgentoilette des Soldaten.
Keine Suppe mehr!

Im Lager von Chalons.

Kaffeekochen.
Was die Mutter schickte!

einem Parkettsperrsitz in einem Theater mich zu befinden; aber all die militärischen Dramen, die ich schon gesehen, vermochten nur ein schwaches Bild des Schauerlichen zu geben, das hier, Scene um Scene, an meinem Auge vorüberzog, dieses leichenbesäte Schlachtfeld, das vor mir lag; wer hätte die Toten auf demselben zählen mögen! Ein Vorgang, der sich zu meiner Linken abspielte, war die Ursache, warum ich mich plötzlich in die Höhe richtete. Auf einem Plateau, das sich oberhalb Sedan ausdehnt, und gegen Belgien hinzieht, ritt ein Kürassier-Regiment zur Attake an. Die Sonnenstrahlen tanzten auf dieser glänzenden Masse, die Küraſſe schienen eitel Feuer zu sein, es war wie fernes Wetterleuchten, das näher und näher heraufzieht, und wie die Helme funkelten auch die Säbel im Sonnenschein, deutlich sah man es. Und jetzt wirft sich diese aus vielen Schwadronen bestehende, dunkle Lawine auf die bayrische Infanterie, aber schon haben die preußischen Batterien unsere Kürassiere bemerkt. Mit einem Mal nahmen die bisher auf den Wällen niedersausenden Granaten einen andern Flug, mit schneidendem Zischen gehen sie über unsere Köpfe weg, und fegen das Plateau mit eisernem Hagel. Ich sah, wie die Reihen auseinander gerissen wurden, wie die Pferde stürzten. Das Herz schlug mir zum Zerspringen. Oftmals erreicht ja eine Erregung lange nicht den Höhegrad, als man gehofft oder befürchtet; hier aber, in diesem entsetzlichen Getümmel, bei diesem Menschengewimmel, das dem Würgen und Morden über Blutlachen und Leichen entgegenging, wurde alles weit, weit übertroffen, so furchtbar aufgeregt war ich noch nie!

Turkos und Zuaven im Lager von Chalons.

Den ganzen Morgen über hatte man in Sedan geglaubt, daß wir die Sieger seien, freilich es mehr erhofft, als geglaubt. Etliche Offiziere versuchten sogar den Mut ihrer Soldaten durch fantastisch aufgeputzte Berichte und Erzählungen anzufeuern. — „Mut, meine Kinder!“ sagten sie, „Bazaine kommt!“ Ja wohl! Nicht Bazaine wars, sondern ein neuer Blücher, der kam, und zwar noch mit 100 000 Mann. Gegen Mittag verbreitete sich plötzlich das Gerücht unter den verschiedenen Gruppen, die sich gebildet, die preußische Armee habe, von frischen zahlreichen Streitkräften unterstützt und verstärkt, den Stiel umgedreht und sei zum Angriff übergegangen, während die Unsern, in diesem ungleichen Kampfe erschöpft, sich zurückziehen müßten. Um zwei Uhr etwa begann das ungeordnete Fechten zuerst und dann die Auflösung. Von der Höhe des Walles, wo ich mich beständig mit den übrigen Zuaven meines Detachements aufgehalten hatte, wohnte ich diesem Rückzug bei, der von Minute zu Minute mehr und mehr das Aussehen einer regellosen Flucht gewann. Die Regimenter, die ich von weitem erblickte, ließen sich in diesem Strome treiben, ohne zu wissen wohin; die Reihen waren in Verwirrung und durcheinander geraten, von Ordnung war nirgends

Afrikanische Truppen im Lager von Chalons.

mehr die Rede. Und in diesen Haufen rissen die deutschen Granaten breite Lücken. Ganze Bataillone wurden aufgerieben, zerschmettert. Ich ließ mir die Gelegenheit nicht entgehen, immerfort weiter zu feuern.

Wir zielten ganz gemächlich und sparten unsere Patronen. Beim Anblick der Preußen, deren Pickelhauben von allen Seiten heranfluteten, ergriff mich eine grenzenlose Wut. So viel man auch von ihnen niederschoß, es half nichts, ihre Plänkler strömten in immer stärkeren Scharen heran. Eigentümliche Gedanken fahren einem in solchen Augenblicken durch das Gehirn. Während ich mein Chassepotgewehr mit der Ruhe, die man sich angewöhnt, wenn man oft auf die Jagd geht, lud, abfeuerte und wieder lud, fielen mir die großen Treibjagen ein, die ich während der Sommersaison schon in Baden-Baden auf Hasen mitgemacht hatte. Das hatte mir damals ein ganz außerordentliches Vergnügen bereitet, und niemals hätte ich mir es damals einfallen lassen, daß bald schon ein Tag käme, an dem ich das todbringende Blei statt auf harmlose Häschen auf Menschen richten würde.

Ich sah meine Nachbarn nach jedem Schusse sich mit lebhafter Bewegung aufrichten und ausschauen, ob ihr Schuß getroffen. Zuweilen verriet ein helles Lachen, daß sie zufrieden waren, und der Schuß saß; war das Gegenteil der Fall, so bekam man einen derben Fluch zu hören. Arme Verwundete schleppten sich an Hecken entlang, ihre letzte Kraft, die ihnen noch verblieben, dazu benützend, ein geschütztes Plätzchen aufzusuchen. Einige Soldaten stürzten lautlos wie ein Sack, mit den Händen in die Luft greifend, vornüber und regten sich nicht mehr, andere drehten sich um sich selbst, machten einen Sprung, wie ein im Laufe getroffenes Reh und wälzten sich im Grase. Ich konnte hier die erschreckliche Dosis Wildheit kennen lernen, die sich im menschlichen Herzen regt und die Oberhand gewinnt, sobald man ein Gewehr in der Hand hat. Man dürstet nach Menschenblut, man hat nur noch einen einzigen Gedanken: zu töten. Diese Wildheit, die dem Angriff vorausgeht, hat nur noch etwas ähnliches, ihr verwandtes, das ist die Tollheit, mit der man sich nach einer verlorenen Schlacht in die Flucht stürzt. — „Das beißt," sagte neben mir ein Zuave. Ich fragte mich, was wohl dieser Ausdruck besagen sollte, als ich mit einem Male einen preußischen Soldaten sich längs einer Böschung heranschleichen sah, der die Pallisaden, welche wir verlassen hatten, zu erklettern suchte. Von Zeit zu Zeit deckte er sich und feuerte. Ich wartete einen Augenblick ab, wo eine Welle im Terrain ihn auf seinem Wege zwingen würde, ungedeckt zu feuern. Im Augenblicke, als dies der Fall war, krachte mein Schuß. Er ließ sein Gewehr fallen, und rollte in den Graben. — „Den hast du weggebissen, den hat's!" meinte trocken der Zuave neben mir.

Durch mein ganzes Wesen lief ein tiefer Schauder; aber es ging vor mir und um mich herum zu heiß her, als daß ich mich jetzt einer Gefühlsduselei hätte hingeben können. Über den Wall, hinter dem wir lagen, surrten noch immer die Kugeln weg. Neben mir lag ein Freiwilliger, der wie ich beim 3. Zuavenregiment hatte eintreten wollen. Ich hatte ihn erstmals in Harrison im Eisenbahnwagen gesehen. Als die erste Granate ganz in seiner Nähe einschlug, hatte er mit keiner Wimper gezuckt. Heute kam ein Augenblick, da ihm die Patronen ausgegangen waren; ein Korporal, der größeren Vorrat an solchen hatte, warf ihm ein Paket zu; mein junger Nachbar erhob sich auf die Knie, um das Paket aufzuheben. Einen Augenblick nur erschien sein Kopf über dem Niveau der Brustwehr. Mit einem Male sah ich, wie er sein Gesicht auf die Hand sinken ließ, die sich sofort rot färbte: eine Kugel war ihm in den Nacken gefahren und zum Munde heraus gekommen. Ich näherte mich ihm. „Den hat auch das Hundle gebissen," sagte mein alter Nachbar neben mir.

Es ward mir doch etwas schwer ums Herz. Mit einer mechanischen Handbewegung griff ich nach den Patronen hinüber, die ein roter Blutstreifen überrieselte. Einen Teil derselben legte ich neben mich ins Gras, den Rest schob ich in meine weiten Taschen. — „Hast du denn keine Patrontasche?" fragte der Mann, der das Wort „beißen" so gut konjugieren konnte, und fügte auf meine verneinende Antwort achselzuckend hinzu: „Da fehlt es dir ja am nötigsten Stück!" Dann hing er dem Toten kaltblütig den Gürtel samt Patrontasche ab und schnallte ihn mir um, worauf wir ruhig weiter feuerten. — „Dreißig Mann Freiwillige vor!" rief mit einem Male unser Lieutenant.

Sofort sprang ich auf; die Mehrzahl meiner Kameraden folgte meinem Beispiel. — „Es handelt sich darum, wieder so schnell als möglich an die Schießscharten zu kommen," rief uns der Lieutenant zu, und im Laufschritt eilten wir dorthin; schon fielen die Ketten der Zugbrücke; wir waren so rasch vorwärts gestürmt, daß einige von uns auf dem Brette der Brücke in der freien Luft standen, ehe sie sich vollends über den Graben legte. Die Preußen, welche drüben in gedeckten Stellungen lagen, begrüßten uns auf Gewehrschußweite mit furchtbarem Schnellfeuer; man ist in solchen Augenblicken in unbeschreiblicher Aufregung, kaum daß der Schlund einer Kanone, direkt auf uns gerichtet, weiters großen Eindruck zu machen imstande wäre; aber wie groß war nicht mein Erstaunen, bei der Ankunft an meinem Platze, dicht vor meiner Schießscharte eine Gestalt zu sehen, deren dickes rotes Gesicht mit einem langen stachligen Bart mir entgegenschaute, auf ihre borstigen Haare war eine Pickelhaube gestülpt. Zwei Flintenläufe erschienen fast zur gleichen Zeit in der Schießscharte, aber mein Schuß krachte zuerst, ich hörte einen dumpfen Schrei und das rote Gesicht, — es war verschwunden. Gerne hätte ich über die Brüstung geschaut, was wohl aus ihm geworden, aber ich traute mir doch nicht recht. Die längs des Walles aufgestellten Mobilgardisten feuerten fortwährend, einige ihrer Kugeln flogen sogar bis zu dem Platze herüber, wo wir uns niedergekauert hatten, aber wir hatten so viel zu thun, uns die Preußen vor unserer Stellung vom Halse zu halten, daß wir auf das, was hinter uns vorging, nicht achten konnten.

Eine heftige Detonation ließ mich jetzt aber doch um mich blicken; die Kanone, welche mit ihrem ersten Schusse vorhin die Aufmerksamkeit der preußischen Batterien auf uns gelenkt hatte, beschoß jetzt mit Kartätschenladungen die benachbarten Häuser, um die darin steckenden Bayern aus denselben zu vertreiben. Chassepotpatronen hatten dem Geschütz Pulver und Blei liefern müssen. Beim ersten Schusse sprangen die hellblauen Soldaten mit ihren plumpen dunkeln Mützen aus dem Hause hervor, wie Ratten, welche durch eine Explosion in einer Scheune überrascht worden. Die flinksten von ihnen setzten über Mauern und Zäune; die klügsten schlichen sich da und dort, den kleinsten Mauervorsprung, die geringste Terrainfalte, alle Straßenhindernisse benützend, um ungesehen zu bleiben, an den Mauern und Zäunen hin. Wieder andere, denen es widerstrebte, zurückzugehen, suchten, so gut es anging, Deckung hinter einer Hecke oder etlichen Schranken, an irgend einer Hausecke, von wo sie ihr Feuern fortsetzten. Deutsche wie Franzosen, alle lagen im Hinterhalte. Ich hatte nur noch wenige Patronen und sparte solche. Nur von Zeit zu Zeit wechselten wir Kameraden ein paar Worte. Auge, Ohr, Gedanken, Herz und Sinn, alles war nur auf die Schlacht und deren Gang gerichtet. Man wollte nichts anderes, man hatte keinen andern Wunsch mehr, als töten, töten, töten! Sorgfältig zielend, suchte man sich seine Beute aus, man hatte seine helle Freude daran, und ein plötzliches nervöses Lächeln glitt einem übers Gesicht, wenn man sein Opfer purzeln und den Leichenhügel vergrößern sah, der sich vor unsern Pallisaden allgemach auftürmte. Da sagt man immer von dem furchtbaren Fieber, das einen ergreife, sobald man auf Menschen schieße, ich glühte in diesem entsetzlichen Fieber, wie flüssiges Blei brannte mein Blut in den Adern. Vom Gang der Schlacht, und wie er sich seit dem frühen Morgen gestaltete, deren Toben und Wüten wir all diese Zeit über vernommen, wußte man nichts. Eine einzige Rauchwolke hüllte uns ein, aber man hörte deutlich, daß der Kanonendonner immer näher kam, unbestimmt tauchte in uns der Gedanke auf, die Armee könnte in Sedan eingeschlossen werden, langsam taumelte sie diesem Abgrund zu. Rings um die Wälle wälzte sich ein Menschenstrom, eine lebendige Flutwelle, Reiter und Fußgänger alles durcheinander. Plötzlich verbreitete sich mit der Schnelligkeit des elektrischen Funkens die Nachricht, es solle ein vierundzwanzigstündiger Waffenstillstand unterzeichnet werden. Fast im nämlichen Augenblicke wurde auf einem der Wälle die weiße Fahne aufgepflanzt.

„Sieh, wahrhaftig, dort hängen sie den Lumpen heraus," sagte ein alter Zuave von Afrika zu mir, mich mit dem Ellenbogen anstoßend. Wie stumpfsinnig glotzten wir die weiße Fahne an, der Aufregung des Kampfes und der Schlacht war ein Zustand äußerster Erschöpfung gefolgt. Mechanisch griff ich nach meinem Gewehr, dessen Kammer

schwarz vom Pulverschleim war, und dessen Lauf noch rauchte. Meine Kameraden fluchten und schimpften unter sich: — „Nun, wo ist denn jetzt der Kerl von heute früh, mit seinen goldenen Franzen und Fangschnüren?“ — „Das sind Generäle!“ murmelte ein anderer, „die Bursche sind zu dumm, eine Korporalschaft zu führen!“ Ich erinnerte mich jetzt in der That, daß am Morgen ein höherer Offizier, ein General oder Oberst, genau weiß ich das nimmer, welcher am Pariser Thor kommandierte, an unseren Reihen vorübergeschritten war, und sich ein gewichtiges Aussehen gebend, mit hochgestrecktem Halse uns mit hochtrabender Miene zurief: „Meine Kinder, ihr seid Zuaven von Afrika, ich führe euch über die Leiber der Preußen nach Paris, ich verpfände euch mein Wort.“ Hatte sich was damit, über die Leiber der Preußen hinwegzuschreiten; wir armen Teufel von Soldaten durften recht hübsch in die Gefangenschaft wandern. Die weiße Fahne flatterte immer noch auf dem Walle, gleichwohl aber stellten die Deutschen keinen Augenblick ihr Feuern ein. Meine arme, bis auf wenige Mann zusammengeschmolzene Abteilung verließ den Wall und stellte sich in der Pariser Straße auf, wo sie mit andern Compagnien vereint, ein Ehrenspalier bildete. Da und dort schlugen noch Granaten ein, rissen Ziegelplatten und Mauersteine herunter, wir standen da, mit Gewehr bei Fuß. Die Ältesten von uns schüttelten die Köpfe; man hatte uns noch nichts gesagt, sie aber wußten recht wohl, daß die Geschichte aus war. Was sollten wir denn eigentlich hier thun? Kein Mensch wußte es, schließlich konnte es uns aber auch vollständig gleichgültig sein, kaum daß wir noch die dahersausenden Granaten beachteten, welche auf dem Straßenpflaster platzten, oder im Vorbeisausen die Façaden der Häuser zertrümmerten. Offiziere und Adjutanten kamen und gingen, sie hatten es alle eilig. Einer von ihnen wandte sich nach dem Walle, und rief den Posten am Thore zu sich heran, der eine Verstärkung um etliche Mann nachsuchte. — „Aha, denk an mich, man erwartet einen Parlamentär,“ sagte mein Nachbar. — Meine Blicke richteten sich nach dem Gewölbe, durch das ich so oft geschritten, und wo jetzt an den geschwärzten Mauern deutlich die weißen Spuren der Kugeln zu erblicken waren.

Jetzt senkte sich langsam die Zugbrücke, das Schutzgitter und das Eingangsthor öffneten sich, ein bayrischer Oberst, von einem Trompeter begleitet, schritt durch unsere Reihen, französische Offiziere begleiteten ihn. Aller Augen folgten ihm. Er trug den Helm und den großen grauen Mantel, es war ein großer, schlanker, blonder Mann. Seine matten Augen blinzelten hinter seiner goldenen Brille hervor, während er uns betrachtete. Sein Trompeter folgte ihm in gleichem Schritt und Tritt; er war eine bleiche, bleifarbige Figur, ein enormer roter Backenbart umrahmte sein Gesicht. Er trug eine Art Bärenmütze und die rote preußische Husarenuniform. Er blickte, so war es ihm von der Disziplin beigebracht, nicht weiter, als auf die Schulter seines Obersts. Das Auftreten des letzteren war ein Gemisch von Wichtigthuerei und Hochmut. Er hatte kaum etliche hundert Schritte gemacht, als eine aus einer deutschen Batterie gekommene Granate etwa 10 Meter vor ihm einschlug. Er zuckte einen Augenblick zusammen, dann wandte er sich an seine Begleiter mit den Worten: „Meine Herrn, ich bitte tausendmal um Entschuldigung, ich bedaure diese Unhöflichkeit unsererseits, ich kann es mir nur so erklären, daß unsere Batterien die weiße Fahne nicht gesehen haben ... Anders kann ich es nicht begreifen.“

Diese „Unhöflichkeit,“ wie es der bayrische Oberst genannt, hatte zwei armen Teufeln das Leben gekostet, und als man sie auf vier Gewehren forttrug, wiederholte der Oberst sein „ah, bitte tausendmal um Verzeihung,“ und setzte sodann seinen Weg fort. Etwas weniger Granaten und etwas mehr Ruhe, das war alles, was man sich in diesem Augenblick in Sedan wünschte, aber immer noch schlugen solche ein, töteten, verwundeten und zerschmetterten. Weit entfernt, dem Kampf ein Ende zu machen, hatte die weiße Fahne bisher nur die Verteidigung gehemmt. Endlich, gegen sechs Uhr abends ließ das Feuer nach, und erstarb es allmählich. Eine dumpfe Stille, nur von leisem Gemurmel und traurigem Seufzen unterbrochen, lagerte über der Stadt. Uns war es verboten worden, nochmals auf die Wälle hinaufzugehen. Trotz dieses ausdrücklichen Verbotes aber standen die Wälle dichtgedrängt voll. Einer der oben Stehenden feuerte in einem Augenblicke der Verzweiflung einen Flintenschuß ab. Wildes Geschrei antwortete ihm. Unsere Offiziere liefen herzu. Ein Kapitän nahm es auf sich, um einen Streit zu vermeiden, der jeden Augenblick ausbrechen konnte, sich zu dem vor den Festungsmauern das Kommando führenden preußischen Oberst zu begeben, und sich bei ihm zu entschuldigen. Die Zugbrücke, in deren Nähe ich meine ersten Patronen verfeuert hatte, ward herabgelassen, und verblieb es jetzt auch. Unterm Gewölbe gingen zwei französische Schildwachen auf und ab, ihnen gegenüber auf der andern Seite des Wallgrabens standen zwei preußische Schildwachen. Ich wußte nicht, was ich thun sollte; ich ging beständig auf und ab, bald allein, bald mit einem Kameraden zuweilen wechselte man ein paar Worte miteinander, die alle dem Zorn und der Wut Ausdruck liehen, die einen erfüllten. Die Kampfbegierde war geschwunden, die Reaktion machte sich in vollem Umfang geltend, eine völlige Abspannung bemächtigte sich eines jeden. Ich fiel mehr zu Boden, als daß ich mich auf demselben ausgestreckt hätte, und sofort versank ich in einen tiefen Schlaf.

Ein furchtbares Geschrei erweckte mich gegen neun Uhr. Wie ich meine Augen aufschlug, wurden sie durch den Schein einer großen Feuersbrunst geblendet, welche die preußischen Soldaten mit lautem Hurrageschrei begrüßten. Drei oder vier Häuser standen in Flammen, und erhellten das Dunkel dieser Nacht. In meinen warmen Wollteppich eingewickelt, blieb ich ruhig auf dem Rücken liegen, und betrachtete mir das Schauspiel dieses Brandes, welcher einen hellen Schein am Himmel verbreitete. Kanonendonner höchstens wäre imstande gewesen, mich aus meiner Regungslosigkeit zu reißen; ich wußte kaum mehr, träumte oder wachte ich, lebte ich überhaupt noch? Zuaven in den verschiedensten Lagen schnarchten um mich her oder rauchten ihre Pfeifen. Was hatte sich in den letzten zwei Tagen nicht alles ereignet! Ich mußte meine vom Pulverdampf schwarzen Hände betrachten. Ein dumpfes anhaltendes Geräusch entriß mich meinem Hinbrüten. Dichte, dunkle Massen zogen durch die Nacht dahin, und marschierten an mir vorbei; es waren die Trümmer der Armee, welche die letzte Schlacht verloren hatte. Besiegt, zerschellt suchte sie sich auf den Wällen notdürftig zu sammeln. Ganze Linienregimenter folgten der Marine-Infanterie, welche so tapfer und blutig gestritten hatte. Ein großer Teil derselben war, zu ihrem Schmerze, gar nicht ins Feuer gekommen. Verworrene Rufe ertönten aus ihren Reihen, wir erfuhren aus diesen zusammenhangslosen Worten, daß Marschall Mac Mahon verwundet worden war, — einige behaupteten, er sei tot, — und daß das Kommando der Armee aus den Händen General Ducrots in diejenigen von General Wimpffen übergegangen sei. Der flackernde Schein der Bajonnette warf sein Licht auf die Käppis der Mannschaften. So verging ein Teil der Nacht voll Lärm und Tumult; von Zeit zu Zeit schlug ich die Augen auf, immer dasselbe Schauspiel: Bataillon um Bataillon, eines folgte dem andern; wenn ich die Augen schloß, sah ich sie wie im Traum an mir vorüberziehen.

Der Morgen sah mich zeitig auf den Beinen. Die Stadt war mit Soldaten aller Waffengattungen bis zum Erdrücken vollgepfropft, im schrecklichsten Durcheinander standen sie in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen in dichten Haufen beisammen. Diese vielköpfige Menschenmenge, unter der auch keine Spur mehr von Disziplin zu entdecken war, that, was ihr paßte. Soldaten, denen die Uniform in Lumpen vom Leibe hing, irrten umher, auf gut Glück irgend etwas zu ergattern. Das war keine Armee mehr, das war ein wüster Haufen. Plötzlich kam Bewegung in diese Massen. Ein Viergespann mit Stangenreiter nahte sich; ein Mann in Civilkleidern, den Großcordon der Ehrenlegion über der Schulter, wurde sichtbar, ein Schauer ging durch unsere Reihen: es war der Kaiser. Er sah mit jenem kalten eisigen Blick um sich, den die Pariser so gut kannten. Sein Gesicht trug den Stempel größter Müdigkeit, aber kein Muskel in diesem bleichen Gesichte regte sich. Seine ganze Aufmerksamkeit schien von einer Cigarette in Anspruch genommen zu sein, welche er zwischen den Fingern drehte. Wer seine Gedanken hätte erraten können! Neben ihm und auf dem Rücksitze die drei Generale wechselten unter sich einige Bemerkungen mit halblauter Stimme. Staunen und Zorn machte sich rings um diese Kalesche Luft, in welcher ein Kaiserreich auf Nimmerwiedersehen verschwand. Ein Jäger in grüner Livree ritt voraus. Dann kamen die Kutscher in goldstrotzenden Uniformen; es war der gleiche Aufzug wie vor Zeiten, wenn er zum Rennen um den großen Preis auf das Feld von Longchamps

hinausgefahren war. Seit dies das letztemal geschehen, waren kaum recht zwei Monate verflossen. Man reckte die Hälse, um Napoleon und seinen Generalstab besser sehen zu können. Eine Stimme rief: „vive l'empereur!“ aber keiner antwortete, es war und blieb die einzige. Diese ganze, bewaffnete, lautlose Menge hatte das unbestimmte Gefühl, daß hier ein Verhängnis hereinbreche. Ein Mann aus der Menge sprang vor und schleppte einen quer über der Straße liegenden Leichnam an den Beinen auf die Seite. Die Kalesche fuhr weiter, mir war's, als müßte ich ersticken; erst als ich ihn nicht mehr sah, den man später „den Mann von Sedan“ genannt, entrang sich meiner Brust ein tiefer Seufzer. Er, der das Wort gesprochen: „Das Kaiserreich ist der Friede,“ war in den Kriegswogen verschwunden für immer. Der Anblick, den Sedan zur Zeit bot, war ein herzzerreißender. Man denke sich ein Städtchen von etlich tausend Einwohnern urplötzlich von einer Armee überflutet, die vollständig aus

Französische Bauernfamilien auf der Flucht.

Rand und Band geraten war; auf dem Straßenpflaster lagen schlafende Soldaten. Es gab keine Befehle, keine Kommandos mehr. Vor ihren von Granaten getroffenen Häusern saßen weinende und jammernde Familien. Ich irrte auf gut Glück in den Straßen der Stadt umher; bekannte Gestalten hielten mich da und dort auf. Flüche und schwere Seufzer entrangen sich unsern Lippen. Bald wurde das Gerücht ruchbar, der Kaiser habe sich ins Hauptquartier des Königs Wilhelm begeben. Rasend vor Zorn belegten die Soldaten jetzt den Kaiser mit den unflätigsten Schimpfwörtern, man machte es ihm zum Vorwurf, rechnete es ihm zum Verbrechen an, daß er überhaupt noch lebe. Die Offiziere vor allem waren aufs höchste über ihn erbost, man brauchte nur diejenigen zu fragen, — und deren Zahl war nicht gering, — die ihn in seiner vierspännigen Kutsche hatten sitzen sehen. Die Erzählung von der Cigarette, die er sich gedreht, rief wahre Wutausbrüche hervor. „Es ist eben ein Bonaparte!“ sagte man.

Gegen zwei Uhr benachrichtigte mich ein Corporal meiner Compagnie, daß die Zuaven, welche das Pariser Thor besetzt gehalten, sich dem Reste des Regiments, das mit Front gegen Belgien auf der linken Seite der Citadelle biwakierte, anzuschließen hätten. Ich traf dort einige hundert Mann, welche offenkundige Spuren der schrecklichen Schlacht an sich trugen. Einige hockten am Boden, bemüht, ihre in Fetzen herunterhängenden Uniformen, so gut es eben ging, zusammenzuflicken, andere verbanden ihre Wunden, die ihnen nicht wichtig genug erschienen, um wegen derselben eine Ambulanz aufzusuchen.

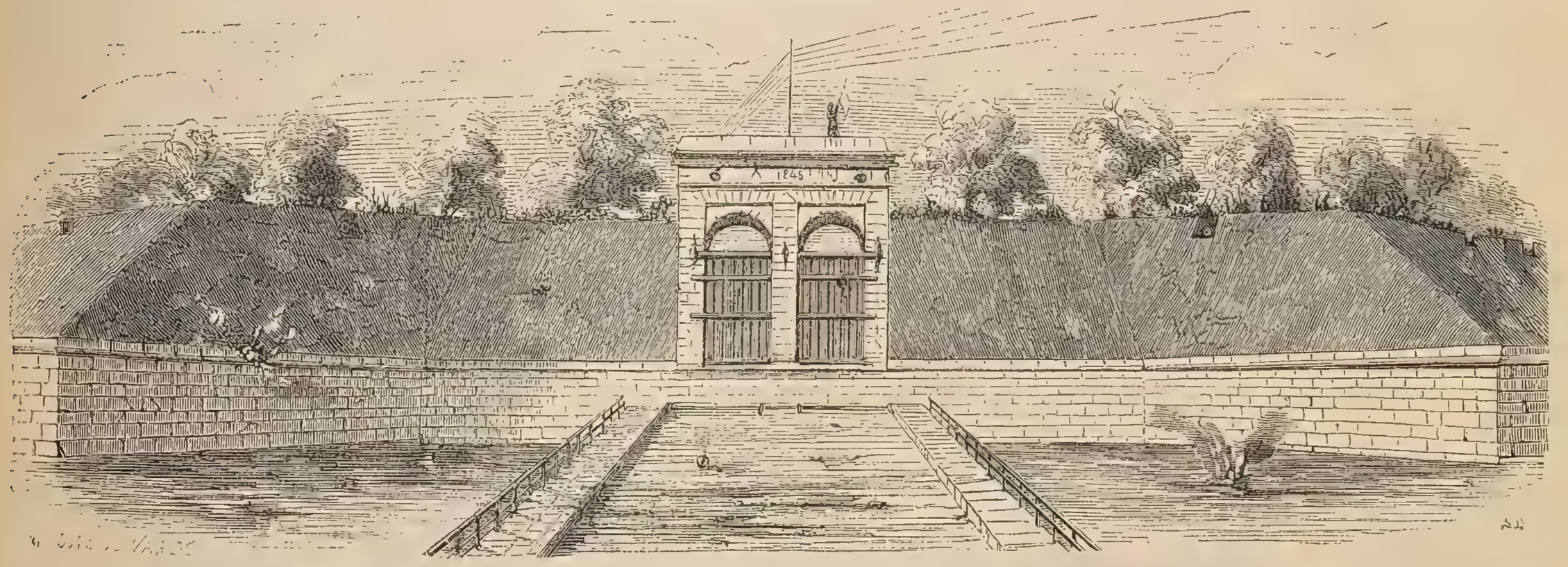
Tags darauf, — nie werde ich das vergessen, — wurde überall die Proklamation des Generals von Wimpffen, der die Kapitulation von Stadt und Armee unterzeichnet hatte, angeschlagen. Wir waren alle kriegsgefangen.

Jetzt wars vorbei mit aller Zucht und Ordnung, die Armee gebärdete sich wie toll. Großartige Massenversammlungen fanden auf den Plätzen statt, wo die Proklamation angeschlagen war. Verwünschungen wurden laut, das Wort „Verrat“, mit dem man später noch so viel Mißbrauch getrieben, ging von Mund zu Munde. Man war dem Feinde ausgeliefert, verkauft worden. Nachdem er zuerst als Kanonenfutter hatte herhalten dürfen, gab der Soldat jetzt auch noch eine Marktware ab: soviel Mann, soviel Geld. Ein ohrbetäubender Lärm erfüllte die ganze Stadt. Schon wurde kein General mehr gegrüßt; schreiend und johlend zogen Banden durch die Straßen, und fluteten in dem für eine solche Menge viel zu engen Festungsgürtel auf und ab, da und dort kamen einem förmliche Sturzwellen, aus Kürassieren, Husaren, Artilleristen, Dragonern und Infanteristen bestehend, entgegen. Wohin man sah, Betrunkene, lauter Betrunkene. Das Wort „gefangen“ wollte mir nicht mehr aus dem Sinn; gefangen und erst seit drei Tagen im Felde! Ich begegnete meinem Kommandanten. — „Nun wie stehts?“ fragte er mich; ich war unfähig, ein Wort darauf zu erwidern. Er drückte mir die Hand, und ging weiter, aber auf seinem Gesicht stand deutlich die schrecklichste Verzweiflung zu lesen. Der alte Zuave, der mich seit der Affaire bei den Pallisaden in sein Herz eingeschlossen hatte, und mir ein lieber Freund geworden war, marschierte an meiner Seite. Er lachte bitter in seinen von Silberfäden durchzogenen grauen Bart. — „Gefangen! weißt du,

was das heißt, mein Junge?“ fragte er mich. „Das bedeutet: Schwarzbrot, Wasser, Kasematten, blanken Boden zum draufliegen, zuweilen setzt es auch noch Püffe und Prügel ... und kein bißchen Tabak zum rauchen. Zuaven und gefangen! Die lumpigsten Rekruten werden es einmal nicht für möglich halten. So was hat die Welt noch nie gesehen! Und sich sagen müssen, daß man einen aus Afrika herübergeholt, um so hingebracht zu werden! Im eigenen Lande fängt man uns ab, wie eine Ratte in der Mausfalle, uns, die wir bei Inkermann und Solferino gefochten! es ist zu allem Jammer und Elend hin auch noch spaßig! Wie werden die Araber sich die Haut voll lachen. Mein altes Regiment vernichtet, die Offiziere tot, adieu, Zuaven vom 3. Regiment! Du, du bist von Paris gekommen, das sieht man dir sofort an, ich komme von Oran, und nun werden wir beide nach Deutschland verschlagen... Haben wir nicht alles Menschenmögliche gethan? sag's selbst, sag's offen und ehrlich!“ — Einen Augenblick glaubte ich, er wolle Händel mit mir anfangen, mit solch' vor Wut blitzenden Augen sah er mich an. Ich beeilte mich, ihn zu beruhigen und schwur ihm bei allem zu, daß ich ganz seiner Ansicht sei. — „Dann, siehst du, liegt der Fehler an den Generalen, das steht für mich fest,“ war seine Antwort.

Ein furchtbarer Lärm unterbrach unser Gespräch. Die Verwaltung

Ansicht der Festung Sedan.



Thor von Sedan, auf welchem der Kapitän Lauriston die Parlamentärflagge als Zeichen der Übergabe des Platzes aufpflanzte.

hatte die Armeevorräte den Truppen zur Plünderung überlassen, alles lief und sprang herbei, man stieß und drängte, man prügelte sich, es war ein heilloser Durcheinander. Ich verlor in diesem Gedränge meinen Zuaven, wie man im Wald ein Reh aus den Augen verliert. Ganze Scharen stürzten sich auf die Zwiebackkisten und die Fässer mit eingesalzenem Fleisch, dabei schrieen und tobten sie in der schrecklichsten Weise. Die Fässer wurden mit den Gewehrkolben eingeschlagen, Wein und Branntwein, soweit sie nicht in die Gurgel geleert wurden, auf den Boden geschüttet, den zunächst Stehenden reichte die Flüssigkeit bis zu den Knöcheln; und keine hundert Meter von dieser schändlichen Verwüstung entfernt, hatten ganze Regimenter buchstäblich Hunger zu leiden. Es war noch ein wahres Glück, daß diejenigen, welche sich vollgemästet hatten und satt waren, ihren Raub an diejenigen verkauften, die gar nichts bekommen hatten. Brotlaibe und Speckseiten wurden im Aufstreich an den Meistbietenden verkauft. Ich machte, daß ich so schnell als möglich aus dieser viehisch betrunkenen Meute fortkam. Erst hatte mich die Entrüstung über solche Vorgänge erfaßt, jetzt ekelten sie mich an.

Der bleierne Schlaf, in den ich im Gras der Festungsgräben bei der Citadelle verfallen war, stellte sich auch jetzt wieder bei mir ein. Eine unsägliche Müdigkeit hatte mich ergriffen, eine nervöse Müdigkeit, die mehr vom Gehirn als von den Gliedern ausging; ich war buchstäblich wie gerädert. Als es Reveille schlug, sollte ich in einen noch viel größeren Spektakel hineingeraten. Die Regimenter hatten den Befehl erhalten, ihre Waffen abzuliefern. Nie werde ich das ebenso stolze wie traurige Schauspiel vergessen, auf welches meine Blicke trafen. Ein Schauder und Entsetzen ging durch die ganze Stadt; das Maß war voll! Wie konnte man denen ein solches Brandmal aufdrücken, die an den Tagen von Spichern und Reichshofen, von Weißenburg und Beaumont dem Feinde solch heroischen Widerstand entgegengesetzt hatten! Der Tumult wuchs mit jeder Minute. Die alten Soldaten von Afrika sahen zum Erbarmen aus, einer fragte den andern, ob denn so etwas möglich sein könne? Viele von ihnen weinten vor Wut. Ich selbst — und ich war ja doch nur ein Rekrut, — hatte Thränen in den Augen. Mein Chassepot, das ich erst seit drei Tagen besaß, mit dem ich meinen ersten Waffengang gethan, das ich statt am Tragriemen an einer Zuavenkordel über die Schulter gehängt hatte, das jetzt noch schwarz war vom Pulverschleim, dieses Gewehr sollte ich abliefern? Ich faßte es an der Gewehrmündung, schwang es etlichemale über meinem Kopfe und schmetterte es gegen einen Baumstamm, daß es in zwei Stücke zerbrach. Ich that bloß, was die Mehrzahl meiner Kameraden auch that. Man hörte nur, wie die Kolben gegen das Straßenpflaster und gegen Mauern geschmettert wurden. Mittelst Schraubenziehern machten andere wichtige Bestandteile, ohne welche das Gewehr unbrauchbar war, los und warfen sie weg. Die zur Bedienung der Mitrailleusen kommandierten Artilleristen zogen in aller Eile einen Bolzen heraus, machten eine Schraube los, oder brachen irgend einen wichtigen Bestandteil ab, um solche fernerhin für den Dienst unverwendbar zu machen. Wieder andere, vor Wut ganz toll geworden, vernagelten ihre Geschütze. Ganz Sedan war nur eine einzige große Zerstörungswerkstätte geworden, und die Offiziere ließen ihre Soldaten gewähren. Die Reiter warfen Küraſſe und Säbel in die Maas, hinter ihnen drein Helme und Pistolen, man schritt über ganze Trümmerhaufen von Waffen. Bei jedem Schritt klirrte irgend etwas Metallisches am Boden, die Verzweiflung hatte diese Leute zu Narren gemacht.

Endlich mußte der traurige Marsch angetreten werden. Ich sah wieder das Pariser Thor, wo ich meine Patronen verschossen hatte. Der lange Gefangenenzug kam in das kleine Dorf, über den Palliſaden draußen, aus dem wir die Bayern hatten hinauswerfen wollen. Die Häuser waren von Kugeln wie ein Sieb durchlöchert, einige halb eingestürzt, bereits aber waren durch preußische Abteilungen die Leichen fortgeschafft worden. Vor ihren Wohnungen standen die Bewohner, noch zitternd vor Angst. Ein berittener Generalstabsoffizier erwartete die Kolonne Rothosen. Je nachdem eine Truppenabteilung vorbeimarschierte, rief er: „Hierher die Herren von der Infanterie! Die Herren von der Kavallerie dorthin!“ Infanterie und Kavallerie thaten, wie ihnen befohlen, und stellten sich rechts und links auf. Eine ganze Stunde mußten diese großen Menschenherden im Schmutze warten. Der Rückschlag, der auf große Unglücksfälle zu kommen pflegt, hatte auch bei ihnen Platz gegriffen. Die am meisten müde waren, setzten sich an der Landstraße auf die Steinhaufen. Der Hunger siegte schließlich über meine Schwäche, ich zog ein Stück Zwieback und einen Speck aus der Tasche, und begann gierig hineinzubeißen. Niemand in meiner Nähe konnte mir sagen, wohin es gehe. Nach Verfluß einer Stunde etwa ging der Marsch weiter. Die Straße war grundlos, überall Wasserpfützen, in die wir bis über die Knöchel hineintraten. In Staffeln längs der Straße aufgestellt, bildeten aus, 20 Mann bestehende preußische Pelotons von 50 zu 50 Metern die Wache. Ohne sich zu rühren, ließen diese Soldaten uns an sich vorbeimarschieren. Sie trugen vorn eine offene Patrontasche, in welcher wir die in wirklich musterhafter Ordnung untergebrachten Patronen bewundern konnten. Während die Infanterie die sich vorwärts bewegende Masse der Gefangenen überwachte, ritten die Kavalleristen, die Pistole in der Faust querfeldein und trieben diejenigen zurück, welche zu entwischen versuchten. Dabei gabs dann ordentlich Hiebe mit der flachen Klinge. Wir marschierten nicht geschlossen, Offiziere und Soldaten durcheinander, man genierte sich nicht im geringsten, mit seiner grauen Kapuze im Vorübergehen die goldbordierten Ärmel eines Generals zu streifen. Bei der Kavallerie teilten die Reiter bereits Püffe an ihre Generale aus. Es war die Anarchie im Heere, das schlimmste, was es geben kann; mehr als einmal kam es zu ernstlichen Streitigkeiten.

Am Ende der Straße, auf der wir marschierten, zeigte sich eine, über einen Kanal geschlagene Brücke, die nach einer, durch eine große Schleife der Maas gebildeten Art von Insel, welche die Gestalt eines Omegas hat, hinüberführte. Die beiden äußersten Spitzen des Omegas sind durch einen Kanal verbunden, der die Insel, nach welcher man uns truppenweise hinüberführte, hermetisch abschließt. Wir waren auf der Insel von Iges oder der Halbinsel von Glaire, so gut wie in einem Gefängnis, nur daß hier keine Gefängnismauer, sondern der Fluß das Entweichen verhinderte, auf alle Fälle es so schwer machte, als Mauer- und Bruchsteine zu durchbrechen. Das hatte ich bald einsehen gelernt in den wenigen Tagen, die ich auf der Insel zubrachte, in dem mir angewiesenen Terrain mit der einförmigen, unermüdlichen Gleichmäßigkeit auf- und abwandelnd, mit der wilde Tiere in ihrem Käfig auf- und abgehen, und durch das Beständige ihres nutzlosen Marsches den Zuschauer ermüden.

Die alten Zuaven musterten frostig ihre Umgebung. Die jüngsten eilten, den Umfang des Platzes auszumessen, den man ihnen anwies; auf einigen Gesichtern malte sich düstere Trauer, andere und das war die große Mehrzahl, drückten nur Teilnahmslosigkeit und Gleichgültigkeit aus, der Zorn war bei ihnen verraucht. — „Nun werden bald die Neckereien wieder beginnen,“ sagte mein Nachbar zu mir.

Der Alte, mit dem ich gestern mich unterhalten hatte, kam zu mir her, und sagte, indem er mir auf die Schulter klopfte: — „Du darfst zufrieden sein, dir wird in deiner militärischen Laufbahn gleich mit allem aufgewartet.“ — Dann, nach einer Weile, setzte er hinzu: „Hast du Tabak?“ Ich hatte noch einen winzigen Vorrat auf dem Boden meiner Tasche, und bot ihm eine Handvoll an. Ich sah wohl an der Freude, die sich auf seinem ganzen Gesichte ausprägte, welche Rolle der Tabak im Leben eines Soldaten spielt; eine gestopfte Pfeife, und alles Elend ist vergessen. — „Du bist ein braver Junge,“ sagte er, mir die Hände drückend, daß ich glaubte, er wolle mir alle Knochen zerbrechen. — Ich hatte mir einen Freund erworben, der sich ohne langes Besinnen in den nächsten fünf Minuten für mich hätte totschlagen lassen.

Die Halbinsel von Glaire bildet eine leichte Anhöhe, deren beide Abhänge gegen die Maas hin verlaufen, ein kleines Dorf mit etlichen Wohnhäusern und einer Mühle ist alles, was man dort sieht; wo sich der Fluß und der Kanal vereinigen, ist ein Wehr, dessen Wasser die Schleußen der Mühle speist; über der Maas drüben dehnen sich bis an den Fuß waldbestandener Hügel große Ebenen aus, welche vom Horizonte begränzt werden. In jenen Ebenen hauste zur Zeit noch die preußische Armee.

Preußische Offiziere kamen und gingen auf der Insel aus und ein, in ihrem gleichmäßigen strammen Schritt; sie wiesen jedem der Corps, aus denen die gefangene Armee bestand, den Platz an, den es einzunehmen hatte. Da gab es keine Zweifel und kein Hindernis. Ein

junger, sehr kleiner und anscheinend schwächlicher, bleicher, blonder Lieutenant war mit der Führung unserer Abteilung betraut. Eine Handbewegung von ihm, und wir setzten uns in Bewegung, oder standen still, zuweilen fügte er diesen stummen Zeichen noch irgend ein Wort hinzu. In der Hand hielt er ein Notizbuch, in welchem, wie ich vermute, die Gefangenen, für welche er die Verantwortung zu tragen hatte, der Reihe nach eingetragen waren. Auf einer Abdachung der Höhe machten wir halt. Mit heller Stimme und mit dem Finger auf den Boden weisend, sagte er, „meine Herrn, hier ist Ihr Platz." — Es war um 8 Uhr abends. Zu unsern Füßen breiteten sich auf einer Schmutzdecke feuchte Kräuter und Grasbüschel aus. — „Hast du dir schon einen Platz ausgesucht?" fragte mich ein Kamerad. — Und mit einer Art lachender Philosophie setzte er hinzu: „Wenn du mein Bett mit mir teilen willst, bitte, bediene dich." — Damit legte er sich, so lang er war, auf den Boden, und ich folgte seinem Beispiele.

Als ich erwachte, merkte ich, daß ich vom Tau und Regen bis auf die Knochen durchnäßt war, ich war versucht zu glauben, mein Wollteppich, der mir als Decke diente, habe die Nacht über in der Maas gelegen. Ich klapperte vor Frost mit den Zähnen. Es war noch ziemlich Nacht, aber bereits machten sich am Himmel trübe Streifen bemerklich, welche den Gipfel der Hügel säumten, und mir den baldigen Anbruch des Tages verkündeten. Ich erhob mich, und gleich sehr bemüht, mich zu erwärmen, wie meinen Hunger zu stillen, rannte ich in die nächstgelegenen Felder hinaus. Ich hätte in meinen Taschen noch so lange wühlen mögen, ich würde weder ein Krümmchen Zwieback, noch ein winziges Stückchen Speck in denselben gefunden haben; der Zufall allein konnte noch mein Lebensmittellieferant sein. Ich war noch keine fünfzig Schritt weit gegangen, so bemerkte ich auf dem Felde Schatten, die bald da, bald dort auftauchten, bald sich bückten, bald wieder sich in die Höhe richteten, kurzum bald diese, bald jene Bewegung abwechselnd ausführten. Ich begriff sofort, daß der Gedanke, auf den gekommen zu sein ich sehr stolz war, auch noch im Gehirn einer ganz stattlichen Anzahl Kameraden Platz gegriffen hatte. Alle Kartoffelhäufchen waren bereits durchwühlt. „Weiter da drüben giebt es noch genug für ein ganzes Bataillon," sagte mir ein Grenadier, „aber du mußt dich sputen." — Ich machte mich sofort auf den Weg, obwohl es noch immer regnete. Im Morgengrauen erkannten meine Augen mit Entzücken eine Schafherde, die am äußersten Rande eines nahen Feldes ruhig weidete. „Dort giebts Koteletts!" rief mir ein hinter mir drein kommender Kamerad zu. — Ich war bereits auf den Schäfer zugesprungen. Es war ein kleiner, fast schon grauer Mann, der in seinem ziegenhärenen Mantel, beide Hände auf seine Schippe gestützt, an nichts zu denken schien. „Was kostet ein Hammel?" fragte ich ihn. „Ja, sie gehören nicht mir, und ich weiß auch nicht, ob der Eigentümer ...." meinte er, sich hinter den Ohren kratzend. „Ach was, so sag doch, was du für einen Hammel forderst?" — „Na!" meinte er, mit schlauem Blinzeln, „am Ende könnten ja auch Marodeure einen von der Herde gestohlen haben; wer wollte mir das Gegenteil beweisen?!" — „Natürlich!" — „Also, vier Franks kostet einer." Ich gab ihm fünf, suchte mir einen Hammel aus, lud ihn auf meine Schultern, und lief mit ihm querfeldein. Aber schon hatte man mich mit meiner lebendigen Beute erblickt. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde in den verschiedenen Lagern, daß in der Nähe eine Hammelherde sei. Zuaven und Chasseurs d'Afrique machten sich auf den Weg, die Kunst des Requirierens war ihnen längst kein Geheimnis mehr. Im Handumdrehen hatte sich die Kundschaft des Schäfers verzehnfacht. Er fand Wohlgefallen an seiner Spekulation, und da seine Bedenken bezüglich seines Eigentumsrechtes an die Hämmel noch keineswegs geschwunden waren, verkaufte er, statt wie mir um vier Franks, dieselben eine Stunde später um 40 Franks; die Hammelherde zerfloß in ein Nichts, wie ein Nebel zerfließt.

Den Hammel hatte ich also, und zwar einen fetten; auf der Insel fand sich Gestrüpp genug zum Feueranmachen, aber woher sollte ich Pfeffer und Salz nehmen? woher vor allem Brot? Alle Nachforschungen, die verlockendsten Anerbietungen, Bitten, alles, alles schlug fehl. Mein Kamerad war nicht glücklicher gewesen, als ich. So mußte man denn eben froh sein, wenigstens um ein teufelmäßig fettes Hammelsviertel herumsitzen zu können. Wir hatten drei Tage lang zu Mittag und in der Früh Hammelfleisch und immer wieder Hammelfleisch, und nur der Hunger konnte zuletzt meinen Widerwillen gegen dasselbe besiegen. Die Stunde kam, da auch das letzte Restchen meines Hammels verschwunden war, und ich war undankbar genug, mich darüber zu freuen. Mein Hammel wurde furchtbar gerächt durch das Elend und die Entbehrungen der folgenden Tage, in denen Schmalhans wieder Küchenmeister war. So lange die schönen „Hammelstage" währten, hatte ich in Hochgenüssen geschwelgt, bald da bald dort hatte sich ein Kamerad für ein Stück Hammelfleisch durch einen Zwieback oder etwas Kaffee erkenntlich gezeigt. Solche Herrlichkeiten, wie hätten sie nicht den tiefsten Eindruck auf mich machen müssen! Leider dauerten sie nicht allzulange, was aber das herrlichste von allem für mich gewesen wäre, eine Cigarette, auf das mußte ich verzichten. Ich hatte meinen kleinen Tabaksvorrat mit der Freigebigkeit und Verschwendung eines Muttersöhnchens verbraucht, das da glaubt, in allen Wechselfällen des Krieges werden der Marketendner und dessen Vorräte stets dem Heere folgen. Ich hatte nicht mit dem harten Los der Gefangenschaft gerechnet.

Während der ersten zwei oder drei Tage gab es noch Stunden, wo es regnete, und wo die Sonne schien; die letzteren benützte man, um zu trocknen, was in den ersteren total durchnäßt worden war; eines schönen Tages aber wars, als ob der Himmel all seine Wasser mit einemmale herabgießen wollte, es regnete unaufhörlich und in Strömen. Vollgesogen wie ein ins Wasser gefallener Schwamm kroch ich unter ein Zelt, in dessen kaum für drei oder vier Mann berechnetem Raume sich sieben oder acht Mann zusammengedrängt hatten. Da ich zuletzt gekommen war, mußte ich mich an den Zelteingang legen. Eine Stunde etwa mochte ich geschlafen haben, als mich große kalte Tropfen, die mir ins Gesicht schlugen, aufweckten. Ein Sergeant, den meine Bewegungen belästigen mochten, öffnete schlaftrunken die Augen. „Das macht der Regen," sagte er. „Danke schön," lautete meine Antwort, indem ich mich gleichzeitig abmühte, in eine andere Lage zu kommen, und meine Kapuze als eine Art Regenschirm zu benützen. Nach Verfluß einer Stunde wars mir ungefähr zu Mute, wie einem, den man kopfüber ins kalte Wasser wirft. Es war mir, als ob aus einem unsichtbaren Hahnen ein Strom eisigen Wassers beständig sich über meinen Körper ergösse; schaudernd erwachte ich, mein Traum war volle Wahrheit, ich lag in einem Sumpf. Stromweise lief das Wasser an meinen Schultern und Beinen hinab; ich erhob mich auf die Kniee. Der Sergeant, welcher vorhin die Worte an mich gerichtet, sah mich wieder blinzelnd an, als er mich in dieser Badewanne sah. „Das ist der Zeltgraben," meinte er. Ich war ganz seiner Ansicht. Der Regen hatte den ganzen, rings um das Zelt gezogenen Graben, an dessen Rande ich lag, angefüllt. Nun lief er über, und naturgemäß ergoß sich sein Abfluß über mich. Es war zehn Uhr, ich troff vor Nässe; rings um mich schnarchten die Kameraden, ich kroch aus dem Zelt, und benützte die Nacht zum Spazierengehen. In solchen Augenblicken fühlt man die ganze Seligkeit und das wohlige Gefühl von Geschäften, die einem früher ermüdend und lästig erschienen waren. Ich sah im Geiste das kleine Zimmer in der Rue de Turenne, das im Kamin lustig flackernde Feuer, die summende Theekanne, und daneben die Tasse auf dem Tische, an welchem mir beim Schein der Lampe und bei meinen Büchern die Stunden verflossen waren. — Und ich hatte damals diese nächtliche Arbeit verwünscht! Endlich graute der Tag. Der Regen goß noch ebenso heftig und ebenso unaufhörlich. Die Maasufer waren in einen dichten Nebel gehüllt. Die Preußen hatten eine Art summarische Austeilung von Lebensmitteln eingeführt, der Mann bekam für zwei Tage ein halbes Stück Zwieback. Man vergaß beim Kauen desselben doch wenigstens sein Elend einigermaßen, satt konnte man freilich nicht davon werden. Wehe dem, der einen Bissen dieser magern Mahlzeit nicht sorgfältig versteckte! Zum Trinken hatte man nichts als das Flußwasser, mit welchem man truppweise die blechernen Feldflaschen füllte. Verpflegung und Witterung rissen weite Lücken in den Reihen der Gefangenen; wer erkrankte, war so gut wie verloren. Ein Fieberanfall war gleichbedeutend mit einem Todesfall. Es fehlte an Ärzten und an Arzneien; auf der Erde mußte man schlafen, und ein Viertel Zwieback sorgte, daß man nicht Hunger starb. Ich hatte die Bekanntschaft eines Chasseurs d'Afrique gemacht, der wie ich, freiwillig eingetreten war. Es war ein junger Bursche

mit einem so feinen Gesichtchen, daß man ihn für ein Mädchen hätte halten können, dabei flink wie ein Vogel und anhänglich wie ein Schäferhund. Nichts hatte diesen willensstarken Menschen zu beugen vermocht, weder die Strapazen noch unsere Mißerfolge. Bei jeder neuen Prüfung schüttelte er sich nur wie ein Neufundländer, der aus dem Wasser kommt. Didier, so hieß er, wußte die unglaublichsten Geschichten zu erzählen; mich verließ der Gedanke nie, mein neuer Bekannter gehöre zu jener Sorte von Parisern, die, nachdem sie ihr elterliches Erbteil verputzt haben, sich einen Säbel umschnallen, um zu einem Gaul es zu bringen. Er war zum Kreuz der Ehrenlegion vorgeschlagen. Eines Tages bot er mir ein Viertel seines Zwiebacks an. „Und du?“ fragte ich ihn. — „Ich habe keinen Hunger.“ Und als ich daran zweifelte, setzte er lachend hinzu: „Eines schönen Tages, wenn du wieder einmal einen Hammel findest, giebst du mir eine Keule davon.“ Er streckte mir die Hand hin, und ging weiter. Ich hatte wohl bemerkt, wie traurig er war, und den ganzen Abend verfolgte mich der Blick dieser traurigen Augen. Tags darauf, als ich auf einem

Gefangene Franzosen, ein totes Pferd zerlegend.

Feldwege dahinschlenderte, begegnete ich vier Soldaten, welche einen Toten auf einer Tragbahre daherbrachten. „Weißt du, wen wir da haben?“ fragte mich ein Sergeant meiner Compagnie. — „Nein!“ — „Es ist dein Chasseur.“ — Ich lief nach der Tragbahre hin, es war in der That Didier.

„Wir haben es schon lange gewußt, daß es bald mit ihm aus sein werde,“ sagte einer der Chasseurs, die ihn trugen, zu mir. Ich gab dem armen Kameraden das letzte Geleite, schwere Thränen standen mir in den Augen. Auf Schritt und Tritt begegneten einem solch düstere Leichenzüge. Meistens ward der Leichnam auf eine aus vier gekreuzten Hölzern hergestellte Tragbahre gelegt, öfters noch packten vier Soldaten den Toten einfach an den Beinen und Armen und warfen ihn in eine rasch aufgeworfene Grube, worauf man ihn ebenso schnell mit etlichen Schaufeln Erde zudeckte. Zwei oder drei Kameraden folgten der Leiche, den andern Tag dachte kein Mensch mehr an ihn. Es war eine große Lotterie, gar mancher zog eine Niete. Die Stunden, welche man in diesem Regen und in dieser Unthätigkeit verbringen mußte, waren ebenso langweilig als unnütz. Man schlug die Meisten damit tot, daß man bald dahin, bald dorthin spazieren ging. Am gernsten gingen wir ans Maasufer hinunter, obwohl man keine hundert Schritte machen konnte, ohne daß im Wasser Menschen- und Tierleichen dahergeschwommen kamen. Andere hingen in dem Ufergebüsch, da ein Chasseur von Vincennes, dort ein Ulan.

Typen französischer Kriegsgefangener.

Alle Armeecorps, alle Waffengattungen, waren hier durch einige Angehörige vertreten. Wie viele von ihnen hatten noch im Monat Juli auf den Pariser Boulevards „Le Rhin allemand“ (den deutschen Rhein) gesungen! Hier, im Schlamm der Maas, hatten sie ihren Todeskampf gekämpft. Als ich das erste Mal nach der Mühle hinuntergangen war, hatte ich zwischen den Steinen eingeklemmt am Wehr die Leichen zweier

Soldaten, eines Deutschen und eines Franzosen gesehen, die vom Wasser bewegt, hin- und herschaukelten. Diese schwankenden Bewegungen, wobei sie von Zeit zu Zeit Arme und Kopf hoben und schüttelten, ließen sie lebendig erscheinen, was schauerlich aussah.

Ich erinnere mich eines Morgens. Ich war nach dem Flusse gegangen, meine Feldflasche zu füllen, und zwar an einer Krümmung des Flusses, wohin mich bisher der Zufall noch nicht geführt hatte. Einer meiner Kameraden stieß mich in die Seite: „Da sieh mal hin!“ sagte er. Ich sah, etliche Meter vom Ufer entfernt, auf einer Sandbank den Körper eines Küraſſiers, dessen Kopf zur Hälfte unter dem schilfbewachsenen Ufer des Flusses verschwand Seine mageren, mit Kanonenstiefeln bekleideten Beine, und der Oberkörper, an dem der blanke Küraß glänzte, lagen außerhalb des Wassers. Seine Hand, die noch den Handschuh trug, ruhte auf dem Säbelgefäß, und hielt ein Büschel Wasserlilien umfaßt; zwei oder drei Raben flatterten krächzend und flügelschlagend um das Inselchen; man hätte, der Lage des armen Küraſſiers nach, glauben können, daß ihn der Tod hier überrascht habe. Sein Gesicht war zerfetzt, und von den Raben zerhackt; lange noch verfolgte mich das Bild dieses Küraſſiers. So oft ich meine Feldflasche mit dem Wasser, das in der Nähe jenes Küraſſiers geschöpft worden, an die Lippen führen wollte, fiel meine Hand kraftlos wieder herab, ich hätte keinen Tropfen hinunterzuwürgen vermocht. Mehr als einmal begegnete ich auf meinen Spaziergängen Gruppen von Soldaten, die um ein totes Pferd herumsaßen, das sie aus dem Flusse gezogen hatten, und von dessen Fleisch sie sich mit ihren Messern lange Riemen abschnitten. Manchmal knurrten sie mich an, wie Bulldoggen, die man bei ihrem wenig einladenden Fraße stört. Ich muß gestehen, daß mich niemals nach diesem ekelhaften Fleische gelüstete, aber der Hunger quälte mich entsetzlich. Ein Viertel Zwieback, mag dieser noch so hart sein, ist gar bald zwischen den Zähnen zermalmt, Kartoffeln fanden sich fast nirgends

Das Lager der gefangenen Franzosen auf der Maashalbinsel von Iges.

mehr, wo so viele tausend Hände den Boden durchwühlen, hört das Finden bald auf. Eines Tages,— ich schnallte eben, nachdem ich vergebens zwanzig Ackerfurchen nach Kartoffeln durchsucht, meinen Leibgürtel enger,— sagte mir ein Kamerad, mit dem ich einige Bissen meines Hammels geteilt hatte: „Du, hör' mal, ich weiß eine Mühle!" — „„Die kenne ich auch; erst gestern noch habe ich sie gründlich durchsucht, da giebt's weder Enten noch Hühner mehr!"" — „Glaub' das Ding nicht; ich habe scharfe Augen im Kopfe."" Dabei legte mein Marseiller mit bedeutsamer Geste den Finger auf den Mund; ich wußte, welch geriebener Bursche er war, und daß er für alles, was Nahrungsmittel betraf, eine Witterung hatte, so fein wie ein Hühnerhund. — „Nun, so sprich dich doch aus," erwiderte ich ihm. „„Nun ja, wenn es auch kein Geflügel mehr in der Mühle giebt, so hat der Müller doch sonst noch gute Sachen."" —

„Mehl!" rief ich hocherfreut, „vielleicht gar Brot!" „Nein das nicht, aber er hat noch Kleie, komm' und überzeug' dich selbst." Meine übergroße Freude war nun um ein gutes gedämpft, aber gleichwohl folgte ich meinem Kameraden. „Aber du giebst mir doch auch davon?" sagte er, während wir nach der Mühle hingingen, „denn der Müller verlangt Geld für seine Kleie, und ich habe keins." Ich nickte bejahend mit dem Kopfe, und wir eilten nach der Mühle. Dort stand schon eine ganze Menge unsrer Kameraden; — „das habe ich befürchtet," rief mein Marseiller mit verzweiflungsvollem Tone, in welchem überdies ein gut Teil Ärger sich kundgab.

Der Müller verkaufte seine Kleie an jeden, der da kam und der Geld hatte, aber er war ein sparsamer Mann, und gab seine Kleie nur in ganz kleinen Portionen ab, von denen das Pfund vierundvierzig Sous kostete; wer Kleie haben wollte, mußte oft zwei und drei Stunden warten. Nachdem ich mein Pfund bezahlt, trug ich es hocherfreut von dannen und schüttete die Kleie in mein mit Wasser gefülltes Kochgeschirr... Meine Mahlzeit bestand heute somit aus zwei Gängen: einem Viertel trockenen Zwiebacks und einem Napf voll, mit Wasser angerührter Kleie.

Dieses durch Elend und Jammer noch erschwerte Dasein begann bleiern auf mir zu lasten. Nichts ließ darauf schließen, daß es ein baldiges Ende nehmen würde. Während anfänglich Offiziere den Überwachungsdienst zu leiten hatten, war dieser jetzt an die Unteroffiziere übergegangen; diese hatten auch die Verteilung der Fassungen zu besorgen, die leider nur verkürzt in die Hände der Soldaten gelangten. Die große Mutlosigkeit erzeugte auch eine große Unordnung. Jeder sorgte nur für sich. Wer seinem Kameraden dessen Anteil stehlen konnte, that es ganz sicherlich; um einen verlorenen Zwieback gab es oft die größten Händel. Mehrere Generale, unter ihnen General Ducrot, thaten ihr Möglichstes, das Los der Soldaten zu verbessern, letzterer namentlich bot allem auf, was in seinen Kräften stand, und bis zum letzten Augenblicke, Abhilfe zu schaffen, aber die deutschen Behörden hatten für alle Reklamationen nur taube Ohren. (Sie mußten sie wohl haben; woher sollten denn für 80,000 Gefangene mit einemmale Lebensmittel herkommen? Hätte man vielleicht die deutschen Truppen nach ihren Gewaltmärschen und ihrem blutig errungenen Siege noch weiter hungern lassen sollen? Das kann nur ein Franzose verlangen! Der Übersetzer.) Man verkam in Kot und Schmutz. Nachgerade begann ich mich ernstlich mit dem Gedanken an Flucht zu tragen, aber das war bälder gedacht, als gethan. Eine einzige, über den Kanal geschlagene Brücke vermittelte den Zugang zu der Insel, und dieser letztere war von zwei dort aufgepflanzten Geschützen bestrichen, deren Mündungen gegen unser Lager gerichtet waren. Daß sie geladen waren, wußte man, konnte es sich auch denken. Rings um das Lager standen zahlreiche Posten, die Waffen schußbereit im Arm. Auf dieser Seite ließ sich nichts machen; auf der andern Seite der Maas, deren Kreisbogen entlang, war in der Entfernung und mit Zwischenräumen von etwa fünfhundert Metern ein Biwak am andern, die durch Lagerwachen verbunden waren, und vor diesem schritten, das Gewehr auf der Schulter, zwei oder drei Schildwachen auf und nieder, die kein Auge von unserer Insel verwandten. Mit Einbruch der Dunkelheit wurden die Schildwachen verdoppelt. Gewehrschüsse, die mich mehr als einmal aus dem Schlafe weckten, oder in meine nächtlichen Regenpromenaden hereinklangen, und deren düstere Bedeutung ich wohl kannte, bewiesen mir zur Genüge, daß die deutschen Schildwachen ihre Pflicht thaten, und wohl aufpaßten.

Eines Abends jedoch, es war schon ziemlich dunkel, war ich mir klar darüber geworden, daß ich ein solches Hundeleben auf die Dauer nicht würde aushalten können, und da ich überdies befürchtete, in Deutschland noch entsetzlichere Inseln, als diese hier, anzutreffen, so entschloß ich mich, das gefährliche Abenteuer zu wagen. Ich schritt nach der Maas hinunter. Der Himmel war überzogen und dunkel, das Ufer wie ausgestorben. Drüben überm Wasser sah ich die deutschen Wachfeuer. Trotz der Dunkelheit, die einen grauen Schleier über den Fluß breitete, konnte ich doch auf der Oberfläche des Wassers unbestimmte Umrisse, die auf dem Wasser dahinglitten, erkennen. Bald tauchten sie auf, bald verschwanden sie wieder. Einen Augenblick schwankte ich, dann entkleidete ich mich vom Kopf bis zum Fuß, und nur die Unterhose anbehaltend, stieg ich in die Maas. Das Wasser ging mir bereits bis an die Brust und das steilabfallende Ufer ließ mich keinen Augenblick im Zweifel, daß ich mit dem nächsten Schritte schon den Boden unter den Füßen verlieren werde, da ließ mich eine langsam an mir vorübertreibende schwarze Masse im tiefsten Innern erschaudern, das war ein Anblick, der einem durch Mark und Bein ging; ein Zittern ging durch meinen ganzen Körper, die Aussicht, über den dunkeln Fluß zu schwimmen, Leichen und immer wieder Leichen zu Reisegenossen, der Gedanke machte mich erzittern, und ließ mich schwanken. Eine nervöse Furcht vor irgend einem entsetzlichen „Etwas", eine Furcht, der ich mich in gar keiner Weise erwehren konnte, hatte mich ergriffen; immer wieder, gegen meinen Willen, schweiften meine Blicke hinüber zu jener dunkeln unbestimmten Masse, die dort in der Strömung des Flusses dahintrieb; halb gelähmt von Schauder kehrte ich ans Ufer zurück, und setzte mich dort nieder.

Tags darauf, im vollen Tageslicht, kehrte ich nach dem Platze zurück, wo ich die Maas zu überschreiten versucht hatte. Wenige Schritte vom Ufer entfernt, wo sich noch deutlich die Eindrücke meiner nackten Füße stromabwärts erkennen ließen, war an einer von etlichen Binsen überragten Schlammbank der Leichnam eines jungen Turkos geländet, den ich tags zuvor, als ich mir den Platz betrachtete, noch nicht gesehen hatte, sein im Wasser liegendes Gesicht wurde bald sichtbar, bald verdeckten es die sanft darüber hingleitenden Wellen. Seine ausgestreckten Hände steckten im Schlamme. Man erzählte mir, der arme Teufel habe gestern Abend zu entfliehen versucht, und dabei sei er von den preußischen Schildwachen erschossen worden. Von zwei oder drei Kugeln getroffen, hatte er nicht mehr die Kraft besessen, wieder ans Ufer zurückzuschwimmen. Vielleicht wars gerade dieser Leichnam gewesen, der mich in dem Augenblicke, als ich mich in den Fluß stürzen wollte, davor zurückschaudern ließ, vielleicht dankte ich es diesem armen toten Wüstensohn, daß ich noch lebte. Meine erste Idee, über die Maas die Freiheit wiederzugewinnen, gab ich jetzt auf, keineswegs aber meine Absicht selbst; es handelte sich für mich jetzt nur noch darum, eine bessere Gelegenheit zu finden. Während die Maas noch acht Tage nach der Schlacht Leichen mit sich schwemmte, starrte unsere Insel von solchen, man konnte sie nach hunderten zählen, eine Epidemie konnte nicht stärker wüten; die preußischen Behörden begannen jetzt selbst über diesen Stand der Dinge sich zu beunruhigen. Die Ansteckung konnte sich ja auch auf die siegreiche Armee übertragen, und diese, wie die besiegte, dezimieren.

„Weißt du schon?" sagte mir mein Zeltgenosse eines Tages, „die Vergnügungszüge nach Preußen beginnen jetzt bald." In der That, am nächsten Tage wurden die Kranken von der Insel fortgeschafft, es waren Leute darunter, die sich kaum mehr weiter zu schleppen vermochten. Nach den Kranken kamen die Offiziere an die Reihe; jeder von ihnen durfte einen Soldaten als Burschen mit sich nehmen. Das war für mich ein Lichtstrahl, ich eilte zum Kommandanten H... und bat ihn um die Erlaubnis und die Vergünstigung, ein Stiefelwichser werden zu dürfen. Gerne gewährte er mir meinen Wunsch, und stellte mich einem Kapitän vor. Ich kam gerade zur rechten Zeit; dieser Vertrauensposten war ein viel umworbener, es wimmelte von Kandidaten um einen solchen, und gar mancher derselben hatte vornehmeren Rang und Namen in die Wagschale zu werfen, als ich. Dank der Hilfe des Kommandanten, erhielt ich die Stelle aber doch. Ich teilte meinen

Kameraden, die bisher das Zelt, in dem es so viel regnete, mit mir geteilt hatten, die Neuigkeit mit. — „Was?“ schrie der älteste von der Bande, „Stiefelputzer bist du bereits geworden!“

Am Abend bekam ich die Weisung, mich des andern Tags in aller Frühe bereit zu halten. Ich zählte darauf, daß mich der Regen nicht einschlafen lassen werde, und meine Hoffnung wurde nicht getäuscht; nach einem letzten in der Mühle abgestatteten Besuche überschritt ich am 10. September in der Frühe die Brücke. Die beiden Kanonen standen noch am gleichen Platze, die Preußen unter dem Gewehr. In der Nähe sammelte sich der Trupp, der die nächste Waggonladung bilden sollte. Es war die Bestimmung getroffen worden, daß die Offiziere vom Kapitän aufwärts auf einer Art Wagen, welche mit Leinwandtuch überzogen waren, befördert werden sollten, die Lieutenants und Unterlieutenants hatten zu Fuß zu gehen.

Ein preußischer Oberst, der am Brückeneingang das Kommando führte und den Abmarsch zu überwachen hatte, gab einen Befehl, worauf sein Adjutant: „Vorwärts!“ kommandierte. Auf dieses Kommando hin setzte sich die Kolonne in Bewegung. Nachdem wir die Brücke hinter uns hatten, schlugen wir den gleichen Weg auf Sedan ein, den wir beim Hermarsch gekommen waren. Dort hielt unsere Kolonne einen Augenblick. Ein Geldstück in der Hand, benützte ich diesen Halt, vor einer Bäckerbude mich aufzupflanzen, wo bereits eine ganze Menge Gefangener eine lange Reihe bildeten, preußische Soldaten mischten sich unter dieselben. Einer von ihnen schämte sich nicht, seine Nachbarn zu stoßen und zu puffen. Natürlich gab ein Wort das andere. Er wurde brutal, schließlich unverschämt. Von einem Wortstreit, welcher bei vom Hunger gestachelten Leuten ja leicht ausbricht, drohte es bald zu ernstlichem Streit, ja Thätlichkeiten zu kommen, in dem Augenblicke, als dieser Fall eintreten zu wollen schien, mischte sich auch ein deutscher Offizier in den Streit, und verlangte zu wissen, was es hier gebe? Die Gefangenen erklärten wie aus einem Munde, wie es auch der Wahrheit gemäß war, der preußische Soldat habe, ehe die Reihe an ihm war, Brot haben wollen, und sich wie ein Rasender, Püffe austeilend und Prügel, in die Reihe hereingedrängt. — Der Offizier befahl dem Soldaten, sich auf der Stelle zu entfernen; dieser aber hatte offenbar ein paar Kelche Schnaps getrunken, vielleicht auch derer etliche über das richtige Maß, er fing an zu schreien, „es falle ihm nicht ein, vom Platze zu gehen, er wolle nun einmal sein Brot haben und wolle sehen, wer ihm dies verwehren könne.“ Ohne ein Wort zu verlieren, griff der Offizier in seinen Gürtel, zog den Revolver aus der Ledertasche, lud ihn, und schoß den Soldaten nieder, der wie ein Mehlsack umfiel. Keiner der Kameraden des Niedergeschossenen rührte sich; ich fing an, die bewunderungswürdige Disziplin der Deutschen zu begreifen. Durch das Pariser Thor waren wir in Sedan eingezogen, um es durchs Balaner Thor wieder zu verlassen. Die Stadt, die ich vor kurzem noch von französischen Truppen mehr als überfüllt gesehen hatte, war jetzt von Landwehr besetzt. Da und dort schleppten sich Kranke und Verwundete auf den Straßen dahin. Die Einwohner betrachteten uns auf unserem Durchmarsch mit finsteren Blicken und schweigend; nur wenn sie glaubten, es von unsern Wächtern unbemerkt thun zu können, kamen sie her, um uns Brot oder etliche Stücke Fleisch zu geben, ein Almosen, das eine ruinierte Stadt dem Elend bot. Unsere beinahe 800 Mann starke Kolonne zählte Offiziere von allen Waffengattungen unter sich, namentlich war die Kavallerie und Artillerie sehr stark vertreten. Hätten sie ihre Uniformen nicht schon als solche erkennen lassen, man hätte sie sofort an ihrem schwerfälligen Gange, der seinen Grund in den großen schweren Reiterstiefeln hatte, und an ihren mit Schafleder besetzten Hosen erkannt. Jetzt konnten die Infanteristen den Kavalleristen die bisherigen Spötteleien heimbezahlen, aber wer wäre gegenwärtig zum Scherzen aufgelegt gewesen? Die alte französische Heiterkeit, die Lust an Späßen, war total verschwunden. Das Gefühl, das Bewußtsein: „du bist gefangen,“ zerriß jedem das Herz; Offiziere, welche die Krim- und italienische Feldzugsmedaille trugen, vergossen heimlich Thränen. Es schien, als trauerte diese Truppe, deren Reihe unterwegs immer noch wuchs, um hundert Siegesjahre, die ein einziger Tag des Unheils ausgelöscht. Unsere Bewachungsmannschaft bestand aus zwei starken Infanterie-Pelotons, welche die Pickelhaube trugen, deren eines an der Spitze marschierte, während das zweite den Zug schloß. Und zu beiden Seiten der Straße marschierten in Abständen von zwei Metern Schildwachen, das geladene Gewehr auf der Schulter. Es war uns gesagt worden, daß sie Befehl hätten, beim geringsten Allarm Feuer zu geben. Ulanen, den Karabiner in der Faust, sprengten auf und nieder, in langem Trab ritten sie von der Vorhut, die Kolonne entlang, bis zur Nachhut, alles niederreitend, was sich ihnen in den Weg stellte.

Der Weg war grundlos, die Wagen versanken in den ausgefahrenen Geleisen, wir marschierten buchstäblich im Schmutz; wohin man blickte, niedergebrannte Hütten, umgehauene Bäume, verwüstete Felder; so kamen wir endlich nach Bazeilles. Wer jenes Bild gesehen hat, der vergißt es in seinem ganzen Leben nicht wieder. Man hätte glauben können, eine Windhose sei über das Dorf weggefegt. Alles war hier in Trümmern. Kein Dach war mehr ganz, alle waren sie eingestürzt, die Mauern lagen in Trümmern auf dem Erdboden, verbrannte Möbeltrümmer, zerbrochene Latten, Karren, zertrümmerte Wagen, in der Mitte auseinander gerissene Staketenzäune, zerbrochene Bretter, Thüren, welche nur noch zur Hälfte in den Angeln hingen, Gerippe von Haustieren, welche die Kugeln niedergestreckt, oder die den Flammen zum Opfer gefallen, verwüstete Gärten, deren Mauern in Trümmern, mit verkohlten Spalieren, und brandgeschwärzten Apfelbäumen, überall Brandspuren, so sah es in Bazeilles aus. Der Fuß trat beständig auf Granatsplitter. Da und dort sah man auf Mauerstücken breite Spuren von schwarzbrauner Farbe. Eine blutige Hand hatte hier den Abdruck ihrer fünf Finger auf einem Kalkbewurf zurückgelassen, zwischen den Dornhecken hingen noch Kleiderfetzen, in einem Gebüsch sah man noch zwei kleine Kinderstrümpfe, welche dort zum trocknen aufgehängt gewesen waren. In einem Hause, dessen Front von einer Mitrailleusenladung bös mitgenommen worden war, standen auf dem Gesims eines Fensters, in dem auch nicht eine einzige Scheibe ganz geblieben war, zwei hübsche blaue Blumenvasen aus Porzellan. Einige Jammergestalten bewegten sich auf diesem großen Schutt- und Trümmerhaufen. Ein schauerlicher, entsetzlicher Leichen- und Fäulnisgeruch entwickelte sich überall, Waffentrümmer bedeckten den Boden, es war zum Herzbrechen, entsetzlich, scheußlich; das Dorf war total zerstört. Eine in Fetzen gekleidete Familie kauerte vor einem Schuppen; seufzend, und voll Bestürzung sahen sie uns vorüberziehen. Vielleicht suchten die Armen die Stelle, wo früher ihr Haus, ihre Hütte gestanden; wahrlich, ihr Unglück war noch viel, viel größer als das unsere; manche unserer Soldaten warfen ihnen Stücke ihres Zwiebacks zu.

Nachdem wir Bazeilles hinter uns hatten, gings weiter, immer weiter. Man durfte weder einen Halt machen, noch sich ausruhen. Jede Etappe war schon im vorhinein bestimmt, und ebenso die Zeit, in welcher sie zurückgelegt sein mußte. Wir waren um 11¼ Uhr von Sedan aufgebrochen, und kamen um 8 Uhr abends in Stenay an, unterwegs hatten wir eine halbe Stunde gerastet. Eine angenehme Überraschung wartete meiner in Stenay. Der Offizier, dessen Bursche ich war, und der in seiner Herzensgüte mich mehr als Freund, denn als Soldaten behandelte, ließ es sich nicht nehmen, mich einem früheren Zuavenkapitän vorzustellen, der vom preußischen Präfekten die Erlaubnis erhalten hatte, seine Kameraden vom 3. Zuavenregiment, dem er vor Jahren angehört hatte, bei sich zu logieren. Auch mir wurde ein Platz an der gastfreien Tafel angewiesen, an welcher Herr D... uns um sich versammelte. Ich beeilte mich, die freundliche Einladung anzunehmen. Welchen Wolfshunger brachte ich mit. Noch nie hatte eine dampfende Suppe, niemals gesottenes Ochsenfleisch ein solches Aroma, meiner Ansicht nach, entwickelt; meine Nase zog den Duft nicht weniger gierig ein, als meine Lippen es schlürften; seit acht bis zehn Tagen war kein ordentlicher Bissen mehr über dieselben gekommen. Meine Nebensitzer sprachen viel, Erzählungen wechselten mit Fragen, aber ich hörte nichts von allem, ich aß nur. Man glaubt nicht, wie öde und leer es im Magen eines Freiwilligen aussieht, der kaum seit einem Jahre volljährig geworden ist, welchen Abscheu er vor dem dünnen klaren Wasser hat, und vollends erst, nachdem er zweiunddreißig Kilometer in einer Tour zurückgelegt. Es giebt einfach nichts, was sich mit dem vergleichen ließe. Herr D... sah lachend zu, wie ich es mir schmecken ließ. Nachdem abgetragen und der Kaffee genommen war,

Bazeilles nach der Erstürmung durch die Bayern.

Transport französischer Gefangener von Sedan.

gestattete er mir, im Schlafzimmer mich auf einen Teppich ausstrecken zu dürfen; denn Sopha, Betten und Matratzen waren natürlich für die Offiziere bestimmt. Kaum hatte ich mich niedergelegt, so schlief ich auch schon fest. Meine einzige Sorge war: würde ich morgen früh imstande sein, aufzustehen? Das war eine Frage, welche endgültig sich erst morgen durch einen Versuch beantworten und lösen ließ. Um 7 Uhr erweckte mich der im Hause herrschende Lärm. Ich versuchte aufzustehen, und es gelang mir, allerdings nicht ohne ziemliche Schwierigkeiten, aber der Zuspruch meines Offiziers in Wort und Gebärden half mir auf die Füße. „Das Gefühl der Zerschlagenheit in allen Gliedern, das uns in Verbindung mit Rheumatismus im Lager von Glaire fast beständig begleitete, aus all dem wollte ich mir gar nichts machen," erwiderte ich meinem Offizier, „aber mein Fuß versagt den Dienst." Ja wohl, man muß Jäger oder Soldat gewesen sein, um zu wissen, was ein wunder Fuß, wund geriebene Knöchel, und Blasen an den Sohlen zu bedeuten haben; zehnmal lieber aber noch einen gebrochenen Arm, oder eine Kugel in der Schulter sitzen haben. Die Marinesoldaten haben ganz recht, wenn sie das Wundsein das größte Soldatenübel heißen. Der Anblick einer gedeckten Tafel gab mir wieder neue Kraft; während man sich zum Aufbruch versammelte, bat ich um die Erlaubnis, die liegen gebliebenen Brotreste einstecken zu dürfen. Es wäre mir als das größte Unrecht erschienen, Brot auf einer Tafel stehen zu lassen, während ich gestern noch, um ein Stück Zwieback zu finden, alle Ecken und Enden, auf dem Bauche rutschend, durchsucht haben würde. Gerne wurde es mir gestattet, und ich füllte alle meine Taschen. Präzis neun Uhr begann der Marsch wieder, im alten Geleise wie gestern, auf gleich steinigem Wege, im gleichen Schmutze, namentlich der erste Kilometer; mit Mühe nur schleppte ich mich dahin, endlich aber gewann mein Fuß wieder mehr Leben, und ich fand wieder, teilweise wenigstens, meinen alten elastischen Gang.

Das Elend auf diesem schrecklichen Marsche ließ mich fast gar den jammerwürdigen Aufenthalt auf der Insel, den wir so oft verflucht hatten, vergessen. Gegen mittag bot unsere in Wellen und Schlangenlinien dahinmarschierende Kolonne einen erbarmungswürdigen Anblick, jeden Augenblick strauchelte einer, oder fiel um. Die Nachzügler legten sich auf die Steinhaufen am Wege, es mochte wohl manchem unter ihnen an der nötigen Energie fehlen, viele, sehr viele aber waren thatsächlich am Ende ihrer Kräfte angekommen. Nicht alle Gefangenen hatten in Stenay Kapitäne getroffen, wie die Zuaven vom 3. Regiment. Der Mangel räumte in unserer Kolonne so stark auf, wie die Müdigkeit. Die Zahl der Nachzügler mehrte sich, wie die dürren Blätter unter einem Baume, den der Wind schüttelt. Ich hörte von einem Chasseur d'Afrique, es sei Befehl gegeben gewesen, die in den Gräben oder an den Straßenböschungen Liegenden unbarmherzig zu erschießen, die letzte Abteilung habe diesen entsetzlichen, mitleidslosen Befehl gehabt, aber ich kann nicht behaupten, daß ein solch blutiger und brutaler Befehl wirklich gegeben worden sein sollte. Ich weiß nicht, ob man in Preußen Gefangene, welche zurückbleiben, als Deserteure behandelt, aber dürfte es einen wundern, wenn die preußische Armee die in ihr herrschende Disziplin auch auf die Besiegten anwenden, und in der Erschöpfung dieser armen Teufel nichts als eine leere Ausrede sehen würde? Ich kann darüber nichts sagen.

Wir waren um neun Uhr abmarschiert. Gegen Mittag verstattete man uns einen halbstündigen Halt, aber nach Verfluß desselben war ich kaum noch imstande, mich aufrecht zu erhalten. Mein linker Fuß war von bleierner Schwere, unmöglich konnte ich meinen Schnürstiefel noch lange anbehalten, der mir den Fuß wund scheuerte und bei jedem Tritt die unerträglichsten Schmerzen bereitete. Sehnsüchtig und neidisch blickte ich zu den Straßenböschungen hinüber; die Tiere durften dort ausruhen und weiden. Ich sah im Feld drüben behaglich ausgestreckte Ochsen, ich aber, ich mußte marschieren, immer weiter marschieren; ich konnte nicht mehr; auf einem Steinhaufen brach ich zusammen und zog Strümpfe und Schuhe aus. Die preußischen Soldaten, die ich nicht wenig um die vorzüglichen Stiefel beneidete, die sie trugen, sahen mir zu, jedoch stets bereit und den Finger am Abzug, falls ich es gewagt haben würde, auch nur einen Fuß in die nahen Wiesen zu setzen. Aber die richtige Stunde war noch nicht gekommen, denn auf meinen Plan, zu fliehen, hatte ich noch keineswegs verzichtet; im Gegenteil, Flucht war mein einziger Gedanke, und dieser Gedanke gab mir immer wieder neuen Mut und richtete mich auf. Und dann hielt mich auch mein Eigensinn aufrecht; die andern hatten nicht weniger zu erdulden als ich, und doch marschierten sie weiter, so wollte ich denn auch nicht zurückbleiben.

Gegen Abend erreichten wir Damvilliers. Als die Hütten auftauchten, und das Dorf vor uns lag, in dem wir, wie wir wußten, die Nacht verbringen sollten, traf ich unter den Häusern bereits meine Wahl, im Geiste wenigstens; sie erschienen mir alle prächtig und mit liebevollen Blicken musterte ich eines nach dem andern, mit einemmale wurden wir aber, die ganze Masse zusammen, nach der Kirche dirigiert. Das Thor öffnete sich weit, man trieb uns hinein, und sofort schloß das Thor sich wieder, hier war unser Bett, so bestimmte es die preußische Disziplin. Beinahe 800 Mann lagen wir hier im Schiff und Chor der Kirche. Seit achtundvierzig Stunden regnete es nun schon, und zwischen den Platzregen hinein heulte und tobte der Sturmwind; um unsere Kleider trocknen zu können, hätten wir ein Feuer haben müssen wie in einem Schmelzofen. Die Taschen meiner weiten Hosen standen voll Wasser, wenn ich meine Hände in die Taschen steckte, wars gerade, als ob ich sie ins Bassin eines Springbrunnens tauchen würde. Ich triefte vor Nässe, und wie mir, so erging es noch 800 Mann, wir waren keine Menschen mehr, sondern nur noch lebendige Dachrinnen. „Ich kann mir nicht helfen," sagte ein Zuave, „ich drehe den Hahnen auf." — Damit zog er seine Jacke, seine Weste und Hose aus, und wand alles wie eine Serviette aus. Seine Worte waren mit Lachen aufgenommen worden, sein Verfahren leuchtete den andern als praktisch ein, und fand Nachahmung. In einem Nu glich der Boden der Kirche einer Lache, und da hinein sollten wir uns legen. Ein jeder suchte sich ein Plätzchen, wo er wenigstens einigermaßen gegen das Gröbste geschützt zu sein glaubte. Alle waren gleich unbequem: die kalten Steinfliesen als Matratzen, die Holzbänke als Kissen. Der arme Pfarrer dieser unglücklichen Kirche erbarmte sich über uns. Seinem guten Herzen verdankten wir einige Bissen Brot, und einige Scheffel Kartoffeln. Er ging bei uns ab und zu, hatte für jeden ein freundliches, tröstendes Wort, und that sein bestes an uns. Plötzlich erhellte ein lichter Schein die Kirche, es war ein vom Pfarrer gelieferter Holzstoß, der nun hellauf brannte. Franzosen und Deutsche drängten sich kunterbunt um das von zahlreichen Reisachbüscheln genährte Feuer, man verkehrte ganz brüderlich miteinander, unsere Feinde waren für ein paar Stunden unsere Kameraden geworden, nur dauerte das nicht lange, denn sobald ein Offizier herantrat, behandelten sie uns wieder als ihre Herde, die sie zu bewachen hatten, und aus dem Kameraden war wieder der Gefangenwärter geworden. Ich hatte mich vor dem Feuer niedergekauert, dem ich abwechselnd bald die Beine, bald den Rücken zukehrte. Dichter Dampf stieg aus meinen, vom Regen durchtränkten Kleidern auf, aber kaum notdürftig trocken, wurden sie wieder vom Regen feucht, ich zog es vor, in die Kirche zurückzukehren, und mir dort irgend eine Lagerstatt zu suchen. Zwei Bänke mußten mir als solche dienen, und müde, wie ich war, schlief ich ein. Ein Frösteln weckte mich. Der Tag brach durch die Fenster der Spitzbogen herein, und flimmerte auf den spärlichen Glasüberresten derselben. Eine vollständige Lähmung hinderte mich am Gebrauch meiner Glieder; meine beiden Füße vor allem waren steif wie Holz; melancholisch gestimmt warf ich einen Blick auf meinen Fuß. War das noch der gleiche, den ich gestern besehen hatte? Er hätte den Ansprüchen eines Riesen genügen können, so entsetzlich aufgeschwollen und aufgetrieben war er, und um ¼9 Uhr sollten wir abmarschieren! Und was sollte ich anfangen, wenn ich bei meinem ersten Versuche merkte, daß mein Fuß den Anstrengungen des Marsches nicht gewachsen sei? Ich mußte es versuchen, aufzutreten. Vorsichtig setzte ich die Ferse auf die Steinplatten, und nach und nach gelang es mir, den Fuß ganz aufzusetzen. Nachdem dies geschehen, mußte ich mich aber auch erheben, und wenn auch dies gelungen war, mich bewegen. Beim ersten Versuch, den ich machte, fühlte ich mich einer Ohnmacht nahe, mein ganzer Körper zitterte und bebte! Aber es mußte sein; kalter Schweiß brach an mir aus, doch ich überwand mich. Wars die Bewegung, oder die Angst, als Nachzügler betrachtet und behandelt zu werden, wars die Jugendkraft, welche Wunder wirkt, und meinen Muskeln wieder Schwung ver-

lich, Kilometer auf Kilometer legten wir zurück, ohne daß ich zusammengebrochen wäre, das Fieber hielt mich aufrecht. Die mechanische Bewegung, die mich vorwärts trieb, ließ mir zum Nachdenken gar keine Zeit, ich sah die Gegend, durch welche wir zogen, nur wie in einem grauen Schleier. Ich kann mich noch erinnern, daß Bauern, von Mitleid mit dieser vorbeiziehenden Kolonne ergriffen, manchmal an den Straßenrand herzugelaufen kamen, und uns Wasserkrüge und volle Milchschüsseln in die Reihen reichen wollten, aber wir durften sie nicht annehmen. (So wenig wie die deutschen Soldaten, denen es ebenfalls strengstens verboten war. D. Herausgeber.) Es war beinahe sieben Uhr, als ich den Kirchturm von Etain, in welchem Orte wir die Nacht verbringen sollten, erblickte. Kaum konnte ich mehr gehen. Zwei- oder dreimal überkam mich eine unsägliche Müdigkeit, ich hatte mich auf einen Steinhaufen niederlassen müssen, aber als ich den Tritt meines Wächters vernahm, raffte ich mich auf und schritt vorwärts, ich wollte nicht schwach sein und keinen harten Worten, wenn nicht schlimmerem, mich aussetzen. Die ganze Kolonne hielt in der großen Straße; der Detachementschef rief die französischen Offiziere vor und redete sie mit schnarrender Stimme an: „Geben mir die Herren Offiziere ihr Ehrenwort, sich morgen früh um halb zehn Uhr auf dem Antrittsplatze hier wieder einzufinden?“ — aber kein „Ja“ erklang. — „Bis morgen also, meine Herren,“ fügte er kurz hinzu, und entfernte sich.

Die Offiziere thaten desgleichen, es dem Zufall anheimstellend, wo sie ein Unterkommen finden würden. Die Sorge, eine Lagerstatt zu finden, beschäftigte auch mich in erster Linie. Der Zustand, in den mich der letzte Tagmarsch versetzt hatte, ließ mich wünschen, so bald und so nah, wie nur immer möglich, ein Quartier zu finden; das war für mich das notwendigste; vor dieser Frage trat jede andere in den Hintergrund zurück. Mein Blick ruhte fragend auf den Häusern, ob ich nicht einen Tannenwipfel, das symbolische Zeichen einer Herberge, oder den Schild einer solchen entdecken könnte, plötzlich zupfte mich eine kleine Hand am Zipfel meiner Jacke. Ein junger frischer Knabe stand vor mir. — „Sind Sie nicht vom 3. Zuaven-Regiment?“ fragte er mich, und setzte auf meine bejahende Antwort hinzu: „Meine Mutter hat einen Bruder in diesem Regiment, es würde sie sehr freuen, wenn die Offiziere, die hier sind, ihre Gastfreundschaft annehmen würden. Sie thuts gerne und was sie bieten kann, kommt von Herzen.“

Ich rief sofort einem Kameraden, und nachdem ich meinen Kapitän davon in Kenntnis gesetzt, fanden sich bald sieben Zuaven- und fünf Artillerieoffiziere bei Madame L... ein. Die Bedienten kamen natürlich nach, und bald war das Haus von vierundzwanzig Offizieren angefüllt. Das waren ihrer fast zu viele, und schon wollten sich mehrere derselben zurückziehen, aber Frau L... zeigte sich um alle gleich mütterlich besorgt. Sie pflanzte sich vor der Thüre auf, und erklärte kurz und bündig, daß sie auch nicht einen einzigen von uns fortlasse. Die prächtige Frau! Natürlich ließ sich keiner von uns lange bitten, und ich machte den Anfang, indem ich mir in der Scheuer ein Lager suchte. Aber kein Strohbund erwartete mich dort, sondern eine Matratze, eine wirkliche, wahrhaftige Matratze, die erste, deren ich seit meiner Abfahrt von Paris ansichtig geworden war. Kein Industrieprodukt hätte mir in diesem Augenblick willkommener sein können; ich streckte mich voller Vergnügen auf der schwellenden blendendweißen Leinwand aus, und zog meine Pfeife aus der Tasche, die schon so oft meine liebste und beste Trösterin gewesen war. Der Rauch kräuselte sich, und ich glaube, ich war nahe daran einzuschlafen, als die Thüre zu der Scheuer sich in ihren alten rostigen Angeln drehte.

„Haben Sie nichts nötig, meine Herren?“ Ein junges Mädchen, das die Hausfrau herübergeschickt hatte, wars, das uns also fragte.

Das Mädchen mochte 16 oder 17 Jahre alt sein; es lächelte freundlich, und aus seinen schönen Augen strahlte jene jungfräuliche Reinheit, die allen Achtung einflößt. Unwillkürlich erhoben wir uns alle, das hübsche Kind näher zu betrachten. Sie sah uns fragend an. „Mein Fräulein,“ sagte ich, „wenn Sie mir einige Streifen Leinwand verschaffen könnten, würden Sie mir einen großen Dienst erweisen.“

Sie verschwand, flink wie ein Vögelein, und zwei Minuten später stand Frau L... neben mir, mit einem Paket Leinwand in der Hand.

„Sind Sie verwundet?“ fragte sie, neben meiner Matratze niederknieend, und dabei wischte sie mit der Hand eine Thräne aus den Augen. Während sie meinen Fuß verband, plauderte sie beständig mit mir. Ich hätte sie vor Dankbarkeit umarmen mögen. „Sie haben noch nichts gespeist?“ forschte sie freundlich weiter. Ich schüttelte den Kopf. „Eh bien! Da kommen Sie nur gleich mit mir, die Tafel ist groß genug für euch alle, jeder findet Platz daran.“

Der Verband war fertig. Ich fühlte sofort, wie wohl mir derselbe that. Gesegnet seien die Hände, die mir diesen Dienst geleistet! Nachdem meine Leiden ihr Ende erreicht, erschienen mir auch die Dinge in weniger trauriger Gestalt. Es gab doch noch gute Menschen in der Welt. Auch mein Appetit erwachte wieder, und mit ihm die Lust, zu entfliehen. — Na, zuerst wollen wir mal essen, dachte ich bei mir, dann können wir an die Geschichte denken. Ich schlief, ohne auch nur ein einzigesmal aufzuwachen, bis in den frühen Morgen hinein. Mit offenen Augen, von meinen schnarchenden oder sich streckenden Kameraden umgeben, saß ich auf meiner Matratze und überlegte, was zu thun? Ich war jetzt wieder guten Muts, und zu allem aufgelegt. Wo und wann konnte ich eine schönere Gelegenheit zur Flucht finden? Die Bewachung schien nicht mehr besonders strenge, und in meinem Gürtel hatte ich Geld genug, um mir die Beihilfe irgend eines Landsmannes erkaufen zu können, und je bälder das sein konnte, wenn heute schon, um so besser!

Nachdem ich mir die Sache wohl überlegt, und mein Entschluß fest gefaßt war, stieg ich von meinem Scheunenboden herab. Die Offiziere hatten sich im Wohnzimmer eingefunden, um sich zu verabschieden, ich schlich mich gleichfalls hinzu. Madame L... hatte verweinte Augen, ihr Sohn und ihre Tochter standen neben ihr, man war gegenseitig sehr bewegt; konnte man wissen, ob man sich jemals wiedersah? Ein Offizier, der seinen schon ins graue übergehenden Schnurrbart strich, gab zuerst das Zeichen zum Aufbruch. „Dank, besten Dank, Madame,“ rief er, „und nun leben Sie wohl!“ Jeder wandte sich nach der Thüre. In dem Augenblicke, da ich ihnen zu folgen mich anschickte, fühlte ich eine kleine, zarte Hand, welche die meinige drückte. Es war das junge Mädchen, das mir im Auftrag seiner Mutter ein kleines Paketchen Verbandzeug in die Hand drückte. Ich schob dasselbe in meine Tasche und eilte auf die Straße; ich wagte es nicht, mich umzusehen. Es war neun Uhr und um halb zehn mußten wir abmarschieren. Es galt also mich zu beeilen. Auf gut Glück rannte ich durch das Dorf. Nach Verfluß einer Viertelstunde, von allen Seiten strömten schon Leute herbei, sah ich einen Bauern unter seiner Thüre stehen, der Sousstücke zählte. Der Mann sah wie ein Ehrenmann aus, und machte den Eindruck eines braven Menschen auf mich. Ich ging direkt auf ihn zu, und flüsterte ihm ins Ohr: „Wenn Ihr mir nach Belgien hinüber verhelft, bekommt Ihr 200 Franken.“ — Während ich mit ihm redete, hielt ich ihm die Hand, in der zehn Napoleons glänzten, unter die Augen. Der Bauer kratzte sich am Kinn, ließ seine Sous in ein kupfernes Geldbüchschen fallen, sah mich mit schlauem Augenblinzeln an, und sagte, nachdem er sich überzeugt, daß niemand uns beobachtete, kurzweg: „Kommt!“

Ich folgte ihm; er lief ganz ruhig neben mir her und pfiff zwischen den Zähnen. Durch Gäßchen, die mir endlos schienen, führte mich mein Begleiter; unterwegs begegneten uns mehr als einmal preußische Soldaten, aber es war noch nicht halb zehn Uhr, und daher fiel es auch keinem von ihnen ein, mich anzuhalten. Das Herz schlug mir zum zerspringen. Ein Weib kam des Weges daher und begann, sich mit meinem Führer in ein Gespräch einzulassen; ich hätte das Weib erwürgen können. Jetzt verlangsamte er seinen Schritt, verabschiedete sich von dem Weib, und setzte seinen Weg durch die Gäßchen fort. Wohin führte er mich eigentlich? Endlich trat er in ein kleines, armseliges Häuschen, und bat mich, auf den Heuboden hinaufzusteigen. — „Und rührt euch nicht, bis ihr mich wieder seht.“ In einem Augenblick war ich die Leiter oben, und verbarg mich in dem schwarzen Loch, das er einen Heuboden zu nennen beliebte. Ich wartete fünfzehn Minuten, die mir so lang vorkamen wie ebensoviele schlaflose Sommernächte. Ich horchte, das Ohr an eine Mauerspalte gepreßt. Ein dumpfes Geräusch erfüllte Etain, es klang, als ob ein Truppencorps im Marsch sei. Hatte man mein Fehlen nicht bemerkt? Die Thüre öffnete sich, und mein Bauer erschien unter derselben. „Jetzt ist's Zeit,“ sagte er, indem er ein Paket, das er unterm Arm trug, auf den Boden warf. Ich zog sofort

meine Uniform aus, die Weste, die Pluderhosen, Gürtel und Mütze. Ich mußte mich sogar von meinem getreuen Teppich trennen. Im Handumdrehen stand ich im ärmlichen Gewand eines Arbeiters da, nichts fehlte, weder die blaue Leinenhose, noch das Gilet, und die getragene Bluse, mit den verrutschten Ellenbogen und den weißgewordenen Nähten, auch die Otterpelzmütze, natürlich eine ganz abgetragene, an der man umsonst nach Spuren von Haaren gesucht hätte, war da; meine Füße verschwanden in weiten Sabots (Holzschuhen). Mein Führer hatte sich mit zwei oder drei Bouteillen Wein die nötige Courage angetrunken, er spürte den Wein ein wenig und sein Gang war ein bißchen schwankend geworden, aber die Schlauheit und Pfiffigkeit des Bauern behielt doch die Oberhand. — „Und der Schnurrbart und der kleine Kinnbart?“ fragte er.

Ein paar schlechte Messer mußten herhalten, meine Gesichtszierde, welche auffallen konnte, verschwinden zu lassen, dann verließ ich den Scheunenboden. „Jetzt fehlt noch Stock und Pfeife,“ meinte mein Führer. Eine Thonpfeife war bald gekauft und ebenso schnell mit „Caporal“ (die in Frankreich beim gemeinen Mann ausschließlich gebräuchliche Tabakssorte) gestopft, und ebenso hing an meinem Handgelenk, von einem kupfernen Kettchen gehalten, ein wuchtiger Stock.

„Und nun vorwärts, und ein Gesicht gemacht, als könnten wir nicht auf fünfe zählen!“ Eines nur beunruhigte mich noch. Vor meiner Abreise von Paris hatte ich in meinem brennenden Eifer, und um ja wie ein richtiger alter Zuave auszusehen, die oberen, an die Stirne grenzende Schädelpartie rasieren lassen. Die Haare begannen zwar wieder ein wenig zu wachsen, aber doch nicht stark genug, um nicht die frühere, ausrasierte Stelle zu verraten. Ich drückte daher meine Mütze tiefer ins Gesicht, und zog den zerlumpten Kappenschild bis auf die Augenwimpern herunter; überdies hatte ich mir zugeschworen, keinen Menschen zu grüßen, und wenn General Moltke selbst an der Spitze seines ganzen Generalstabs mir begegnet wäre. Die tollsten Gedanken fuhren mir durch den Kopf. Ich glaubte, die ganze Welt müsse mich kennen, sogar die, die mich noch nie in ihrem Leben gesehen hatten, es war mir immer, als müßte jeder, der mich sehe, schreien: „Das ist ein Zuave, der durchgebrannt ist; ich vermied es daher sorgfältig, den Blicken der Bauern zu begegnen. Der Anblick der Preußen, denen ich in den Straßen von Etain begegnet war, ließ mich auch jetzt noch überall Gespenster sehen. Wenn sie jetzt wieder plötzlich auftauchten, und mir die Hand auf die Schulter legten? In diesem Falle war ich entschlossen, mich auf der Stelle zu töten. Vorläufig bemühte ich mich, die Gebärden und den schleppenden Gang meines Begleiters so viel als möglich nachzuahmen. — Beim Teufel! ist dieses Etain ein großes Nest, dachte ich bei mir, das scheint ja fast so groß wie eine Stadt zu sein! Und doch waren wir kaum seit fünf Minuten unterwegs; ich aber hätte darauf geschworen, daß wir zwischen den Dorfgassen mindestens schon zwei, vielleicht gar drei Kilometer zurückgelegt hätten.

Endlich kamen wir an das letzte Haus. Einen Seufzer der Erleichterung auf den Lippen verließ ich Etain, da, o Schreck! zeichnete sich plötzlich vor mir auf der Landstraße die Silhouette einer preußischen Schildwache ab, die ruhig hin- und herging. Mein Reisegefährte warf mir einen bedeutsamen Blick zu. „Frei, oder erschossen,“ die Frage war eine sehr einfache, um sie handelte es sich jetzt. Dreißig Schritte noch, und wir standen vor der Schildwache, deren Weg die Straße absperrte. Mir war sogar die Lust am Rauchen vergangen. Alle meine geistigen Kräfte konzentrierten sich in diesem Augenblicke auf das eine: „Habe ich gewiß auch den Gang eines Bauern, sehe ich aus wie ein solcher, und sind auch meine Bewegungen bäurisch?“ Würde der deutsche Soldat nicht in mir den Zuaven in der Bluse wittern, und mir das Bajonnet vorstrecken? und wenn ich dann irgend eine ihm verdächtige Miene machte, würde er sich wohl auch nur einen Augenblick besinnen, mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen? Das Herz schlug mir so heftig, daß mir beinahe übel wurde; mein Begleiter pfiff noch immer Schelmenlieder, ich mußte ihn bewundern. Wie fing er es nur an? Endlich waren wir dicht bei der Schildwache, er pfeifend, ich in meinen weiten Sabots durch den Chausseestaub mich durcharbeitend und die Schultern wiegend; jetzt standen wir vor dem Posten, er sah uns an, und — setzte seinen Gang fort, wir thaten langsam das gleiche, schleppend und als obs uns gar nicht pressiere. Er hat mich nicht angehalten, er hat nicht angerufen; er hat mich also wirklich für einen Bauern gehalten. Welcher Triumph! Alles weitere war mir nunmehr gleichgültig. Ich begann nach und nach wieder freier aufzuatmen; mein Bauer blinzelte mir zu, und sagte, als er mich lächeln sah, bedeutsam: „Ja, es ist noch nicht gewonnen, wir sind erst aus dem gröbsten heraus.“

In der That, es war noch nicht gewonnen, ich marschierte immer noch in vom Feinde besetztem Lande, aber ich will nicht mehr des weitern und breitern von den Einzelheiten dieser meiner Flucht reden, die mir so viel Angst und Sorge, die peinlichste Ungewißheit verursachte. Durch Ebenen und Wälder, von Dorf zu Dorf, von Ferme zu Ferme, mußte ich wandern, bald als Wilddieb, bald hinter einem Jagdaufseher, auf Schritt und Tritt zitternd, und beständig in der Angst, im grünen Feld draußen die Helme der Dragoner glitzern, oder die bunten Fähnlein der Ulanen flattern zu sehen. Wie viele Zufälligkeiten konnten nicht auch jetzt noch mich in meinem Marsche aufhalten! Ich atmete erst wieder frei auf, als ich, gesegnet sei die Stunde, endlich die belgische Grenze erreichte, und selbst hier noch hatte ich die Fragen und Nachforschungen, und vor allem die Patrouillen zu fürchten, die leicht auf den Gedanken geraten konnten, mich anzuhalten, mitzunehmen, und im Lager von Beverloo zu internieren. Endlich aber kam der ersehnte, so oft erträumte Augenblick; ein Bahnzug führte mich nach Brüssel, und von da nach Frankreich: ich war frei. Es war Nacht geworden; am Fenster zogen die Fluren und Gefilde meiner Heimat vorüber. Heimat! Vaterland! O, heute begriff ich es erst recht, dieses süße, jedem Soldaten so teure Wort, heute begriff ich erst ganz, welcher Zauber, welch reicher Schatz in diesem Worte verborgen liegt; und nun sah ich es wieder, mein Vaterland! Ein wundersames, nicht zu beschreibendes Gefühl durchströmte mich. Um zwei Uhr morgens erreichte der Zug Paris. Man muß all die harten Entbehrungen, all die Herzensbeklemmungen durchgemacht haben, wie sie mir beschieden waren, um zu begreifen, wie der Anblick der langgestreckten Häuserreihen und die endlose Reihe der Gaslaternen auf den aus dem Felde Heimkehrenden wirkte.

Das war am 14. September. Zwei oder drei Tage später war Paris cerniert; die Belagerung stand vor der Thüre.

---

2. Ein Feldzug vor Paris.

(Das Ende.)

Champigny. — Am Mont Valerien.

Das Aussehen der Riesenstadt Paris hatte sich wesentlich verändert. Das war nicht mehr jenes Paris, welches ich verlassen hatte. Alles war in Bestürzung, die Hausfrauen raunten in die Kaufläden, um Lebensmittel einzukaufen; man sang noch die „Marseillaise“, aber lange nicht mehr so laut, man wußte jetzt, mit was für einem Feinde man es zu thun hatte. Aber der Nationalstolz, fast möchte man sagen, der „Pariserstolz“, war noch der alte nach wie vor. Man war geschlagen worden, ja wohl, aber unter den Mauern der großen Stadt konnte, mußte man siegen. Die ganze Bevölkerung von Paris war auf den Beinen, und sie war in Waffen. Bürgerschaft und Volk war ein Herz und eine Seele, ein einziger Gedanke erfüllte alle. Die Wälle und Forts waren mit Kanonen gespickt, unaufhörlich rasselten die Trommeln, schmetterten die Trompeten, auf allen Plätzen wurde exerziert. Und war denn nicht die Republik proklamiert worden, dieses Universalheilmittel? Manche, vor allem natürlich die Enthusiasten, waren nicht wenig erstaunt, daß auf diese Nachricht hin die Armee des Kronprinzen sich nicht nach allen vier Windrichtungen verlaufen hatte. Dieses Wunder konnte doch nicht ausbleiben. Andere freilich, aber die hatten nicht den Mut es auszusprechen, waren der Ansicht, die Proklamierung der Republik sei ein Unglück, und der bloße Namen schon werde hinreichen, allen Widerstand in der Provinz zu lähmen. Welchen Staub wirbelten diese paar Silben, welche die Marke von 1793 trugen, auf; aber man hielt mit seinen Ansichten vorsichtig hinterm Berg, und äußerte

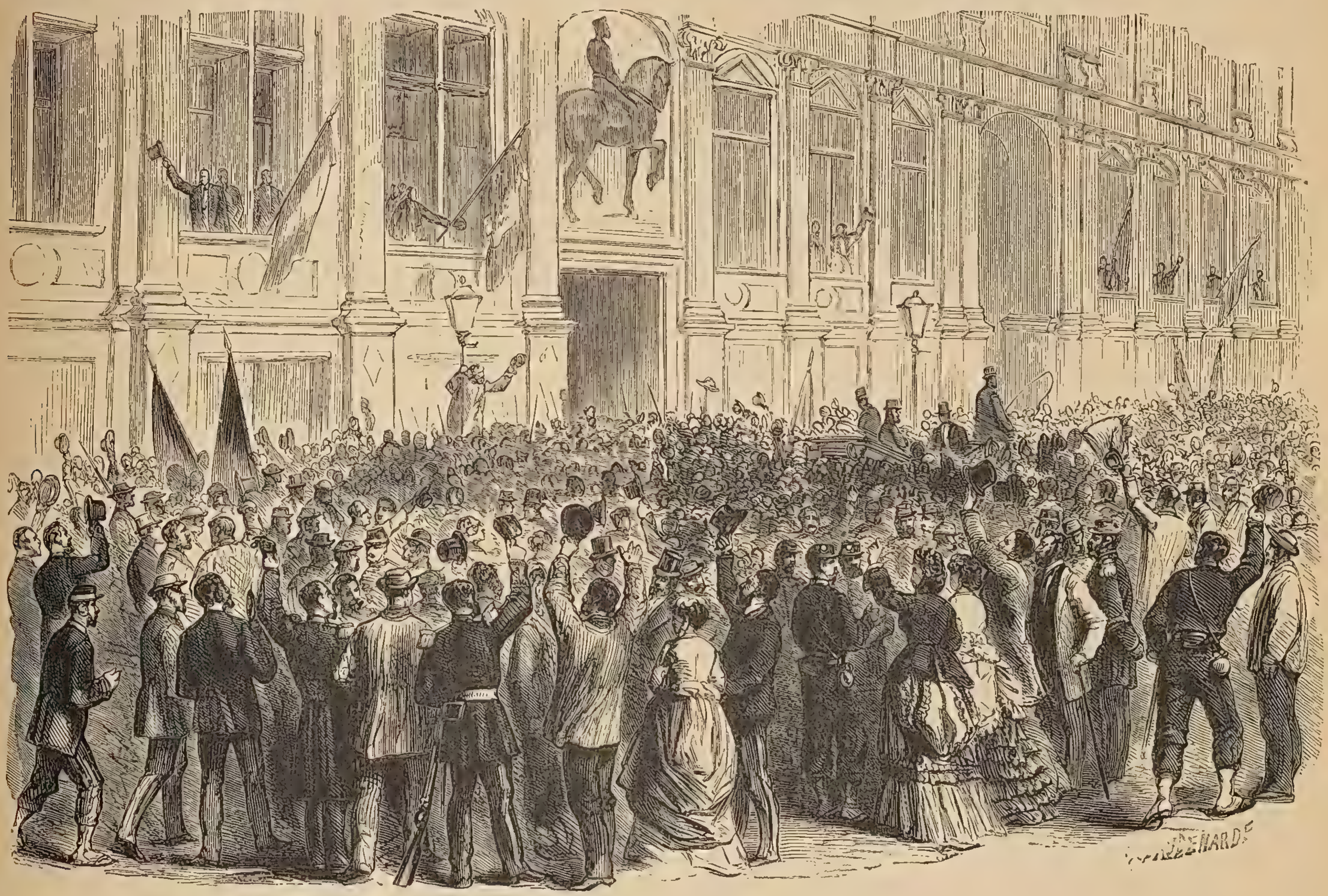
solche nur im vertrauten Freundeskreise. Das „Volk“ hatte die Arbeit an den Nagel gehängt, es spielte jetzt „Soldat“ und hantierte nur noch mit dem Tabatièregewehr. Der Feuereifer war großartig; die Regierung des 4. Septembers brauchte nur zu befehlen, und es wurde ihr gehorcht. In banger Erwartung, in fieberhafter und doch freudiger Erregung horchte man auf den ersten Kanonenschuß, jetzt war er gefallen, und nun wußte die Bevölkerung, welche nach dem Trocadero hinausströmte, daß sich der Eisengürtel um Paris geschlossen hatte.

Ich stand damals bei der 1. Compagnie des 3. Bataillons vom 4. Zuavenregiment. Capitän R... welcher die Compagnie führte, war bei Sedan mit dabei gewesen, und auf der Insel von Glaire war ich mit demselben bekannt geworden. Er gehörte auch zu denen, welchen es gelungen war, zu entkommen, nachdem sie Freud und Leid brüderlich, in eine Art Freimaurerei zusammengefaßt, getragen hatten. Dieses neue Zuavenregiment, in welches ich eingestellt worden war, zählte drei Bataillone, welche aus den Trümmern des 1., 2. und 3. afrikanischen Regiments zusammengesetzt worden waren. Es trug die Nummer 4, eine Fahne besaß es jedoch nicht; es hatte sich allerdings darum gehandelt, ihm diejenige des 3. Zuavenregiments, die bei Sedan gerettet worden war, zu übergeben, aber die Trümmer dieses Regiments, die wenigen, die noch übrig geblieben waren, wehrten sich so entschieden mit Hand und Fuß dagegen, daß man beschloß, die von Kugeln zerfetzte Fahne ins Artillerie-Museum zu verbringen.

Bald nachher wurde das Regiment nach Courbevoie geschickt, wo die drei Bataillone einquartiert wurden, das 3. erhielt Befehl, seine Leute auf die kleinen, zwischen dem Dorf und dem Eisenbahndamm gelegenen Häuschen zu verteilen. Man hatte Pickel unter uns ausgeteilt und unter der Aufsicht unserer Offiziere waren nunmehr etliche hundert Arme damit beschäftigt, in die ärmlichen, zwischen Dorf und Eisenbahndamm gelegenen Häuser Schießscharten zu schlagen, die paar Möbelstücke, die noch da waren, gingen bei der Gelegenheit natürlich auch vollends zu Grunde. Etliche starke Schläge genügten, die Mauern zu durchschlagen und dem Wind in alle Zimmer Zugang zu verschaffen. Im Handumdrehen war das Dorf in Verteidigungsstand gesetzt worden, überall prasselten Ziegel- und Bausteine nieder, und öffneten sich Schießscharten, hinter denen man bequem die Chassepots auflegen konnte; man hatte sich offenbar auf ein plötzliches Erscheinen der Preußen gefaßt gemacht.

Aber auf die Dauer kann man nicht Mauern durchbrechen, vollends nicht, wenn das gar keinen Wert hat, und mit unserer Arbeit waren wir, da sie sich nur auf einen Teil des Dorfes erstreckte, in einem Tage fertig geworden. Wir erfuhren nichts von dem, was in Paris passierte. Die Tage verstrichen langsam und schlichen dahin; unsere einzige Zerstreuung bildeten die Feldwachen, die wir an den Ufern der Seine bezogen. Dabei galt es natürlich aufzupassen, und das hielt uns in der Spannung. Man sang, man plauderte, machte schlechte Witze, und natürlich ruhte die Arbeit dabei, die dann auch nicht sogleich wieder aufgenommen wurde. Nachdem man es einige Tage mit uns versucht, wurden wir durch Liniensoldaten und Mobilgarden ersetzt. Die Langeweile wurde ansteckend, und brachte einen beinahe um. Das ewige Einerlei unterbrach täglich nur ein zweistündiges Exercitium.

Am 16. Oktober glaubte man im Bataillon, daß endlich einmal es etwas zu thun geben werde; dieses „zu thun geben,“ hieß in der Sprache der Zuaven so viel, daß man darauf hoffte, es werde zum Kampfe kommen. Mit ganz besonderer Freude griff man heute zu den Waffen, und marschierte nach Courbevoie, wohin uns bereits Artillerie vorausgegangen war. Dort wurden die Gewehre abgenommen und nun durften wir warten. In der Ebene regte sich nichts; nun ja, wenn der Feind uns nicht angriff, so würden wir eben ihn angreifen. Aber wir warteten und warteten; ein Gegenbefehl kam, und mit gesenkten Köpfen kehrten



Verkündigung der Republik vor dem Stadthause zu Paris am 4. September 1870.

wir in unsere Kantonnements zurück. — Tags darauf wards langweiliger denn zuvor. Länger als einen Monat dauerte nun schon die Belagerung, und noch hatte ich keinen einzigen Schuß abgefeuert. Zweimal täglich leerte man seinen Suppennapf, spielte mit einem Korkpfropfen ums Geld, bummelte, die Hände in den Hosentaschen, herum, angelte am Fluß unten, sah den weißbläulichen Wölkchen zu, welche nach jedem Kanonenschuß am Mont Valerien aufstiegen, beobachtete den Flug der Granaten, oder suchte sich im Gras ein sonniges Plätzchen zum Schlafen aus. Am 21. Oktober wurden wir jedoch in aller Frühe unters Gewehr gerufen, das Bataillon marschierte ab. Wir marschierten „bequem". Ich meinesteils war hochbefriedigt zu sehen, daß es heute Ernst werden könnte, alles interessierte mich auf diesem Marsche in der klaren Herbstsonne. Nachdem wir den Bahndamm überschritten hatten, ließ man uns halten. Weshalb? Der alte mißvergnügte Geist, der unterm ersten Kaiserreich in der alten Garde um sich gegriffen hatte, machte sich bereits auch in unsern Reihen durch Quodlibets und ironische Bemerkungen Luft, und mein Hintermann fragte mit gedämpfter Stimme nach der Ursache dieses plötzlichen Haltes. — „Ah, du naseweiser Kerl, willst gar am Ende wissen, weshalb man uns so lange warten läßt, die Füße im taunassen Grase, und der Gefahr ausgesetzt, uns einen tüchtigen Schnupfen zu holen?" sagte ein alter Korporal; „ich will es dir im Vertrauen sagen, aber bloß unter der Bedingung, daß du das Geheimnis für dich behältst!" — Und ohne die Antwort des Betreffenden abzuwarten, setzte der Korporal, die Hände als Sprachrohr benützend, mit dumpfer Stimme hinzu: „Siehst du wohl, Kleiner! Man wartet hier bloß, um den in langen Linien auseinandergezogenen Preußen Gelegenheit zu geben, sich wieder auf einem Haufen zu sammeln... Das ist eine Kriegslist." — Die Soldaten lachten aus vollem Halse, die Offiziere thaten, als hätten sie nichts gehört. Diese Sucht zu „spötteln," um einen Pariser Ausdruck zu gebrauchen, ist eine Gewohnheit, ja man könnte sagen, eine Tradition in der Armee, die aber weder auf den persönlichen Mut des Soldaten, noch auf die Disziplin einen Einfluß hat. Der Soldat will lustig sein auf Kosten seiner Vorgesetzten; sieht er aber, daß die Führung eine tüchtige ist, hat er Erfolg, so ärgert er sich im Biwak über seine eigenen Späße. Gegen elf Uhr setzte das Bataillon seinen Marsch fort; der befürchtete Gegenbefehl war nicht gekommen. Nanterre lag hinter der Truppe, niemand stand unter der Thüre. Die Stadt der „Rosenmädchen" bot einen trostlosen Anblick. (In Nanterre besteht die Sitte, daß alljährlich einem Mädchen eine Rose als Tugendpreis zuerkannt wird.) Die Magazine waren geschlossen, die Fenster verhängt, lautlose Stille ringsum; zwischen den beiden Häuserreihen, zwischen den leeren Wohnungen hallten unsere gleichmäßigen Tritte wieder, nur zuweilen zeigten sich hinter den Fetzen eines Vorhangs die Köpfe einiger Bauern, die hartnäckig genug ihre Häuser nicht verlassen hatten. Wir rückten längs des Eisenbahndammes nach Saint Germain, in der Richtung auf Chatou vor, die Station von Rueil-Bougival hinter uns lassend.

Ich vermag nicht zu schildern, welche Gefühle mich bewegten, als ich, das Chassepot auf der Schulter, in Gesellschaft mehrerer tausend Soldaten diese reizende Landschaft durchzog, deren kleinster Winkel mir bekannt war. Meine Augen waren vorwärts, meine Gedanken nach rückwärts gerichtet. Ein Teil des dritten Bataillons diente der Artillerie als Soutien, welche im Bogenschuß auf Malmaison und La Celle — St. Cloud feuerten, von wo aus die preußischen Batterien nur schwach antworteten. Die Granaten gingen alle über die Geschütze weg und schlugen in unserer Nähe ein, da sie aber in den nassen, weichen Boden einschlugen, explodierten die Geschosse nicht, und richteten demgemäß auch keinen großen Schaden an. Jetzt vergaß ich Bougival und alle hier zu andern Zeiten gemachten Kahnfahrten, zur Stunde beschäftigten mich nur noch die Granaten, die in einem fort, bald näher, bald weiter weg, einschlugen. Diese Unthätigkeit, zu welcher wir verdammt waren, ist eines der unerträglichsten Dinge, die man sich denken kann. Sie läßt, das ist ja wahr, eine der hauptsächlichsten Tugenden einer Armee: festes Aushalten und ruhiges Blut in der Stunde der Gefahr erkennen, aber mit wie viel Bangigkeit, und vor allem, mit welcher Aufregung ist sie verbunden. Jeder Nerv ist erregt, und die Haut schaudert einem immer und immer wieder. Ich war doch bei Sedan mit dabei gewesen, wo es Kugeln und Granaten regnete und Mauerstücke, Steine umherflogen, der Staub aufwirbelte, und das Wasser in den Gräben aufspritzte, damals aber war ich mitten im Gefecht, konnte feuern und mich in der Gefahr doch wenigstens regen. Jetzt aber trug ich eine Ruhe zur Schau, die meinem Herzen fremd war. Es war eine neue, zweite Feuertaufe, die ich da erhielt, und ich wollte mich in derselben würdig zeigen. Unsere Augen strengten sich an, die Batterie zu entdecken, welche uns diese Granaten zusandte, aber wir sahen nichts, als ein bißchen Rauch, der in flockigen Wölkchen hinter einer Baumgruppe aufstieg.

Endlich erhielten wir den Befehl, vorwärts zu gehen, und gleich darauf war unser Bataillon in der zwischen der amerikanischen Eisenbahn und der Seine sich ausdehnenden Ebene in Plänklerkette aufgelöst. Wir hatten uns alle platt auf den Bauch geworfen, die einen hinter einen Strauch, die andern in einen Graben, der deckte sich hinter einem Baum, jener in einem Hohlweg. Jeder suchte sich so gut wie möglich zu schützen, lud und schoß. Vor mir lag, am Rande einer Seilerbahn, die den Malern so gut bekannte und viel von ihnen besuchte Kneipe des „Vaters Moritz," zu meiner Rechten lag die Insel von Croissy, wo jene Bade-Anstalt sich befindet, aus der im Sommer stets so heiteres Lachen erschallt. Die prächtigen Zitterpappeln der Insel hatten einen wundervollen Farbenton; dem Gesträuch des Ufers entlang dehnten sich die Hütten aus, in welchen es noch im Monat August so lustig zugegangen war, und wo nun statt hellem, frohem Jauchzen der Donner der Kanonen und das Knattern der Gewehrsalven erscholl. Wir wurden von Bougival aus beschossen, und schossen nun unsererseits wieder auf die Häuser von Bougival, richteten aber nicht viel Unheil an. Zuweilen rückten wir vor, zuweilen mußten wir wieder zurück, wie eben gerade der Befehl lautete. Einem armen Teufel von Zuaven zweiter Klasse, der noch nichts miterlebt hat, als eine Niederlage und eine Kapitulation, steht kein Urteil über kriegerische Operationen zu, aber mir machte es den Eindruck, als ob die ganze Geschichte ohne den nötigen Nachdruck und ohne ein richtiges Eingreifen von allen Seiten, unternommen worden wäre. Immerhin schlug man sich bei Malmaison nachdrücklichst. Der ganze Park schien im Feuer zu stehen, Steine und Dachplatten desselben wurden in Stücke zerrissen, ich schoß ruhig weiter, um mich her flogen Zweige und kleine Äste, welche die Kugeln abgerissen hatten, als wären sie mit dem Gartenmesser abgeschnitten worden. Hier sah ich zum erstenmal jenen Ausdruck der Überraschung, den man bei zum Tode Getroffenen findet; manche stürzen allerdings zusammen, als wären sie vom Blitze erschlagen. Neben mir kauerte ein Zuave hinter einem Weidenstumpf, lud und schoß, sein Gewehr zwischen zwei Zweige wie in eine Gabel legend, und dabei sagte er einen jeden Schuß an. Von Zeit zu Zeit sah ich nach ihm hinüber; unbeweglich den Kopf auf den Kolben seines Chassepots gebeugt, lag er da, feuerte aber nicht, ich ging zu ihm hinüber und sah, daß er den Finger am Drücker hatte, vollständig in der Stellung eines Soldaten, der feuern will. Ein Blutstreifen rieselte über sein Gesicht, aus einem Loche, das er mitten auf der Stirne hatte; er war tot. Kein Glied hatte seine Stellung verändert. Ein Trompetensignal rief uns zum Rückzug, bald darauf ertönte das Haltsignal. Granaten flogen über unsere Köpfe hin, aber unterwegs gab es noch Arbeit für unsere Bajonnette, wir benützten sie nämlich dazu, mit ihnen die Kartoffelhaufen zu durchsuchen, und manche schöne Kartoffel wanderte da in unsere Tasche. Unsere tägliche Kost fing bereits an, unbestimmte Gestalt anzunehmen, und etliche Gemüse waren stets eine willkommene Ergänzung des mageren Mittagstisches. Es verging noch eine geraume Zeit, mit Halten und Marschieren abwechselnd, dann kam endgültig der Befehl, in unsere Kantonnements zurückzumarschieren.

Das Dorf Nanterre, durch das wir marschiert waren, zuerst in voller Feldausrüstung, wurde nun ein Promenadenort für uns. Dieser Ort hatte eine ganz eigentümliche Physiognomie, und war von einer ganz besonderen Originalität. Es ließ sich nicht sagen, Nanterre sei noch bewohnt gewesen, ebensowenig hätte man aber auch behaupten können, es sei von der Einwohnerschaft verlassen gewesen, es waren noch einzelne Leute da, von denen der eine oder andere wirklich aus Nanterre war, die meisten aber hatte der Zufall, der im Kriege ja eine so große Rolle spielt, dahin verschlagen; Nanterre erinnerte mich an jenes Grenzgebiet, von dem in den Romanen Walter Scotts so viel die Rede ist

und das abwechselnd bald von den Bewohnern der Ebene, bald von jenen der Berge geplündert wird. Ein gewisser Schmuggelhandel wurde in dem Städtchen, das gleichweit von Courbevoie und Rueil entfernt liegt, betrieben. Französische Patrouillen, und deutsche Rekognoszierungsabteilungen bewegten sich dort mit dem gleichen Feuereifer. Man wechselte Flintenschüsse, dazwischen hinein aber verkauften die Einwohner an die eine, wie an die andere Partei, auf dem Fuße völliger Gleichheit, Tabak. Sobald das Schießen losging, zogen sich die Einwohner in ihre Häuser zurück, und verhielten sich dort ganz ruhig. War das Schießen und die Krisis vorbei, so öffneten sie wieder die Läden, warfen einen Blick ins Freie, und verließen dann, sicher, daß die Gefahr, für den Augenblick wenigstens, verschwunden war, ihre Wohnungen, wie Lapins ihren Bau verlassen, sobald der Jäger fort ist. Wir kamen am Seineufer auf Vorposten, auf denen wir in der Regel vierundzwanzig, manchmal auch achtundvierzig Stunden verblieben; für das dritte Bataillon unseres Zuavenregiments waren dies immer Festtage. Kaum waren wir bei der Redoute, wo sich unser Hauptquartier befand, angelangt, so schlich sich jeder nach einer Art Laufgraben am Rande des Wassers hin, wobei er sich möglichst vor den Kugeln zu decken suchte, dabei aber das gegenüberliegende Ufer keinen Augenblick aus dem Gesichte verlor. Das war die Menschenjagd. Ich hatte zu oft Fenimore Coopers Romane gelesen, um mir nicht all die spannenden Scenen, die er im „schnellen Hirsch," im „schlauen Fuchs" und der „langen Flinte" schildert, ins Gedächtnis zurückzurufen, und doch, wo hätte ich damals daran gedacht, daß auch für mich einmal ein Tag kommen würde, wo ich, im freien Felde in einem Loche eingegraben, auf einen vorbeimarschierenden Feind lauern würde, bereit, ihm eine Kugel zwischen die Rippen zu jagen, und das kaum eine Meile von Asnières entfernt. Wenn dann die Nacht kam, boten sich uns neue Zerstreuungen. Die Halbinsel von Gennevilliers, welche vor uns zwischen den Krümmungen der Seine lag, war ein weites, offenes Feld für allerhand Spaziergänge. Manchmal führte ein Sergeant solche Rekognoszierungen an, noch öfters wurden sie von einem Corporal mit vier Mann ausgeführt, der sich stolz an die Spitze seines kleinen Armeecorps setzte. Die hiefür gültige Instruktion lautete kurz und strenge: „Alles beobachten und sich ruhig verhalten." Man durchstreifte lautlos, wie Rothäute, die Insel nach allen Richtungen. Wenn wir dem Ufer des Flusses entlang nach jenem Punkte uns begaben, wo die Deutschen mutmaßlich eine Brücke schlagen wollten, so krochen wir auf dem Bauche vorwärts; von Zeit zu Zeit hielt man still und lauschte; dann kehrte man zur Feldwache zurück und schlief dort wie ein Murmeltier. Wenn wir erwachten, balgte man sich um die Zeitungen, jeder wollte zuerst erfahren, was in Paris los war. Ich begann mir jetzt allmählich darüber klar zu werden, wie es möglich ist, allen Zufälligkeiten einer Schlacht ausgesetzt zu sein, während man von derselben doch eigentlich so gut wie nichts sieht. Der Soldat kennt nur seinen Platz, wo er ladet, schießt und wieder ladet, der Hauptmann kann davon erzählen, was seine Compagnie durchgemacht und gethan hat, ein Oberst ebenso von seinem Regiment, der eine hat sich an einem Bache mit dem Feinde herumgeschlagen, der andere bei einer Baumgruppe; es giebt ganze Bataillone, die, hinter einer Terrainwelle in Reserve zurückgehalten, nichts als Rauch gesehen und nur den Lärm der Schlacht gehört haben. So konnte mir ein Corporal, und derselbe war von der Wahrheit seiner Worte vollständig überzeugt, mit dem größten Ernste vordemonstrieren: „Die Schlacht von Weißenburg, die ich auch mitgemacht habe, hat auf einem Runkelrübenfeld stattgefunden, und da ist es barbarisch heiß hergegangen. Um sechs Uhr mußten wir das Rübenfeld räumen... Einer meiner Leute hat dort seinen Tornister verloren." Nur der höchstkommandierende General kann sagen, wie sich die Dinge abgespielt haben, und auch der erst dann, wenn ihm die Rapports seiner Armeecorps-Commandanten zugegangen sind.

Einigemale, jedoch selten und nur mit Mühe, erhielt ich Erlaubnis, nach meinen Eltern sehen zu dürfen. Paris macht einen ganz ruhigen Eindruck. Hätte man nicht fortwährend den wütenden Kanonendonner gehört, man hätte glauben können, es habe sich gar nichts außergewöhnliches ereignet; man mußte schon sein Gedächtnis anstrengen, um sich zu sagen, daß ja 3 oder 400 000 Preußen in der Umgegend von Paris lägen. Man glaubte an den endlichen Sieg. Ich meinesteils erlaubte mir etwas weniger vertrauensselig zu sein, ich hatte Sedan gesehen und dabei mitgethan, aber ich machte nur einige wenige Kameraden zu Vertrauten meiner Befürchtungen. Außerhalb dieses Kreises hätte man mich entweder für einen Narren oder für einen Spion Bismarcks gehalten. Noch war die Periode des freudigen Enthusiasmus; Paris mit seinem Gürtel von Forts schien eine uneinnehmbare Stadt zu sein. Wie war es nur möglich gewesen, eine Armee von 400 000 Mann zu zwingen, sich hinter ihre Verschanzungen zurückzuziehen, und würde es Preußen trotz Landwehr und Landsturm verhüten können, daß die Provinz aufstand und Paris die Hand reichte? Die Redner führten dieses Thema in den verschiedensten Variationen aus, die alle in der Hoffnung eines glorreichen Triumphes gipfelten. Ein jedes Restaurant hatte eine Gruppe solcher Strategen, die während sie ihr Pferdebeefsteak verschlangen, Redouten stürmten, und so lange sie ihr winziges Stückchen Käs verzehrten, die deutschen Linien wie Buchs durchbrachen. Mit den Preußen war man fertig, nun konnte man sich wohlgemut und hocherfreut über den Kaffee hermachen.

Nach der unglücklichen Affaire von Le Bourget, gegen den fünfzehnten oder zwanzigsten November hin, erhielt das vierte Zuavenregiment in seine Cadres eine gewisse Anzahl Zuaven und Jäger von der kaiserlichen Exgarde, die in St. Denis im Depot gelegen hatten, sie wurden unter das erste und zweite Bataillon verteilt; der Stand des dritten wurde durch eine Turkoscompagnie, die zum größten Teil aus geborenen Franzosen und namentlich aus Parisern bestand, wieder auf seine frühere Höhe gebracht. Aber unter diesen Rekruten waren beinahe ein halbes Hundert wirkliche Afrikaner, Araber oder Kabylen, wirklich im Waffenhandwerk geschulte Leute, welche die Schlachten im Osten mitgemacht hatten. Fürderhin gab es in der belagerten Stadt keine anderen Zuaven mehr, als die vom vierten Regiment.

In den letzten Novembertagen ging eine tiefe Bewegung durch unsere Bataillone. Gerüchte waren verbreitet, die uns an einen nahe bevorstehenden Kampf glauben ließen. Woher kamen diese Gerüchte? Offizielle Nachrichten hatte man lediglich keine, und doch war das Gefühl allgemein, daß das Gerücht diesmal nicht lüge. Die mit der größten Bestimmtheit auf eine Schlacht rechneten, waren allerdings diejenigen, die sich den Anschein gaben, als glaubten sie nun und nimmermehr an eine solche. „Das sind leere Worte, in den Wind gesprochen, um uns zu unterhalten," sagten die einen. „Man hat schon viel zu viel Zeit verloren, und wird sie auch jetzt wieder verlieren," meinten die andern. Aber alle diese grollenden und scheltenden Soldaten setzten ihre Waffen in den besten Stand, und unterzogen ihr Schuhwerk einer eingehenden Musterung, ist doch das Schuhwerk für den Infanteristen von allergrößter Bedeutung. Die Zeit der Langeweile war vorbei, nun würde man endlich mit den Deutschen zusammengeraten. Diesmal würde es nicht gehen, wie in der Ebene von Gennevilliers, wo sich kein einziger Preuße sehen ließ. Endlich, die Aufregung und die Ungeduld waren auf den höchsten Gipfel gestiegen, am achtundzwanzigsten November kam der Befehl zum Aufbruch. In aller Frühe, kaum brach der Tag an, wurde ein Kreis gebildet, und den einzelnen Compagnien die bekannte famose Proklamation General Ducrots verlesen. Welche lautlose Stille ringsum. Bei der berühmten Stelle angelangt: „Ich werde nach Paris nur siegreich oder tot zurückkehren," schien es, als ob unserem Kapitän sich plötzlich die Kehle zuschnürte, die Worte versagten ihm, er fuhr mit der Hand nach den Augen. Ich stand neben ihm. — „Fourier," sagte er, mir die Proklamation reichend, „lesen Sie für mich." Ich las die Proklamation mit etwas nervöser Stimme, der die Erregung ein gewisses Zittern beimischte, zu Ende. Ein Schauer lief durch die Reihen, mir selbst ward's bald heiß, bald kalt.

General Ducrot ist nicht gestorben, er ist auch nicht Sieger gewesen, aber braucht man ihm diese paar unnötigen, in der Eile niedergeschriebenen Worte als ein Verbrechen auszulegen? Den Mund etwas stark vollzunehmen, das war in jenen Tagen eine Art Mode, welche sich der Generäle ebenso gut bemächtigt hatte, wie der Redner an den Straßenecken und der Nationalgardisten. Alle hielten Reden, und gingen übereilte Versprechungen ein, großartige Versprechungen, die sie niemals zu halten vermochten. Der Tod kommt gar oft gerade zu denen nicht, die ihm rufen, und ihn herbeisehnen. Zehnmal ist General Ducrot an der

Spitze seiner Truppen mit dem größten Mute vorwärts gestürmt, und zehnmal stand er im dichtesten Kugel- und Granatenregen, ohne verwundet oder zum Tode getroffen zu werden. Mag dem nun übrigens sein, wie es will, der Eindruck, den General Ducrots Worte machten, war ein sehr großer; sie elektrisierten die ganze Pariser Bevölkerung, vor allem natürlich das Heer, und schmeichelten dem Nationalstolz. Hierin liegt ein Fehler der Franzosen, sie lieben es, ihrem Nationalstolz geschmeichelt zu sehen, und je mehr dies geschieht, um so gerner hören sie es; sie nehmen Worte für bare Münze, und glauben, wenn hochtrabende, volltönige Worte an ihre Ohren klingen, daß alles gewonnen und gerettet sei; nachher aber, wenn sie aus ihrem Taumel erwachen, und der nackten, traurigen Wirklichkeit gegenüberstehen, schrieen sie über Verrat.

Das Regiment marschierte von Courbevoie nach der Porte Maillot, leichten elastischen Schrittes, trotz des schwerbepackten Tornisters. Dort wurde die Gürtelbahn bestiegen und nach Charonne gefahren; es war dies um halb sieben Uhr abends gewesen und bereits stichdunkel, als wir in Marschkolonnen das Bois von Vincennes erreichten, durch welches wir zu marschieren hatten. Im Dickicht des Gehölzes, und die Avenuen entlang, bemerkte man überall große Biwakfeuer, es war schneidend kalt, der Boden steinhart gefroren. Der Wind, der die entlaubten Äste der Bäume schüttelte, ließ die Flammen auf und nieder tanzen, und warf bizarre schwankende Lichtstrahlen in das dunkle Gebüsch, die dort stehenden Massen plötzlich erhellend, um sie ebenso schnell wieder in der Dunkelheit verschwinden zu lassen.

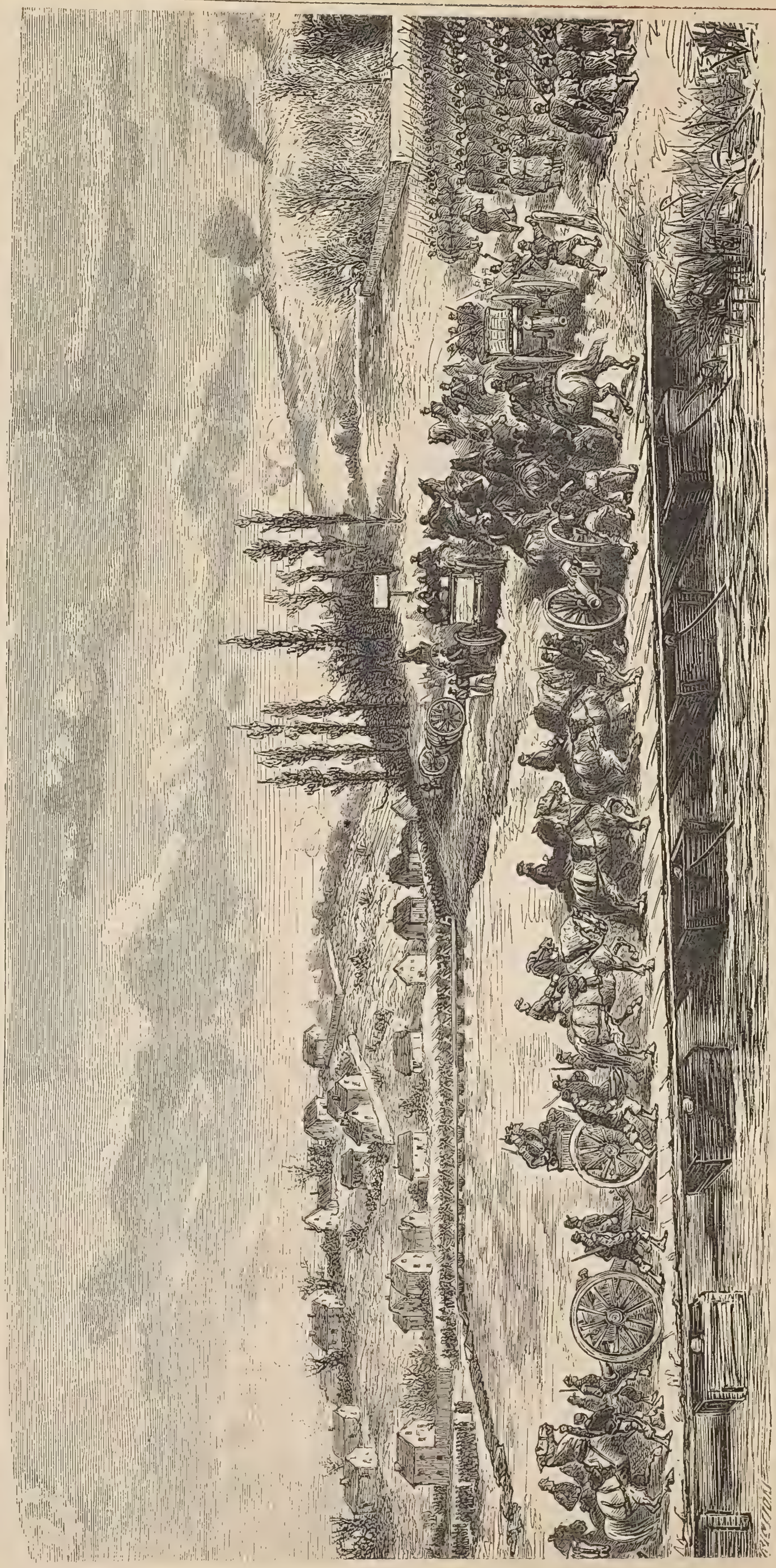
General Ducrot, Höchstkommandierender der 2. Armee von Paris.

Die in Pyramiden zusammengesetzten Gewehre blitzten und funkelten, um die Glut standen, saßen oder lagen Soldatengruppen; die einen schliefen, in ihre Decken eingewickelt, wie Kugeln lagen sie zusammengerollt, den Kopf unter einem Leinwandfleck verborgen, andere hockten um das Feuer herum, die Ellenbogen auf die Kniee gestützt, das Gesicht dem Feuer zugewendet, das die Leute mit seinem roten Lichte übergoß. Das Kinn zwischen den Händen schienen diese Leute sich irgend welchen tiefsinnigen Betrachtungen hinzugeben. Andere lagen am Boden, schürten das Feuer und ließen ganze Garben Feuerfunken emporwirbeln, die sie mit purpurnen Reflexen übergossen; es war ein Schauspiel, traurig und schön zugleich. Schauerlich wurde es bei dem Gedanken und der Vorstellung, daß binnen kurzem diese Menschenmasse vorwärts marschieren und sich auf andere Menschen werfen werde, um sich gegenseitig zu morden. Der Schall unserer gedämpften Schritte, der sich längs der alten Bäume hinzog, weckte die am Boden Liegenden halb und halb aus ihrem Schlafe, und erweckte die Aufmerksamkeit der Wachgebliebenen. Sie drehten den Kopf nach uns, betrachteten uns stillschweigend ein Weilchen, und fielen dann in ihren Halbschlummer oder in ihre Unbeweglichkeit zurück. Nachdem wir das Bois de Vincennes durchschritten hatten, sah ich hinter mir nur noch einen großen schwarzen, rotgesäumten Vorhang, der sich in der Nacht ausbreitete, und von dem sich einzelne leuchtende Punkte abhoben; wir marschierten immer noch, und hatten bald das hinter dem Walde liegende Dorf Nogent erreicht, dort aber machten wir, es war unserem Kommandeur von einem daherjagenden Adjutanten ein Befehl überbracht worden, einen kurzen Halt. Die Zuaven benützten die Gelegenheit, mit raschem Ruck ihre Tornister in eine bequemere Lage zu bringen, wie dies bei den Zuaven der Brauch und üblich ist. Beide Hände auf den Gewehrlauf gestützt, harrten sie der kommenden Dinge; nach Verfluß einiger Minuten wurde wieder weitermarschiert. Dann kam der Augenblick, wo die ganze Kolonne hielt. Mit wahrer Wollust warf ich meinen Tornister zur Erde, ich glaubte, sein schweres Gewicht müsse mir das Kreuz abdrücken.

Die Offiziere schritten an der Front der Compagnien auf und ab, ließen die Gewehre zusammensetzen, und wiesen jeder einzelnen Compagnie ihren Lagerplatz an. Zum Zeltaufschlagen war keine Zeit, ebensowenig durften Feuer aufgemacht werden. Sollte der Tanz schon so in aller Frühe beginnen, stand uns der Feind so nahe gegenüber? Man zischelte sich in Reih und Glied dies und jenes zu, und jeder traf seine letzten Vorbereitungen. Wußte man denn, ob man die nächste Nacht sich noch zum Schlafen würde niederlegen können? Die Kälte war schneidend, ich nahm meine Decke und Kapuze, stülpte mir die letztere über den Kopf, und wickelte mich in die erstere ein; dicht aneinander gedrängt, um uns gegenseitig zu erwärmen, lagen wir, mein Sergeantmajor und ich, auf dem mit Reif überzogenen nackten Boden ausgestreckt, und schliefen schon nach den ersten paar Minuten wie die Murmeltiere. Das Frostgefühl, das der Morgen bringt, weckte uns; in wenigen Minuten war das ganze Regiment auf den Beinen. Im Tau kauernd, rollte jeder seine noch feuchte Decke zusammen und schnallte sie auf den Tornister. Es war fast noch völlig dunkel; prüfend hingen unsere Blicke am Horizont. In der Dunkelheit stellten sich die Compagnieen in Reih und Glied; verschwommen sah man nur die langen dunkeln Linien und hörte gedämpfte Worte. Eine geheime Bangigkeit ergriff uns; da und dort ließ einer die Kammer seines Gewehrs spielen, und wischte sie noch einmal sorglich mit dem Zipfel seiner Kapuze aus, oder reinigte sonstige Gewehrteile mit ein paar Lumpen, wieder andere knüpften ihre Gamaschen zu, und zogen sie straffer an. Von einem Lagerplatz zum andern verbreitete sich ein dumpfes Geräusch, hüstelnd schritten die Offiziere auf und ab; der Tag begann im Osten zu grauen,

so verflossen zwei Stunden. Die Straße, auf welcher wir gekommen waren, war in unserem Rücken mit Lebensmittelfuhrwerken, Marschregimentern und Artillerie-Trains förmlich übersät. Man hörte wie die Räder in den hartgefrorenen Geleisen knirschten, dazwischen hinein tönten die Flüche der Fuhrleute, gedämpften Schrittes marschierten die Soldaten hinter einander drein.

Die Höhen in der Nähe erhellten sich allmählich, die ganze Landschaft wurde sichtbar; wir hatten zwischen den Forts Nogent und Nosny biwakiert. Ein Wald von Bajonnetten erglänzte, Kanonen in langen Reihen zogen vorüber, um 8 Uhr kam der Befehl: „Torniſter umhängen", die Colonne brach auf; man warf sich vielsagende Blicke zu, sie schienen alle den Gedanken auszudrücken: „Heute wirds heiß hergehen." Wir lauschten in einem fort; kein Zweifel, die Kanonen brummten bereits gewaltig. Minuten auf Minuten, Viertelstunden nach Viertelstunden verrannen, seltsame Töne durchschwirrten die Luft. Wir marschierten jetzt auf einer Art kleinem Plateau dahin, das in sanftem Abhange bis zum Eisenbahndamme der Ostbahn abfällt. Hier hielt das Regiment mit einemmale. Wir hatten achthundert Meter zurückgelegt. Soll das vielleicht alles sein? fragte man sich. Wenige Minuten später hatten wir wieder die Torniſter abgelegt, und unsere Offiziere forderten uns, vom Generalstab dazu ermächtigt, auf, unsere Suppe zu kochen. Einer derartigen Aufforderung kommt der Soldat jederzeit mit Freuden nach; diese Küchen im vollen freien Wind sind einen Schuh vor einer Mauer, oder hinter einer Hecke, bald ausgegraben, was den Soldaten immer viel Vergnügen macht, und ihnen neue Kräfte giebt, diesmal aber, in diesem Moment wurde der Befehl mit dumpfem Murmeln aufgenommen. Waren wir zu keinem andern Zweck von Courbevoie nach Nogent marschiert, als um hier unsere Suppe zu kochen? Was dachten denn unsere Generale eigentlich? Durch solche übertriebene Rücksichten auf die Soldaten wurde ja die ganze Bewegung gelähmt! Schimpfend und brummend schleppten die Mannschaften das zusammengelesene Holz herbei und zündeten die Feuer an, über denen bald die Kessel brodelten, aus welchen sich die Suppennäpfe füllten, aber man hielt Aug und Ohr offen, bereit, beim ersten Allarmzeichen alles wegzuschütten. Die Offiziere hatten ihre Cigarren angesteckt, und liefen, eine möglichst gleichgültige Miene zur Schau tragend, hin und her. Nachdem die Suppe verzehrt war, kletterten die meisten von uns auf eine benachbarte Anhöhe oder den Eisenbahndamm, um von hier aus einen weiteren Ausblick zu haben. In kurzen Zwischenräumen tönten einige Gewehrschüsse. Begann der Kampf? Um



Französische Truppen unter General Ducrot überschreiten die Marne am 30. November 1870.

zwei Uhr erhielten wir Befehl, uns zu lagern. Das traf wie ein Keulenschlag. Auf eine Schlacht war jetzt nicht mehr zu rechnen, die einen schimpften darüber, die andern machten sich in Flüchen Luft. Warum stellte man uns nicht auf die Felder hinaus, und ließ uns Kartoffeln ausgraben? Die Philosophen unter uns, auch in den Reihen der Zuaven giebt es solche, legten sich in einem Straßengraben in die Sonne. Die Neugierigen hatten sich aufgemacht, um Neuigkeiten zu erforschen und Nachrichten einzuziehen. Endlich erfuhr ich, der Anschlag sei mißlungen, die Schlacht auf den nächsten Tag verschoben. Die Marne, hieß es, sei plötzlich angeschwollen in der Nacht, und die Bockbrücke habe sich als zu kurz erwiesen, die Planken seien von der Marne mit fortgerissen worden. Das war nun wieder einmal ein Glied in jener Kette von Mißgeschick, das uns seit Weißenburg verfolgte. Diese zu kurze Brücke kam mir verdächtig vor; ich vermutete, daß man die Schuld an dem Mißgeschick und dem Scheitern der beabsichtigten Unternehmung auf die Marne schob, während unsere Ingenieure die Verantwortung dafür trugen. Nach allem zu schließen, was man sich in den Biwaks zuflüsterte, hatten sich die Ingenieure, welche die Brücke konstruierten, in der Berechnung der Länge derselben um nur beinahe zwölf Meter getäuscht.

„Nun ja, was ist dabei? Das ist das ärgste noch lange nicht," meinten die Optimisten, „die Sache verzögert sich jetzt eben um einige Stunden." In Wirklichkeit aber war diese Verzögerung für die Deutschen von eben so großem Nutzen, als sie uns zum Schaden gereichte. — „Jetzt ist die Bande von allem unterrichtet, was wir im Schilde führten, und morgen haben wir sie alle auf dem Hals," wiederholten die alten Soldaten immer und immer wieder. Es wurde Abend, in den Reihen verbreitete sich das Gerücht, in Montreuil würden Lebensmittel verteilt. — „Zu mir her, die Leute vom Dienst!" schrie mein Sergeant. Es war ein Spaziergang von drei Kilometern, der uns in Aussicht stand, und es lag nicht in meinem Belieben, von demselben wegzubleiben. Ein Kamerad machte mir bemerklich, daß drei Kilometer hin und ebensoviele her, zusammen sechs Kilometer ausmachten; dem war allerdings nicht gut zu widersprechen, denn die Rechnung stimmte vollständig, aber ein Grund für mich, wegzubleiben, war das drum noch lange nicht. Es war bitterlich kalt, nun, man würde sich schon warm laufen, und dann, wer weiß? vielleicht hatte man unterwegs das Glück, auf ein totes Pferd zu stoßen, von dem man sich ein ordentliches Stück heruntersäbeln konnte. Immer plaudernd geht es vorwärts, aber nirgends ist etwas von einem toten Pferde zu erblicken. Nur Raben fliegen krächzend durch die Luft, in der Nähe liegt eine Ferme in Ruinen, dort ist auch kein Huhn mehr zu holen. Endlich sind wir an Ort und Stelle und halten unsere mitgebrachten Säcke bereit. Aber es giebt nichts, weder Brot noch Fleisch; in solchen Fällen pflegt der Soldat der Verwaltung gerade nicht die schmeichelhaftesten Dinge zu sagen, und die Ehrentitel regnen nur so. Doch erfährt man plötzlich, es gebe am Ende doch noch etwas. Aber was? Das zufriedene Lächeln kehrt wieder, man begiebt sich wieder zu seinen Säcken und in der That, es werden einige Stückchen Zucker und etliche Kaffeebohnen ausgeteilt. Trübe gestimmt durften wir jetzt den ganzen Weg, den wir gekommen, wieder zurücklegen; bald aber ließ mich das großartige Schauspiel, das sich meinen Blicken bot, alle Müdigkeit vergessen. Ich bedauerte nicht mehr, mitgegangen zu sein. Der ganze Horizont war ein Feuermeer. Durch die dunkle Nacht zuckten leuchtende Blitze, zogen am Firmamente leuchtende Bogen, und verschwanden in der Ferne; hier flammte mächtige Glut auf, dort sprühende Funken. Ein leichter Wind nährte die Biwakfeuer, die mit ihrem rötlichen Schein die Nacht erhellten und die Gestalten der Schildwachen von dem dunkeln Hintergrunde abhoben; gespenstisch tauchten die zersplitterten Stämme der Bäume auf, verschwommen die weißen Zeltspitzen. Ich marschierte allein. Hinter mir hörte ich den schleppenden Tritt und das geheimnisvolle, erregte Geflüster meiner Kameraden. Auf der Seite, wo die Preußen standen, lautlose Ruhe, tiefe Stille, finstere Nacht. Mit einem unbeschreiblichen Gefühl des Wohlbehagens zog ich mich unter mein Zelt zurück; noch ganz geblendet von dem erhabenen Schauspiel, das ich vor mir gesehen, wo das Spiel der Lichtstrahlen in der Dunkelheit plötzlich phantastische Bilder hervorzauberte, wickelte ich mich in meine Decke; um vier Uhr in der Frühe mußten wir zum Antreten bereit sein. Nicht einen Augenblick kam mir der Gedanke, daß diese Nacht meine letzte sein könnte; ich hatte die bizarre, aber durch nichts auszurottende Idee, daß mir nichts passieren könne.

Um vier Uhr war alles auf den Beinen; der wichtige, denkwürdige 30. November war angebrochen. Still wurde jede Bewegung in unserem Lager ausgeführt. Im Reif knieend, wie meine Kameraden, brach ich mein Zelt ab, schnallte die Zeltpflöcke an ihren Ort und brachte meinen Tornister in Ordnung. Man sah fast noch nicht einmal die Hand vor den Augen; einige Feuerstellen rauchten noch, die Zuaven wärmten sich dort ihre Hände, teilweise plauderten sie leise miteinander. Es war, als läge der ganze Ernst des heutigen Tages wie eine Vorahnung auf allen. Unsere Offiziere, die Cigarette im Mund, gingen an unseren Reihen hin und her, wie Schäferhunde; etliche Soldaten schlichen sich, traurig gestimmt, einsam bei Seite, sie wußten selbst nicht, warum? aber auf ihrer Seele lastete es wie Bleigewicht. Gegen 5 Uhr erscholl der Befehl: „An die Gewehrpyramiden," und jede Compagnie nahm ihren Platz ein. Eine halbe Stunde später befanden wir uns auf dem Marsche, unsere Tritte hallten auf dem hartgefrorenen Erdboden wieder.

Der Weg war mit Fuhrwerken und Karren aller Art übersät, wir mußten auf die Felder hinein ausweichen; allmählich brach der Tag an, im Morgennebel sahen wir, halb verschwommen, lange Kolonnen dahinziehen, überall summte es wie in einem Bienenkorb. Die Höhen in der Nähe bedeckten sich mit Truppen, Geschütze fuhren in die ihnen angewiesenen Stellungen ein. Unser Regiment hielt auf einem kleinen Plateau, das etwa 200 Meter links von Neuilly sur Marne liegt. Wir befanden uns jetzt zwischen dem Dorf und der Bahnlinie. Strahlend ging die Sonne auf, es war ein wundervoller Wintertag. Ein freudiges Gefühl bemächtigte sich des ganzen Regiments; einige unter uns dachten unwillkürlich an die legendenhafte Sonne von Austerlitz. War es die gleiche Sonne, die uns heute so herrlich emporgestiegen war? Zwei Stunden verbrachten wir unbeweglich auf demselben Platze, bei Neuilly. Bald wurden die Tornister abgehängt, bald wieder umgehängt, ein Alarm folgte dem andern, alles war in fieberhafter Aufregung. Der erste Kanonenschuß donnerte über das Marnethal hin, alles zitterte vor Erregung, die Schlacht hatte begonnen. Bald folgten sich die Kanonenschüsse mit rasender Schnelligkeit; neugierig folgten die Blicke den weißen Rauchwölkchen. Bei den Deutschen rührte sich nichts, unser Artilleriefeuer blieb ohne Antwort. Diese Stille beunruhigte mehr als der tobende Lärm der Artillerie. Offenbar mußten wir die Marne überschreiten. Von meinem Platze aus konnte ich, wenn ich mich auf die Zehenspitzen stellte, um die Gegend vor mir besser betrachten zu können, deutlich die über den Fluß geschlagene Brücke sehen. Man berechnete im Geiste, wie lange sie wohl sein möchte? „Dort unten kann der Tanz losgehen," meinte mein Nachbar, „welches Fressen für die Granaten, kein Hindernis, keine Terrainfalte, nur nackte blanke Dielen!"

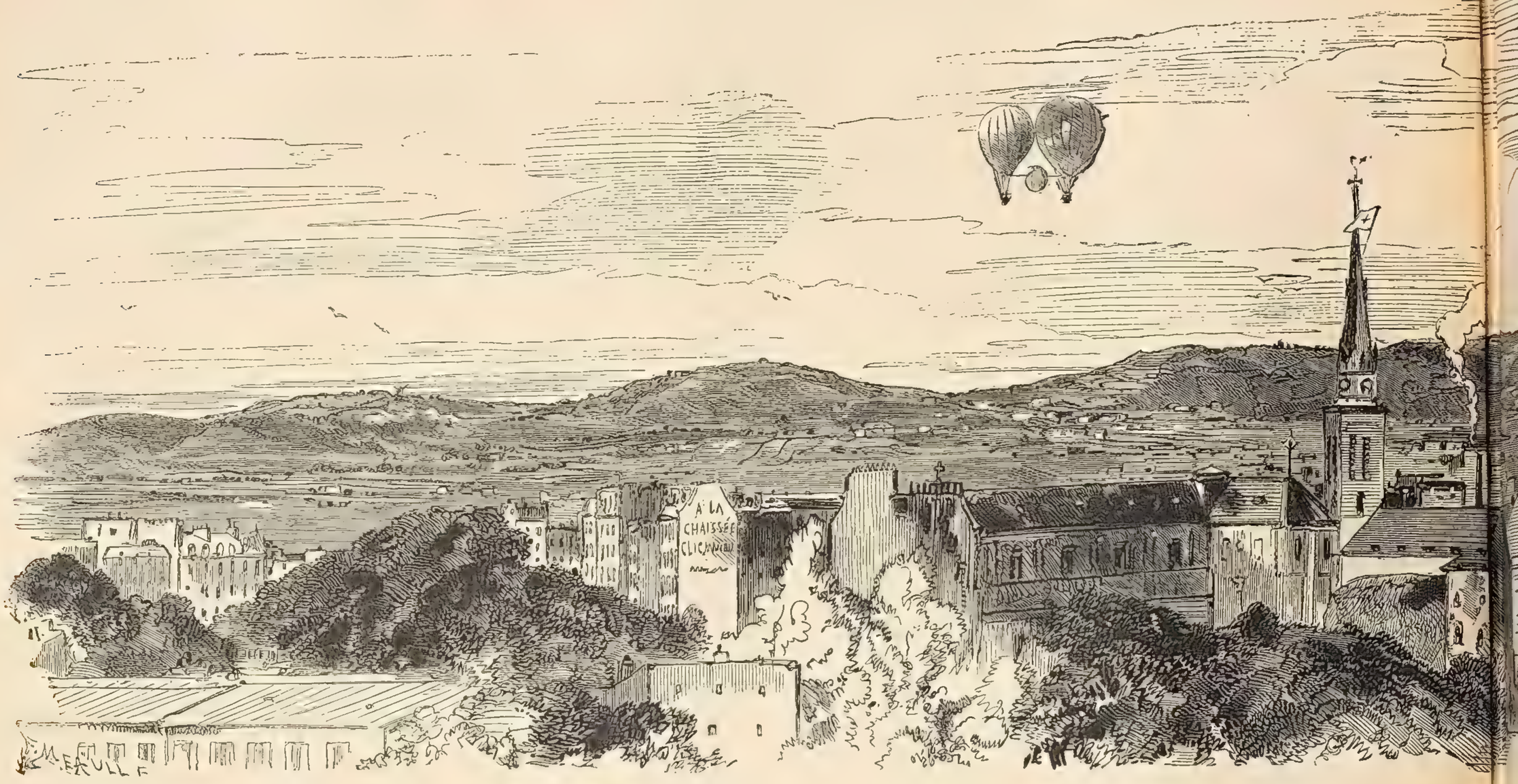
Das erste und zweite Bataillon setzten sich in Marsch, sie wurden gegen Villiers vorgeschickt; ich hatte manch lieben Freund in diesen beiden Bataillonen. Das dritte hatte noch keinen Befehl zum Vorrücken. So lang man es vermochte, folgte man ihnen mit den Augen, bis die Senkungen des Terrains und der Pulverdampf sie unsern Blicken entzogen. Am Abend erfuhr ich im Biwak, daß man die Bataillone gegen eine mit Schießscharten versehene Parkmauer vorgeführt hatte; auf den naheliegenden Gedanken, die Mauer durch die Artillerie in Bresche legen zu lassen, war niemand gekommen; der Angriff auf die Mauer hatte, wie ich erfuhr, dem Regiment 670 Mann an Toten und Verwundeten gekostet. Einem Offizier, den ich am Parksaum traf, war von einer Granate der Unterleib aufgerissen worden. Aber zu melancholischen Betrachtungen hatte ich jetzt keine Zeit, meine Gedanken waren alle bei der Schlacht, der Kanonendonner regte einen furchtbar auf, und versetzte jeden in einen Zustand der Wut. Rechts von uns war ein überaus heftiger Kampf entbrannt, wir verloren keine der Bewegungen, die sich dort auf den die Marne krönenden Höhen vollzogen, aus den Augen. Eine große Zahl in Plänklerkette aufgelöster Infanterie schlich sich längs derselben hin. Eine Rauchwolke trieb vor ihnen her, dann aber verschwamm alles. Was hatten wir da ganz nahe vor uns, Franzosen oder Deutsche? Das eine und das andere vielleicht; aber wo waren die Rothosen, und wo standen die mit den schwarzen Mänteln? Auf solche Entfernungen verschwammen die Farben, und ließen sich nicht

mehr unterscheiden, und unsere Offiziere, die nicht so glücklich waren, mit Feldstechern ausgerüstet zu sein, sahen sich auf Vermutungen angewiesen. Nun ja, warum hätte es hier anders sein sollen? ich wußte ja, daß die Offiziere der Armee von Sedan, wie die von der Metzer Armee, keine Karten gehabt hatten; die von der Pariser Armee hatten keine Feldstecher.

Die Artilleristen auf Fort Nogent befanden sich in einer ähnlichen Verlegenheit. Sie wußten nicht, nach welcher Seite hin sie ihre Geschütze spielen lassen sollten, ja es kam sogar vor, daß eine auf gut Glück abgefeuerte Granate mitten in eine Kolonne Mobilgardisten einschlug, welche sich abgemüht hatte, die preußischen, auf einem Hügel ausgeschwärmten Plänkler zurückzudrängen. Ungeduldig stampfte das Bataillon mit den Füßen. Die auf unserer Front feuernde Batterie unterstützte die Arbeit des Brückenschlags; auf beiden Ufern des Flusses und im Wasser selbst sah man die Pioniere damit beschäftigt, Ponton um Ponton mittelst Seilen aneinanderzureihen; wir hatten unsere Tornister wieder umgehängt. Drei Mitrailleusen wurden an das Marneufer vorgezogen, und fegten das Buschwerk am gegenüber liegenden Ufer mit Salven rein, oder hätten es wenigstens thun sollen, denn obwohl man Zweige in Menge zu Boden fallen und ganze Rasenstücke herausgerissen sah, kein einziger Soldat kam aus den Büschen zum Vorschein. Wir waren bisher hinter Häusern verborgen gewesen, nun waren die Brücken fertig; „vorwärts!“ riefen unsere Offiziere.

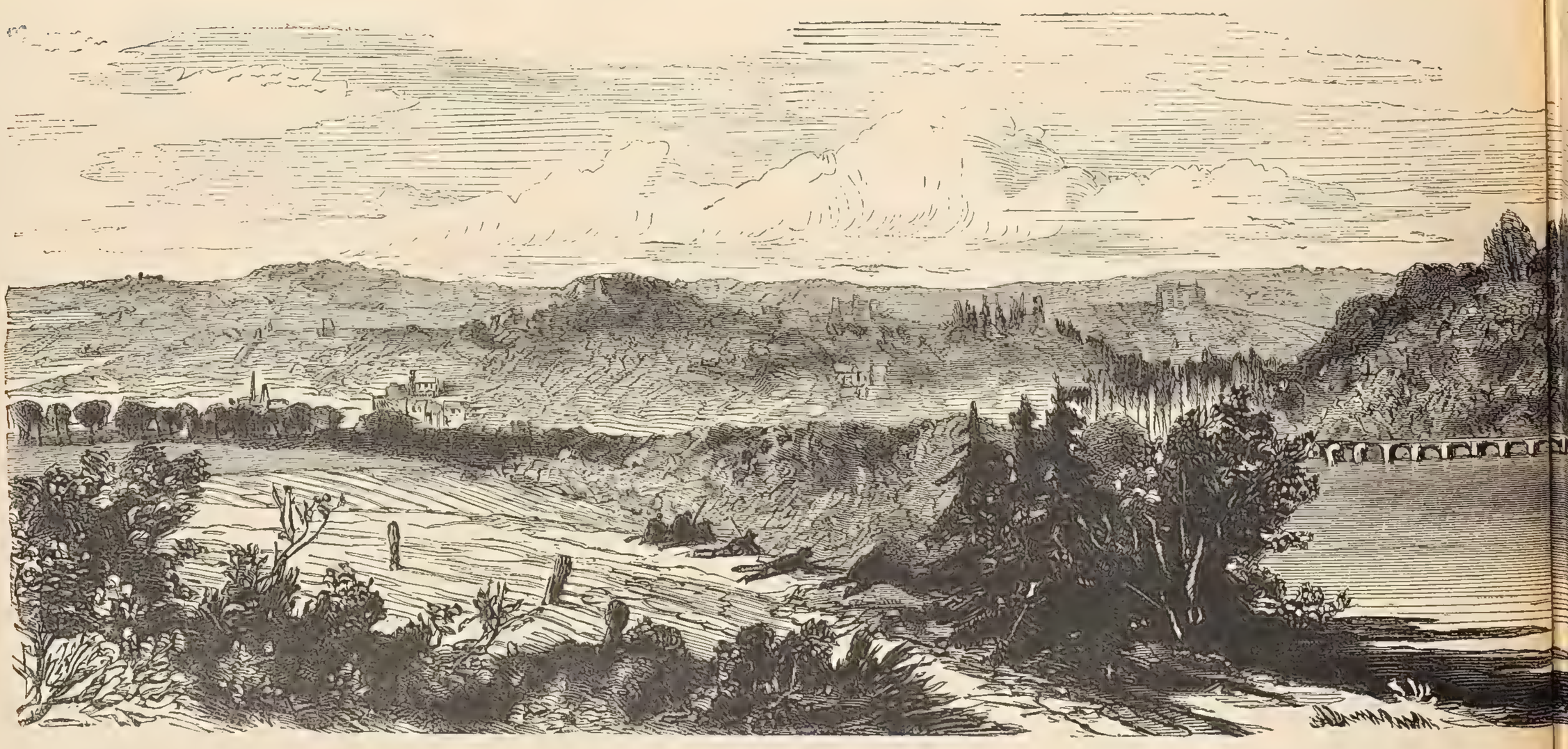
Der ersten Compagnie war die allerdings sehr gefährliche Ehre zu teil geworden, die Spitze der Kolonne zu bilden. General Carré de Bellemare und sein Adjutant überschritten als die ersten die Brücke, die nicht wenig unter unserem Marsche schwankte. Ich weiß nicht, warum mir in diesem Augenblicke die Brücke von Arcole einfiel, von der ich schon so viele Bilder gesehen hatte, mit dem Grenadier darauf, der, den Arm vorwärts ausgestreckt, zusammenbricht. Mein Herz begann schneller zu schlagen, krampfhaft umklammerte ich den Kolben meines Gewehrs. Ich hatte ein wenig Angst. Wie viele Granaten und wie viel tausend Kugeln würden uns nicht auf dieser Brücke, die nach allen Seiten frei war, empfangen? Ich sah mich schon, wie jenen Soldaten auf dem Bilde, vorwärts stürzen und im Flusse verschwinden. Ich habe von jeher jene bewundert, welche von ihrem Gleichmut bei ähnlichen Gelegenheiten nicht genug zu sagen wissen; aber ist es auch so weit her mit dem, was sie zu erzählen wissen? Ich meinerseits gestehe, daß meine Tapferkeit nicht über allen Zweifel erhaben und gefestigt war, und wenn ich auch vollkommen entschlossen war, meine Pflicht zu thun, so fühlte ich mich doch nicht so stark, jeden Gedanken an Furcht von mir fern zu halten. Übrigens rückten wir immer vor, und es kamen weder Kugeln, noch Kartätschen. Welche teuflische Überraschung wartete wohl auf uns? Eisen und Blei würden sicherlich noch hageldicht auf uns niederprasseln! Aber keine Spur davon. Der General an der Spitze schritt ruhig, die Faust in die Hüfte gestemmt, neben seinem Pferde über die Brücke; ich behielt scharf sein goldbordiertes Käppi im Auge, jeden Augenblick vermeinte ich, es ihm vom Kopfe geschossen zu sehen, aber alles blieb still, wie zuvor. War es Nachlässigkeit im Wachtdienst auf deutscher Seite, oder wollten sie uns schonen? Waren sie in der That bessere Menschen, als für die ich sie bisher gehalten? Jetzt ist die Brücke überschritten, das Pferd des Generals setzt seinen Huf wieder auf festen Boden. Wir atmen erleichtert auf, das Gröbste der uns bevorstehenden Arbeit ist gethan. Sobald wir das Ufer erreicht haben, geht es getrost voran, man hat uns ausschwärmen lassen, und ich pürsche mich zwischen dem Gebüsch, das unsere Mitrailleusen unter ihr Feuer genommen haben, vorwärts. Jetzt können wir unsere Chassepots spielen lassen, rechts und links werfen sich die Zuaven ins Gebüsch wie eine Herde Ziegen. Abgerissene Zweige schlagen uns Reif und Schnee ins Gesicht, in der Morgensonne blitzen die blanken Säbel unserer Offiziere, die, ihren Leuten ein prächtiges Beispiel gebend, vorausstürmen. — „Das ist heute ganz wie in Afrika!“ sagte ein alter Zuave zu mir, dessen Ärmel ganz mit chevrons (sparrenartiges Dienstabzeichen) und dessen Brust mit Medaillen bedeckt war; wie mir, war es auch ihm gelungen, auf der Halbinsel von Glaire zu entwischen.

Ein Trompetensignal ertönt; wir halten plötzlich. Was bedeutet dieses Signal? Unmittelbar darauf ziehen wir uns zurück und es kommt Befehl, die Brücke wieder zu überschreiten. Während es geschieht, sehe ich fragend meinen Nachbar an, der sieht den Seinen ebenso an. Was geht denn in aller Welt vor? Die Kanonen donnern unaufhörlich weiter. Sollen wir auf einem andern Punkte in den Kampf eingreifen? Nachdem wir eben erst über die Brücke zurückgegangen, passieren wir sie jetzt neuerdings, kaum fünf Minuten später, und zwar in höchster Eile, aber wozu in aller Welt war die erste Rückzugsbewegung nötig gewesen? Wieder waren wir in Plänklerkette aufgelöst, und diesmal ging es energisch vorwärts; man schien jetzt nicht mehr die Absicht zu haben, uns in unserem Draufgehen aufzuhalten, wenigstens dachten wir so, als wir zwischen dem großen dichten Buschwerk vorwärts stürmten. Schon begannen auch wieder die Kugeln zu pfeifen, Buschwerk und Äste abzureißen und uns mit dürrem Laub zu überschütten. Die preußischen Plänkler erwarteten uns ruhig. Sobald eine sächsische Pickelhaube oder eine württembergische Mütze sichtbar wurde, begannen unsere Leute zu feuern; ich meinerseits war jedoch trotz meiner Jugend schon zu sehr Jäger, als daß ich mein Pulver zum Spatzenschießen verschwendet hätte. Ich wartete meine Gelegenheit ab, einen schönen Schuß abgeben zu können, leider bot sich die Gelegenheit selten genug. Vor uns lag ein großer, weithin ausgedehnter Park, dessen Mauern unsere Artillerie niedergelegt hatte, die Deutschen hielten ihn gleichwohl noch besetzt. Ein Kapitän sprang zu uns heran, zeigte mit der Spitze seines Säbels nach dem Parke hin und rief: „Vorwärts!“ Hinter ihm drein stürmten wir vor, über eingestürzte Mauern, direkt auf die Bresche, und hinüber über Steinhäufen und auf die Parkzugänge los. Der Park ist leer, der Feind hat ihn geräumt, nur einige Tote liegen noch im Grase, das Gesicht am Boden. Jenseits des Parks zieht sich eine Straße hin, die durch die Artillerie und die auf ihr verkehrenden schweren Fuhrwerke in einen schauderhaften Zustand versetzt und ganz aufgewühlt worden war. Dort sammelten sich auf ein gegebenes Trompetensignal die Zuaven. Der prächtige Sonnenschein that uns wohl und versetzte uns in heitere Stimmung, ja es war uns ordentlich warm geworden; wir dachten, nichts könne uns unmöglich sein. Ohne eine Minute zu verlieren, machten wir uns nunmehr daran, die an die Straße anstoßenden Häuser abzusuchen. Wie sahen die aus! Die Thüren standen sperrangelweit offen, die Fenster waren eingeschlagen. Von Einwohnern war keine Spur zu sehen, die Deutschen konnten aber auch noch nicht lange dieselben verlassen haben, denn auf einem Tische lag noch eine warme porzellanene weiße Pfeife mit einem Bilde von Fausts Gretchen; ich wollte die Hand nach der Pfeife ausstrecken, um sie mir zum Andenken mitzunehmen, aber schon hatte sie ein Korporal im Munde. Noch rauchende Cigarrenstummel lagen überall umher. Auf einer Ecke des Tisches stand ein angeschnittener Pfannkuchen, der jetzt natürlich wieder kalt wurde, neben dran lag noch eine halbe Knackwurst. Im Nachbarhause, das noch Jalousieen gehabt hatte, die aber jetzt mit den Trümmerresten einer Kommode friedlich im Kamin glosteten, erweckte ein aus einer Ecke kommendes Schnarchen meine Aufmerksamkeit. Ich zog mit dem Haubajonnet meines Chassepots eine über einer Kugel liegende Decke hinweg. Ein unwilliges Murren ließ sich vernehmen; vielleicht hatte ich die Decke etwas allzu brüsk hinweggezogen, denn die Kugel begann sich zu rühren, und ich erblickte nun, auf dem Boden sitzend, einen großen sächsischen Grenadier, der sich die Augen ausrieb; er war total betrunken (!) und lachte, daß man Angst haben mußte, er werde sich die Kinnbacken ausrenken. „Der Kerl verstellt sich nur!“ schrie ein Zuave aus Paris, der an nichts glaubte, nicht einmal an die Möglichkeit eines Rausches. Er stupfte ihn leicht mit seinem Bajonett. „Ja doch, ja!“ murmelte der Sachse, rollte sich auf die Seite, und begann von neuem einzuschlafen. Einige von den Höhen herübergeschickte Kugeln begannen nachgerade, sie mochten aus ein paar hundert Metern Entfernung herkommen, die Dachziegel zu zerschmettern und klatschend gegen die Wände anzuprallen; wir konnten uns nicht länger in den Häusern halten, und mußten darauf bedacht sein, aufs neue plänkelnd vorzugehen. Auf unserem Wege vertrieben wir einige preußische Vedetten, die sich feuernd auf die Anhöhen zurückzogen. Wir erwiderten ihr Feuer, und fast jedesmal, so oft die Vedetten zurückgingen, fielen etliche derselben. Die Forts feuerten, um unsere Bewegung zu unterstützen, heftig, und pfeifend platzten die über uns weggehenden Granaten im Park von Villiers; das war herrlich anzusehen.



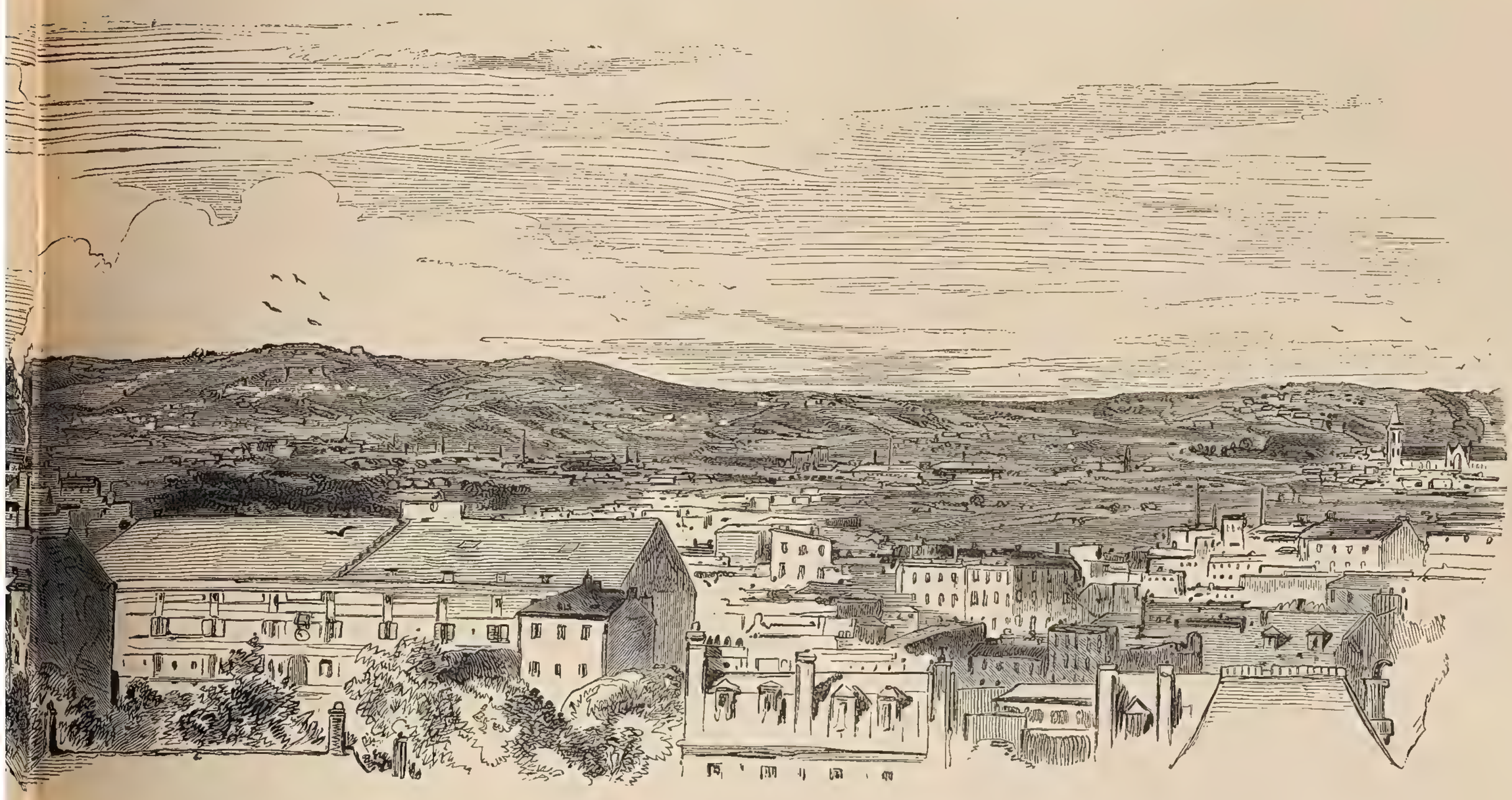
Argenteuil. Orgemont. Sannois. Epinay.

Ansicht der von den Deutschen besetzten Anhöhen a



Clamart. Issy=Fleury. Meudon. Bellevue=Sèvres. Ville d'Avray. Lme

Ansicht der Stellungen des Feindes auf de



Montmorency. Pierrefitte. Saint Denis

…hen dem rechten Seineufer von Argenteuil bis St. Denis.

…e des Diogenes. Park von Saint Cloud. Saint Cloud. Montretout. Mont-Valerien. Suresnes-Asnières. Courbevoie.

…ken Seine-Ufer von Clamart bis Courbevoie.

Ein Teil des nachdrücklichst geführten Kampfes spielte sich unter unseren Augen ab. An Heftigkeit war er dem bei Malmaison seiner Zeit Geführten weit überlegen. Meine ganze Compagnie war in den Weinbergen aufgestellt gewesen; nachdem unsere Soutien-Compagnien zu uns gestoßen, nahm der Vormarsch schärfere Umrisse an. Ich vermochte nur schwer zu einem richtigen Zielen zu kommen, ich feuerte auf geratewohl und war dabei nur bemüht, die Distanzen richtig abzuschätzen. Die Deutschen hielten wacker Stand, und zahlten uns Kugel um Kugel heim. Krachend schlugen dieselben in die Weinbergpfähle, zuweilen aber auch in Arme und Beine. Einige getroffene Zuaven stiegen den Abhang hinunter, den Fuß nachschleppend, andere kauerten sich in Ackerfurchen nieder. Zuweilen kam der eine oder andere Kamerad, um die Verwundeten nach dem Verbandplatz zu schaffen, aber natürlich konnten sie bei weitem nicht alle holen. Das Herz blutete mir, wenn ich sehen mußte, wie so ein armer Teufel langsam unter einem Traubenstock an Verblutung und der Kälte zu Grunde ging, den ein rechtzeitiger Verband gerettet haben würde, aber dann kochte mir das Blut wieder in den Adern und ich dachte an nichts anderes mehr, als meine Patronen in den Gewehrlauf zu schieben. Die Artillerie, welche nach uns die Brücke passiert hatte, sandte einen Hagel von Granaten in das Dorf Villiers hinein. Es war zuweilen ein solcher Höllenlärm, daß man aus der Haut hätte fahren oder toll werden mögen.

Langsam waren wir nach der Straße zurückmarschiert, wo Geschütze in Batterien aufgefahren worden, es begann zu dunkeln; die Batterien feuerten im Bogenschuß, lange Feuergarben schossen aus dem ehernen Schlund der Geschütze, die etwa dreißig Meter hinter uns standen, und deren Ladung über unsere Schultern und Köpfe wegflog; der breite Feuerstrom beleuchtete jedesmal für etliche Augenblicke die nächste Umgebung. So oft ein Schuß krachte, verspürten wir eine gewaltige Erschütterung, mein Rücken wurde ganz krumm, ich hatte ein Gefühl, als ob mir von der Salve das Rückgrat gebrochen wäre. Es war schon stockfinstere Nacht, als man uns in einen großen Park zurücknahm, wo wir uns niederlegen durften. Die Posten wurden bestimmt, und die Schildwachen ausgestellt. Der Tornister drückte uns entsetzlich, die Beine waren nachgerade auch müde, seit dem frühen Morgen hatten wir querfeldein übers Ackerfeld springen müssen mit Sack und Pack, das ist ein hartes Stück Arbeit. Nachdem die Zelte aufgeschlagen waren, war es nicht zu früh, auch ein wenig ans Essen zu denken. Ich hatte nicht umsonst an den Ufern der Maas, meine Pflicht und Schuldigkeit thuend, auch für des Leibes Notdurft und Nahrung zu sorgen gelernt. Mit Seufzen und hungrig mich zum schlafen hinzulegen, das war meine Sache nicht. Rings um den Park lagen Felder, ich lief dorthin und grub genügend Kartoffel aus, um meine ganze Kapuze damit füllen zu können. Das war nun zwar kein lukullisches Mahl, aber es war doch wenigstens etwas, und meine unter der Asche gebratenen Kartoffeln mit ein wenig Kaffee halfen mir dazu, den Schlaf zu finden.

In der Frühe des andern Morgens (hier täuscht sich der Erzähler; es war dies am zweiten Dezember, am ersten herrschte Waffenruhe, um welche die Franzosen gebeten hatten, um ihre Verwundeten auflesen zu können und ihre Toten zu beerdigen. Der Übersetzer.) wurden wir plötzlich durch ein furchtbares Feuern aus dem Schlafe jäh emporgerissen; man stürzte aus den Zelten und nach den Gewehrreihen hin. Die Deutschen hatten sich auf die Vorposten eines Linienregiments gestürzt, und diese vollständig überrumpelt. Die Soldaten, welche neben ihren Gewehrpyramiden schliefen, wurden niedergeschossen oder zu Gefangenen gemacht. Zwanzig Erfahrungen hatten sie nicht zu witzigen vermocht, niemand es gelernt, den Sicherungsdienst einer Armee, wie es sich gehörte, durchzuführen. Der ganze Lärm kam von der Seite von Petit-Brie her. Dort erkannte ich unter Bäumen ein kleines Häuschen. Ein Stück seiner Vorderseite war eingestürzt, seine Fenster, die keine Läden hatten, standen weit offen und schienen mich erstaunt anzusehen. Das Bataillon zog an Fort Nogent vorbei, umging es auf der linken Seite und erreichte, immer der Redoute von Gravelle entlang, welche Granaten auf Granaten abfeuerte, in großer Eile Joinville le Pont. „Sieh mal, da sind Nationalgardisten," sagte ein junger Soldat, Namens Michel zu mir, — ich hatte ihm zuweilen ein Päkchen Tabak gegeben, und er mich dafür in sein Herz eingeschlossen.

In der That waren um das Dorf her mehrere Bataillone zusammengezogen. Es war das erstemal, daß ich solche in der Linie sah. Sie schienen sich sehr lebhaft zu unterhalten, schwatzten, gestikulierten, liefen auch aus Reih und Glied, wenn es ihnen gerade so behagte, ihre Offiziere hatten nur zu springen, um sie aus allen Himmelsgegenden wieder zusammen zu treiben. Die Marketenderinnen wußten schließlich nicht mehr, wem sie Gehör schenken sollten. Einige frühstückten, auf etlichen Steinhäufen sitzend. Als sie uns Zuaven erblickten, brachen die Nationalgarden in laute Zurufe aus, zu welcher Ovation freilich auch der übliche Morgentrunk eines „kleinen Weißweines" das Seinige beigetragen haben mochte; diese enthusiastischen Rufe wiederholten sich, als sie uns über die Marne gehen sahen. Damit mochte aber auch für sie ihr Tagewerk abgeschlossen sein, denn sie begannen sich wieder zu ihrem Frühstück zu setzen und zu plaudern.

Nachdem wir den Fluß hinter uns hatten, marschierten wir durch ein Gehölz, und erreichten die Höhen von Petit-Brie. Die Rufe der Nationalgarde drangen nicht mehr bis da herauf zu uns, dagegen waren die Spuren des Kampfes hier auf Schritt und Tritt sichtbar. Zersplitterte Bäume hingen und lagen über den Gräben, Trümmer jeglicher Art bedeckten den Boden, da lag ein Kanonenrad, dicht daneben ein Käppi; ein Stück krenelierte Mauer, das vom Biwakfeuer rauchgeschwärzt geworden, stützte sich nur noch schwach gegen ein zerborstenes Häuschen. Unterwegs begegneten wir den Krankenträgern, die von den umliegenden Feldern zurückkehrten. Diese „armen Brüder von der christlichen Lehre," gaben ein leuchtendes Beispiel treuer, ohne Ruh und Rast, und in größter Bescheidenheit gethaner Pflichterfüllung. Sie hatten sie gethan vom ersten Tage der Cernierung an, und sie thaten sie auch heute. Ruhig schritten sie dahin, mit ihren schwarzen Roben angethan, Tote und Verwundete tragend, ihr Anblick stimmte uns ernst; wir wichen rechts und links aus, um ihnen den guten Weg zu lassen. Der Weg war steinig und hart gefroren, endlos zog er sich hin; im schnellsten Tempo legten wir ihn zurück. Plötzlich sahen wir einen General mit einem zahlreichen Generalstab daher reiten. Es war General Trochu. Als er uns sah, parierte er sein Pferd, salutierte und rief uns mit lauter Stimme, aus der deutlich seine Befriedigung herausklang, zu: „Ah, da sind ja die Zuaven!" aber unser Regiment war nur darauf bedacht, an den Feind und mit ihm ins Handgemenge zu kommen, wir hatten keine Zeit, seinen freundlichen Gruß mit einem: „Es lebe Trochu!" zu erwidern. So grüßte ihn nur das Geklirr unserer Waffen, das mit der Schnelligkeit unseres Marsches sich steigerte. In diesem Augenblicke ward an dem höchstkommandierenden General, der, immer im Sattel, unbeweglich am Straßenrand hielt, ein verwundeter Soldat vorbeigetragen. Es war ein blutjunges Bürschchen, das etwa zwanzig Jahre alt sein mochte, blond, und kaum noch sproßte ihm des Bartes erste Zier. Als er des Generals ansichtig wurde, faßte er sein Gewehr fester, richtete sich auf dem Ellenbogen auf und rief: „Vorwärts, vorwärts!" — Von der Anstrengung erschöpft, sank er zurück.

Etwa einen Kilometer oberhalb Petit Brie ertönte das Kommando: „Halt!" wir mußten uns auf Befehl unserer Offiziere platt auf den Boden legen und in dieser Lage warten. Wir waren jetzt gewissermaßen am Rand der Schlacht, aber im Treffbereich der Kugeln. Zu Dutzenden pfiffen sie, von unsichtbaren Feinden abgefeuert, über uns hin, klirrend schlug da und dort eine in unsere Kochgeschirre oder in die Tornister ein, wir hüteten uns wohl, allzuoft die Köpfe emporzustrecken. Wenn wir von unserer Deckung, hinter einer Hecke, ganz kleine weiße Rauchwölkchen aufsteigen sahen, zielten wir auf gut Glück; das machte Unterhaltung und lehrte gleichzeitig Geduld; einige von uns, die ein besonders ruhiges Blut haben mußten, rauchten, auf beide Ellbogen gestützt, ruhig Cigaretten, wie es Jäger zu thun pflegen, wenn sie im Entenschirm auf wilde Enten lauern. Neugier ist, ich habe das auch schon anderwärts zu bemerken Gelegenheit gehabt, eine schlimme Eigenschaft, nur zu leicht riskiert man dabei das Leben. Ein starkes Geräusch ließ mich den Kopf zur Seite drehen, die Ursache dieses Geräuschs waren zwei oder drei Mobilgardenbataillone, die in unsere linke Flanke dirigiert worden waren. Sie marschierten lärmend und in Unordnung heran, ja sie liefen sogar mitten unter uns hinein. Ich glaube, in ihrer Zerstreuung bemerkten sie nicht einmal etwas von unserer Anwesenheit,

sonst wären sie uns wohl nicht auf dem Leibe herumgetreten, wie sie es thaten, dem einen trampelte ein Moblot auf dem Arm, dem andern auf dem Fuß herum, man lachte, man fluchte, die Moblots sprangen wie eine tollgewordene Schafherde herum, zu unserem großen Gelächter, leider aber war diese Bewegung, die offenbar einen Angriff vorbereiten sollte, den Deutschen nicht entgangen, ihre Batterien begannen zu spielen, und überschütteten uns mit einem Hagel von Granaten, die teils zischend über uns wegfuhren, teils in unserer Nähe einschlugen. Die Mobilgardisten, die heute sicherlich zum erstenmal ins Feuer kamen, warfen sich, der ganze Haufen, Offiziere wie Soldaten, platt auf den Boden nieder, erst wenn der Eisenhagel vorbeigeschwirrt war, wagten sie es, sich wieder in die Höhe zu richten. „Vorwärts!“ rief jetzt eine gewaltige Stimme. „Vorwärts!“ nahmen unsere Offiziere das Kommando ab. In einem Augenblick waren wir, wie von einem elektrischen Schlag emporgeschnellt, auf den Füßen, und in raschem Anlauf stürmten wir den Deutschen entgegen. Ein paar mächtige Sprünge, und unsere schnellsten Leute waren in den Trancheen, wo sich tags zuvor unsere Vorposten hatten überrumpeln lassen; aber nicht alle von ihnen erreichten die Trancheen. In dem Augenblick, als ich vor denselben ankam, brach ein großer Zuave, der bisher vor mir draus gesprungen war, plötzlich zusammen. Ich hatte nur so viel Zeit, in vollem Lauf, wie ich war, über seinen Körper, den ein letztes konvulsivisches Zittern durchlief, hinwegzuspringen. Von Deutschen war in dem Laufgraben keine Spur, aber welcher Anblick bot sich uns! Wohin man blickte: Tornister, Pickelhauben, Feldflaschen, Feldlagergegenstände, Patrontaschen, und zwischen all diesen Sachen, unter- übereinander tote Menschen. Alle Tornister waren ausgeleert, ihr Inhalt lag zerstreut auf dem Boden umher, namentlich viele Briefe dutzendweis darunter. Ich bückte mich, und hob den nächsten besten auf. Er begann mit den Worten: „Mein lieber Sohn! Da in vier Tagen dein Geburtstag ist, schicke ich dir hier zehn Franken. Deine kleine Schwester legt noch zwanzig Sous bei. Wenn du schreibst, so sage dem Vater nichts davon...“ Ich ließ den Brief wieder zu Boden fallen; vor mir lag ein armer Grenadier, dem eine Kugel den Kopf zerschmettert hatte.

Ein Halt sammelte uns in der Nähe eines Walles, wo jeder, den Finger am Drücker, bereit war, jederzeit seinen Schuß abzugeben; zuweilen feuerte man auch. Vor uns waren weiße Rauchlinien, von dorther kamen die Kugeln. Ich war jetzt schon zu sehr an dieses Geräusch gewöhnt, als daß ich noch durch dasselbe aufgeregt worden wäre, ich wußte, der Tod, der inmitten all dieses Schlachtenlärms einherschreitet, mäht nicht so oft mit seiner blutigen Sense, als man anzunehmen geneigt ist. Das pfeift, das zischt und patscht in einem fort, und schließlich befindet man sich nach der Schlacht gerade so wohl, wie dies am frühen Morgen der Fall gewesen, als man unter seinem Zelte hervorkroch; aber was mich heute noch Wunder nimmt, das ist, daß man unsererseits eine solche Unsumme Zeit vergeudete, einen Feind zu suchen, den man doch niemals fand; wo er eigentlich war, das verspürte man nur an den Granaten, die er einem sandte, und an den Kugeln. Sie kamen aus dem Waldesdickicht, von den Hügeln herab, aus den Thälern herauf, aus Dörfern, und wie ein Windstoß geflogen, aber kein Mensch wäre imstande gewesen, genau zu sagen, wo eigentlich diese Regimenter standen, die einen solchen Eisenhagel uns zusandten. Mir standen die Bilder vor Augen, wo Soldaten sich mit der blanken Waffe angreifen und voll Wut sich aufeinander stürzen; statt solch heldenmütiger Kämpfe aber hatte ich nur das Schauspiel langandauernder Zweikämpfe zwischen der beiderseitigen Artillerie, deren Zeuge die Infanterie war. Zuweilen greift sie ja wohl auch einmal ein, je nach den Umständen und der Beschaffenheit des Terrains. Nachdem die Unruhe der ersten paar Augenblicke vorüber war, empfand ich nur noch das Gefühl der Ungeduld. Diese mit „Halt“ und immer wieder mit „Halt“ verbrachte Zeit, diese ewigen Märsche, die doch nie zu einem Zusammenstoß mit dem Feinde führten, drohten mich in eine Art moralische Verzweiflung zu stürzen, derer ich mich nur mit Mühe und Not zu erwehren vermochte. Ich begriff nachgerade den tiefen Sinn der Antwort, die mir ein alter Kamerad auf meine Frage, zu was denn eigentlich das Bajonett diene? gegeben hatte; sie lautete: „Das Bajonnett dient dazu, dem Gegner Angst zu machen.“ Mitten unter all meinen tiefsinnigen Betrachtungen wühlte eine Kugel fünf Zoll über meinem Kopfe die Erde des Damms links neben mir auf, und rechts zerschlug ein Granatsplitter einen mächtigen Kieselstein in meiner nächsten Nähe. — „Du darfst ruhig sein,“ meinte einer meiner Kameraden, „dir thut keine Kugel etwas, nicht mal die Haut wird dir eine ritzen.“

Die Nacht brach an. Ein Kapitän nahm eine Sektion und bezog mit ihnen die Vorposten; ich war am Damm mit meinen übrigen Kameraden zurückgeblieben. Wir durften uns auf den Boden ausstrecken, jedoch weder Tornister, noch irgend sonst einen Ausrüstungsgegenstand ablegen, vor allem hatten wir jederzeit das Gewehr schußgerecht in Händen zu behalten. Ich hatte mich mit meinem Tornister so gut als möglich abgefunden, und lag nun, mein Chassepot zwischen den Beinen, in einer Ackerfurche. Die Augenlider wurden mir aber schwer und immer schwerer, unwillkürlich fielen mir die Augen zu. Wie groß mußte unsere körperliche Abspannung sein, daß es uns möglich war, in dieser fürchterlichen Kälte, die nun schon seit zwei oder drei Tagen herrschte, schlafen zu können. Die Erde war so hart wie ein Kieselstein, der Thermometer hatte, wie ich nachher erfuhr, vierzehn Grad gezeigt. Nach Verfluß einiger Zeit öffnete ich die Augen, ein wundervoller Himmel glänzte über mir, die Sterne flimmerten und leuchteten, helle glänzende Punkte an der Himmelsdecke. Nichts regte sich in meiner Nähe, ich fühlte, wie ich mehr und mehr erstarrte; ich sprang auf, und begann hin und her zu laufen, um die Blutzirkulation herzustellen, und den Gebrauch meiner Glieder wieder zu erlangen, meine Hände waren so steif, wie ein Stück Holz, und ich konnte sie kaum gebrauchen, sie versagten den Dienst. Was anfangen, wenn ich plötzlich mein Chassepot hätte ergreifen müssen? Von fern her donnerten einige Kanonenschüsse, sonst aber wars tiefe Stille rings um mich. Ich verließ den Bahndamm. Plötzlich stieß mein Fuß auf irgend ein Hindernis; seiner Steifheit nach mochte es ein Baumstamm sein, über den ich gestolpert war; es war kein Baumstamm, sondern ein starrer, kalter, durch und durch gefrorener Leichnam gewesen. Ich hatte den Körper ein wenig aufgerichtet, er fiel mit einem dumpfen Aufschlag, wie ein Sack so plump, auf den Boden zurück; in allen möglichen Stellungen lagen da und dort Leichname herum. Eine mit Schießscharten versehene lange, weiße Mauer, auf die ich jetzt stieß, und welche durch die Nacht schimmerte, ließ mich die Gegend erkennen, wo die Hälfte meines Regiments zwei Tage zuvor gegen den Park von Villiers angehetzt wurde. Ach! wie viele Tote! Leichen, nichts als Leichen, und fast alle trugen die Zuaven-Uniform. Man sah an den Drehungen ihrer Glieder, ob welche von ihnen noch ein paar Schritte gemacht hatten, ehe sie den Geist aushauchten, andere hielten noch ihre Gewehre mit drohender Kampfgebärde umfaßt. Manche, die auf dem Rücken lagen, kehrten ihr bleiches Gesicht dem Himmel zu, ihre Lippen hatten sich zu einem letzten Todesschrei geöffnet und waren offen geblieben. Alles, was sie im letzten Augenblick gefühlt haben mochten, schien sich im Tode auf ihren unbeweglichen Zügen ausgeprägt zu haben: Staunen, Verzweiflung, Überraschung, Schreck und überdem die Verzerrungen des Todeskampfes. Eine unsägliche, grenzenlose Traurigkeit bemächtigte sich meiner, während ich im Zwielicht dieser Nacht unter diesen Leichen mich erging. Von einem trat ich zum andern, bemüht, diejenigen meiner Freunde, die ich verloren hatte, zu finden, zwei von ihnen ganz besonders wollte, mußte ich noch einmal wiedersehen. Viele der Toten, die auf dem Bauche, das Gesicht zur Erde gekehrt, da lagen, mußte ich erst umdrehen, mehrere, in den Kopf getroffen, waren vollständig unkenntlich, ein breiter Blutstreif lag wie eine rote Maske auf ihrem Gesichte. Ich bückte mich, um die Leichen genauer zu sehen, ein Schauder erfaßte mich, als ich einen von den beiden Freunden, die ich suchte, in einem Hohlweg entdeckte, ganz verzerrt und zusammengekrümmt. Er hatte drei Schußwunden, eine, die erste, im Fuß, die zweite im Unterleibe, die dritte, durch die Schläfe eingedrungene Kugel hatte ihm das Gehirn zerschmettert. Ich kniete neben dem hartgefrorenen Leichnam nieder, es war, als ob sich ein Schleier über meine Augen legen würde. Während meine Hände auf seiner Jacke ruhten, spürte ich unter dem dicken Tuch einen Gegenstand, der bisher den Leichenräubern entgangen war, es war das Notizbuch des armen, mir so teuern Toten. Ich nahm es und steckte es in meine Tasche, meine Thränen fielen auf das schlichte Büchlein nieder, ich schämte mich ihrer nicht, und ließ ihnen

freien Lauf. Eines Tages würde ich vielleicht das Büchlein, eine teure Erinnerung an den Toten, seiner Familie übergeben können, wenn es ihr auch nur als schwachen Trost die Kunde brachte, daß der, um den sie trauerte, im ritterlichen Kampfe mit dem Feinde gefallen war.

Als ich mich erhob, war ich bis aufs Mark durchfroren. Auf meiner Wanderung kam ich an einen Platz, wo die Leichen der Unsrigen bereits zusammengetragen und in zwei Reihen auf den Boden gelegt worden waren; ich zählte ihrer 47, darunter 22 Zuaven; der Rest gehörte der Linie und der Mobilgarde, die sich gleich brav gehalten hatten, an; warum ich sie eigentlich zählte? ich wußte es selbst nicht. Unter den in den schrecklichsten Verzerrungen daliegenden Toten war auch ein Oberstlieutenant von der Mobilgarde, dem ein Granatsplitter den Unterleib aufgerissen hatte. Er mußte im schönsten Mannesalter gestanden haben. Eine seiner Hände trug noch den Handschuh, die andere dagegen die Spuren einer schändlichen Verstümmelung, der vierte Finger, der Ringfinger, fehlte; die Schnittspuren waren noch ganz frische, offenbar war ihm der Finger abgeschnitten worden, um den Ring mit wertvollen Steinen zu bekommen. Einen letzten Blick warf ich auf dieses traurige, so viel Elend bergende Feld, dann kehrte ich, tiefe Trauer im Herzen, krank an Seele und Leib, zu meiner Compagnie zurück. Ich schwankte wie ein Betrunkener; ich sah sie alle noch vor mir, diese bleichen, fahlen Gesichter, diese bläulichen Hände, diese glanzlosen erstorbenen Augen, alle diese Toten, die noch, teilweise sogar nach acht Tagen, auf ihr Begräbnis warteten, dann sank ich wie eine leblose Masse auf meinen Tornister nieder.

Eine halbe Stunde mochte ich in einem bleiernen Schlafe gelegen haben, da weckte mich ein Soldat, um mir im Auftrag des Adjutanten mitzuteilen, daß in Petit Brie, auf dem Platze vor der Kirche, um ein Uhr in der Früh, eine Verteilung von Lebensmitteln stattfinden solle. Ich rieb mir die Augen; jetzt war es elf Uhr, wenn ich wieder einschlief, wer bürgte mir dafür, daß ich zur richtigen Zeit wieder aufwachte. Die Klugheit riet mir, lieber bis zu dem bestimmten Zeitpunkte auf und abzugehen; ich konnte somit noch zwei Stunden mir mit Rauchen von Cigaretten vertreiben, aber an ein Verlassen des Biwaks dachte ich nimmer. Etwas vor ein Uhr ließ ich, unter meiner Decke vor Kälte bebend, die Leute vor meinem Geist Revue passieren, die ich zu den Fassungen mit mir nehmen wollte. Aber es war ein schwer Stück Arbeit, die Leute munter zu bekommen, zumal ich nicht rücksichtslos zu Werk gehen wollte; hatte ich eben einen an der Schulter wach gerüttelt, so schlief er mir auch sicherlich, während ich seinen Kameraden aufweckte, wieder ein. Der eine grunzte, der andere schnarchte, nicht ein einziger regte sich. Nun griff ich auf gut Glück zu, packte den bei den Armen, den andern bei den Beinen, indem ich mitten durch den Haufen schritt. Der erste, der sich bemüßigt sah, aufzustehen, wollte zu schimpfen anfangen, aber ein sanfter Wink meiner Faust, die ich ihm unter die Nase hielt, ließ ihn verstummen. Es dauerte gar nicht mehr lange, und ich hatte meine „Dienstmannschaft" beisammen, einige davon waren freilich noch total schlaftrunken. Hätte ich mich an die Spitze meiner Abteilung gestellt, so hätte ich natürlich unterwegs die Hälfte meiner Mannschaft verloren, sie wären mir einfach davongelaufen, ins Biwak zurück. So hielt ich mich denn an der Queu meiner Abteilung auf, und erreichte denn auch glücklich den Rendezvousplatz; die Kirche war da, der Platz auch, ich lief einmal, zweimal, dreimal um denselben herum, aber nichts war zu sehen, kein Soldat, kein Quartiermeister, das ganze Dorf schien ausgestorben zu sein. Meine Leute fluchten greulich, ungeduldig stampften sie den gefrorenen Boden, liefen hin und her, trippelten mit den Füßen. Es schlug zwei Uhr; keine Katze ließ sich sehen. Meine Leute liefen dahin, dorthin, pochten an die Thüren, einige legten sich in irgend einen Winkel und schliefen dort wieder ein, ich hätte gewünscht, es ihnen gleichthun zu können. Die Kälte war fürchterlich. Ich schickte nach allen Richtungen meine Leute aus, und nachdem ich die felsenfeste Überzeugung gewonnen hatte, daß in Petit Brie keine Lebensmittel verteilt würden, kehrte ich ins Biwak zurück.

Gegen sechs Uhr in der Früh weckte mich das Knattern einiger Flintenschüsse, sie kamen vom Schützengraben her, wo eine Sektion meiner Compagnie die Vorposten gab und unsere Stellung zu decken hatte. Jeder eilte, den Tornister auf dem Rücken, nach seinem Platze. Bald wurde das Gewehrfeuer ungemein heftig, ein Schuß folgte dem andern, mit lautem Zischen fuhren die preußischen Granaten über unsern Köpfen hin. Mit einemmale gab unser Kapitän das Signal zum Angriff, indem er aus voller Kehle schrie: „Attaou, Attaou!" jenes schreckliche Wort, das zuerst bei Weißenburg erklungen, und dessen arabische Laute „schlagt sie tot, schlagt sie tot!" bedeuten; so stürmte er vorwärts. Wir folgten ihm; aber es war ein entsetzlicher Augenblick, die Kugeln prasselten hageldicht auf uns nieder. War es denn überhaupt möglich, in solch einem Kugelregen vorwärts zu kommen? Vielleicht kaum; aber wir waren nun einmal losgelassen, wie eine Meute Jagdhunde, und sprangen über die vor uns Fallenden hinweg, immer wieder angefeuert von dem wilden: „Attaou" unseres Kapitäns. Wir erreichten denn auch in wenigen Minuten den Schützengraben, wo nunmehr Zündnadelgewehr und Chassepots einander nichts schuldig blieben. Ein Schuß antwortete dem andern. Sollte mir endlich die Freude eines Kampfes, Mann gegen Mann, zuteil werden? Die Deutschen, die heute wieder gerade so angriffen, wie das letztemal, würden sie es wohl wagen, trotzdem ihnen das letztemal die Suppe versalzen worden war, bis zu unseren Posten vorzustoßen, würden sie unserem Elan sich entgegenzustemmen wagen? Ich hoffte, daß in diesem Falle ein ungestümer Angriff unsererseits sie in ihre Schützengräben zurückwerfen würde, dort wollten wir sie dann schon nach Gebühr behandeln; aber merkwürdig, sie schossen nur noch schwach, bald darauf kaum noch hie und da einmal, und auch wir erhielten Befehl, das Feuern einzustellen. Also wieder einmal eine günstige Gelegenheit beim Kuckuck! Diejenigen unter uns, welche scharfe Augen hatten, erhoben sich auf den Fußspitzen, um besser Auslug halten zu können, was vorn vorging; es war uns schon ein rechter Trost, daß wir, freilich nichts weniger als mit Sicherheit, in dem Dämmerlicht, das über dem weiten Raum sich ausbreitete, dunkle zerstreute Punkte entdeckten, die nach unserem unmaßgeblichen Dafürhalten gar nichts anderes sein konnten, als tote Feinde. Die keckſten von uns wollten sich persönlich überzeugen, dem aber stand der ausdrückliche Befehl entgegen, unter gar keinen Umständen die Schützengräben zu verlassen.

Endlich gegen 9 Uhr kam der Befehl zum Abmarsch, und nun konnte man etliche armselige Bissen alten Zwiebacks auf demselben Platze in seinen Kaffee eintunken, wo gestern die Granaten auf uns niedergeregnet hatten, und um 4 Uhr setzten sich die Regimenter, Brigaden, Divisionen, kurz die ganze Armee in Marsch. Ich fragte meinen Kapitän, was denn das zu bedeuten habe? — „Das bedeutet," erwiderte er mir ingrimmig, „daß wir unsere eroberten Stellungen aufgeben, und daß diejenigen armen Teufel, die dabei ums Leben gekommen sind, jetzt tot sind und bleiben." — Unser Bataillon war mit dem Erreichten nichts weniger als zufrieden, es hatte auf einen Sieg gerechnet, und ein Rückzug ward ihm zu teil. Auf derselben, ihm wohlbekannten Brücke mußte es über die Marne zurückgehen, und nach Nogent marschieren; man würde jetzt allem nach wieder in die alte Unthätigkeit und Langeweile verfallen, wie es bei Courbevoie der Fall gewesen, mit dem einen Unterschied höchstens, daß, während bisher die Vorposten am Seineufer gestanden hatten, man sie jetzt auf der Insel des Loups, auf der Seite des großen Eisenbahnviaduktes, aufstellen würde.

Geht man der plötzlichen Ernüchterung und Entmutigung, die so urplötzlich eingetreten war, auf den Grund, so erklärt sich das alles leicht, wenn man die schlechten Nachrichten bedenkt, die aus der Provinz gekommen waren. Wie sie gekommen? Ich weiß es nicht! Es mochten Gerüchte sein, aber — sie waren leider Gottes wahr! Unsere Unterhaltungen abends bei einem ärmlichen Bissen Pferdefleisch, und in den scheußlichen Hütten, wo wir unser Lederzeug untergebracht, waren keineswegs erfreulicher Natur. Man lachte wohl noch zuweilen und machte Späße, aber sie klangen verdammt erzwungen, man fühlte es, daß man in unserem Generalstab nicht mehr an die Möglichkeit, ja nicht einmal mehr an die Nützlichkeit einer Verteidigung von Paris glaubte. Sein Scepticismus lähmte zur gleichen Zeit seine Unternehmungslust, als die großsprecherischen Phrasen des Gouvernements Paris einschläferten. Kaum daß von jetzt an noch einer von uns auf den ewigen Granatenhagel achtgab, der zwischen den preußischen Linien, und den Linien der Forts niederging.

Diese düsteren Dezembertage, in denen das Heulen des Sturm-

windes mit Schneefall und wieder Schneefall abwechselte, schienen mir endlos zu sein. Nebeligen Morgen folgten kalte Abende und eisige Nächte; es that dem Auge weh und ermüdete es, den langen düstern Baumreihen zu beiden Seiten der schneebedeckten Straßen zu folgen; Schnee, Schnee und nochmals Schnee, überall; man hätte glauben können, in Rußland zu sein. Der Geist verlor seine Spannkraft, der Eifer erlosch.

Mittlerweile hatte ich erfahren, daß aus vier, je einem der vier Regimenter unserer Division, die sich zur Zeit aus dem 4. Zuavenregiment und dem Mobilgardenregiment der Seine et Marne unter dem Kommando General Fournès, aus dem 135. Linienregiment und den Mobilen von Morbihan, die unter dem Generalsdienst thuenden Oberst Colonien standen, entnommenen Compagnien ein Bataillon Franctireurs gebildet werden sollte. Ich war nach der Schlacht von Champigny zum Corporal-Fourier ernannt worden, aber ich besann mich keinen Augenblick, um in das Franctireurscorps eintreten zu können, meine goldenen Litzen zu opfern, und wieder einfacher Corporal zu werden. Ich sah in den Worten „Franctireurs-Bataillon“ nichts als die Aussicht auf Kämpfe und Abenteuer, wo es lustig genug knallen würde. Und dann, ich wollte mich auch nicht von meinem Kapitän trennen.

Der Zufall bewies, daß meine Voraussicht die richtige war, gleichzeitig unterbrach sie auch die Einförmigkeit unseres Daseins. Eines Abends verbreitete sich die Nachricht, daß wir am andern Tag, am 20. Dezember, unsere Expeditionen beginnen würden. Wie konnte man das wissen? Welcher ungewaschene Mund hatte hier wieder einmal, indiskret genug, vom General en chef bis zum einfachen Soldaten herab einem jeden verraten, an welchem Tage und zu welcher Stunde man wieder zu den Waffen zu greifen gedachte? Wir vermochten uns dies nicht zu enträtseln, aber irgend ein bestimmter Jemand, mochte es nun eine Fee oder nur ein staubgeborenes weibliches Wesen sein, hatte sich, so viel stand fest, die Aufgabe gestellt, die Armee von allem, was in Aussicht stand, in Kenntnis zu setzen, und auch diesmal vermochten ihr die Vorposten den Weg nicht zu versperren. Was für Dinge erzählte man sich nicht abends unter den Kameraden, während man seine armselige Pfeife rauchte. Das Vertrauen war geschwunden. Die Nachricht von dem bevorstehenden Ausfalle war mit großem Feuereifer aufgenommen worden, schon aber mischte sich der Zweifel ein, man sah bereits nur noch die Gelegenheit darin, sich wieder einmal ein bißchen zu rühren, zu zeigen, daß man sich noch nicht für tot hielt. Ein Sergeant, der in einem Zimmer, das längst keine Fenster mehr besaß, und in dem von allem früheren Schmuck nichts zurückgeblieben war als ein künstlicher Blumenstrauß unter einer Glasglocke, sich damit beschäftigte, das Feuer zu schüren, wandte sich zu dem, der von einem Ausfall gesprochen, hin und fragte ihn in trockenem Tone: „Und wo geht dann morgen der Rückzug hin?“ — Dieses schneidend bittere Wort, es drückte die Gefühle und die Stimmung unserer Soldaten aus: sie glaubten nicht mehr an den Sieg, weil sie den Glauben an ihre Führer verloren hatten. Unter solchen Verhältnissen zogen unsere Regimenter zum Kampfe aus, sie, an deren Sohlen bereits die wilde Flucht, die Auflösung hafteten.

Biwak französischer Truppen in der Nacht vom 1. auf den 2. Dezember bei Champigny.

Mein Bataillon kam in die Nähe des Dorfes Rosny, wo die Marodeure (Plünderer, und zwar französische; denn deutsche Truppen betraten Dorf und Fort Rosny ja erst nach der Kapitulation. Um so wertvoller ist uns dieses Zeugnis aus französischem Munde! Der Übers.) weder eine Thüre, noch einen Teppich oder auch nur ein Brett zurückgelassen hatten. Die Häuser mit ihren gähnenden, weit offenstehenden Fenstern beherbergten auch nicht einen der Einwohner mehr, nur in den Kellern hausten da und dort etliche armselige, von auswärts gekommene Flüchtlinge.

Tags darauf, um 4 Uhr in der Frühe setzte sich unser Regiment in Marsch, überschritt unterm Schutze der Dunkelheit den Ourcq-Canal

und biwakierte im Schutze einiger Häuser, zwei Kilometer von der Ferme von Groslay entfernt. Nur dunkel wußte man davon, daß bei Le Bourget der Tanz noch einmal angehen sollte.

Hinter dem Hauptgebäude sammelte meine Compagnie sich; es waren dort aber auch noch Plänkler eines Franctireurcorps; natürlich versäumte man nicht, sie mit Fragen zu bestürmen, was eigentlich los sei? Ein Offizier mit großen langen Stiefeln und einem wilden Schnurrbart, mit zwei, in einem Gürtel steckenden Revolvern, warf den Kopf in wichtigthuender Manier zurück. — „Die Preußen haben da Verschanzungen und ein Geschütz," sagte er. „Wir müssen uns derselben um jeden Preis bemächtigen und uns dort halten." Plötzlich erhielten wir Befehl, auszuschwärmen; uns Franctireurs kam der Auftrag auf dem rechten Flügel zu, mein Lieutenant kommandierte auf dem linken; ich war auf dem rechten Flügel schließender Unteroffizier. Je schneller man bei solchen Gelegenheiten vorwärts stürmt, um so geringer wird die Gefahr. Kaum hatte ich etwa hundert Schritte gemacht, so sahen wir eine Kavalleriepatrouille, welche Miene machte, die Ferme zu umgehen. Wir feuerten einige Kugeln in den Haufen ab, und die Patrouille ritt im Galopp davon. Man durfte keine Minute mehr verlieren; gleichwohl beobachteten unsere Offiziere, die für die Bewegung die Verantwortlichkeit trugen, bei ihrem Vorgehen eine gewisse Umsicht, und machten es uns zur Pflicht, während des Vorgehens uns so wenig als möglich dem feindlichen Feuer auszusetzen. — „Achtung vor den Kanonen! sie gehen los!" riefen wir uns während unseres Vorgehens zu, das wir keinen Augenblick unterbrachen. Nichts regte sich in der Ferme; man konnte bereits ganz deutlich die Gebäude und Zäune unterscheiden, auf einem Dache stand ein Mann Schildwache; kaum aber hatte er mich bemerkt, so sprang er ebenso gewandt, wie ein Frosch in seinen Pfuhl, wieder zu seiner Dachluke hinein. Nun galt es zu laufen; war man seither dumm vorgegangen, jetzt lernte man klug vorgehen; den Artilleristen durfte man nicht die Freude machen, in aller Gemütsruhe auf uns zielen zu können. Jeder von uns gebrauchte seine Beine so flink, als ihm nur möglich war. Ich eröffnete mit fünf oder sechs Kameraden den Angriff. Die Kugeln würden wohl bald genug um uns herfliegen. Aber noch fiel kein Schuß. Wir verdoppeln unsern Elan, stürmen und klettern über die Mauern, dringen in der Ferme ein, sehen aber nichts als ein totes Pferd, das neben einem lustig brennenden Feuer liegt. Nirgends eine Kanone, nirgends mehr ein Feind. Wir waren ganz außer uns. Für alle Fälle galt es nun eben, die Ferme in Verteidigungsstand zu setzen, besonders für den Fall, daß der Feind zurückkehren und uns angreifen würde; jeder half wacker bei dieser Arbeit. Ich rollte mächtige Tonnen längs der Mauer hin und legte starke Dielen darüber, das mußte für ein Bankett gelten, von dem aus es sich gewiß prächtig feuern ließ. Wenn meine Hände vor Kälte den Dienst versagen wollten, erwärmte ich sie an einem gewaltigen Feuer, das im Hofe brannte und mit allerlei Holztrümmern genährt und unterhalten wurde. Unsere Geniesoldaten kamen jetzt herbei, schlugen Schießscharten und zogen Gräben, an welchen Schildwachen aufgestellt wurden. Als wir eben im besten Geschäfte waren, — wir ließen es uns angelegen sein, und sparten die Schweißtropfen nicht, — kam Oberst Colonieu, um uns zu besuchen. Von ihm erfuhren wir, daß man sich in der Gegend von Bourget schlug. Ein Generalstabsoffizier sprengte zu uns heran, und fragte nach General Bellemare. Wie sollten wir das wissen können? Dem ersten Offizier folgte ein zweiter, diesem ein dritter, ein vierter, ein fünfter! Sie erhielten alle die gleiche Antwort. Nicht wenige unter uns fanden es zum mindesten eigentümlich, daß ein Offizier nicht einmal wußte, wo er seinen Divisionsgeneral finden konnte.

Gleichzeitig mit dem fünften Offizier kam auch die erste Granate, sie krepierte hinter der Ferme. — „Zu weit!" meinte Michel. Eine zweite platzte vor dem Hof. „Zu kurz!" war sein Urteil. Die dritte schlug krachend in das Dach und riß es herunter, die Preußen hatten sich auf ihr Ziel eingeschossen. In der Ferne zeigte sich einige Infanterie; sofort rannte man nach den Schießscharten. Hier lernte ich eine neue Art von Marter kennen, die grausam genug war. Ein schändlicher Luftzug strich durch die in die Steine geschlagenen Öffnungen, und wenn der Thermometer zwölf Grad unter Null zeigt, so nimmt der Luftzug eine Schärfe an, die einem das Gesicht zerreißt und es vollständig blau färbt; die Augen entzünden sich, und man vermag nicht mehr aus denselben zu sehen. Die Infanterie, die wir vorhin bemerkt hatten, kam nicht, aber dafür regnete es Granaten und zwar mit einer Genauigkeit, die alles Lob verdiente. Ein Geschoß riß ein Stück der Mauer weg, das auf die Verteidiger herabstürzte; eine zweite Granate schlug in einen der Gräben, und riß ganze Klumpen Erde und Rasenstücke heraus. Eine einzige Granate war für uns wenigstens von Nutzen gewesen, sie riß ein Pferd zusammen, an dessen Fleisch sich die Compagnie nunmehr gütlich thun konnte. Übrigens hielten wir mehrere Stunden lang wacker Stand; von fünf zu fünf Minuten wurden die Kameraden an den Schießscharten abgelöst, da kam um 6 Uhr abends der Befehl, die Ferme zu räumen. Eine Hand legte sich auf meine Schulter. „Hab' ich dir's nicht gleich gesagt?" rief Michel. Was konnte ich darauf erwidern? und so folgte ich denn eben, in meiner Reihe, das Gewehr auf der Schulter, meiner Compagnie, welche den Rückzug der Division Bellemare zu decken hatte. Gegen 9 Uhr gelangten wir nach Bondy, wo wir auf Befehle zu warten hatten. Unsere Leute waren so erschöpft, daß sie, von Schläfrigkeit übermannt, aufrecht stehend, den Tornister auf dem Rücken, die Hände auf dem Gewehrlauf, einschliefen.

Zwei oder drei Tage vergingen so im tiefsten Elend, zuweilen hatte man sich des Schutzes von irgend einem Hause zu erfreuen, aus dem man den nächsten besten Balken herausschlug, oder den Rest eines Parketbodens herausriß, um Feuer aufzumachen; gar manchesmal mußte man auf der Landstraße im Schnee kampieren. Die Kälte verzehrte einem das Mark in den Knochen, und dabei hatte es nicht im geringsten den Anschein, als ob sie sobald nachlassen würde. Man sehnte den Morgen, man wünschte den Abend herbei, die Stunden schienen zu Ewigkeiten sich auszudehnen, bei diesen ewigen, langen Halt, die gemacht wurden, Gewehr bei Fuß, oder nachdem man die Gewehre in Pyramiden gestellt. Um diese Zeit, der Augenblick war gerade nicht sehr günstig gewählt, erkrankte mein Kapitän. Trotz seiner Jugend und seiner Energie vermochte er sich schon seit einiger Zeit nur noch mit Mühe dahinzuschleppen. Eines Abends packte ihn das Fieber, bald klapperte er vor Frost, bald drohte ihn die Hitze zu verzehren; er sank auf einige Strohhalme zusammen, und blieb halb tot liegen. Ein vorüberkommender Arzt hielt, und erklärte mir, nachdem er den Kranken untersucht, daß er die Pocken habe. „Wenn er davon käme, müßte es ein Wunder sein," allerdings, bei vierzehn Grad Kälte, und keiner anderen Arznei als Branntwein und geschmolzenem Schnee, den ich ihm abwechslungsweise zu trinken gab! Hatte er Hunger, so gab ich ihm ein Stück rohes Pferdefleisch, an dem er kaute, oder was ich sonst gerade zur Hand hatte. Auf meine Frage, ob er ins Lazarett verbracht werden wolle, rief er sofort: „Nein, niemals, unter gar keinen Umständen." Und doch schüttelte ihn das Fieber den ganzen Tag, und seine Zähne klapperten. Sein Gesicht war dunkelrot, und da ich noch nie Pusteln gesehen hatte, glaubte ich, der Doktor habe sich getäuscht. Unser Bataillon kampierte nunmehr bald da, bald dort, den einen Tag am Ufer des Ourq-Canals, vollständig im Freien, ein andermal in Noisy le Sec in irgend einem Ballsaal. Ich verließ meinen Kapitän keinen Augenblick, der seinerseits seine paar Strohhalme mit mir teilen wollte, wenn er solche besaß; wir schliefen unter der gleichen Decke. Am fünften Tage war er beinahe wieder völlig hergestellt, und als der Doktor kam, fand er ihn mit vollen Backen an einem Pferde-Beefsteak kauend, das ich ihm über einer Kohlenpfanne gebraten hatte, dazu ließ er sich aus einer Tasse von Eisenblech meine Mischung aus Schnaps und Eiswasser munden. Der Doktor wollte seinen Augen nicht trauen. — „Meiner Treu," sagte er, „Sie haben die Pocken aus dem Felde geschlagen; das ist ja ein reines Wunder!"

Wir lagen nunmehr in der Ferme von Londeau, halbwegs zwischen Fort Rosny und jenem von Noisy le Sec, in Kantonnements. Jede Compagnie des Franktireurs-Bataillons hatte der Reihe nach, längs der Eisenbahn, zwischen den Stationen von Rosny und Noisy Vorposten zu beziehen. Dabei passierten oft gar seltsame Geschichten. Wenn die Deutschen sich keinen Augenblick besannen, in den von ihnen besetzten Dörfern zu requirieren, so ist das ganz natürlich, und ebenso natürlich wird man es finden, wenn den im Schatten und Bereich unserer Forts gelegenen Häusern ebenfalls Feinde erstanden, die sie zu fürchten

hatten. Die Soldaten heizten ein, so oft und mit was sie konnten, und wie hätte man gegen diese armen Teufel mit voller Strenge vorgehen sollen, deren einziges Verbrechen darin bestand, daß sie da und dort, auf Kosten der Eigentümer freilich, etliche Traglasten Holz fortschleiften, um wieder etwas Leben in ihre erstarrten Glieder zu bringen. Daß sie dabei nicht immer die Thüren und Fenster der verlassenen Häuser respektierten, ist wahr; bei vierzehn oder fünfzehn Grad Kälte, oftmals ohne jeden Schutz gegen dieselbe, in den eisigkalten Nächten, die wir durchzumachen hatten, und wo der Tod des Erfrierens mehr als einmal vorkam, ist das leicht erklärlich und eigentlich ganz selbstverständlich. Wer ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein auf uns! Was aber soll man zu jenen spekulativen Köpfen sagen, die aus Paris zu uns herauskamen? Eines Morgens sah ich, mit meinen eigenen Augen, einen Offizier der Nationalgarde mit einem Möbelwagen anfahren, und in Begleitung eines Freundes eine wahrhaftige Razzia auf die Thüren und Jalousien der ganzen Nachbarschaft anstellen. Aber auch andere Beute verschmähte er nicht, er nahm sogar einige Fallthüren mit, und nachdem er seinen Möbelwagen so schwer als möglich bepackt, stülpte er sein Käppi schief aufs Ohr und fuhr, lustig mit seiner Geisel knallend, Paris zu. Wahrscheinlich war es irgend ein Unternehmer, der sich jetzt schon für die nächste Saison versorgte, und bemüht war, seine Kundschaft nicht warten lassen zu müssen. Andere industrielle, und nicht allzu skrupulöse Naturen fanden an seinem Vorgehen Gefallen, und kamen bald hinter ihm drein.

Unsere Lage, da draußen auf den äußersten Linien, und die Spaziergänge, welche man dort unternehmen konnte, gaben unserem Leben einen gewissermaßen klösterlichen Anstrich. Wenn die in Paris nichts von den Vorgängen in der Provinz wußten, so wußten wir nichts von dem, was in Paris passierte, mit Ausnahme davon, daß die Geschichte unmöglich mehr lange dauern konnte, weil das Pferdefleisch ausging. „Was will man denn eigentlich noch?“ fragten wir uns oft und viel, wenn wir bei den längs der Bahnlinie, fünf Meter von einander entfernt aufgestellten Vorposten zu Besuch waren, die ihrerseits wieder durch ständige und fliegende Schildwachen, die keine hundert Meter von den preußischen Vedetten entfernt standen, geschützt wurden. Diese in einem Loch eingegrabenen, oder hinter Häusern und Bäumen gedeckten Posten, hatten den Befehl, nie Feuer aufzumachen, um nicht die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich zu ziehen. Die Kälte schläferte sie ein, die Granaten weckten sie wieder; bald da, bald dort fiel eine auf dem Eisenbahndamm nieder; es war das der gewohnte Gruß, wenn man seine Schildwachen ablöste, oder den Feldwachen das Essen brachte. Durch allerhand Vorkehrungen hatte man die Gefahr zu vermindern gewußt, aber ganz aus der Welt war sie nicht zu schaffen, viel zu viel Augen und Augengläser richteten sich herüber und hinüber. Eines Morgens, als mein Zug eben einen Kreuzweg passierte, platzten sieben oder acht Granaten, wir hielten uns alle für verloren, und doch bestand unser ganzer Verlust in einer Feldflasche, die ein Splitter einem Zuaven aus der Hand geschlagen hatte. Auf der andern Seite aber, wie viele unserer armen Kameraden hat man nicht mit erfrorenen Füßen aus den Laufgräben, in denen sie die Nacht verbracht hatten, zurückgetragen.

Die Ferme von Londeau hatte das nämliche Schicksal, wie die Ferme von Groslay, sie hatte einen trefflichen Zielpunkt abgegeben, und war auf zehn Stellen zusammengeschossen. Das Franktireur-Bataillon, welches sich dort beständig, als in seinem Hauptquartier, niederzulassen gedacht hatte, sah sich genötigt, diesen Posten aufzugeben, und sich in Malassise einzuquartieren, während die ganze Division sich auf Noisy le Sec, und von da auf Montreuil und Bagnolet zurückzog. Man brauchte gerade kein Stratege ersten Ranges zu sein, um zu begreifen, daß der Gürtel, den die Deutschen um Paris zogen, mit jedem Tage enger und enger wurde. An einem dienstfreien Tage hatte ich meinen Kapitän um die Erlaubnis gebeten, nach Paris, das ich jetzt schon über einen ganzen Monat nicht mehr gesehen hatte, hineingehen zu dürfen. Gerne hatte er mir dieselbe erteilt, und so machte ich mich auf den Weg nach dem Thore von Romainville, wo mich ein glücklicher Zufall auf einen meiner Freunde stoßen ließ, der in seiner Eigenschaft als Generalstabsoffizier dieses Abschnittes mich sofort passieren ließ. Hätte man mich aus einem Schmelzofen in eine Badewanne mit eiskaltem Wasser geworfen, ich hätte keinen größeren Abstand herausfinden können. Vom Krieg so gut wie gar keine Spur, nur der ferne Kanonendonner erinnerte an denselben. Die Omnibusse rollten durch die Straßen wie sonst auch, auf den Boulevards gingen die Leute spazieren, und die Kaffees waren gesteckt voll, überall das gleiche Treiben, die gleichen Gespräche, nur auf den Straßen überwogen die Nationalgarden vollständig. Zu viel Käppis, viel zu viel Käppis, sagte ich zu mir selbst.

Nach Malassise zurückgekehrt, vernahm ich, daß unser Franktireurs-Bataillon, vom Dienst in den Laufgräben und auf den Feldwachen befreit, eine größere Thätigkeit entwickeln sollte. Es handelte sich namentlich um nächtliche Expeditionen, auf denen sich die individuellen Eigenschaften unserer Leute zu zeigen Gelegenheit haben würden. Mein Kapitän nahm mich zur Seite, und teilte mir mit, daß nachdem unsere drei Sergeanten verwundet worden waren, mir die Ehre geworden sei, einen derselben zu ersetzen, gleichzeitig sollte ich den Dienst eines Sergeant-Majors versehen. — „Übrigens können Sie ruhig sein,“ fügte er hinzu, „bei den nächtlichen Expeditionen werden Sie nicht fehlen.“ — Eines Abends trat das Bataillon thatsächlich unter die Waffen, ganz unerwartet; es mochte etwa zehn Uhr sein, die Nacht war hell und klar. Es war um jene Zeit, als man etwas gar zu rasch das Plateau des Mont Avron geräumt und eine ganze Menge Munition droben zurückgelassen hatte, jenes Plateau, dessen Besetzung für die Preußen so verhängnisvoll hätte werden und ihnen einen großen Schlag beibringen können, und worüber die Pariser sich einer unbändigen Freude überlassen hatten. Während des ganzen Marsches ergingen wir uns in Vermutungen, warum wir die Tornister hatten umhängen müssen, und die feine Nase, welche der Soldat bei solcherlei Gelegenheiten besitzt, ließ uns bald alles begreifen, ohne daß man uns auch nur irgend etwas gesagt hätte. Eine Anzahl Granaten kam, die uns schon eine geraume Zeit belästigten und beunruhigten. Woher kamen sie? Bald hatte man in der ganzen Compagnie das Gefühl, daß wir ausersehen seien, diese geheimnisvolle Batterie, welche die Granaten abfeuerte, zu entdecken; man wußte ferner, daß hinter uns die ganze Brigade folge.

Nachdem wir Malassise verlassen, bogen wir rechts aus gegen Fort Rosny, auf welches Granaten niederregneten, zu Dutzenden sah man sie wie enorme Sternschnuppen dahinsausen; es war die schönste Illumination, die man sich denken konnte, aber unser Selbsterhaltungstrieb verbot uns, länger dieses Schauspiel zu betrachten, manche freilich konnten der Verlockung nicht widerstehen. Wir standen jetzt auf der linken Seite des Forts und marschierten auf der nach dem Dorfe führenden Straße. Schlecht gezielte Granaten flogen über das Fort weg, und schlugen bald da bald dort zu beiden Seiten der Straße ein; jetzt hieß es: „Kopf hoch behalten!“ Jeder von uns sah seinen Nachbar an, Wetten wurden eingegangen, bald verlor man, bald gewann man. Wer eben erst gewonnen hatte, verlor das nächstemal. Oft brach die ganze Gesellschaft in lautes Lachen und Hallos aus. Mein alter Dekorierter aus der Krim fand hier Mittel und Wege, sich einen reichen Vorrat künftig zu trinkender Schnäpse einzuthun; er hatte Nerven von Stahl, ich glaube, der wäre imstande gewesen, seine Pfeife am glimmenden Zünder einer Bombe anzuzünden.

So kam die Compagnie unter Wetten und Lachen nach Rosny. Das Dorf war wie ausgestorben, der Wind strich längs der Häuser dahin. Wir begannen uns in den Schützengräben einzurichten, die das Plateau des Avron durchziehen; die uns bald darauf folgende Brigade besetzte solche der Reihe nach. Weder Lachen, noch Rufen war mehr gestattet. Bald waren wir seitwärts von Villemomble vor dem Park von Beauséjour. Zwei Dutzend kleine Häuser, von denen jedes vom andern durch einen umfriedigten Platz getrennt ist, lagen da und dort zerstreut umher. Es galt jetzt vor allem, das Terrain zu rekognoszieren, als ein kräftig gerufenes: „Wer da?“ uns plötzlich in unserem Laufe aufhielt. Jeder Soldat blieb bewegungslos an seinem Platze, auf das verabredete Signal wartend; jetzt that unser Lieutenant den verabredeten Pfiff! Was wir für Sätze machten! Acht oder zehn Schüsse krachten, ohne uns jedoch zu treffen; als wir aber unsere Bajonette arbeiten zu lassen gedachten, fanden wir keinen Feind mehr, die feindliche Patrouille hatte es vorgezogen, sich aus dem Staube zu machen, ein Tornister war alles, was uns von ihr in die Hände fiel.

In große Heiterkeit brachen wir aus, als wir in der Scheuer eines kleinen Hauses vor einem dort brennenden Feuer einen Sachsen kauern sahen, der nun natürlich zum Gefangenen gemacht wurde. Ich bemerkte in diesem Augenblick, daß unser Compagniechef mit dem Bataillonskommandanten sich lebhaft unterhielt. — „Du wirst sehen," sagte der Träger der Krim-Medaille zu mir, „man wartet wieder einmal auf irgend was, und wir werden bald den Befehl erhalten, uns niederzulegen." — Er täuschte sich in der That nicht; man wartete auf eine Franktireurscompagnie von der Division Butter, welche unsere rechte Flanke zu decken hatte, und wir erhielten infolge dessen Befehl, uns platt in den Schnee hineinzulegen. Es war eine herrliche Mondscheinnacht, das ganze Plateau des Avron eine weiße Fläche, wir starrten vor uns hin, wenn wir nicht gerade irgend einem Kameraden leise ins Ohr flüsterten. Eine Stimme rief meinen Namen. Der Kommandant hatte meinen Kapitän ersucht, ihm einen Mann zu bezeichnen, der sich auf die Suche nach der erwarteten Compagnie machen, und dieselbe hieher bringen sollte. Der Kapitän hatte mich empfohlen. Ich erhielt den Auftrag, das Plateau abzusuchen, und zwar nach allen Richtungen. — „Nun, viel Glück auf den Weg," sagte mein Kapitän, der ziemlich beunruhigt drein sah. Ich pflanzte mein Haubajonett auf, und entfernte mich mit großen Schritten. Ich war nicht wenig geschmeichelt, daß die Wahl meines von „den Toten erstandenen" Kapitäns, so hieß ich ihn in den Stunden unseres intimen Verkehrs, auf mich gefallen war, aber mein Mut war heute nicht auf seiner sonstigen Höhe. Nach Verfluß weniger Minuten, befand ich mich, mutterseelenallein, auf dem ungeheuren Plateau, und irrte über das gewaltige Leichentuch, das hier der Winter ausgebreitet hatte, und durch das meine Schritte gedämpft wurden, hinweg. Ich kam mir vor, wie ein Gespenst, das einsam dahinwandelt; meine Kameraden hatte ich längst aus dem Gesichte verloren. Eine lautlose, durch nichts unterbrochene, tiefe Stille umgab mich rings, ich hörte deutlich, wie mein Herz schlug. Würde nicht im nächsten Augenblicke vielleicht schon ein Schuß aufblitzen, und mich in den Schnee niederstrecken? Konnte ich nicht ganz unvermutet in einen Hinterhalt fallen, und zum Gefangenen gemacht werden? Solche Betrachtungen vermochten mich gleichwohl nicht abzuhalten, auf gut Glück bald an einer Mauer hin in deren Schatten zu schleichen, bald querfeldein zu laufen. Ich mußte still vor mich hinlächeln, unwillkürlich erinnerte ich mich an die Erzählung von Deerslayer, wie er in den Prairien des amerikanischen Kontinents die Spuren der Siouxindianer verfolgt, aber mein Lächeln war etwas nervös. Ich marschierte immer zu, nach allen Seiten mich unruhig umblickend, die Ohren gespitzt; von Zeit zu Zeit hielt ich an, horchte, suchte den Wind zu bekommen, aber nichts, lediglich nichts war zu entdecken, und so setzte ich denn meinen Weg fort, fest entschlossen, nicht umzukehren, als bis ich das Plateau in seinem ganzen Umfang durchstreift haben würde. Schon über eine halbe Stunde lang war ich so umhergeirrt, und diese halbe Stunde war mir länger vorgekommen, als eine ganze Nacht, da sah ich mit einemmale auf eine Distanz von etwa 600 Metern beim leichten Flimmern des Schnees einige Bajonette glänzen, die sich anscheinend bewegten. Bald blitzten sie auf, bald verschwand wieder alles im Dunkel. Ich trat hinter ein Gesträuch. Deutsche konnten es kaum sein, denn die sind praktische Leute, und wissen jeden Lärm und jedes Geräusch zu vermeiden, die Bajonette ihrer Infanteristen sind gebräunt, so daß sie nicht im Lichte zu glänzen vermögen, und sie verwahren das Bajonett in einer Lederscheide, die keinen hellen Ton, selbst beim schnellsten Marsche nicht, hervorbringt. Immerhin in etwas gestärkt durch diese meine kurzen Betrachtungen, ging ich noch etwa 300 Meter weiter vor, und rief, den Finger am Drücker meines geladenen Gewehres, mit Stentorstimme: „Qui vive?" Eine Stimme antwortete: „Frankreich!" Schön! aber ich wollte doch nicht gerne das Opfer einer Kriegslist sein, denn konnte ich nicht ganz gut es mit einer feindlichen Patrouille zu thun haben, die unsere Gebräuche kannte, und unsere Sprache verstand? Ich rief daher der Patrouille zu, näher heranzukommen; aus einer in unbestimmtes Dunkel gehüllten Gruppe löste sich eine Gestalt los, die sich auf dem Schnee abhob, und kam auf mich zu: Es war der Kapitän der Compagnie, die ich suchte. War ich erfreut, ihn gefunden zu haben, so war er es nicht minder darüber, daß er mich getroffen hatte; mein Aufklärungsdienst war jetzt zu Ende, nunmehr wurde ich Führer, und die von uns erwartete Franktireurs-Compagnie setzte ihre Bewegung fort.

Während ich an der Seite des Kapitäns dahinmarschierte, erkannte ich aus rasch sich folgenden Gewehrsalven, daß unsere Vorposten sich mit denen des Feindes herumschossen. Längs der Mauern des Parks von Beauséjour hatte man Minen zu graben begonnen. Geniesoldaten mit Hacke und Schaufel waren an der Arbeit, die Steine stürzten nur so übereinander, an einem dicken Stück Mauer versuchte man es sogar mit Dynamit. Ich kam rechtzeitig zurück, um diesen Versuchen beiwohnen zu können. Ich will diesem neuen chemischen Mittel nichts Böses nachsagen, und seinen Ruf nicht herabsetzen, aber dessen erste Probe in den Werken der Zerstörung schien mir nicht sehr glücklich ausgefallen zu sein, zwei Detonationen, ähnlich denen von zwei Kanonenschüssen verrieten uns, daß die Dynamit-Explosion erfolgt war; man eilte nach der Mauer hin, die zu Staub hätte zermalmt werden sollen, was fand man? Zwei viereckige Löcher, jedes etwa 50 Centimeter groß. Das war ein mehr als mittelmäßiges Resultat, vollends nach einer zweistündigen Arbeit. Dieser Versuch bezeichnete in dieser Nacht das Ende unserer Expedition.

Dreimal in der Woche gewöhnlich wiederholten sich diese etwas abenteuerlichen Streifzüge, von denen man gewöhnlich erst etwas erfuhr, wenn es hieß: „An die Gewehre." Daß sie gefährlich waren, das eben war ja die Würze derselben, und man unternahm sie gerne, wenn sie umsichtig geleitet wurden, denn, es ist traurig genug, daß man es sagen muß, man hatte auf denselben zuweilen auch noch andere, als preußische Kugeln zu fürchten. Es kamen Fälle vor, und zwar mehr als einmal, daß der auf Vorposten kommandierende Offizier, in seine Decke eingewickelt, die Überwachung seiner Leute einfach dem Sergeant-Major überließ. Dieser, dem das von seinem Vorgesetzten gegebene Beispiel einleuchtete, übertrug die Wache und den Dienst einem Korporal, der beides seinerseits einem Soldaten aufhalste, und so lag, von Fall zu Fall, der ganze Lagerwachdienst schließlich auf den Schultern einer Schildwache, die — schlief. Das muß unsern Feinden nachgerühmt werden, nie ließen sie sich über dem flagranten Vergehen der Nachlässigkeit ertappen. In der Rüstung ihrer Disziplin gab es keine Lücke, keine Blöße; und wenn sie sich auch oft (?) vor unsern Angriffen zurückzogen, überraschen ließen sie sich nie!

Schon war fast kein Punkt mehr vor ihren Granaten sicher. Der Unterschlupf, den man gestern noch gefunden, und wo man vor ihnen sicher gewesen war, konnte tags darauf schon keinen Schutz mehr gewähren, und man mußte sich wohl oder übel entschließen, wo anders seine Lagerstatt aufzuschlagen. Nun ja, so geht's im Soldatenleben her, und keinem von uns wäre es auch nur im Schlafe eingefallen, sich darüber zu beklagen; aber die armen Einwohner! Diese bedauernswerten Leute, die unter ihrem Dache aushielten bis zum letzten Augenblicke, sie seufzten und klagten wohl, aber sie konnten sich nicht dazu entschließen, ihre Häuser zu verlassen, auch da kaum, als schon einige aus ihrer Mitte den bedrohten Herd mit ihrem Blute gerötet und getränkt hatten. Welcher Tumult entstand nicht eines Morgens, welche Verzweiflung in Montreuil! Während der Nacht waren preußische Granaten über das Fort hinweggeflogen und bis auf den Dorfplatz gefallen, als es endlich Tag geworden, schienen sie nur noch sicherer und schneller anzukommen. In aller Hast rafften die Bewohner ihre kostbarsten Möbel zusammen, luden sie auf die eilig bespannten Karren, schlossen die Thüren ihrer Häuser ab, und nahmen schmerzlich bewegt Abschied von ihren, mit so großer Liebe und Sorgfalt gehegten Spalierbäumen. Die unglücklichen Auswanderer fühlten sich erst im Schatten des Donjons (Schlosses) von Vincennes wieder in Sicherheit.

Einige Zeit später, bereits begann der Schlaf die Franctireurs der Compagnie zu überwältigen, riß mich um 10 Uhr abends ein Appell wieder empor. Es war Befehl gegeben worden, unter die Waffen zu treten. Das Chassepot auf der Schulter, die Patrontasche an der Seite, das Haubajonett in den Gürtel gesteckt, um das Klirren der Metallscheide zu vermeiden, und ohne Tornister, so marschierten wir lustig drauf los. Ich wußte mich an die Seite des Kapitäns zu machen, und erfuhr von ihm, daß die Compagnie Auftrag hatte, bis nach Villemomble rechts vom Plateau von Avron vorzustoßen, und über dessen linke

Verlag von Ensslin & Laiblin in Reutlingen.

AUS DER SCHLACHT AM MONT VALÉRIEN AM 19. JANUAR 1871.

Die 1. Compagnie des 5. Bataillons Görlitzer Jäger verteidigt La Bergerie.

Abdachung zurückzukehren. Immer in der besten Laune auf Rosny marschierend, beobachteten wir die Granaten, welche in ungleichmäßigen Zwischenräumen, bald vor, bald hinter uns auf der Straße einschlugen. Nachdem wir über die Vorposten hinaus waren, griff die Compagnie, unterstützt von den Francstireurs aus Morbihan, die so prächtig von Herrn G. de C... geführt waren, das Plateau an. Mein Kapitän wies mir acht Mann zu, mit der Weisung, mit ihnen auszuschwärmen. Zu dieser Art von Recognoscierungen suchte man sich in der Regel Elsäßer und Lothringer aus, deren Sprache den Feind irre führen konnte; ich selbst hatte etliche deutsche Brocken aufgeschnappt, die ich unter mißlichen Verhältnissen anzuwenden pflegte. Einer meiner Plänkler meldete mir ganz leise, er habe zwischen den Häusern und den Zäunen Schatten hinhuschen sehen. Ich zauderte keinen Augenblick, und meinen Wörtervorrat musternd, schrie ich: „Vorwärts, schnell, sackerment!“ Meine Elsäßer sprangen vor, und begannen die Häuser zu durchsuchen. In den Zimmern, wie auf den Gängen war nichts zu entdecken, aber in dem frischgefallenen Schnee zeigten sich deutlich ausgedrückte Fußspuren. Das war ein deutlicher Wink für mich, um sofort den Marsch fortsetzen zu lassen, während ich bei stetem Vorrücken immer wieder rief: „Schnell, schnell!“ Auf Befehl meines Kapitäns war ich nicht geradeaus, sondern in schräger Richtung vorgegangen, als ich plötzlich, ich mochte kaum etwa 200 Meter zurückgelegt haben, von hintenher Feuer bekam; etliche Kugeln pfiffen um uns. Dort mußten also Dreysegewehre in der Nähe sein. Meine Plänkler drehten sich auf dem Absatze um, und verlängerten ihre Schritte. Meine Aufmerksamkeit wurde von einem mir noch unerklärlichen Etwas angezogen. Vor mir zeigten sich, im Zwielicht des Plateaus, sieben oder acht Schatten, die das Aussehen von Baumstrünken hatten, die unbeweglich auf dem Plateau standen. Ich hielt an, um sie genauer in Augenschein zu nehmen. „Ja, ja,“ sagte gerade einer meiner Elsäßer zu mir. Kaum hatte er die beiden Worte gesagt, als die zwei bewegungslosen Bäume mit einemmale Hals über Kopf davon zu laufen begannen. Ich sprang hinter ihnen drein, und während ich vor Lachen kaum zu Atem kommen konnte, rief ich im Springen alle deutschen Wörter hinter ihnen drein, die mir eben gerade einfielen. Als die Elsäßer auch dreinschrieen, verlangsamte sich die Flucht der Baumstrünke. Als ich nur noch etwa fünfzehn Meter von den Schattengestalten entfernt war, schrie ich aus vollem Halse: „A la bajonette“ („Bajonett-Angriff!“) und stürzte mich auf sie.

Dieser Ruf in französischer Sprache wirkte auf die Flüchtigen wie ein Blitzstrahl. Sie sahen, daß sie verloren waren, streckten uns ihre Gewehre entgegen und schrieen: „Halt, Kamerad, halt; keine Preußen, wir Sachsen, Sächsen!“ (Wer's glaubt, zahlt einen Thaler! D. Übers.) Der kleinste unter ihnen, es waren ihrer fünf, reichte mir kaum bis zur Achsel. Ihre Überraschung war groß. Sie sprachen nur in kurzen abgerissenen Sätzen, erst als man ihnen in unserem Cantonnement einige

Der Kampf um die Höhen von Buzenval am 19. Januar 1871.

Schüsseln voll Kaffee vorgesetzt und etliche gestopfte Pfeifen gereicht hatte, kamen sie wieder recht zu sich und fingen sogar zu plaudern an. Als der Name Ducrot genannt wurde, rief der Führer der Bande: „Tugrot, ja ja Tugrot! Ich kenne ihn!“ — Er behauptete weiter, er sei in Sedan vor dem Hause des Generals als Wachtposten aufgestellt gewesen; unmöglich wäre das gerade nicht.

Wir waren jetzt im Monat Januar, und im Verteidigungsrat war ein Angriff auf die deutschen Linien in der Richtung von Montretout beschlossen worden. Unbestimmten Gerüchten zufolge würde die Nationalgarde diesmal auch von der Partie sein und den Tanz mitmachen dürfen; wie hätten also in einem solchen Falle die 4. Zuaven vergessen werden können? Einfach unmöglich. Am folgenden Tage erhielten wir denn auch richtig unser Einladungsbillet, und an der Spitze der Division marschierte das ganze Regiment über die Barrière du Trône, überschritt das Faubourg und die Straße St. Antoine, die Rue Rivoli und die Elyseeischen Felder, um erst in Courbevoie Halt zu machen. Wir hatten das Vorgefühl, als würden wir unsere Gewehre zum

letztenmale, und zwar vollständig nutz- und zwecklos auf die Deutschen abfeuern.

Es war 4½ Uhr — am 17. Januar — als man beim Rundell von Courbevoie die Gewehre in Pyramiden zusammensetzte. Ah, ich kannte alle die Häuser da um uns her. Während der Nacht und in der Frühe des nächsten Tages marschierten und zogen große Infanterie- und Artilleriekolonnen in unserer Nähe vorüber. Zuletzt kamen die aus der Nationalgarde zusammengestellten Marschbataillone; es war das erstemal, daß man sie ins Feuer schickte; sie marschierten in guter Ordnung und in festem Schritt und Tritt. Um Mitternacht erhielt mein Kapitän Befehl, zum Kommandanten des Bataillons zu kommen; ich mußte ihn begleiten. Als er wieder herauskam, sagte er: „Es handelt sich um morgen.“ Die Compagnie wurde angewiesen, sich um 4 Uhr in der Früh bereit zu halten.

Um diese Stunde stand sie denn auch in Gefechtsbereitschaft. Die Nacht war ungemein dunkel. Überall in der von der Batterie von Gibet beherrschten Ebene vernahm man das dumpfe Geräusch marschierender Regimenter. Das vierte Zuavenregiment war als das erste aufgebrochen, mühsam kam es über die grundlosen Ackerfelder vorwärts, auf denen wir, dank dem riesigen Gewicht unseres Gepäcks, bei jedem Schritte einsanken; zuweilen wurde Halt gemacht, wenn auch nur für einige Minuten, welche die Mannschaften dazu benützten, um, den Tornister auf die Gewehrmündung aufgestützt, einige Augenblicke auszuruhen. Fahle Lichtstreifen erhellten allmählich den Horizont, schwarz hoben sich vom ersten Tagesschimmer die Stämme und Umrisse der Bäume ab. Die dunkle Masse des Mont Valerien trat links von uns wie ein riesiger Buckel hervor. In den Hecken zwitscherten die Spatzen; krächzend und mit schwerem Flügelschlag flogen da und dort Raben ins Feld hinaus, wo sie sich niederließen; noch war dort draußen alles still, es herrschte noch jene Stille, welche der Nacht ihre hehre Majestät verleiht.

Sollte man es für möglich halten? In diesem Halbdunkel suchten wir La Fouilleuse, das französische Truppen nun schon seit einem ganzen Monat besetzt hielten, und nicht ein einziger Generalstabsoffizier wußte, wo diese Ferme zu suchen und aufzufinden sein könnte. Märsche und Gegenmärsche, die recht hübsch abwechselten, ließen uns endlich die Ferme entdecken. Es war noch dunkel, in der Ebene draußen wogten die Nebel, an meinen Stiefeln, denn ich trug lange Stiefel wie die Offiziere, (man hielt sich längst nicht mehr ängstlich an die Dienstvorschriften bezüglich der Equipierung,) hatten sich Schmutzklumpen angesetzt, aber dieses so lange gesuchte und von so viel Kugeln durchlöcherte Fouilleuse sollte uns nicht länger mehr in seinen Mauern sehen. Wir mußten eiligst vorgehen, und die Ferme links lassend, in Front des Parkes von Buzenval Stellung beziehen. Michel reichte mir die Hand und drückte die meinige fest; er sah traurig drein. — „Wer weiß?“ meinte er kurz.

Das Schauspiel, welches sich meinen Blicken bot, war großartig; die Dunkelheit begann dem Tag zu weichen; schon wurden die Linien der Landschaft erkennbar, hinter der krenelierten Mauer des Parks ragten die Wipfel der Bäume zum grauen Himmel empor, auf die weißgetünchten Villen und Schlösser fiel das erste Morgenlicht. In ganz kurzer Entfernung erblickte ich eine Liniencompagnie, in einem leichten Nebelschleier verschwommen, mit Gewehr bei Fuß. Das schöne Bild von Pils fiel mir ein, dort war ganz dieselbe Haltung, das gleiche gespannte Erwarten der Dinge, die da kommen sollten. In der Ferne dehnten sich zu beiden Seiten des Mont Valerien lange Linien aus, dicht und dunkel, man sah, wie sie in die Ebene herabstiegen. Deutlich wurde man ihre wellenförmigen Bewegungen gewahr. Ich hielt es für geradezu ausgeschlossen, daß solche Massen, energisch geführt und geschickt verwendet, sich nicht einen Weg bis nach Versailles sollten bahnen können.

Vom Mont Valerien stieg eine Rakete auf. Auf dieses Signal hin gingen die Zuaven, in Plänklerkette aufgelöst, vor. Kaum hatten sie fünfzig Schritte vorwärts gethan, als die Parkmauer wie von kleinen roten Punkten übersät erschien. Die Deutschen waren wie immer auf ihrem Posten. In den Weinbergen purzelten bereits schon viele unserer Kameraden. Wir hatten die Affaire vor dem Park von Villiers noch gut im Gedächtnis, die eine der mörderischesten im ganzen Feldzug gewesen ist. Sollte sich die gleiche Affaire hier vor dem Park von Buzenval, aus dem es Blei regnete, wiederholen? Das Regiment wußte leider, es hatte das bitter an sich erfahren müssen, daß ein Bajonett-Angriff nur die Zahl der Toten hätte vermehren können, und schon jetzt lagen Rothosen genug, steif und starr und unbeweglich in den Weinbergen unter den Rebpfählen und den entlaubten Traubenstöcken. Über die Deckungen hin zerstreut, welche das Terrain bot, feuerten wir von da aus gegen die Öffnungen, aus denen ein unaufhörlich rollendes Gewehrfeuer uns decimierte. Nationalgarden-Bataillone wurden vorgeführt, sie sollten den Park umgehen. An ihren Mienen, an ihrer Haltung, an den Gesichtern der Leute, aus denen diese Bataillone bestanden, sah man, daß sie den aristokratischen Stadtvierteln von Paris angehörten. Sie thaten wacker ihre Schuldigkeit, es schien, als ob sie die Erinnerung an das frühere schmähliche Verhalten der Belleviller Bataillone auf der entgegengesetzten Linie unserer Stellungen auslöschen wollten. Immer heißer wurde nach diesem Angriff die Geschichte. Dichter Rauch hüllte wie ein Vorhang unsere linke Flanke und die Parkmauer ein; ein Höllenlärm herrschte ringsum; ich mühte mich ab, meine Kugeln in die Löcher zu schicken, aus welchen feurige Zünglein leckten. Mein Kapitän, der ruhig auf- und abging und bald zu diesem, bald zu jenem herantrat, befahl mir, einige Mann zu nehmen, und eine in der Mauer sichtbare Thüre, um jeden Preis einzuschlagen. Wie er vorhin, schrie jetzt auch ich der Handvoll Kameraden, die ich um mich hatte, zu: „Vorwärts, vorwärts!“ Sie sprangen gegen die Mauer an, wie Schakale, allen voraus der alte Soldat aus der Krim. Am Boden, etwa zehn Schritte vor der Mauer, lag zufällig ein kleiner Balken, im nächsten Augenblicke hatten ihn starke Hände ergriffen, wütend ließen sie ihn Stoß um Stoß und mit vereinten, verdoppelten Kräften gegen dies Thor donnern, das unter seinen Stößen dröhnte, sich bog, spaltete, aber nicht brach. Was half da alles Donnern, was unsere wilde Wut, was das Fieber, das aus unsern Augen leuchtete, die heiseren Schreie, die sich unserem Munde entrangen? — die Preußen zielten und feuerten ruhig weiter, und trafen unsere ungeschützten Arme. — Ich hatte nur einen Gedanken, das Thor einzurennen und in den Park einzudringen. Die Kugeln pfiffen durch das Gesträuch und rissen Äste ab, jetzt donnerten aber auch unsere Schläge gegen das Thor, krachten unsere Salven gegen dasselbe, die Splitter flogen nur so davon, die Bohlen krachten und ächzten, aber sie gaben nicht nach. Einer von uns fiel, bald darauf ein zweiter, ein dritter mußte mit zerschmettertem Arme zurückgehen oder seinen verwundeten Fuß auf dem Boden nachschleppen. Unser Sturmbock arbeitete bereits nicht mehr mit der früheren Wucht, bald entsank er unsern erschöpften Händen, die den schweren Balken nicht mehr zu heben vermochten, und fiel ins blutgetränkte Gras, nur zwei von uns waren noch übrig geblieben, der Alte von der Krim und ich. Thränen des Zornes und der Wut brachen aus meinen Augen, mein Kamerad aber hob gleichgültig sein Chassepot vom Boden auf, und sagte, mit der Hand sich über die schweißtriefende Stirne fahrend, nichts als das eine Wort: „Komm!“

Einige Zuaven schossen sich, etwa hundert Meter von uns entfernt, mit dem Feinde herum; um zu ihnen hinüber kommen zu können, mußten mir eine Straße passieren, die parallel mit der von den Preußen besetzten Mauer lief, hinter welcher sie hervor schossen. Ein Sergeant von den Zuaven kann sich zurückziehen müssen, aber keine Macht der Erde würde ihn dahin bringen können, in einem solchen Falle zu springen, (?) sein persönlicher Stolz, seine Eigenliebe, und die glorreichen Überlieferungen des Zuavencorps verbieten ihm dies. Zwanzig Paar Augen sahen auf mich, ich mußte ihnen ein gutes Beispiel geben. Der Krimer folgte mir, alle zehn Schritte drehte er sich um, zielte und gab seinen Schuß ab. Ich trug statt des Mantels einen weißen Hammelpelz, der mir das Aussehen eines Offiziers gab, mich gleichzeitig aber auch zur Zielscheibe für die feindlichen Kugeln machte. Halbwegs, merkte ich, daß die Feinde beharrlich auf mich schossen. Eine Kugel pfiff mir dicht an der Wange vorbei, ihr folgte beinahe auf dem Fuße eine zweite, prallte an einem Baume ab, neben dem ich stand, eine dritte streifte meine Brust und riß etliche Fetzen meiner Uniform mit sich; kein Zweifel, einer unserer unsichtbaren Feinde hatte es ganz besonders auf mich abgesehen. Immer von meinem Mann aus der Krim begleitet, suchte ich wieder zu meinen Zuaven zu kommen; „daher!“ rief mir Michel zu, der in einem fort lud, schoß, und wieder lud. Ich drehte

mich um. Eine Kugel, die vierte, die mir zugedacht war, pfiff mir hart an der Schulter vorbei und streifte sie noch ein wenig; ein tiefer Seufzer antwortete ihr, Michel war auf die Kniee und die Arme niedergesunken; umsonst versuchte er sich wieder zu erheben, das schwere Gewicht seines Tornisters drückte ihn wieder zu Boden, mit dem Gesicht nach vorn blieb er unbeweglich liegen. Ich eilte zu ihm hin. Ein Blutstrom ergoß sich über seine Jacke. Der gute Kerl versuchte noch mühsam den Kopf nach mir hinzuwenden und mir Adieu zu sagen. Ich sah, wie seine Augen meine Blicke suchten, seinen Kopf in meinem Schoße haltend, blickte auch ich ihn zärtlich an. Ein Freudengeschrei ließ mich aus meiner Betäubung emporfahren. Eine Abteilung Zuaven hatte, glücklicher als wir, eine schlecht verbarrikadierte Pforte erstürmt und wir drangen nun, alles durcheinander, durch diese Bresche in den Park hinein, auch ich eilte dorthin, Wut im Herzen. Schon rannten meine Kameraden durch das Dickicht des Unterholzes hinter den Deutschen drein, die, aus dem Parke vertrieben, in vollen Sätzen davonsprangen, aber mehr als einer von ihnen kollerte noch ins Gras. Mit der Schnellkraft eines wilden Tieres setzte ich über die Leiber meiner Kameraden hinweg, ich hatte nur einen Wunsch, irgend einen Preußen mit meinem Bajonett aufzuspießen. Um mich her rissen die Geschosse Zweige und Äste ab, rissen den Boden auf, man schlug sich, mordete sich, schoß auf einander, mühsam suchten die Verwundeten zwischen Ackerfurchen Schutz, man schrie, rief sich mit Namen. Während ich im vollem Laufe vorwärts stürmte, sprang mir ein durch all den Lärm kopfscheu gewordener Rehbock beinahe zwischen die Füße. Der Jäger siegte in diesem Augenblicke in mir über den Soldaten, ich schoß nach dem Rehbock. Ein paar Schritte weiter klang ein mir wohlbekannter Schrei an mein Ohr, zwei Fasanenhähne strichen aus dem Unterholz hervor und flogen mit kräftigem Flügelschlag davon. Mochten sie fliegen; heute gab's ein blutigeres Treibjagen, und Menschen waren es, auf die man schoß.

Einige Sprünge brachten uns ans andere Ende des Parks und an den Fuß der Mauer, welche die Preußen auf ihrem Rückzuge überklettert hatten. Sofort wurden die Haubajonette aufgepflanzt und mit ihnen Schießscharten in die Mauer gebrochen. In jeder Scharte lag ein Gewehr. Es mochte jetzt etwa 11 Uhr sein. Vor uns unterhielt La Bergerie ein mörderisches Feuer, zu Hunderten flogen die Kugeln über unsere Köpfe hinweg in den Park hinein. Gelang es uns, La Bergerie (die Schäferei) zu nehmen, so stand uns der Weg nach Versailles offen, nichts hielt uns dann mehr auf unserem Marsche dorthin auf. Eine durch die Heftigkeit des Kampfes wie toll sich gebärdende Menge wimmelte in dem Parke bunt durcheinander, Linie, Moblots, Nationalgardisten, alle bereit, vorzustürmen, wohin man sie führen würde. Ich hörte damals, General Ducrot sei mit seinem Corps zu spät eingetroffen, und dieses Zuspätkommen, durch einen viel zu langen mehrstündigen Aufenthalt vor einem Schützengraben hervorgerufen, der sich ganz leicht hätte umgehen lassen, sei einzig und allein die Ursache unseres Mißerfolges gewesen. Wir waren nur 500 Meter oberhalb jenes Schützengrabens gestanden, und hätten ihn leicht zu umgehen und von hinten anzugreifen vermocht; freilich, was sagt man nicht alles, um seinen Mißerfolg zu beschönigen und in günstigerem Lichte erscheinen zu lassen. Die Zuaven warteten immer noch. Die Position, welche wir hatten nehmen sollen, war genommen. Gab's sonst keine Arbeit mehr für uns? So schien es wenigstens, denn der Tag und die halbe Nacht verfloß, ohne daß wir neuerdings irgend welchen Befehl erhalten hätten. Vor Zorn und Wut vermochten wir kein Auge zu schließen. Das Getümmel des Kampfes war allmählich erstorben. Gegen 1 Uhr morgens kam endlich ein Befehl, der uns die um so teuren Preis und mit so viel Blut erkämpften Positionen wieder räumen hieß! Man kann sich unsere Wut denken. Fiebernd vor Zorn marschierten wir auf der Straße, auf der wir gegen La Fouilleuse uns bewegten, an den Mobilgardisten vorbei, die hier, in ihre Decken gerollt, schliefen. Beinahe volle vierundzwanzig Stunden waren wir nun schon auf den Beinen, unser Bauch war hohl, mehr als hohl und leer, und nun hielt uns auch die Aufregung des Kampfes nicht mehr aufrecht. Ich war am Verdursten. Mein Mann aus der Krim reichte mir eine Feldflasche, die er, Gott mag wissen, wo erbeutet hatte, und die, o Wunder, voll war. Ich trank in vollen Zügen. — „Weißt du auch, was du getrunken hast?“ fragte er mich, wobei er in seinen Bart lachte. „Nun, Wasser, denke ich doch.“ „Hat sich was mit Wasser! Branntwein ist's, riech mal!“

Es war so, ich hatte es nicht gemerkt. Die Kälte allein kann solche Wunder wirken. Eine Stunde später mußten wir abermals La Fouilleuse räumen, und den Eisenbahndamm entlang nach Courbevoie zurückmarschieren.

Die Geschichte hatte fehlgeschlagen, und doch, zur gleichen Stunde, als wir den Park von Buzenval nahmen, — die Bewohner der dortigen Gegend haben mir das später oft genug versichert — wurden in Versailles die Pferde vor die königlichen Wagen gespannt, und Versailles sollte geräumt werden. Aber so war es ja immer! „In dem Augenblicke, da es nur noch eines tüchtigen Vorstoßes bedurfte, um uns zum Rückzuge zu zwingen,“ sagte ein preußischer Offizier nach dem Waffenstillstande, „begann in eurer Armee die Rückzugsbewegung. Wozu denn in aller Welt? warum? weshalb?“ — Jeder fühlte, das war das Ende des Feldzuges, das Lied war aus. Paris hatte nichts mehr zu nagen und zu beißen; die Illusionen waren den Parisern gründlich vergangen. Kein Mensch glaubte mehr an die „Befreiung durch die Provinzen.“ Die Zuaven, welche kurze Zeit in Belleville-Villette gelegen hatten, waren von dort, weil man Demonstrationen befürchtete, weggenommen und wieder in ihre alten Kantonnements von Malassise geschickt worden.

Der Waffenstillstand wurde unterzeichnet. Das vierte Zuavenregiment mußte nach Paris zurückgenommen werden, dort wurden auch sie entwaffnet. Ein Zustand völliger Kraftlosigkeit hatte sich unserer bemächtigt. Wie! so viele Tote, und zuletzt wehrlos die Waffen strecken müssen. In Belleville verbrachten wir unsere letzten Stunden als Soldaten, und dort war's auch, wo unsere Geduld auf eine harte Probe gestellt wurde. Die gleichen Burschen, welche später so viele Barrikaden gegen die Versailler Armee errichteten, vor der preußischen aber einen höllischen Respekt gehabt hatten, strolchten nun um unsere Baracken herum, und verspotteten uns in der schändlichsten, schmählichsten Weise. — „Was? wie? Ihr habt ja noch Chassepots. Schnell, schnell, versteckt sie, man wird sie euch sonst nehmen,“ riefen sie den einzelnen Soldaten zu, mehreren gegenüber hätten sie es nicht gewagt. Ohne das Dazwischentreten unserer Offiziere würden unsere, ohnedies aufs äußerste gebrachten und gereizten Zuaven diese Elenden für ihre Unverschämtheit gründlich gezüchtigt haben.

Aber schon ging in dieser Ecke von Paris, in diesem Brutnest aller Revolutionen, jener scheußliche Geist um, der den 18. März gebar.

Ich für meine Person hatte mich nur auf die Kriegsdauer anwerben lassen, und der Krieg war aus. Die Kugeln hatten mir nichts angethan, aber jetzt packte mich das Fieber. Kälte, Strapazen, harte Entbehrungen, fortgesetzt schlaflose Nächte, die fürchterlichen Gemütsbewegungen vor allem, Trauer, Zorn über diesen an Unglück und Niederlagen und Demütigungen der schlimmsten Art überreichen Feldzug, all das hatte ich jetzt zu büßen, mein Körper hielt nicht länger stand. Ich hatte die Katastrophe von Sedan miterlebt, ich sah den Fall von Paris. Das war zu viel, das ging über meine Kräfte. Ich kam in die Ambulanz der Ecole centrale. Dort suchte ich Ruhe nach der Blutarbeit, und teilweise kehrten auch meine Kräfte wieder. Kaum war ich mir dessen bewußt, so erfaßte mich auch ein ganz unwiderstehlicher Trieb, die Stadt zu verlassen, der noch eine letzte, die schwerste Demütigung bevorstand.

Mit gebundenen Händen und waffenlos die einziehen sehen zu müssen, die ich mit Aufbietung aller meiner Kräfte und bis zum letzten Augenblicke bekämpft hatte, wäre mir unmöglich gewesen. Ich steckte mich in eine Verkleidung und schlich mich durch die preußischen Linien, ohne mich auch nur noch ein einzigesmal umzuwenden.

Ich glaube, es hätte mir das Herz zersprengt, den Mont Valerien sehen zu müssen, auf dem nicht mehr Frankreichs stolze Farben wehten.

Die ersten Kämpfe der „Rheinarmee“ im Jahre 1870.

Nach persönlichen Aufzeichnungen eines französischen Offiziers des 66. Inf.-Regiments.

Vorbereitungen zum Abmarsch.

Am Abend des 14. Juli, gegen 10 Uhr, erfuhren wir im Theater zu Mourmelon im Lager von Châlons, daß der Krieg endgültig beschlossen sei. General Frossard, der mit seiner Familie und seinem Stabe der Vorstellung beiwohnte, erhielt eine dienstliche Depesche aus Paris, die er sofort seiner Umgebung zeigte. Die Nachricht verbreitete sich, wie ein Lauffeuer, auf allen Bänken des Theaters. Im Umsehen verließ alles den Platz und bald waren die Straßen von Mourmelon vollgepfropft von Offizieren und Soldaten aller Waffen, die voll Entzücken der Ankündigung eines so populären Krieges zujubelten. Aus allen Reihen der Menge ertönten die Rufe: „Es lebe Frankreich! Nieder mit Preußen!“ Die Begeisterung war eine unbeschreibliche. Fast die ganze Nacht hindurch begegnete man in den Lagergassen nur Gruppen von Offizieren, die lebhaft über die Ursachen und die wahrscheinlichen Folgen des Krieges verhandelten. —

Freitag, den 15. Juli, bei Tagesanbruch, fand Appell bei den Compagnien des 66. Regiments, dem ich angehörte, Nachsehen der Bekleidung, der Waffen u. s. w. statt. Unsere Leute waren, wie wir, voll Thatenlust und verlangten nur, daß sie noch heute nach der Grenze abrücken dürften.

Der alte Sergeant B . . . ., ausgezeichnet mit der Tapferkeits-Medaille, der den Mannschaften der Compagnie die Patronenpakete auszuteilen hatte, hielt ihnen eine Gelegenheitsrede, in welcher er u. a. sagte: „Wenn ihr Kerls wäret, wie die, die ich in der Krim gesehen habe, würdet ihr alle Deutschen mit Bajonettstößen nach Berlin zurückjagen!“

Der Kapitän meiner Compagnie bat mich, den neuen Lieutenant und den Feldwebel in seine Wohnung. Mein Kapitän galt für einen der intelligentesten und bestinstruierten Offiziere des 66. Regiments; — er legte Wert darauf, mit uns sich ins Einvernehmen zu setzen betreffs aller, die Befehlsführung über unsere Mannschaften, die Verwaltung, und den inneren Dienst angehenden Einzelheiten. Nachdem er uns darüber eingehend Vortrag gehalten, sprach er von der Lage, die ihm sehr ernst zu sein schien. Er zog den Enderfolg unserer Waffen nicht in Zweifel; aber er war auch überzeugt, daß der Feldzug lang und sehr blutig sein werde. Ein Gedanke besonders beschäftigte ihn: „Wenn unsere Generale,“ sagte er, „angesichts des Feindes nur die Klugheit besitzen, den Angriff von weither vorzubereiten, nicht allein durch die Wirkung der Artillerie, sondern auch durch das Fernfeuer, das unser neues Gewehr gestattet, wenn sie Sorge tragen, unsere Tirailleur-Linien durch Schützengräben zu decken und sie nur unter Ausnutzung aller Geländedeckungen vorrücken zu lassen, dann werden wir nach meiner Überzeugung den Widerstand unserer Gegner überwinden. Aber wenn wir, wie man dies bei unsern letzten Kriegen gesehen hat, zum Sturme vorgeschickt werden ohne Vorbereitung und über die freie Ebene, dann sind wir von vornherein geschlagen.“

Ich glaube, die Worte dieses Kapitäns hier anführen zu sollen, weil sie eine ziemlich zutreffende Vorstellung geben von der zu damaliger Zeit unter unseren Offizieren hinsichtlich der Taktik allgemein verbreiteten Ansicht. Zwei Strömungen schieden damals die Armee: die erste möchte ich die „populäre“ nennen, weil sie im Herzen des Soldaten wie in allen Schichten des Volkes seit den so glorreichen Kriegen des ersten Kaiserreiches gewissermaßen eingewurzelt war. Nach dieser Meinung, welcher die jungen Offiziere huldigten, mußte im Falle eines Krieges mit Preußen unsere Aufgabe die sein, ohne weitere Rücksicht eine kräftige Offensive, wenigstens im Gefecht, zu ergreifen. Die oben mitgeteilten Worte des alten Sergeanten B. drückten in derber Weise diesen Instinkt der bedingungslosen Offensive aus, diesen Instinkt, welcher unserem Volkscharakter so natürlich ist, daß er, sozusagen, den Grundzug unserer Rasse bildet. — Die andere Strömung bildete seit 1866 die „offizielle“ Meinung. Infolge der 1868 von dem damaligen Kriegsminister, Marschall Niel, eingeführten Vorträge innerhalb der Regimenter war man in gewissen Kreisen der oberen Führung dahin gelangt, die Taktik mehr als einen Zweig der Befestigungslehre anzusehen, denn als die Kunst, sich möglichst lange dem mörderischen Feuer der Schnellfeuergewehre zu entziehen. Nach jener neuen Schule mußte der Sieg dem General gehören, der es am besten verstehen würde, seine Truppen durch Anwendung von Verschanzungen zu schonen.

Jede von diesen entgegengesetzten Meinungen hat sowohl Vorzüge wie Mängel; aber ich stehe nicht an, zu glauben, daß die erste viel weniger weit von der Wahrheit entfernt war, als die zweite, deren verderbliche Folgen wir 1870 haben feststellen können.

Was will denn in der That der Verlust einiger Leute mehr oder weniger gegenüber dem Verlust einer Schlacht bedeuten? Fordern nicht die einer Niederlage folgenden Tage doppelte Opfer für die Kräfte-Ersparnis, die man in der Stunde des Kampfes zu machen glaubte? Und was die Verluste an Moral anbelangt, so entziehen diese sich erst recht jeder Schätzung. Dieser Zwiespalt zwischen den beiden Meinungen über Offensive und Defensive kennzeichnet deutlich die beiden Phasen unserer Kriegführung von 1870. In der ersten Hälfte: die Truppen vortrefflich, aber lahmgelegt durch ein System verzweifelten Abwartens; in der zweiten Hälfte: die Leitung zwar energischer, aber wehrlos durch die Mängel unserer Heeresorganisation!

Am Sonnabend, den 16. Juli, war Fortsetzung der Appells in den Compagnien, wir gingen an die Räumung unserer Baracken. Die Offiziere erhielten ihre Mobilmachungsgelder, welche sie zur Beschaffung der in solcher Lage unentbehrlichen Gegenstände verwendeten. Unglücklicherweise bot in dieser Hinsicht das Dorf Mourmelon gar keine Bezugsquelle, so zwar, daß wir am Abend vor dem Abmarsch von dem Nötigsten fast völlig entblößt waren. Da die Vorräte der Kaufleute für die Einkäufe der 1000 bis 1100 Offiziere aller Grade des zweiten Armeecorps völlig unzureichend waren, so war es die Pflicht der Militär-Verwaltung, schleunigst die unentbehrlichsten Dinge zusammenzubringen. — Wenn das Mobilmachungsgeld nicht notwendig ist, so soll man es abschaffen. Wenn man es aber giebt, so geschieht das offenbar, um den Offizieren die Möglichkeit zu gewähren, sich mobil zu machen, sich an Ort und Stelle ausrüsten zu können. Aber diese Summe auszuzahlen, wo es materiell unmöglich war, dafür Verwendung zu finden, das hieß die Frage lösen mittels jener berühmten Redensart: „Helft euch selbst heraus,“ deren traurige Wirkungen wir von Beginn des Feldzuges an empfanden. —

Gleichzeitig nahmen wir unsere Zelte von der Militärverwaltung in Empfang. Aber da die Vorräte des Lagers nicht ausreichten, so erhielten die Offiziere mehrerer Regimenter nur Mannschafts-Zelte, die zu vieren aneinander zu knüpfen sind.

Am Nachmittage wurden die ersten Truppen des Lagers auf dem Bahnhofe von Petit-Mourmelon für die Grenze verladen.

Am Abend schlossen wir unsere Koffer; und da die Eisenbahn, infolge der beginnenden Überbürdung, sie schon nicht mehr annehmen konnte, mußten wir auf deren Absendung an unsere Familien verzichten. Man wies uns eine leere Baracke an, in der unser Privatgepäck, — das einzige bewegliche Eigentum vieler unter uns, so gut, wie es eben ging, aufgestapelt wurde. Es wurde uns übrigens bald genug gestohlen, von wem, haben wir nie erfahren. Aus den Zeitungen ersahen wir, daß unsere Reserven einbeordert wurden. Am Abend erschien ein Erlaß, welcher von jedem Regiment die Namen zweier alter Kapitäne forderte, die bereit wären, sofort in die Kadres der Mobilgarde einzutreten. Beim 66. Regiment meldete sich niemand. Der Kapitän adjutant-major Privas, der Älteste der Subalternoffiziere, dem man überdies den höheren Grad des Bataillons-Chefs in den genannten Kadres versprach, antwortete dem Oberst: „Es sind jetzt dreißig Jahre, daß ich im 66. Regiment diene; in dem Augenblicke, in welchem es zum Kampfe am Rhein auszieht, werde ich meinen Platz nicht verlassen.“ Das ganze Offiziercorps beglückwünschte den alten Soldaten mit den weißen Haaren, vierzehn Tage später fiel er, tödlich verwundet, in dem Kampfe bei Saarbrücken. —

Sonntag, den 17. Juli waren unsere ersten Vorbereitungen zum Ausmarsch beendigt. Unsere Brigade erhielt Befehl, am Nachmittage sich für die Grenze einzuschiffen. Die aus dem 66. und 67. Linien-Regiment bestehende Brigade, unter dem General Faurart-Bastoul, bildete die zweite der zweiten, vom General Bataille befehligten Division, die zum zweiten Corps, General Frossard, gehörte. Da wir erst seit zwei Monaten unter dem Kommando der Generale Frossard und Bataille standen, so kannten wir sie wenig. Dagegen hatte der General Faurart-Bastoul, mit dem wir zahlreiche Berührungen hatten, im Sturm alle Herzen erobert, dank seiner launigen Offenherzigkeit und seiner natürlichen Freundlichkeit.

Was unsern unmittelbaren Chef, den Oberst Ameller betraf, so setzte das ganze Regiment 66, welches er seit zwei Jahren befehligte, ein unbegrenztes Vertrauen in ihn. Er war der Typus des offenen, ritterlichen Offiziers, der in richtiger Mischung Wohlwollen mit Festigkeit paarte, die Schneidigkeit eines vorzüglichen Truppen-Offiziers mit einfacher, besonnener Kaltblütigkeit, der Frucht einer langen Praxis in Kommandostellen.

Um ein Uhr ertönten Signale, das Regiment sammelte sich zum Abmarsch. Die Brigade formierte sich in Front, die Fahnen wurden entrollt, ein feierlicher Augenblick; General Bastoul, begleitet von Oberst Ameller, schritt in stolzer Haltung und mit strahlendem Gesicht unsere Linien ab, nur der Sinn für Disziplin hielt uns ab, mit begeistertem Hurra den Vorübergang unserer vielgeliebten Führer zu begrüßen.

Um drei Uhr nachmittags kamen wir auf dem Bahnhofe von Petit-Mourmelon an. Die Mannschaften setzten die Gewehre zusammen und legten das Gepäck ab, denn erst um fünfeinhalb Uhr wurde unser Bataillon verladen.

Bei der Einschiffung zählte das 66. Regiment nahezu 1400 Mann unter den Waffen. Es war für den Ausmarsch in drei Bataillone, jedes mit 6 Feld-Compagnien eingeteilt, während die 7. und 8. Compagnie der 3 ersten Bataillone in Privat geblieben waren, um das 4. Bataillon zu bilden. Nach Abrechnung der Musik, der Sappeure u. s. w. zählte jedes Feld-Bataillon ungefähr 430 Mann in Reih und Glied, und jede Compagnie 70 Mann. Eine Verstärkung von 30 bis 40 Reservisten für jede Compagnie war angekündigt, aber diese Verstärkung sollte erst an der Grenze zu uns stoßen; der Anzug der Offiziere war feldmäßig-einfach, aber sie hatten, auf höheren Befehl, in ihrem Gepäck den Tschako, die Epauletten und den Ringkragen mitzunehmen, die sie beim Einzug in die eroberten Städte anlegen sollten.

Außer den 90 Patronen Taschenmunition waren für jeden Mann noch 24 zur Hand, gefahren auf einem zweirädrigen Wagen für jedes Halb-Bataillon (3 Compagnien). Die Munitionskolonnen führten nochmals 40 Patronen mit, so daß auf den einzelnen Mann im ganzen 154 Patronen entfielen.

Die Mannschaften trugen im Tornister Lebensmittel für 2 Tage und eine Sammlung von Bekleidungsstücken aller Art: Weste, Tunique, Käppi, Tuch- und leinene Hosen, Wäsche und Fußbekleidung, Lagergerät, Zelte mit Zubehör u. s. w.

Die alten Offiziere seufzten über den zu großen Umfang dieser Bepackung und fürchteten, daß man sie schon bei den ersten Märschen bereuen werde. Aber die Heeresverwaltung, die nicht wußte, wie sie im Augenblicke des Ausrückens soviel überschießende Bekleidungs-Stücke in ihren Magazinen unterbringen sollte, hatte einfach befohlen, im Tornister alles mitzunehmen, was man in demselben unterbringen könnte.

Ein grober Fehler, dessen Folgen einen höchst verderblichen Einfluß auf den Gang der Operationen ausüben sollte, war jene Hartnäckigkeit im Beibehalten der Zelte, deren Gewicht entweder unsere Mannschaften zu Boden ziehen oder unsere Bagage zu schwer machen und folglich alle unsere Bewegungen verlangsamen mußte. Diese Maßregel war um so bedauerlicher, als nur die Schnelligkeit unserer Märsche für uns die geringere Zahl unserer Truppen ausgleichen konnte. —

So wie sie zusammengesetzt waren, und trotz der großen Mängel in der Mobilmachung, stellten unsere Regimenter einen hohen Grad von Festigkeit dar. Der Korpsgeist war sehr ausgeprägt unter den Offizieren, von denen die meisten in demselben Regiment zwei oder drei aufeinander folgende Dienstgrade erreicht hatten. Unsere Offiziere waren in der Mehrzahl äußerst hingebend im Dienst und stolz auf ihr Ansehen. Die alten Offiziere und Korporale, wiederholt neu angeworben, bildeten einen sehr tüchtigen Stamm und einen festen Rahmen für jede taktische Einheit, und unsere Leute kannten wir gründlich, da wir sie seit unserem Eintreffen im Lager, d. h. seit etwa 15 Monaten, täglich üben ließen.

Der Abmarsch zur Grenze.

Am 17. Juli fuhren wir um 6 Uhr abends vom Bahnhof Petit-Mourmelon nach dem Bestimmungsorte Saint-Avold ab, brachten die ganze Nacht in der Bahn zu und erreichten am 18. Juli am Nachmittage um 2½ Uhr unser Ziel. Die Fahrt hatte 20½ Stunden gewährt.

Montag, den 18. Juli, wurden die Bataillone der Brigade nach Maßgabe ihrer Ausschiffung auf den Wiesen, welche 200 m nordöstlich des Bahnhofes Saint-Avold liegen, hinter einander gelagert.

Oberst Ameller erbat sich Befehle von General Bastoul, der ihm aber erwiderte, daß er selbst keine erhalten habe und sein Erstaunen darüber bekannte, daß er keinen Offizier des Corps oder der Division vorfand, der ihm Instruktionen gegeben hätte.

Inzwischen empfingen die Compagnien die Weisung, daß man Rast halte, während welcher man die Suppe kochen könne.

Gegen 4 Uhr nachmittags stieg ein Offizier des Divisionsstabes von Forbach kommend, auf dem Bahnhofe von Saint-Avold aus. Er kam in lebhafter Auseinandersetzung mit dem Bahnhofs-Inspektor zu uns und verlangte den General Bastoul zu sprechen, dem er kund gab, daß seine Brigade nicht in Saint-Avold hätte aussteigen, sondern bis Forbach weiterfahren sollen. Der General zeigte einen, die Ausschiffung in Saint-Avold genau vorschreibenden Befehl, der Bahnhofsvorsteher wies ein gleichlautendes Schriftstück vor. Darauf erklärte der Offizier, daß nach unserer Abfahrt von Mourmelon Gegenbefehl gegeben worden sei, er könne nicht verstehen, warum die Brigade und die Bahnverwaltung darüber noch keine Kenntnis erhalten hätten.

Da die Bahnzüge, die uns hergebracht, bereits in der Richtung auf Metz abgedampft waren, blieb uns keine weitere Wahl, als entweder auf unserem Platz zu biwakieren oder uns nach Forbach, — das 22 km entfernt liegt, — in Marsch zu setzen.

Um über unser Verhalten Klarheit zu gewinnen, sandte Bastoul eine Depesche an General Bataille. Dieser antwortete gegen 5 Uhr abends, die 2. Brigade solle sich sofort in Bewegung setzen, um möglichst schnell beim Rest der Division in Forbach einzutreffen. Alsbald wurde an die Gewehre gegangen. Die Mannschaften teilten sich schnell in den Inhalt ihrer Kochkessel und der Marsch wurde angetreten. Durch Saint-Avold gelangten wir auf die Straße nach Puttelange. Da die Offiziere keine Karte zur Orientierung besaßen, so ging die Kolonne über die Gabelung des Weges nach Forbach hinaus und marschierte geradeaus, anstatt sich nach links zu wenden. Erst in der Höhe von Mackern wurde man des Irrtums gewahr. Die Spitze der Kolonne drehte herum und schlug im Laufschritt die wahre Richtung ein.

Um 8 Uhr abends ließ man uns in der Höhe von Ditschweiler halten, denn ein neues, aus Forbach entsandtes Telegramm schrieb uns vor, dort unsern Marsch bis zum nächsten Morgen zu unterbrechen.

Das 66. Regiment erhielt Befehl, auf der kleinen, nordöstlich des Dorfes gelegenen Höhe, welche sich längs des linken Rosselufers hinzieht, zu lagern. Die vor uns an der Straße angebrachten Pfähle zeigten an, daß wir an der deutschen Grenze standen. Alles war überrascht, daß wir dem Befehle zufolge gerade an diesem Platze die Nacht zubringen sollten, während wir einen bis zwei Kilometer vorwärts oder rückwärts eine viel gedecktere Stelle hätten finden können.

Oberst Ameller bestimmte eine Compagnie zu den Vorposten, um uns im Nordosten der Straße, d. h. auf deutschem Gebiet, zu decken, und um besonders die Zugänge von Naßweiler zu überwachen; die Zelte wurden aufgeschlagen und gegen 9½ Uhr abends schlief das ganze Lager. Die Nacht verlief ohne Zwischenfall.

Dienstag, den 19. Juli, bei Tagesanbruch wurden die Zelte abgebrochen und die Tornister gepackt. Aber im Augenblicke des Abmarsches wurde den Compagnieführern eine eilige Botschaft mitgeteilt. Der Minister hatte Befehl erteilt, sofort die Belastung der Mannschaften zu erleichtern. Diese Weisung, die uns vor unserm Abrücken aus dem Lager

mitgeteilt werden mußte, gelangte mit 48stündiger Verspätung zu uns. — Da die Brigade keine Wagen zur Aufnahme dieses Überschusses an Bekleidungsstücken verfügbar hatte, so bestimmte ein Zusatzbefehl, daß wir die Sachen an Ort und Stelle zurücklassen sollten, Administrationswagen seien in Saint-Avold beordert, um im Laufe des Vormittags sie im Lager von Ditschweiler abzuholen.

Die Compagnien entledigten sich, mit schlecht verhehlter Freude, der bezeichneten Gegenstände, wie Tschakos, leinenen Hosen u. s. w., die man bis zum Eintreffen der angekündigten Wagen aufstapelte. Da dieselben aber nicht ankamen, wurden einige Leute zur Bewachung der Effekten mit dem Befehle zurückgelassen, unter allen Umständen vor Anbruch der Nacht in Forbach zum Regiment zu stoßen.

Wir verließen das Lager um 6 Uhr morgens, — durchschritten Roßbrück, passierten Morsbach und trafen gegen 8 Uhr vormittags in Forbach ein. Der Befehl, den General Bastoul erhalten hatte, lautete dahin, er solle im Lager des Generals Bataille eintreffen, — ohne weiteren Zusatz. Da kein Offizier der Brigade entgegengesandt wurde, um ihr den Lagerplatz zu zeigen, befragten wir Landesbewohner, die uns nach der Saarlouiser Chaussee führten. Nachdem wir die Eisenbahn überschritten hatten, erstiegen wir unter bleischwerer Sonne und dichtem Staube die lange Höhe, welche nach dem Kaninchenberg sich erstreckt. Auf der Höhe angelangt, erblickten wir um uns die Biwaks verschiedener Regimenter und freuten uns bei dem Gedanken, wir könnten unsere Zelte mitten unter ihnen aufschlagen. Bald darauf zeigte sich ein General am Rande des Weges und sprach den General Bastoul an, ihn zum Haltenlassen der Kolonne auffordernd. Es war General Bataille, der uns bewillkommnete und seine Befriedigung ausdrückte, endlich seine 2. Brigade wieder zu haben. Aber er fügte hinzu, daß wir nicht hier lagern sollen, daß vielmehr unser Platz auf der andern Seite von Forbach, an der Straße nach Saarbrücken liege. Wir mußten also einen Halbkreis ausmarschieren. Ein Kapitän, adjutant-major, der sich vom rechten nach dem linken Flügel des Regiments begab, sagte im Vorbeireiten zu meinem Compagnie-Kommandanten: „Mein Lieber, — das ist schlimmer als 1859, — man erhält nur Gegenbefehle. Wenn das so weiter geht, werden wir nicht tief in Deutschland eindringen." Dieser Kapitän wurde zwei Tage später zum Bataillonschef befördert und fiel als Oberst in der Schlacht bei Champigny. Der Ausruf desselben malte getreu unsere Empfindungen bei der Feststellung der Thatsache dieses neuen Irrtums in der Leitung unseres Marsches. Das war der dritte Irrtum seit 24 Stunden. Nichts macht solchen Eindruck in Reih und Glied, als diese unnützen Bewegungen, diese unaufhörlichen Gegenbefehle, die daher kamen, daß man die Dinge gehen ließ, ohne sich die Mühe der Voraussicht zu machen oder zu rechter Zeit die nötigen Befehle zu ihrer Vermeidung zu geben. Grundsätzlich dürfte man nur im äußersten Notfalle Gegenbefehle geben, denn wenn solche sich wiederholen, ist ihre Wirkung auf die Truppen viel ungünstiger, als man auf den ersten Blick glauben sollte, — ganz abgerechnet noch den Zuwachs von Anstrengung, welcher fast stets die erste Folge davon ist.

Gegen 10 Uhr vormittags gelangten wir an dem für uns bestimmten Lagerplatz, am Ostausgange von Forbach, an der Chaussee nach Saarbrücken, an. Gleich nach unserer Einrichtung betrieben wir den Einkauf der notwendigsten Dinge, — unter anderen von Offiziermenagen, um unsere Leute nicht immer zu nötigen, uns ihre Kochkessel zu borgen. Aber bald, und trotz der wenigen im Städtchen entdeckten Bezugsquellen, die zu der Truppenmasse nicht im Verhältnis standen, — stellte sich eine neue Schwierigkeit heraus. Unsere Regimentswagen reichten kaum aus, um unsere Zelte und Koffer zu fassen, und die Verwaltung hatte kein anderes Transportmittel für dieses Ergänzungs-Material vorgesehen. Das war ein zweiter Fehler.

Das Lager von Forbach.

Von unserem Eintreffen im Forbacher Lager, am 19. Juli 10 Uhr vormittags, an war unsere Hauptsorge, über das gute Unterkommen unserer Leute zu wachen. Verschiedene Kommandos wurden nach der Stadt geschickt, um Einkäufe für die Mannschafts-Menage zu machen.

Was die Offiziere anbetraf, welche nichts bekamen und sozusagen nichts gegessen hatten seit dem Verlassen des Lagers von Châlons, so gingen sie gleicherweise auf die Suche nach Forbach, wo sie die Hotels, die Gastwirtschaften und Kaffeehäuser in buchstäblichem Sinne von Soldaten aller Grade und aller Waffen vollgepfropft fanden. Nur mit Zuhilfenahme von Geduld und Verhandlungstalent gelang es uns endlich, einige Lebensmittel zu erlangen. Aus Mangel an regelmäßiger Lebensmittelverteilung begann eine Gewohnheit in den Reihen dieser geräuschvollen und aufgeregten Armee sich herauszubilden, eine für die Mannszucht verderbliche Gewohnheit, nämlich die, daß man sich selbst bediente, ohne sich um die Nachbarn zu kümmern.

Man sprach in der Stadt viel von einer neuen Depesche, die vom Minister an den General Frossard gerichtet und in den Corps-Tagesbefehl aufgenommen worden war. Die Depesche erwähnte die ehrenvolle, dem 2. Corps anvertraute Aufgabe, das allen andern voraus an die Grenze entsendet wurde, woselbst es, wie die Depesche sagte, „das Auge des Heeres" sein sollte.

Ich benützte meinen Aufenthalt in Forbach, um an meinen älteren, in Paris wohnhaften Bruder zu schreiben und ihn zu bitten, mir einige Spezialkarten der Grenzgegend zu kaufen, denn es war uns seit dem Ausmarsch aus dem Lager von Châlons nicht eine einzige der Art geliefert worden. Da wir das Auge der Armee sein und die andern führen sollten, so war es wohl das Mindeste, daß wir uns selbst zu führen verstanden.

Am Nachmittage erfuhren wir, daß an der Saarbrücker Straße, in Höhe des Zollhauses, ein Scharmützel zwischen etlichen Zügen Jäger und Ulanen stattgefunden hatte. Am Abend traf die Nachricht bei uns ein, daß der Krieg offiziell von Frankreich an Preußen erklärt worden sei. — Gegen Mitternacht entstand Alarm; eine Schildwache hatte Feuer gegeben und das ganze Lager in Aufruhr gebracht. Eine halbe Stunde darauf trat allmählich wieder Ruhe ein.

Am Mittwoch, den 20. Juli, wurde infolge eines stattgehabten Kavallerie-Scharmützels ein Bataillon des mit uns eine Brigade bildenden 67. Regiments nach der Spichererseite auf Vorposten geschickt. Die Nacht vom 20. zum 21. Juli war viel unruhiger als die vorhergehende. Major L. von dem 67er Vorposten-Bataillon, welches mehr und mehr von der feindlichen Kavallerie belästigt wurde, schickte am Abend eine etwas ängstliche Meldung an die Division, um Verstärkung zu erbitten. Um 1 Uhr nachts erhielt unser Bataillons-Kommandeur G. den Befehl, sich marschbereit zu halten. Er ließ infolgedessen alle Offiziere des Bataillons wecken, um ihnen diesen Befehl mitzuteilen, mit dem Zusatze, daß wir beim ersten Signal unsere Mannschaften wecken und abrücken müßten. Da wir uns auf sofortigen Abmarsch gefaßt machten, verblieben wir unter unseren Zelten, auf unsern Koffern sitzend und vollständig wach.

Unsere Leute, welche dieses nächtliche Kommen und Gehen inmitten des Lagers gehört hatten und von Stund' an auf eine Alarmierung warteten, schliefen nicht besser, als wir, bis um 5 Uhr morgens, wo wir erfuhren, daß Gegenbefehl gekommen sei, und wir nicht mehr abzurücken brauchten. Die Wirkung dieses blinden Lärms war einzig und allein eine „um die Ohren geschlagene" Nacht beim ganzen Bataillon und bei einem Teil des Regiments.

Am Morgen des 21., gegen 6 Uhr, erhielt das Regiment den Befehl, eine Rekognoszierung nach der Stieringer Seite hin auszuführen. Es ging das Gerücht, der Feind sammle seine Streitkräfte bei Saarbrücken. Wir waren hocherfreut bei dem Gedanken, daß es heute vielleicht zu einer kleinen Geschichte kommen werde. Leider aber war es damit nichts. Nachdem wir 4 km lang die große Straße bis zur „Baracke Mouton" verfolgt hatten, machten wir einen halbstündigen Halt. Von hier aus erkannten wir ganz scharf einige Ulanen-Patrouillen, welche gemächlich auf den Höhen dahin ritten, die sich vor uns in nordöstlicher Richtung hinzogen und das linke Saarufer beherrschten.

Oberst Ameller, dem man für diesen Zug eine Generalstabskarte 1 : 80 000 „geliehen" hatte, zeigte uns, daß der größte Teil des wichtigen Dorfes Stiring-Wendel, welches die ganze Breite des Thales einnimmt, sich auf dieser Karte nicht verzeichnet fand. Bald darauf bekamen wir Befehl, umzudrehen, und trafen gegen 1½ Uhr mittags in unserem Forbacher Lager ein, sehr niedergeschlagen darüber, daß wir nicht weiter gewesen waren. Gegen 2 Uhr nachmittags hörten wir plötzlich Generalmarsch schlagen, welches Signal bald von den meisten Regimentern des Armeecorps weitergegeben wurde. Man trat an die Gewehre und erwartete Befehle. Nach Verlauf einer Stunde erfuhr man

den Anlaß zu diesem neuen Alarm. Mit Entsetzen erzählte man sich, daß ein Kapitän der Fußjäger, der vor der Feldwache seines Bataillons eine Patrouille führte, für einen preußischen Offizier gehalten und von einem Posten vor der Gewehrmündung erschossen worden sei. Da dieser Posten zugleich schrie: „An die Gewehre!“ so wiederholte die Feldwache den Ruf und so pflanzte sich, von einem zum andern, der Alarm, gleich einem nachhallenden Echo, in allen benachbarten Regimentern fort.

Am Freitag, den 22., morgens um 9 Uhr erhielt die Brigade den Befehl, die Zelte abzubrechen und nach Spicheren zu rücken. Die nach dieser Richtung stehenden Vorposten waren, wie es hieß, den plötzlichen Angriffen des Feindes zu sehr preisgegeben, wir sollten also diese vorgeschobene Stellung besetzen, und marschierten zuerst der großen Straße von Saarbrücken folgend, bis zur Höhe von Stiring-Wendel. Dort wandten wir uns zur Rechten und nahmen den Weg, welcher in Schlangenwindungen die steilen Hänge des Spicherer-Waldes hinaufführt. Seitwärts und südlich des Forbacher Berges vorbeiziehend, sahen wir auf dieser Höhe zwei tote Pferde eines Jäger-Regiments, — Zeugen dafür, daß das Reiter-Scharmützel des 19. Juli sich bis hierher gezogen hatte. Unser Lagerplatz nahm den östlichen Teil des Thales ein, welches vom Forbacher Berg sich gegen das Dorf Spicheren senkt, in dem rechten Winkel, der von den beiden Wegen Stiring-Spicheren und Spicheren-Vorsprung des Rotenberges gebildet wird.

Gleich bei unserem Eintreffen wurde unsere Compagnie bestimmt, 800 m östlich von Spicheren auf Vorposten zu ziehen, — auf dem Höhenrücken, der sich nördlich Alsting in das kleine Thal des Simbach, eines linken Zuflusses der Saar, herabsenkt. Unsere Posten hatten besonders die Zugänge zu der tiefen Einsenkung zu überwachen, die uns vom Stiftswald trennte, einem Walde, an dessen Rande sich von Zeit zu Zeit feindliche Vedetten zeigten. In Abwesenheit des Lieutenants F., der als Offizier vom Biwakdienst im Lager verbleiben mußte, beauftragte mich Kapitän R., abwechselnd mit ihm von 2 bis 8 Uhr nachmittags andauernd unsere Postenkette zu überwachen. Der Abend und die Nacht verstrichen ohne Zwischenfall.

Am Sonnabend, den 23. Juli, um 1 Uhr nachmittags, wurden wir auf Vorposten abgelöst, kehrten ins Lager zurück, brachten dort unsere Leute unter, und nützten die Ruhe des Nachmittags aus, indem wir uns in der Umgebung unseres Lagers umsahen. Von den Höhen, welche dasselbe im Norden beherrschten, und besonders von dem Vorsprung des Rotenberges aus entfaltete sich ein herrliches Gemälde vor uns.

Unsere Blicke umfaßten und unterschieden ganz deutlich die einander folgenden Höhenränder, die sich in der Ferne auf beiden Saar-Ufern aufbauen. Nicht ohne patriotische Bewegung musterten unsere Augen und unsere Gedanken dieses deutsche Land, welches unsere Väter so oft mit dem Fuße des Siegers betreten hatten, und welches in ihren ruhmreichen Fußstapfen zu durchqueren, es uns mächtig drängte. Von dieser vorspringenden Nase des Rotenberges aus bemerkten wir besonders die Tiefe des Stiftswaldes, der uns eine dauernde Drohung gegen die Sicherheit unserer Brigade zu sein schien, und dessen Nordende fast an die Ausgänge von St. Arnual reichte.

Am Sonntag, den 24. Juli mittags, erschien ein Corps-Befehl, welcher die Bildung eines Zuges „freiwilliger Späher“ in jedem Regiment vorschrieb. Zu diesem Behufe mußte sofort eine Liste derjenigen Offiziere, Unteroffiziere, Korporale und Soldaten, welche zu dieser Formation zu treten wünschten, aufgestellt und an die Division eingereicht werden. Die in Rede stehenden Züge sollten bei Märschen und besonders bei den Lagern und Biwaks zu weit ausgreifenden Rekognoszierungen gegen den Feind verwendet werden, und jeder Zug 1 Lieutenant oder Unterlieutenant als Führer, 2 Sergeanten, 4 Korporale und 24 Soldaten, ausgewählt aus den besten Persönlichkeiten, den strammsten Marschierern und besonders aus den erprobtesten Schützen, zählen. Der Divisions-General überließ den Obersten die Mühe der Auswahl der Gemeinen, Korporale und Unteroffiziere, behielt sich aber vor, die Offiziere nach den Vorschlägen der Regimentskommandeure zu bestimmen. Bald standen wir unserer 15 Offiziere auf der Liste des 66. Regiments, die Zahl der Bewerber aus den Mannschaften belief sich auf etwa 150. Gegen 9 Uhr abends, gerade als ich mich im Zelt schlafen legen wollte, kam mein Freund L. F., Ordonnanzoffizier des Generals Bastoul, und verkündete mir, daß die Wahl des Divisions-Generals auf den Lieutenant Debar gefallen sei. Obgleich ich den lebhaftesten Wunsch nach diesem Amte hegte, erkannten wir beide an, daß dieser so beneidete Posten im ganzen Regiment keinem Besseren anvertraut werden konnte, als Debar, einem soliden und erfahrenen Offizier, der erst seit einigen Monaten von der Fremdenlegion hergekommen war und der seine Proben in Italien, in Afrika und in Mexiko abgelegt hatte.

In der Frühe des 25. Juli trat der Zug der „freiwilligen Späher“ des 66. Regiments unter dem Befehl des Lieutenants Debar zusammen, und gegen 11 Uhr vormittags rückte die Brigade, nach vorn gedeckt durch eine Schwadron Jäger und durch ihre beiden Züge freiwilliger Späher (66. und 67. Regiments), zu einer Rekognoscierung in südöstlicher Richtung ab, der Straße von Alsting und Hesseling folgend.

In Zinzing angelangt, wandten wir uns nach links und setzten unseren Marsch nach der Einmündung des Simbach in die Saar fort. Jenseits der letzteren und in der Richtung auf Güdingen bemerkten wir einige Ulanen-Vedetten, welche aufmerksam unsere Bewegung beobachteten, sich aber bei unserer Annäherung zurückzogen. Die Avantgarde gab einige Schüsse auf sie ab, die keinen weiteren Erfolg hatten, als daß sie sich noch etwas weiter entfernt hielten. Landleute, welche zweifelsohne an einen bevorstehenden Kampf glaubten, flüchteten bei unserem Anblick. Kaum fand man ihrer einen oder zwei auf den Feldern, die sich über ihren Acker und über den Feind orientieren wollten. Der Anblick unserer endlosen Kolonne war wohl dazu angethan, ihnen die Befürchtung eines ernstlichen Angriffs einzuflößen.

Während des Haltes besprachen wir lebhaft den Zweck unserer Rekognoscierungen und fragten uns, was wohl eine ganze Brigade auf eine Entfernung von fünf Kilometern vor unserem Lager zu „rekognoszieren“ vermöge. Eine andere Erwägung gab uns die Anordnung unseres Marsches ein, und zwar die, daß, wenn wir auch nach vorn ausreichend gedeckt waren, wir doch keinen Mann zur Aufklärung in unseren Flanken hatten. Wenn also feindliche Infanterie-Abteilungen sich in den dichten Waldungen, welche das im Nordosten von Zinzing einen Engweg bildende Thal einfassen, in Hinterhalt gelegt hätten, so konnten sie leicht Unordnung oder Panik in den Reihen unserer langen, schmalen Kolonne anrichten. Um 12½ Uhr mittags kehrten wir um und rückten wieder in unser Lager.

Der 26. Juli verlief ohne besondere Ereignisse.

Am Mittwoch, den 27. Juli, erhielt unsere Brigade Verstärkung durch einige Geschütze, darunter zwei Mitrailleusen. Der Anblick der letzteren fesselte unsere Aufmerksamkeit, und wir sehnten den Augenblick herbei, wo wir sie bei der Arbeit sehen würden. Unser Regimentsarzt, der mit uns das Lager beging, teilte uns mit Bedauern mit, daß wir weder ein Lazarett, noch einen Lazarettgehilfen bei uns hätten! Am Abend verließ Debar mit seinem Späher-Zuge das Lager, um eine Streife gegen St. Arnual auszuführen.

Gegen 6 Uhr morgens des 28. Juli kehrte Debar, welcher die Nacht dazu verwendet hatte, die Ulanen zu verjagen, von denen zwei verwundet worden waren, zurück; die Mannschaften waren entzückt von ihrem kleinen Zuge, und ihre freudigen Erzählungen machten die Runde im Lager, aber jedermann fand, daß man uns recht lange Zeit bei Spicheren unthätig stehen lasse.

Am Nachmittage wurde unsere Compagnie abermals für die Vorposten bestimmt. Wir nahmen dieselben Plätze ein, wie am 22. Juli. Von 2 bis 5 Uhr nachmittags brachen zwei einander folgende und außerordentlich heftige Stürme über uns herein und durchschauerten uns bis aufs Mark. Gerade als das zweite Ungewitter seinen Höhepunkt erreicht hatte, stieg eine Gruppe von drei Ulanen, im Galopp aus der Südspitze des Pfefferwaldes kommend, bis zur Hälfte der Hänge des Reviers herab, welches uns von jenem Walde trennte, und wandte sich gegen Westen — immer in derselben Gangart — bis zum Saume des Gifertwaldes, wo sie unseren Blicken entschwand. Einige Flintenschüsse begleiteten sie, aber ohne wahrnehmbaren Erfolg.

Diese an sich unwesentliche Thatsache lieferte uns jedoch den Beweis, daß wenn auch die preußischen Vedetten am Morgen durch den Späherzug in der Richtung von St. Arnual zurückgetrieben worden waren, sie nichtsdestoweniger gleich darauf wieder Front gemacht und

ihre gewohnten Beobachtungsposten eingenommen hatten. — Die Nacht auf Vorposten brachte kein Ereignis.

Am Freitag Morgen, den 29. Juli, erhielten wir eine erste Verstärkung von 300 Reservisten, welche, auf die achtzehn Compagnien verteilt, jede der letzteren auf einen Bestand von ungefähr fünfundachtzig Streitbaren brachte. Da die Mehrzahl dieser Reservisten vor Annahme des Chassepot-Gewehrs aus dem Dienste geschieden war, so wurde der Befehl erteilt, sie schleunigst in der Kenntnis und Handhabung desselben zu unterweisen. — Im großen und ganzen schienen diese Leute von recht gutem Geiste beseelt zu sein, trotz des Schmerzes, den sie beim Verlassen ihres Herdes empfunden hatten. — Wir erfahren am Nachmittag, daß das 2. Armeecorps in folgender Weise versammelt werden soll: Hauptquartier in Forbach; 1. Division (Vergé) in Beningen, acht Kilometer südwestlich Forbach; 2. Division (Bataille) ganz bei Spicheren; 3. Division (Laveaucoupet) auf der Hochfläche von Öttingen, zwei Kilometer südlich Forbach. Jede Division ist mit drei Batterien ausgerüstet, von denen zwei von Kaliber vier, eine von Mitrailleusen.

Das zweite Corps zählt außerdem eine Reserve von sechs Batterien, (von denen zwei reitende und vier von Kaliber zwölf) — eine Reserve-Pionier-Compagnie und eine Kavallerie-Division, gleich sechzehn Eskadrons im ganzen.

Um 6 Uhr morgens, am 30. Juli, erhielt die Brigade den Befehl, eine Rekognoszierung in nördlicher Richtung auszuführen; um 6½ Uhr früh wurde abmarschiert. Die Kolonne, wieder unter Voraussendung einer Abteilung reitender Jäger und ihrer beiden Späherzüge, ging auf der Straße von Spicheren nach dem Rotenberg vor; ihr folgte ein Zug einer vierkalibrigen Batterie.

An der Südwest-Ecke des Gifert-Waldes angelangt, wendeten wir uns nach rechts und folgten dem Wege, der am Südrande dieses Holzes entlang geht, bis zum Fuße des zwischen dem Gifert- und dem Stiftswalde gelegenen Hügels. Dort wurde Halt gemacht. Die Infanterie drückte sich an die linke Seite des Weges heran, um die beiden Geschütze vorbeizulassen, welche sich hinter der Avantgarde her auf einen ansteigenden, steinigen Fußpfad einfädelten, bis sie oben auf dem zuletzt erwähnten Hügel angelangt waren. Dann schob sich die Infanterie-Kolonne selbst im Walde bis an den Gipfel der Höhe. Durch einige Augenblicke unterschieden wir das Wellengelände, das sich zu unseren Füßen ausbreitete, bis zu den Ausgängen St. Arnuals zu unserer Rechten, und Saarbrückens zu unserer Linken. Zwei Jägerzüge entwickelten sich in der Ebene und die beiden Geschütze gingen vorwärts des Hügels in Stellung.

Auf den, das linke Saarufer beherrschenden Höhen entdeckten wir einige preußische Vedetten, mit Zwischenräumen von 500 bis 600 Metern untereinander, welche keine einzige unserer Bewegungen aus den Augen ließen. Nachdem wir eine Stunde gewartet hatten, traf der Befehl

Napoleon und der kaiserliche Prinz bei der Beschießung von Saarbrücken.

ein, daß die Brigade umkehren und wieder ins Spicherer Lager rücken soll. In Gedanken die mehrfachen ähnlichen, seit unserem Ausladen stattgehabten Märsche zusammenstellend, fragten wir uns gegenseitig, welche Ergebnisse man von denselben erwarten könne, und forschten, welche Beziehungen diese angeblichen Rekognoszierungen mit den verschiedentlichen Vorschriften der Felddienst-Vorschriften haben könnten. — Um 10 Uhr morgens waren wir wieder im Lager.

Am Sonntag, den 31. Juli, ging das Gerücht um, daß wir unverzüglich das Plateau von Spicheren verlassen sollten, um endlich die Grenze zu überschreiten. Unsere Ungeduld zählte die Tage und Stunden, die uns noch von diesem so lange erwarteten Ereignis trennten.

Am 1. August verstärkte sich das Gerücht, und wir wurden offiziell davon verständigt, daß wir uns für den wahrscheinlichen Ausmarsch am nächsten Tage bereit zu halten hätten. Am Nachmittag gegen 3 Uhr traf General Frossard zur Besichtigung der Brigade ein. Nachdem er das Lager des 66. Regiments durchmustert, hielt er sich einige Minuten in dem Obstgarten auf, welcher auf dieser Seite an die ersten Häuser

von Spicheren stößt. Als er mehrere Offiziere und Soldaten ihm respektvoll in einiger Entfernung folgen sah, vereinigte er sie um sich und richtete einige Worte der Zufriedenheit und Aufmunterung an sie. „Bald," sagte er, indem er mit dem Finger in die Richtung nach Saarbrücken zeigte, „vielleicht morgen schon, werden wir die Grenze überschreiten; ich kenne eure Ungeduld in dieser Beziehung." Allgemeiner Beifall begleitete die letzten Worte, und der General kehrte nach Forbach zurück. — Mein Freund L. F. machte, als sich der Kreis löste, der ihn umringte, mich darauf aufmerksam, daß unter die uns umgebenden Soldaten sich eine gewisse Anzahl von Einwohnern gemischt hatte. „Mir wäre es besser erschienen," sagte er mit leiser Stimme, „wenn der General nicht so öffentlich unsern demnächstigen Vormarsch angekündigt hätte; der Feind wird ihn immer sehr früh erfahren."

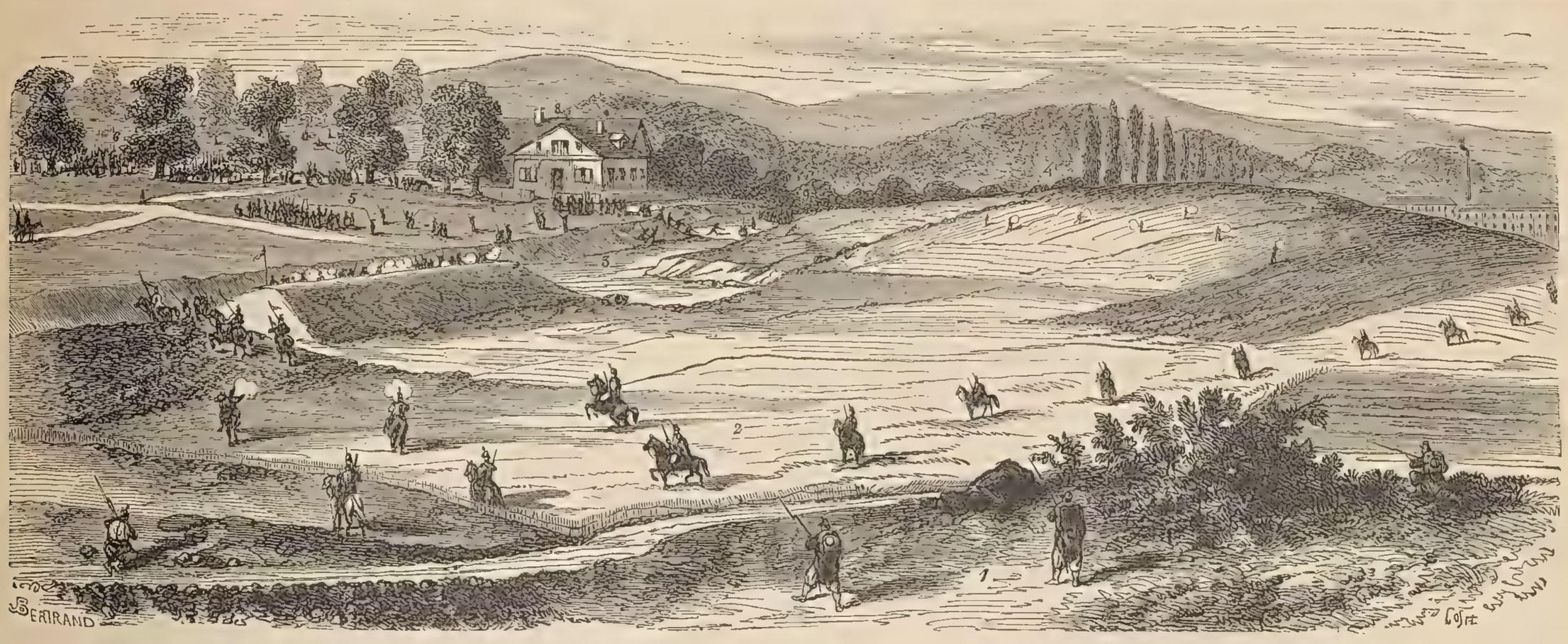
Entsprechend der Ankündigung vom vorigen Tage erhielten wir am 2. August Befehl zum Abbrechen des Lagers und zum Vormarsch auf Saarbrücken; um 10 Uhr vormittags brachen wir auf. Die Brigade Bastoul, — vorausgeschoben eine Jägerabteilung, — und verstärkt durch eine aus der Corpsreserve geschickte 12er-Batterie, schlug die Straße ein, welche nördlich von Spicheren über den Rotenberg, parallel der Chaussee von Forbach, bis nach Saarbrücken sich zieht. Hinter uns sollte die 2. Brigade der 3. Division unter Befehl des General Micheler als Reserve folgen. Die Compagnie des Kapitäns G., zu welcher ich seit dem vorigen Tage gehörte, war zur Bedeckung der 12er-Batterie bestimmt.

An dem Vorsprung des Rotenbergs angelangt, ließen wir das ganze 66. Regiment, welches in die Ebene hinabstieg, an uns vorbeimarschieren. Während ein Bataillon desselben in Reserve blieb, marschierten die beiden andern in Linie auf, indem jedes derselben zwei Compagnien als Schützen vorschob, Richtung gegen den Reppertsberg, eine Höhe, welche das linke Saarufer südlich von Saarbrücken beherrscht. Der linke Flügel des Regiments sollte als allgemeine Richtung, längs der Chaussee Forbach-Saarbrücken vorgehen. Der Zug der freiwilligen Späher des 66. Regiments folgte seinerseits dieser Straße und hatte den Auftrag, in den Engweg hineinzugehen, den dieselbe zwischen den Höhen des linken Ufers bildet, und zwar so, daß er — der Späherzug — den Reppertsberg in seinem westlichen Hange umfaßte.

Oberst Ameller, thätiger als jemals, befahl selbst den Aufmarsch und galoppierte hinter der Schützenlinie entlang, indem er sie zur energischen Durchführung des Angriffs anfeuerte. Das 67. Reg. entwickelte sich, Front gegen den Winterberg und St. Arnual, rechts vom 66. Reg.

Auf der anderen Seite, d. h. westlich von der Chaussee Forbach-Saarbrücken, bekam die 1. Brigade unserer Division (12. Jäger, 8. und 23. Linien-Regiment) als Angriffspunkt die Höhe des Exerzierplatzes. Der linke Flügel dieser Brigade dehnte sich bis zur Eisenbahn Forbach-Saarbrücken aus. Maßgebend für den Gesamtangriff sollte das Vorrücken unserer Brigade sein. Während dieser Aufmarsch der Infanterie sich unter unsern Augen und in sehr guter Ordnung vollzog, stiegen auch wir nunmehr, mit der 12er-Batterie, von dem Vorsprung des Rotenberges herab, auf einem schlecht unterhaltenen, holperigen und sehr abschüssigen Wege. Die Hemmschuhe wurden unter die Räder gelegt, aber der Abfall war so jäh, der Boden so uneben, daß mehrere Hemmketten sofort rissen, — ein Umstand, der unsere Leute nötigte, in die Räder einzugreifen, um ihre Geschwindigkeit zu mäßigen. Nachdem wir erst unten angelangt, verfolgten wir denselben Weg in der Richtung auf den Reppertsberg, bis zu der vor uns sich ausdehnenden, sehr abgerundeten Kuppe südöstlich des Galgenberges, auf welcher unsere Batterie auffuhr. Sie eröffnete ihr Feuer teils gegen die Verteidiger des Reppertsberges, teils gegen die des Winterberges, deren Ränder von einigen preußischen Compagnien besetzt waren. Zu unserer Rechten hörten wir einige Kanonenschüsse aus der Richtung von St. Arnual her, konnten aber nicht darauf antworten, da unser Ausblick nach dieser Seite, infolge des Einspringens der Tierweiher Schlucht, eng begrenzt war.

In sehr guter Ordnung am Fuße des Reppertsberges angelangt, begannen die Schützen des 66. Regiments mit den feindlichen ein sehr lebhaftes Feuergefecht. Wenn wir die Überzahl hatten, so hatte der



Rekognoscierung bei Saarbrücken: 1.) Plänkler des 66. Regiments. 2.) Vorposten des 4. Jägerregiments. 3.) Straße nach Saarbrücken. 4.) Saarthal. 5.) Preußische Infanterie. 6.) Ulanen. 7.) Exerzierplatz bei Saarbrücken 8.) Mühle zum roten Haus.

Gegner den Vorteil ausgezeichneter, beherrschender Stellungen. Wohl geborgen hinter seinen Hecken, den Gartenmauern, die sich stockwerkartig bis zum Gipfel der Hochfläche erhoben, richtete er auf unsere Angriffslinie ein um so mörderischeres Feuer, als wir vollständig ungedeckt auf den glacisförmigen Hängen marschierten.

Vor diesem Widerstande verlangsamte die erste Linie ihren Marsch, ohne jedoch Halt zu machen, und erklomm nach und nach die Hänge des Reppertsberges. Bei diesem Angriff fiel zum Tode verwundet der Kapitän Privas. Einige Leute stürzten auf ihn los, um ihn zurückzutragen; er wehrte jedoch mit den Worten ab: „Nehmt zuerst die Stellung und dann kümmert euch erst um mich."

Währenddessen stürzte sich das 67. Regiment auf die Hänge des Winterberges. Da auf diese Weise die von uns begleitete Batterie durch unsere eigenen Truppen maskiert wurde, so ging sie bis auf den halben Hang zurück und dort in Stellung. Hier, am Knotenpunkt der beiden Hohlwege, traf ich meinen Kameraden L. vom 66. Regiment, der von einer Kugel in der Schulter verwundet worden war. Die Batterie nahm den Weg wieder auf, der sie bald selbst auf den Gipfel der Hochfläche hinaufführte. Je mehr wir uns dem Höhenrande näherten, desto mehr Verwundete beider Parteien trafen wir an.

Vor uns schien das Gefecht vorwärts zu gehen, es dauerte auch auf den Flügeln noch fort, besonders gegenüber dem Exerzierplatz, dessen südliche Hänge die Brigade Pouget jetzt eben in Besitz genommen hatte. Unser Späher-Zug, der den Kampf auf dem rechten Flügel allmählich

erlöschen sah, wendete sich links hinüber gegen die östliche Kuppe des Exerzierplatzes, wo er einen sehr lebhaften Widerstand fand. Es war das Zentrum der feindlichen Linie und der Durchlaßpunkt, durch welchen die Mehrzahl der Verteidiger sich nach Saarbrücken zurückziehen mußte. Lieutenant Debar, mitten unter seinen Spähern marschierend, versteifte sich darauf, trotz der Abmahnungen des Sergeanten S., aufrecht und ungedeckt vor den preußischen Schützen stehen zu bleiben, die sich nur noch wenige Schritte vor ihm befanden. In dem Augenblicke, wo der tapfere Offizier seine Leute gegen die letzte Kuppe vorwarf, fiel er, von zwei Kugeln mitten durch die Brust geschossen. Er hatte nur noch Zeit, zu rufen: „Gut getroffen!“ — und hauchte auf der Stelle seine Seele aus. — Unsere 12er Batterie wurde auf der Kuppe des Reppertsberges nach dem Punkte vorwärts geführt, wo der Nordhang dieser Höhe eine konkave Form annimmt, bei dem ersten Ansatz des Thales, welches scharf nach dem Saarbrücker Kirchhof zu abfällt. Dort wurden die Geschütze aufgefahren und auf Melstett gerichtet, wo einige preußische Geschütze noch feuerten, um die letzten Verteidiger des Exerzierplatzes los zu machen, die ihren Rückzug auf die andere Seite der Saar über die Eisenbahnbrücke bewerkstelligten. Zwei Salven unserer Batterie und einige Mitrailleusenschüsse gegen den Exerzierplatz machten dem Kampfe ein Ende. — Von den vier Regimentern, welche den Angriff durchgeführt hatten, war es das 66., welches die meisten Verluste gehabt hatte, infolge seines Platzes im Zentrum und des offenen Geländes, welches es beim Sturm auf den Winterberg durchschreiten mußte. — Die Verluste der Division Bataille waren 22 Tote und 64 Verwundete. — Seinerseits soll der Feind an 40 Mann verloren haben. — Gleich nach dem Gefecht wurden einige Compagnien auf Vorposten nach den Kuppen geschickt, die sich zu unseren Füßen aufbauten und Saarbrücken beherrschten. — Die Brigade erhielt Befehl, auf der Fläche des Reppertsberges, Front gegen die Saar, die Zelte aufzuschlagen; das 66. Regiment auf dem rechten Flügel des Lagers. Während dieser Zeit sahen wir uns das Gefechtsfeld an. — Unsere 12er Batterie verblieb auf dem schon bezeichneten Fleck in Stellung und wurde durch eine Brustwehr gedeckt. Am Abend mußte meine Compagnie wiederum als Bedeckung zu ihr, und verblieb dort bis zum nächsten Morgen; es schien uns dies eine sehr überflüssige Vorsicht zu sein, da die Batterie nach vorn durch die Vorposten gedeckt und außerdem unmittelbar durch das 200 m hinter ihr befindliche Lager geschützt war. — Der Abend wurde von den Truppen der Division ausgenützt, um sich auf den Höhen des Winter- und des Reppertsberges, sowie des Exerzierplatzes zu verschanzen. Aber eine Thatsache setzte uns in Erstaunen: daß man nämlich die Stadt Saarbrücken und die Übergänge über die Saar gänzlich unbesetzt ließ, obgleich der Feind überall sich zurückgezogen hatte.

Vor Saarbrücken.

Auf halbem Hange an dem abgerundeten, ganz Saarbrücken beherrschenden Bergvorsprunge, zwischen der Chaussee nach Forbach und dem Wege nach dem Rotenhause das Wohnhaus einer Privatbesitzung zeigte, dort zogen wir um die Mittagsstunde an Stelle der Compagnie des Kapitäns L . . . . auf Vorposten. Von diesem hohen Standorte aus, der sich gerade in der Verlängerung und auf 600 Meter von der Brücke oberhalb St. Johanns befindet, umfaßte unser Blick nach Ost und West das ganze Saarthal in einer Länge von 10 Kilometern, die Ortschaften St. Johann, Malstatt und Burbach, richtige Vorstädte von Saarbrücken. Auf dem andern Flußufer erhoben sich vor uns Höhen, deren mit Waldungen bedeckte Gipfel auf 3 bis 4 Kilometer die von uns besetzten Stellungen überragten.

Wir gewannen um so leichter einen Überblick über die Geländebildung im ganzen, unter militärischem Gesichtspunkt, als die bedeutendsten, von deutscher Seite her in Saarbrücken mündenden Straßen dort in Thälern zusammenlaufen, deren Achsen in ihrer Verlängerung genau die Richtung auf unsern Beobachtungspunkt haben: als da sind die Chausseen von St. Ingbert im Osten; von Neunkirchen (Chaussee und Bahn) im Nordosten; von Lebach im Nordosten und von Saarlouis (Chaussee und Bahn) im Osten.

Die Stadt Saarbrücken, deren Straßen sich zu unsern Füßen hinzogen, schien fast gänzlich ausgestorben. Einige wenige Patrouillen stiegen von Zeit zu Zeit aus unserem Lager dort hinab, aber ohne die Saar zu überschreiten. Sie hatten den Auftrag, den Soldaten des 2. Corps selbst den zeitweisen Aufenthalt in der Stadt zu verwehren, es sah aus, als fürchteten wir uns, dieselbe zu betreten. Und doch hielten wir die Stadt fortwährend unter unserem Feuer; keine einzige preußische Schildwache hatte es gewagt, sich nach dem Gefecht dort zu halten.

Während des ganzen Nachmittages, am 3. August, wurden wir von einer großen Zahl herumziehender Krämer behelligt, die von unserer Vorpostenlinie angehalten, um Durchlaß baten, angeblich um Dinge aller Art im französischen Lager zu verkaufen. Kapitän G . . . gab natürlich die Erlaubnis nicht; aber wir sahen jedesmal, wenn man ihnen eine abschlägige Antwort erteilte, diese selben Händler, die mehr oder weniger verdächtig waren, einen großen Umweg beschreiben, indem sie vor unseren Posten zurückgingen und auf anderen Wegen nach dem Plateau Zutritt suchten. — Wir schickten sie unsererseits nicht fort, ohne sie über ihre Kenntnis der Dinge auszufragen und aus der Gesamtheit ihrer Antworten ergab es sich, daß bedeutende deutsche Streitkräfte sich einige Wegstunden vor der Saar, an den Chausseen von Lebach, Neunkirchen und St. Ingbert, sammelten. — Ein Artillerieoffizier, der unsern Ausguck besuchte, um besseren Überblick über das Gelände zu gewinnen, teilte uns mit, daß ein vom 3. Armeecorps entlehnter Brückentrain seit vorgestern dem General Frossard zur Verfügung gestellt worden sei, behufs leichteren Überschreitens der Saar. Aber, fügte er hinzu, man ist hinsichtlich der Verwendung dieses Trains sehr in Verlegenheit, da dieser mittels der Eisenbahn von Metz nach Forbach geschafft wurde, ohne daß ein einziges, für seine Fortschaffung nötiges Zugpferd mitgeschickt worden war. Diese Thatsache allein, daß man den Brückentrain des 3. Armeecorps ohne ein Zugpferd nach Forbach geschickt hatte, würde hinreichen, die Verwirrung darzuthun, die in der Mitteilung der Befehle herrschte. Die Depesche, welche die Absendung dieses dem 2. Corps geliehenen Materials anzeigte, schloß mit den Worten an General Frossard, daß bei Mangel an Artilleriepferden die Pferde, die er zur Hand haben würde, aushelfen müßten. Wie wenn bei einem Vormarsch, — der einzige Fall, für den sich am 2. August die Verwendung des fraglichen Brückentrains voraussetzen ließ, — das 2. Corps imstande gewesen wäre, an Ort und Stelle die zur Bespannung des rollenden Materials erforderlichen Pferde und Geschirre ohne weiteres zu finden! — In der Nacht (gegen 2 Uhr morgens) wurde unsere Aufmerksamkeit plötzlich durch einen heftigen Knall erweckt, dem bald mehrere andere folgten. Es waren Granaten, welche unsere in Stellung befindlichen Batterien auf den gerade vor uns, nördlich der Stadt gelegenen Bahnhof warfen. Einige Minuten darauf folgte wieder tiefe Stille; aber da niemand von dieser Kanonade etwas vorher mitgeteilt war, hörten wir hinter uns das ganze Lager sich erheben und zu den Waffen eilen in dem Glauben, die Deutschen kehrten zum Angriff um.

Donnerstag, den 4. August, erhielt ich einen Brief von einem meiner Brüder, der auf meine Bitte mir von Paris aus einige Karten des Grenzgebietes schickte. Er schrieb mir, daß er zuerst in der Buchhandlung von Dumaine, dann im Kriegsministerium, mehrfach Schritte gethan hatte, mir Generalstabskarten 1 : 80 000 zu verschaffen, aber daß er überall eine ganz entschiedene Abweisung erfahren habe, da der allerbestimmteste Befehl im Augenblick der Kriegserklärung erlassen worden sei, jeglichen Verkauf von Karten einzustellen. Da er nun durchaus nichts Besseres auftreiben konnte, schickte er mir, was er eben gefunden

hatte. Als Gegenstück zu unserer vollständigen Armut an Karten und zu den Schwierigkeiten, auf die wir bei Beschaffung derselben stießen, ist es dienlich, daran zu erinnern, daß Ende Juli 1870 die deutsche Armee nahezu 150000 Blätter unserer Generalstabskarte 1 : 80000 erhalten hatte. Das würde schon zur Genüge die Verschiedenheit der Art und Weise erklären, mit der während dieses Feldzuges die großen und die kleinen Truppenkörper der gegnerischen Heere geführt wurden.

Am Mittag rückten wir von unsern Feldwachen ein. Kaum ins Lager zurückgekehrt, wurde ich zu Oberst Ameller berufen, der mir mitteilte, daß infolge des Todes des Lieutenants Debar, der vorgestern im Gefecht geblieben war, ich zum Befehlshaber „des Zuges der freiwilligen 66er Späher" ernannt worden sei. Ich dürfte, fügte er hinzu, aus Anlaß meines Spezialdienstes zu jeder Tages- oder Nachtzeit direkt zu ihm kommen. Er bat mich, mit ganz besonderer Sorgfalt über den Leuten dieses Zuges zu wachen, die, wie er sagte, die besten Soldaten des Regiments seien. Er lobte und empfahl mir insbesondere die beiden Sergeanten S ... und L ... Ich sagte sogleich dem Kapitän G ... Lebewohl und übernahm die Führung des Späherzuges.

Schon am Morgen des 5. Augusts hatten meine Kameraden erfahren, daß ich Karten von der Grenze erhalten hatte, und kamen, um sie einzusehen und sich ein Urteil über die Beschaffenheit der Gegend zu bilden, „in die wir nunmehr eindringen sollten." Ich empfing sogar den Besuch des Kapitäns V ...., des Adjutanten des Generals Bastoul, der mich gleichfalls bat, einen Blick in diese Karten thun zu dürfen; die seinigen, im Maßstabe 1 : 80000, die er uns zeigte, enthielten thatsächlich keinerlei Andeutung über die Bodenerhöhungen u. s. w. jenseits unserer Grenze, so daß sie für Saarbrücken, wo wir uns befanden, von keinerlei Nutzen waren. Diese Feststellung machte uns besorgt über die Unzulänglichkeit der Karten 2c., mit denen unsere Stäbe ausgerüstet waren. Dagegen, wie zum Ersatze, verteilte man uns am selben Tage eine amtliche, in Metz gedruckte Karte mit der Aufschrift: „Straßen, die nach dem Rhein führen." Diese Karte, kaum zwei Hände groß, sollte offenbar die von Thionville und von Metz an die Saar und darüber hinaus führenden Wege nachweisen. Sie trug keinen Vermerk über den Maßstab, war aber annähernd angefertigt nach 1 : 600000. Wir bemerkten an ihr mit Erstaunen, daß von dem Punkte aus, auf dem wir uns gegenwärtig befanden, keine der Straßen, welche thatsächlich um uns herum ausstrahlten, eingezeichnet war. Saarbrücken wurde dargestellt als ohne Landverbindung mit Lebach, Neunkirchen, Homburg, Zweibrücken, Bitsch oder Saargemünd. Wir fragten uns, zu welchem Zwecke man ein derartiges Papier austeile, das eher aus einer Rumpelkammer, als aus einem Generalstabsbureau zu stammen schien.

Am Nachmittage empfingen wir den Rest unserer Reservisten, denen man, gleich den erst Eingetroffenen, auf der Stelle die Handhabung des Chassepotgewehres beizubringen genötigt war. Auch traf von den afrikanischen Bataillonen unser neuer Oberstlieutenant Nopper ein. — Gegen 4 Uhr nachmittags lief ein seltsames Gerücht durch das Lager: man erzählte, daß wir im Begriffe seien, die Höhen von Saarbrücken zu räumen, um in der Richtung auf Forbach den Rückzug anzutreten. Diese Nachricht klang so erstaunlich, daß niemand ihr Glauben zu schenken vermochte. Da indessen dieses Gerücht eines bevorstehenden Rückzuges mehr und mehr Festigkeit gewann, so liefen wir nach Erkundigungen, und befragten im Vorübergehen einige Offiziere der anderen Waffen, darunter einen vom Genie und einen vom Generalstabe. Alle bestätigten uns die Kunde, ohne uns jedoch den Grund dafür mitteilen zu können. Nach dem, was am vorigen Tage die fliegenden Saarbrücker Händler uns mitgeteilt hatten, daß die deutschen Truppen sich vor uns in beunruhigenden Massen sammeln, fragten wir den Genieoffizier, ob man wenigstens vor unserem Abmarsch die Saar-Brücken sprengen werde, er antwortete, daß keinerlei Befehl weder zur Zerstörung der Brücken, noch zum Unterbrechen des deutschen Telegraphen gegeben sei, welcher ohne Hemmnis seit dem 2. August in Thätigkeit, während der drei Tage fortgesetzt mit den preußischen Truppenkörpern Verkehr gepflogen und sie Stunde für Stunde während ihrer eigenen Versammlung auf dem rechten Saarufer über alle unsere Bewegungen aufgeklärt hatte. Wir fingen an, durch diese Nachrichten traurig gestimmt zu werden, obgleich wir uns noch sträubten, ihnen zu glauben; um 6 Uhr abends aber erhielten wir Befehl, die Zelte abzubrechen, und um 7 Uhr den weiteren, uns in Bewegung zu setzen, und zwar in Rückmarsch auf Forbach.

Die Brigade, das 67. Linien-Regiment an der Spitze, formierte sich in Zugskolonne und stieg schweigend von diesen Höhen hinunter, welche sie vor drei Tagen mit solchem Kampfeseifer und froher Stimmung eroberte. Jeder marschierte, das Herz mit düsteren Vorahnungen erfüllt. Warum dem Feinde den Rücken zudrehen? Warum dieser Nachtmarsch, der einer Flucht ähnlich sah? Wohin gingen wir denn in aller Welt? — Nachdem wir einige Zeit querfeldein in dieser fruchtbaren Ebene marschiert waren, die sich am Fuße der Spicherer Höhen hinzieht, gingen wir halbrechts, um die Forbacher Chaussee zu gewinnen, wo wir uns mit der andern Brigade der Division Bataille vereinigten. Unsere Traurigkeit verdoppelte sich, als wir die Grenze überschritten, deren Marksteine wir dicht beim „Zollhause" bemerkten. Beim Passieren der goldenen Bremme fragten uns einige Landleute ganz erstaunt, wohin wir gehen und warum wir Saarbrücken räumen? Mehrere fügten voll Unruhe hinzu, daß, wenn wir fortgingen, die Preußen bald in ihre Höfe und Dörfer einbrechen werden. — Gegen 9 Uhr wurde die Nacht vollständig dunkel. Dichte Wolken bedeckten den Himmel. Ein feiner Regen begann zu fallen. Der Wind erhob sich. Die Pappeln an der Chaussee beugten sich unter den Windstößen. Einige Blitze, selten zunächst, dann mehr und mehr zahlreich, warfen ihre unheimlichen Lichter auf das düstere Bild. — Unsere Soldaten, sich gegen Wind und den Regen stemmend, kamen nur mühsam fort wegen der Hemmnisse, die sich bei jedem Schritte einstellten. Artillerie-Fahrzeuge, die sich in der Mitte der Chaussee bewegten, mischten sich in unsere Reihen, in denen sie Unordnung hervorriefen. Menschen, Wagen, Pferde marschierten bunt durcheinander; und diese wirre Masse bewegte sich finster und schweigend vorwärts, inmitten des Tobens des Orkans, des Peitschenknallens und des dumpfen Rollens der Geschützräder. — Gegen 10 Uhr kamen wir in Forbach an, nachdem wir nur 8 Kilometer in drei Stunden zurückgelegt hatten. Ohne Halt zu machen, durchschritten wir die Stadt. Der Regen, weit entfernt, aufzuhören, schien mit doppelter Heftigkeit zu strömen. Man ließ uns östlich einen hügeligen und von dichtem Gehölz umgebenen Weg einschlagen. Die Nacht schien uns noch schwärzer und gräßlicher. Nur mit Mühe vermochten wir zu unterscheiden, wo wir marschierten. An den Rändern der Chaussee mußte man sich vor den Gräben in acht nehmen oder vor der steilen Böschung des Dammes; hielt man sich nach der Mitte zu, so lief man Gefahr, gegen die Gespanne oder gegen die Räder der Artilleriewagen gestoßen zu werden. Endlich, gegen 11½ Uhr abends, machte man mitten in einem Waldthal Halt. Jedes Regiment sollte da, wo es sich befand, die Zelte aufschlagen und den Kaffee kochen. Aber da niemand zu uns geschickt wurde, um uns über das uns umgebende Gelände aufzuklären, so waren die Arbeitskommandos genötigt, quer durch das Dunkel und völlig auf gut Glück loszuwandern, um in den Gräben der Geländesenkungen Wasser zu schöpfen, das ihnen nötig war. — Um Mitternacht endlich war unser Lager notdürftig hergerichtet.

Schon um 4 Uhr morgens am 6. August wurde der Weitermarsch befohlen. Wir erklommen die Höhen, die uns zur Rechten lagen, und nachdem wir das Plateau von Kelschberg, östlich von Oetingen erreicht hatten, trafen wir von neuem Vorbereitungen, unser Lager wiederum aufzuschlagen. — Von dem Gipfel, den wir inne hatten, bemerkten wir Forbach auf zwei Kilometer in einem Grunde zu unserer Linken. Vor uns fiel eine Reihe von Hängen gegen Spicheren hin ab, und über ihnen, am Horizont, zeichneten sich die Saarbrücker Höhen ab, deren wir gestern Abend noch Herr waren. — Wir unterschieden auf der Spicherer Hochfläche das Lager der 3. Division (Laveaucoupet) und westlich von Forbach, an der Straße nach Saarlouis, das der 1. Division (Vergé), von der eine Brigade bei Stiring belassen worden war. — Am Morgen verteilte man uns Heftchen mit dem Stempel des Generalstabes der Rheinarmee und mit der Aufschrift: „Technische Instruktionen." — Zugleich erfuhren wir, daß der Marschall Bazaine das 2., 3. und 4. Armeecorps unter seinem Befehle vereinigte.

Die Schlacht von Forbach.

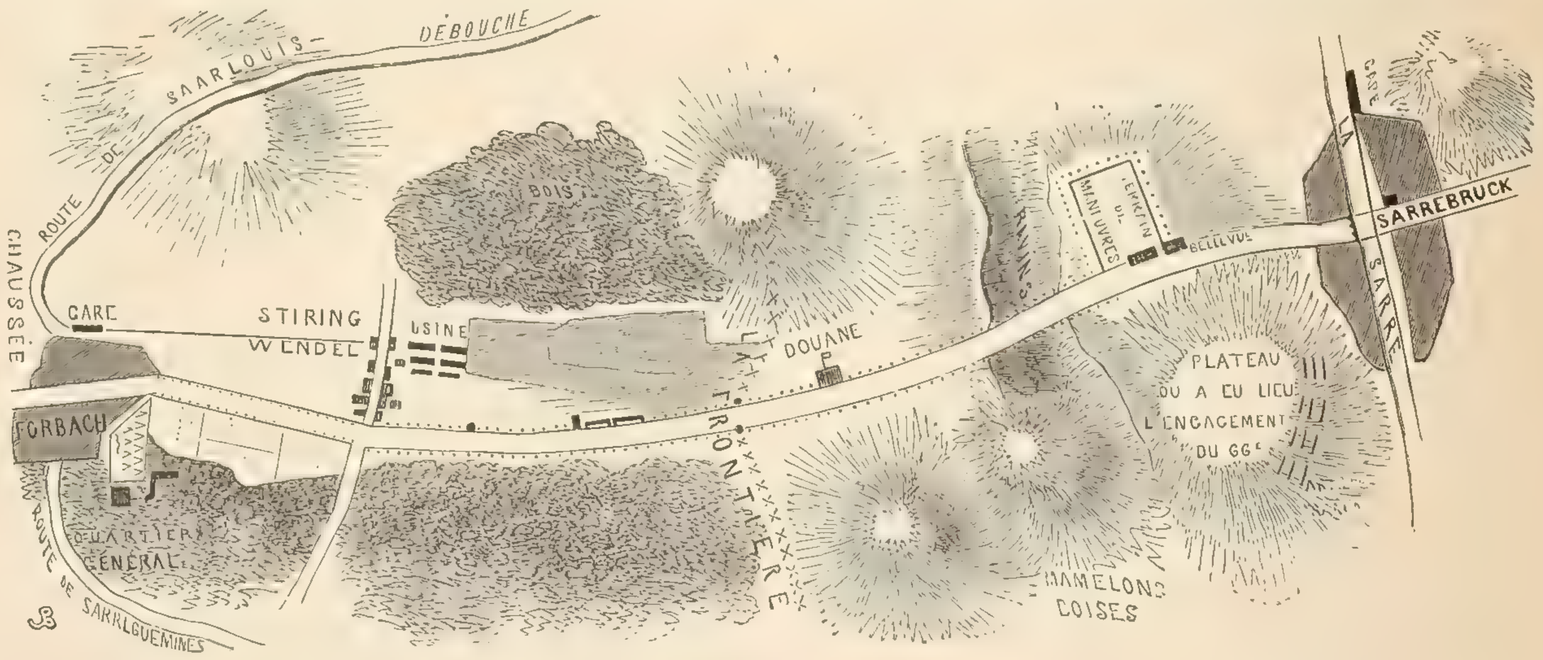
Sonnabend, den 6. August, gegen 10 Uhr morgens hörten wir plötzlich, in der Richtung von Saarbrücken, einige Kanonenschüsse in

ziemlich langen Pausen. Obgleich wir dieser Kanonade noch keine besondere Bedeutung beilegten, wiesen wir unsere Leute doch an, keine Zeit zu verlieren, um ihre Waffen zu reinigen und die Suppe zu essen, damit sie für alle Vorkommnisse bereit seien. — Gegen 11 Uhr vormittags wiederholten sich dieselben Detonationen und vervielfältigten sich in immer kürzeren Zwischenpausen. Um nicht von den Ereignissen überrumpelt zu werden, schickte General Bastoul, der sich stets in unserer Mitte befand, einen seiner Offiziere zum General Bataille, der in Forbach verblieben war, um von ihm Weisungen zu erbitten. — zu packen. Oberst Ameller, der seine Pferde im voraus hatte satteln lassen, galoppierte die Front entlang und schrie: „Es ist befohlen, die Zelte und Tornister zurückzulassen und ohne eine Minute Verzögerung abzurücken.“ Gleichzeitig ließ er „Marsch“ blasen für das Regiment. Da der Späher-Zug sich schon unter den Waffen befand setzte der Oberst ihn an die Spitze des Regiments und gab Spicheren als Marschziel. Die Kolonne bestand aus dem 66. und dem 67. Regiment, einer Batterie und einem Bataillon des 23. Linienregiments. Zu gleicher Zeit rüstete sich die erste Brigade unserer Division, unter dem unmittelbaren Befehl

Das französische 66. Regiment im Anmarsch auf Forbach.

Gegen Mittag brachte dieser Offizier die Antwort des Divisionsgenerals und sagte, während er bei einer Gruppe 66er Offiziere vorbeikam: „Das hat nichts zu bedeuten. Es ist unsere Artillerie, welche den Saarbrücker Bahnhof in Brand schießt.“ — Da aber der Geschützdonner immer lebhafter wurde, konnten sich einige von uns nicht enthalten, die Bemerkung zu machen: „Jetzt schießt man seit zwei Stunden auf diesen armen Bahnhof, der bereits vor drei Tagen bombardiert Generals Bataille, im Verein mit den beiden anderen Batterien der Division auf Stiring-Wendel vorzugehen. Die Pionier-Compagnie und das 12. Jägerbataillon sollten zur Bewachung des Lagers auf ihren Plätzen verbleiben. Die Spitze der 66er Kolonne stieg von der Hochfläche von Ötingen gegen die Straße Forbach-Behren hinab, und da an dieser Stelle der Weg fast rechtwinklig zu unserer geplanten Marschrichtung lag, so suchten wir einen Querweg auf Spicheren zu. Da

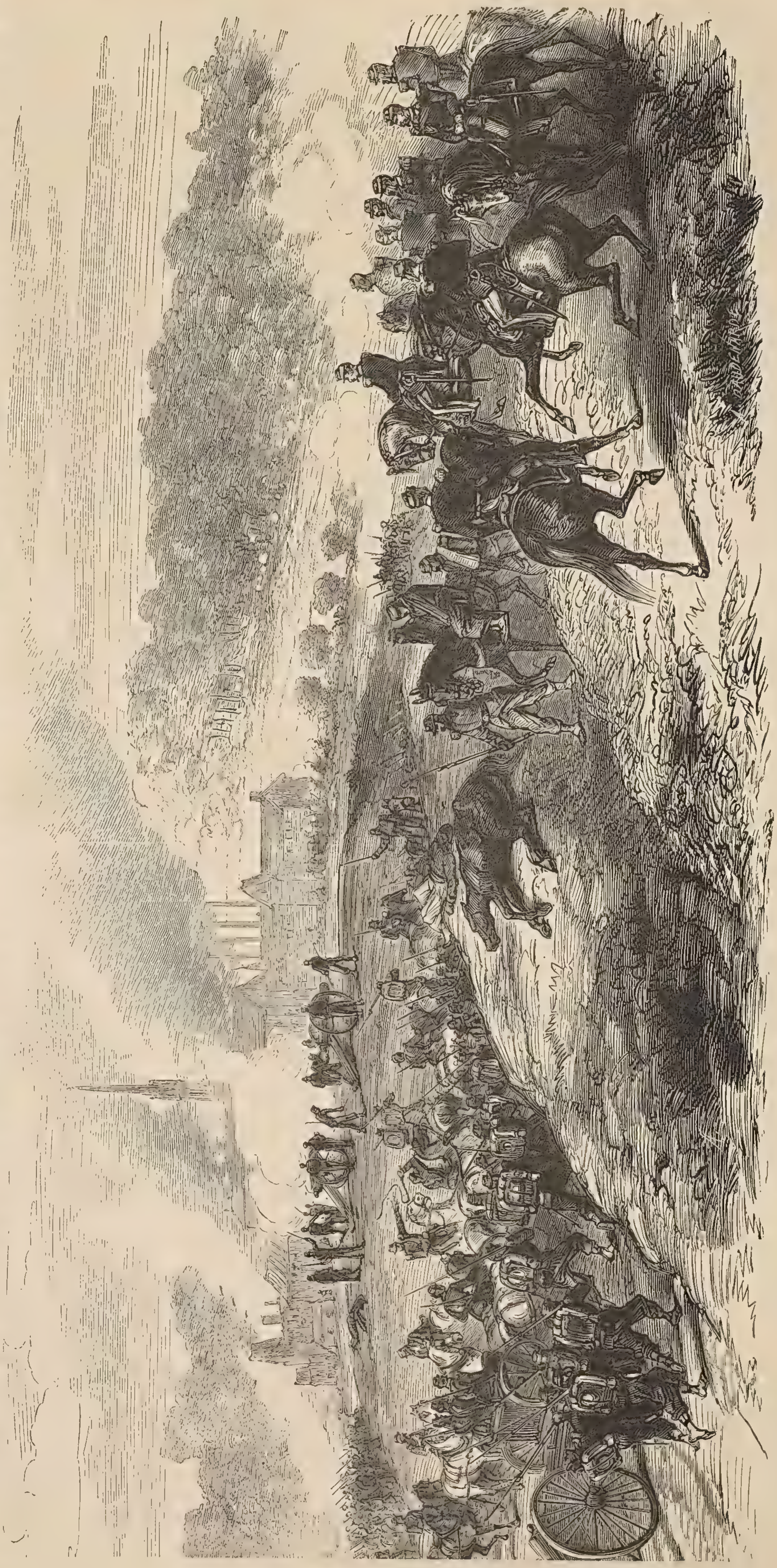
Route de Saarlouis: Straße nach Saarlouis.
„ „ Sarreguemines „ „ Saargemünd.
Debouché: Ausgang der Straße.
Gare: Bahnhof.
Usine: Hüttenwerk.
Bois: Wald.
La Frontière: Grenze.
Douane: Zollhaus.
Mamelons Boisés: mit Wald bewachsene Hügel.
Ravins: Schlucht.
Terrain de Manoeuvres: Exerzierplatz.
Plateau, auf welchem das 66. Regiment ins Feuer kam.



(Französischer) Plan der Schlacht bei Forbach (Spicheren).

worden ist; wenn der nun noch nicht zu Staub zerrieben ist, dann muß er recht hübsch solid gebaut sein!“ Bald vernahmen wir, dank dem Wiederhall an den uns umgebenden Höhen, ganz deutlich mehrere Gewehrsalven. Oberst Ameller, der immer besorgter erschien, kam zu dem Späher-Zuge und sagte zu mir: „Da ich selbst nicht von hier fort kann, so rücken Sie, bitte, in der Richtung nach Spicheren ab, um sich zu vergewissern, was da hinten vorgeht; mir kommt die Sache sehr verdächtig vor.“ — In dem Augenblicke, wo wir abmarschieren wollten, so gegen 12½ Uhr mittags, sahen wir auf der Straße von Forbach einen Offizier der Division heransprengen, der sofort den General Bastoul zu sprechen verlangte und hinzusetzte: „Es wird aufgebrochen.“ — Schleunigst wurden die Zelte umgelegt und man begann die Tornister wir weder eine genaue Karte, noch einen ortskundigen Führer hatten, entschlossen wir uns, nach Gutdünken querfeldein abzuschneiden — und um die Waldungen zu vermeiden, folgten wir den Wiesen, die den Grund der beiden Thäler — eins im Südwesten, eins im Nordwesten von Etzling — bilden. Unglücklicherweise brachte uns das von Hecken und Gräben durchschnittene Gelände, — hier und da schwerer Ackerboden, — die sehr eilige Gangart, die man uns vom Aufbruche an zugemutet hatte, endlich die niederdrückende Sonnenhitze bald außer Atem. Andererseits aber ließ uns das verdoppelte Geschütz- und Gewehrfeuer, das wir vernahmen, keinen Zweifel über die Lebhaftigkeit des entbrannten Kampfes. Und der Gedanke, daß man auf unsere Unterstützung warte, gab uns unsern ganzen Mut wieder. Mitten in dem

zweiten, westlich von Etzling liegenden Thale angelangt, sahen wir den General Bastoul, der zur Geländeerkundung der Kolonne vorausgeeilt war, im Galopp auf uns zurückkommen und uns Zeichen zur Beschleunigung unseres Marsches machen. Sobald sein Ordonnanzoffizier, mein Kamerad L. F., mich an der Spitze der Kolonne bemerkte, kam er heran und sagte mir mit leiser Stimme: „O mein Lieber, wir sind eben im Begriff, eine Pille einzunehmen! ... Die Preußen, welche die Saar überschritten haben, sind bereits am Fuße des Spicherer Berges.“ Nach den Weisungen des Generals Bastoul erstiegen wir den Westrand des Pfaffenberges, von dessen Höhe aus wir vorwärts von Spicheren und Stiring die Ebene mit preußischen Schützen bedeckt sahen; die im Rücken durch mehrere Batterielinien und durch zahlreiche Reserven unterstützt wurden. Dieser Anblick rief in unseren Reihen lebhaftes Murren hervor, mit dem sich der Ärger, unsere Stellungen von gestern in den Händen des Feindes zu sehen, mit der Erbitterung mischte, welche der Durst nach Rache in uns anfachte. — Als die Spitze der Kolonne zwischen dem Forbacher Berg und Spicheren angekommen war, gab Oberst Ameller das Zeichen, den Marsch zu verlangsamen, um den Truppenteilen der Kolonne die Wiederherstellung der Ordnung und die Verkürzung der übermäßig auseinandergezerrten Marschlängen zu ermöglichen ... Unterdessen sahen wir das 67. Regiment schräg nach links hinüberziehen, um die gewundenen und beholzten Ränder des Spicherer Waldes zu besetzen. — Ein Bataillon vom 66. wurde nach derselben Seite geschickt, um das 67. Regiment rechts zu verlängern und die Zuwege nach der „Baracke Mouton“ zu beobachten. Ein weiteres Bataillon 66er wurde nach vorwärts geschickt, um die Verteidiger des Rotenberges zu verstärken. Das dritte Bataillon 66 und das eine Bataillon 23 marschierten halbrechts ab zur Verstärkung der Brigaden Doëns und Micheler, welche den Gifert-Wald verteidigten. Was den 66er Späherzug anbetrifft, so ließ mir Oberst Ameller die Auswahl einer vorgeschobenen Stellung, von wo ich die Geschicklichkeit meiner Musterschützen bestmöglich ausnutzen könne. Demgemäß begaben wir uns im Laufschritt bis an den äußersten Rand der bewaldeten Kuppe, welche die Goldene Bremme beherrschte, — eine Stellung, von der aus man die Saarbrücker Chaussee und das ganze Thal nordöstlich Stiring-Wendel bestreicht. Aus dieser Richtung hörte man übrigens das lebhafteste Feuer. Als wir den Nordrand des Forbacher Berges passierten, sahen wir auf der kleinen, nahe an der Südwestspitze des Gifert-Waldes liegenden Anhöhe einen Teil der Artillerie der Division Laveaucoupet in Stellung. Ein Artillerie-Offizier von dort kam zu uns, um uns zu fragen, ob nicht die ganze Artillerie unserer Division uns folgte? Auf unsere



Schlacht bei Forbach (Spicheren) am 6. August 1870, aufgenommen von der Stiring-Wendel beherrschenden Anhöhe aus.

Entgegnung, daß von den drei Batterien zwei nach Stiring marschiert seien, beklagte der Offizier diese Anordnung lebhaft. Und in der That, während man fast unsere gesamte Artillerie in den engen Stiringer Grund hineinstopfte, waren die wenigen Batterien auf der Hochfläche, welche — verstärkt — dem Angreifer den größten Schaden hätten zufügen können, im Stiche gelassen, ohne Hilfe und Munition. Die letzterwähnten Batterien, die schon länger als 3 Stunden feuerten, waren genötigt, ihr Feuer zu verlangsamen, indem sie die Hoffnung verloren, die stets wachsende Überzahl der vorwärts des Exerzierplatzes und des Reppertsberges gestaffelten feindlichen Batterien zu besiegen. — Die der Brigade Bastoul gefolgte Batterie schloß sich ihrerseits der an der Südwestspitze des Gifert-Waldes stehenden Artillerie an. — Auf 300 Meter südlich des „Zollhauses" entwickelt sich der 66er Späherzug zur Schützenlinie. Jeder Mann, „gut gedeckt" hinter einem Baum, beginnt ein wohlgezieltes „Einzelfeuer" auf die feindlichen Schützen, welche vor ihnen aus dem Südostrande des Stiringer Waldstücks herauszutreten suchen. — Unter den Kugeln dieser „Späher" und der zu unserer Linken entwickelten Bataillone wurde das zwischen Stiring und der Folster Höhe gelegene Thal bald mit Leichen übersät. — Von unserem vorspringenden Punkte aus (300 Meter südlich des Zollhauses) bot der Kampf gegen 3 Uhr nachmittags folgendes Bild: Rechts von uns, auf dem Plateau, hatte sich ein sehr heftiges Feuergefecht der Infanterie im Gifert-Walde entsponnen; jedoch hielten unsere Truppen dem Anschein nach noch weithin die beherrschenden Punkte im Besitz. Die nahe der Südwestspitze des Gifert-Waldes haltende Batterie schien erschöpft und fast mit ihrer Munition am Ende. In der rechten Flanke zwar durch den Waldrand gedeckt, hatte sie viel zu leiden durch die Schrägschüsse, die ihr die östlich des Drahtzuges aufgestellten feindlichen Batterien zusendeten. Die Geschosse dieser letzteren gingen schräg an uns vorbei, und mit gepreßtem Herzen sahen wir sie fast bei jedem Schlag mitten in unsere Geschütze und deren tapfere Bedienungsmannschaften einfallen. — Was unsere gerade auf dem Vorsprung des Rotenberges selbst stehende Batterie anbetraf, so schien sie außer stande, weiter zu kämpfen unter dem umfassenden Feuer, das sie gleichzeitig vom Drahtzug und vom Galgenberg erhielt. Unsere Schützen, wohl gedeckt in den stockwerkartigen Schützengräben, mit denen sie diesen Vorsprung gekrönt hatten, unterhielten fortgesetzt ein kräftiges Feuer gegen die Angreifer in der Ebene. Letztere, bei denen wir deutlich Schützenlinie, Soutiens und Reserven unterscheiden, scheinen einer doppelten Einwirkung zu folgen. Während diejenigen, welche vom Exerzierplatze und vom Galgenberg herabstiegen, nach und nach gegen Südwesten und das Stiring-Wendel-Thal sich wandten, bogen die anderen, vom Winterberge Kommenden in entgegengesetztem Sinne, d. h. gegen Südosten aus, um den Gifert-Wald anzugreifen. — Inmitten dieser doppelten Strömung glich der Vorsprung des Rotenberges einem Felsen, welcher die Fluten eines Stromes in zwei gesonderte Arme scheidet. Es ist einleuchtend, daß der Feind, da er diesen Punkt durch einen Frontalangriff zu nehmen nicht imstande war, ihn zu umklammern und in den Flanken zu fassen suchte. Bei ihrem Auseinanderstrahlen bemühten sich die Deutschen, den Zwischenraum zwischen beiden Angriffs-Abteilungen durch eine lange Linie eingeschobener Batterien auszufüllen. — Vor uns, gegen Nordosten, bedeckte sich der Rand des Stiringer Waldstückes mit immer zahlreicher erscheinenden feindlichen Schützen; aber diese wagten es nicht, herauszukommen beim Anblick der Leichen, mit denen die Senkung an der Goldenen Bremme bedeckt war. — Zu unserer Linken und ein wenig rückwärts prägten Angriff und Verteidigung der Zugänge von Stiring-Wendel dem Kampf einen immer heftigeren Charakter auf. Vorwärts des Ortes sahen wir die Artillerie der 1. Division (Vergé) sich allmählich ausdehnen, dank dem Hinzukommen mehrerer Reservebatterien, und ein äußerst heftiges Feuer gegen die auf dem Galgenberge befindliche preußische Artillerie eröffnen. Leider vermochte unsere Artillerie nichts gegen die feindlichen Schützen, welche mit stetig anwachsenden Massen in den Stiringer Wald eindrangen. — Wir bemerkten von unserer erhöhten Stellung aus, daß die Soutiens dieser Schützen, anstatt ungedeckt den Rand der Folster Höhe zu überschreiten, sich unserm Blick und Schnellfeuer entzogen, indem sie dem Drahtzug-Engweg folgten, der ihnen einen freien Übergang öffnete, um sich in das dichte Unterholz des Stiringer Waldes zu werfen .... — So wie der Kampf gegen 3 Uhr nachmittags sich entwickelt hatte, konnte derselbe offenbar sich noch zu unsern Gunsten wenden. Der Ungestüm des Feindes hatte nachgelassen, besonders gegenüber dem Rotenberge. Er schoß nur noch schwach — und schien zu zögern und Verstärkungen zu erwarten, um den Kampf fortzusetzen. Wenn wir, unsrerseits, endlich die von jedermann mit Ungeduld erwarteten Reserven erhielten, dann bezweifelte keiner von uns, daß ein kräftig und einheitlich geführter Vorstoß alle preußischen Truppen, die das Saarthal bereits überschritten hatten, in dasselbe wieder hineinzuwerfen imstande sein würde. — Nach vergeblichem und peinlichem Abwarten stellten wir fest, daß niemand uns zu Hilfe kam, während wir von den Saarbrücker Höhen immer neue Reserven herabsteigen sahen. — General Bastoul, der wohl erkannte, daß diese Lage gefährlich zu werden drohte, schickte einen seiner Offiziere auf die Suche nach dem General Bataille, um von ihm Verstärkung zu erbitten und den Befehl zu gemeinsamem Angriff zu erwirken. — Weit entfernt, diese Bitte zu gewähren, schien General Bataille, der in Stiring mit den Generalen Frossard und Vergé zusammengetroffen war, auf nichts mehr bedacht zu sein, als auf die Verteidigung dieser Ortschaft. Gerade in dem Augenblick, wo wir Hilfe erwarteten, gab er dem links von uns befindlichen 67. Linien-Regiment den Befehl, in das Thal hinabzusteigen, um an dessen Verteidigung sich zu beteiligen. Die Truppen der Spicherer Höhen, des Schlüsselpunktes der Stellung, waren von nun ab in der Minderzahl und ohne Verbindung mit dem in das enge Stiring-Wendel-Thal hineingestopften Gros unserer Streitkräfte. — Gegen 5½ Uhr nachmittags sahen wir plötzlich eine starke Kolonne deutscher Reiterei von den Saarbrücker Höhen herab- und auf uns zukommen, indem sie den Rotenberg zu ihrer Linken ließ. Als diese Kavallerie etwa bis auf 800 Meter an das Zollhaus herangekommen war, eröffneten unsere sämtlichen Schützen ein höllisches Feuer auf sie, das sie zum Halten, dann zur Umkehr veranlaßte. Sie warf sich darauf an den Fuß der Steilböschung des Rotenberges, an dessen Nordrand sie sich entlang schlängelte und entschwand unseren Blicken, nicht, ohne ihren Weg mit zahlreichen Toten und Verwundeten besät zu haben. — Gegen 6 Uhr abends begann der Kampf mit neuer Erbitterung seitens des Feindes, welcher, beträchtlich verstärkt, sich zu einer äußersten Anstrengung anzuschicken schien. Um diesen neuen Angriff zu verschärfen, gingen mehrere seiner Batterien vom Drahtzug und vom Galgenberg um 800 Meter vor und breiteten sich auf der Folster Höhe aus. Von dieser nahen Stellung aus vernichteten sie durch ihr Flankenfeuer unsere Batterien des Rotenberges vollständig. Wir sahen zu gleicher Zeit einige feindliche Schützen die Nordhänge des Vorsprunges erklettern und glücklich den Rand gewinnen, von wo aus sie kühn, auf 300 Meter, das Feuer gegen die Verteidiger des Plateaus und des Gifert-Waldes eröffneten. Zu mehreren Malen wurden diese vorgedrungenen Schützen von vereinzelten Abteilungen mit dem Bajonett angefallen und vom Rande hinabgeworfen. Aber da aus Mangel an Einheitlichkeit und oberer Leitung diese Vorstöße immer ohne Erfolg blieben, so krönte die preußische Infanterie bald den Bergvorsprung und behauptete sich dort. — Währenddessen war das unaufhörlich zu unserer Rechten, im Gifert-Walde widerhallende Infanteriefeuer langsam uns näher gerückt. Die beiden Bataillone 66 und das eine 23., welche den Brigaden Doëns und Wicheler als Verstärkung zugesandt waren, wurden an den Rand dieses Waldes zurückgedrängt, überwältigt von der stets wachsenden Zahl der Angreifer. Die Zugänge zu dem Vorsprung, der von nun ab ohne Unterstützung gelassen und allem konzentrischen Feuer aus der Niederung ausgesetzt war, fielen endgültig in die Hände der preußischen Infanterie, in deren Gefolgschaft ein Geschütz es fertig brachte, sich auf dem Gipfel des Rotenberges aufzupflanzen. Wir hörten das Hurra, welches dieser Erfolg in den Reihen des Feindes hervorrief; bald fegen andere, neben dem ersten auffahrende Geschütze das ganze Plateau bis zu den Eingängen von Spicheren hin. Unsere Artillerie, decimiert, und am Ende mit ihrer Munition, zog sich nach verzweifeltem Widerstande nach dem Forbacher Berge zurück. — Günstiger gestellt, als die Verteidiger des Plateaus, welche infolge der beengten Geländeverhältnisse nicht den zur Entwickelung notwendigen Raum finden konnten, deckten wir mit unserem Schrägfeuer die feindlichen Schützen zu, welche bereits die mit Bäumen bestandenen

Hänge, die den Nordwesthang des Vorsprunges bilden, erstiegen. Aber da wir unsrerseits uns von andern Truppen umfaßt sahen, welche von der Südecke des Stiringer Waldstückes aus sich in die Baracke Mouton und den Rand des Spicherer Waldes eingedrängt hatten, so sahen wir uns genötigt, um nicht eingeschlossen zu werden, in die Mitte des Hanges hinaufzusteigen, indem wir dem am Forbacher Berg mündenden Fußpfad folgten ..... — Die Thatsache bemerkend, daß die Verteidigung in dieser Richtung, — infolge der so bedauerlichen Abberufung des 67. Regiments nach Stiring — merkbar an Kraft verloren hatte, wurde der Feind immer kühner, und indem er endlich in Massen aus dem Stiringer Waldstück heraustrat, schob er seine Linien gegen den Spicherer Wald vor, um unsere so geschwächte Mitte zwischen Stiring und dem nördlichen Teil der Spicherer Höhen zu durchbrechen. — Während zu unserer Rechten die Verteidiger des Gifert-Waldes in die 600 Meter nordöstlich Spicheren gelegene Thalschlucht zurückgeworfen wurden, woselbst sie in einzelnen Teilen einige Bajonettangriffe unternahmen, sahen wir unsre Linke mehr und mehr von den Angreifern des Spicherer Waldes umfaßt. — Wir unterschieden auf der anderen Seite, 1500 Meter vor uns, die 7 preußischen Batterien, welche jetzt den langgestreckten Rücken der Folster Höhe krönten, einer Höhe, die allerdings von unserem Plateau aus übersehen wurde. Mit ihrem heftigen und unaufhörlichen Feuer vernichteten einige jener Batterien die letzte Verteidigung von Stiring-Wendel, — die anderen bestrichen mit ihren Granaten und ihren Shrapnels die Spitzen des Plateaus, von der Südwestspitze des (ganz in der Gewalt der preußischen Infanterie befindlichen) Gifert-Waldes bis zu den oberen Hängen des Spicherer Waldes. — Zu spät das Loch bemerkend, das er durch Entblößung unserer Verteidigungslinie an dieser Stelle verursacht hatte, schickte General Bataille dorthin von Stiring aus zwei Bataillone des achten Linien-Regiments. Aber diese Bataillone, — ohne Richtungspunkt in ein bergiges und bewaldetes Gelände, das sie nicht kannten, hineingeworfen inmitten eines äußerst heftigen Kampfes, in dem sie sich nicht zurechtfinden konnten, waren außer stande, dem Gefecht eine günstigere Wendung zu geben. Sie fluteten bald bis zu der Höhe des Forbacher Berges zurück. — Indessen gingen gegen 7 Uhr abends einige Kompagnien dieser Bataillone, von ihren Offizieren fortgerissen, vorwärts, stiegen die an der Goldenen Bremme mündende Kuppe hinab, und es gelang ihnen in der That auch, ein deutsches Jägerbataillon bis an den Fuß der Hänge zurückzutreiben. Aber dieser erste Teilerfolg konnte leider keinen dauernden Erfolg haben, in Anbetracht der Schwächung unserer Schlachtlinie, deren letzte Reserven nach rechts hin beordert waren, um einen letzten Vorstoß gegen den Gifertwald zu unternehmen. Trotz des heldenmütigen Beispiels der Generale Laveaucoupet und Bastoul, — des Generals Micheler, der, den Degen in der Faust, inmitten seiner Soldaten kämpft, — des Generals Doëns endlich, der, tödlich getroffen, fiel — die ihnen entgegenstehenden Kräfte waren so in der Überzahl, daß diese letzte Kraftanstrengung bald völlig erlahmte. Zu unserer Linken verzichtete das auf die Goldene Bremme zurückgeworfene deutsche Jägerbataillon darauf, seinen Angriff direkt zu wiederholen, und ging schräg nach Südwesten auf der Forbacher Chaussee, um sich in den Spicherer Wald zu werfen, dessen Steilhänge es im Gehölz erklomm, indem es die dort befindlichen Truppen verstärkte. Letztere, in Höhe des Forbacher Berges aus dem Walde heraustretend, zwangen von dieser Seite her unsere Artillerie zum Rückzuge. Wir selbst, zur Linken durch diesen neuen Angriff umfaßt und auf dem Plateau die preußischen Truppen näher und näher an Saarbrücken heranrücken sehend, — wir waren genötigt, uns gegen den Pfaffenberg zurückzuziehen, woselbst schon von allen Seiten die erschöpften Truppen der Division Laveaucoupet und der Brigade Bastoul zusammenströmten. Die Wegnahme des Forbacher Berges durch die Deutschen entschied gegen 7½ Uhr abends das endgültige, unabänderliche Verschwinden der Verteidiger des Plateaus von Spicheren und derer des Engweges von Stiring .... — In dieser mißlichen Lage blieb dem 2. Armeekorps nur eine einzige Hoffnung, der Niederlage zu entgehen, nämlich die, endlich zu seinem Beistande eine oder zwei der sieben anderen Divisionen herbeieilen zu sehen, die gleich ihm den Befehlen des Marschalls Bazaine unterstellt waren, — und wäre es auch nur, um am nächsten Morgen den Kampf wieder aufzunehmen. Es war diese allerletzte Hoffnung, ich möchte sagen, diese beinahe völlige moralische Gewißheit, was uns seit mehreren Stunden aufrecht erhält. Aber als es offenkundig wurde, daß durch ein unerklärliches Verhängnis diese letzte Rettungsaussicht uns genommen, da erkannten die Mutigsten, daß die Schlacht verloren sei. Dem Kampfgetöse folgte nach und nach die Stille der Nacht. Aus der Richtung von Stiring-Wendel allein vernahmen wir, mit Pausen, einige an Zahl stets abnehmende Gewehrschüsse, — es war der letzte Wiederhall eines erbitterten Streites, der seit fast zwölf Stunden währte. — Gegen 9 Uhr abends schickte Oberst Ameller den Befehl, uns mit dem Regiment zu vereinigen, das sich auf den Nordhängen des Pfaffenberges, 400 bis 500 Meter südlich Spicheren sammelte. — Um die Aufmerksamkeit des Feindes nicht zu erregen, welcher noch immer die Hänge des Plateaus erkletterte, hieß der Oberst sich alle auf den Boden legen und empfahl möglichste Unbeweglichkeit. Unterdessen ordneten sich, soweit das angängig, die Regimenter der Division Laveaucoupet auf der Verlängerung der Südostränder des Pfaffenberges, Front gegen die Straße Alsting-Spicheren. — In der Stille der Nacht hörten wir deutlich die Kommandos der preußischen Offiziere, welche mit dem Sammeln ihrer zahlreichen, ganz durcheinander gewürfelten Kompagnien beschäftigt waren, deren vorderste Linien sich an gewissen Stellen nur bis 200 Meter uns gegenüber befanden. — Weiterhin erhob sich in bestimmten Zwischenzeiten langgezogenes Rufen, welches unsre Traurigkeit verdoppelte und uns die Thatsache unsrer Niederlage in aller ihrer Bitterkeit fühlen ließ. Das waren die begeisterten Hurras, welche nacheinander die deutschen Truppen in dem Augenblicke ausstießen, wo sie die Grenze zwischen den auf der Forbach-Saarbrücker Chaussee stehenden Marksteinen überschritten. Gegen 9½ Uhr abends waren die drei Bataillone 66er so ziemlich wieder formiert; aber ihre Streiterzahl hatte sich merklich verringert. Mehrere Kompagnien hatten nur die Hälfte ihrer Mannschaften gesammelt. Das kam daher, weil die Einheiten nicht nur der Kompagnien und Bataillone, sondern auch der verschiedenen Regimenter derartig untereinandergemischt waren, daß viele Leute, welche nicht wußten, wo ihr Regiment sich befand, ohne Ordnung und Orientierung auf dem Schlachtfelde umherirrten. Auf diese Weise fiel eine Anzahl der letzteren in die Gewalt des Feindes. — Von den Offizieren fehlte ein Fünftel beim Aufruf. Wir hatten 12 verloren und zwar 2 Kapitäne tot, 2 Lieutenants tödlich verwundet, 1 Major, 2 Kapitäne, 5 Lieutenants verwundet. — Gegen 10 Uhr abends erhielt das 66. Regiment den Befehl zum Rückzuge. Nach und nach in schmalere Front abbrechend, fädelten sich seine Kompagnien traurig und schweigsam in die Straße von Etzling ein, ohne daß der Feind in irgendwelcher Weise uns auf dem Marsche zu beunruhigen suchte.... — Gegen 10¼ Uhr abends kam das 66. Linien-Regiment in Etzlingen, einem kleinen Dorfe etwa 2 Kilometer südlich von Spicheren, an. Der General Bastoul marschierte an der Spitze der Kolonne, und suchte durch seine ruhige und sichere Haltung den Mut aller zu heben. Da er nicht wußte, nach welchem Sammelorte der Rückzug hingeleitet werden sollte, noch, was aus dem anderen Regiment seiner Brigade geworden war, (dem 67., welches ohne sein Vorwissen zur Verteidigung von Stiring-Wendel berufen worden), schickte der General Bastoul die beiden Offiziere seines Stabes zum Einziehen von Erkundigungen ab. Aber inmitten der Nacht und der Hohlwege, in denen wir uns befanden, konnten diese Offiziere nur das Eine feststellen, daß nämlich parallel mit uns und östlich die Truppen der Division Laveaucoupet marschierten, die ebenfalls aufs Geratewohl die Richtung nach Süden eingeschlagen hatten. Auf Grund dieser Nachricht faßte der General Bastoul den Entschluß, seinen Marsch auf Behren fortzusetzen, in der Absicht, das Plateau von Oetingen wieder zu gewinnen und dem 66. Regiment zu gestatten, dort seine Tornister und seine Zelte in dem am heutigen Morgen so überstürzt verlassenen Lager wieder aufzunehmen. Darüber um seine Meinung befragt, billigte Oberst Ameller diese Absicht lebhaft und bemerkte, daß das beste Mittel, sich mit dem 67. Regiment und dem Rest unserer Division wieder zu vereinigen, darin bestehe, nach Forbach heranzuschließen. Als wir um 11 Uhr abends in Behren eintrafen, sahen wir zu unserer Rechten eine lange Infanterie-Kolonne sich nähern, die nichts anderes war, als die Spitze der 1. Division (Vergé). Wir erfuhren jetzt, daß

der Feind bereits dicht bei Forbach stehe, daß, um dessen Verfolgung zu entgehen, diese Division den Befehl erhalten habe, ohne den geringsten Aufenthalt nach Saargemünd zu marschieren, und daß der Rest der Division Bataille „wahrscheinlich" denselben Weg verfolge. — Daraufhin nicht ohne tiefes Bedauern auf seinen ersten Plan, unser gestriges Lager zu berühren, Verzicht leistend, glaubte General Bastoul — vollständig ohne Befehle gelassen für seine Truppe, — der Bewegung der Division Vergé sich anschließen zu müssen, welche ihren Weg auf Lixing fortsetzte.

Es war etwa 1 Uhr morgens, am Sonntag, den 7. August, als das 66. Regiment sich hinter der Division Vergé in diesen Weg auf Lixing einfädelte. Der Marsch dieser endlosen Kolonne war so beschwerlich und so langsam, daß die Morgendämmerung anbrach, bevor wir über Lixing hinaus waren. Es erhub sich da um uns ein so dichter Nebel, daß wir auf 100 Schritte nichts unterscheiden konnten. Um eine Überraschung in unserer linken Flanke zu verhüten, erhielten zwei Compagnien des Regiments den Befehl, sich nach dieser Seite zur Plänklerkette zu entfalten. Diese beiden Compagnien marschierten auf der Mitte der nach Norden ansteigenden Hänge in der Richtung von Brandenbusch und gelangten wieder in das Saarthal über Großbliedersdorf debouchierend. Aber das Gelände war so schwierig, daß, als beim Heraustreten aus diesem Ort die beiden Compagnien wieder über den Lixinger Bach kamen, das Regiment schon längst in das Saarthal hineingestiegen war und die Saargemünder Chaussee eingeschlagen hatte.

Immerwährend marschierend, ohne jegliche Rast, aber unter stetigen Störungen, erhielt unsere Kolonne gegen 6 Uhr morgens den Befehl, einen Halt zu machen, um Munition zu empfangen. In der That fuhr ein Patronenwagen durch unsere Reihen und man gab in Eile jeder Compagnie einige Packete aus. — Indem der Nebel sich zu zerstreuen begann, unterschieden wir einige vereinzelte Ulanen an der Eisenbahnlinie Forbach-Saargemünd, welche längs des rechten Saarufers läuft, und erwarteten jeden Augenblick ein neues Gefecht. Während dieses halbstündigen Haltes stieß eine Kolonne zu uns; es war die 1. Brigade unserer Division und bei ihr auch das 67. Linienregiment. Der General Bataille, welcher mit dieser Kolonne marschierte, erkannte den General Bastoul und war offenbar glücklich, noch einmal die abgetrennten Truppen seiner Division wiedergefunden zu haben. — Indessen begnügten sich die auf dem rechten Saarufer aufgestellten feindlichen Reiter damit, unseren Marsch zu beobachten, und ohne weiteren Zwischenfall kamen wir gegen 7 Uhr morgens vor Saargemünd an, nicht ohne beim Passieren festgestellt zu haben, daß die Eisenbahnbrücke über die Saar noch unverletzt war. — In Saargemünd anlangend, trafen wir die Truppen der Brigade Lapasset (vom 5. Corps), welche sich hier im Kantonnement befanden. Die Offiziere dieser Brigade kamen zu uns, um uns über die Schlacht des gestrigen Tages zu befragen, und konnten ihren Ärger nicht verhehlen, daß sie an derselben nicht teilgenommen hatten, obgleich sie so nahe gewesen waren. Sie hatten, so erzählten sie uns, das Geschützfeuer den ganzen Tag gehört, und ihre Leute bezeugten den lebhaftesten Wunsch, ins Gefecht zu kommen. Aber entgegen jeglicher Voraussicht war der Befehl aufrecht erhalten worden, Saargemünd nicht zu verlassen wegen der großen Lebensmittelvorräte, welche dem Schutze dieser Brigade anvertraut waren. — Wir erfuhren ferner, als wir Saargemünd auf der Straße nach Puttelange durchschritten, daß der General Frossard von Forbach herkommend, seit dem Morgen sich hier befand.

Angriff auf den Spicherer Berg unter Führung des Generals von François am 6. August 1870.

Angriff auf den Spicherer Berg unter Führung des Generals von François am 6. August 1870.

Trotz unserer Strapazen, deren Ende wir nicht sahen, verließen wir Saargemünd, ohne hier selbst einen Halt von nur wenigen Minuten zu machen. Indessen wir waren buchstäblich am Ende unserer Kräfte, indem wir seit sechsunddreißig Stunden marschierten und kämpften und seit zwei Tagen keinerlei Verpflegung empfangen hatten. — Die Brigade Lapasset, welche weder vereinzelt bei Saargemünd bleiben, noch sich mit dem Gros des 5. Corps vereinigen konnte, folgte unserer Kolonne und diente uns als Arrièregarde. — Gegen 3 Uhr nachmittags kamen wir in Puttelange an, woselbst wir die Lager der beiden Divisionen Metman und Montaubon (vom 3. Corps) sahen. Alle Offiziere, welche wir am Wege erblickten und die zu diesen beiden Divisionen gehörten, kamen zu uns gelaufen, um von uns die Einzelheiten der gestrigen Ereignisse zu erfragen. Sie erneuerten in noch viel heftigeren Ausdrücken dieselben Vorwürfe, wie die Offiziere der Brigade Lapasset in Saargemünd. Sie berichteten uns, daß unter dem Vorgeben, uns zu Hilfe zu marschieren, sie die ganze letzte Nacht damit verbracht hatten, Märsche und Gegenmärsche auszuführen, ohne daß sie auch nur von fern hätten des Schlachtfeldes ansichtig werden können. — Nachdem wir den Moderbach überschritten hatten, ließ man uns einen fast einstündigen Halt machen. Die Leute und selbst die Offiziere, erschöpft von Anstrengung, und der Müdigkeit erliegend, schliefen auf dem Wege, sich lagernd, wo nur irgend möglich. Der General Bastoul, von dem Wunsche beseelt, seine Truppen ruhen zu lassen, forderte mehrmals Befehle zum Biwakieren. Erst gegen 4 Uhr nachmittags wurde uns unser Platz angewiesen, etwa 2 Kilometer jenseits Puttelange, auf dem Hügel, der südöstlich des Kreuzpunktes der Chaussee Saargemünd-Nancy und des Weges nach Remering liegt. Da wir weder Tornister noch Zelte bei uns hatten, so war das Biwak sehr schnell eingerichtet. — Wir hofften auf eine Lebensmittelverteilung. Aber es schien, als ob unsere Trains weit entfernt seien, und nach diesen beiden Tagen voller Beschwerden, diesen beiden schlaflosen Nächten fanden wir nur mühsam ein wenig Brot in der Nachbarschaft. Die beiden vor uns eingetroffenen Divisionen Metman und Montaubon hatten die Vorräte der Umgegend bereits verzehrt. — Gegen 5 Uhr nachmittags beauftragte Oberst Ameller mich, in meiner Eigenschaft als Schießoffizier, mit einer Abteilung beim Munitionspark Patronen zu empfangen, um so viel als möglich den Vorrat des Regiments zu ergänzen. — In dem Augenblick, wo ich ins Lager zurückkehrte mit ungefähr 10 000 Patronen — gegen 6 Uhr abends — hörte ich in der Richtung von Puttelange Alarm schlagen. Obgleich im zweiten Treffen befindlich, erhielt die Brigade den Befehl, ins Gewehr zu treten. Ein feiner, aber reichlicher Regen begann zu fallen. Der Oberst sagte zu mir: „Ich bin überzeugt, daß das ein falscher Alarm ist; einen solchen müssen wir jeden Tag haben! Schützen Sie möglichst Ihre Patronen und verteilen Sie dieselben nach unserer Rückkehr." — In der That erhielt das Regiment, welches sich bereits in der Richtung nach Remering in Marsch gesetzt hatte, nach Verlauf einer Viertelstunde den Befehl, ins Biwak zurückzukehren. — Man sagte, daß es eine Ulanenpatrouille war, die sich südlich Ernstweiler gezeigt und in wenigen Augenblicken auf dieser Seite drei, doch durch eine Arrièregarden-Brigade gedeckte Divisionen unter die Waffen gejagt hatte. — Die Brigade Lapasset, welche thatsächlich seit Saargemünd die Arrièregarde des 8. Corps gestellt hatte, erhielt Befehl, samt der Kavallerie für die Nacht auf der Höhe von Ernstweiler Stellung zu nehmen, drei Kilometer nordöstlich Puttelange.

Der Aufbruch aus dem Biwak erfolgte am Montag, den 8. August, um 4 Uhr morgens. Infolge der zahlreichen Truppen und der Fahrzeuge aller Art, welche vor uns sich einherschlängelten, wartete die Brigade an der Einmündung des Remeringer Weges in die Saargemünder Chaussee drei lange Stunden, bis es an ihr war, ihren Platz in der Kolonne einzunehmen. Da das Wetter sich aufgehellt, und man einige Stunden hatte schlafen können, so zeigten sich unsere Leute besser gestimmt als je. Sie beklagten sich nur über zwei Dinge: daß sie keine Lebensmittel empfangen, und daß sie auch am heutigen Tage marschierten — den Rücken nach dem Feinde. Sie begriffen durchaus die Fortdauer dieses Rückzuges nicht, nachdem zwei Divisionen des 3. Corps zur Verstärkung eingetroffen waren. — Wie am vorigen Tage bildete die Brigade Lapasset nebst der Kavallerie die Arrièregarde. Wie am vorigen Tage ging der Marsch langsam und beschwerlich von statten, — wegen der Hitze, der Anwesenheit zahlloser hindernder Wagen, welche zwischen unseren Reihen die Mitte der Straße einnahmen, und wegen der andauernden, daraus sich ergebenden Störungen. Wir durchschritten nach einander die Orte St. Jean, Norbach und Hellimer. Nach einem Marsch von sechszehn Kilometern, gegen dessen Ende wieder Regen eintrat, kamen wir um 1 Uhr nachmittags in Groß-Tenquin an.

Soldatengrab auf den Spicherer Höhen.

Die erste Division (Vergé) bezog das Lager auf der Höhe südlich von Bistroff und unsere (zweite) Division auf den Feldern um Leinstroff. Leider wurden die, das Gelände für das Biwak verteilenden Befehle erst zwei Stunden nach unserer Ankunft ausgegeben, so daß wir mehrere Male unseren Aufstellungsort wechseln mußten. — Währenddessen gelang es den zur Rekognoszierung abgesandten Kommandos, Stroh in Überfluß zu finden. Aber da während dieser zweistündigen Pause der Regen stärker geworden, so war die Folge, daß der Boden vollständig sich in Morast verwandelt hatte und daß die Mannschaften die improvisierten Unterstände nicht mehr benutzen konnten, welche ihnen bei dieser bedauernswerten Verzögerung sonst sehr zu statten gekommen wären. Die anderen Truppen des Armeecorps nahmen folgende Plätze ein: Die 3. Division (Laveaucoupet) befand sich in Erstroff (3 Kilometer östlich Groß-Tenquin), die Brigade Lapasset auf Vorposten, auf den Höhen, die Chaussee westlich Hellimer deckend; die Kavallerie war gegen Süden, nach Altroff vorgeschoben. — Am Abend verbreitete sich ein

Gerücht im Lager, — ein Gerücht, dem man noch nicht viel Glauben zu schenken wagte. Man erzählte sich mit Entsetzen, daß der Marschall Mac Mahon im Elsaß eine schwere Niederlage erlitten habe, und sich gleicherweise vor überlegenen Kräften auf dem Rückzuge befinde. — Während der ganzen Nacht fiel der Regen in Strömen.

Einige Regiments-Kommandeure gestatteten am Dienstag, den 9. August, einem Teile ihrer Mannschaften, auf die bei uns befindlichen Requisitionswagen, die größtenteils leer waren, zu steigen. Unser Oberst wollte diesem verderblichen Beispiel nicht folgen, das geeignet war, diejenigen zu entmutigen, welche darauf keinen Platz fanden. Das ganze 66. Regiment fuhr fort, den Marsch zu Fuß und in der größten Ordnung zurückzulegen, ohne einen Mann zurückzulassen, — trotz der Länge der Strecke (32 km). — Der Regen hielt während eines großen Teils des Marsches an; wir bedauerten mehr als jemals die beklagenswerte Maßnahme, die uns am Morgen des 6. August unsere Tornister auf dem Plateau von Oetingen zurückzulassen gezwungen hatte, ohne Zelte hatten wir die Nacht gelegen, ohne Kleiderwechsel waren wir naß bis auf die Knochen, ohne Kochgeschirre hatten die Leute seit 3 Tagen ihr Essen nicht bereiten können. — Um sie zu trösten, beeiferte sich General Bastoul, sie wissen zu lassen, daß nach der ihm soeben zugegangenen Mitteilung am heutigen Abend, bei der Ankunft in Remilly, eine umfangreiche Lebensmittelverteilung stattfinden, und daß zur Vorbeugung für alle Fälle eine besondere Entschädigung von $^1/_5$ Franken pro Mann ihnen fortan zugebilligt werde an den Tagen, an welchen man etwa keine regelrechte Verausgabung von Naturalien bewerkstelligen könnte. Wir kamen durch Bérig, Baronville, Destry, Brulage (woselbst ein einstündiger Halt gemacht wurde), Vatimont, Han-sur-Nied und Remilly. — Nach einem Marsch von 34 Kilometern unter einem fast ununterbrochenen Regen bezog unsere Brigade gegen 4 Uhr nachmittags ein Biwak auf den Höhen nordöstlich von Ancerville-sur-Nied. — Unter Führung des Kapitän H. wurde sofort ein Kommando nach dem Bahnhof von Remilly geschickt, woselbst der am Morgen in Aussicht gestellte Lebensmittelempfang stattfinden sollte. Nachdem der Kapitän über eine Stunde auf dem Bahnhofe gewartet hatte, erfuhr er, daß der Lebensmittelzug, der thatsächlich für das 2. Corps bestimmt gewesen, irrtümlich dem 3. Corps zugeführt und dort verteilt worden war. — Bei Einbruch der Nacht kehrte das Kommando in das Lager zurück und brachte nur das mit, was es in der Stadt Remilly hatte auftreiben können. — In der Nacht lagerten die 1. und 3. Division des 2. Corps nördlich und südlich von Remilly, die 2. Division auf den oben erwähnten Höhen, die Brigade Lapasset und die Kavallerie unmittelbar bei Remilly.

Am Mittwoch, den 10. August brachen wir aus unserem Biwak um 6 Uhr morgens auf. Da unsere Division die letzte war, so warteten wir, wie gewöhnlich, am Chausseerande, bis die Reihe an uns gekommen war, unseren Platz in der Kolonne einzunehmen, was erst um 9 Uhr morgens eintrat. — Am Nachmittage erhielten wir einige Lebensmittel.

Das 2. Corps erhielt folgende Plätze angewiesen: Die 1. Division (Vergé), westlich von Mercy-les-Metz; die 2. Division (Bataille), südöstlich von Mercy-les-Metz; die 3. Division (Laveaucoupet), nördlich von Mercy-les-Metz; die Brigade Lapasset in Stellung bei Villers-Laquenexy; die Kavallerie südöstlich von Courcelles-sur-Nied.

Am Abend gegen 7 Uhr traf ich meinen Freund L. F..., mit dem ich mich lange über die traurigen Ereignisse unterhielt, die auf die nachträglich jetzt zugestandene Niederlage Mac Mahons Bezug hatten. Während wir uns in der Umgebung des Schlosses von Mercy, woselbst sich das Quartier des Brigadestabes befand, ergingen, wurden wir vom General Bastoul angehalten, der mir samt seinem Ordonanzoffizier die Ehre einer Einladung zum Kaffee erwies. Kaum waren wir bei ihm eingetreten, da erschienen nacheinander der Oberst Ameller und der Oberstlieutenant Ropper. Die Unterhaltung lenkte sich natürlich auf den Zustand, in den Frankreich infolge seiner doppelten Niederlage am 6. August geraten war. Dem General Bastoul erschien der Ernst unserer Lage weniger in dieser doppelten Niederlage begründet, — die sich schließlich wett machen ließ, — als aus dem allgemeinen Wirrwarr, der in den höheren Befehlshaberkreisen zu herrschen schien. Als Belege führte er die unaufhörlichen Gegenbefehle auf, die er von Anbeginn des Feldzugs an in Betreff der Märsche, der einzunehmenden Plätze u. s. w., erhalten hatte. Er erzählte uns dann, mit welcher Überhastung er auf höhern Befehl sich am 6. August das thatsächliche Kommando seiner Brigade genommen sah, die während der ganzen Schlacht bei Forbach auf eine Front von 4 Kilometer zerstreut gewesen sei. — „Was konnte ich unter diesen Umständen thun?“ fügte er hinzu. „Mit vieler Mühe habe ich erst am Abend den Aufenthaltsort des Generals Bataille in Erfahrung bringen können, der mir ohne vorherige Mitteilung mein zweites Regiment 67 fortnahm, das nach dem äußersten linken Flügel des Schlachtfeldes geschickt wurde, während ich auf seinen Befehl auf dem äußersten rechten stand.“ — Indem er sich sodann persönlich an den Oberst Ameller wendete, sagte er ihm, daß er unaufhörlich in hohem Grade die Haltung seines Regiments bewundert habe, nicht nur während des ganzen 6. August, sondern auch während des ganzen Rückzuges von Saargemünd an und wie lobenswert die von seinen Soldaten entwickelte Energie gewesen, die während fünf Tagen ohne jede Bedachung, fast immer ohne Lebensmittel und ohne Schlaf geblieben seien. — Der Oberst erkannte an, daß man mit solchen Regimentern überall hingehen könne, vorausgesetzt, daß man einen klaren und festen Feldzugsplan verfolge. Zurückkommend sodann auf die Frage der fortgesetzten Verschleppungen, Zögerungen, Gegenbefehle, die in die Ausführung unserer Bewegungen hineingebracht wurden, beschwor er den General Bastoul, dieserhalb Einsprache zu erheben: „Ohne solche,“ setzte er hinzu, „werden meine sämtlichen Leute, trotz ihres guten Willens, schließlich auf der Strecke liegen bleiben, und zwar ohne den Feind wiedergesehen zu haben!“ — Man sprach sodann von den Plänen zur Vereinigung der Armee, die man dem Kaiser zugeschrieben hatte. Nach gewissen Nachrichten vollzog sich dieselbe bei Châlons, nach gewissen andern Berichten würde sie bei Metz stattfinden. — Gegen 9 Uhr abends trat noch der Oberstlieutenant Loysel, der Generalstabschef der Division, ein. Ein pflichttreuer, arbeitsamer und entschiedener Mann, der es liebte, die Dinge mit eigenen Augen zu sehen, wollte er sich mit dem General Bastoul über praktische Maßnahmen unterhalten, um dessen seit Forbach von allem entblößten Truppen zu Hilfe zu kommen, und besonders um ihnen Ersatz für die verloren gegangenen Tornister und Lagergeräte zu verschaffen. — Wir verabschiedeten uns von General Bastoul, um ihn in seinen Beratungen mit dem Oberstlieutenant Loysel nicht zu stören, und kehrten ins Biwak zurück, glücklich, für unsere Leute eine baldige Erleichterung ihrer Strapazen erhoffen zu können.

Am Donnerstag, den 11. August begnügte sich das 2. Armeecorps damit, seine Stellungen vom vorigen Tage auf den Höhen nördlich Pelten zu berichtigen. Die Brigade Lapasset verließ Villers-Laquenexy, um nördlich von Mercy-les-Metz die Division Laveaucoupet zu ersetzen, welche ihrerseits bis nach la Basse-Bavoye zurückging. Links von unserem Armeecorps und in derselben Linie sahen wir die Lagerplätze des 3. Corps, die sich im Norden nach Borny zu erstreckten und hinter sich diejenigen der Kaiserlichen Garde hatten. Wir erfuhren auch, daß das 4. Corps bei Metz stehe und daß das vom Marschall Canrobert befehligte 6. Corps gleich eintreffen sollte. So vereinigt, erwarteten wir die sofortige Wiederaufnahme einer kräftigen Offensive. Am Nachmittage wurden mehrere Offiziere mit etlichen Kommandos nach Metz geschickt, um für unsere Mannschaften eine Anzahl von Kochgeräten einzukaufen.

Am Freitag, den 12. August, hörten wir einige Kanonenschüsse südlich Jury. Aber diesmal stürzten wir nicht an die Gewehre; unsere Vereinigung machte uns klug, vielleicht auch unsere Erfahrung. Der Marschall Bazaine erhielt endgültig den Oberbefehl über die Rheinarmee, mit dem General Jarras als Chef des Generalstabes der Armee.

Am Schlusse der Erzählung unseres Rückzuges, den wir vom 6. bis 12. August, von Forbach bis unter die Mauern von Metz ausführten, dürfte es nicht ohne Interesse sein, zu untersuchen, ob dieser Rückzug, dessen wichtigste Phasen wir dargestellt, nicht unter besseren Bedingungen hätte ausgeführt werden können, — unter dem dreifachen Gesichtspunkte der Ordnung, der Schnelligkeit und der Sicherheit? — Bei dieser Untersuchung werden wir die Bestandteile des 2. Corps so nehmen, wie sie am Abend der Schlacht bei Forbach waren, und werden sehen, mit welchen Mitteln es denselben möglich gewesen wäre, ihren Rückzug zu bewerkstelligen, im Vergleiche mit denjenigen, welche thatsächlich zur Anwendung gelangt sind. — Der Rückzug des 2. Corps

vollzog sich auf einer einzigen Straße. Nach der angenommenen Marschroute (Saargemünd, Puttelange, Gros-Tenquin, Baronville, Remilly und Courcelles-sur-Nied) betrug die zurückzulegende Gesamtstrecke etwa 90 Kilometer. Da zur Ausführung fünf Tage (vom 7. bis einschl. 11. August) gebraucht wurden, so machte das 2. Corps durchschnittlich einen Tagemarsch von 18 Kilometern. — Die Wahl einer einzigen Straße für ein Armeecorps, das, ohne die Reserve-Kavallerie-Division zu rechnen, seit dem 7. August morgens aus 3½ Infanterie-Divisionen (einschl. der Brigade Lapasset), einer Corpsartillerie und zahlreichen Trains bestand, hatte schwere Übelstände und ernste Gefahren im Gefolge. Diese lange Kolonne von 25 000 Mann brauchte einen Tag, um sich abzuwickeln und um einen täglichen Durchschnittsmarsch von achtzehn Kilometern zurückzulegen. Mehr noch: im Falle eines feindlichen Angriffs waren die letzten Abteilungen der Marschkolonne sozusagen vereinsamt, in Anbetracht der sehr langen Zeit, welche der Hauptteil der Kolonne zur Hilfeleistung nötig gehabt hätte. — Konnte man denn bei diesem Rückzuge in mehreren parallelen Kolonnen marschieren? Eine flüchtige Prüfung der Karte gestattet, diese Frage zu bejahen. — Die nördliche Kolonne: 1. Infanterie-Division (Vergé) konnte vom 6. zum 7. August die Strecke Forbach-St. Avold (Stabsquartier) mit 20 Kilometern, vom 7. zum 8. August: Longeville-Fouligny (Stabsquartier) mit 18 Kilometern, und vom 8. zum 9. August: Bionville-Montoy- (Stabsquartier) — 20 Kilometer, im ganzen 58 Kilometer, bequem zurücklegen. Die 2. mittlere Kolonne: 2. Infanterie-Division (Bataille), voraus die Corpsartillerie, die sich über Morsbach und Théding anzuschließen gehabt hätte, würde vom 6. zum 7. August die Märsche: Behren-Biding (Stabsquartier) 22 Kilometer, vom 7. zum 8. August: Val-Ebersing-Mainvillers (Stabsquartier) — 20 Kilometer, vom 3. zum 9. August: Arriance-Coinch (Stabsquartier) — 24 Kilometer, im ganzen 66 Kilometer zurückgelegt haben. — Die 3. südliche Kolonne: 3. Infanterie-Division (Laveaucoupet) und Brigade Lapasset, welche sich bei Puttelange anzuschließen hätte, wäre vom 6. zum 7. August von Kerbach bis Hellimer (Divisionsstabsquartier) — 25 Kilometer, vom 7. zum 8. August von Gros-Tenquin bis Brulange (Stabsquartier) 27 Kilometer, und vom 8. zum 9. August von Vatimont bis Ars-Laquenexy (Stabsquartier) 27 Kilometer, im ganzen 79 Kilometer marschiert. Natürlich die Trains und Bagagen hätten vorausgeschickt werden müssen, so daß sie jeder Kolonne um einen halben Tagemarsch voraus waren, und die Kavallerie-Division hätte auf die drei Straßen verteilt werden müssen, um den Rückzug zu decken. — Verschiedene dieser Wegestrecken waren im Sommer für Kolonnen aller drei Waffen gangbar, wie wir es selbst bei unserem Rückzuge erprobten. — Wenn man einwendet, daß der Marsch über Forbach am Abend des 6. August unmöglich war, so entgegnen wir, daß die Deutschen diese Stadt erst am 7. morgens besetzten und daß demnach diese Wegstrecke am Abend vorher noch nicht versperrt war. — Vergleicht man unsern Marsch-Entwurf mit den thatsächlich vom 2. Corps in den Tagen des 7. bis 12. August ausgeführten Märschen, so kann man daraus folgende Schlüsse ziehen: Unter dem Gesichtspunkt der allgemeinen Ordnung hätten wir so anstatt der einen Kolonne deren drei viel kürzere erhalten, die sich im Falle eines Angriffs gegenseitig unterstützen konnten, die Durchführung des Marsches war mithin viel einfacher, die Sicherheit der Kolonnen besser verbürgt und ihre Ernährung erleichtert durch die Ausdehnung der, den einzelnen Kolonnen zur Verfügung stehenden, Requisitionsbezirke. — Was die Geschwindigkeit betrifft, so gestattete das Marschtableau, in drei Tagen am Bestimmungsort einzutreffen, während das 2. Corps dazu fünf gebraucht hat: es wären sonach auf fünf Marschtage deren zwei erspart worden. Und diese Zeitersparnis wäre keineswegs durch größere Strapazen

Rückzug des 2. Corps der Rheinarmee durch Ars-Laquenexy, auf der Straße nach Metz. — Die Landbevölkerung flüchtet nach der Schlacht von Forbach.

für die Truppen gemacht worden. Daß dies durchaus nicht der Fall gewesen wäre, wird sich zeigen. — Das 2. Corps hatte in fünf Tagen 90 Kilometer zurückgelegt, d. h. im Durchschnitt täglich 18 Kilometer. Nach obigem Marschentwurf hätten die drei Kolonnen in drei Tagen im ganzen 203 Kilometer, jede Kolonne also täglich 22½ Kilometer zu machen gehabt, und da der obige Entwurf drei verschiedene Kolonnen in Betracht zieht, so erhält man gegen die vom 2. Corps gebrauchte eine ums dreifache beschleunigte Abwickelungszeit, — ohne noch die Zeit anzurechnen, welche durch das Voraussenden der Trains erspart werden konnte. — Bei einem Aufbruch um 5 Uhr morgens, war jede Kolonnenspitze imstande, nach durchschnittlich 5½ Stunden, also noch vor 11 Uhr vormittags in ihrem Quartier einzutreffen; die Tiefe jeder Kolonne kann auf 1½ Stunde veranschlagt werden, so daß jede Unterabteilung bis 12½ Uhr mittags ihren Bestimmungsort erreicht hätte. Es verblieb den Truppen damit der ganze Nachmittag und die volle Nacht zum Ausruhen. — Die Kräfteverausgabung beim 2. Corps für die Tage vom 7. bis 11. August wollen wir so berechnen: Wir nehmen als Einheit der „Arbeitsleistung" jede Stunde, während deren die Truppen sich unter dem Gepäck befanden, — sei es, daß sie marschierten oder daß sie auf der Stelle hielten, — und rechnen diese Arbeitsstunde gleich einer wirklichen Marschleistung von 4 Kilometern:

1. Durchschnittslänge jedes Marsches: 18 Kilometer.
2. Drei Stunden (durchschnittlich) Aufenthalt beim Aufbruch für jede am Wegrande haltende Abteilung, bis sie ihren Platz in der Kolonne einnehmen kann: 3mal 4 Kilometer = 12 Kilometer.
3. Wenigstens 1 Stunde Verzögerung, infolge der Zwischenfälle und unaufhörlichen Stockungen bei dieser schwerfälligen Kolonne = 4 Kilometer.
4. Wenigstens 1 Stunde (am Nachmittag) Aufenthalt für jede außerhalb der Marschstraße festgehaltene Abteilung, bevor sie ihren Biwaksplatz angewiesen erhält = 4 Kilometer.

Durch Zusammenrechnen dieser 4 Zahlen: 18 + 12 + 4 + 4 erhalten wir 38 Kilometer.

Schließlich sei noch erwähnt, daß infolge der Ausdehnung auf einer Straße (wenigstens 5 Stunden ohne die Trains), jeder am Ende der Kolonne marschierende Truppenteil erst um 6 Uhr abends an seinem Marschziel eintreffen konnte. — Stellen wir diese Zahl von 38 Kilometer wirklicher Marschleistung (nutzloser zwar, aber thatsächlicher Anstrengungen) den 22½ Kilometern unseres Marschtableaus gegenüber, so erhalten wir eine tägliche Ersparnis von 38—22,5 = 15 Kilometer, d. h. fast 4 Arbeitsstunden. — Der Gesamtvorteil wäre mithin dreifacher Art gewesen; 1. zwei Tage wurden auf dem Marsch von Forbach nach Metz, und 2. vier Arbeitsstunden jeden Tag erspart; 3. waren fünf und eine halbe Stunde für die schnellere Einrichtung im Biwak (12½ Uhr mittags anstatt 6 Uhr abends) gewonnen. — Obgleich nun auf einer einzigen Straße, und unter den oben geschilderten ungünstigen Verhältnissen ausgeführt, wurde der Rückzug des 2. Corps von Forbach nach Metz von den Kolonnenspitzen der 1. und 2. deutschen Armee nicht ernstlich beunruhigt. Das erklärt sich aus zwei Gründen: Der deutschen Reiterei lag es beim Beginn des Feldzuges noch ferne, jenes Selbstvertrauen zu hegen, welches sie bei den späteren Operationen bewies. Während des Rückzuges des 2. Corps folgte sie wohl unserer Arrièregarde, aber sie wagte kaum eine thätige Verfolgung zu unternehmen, und dann, was man auch über die Haltung der deutschen Armeen in dieser Beziehung sagen mag, man muß anerkennen, daß der Rückzug des 2. Corps thätig gedeckt und gestützt wurde durch die gemischte Brigade des Generals Lapasset sowohl, wie durch die, vertretungsweise vom General Valabrègue kommandierte Kavallerie-Division.

Diesen beiden Generalen gebührt die Ehre, daß sie das 2. Corps vor einer verhältnismäßig leichten Überraschung bewahrt haben und zwar ohne Unterbrechung vom 6. August abends an, fünf Tage hindurch. In dieser Beziehung standen ihre Hingebung und ihre rastlosen Bemühungen ganz auf der Höhe der wichtigen Aufgabe, die ihnen anvertraut war. — — —

Erinnerungen an den Krieg

1870/71,

von

Oberst Henri de Ponchalon.

In nachstehendem geben wir die Erinnerungen eines französischen Offiziers wieder, die sicher das größte Interesse erwecken und verdienen. Henri de Ponchalon, Kapitän im 50. Linien-Regiment, kämpfte in dem Gefecht von Weißenburg, in der Schlacht bei Wörth, machte den Rückzug auf Châlons, den Marsch auf Sedan mit, er sah die Vernichtung der französischen Armee unter den Mauern dieser Stadt, und nachdem er die Unterschrift, auf Ehrenwort nicht mehr in diesem Kriege gegen Deutschland weiter zu dienen, verweigert hatte, entkam er glücklich, passierte Belgien und nahm an der Verteidigung der Hauptstadt teil. Die Ereignisse, an welchen er beteiligt war, treten uns einfach, ohne Phrasen, aus seinen Tagebuchblättern, die er sorgfältig geführt, entgegen. — Ponchalon beschränkt sich nicht darauf, zu erzählen; mit gesundem Blick beurteilt er die Ursachen der Niederlagen Frankreichs und die Gründe der französischen Minderwertigkeit, vor keiner Wahrheit zurückschreckend, keiner Selbsttäuschung sich hingebend. Der Oberst hat seine höchst lesenswerten „Erinnerungen" für seine Kinder niedergeschrieben, denen wir folgendes entnehmen:

Einleitung. Vor den Feindseligkeiten.

Seit dem Luxemburger Zwischenfall (1867) bereitete sich Preußen lebhaft zum Kriege gegen Frankreich vor, welchen es unerläßlich hielt, um seine ehrgeizigen Pläne zur Ausführung zu bringen. — In Frankreich selbst herrschte tiefster Frieden. — „Wir haben mit keinem Volk gespannte Beziehungen; wir haben den Frieden, wir wollen den Frieden," mit diesen Sätzen hatte der neue Minister vor den Kammern seine äußere Politik auseinandergesetzt.

Am 4. Juli 1870 aber vernahm man plötzlich, daß der Marschall Prim dem Prinzen Leopold von Hohenzollern die Krone von Spanien angeboten und daß letzterer sie angenommen habe. Die Erregung war eine allgemeine und lebhafte, diese Anmaßung Preußens war nicht zu dulden. Eine Interpellation fand am 6. Juli im Gesetzgebenden Körper statt und der Herzog von Gramont, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, erklärte, daß unsere Achtung vor den Rechten des spanischen Volkes uns nicht verpflichten könne, zu dulden, daß eine fremde Macht, indem sie einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls des Fünften setzte, zu unserem Nachteil das gegenwärtige Gleichgewicht der Kräfte in Europa störe und den Interessen und der Ehre Frankreichs Gefahr brächte. — Einige Tage nach dieser Erklärung wurde die Verzichtleistung des Prinzen Leopold auf den spanischen Thron angekündigt; aber der König von Preußen, der dieser Verzichtleistung seine Zustimmung gab, weigerte sich, eine bindende Verpflichtung für die Zukunft einzugehen. Obgleich diese Weigerung nicht zu rechtfertigen war, so war doch unser Wunsch, den Frieden zu erhalten, so groß, daß wir die Verhandlungen nicht abbrachen.

Am 14. Juli kündigte eine Depesche — datiert aus Ems, woselbst sich der König Wilhelm befand — an, daß der König von Preußen durch einen Flügeladjutanten unserem Gesandten Benedetti eröffnet habe, daß er ihn nicht mehr empfangen würde. Es ist heute erwiesen, daß diese Depesche, in der die Thatsachen anders dargestellt waren, in Berlin im Ministerrat abgefaßt war, und an alle Botschaftskanzleien Europas geschickt wurde, um die öffentliche Meinung zu beiden Seiten des Rheins zu erhitzen und den Streit unvermeidlich zu machen. —

Eine Fälschung (?), von Bismarck begangen, das war der Ausgangspunkt zu einem Kriege gewesen, dem blutigsten, dem mörderischsten des Jahrhunderts. Wie es das Berliner Kabinett vorausgesehen hatte, diese Emser Depesche legte Feuer an das Pulverfaß!

Am Freitag, den 15. Juli, setzte unser Minister der Auswärtigen Angelegenheiten die Thatsachen vor der Kammer auseinander; stehenden Fußes wurde der Krieg an Preußen erklärt und der Minister erhielt die nötigen Kredite.

Die Kriegserklärung wurde in Paris und in den großen Städten mit lärmender Begeisterung aufgenommen; die Provinz zeigte sich kühl, trotz der Anstrengungen der Presse, den Patriotismus zu erhitzen. — Wie war in diesem hochbedeutenden Augenblick der Zustand Frankreichs? — Wenn man nur den materiellen Fortschritt ins Auge faßte, die Entwickelung des öffentlichen Wohlstandes, so konnte man bejahen, daß das Land sich in einer ausgezeichneten Verfassung befand; aber die Liebe zum Wohlleben, der Luxus hatten in die Gesellschaft verderbliche Elemente der Zersetzung gebracht. — Dieser Zustand materiellen Glanzes, auf den wir so stolz waren, wurde nicht ausgeglichen durch eine desto emsigere Pflege der Moral: wir hatten vergessen, daß ein Volk groß wird, weniger indem es die Anfertigung der für seine Bedürfnisse nötigen Gegenstände vervollkommnet, als indem es sich gewöhnt, seine Gelüste zu regeln und seine Leidenschaften im Zaume zu halten. — Überrascht inmitten unserer materiellen Genüsse durch die Kriegserklärung, verstanden wir die feierlichen Mahnungen, welche uns die Vorsehung gab, erst nach unseren ersten Niederlagen, als das Vaterland in Gefahr war, als es einen letzten Aufruf an die Hingebung aller seiner Kinder richtete. — Die politische Lage war trotz des Ergebnisses des Plebiszites nur auf der Oberfläche gut; die Ersetzung der autoritativen Regierung durch das konstitutionelle, welche die Vertrauten der Tuilerien bekämpften, gebar schwere Konflikte zwischen der persönlichen Gewalt und dem verantwortlichen Ministerium. — Nach außen hin war die Lage Frankreichs, das durch die geschickte Diplomatie des Herrn von Bismarck in eine äußerst schwierige Lage gebracht worden, die: Preußen hatte den Schein des Rechts auf seine Seite zu bringen gewußt und uns die meisten europäischen Mächte entfremdet. Östreich, Dänemark, Italien, auf welche wir glaubten zählen zu dürfen, wurden durch die Kriegserklärung überrascht und waren erbittert, daß wir, ohne vorher uns mit ihnen ins Einvernehmen gesetzt zu haben, einen Kampf aufnahmen, auf den sie nicht vorbereitet waren. Frankreich befand sich also ohne Bundesgenossen. War wenigstens die Hoffnung vorhanden, daß seine Vereinzelung durch die Stärke seines Heeres aufgewogen würde?

Bayrische Chevaulegers-Patrouille in einem französischen Dorfe. (Seite 67.)

Nach den Feldzügen in der Krim und Italien war unsere militärische Überlegenheit unbestritten; aber der Blitzstrahl von Sadowa machte uns begreiflich, daß die Macht Preußens eine Gefahr für unser Land bildete, und daß es dringend notwendig sei, es gegen diese Macht zu sichern, indem wir unsere militärischen Kräfte reorganisierten. General Trochu, in seinem Buche „Die französische Armee im Jahre 1867" hatte versucht, unseren Selbsttäuschungen den Schleier herab zu reißen, indem er die Schwäche unserer militärischen Organisation bloßlegte. Am 1. Februar 1868 wurde ein neues Gesetz, das die Mobilgarde schuf, genehmigt, aber nur in den Anfängen ausgeführt; dieses Gesetz war nur eine halbe Maßregel. — 1870 wurde unser Kontingent um 10 000 Mann vermindert, und das klarste Ergebnis des Plebiszits war das gewesen, daß es durch die Ziffer der Stimmenden die Schwäche unserer Friedensstämme zeigte. — Beim Beginn der Feindseligkeiten konnten wir höchstens über 300 000 Mann verfügen; die Mobilgarde war erst

auf dem Papier gebildet. Was die Bewaffnung anbelangt, so war das Chassepot ein vorzügliches Gewehr, demjenigen der Preußen entschieden überlegen. Die Artillerie führte gleichfalls eine gute Waffe, aber — man erkannte das zu spät — ihre Geschütze waren von ungenügender Tragweite. Wir besaßen Mitrailleusen, die weitab von indiskreten Blicken verfertigt waren und welche, so sagte man, furchtbare Wirkungen haben sollten. Und dann die Vorräte aller Art, durch den Krieg in Mexiko erschöpft, waren nicht genügend ergänzt, denn die zu diesem Zweck bewilligten Kredite waren zum großen Teil durch die Umänderung der Bewaffnung verbraucht worden. — In der Anlage der General-Magazine war alles beim alten geblieben, und durch nichts war dafür gesorgt, daß die Transporte, die von den verschiedenen Punkten des Landes ausgingen und nach den Versammlungspunkten der Armee dirigiert wurden, sich nicht mit den Menschen-, Lebensmittel-, Munitionstransporten kreuzten. Nichts war in unserem Mobilmachungssystem geändert worden. Unsere Depots waren fast immer von ihren Regimentern entfernt, und auf diese Weise eine große Zahl von Reservisten genötigt, einen Teil Frankreichs zu durchziehen, um sich bekleiden, ausrüsten und bewaffnen zu lassen und von dort nach der Grenze gebracht zu werden, wo sich die Feldbataillone ihrer Regimenter befanden. Diese Hin- und Hermärsche hatten einen bedeutenden Zeitverlust im Gefolge; die Mobilmachung konnte sich also nur in der größten Langsamkeit vollziehen, und ebenso die Konzentrierung der Armee, da unsere Truppen im Frieden nicht in Divisionen eingeteilt waren. — Wie hätten unsere Eisenbahnen nun mit einem Mal das riesige Material jeder Art, die Reservisten, die mobilgemachten Regimenter, die Vereinzelten, die Stäbe, die Verwaltungsbehörden befördern können, und all das mit der notwendigen Ordnung und Pünktlichkeit, damit der Abmarsch unserer Truppen an der Grenze unter jenen Bedingungen sich vollzog, die für eine schnelle Kriegseröffnung günstig und unerläßlich sind? — Wer trägt vor der unparteiischen Geschichte die schwere Verantwortung einer so ungünstigen Lage? — Jedem das Seine! — Die Regierung, nachdem sie erklärt hatte, daß die Vergrößerung Preußens und die Einteilung Deutschlands in 3 Gruppen vorteilhafte Ereignisse seien, konnte, ohne sich zu widersprechen, vom Lande einen lebhafteren Anteil am Militärdienst nicht verlangen. Und so warfen die Presse und die Deputierten der Opposition — die nämlichen, welche durch eine bittere Ironie des Schicksals später die Regierung der Nationalverteidigung bilden sollten, — indem sie sich dieser Erklärung bemächtigten, dem Kriegsminister vor, daß er vom Lande unnötige Opfer fordere und zwangen ihn zu Abstrichen, welche sein militärisches System ruinierten. — Die materielle Lage unseres Heeres ließ demnach zu wünschen übrig, aber wie war sein moralischer Wert? — In den letzten Jahren vor dem Kriege schien sich die öffentliche Meinung zur Aufgabe gestellt zu haben, die Armee durch die geringe Achtung, mit der sie ihr begegnete, zu demoralisieren. — Die reichen Klassen interessierten sich nicht für militärische Dinge und entzogen ihre Söhne dem Waffenhandwerk. Die große Mehrzahl der Nation betrachtete die Armee als eine Vereinigung von Söldlingen, als eine Art Gendarmerie, wo man dafür bezahlt wurde, sich an Stelle anderer totschlagen zu lassen. Die Zeitungen und die dramatische Literattur verspotteten den Soldaten, alle Welt mied die Armee; man kaufte seine Söhne los, und der Staat füllte die durch diese Befreiung entstandenen Lücken mittelst der verhängnisvollen Einrichtung der Stellvertretung aus. — Das Personal der Offiziere spiegelte den gesellschaftlichen Zustand der Nation wieder, man scheute sich nicht, zu sagen: „Die Kriegsmänner können sich dem Einfluß der gesellschaftlichen Kreise nicht entziehen und sie müssen in gewissem Maße die Verderbtheit, welche diese ergreift, wiederspiegeln. Sie unterliegen auf die Länge der Zeit dieser Verderbnis, aber sie rufen dieselbe nicht hervor.“ — Die Entwickelung des persönlichen Ehrgeizes, das Günstlingswesen, hatten das Gefühl der Pflicht geschwächt. Nach den Siegen im italienischen Feldzuge, „trotz der begangenen Fehler,“ war die Überflüssigkeit der Arbeit nur zu sehr auf den Schild gehoben; die wenigen Offiziere, welche sich militärischen Arbeiten hingaben, hatten davon weniger Vorteil als Verdruß; man verhöhnte die, welche von der militärischen Organisation Preußens sprachen. „Ach was!“ sagte man, „man wird sich immer herauswickeln.“ — Die Schneidigkeit, die Intelligenz unserer Soldaten mußten ja an sich schon ausreichen, eine Armee zu besiegen, die man fast einer „National-Garde“ gleich achtete! — Was die praktische Ausbildung anbelangte, so bestand sie im Manövrieren auf dem Übungsplatz der Garnison, in der Ausführung von Paradebewegungen; die Vorbereitung für den Krieg, besonders bei der Kavallerie, war fast Null, und mit Fug und Recht hat man gesagt, daß während des Krieges die Kavallerie oft für die Armee nur ein Hindernis war, „anstatt daß sie ihr Eclaireurs lieferte, forderte sie von ihr Bewachung“; — selbst die Manöver des Lagers von Châlons waren nur ein fehlerhafter Ausbildungsgang; alles wurde der äußeren Wirkung geopfert, „dem Panorama.“ — Die Fantasias Afrikas, die Abenteuer Mexikos hatten die Grundsätze des großen Krieges aus den Augen verlieren lassen; die höhere militärische Ausbildung einer großen Zahl von Generalen war eine völlig unvollständige, dagegen war das Personal der Subaltern-Offiziere das beste Element der Armee, und die beträchtlichen Verluste, welche es erlitten hat, bezeugen, daß es vollauf seine Schuldigkeit gethan hat. Der Feind hat ihm auch alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, indem kein geringerer als Moltke erklärte, „daß die unteren Führer der französischen Armee den Beweis großer Gediegenheit geliefert hätten, und daß sie stets auf der Höhe ihrer Aufgaben gewesen wären.“ Wenn trotz der geringen Leistungsfähigkeit unserer Artillerie die vom Feinde erlittenen Verluste während des ersten Teils des Krieges so bedeutend waren, so muß man dies den Offizieren zuschreiben, welche, mit ihrer Person einsetzend, die Soldaten zu einer schneidigen Offensive mit fortrissen, und so die von der höheren Führung, welche eine taktische Defensive bevorzugte, gemachten Fehler wieder ausbesserten. — Nach Sadowa hatten die „Bemerkungen über die kurze Ausbildung zum Gefecht,“ welche unser Kriegsminister (Marschall Niel) erscheinen ließ, dazu beigetragen, die Ansicht zu befestigen, derzufolge, in Anbetracht der Überlegenheit des Feuers, der direkte Angriff unüberwindliche Hindernisse darbot. Dieses Schriftstück enthielt folgende Behauptung: Heute besonders, mit den neuen Waffen, bietet die Defensive den Vorteil,“ — eine Behauptung, die mit den allerersten taktischen Grundregeln im Widerspruch steht, es war eine „antifranzösische“ möchte ich sagen, welche den Elan unserer Soldaten lähmte, uns brechen ließ mit den Traditionen der Offensive, des Angriffs mit der blanken Waffe, dem wir so viele Erfolge verdankten, und dem Feind die Mittel und die Zeit ließ, alle seine strategischen und taktischen Entwürfe zur Ausführung zu bringen.

Marschall Niel besaß hervorragende Eigenschaften: aber er entstammte der Geniewaffe und hatte so zu sagen die Fehler seiner Tugenden. Die Offiziere vom Genie haben Vertrauen auf ihr Werk; sie sind natürlich geneigt, die Befestigungswerke, welcher Art sie auch sein mögen, als den besten Wall gegen die Invasion und die Angriffe des Feindes zu betrachten; von da bis zur Verherrlichung einer defensiven Taktik ist nur ein Schritt — und dieser Schritt ist unglücklicherweise 1870 gethan worden. — Dem Marschall Niel kann man allerdings den Marschall Bugeaud entgegenstellen, welcher sagte: „die Offensive ist der Grundcharakter, den man jedem Kriege geben muß; sie feuert den Mut der Soldaten an, sie bringt den Gegner aus dem Texte, sie nimmt ihm seine Initiative und beraubt ihn seiner Mittel. Nehmt die Defensive nur dann an, wenn es euch unmöglich ist, anders zu verfahren.“ — Die Überlegenheit der Offensive gegenüber der Defensive kommt und wird immer daher kommen, daß die Verteidigungstruppen in gewisser Beziehung an ihre Plätze gebunden sind. — Um zu triumphieren, muß die Defensive auf der ganzen Front der Schlacht siegen; sie arbeitet auf einem durch sie vorbereiteten Gelände, dessen gesamte Teile für einander haften; aber sie hat nur Zweifel über den Punkt, den Augenblick und die Stärke des Angriffs. — Der Angreifer hat die Freiheit seiner Bewegungen; er eröffnet das Gefecht, wenn es ihm beliebt und erst, wenn er über den Gegner alle nötigen Nachrichten eingezogen hat. — Gewiß, gegenüber einem fehlerhaften oder zu furchtsamen Angriff kann der Verteidiger aus seiner Rolle heraustreten und zur Offensive übergehen — das wird sogar von den Reglements empfohlen; aber die Schwierigkeiten der Ausführung sind beträchtlich, und der Verteidiger verliert die Unterstützung einer mit Arbeit und Mühe hergerichteten Stellung. — Die Fortschritte der Bewaffnung können die Taktik nicht ändern, welche sich immer in die alte Formel zusammenfassen läßt:

„Gehe weg, damit ich dort Platz nehme.“ Es ist die Infanterie, welche mit blutiger Energie den Widerstrebenden den letzten Genickfang geben, ihren Platz einnehmen und ihn behaupten muß. Diese Rolle gebührt ihr nach dem Erstgeburtsrecht und gerade aus diesem Grunde ist es, daß sie die „Königin der Schlachten“ ist und bleiben wird. — Was die Artillerie anbetrifft, so soll sie den Angriff der Infanterie vorbereiten und unterstützen; diese Aufgabe vermochte unsere Artillerie wegen ihres minderwertigen Materials nicht vollständig zu erfüllen.

Die Wirkung, die in Deutschland durch die Kriegserklärung hervorgerufen wurde, trug einen finstern und entschlossenen Charakter. Alle Mittel wurden angewendet, um die öffentliche Meinung zur Wut zu entflammen. So wurde die Mobilmachung der Turkos und der Zuaven dargestellt als eine Drohung mit Plünderung, Brand und Mord für die Bevölkerung. — Seit dem Kriege 1866 suchte Preußen schon einen Vorwand, um die Verträge zu verletzen und zu seinen Gunsten die Einheit Deutschlands zu schaffen, aber um diesen Akt zustande zu bringen, war ein Krieg mit Frankreich nötig. Durch eine dauernde Spionage in großem Stil kannte es unsere Schwäche, und fühlte, daß der lang ersehnte Augenblick zum Kampfe gekommen sei. Sein Kanzler Bismarck nutzte die Kriegserklärung aus. Er ließ geschickt Frankreich bewaffnet, brutal, angriffslustig erscheinen, bereit, Belgien zu annektieren und noch einen Teil deutschen Gebietes dazu! — Die vorausgesehene Wirkung ließ nicht auf sich warten. Die Südstaaten Deutschlands machten gemeinschaftliche Sache mit Norddeutschland und am 18. Juli gab eine königliche Ordre die Zusammensetzung der deutschen Heere bekannt, die unter dem Oberbefehl des Königs von Preußen standen, mit dem General von Moltke als Generalstabschef. — Die Stärke der drei deutschen Armeen war zu Beginn des Feldzuges 540000 Mann; zu Ende August war sie, infolge der Aufstellung zweier neuer Armeecorps auf 600000 Mann gestiegen, während die unsrige noch nicht 270000 Mann überschritt (??). — Infolge des Regionalsystems, das in Deutschland angenommen war, befanden sich die Reservisten in der Nähe der Feldbataillone und der Depot-Magazine ihrer Regimenter; die Mobilmachung mußte also mit Geschwindigkeit vor sich gehen. Überdies waren die schon in Friedenszeiten formierten Armeecorps bereit, nach vollendeter Mobilmachung sogleich in voller Organisation an den Versammlungspunkt der Armee zu rücken, deren Teil sie bildeten. Der Feldzug 1866 hatte die Überlegenheit dieser permanenten Organisation erwiesen; man konnte berechnen, daß die Deutschen bereit sein würden, 20 bis 22 Tage nach dem Mobilmachungsbefehl aufzumarschieren, und daß wir infolgedessen genötigt sein würden, ihnen den Vorteil der strategischen Initiative zu lassen. — Die deutsche Armee besaß noch andere Elemente der Überlegenheit, z. B. die schon im Frieden bestehende Organisation des Generalstabes, der Telegraphen- und Eisenbahnabteilungen, ein besseres Artillerie-Material, endlich eine zahlreichere und viel besser ausgebildete Kavallerie. So konnte der Marschall Moltke ohne zu viel Anmaßung sagen: „Die Franzosen waren geschlagen, bevor der erste Kanonenschuß abgefeuert wurde.“

Weißenburg, Wörth, Fröschweiler.

Am 15. Juli, meinem Namenstage, sandte ich eine Depesche an meine Frau, um ihr meine Ankunft anzuzeigen; sie verstand es wohl, daß dies der Krieg und der Abschied sei. Die Stunde war gekommen, meine Pflicht als Soldat zu erfüllen. In Langres stieß ich zum 50. Linien-Regiment, dem ich als Kapitän angehörte. Dieses Regiment — gebildet 1651 — hatte eine glorreiche Vergangenheit, und sich besonders in der Krim ausgezeichnet: Alma, Inkerman, Mamelon-Vert, Tracktir, Malakoff, so viel Namen, so viel Siege, an denen das 50. Regiment teilnahm. Auf seiner Fahne glänzten die Namen Zürich, Jena, Lützen, Sebastopol; aber außer diesen hätte man unter hundert andern noch hinzufügen können die von Elchingen, Eylau, Friedland, Bautzen, Dresden, Montmirail, Toulouse und Ligny. Die Überlieferungen der Tapferkeit, der Ehre und Hingebung waren im Regiment lebendig; so wurde auch die Kriegserklärung von demselben gut aufgenommen. — Ruhig und voll Vertrauen verließen wir Langres den 20. und 21. Juli in zwei Kolonnen, um in Märschen nach Belfort zu gehen, wo wir nach 4 Tagen ankamen, die uns durch die übermäßige Hitze und durch das Tragen des Tschakos beschwerlich gemacht wurden. (Diese unbequeme Kopfbedeckung wurde im Augenblick des Beginns des Feldzuges abgelegt. Das Tragen des Tschakos rief Akte des Ungehorsams hervor, besonders bei den Regimentern, die im Divisionsverbande standen mit den afrikanischen Truppen: denn diese hatten eine leichte Kopfbedeckung. Eine große Zahl von Soldaten warfen ihren Tschako auf die Straßen und selbst auf die Eisenbahnen.) — In Belfort schiffte man uns nach einem Marsch von 32 Kilometern auf der Bahn ein, unser Bestimmungsort war Straßburg. Auf den Bahnhöfen in Mühlhausen, Colmar, Schlettstadt, überall wurden wir mit unbeschreiblichem Enthusiasmus empfangen. Alle Schanktische wurden uns zur Verfügung gestellt. Die Frauen schwenkten die Taschentücher, warfen Blumen und Küsse. Man fühlte den kriegerischen Sinn dieses Elsaß erzittern, dieser Soldatenschule, — des Vaterlandes eines Kleber, Lefèbre und Kellermann. — In Straßburg erhielten wir den Befehl, nach Hagenau zu gehen; wir kamen dort um Mitternacht an, todmüde von der Anstrengung. Um uns zu erholen, lagerten wir unter freiem Himmel; unser Zeltgeräte hatten wir noch nicht empfangen. — Das 50. Regiment bildete einen Teil der 1. Brigade (General de Montmarie) der 2. Division (Abel Douay) des 1. Corps (Mac Mahon.) — Dies Armee-Corps, gebildet aus den afrikanischen Truppen (Zuaven und Turkos) und den Regimentern des Ostens, umfaßte vier Divisionen Infanterie und eine der Kavallerie. Wir bildeten eine Brigade mit dem 74. Linien-Regiment und dem 16. Bataillon Jäger; das 78. Linien-Regiment und das erste der algerischen Tirailleure die 2. Brigade. Hagenau war der Versammlungsort unserer Brigade. Man erzählte, daß unser Corps, 60000 Mann stark, den Rhein überschreiten, in das Großherzogtum Baden eindringen, und durch eine kräftige Offensive die Südstaaten Deutschlands zum Abfall von Preußen bestimmen solle.

Am 25. Juli bezogen wir ein Lager ungefähr 2 Kilometer nördlich Hagenau. Das 50. Regiment hatte im Augenblicke seines Abmarsches von Langres einen Bestand von 1394 Mann, auf 3 Bataillone zu 6 Compagnien. Bis einschließlich 4. August erhielt es in 3 Abteilungen 740 Reservisten; die letzte Abteilung kam gerade während des Gefechts von Weißenburg an.

Das erste Bataillon wurde am 26. Juli mittelst der Eisenbahn auf Sulz dirigiert, woselbst feindliche Patrouillen gemeldet wurden, die sogar den Bahnhof von Hunspach besetzt haben sollten. Gleich nach seinem Eintreffen machte das Bataillon eine Rekognoszierung; der Feind hatte den Bahnhof Hunspach verlassen. Man erfuhr auch, daß am Tage vorher eine Rekognoszierungs-Abteilung von vier badischen und württembergischen Offizieren mit mehreren Dragonern bis jenseits Wörth vorgeritten war. Diese Reiter, in einem Wirtshaus in Schirlenhof von einem Zug Jäger der Brigade Bernis überrascht, wurden getötet oder gefangen genommen; nur der Führer der Abteilung, ein Kapitän, entkam glücklich. — Das 2. und 3. Bataillon verließ gleichfalls Hagenau und besetzte Oberbetschdorf, ein Dorf, das vorwärts des Hagenauer Forstes, 16 Kilometer rückwärts Weißenburg, liegt.

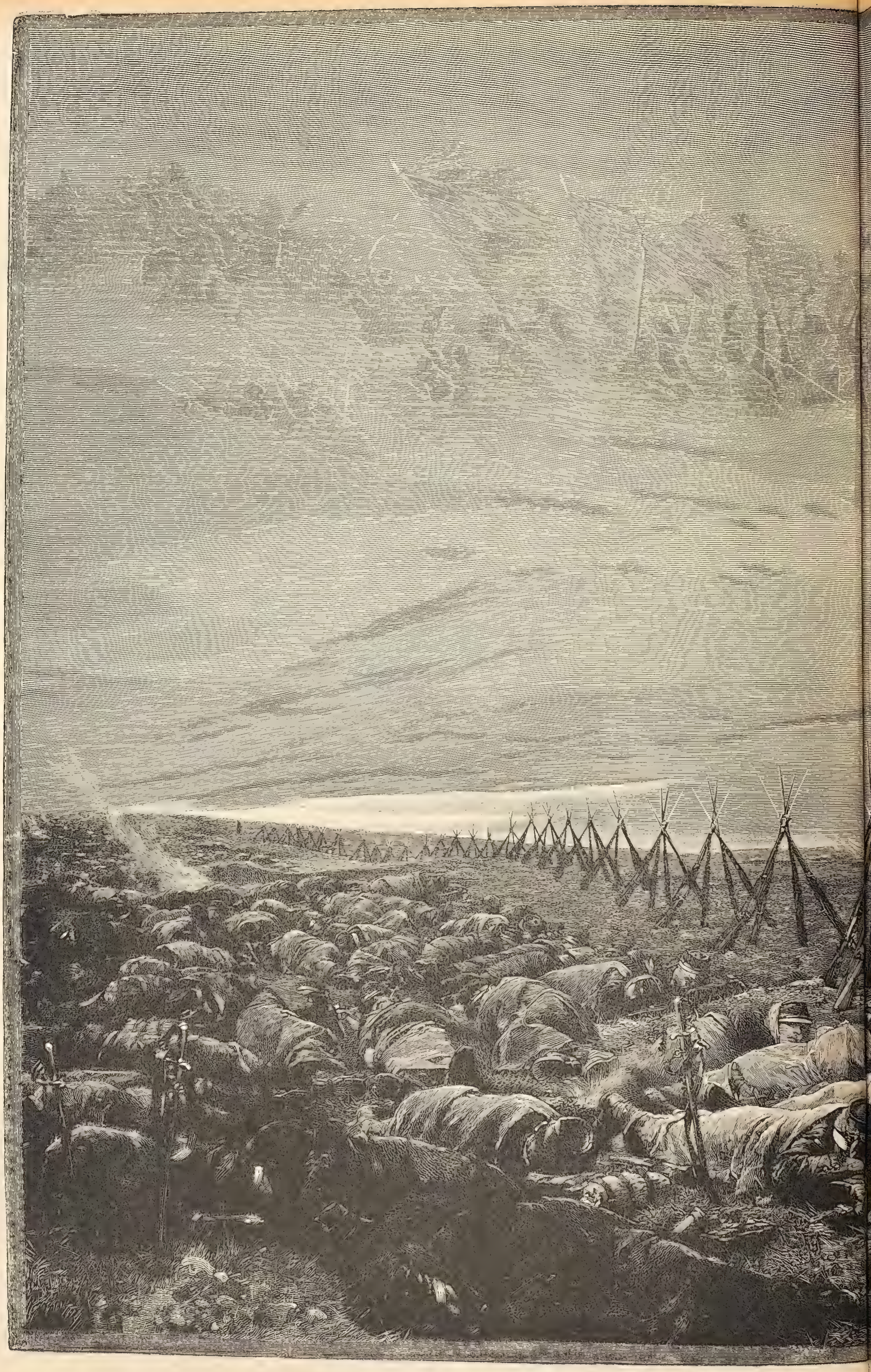
Am 28. Juli verließ das 1. Bataillon Sulz und lagerte auf dem Plateau von Wörth; das 2. Bataillon ersetzte das 1. in Sulz; das 3. blieb in Oberbetschdorf. Das Gerücht verbreitete sich, daß eine bayrische Abteilung versucht hatte, durch das Landauer Thor, dessen Zugbrücke herabgelassen war, in Weißenburg einzudringen, und daß es gelang, sie noch rechtzeitig aufzuziehen. Die kühnen Streifzüge des Feindes, unsere Märsche und Gegenmärsche entnervten die Truppen. Warum uns so zerstreuen? Warum war die Versammlung unserer Division noch nicht durchgeführt?“

Am 31. Juli erschien die Proklamation des Kaisers an die Armee. Sie war in sehr vorsichtigem Tone abgefaßt: „Ihr werdet eine der besten Armeen Europas bekämpfen; der Krieg wird lang und schwierig sein!“ — Der Kaiser hatte unter dem 28. den Oberbefehl in Metz übernommen. Unsere üble Laune verflüchtigte sich; wir würden also gegen den Feind marschieren und „auf die Lederhelme klopfen,“ nach dem pittoresken Ausdrucke unserer Soldaten. — Unser Regiment war fast immer auf Vorposten; die drei Bataillone, weit von einander

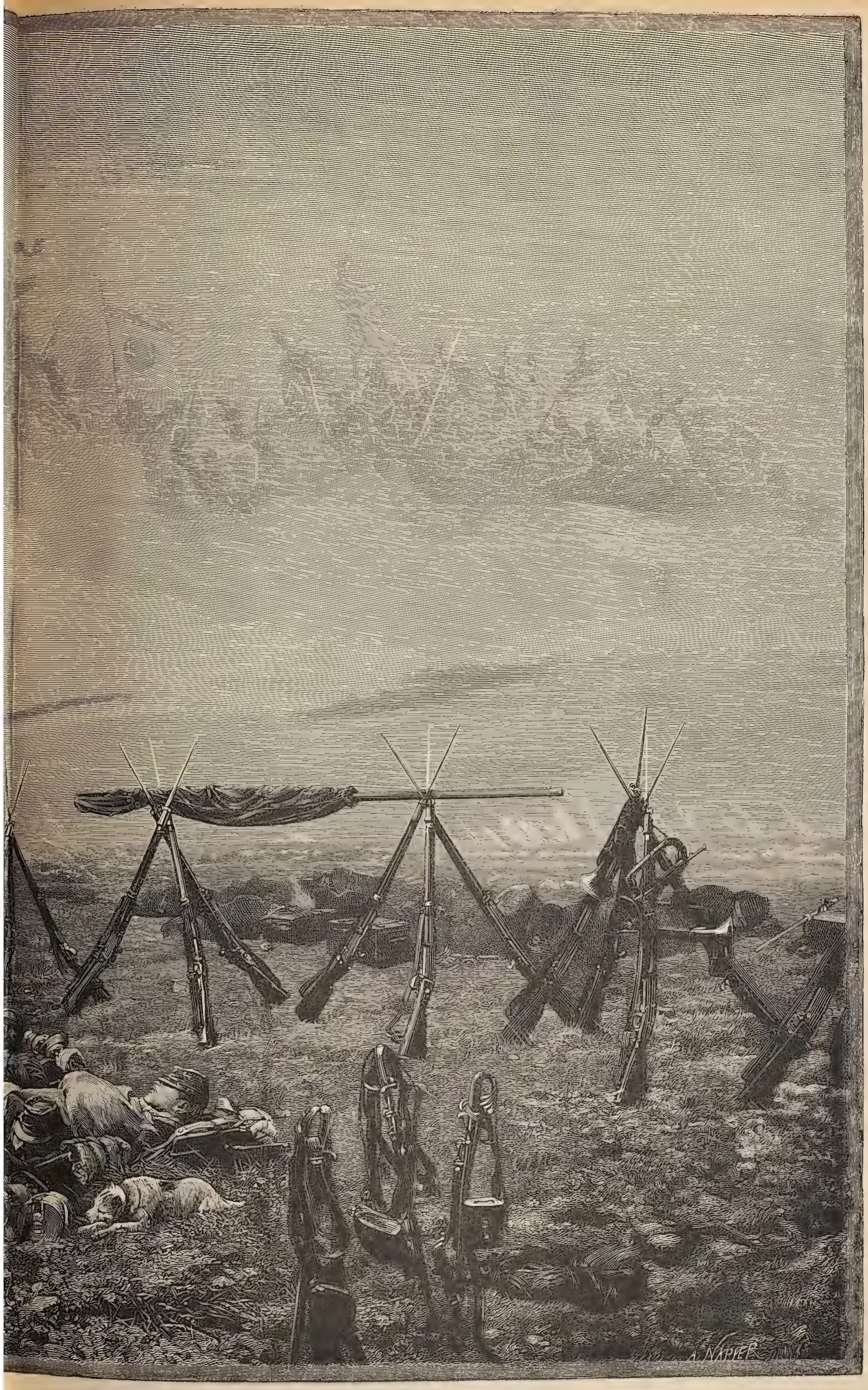
entfernt, deckten einen sehr ausgedehnten Raum. Die Versammlung unserer Division war allem Anschein nach in Hagenau vollzogen; die erste Division (General Ducrot) befand sich in Wörth mit einem Regiment (96.) auf dem Pigeonner Hügel, welcher die Straße Weißenburg-Bitsch beherrscht. Die dritte Division (General Raoult) und die vierte (General von Lartigue) standen hinter Wörth. Die Kavallerie des Armeecorps war zwischen Sulz, Selz und Hagenau verteilt

Um 4 Uhr morgens des 2. August rückte das 2. Bataillon mit Oberst Ardonin nach Selz, gegenüber Rastatt, um die Bewegungen in dieser Festung zu überwachen. In Selz angekommen, sollte das Bataillon sein Lager in dem Walde nahe am Dorfe aufschlagen; mit der Brigade der Lanciers und dem 16. Fußjägerbataillon wurde es unter die Befehle des Generals Ransouty gestellt.

Kaum daß es sich im Biwak eingerichtet, kam die Nachricht, daß drei Compagnien feindlicher Infanterie und etliche Reiterei, nachdem sie die Grenze zwischen Lauterburg und Weißenburg überschritten und Altenstadt besetzt hatten, gegen Selz vorrücken, von welchem Ort sie nur noch drei Kilometer entfernt seien. Vier Compagnien des Bataillons und das 16. Jägerbataillon gingen ihnen sofort entgegen; sie kehrten um 4 Uhr wieder zurück, nachdem sie nur



Französische Träume vom Siege



nach Berlin. Von M. Detaille.

feindliche Patrouillen gesehen hatten, die von fern ihre Bewegungen beobachteten. Die treffliche Haltung dieser Reiter, die vorzügliche Pferde hatten, wurde sehr bemerkt.

Man munkelte von der Anwesenheit eines Spions, der den Rhein auf einer Barke überschritten hätte; aber vergeblich wurde nach ihm gesucht. Eine scharfe Überwachung wäre allerdings nötig gewesen, da das Lager von Wald umringt war. Warum wurde der Zutritt zum Lager nicht untersagt? Civilisten in sehr korrekter Haltung gingen, kamen und betrachteten mit Aufmerksamkeit die in Pyramiden gestellten Gewehre.

Der 3. August verging in großer Spannung. Eine Infanterie-Compagnie machte eine Rekognoszierung und begegnete feindlichen Dragonern, welche, wie tags vorher, fortritten und wiederkehrten. Mitten in der Nacht wurden die Gewehre in die Hand genommen bei einem strömenden Regen; ein feindliches Detachement hätte den Rhein auf Booten überschritten, hieß es, aber es war nur falscher Lärm gewesen.

Das 1. und 3. Bataillon verließen Wörth und Oberbetschdorf und vereinigten sich in Sulz, dem Sammelort der Brigade. Diese beiden Bataillone, unter dem Kommando des Oberstlieutenants de la Tour d'Auvergne, setzten sich denselben Tag mit der Brigade (General von Montmerin) um 4 Uhr nachmittags nach Weißen-

burg in Bewegung, woselbst schon vorher die 2. Brigade (General Pelle) eingetroffen war. Es regnete in Strömen. Unsere Brigade kam um 7 Uhr abends an und richtete mitten in der Dunkelheit ihr Biwak zwei Kilometer rückwärts und rechts der Stadt auf dem Plateau des Geisbergs ein; weiter zurück und das Lager beherrschend befand sich das Schloß gleichen Namens und seine Nebengebäude. — Das 50. Regiment gab eine Compagnie (Kapitän Ösinger) als Feldwache vor seiner Front, an dem Hügel, auf dessen Gipfel sich drei Pappeln und der Geisberg befinden. Unsere Schildwachen bildeten eine zusammenhängende Kette unterhalb des Plateaurandes.

Mit Tagesanbruch des 4. August setzte sich das 78. Linienregiment, 2. Brigade, in Marsch, um auf dem Pigeonnier Hügel und bei Climbach das 96., von der Division Ducrot, abzulösen. Zwei Jäger-Eskadrons, denen ein Infanteriebataillon beigegeben war, gingen auf Rekognoszierung aus; sie kehrten um 7 Uhr zurück, ohne etwas bemerkt zu haben. Eine Stunde später ließ sich jedoch Geschützfeuer hören. Der Feind beschoß Weißenburg von den Höhen südlich Schweigen, und bald stiegen, hinter Tirailleuren, starke Kolonnen gegen die Stadt herunter. — Die Lage unserer Division in diesem Augenblick war folgende: 1. Brigade. Ein Bataillon des 74. Regiments war in Weißenburg, die beiden andern und die beiden Bataillone des 50. Regiments auf dem Geisberg. — Das 1. Regiment algerischer Tirailleure (der 2. Brigade) besetzte zur Linken das Plateau des Vogelsbergs; die Kavallerie-Brigade (General von Septeuil) war in Steinfelz, ebenso die Artillerie. Die Kavallerie konnte infolge der Geländebildung nichts nützen. Um den Kampf zu führen, konnte General Douay also nur über acht Bataillone und drei Batterien, von denen eine mit Mitrailleusen, verfügen. Der Stand der Kombattanten war etwa 5300 Mann. — Unsere Soldaten fingen an, die Suppe zuzubereiten — sie hatten seit dem Abmarsch aus Sulz fast nichts gegessen — als die Kanonade begann. Sofort stürzte alles an die Gewehre; nur das 50. Regiment, gedeckt durch die Vorposten-Compagnie des Kapitäns Ösinger, hatte keine Überraschung zu befürchten, es nahm erst dreiviertel Stunden nach dem ersten Kanonenschuß die Waffen zur Hand. — Das 1. Bataillon wurde etwas hinter dem Rande des Plateaus, welches sich in das Thal der Lauter senkt, zum Gefecht entwickelt, sein rechter Flügel etwa 200 Meter von dem Schlosse Geisberg; es deckte seine Front durch eine in Schützen aufgelöste Compagnie. Das 3. Bataillon entwickelte sich links vom 1., mit diesem fast einen rechten Winkel bildend; es nahm die Front nach Weißenburg, welche durch eine Compagnie Schützen gedeckt wurde. — Ein wenig rückwärts vom 50., in dem von beiden Bataillonen gebildeten Winkel und verborgen durch eine Terrainfalte, war ein Bataillon 74er zur Unterstützung aufgestellt; das andere Bataillon dieses Regiments wurde links des 3. Bataillons des 50. Regiments entwickelt. — Zwei Geschütze und vier Mitrailleusen, die nahe dem Schlosse standen, eröffneten das Feuer. In weniger als einer halben Stunde war das eine Geschütz demontiert, und den andern so übel mitgespielt, daß sie mehr rückwärts, nahe bei der Erhebung der drei Pappeln, eine besser zu haltende Stellung nahmen. Es war nachgerade offenkundig, daß die feindliche Artillerie eine ganz bedeutende Überlegenheit über die unsrige besaß und daß die Tragweite ihrer Geschosse eine viel größere war. — In diesem Augenblick wurde der Kampf um Weißenburg sehr heftig. Eine ganze bayrische Division war aufgetreten. Eine Compagnie bayrischer Jäger versuchte, durch das Thor von Bitsch in die Stadt einzudringen, wurde aber zurückgetrieben, ebenso wie die Angriffe auf die anderen Fronten der Stadt. Das Bataillon 74, unter dem Befehl des Kommandanten Liaud, verteidigte sich mit unvergleichlicher Energie. Zwei Bataillone des 1. Regiments algerischer Tirailleure drangen mit einer Batterie östlich der Stadt vor, rückwärts der Lauter und vorwärts des Bahnhofes; das andere Bataillon dieses Regiments nahm Stellung an der Südwestecke von Weißenburg, nahe bei dem Bitsch-Thor, um den Zwischenraum zwischen der Stadt und dem Vogesenwald zu verteidigen. — Vom Geisberg, wo sich die 50er befanden, war das Schauspiel großartig. Das Kriegsgeschrei der Turkos: „You! you! you!“ vermischte sich mit dem immer lauter werdenden Donner der Geschütze und dem Geknatter des Gewehrfeuers. Von den Höhen von Schweigen schossen die Bayern auf die Stadt und entfachten dort zahlreiche Brände, unsere Artillerie antwortete; die Mitrailleusen mähten zahlreiche Reihen der Deutschen nieder, am Horizont, gegen Osten, bemerkte man dunkle Massen, die sich von dem Grün der Wiesen abhoben. — Rings um den Bahnhof und die Stadt wurde der Kampf erbittert geführt; unsere braven Turkos leisteten den Anstrengungen des 2. bayrischen Corps Widerstand, welches über Altenstadt vorzugehen versuchte. — Gegen 10 Uhr zeigten sich starke preußische Kolonnen (11. Corps) zur Rechten und suchten die Höhen des Geisbergs zu gewinnen; zur selben Zeit rückten tiefe Massen (5. Corps) auf der Chaussee von Lauterburg vor, drohend, den rechten Flügel der algerischen Schützen zu umgehen; mehr als vierzig Geschütze vereinigten ihr Feuer gegen dieses Regiment. Sein Oberst Maurandy ließ das Bataillon vom rechten Flügel eine Frontveränderung vornehmen und plazierte es Front gegen Osten; er selbst, auf der Chaussee aufrecht stehend, leitete die Bewegung inmitten eines Hagels von Geschossen. Die Turkos, die hinter den alten Wällen von Weißenburg und in den Wiesen der Lauter lagen, empfingen mit einem mörderischen Front- und Flankenfeuer die Kolonnen des fünften preußischen Corps und zwangen sie zum Zurückweichen. Aber der Feind, zehnmal stärker, ging wieder vor; unsere braven Turkos verteidigten Schritt für Schritt den Boden. — Die Bayern, ermutigt durch die Ankunft des fünften Corps, nahmen die Offensive wieder auf. Um den Bahnhof, seine Zugänge und die Stadt entspann sich ein immer blutigerer Kampf. Die Turkos, die fast keine Patronen mehr hatten, machten energische Vorstöße mit dem Bajonett; die Batterie, die sie zu unterstützen bestimmt war, wurde genötigt, sich weiter zurückzuziehen; der Feind, beständig verstärkt, drohte sie um den Bahnhof herum einzuwickeln. — General Pelle, welcher erfuhr, daß General Douay, der vom Geisberg den Gang des Gefechtes beobachtete, von einem Granatsplitter tödlich getroffen worden sei, übernahm das Kommando und gab dem Tirailleur-Regiment den Befehl, staffelweise den Rückzug anzutreten. Die Turkos, das Gelände benutzend, wichen Schritt für Schritt zurück, immer dem Feind die Spitze bietend, und ihn durch ihre stolze Haltung und ihre unbezwingliche Energie in angemessener Entfernung haltend. Am Fuß der Höhen angekommen, setzten sie ihren Rückzug auf der Straße nach Hagenau fort; halbwegs auf der Höhe formierten sie sich und verfeuerten ihre letzten Patronen.

Es war Mittag. In Weißenburg fuhr das Bataillon 74 fort, siegreich die Angriffe der Bayern zurückzuweisen. Der Befehl, die Stadt zu räumen, den General Pelle gegeben hatte, gelangte nicht bis an den Kommandanten Liaud. Um 1 Uhr war die Stadt eingeschlossen, die Munition fast erschöpft, der Kommandant verwundet. Die Bayern hatten das Landauer Thor mit Artillerie eingeschossen und drangen in die Stadt ein, während die Preußen sich vor dem Hagenauer Thor zeigten. Zerniert, ohne Patronen, waren die tapferen 74er genötigt, die Waffen zu strecken. — Auf dem Geisberg kämpfte seit 9 Uhr morgens eine unserer Batterien — auf einer Höhe südwestlich des Bahnhofes — und die Mitrailleusen-Batterie auf der Drei-Pappel-Höhe, unterstützt durch ein sehr lebhaftes Schützenfeuer des 50. Regiments, gegen zwei preußische Batterien nördlich des Gutheilhofs, an dem Schnittpunkt der Eisenbahn nach Straßburg und nach Landau, und andere Batterien beim Windhof. — Während der Kampf sich um Weißenburg und den Kirchhof fortsetzte, manöverierte das elfte preußische Corps, das vom Niederwald vorrückte, um den Geisberg von Südosten zu umfassen. Nach dem Rückzug des Schützen-Regiments schickte der Kommandierende des fünften preußischen Corps (General von Kirchbach) die 9. und 21. Division zum Sturm auf den Geisberg; der Feuerzirkel dehnte sich von der Station Riedseltz bis nach dem Bahnhof Weißenburg aus. — Es war ungefähr 1 Uhr, und an die Bataillone 50 und 74 erging der Befehl, sich in Echelons auf den Pachthof Schafbusch zurückzuziehen. Das 3. Bataillon 50er sammelte seine Schützen und führte diese Rückzugsbewegung mit großer Ruhe aus, indem es den Feind aufhielt, welcher es in seiner Linken durch Schnellfeuer zu umfassen suchte; nachdem es zweimal die Preußen in die Gehölze zurückgeworfen hatte, durchschritt es das Schloß Geisberg und machte nahe des Pachthofes Schafbusch Halt. — Das 3. Bataillon der 74er führte dasselbe Manöver aus, unterstützt durch das Feuer der Batterie im Südwesten des Bahnhofes. Diese Batterie flankierte die preußischen Bataillone und riß ganze Reihen fort. Die Deutschen überschütteten sie mit Geschossen, und sie war gezwungen, zurückzugehen. Ein Geschütz konnte aus Mangel an Bespan-

nung dieser Bewegung nicht folgen. Der Feind bemerkte dies und stürzte sich auf dasselbe, um es zu nehmen. Eine Sektion 74er kam den Artilleristen zu Hilfe; ein blutiges Handgemenge entspann sich. Die Artilleristen versuchten das Geschütz fortzuschleppen; es gelang ihnen aber nicht, denn die Räder waren von einer Granate zerschmettert. Umringt, brachen sich unsere Soldaten mit dem Bajonett einen Ausweg und setzten ihren Rückzug nach dem Geisberg fort. — Das 1. Bataillon 50er stieg die Hänge des Geisberges unter einem schrecklichen Feuer hinauf und erlitt große Verluste. Sein Kommandant Boutroy wurde tödlich getroffen; Kapitän Oesinger, verwundet, wollte sich nicht wegtragen lassen, und fiel bald darauf. Auch das 1. Bataillon 74er wurde stark mitgenommen; durch einen Offensivstoß befreite es das 1. Bataillon 50er, das sehr stark vom Feinde bedrängt wurde. Nahe bei dem Schloß Geisberg angekommen und schon auf dem Punkte angelangt, umringt zu werden, stürzten sich das 1. Bataillon 50er und ein Teil des 1. Bataillon 74er in das Schloß, entschlossen, sich bis aufs äußerste zu verteidigen. — Nach einiger Zeit schritt die feindliche Linie, voran das Regiment Königsgrenadiere, zum Sturm auf das Schloß; sie wurde durch ein heftiges Infanteriefeuer empfangen, das aus allen Stockwerken des Gebäudes drang. Der Fahnenträger des Grenadier-Regiments wurde niedergestreckt; die, welche nacheinander die Fahne ergriffen, sowie eine Menge Offiziere und der Kommandierende des fünften Corps wurden außer Gefecht gesetzt. Die Verteidiger, an deren Spitze der Kommandant Cécile vom 74en stand, stürzten sich zweimal mit dem Bajonett vor, um sich eine Bahn zu brechen, aber der Versuch mißlang. — Der Feind erneuerte seine Angriffe und versuchte vergeblich, das Schloß anzuzünden; seine Aufforderungen, seine Stürme wurden abgewiesen; der Widerstand war ein hartnäckiger, verzweifelter, aus allen Öffnungen wurde weitergefeuert. Aber nun kam die feindliche Artillerie; 3 Batterien mit Infanterie nahmen Stellung auf dem Drei-Pappel-Hügel, der das Schloß beherrscht, während 18 Geschütze, die auf 500 Meter vorwärts der Front standen, den Ring von Feuer und Eisen schlossen. — Es war etwa 2½ Uhr. Die unerschrockenen Verteidiger konnten auf keinerlei Unterstützung rechnen, sie verfeuerten ihre letzten Patronen und streckten dann die Waffen. — Während des Angriffes auf Schloß Geisberg gaben die beiden Bataillone 50er und 74er, die in einem Hohlweg nahe dem Pachthof Schafbusch postiert waren, Salvenfeuer mit mörderischer Wirkung auf den feindlichen linken Flügel ab. Als das Schloß genommen war, gab General Montmarie den Befehl zum Rückzuge, dieser Bewegung ging ein kräftiger Vorstoß voraus, der den Feind im Zaume hielt. Die Preußen drangen in den Pachthof ein, fanden dort aber nur Verwundete und Tote, unter letzteren den General Douay, dessen Leichnam nicht hatte mitgenommen werden können. Unsere Division hatte keinen Sanitätswagen, nicht einmal einen einzigen Tragekorb erhalten! (!!) — Der Rückzug wurde nicht beunruhigt; er ging auf Climbach, wo sich das 78. Regiment befand, außer den Trümmern des 1. Bataillons und dem 3. Bataillon 50. Regiments, welche, gesammelt vom Oberstlieutenant de la Tour d'Auvergne, Sulz gewannen, dann Hagenau, wo sie um 11 Uhr abends anlangten; sie hatten weder Lebensmittel mehr, noch Tornister, noch Zeltgerät; am folgenden Tage vereinigten sie sich mit dem Armeecorps bei Fröschweiler. — An diesem Tage waren bei den Deutschen 91 Offiziere und 1460 Mann kampfunfähig. Wir hatten ungefähr 1100 Mann verloren, ungerechnet die in Weißenburg und Geisberg Gefangenen. Beim 50. Regiment waren 7 Offiziere tot, 8 verwundet, 6 gefangen, mehr als 400 Mann außer Gefecht gesetzt, aber unsere energische Verteidigung des Schlosses Geisberg hatte dem Feinde noch beträchtlichere Verluste verursacht. — „Glänzender, aber blutiger Sieg," — das war der Wortlaut der Depesche, die der Kommandant der 3. Armee seinem Vater, dem König, schickte. — 5000 Mann hatten sechs Stunden hindurch den einander folgenden Anstrengungen von mehr als 40000 Deutschen Widerstand geleistet, ohne die Truppen zu rechnen, welche während des Kampfes Bewegungen zum Zwecke der Einschließung ausgeführt hatten. — Das 50. Regiment im besonderen war seiner ruhmreichen Vergangenheit würdig geblieben. — „Ich glaube nicht," hat Marschall Mac Mahon vor der Untersuchungskommission später gesagt, „daß zu irgend welcher Zeit eine Infanterie-Truppe mit größerer Tapferkeit gekämpft hat." — Aber wenn die Division Douay ihre volle Schuldigkeit gethan hat, wer hat dann die Verantwortung für diese Niederlage zu tragen? — Man muß zunächst gestehen, daß die Kavallerie, indem sie die Rekognoszierung am Morgen nicht gründlich ausführte, das Heer in falsche Sicherheit gewiegt hatte. Es ist auch gleicher Weise richtig, daß General Douay zu Beginn des Gefechtes eine Unvorsichtigkeit beging, indem er ein Regiment in das Thal schickte, ohne zu wissen, welche Kräfte der Feind hatte. Wenn er alle seine Truppen in den von dem General Ducrot bezeichneten Stellungen gelassen hätte, unter Festhaltung seiner Verbindungen mit Weißenburg, dann hätte er die gesamten Streitkräfte des Feindes sich entwickeln sehen, und vor ihrer numerischen Überlegenheit hätte er, nach erfolgter Räumung der Stadt, sich bei Zeiten mit seiner Division über den Pigeonnier-Hügel zurückziehen und seine Vereinigung mit der Division Ducrot vollziehen können. Sein lange Zeit unbekannt gebliebener Tod, die immer vergebliche Erwartung des Rückzugsbefehls, die Entfernung der ersten Brigade erklären es, wie die Bataillone so lange in ihren Stellungen verblieben und so arg bloßgestellt wurden. — In der That, jeder Rückzug war abgeschnitten, wenn der Feind, gleichzeitig mit der Umfassung unseres rechten Flügels, nicht gezögert hätte, unser völlig verteidigungsloses Zentrum anzufassen, oder wenn er nur um 11 Uhr morgens der 1. Brigade in das Thal gefolgt wäre, welches westlich parallel der großen Straße läuft. — Man hat behauptet, General Ducrot hätte unserer Division zu Hilfe kommen können. Den 4. August begab sich die 2. Brigade der Division Ducrot von Wörth nach Lembach, wo sich seit dem vorigen Tage die 1. Brigade befand. Während dieses Marsches und in Lembach gestatteten die Gestaltung des Waldgeländes und die Richtung des Windes nicht, den Kanonendonner zu hören; nur das 96. Regiment, im Augenblick, wo es abgelöst wurde durch das 78. auf dem Pigeonnier und in Climbach, hatte Kenntnis von dem Kampfe gehabt. Der General Ducrot, vom Kampfe unterrichtet, gab Befehl, den Marsch seiner Division zu beschleunigen und gewann selbst im Galopp den Pigeonnier, wo bald Marschall Mac Mahon zu ihm stieß, welcher von Straßburg kam. In diesem Augenblicke ging die Division Douay auf der ganzen Linie zurück. — Die Verzettelung des 1. Corps war die wahre Ursache unserer Niederlage, die Division Douay stand in der Luft, sie konnte nicht zur geeigneten Stunde unterstützt werden. — Im Lager von Seltz, wo sich das 2. Bataillon meines Regiments befand, hörte man sehr deutlich Geschütz- und Gewehrfeuer in der Richtung auf Weißenburg. Die Offiziere umringten den Oberst, fragten ihn: „Warum marschiert man nicht auf den Kanonendonner los?" Aber es kam kein Befehl zum Aufbruch. Um 4 Uhr hörte der Geschützdonner auf. In der Nacht erfuhr man den Ausgang des Kampfes und den Tod des Generals Douay. Befehle zum Rückzuge auf Hagenau wurden erteilt.

Mit Tagesanbruch des 5. Augusts wurde das Lager von Seltz aufgehoben; die Lanciers-Brigade Nansouty dirigierte sich in starkem Trab auf Hagenau. Die Forstbeamten durchschnitten die Straßen und machten Verhaue in dem Hagenauer Walde. Die Bewohner der Ortschaften waren bestürzt. Armes Elsaß! Es war die Invasion, welche ihren Anfang nahm! — Das 16. Fußjägerbataillon und das 2. Bataillon 50er kamen um 4 Uhr abends auf dem Bahnhof von Hagenau an; sie mußten sich mit der Eisenbahn nach Reichshofen begeben, woselbst das Armeecorps sich sammelte, aber da die Zahl der Wagen nicht ausreichend war, wurde das Jägerbataillon allein eingeschifft und das Bataillon 50er verbrachte die Nacht auf dem Bahnhofe. — An diesem selben Tage wurde Marschall Mac Mahon mit dem Oberbefehl über das 1., 5. und 7. Armeecorps betraut; er berief die Division Conseil-Dumesnil (1. des 7. Corps) und verfügte über alle seine Streitkräfte auf den Hochflächen des rechten Sauerbach-Ufers, den rechten Flügel an Morsbronn gelehnt, den linken an Rechweiler, — die Frontlinie hatte eine Ausdehnung von 6 Kilometern. Die Division Ducrot bildete den linken Flügel, dessen äußerstes Ende, ein wenig nach rückwärts gebogen, Front nach Nordost nahm. Die Division Raoult dehnte sich von Fröschweiler bis nach dem Dörfchen Elsaßhausen aus, zu ihrer Rechten die Division Lartigue, welche sich in der Richtung auf Morsbronn entlang zog, stark die Straße von Gunstett nach Eberbach besetzend. Unsere bei Weißenburg so stark mitgenommene Division war in Reserve hinter der 3. und massiert im Südosten von Fröschweiler; die Brigade

Montmarie besetzte die Höhen zwischen den beiden Bächen, die ihre Quellen südöstlich Fröschweiler haben. Die Division Conseil-Dumesnil wurde nach Maßgabe ihres Eintreffens hinter der Division Lartigue aufgestellt und ebenda die Kavallerie und die Reserve-Artillerie. — Das Gelände, welches wir besetzten, war wellig und an gewissen Punkten sehr bedeckt: von der Linken zur Rechten das Gehölz und die Höhen von Fröschweiler, bedeckt mit Weinpflanzungen und Gärten, der Calvarienberg, der Weiler Elsaßhausen, das kleine Gehölz, das ein Eiland auf einer Erhebung bildet, der Niederwald, der Pachthof Albrechtshausen, das Dorf Morsbrunn boten dem Angreifer ernstliche Hindernisse. Rückwärts deckte der Forst Großer-Wald den Flecken Reichshofen und unsere Rückzugslinie. Die Sauer, welche vor unserer Front floß, hat sehr schwer zugängliche Ufer; die Höhen des rechten Ufers überragen im allgemeinen diejenigen des gegenüberliegenden Ufers, sie beherrschen das Thal und die zahlreichen Wege, welche dorthin führen. Auf dem linken Ufer hatten wir keine Stellung besetzt; die Brücke von Wörth war zerstört, die der Bruchmühle aber, von wo es nach Gunstett geht, erhalten.

Am Eingang zu Schloß Geisberg bei Weißenburg am 4. August 1870.

Während der ganzen Nacht vom 5. zum 6. August überschwemmte ein schauderhafter Regen unsere Biwaks; es war verboten, die Zelte aufzuschlagen und Feuer anzumachen, um nicht die Aufmerksamkeit des Feindes zu erregen, mit dem man bei den Vorposten Flintenschüsse wechselte. — Um 7 Uhr morgens ließ sich Geschützfeuer vernehmen; man griff zu den Waffen. Die preußische Artillerie schoß auf Wörth, welches sie für besetzt hielt, die des Generals Raoult antwortete; aber, wie bei Weißenburg, stellten wir die geringere Leistungsfähigkeit unserer Artillerie fest. Die feindlichen Tirailleure drangen in den Flecken ein und überschritten den Bach watend. Das 48. (Oberst Rogier), ein Bataillon des 36. (Oberst Krien) und die 2. Zuaven (Oberst Detrin) stellten sich zum Kampfe auf; ein lebhaftes Schützenfeuer entspann sich: die feindlichen Tirailleurs zogen sich zurück, das Feuer wurde auf dieser Seite nach und nach schwächer. — Auf unserem rechten Flügel hörte man ebenfalls Kanonen- und Gewehrfeuer. Am Morgen wurde ein Kommando der 3. algerischen Schützen, welches Wasser aus dem Sauerbach holen wollte, an der Bruchmühle mit lebhaftem Gewehrfeuer empfangen; die Turkos antworteten, und es entspann sich der Kampf zwischen den deutschen Vorposten und denen der 4. Division. General Lartigue ließ Gunstett kanonieren und die Bruchmühle, welche in Feuer aufging. — Während das Gefecht sich langsam in unserem Zentrum und auf dem rechten Flügel entwickelte, wurde gegen 8½ Uhr unser linker Flügel von den Bayern angegriffen, welche von dem Dorfe Langensulzbach auf unsere Stellungen bei Fröschweiler losmarschierten. Die Artillerie des Generals Ducrot eröffnete das Feuer; die bayrischen Batterien erwiderten es. Das 1. Zuaven-Regiment (Oberst Carteret-Trécourt) nahm Gefechtsformation an, und in dem Augenblick, wo die bayrischen Jäger sich gegen den Südrand des Fröschweiler Holzes zogen, trieb es sie durch ein wohlgenährtes Feuer bis in die Büsche des Langensulzbacher Waldes. Die Bayern verstärkten ihre Linie, dehnten sich nach links aus und gingen wieder vor. Das 2. Regiment algerischer Schützen (Oberst Suzzoni), unterstützt durch ein Bataillon des 48. Linien-Regiments und eine Batterie Mitrailleusen, entwickelte sich rechts von den 2. Zuaven in dem Fröschweiler Walde, seinen linken Flügel an einen Hügel gelehnt. Die Turkos, vom Oberstlieutenant Colonieu geführt, stürzten sich auf die Bayern und warfen sie in die Gehölze zurück. — Auf dieser Seite wurden alle Angriffe des Feindes mit dem Bajonett zurückgewiesen, die Bayern auf ihre Unterstützungscompagnien geworfen, welche ihrerseits auch eine ausgeprägte Bewegung nach rückwärts beschrieben. — Das 50. Regiment erhielt den Befehl, die Stellung am Südrande des Thales, nordwestlich Fröschweiler, zu nehmen, Front nach dem Walde, den linken Flügel an eine verschanzte Mitrailleusen-Batterie gelehnt. Das Regiment verließ bald diese Stellung und richtete sich an dem Anfang des Thalwegs derart ein, daß es die Mitrailleusen-Batterie zur Rechten hatte. — Die Artillerie des fünften preußischen Corps, schleunigst verstärkt, konzentrierte, nachdem sie die unsrige zum Schweigen gebracht hatte, ihr Feuer auf den Hügel, der vom linken Flügel der algerischen Schützen besetzt war. Das 1. und 3. Bataillon dieses Regiments erlitten große Verluste. Die preußische Infanterie schickte sich an, den Hügel anzugreifen. Die Turkos hemmten sie durch ein wohlunterhaltenes Feuer mehrmals in ihrem Vorgehen; aber unaufhörlich verstärkt, begannen sie die Hänge des Hügels zu erklimmen. Die Turkos stürzten sich unter ihrem Kriegsgeschrei mit dem Bajonett vorwärts; unter diesem gewaltigen Stoße flohen die Preußen; bald formierten sie sich aber wieder zu einem neuen Angriff. Der Kampf wurde fürchterlich, drei Mal wurde der Hügel genommen und wieder genommen, endlich zwang ein heftiger, von Oberst Suzzoni geführter Offensivstoß die Preußen, über die Sauer zurückzugehen und die Hänge von Gersdorf wieder zu ersteigen. — In diesem Augenblicke — 11 Uhr — verdoppelte sich die Heftigkeit des Kanonendonners von Wörth her. Das 5. preußische Corps begann den Angriff von neuem, in der

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Ensslin & Laiblin's Verlag in Reutlingen.

CONRAD FREYBERG.

GEFECHT DES V. ARMEE-CORPS BEI WEISSENBURG DEN 4. AUGUST 1870.

General von Kirchbach giebt den Befehl zur Erstürmung des Geisberges.

Befürchtung, daß wir unseren linken Flügel gegen das 2. bayrische Corps werfen würden. Seine ganze Artillerie, zu einer enormen Batterie vereinigt, konzentrierte ihr Feuer auf unsere Schlüsselpunkte, besonders auf das Dorf Elsaßhausen, wo mehrere Feuersbrünste erkennbar waren. Unsere Artillerie kämpfte tapfer; aber bald reservierte sie, ihre Ohnmacht erkennend, ihr Feuer für den Augenblick, wo sie es gegen die feindliche Infanterie verwerten konnte. — Diese trat bald auf, indem sie Wörth als erstes Ziel im Zentrum nahm, dabei Verbindung suchend nach rechts und links mit den Bayern und mit der Avantgarde des 11. preußischen Corps, welches über Gunstett anrückte. Die Preußen, nachdem sie die Sauer überschritten hatten, gingen zum Sturm auf unsere Stellungen vor, wurden jedoch durch ein heftiges Mitrailleusen- und Chassepotfeuer empfangen, das sie zur Umkehr zwang. Das 2. Zuaven-Regiment verfolgte sie mit dem Bajonett und warf sie bis jenseits Wörth zurück. Die Angriffe auf den Hügel von Elsaßhausen und den Calvarienberg wurden gleichfalls zurückgewiesen durch das 3. Infanterie-Regiment (Oberst Champion), das Bataillon des 21. (Oberst Morand) und das 17. Jäger-Bataillon.

Während dieses Angriffs im Centrum überschritt die Avantgarde des 11. preußischen Corps, unterstützt durch das Feuer ihrer Divisions-Artillerie die Sauer bei Spachbach und der Bruchmühle, durcheilte im Laufschritt die Wiesen und griff den Niederwald und den Hügel von Albrechtshausen an. Ein sehr heftiger Kampf entspann sich. Die Batterien der Division Lartigue waren, wie in unserem Centrum, bald zum Schweigen gebracht; aber unsere Infanterie (1. Bataillon Jäger, Kommandant Bureau; 56. Regiment, Oberst Mena; 3. Zuaven, Oberst Bocher; 3. Turkos, Oberst Gandil, ließ sich durch das niederschmetternde Feuer der feindlichen Artillerie nicht bewegen; sie behauptete sich in allen ihren Stellungen. — Gegen 11½ Uhr unternahm der Oberst Gandil einen energischen Angriff auf die feindlichen Kolonnen, welche unausgesetzt über die Brücke bei der Bruchmühle gingen. An der Spitze seiner Turkos stürzte er sich auf den Feind und zwang ihn, in Unordnung wieder über die Brücke zurückzugehen. Alles wankt, alles weicht vor dieser mächtigen Attake; die Turkos überschreiten hinter den Preußen die Brücke, das Bajonett in den Rippen, und treiben sie bis zu den ersten Häusern von Gunstett zurück. Diese Bewegung hatte zur Folge, daß der Angriff des 11. preußischen Corps aufgegeben und dieses auf dem linken Sauerufer festgehalten wurde. — Um Mittag waren alle Angriffe der Deutschen gescheitert; wir hatten sie auf der ganzen Linie zurückgeschlagen. Trotz unserer grausamen Verluste lag Freude auf allen Gesichtern; Marschall Mac Mahon wurde überall jubelnd begrüßt, wo er entlang kam. — Nur, wer nicht den Siegesrausch kennt, kann dem Marschall vorwerfen, daß er unsern Erfolg nicht benutzt habe, um sein Armeecorps vom Schlachtfelde zurückzuführen. (sic!)

Das 11. preußische Jägerbataillon bei Wörth, den Sauerbach durchschreitend.

Sollten wir denn, nach so heldenhaften Anstrengungen, dem Feinde dieses Land Elsaß überlassen, das mit unserem Blute getränkt war? — Gegen 1 Uhr begann die Schlacht von neuem auf der ganzen Linie; das Feuer der feindlichen Artillerie verdoppelte seine Heftigkeit. Im Centrum suchte das 5. Corps über Wörth und Spachbach vorzugehen, um unsere Stellungen von Fröschweiler und dem Calvarienberg anzugreifen. Unsere Batterien nahmen das Feuer mit Energie wieder auf. Die Preußen, eingezwängt in Wörth, wurden durch das Feuer der 2. Zuaven stark mitgenommen, aber es gelang ihnen endlich, die Berghänge zwischen Fröschweiler und Wörth zu ersteigen. — Auf ein Signal des Generals L'Hérillier pflanzten die Zuaven das Bajonett auf und stürzten sich auf den Feind. Das 36., das 21. Linien-Regiment und das 8. Jägerbataillon unterstützten durch ihr Feuer diesen Gegenangriff, dessen Plötzlichkeit und Heftigkeit derartig war, daß Soldaten wie Offi-

ziere der Preußen ihre Waffen und Mäntel wegwarfen, um zu fliehen. (?) Die Unterstützungen, die in geringer Entfernung von Wörth in den Weinbergen gesammelt waren, leisteten keinen Widerstand, und die Zuaven drangen in buntem Gemisch mit ihnen in den Flecken ein. — Aber da — empfangen von einem mörderischen Gewehrfeuer, welches aus den Kellerlöchern, den Fenstern und selbst von den Dächern, in welchen die Verteidiger Öffnungen gemacht haben, kam, — waren sie gezwungen, zurückzugehen; langsam weichen sie, um die Höhen von Fröschweiler zu gewinnen, nachdem sie bei dieser letzten Kraftäußerung die Hälfte ihrer Kopfzahl eingebüßt hatten. — Es war 2 Uhr, die Deutschen endlich Herren von Wörth; ihre Artillerie näherte sich, und der Sturm auf unsere Stellungen wurde von neuem unternommen. Nach einem mörderischen Kampfe gelang es dem Feinde, zwischen Wörth und Fröschweiler und auf dem Calvarienberg festen Fuß zu fassen, wo eine Batterie Stellung nahm und nach Elsaßhausen zu schießen begann. — In diesem Augenblick ging das ganze 11. Corps in Masse gegen unsern rechten Flügel vor, unterstützt durch das Feuer aller seiner Batterien, die nördlich Gunstett aufgestellt waren; der Feind griff den Niederwald an und den Pachthof Albrechthausen, während eine Kolonne den Bach bei Dürrenbach überschritt und sich gegen Morsbrunn wendete, um unsern rechten Flügel zu umfassen. Die beiden Compagnien der 3. Turkos, welche dieses Dorf besetzt hielten, zogen sich, Front nach dem Feinde, zurück und richteten sich südlich von Eberbach ein, wo sie den rechten Flügel der 3. Zuaven durch heftiges Feuern schützten, welche hartnäckig Widerstand in dem Gehölz von Niederwald leisteten. Der nördliche Teil des Gehölzes und das Gelände zwischen dem Calvarienberg und Elsaßhausen wurden von dem 3. und 21. Linienregiment und dem 17. Jägerbataillon unter der energischen Führung der Obersten Champion und Morand verteidigt. — Auf dem äußersten rechten Flügel war es dem 56. Regiment geglückt, sich an der Straße nach Hagenau zu behaupten; aber sehr mitgenommen durch das Feuer der Batterien von Gunstett, war es gezwungen, um sich deren Wirkung zu entziehen, häufig seinen Platz zu wechseln, — ebenso das 3. Schützen-Regiment. Diese beiden Regimenter wichen langsam bis zum Gipfel der Hänge vorwärts Eberbach zurück; sie klammerten sich an diese letztere Stellung, wo sie den Erfolg noch streitig machten. — Im Niederwald unterhielt das 3. Zuaven-Regiment einen erbitterten Kampf: das Gehölz wurde genommen und verloren, die Bajonettangriffe wiederholten sich. Aber die Preußen erhielten mit jeder Minute Verstärkung, die Lage wurde bedenklich. Oberst Bocher verwendete nach und nach alle Abteilungen, die ihm zur Hand waren, er machte dem General Lartigue Meldung, welcher ihm ein Bataillon 56er mit einem Patronenwagen schickte. Dank dieser Verstärkung konnten die 3. Zuaven noch den Feind niederhalten, welcher sie von allen Seiten zu umfassen suchte. — Auf unserem äußersten rechten Flügel prägte sich die Umfassung der Deutschen immer deutlicher aus: wir wurden überflügelt. Das 3. Schützen-Regiment versuchte diese steigende Flut einzudämmen. Oberst Gandil entwickelte seine Bataillone auf einer Linie, die sich von dem Wald von Ebersbach nach dem Niederwald erstreckte; man schlug sich, wie man konnte, vorzugsweise mit der blanken Waffe. — Die feindlichen Truppen rückten aus Forstheim heran; das Bataillon Turkos, welches das Waldstück südlich Eberbach besetzt hielt, war in Gefahr, gefangen genommen zu werden und mußte sich zurückziehen. — General Lartigue ließ diese Bewegung durch die Brigade Michel (8. und 9. Kürassiere) und die 6. Lanciers unterstützen. Das erste Bataillon der 3. Zuaven, das 2. Bataillon des 3. Schützen-Regiments fegten das Gelände mit ihrem Feuer frei und unterstützten diese Attake, die inzwischen legendenhaft geworden ist. Die Kürassiere erschienen nicht wieder, die Preußen setzten aufs neue ihren Angriff an und bedrängten uns sehr nahe. — Dank dem Angriff der Kürassiere wurde das 56. Regiment, das sehr gefährdet war — sein Kommandeur, Oberst Ména, hat 5 Wunden erhalten — lebhaft unterstützt. Alle Truppen waren durcheinander gekommen. Unter dem Einfluß der Offiziere stürzten sich einige Abteilungen auf die Deutschen, welche auf mehreren Punkten diesen heftigen Gegenstößen weichen mußten. — Man kam so bis zu der Höhe östlich Eberbach, wo General Lartigue, die Trümmer seiner Regimenter sammelnd, sich noch einen Augenblick halten wollte, um seine Artillerie zu decken, welche infolge der an Gespannen erlittenen Verluste sich langsam zurückzog. Aber es fehlte an Patronen, man mußte den Rückzug aufs Reichshofen fortsetzen. — Um 3½ Uhr stürzten sich die Preußen in den Niederwald, um darauf zum Angriff auf Elsaßhausen und Fröschweiler überzugehen. — Im Centrum wurden der Pachthof Albrechthausen und die Höhen südwestlich von Elsaßhausen mit Ingrimm verteidigt. Die Brigade Maire (99. Linienregiment, Oberst von Saint-Hilaire; 47., Oberst von Grammont) war ins Gefecht getreten, unterstützt durch unsere Reservebatterien, die der Oberst Vassart kommandierte; sie nahm den Calvarienberg und warf die Preußen auf Wörth zurück. Aber die feindliche Artillerie war näher gekommen: wir erlitten große Verluste. General Maire fiel, ebenso Oberst Vassart; dem Oberst Grammont hatte eine Granate einen Arm abgerissen; Oberst Saint-Hilaire war verwundet, fast alle Stabsoffiziere dieser Brigade außer Gefecht gesetzt. Wir wichen, das Gelände Schritt für Schritt verteidigend, nach Elsaßhausen zurück. Der Rest der 3. Zuaven entging einer vollständigen Vernichtung, indem er aus dem Niederwald in den Großwald entfloh. — Um Elsaßhausen Luft zu machen, gab Marschall Mac Mahon dem General Wolff den Befehl, mit seiner Brigade einen Offensivstoß zu machen. Der General vereinigte, was ihm vom 18. Regiment (Oberst Bréger) und 96. (Oberst Francheſſin) übrig geblieben und warf es gegen das kleine Gehölz südlich Elsaßhausen. Dies Gehölz wurde genommen, die Preußen nach dem Niederwald zurückgetrieben, wohin Oberst von Francheſſin sie, „den Degen in den Rippen," (?) verfolgte. Die preußische Artillerie näherte sich, sie bedeckte das 96. Regiment mit Geschossen. — Das Auftreten einer württembergischen Division (es war nur die 2. Brigade! D. H.) gestattete dem 11. Corps alle seine Kräfte zu sammeln, um die Offensive wieder zu ergreifen. Das 96. Regiment zog sich langsam zurück; sein braver Oberst, dreimal schon verwundet, empfing eine vierte, tödliche Wunde. — Elsaßhausen, vom 18. Regiment verteidigt, wurde heftig vom Feinde beschossen, der Weiler stand in Flammen; der Feind stürzte sich hinein, ein blutiger Kampf entspann sich Haus für Haus. Das 18. Regiment, nahe daran, umzingelt zu werden, konnte sich noch glücklich zurückziehen, indem es die große Dorfstraße einschlug. — Die Vereinigung des 5. und 6. preußischen Corps war geschehen; der Feind hatte nur noch Fröschweiler zu nehmen, um Herr des Schlachtfeldes zu sein. — Marschall Mac Mahon gab nunmehr der Kürassier-Division (General Bonnemain) den Befehl, zu attakieren. Die Kürassiere ritten in starkem Trabe in der Richtung auf Elsaßhausen ab und verschwanden in einer Staubwolke, dezimiert durch das Feuer, das aus allen Waldrändern drang, wurden sie bald zerstreut und ihre Trümmer irrten planlos auf dem Schlachtfelde umher. — Der Marschall appellierte sodann an die Hingebung des 1. Regiments algerischer Schützen, das bis dahin in Reserve gehalten worden war, und beauftragte es, die Höhe zu verteidigen, die von Fröschweiler nach dem kleinen Gehölz zwischen Elsaßhausen und dem Niederwald streicht. — Dieses tapfere Regiment erinnerte sich an Weißenburg; schnell ging es von der Defensive zur Offensive über. Die Turkos stürzten vorwärts im Laufschritt inmitten der Kugeln, welche sie dezimierten; nichts konnte ihren Angriff hemmen: sie avancierten, immer ihr Kriegsgeschrei ausstoßend. Der Feind, erstaunt, stellte sein Feuer ein und flutete zurück. In einem Augenblick war das Gehölz genommen und alles, was Widerstand zu leisten wagte, über den Haufen gerannt. Aber die feindlichen Infanteristen hatten sich unter dem Schutze der Kanonen gesammelt, welche den Tod unter die Reihen der Turkos spieen; trotzdem setzten diese braven Soldaten ihre energische Offensive fort. Bald war die Stellung nicht mehr zu halten, der Augenblick gekommen, der Überzahl zu weichen und zurückzugehen. Fortgerissen durch ihre Kampfbegier, fielen mehrere Turkos unter den deutschen Kanonen, während das Regiment zurückging, zurückgetrieben durch ein äußerst heftiges Feuer, welches das Regiment zwang, sich in die Gehölze zu werfen; 800 Mann ließ es auf dem Schlachtfelde. — Während dieses letzten Sturmes, welcher den Marsch des feindlichen linken Flügels auf Fröschweiler verlangsamte, setzte die württembergische Division ihre Umgehungsbewegung fort; sie wendete sich westlich von Fröschweiler und drohte uns den Rückzug auf Reichshofen zu verlegen. — Auf unserem linken Flügel war das 1. bayrische Corps zwischen dem 5. bayrischen und dem 2. preußischen

Corps ins Gefecht getreten. Von dem Walde, von Langensulzbach bis Elsaßhausen, machte der Feind einen konzentrischen Angriff auf Fröschweiler, während das 5. preußische Corps, durch die 2. Zuaven festgehalten, seinen Angriff auf die Mitte richtete, indem es schräg nach rechts gegen den Hügel nördlich des Weges Wörth-Fröschweiler vorstieß. Seine Artillerie bedeckte diese Stellung, die voll Energie durch das 48. Regiment und ein Bataillon 78er verteidigt wurde, mit Granaten. — Nach heftigem Kampfe bemächtigte sich der Feind des Hügels. Oberst-Lieutenant Thomassin versuchte an der Spitze der 48er einen Gegenangriff, wurde aber verwundet und gefangen genommen. Die 2. Zuaven, vereinsamt und umfaßt, gingen auf Fröschweiler zurück; alle ihre Stabsoffiziere waren außer Gefecht gesetzt, General L'Hérillier selbst verwundet. — Im Walde von Fröschweiler entspann sich ein erbitterter und blutiger Kampf zwischen der Brigade Lefèbre — verstärkt durch eine Abteilung 78er, 74er, 8. und 13. Fußjäger — und dem 1. bayrischen Corps, unterstützt von dem rechten Flügel des 5. preußischen Corps. — Nach einer furchtbaren Kanonade, die den Verteidigern des Gehölzes von Fröschweiler große Verluste zufügte, ging die ganze preußische Linie vorwärts. Das 5. preußische und das 1. bayrische Corps stiegen die Abhänge von Görsdorf in Bataillons-Kolonnen-Linien, mit Artillerie in den Zwischenräumen, herab; sie überschritten die Sauer und begannen den Angriff auf das Holz. — Um die zu Ende gehende Munition zu sparen, leitete Oberst Suzzoni selbst das Feuer nach Signalen und ließ es nur auf wirksame Schußweite eröffnen; es gelang ihm auch, die schwerfälligen Kolonnen aufzuhalten, welche bis zum Bache zurückgingen, sich wieder formierten und vorwärts rückten. — Nun begann ein wütender Kampf. Das 8. und 13. Fußjägerbataillon verstärkten die Turkos. Oberst Suzzoni verteilte sie auf die bedrohtesten Punkte des Waldrandes; er wußte allen den edlen Kampfeifer mitzuteilen, der ihn selbst beseelte. Die durch unser Feuer gelockerten feindlichen Kolonnen waren durcheinander gemischt, und teilweise in eine dichte Schützenlinie aufgelöst, welche, sich mit ihrem eigenen Feuer deckend, vorrückte. Als der Feind allzunahe herankam, warfen sich die Turkos auf ihn und trieben ihn nach einem wütenden Angriff auf den Grund der Hänge hinab. Die Weinpflanzungen und Hopfengärten, die unter dem Gehölz liegen, waren mit Leichnamen bedeckt. Oberstlieutenant Colonieu, der schon am Morgen verwundet worden war, wurde hier auch noch das Bein zerschmettert. — Leider begannen die Patronen zu mangeln und es war unmöglich, sich solche zu verschaffen, da der rechte Flügel und das Zentrum unserer Linie hatten zurückweichen müssen. Oberst Suzzoni rief den Lieutenant, der die Fahne trug, mit dem Befehl zurück, dem Rückzug der Armee zu folgen, während das Regiment, welches noch keine Ordre zum Verlassen seiner Stellung erhalten hatte, fortfuhr, sie zu verteidigen. — Die Deutschen, verstärkt durch die letzten Brigaden des 1. bayrischen Corps, ergriffen wieder die Offensive. Oberst Suzzoni, an der Spitze des 3. Bataillons seines Regiments, stürzte sich auf sie, während gleichzeitig das 48. Regiment vorging; er zwang sie von neuem, die Hänge hinunter zu weichen, immer das Bajonett in den Rippen; bei diesem heldenhaften Sturme aber fiel er, von einer Kugel getroffen, dieselbe hatte ihm das Kreuz der Ehrenlegion zerschmettert und die Brust des Tapferen durchbohrt. Fast augenblicklich hauchte er seine Seele aus, seine letzten Worte waren: „Halten! Halten! Der Sieg wird uns bleiben!“ — Die Turkos wollten ihren Oberst rächen, sie fuhren mit bewundernswerter Tapferkeit und Zähigkeit fort zu kämpfen; sich an die Gebüsche klammernd, nicht einen Fuß breit Raum gebend, warfen sie sich mit dem Bajonett auf die Anstürmenden, und zeigten hiebei wahrhaften Heldenmut. Nach einer ununterbrochenen Reihe von Angriffen und Gegenstößen blieb das Gehölz in ihrer Gewalt. Das 78. Regiment (Oberst Carrey de Bellemare), die 8. und 13. Fußjäger unterstützten die Turkos kräftig. Kommandant Poyer (8. Bataillon) wurde getötet, Kommandant Bonneville (13. Bataillon) schwer verwundet. — Dank ihrer ungeheuren Überzahl gelang es den Bayern, im Verein mit den Preußen vom 5. Corps das Gehölz im Süden zu umgehen, das sie in der Front nicht hatten nehmen können, die tapferen Verteidiger dieser Stellung waren also von der übrigen Armee abgeschnitten. — Auf unserem äußersten linken Flügel drang das 2. bayrische Corps seit seinem Mißerfolg vom Morgen langsam durch den Wald von Langensulzbach vor; die Brigade Houlbec hatte nur ein hinhaltendes Gefecht zu führen. — Gegen 3 Uhr nahm General Ducrot diese Brigade zurück, und stellte sie westlich Fröschweiler am Rande des Großwaldes, wo sich schon ein Bataillon des 50. Regiments befand, derart auf, daß sie unseren Rückzug nach Reichshofen deckte. Ein Bataillon des 43. wurde auf Feldwache in Jägerthal belassen. — Das Dorf Fröschweiler brannte; von Elsaßhausen her bedeckte es eine ungeheure Batterie mit Granaten, die Württemberger griffen es von Südwesten an, die Preußen des 5. und 6. Corps von Süden und Osten, das 1. bayrische Corps von Nordosten. — Ein schrecklicher Kampf, voll Wut und Verzweiflung, ein letztes Ringen entspann sich, in dem die Trümmer unserer Regimenter, von allen Teilen des Schlachtfeldes zusammengesucht, und ihrer Stabsoffiziere beraubt, nur noch für die Ehre unserer Waffen kämpften. Man schlug sich hinter halb zerstörten Mauern, von Haus zu Haus, inmitten von Rauch und Flammen. General Raoult wurde tödlich verwundet. Wenigen, der hier Kämpfenden gelang es, nachdem sie ihre ganze Munition erschöpft hatten, die Straße nach Reichshofen zu gewinnen. — Es mochte 5 Uhr sein, der Feind war im Besitz von Fröschweiler, es blieben auf dem Schlachtfelde nur noch die Verteidiger des Gehölzes von Fröschweiler. Geschart um Oberst-Lieutenant Girgois (vom 78.) und den Kommandanten Mathieu (2. Schützen) gingen sie zurück und wurden beim Eintreten in das Dorf durch ein äußerst heftiges Feuer empfangen, welches sie in das Gehölz zurücktrieb, und wo sie, nachdem sie ihre letzten Patronen verschossen hatten, zu Gefangenen gemacht wurden. — Nachdem Fröschweiler genommen war, stürzten sich die Trümmer unserer Armee gegen Reichshofen, wo eine unbeschreibliche Überfüllung herrschte. — General Ducrot, welcher die Brigade Houlbec zu seiner Verfügung hatte, ließ die 1. Zuaven sich dem Rande des Großwaldes entlang und das 45. Linien-Regiment, unterstützt durch das 16. Bataillon Fußjäger, auf den Höhen, die den Flecken beherrschen, entwickeln. Diese Truppen hielten den Feind durch ihr Feuer in Schach, dann zogen auch sie sich, durch Reichshofen marschierend, zurück. Sie machten einige Zeit auf den Höhen von Niederbronn, zu neuem Widerstande bereit, Halt, während die Division Guyot de Lespart vom 5. Corps, die zu spät angelangt war, um noch an der Schlacht teilnehmen zu können, die den Rückzug der Armee deckenden Defensivstellungen besetzte. Das 45. Linien-Regiment und das 16. Jägerbataillon zu Fuß veranlaßten durch wohlgezieltes Feuer die feindliche Reiterei zur Umkehr. Das 50. Linien-Regiment, längs des Randes des Großwaldes entwickelt, und von der feindlichen Artillerie zwischen Fröschweiler und Elsaßhausen beschossen, gewann quer durch den Wald die Straße nach Reichshofen. Die Truppen fädelten sich teils auf der Straße nach Bitsch, die größte Zahl aber auf der nach Zabern, welcher auch Marschall Mac Mahon folgte, ein. General Ducrot mit etwa 3000 Mann wendete sich auf Petite-Pierre. Die Division de Lespart verließ, nachdem sie in einem kurzen Gefecht den Feind in Respekt gehalten hatte, gegen 8 Uhr abends die Höhen von Niederbronn; die Brigade Abbatucci wendete sich auf Bitsch, die des Generals Fontanges gegen Zabern, indem sie so die Arrièregarde der Armee bildeten. — Die Nacht war gekommen, alle Truppen durcheinander gemischt: Soldaten, Offiziere aller Waffen marschierten Seite an Seite; erschöpfte oder verwundete Mannschaften ließen sich an den Rändern des Weges fallen, in den Wäldern vernahm man den Sammelruf der Versprengten. Der größte Teil der Kolonne kam am 7. August, gegen 7 Uhr morgens, in Zabern an, der Rest des 1. Corps stieß in Bitsch zu den beiden intakten Divisionen des Generals de Failly. — Das 2. Bataillon meines Regiments, ein Bataillon des 21. und die Artillerie der Division Conseil-Dumesnil, die nicht an der Schlacht hatten teilnehmen können, kamen gleichfalls am Morgen in vollkommener Ordnung, nachdem sie einen Nachtmarsch ausgeführt hatten, in Zabern an. Diese Truppen, die am 6. morgens mit dem Zielpunkt Reichshofen auf dem Bahnhof Hagenau eingeschifft worden waren, hatten sich gezwungen gesehen, wieder auszusteigen, da der Lokomotivführer erklärte, daß der Weg nicht frei sei. Im Laufe des 6. Augusts aber, während die Schlacht tobte, waren Züge mit Verwundeten unbehindert von Reichshofen in Hagenau angekommen, da gar keine Zerstörung dieses Teils der Linie Straßburg-Bitsch stattgefunden hatte. — Infolge dieser falschen Nachrichten brachen die Truppen, in ein einziges Deta-

chement unter dem Befehl des ältesten Obersten, Arduin vom 50. Regiment, formiert, um 11 Uhr nach Hagenau auf. Die Kolonne, 2 Eskadrons der 6. Lanciers unter Kommando des Oberst Triport voraus, kam um 4 Uhr nachmittags hinter dem Schlachtfelde an; sie nahm Stellung auf einer Erhöhung und wohnte, Gewehr bei Fuß, der Vernichtung unserer Armee bei. Mit dem Glase unterschied man deutsche Truppen, die hinter Reichshofen aufgestellt waren; ganz Fröschweiler stand in Flammen. Auf dem Wege begegnete man Gruppen von Kürassieren, welche attackierten; die meisten ihrer Pferde waren verwundet. Da die berittenen Offiziere, welche Oberst Arduin ausgesandt hatte, um sich mit dem Marschall Mac Mahon in Verbindung zu setzen, ihn nicht treffen konnten, so ging die Kolonne auf Zabern zurück, indem sie Erensheim und Bruxweiler passierte. — Unsere Verluste bei Fröschweiler betrugen ungefähr 4000 Mann, ungerechnet 200 Offiziere und 9000 Mann Gefangene; 1 Adler und 33 Kanonen fielen gleichfalls dem Feinde in die Hände.

Aber der Sieg, der von der 3. deutschen Armee davongetragen worden, war teuer erkauft; er kostete ihr 10153 Mann und 489 Offiziere, darunter 2 Generale und 15 Obersten. — Dieses gewaltige Mißverhältnis zwischen den Verlusten der beiden Armeen ist das beste Zeugnis für die Energie und Hartnäckigkeit unseres Widerstandes. Deshalb konnte auch Marschall Mac Mahon in seinem, im Lager von Châlons zur Kenntnis der Truppen gebrachten Tagesbefehl sagen: „Das Glück hat euren Mut getäuscht, aber ihr habt eure Stellungen erst nach einem heldenmütigen Widerstande, der nicht weniger als 9 Stunden gedauert hat, aufgegeben. Ihr waret 35000 Kämpfer und seid von 140000 erdrückt worden. Unter diesen Verhältnissen ist eine Niederlage ruhmvoll und die Geschichte wird sagen, daß in der Schlacht bei Fröschweiler die Franzosen die größte Tapferkeit bewiesen haben."

Im Lager von Chalons. Sedan.

Den ganzen Tag kamen am 7. August die Trümmer des 1. Corps in kleinen Abteilungen in Zabern an. Die meisten Soldaten hatten ihre Tornister, ihr Zeltgerät verloren und seit vierundzwanzig Stunden nichts mehr gegessen. Dank der Hochherzigkeit des Maire und der Einwohner konnten Lebensmittel verteilt werden, und man konnte wieder etwas Ordnung in die Regimenter bringen; am Nachmittage sollte ein

Eine Episode aus der Schlacht bei Wörth. Nach dem Gemälde von Georg Bleibtreu. (Zu Seite 74.)

Biwak auf dem Hügel von Zabern bezogen werden. — Ich selbst wurde auf Vorposten kommandiert. Meine Compagnie stellte ich so auf dem Gipfel des Hügels auf, daß ich die ganze Ebene des Elsaß übersehen konnte. Gegen 7 Uhr abends, eben hatte ich die letzten Posten ausgesetzt, dröhnte ein Kanonenschuß: es war das Zeichen zum Rückzuge. Das Lager wurde aufgehoben und die Truppen, mit dem Marschall Mac Mahon an der Spitze, marschierten gegen Saarburg, das unglückliche Elsaß damit den Deutschen überlassend.

Konnten wir die Höhe von Zabern verteidigen? — Diejenigen, welche dem Marschall Mac Mahon vorgeworfen haben, daß er diese Verteidigung nicht versuchte, haben ohne Zweifel vergessen, daß die Truppen, die er zur Hand hatte, vollständig in Auflösung und des größten Teils ihrer Stabsoffiziere beraubt waren, und daß es, da die Tornister und die Wagen verschwunden waren, schwer hielt, um nicht

Übergang französischer Truppen über die Maas.

zu sagen, geradezu unmöglich war, Lebensmittel, Patronen und die Ausrüstungsstücke, an denen ein dringendes Bedürfnis herrschte, zu verteilen. Brot und Munition, um was der Marschall gebeten hatte, waren noch nicht angekommen. Andererseits war das 5. Corps zu weit entfernt, als daß es Verstärkung bringen und uns binnen kurzer Zeit ausrüsten konnte. Unter diesen Umständen war der Rückzug geboten. — Kann man auch den Marschall deshalb tadeln, weil er die Tunnels der Eisenbahn nicht zerstört hat in der Hoffnung, bald wieder die Offensive ergreifen zu können, und glaubt irgend jemand, daß durch die Zerstörung dieser Tunnels der Marsch der dritten deutschen Armee wesentlich verzögert worden wäre? — Unser Marsch auf Saarburg war beschwerlich. Zwei Nächte ohne Schlaf nach einem Gefechtstage, das war hart! Wir schliefen, so zu sagen, im Marschieren; bei jedem Halt legten wir uns auf dem Wege hin. Ein weglaufendes Pferd verursachte eine Panik. Die Soldaten, urplötzlich aus dem Schlafe geweckt, retteten sich querfeldein mit dem Rufe: „Die Preußen! die Preußen!" Es dauerte eine gewisse Zeit, bis die Ordnung wieder hergestellt war. Wir kamen durch Pfalzburg, wo wir Rast zu machen hofften, und erreichten am späten Morgen Saarburg, wo man uns in den durch Regen aufgeweichten Feldern biwakieren ließ. Trotz ihrer äußersten Erschöpfung waren unsere armen Soldaten überdies genötigt, nach der Ankunft ziemlich weit vom Biwak die Lebensmittel, das Brennmaterial u. s. w. zu fassen. Der Regen kam auch noch hinzu, unsere Leiden zu vermehren, und die Kleider zu wechseln war unmöglich, da unsere Bagagewagen in Feindes Hand gefallen waren.

In Saarburg vereinigten wir uns am 8. August mit dem Corps Failly, welches sich auf Befehl des Kaisers mit dem 1. Corps auf das Lager von Châlons zurückziehen sollte. Die Verantwortung für diesen so viel kritisierten Rückzug kann demnach nicht dem Marschall Mac Mahon aufgeladen werden, der lediglich nur die in Saarburg empfangenen Befehle ausführte. — Während ich unser Biwak abschritt, traf ich, — es war beim Einbruch der Nacht, — an einem abgelegenen Ort einen Turko vom 1. Regiment, der nach türkischer Weise dasaß; die düstere Ergebung des Fatalisten war seinem Gesichte aufgeprägt. Ich fragte ihn, warum er nicht bei seinen Kameraden sei? „Turkos, alle tot!" erwiderte er mir. „Wir werden sie rächen," sagte ich. Bei diesen Worten veränderte sich die Physiognomie des Turkos; er machte einen Satz auf mich zu, und den Arm ausgestreckt, die Faust geballt, schrie er mit dem Ausdrucke fürchterlichen Hasses: „Tod den Preußen!"

Am 9. August marschierten wir nach Blamont ab; ein Teil der infolge der Schlacht von Fröschweiler in den Vogesen zerstreuten Truppen hatte in Saarburg, von Zabern her kommend, das Gros der Kolonne erreicht. Die Rückzugsbewegung vollzog sich in ziemlich guter Ordnung; aber die Disziplin der afrikanischen Regimenter, besonders der Turkos, stach bedeutend gegen die der Linien-Regimenter ab. — Den ganzen Weg entlang traf man Turkos in kleinen Abteilungen oder vereinzelt, welche das Obst von den Bäumen schüttelten, und vor den Häusern Halt machten, um Speisen oder Getränke zu erbetteln. Einige verließen sogar den Weg und wandten sich querfeldein nach Dörfern, deren Kirchtürme man von weitem sah, und doch kamen sie immer am Marschziel zur selben Zeit an, wie die Kolonne. Welche unermüdlichen Marschierer! Am nächsten Tage verließen wir Blamont, zur Rechten durch das 5. Corps flankiert, welches der Richtung der Ostbahn folgte. Bei unserer Ankunft in Luneville ging das Gerücht, die deutsche Kavallerie gehe vor; werden wir sie nicht zur Umkehr zwingen? Die Ernennung des Generals Montauban zum Kriegs-Minister und Conseils-Präsidenten wurde von der Armee gut aufgenommen; man wird hoffentlich endlich begreifen, daß alles den Interessen der National-Verteidigung geopfert werden muß! Das Parlament erklärte, „daß wir uns um das Vaterland wohl verdient gemacht haben." — Am Abend ging ich in ein Kaffeehaus der Stadt, wo sich die Offiziere vereinigten. Kaum war ich eingetreten, als ich einen schönen Offizier mit prächtigem blondem Barte, in der Uniform eines Mobilgarden-Kapitäns, aber mit einer Hose von Krapp auftauchen sah. Er trat an unsern Tisch, erzählte, daß er dem Stabe des Marschalls Mac Mahon beigegeben sei und kündigte den Aufbruch auf morgen früh 4 Uhr an, er fragte hierauf die Offiziere geschickt über die Marschroute aus, die man vermutlich einhalten müßte, um die Rückzugsbewegung fortzusetzen. — Währenddessen bildete sich im Hintergrunde des Saales eine Gruppe, und der Besitzer des Kaffeehauses, der ja gewöhnt war, viele deutsche Physiognomien zu sehen, versicherte, daß dieser Mobilgarden-Kapitän ein Spion sein müsse; sein Anzug setzte auch einige Offiziere in Erstaunen, er sprach aber fließend französisch und ohne jeden fremden Accent. Kurz man fragte ihn, worauf er zur Antwort gab, man habe ihm versichert, daß es militärischer sei, eine Krapp-Hose zu tragen. Diese seltsame Antwort setzte alle Welt in Erstaunen. Gleichwohl verlor der Offizier seine Kaltblütigkeit nicht: er erzählte, daß er auf dem Gymnasium Sainte-Barbe erzogen worden sei, was sich später auch als zutreffend herausstellte. Nichtsdestoweniger ließ man ihn arretieren. — Am nächsten Morgen vor unserem Abmarsch versicherte man uns, daß der angebliche Mobilgarden-Kapitän ein deutscher Offizier sei. — Dieser kühne Akt von Spionage, begangen von einem Offizier mit Gefahr seines Lebens, zu dem einzigen Zweck, seinem Lande zu nützen, machte einen tiefen Eindruck auf uns. Wir mußten anerkennen, daß es auch patriotische Spione gebe.

Am 11. August wendeten wir uns nach Südwesten, indem wir die Richtung auf Bayon einschlugen. Das schlechte Wetter dauerte fort, es regnete in Strömen. Unsere armen Soldaten mit ihren abgenutzten, von Schmutz starrenden Kleidern in verschossenen Farben, boten den Einwohnern der Dörfer, durch die wir kamen, ein trauriges Schauspiel. Nach unserem Eintreffen in Villacourt bezogen wir Biwak.

Von Villacourt marschierten wir am 12. August nach Crantency, wo wir zum ersten Male seit unserem Abmarsch in Kantonnements kamen. Warum hatte man bei dem erbärmlichen Zustande, in dem sich die Kämpfer von Fröschweiler befanden, nicht schon früher daran gedacht, deren Leiden zu lindern, indem man sie wenigstens unter Dach und Fach brachte, anstatt sie auf vom Regen durchweichten Äckern biwakieren zu lassen?

Am 13. August ging unser Abmarsch nach Vicheray flott von statten. Eine gute Nacht unter einem Dache, auf frischem Stroh, hatte jedem seine Laune wiedergegeben.

In Neufchâteau erfuhren wir am 14. August, daß der Kaiser am 12. den Oberbefehl über die Armee dem Marschall Bazaine übertragen habe. Marschall Le Boeuf stellte seine Funktionen als Generalstabschef ein, und wurde durch General Jarras ersetzt. — Welche Gedanken mußte dieser Wechsel im Oberbefehl der Armee bei uns erwecken! — Der Kaiser, der Sieger von Solferino, war unter dem Drucke der öffentlichen Meinung gezwungen, sich des Oberbefehls zu entkleiden; offen wurde er der Unfähigkeit angeschuldigt, und dem Marschall Le Boeuf, der das Opfer seiner mangelnden Voraussicht geworden war, vorgeworfen, das Land getäuscht zu haben, indem er versicherte, daß „wir bereit seien." — Marschall Canrobert wurde „auf seine Bitte" unter die Befehle des Marschalls Bazaine gestellt; wie in der Krim, opferte er auch jetzt wieder seine Person den Interessen des Vaterlandes auf. — Der König von Preußen erließ eine Proklamation, in welcher er erklärte, „daß er nicht Krieg mit dem französischen Volk führe." — Neufchâteau war unser letztes Marschquartier. Der Befehl zur Einschiffung nach dem Lager von Châlons wurde mit lebhafter Genugthuung aufgenommen; nun konnten wir uns doch bald mit Kleidern zum Wechseln ausrüsten.

Um 9 Uhr morgens, am 15. August kamen wir im Lager von Châlons an. Es war der Namenstag des Kaisers. Welch trauriges Fest. Indessen fühlte man sich ein wenig gestärkt durch eine Depesche, welche verkündigte, daß Bazaine gestern unter den Wällen von Metz die Deutschen geschlagen habe. Ach, wir hatten es so sehr nötig, an einen Sieg zu glauben, um nicht die Hoffnung auf jede Erhebung zu verlieren! Unser Rückzug, der beklagenswerte Zustand, in dem wir uns befanden, hatte, wenn auch nicht das Gefühl der Pflicht verringert, so doch wenigstens das Selbstvertrauen, den Glauben an die Gegenwart und Zukunft erschüttert.

Der 16. und 17. August wurden zur Reorganisierung des 1. Corps verwendet. Wir erhielten Reservisten, die kaum exerzieren konnten und von denen viele noch niemals nach der Scheibe geschossen hatten; der Bestand des 50. Regiments wurde auf 1950 Mann gebracht, und Marschregimenter aus den vierten, durch Reservisten ergänzten Bataillonen

gebildet. — Marschall Mac Mahon wurde zum Oberbefehlshaber der Armee von Châlons ernannt, dieselbe wurde aus dem 1. Corps (General Ducrot), dem 5. (General de Failly), dem 7. (General Douay) und dem 12. (General Lebrun) in der Kopfstärke von etwa 120 000 Mann gebildet. Die 2. Brigade unserer Division war um 3 Bataillone des 1. Marschregiments, die 3. Division des 1. Corps um ein Bataillon Franktireurs von Paris und die 2. Brigade der 4. Division um 3 Bataillone des 2. Marschregiments verstärkt worden. Das 12. Corps hatte eine Brigade aus Marschregimentern gebildet; seine 3. Division bestand aus 4 Regimentern Marine-Infanterie unter dem Befehl des Generals Vassoigne, deren 1. Brigade unter General Reboul stand, während General Martin de Pallières die 2. Brigade kommandierte. — Mit Vergnügen sah ich diese braven „Mariniers" wieder, mit denen ich meine ersten Kriegszüge in Cochinchina (1858—1861) gemacht hatte, ich fand hier alte Kameraden wieder, unter andern den Kommandanten Lambert, welcher sich bald darauf bei Bazeilles rühmlich auszeichnen sollte.

Am 18. August traf das 5. Corps in Chaumont ein, nachdem es während seines Rückzuges Befehle und Gegenbefehle erhalten hatte, die auf eine große Verwirrung beim Generalstabe hinwiesen. Man teilte uns den Text einer Depesche Bazaines mit; der Marschall kündigte darin an, daß er am 16. den Feind geschlagen habe. „Wir haben," sagte er, „die Nacht in den eroberten Stellungen zugebracht." — Da man dem Feinde die Stellungen entrissen hatte, die er besetzt hielt, so mußte also der Weg von Metz nach Verdun frei sein, und da Marschall Mac Mahon unter den Befehl Bazaines gestellt war, so sprach alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß die beiden Heere auf einander losmarschieren würden. — Der Kaiser war seit zwei Tagen in Chaumont, hatte sich aber den Truppen noch nicht gezeigt. — Die 18 Bataillone Mobilgarden der Seine, die im Lager waren, kehrten nach Paris zurück; sie waren noch nicht hinreichend ausgebildet, um an einer Feldschlacht teilnehmen zu können; der militärische Geist, die Disziplin dieser Truppen ließen so ziemlich alles zu wünschen übrig. — Man erzählte einen Akt von Spionage, welcher, wenn er zuträfe, an Kühnheit den von Luneville noch übersteigen würde. Generalstabsoffiziere sollten zu Pferd das Lager durcheilt und nach den Nummern der Regimenter gefragt haben; später habe es sich dann herausgestellt, daß kein Offizier vom französischen Generalstabe zu Pferde gestiegen sei, um derartige Nachfragen zu halten.

Am 19. August besichtigte der Kaiser die Truppen und gab Befehl, die vierzehn Tage Löhnung für den August und jedem Offizier 300 Francs für den Verlust seiner Bagage zu zahlen. Die Sorge, die er uns zuwendete, seine ruhige Haltung hatten einen günstigen Einfluß auf die Moral der Truppen. — Wir erwarteten, das Lager sehr bald wieder zu verlassen; die Kranken und den überflüssigen Troß schickte man nach Paris; offenbar wollte Marschall Mac Mahon nichts bei sich haben, was seine Bewegungen hindern konnte. Wohin werden wir gehen? Die einen sagten, man marschiere auf Paris, wieder andere glaubten an einen Marsch auf Verdun, um Bazaine die Hand zu reichen. Die Ausführung dieses letzteren Planes erschien wenig wahrscheinlich, besonders wenn sich das Gerücht, das hier umlief, bestätigte; demnach hätten die Deutschen von neuem unsere Armee von Metz angegriffen und wären abermals zurückgeworfen worden. Marschall Bazaine konnte also seinen Rückzug über Verdun und Montmedy bewerkstelligen.

Am 21. August kam der Befehl zum Aufbruch. Nachdem wir das Lager verlassen, steckte man die Vorräte an Lebensmitteln, die nicht weggeschafft werden konnten, sowie die Baracken des Generalquartiers in Brand; es sah aus, als ob wir vor dem Feinde flohen. Unsere Armee, aus den verschiedenartigsten Elementen zusammengesetzt, ermangelte vorher schon des inneren Zusammenhanges; unter solchen Umständen war das traurige Schauspiel, dem sie beiwohnte, nicht dazu angethan, ihre Moral zu heben! — Nach einem langen Marsch langten wir in Reims an, wo wir das 7. Corps trafen, das von Belfort über Paris gekommen war. Wenn wir nach Paris gehen sollten, warum hatte man denn überhaupt das Corps Douay hierher kommen lassen?

Die ganze Armee hatte am 22. August einen Ruhetag bei Reims, tags darauf sollten wir der Armee von Metz zu Hilfe eilen, diese Entscheidung war auf Grund einer gestern von Bazaine gesandten Depesche in welcher er seine Absicht ankündigte, sich auf Montmedy zu wenden, gefaßt worden. — Unser Marsch vollzog sich in vier Kolonnen, deren jedes Armeecorps eine bildete. Von der Vesle-Linie setzte man sich auf die der Suippe. Das 7. Armeecorps bildete den rechten Flügel, links von ihm aber war das Corps Ducrot. In strömendem Regen kamen wir in Saint-Hilaire-le-Petit an. — Aus Verwaltungsrücksichten stützte die Armee sich auf Rethel und näherte sich am 24. August der Eisenbahn von Reims nach Mezières; mein Regiment biwakierte auf dem linken Ufer der Retourne, in Juniville. Es hieß, man werde mit dem Feinde bei Grand-Pré, in den Argonnen, zusammentreffen; während wir in der Front angreifen sollten, würde Bazaine gegen die Armee des Prinzen Friedrich Karl handeln können.

Am 25. August kamen wir nach Attigny an der Aisne, wo Lebensmittel für mehrere Tage ausgeteilt wurden. Das Gerücht ging um, Bazaine sei in Montmedy. Wenn das richtig wäre, dann würde sich die Vereinigung mit ihm leicht machen und die beiden Armeen sich unverzüglich auf die Armee des Kronprinzen werfen können, welche, wie es den Anschein hatte, auf Paris marschierte.

Am 26. August führte die Armee eine Rechtsschwenkung aus, indem das 7. Corps bei Vouziers als Drehpunkt diente. Das 1. Corps etablierte sich in Vouq auf einem Plateau, das eine gute Verteidigungsstellung bot.

Am 27. August marschierte das 1. Corps am frühen Morgen ab, um bei dem Schnittpunkt des Weges von Vouq nach Chêne-Populeux Stellung zu nehmen. Am Tage vorher hatte General Bordas, vom 7. Corps, den Feind in Grand-Pré getroffen. Wir warteten, Gewehr bei Fuß, auf den Befehl, uns nach dieser Seite hin zu begeben, um 8 Uhr aber kehrten wir in unser Biwak bei Vouq zurück. Die Befehle und Gegenbefehle, die Langsamkeit unseres Marsches, die Unentschlossenheit des Marschalls, all das waren wenig beruhigende Anzeichen, die uns mit Sorge erfüllten.

Der Morgen des 28. Augusts verstrich ohne irgend einen Marschbefehl. Man behauptete, Marschall Mac Mahon habe darauf verzichtet, mit Bazaine sich zu vereinigen, der in Metz eingeschlossen sei, er wolle vielmehr nach Mezières zurückmarschieren; das 1. Corps mußte diesen Abend in Mazerny sein. — Am Nachmittag ließ sich ein lebhaftes Gewehrfeuer, begleitet vom Feuer der Mitrailleusen, in unserem Rücken hören. Wir hoben schleunigst das Lager auf, um uns in strömendem Regen gegen Chêne-Populeux, einen der Argonner Engpässe, zu wenden. — Nach unserem Abrücken zündeten die feindlichen Patrouillen, auf welche unsere Reiter ein ungeregeltes Feuer abgaben, das Dorf Vouq an. Die Rekognoszierung des Generals Bordas und die Anwesenheit feindlicher Reiterei in Vouq bewiesen klar, daß zwei gesonderte Heere uns zu umschließen oder wenigstens gegen die belgische Grenze zu drängen suchten.

Am 29. August marschierten wir von Chêne-Populeux ab und kamen um 4 Uhr abends, nach einem mühsamen Marsch von neun Stunden nach Raucourt. In Stonne hatten wir eine Stunde gewartet, um zu erfahren, ob man die Römerstraße über Mouzon oder den Weg nach Sedan einschlagen sollte. Der Marsch, der infolge der Verstopfung der Straße von Chennes durch Fahrzeuge gehemmt war, hatte dem 1. Corps nicht erlaubt, Remilly zu erreichen, wie es die Marschroute besagte. Wir bezogen ein Biwak im Thale bei Raucourt; in dem Orte selbst befand sich das Generalquartier und der Kaiser.

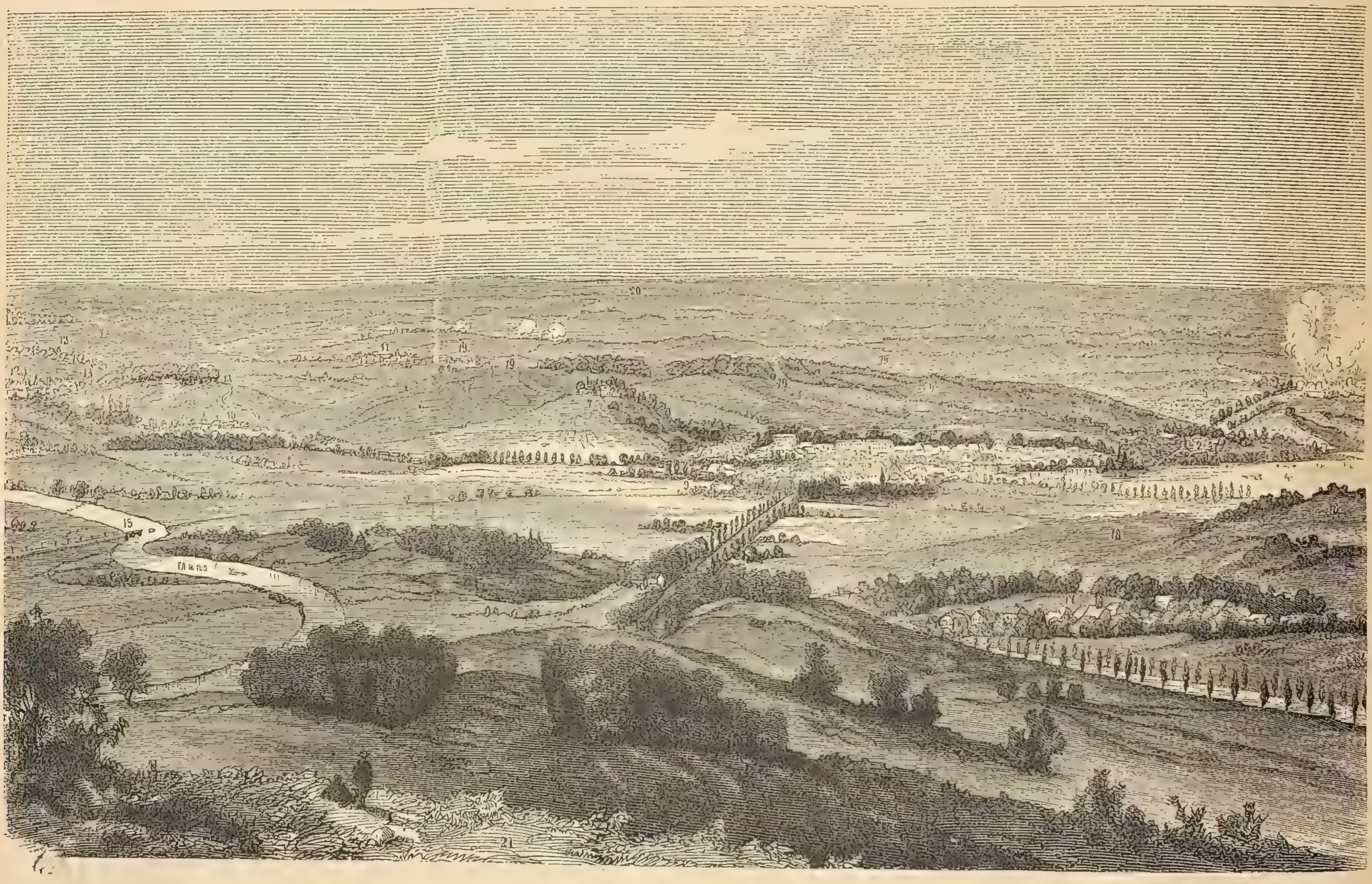
Gegen 8 Uhr morgens, am 30. August verließ das 1. Corps Raucourt und wandte sich auf Remilly. Die Spitze der Kolonne wurde durch das Vorbeikommen des kaiserlichen Hauptquartiers aufgehalten. Geschützt von der Division Wolff, welche bei Angecourt Stellung nahm, passierten wir die Mosel auf vom Genie rasch geschlagenen Brücken. Es lag nun doch wenigstens ein Fluß zwischen uns und dem Feinde; das galt, sagte man uns, so viel wie eine gewonnene Schlacht! Der Marschall Mac Mahon versicherte den Corpskommandeuren, daß jetzt vor uns nur einige detachierte feindliche Corps von Metz seien; es mußte uns also ein Leichtes sein, sie zurückzutreiben, um unsere Verbindung mit Bazaine herzustellen. Der Kampf würde sich zweifellos morgen in der Richtung auf Montmedy entwickeln. — Das Wetter war herrlich; die ganze Armee mußte die Maas überschritten haben; Freude strahlte auf allen Gesichtern.

Wir sammelten uns in der Ebene von Remilly; die 2. und 4. Division setzten sich sofort in Marsch gegen Carignan; die 1. und 3. Division sollten westlich und östlich Douzy Stellung nehmen. — Eine lebhafte Kanonade, kurz darauf auch Gewehrfeuer ließen sich in der Richtung von Mouzon vernehmen; man machte einen Augenblick Halt, unser rechter Flügel eröffnete ohne Zweifel die vom Marschall vorhergesagte Schlacht. In flottem Zeitmaß nahmen wir den Marsch nach Carignan wieder auf, wo wir um 5 Uhr abends, fast zu gleicher Zeit mit dem Kaiser, eintrafen. — Ein Unterlieutenant des Bataillons der Garde-Grenadiere, welcher den Kaiser eskortierte, besuchte uns und teilte uns mit, daß General de Failly sich bei Beaumont habe überraschen lassen, bevor er die Maas überschritten hatte, und daß er sich unter dem Schutz der Artillerie des Generals Lebrun zurückziehe, die auf den Höhen von Mouzon aufgefahren war. Bis zum Anbruch der Nacht ließ sich das Geschützfeuer vernehmen; von Carignan aus sah man die Geschosse in der Luft springen. Was wird mit uns werden? Vernichtete diese bedauerliche Überraschung nicht den ganzen Feldzugsplan? — Die Nachrichten, die während der Nacht zu uns gelangten, erklärten die Verzögerung des Marsches vom 5. Corps gegen die Maas. Nach den erhaltenen Instruktionen hatte sich General Failly den 29. auf Stenay dirigiert; der Generalstabsoffizier, der ihm den Befehl Mac Mahons bringen sollte, sich auf Beaumont zurückzuziehen, war mitsamt seiner Begleitung der preußischen Reiterei in die Hände gefallen.

Was den Überfall von Beaumont anbelangt, so trifft die Verantwortung dafür einzig und allein Failly. Landleute, welche in aller Hast herbeiliefen, um ihn von der Ankunft des Feindes zu benachrichtigen, seien, wie es hieß, sehr böse von ihm empfangen worden.

„Ihr seht überall Preußen," hätte ihnen General Failly geantwortet.

Seit 5 Uhr morgens am 31. August hatten wir Stellung auf den Höhen nördlich Carignan genommen. Unsere traurigen Ahnungen von vorgestern bewahrheiteten sich. Die Armee befindet sich auf dem Rückzuge nach Sedan, das 5. Corps schützt diese Bewegung. Der Bahnhof von Carignan war vollgepfropft mit Waggons, welche die Armeebedürfnisse — Brot, Wein, Zucker, Kaffee, Branntwein u. s. w. — enthielten, und die nach Sedan zu schaffen eine Unmöglichkeit war. Die Soldaten sind berechtigt zu nehmen, was sie wollen; nur den Branntwein ließen die Offiziere auslaufen. — Gegen 8 Uhr begann der Rückzug in vollkommener Ordnung; das 78. Linienregiment und die Divisionsartillerie bildeten die Arrièregarde, das 16. Fußjägerbataillon die Nachhut. General Ducrot hatte bestimmt, den Weg durch die Berge über Messincourt nach Francheral zu nehmen, da der Feind die Höhen an der andern Seite der Maas besetzt hielt, und von dort aus die auf der Thalstraße fahrenden Trains beschoß. Man machte von Stellung zu Stellung Halt, den Feind beobachtend und bereit, ihn zurückzuweisen; einige Flintenschüsse wurden mit den feindlichen Reitern gewechselt; eine lebhafte Kanonade ließ sich in der Richtung von Sedan vernehmen. — Im Augenblick, wo mein Regiment in Messincourt eintraf, zwang mich eine heftige Cholerine, im Verein mit Erbrechen, dasselbe zu verlassen. Ich machte mit meiner Ordonnanz in einem Hause Rast, wo die braven Leute mir ein Bett, Thee und Rum anboten. Krämpfe in den Beinen peinigten mich ungemein. Zu meinen großen Schmerzen kam noch die Furcht, in die Hände des Feindes zu fallen, der uns folgte. Ich bat meine Wirtsleute inständigst, mich nach Sedan hineinführen zu lassen. Sie besaßen nur einen Karren, in welchen ich mich legte. — Der Weg war von Truppen und Bagagen angefüllt, so daß es fast unmöglich war, vorwärts zu kommen. Ich stieg von dem Karren, um zu versuchen, querfeldein mein Regiment wiederzufinden; aber die Kräfte fehlten mir und fast leblos fiel ich in einen Straßengraben.



Das Schlachtfeld von Sedan.

1. Sedan. 2. Balan. 3. Bazeilles. 4. Abgedämmte Maas. 5. Die Höhen, welche besonders von den Bayern erstürmt wurden. 6. Höhen, von den Preußen erstürmt. 7. Schlößchen, als französische Ambulanz eingerichtet. 8. Napoleons Wohnung als Gefangener. 9. Bahnhof. 10. Floing. 11. Illy. 12. Iges. 13. St. Menges. 14. Villette. 15. Gesprengte Eisenbahnbrücke. 16. Straße nach Donchery (Paris). 17. Frénois. 18. Höhen, von deutscher Artillerie besetzt. 19. Franz. Artillerie. 20. Belgische Grenze. 21. Standpunkt des Königs von Preußen während der Schlacht.

Die vorüberziehenden Soldaten betrachteten mich mit Mitleid. „Armer Kapitän," sagte einer von ihnen, „Ihnen scheint es erbärmlich zu gehen." — Dank der Flasche Rum, die man mir gegeben hatte, gelang es mir, wieder auf die Beine zu kommen; nach vielen Anstrengungen fand ich auch mein Regiment in Stellung bei Pouru-aux-Bois wieder. Aber da wurde ich neuerdings von starken Krämpfen in den Beinen befallen, so daß mich der Regimentsarzt mit meiner Ordonnanz auf einen Krankenwagen steigen hieß. Wir folgten der Straße nach Sedan.

Beim Einbruch der Dunkelheit in Balan angekommen, schien es uns unmöglich, weiterzufahren; die Wagen bedeckten die Straße auf eine Strecke von mehreren Kilometern. Ich stieg ab und suchte trotz der Dunkelheit nach dem 50. Regiment. Nach einer Viertelstunde fiel ich kraftlos auf ein Feld hin. Ein Mann kam vorbei und bot mir mit Herzlichkeit sein Bett an und ein Kinderbett für meine Ordonnanz; bald schlief ich tief. — Die beiden Divisionen des 1. Corps bezogen, nachdem sie das mit Bagagen, Nachzüglern und Verwundeten vollgestopfte Dorf Givonne passiert hatten, von Carignan kommend, um 11 Uhr abends Biwak auf den Höhen zwischen Daigny und Givonne, wo sich bereits die 1. und 3. Division vereinigt fanden, die am Morgen von Douzy aufgebrochen waren. Die Truppen, sehr ermüdet, hatten in Anbetracht der vorgerückten Stunde nicht für ihre Verpflegung sorgen können. — Das Corps Lebrun hatte heute die Angriffe der Bayern auf die Eisenbahn bei Bazeilles abgewiesen; ein Teil dieses Fleckens stand in Flammen.

Gegen 4½ Uhr morgens, am 1. September, war ich infolge lebhaften Gewehrfeuers erwacht. Mein Befinden war ein sehr gutes; der bleierne Schlaf, in den ich gesunken war, hatte mich geheilt. Ich drückte meinem Wirt die Hand und ging, mein Regiment zu suchen; ich hatte auch das Glück, es zu treffen, bevor es ins Gefecht eingriff. — Die Schlacht hatte auf unserem rechten Flügel begonnen; die Marine-Infanterie verteidigte Bazeilles, das von den Bayern angegriffen wurde, welche die am gestrigen Tage von uns verteidigte Eisenbahnbrücke überschritten hatten: man hatte vergessen, sie zu sprengen. (Ein Offizier des Generalstabes versicherte mir später, daß man in der Nacht den Marschall Mac Mahon geweckt hätte, um von ihm die Ermächtigung zu erbitten, die Brücke von Bazeilles sprengen zu lassen. Die Genehmigung wurde, wenn auch in sehr ungnädiger Weise, erteilt; aber man hatte nicht rechtzeitig das für diese Zerstörung notwendige Pulver finden können.)

Die Truppen waren im Kreisbogen im Osten, im Norden und im Westen von Sedan aufgestellt. Auf dem rechten Flügel hatte das 12. Corps (General Lebrun) Bazeilles, la Moncelle und la Petite-Moncelle besetzt, Front gegen Osten nach Carignan. Im Centrum besetzte das 1. Corps, General Ducrot, die Höhen, welche den Givonne-bach beherrschen, die Division Lartigue die von Daigny nach Haybes, mit der Division L'Hérillier in Reserve; die Division Wolff in Givonne, mit der Division Pellé in Reserve. Auf dem linken Flügel, Front gegen Norden und Nordwesten, war das 7. Corps, General Douay, aufgestellt auf dem Rande der Hänge, die nach Floing abfallen. Eine Brigade des 5. Corps verband den rechten Flügel des 7. mit dem linken Flügel des 1. Corps; der Rest des 5. Corps stand in Reserve nördlich von Vieux-Camp. Die Kavallerie war zwischen der Maas, Floing und dem Garenner Wald verteilt. — Das auf unserm rechten Flügel entstandene Gefecht schien sehr lebhaft zu sein, aber ein dichter Nebel verhinderte uns, irgend etwas zu sehen. Das 50. Regiment ging an die Gewehre und formierte sich in Kolonnen mit halbem Abstand hinter den Höhen von Givonne; wir bekamen hiebei einige Granaten ab. Gegen 8 Uhr verließen wir diesen Platz, um uns auf dem Rande über dem Givonnethal einzurichten; unsere Ankunft wurde durch etliche Granaten begrüßt, welche einen Augenblick einige Verwirrung

Französische Mitrailleusenbatterien vor dem sächsischen Infanterieregiment „Friedrich August" bei Sedan flüchtend.

in den Gliedern verursachten. — Die Deutschen verlängerten ihre Schlachtlinie gegen Daigny und, wie bei Fröschweiler, unterstützten sie diese Bewegung durch das Feuer einer furchtbaren Artillerie. Die Division Lartigue ergriff nachdrücklich die Offensive; nachdem sie die Brücke von Daigny überschritten hatte, setzte sie sich in Marsch auf das Gehölz Chevalier und hielt während mehr als einer Stunde den Stoß des sächsischen Corps aus. — Auf unserem rechten Flügel hielt das 12. Corps, verstärkt durch die Brigade Carteret-Trecourt vom 1. Corps und ein Regiment des 5., die Bayern in Schach; die Marine-Infanterie fügte ihnen große Verluste zu. — Gegen 9 Uhr ließ sich auf unserem linken Flügel eine lebhafte Kanonade vernehmen. Ängstlichkeit zeigte sich auf allen Gesichtern; schon angegriffen auf dem rechten Flügel und in der Front, waren wir nicht bedroht, eingeschlossen zu werden? Sedan, das hinter uns lag, wird von den jenseitigen Höhen der Maas beherrscht; wir könnten den Fluß nicht unter dem Feuer des Feindes überschreiten Man mußte sich also schleunigst einen Durchgang auf einen Punkt des Kreisbogens bahnen, den wir im Besitz hatten. Die Zeit verstrich, aber kein Befehl kam. — Vor uns fuhr der Feind fort, am Givonnebach entlang zu gehen. Die Division Lartigue war genötigt, zurückzugehen; Daigny, dann Haybes wurden genommen. Das 1. Bataillon des 50. Regiments unter dem Befehl des Oberstlieutenants Latour d'Auvergne, stieg in den Grund der Givonne herab; das 2. und 3. Bataillon blieben auf der Höhe. Unser Oberst, der einen Schimmel ritt, war der Zielpunkt für eine feindliche Batterie. Es regnete Granaten; der Kommandant des 3. Bataillons, ein Lieutenant und mehrere Soldaten wurden getötet. Eine unserer Batterien fuhr auf der Höhe auf, wenige Schritte von meiner Compagnie, war aber bald genötigt, sich zurückzuziehen; einer meiner Soldaten wurde durch eine Granate entzwei gerissen, seine Kleider standen in Flammen. Während dreier Stunden hielten wir ruhig, unempfindlich das Feuer mehrerer Batterien aus; unser Oberst ließ es sich nicht nehmen, zu Pferde zu bleiben. — Gegen Mittag befahl General Montmarie, der zu Fuß war, dem Oberst, sein Regiment mehr rückwärts des Höhenrandes zurückzuführen. Flüchtlinge kamen bereits aus dem Thal der Givonne; wir zwangen sie, wieder gegen den Feind vorzugehen. Das 1. Bataillon, inmitten im Thale in Schützenketten aufgelöst, verhinderte die Deutschen, den Bach zu überschreiten. — Auf dem linken Flügel zeigte starkes Gewehrfeuer und das Knarren der Mitrailleusen an, daß sich ein heftiger Kampf entsponnen hatte. Das 7. Corps kämpfte gegen die Corps der 3. deutschen Armee, welche von Saint-Menges hervorrückten, um auf dem Plateau von Illy der Maas-Armee die Hand zu reichen. In Front und Flanke durch eine furchtbare Artillerie beschossen, welcher die seinige jedoch tapfer die Spitze bot, wies General Douay bis 2 Uhr die Angriffe des Feindes zurück; seine linke Flügeldivision (General Liebert) ließ sich nicht in den Kampf verwickeln. — Umsonst. Givonne wurde genommen; die Maas-Armee setzte ihre Einschließungsbewegung fort. General Ducrot sah die Gefahr, er schickte zwischen Illy und Floing die verfügbaren Truppen seines Corps und die Kavallerie-Division Margueritte vor: durch einen Kugel- und Granatenregen wurden sie gezwungen, zurückzugehen. Unserer Reserve-Artillerie, die in aller Eile vorgeholt wurde, gelang es, das Feuer der feindlichen Batterien auf sich zu lenken. Den Degen in der Faust, riß General Ducrot aufs neue die Truppen mit sich fort: Kavallerie und Infanterie stürmten vorwärts; aber zermalmt durch das in einem Punkte zusammenlaufende Feuer des Feindes mußten sie zurück und sich hinter dem Wald von Garenne decken. — Es war 3 Uhr, der Feind war Herr von Illy, der Ring von Eisen und Feuer gebildet, die Schlacht verloren! Unsere Artillerie war zum Schweigen gebracht, die Gespanne fielen eins nach dem andern, die Lafetten waren zerschmettert, mehrere Munitionswagen sprangen auf einmal in die Luft. Der Wald von Garenne, wohin sich die Trümmer des Corps geflüchtet hatten, wurde von Granaten und Kugeln durchfurcht, und unter diesem Eisenhagel traten unser linker Flügel und unser Zentrum den Rückzug auf Sedan an. Einige Abteilungen verteidigten noch das Garenner Gehölz, aber bald wurden sie umzingelt und zu Gefangenen gemacht. Um 4 Uhr war auf dieser Seite alles zu Ende. — Die beiden Bataillone 50er waren auf dem Höhenrand über der Givonne geblieben, ohne irgend welchen Befehl zu erhalten. Der Oberst schickte mich zum Rekognoszieren aus: ich erstattete ihm Bericht, daß keine Truppen mehr in unseren Flanken seien. Vollständig verlassen, blieb uns nur noch übrig, uns auf Sedan zurückzuziehen. — Während wir diesen Rückzug unter einem Hagel von Granaten bewerkstelligten, dachte ich unwillkürlich an Waterloo und an den Sturz des Kaiserreiches. Welch' erschütterndes Schauspiel bot sich unseren Blicken dar! Die Geschütze zerschossen und zerfetzt, die Munitionswagen leer; die Pferde tot oder nach allen Richtungen fliehend, überall Leichname, welche den Boden bedeckten und Verwundete, welche leider vergeblich baten, man möchte sie forttragen, Soldaten, welche sich hinter den Häusern und Mauern versteckten, während wieder andere, und ihrer war es eine große Zahl, unbekümmert um die Gefahr, in den Obstgärten Halt machten, um Früchte zu pflücken. — Die Gräben der Citadelle von Sedan waren von Soldaten angefüllt, welche mit großem Geschrei die Öffnung der Ausfallsthore forderten. Es gelang mir endlich, inmitten eines unbeschreiblichen Wirrwarrs in die Citadelle zu kommen. — Eine große Batterie — etwa 40 Geschütze, — die auf einer Höhe am andern Maasufer aufgefahren war, schoß ohne Aufhören auf die Citadelle und die Stadt, an vielen Stellen zündeten die Granaten. Unterdessen wurde auf einem Gebäude der Citadelle, das zum Lazarett umgewandelt worden war, und in dem sich der zum Beginn der Schlacht durch einen Granatsplitter verwundete Marschall Mac Mahon befand, die Fahne des roten Kreuzes aufgehißt. — Die feindliche Artillerie hatte die Höhen von Floing gekrönt und beschoß von der Flanke die Citadelle; die Granaten rissen blutige Lücken selbst in den Gräben, wohin sich die Soldaten in großer Zahl geflüchtet hatten. — Verzweifelt, entschlossen, wenigstens mit den Waffen in der Hand zu sterben, ergriff ich ein Gewehr, Patronen, und stürzte mich auf die Wälle. Ich bemerkte einen preußischen Posten auf ungefähr 600 Meter Entfernung, schoß auf ihn und traf. Toll gewordene Soldaten schrien mich an, daß ich das Feuern des Feindes verlängern werde; ein Hornist brachte einen schriftlichen Befehl des Kaisers, das Feuer einzustellen. Auf das hin mußte ich mich wohl oder übel fügen; in tiefster Seele erschüttert, rief ich die in der Citadelle anwesenden Soldaten des 50. Regiments zusammen. Ich stellte sie in Reih und Glied, ließ sie die Gewehre zusammensetzen und teilte ihnen mit, daß ich versuchen würde, einen Führer zu finden, um des Nachts hinauszukommen. Alle antworteten mir, daß sie mir folgen würden. Sie hatten noch alle ihre Patronen! — Das Geschütz- und Gewehrfeuer ließ sich jetzt von neuem vernehmen; es ging das Gerücht durch die Reihen: „Bazaine kommt!" Die Soldaten eilten an die Gewehre; aber der Lärm verstummte fast sofort. General Wimpffen hatte einen letzten Versuch in der Richtung auf Balan gemacht, wo das 12. Corps, nachdem es Bazeilles und La Moncelle geräumt, lange Zeit die Angriffe des Feindes abgeschlagen hatte. — Gegen 5 Uhr hörte überall das Feuer auf. Auf Befehl des Kaisers wurden Unterhandlungen mit dem Feinde angeknüpft. Wir waren leider vollständig in seine Hand gegeben, und es konnte nicht zweifelhaft sein, daß er uns harte Bedingungen auferlegen würde. — Bald darauf ertönte ein ungeheures Jubelgeschrei: die Deutschen hatten erfahren, daß der Kaiser bei uns sei. Von den Sedan am nächsten befindlichen Posten hörte man sie schreien: „Der Kaiser ist da! Der Kaiser ist da!" — Die Musiken spielten die Nationalhymne, Hurras erschollen; die Freude unserer Feinde war eine närrische, zugleich ein Spott auf unser Unglück. O, wie beneidete ich das Los meiner Kameraden, die auf dem Felde der Ehre gefallen waren. — Ich ging in die Stadt; alle Straßen waren angefüllt von den Wagen der Armee; der Hunger peinigte mich, ich war seit fast zwei Tagen nüchtern; mit vieler Mühe verschaffte ich mir etwas zu essen. — Getreu dem meinen Soldaten gegebenen Versprechen suchte ich überall einen Führer, um während der Nacht Sedan zu verlassen. Die verwirrten Mienen der Leute, an die ich mich wendete, der den Gesichtern aufgeprägte Schrecken ließen mich bald die Nutzlosigkeit meiner Nachforschungen einsehen. — Völlig entmutigt, trat ich in den Hof einer Manufaktur, deren Gebäude brannten. Der Brand war durch deutsche Granaten entstanden; man hatte, was vom Mobiliar gerettet werden konnte, mitten in den Hof geworfen. Ich legte mich auf eine Matratze, neben einen Pompier; dank der Hitze der Mauern und auch der äußersten Ermüdung brachte ich eine vortreffliche Nacht unter freiem

Himmel zu. — Frühzeitig aufgewacht, traf ich am 2. September meinen Oberst und führte ihn nach der Citadelle, wo ich gestern die Reste des 50. Regiments gesammelt hatte. Nachdem ich die Leute meiner Compagnie besichtigt hatte, ging ich zum Frühstücken in ein Hotel, wo man mir etwas Fleisch, aber kein Brot brachte. Eine große Zahl von Offizieren aller Grade saß an der Tafel. Die Unterhaltung drehte sich um die Schlacht. Man tadelte den General Wimpffen, daß er den Oberbefehl in Anspruch genommen habe, als General Ducrot eben Rückzugsbewegungen auf Mezières hatte ausführen lassen. Wir hatten so, nach und nach, an demselben Vormittage drei Oberbefehlshaber gehabt, und da der Plan Wimpffens vollständig von dem Ducrots abwich, gab es Befehle und Gegenbefehle, die schließlich die größte Unordnung in unseren Reihen hervorriefen. — Der Plan des General Ducrot, auf Mezières zurückzugehen, war so vernünftig, daß „die Maasarmee den Befehl bekommen hatte, uns in unseren Stellungen auf dem rechten Flügel anzugreifen, um uns dort zurückzuhalten." Einem Teil der 3. Zuaven (Division Lartigue), kommandiert von Oberstlieutenant Méric — 17 Offiziere und 423 Soldaten stark — gelang es, am Morgen Fleigneux zu erreichen; von dort kamen sie, nachdem sie die belgische Grenze entlang gezogen waren, am 2. September nach Rocroy. — Zugegeben, daß der Versuch, sich die Straße nach Mezières zu öffnen, gescheitert wäre, „so konnte man wenigstens noch die Hoffnung schöpfen, einen guten Teil der Armee zu retten, indem man sich auf belgisches Gebiet warf." — Sei dem, wie ihm wolle: wenn auch in der Hoffnung auf einen Erfolg General Wimpffen den Oberbefehl beansprucht hat, so konnte er doch nicht verantwortlich gemacht werden für die fast verzweifelte Lage, in welche die Armee gebracht war. Die Katastrophe von Sedan war die Folge eines Feldzugsplans, der vom Marschall Mac Mahon gegen seine Überzeugung ausgeführt, am 27. August sogar aufgegeben, und überhaupt nur auf das lebhafteste Drängen der Regentschaftsregierung aufgenommen worden war. — „Wenn Sie Bazaine im Stiche lassen, giebt es Revolution in Paris" — lautete die an ihn gerichtete Depesche vom 27. August. — „Sie haben dreißig Stunden Vorsprung vor dem Kronprinzen von Preußen," hieß es in der Depesche vom 28. August. — Dreißig Stunden Vorsprung! . . . Hieß das nicht eingestehen, daß unser Marsch auf Metz unmöglich geworden war? — Diese Depeschen, die ausschließlich von politischen Rücksichten diktiert waren, lassen die große, schwere Verantwortlichkeit erkennen, welche die Regierung der Kaiserin vor der Geschichte übernommen hatte. Wenn der Marschall Mac Mahon, der den Kaiser bei sich hatte, das Recht besaß, einen Operationsplan anzunehmen oder zu ändern, konnte man ihm dann einen Vorwurf machen, alles versucht zu haben, das Kaiserreich zu retten und Frankreich vor einer Revolution zu bewahren, die angesichts des Feindes sich vollzog? — Was die Armee betrifft, so hatte sie ihre Schuldigkeit gethan. Wenn unter dem Feuer einer furchtbaren Artillerie, welche die Umfassungsbewegung und die Geländebildung noch mörderischer machten, einige Stellen schwach werden konnten, so sind sie wieder gut gemacht worden durch die Tapferkeit der Truppen, welche bei Floing, bei Illy und bei Bazeilles bis aufs äußerste gegen eine doppelt so starke Armee gekämpft haben. Die vom Feinde erlittenen Verluste, (die Deutschen hatten 460 Offiziere und 8500 Mann, die Franzosen etwa 17000 Mann verloren,) waren ein um so deutlicherer Beweis für unseren Widerstand, als die deutsche Infanterie fast immer mit ihrem Vorgehen wartete, bis wir von der Artillerie zerschossen waren. — Nach dem Frühstück kehrte ich nach der Citadelle zurück, wo man uns den Text der Kapitulation mitteilte. Wir wußten bereits, daß während der Verhandlungen General Moltke und Bismarck sich hart und unerbittlich gezeigt hatten. Die Zusammenkunft des Kaisers mit dem König Wilhelm wurde bis nach der Unterzeichnung der Kapitulation hinausgeschoben, in der Befürchtung, daß der Kaiser bessere Bedingungen vom König erhalten könnte. — Die Offiziere, welche sich *schriftlich* auf Ehrenwort verpflichteten, die Waffen nicht gegen Deutschland bis zum Ende des Krieges zu tragen, wurden in Freiheit gesetzt; sie durften ihre Waffen und ihr persönliches Eigentum behalten. Diese Klausel, die zum Zwecke hatte, unser Schicksal von dem der Truppen zu trennen, wurde einmütig von den Offizieren abgelehnt. Uns diese angebliche Gunst zu bewilligen in Anbetracht „der tapferen Verteidigung der Armee" war ein neuer Schimpf, denn der Feind mußte wissen, daß diese Ausnahme „darauf abzielte, bei den Offizieren das Gefühl der Pflicht und des dem Feinde zu leistenden Widerstandes zu schwächen, und daß sie nur eine Prämie für die Schwachheit war." — Der Fourier, der uns den Text der Kapitulation mitteilte, hatte geschrieben „malheureuse" (liederlichen, nichtsnutzigen) Verteidigung der Armee, anstatt „valeureuse" (tapferen, mutigen), das stimmte in der That besser zu dem Vorschlage, den der Feind uns zu machen wagte. — Nach der Lektüre des Wortlautes der Kapitulation versammelten sich die Offiziere um den Oberst. Wir waren entrüstet über den General Wimpffen, der das bei der ersten Zusammenkunft vom Feinde zugestandene Prinzip: alle Offiziere „ohne Ausnahme" im Besitze ihrer Waffen und Bagagen zu lassen, nicht aufrecht erhalten hatte. Ich zerbrach meinen Säbel und warf ihn mitsamt dem Revolver in den Graben der Citadelle. Wir teilten uns in die Fetzen der Fahne; hatte sie uns nicht zum Siege leuchten können, so sollte sie wenigstens nicht den Triumph des Siegers schmücken! — Das Wort „Kapitulation" empörte mein Herz. Da ich mich dieser schmachvollen Entehrung unterziehen sollte, so wollte ich mich wenigstens den Folgen entziehen. Von diesem Augenblick an dachte ich an weiter nichts als an Flucht, müßte ich auch diesen Versuch mit meinem Leben bezahlen. Übrigens hielt mich keine Pflicht mehr bei meinen Soldaten zurück, da ja der Feind fürsorglich bestimmt hatte, daß die Offiziere von ihren Truppen getrennt werden sollten. — Die Entweichungen, die im Laufe des Krieges vorgekommen waren, hatten zu verschiedenen Beurteilungen Anlaß gegeben; diejenige des Generals Lebrun bezog sich auf die Offiziere, die mit dem Feinde keine Ehrenabmachung eingegangen waren: „Man muß die Haltung dieser Offiziere bewundern; mit Gefahr ihres Lebens haben sie sich das Recht erworben, ihren Degen noch einmal dem Dienste ihres Vaterlandes zur Verfügung zu stellen." — Was die Offiziere anbetraf, die da gemeint hatten, die Klausel annehmen zu können, die ihnen erlaubte, nach Frankreich zurückzukehren, nachdem sie ihr Wort gegeben hatten, während der Dauer des Krieges nicht mehr gegen Deutschland zu dienen, so waren sie der Mehrzahl nach mehr zu beklagen, als zu tadeln. In den Corps, in denen die Stabsoffiziere das Beispiel eines über derartige Schwäche erhabenen Charakters gegeben hatten, unterzeichnete kein Offizier den Schein. — Man verteilte uns den Schatz des Heeres. Jeder Offizier empfing einen Monat Gehalt und jeder Soldat 10 Franken. — Am Abend kehrte ich zum Essen ins Hotel zurück; ich fand mich bei Tisch neben einem Intendanten. Ich bemerkte, daß er unter seiner Serviette ein Dienstbrot versteckt hatte. Auf meine Bitte steckte er mir ein kleines Stück zu und kündigte mir an, daß morgen früh, beim Verlassen von Sedan, jeder Offizier ein Dienstbrot bekommen werde, aber unsere armen Soldaten würden nichts erhalten! Ich brachte sodann die Nacht mit meinem Lieutenant auf den Wällen unter einem Zelte zu.

Flucht von Sedan. Kämpfe um Paris.

Nachdem wir am 3. September die Waffen auf den Wällen gelassen hatten, verließen wir zwischen 7 und 8 Uhr morgens Sedan durch die Vorstadt Torcy; auf der Halbinsel Iges, die durch einen Bogen der Maas gebildet wird, einige Kilometer von Sedan, sollten unsere Soldaten den Deutschen übergeben werden, indem sie den Augenblick abwarteten, wo sie in Gefangenschaft abgeführt werden konnten. Wir marschierten auf dem längs der Maas führenden Wege in der Richtung auf Glaire und Iges. Züge bayrischer Infanterie waren längs dieser Straße aufgestellt; die Soldaten schienen sehr ermüdet zu sein; sie blickten uns ohne Anmaßung an und machten vielmehr ein erstauntes Gesicht. Konnten sie ähnliche Erfolge erwarten? — Armes französisches Heer! Nachdem es, ganz allein, ehedem das gesamte Europa erobert hatte, unterlag es heute der Schmach, vor den bayrischen Soldaten ohne Waffen vorbeiziehen zu müssen. — Mehr und mehr entschlossen, zu entweichen, machte ich bei allen Sand- oder Steinbrüchen, die sich in der Nähe der Straße befanden, Halt, um einen Ort aufzuspüren, an dem ich mich verstecken und eine günstige Gelegenheit abwarten konnte. Bald ward meine Aufmerksamkeit durch die Unter-

haltung und die entschiedene Stimme eines Bauern angeregt, der auf der Straße neben unsern Soldaten marschierte. Ich nahm ihn bei Seite und fragte ihn, ob er mir die Sachen verkaufen wolle, die er auf dem Leibe trug; er lächelte und wir plauderten. Dieser brave Mann war der Müller von Glaire; seine Mühle lag am äußersten Ende des Dorfes, wohin wir bald kommen sollten; er willigte ein, mich bei sich aufzunehmen und ging voraus. Glaire war voll von deutschen Soldaten; sie kochten ihr Essen auf der Straße und auf einem kleinen Platze. Ich forderte von meiner Ordonnanz das Dienstbrot und schlich mich in die Mühle, deren Thüre der Müller halb offen gelassen hatte, und stieg die Treppe bis oben hin, wo mich der Müller mit seinem Gehilfen erwartete. Durch eine Dachluke ließ er mich das feindliche Lager auf dem andern Maasufer sehen und einen Husarenoffizier, der zu Pferde vor der französischen Armee einhertänzelte; welches meinen beiden Genossen ihre Gläser voll ein, um ihnen Mut zu machen. Nachdem wir einen Kriegsnamen angenommen und eine Vereinbarung über die Antworten, die wir geben wollten, getroffen hatten, im Falle daß wir gefragt würden, machten wir uns auf den Weg.

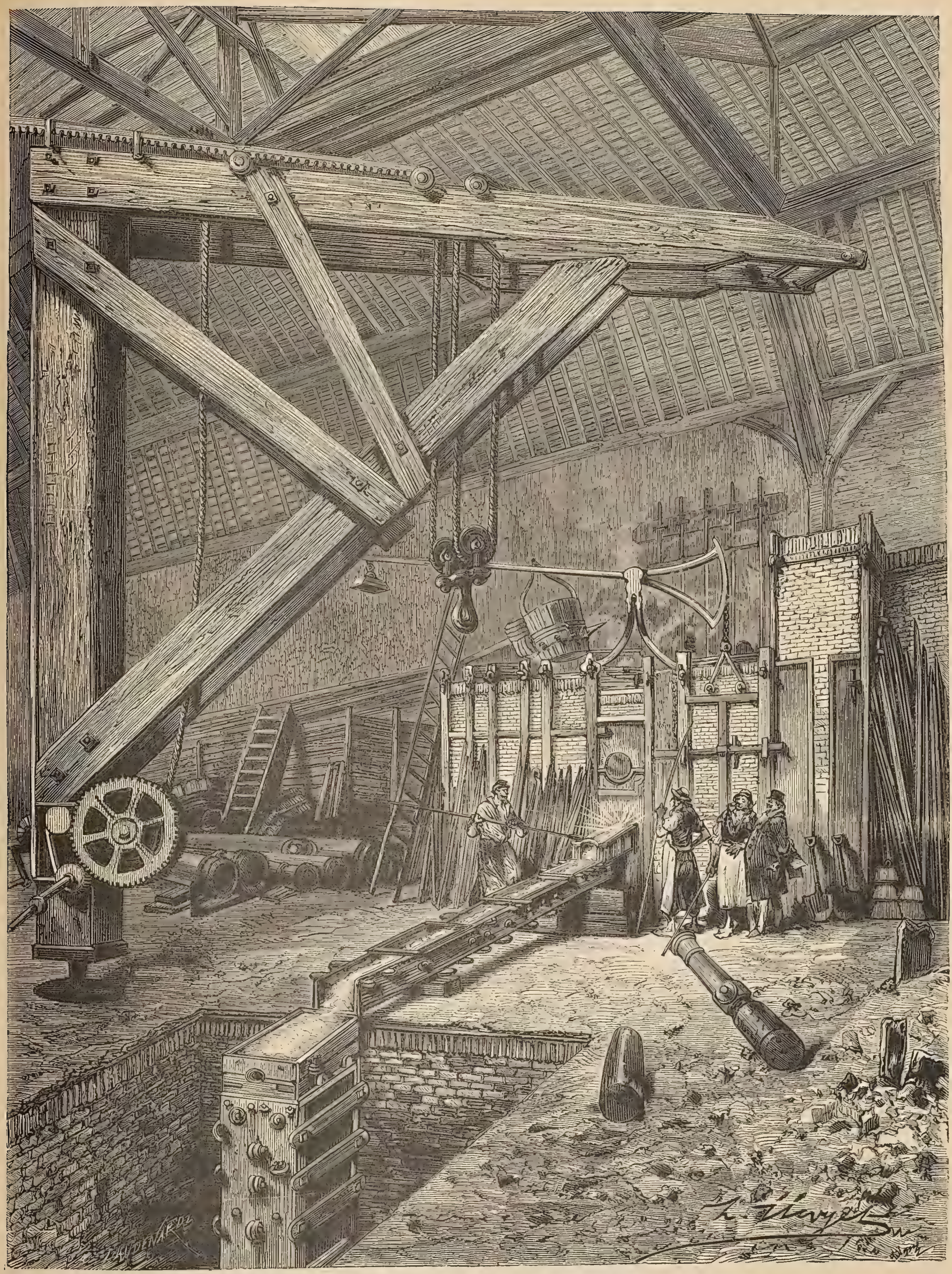
Wir überschritten eine von den Deutschen neben der Mühle erbaute Bockbrücke; die bayrischen Posten, damit beschäftigt, die französische Armee auf der Straße passieren zu sehen, achteten nicht auf uns. Nachdem wir die Brücke überschritten hatten, befanden wir uns auf der linken Seite des Schlachtfeldes, wo das Corps Douay tapfer gekämpft hatte, überall lagen Küraſſe, tote Pferde u. s. w. Wir marschierten langsam, als ob wir bummelten, um die Aufmerksamkeit der Soldaten nicht zu erregen. Der Müller machte mich auf ein Heiligenbild aufmerksam, dessen innere Wand mit Kugeln gespickt war, nur die Statue der heiligen Jungfrau, welche in der Mitte sich befand, war nicht ge-

Herstellung von Mitrailleusen und Umwandlung von Vorderladern in Hinterlader in einer Pariser Stückgießerei. (Zu Seite 87.)

troffen worden. Vergnügen würde es mir gemacht haben, ihm eine gute Chassepotkugel zuzusenden! Ich bat den Müller um Kleider, bestreute sie mit Mehl, ebenso wie meinen Bart und meine Hände, und so war ich vollständig verkleidet. Mein Soldatenanzug wurde unter einer Klappthüre versteckt; ich nahm nur meine Cigarren, und verbrannte meine schriftlichen Sachen. — Es handelte sich jetzt darum, durch Belgien zu kommen. Der Müller willigte ein, samt seinem Burschen mich zu begleiten und zu seinen Verwandten zu führen, zu denen sein Vater aus Furcht vor den Preußen sich geflüchtet hatte. Aus Vorsicht wollte er aber nur in der Nacht fliehen. Ich überzeugte ihn endlich, daß das beste Mittel, keinen Verdacht zu erregen, wäre, am hellen Tage die feindlichen Linien zu durchschreiten. — Aber bevor wir diesen Plan zur Ausführung brachten, forderte ich ein wenig zu essen: ich glaubte vor Hunger zu sterben. Glücklicherweise hatte ich Brot, denn es wäre unmöglich gewesen, welches zu finden. Der Müller ging ins Dorf und brachte von dort ein Fricassee von Huhn, Wein und Rum mit. Wir setzten uns fröhlich zu Tisch und erwiesen dem Frühstück alle Ehre. Ich goß

troffen worden. — Nachdem wir das ganze Schlachtfeld von Floing und St. Menges durchschritten hatten, begegneten wir deutschen Truppen, die sich auf Mézières dirigierten. Ich sah, daß sie viel Bagage mit sich führten. Meine Begleiter bemächtigten sich eines Ochsen, einer Kuh und eines leicht verwundeten Pferdes, die den Händen der Deutschen entwischt waren. „So viele Beutestücke von den Preußen," sagten sie. Wir betraten mit dieser Beute Belgien bei der Baracke Près-Pierret und ich war gerettet! — Nachdem ich meinen Führern Bier in der Herberge Près-Pierret angeboten, führten sie mich zur Mühle le Boulet, zu Herrn Pening, wo wir den Vater des Müllers fanden und eine zahlreiche Familie. Wir aßen alle zusammen zu Abend und genossen darauf eine wohlverdiente Ruhe.

Am frühen Morgen des 4. September führte mich, nachdem ich der gastfreundlichen Familie Lebewohl gesagt hatte, der Vater Kaufmann auf den Weg nach Houdraimont; ich hoffte abends in diesem Ort die Post nach Dinant benutzen zu können. Wir kamen durch die Dörfer Sugny, Laforêt, Breisse, Petit-Fayes, Monceau und Belle-



Guß eines Geschützes „Der kleine Moniteur" in den Werkstätten der Herren Broquin und Lainé.

fontaine, wo wir frühstückten. Der Vater Kaufmann verließ mich mit einer Umarmung und ich begab mich allein nach Houdraimont.

In den längs der Straße gelegenen Weilern begegnete ich einigen Posten der belgischen Truppen, die hier Kantonnements bezogen hatten. Ich kam in Houdraimont gegen 4 Uhr an und begab mich in die Herberge, die von dem Bürgermeister gehalten wurde, der Vater Kaufmann hatte mir versichert, daß dieser Gastwirt ein braver Mann sei, der sein Möglichstes thun werde, daß ich einen Platz in der Post nach Dinant bekomme, die vor seiner Thür zu halten pflegt. — Die Herberge war voll Menschen, — es war Sonntag; während die Leute immer Branntwein tranken, sprach alles nur von der Niederlage von Sedan, deren Einzelheiten noch wenig bekannt waren. Ich fragte nach der Stunde der Durchfahrt der Post nach Dinant; der Gastwirt antwortete mir, daß der Wagen um 6 Uhr ankomme, daß aber in Anbetracht der Ereignisse wahrscheinlich kein Platz mehr zu haben sein würde. Auf seine Ehrenhaftigkeit vertrauend, nahm ich ihn bei Seite und sagte ihm die Gründe, die mich zwängen, sobald wie möglich nach Dinant zu gehen; ich gestand ihm, daß ich französischer Kapitän und von Sedan entwichen sei. — Leider hatte ich mich an einen Verräter gewandt. Unter dem Vorwande, daß er nichts habe, was er mir zu essen geben könnte, führte er mich in ein großes Gasthaus und bestellte dort mit lauter Stimme meine Mahlzeit, um die Aufmerksamkeit auf mich zu lenken; einige Augenblicke später trat ein belgischer Lieutenant in das Gastzimmer und ging auf den Tisch los, an dem ich speiste. — „Kapitän," sagte er zu mir, indem er auf ein Individuum in einer Bluse hinwies, das ihn begleitete, „ich stelle Ihnen einen Kameraden der französischen Armee, einen Artillerie-Lieutenant vor; essen Sie ruhig; wir können hernach bei mir plaudern." — Ich erhob mich sofort, und indem ich mit Verachtung dem Bürgermeister ein 5-Frankenstück hinwarf, verließ ich das Gasthaus. Der belgische Offizier, mit ihm der französische Lieutenant, führten mich zu seinem Quartier, wir fanden daselbst den Premier-Lieutenant, welcher die in Houdraimont kantonnierenden Truppen befehligte. Dort protestierte ich lebhaft gegen meine Arretierung; die Neutralitätsakte anrufend, machte ich geltend, daß allein die Militärs in Uniform oder in Waffen arretiert werden könnten. — Ich kannte den Text der Konvention nicht, aber die beiden belgischen Lieutenants schienen ihn auch nicht besser zu kennen als ich. — Während wir noch stritten, rief man auf der Straße: „Einsteigen die Passagiere nach Dinant!" Ich bestand darauf, daß man mich mit meinem Kameraden abreisen ließe, endlich willigten die Offiziere ein; sie ließen uns auf Ehre schwören, nicht zu sagen, wenn wir anderswo wieder ergriffen würden, daß sie uns gesehen hätten. — Vor dem Postwagen angelangt, erlebten wir einen neuen Zwischenfall. In dem Koupé befand sich der General, der das Gebiet, in dem Houdraimont liegt, überwachte; die belgischen Offiziere wagten nicht mehr die Verantwortung für unsere Abreise auf sich zu nehmen, ohne die Meinung des Generals eingeholt zu haben. Das Glück begünstigte uns; der General fuhr mit einem Adjutanten des Kaisers Napoleon; er ließ uns einen Schein auf freies Passieren von ganz Belgien ausstellen. Aus Mangel an Plätzen stiegen wir oben auf den Postwagen, wo wir uns, so gut es eben ging, aneinander drängten, denn es gab da weder einen Wagenplan noch ein Geländer oder eine Lehne. Der Sekondelieutenant stieg auf den Sitz neben dem Kondukteur, der nicht warten wollte, bis unsere Geleitscheine abgefaßt waren. Der Bürgermeister fand sich ein, um unserer Abfahrt beizuwohnen. Um die belgischen Offiziere bloßzustellen, rief er mir zu: „Nun, Kapitän, man schenkt euch also die Freiheit?" Ich mußte meine ganze Kaltblütigkeit zusammennehmen, um ihm nicht öffentlich seine Verräterei vorzuwerfen; doch begnügte ich mich damit, ihm zu antworten: „O, jedenfalls habt Ihr daran keine Schuld!" — Endlich fuhren wir ab. In einiger Entfernung vom Flecken stieg der belgische Lieutenant vom Wagen, nachdem er uns einen mit Bleistift geschriebenen Geleitschein gegeben hatte. Ich drückte dem Offizier herzlich die Hand, der uns so viel Teilnahme bewiesen, ohne Zweifel in Erinnerung an den Feldzug in Mexiko, den er in der belgischen Legion mitgemacht hatte. — Unser Kommen war sicherlich durch den Telegraphen angezeigt worden, denn bei der ersten Haltestelle, vor dem Aussteigen der Passagiere, sagten die belgischen Offiziere zu uns: Meine Herren französischen Offiziere, kommen Sie sich zu erwärmen!" Die Einladung wurde gerne angenommen, denn unsere armseligen Blusen schützten uns schlecht vor der Frische der Nacht. Ich trank ein Glas Branntwein und forderte für mich und meinen Kameraden Holzschuhe. — In Dinant kamen wir völlig durchkältet an. Die Stadt war von Truppen überschwemmt, so daß wir kein Unterkommen finden konnten, selbst in den Ställen nicht. Wir waren genötigt, mein Kamerad und ich, uns unter einen Strohschober niederzukauern, den wir auf dem Hofraum des Bahnhofes bemerkten. — Bei Tagesanbruch verließen wir unser Obdach. Im Augenblick, wo wir, die Kleider mit Stroh bedeckt, über den Hof des Bahnhofes kletterten, stießen wir auf einen Kommissär, der uns zweifellos für Spitzbuben hielt und Aufklärung verlangte. Nachdem er sie erhalten hatte, fing er an zu lachen: „Ich bin sicher," sagte er, „daß ihr französische Soldaten seid. Aber beruhigt euch. Meine Großmutter war Marketenderin unter dem ersten Kaiser; sie hat die St. Helena-Medaille gehabt." Wir tranken zusammen Kaffee. Man hat manchmal einen Kleineren nötig, als man selbst ist. Dieser brave Mann, — dessen Name ich getreulich bewahre, — veranlaßte uns, den ersten Zug nach Namur zu benutzen und gab uns ein Briefchen an seinen Schwager mit, der Bahnhofvorsteher in dieser Stadt war. — In Namur angelangt, bereitete uns der Beamte, an den wir empfohlen waren, eine ausgezeichnete Aufnahme; er führte uns in einen Gasthof. Nach einem reichlichen Frühstück kauften wir Kleider ein, und um 4 Uhr abends führte uns der Inspektor nach dem Bahnhof, wo wir den Expreßzug nach Paris nehmen sollten. — Ich traf auf dem Bahnhofe den General Montauban, den ich in Lyon kennen gelernt hatte; er erzählte mir von der Revolution des 4. Septembers, der Proklamation der Republik, welche übrigens in den Straßen von Namur ausgeschrieen wurde. Gezwungen, das Kriegsministerium zu verlassen, war der General nach Belgien gekommen, um Nachrichten über seinen Sohn, einen Kavallerie-Oberst bei der Armee Mac Mahons einzuziehen; er glaubte, daß er bei Sedan gefallen sei. Ich erzählte mit wenigen Worten dem General unsere Niederlage, konnte ihm aber keinerlei Auskunft über seinen Sohn geben. Auf dem Bahnhof traf ich auf einen jungen Offizier, der nach Frankreich zurückkehrte, nachdem er den Revers unterzeichnet. Ich hatte ihn in einer meiner letzten Garnisonen kennen gelernt; meine Begrüßung wird ihm den Fehler begreiflich gemacht haben, den er begangen hat. — Ich schickte ein Telegramm an meinen Schwiegervater und nahm, ebenso wie der Artillerie-Lieutenant, ein Billet nach Erquelines, der ersten französischen Station. — Unser braver Beamter ließ uns in einem reservierten Coupé Platz nehmen mit der Anweisung an den Zugführer, niemand vor Erquelines hineinzulassen. Wir bedankten uns bestens für all seine Freundlichkeit. — In Erquelines angekommen, öffnete uns der Zugführer die Thür. „Es lebe Frankreich!" .... Der Bahnhofinspektor ließ uns zwei Gratis-Billets bis Paris einhändigen; er sagte, daß er am Tage vorher den Besuch des Generals Martin des Pallières von der Marine-Infanterie gehabt habe, meines alten Bataillonskommandeurs in Cochinchina, — der von Sedan als Lumpensammler entwichen war. — So waren wir denn auf dem Wege nach Paris. Auf dem Bahnhof Maubeuge öffnete sich die Coupé-Thür. Ein Geistlicher, von einem großen Herrn begleitet, trat plötzlich fluchend ein. Eine Zusammenrottung hatte sich auf dem Bahnhof gebildet. Man schrie: „Haltet den Priester! Das ist ein Spion! Das ist ein Preuße!" Der Zug aber fuhr ab. Der vermeintliche Spion war ein Infanterie-Lieutenant, der von Sedan entwichen. Das Priesterkostüm war ihm von dem Curé der Stadt gegeben worden. Er trug sein Kleid sehr angemessen, aber „das Kleid macht noch nicht den Mönch;" man hatte ihn fluchen hören und sofort wurde er als Spion angezeigt. Sein Gefährte war ein Kapitän der Nationalgarde aus Sedan.

Am 6. September war ich endlich in Paris! Nichts hatte sich in dem Aussehen der Stadt geändert; nur die Boulevards waren etwas belebter. Ich hörte ungewöhnliche Unterhaltungen: Optimisten und Pessimisten redeten öffentlich; sie sagten ganz ungewöhnliche Sachen. Was die Zeitungen anbetrifft, so verursachte mir ihre Lektüre Ubelkeit: Albernheit, Unwissenheit, Anmaßung machten sich allenthalben breit. Armes Frankreich! .... Die Prüfungen, die es eben bestanden hatte, vermochten die nationale Eitelkeit nicht zu verringern. — Ich schickte

eine neue Depesche an meine Familie, um meine Ankunft anzuzeigen, wobei ich zugleich betonte, daß ich nur einen Tag würde bei ihr bleiben können. Paris konnte ja, wer wußte das, bald blockiert werden und ich wollte mich dem nicht aussetzen, nicht wieder in die Stadt kommen zu können, denn in Paris würden sich ja zweifellos alle Anstrengungen der nationalen Verteidigung vereinigen. Abends um 11 Uhr fuhr ich mit dem Zug nach Vendôme, und von dort nach Villiers, aber nur, um auch von dort bald wieder fortzumüssen und in Paris mich einschließen zu lassen. Ich nahm meinen jungen Schwager mit mir, er wollte sich in eines der in der Bildung begriffenen Franktireurscorps aufnehmen lassen.

Unmittelbar nach meiner Rückkehr nach Paris begab ich mich aufs Kriegsministerium. Der Direktor für die persönlichen Angelegenheiten der Infanterie schlug mir vor, nach Langres zu gehen, wo sich das 4. Bataillon und das Depot meines Regiments befanden. „Es ist wahrscheinlich," sagte er, „daß Sie bald eine Belagerung auszuhalten haben werden." Aber diese Aussicht reizte mich wenig. Ich zog es vor, in Paris zu bleiben, um den Krieg in größerem Stile mitzumachen. Meine Bitte wurde gewährt, und der Direktor schickte mich zum Stabe des Platzes. — So begab ich mich denn dorthin, wo mir das 23. Marsch-Regiment bezeichnet wurde, es wurde von Oberst-Lieutenant Dupuy de Podio kommandiert und war in der Paginière einquartiert. Das Regiment bildete einen Teil der 3. Division (General Maussions) des 14. Corps (General Renault.) — Ich fand mich sehr gut bei meinem neuen Regiment aufgenommen, dessen Kommandeur ein alter Major war, wie fast sämtliche Oberstlieutenants, welche die Marsch-Regimenter kommandierten; ursprünglich in den Depots zurückgelassen, durften sie aller Wahrscheinlichkeit nach den Feldzug nicht mitmachen; sie hatten aber aus Mangel an Regimentskommandeuren Vorteil gezogen und so ein unverhofftes Avancement gehabt. — Mein Bataillon (das erste) gehörte zum 21. Linien-Regiment; das zweite wurde vom 3. Linien-Regiment gestellt. Hinsichtlich der Verwaltung zählten die Bataillone immer noch zu dem alten Regiment. Welche Verwickelung! Den Regimentern fehlte die Einheit, der Zusammenhang; die Offiziere kannten sich nicht. — Besonders wichtige Neuigkeiten waren noch nicht bekannt geworden. Die Deutschen waren in La Ferté-sous-Jouarre; Paris rüstete sich zu ihrem Empfange. Unglücklicherweise fehlte die Feldartillerie, aber man goß Kanonen und Mitrailleusen. (Seite 84. 85.) Die Mobilgarden des Departements trafen ein. Man hatte gute Nachricht über das Befinden Mac Mahons; seine Wunde vernarbte sehr schnell.

Am 11. September war ich mit dem Kapot des Gemeinen, einem Käppi und einer Hose bekleidet, es war mir unmöglich, einen Säbel aufzutreiben; ich ersetzte ihn vorläufig durch einen Revolver. Wir erhielten Befehl, bereit zu sein, unsern Posten bei der Belagerung einzunehmen. Mein Schwager frühstückte bei mir, er war sehr zufrieden, obwohl er sich auf seine Kosten hatte einkleiden müssen; sein schwarzes Kostüm der Franktireurs von Paris setzte sich zusammen aus einer Bluse, einer Hose und einer Kappe mit Kokarde. Der Sold betrug täglich einen Frank und die Mannschafts-Portion. Er verließ mich mittags, um mit seiner Compagnie Chassepots in Vincennes zu holen.

Auch noch am 12. September bekamen wir keinen Marschbefehl, es hieß jedoch, daß der Feind am 14. vor Paris eintreffen werde. Ich war wenig zufrieden gestellt durch meine Compagnie, mein Feldwebel hatte einen sehr schlechten Ruf, ich mußte ihn jedenfalls gehörig überwachen. Die Soldaten von 25 bis 35 Lebensjahren waren auch nicht hinreichend diszipliniert und es bedurfte jedenfalls einer gewissen Zeit, um sie ins richtige Geleise zu bringen. Ich kaufte das Säbelbajonett einer englischen Jagdflinte, um den vorschriftsmäßigen Säbel zu ersetzen, den ich mir immer noch nicht verschaffen konnte. Die Waffe war allerdings kurz, aber die Klinge ausgezeichnet. „Bringen Sie sie mir nach dem Kriege," sagte mir der Waffenhändler, „ich werde sie für denselben Preis zurücknehmen," aber ich zog es vor, sie als Andenken zu behalten.

Die Zeitungen berichteten, daß am 9. September, im Augenblick, wo die Preußen in der Festung Laon eingezogen waren, eine Pulverexplosion die Citadelle habe in die Luft fliegen lassen; eine ziemlich große Zahl Franzosen und Preußen seien getötet. Später erfuhren wir, daß diese Explosion einem Artilleriewächter Namens Henriot zuzuschreiben sei. Er hatte, um gegen die Kapitulation dieses Platzes zu protestieren, das Pulvermagazin angezündet und sich unter seinen Trümmern begraben. Auch von dem Bombardement von Toul erfuhren wir. Die Festung leistete tapferen Widerstand; möchten doch die anderen festen Städte ein Gleiches thun! Um die Invasion zurückzudrängen, mußte die ganze Provinz sich erheben, bewaffnen! Paris kann ja wohl eine lange Belagerung aushalten, aber aus den Provinzen müssen die Heere kommen, die es befreien. Es ging das Gerücht, General Ducrot sei von Sedan entwichen und nach Paris gekommen. — General Trochu hielt über die National- und Mobilgarden Heerschau ab. Über 200000 Mann standen in Staffelform von der Bastille bis an die Stern-Barriere. Den General begrüßte lebhafter Zuruf, ebenso die Republik. Gott gebe, daß die Thaten den Worten entsprechen werden. — Die Statue von Straßburg, umgeben von Kränzen, Guirlanden, Fahnen, ist, alle Abend beleuchtet, der Gegenstand einer fortgesetzten Pilgerfahrt. Freilich ist es fraglich, ob man es verstehen wird, die Begeisterung des Volkes auszunützen. — Das Wetter, das bisher schön gewesen, wurde mehr und mehr schlechter. Die Deutschen drangen langsam vor; ob sie schon ihr Belagerungsmaterial bei sich führten, wußte man allerdings nicht. — Nun, wir waren auch gerüstet, der Marschbefehl traf ein, wir sollten nahe bei Villejuif, vorwärts des Fort Bicêtre, biwakieren. Damit begann ein neuer Feldzug, der dritte seit dem Beginn des Krieges. — Vor dem Abmarsch sah ich noch meinen Schwager, der zum Sergeanten und Sekretär des Zahlmeisters ernannt worden war. — Während einer elenden, schlechten, im Biwak verbrachten Nacht, — die Erde war durchnäßt und wir hatten weder Feuer noch Stroh, — wurden die Brücken gesprengt; der Donner der Detonation drang bis zu uns herüber. Welchen Nutzen hatten diese Zerstörungen? Höchstens konnten sie den Marsch des Feindes vielleicht um einige Stunden verzögern.

Am 16. September marschierte ich mit meinem Bataillon ab, um am Fort Hautes-Bruyères, das vor unserem Biwak lag, zu arbeiten. Nach unseren ersten Niederlagen waren Befehle zum Bau von Werken auf den Hauptstellungen vorwärts der Fortslinie gegeben. Unglücklicherweise hatte sich das Geniecorps nicht mit einzelnen Feldredouten zufrieden erklärt und alles war somit unvollendet; dagegen führte man an der Umfassung von Paris Arbeiten aus, die recht gut verschoben werden konnten. — Der Feind war zwischen Créteil und Neuilly-sur-Marne gemeldet. Gestern erschienen die Ulanen bei Charenton. Die Bewohner der Umgebung von Paris kamen in großer Hast nach der Stadt, die Straßen waren vollgepfropft mit Möbelwagen. Die Strohmieten und andere Ernteerzeugnisse, die bei ein klein wenig Voraussicht hätten nutzbar gemacht werden können, wurden verbrannt. Alles flammte auf im Felde. Zum zweiten Male seit dem Beginn dieses unseligen Krieges boten sich dieselben Bilder der Verzweiflung meinen betrübten Blicken dar.

Das 23. Marschregiment besetzte am 17. September Bagneux; eine Compagnie richtete sich im Park ein. Die Deutschen überschritten die Seine bei Choisy-le-Roi; wir würden sie also bald bewillkommnen dürfen. Ich stellte mit Vergnügen fest, daß meine Soldaten anfingen eine bessere Haltung zu zeigen. — General Ducrot hatte den Befehl über die Truppen im Süden von Paris übernommen; er sollte sich dem Marsche des Feindes auf Versailles entgegenstellen und hatte zu diesem Zwecke seine Truppen auf den Höhen aufgestellt, welche die linke Seite des Bièvrethals beherrschen, bei Bagneux, Fontenay-aux-Roses, Plessis-Piket, Châtillon, Clamart und Meudon, indem er sich auf die Forts von Bicêtre, Montrouge, Vanves und Issy und eine unvollendete Redoute auf dem Plateau von Châtillon stützte. Wenn die Deutschen von Choisy-le-Roi nach Versailles auf der Straße marschieren würden, welche über Petit-Bicêtre und Villacoublay führt, so würden sie den von uns besetzten Stellungen die Flanke bieten, wir könnten sie also unter günstigen Bedingungen angreifen. — In der Richtung von Montmesly war starker Geschützdonner zu hören. — Am Abend hörten wir, daß das vom General Vinoy befehligte 13. Corps bei einer Rekognoszierung auf den Feind gestoßen sei und ein kurzes Gefecht mit ihm geführt habe.

Unsere Einrichtung in Bagneux war am 18. September beendet. Der dortige Park liegt wunderbar, er beherrscht alle seine Umgebungen; seine ziemlich niedrigen Mauern gestatten den Leuten, gedeckt im Knieen zu schießen. Welche herrliche Verteidigung konnte hier stattfinden!

Übrigens ging das Gerücht um, daß der Feind Petit-Bicêtre und Villacoublay im Besitz und daß er einen vorgeschobenen Posten der Zuaven aufgehoben habe. Alles ließ vermuten, daß wir morgen eine Schlacht liefern würden, aber es sollte ein schmachvoller Tag werden. Beim Morgengrauen stellte ich meine Leute auf ihren Kampfposten und betete, daß der Feind uns angreifen möchte Bald hörten wir zu unserer Rechten die Kanonen donnern, dann lebhaftes Gewehrfeuer; vor uns zeigte sich nichts. Auf dem Plateau von Châtillon waren die Truppen massiert; sie standen in der Reserve, denn die Schlacht fand in der Ebene statt. Der Kampf verschärfte sich besonders gegen Plessis-Piquet hin, und bald wurde es offenkundig, daß unsere Truppen wichen und den Rückzug antraten. — Gegen 10 Uhr beschoß der Feind das Plateau von Châtillon lebhafter. Die Truppen, welche diese Stellung besetzt hielten, wurden von einer Panik ergriffen; wir sahen sie im Laufe das Plateau verlassen. Es war ein allgemeines sauve-qui-peut. Die Artillerie allein hielt sich gut und deckte durch ihr Feuer diese Flucht.

Das Regiment erhielt den Befehl, Bagneux zu verlassen und sich nach Paris zu begeben. So mußte ich denn, wie bei Sedan, das Schlachtfeld verlassen, ohne daß ich meine Soldaten eine einzige Patrone hatte abfeuern lassen können. Beim Rückzuge kamen wir bei dem Fort Bicêtre vorbei, das von den Marinesoldaten verteidigt wurde. Diese braven Leute standen bei ihren Geschützen, zum Feuern bereit. Wir zogen wieder in Paris ein, und blieben, Befehle erwartend, auf den Wällen. — Das Zeichen zur Auflösung war offenbar von den Zuaven gegeben, welche schon am Tage vorher einen Posten ohne Verteidigung verlassen hatten. Das Marsch-Zuavenregiment bildete einen Teil des 14. Corps; in aller Hast war es gebildet worden, die Leute hatten die Uniform der Zuaven, — aber auch sonst gar nichts; die Uniform war alles!

Welch trauriger Anfang! Wenn der Feind unsere Entmutigung gewußt hätte, er wäre noch viel unternehmender gewesen. Aber die Deutschen machten ja immer alles mit Methode; sie marschierten auf ihr Ziel los, ohne irgend etwas zu riskieren, ohne irgend etwas in Frage zu stellen, und wenn sie nicht die „furia francese“ haben, so hatten sie doch Kaltblütigkeit und waren infolgedessen weniger dem panischen Schrecken ausgesetzt, wie der, der soeben das Zuavenregiment entehrt hatte. Im Grunde, was sollte man auch von der Regierung sagen? Denselben Tag schritt, entsprechend dem Erlaß vom 16. September, die Nationalgarde zur Wahl ihrer Offiziere. Angesichts des Feindes löste man die Kadres auf, um sie durch Wahl wieder aufzustellen; die Soldaten wurden berufen, über ihre Führer zu beratschlagen und zu richten. Die Mobilgarden legten, indem sie die Mehrzahl ihrer Offiziere wieder ernannten, Zeugnis von gesundem Sinn ab und besserten den schweren, von unsern Regierenden begangenen Irrtum wieder aus. Der Feind hatte die in Paris mündenden Eisenbahn- und Telegraphenlinien abgeschnitten; wir waren eingeschlossen. Würden wir je dahin gelangen, diesen Eisenring zu brechen?

Am 20. September verließ das 14. Corps Paris; es hatte zur Aufgabe, die ganze Nordumfassung zu verteidigen. General Ducrot

Die Bewohner der Zolllinie flüchten auf Befehl der Regierung ihr Hab und Gut nach Paris hinein. — Das Thor Maillot.

richtete sich mit seinem Stabe außerhalb des Maillotthores ein. Mein Regiment hatte die Aufgabe, Boulogne-sur-Seine zu verteidigen; meine Compagnie wurde gegenüber St. Cloud aufgestellt, rückwärts der Brücke, die man teilweise hatte sprengen lassen, und deren Zugänge nach unserer Seite hin verbarrikadiert waren. — Gerüchte von einem Waffenstillstand liefen um, und es hieß, Jules Favre wäre dabei, mit Bismarck zu unterhandeln.

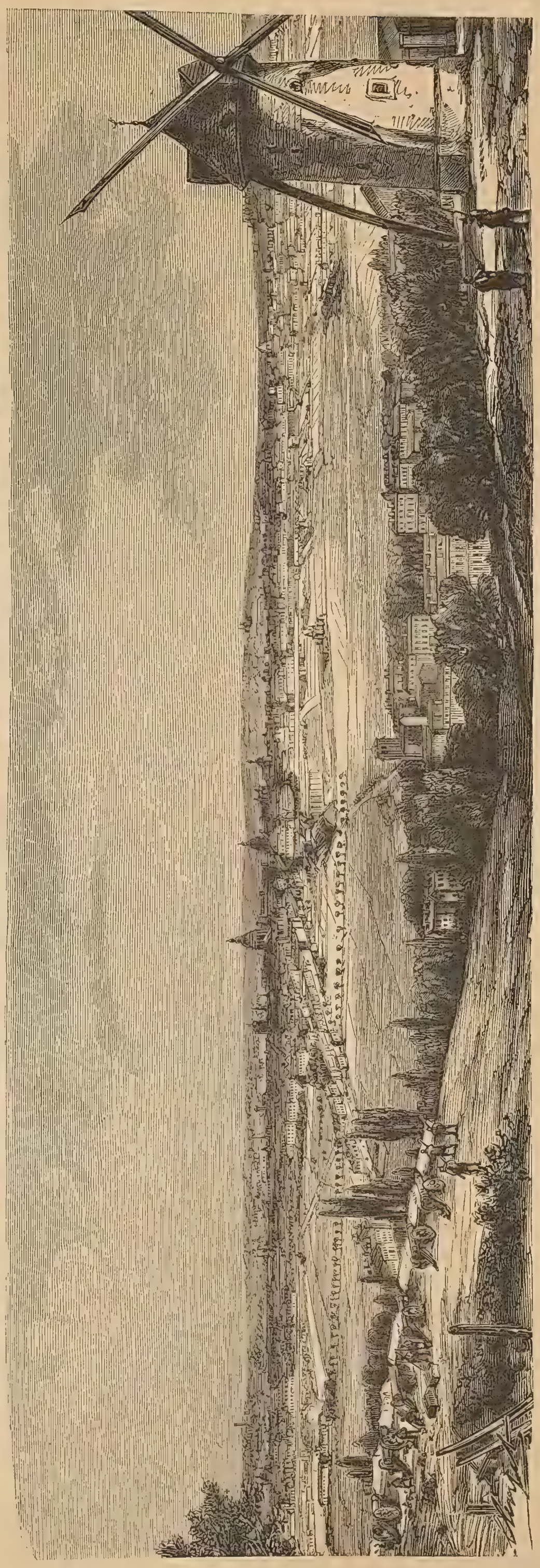
Die neuen Stellungen wurden in Verteidigungsstand gesetzt; ich ließ die Mauern, die nach der Seine zu liegen, krenelieren. Vergeblich hatte man in den letzten Septembertagen versucht, das Boulogner Wäldchen mit Petroleum anzuzünden; Mobilgarden-Bataillone wurden zum Baumfällen verwendet, um das Schußfeld der Bastionen frei zu machen. Wie traurig stimmte es, die hübscheste Promenade von Paris zerstören zu sehen, um so trauriger, da diese Zerstörung für den Augenblick gar nicht notwendig war.

Der Feind hatte sich am 22. September in St. Cloud festgesetzt. Mit meinem Glas unterschied ich ganz deutlich Schildwachen, die an der Seite der Parklaterne standen; sie suchten sich hinter den Bäumen

zu verbergen. Um die Zeit totzuschlagen, ließ ich mir eine Puppe machen, und, nachdem ich ihr einen Soldatenrock angezogen, sie derartig auf- und abspazieren, daß sie für eine Schildwache gehalten werden konnte; ich selbst stellte mich, mit einem Gewehr versehen, nahe an eine Schießscharte. Meine Kriegslist glückte wunderbar; die feindlichen Posten begannen zu schießen; ich benützte den Augenblick, wo sie sich erhoben, um meinerseits zu feuern und hatte die Genugthuung, die Leute des Postens verschwinden zu sehen, welche sich bis zur Erde niederbückten. — Wenn ich hier diese einzelne Episode erzähle, so geschieht es, weil sie meine Leute in Heiterkeit versetzt hatte. Die Soldaten — besonders französische — auf Kosten des Feindes lachen zu machen, war ja immerhin ein gutes Mittel, die Moral zu heben. — Bei Einbruch der Nacht wurde eine schwimmende Batterie, welche die Seine stromauf fuhr, nahe der Brücke von St. Cloud mit Salvenfeuer empfangen; sie antwortete mit einigen Mitrailleusenschüssen; der Feind zerstreute sich in dem Park. — Die Zeitungen veröffentlichten den Bericht Jules Favres an seine Regierungskollegen über seine Unterhandlung in Ferrières. „Nicht ein Zoll breit von unserem Lande, nicht ein Stein von unsern Festungen!“ — Das ist eine stolze Erklärung, so lasse ich es mir gefallen. Vorwärts also! — Thaten, nicht Worte!

Am Morgen des 23. Septembers besetzte die Division Maudhuy (13. Corps), unterstützt durch das Feuer der Forts Montrouge und Bicêtre, von neuem die Redoute Moulin-Saquet, Villejuif, das Fort Hautes Bruyères, und wies einige Vorstöße des Feindes zurück. Bei diesem Gefecht hatten unsere Truppen eine gute Haltung gezeigt; es ließ sich nicht verkennen, daß der moralische Zustand der Armee sich besserte. — Zwei Tage später erhielt ich den Befehl, die Ufer der Seine zu verlassen, um nach dem Boulogner Holz zu gehen. Hier war ich, dem Feinde gegenüber, auf dem Rennplatze untergebracht, wo ich in diesem Sommer die Rennpferde um den großen Preis der Stadt Paris hatte laufen sehen. Noch standen die Tribünen da. Welche Betrachtungen erweckte mir dieser traurige Wechsel der irdischen Dinge! Wir waren verweichlicht worden durch Luxus und Wohlleben; werden wir im Unglück uns wohl ermannen? — Man ließ uns im Boulogner Holz, an dem der Seine zugekehrten Rande, Schützengräben ausheben, Arbeiten, welche ohne Zweifel den Zweck hatten, Ausfälle gegen die feindlichen Stellungen zu begünstigen. Eine große Thätigkeit herrschte auf den Wällen. Die Zugänge zu dem Thor von Auteuil bedeckten sich mit Verteidigungseinrichtungen: Tambours mit Pallisaden, spanische Reiter, Wolfsgruben, Torpedos, Unterstände u. s. w., nichts fehlte! Ich fragte mich, ob unsere Regierenden den Kopf verloren haben, oder ob sie einfach die Nationalgarden glauben machen wollten, daß sie einen gewaltsamen Angriff zurückzuweisen haben würden. Alle „Genies“ regten die Schwingen: das Freiwilligen-Genie, das Hilfs-Genie, das Genie der Nationalgarde, das Zivil-Genie, das Munizipal-Genie und, zur Krönung des Ganzen, die berühmte Barrikaden-Kommission, welche eine zweite Umfassung hinter der ersten errichten und so den Verkehr hemmen wollte. — Was werden alle diese braven Leute sagen, wenn von den Höhen von Meudon, Châtillon u. s. w. der Feind ihnen seine ersten Granaten zusenden wird? Werden sie nicht das Recht haben, zu sagen, daß die Regierung sie zum Narren gehalten hat? — Zwei Ballons gingen von Paris ab; sie nahmen Briefe und Tauben mit sich. — Der Vice-Admiral Fourichon, welcher die Geschäfte des Kriegsministers in der Provinz führte, entfaltete eine große Thätigkeit und hatte bereits ein 15. Armeecorps errichtet unter dem Befehl des Generals von La Motterouge; das Corps sammelte sich hinter der Loire. — Hätten nicht, während die Armeecorps sich in der Provinz sammelten, Parteigänger ohne Aufhören den Feind necken, seine Verbindungen unterbrechen, ihn Tag und Nacht, überall und stets beunruhigen müssen? — Mußte sich die Bevölkerung durch das Vorgehen der Deutschen in Schrecken halten lassen? Hatte das Vaterland nicht das Recht, von ihr das Opfer ihrer Güter und selbst ihres Lebens zu verlangen? Salus patriae suprema lex! (Des Vaterlandes Wohl ist das vornehmste Gesetz!)

Am 28. September erfuhren wir, daß die Italiener in Rom eingezogen seien, von wo wir unsere Besatzungstruppen hatten herausziehen müssen. Wieder eine Erniedrigung! der Esels-Fußtritt, den der sterbende Löwe bekam!



1. Fort Vanves. 2. Straße von Paris nach Versailles. 3. Dorf Chatillon. 4. Fort Montrouge. 5. Mühle bei La Tour de Roziers.
Die Preußen demaskieren nach dem Angriff auf Châtillon eine Batterie.

Das 13. Corps, unter Vinoy, kämpfte am Morgen des 30. Septembers im Süden von Paris — in Thiais, Chevilly und l'Hay. Das 35. und 42. Linien-Regiment hatten die Marsch-Regimenter und die Mobilgarden mit fortgerissen. Obgleich zum Rückzug gezwungen, benahmen sich die Truppen sehr gut, die schrecklichen Verluste, die sie erlitten hatten — mehr als 2000 Mann waren auf dem Schlachtfelde geblieben, — zeigten die Heftigkeit des Kampfes, auch Brigade-General Guilhem war gefallen.

Eine Proklamation der Regierung teilte am 1. Oktober mit, daß Toul und Straßburg erlegen seien; Straßburg hatte am 28. September kapituliert. — Aus dem Journal offiziell erfuhren wir des andern Tages, daß Thiers auf Sendung in St. Petersburg sei, und das Regierungsblatt ließ vermuten, daß Rußland sich „für die unbedingte Aufrechterhaltung der Integrität unseres Gebietes" aussprechen werde. Gott gebe es! — In jedem Regiment unserer Division wurde inzwischen eine Compagnie Franktireurs gebildet, die Wahl unter Freiwilligen getroffen. Diese Compagnien waren zum Aufklärungsdienste bestimmt und sollten die Armee durch ihr Beispiel mit fortreißen. Als Unterscheidungszeichen sollten die Franktireurs ein Jagdhorn an ihrem Käppi tragen. Mehrere Hauptleute baten um das Kommando dieser Compagnie, und die Wahl des Obersten fiel auf mich. — Das Feuer unserer Forts, besonders im Süden von Paris, nahm immer mehr zu. Weshalb? War es vielleicht, um der öffentlichen Meinung und besonders der Nationalgarde Genugthuung zu geben, welcher ihre Rolle nachgerade lächerlich vorkam? Sei dem, wie ihm wolle, die Kanonen donnerten, und da fühlte man sich elektrisiert. — Der Mont Valérien und die schwimmenden Batterien beschossen am 5. Oktober den Park von Saint-Cloud und das ganze Land zwischen Montretout und Bas-Meudon. — Am Morgen hatte eine Kundgebung am Stadthause stattgefunden, wo Major Flourens sich an der Spitze der Nationalgarde von Belleville vorgestellt hatte. Er bat das Gouvernement, die Nationalgarde Ausfälle machen zu lassen, eine Massenaushebung in Paris und den Departements zu beschließen und sofort zu den Munizipalwahlen zu schreiten. Anstatt aber mit Gewalt diese erste Kundgebung unter den Waffen zu unterdrücken, welche in Anbetracht der Umstände einen unleugbaren Charakter der Schwere trug, begnügte sich das Gouvernement — einschließlich des Generals Trochu — die Kundgebenden zu empfangen und mit ihnen zu unterhandeln. Flourens zog sich zurück, indem er erklärte, daß er seinen Abschied nehmen werde; welcher Verlust! — Die 4 Compagnien Franktireurs der Division bildeten von jetzt ab ein Bataillon, das Kommandant Conti — Bruder des Sekretärs des Kaisers — befehligte. Boulogne-sur-Seine wurde ihm als Kantonnement angewiesen. Mit Vergnügen verließen wir das Boulogner Holz, wo mehrere von uns sich Rheumatismus geholt hatten. Die Offiziere des Bataillons waren in einem großen Hause, worin sich vorzügliche Betten befanden, einquartiert, aber es war wohl kaum zu befürchten, daß wir den Genüssen Capuas erliegen würden.

Am 5. Oktober hielt der König von Preußen seinen Einzug in Versailles und richtete sich im Palais Louis XIV. ein, ohne Zweifel schläft er von jetzt ab in dem Bette des großen Königs, der die Deutschen aus Straßburg gejagt hat! General Ducrot führte eine Rekognoszierung auf la Malmaison unter dem Schutz des Mont Valérien aus, welcher das Feuer gegen Bougival, La Jonchère und Buzenval eröffnete. Nachdem unsere Truppen in den Park von la Malmaison eingedrungen waren, den der Feind ohne Kampf verließ, zogen unsere Truppen sich zurück. — Gambetta verließ Paris im Ballon, um sich in Tours mit der Delegation der Regierung zu vereinigen.

Am 8. Oktober fand abermals eine Kundgebung vor dem Stadthause statt. Sie scheiterte an der Haltung einiger Bataillone Nationalgarde, die in aller Hast herbeigeeilt waren. — Am nächsten Tage schossen die auf den Höhen von Saint-Cloud stehenden Deutschen auf unsere Franktireurs, die sich in die rechtwinklig zur Seine laufenden Straßen von Boulogne hineinwagten. Die Unthätigkeit lastete schwer auf uns. Warum bildete man denn besondere Truppen, wenn man sie nicht verwertete? — Die Nationalgarde vom Walddienst nahm ihre Aufgabe sehr ernst. Es war nichts weniger als leicht, nach Paris hineinzukommen, besonders in Uniform. — Nachdem ich durch das Thor von Auteuil nach Paris gelangt, wurde ich schon nach ganz kurzer Zeit als Spion arretiert und von Posten zu Posten geführt, begleitet von einer Volksmenge, die heulte und mich beschimpfte. Mein Anzug und das Säbelbajonett, das ich trug, waren vollends geeignet, den Verdacht zu erhöhen. Ein Offizier wollte mich vor den Stab des Gouverneurs führen lassen, als ein Nationalgardist des ersten Postens, bei dem ich arretiert worden war, mit einem Papier herbeieilte, das die Liste meiner Compagnie enthielt, die ich beim Durchstöbern meiner Taschen hatte fallen lassen. Man ließ mich in übler Laune los und ich kam an das Thor von Auteuil eben in dem Augenblicke, als man es schließen wollte.

Gegen 9 Uhr morgens am 13. Oktober ertönte Kanonendonner aus dem Süden von Paris. Die Division Blanchard vom 13. Corps, unterstützt durch das Feuer der Forts Montrouge, Vanves und Issy, griff Clamart, Châtillon und Bagneux an. Bagneux wurde durch die Mobilen der Côte d'Or und der Aube genommen, der Kommandant Dampierre an der Spitze seiner Mobilgarden, deren Mut bemerkenswert war, getötet. Die Absicht des Gouverneurs war lediglich, eine einfache Rekognoszierung zu machen, und deshalb wurde gegen 3 Uhr der Befehl zum Rückzuge gegeben. Den Feind zu beunruhigen, die jungen Soldaten an den Kampf zu gewöhnen, ist ja an und für sich sehr gut; aber konnte man nicht den Versuch machen, eine der eroberten Stellungen im Besitz zu behalten? Würde die Erreichung eines materiellen Erfolges nicht eine vorzügliche moralische Wirkung auf die Bevölkerung und die Truppen ausgeübt haben? — Am selben Tage sahen wir das Schloß von Saint-Cloud brennen. War es der Feind, waren es die Granaten vom Mont-Valérien, die dort das Feuer entzündet hatten? Kaum zwei Monate waren verflossen, seit der Kaiser diese seine Sommer-Residenz verlassen hatte, um sich zur Armee zu begeben! . . . .

General Trochu richtete an die Maires von Paris unterm 14. Oktober einen Brief aus Anlaß der mobilisierbaren Bataillone der Nationalgarde. Diese Bataillone, aus Freiwilligen zusammengesetzt, sind berufen, an den äußeren Operationen mit der regulären Armee und der Mobilgarde mitzuwirken.

Vier Tage später, am 18. Oktober, ließ das Gouvernement verschiedene Nachrichten veröffentlichen, die mit Hilfe von Brieftauben von der Delegation in der Provinz überschickt worden waren. Die Deutschen hatten sich Orleans bemächtigt; General de la Motterouge war abgesetzt und durch den General d'Aurelle de Paladines ersetzt worden. General Bourbaki befand sich in Tours. Wenn die Nachrichten nicht trügen, so haben wir im Osten eine Armee (?), die von General Cambriels befehligt wird. Gambetta versieht, immer diesen Nachrichten zufolge, die Obliegenheiten des Kriegsministers, als Ersatz für den Vice-Admiral Fourichon, welcher die des Marineministers besorgt.

Endlich erhielten wir am 20. Oktober den Befehl, Boulogne zu verlassen, um gegen den Feind zu marschieren. Das 14. Corps sammelte sich in den Promenaden von Neuilly, am folgenden Tage sollte von ihm eine gewaltsame Rekognoszierung gegen Bougival, la Malmaison und Buzenval gemacht werden. Meine Franktireurs waren von einem vorzüglichen Geiste beseelt; ich hoffte sicher, daß sie ihre Schuldigkeit thun würden.

Am 21. Oktober überschritten wir die Seine auf der Brücke von Courbevoie und entwickelten uns in der Ebene, unterstützt durch das Feuer vom Mont Valérien. Die Kolonnen waren folgendermaßen gebildet: die rechte, General Berthaut, hatte als Ziel La Malmaison; die linke, General Noël, sollte sich gegen die Südseite des Parkes von La Malmaison wenden, die mittlere, Oberst Chollaton, Buzenval angreifen. Die Reserve, General Paturel, hielt sich hinter dem Zentrum; General Martenot nahm Stellung bei La Briqueterie, hinter unserem äußersten linken Flügel. Unser Franktireursbataillon entwickelte sich vor der Kolonne des Generals Noël. — Die Artillerie, von der Station Rueil bis zum Pachthofe Fouilleuse gestaffelt, eröffnete das Feuer um 1 Uhr nachmittags; im Zentrum, auf den Hängen des Mont Valérien, deckte eine große Batterie von 40 Geschützen die Parks von La Malmaison und Buzenval und brachte bald das Feuer der feindlichen Artillerie zum Schweigen. — Die Kolonnen entwickelten sich und gingen vor. Ich erhielt den Befehl, eine Batterie von 6 Geschützen, darunter 2 Mitrailleusen, befehligt vom Kapitän Nismes, zu decken. Dieser Offizier ging mit großer Kühnheit bis an die Mauer von Longboyau vor, um unsere

Infanterie desto wirksamer zu unterstützen. — Ein lebhaftes Gewehrfeuer entspann sich auf der ganzen Linie; unsere Truppen marschierten mit Schneidigkeit und in guter Schlachtordnung. Kapitän Nismes ließ mit Mitrailleusen auf den Feind schießen und brachte ihm große Verluste bei; ich entwickelte meine Compagnie in der rechten Flanke der Batterie so, daß ich ihrem Feuern nicht hinderlich war. — Unsere Truppen nahmen la Malmaison und Buzenval, debouchierten in das Thal, das von dem Teich von Saint-Cucufa, la Malmaison umgehend, herunter sich erstreckt, und erklommen sodann die Hänge, welche nach La Jonchère ansteigen. Die Zuaven gingen von Rueil auf Bougival vor; aber dem Feuer, welches aus La Jonchère kam, preisgegeben, warfen sie sich zur Linken in den Park von Buzenval und verjagten hier den Feind. Unglücklicher Weise verstärkte dieser sich mehr und mehr, während General Ducrot — der nur eine einfache Rekognoszierung machen wollte — uns nicht durch die Reserven, die er zur Hand hatte, unterstützte. — Aus den Gehölzen und Häusern, in denen sie versteckt waren, richteten die Deutschen ein heftiges Feuer auf unsere Truppen und brachen deren Ungestüm; dann, im Laufschritt die Höhe von la Jonchère überschreitend, warfen sie sich auf den Park von la Malmaison. Die Zuaven setzten ihnen einen hartnäckigen Widerstand entgegen; gezwungen, der Überzahl zu weichen, gingen sie langsam zurück und machten das Gelände Schritt für Schritt streitig. — Der Feind avancierte gleichzeitig auf das Thor von Longboyau los und umfaßte die Batterie Nismes vom Park aus. Ich schickte meinen Lieutenant mit einem Zuge ab, um die linke Flanke der Batterie zu decken; aber mehrere Infanterie-Salven legten einen Teil der Bespannung nieder; man mußte den Rückzug antreten. — Während Kapitän Nismes den Abmarsch seiner Batterie beschleunigte, traf ich meine Anordnungen, um seinen Rückzug zu decken. Der Feind ging mit Hurrageschrei durch die Ebene und den Park vor, dessen Thore er mit Kolbenstößen zu sprengen versuchte. — Die Lage wurde gefährlich, wir mußten uns lange genug halten können, um die Batterie zu retten. Zum Glück ließen sich meine Franktireurs nicht einschüchtern; die einen hemmten durch ein wohlgenährtes und gut gezieltes Feuer den Angriff der Deutschen auf Seite der Ebene, die andern stützten das Thor von Longboyau, damit es nicht eingestoßen würde. Hier nun entwickelte sich ein Kampf fast Mündung an Mündung; Flintenschüsse und Bajonettstöße erfolgten beiderseits durch die Spalten des Thores hindurch; einige Preußen suchten die Mauer zu erklettern, aber sie wurden sehr schnell heruntergejagt. — Endlich war die Batterie außerhalb des Bereiches des feindlichen Feuers. Während einer meiner Franktireurs, ein wahrer Koloß, sich opferte, das Thor möglichst lange zu stützen, zogen wir uns in guter Ordnung zurück, ohne ernstlich durch das Feuer des Feindes beunruhigt zu werden.

Während ich zurückging, traf ich den General Ducrot, er beglückwünschte meine Franktireurs; diese tapferen Leute hatten das sicherlich sehr wohl verdient. — Ich hörte nach dem Gefecht, daß ein Geschütz in den Händen des Feindes geblieben war, aus Mangel an Gespannen, um es zurückzubringen. Der Kapitän Nismes hatte mich nicht davon in Kenntnis gesetzt; es würde mir übrigens unmöglich gewesen sein, es wegzuführen. — Wir kehrten bei Einbruch der Nacht in unser Kantonnement in Boulogne zurück. Das Bataillon Franktireurs war sehr mitgenommen, Kapitän Chapuis, von meinem Jahrgang aus St. Cyr, getötet worden; die beiden andern Kapitäne waren verwundet. Der Kommandant kündigte mir an, daß er den Befehl empfangen habe, mich zum Bataillonskommandeur vorzuschlagen. — Das Zuavenregiment, welches sich bei Châtillon schmachvoll benommen, hatte sich diesmal tapfer geschlagen und empfindliche Verluste erlitten. Wenn „das Kleid nicht den Mann macht," so färbt es auf die Dauer den Träger etwas ab. — Während des Gefechtes von la Malmaison war die Umgebung des Königs und der Generalstab in Versailles, wie wir später erfuhren, sehr in Unruhe. Es sollten sogar Befehle gegeben worden sein, um die Bagage zurecht zu machen und die Wagen anzuspannen. Der König von Preußen stieg schleunigst zu Pferde und wohnte dem Kampfe von der Höhe der Wasserleitung von Marly bei. — Soviel ist wahrscheinlich, daß, wenn General Ducrot seinen Angriff durchgeführt hätte, indem er sich vom 13. Corps unterstützen ließ, wir bis Versailles hätten gelangen können. Aber der General, der, als er das Gefecht bei Châtillon lieferte, zu viel Vertrauen in den Wert seiner Truppen gesetzt hatte, besaß jetzt im Gegenteil nicht mehr genug, obgleich er anerkannte, daß sie wirkliche Fortschritte gemacht hätten; er konnte übrigens nicht voraussetzen, daß der Feind schlecht vorbereitet war, uns zu empfangen. Jedenfalls aber, der Verlauf der Belagerung hat das bewiesen, sollten sich diese günstigen Umstände nicht mehr wiederholen. — General Vinoy urteilte, nach meiner Ansicht, über das Gefecht bei la Malmaison vollkommen richtig: „Dieser Ausfall hatte das Ergebnis, daß er die Preußen die Schwäche ihrer Einschließungslinie auf dieser Seite erkennen ließ, und sie zu dem Entschlusse brachte, beträchtliche Werke auszuführen, um aus diesem Punkte eine der festesten und furchtbarsten Stellungen zu machen, die sie im Besitz hatten, und hochbedauerlich ist es, daß nicht Maßnahmen getroffen wurden, um sofort den Erfolg, den General Ducrot anfänglich errang, auszunützen. Die Folgen eines besser geplanten und gründlicher durchgeführten Planes wären erhebliche gewesen." —

Gegen Ende Oktober vernahmen wir von der tapferen Verteidigung von Châteaudun. Wenn alle Städte dies schöne Beispiel des Widerstandes nachahmten, dann würde die Stunde der Befreiung bald schlagen. Châteaudun hat sich um das Vaterland wohl verdient gemacht! — Mein Schwager hatte seine Sergeantenabzeichen abgegeben und seine Thätigkeit beim Zahlmeister eingestellt, um mit seiner Compagnie zu marschieren. Er war bei Courbevoie und behauptete, einen Preußen bei einer Rekognoszierung getötet zu haben, worüber er ganz entzückt war.

General Bellemare ließ am 28. Oktober Le Bourget, ein großes Dorf, zwei Kilometer vorwärts des Forts Aubervilliers, wegnehmen und besetzen; das Gouvernement verfügte, daß „in Zukunft die Dekoration der Ehrenlegion ausschließlich reserviert wurde zur Belohnung militärischer Dienste und Thaten der Tapferkeit und Hingebung vor dem Feinde."

Ein anderer Erlaß formierte die Marschregimenter, die sich in Paris befanden, in Linienregimenter um, sie behielten ihre gegenwärtige Nummer, indem sie die Zahl 100 hinzufügten; so wurde aus dem 23. Marschregiment das 123. Linienregiment. — Endlich wurden die jungen Leute des Jahres 1870 vorzeitig zur Fahne einberufen.

Die Deutschen beschossen Le Bourget am 29. Oktober mit Geschütz; gegen 1 Uhr nachmittags stellten sie jedoch ihr Feuer wieder ein.

Am 30. Oktober nahm der Feind Le Bourget nach einem sehr mörderischen Kampfe wieder, und da kein Unglück allein kommt, so brachte der 31. Oktober die Nachricht, daß die Armee von Metz kapituliert habe! Thiers verhandelte um einen Waffenstillstand. Das waren die beiden gewichtigen Nachrichten, die das Gouvernement Frankreich mitzuteilen hatte. — Was nun die Wiedereinnahme Le Bourgets durch den Feind anbetrifft, so ward sie dem Publikum als ein Ereignis ohne Bedeutung dargestellt; die Besetzung dieses Dorfes, das einen Vorsprung unserer Linien nach vorn bildete, sei von sehr nebensächlicher Wichtigkeit. — Weshalb dann aber hatte man sich seiner bemächtigt? Unter allen Umständen mußte man es räumen, oder Maßregeln treffen, um es zu behalten, was man jedoch unterlassen hat. Und dieser unverzeihliche Fehler kostete uns nicht weniger als 1500 Mann.

Die schmerzliche Nachricht von der Übergabe von Metz verursachte überall lebhafte Bewegung. Wird sie nicht am Ende unsern Mut niederschlagen? Ich hörte um mich Personen, die den Wunsch hegten, daß Thiers mit seinen Unterhandlungen Glück haben möge; sie sagten, daß der Kampf fortan unmöglich, und „der Krieg bis aufs Messer" eine Thorheit sei!

Mit knapper Not sind wir am 31. Oktober einer großen Gefahr entronnen. Das Gouvernement war an diesem Tage von dem aufständischen Plebs gefangen gewesen; es hatte seine Befreiung nur einem Zusammentreffen zufälliger Umstände zu verdanken. Was General Trochu kurze Zeit vor seiner Ankunft in Paris schrieb, ging in Erfüllung: „Es kann ein Augenblick eintreten, wo Paris, gegenüber den Prüfungen einer Belagerung, so zu sagen überliefert wird jener besonderen Klasse von Taugenichtsen, welche in dem öffentlichen Unglück nur die Gelegenheit entdecken, ihre verabscheuungswürdigen Gelüste zu befriedigen."

Das offizielle Blatt enthielt eine Verfügung, welche die Wähler zum 3. November zusammenberief. Sie werden sich durch „Ja" oder „Nein" über die Beibehaltung des Gouvernements zu entscheiden haben. — Seine Gewalt durch eine Volksabstimmung genehmigen zu lassen,

Scene aus der Verteidigung des Parkes von Châtillon.

die Armee und Nationalgarde in einer belagerten Stadt zu den Wahlurnen zu schicken, welche Schwäche und welche Thorheit! — Ist der Gouverneur nach den militärischen Reglements nicht mit dem obersten Befehl betraut? Hat er überhaupt das Recht, seine Gewalt der Volksabstimmung zu unterwerfen? — General Trochu ist, ich weiß es, ein überzeugter Anhänger der „moralischen Autorität". Der Gedanke, die Ordnung durch das Mittel des Bajonetts und des Säbels aufrecht zu erhalten, erfüllt ihn mit Schrecken und mit Abscheu. Der Gedanke, die Ordnung durch das Mittel des sich frei ausdrückenden Patriotismus aufrecht zu erhalten, erfüllt ihn mit Hoffnung und Herzensfreude. Aber das Problem ist schwer. — Ja, das Problem war schwer! Hätte der Aufstand vom 31. Oktober nicht unsern Gouverneur überzeugen müssen, daß „die moralische Unterstützung" ein ungenügendes System der Regierung sei, um „niederzuhalten die Eiferer, die sich selbst nicht im Zaum zu halten wissen?" — Mußten die Interessen der Verteidigung, die Interessen des Vaterlandes nicht Erwägungen moralischer Natur, so erhaben die letzteren auch sein mochten, weitaus überwiegen? Und was die anderen Mitglieder der Regierung anbetraf, wie konnten sie es wagen, heute zu einem Modus der Abstimmung zu greifen, welchen sie unter dem Kaiserreiche verurteilten, damals als sie in der Opposition waren?

Das offizielle Ergebnis der Abstimmung vom 3. November ergab, daß mit 600 000 gegen 60 000 Stimmen die Machtbefugnisse des Gouvernements beibehalten werden sollten. Am besten freilich wäre es, man ließe die Politik ganz beiseite, um sich einzig und allein der Verteidigung von Paris zu widmen.

Die Friedensunterhandlungen haben sich zerschlagen und sind abgebrochen worden, da der Feind nur einen Waffenstillstand ohne Verproviantierung annehmen will; seit dem Aufstand vom 31. Oktober hat er, wie es scheint, seine Anordnungen geändert. Sei's drum! Wir werden es lernen müssen, auch gegen den entmutigenden Strom zu schwimmen, wir müssen jetzt für die Ehre kämpfen! Wir müssen in unsere Herzen das so wahre Wort eines Mitgliedes der Regierung eingraben: „Es ist nicht nur für die Gegenwart, daß man verstehen

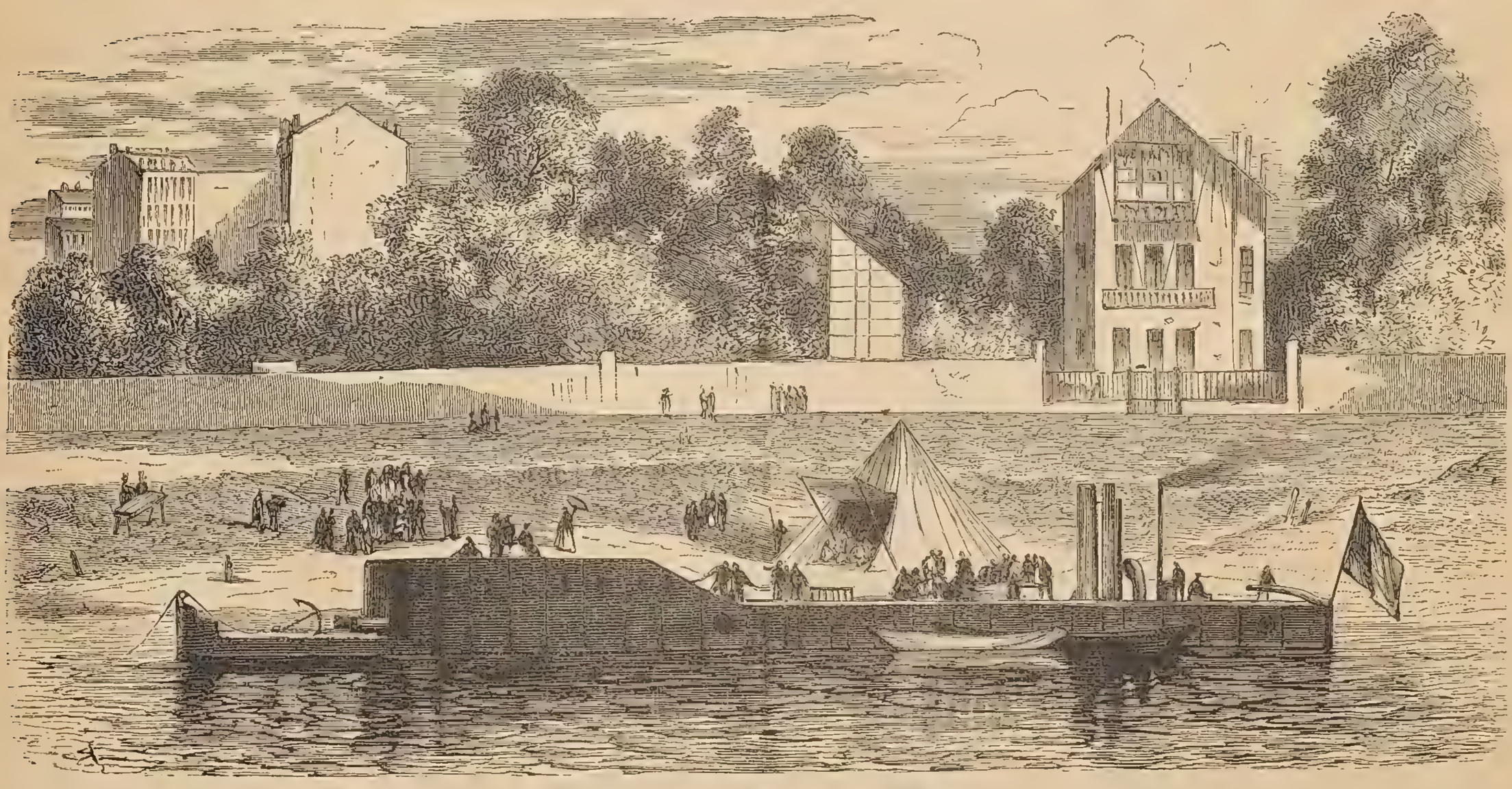
Chr. Speyer.

Verlag von Ensslin & Laiblin in Reutlingen.

ERSTÜRMUNG DER GROSSEN BARRIKADE AM EINGANG VON LE BOURGET DURCH DAS
3. GARDE-GRENADIERREGIMENT „KÖNIGIN ELISABETH“ AM 30. OKTOBER 1870.

muß zu sterben; es ist auch, um unsern Kindern die Zukunft vorzubereiten!“

Die Ausreißer von Châtillon werden den Tag vor ihrer Erschießung durch Paris transportiert.



Kanonenboot zum Schutz der Seine-Ufer bestimmt.

General Trochu teilte mit, daß er drei Armeen gebildet habe. Die 1. wurde dem General Clément Thomas, Oberkommandierenden der Nationalgarden der Seine, unterstellt; die 2. erhielt zum Oberbefehlshaber den General Ducrot; General Trochu hatte sich das Kommando der 3. Armee vorbehalten. — Am 8. November wurde sodann der Befehl dieser 3. Armee dem General Vinoy gegeben; ein besonderes Armeecorps, genannt von Saint-Denis, war außerdem unter dem Kommando des Vizeadmirals La Roncière le Nourry gebildet worden,

welcher gleichfalls das Kommando der Marinedivision und der von dieser abhängenden Forts beibehielt. Die Gesamtheit der Verteidiger von Paris ließ sich auf 400 000 Mann schätzen, ohne die sedentäre Nationalgarde zu rechnen, deren Zahl sich auf ungefähr 200 000 Mann belief. — Das schöne Wetter, das in diesen Tagen herrschte, lockte die Bevölkerung von Paris in das Weichbild hinaus, jeder wollte die dort aufgeführten Arbeiten sehen. Überall sah man nur lachende Gesichter. Nun, soviel sieht man, der Patriotismus in Frankreich ist noch nicht tot!

Das Feuer der Forts, welches sich während der Unterhandlungen mit dem Feinde beträchtlich verlangsamt hatte, wurde seit dem 9. November lebhafter, wohl möglich, daß die französische Armee die Offensive bald wieder aufnimmt. Es ist aber auch dringend nötig, dem Feinde zu zeigen, daß unsere drei Armeen anders, als nur auf dem Papier bestehen. — Unsere Rolle als Francticeurs beschränkte sich freilich für den Augenblick darauf, Kommandos zu decken, die nach der Halbinsel Gennevilliers geschickt wurden, um Kartoffeln zu holen. Wir mußten außerdem sorgfältig die feindlichen Posten rekognoszieren, die auf dem linken Ufer der Seine standen, wobei einige Flintenschüsse mit den Posten bei Bezons gewechselt wurden.

Der Gouverneur fand es angezeigt, am 14. November die Gerüchte über Unterhandlungen, die seit mehreren Tagen von neuem umliefen, Lügen zu strafen, er ließ in einer Kundgebung durchblicken, daß die Nationalgarde bald in der Lage sein werde, in den Kampf zu gehen. Eine große Regsamkeit herrschte auch in den Werken von Cail, wo die Feldgeschütze verfertigt wurden. Die 2. Armee, General Ducrot, wurde mit ihrem Artilleriematerial versehen; sie war die einzige, die im Augenblick im freien Felde auftreten konnte, ihre Stärke betrug ungefähr 100 000 Mann. — Zwei Erlasse riefen die Männer von 25 bis 35 Jahren, welche Junggesellen oder kinderlose Witwer waren, sowie das Kontingent 1870 der mobilen Nationalgarde unter die Fahnen.

Am 15. November durchbrauste ganz Frankreich der Ruf: Sieg! Sieg! General d'Aurelle de Paladines hat den Feind bei Coulmiers geschlagen und ihm Orleans wieder abgenommen. Diese glückliche Nachricht stärkte alle Herzen. Paris mußte jetzt natürlich ein ebenso großes Beispiel geben und die Anstrengungen unserer Provinzial-Armeen durch eine unablässige Offensive unterstützen. Aber leider, vorläufig blieben die Operationen um Paris her gleich Null; es gab weder Kanonaden noch Rekognoszierungen. Diese Unthätigkeit war ganz dazu angethan, den Mut und die Hoffnung niederzuschlagen, welche die Nachricht von dem Siege bei Coulmiers hatte aufleben lassen. Eine Woche später wurde ich zum Bataillonskommandeur im 111. Linien-Regiment ernannt, mit dem Befehle, schleunigst zu meinem neuen Regiment zu stoßen. Ich sagte den braven Franktireurs Lebewohl, denen ich meine Ernennung verdankte. — Nachdem ich mir ein Remontepferd ausgesucht hatte, begab ich mich zum 111. Regiment, welches die Redoute Moulin-Saquet, nahe bei Villejuif, besetzt hielt. Das 111. Reg., kommandiert von Oberstlieutenant Scholer, gehörte zur Division Maud'huy vom 1. Corps, General Blanchard der 2. Armee, (General Ducrot.) Unser Brigadekommandeur, General Blaise, war beim Regiment in Moulin-Saquet. Ich hatte das Glück, im 111. Regiment in dem Bataillonskommandeur Charrier einen Lehrer vom Gymnasium in Saint-Cyr wiederzufinden. — Die Redoute von Moulin-Saquet war nach unseren ersten Niederlagen in Hast erbaut worden; sie hatte keine Kasematten, war nur mit 4 Zwölfpfündern ausgerüstet, überdies dem Auge des Feindes schlecht verborgen, vom Fort Ivry ungenügend, und vom Fort Bicêtre gar nicht flankiert. Ein Schützengraben verband sie mit Villejuif, dessen Straßen verbarrikadiert und dessen Mauern mit Schießscharten versehen waren. Das Dorf hatte man mit der Redoute Hautes-Bruyères durch einen mit einer Mitrailleusen-Batterie besetzten Laufgraben verbunden. Die Redoute Hautes-Bruyères, die ich zu Anfang der Belagerung mit besetzt hatte, war völlig beendet und gut armiert. — Vor diesen Stellungen waren Arbeiten der Kontre-Approchen unter dem Befehl des Generals Tripier ausgeführt worden, um gegen den Feind anzugehen und die Einschließungslinie hinauszuschieben. Diese Laufgräben gestatteten außerdem unseren jungen Truppen, den Feind zu überwachen und ihn mit größerer Sicherheit zu bekämpfen; sie begünstigten Ausfälle auf die Stellungen von Thiais, Chevilly und L'Hay, die sie mutig, aber ohne Erfolg am 30. September angegriffen hatten. — Die Gräben vorwärts Moulin-Saquet waren durch ein Bataillon des 111. Regiments besetzt. Der Dienst auf Vorposten dauerte 24 Stunden, und ein Stabsoffizier revidierte sie jede Nacht. Moulin-Saquet und seine Umgebung war eine wahre Kloake, man patschte im Schmutze. Fast alle Offiziere, den General eingeschlossen, trugen Holzschuhe. Für die Ronde bei Nacht war es verboten, eine Laterne zu haben; in welchem Zustande also kam dieser Offizier zurück! Ich verzichtete darauf, Stiefel zu tragen; im Felde ist und bleibt die einzig bequeme Fußbekleidung der Halbstiefel mit Gamaschen, deren unterer Teil stiefelähnlich auf den Spann des Fußes fällt. — Die Marschbataillone der Nationalgarde begannen ihren Dienst außerhalb Paris. Am 24. November wurde eines dieser Bataillone, unterstützt durch ein Franktireur-Bataillon, zum erstenmale mit dem Feinde handgemein, indem es das Dorf Bondy wegnahm; die feindlichen Vorposten wurden mit einer Schneidigkeit, die von guter Vorbedeutung für die Zukunft war, zurückgeworfen. Die Nationalgarde enthielt, das läßt sich nicht bestreiten, gute Elemente; mit mehr und besseren Kadres versehen, hätte sie ein sehr nützliches Hilfsmittel für die Verteidigung von Paris sein können, nur hätte man sie nach und nach dahin bringen müssen, ihre Aufgabe zu erfüllen, indem man sie Laufgräben- und Vorpostendienst thun ließ.

Die Forts im Süden schossen im Verlaufe des 26. Novembers in allen Richtungen, und wir wurden in Kenntnis gesetzt, daß von morgen ab bis auf neuen Befehl die Thore von Paris geschlossen und nur für den militärischen Dienst geöffnet würden. Es war somit klar, daß sich eine große Operation vorbereitete; aber indem man plötzlich die Zirkulation unterband, machte man doch den Feind aufmerksam! Warum hatte der Gouverneur nicht diese Maßregel von Anfang an getroffen?

Die Forts des Südens wiederholten am Nachmittage des nächsten Tages ihre Kanonade. Dies Bombardement hatte ohne Zweifel den Zweck, den Feind glauben zu machen, daß wir ihn auf dieser Seite angreifen würden, ob er sich aber durch diese unerwartete Demonstration, der eine Thätigkeit unserer Infanterie nicht folgte, täuschen lassen werde, das war freilich eine andere Frage, wohl aber mußte man ihn dadurch auf den Gedanken bringen, daß der Angriff in einer anderen Richtung stattfinden werde.

Am 28. November gab der Oberst den Befehl, das Regiment zu versammeln, um ihm von der berühmten Proklamation des Generals Ducrot Kenntnis zu geben. Bei den Worten: „Ich werde nur tot oder als Sieger nach Paris zurückkehren! Vorwärts also! Vorwärts — und Gott schütze uns!" brach heller Jubel los. — Eine solch männliche und patriotische Sprache entflammte alle Herzen; sie wurde mit dem einstimmigen Ruf begrüßt: Es lebe Frankreich!" — Die 2. Armee beendete ihre Versammlung in der Umgebung von Vincennes, da sie bei Tagesanbruch die Marne auf Schiffbrücken überschreiten sollte, die während der Nacht gebaut wurden. Die Brücke von Joinville, obgleich geschützt durch die Kanonen von La Faisanderie, war wie so viele andere zu Anfang der Belagerung unnötiger Weise zerstört worden. — Das 111. Regiment sollte bis auf neuen Befehl in Moulin-Saquet bleiben. Wenn der Angriff des Generals Ducrot gelang, war die Division Maud'huy, die augenblicklich unter dem Befehl des Generals Vinoy stand, wie man sagte, dazu bestimmt, die Arrièregarde zu bilden.

Mit Tagesanbruch des 29. Novembers eröffneten die Forts und die Redouten des Südens ein äußerst lebhaftes Feuer auf die feindlichen Stellungen; Fort Bicêtre, die Redouten Hautes-Bruyères und Moulin-Saquet vereinigten ihr Feuer gegen L'Hay, unser Angriffsobjekt. — Die Truppen der Brigade Valentin, des 109., 110. Regiment und die Mobilen von Finistère, in den Laufgräben vereinigt, stürzten sich bald vorwärts, warfen den Feind in das Dorf zurück und bemächtigten sich der ersten Häuser, die Brigade Blaise, mit dem 111. Regiment in Reserve, unterstützte diese Bewegung. — Gegen 8 Uhr machten der rechte Flügel und das Zentrum merkbare Fortschritte, der Kirchhof wurde genommen, aber die Anstrengungen des linken Flügels zerschellten an der Mauer eines zur Verteidigung eingerichteten Parks, von wo aus der Feind auf ihn ein äußerst mörderisches Feuer richtete. Um dies Hindernis zu zerstören, hatten wir weder Werkzeuge noch Pulver. Dies Material wurde erst gegen 10 Uhr, nach unserem Rückzuge, zur

Stelle geschafft. — General Vinoy gab infolgedessen den Befehl, sich in die Laufgräben zurückzuziehen; er hatte eben gehört, daß die Schlacht an der Marne nicht stattgefunden habe, da die Schiffbrücken infolge des Wachsens der Marne nicht hatten geschlagen werden können. Diese Nachricht setzte uns in Verwirrung. Welches Verhängnis verfolgte uns nur seit dem Beginn dieses Krieges? Wir hatten in einem unnützen Kampfe an 1000 Mann geopfert, darunter 30 Offiziere, und wir konnten nicht mehr darauf rechnen, den Feind zu überraschen — vielleicht unsere beste und vielleicht einzige Aussicht auf Erfolg! Mußte man nicht glauben, daß Gott uns verließ, und daß alle noch so großen Anstrengungen nicht zum Ziele führen? Nun, trotzdem — hoffen wir! Das Morgen wird vielleicht glücklicher sein, als das Heute. — Während wir L'Hay angriffen, hatte sich der Admiral Pothuau, welcher das Fort Ivry befehligt, La Gare-aux-Boeufs bemächtigt und dort einen deutschen Posten gefangen genommen, sich dann aber auf Befehl des General Vinoy zurückgezogen, ohne irgendwie beunruhigt zu werden. Die Bataillone der Nationalgarde, welche die Marinesoldaten bei diesem Handstreich unterstützten, hatten sich musterhaft benommen. — Im Osten war das Plateau Avron stark besetzt; man arbeitete dort mit großer Rührigkeit, um Batterien zu errichten; die Wichtigkeit dieser Stellung war schon seit langer Zeit von dem Admiral Saisset hervorgehoben.

Am 30. November hörte man schon seit Sonnenaufgang aus der Richtung von Vincennes eine heftige Kanonade; es waren die Ost-Forts und die Positionsbatterien, welche das Überschreiten der Marne durch die Armee des Generals Ducrot schützten; das Plateau von Avron und die Ufer der Marne waren von Feuer gekrönt. Ich stellte mich mit dem Kommandanten Charrier auf den östlichen Wall von Moulin-Saquet, wir orientierten unsere Karte und verfolgten mit unseren Gläsern ziemlich genau die Bewegung der Truppen, die sich durch die Feuerlinien der Infanterie und der Feldartillerie abzeichnete. Es war, wenigstens ganz zu Anfang, klar ersichtlich, daß wir Boden gewannen; Champigny mußte genommen sein, ebenso die Hänge des Plateaus von Villiers. — Vor uns griff die Division Susbielle die Höhen von Montmesly, südlich von Créteil an; gegen 10 Uhr war auch diese Stellung genommen. Nach der Seite der Marne verlangsamte sich der Artilleriekampf — ohne Zweifel, um die Thätigkeit der Infanterie nicht zu stören. Um 11 Uhr begann der Kampf um Montmesly mit erneuter Heftigkeit; der Feind, verstärkt, suchte diese Stellung wiederzunehmen, von wo wir den Marsch seiner Truppen gegen Chennevières und Champigny belästigen konnten. — Um Mittag waren wir gezwungen, unsere Beobachtungsposten zu verlassen; unsere Brigade hatte den Befehl erhalten, eine Demonstration gegen Thiais zu machen, um die feindlichen Kolonnen, die im Marsche waren, zu zwingen, auf dem linken Seine-Ufer zu bleiben; die Division Pothuau sollte zur selben Zeit ihren Angriff vom vorigen Tage auf La Gare-aux-Boeufs erneuern und bis Choisy vorgehen. — Um 1 Uhr ging das Regiment und eine Batterie über die Laufgräben hinaus vor; die Artillerie schoß auf die Stellungen vorwärts Thiais, während unsere Tirailleure mit den feindlichen Posten, die sich auf das Dorf zurückzogen, Schüsse wechselten. — Das Regiment wurde darauf in drei Angriffskolonnen formiert, um 1½ Uhr gingen diese vor, aber der Feind zeigte sich nicht, er erwartete uns hinter seinen Stellungen, die zur Verteidigung eingerichtet waren. Da General Blaise den Befehl erhalten hatte, diese Demonstration nicht ernstlich auszuführen, und da der unnütze Kampf vom vorigen Tage überdies den Eifer der Truppen merklich abgekühlt hatte, kehrten wir so gegen 3 Uhr in die Laufgräben zurück. — Die Division Pothuau, unterstützt durch das Feuer des Forts Ivry und der gepanzerten Wagen der Orléans-Eisenbahn, sowie der Kanonenboote der Seine, hatte sich der Gare-aux-Boeufs bemächtigt und bis nach Choisy vorgestoßen, dessen erste Häuser sie in Besitz nahm, auch diese Division erhielt den Befehl, sich nach dem Fort Ivry zurückzuziehen. — Diese doppelte Diversion war viel zu spät ausgeführt. Warum fand sie nicht zu gleicher Zeit statt, wie der Angriff auf Montmesly? Nach dreistündigem Widerstande hatte die Division Susbielle diese Stellung verlassen müssen, ihre Verluste waren sehr stark, Brigade-General de la Charrière getötet. — Die Deutschen hatten also jetzt das Feld frei; ihre Reserven konnten ihre Bewegung in der Richtung auf Coeuilly und Villiers fortsetzen. — Die Nacht war gekommen, wir hörten nur noch einige Kanonenschüsse in der Richtung von Champigny. Die Niederlage der Division Susbielle ließ uns für den Ausgang des Tages fürchten; in allen Fällen waren wir überzeugt, daß die Armee des Generals Ducrot die feindlichen Linien noch nicht vollständig überschritten hatte.

Der 1. Dezember brachte schönen Sonnenschein. War es eine glückliche Vorbedeutung? Kein Lärm gegen Osten, weder Geschütz- noch Gewehrfeuer! Man schlägt sich also nicht! Wir erwarten mit Angst die Nachrichten über den gestrigen Tag, um 10 Uhr morgens gingen sie uns zu. Champigny, das Plateau von Villiers und Brie-sur-Marne waren in unserer Gewalt; aber die Parks von Villiers, Coeuilly und das Plateau von Chennevières konnten nicht genommen werden, trotz zahlreicher und kräftiger Angriffe. Die braven Franktireurs der Linie hatten das 2. Corps zum Angriff auf den Park von Villiers mit fortgerissen; ihr Kommandeur, General Renault, genannt der Arrièregarden-Renault, war zum Tode verwundet worden. Das 3. Corps, General Exéa, auf das man rechnete, um den Park von Villiers zu umfassen, kam erst am Abend auf dem Schlachtfelde an, als der Kampf sich seinem Ende zuneigte. — Konnten wir denn kein einziges Gefecht liefern, ohne daß ein schwerer Zwischenfall den Erfolg in Frage stellte? — Nach dem Einrücken des 3. Corps in die Schlachtlinie wurde der Angriff auf den Park von Villiers wiederholt. Das Zuavenregiment hatte fest angegriffen, aber den Feind nicht aus den Trümmern, hinter welchen er ein mörderisches Feuer auf die Truppen richtete, welche den oberen Teil des Plateaus erstiegen, zu verjagen vermocht. — Da die Nacht einbrach, hatte General Ducrot den Kampf ruhen lassen und den Befehl gegeben, in den eroberten Stellungen zu bleiben. — Wir schliefen also auf dem Schlachtfelde; aber unsere Soldaten, durch so große Anstrengungen erschöpft, würden sie die Angriffe erneuern und den Feind aus den Stellungen, in denen er sich stark verschanzt hatte, verjagen können? — Während der letzten Nacht hatte man von den Schützengräben von Moulin-Saquet das ununterbrochene Geräusch von Wagen auf der Chaussee von Versailles nach Choisy-le-Roi gehört; beträchtliche Truppen- und Munitionsverstärkungen mußten der Armee des Kronprinzen von Sachsen zugeführt sein. Die Kälte war gewaltig. Unsere armen Soldaten, ohne Decken, ohne Feuer und Unterschlupf, würden wohl auch noch eine zweite Nacht auf dem gefrorenen Boden zubringen müssen! — Die Armee Ducrots hatte große Verluste erlitten. Die Artillerie, die Franktireurs der Linie, die Zuaven, das 35. und das 42. Linien-Regiment waren am meisten mitgenommen; durch ihr Beispiel hatten sie die Marschregimenter und die Mobilgarden mit fortgerissen. Die Deutschen waren durch Erdbrustwehren, Schützengräben und zur Verteidigung eingerichtete Mauern geschützt, während unsere Truppen frei kämpften; die Artillerie hatte sich geopfert, um die Infanterie zu unterstützen. General Ducrot war in reichem Maße mit seiner Person eingetreten. Um eine Rückzugsbewegung aufzuhalten, welche die schlimmsten Folgen haben konnte, hatte er sich mit dem Degen in der Faust in die Mitte der feindlichen Linien gestürzt; die Truppen waren wieder vorwärts gegangen und hatten die Stellungen, die sie soeben verlassen hatten, wieder erobert. Zwei Offiziere des Generalstabes waren außer Gefecht gesetzt, einer von ihnen tot.

Am 2. Dezember, mit Tagesanbruch, ließ sich Geschützdonner gegen Champigny vernehmen; die Schlacht begann aufs neue. Wir erhielten den Befehl, Moulin-Saquet zu verlassen, und wandten uns infolgedessen gegen Vincennes, um die Reserve der Armee Ducrots zu bilden und allen Möglichkeiten entgegenzutreten. Man hielt uns hinter der Marne vorwärts des Forts La Faisanderie zurück; die Soldaten zündeten Feuer an, um die Suppe zu kochen, aber sofort kam der Befehl, sie auszulöschen. Seit 2 Uhr nachmittags hatte das Feuer überall nachgelassen; ausnahmsweise waren wir über die Ereignisse des Tages auf dem Laufenden. — Bei Tagesgrauen hatten die Deutschen mit Energie unsere Stellungen angegriffen, und dank einem dichten Nebel unsere Vorposten überrascht. Eine Panik, die in eine Flucht auszuarten drohte, hatte die Lage sehr bedenklich gestaltet; die Armee konnte in die Marne geworfen werden. Glücklicherweise aber hatte General Ducrot die Brücken durch die Gendarmerie bewachen lassen, die Flüchtigen konnten sie also nicht überschreiten. Dank den Schützengräben, welche in den Tagen von

Abreise Gambettas, des Ministers des Innern, nach Tours vermittelst des Ballons Armand Barbès, am 7. Oktober 1870. (Seite 90.)

Ansicht des Thores von St. Denis, Samstag den 26. September, dem Tag vor der endgültigen Absperrung der Walllinie. (Seite 95.)

gestern und vorgestern aufgeworfen waren, hatte ein Teil der Truppen den Feind einige Zeit in Schach gehalten; nichts destoweniger aber hatte er uns das Plateau von Villiers genommen und war in Champigny eingedrungen, wo ein erbitterter Kampf Haus für Haus, Barrikade für Barrikade stattgefunden hatte, zuletzt hätten wir endlich wieder die Offensive ergriffen und den Feind aus Champigny und von dem Plateau von Villiers mit großen Verlusten verjagt. (?)

Dieser Tag, obschon unfruchtbar in Bezug auf die Vorwärtsbewegung, machte unsern jungen Truppen Ehre. Die Artillerie war bewundernswürdig gewesen, und die Offiziere hatten den Beweis voller Hingebung geliefert.

Unsere Verluste in diesen beiden Schlachten und in den seit dem 29. November rings um Paris gelieferten Kämpfen beliefen sich auf ungefähr 11546 Mann und 539 Offiziere. Die Deutschen hatten 259 Offiziere und 5913 Mann verloren. — Die Kälte wurde lebhafter. Welche Nacht mußten unsere Soldaten und besonders die armen Verwundeten verbringen!

Am 3. Dezember besuchten der Gouverneur und General Ducrot schon am frühen Morgen die Biwaks; sie fanden die Soldaten erschöpft, zitternd vor Kälte und Elend; einige hatten erfrorene Glieder. Wie sollte man mit Leuten, die durch die Entbehrungen und die Strapazen niedergebeugt waren, eine Unternehmung fortsetzen, die in Wirklichkeit erst am Anfang stand und deren Fortsetzung nur eine lange Folge von Kämpfen sein mußte! — Andererseits, hieß es nicht, sich einer Katastrophe aussetzen, wenn man die Leiden der Armee verlängerte, indem man in den mühsam eroberten Stellungen verblieb? — Der Rückzug war geboten. Er vollzog sich in guter Ordnung, in Staffeln, während die Artillerie die vom Feinde besetzten Stellungen beschoß, als ob wir die Offensive wieder ergreifen wollten. Die Truppen nahmen, ohne beunruhigt zu werden, ihre Kantonnements vom 28. November wieder ein. Mein Regiment bezog die Baracken des Lagers von Vincennes.

„Der Kampf ist nur für einen Augenblick aufgeschoben; wir werden ihn mit Entschlossenheit wieder aufnehmen. Erhebt eure Herzen zu der Höhe des Opfers, welches die heilige Sache verlangt, für welche wir nicht zaudern dürfen unser Leben hinzugeben.“ Das waren die Aus-

Das neue Pariser Observatorium. — Ansicht des Trocadero-Platzes während des Ausfallgefechts bei La Malmaison.

drücke des Tagesbefehls, welchen General Ducrot am 4. Dezember an uns richtete. Ja, fürwahr! Als ich die Lager der Armee in Vincennes durcheilte, hörte ich Unterhaltungen, die mich fürchten ließen, daß dieses „Herzen nach oben," welches uns empfohlen war, über die physische Schwäche unserer Soldaten und die moralische Niedergeschlagenheit, die durch die Nutzlosigkeit unserer Anstrengungen zur Sprengung der Blokade verursacht worden war, nicht zu triumphieren vermöge.

Am 5. Dezember war Waffenstillstand zur Beerdigung der Toten. Die Brüder der christlichen Lehre versahen dies traurige Amt. Das Benehmen dieser Mönche war über alles Lob erhaben; sie fürchteten sich nicht, ihr Leben aufs Spiel zu setzen, indem sie die Verwundeten bis aus dem feindlichen Feuer holten.

Ein vom General von Moltke am 6. Dezember an den Gouverneur gerichteter Brief teilte mit, daß unsere Loire-Armee nahe bei Orleans vernichtet worden, und daß diese Stadt von den deutschen Truppen wieder genommen sei. General Trochu lehnte in einfachen und würdigen Worten das Anerbieten ab, die Wahrheit dieser Mitteilung durch einen seiner Offiziere feststellen zu lassen.

Am 7. Dezember kehrten wir nach Moulin-Saquet zurück. Die Schützen von Belleville, deren Feigheit vollständig ihrer Disziplinlosigkeit gleichkam, wurden aufgelöst, der berüchtigte Major Flourens festgenommen. — Welches Wetter brachten die nächsten Tage! Wir versanken im Schnee. Die Armee war unthätig; man ergänzte ihre bei Champigny so hart mitgenommenen Cadres und ihre Munition; die neue Artillerie formierte sich: wird man Zeit haben, sich ihrer zu bedienen? Die schon ausgerüsteten Marschbataillone der Nationalgarde wurden unter dem Kommando von Obersten oder Oberstlieutenants in Regimenter vereinigt. Die Deutschen schickten uns falsche Nachrichten mittelst Brieftauben, in denen sie die Besetzung Rouens, die Entmutigung der Provinz anzeigten, und das Einstellen eines Widerstandes folgerten, welcher keinerlei Aussicht auf Rettung mehr biete. Das Gouvernement ließ diese Depeschen veröffentlichen, mit der Hoffnung, daß das Verfahren des Feindes, welches einen Anfang von Erschlaffung und seinen Wunsch, Frieden zu schließen, beweise, einen vorzüglichen Einfluß auf die Moral der Truppen und den Geist der Bevölkerung haben werde. — Ohne Zweifel werden wir bald wieder aus unserer Unthätigkeit heraustreten, denn die Bevölkerung, überreizt und entnervt durch eine zügellose Presse, verlangt einen orkanartigen Ausfall! Die Nationalgarden der Vorstädte protestieren lärmend gegen ihre Unthätigkeit. Bei Gott, man stelle sie doch vorn hin und hinter sie die Linienregimenter, das Bajonett gefällt, um sie zu verhindern, Kehrt zu machen! — Felix Pyat schlug vor, ein Komitee der öffentlichen Wohlfahrt zu errichten: „Man muß den Sieg beschließen, sichern! Brave Schützen von Belleville, warum hat man euch die Waffen genommen?" — Die Frage der Lebensmittel begann endlich — es war jetzt Mitte Dezember — das Gouvernement zu beschäftigen. Vor einigen Tagen ging das Gerücht, daß das Brot nach Rationen verausgabt werden solle, und sofort wurden die Bäckerläden belagert und geleert. Warum hat man nicht von Beginn der Belagerung an die Rationierung aller Lebensmittel zwangsweise eingeführt? Wenn, wie das Gouvernement es erklärt, „das größte Interesse der Verteidigung darin besteht, den Widerstand von Paris so viel wie möglich zu verlängern," warum hat man die Vergeudung der Lebensmittel gestattet, deren wir Zeuge gewesen sind?

Die amtlichen Depeschen bestätigten am 16. Dezember die Niederlagen, infolge deren der General d'Aurelles de Paladines zurückberufen wurde. Die Loire-Armee ist in drei Teile zerlegt; General Chanzy kommandiert die auf dem rechten Flußufer verbliebenen Truppen, mit denen er dem Feinde zwischen Tours und Beaugency die Spitze bietet. General Faidherbe organisiert die Verteidigung des Nordens. Die Delegation der Regierung ist von Tours nach Bordeaux übergesiedelt. — Immer mehr verflogen unsere letzten Illusionen. Keine Hilfe war mehr von außen zu hoffen. Aber Paris mußte bis zum Ende für die Ehre kämpfen.

Am 18. Dezember teilte Gambetta mit, daß Chanzy, nachdem er zwischen Marchenoir und Beaugency Stellung genommen hatte, einen „wundervollen" Rückzug ausführe.

Ein an die Mauern von Paris am 19. Dezember angeschlagener Erlaß setzte fest, daß die Thore der Stadt von Mittag an geschlossen werden. Warum mußte man, wie am 25. November, den Feind aufmerksam machen? —

Am 20. Dezember begab sich General Trochu nach dem Fort Aubervilliers, um sich an die Spitze der Armee zu setzen, welche des andern Tages versuchen sollte, die Einschließungslinie im Norden zu durchbrechen. Unsere Division trat zu der von General Vinoy kommandierten 3. Armee über; die Brigade Blaise, weniger 2 Bataillone des 111. Regiments, verließ Villejuif und Le Moulin-Saquet, um an dieser Operation teilzunehmen.

Am 21. Dezember wurde die Schlacht von Le Bourget geschlagen. Seit dem Morgen und bis 4 Uhr abends hörte man die Kanonen gegen Osten donnern. Wenn, wie man versicherte, das Ziel des Tages jenseits der feindlichen Linien lag, so wurde der beabsichtigte Zweck nicht erreicht. Um diese Jahreszeit ist übrigens die Dauer des Tageslichts zu kurz, als daß man die feindlichen Linien in einem einzigen Tage überschreiten könnte. — Das Dorf Le Bourget, das erste Objekt des Hauptangriffs, wurde nicht genommen, trotz der von den Marinesoldaten und dem 138. Linienregiment entwickelten Tapferkeit. Man hoffte den Feind zu überraschen, indem man ihn bei Tagesanbruch angriff; aber er war auf seiner Hut. Die Marinesoldaten hatten sich voll Erbitterung während mehrerer Stunden geschlagen und waren nachher gezwungen worden, sich zurückzuziehen. Wie bei Champigny, man könnte sagen, wie immer, hatte eine unerklärliche Verzögerung den Erfolg des Tages schwer geschädigt; unsere Reserve war erst in dem Augenblick angekommen, als sich der Rückzug vollzog. Die Marinesoldaten hatten die Hälfte ihrer Mannschaft verloren, ja sie hatten sogar Granaten von französischer Seite bekommen! — General Ducrot, welcher erst nach der Eroberung von Le Bourget in das Gefecht eintreten sollte, hatte sich nichtsdestoweniger entschlossen, seine Truppen vorzuschicken; der Pachthof Groslay war genommen, und der Angriff bis an die Eisenbahnlinie von Soissons vorgetrieben worden. Ein Artillerieduell hatte sich entwickelt und bis 3 Uhr nachmittags gedauert. General Trochu befahl, den Kampf einzustellen, es wäre in der That unnütz und selbst gefährlich gewesen, die Angriffsbewegung fortzusetzen, da Le Bourget unsern linken Flügel überragte. Die Truppen hatten Befehl erhalten, auf ihren Plätzen Biwaks zu beziehen und sich durch Schützengräben zu decken; ihre Vorposten besetzten eine lange Linie von Bondy über Groslay und Drancy bis La Courneuve. — Während des Kampfes um Le Bourget hatte die 3. Armee unter General Vinoy, unterstützt durch die Batterien des Plateaus von Avron und der Forts Rosny und Nogent, einen Scheinangriff gemacht und sich der Orte Neuilly-sur-Marne, La Ville-Evrard und La Maison-Blanche bemächtigt. Beim Einbruch der Nacht zogen sich diese Truppen, unter Belassung der Brigade Blaise in Ville-Evrard, zurück. — Mein Kamerad Hauteville, welcher das 1. Bataillon 111. Regiments kommandierte, hatte sich bei Ville-Evrard ausgezeichnet. Dieser vorgeschobene Posten war am 21., beim Anbruch der Nacht besetzt worden, und man hatte versäumt, die Keller des Hospizes zu durchsuchen, wohin die Sachsen, durch unseren Angriff überrascht, sich zurückgezogen hatten. — Gegen 10 Uhr abends wurde La Ville-Evrard von verschiedenen Seiten angegriffen. Bei den ersten Flintenschüssen stürzten die Sachsen aus ihren Kellern heraus, und töteten aus nächster Nähe den General Blaise, welcher sich mit einigen Leuten vor einem im Hofe angezündeten Feuer aufhielt. Man eilte an die Gewehre. Ein Bataillon 112., von Panik ergriffen, verließ die Stellung und rettete sich querfeldein. Kommandant Hauteville ließ die Parkthore schließen und stellte vor jedes einige, mit Gewehren versehene Offiziere. Die Sachsen warfen brennende Stoffe in den Park, schossen durch die Einschnitte der Mauern und forderten die Verteidiger auf, sich zu ergeben. In dem Hofe des Hospizes wurde eine Compagnie des 112., getäuscht durch französisch abgegebene Kommandos, nach außen hin gelockt und gefangen genommen. Endlich scheiterten die Angriffe, dank der Energie des Kommandanten Hauteville und der guten Haltung seines Bataillons.

Gegen Mitternacht zog sich die Kolonne, die La Ville-Evrard von rückwärts gefaßt hatte, zurück; sie war dabei jedoch genötigt, das Feuer unserer Soldaten zu passieren, welche durch die Einschnitte der Parkmauern schossen. Die Sachsen, welche den General Blaise getötet hatten,

mußten über die Klinge springen. — Kommandant Hauteville kehrte mit seinem Bataillon nach Moulin-Saquet zurück, wo er ob seines energischen Benehmens und wegen seines Vorschlags zur Beförderung lebhaft beglückwünscht wurde. Er erzählte, daß die mobilisierten Bataillone der Nationalgarde, die sich in der Reserve befanden, obgleich sie vom Feinde durch das Dorf Neuilly-sur-Marne getrennt und durch die Bataillone der Gensdarmerie geschützt waren, während des nächtlichen Angriffs auf La Ville-Evrard schimpflich geflohen seien, ein Bataillon hatte sich sogar nach Paris hinein geflüchtet. Und das waren die, welche den Krieg bis aufs äußerste, „den orkanartigen Ausfall" verlangten! — Mein Landsmann, Generalstabskapitän Boisdeffre, war vorgestern im Ballon davongegangen; er wollte zum General Chanzy, bei dem er schon Adjutant gewesen war. — Die Armee General Ducrots fuhr fort, sich in den Stellungen zu verschanzen, wo sie sich am 21. eingenistet hatte, die Arbeiten waren jedoch sehr schwer auszuführen, denn der Boden war hart von Frost. Die Truppen litten schwer von der Kälte; die Temperatur war bis auf 14 Grad unter Null gesunken, und Fälle von Erfrierungen waren häufig. General Ducrot wollte die Truppen in ihre Kantonnements einrücken lassen, aber der Gouverneur war dagegen, man mußte und wollte in der Bevölkerung den Glauben erwecken, daß der 21. nur den Beginn einer Reihe von Operationen bedeute. So fuhr denn auch die Artillerie des Plateaus von Avron fort, die feindlichen Stellungen zu beschießen. — Während der letzten Nacht (Weihnachten) waren die Schützengräben des Feindes erleuchtet; die Deutschen hatten ohne Zweifel das Fest gefeiert. Trübes Fest! Weihnachten vermehrte durch seine Erinnerung an die Freuden der Familie noch unsere Traurigkeit! — Die Truppenzahl schwand sichtlich. Die Armee war mutlos und namentlich ohne Herz bei der Sache; sie begriff, daß man sie „der Politik opferte," daß sie nicht mehr zur Erreichung eines militärischen Zwecks und Ziels kämpfe oder um die Ehre zu retten, sondern nur um den Parisern Vorstellungen zu geben.

Die Offiziere, die im engsten Kreise sich diese traurigen Beobachtungen mitteilten, fuhren gleichwohl fort, der Truppe das Beispiel eines ungebeugten, über Demoralisation erhabenen Charakters zu geben. Aber bezeichnende Symptome gestatteten keinen Zweifel, daß Franzosen und Deutsche nach Frieden seufzten.

Am 26. Dezember wurde die Kälte übermäßig; der Gouverneur gab Befehl, die Armee Ducrots zurückzuführen und in die Kantonnements gehen zu lassen, indem nur die nötigen Truppen zur Bewachung der Stellungen zurückbleiben sollten. — Kommandant Hauteville wurde zum Oberstlieutenant im Regiment ernannt, an Stelle des unserigen, welcher zum Oberst befördert wurde und an unserer Spitze blieb; Kapitän Faure-Biguet wurde zum Bataillonskommandeur im Regiment ernannt. General Paturel trat an Stelle des bei Ville-Evrard getöteten Generals Blaise.

Seit Tagesanbruch ließ sich am 27. Dezember eine lebhafte Kanonade gegen Osten vernehmen; es war das so viele Male angekündigte Bombardement, welches begann. Die Fort Rosny, Noissy, Nogent und die Batterien des Plateau von Avron antworteten. Das Bombardement war für uns eine wahre Erleichterung, denn alles ist besser, als Unthätigkeit, welche die Truppen nur entnervt und demoralisiert. Die Kälte war noch immer ebenso streng, die Erde in einen Schneemantel gehüllt.

Am 28. Dezember dauerte das Bombardement fort. Einem Gerücht zufolge hätte Chanzy den Feind geschlagen und marschiere auf Paris; das Bombardement habe lediglich den Zweck, uns vor seiner Ankunft zur Kapitulation zu veranlassen. Wie sollten wir wohl an eine solche Wiederkehr von Glück glauben?

In der Nacht vom 28. zum 29. Dezember wurde das Plateau von Avron geräumt, diese Stellung war nicht mehr zu halten. Der Feind vereinigte sein Feuer gegen die Forts des Ostens, welche dies Artillerieduell unterhielten; unglücklicherweise hatten unsere Geschütze aber kein hinreichend großes Kaliber, um mit Vorteil zu kämpfen. — In den Zeitungen wurde General Trochu lebhaft wegen der Räumung des Plateaus von Avron angegriffen, man warf ihm unter anderem vor, daß er nicht rechtzeitig Vorkehrungen zur Deckung der Truppen getroffen habe, die diese Stellung seit einem Monat inne hatten.

Da das Plateau von Avron unter dem Feuer unserer Forts des Ostens liegt, so kann es ernstlich vom Feinde nicht besetzt werden. Wenn man es nach den Schlachten von Champigny und Le Bourget nicht geräumt hatte, so geschah das einzig und allein, um die Pariser nicht unzufrieden zu machen, die überreizt und benebelt waren durch die Übertreibungen, um nicht zu sagen, die Lügen der amtlichen Berichte. Wie sollte man heute eingestehen, daß die Stellung von Avron keine Wichtigkeit mehr hat? Alles war eben dieser „verfluchten Politik" unterworfen.

Der 31. Dezember brachte nochmals eine Proklamation des Generals Trochu, in der er die Mitwirkung der Nationalgarde versprach. Aber war es nicht schon viel zu spät, um diese Miliz eine wichtige Rolle spielen zu lassen? — Das Bombardement im Osten verdoppelte seine Stärke; der Feind hatte die Zahl seiner Batterien vermehrt; seine Geschosse erreichten die Stellungen, welche wir am 21. Dezember genommen hatten.

Am 1. Januar 1871, welches Wetter! Eine übermäßige Kälte und als ganze Zerstreuung deutscher Kanonendonner aus der Richtung der östlichen Forts. Indessen luden die Stabsoffiziere von Moulin-Saquet einige Freunde zum Diner ein, und der Abend ging ganz heiter hin. Unser Koch hatte sich übertroffen: mit Pferdefleisch, Reis und Zwieback hatte er Schüsseln hergerichtet, die wir prächtig fanden, sogar eine Bombe Eis à la Sebastopol!

In der Nacht vom 1. zum 2. Januar hatte der Feind den Engländer-Turm, nahe bei dem Plateau von Châtillon, gesprengt; das war ein Zeichen, daß das Bombardement auf die Süd-Forts bald beginnen werde. Im Osten konzentrierte sich das Feuer des Feindes hauptsächlich auf das Fort Nogent.

Seit dem 14. Dezember waren wir vollständig in Unkenntnis darüber, was in der Provinz passierte; das Gouvernement schloß daraus: „Keine Nachrichten, gute Nachrichten!" — „Selbst das vom Feinde beobachtete Stillschweigen gestattet die Vermutung, daß günstige Ereignisse eingetreten sind." Schlimm genug, daß unsere Regierung dahin gekommen war, sich selbst in Täuschungen zu wiegen, nachdem sie alle Welt darein gewiegt hatte! — Kommandant Charrier ließ mich die Bekanntschaft des Herrn François Baslay machen, des Chef-Redakteurs des „Français"; wir bestiegen zusammen den Kirchturm von Villejuif, welcher als Observatorium diente. Beim Frühstück klärte uns der vortreffliche Gesellschafter über den Zustand des Geistes der Bevölkerung auf, und über die Leiden, welche die Frau aus dem Volke mit einer bewundernswerten Ergebung und stoischem Mute ertragen habe; die Füße im Schnee, schlotternd, schlecht bekleidet, wartete sie ganze Stunden lang, bis die Reihe mit der Verteilung an sie kam — und was für eine Verteilung! Einige Gramm Pferdefleisch, ein wenig schlechtes Brot; was das Feuerungsmaterial anbelangte, so empfing sie kaum genug, um ihre Lebensmittel zu kochen. — Warum war es nötig, neben diesem tröstlichen Anblick die verabscheuenswerte Haltung der Nationalgarden von Belleville und den anderen Quartieren des Montmartre festzustellen? Schlechte Soldaten, ohne Disziplin; prahlerisch und frech, trieben sie sich auf den öffentlichen Plätzen umher, tranken und beleidigten unsere Soldaten. Diese Leute sind zu allen Aufständen bereit.

Um 3 Uhr morgens am 5. Januar wurden wir durch den Lärm einer lebhaften Kanonade geweckt: Belagerungsbatterien, auf den Höhen von Meudon, Clamart, Châtillon errichtet, schossen auf die Forts Issy, Vanves und Montrouge; diese antworteten bald lebhaft. — Um 8 Uhr demaskierte der Feind neue Batterien in Bagneux, Fontenay-aux-Roses, Sceaux, l'Hay und Chevilly; eine Batterie von Feldgeschützen, vorwärts Thiais stehend, schoß auf Moulin-Saquet; die Redoute von Hautes-Bruyères wurde von den Belagerungsbatterien von Chevilly bombardiert.

In Le Moulin-Saquet gab es nur 2 Kasematten, um sich vor den Granaten zu sichern; die Mannschaften drückten sich an die Wälle. Die Artillerie der Schanze antwortete, aber ihr Feuer war wirkungslos, da die Tragweite der Geschütze nicht ausreichte. Einem Marketender wurde der Kopf durch eine Granate in dem Augenblick abgerissen, wo er mit seinem Wagen in die Redoute hereinkam. Aus den Schützengräben vorwärts Moulin-Saquet unterschied man deutlich mit dem Glase das Material und Personal der Batterie, welche auf uns schoß. — Gegen

Mittag — die Stunde der Mahlzeit — hörte das Feuer auf, um gegen 1 Uhr wieder zu beginnen. Die deutschen Offiziere kehrten in die Batterie zurück, die Cigarre im Munde, und sandten uns, um sich zu zerstreuen, von Zeit zu Zeit Granaten; bei Beginn der Dunkelheit ließen sie uns in Ruhe. Die Artillerie von Les Hautes-Bruyères konnte uns nicht zu Hilfe kommen, da sie mit der Beantwortung des Feuers der Batterien von Chevilly beschäftigt war.

Am 6. Januar wurde das Bombardement fortgesetzt; es erstreckte sich auf alle Forts des Südens, ausgenommen Ivry, und auf alle Forts des Ostens. Gestern fielen Granaten in die Viertel von Saint-Jaques, Montrouge und Auteuil. Das Bombardement von Le Moulin-Saquet war sehr störend; unsere Soldaten, ohne Deckung, drängten sich hinter den Wällen und erlitten große Schwierigkeiten in der Zubereitung ihrer Lebensmittel. Die Artillerie der Redoute mußte auf den Kampf verzichten, die Besatzung des Forts Montrouge dagegen verdoppelte ihr Feuer, während das von Vanves und Issy nachließ. — In einer neuen Proklamation erklärte General Trochu, daß der „Gouverneur von Paris niemals kapitulieren werde."

Die Batterien von Châtillon und Meudon schossen während der Nacht vom 7. zum 8. Januar auf Paris, indem sie die öffentlichen Gebäude zum Ziele nahmen, z. B. das Pantheon, den Invalidendom, das Observatorium u. s. w. (?) Viele Einwohner siedelten infolgedessen vom linken auf das rechte Ufer über. — Das Gouvernement teilte mit, daß unsere Provinzialarmeen Siege erfochten hätten: im Norden bei Bapaume und Pont-Noyelle, (General Faidherbe,) im Osten (General Bourbaki,) bei Le Mans (General Chanzy).

Die Stadt wurde während der ganzen Nacht auf den 9. Januar bombardiert, aber dieses Bombardement, weit entfernt, die Bevölkerung einzuschüchtern, überreizte sie nur, es wird den Augenblick der Übergabe nicht um eine Minute zu beschleunigen vermögen, denn Paris wird sich nur infolge der drohenden Hungersnot ergeben.

Am 9. Januar abends nahmen Marine-Füsiliere Moulin-de-Pierre, vorwärts des Forts von Issy, weg, wo die Deutschen eine Batterie erbauten; unglücklicherweise waren die Pioniere nicht pünktlich auf dem Sammelort, und aus Mangel an Werkzeugen konnten die angefangenen Arbeiten nicht zerstört werden.

Das Bombardement von Moulin-Saquet wurde am 11. Januar nicht wieder aufgenommen; der Feind hatte während der Nacht die Geschütze der Batterie zurückgezogen, welche auf die Redoute schossen. — Das Feuer gegen die Forts und Paris nahm dagegen an Heftigkeit zu. Issy und Vanves schossen nicht mehr; aber Montrouge und die Batterien, die rechts und links von dem Fort Vanves in Stellung waren, sowie die in den Bastionen des Point du Jour antworteten kräftig. — In Moulin-Saquet wurden unsere Nächte oft durch das zügellose Schießen gestört, dem sich die Nationalgarden vom Dienste in den Laufgräben vorwärts des Forts Ivry hingaben; ein einziger Schuß eines feindlichen oder befreundeten Postens reichte hin, um die Schießerei zu veranlassen. So belustigte sich der Feind damit, wenn die Nationalgarde den Laufgrabendienst hatte, den Gegner seine Munition verfeuern zu lassen. Der General, welcher in Le Moulin-Saquet befehligte, war von Natur aufgeregt; wir machten ihm mit Mühe begreiflich, daß von dem Augenblicke an, wo das Bataillon unseres Regiments, das in den Laufgräben vor Moulin-Saquet Dienst hatte, nicht schoß, kein Grund vorliege, sich um das Schießen der Nationalgarde zu bekümmern. Wie könnten übrigens die Deutschen Moulin-Saquet durch Überraschung nehmen? Würden sie nicht ihre Stiefel im Schmutze stecken lassen, während der Passage von den Laufgräben bis zur Redoute? — Fort Vanves nahm sein Feuer gegen die Batterien von Châtillon wieder

Fort Ivry. Créteil. Vitry. Montmesly. Viehbahnhof.

Moulin-Saquet am 29. November. Angriff des [illegible] Hochebene

auf, und schoß ebenso auf die Batterie von Moulin de Pierre, die ihr viel Schaden zufügte, und gegen welche die Rekognoszierung am 9. Januar gerichtet war.

Am 14. Januar in der Frühe kam ich nach Moulin-Saquet zurück; ich war von hier gestern Abend 5 Uhr mit meinem ganzen Bataillon zu 1000 Mann und zwei Munitionswagen zu einer nächtlichen Rekognoszierung in der Richtung auf Cachan abgegangen. Dort angelangt, fand ich ein Bataillon der Mobilen von Saône et Loire; Kapitän Rambateau hatte mir Gastfreundschaft angeboten, ebenso den Offizieren meines Bataillons, indem wir Befehle erwarteten, um die ich vergebens bat; der General, welcher bei den Vorposten war, ließ mir antworten, daß er nicht wüßte, wohin er mich schicken sollte.

Mein Bataillon brachte die Nacht in den Straßen von Cachan zu. Die Deutschen hatten von Zeit zu Zeit Granaten in den Park Raspail gesandt, da sie, wie es scheint, überzeugt waren, daß man dort eine Batterie erbaue. — Am nächsten Morgen telegraphierte ich meinem Divisionsgeneral (de Maud'huy) im Fort Bicêtre, daß ich die Nacht in Cachan verbracht hätte, ohne irgend einen Befehl erhalten zu haben, daß mein Bataillon weder Lebensmittel noch Kochlöffel hätte u. s. w. Der General befahl mir, nach Moulin-Saquet zurückzukehren. Unser Rückmarsch wurde durch einen dichten Nebel verschleiert; aber der Feind, ohne Zweifel durch das Geräusch über den Marsch in Kenntnis gesetzt, schickte einige Granaten, die niemandem Schaden zufügten. — In Moulin-Saquet angekommen, erfuhr ich, daß ein nächtlicher Ausfall auf Moulin de Pierre stattgefunden hatte und daß er mißglückt war, weil die Reserven, auf die man rechnete, nicht eingetroffen waren. Der Feind war auf seiner Hut; die Demonstration wurde nicht durchgeführt. — Mein Oberst verlangte von mir einen Bericht ein. Wenn dieser Bericht vom General Trochu gelesen werden könnte, dann würde unser Gouverneur wenigstens wissen, auf welche Weise seine Befehle ausgeführt werden!

Noch niemals war das Bombardement so heftig gewesen, wie am 15. Januar, doch hinderte es die Bevölkerung nicht, dem allwöchentlichen Spaziergange am Sonntag treu zu bleiben. Unsere Forts, die Süd-Enceinte und besonders das Fort Montrouge antworteten dem Feuer des Feindes kräftig, aber ihre Lage war gleichwohl bedenklich,

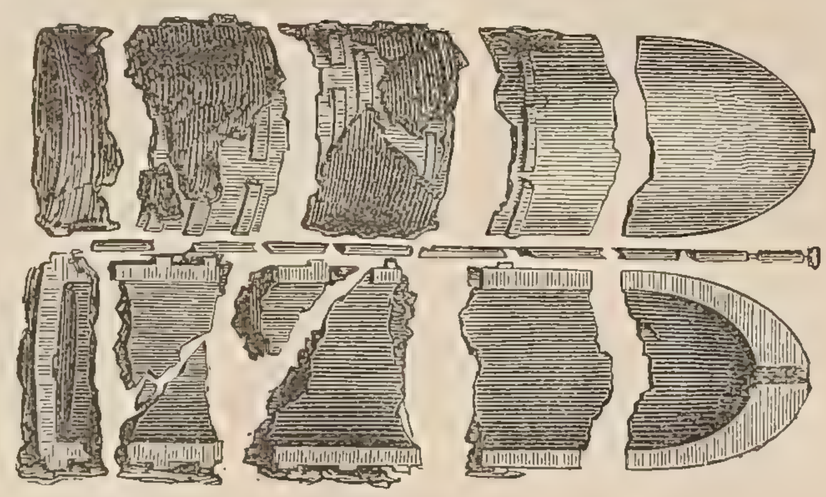
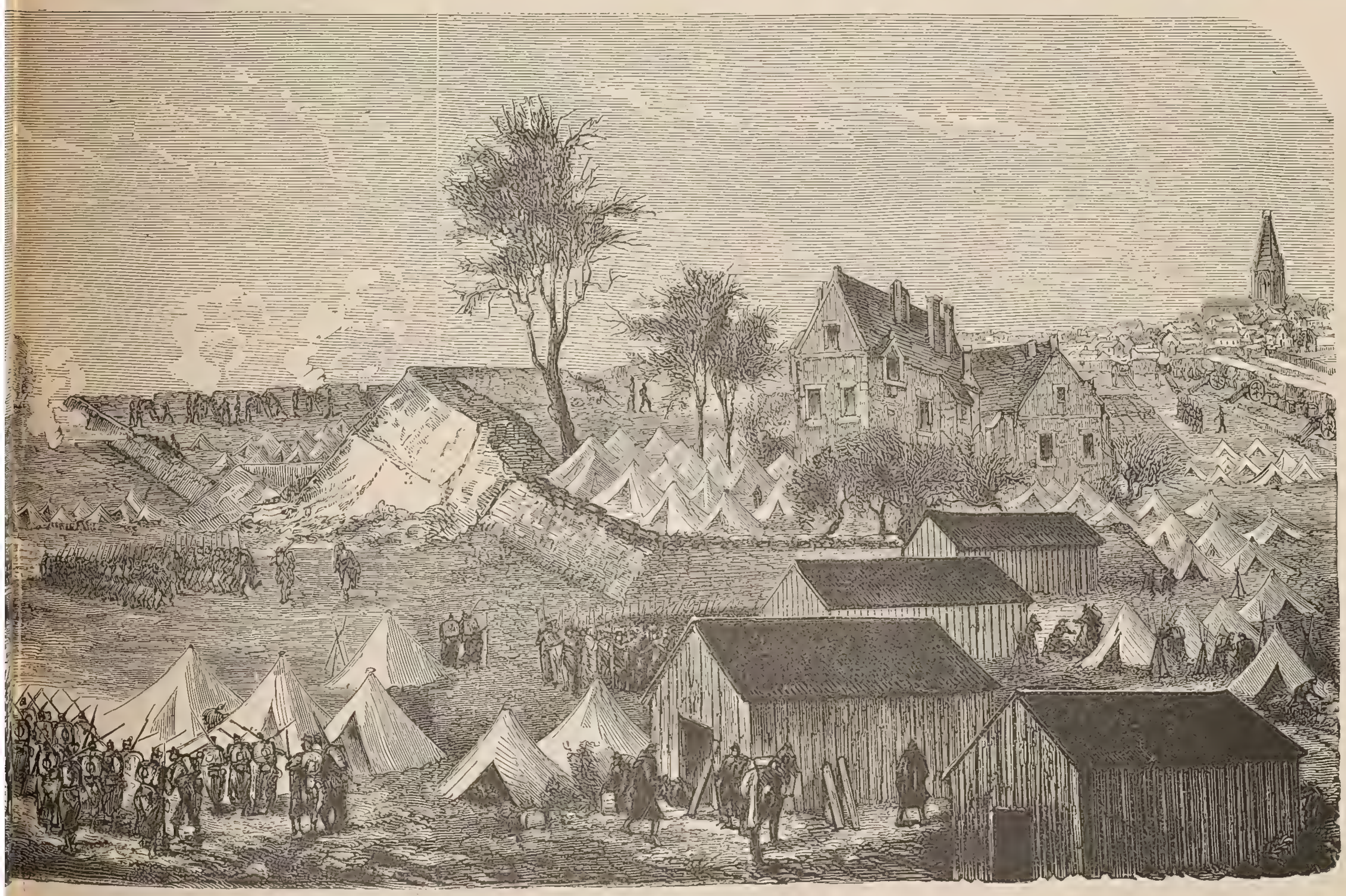


Abbildung der Sprengstücke einer deutschen Granate, welche am 15. Januar in Paris, in der Bertrandstraße, 1 Meter 55 Centimeter unter dem Trottoir explodierte.

denn die Forts wurden von den feindlichen Batterien beherrscht, deren Granaten große Verheerungen anrichteten. Die Kasernen waren zerstört; Batterien sind vorwärts der unhaltbar gewordenen Forts errichtet worden. Die Pulverkammer von Fort Montrouge sprang in die Luft; ein großer Brand entstand, was die Deutschen benützten, um ihr Feuer zu verstärken; ihre Granaten sprangen inmitten der Flammen. Eine Frau aus dem Volke schrie an meiner Seite, indem sie mit der Faust nach Châtillon wies: „Feiglinge, so kommt doch, es zu nehmen!“ —



…schen Corps auf den Vieh-Bahnhof und Montmesly.

…on Villejuif. Redoute von Moulin-Saquet. Zelt- und Barackenlager. Villejuif.

Welch' großartiges Schauspiel, dieser erbitterte, wenn schon ungleiche Kampf! — Wir können stolz sein auf die Haltung unserer Seeleute und unserer Artilleristen; bis zum letzten Tage werden sie, ohne schwach zu werden, kämpfen! — General Trochu begab sich zu Pferde nach dem Fort Montrouge. Seine Kaltblütigkeit, seine Verachtung der Gefahr riefen eine vorzügliche Wirkung hervor. Die Marinesoldaten begrüßten ihn stürmisch.

General Moltke protestierte am 16. Januar in einem Briefe an den General Trochu gegen die Annahme, daß die Belagerungsbatterien die Hospitäler als Zielpunkte genommen hätten: „Die deutschen Heere seien hinreichend gegen jeden Verdacht dieser Art durch die Menschlichkeit gesichert, von der sie im Laufe des Krieges Beweise in dem Maße gegeben hätten, als es sich mit dem Charakter vertrug, den die Franzosen dem Kriege seit dem 4. September aufgedrückt hätten."

Der „Officiell" veröffentlichte eine lange Liste von Ernennungen in der Ehrenlegion. Das „Testament" des Gouvernements war Gegenstand zahlreicher Kritiken; warum verlieh man diese Auszeichnung an Leute, die niemals im Feuer gewesen waren?

Als Offizier vom Dienst der Vorposten stellte ich bei deren Revision am 17. Januar fest, daß zwischen unseren Soldaten und den deutschen ein stillschweigendes Übereinkommen herrschte: am hellen Tage, auf 500 Meter von unseren Schützengräben, war Stellung und Dienst der feindlichen Schildwachen ganz offen; man unterhielt sich sogar beiderseits durch Zeichen und Gebärden. Ich machte Bemerkungen darüber, aber man antwortete mir: „Bah, warum schießen? Wir sind viel ruhiger so!" Erbittert und willens, gegen eine Lässigkeit anzukämpfen, welche gefährlich werden konnte, nahm ich einige Leute mit mir und, den Augenblick benutzend, wo ein deutscher Korporal mit einigen Soldaten kam, um die Posten abzulösen, ließ ich ein Massenfeuer abgeben. Die Deutschen ergriffen die Flucht, indem sie einen der ihrigen tot oder verwundet zurückließen. Darauf wurden einige Schüsse gewechselt; aber auf beiden Seiten war das Herz nicht mehr beteiligt. Deutsche und Franzosen hatten „ihren Sack geleert". Die Schlaffheit der Kriegführung war eine unleugbare Thatsache, sowohl seitens der Deutschen wie auf unserer Seite. — Das Bombardement dagegen dauerte fort; Fort Montrouge kämpfte immer tapfer; es gab Wurf für Wurf dem Feinde wieder.

Am 19. Januar fand die Schlacht von Buzenval statt. Um der durch das Elend der Belagerung, und durch die Verrücktheiten der vorgeschrittenen Zeitungen entnervten Bevölkerung eine glänzende Genugthuung zu geben, hatte der Gouverneur einen neuen Ausfall vorbereitet, bei dem man die Nationalgarde eine wichtige Rolle spielen lassen wollte. Seit langer Zeit verlangte sie zu kämpfen. Aber würde ihr lärmender Patriotismus nicht erkalten nach einer Schlacht, an der sie ernsthaft beteiligt war? Jedenfalls aber war der Augenblick gekommen, ihren guten Willen auszunutzen. — Die Proklamation des General Trochu ward lithographiert; allein da sie nur für die Armee bestimmt war, durfte sie nicht veröffentlicht werden. Die Traurigkeit ihrer Sätze ließ den verhängnisvollen Ausgang vorahnen: „Das war der Schwanengesang!" — Was die Proklamation des Gouvernements, die nicht vom General Trochu unterzeichnet war, anbelangte, so war sie in Ausdrücken abgefaßt, welche im Widerspruch zu der thatsächlichen Lage standen. — „Leiden und sterben," das konnten wir; aber hatten wir noch Hoffnung zu „siegen?" — Die Zeit hatte gemangelt, um alle Einzelheiten dieser letzten Operation von langer Hand vorzubereiten; das Gouvernement hatte es eilig damit gehabt, zu handeln. Die deutschen Linien sollten von Saint-Cloud bis Bougival durchbrochen, und dann auf Versailles marschiert werden. Wir würden also auf eine ausgedehntere Strecke dieselben Stellungen angreifen, wie am 21. Oktober. Seit diesem Gefechte, welches, wir haben es nachher erfahren, eine Überraschung für den Feind war, hatten die Deutschen beträchtliche Hindernisse angehäuft, der Versuch also, sich eine Passage in dieser Richtung schaffen zu wollen, schien uns allen eine „heldenhafte Thorheit." Der Gouverneur konnte kein Vertrauen auf diese letzte Kraftanstrengung haben, aber sollten wir kapitulieren, bevor wir eine letzte Schlacht geliefert hatten? — Die Armee — 100000 Mann, von denen 40000 Nationalgarden — war in drei Corps geteilt: zur Linken Vinoy, im Zentrum Bellemare, zur Rechten Ducrot. Trochu war Oberbefehlshaber; er hatte sein Hauptquartier auf dem Mont Valerien. — Der Raum, auf dem sich diese 100000 Menschen bewegen mußten, war ziemlich beengt; außerdem hatten die drei Corps nur die Eisenbahnbrücken von Asnières und von Courbevoie zu ihrer Verfügung. — Um 7 Uhr morgens gab der Mont Valerien hintereinander drei Schüsse ab: das war das Signal zum Aufbruch von den Sammelplätzen, zum Angriff auf die Stellungen. — Gegen 2 Uhr kam ein Offizier vom Stabe des General Maud'huy nach Moulin-Saquet; er teilte uns mit, daß alles gut gehe. Das Corps zur Linken hatte die Montretout-Schanze genommen; das des Zentrums war auf die Höhe von La Bergerie gelangt, wo es sich behauptete. Was das Corps zur Rechten anbelangte, so war sein Marsch durch die Verstopfung und den schlechten Zustand der Wege verzögert worden; es griff in diesem Augenblick das Thor Longboyau an, wo meine Franktireurs am 21. Oktober sich so tapfer geschlagen hatten. — Diese guten Nachrichten erwärmten uns das Herz; aber warum blieb die 3. Armee unthätig? Konnte das Corps des linken Ufers nicht wenigstens eine Diversion versuchen?

Am 20. Januar aber war alles zu Ende, der letzte Versuch mißglückt, das Schlachtfeld geräumt! Alle Anstrengungen der Kolonne des Zentrums scheiterten an dem mit Hindernissen gespickten Plateau von La Bergerie. Die rechte Kolonne war am Thor von Longboyau auf einen wütenden Widerstand hinter den Mauern und den krenelierten Häusern, die den Park begrenzen, gestoßen. Mehrere Male hatte General Ducrot persönlich seine Truppen zum Angriff auf diese Stellung geführt, ohne sie nehmen zu können. — Gegen 4 Uhr machte der Feind einen heftigen Gegenstoß gegen unsere Mitte und unsern linken Flügel; wir widerstanden zwar, aber der Vormarsch wurde nicht wieder aufgenommen. — General Trochu, die Unmöglichkeit erkennend, im Augenblick, wo die Nacht anbrach, sich in den eroberten Stellungen fest einzurichten, hatte den Befehl zum Rückzuge gegeben. Der Feind war dieser Bewegung nicht entgegengetreten, die inmitten der Dunkelheit quer über die durch das Tauwetter aufgeweichten Felder und die grundlosen Wege ausgeführt wurde, welche den Marsch der Artillerie so sehr schwierig machten. Wenn die Deutschen auch nur etwas kühn gewesen wären, hätte der Rückzug sich leicht in Auflösung verwandeln können. — Im ganzen war der Schlachtplan nicht genügend studiert, und das Signal zum Angriff gegeben worden, ehe noch alle Kolonnen an ihren Versammlungspunkten angekommen waren; sie waren infolgedessen nicht gleichzeitig aufgetreten, wodurch sie eine große Gesamtwirkung hervorgebracht hätten; endlich hatte die Artillerie, die auf den schlechten Wegen stecken blieb, nicht rechtzeitig die Bewegungen der Infanterie unterstützt. — Zur Erklärung unserer Niederlagen wäre es in der That sehr bequem, den Zufall vorzuschieben, ein Zusammentreffen unglücklicher Umstände u. s. w.; warum will man nicht lieber anerkennen, daß eine oft unzureichende Vorbereitung, die mangelhafte Überbringung der Befehle und ihre schlechte Ausführung in bedeutendem Maße zu dem Mißerfolg unserer Operationen beigetragen haben? — Unsere Verluste bei Buzenval waren stark. 4000 Mann wurden außer Gefecht gesetzt, einschließlich 500 Gefangenen. Die Armee hatte mehr gelitten, als die Nationalgarde; diese hatte sich indessen, einige schwache Momente abgerechnet, ehrenhaft benommen. Unter den Toten war ein junger Maler von großem Talent, Henri Regnault. Der Feind, der sich während des größten Teils des Tages in Deckungen geschlagen hatte, mußte viel geringere Verluste haben, als wir. — Am Morgen hatte ein Bataillon Nationalgarde der Loire-Inferieure, kommandiert von Herrn von Lareinty, das auf dem Bahnhof von Saint-Cloud vergessen war, die Waffen niedergelegt, nachdem es seine sämtliche Munition verschossen. Der Feind ließ seinem Mute volle Gerechtigkeit widerfahren und bewilligte ihm die kriegerischen Ehren.

Am 11. Januar erfuhr man, daß Chanzy bei Le Mans geschlagen worden war, und Bourbaki, der Sieger von Villersexel, auf Belfort marschierte; das waren die vom Gouvernement mitgeteilten Nachrichten. Die Entfernung der Provinzialarmeen ließ uns nicht mehr auf Befreiung hoffen; der Hunger würde uns bald zur Kapitulation zwingen. Man sprach schon von einem Waffenstillstand, das war aber entschieden noch zu früh. Freilich, wir waren schon dahin gekommen, mit Worten zu

spielen. So hat z. B. General Trochu erklärt, „daß der Gouverneur von Paris nie kapitulieren werde;“ nun ja, er wird eben seine Entlassung nehmen und ein anderer General an seiner Stelle kapitulieren! — Das Bombardement nahm an Stärke zu; es hatte heute Morgen gegen die bisher geschonten Forts und die Stadt Saint Denis begonnen. Das Feuer der Enceinte hatte ein Pulvermagazin in Moulin-la-Pierre in die Luft gesprengt. Möchte doch diese Explosion recht viele Preußen begraben haben!

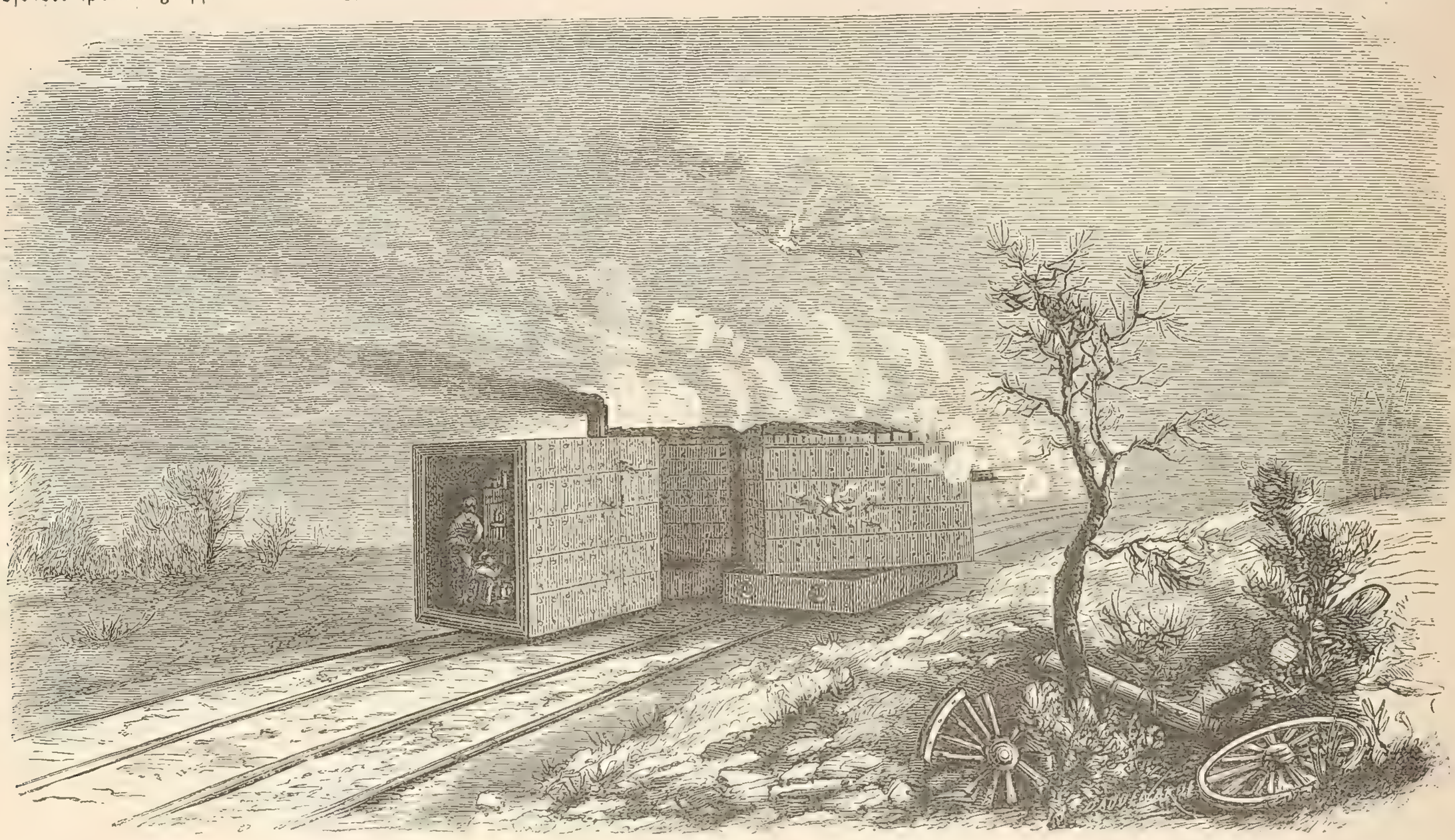
In der Nacht vom 21. zum 22. Januar wurde Paris von einem Aufstand bedroht! Die Thore von Mazas wurden erbrochen, und Flourens befreit, der sich der Mairie des 20. Bezirks bemächtigte. — Der Platz vor dem Hotel-de-Ville war durch Banden von Nationalgarden angefüllt, welche riefen: „Es lebe die Kommune!“ Einige Flintenschüsse wurden mit den Mobilgarden gewechselt, welche das Innere des Gebäudes bewachten, die Zugänge des Platzes wurden bald durch Truppen besetzt und die Meuterer zerstreuten sich; bei diesem Scharmützel wurden an 15 Personen getötet oder verwundet. — Der „Offiziell“ von diesem Morgen enthielt die Ernennung des General Vinoy zum Oberbefehlshaber der Armee von Paris, General Trochu behielt den Vorsitz in der Regierung; der Titel und das Amt des Gouverneurs von Paris wurde abgeschafft. Die Farce war aus! — Eine Proklamation des Generals Vinoy sagte uns am nächsten Tage, was wir schon wußten, nämlich, daß wir uns keinen Erwartungen mehr hingeben sollen, und daß wir an dem kritischen Augenblick angelangt seien. Wenn ein tapferer Soldat, wie General Vinoy, wenn alle Generale — einschließlich des Kriegsministers Le Flô — erklärten, daß ein neuer Ausfall unmöglicher sei, als jemals, daß man nicht das Leben braver Leute ohne Ergebnis und ohne Zweck opfern solle, so waren wir wohl verpflichtet, anzuerkennen, daß jede Hoffnung verloren sei, und daß die schreckliche Stunde geschlagen habe. — Das Gouvernement hatte sich übrigens nicht mit der Ansicht der Generale begnügt, sondern die Maires von Paris zusammenberufen, um die Ansicht der jungen Stabsoffiziere der Armee, unter denen sich auch Oberst Boulanger befand, über die Möglichkeit eines großen Massenausfalles zu vernehmen. Mit Einstimmigkeit hatten die Offiziere sich gegen eine Unternehmung ausgesprochen, welche mit einem Gemetzel enden würde ohne moralischen oder materiellen Nutzen. Diejenigen übrigens, welche den lärmendsten Patriotismus zur Schau trugen und unter allen Umständen zu kämpfen verlangten, hatten sie nicht vor dem Feinde den Beweis offenbarer Feigheit abgelegt? Hatte nicht nach der Schlacht von Buzenval General Clement Thomas erklärt, daß die ruhigsten Bataillone am festesten im Feuer gewesen seien?“ — Das Bombardement von Saint-Denis verursachte großen Schaden und kostete zahlreiche Opfer; ein Teil der Bevölkerung flüchtete nach Paris. Die Süd-Forts setzten ihr Feuer gegen die feindlichen Batterien fort; wie an den vorhergehenden Tagen machte sich das Fort Montrouge durch die Kraft bemerkbar, mit welcher es den Kampf unterhielt. Gestern hatten die Batterien der Enceinte das Pulvermagazin der Batterie links von Châtillon in die Luft gesprengt. — Das Bombardement von Paris dehnte sich auf den ganzen Umkreis aus, den Westen ausgenommen. Die Deutschen verdoppelten ihre Anstrengungen, um die Lösung zu beschleunigen; einem Gerücht zufolge waren Unterhandlungen angeknüpft. Der Feind, um würdig die Reihe seiner Übelthaten zu schließen, verbrannte St. Cloud. (Bekanntlich thaten dies die Herren Franzosen selbst, und zwar vom Mont Valerien aus.)

So kam der 26. Januar, dieser verhängnisvolle Tag! Am Abend nahm das Bombardement an Heftigkeit zu; alle unsere Forts, die Batterien an der Enceinte antworteten kräftig; der Horizont stand in Feuer. — Um 11 Uhr abends gab mir Kommandant Charrier die Erklärung dieses rasenden Feuers: infolge eines Waffenstillstandes muß das Feuer überall um Mitternacht eingestellt werden, Marinesoldaten und Artilleristen verfeuerten daher mit Wut ihre letzte Kartusche. — Um Mitternacht schwieg das Feuer auf der ganzen Linie. Paris, durch den Hunger besiegt, legte die Waffen nieder!

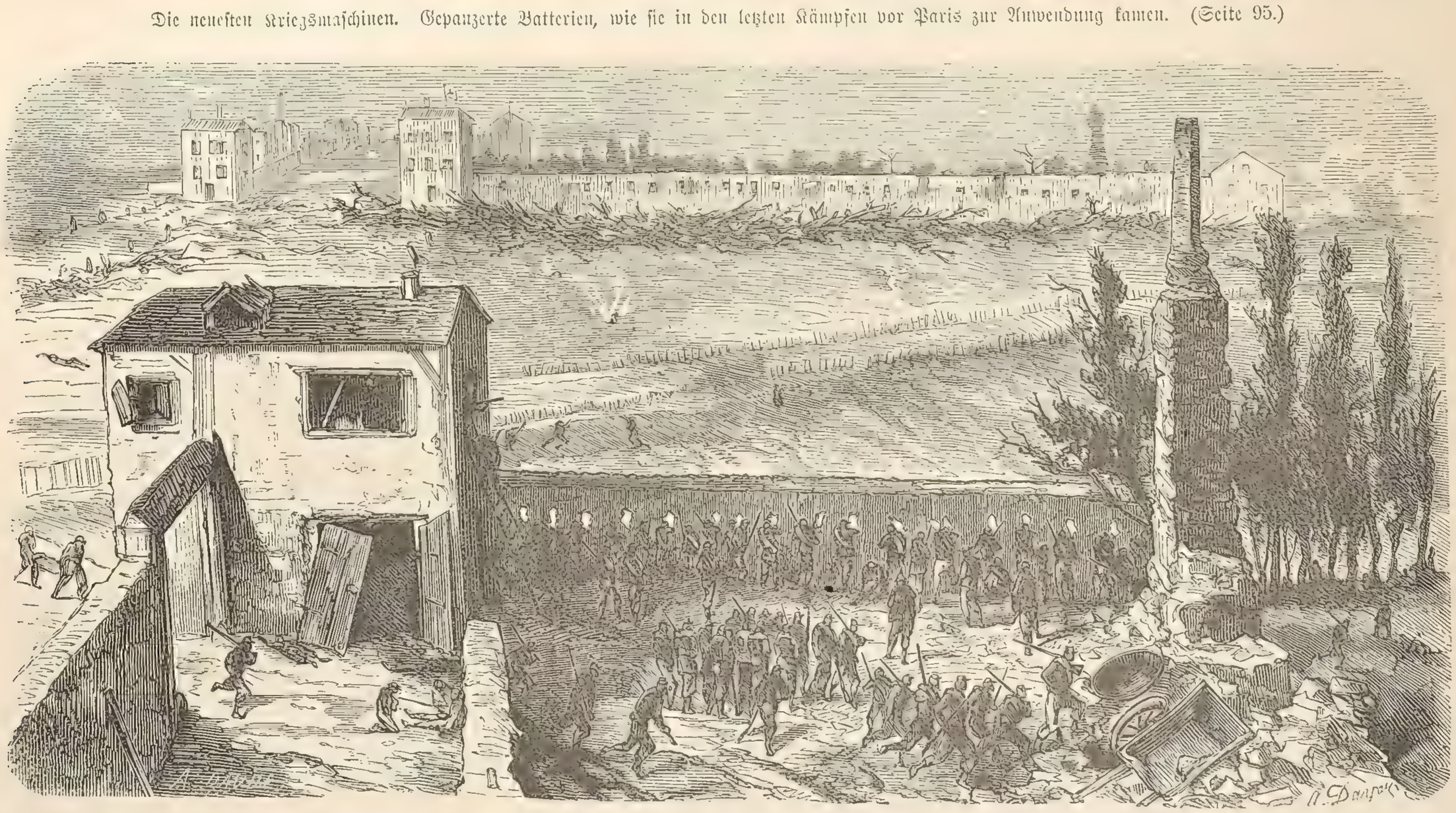
Der Waffenstillstand. Schluß.

Am 28. Januar war ein Waffenstillstand von 21 Tagen geschlossen worden. Paris mußte seine Forts ausliefern, seine Enceinte entwaffnen, seine Waffen ausliefern — außer denen der Nationalgarde und einer Division von 12000 Mann. Die Armee, für kriegsgefangen erklärt, durfte in Paris verbleiben, die Offiziere behielten ihre Degen. Die Stadt mußte eine Kriegsentschädigung von 200 Millionen bezahlen. Während des Waffenstillstandes sollte eine Nationalversammlung, frei gewählt, in Bordeaux zusammenberufen werden, die über die Frage zu entscheiden haben sollte, ob Krieg, oder welche Friedensbedingungen anzunehmen wären? Auf ausdrückliches Verlangen Jules Favres hatte Bismarck eingewilligt, der Nationalgarde ihre Waffen zu belassen. Man hat Jules Favre nachher lebhaft getadelt, daß er gefordert hatte, die Nationalgarde sollte ihre Waffen behalten. Nun ich habe meinesteils die festeste Überzeugung, daß die Nationalgarde sich nicht hätte entwaffnen lassen, und daß die Kommune zwei Monate früher zum Ausbruch gekommen sein würde. Die im Munizipaldienste verwendeten Truppen, Gendarmerie, republikanische Garde, Douaniers und Pompiers, behielten gleichfalls ihre Waffen; doch durfte ihre Zahl 3500 nicht überschreiten. Alle Franktireurscorps wurden aufgelöst. Während des Waffenstillstandes sollte die deutsche Armee Paris nicht betreten. Der Waffenstillstand dehnte sich auf alle kriegführenden Armeen aus; eine Ausnahme ward nur in Betreff derjenigen des Ostens gemacht unter dem Vorwande, daß in der Ausführung begriffene Operationen nicht gestatten würden, sie zur rechten Zeit zu benachrichtigen. Diese Ausschließung der Ostarmee von dem Waffenstillstande war ein um so unverzeihlicherer Fehler, als die durch die letzte Brieftaube nach Paris gebrachten Nachrichten besagten, daß die Lage Bourbakis infolge seiner Niederlage bei Herieourt sehr gefährdet war. Offenbar hatte man „auf der einen wie der anderen Seite glückliche Erfolge von den im Osten in der Ausführung begriffenen Operationen erwartet.“ — Diese Bedingungen waren hart, aber wir waren ja einem unversöhnlichen Feinde preisgegeben, für den Großmut gleichbedeutend ist mit Dummheit! — Gegen 10 Uhr verließen wir Moulin-Saquet, um nach Paris zurückzukehren und dort entwaffnet zu werden. Wir kamen vor dem Fort Montrouge vorbei in dem Augenblick, als die Marinesoldaten es verließen; diese braven Leute waren in einem Zustande äußerster Überreizung. Entgegen den Vereinbarungen zwischen den Militär-Kommissären war ein Zug Ulanen vor dem Fort vor dessen Räumung eingetroffen. Zu Pferde, in Linie aufmarschiert, Front nach dem Thore des Fort, blieben die Ulanen unbeweglich vor dem Schwall von Schimpfreden, welche die Matrosen ihnen entgegenwarfen: „Feiglinge,“ riefen sie, indem sie ihnen die Faust zeigten, „geht doch hinein in das Fort, das ihr nicht gewagt habt zu nehmen!“ Einige Augenblicke nach diesem unvergeßlichen Auftritt zerschmetterte sich der Fregattenkapitän Larret Lamalignie das Gehirn, um nicht der Übergabe des Forts beiwohnen zu müssen, welches er bis zum Ende so tapfer verteidigt hatte. — Mein Regiment lagerte hinter den Wällen, nahe an dem Thor Montrouge; was auch noch kommen mochte, für uns war der Krieg beendet. — Die Belagerung hatte vier Monate und zwölf Tage gedauert, davon das Bombardement einen ganzen Monat. — Die Ehre dieses langen Widerstandes gebührte unbestreitbar dem General Trochu, und trotzdem war der Ex-Gouverneur die unpopulärste Persönlichkeit von Paris. — Diejenigen, welche ihn heute angreifen, scheinen den Tag des 13. Septembers zu vergessen, wo der von der Bevölkerung, der Nationalgarde, und den Mobilgarden mit Enthusiasmus begrüßte General nur ein Wort zu sagen brauchte, um die Regierung der Nationalverteidigung zu stürzen und die Macht eines Diktators zu übernehmen. — Aber war es nicht gerade deshalb, weil er „die Stimme des Volkes“ mißachtete, weil er nicht den Wünschen derer zustimmte, die sich ohne Rückhalt ergaben, daß der General Trochu heute so unbeliebt beim Volke ist? — General Trochu, mit hervorragenden Eigenschaften begabt, hatte unglücklicher Weise kein Vertrauen in sein Werk. Paris hoffte, der General Trochu hoffte nicht: er kämpfte um die Ehre. Der Zufall hatte ihm die schwere Bürde dessen auferlegt, was er immer eine „heroische Thorheit“ genannt hatte. — Waren die Obliegenheiten eines Gouverneurs übrigens nicht unverträglich mit

denjenigen eines Präsidenten der Regierung, besonders einer Regierung von Advokaten? — Wurde auf diese Weise die Verteidigung nicht zu oft der Politik geopfert oder wenigstens untergeordnet? — War der Sieg unmöglich, wenn der Gouverneur sich ausschließlich den Anforderungen der Verteidigung hätte widmen können? — Die Nationalgarde enthielt gute Elemente; sie hätte ein mächtiger Bundesgenosse für die Verteidigung von Paris sein können, wenn diese Truppe gute Cadres gehabt hätte und nach und nach zur Durchführung ihrer Rolle gefördert worden wäre. Von Anfang der Belagerung an hätte man sie auflösen, in Linien-Regimenter nach Maßgabe ihrer Bewaffnung einreihen und dann mit ihr dem Feind lästig fallen müssen durch tägliche Kämpfe,

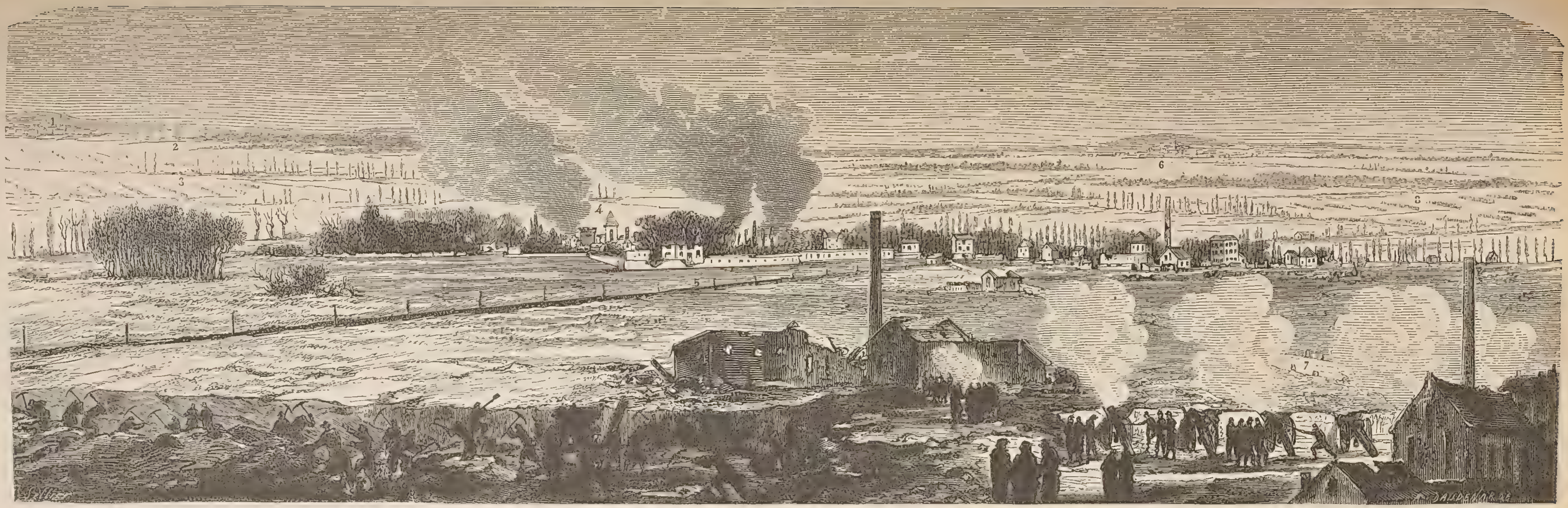


Die neuesten Kriegsmaschinen. Gepanzerte Batterien, wie sie in den letzten Kämpfen vor Paris zur Anwendung kamen. (Seite 95.)



Ansicht der Seifenfabrik in Le Bourget während ihrer Besetzung von 11 bis 3 Uhr nachmittags am 29. Okt. 1870 durch „Francstireurs der Presse“ und „Freunde Frankreichs“.

die man mit wechselnden Zielen im Umkreis von Paris unternommen hätte. — Man hätte ebenso in die Linien-Regimenter, und nicht in die Nationalgarde, die Männer von 25 bis 35 Jahren einreihen müssen, die dem Militärgesetz genügt hatten und die nicht einen Teil der mobilen Nationalgarde bildeten. — Mit einer Armee von 300 000 Mann, durch



1. Dugny. 2. Pont Iblon. 3. Deutsche Truppen. 4. Le Bourget. 5. Bahn nach Soissons. 6. Blanc Mesnil. 7. Straße nach Flandern. 8. Deutsche Truppen.

Ansicht der Ebene von Le Bourget am 23. Dezember 1870. (Seite 98.)

1. Gournay. 2. Noisy. 3. Le Chesnay. 4. Neuilly sur Marne. 5. Charenton. 6. Das weiße Haus. 7. Fort von Nogent. 8. Plateau vom Avron. 9. Plateau von Montfermeil.

Die französischen Stellungen am 21. Dezember 1870. (Seite 99.)

unaufhörliche Kämpfe abgehärtet, konnten wir da nicht hoffen, den Einschließungsring zu durchbrechen oder die Aufhebung der Belagerung von Paris durchzusetzen? — Wie dem auch sei, wenn einmal die Leidenschaften erloschen sein werden, wenn Ruhe eingetreten sein wird, dann wird auch die öffentliche Meinung eine gerechtere Anschauung von den Dingen gewinnen; sie wird sich Rechenschaft darüber ablegen, daß die Verteidigung von Paris trotz der begangenen Fehler für alle Zeiten denjenigen ehren wird, der sie geleitet hatte.

Am 30. Januar war mein Regiment entwaffnet. Wie sollten wir die Soldaten beschäftigen? Würde eine strenge Konsignierung sie hindern können, in die Wirtshäuser zu gehen, welche von trunkenen Nationalgarden angefüllt waren? War nicht das Schauspiel, das sie vor Augen hatten, wie geschaffen dazu, ihre Demoralisation zu vollenden? — In dem kleinen Park, der an das von mir bewohnte Haus anstieß, fand ich mehrere deutsche Granaten, die nicht gesprungen waren. Ein Unterintendant, welchen ich nahe beim Montrouge-Thor traf, fragte mich, ob mein Regiment nicht seine Wagen und Gespanne behalten habe; er war beauftragt, die Lebensmittel, die im Fort Montrouge geblieben waren, fortzuschaffen, und wußte nicht, wo ihm der Kopf stand. — So, also während Paris Hunger litt, hatte die Verwaltung nicht einmal ihre Maßnahmen getroffen, um bei Zeiten die in den Forts angehäuften Lebensmittel wegzunehmen. Welch schuldvolle Nachlässigkeit!

Jetzt am 2. Februar zogen Packwagen, mit einer Plane gedeckt, aus dem Thor Montrouge hinaus; sie brachten unsere Chassepots an den Ort, der für die Ablieferung der Waffen an den Feind bestimmt war. Diese schmerzliche Arbeit vollzog sich ganz insgeheim; man konnte in der That nicht genug Vorsichtsmaßregeln treffen, denn eine große Erhitzung herrschte in Paris. Was würde geschehen, wenn die Nationalgarden auf den Einfall kämen, die Wagen abzudecken!

Am 4. Februar traf der erste Proviantzug auf dem Nordbahnhofe ein, mit ihm Neuigkeiten aus der Provinz im Überfluß. Die Ostarmee war nach der Schweiz übergetreten und Bourbaki hatte einen Selbstmordversuch gemacht. — Jules Favre hatte nicht nur die Ostarmee nicht in den Waffenstillstand einbegreifen lassen, sondern er hatte außerdem vergessen, Gambetta von diesem Ausschluß Kenntnis zu geben. Während unsere Truppen unbeweglich blieben, hatten die feindlichen Kolonnen ihren Marsch fortgesetzt und sich der Engpässe bemächtigt. Von ihrer Rückzugslinie abgeschnitten, an die Grenze gedrängt, war unsere Armee genötigt, sich in die Schweiz zu flüchten. Die deutsche Zweizüngigkeit (?) und, man muß es wohl gestehen, die Unwissenheit und Sorglosigkeit unseres Unterhändlers waren die eigentliche Ursache dieser Katastrophe gewesen. Im Augenblick des Waffenstillstandes fand sich der Rückzug der Ostarmee bereits sehr in Frage gestellt. Der famose Garibaldi, dessen Aufgabe es war, die Rückzugslinie zu decken, ließ sich von den Deutschen an der Nase herumführen. — General Manteuffel war gegen Besançon vorgerückt, zwischen Langres und Dijon durch, derart, daß er Bourbaki den Rückzug abschnitt und ihn an die Grenze drückte. — Um diese Bewegung zu verbergen, hatte Manteuffel einen Truppenschleier vorwärts Dijon ausgebreitet. Zwei preußische Regimenter lieferten der Armee Garibaldis, die wenigstens 20000 Mann stark war, eine Schlacht und brachten es fertig, ihn festzuhalten. — Garibaldi hat seine Statue in Nizza; eine zweite wird ihm ohne Zweifel bald in Dijon errichtet werden. Auf dem Piedestal müßte man das Schlußurteil des Berichts der Untersuchungskommission der National-Versammlung anbringen. — Diese Kommission bedauerte, in Anbetracht der Nationalität, Garibaldi nicht vor ein Kriegsgericht stellen zu können, „weil er den Verlust einer französischen Armee verschuldet, und eine militärische Katastrophe verursacht habe, die ihresgleichen in der Geschichte nur in den Katastrophen von Sedan und Metz findet.“ — Im Westen hatte Chanzy sich auf Laval zurückgezogen, im Norden Faidherbe nach der Niederlage von Saint Quentin seine Armee unter den Schutz der Festungen des Departements du Nord und Pas de Calais gestellt; sein Hauptquartier war in Lille. — Alles in allem: unsere sämtlichen Provinzial-Armeen waren geschlagen, und unmöglich konnte man, obgleich dem Patriotismus Gambettas alle Hochachtung zollend, seine damalige Haltung billigen; sie schien zu beweisen, daß er die Lage zum Vorteil seiner Popularität ausbeuten wollte. — Nach Sedan war eine Verlängerung des Kampfes nötig, um die Ehre Frankreichs zu retten. Konnten unsere Söhne uns tadeln, daß wir noch fortfuhren zu hoffen gegen jegliche Hoffnung? Heute würde der „Kampf bis aufs Messer“ nur mit einer neuen Reihe von Niederlagen endigen können, die nicht nur die Gegenwart, sondern auch die Zukunft in Frage stellen würden.

Übrigens war das Werk der deutschen Einheit vollendet. Am 18. Januar wurde in Versailles, in dem großen Saale des Schlosses, die Wiederherstellung des deutschen Kaiserreichs zu gunsten des königlichen Hauses von Preußen proklamiert.

Am 5. Februar teilte das Gouvernement mit, daß Garnier-Pagès, Pelletan und Arago Paris verlassen, um in Bordeaux Jules Simon zu treffen und im Verein mit ihm Gambettas Widerstand zu besiegen, welcher sich weigerte, ein Dekret zu widerrufen, das eine ganze Klasse ehemaliger Diener des Kaiserreiches mit der Nicht-Wählbarkeit traf.

Infolge dessen nahm Gambetta am 6. Februar seine Entlassung. Die Wähler hatten am 8. zu entscheiden, ob sie Anhänger des Krieges bis aufs Messer seien. — Frankreich wollte den Frieden; die Wahlen ließen darüber keinen Zweifel. Thiers wurde in 26 Departements gewählt. Seine Gewandtheit, seine Klugheit und seine Vaterlandsliebe stempelten ihn zum Unterhändler. Die Nationalversammlung wird am 12. in Bordeaux zusammentreten. General Le Flô hat vorgestern Paris verlassen, um Gambetta in seinen Obliegenheiten als Kriegsminister zu unterstützen, denn vor den Deutschen kann man in der That nicht genug auf seiner Hut sein. Wir wollen den Frieden; aber der Feind muß wissen, daß, wenn er Opfer verlangt, die mit unserer Ehre unverträglich sind, wir bereit sind, den Kampf wieder aufzunehmen.

Am 14. Februar verließ ich mein Quartier am Montrouge-Thor; ich hatte Erlaubnis, in Paris bei einem meiner Vetter zu bleiben, der mir Gastfreundschaft angeboten hatte.

In ihrer Sitzung vom 18. Februar ernannte die Nationalversammlung Thiers zum Chef der vollziehenden Gewalt der Republik Frankreich, in der nächsten beauftragte sie ihn, sich nach Versailles zu begeben — in Gemeinschaft mit Jules Favre, Ernst Picard und einer Kommission von fünfzehn seiner Mitglieder, um dort über den Frieden zu unterhandeln. Der Waffenstillstand wurde bis zum 24. und nochmals bis einschließlich den 26. verlängert. Thiers war in Versailles, wo er mit Bismarck verhandelte. — Infolge einer am 13. zwischen Jules Favre und Bismarck geschlossenen Übereinkunft wurde der Waffenstillstand auf die so unglücklich von der Übereinkunft des 28. Januar Ausgeschlossenen ausgedehnt, aber nur unter der Bedingung, daß die Festung Belfort, welche der Feind uns nicht hat nehmen können, geräumt würde. — Diese Räumung fand sodann am 17. statt; die Besatzung zog mit kriegerischen Ehren ab, frei von jeder Abmachung, ihre Waffen, ihre Fahnen, ihre Ausrüstung und die Akten der Festung mit sich nehmend. — Die heldenmütige Verteidigung Belforts, welcher der Feind seine Anerkennung zollte, (General von Treskow drückte in einem Briefe vom 13. Januar an den Oberst Denfert, in welchem er den General zur Übergabe aufforderte, sich so aus: „Ich bin geneigt, in Anbetracht ihrer bisher so heldenmütigen Verteidigung Ihnen sehr günstige Bedingungen zu bewilligen,“) muß uns über die Fälle von Schwachheit trösten, die in einer ziemlich großen Anzahl von Festungen vorgekommen sind, und uns auch Hoffnung auf die Zukunft geben.

Am 26. Februar wurden die Friedensverhandlungen von Bismarck, Thiers und Jules Favre unterzeichnet. Die Hand des Mannes, der das Wort gesprochen: „Kein Zoll von unserm Gebiet, kein Stein von unsern Festungen!“ mag wohl ganz besonders gezittert haben! O, wir verlieren Elsaß, Metz und einen Teil von Lothringen; Belfort allein bleibt uns. — „Das Deutsche Reich wird diese Gebiete für alle Zukunft in voller Souveränität als Eigentum besitzen.“ — In der Sitzung der Nationalversammlung vom 17. Februar erhob Herr Keller in einer von allen elsaß-lothringischen Abgeordneten unterzeichneten feierlichen Erklärung gegen diese Gebietsverstümmelung Einspruch: „Wir erklären für alle Zeit unverletzlich das Recht der Elsäßer und Lothringer, Mitglieder der französischen Nation zu bleiben und wir übernehmen für uns und unsere Wähler, für unsere Kinder und deren Nachkommen die Verpflichtung, dieses Recht zu verlangen ewig und auf allen Wegen gegen alle, die es uns genommen haben.‘

Die Habgier der Deutschen ließ sich ordentlich gehen. Bismarck hatte zehn Milliarden von uns verlangt, aber wir gaben ihm nur fünf. — Möchten die Feinde mit unsern Milliarden das Verderbnis mitnehmen, welches der Reichtum im Gefolge hat! — Durch Arbeit, Opfermut und Hingebung muß Frankreich sich wieder groß und stark machen.

Am 1. März zogen die Deutschen in Paris ein. Den Friedensverhandlungen war ein Vertrag angehängt worden betreffend die Besetzung eines Teils von Paris durch die deutschen Truppen. Diese Truppen sollten vom 1. März an und bis zur Genehmigung der Friedensverhandlungen die Champs Elysées besetzen, den Raum zwischen dem rechten Seineufer und der Straße Faubourg Saint Honoré, ohne jedoch den Platz de la Concorde zu überschreiten. — Willens, den Becher bis zur Neige zu leeren, legte ich meine Uniform beiseite, um Civilkleider anzuziehen; und nachdem ich mit Schwierigkeit die von bewaffneten Nationalgarden bewachte Barrikade an der Ecke der Rue Royale und der Rue de Rivoli überschritten hatte, kam ich auf den Place de la Concorde. Die Ausgänge nach den Quais waren verbarrikadiert; die Statuen der französischen Städte mit schwarzem Trauerflor verhüllt, die von Straßburg mit Blumenkronen bedeckt; Ulanen zu Pferde beschrieben Volten, wie in einem Cirkus, den Karabiner in der Faust. — Beim Eingang in die Champs Elysées lagerte ein Regiment preußischer Infanterie; die Soldaten schienen ermattet, viele schliefen; sie waren am Morgen als Avantgarde abgerückt. Die Deutschen, immer vorsichtig, hatten ihren Einzug nicht halten wollen, ohne vorher sich von ihrer Sicherheit zu überzeugen; diese Avantgarde war dem Gros der Kolonne auf mindestens zwei Stunden vorausgeschickt. Ich hatte demnach Zeit, bis an die Barriere l'Etoile zu wandern. — Der Arc de Triomphe war verbarrikadiert; es sollte nicht gesagt werden können, daß die Deutschen darunter weggezogen seien! Die Truppen waren massiert und bereit, ihren Einzug zu halten. Ich ging wieder die Champs Elysées herunter und stellte mich am Rande der großen Allee auf, um den Einzug genau zu sehen. — Derselbe nahm seinen Anfang, die Regimentsmusiken spielten, die Fahnen wurden entfaltet, die Truppen hatten das Gewehr auf der linken Schulter, die Offiziere den Degen gezogen, mit Ausnahme der Generale. Die Straßenjungen von Paris in großer Zahl, versehen mit Eisenbahnpfeifen, schrillten nach Leibeskräften; sie hinderten die Musik, sich vernehmbar zu machen; die Reiter attakierten sie, aber sie entflohen wie eine Schar von Tauben, versteckten sich hinter den Bäumen und kehrten dann zurück, um ihr Lärmen fortzusetzen. Dieses Pfeifen tröstete mich ein wenig; in der That, der Einzug ermangelte der Würde!

Die preußische Infanterie hat, das ist wahr, eine gute Haltung; aber welcher Unterschied gegen die lebhafte und kriegerische Haltung unserer Jäger zu Fuß, unserer Zuaven, unserer Linien-Infanterie! Alle schienen matt und mißmutig zu sein, dieser traurige Einzug in einen kleinen Teil von Paris war nicht dazu angethan, sie zu begeistern. — Ich stellte mir in Gedanken den Triumpheinzug der französischen Armee in Berlin vor, nach Jena; der Kaiser, umgeben von seiner reich gekleideten Garde, von seinen schönen Grenadieren, von seinen glänzenden Jägern zu Pferde! — Und zu unserer Zeit, hatten wir nicht der Rückkehr unserer Truppen aus der Krim und Italien beigewohnt und hatten wir nicht ihre mannhafte und stolze Haltung bewundern können? — Nein, Frankreich kann nicht untergehen und in mir rufe ich: „Es lebe Frankreich!“ — Nachdem der Einzug beendet war, biwakierten die Truppen. Die Soldaten begannen ihr Essen zu kochen. Offiziere wollten die verschlossenen Thüren einer Brauerei einschlagen, nach einer heftigen Auseinandersetzung mit dem Besitzer drangen sie schließlich in das Gebäude ein. — Ich kehrte in das Innere von Paris zurück mit der Hoffnung, daß bessere Tage kommen würden, daß Frankreich bald der erstaunten Welt würde zeigen können, was eine schwergeprüfte und durch das Unglück wiedergeborene große Nation vermag.

Am 1. März hatte die Nationalversammlung in aller Hast die Friedensverhandlungen genehmigt; sie hatte begriffen, daß das geringste Vorkommnis, hervorgerufen durch die Besetzung von Paris, so beschränkt sie auch sein mochte, das Feuer an das Pulver legen konnte. Bismarck wurde noch am gleichen Abend von der Genehmigung in Kenntnis gesetzt, was die unmittelbare Zurückziehung der deutschen Truppen zur Folge haben mußte, aber, um Zeit zu gewinnen, hatte der Kanzler das authentische, genehmigende Schriftstück verlangt; dieses wurde ihm dann am 2. März durch Thiers überbracht, so daß also die Deutschen am 3. Paris verlassen mußten; man behauptete, daß Bismarck seinen Ärger nicht habe verbergen können, weil es ihm nicht möglich gewesen sei, seinen Kaiser zufriedenzustellen, der mit seinen Garden nach Paris kommen wollte. Die Deutschen wollten wenigstens diesen letzten Tag benutzen, um das Louvre zu besuchen. (Die Übereinkunft betreffend die Kapitulation setzte im Artikel 3 fest, daß den Truppen die Möglichkeit gewährt würde, die Galerien des Louvre und das Hotel der Invaliden zu besuchen. Auf die Vorstellungen des Generals Vinoy hin haben die Deutschen auf den Besuch des letzteren verzichtet.) Einige Offiziere zeigten sich an den Fenstern; die um das Louvre angesammelte Menge bemerkte sie und schimpfte, Beleidigungen wurden ausgetauscht. Auf der Seite der Straße von Rivoli war die Erbitterung auf ihrem Gipfel; deutsche Offiziere paradierten zu Pferde im Garten der Tuilerien, begleitet von bewaffneten Soldaten, entgegen der Übereinkunft; die Thüren des Gartens wurden beinahe zerschmettert und ohne das sofortige Einschreiten des Generals Vinoy hätten sich wahrscheinlich schwere Zwischenfälle ereignet. Die Deutschen kehrten nach den Champs Elysées zurück; alle Pforten des Gartens und die Thore des Louvre wurden geschlossen.

Am 3. März räumten die deutschen Truppen Paris. Die Soldaten, die nicht in die Hauptstadt eingezogen waren, hatten, wie es scheint, ihre Unzufriedenheit zu erkennen gegeben; allerdings, nachdem sie so viele Siege davongetragen, selbst nicht einmal eine Ecke von Paris zu sehen, das war hart.

Am 6. März kehrte ich zu meinem Regiment zurück, das noch immer in der Nachbarschaft des Thors Montrouge in Kantonnements lag. — Paris war sehr aufgeregt, man merkte, daß man in einem überhitzten Kreise lebte. Die Unterhandlungen auf den Straßen, in den Kaffees bewiesen, daß der gesunde Menschenverstand den meisten Parisern abhanden gekommen war; ihr Gehirn war überreizt durch das Unglück des Vaterlandes, das Elend der Belagerung und die Politik.

Die Deutschen hielten die Forts des linken Seine-Ufers nicht mehr besetzt, und Kaiser Wilhelm verließ am 6. März Versailles, General von Moltke und Bismarck begleiteten ihn. Auch unsere braven Marinesoldaten begannen Paris zu verlassen, um in ihre Häfen zurückzukehren. Unter dem Granathagel, unter dem Gewehrfeuer, und der eisigen Kälte, in den Forts, auf den Wällen der Enceinte, bei Le Bourget, auf dem Plateau von Avron, bei Choisy le Roi, in Champigny, — überall, wo es einer Gefahr zu trotzen, das Vaterland zu verteidigen galt, hatten sie den Namen der französischen Marine hochgehalten. — Versailles war frei; ein Teil der Truppen, welche diese Stadt besetzt hielten, begab sich nach Saint Denis. Am 19. März mußte das ganze Gebiet von Versailles und der Umgebungen von Paris auf dem linken Seine-Ufer vollständig geräumt sein.

Am 14. März erhielten wir den Befehl, zum Abmarsch morgen früh mit den zu entlassenden Leuten nach Evreux bereit zu sein, wo das Geschäft der Entlassung vor sich gehen sollte, die Überführung sollte auf den Landstraßen erfolgen. Nach Beendigung der Entlassung sollte das Regiment sich in die Garnison begeben, welche ihr angewiesen würde.

Am 15. März verließen wir Paris, um uns nach Saint Germain zu begeben, in unser erstes Marschquartier. Die Straßen, durch die wir kamen, waren mit Nationalgarden angefüllt; ihre Gewehrpyramiden standen nach Stationen; sie spielten „au bouchon“ (ein Spiel um Geld mit einem Korken) oder füllten die Weinkneipen und höhnten uns, da sie uns erblickten; einige riefen sogar unseren Leuten zu: „O, spät genug ver . . . (laßt) ihr das Lager!“ Die Worte lassen sich anstandshalber nicht wiedergeben! — Es war nicht zweifelhaft, daß unsere Abreise ihnen eine lebhafte Genugthuung bereitete. Was würde nachher geschehen? Würde die Division Faron genügen, die Ordnung aufrecht zu halten? Die Garnison von Paris konnte nach einer neuen Abmachung allerdings auf 40000 Mann gebracht werden; aber würde diese Truppenverstärkung bei der Überhäufung der Eisenbahnen rechtzeitig eintreffen können? Bei unserer Ankunft in Saint Germain wurde

1. Châtillon. 2. Fort Vanves. 3. Plateau von Châtillon. 4. Deutsche Batterien. 5. Clamart. 6. Französische Batterie. Bahnhof von Clamart. 7. Fort Issy. 8. Fort Vanves. 9. Eisenbahn nach Versailles auf dem linken Ufer. Das Bombardement von Paris. Gesamtansicht der deutschen Stellungen von Châtillon bis Meudon, von den Pariser Wällen aufgenommen.

der Führer der Kolonne benachrichtigt, daß die Deutschen die Ortschaften besetzt hätten, die wir durchschreiten müßten, um nach Evreux zu kommen; er telegraphierte nach Paris und erhielt den Befehl, trotzdem die ihm festgesetzte Marschroute zu befolgen.

Kaiser Wilhelm hatte am 16. März das französische Gebiet verlassen und in Nancy eine letzte Proklamation an das deutsche Heer gerichtet, in welcher es hieß: „Möge die deutsche Armee, fortan geeinigt, sich immer erinnern, daß allein die steten Anstrengungen, die sie zu ihrer Vervollkommnung machen wird, sie auf der Stufe halten werden, die sie jetzt erklommen hat, — und dann werden wir der Zukunft mit Vertrauen entgegensehen können." — Der alte Kaiser begriff, daß das Gebäude, welches er errichtet hatte, nicht auf unerschütterlichen Grundlagen ruhte. Um „der Zukunft mit Vertrauen entgegensehen zu können," wäre es nötig gewesen, den Sieg nicht zu mißbrauchen, Frankreich nicht unter Mißachtung aller Rechte zu berauben und ihm nicht vernichtende Bedingungen aufzuerlegen. (!) Hatten übrigens die Deutschen nicht in allen französischen Herzen die Empfindungen unauslöschlichen Hasses hinterlassen durch die Grausamkeiten, deren sie sich schuldig gemacht haben?

Man quartierte uns am 17. März in Mantes, nahe den Deutschen, ein; sie nahmen die Stadt ein, wir die Vorstädte. Seit unserer Abreise trafen wir sie oft auf unserem Wege, sei es in der Truppe, sei es im Quartier bei den Einwohnern. Ihre heitere Miene, ihr guter Anzug stachen gegen die unserer armen Soldaten ab; sie trugen große gefütterte Handschuhe und warme Kapuzen; ihre in vollkommenem Stande befindlichen Pferde hatten glänzendes Haar. Angethan mit der Kommismütze, oder dem schwarzen Helm mit glänzender Spitze, rauchten sie ihre Pfeifen vor den Thüren der Häuser oder schwatzten mit den Einwohnern, wie wenn sie Familienmitglieder wären. Bis zum letzten Tage dieses fluchwürdigen Krieges wurde uns das Leben verbittert. Konnte uns das Gouvernement nicht diese letzte Kränkung ersparen? Unsere waffenlosen Soldaten hatten nicht diese schmerzliche Berührung nötig, um das zu verlieren, was ihnen noch an Stolz und Moral verblieben sein konnte. Ich muß jedoch sagen, daß die Haltung der Soldaten des 111. Regiments korrekt und würdig war; ein einziger von ihnen hatte sich erlaubt, einen Preußen um Tabak zu bitten, — er wurde in Reih und Glied zurückgeholt und von seinen Kameraden ausgezischt.

Am 19. März kamen wir in Evreux an. Das Glück, meine teure Normandie, meine Heimat, wiederzusehen, war mir vergiftet durch die Nachrichten, die wir aus Paris erhielten: der Aufstand vom 18. März, der Abmarsch der Truppen nach Versailles, die Proklamation der Kommune! So boten wir also dem Feinde das häßliche Schauspiel des Bürgerkrieges! Was sollte aus dem schon so tief gedemütigten Frankreich werden? War es das Ende? „Finis Galliae?" — Wie konnte, angesichts der Volkserregung, der Haltung der Nationalgarde während und besonders nach der Belagerung, — wie konnte nur das Gouvernement nicht energische Maßregeln ergreifen, um einer Insurrektion vorzubeugen, die uns von neuem der Gnade Deutschlands überliefern mußte! — Ah, unsere erbittertsten Feinde konnten sich freuen! Das Schauspiel, das sie vor Augen hatten, gab ihnen Vertrauen in die Zukunft. Wenn Gott, der Familie, dem Eigentum, der ganzen Gesellschaft der Krieg erklärt wurde, wie sollte man hoffen, den Strom zu hemmen, der uns in den Abgrund zog? — Die Nachrichten aus Paris lauteten täglich immer ungünstiger. Wir beendeten heute in Evreux das Entlassungsgeschäft; das 111. Regiment sollte in Albi Garnison erhalten. — Ich ende diese schmerzlichen Erzählungen mit einem tröst-

lichen Blatt. Die Garnison von Bitsch, welche nahezu acht Monate, ohne Unterstützung, ohne Hilfe, ohne Nachrichten, dem Bombardement und allen Angriffen des Feindes Widerstand geleistet hatte, sollte diesen Platz räumen infolge einer Übereinkunft, die am 11. März zwischen der französischen Regierung und dem deutschen Generalstabe geschlossen worden war. Wenn die tapferen Verteidiger von Bitsch nicht, wie die von Belfort, den Trost besaßen, die Festung Frankreich erhalten zu haben, so hatten sie doch, gleich jenen, die kriegerischen Ehren erlangt.

Am 24. März zog die kleine Garnison, befehligt von dem tapferen Oberstlieutenant Tyssier aus, samt ihren Waffen, ihren Feldgeschützen, ihren Fahnen und einer von den Einwohnern der Stadt gestifteten Standarte, welche die jungen Mädchen zu sticken sich nicht hatten nehmen lassen. — Oberstlieutenant Tyssier wird, diese Fahne dem Oberhaupt des Staates darbietend, bitten, „daß sie niedergelegt werde in dem Artillerie-Museum bis zum Tage, wo sie nach Bitsch durch eine tapfere und siegreiche französische Armee zurückgebracht werden könne."

Der große deutsche Generalstab hat unter der Leitung des Marschalls Moltke eine ins einzelne gehende Geschichte des Krieges 1870 geschrieben. In Frankreich ist die kritische und endgültige Geschichte dieser Zeit noch nicht geschrieben. Wird sie jemals geschrieben werden?

Und doch giebt es der Bücher über den Krieg 1870 genug, ich möchte sagen: übergenug; aber wie eine unparteiische Geschichte schreiben, die frei ist von jeder Voreingenommenheit an Bewunderung oder Verkleinerung, wenn die Persönlichkeiten, die in diesem Kriege eine wichtige Rolle gespielt und somit Verantwortlichkeit übernommen haben, noch nicht sämtlich verschwunden sind? — Sainte Beuve sagte, daß trotz der meisterhaften Werke unserer Tage die endgültige Geschichte Napoleons I., frei von aller Parteinahme und Färbung, ihm noch nicht geschrieben zu sein scheine. Andererseits haben die Fremden oft unseren besten Geschichtsschreibern vorgeworfen, daß sie der nationalen Eigenliebe schmeichelten, die Wahrheit der Legende opferten; giebt ihnen denn der seltsame Umschwung der öffentlichen Meinung, dessen Zeugen wir seit einigen Jahren sind, nicht recht? — Nach dem Kriege, noch unter der Wucht der Ereignisse, haben die meisten unserer Schriftsteller die Ursachen unserer Niederlagen erforscht, die begangenen Fehler hervorgehoben und die Lehren, die sich daraus ergaben.

Heute verwandelt sich die Niederlage zu einer glorreichen Legende! Es genügt, den Titel der während der letzten Jahre erschienenen Bücher zu lesen, um sich klar zu werden über das Bestreben der Verfasser, der nationalen Eitelkeit genug zu thun, indem sie die Geschichte entstellen. — Um die Moral des Volkes zu heben, ist es notwendig, die Thatsachen anders darzustellen, in Helden diejenigen zu verwandeln, welche nichts als ihre Schuldigkeit gethan haben? — Sucht man nicht sogar ein für immer beschmutztes Andenken zu rehabilitieren, den Prozeß Bazaine vor der öffentlichen Meinung zu revidieren?

Der Verfasser des Buches mit dem Titel: „Die Verantwortlichkeiten des schrecklichen Jahres" sagt uns allerdings, daß „man sich die Zukunft nicht zurechtlegen kann; nichtsdestoweniger, gestützt auf nicht herausgegebene oder von der Verteidigung vernachlässigte Dokumente, glaubte er nichts aufrecht stehend gelassen zu haben, was der Mühe einer Erörterung wert wäre." — Ob seine lange Verteidigungsrede die öffentliche Meinung von der Schuldlosigkeit Bazaines wohl überzeugen wird? — Ich glaube es nicht; indessen in Frankreich ist alles möglich; man verbrennt dort leicht, was man angebetet hat und umgekehrt. Auf diese Weise haben wir denn auch nach dem Kriege, wie zu den Zeiten des großen Friedrich, alle Überlieferungen unserer Armee daran gegeben, um uns mit Vorliebe den militärischen Einrichtungen Preußens zuzuwenden. — Mag dem sein, wie es wolle, wenn auch die Schuld Bazaines nicht weiter in Zweifel gezogen werden kann, so bleibt doch das Drama von Metz von einem gewissen Geheimnis umgeben, dessen sämtliche Vorhänge die Richter von Trianon entweder nicht lüften konnten — oder wollten. — Die militärische Seite war abgeurteilt, aber die politische Frage blieb im Schatten — vielleicht für immer.

General Vinoy, Oberbefehlshaber der Truppen in Paris. (Seite 102).

Wollte Bazaine dem Kaiser treu bleiben, oder sich eine erste Rolle aufheben in der zukünftigen Regierung des Landes? — Hatte er für seine eigene Rechnung oder im Einvernehmen mit irgend einer anderen Persönlichkeit gehandelt?

Im Jahre 1874 drückte im Hofe des Hotels Pujade in Amélie les Bains der ehemalige Präsident der Untersuchungs-Kommission über die Kapitulationen, der Marschall Baraguay d'Hilliers, in meiner Gegenwart und vor mehreren anderen Stabsoffizieren seine Meinung über die Kapitulation von Metz so aus: „Ich bin überzeugt, daß der Marschall Bazaine im Einverständnis mit Thiers war." (Wörtlich!) — Das hieß also, daß es der Marschall bereits mit den Orleans hielt; die Beweise freilich fehlen. — Nachdem er diese Ansicht ausgesprochen, hatte der Marschall sich zurückgezogen, ohne irgend eine Erläuterung zu geben. — Diese gewichtigen Worte, ausgesprochen von dem Präsidenten der Untersuchungskommission, eröffneten sie nicht neue Gesichtspunkte den Geschichtsschreibern der Zukunft? Vielleicht dürfte es nicht unnützlich sein, hier einige Stellen anzuführen, die dem Werke des Grafen Hérisson entnommen sind. — „Herr Thiers, der Präsident der französischen Republik, war dem Prozeß Bazaine entgegen; er wollte die Befestigung seiner Gewalt als Präsident abwarten, um durch Verfügung den Prozeß einzustellen und die Erklärung dafür in einer Proklamation an das französische Volk zu geben. Er rechnete ohne den 24. Mai 1873." — Während des Prozesses empfahl Herr Thiers hinter den Coulissen die größte Schonung.

In Betreff der Reise des Herrn Thiers in Europa während des Krieges hieß es: „Im Jahre 1848 hatte sich Herr Thiers nicht der Gewalt zu bemächtigen gewußt; aber heute hielt er sie und manövrierte, um sie sich zu sichern. Es war nicht allein, um Mitgefühl zu Gunsten seines unglücklichen Vaterlandes zu erwecken, daß er sich zum Bettelbruder der Regierung der Nationalverteidigung gemacht hatte, deren Mitglied er nicht hatte sein wollen, sondern um seine Kandidatur vor Frankreich und vor Europa aufzustellen." — Unbestreitbar war jeden-

falls, daß Thiers — mit Recht oder mit Unrecht — der Regierung der Nationalverteidigung verdächtig war; um sich davon zu überzeugen, genügte es, das Protokoll der Ratssitzungen und die Depeschen, die zwischen der Regierung zu Paris und der Delegation in der Provinz gewechselt wurden, zu lesen. — Was Marschall Bazaine anbetraf, so konnte man ja zugeben, daß bis zu dem Unglück von Sedan sein Benehmen kein Verrat im eigentlichen Sinne des Wortes war. Der Marschall war der Aufgabe, die auf ihm lastete, nicht gewachsen, und da er sich unfähig fühlte, eine Schlacht zu liefern und im freien Felde zu manövrieren, hielt er seine Armee unbeweglich unter den Forts von Metz. — Nach dem Sturze des Kaiserreichs dachte Bazaine durch mehr oder weniger zweideutige Mittel, durch trübe Kombinationen seine Persönlichkeit und seine Interessen herauszulösen. — Der Feind wußte, daß der Marschall mit großem Ehrgeiz auch gänzlichen Mangel an Moral verband, und er benutzte das, um ihn zu ködern, bis zu dem Tage, wo seine Armee zur Kapitulation gedrängt wurde.

Die Frau eines Generals, welche im August 1870 Bismarck im Quartier hatte, erzählte mir, daß bei einer Unterhaltung zwischen ihr und dem Kanzler Bismarck dieser sie fragte, was man in Frankreich über Bazaine dächte? — „Wir denken, daß er ein guter General ist," antwortete sie. — „Ja," entgegnete Bismarck, „aber er ist ein Hundsfott; er hat Maximilian verraten und hat sich selber zum Kaiser von Mexiko machen wollen." — Die Vergangenheit Bazaines rechtfertigte sicherlich nicht die Volksgunst, in der er stand. Der „ruhmreiche Marschall" war nur ein Glücksritter, ohne Legende und fast ohne Geschichte. Aber damals hatten wir unter allen Umständen einen Retter nötig, und dieser Retter, er kam nicht!

An den Rhein! An den Rhein!

Wörth. — Sedan. — Paris.

Erbarmungslos hatte der 5. August all die schönen Seifenblasen von einem bei Saarbrücken erfochtenen Siege zerstört. In Paris, wo immer einer den andern belogen, waren bislang noch die Wogen des Enthusiasmus hochgegangen, die französische Armee sollte in Deutschland, alles überflutend, eingebrochen sein, der erste Schritt im langen Siegesmarsch war gethan; mit staunenswerter Kaltblütigkeit hatte der junge kaiserliche Prinz auf dem Schlachtfelde eine Kugel aufgelesen, nun stand auch er am Anfang seiner Legende. Zwei Tage später aber kam die Nachricht, daß die Deutschen sich bei Weißenburg auf General Douay und seine Schar geworfen und ihn aufs Haupt geschlagen hätten. Zehn Stunden lang, hieß es in Paris, hätten 5000 Franzosen 35 000 Deutschen den zähesten Widerstand geleistet, um schließlich elendiglich von den Preußen niedergemetzelt zu werden. Es war himmelschreiend, Rache, blutige Rache heischte solche Frevelthat! Freilich, es ließ sich nicht leugnen, die Führer hatten ihre Schuldigkeit nicht gethan, sich vielmehr erbärmlich benommen, es hatte an jeder Vorsicht und Umsicht gefehlt, der Sicherungsdienst war der denkbar schlechteste gewesen. Viel zu bedeuten aber, oder gar ernstliche Folgen, hatte die ärgerliche Geschichte in keinem Falle; noch ruhte Frankreichs Hoffnung auf Mac Mahon, der sie sicherlich nicht täuschen würde, zwei Corps und eine Division standen ihm zur Verfügung, gewiß die Preußen fanden es für geratener, sich schleunigst wieder an den Rhein zurückzuziehen, die Bajonette der Franzosen dicht am Rücken. Ganz ähnlich lautete, was auf einer französischen Feldwache zwei Soldaten sich gegenseitig flüsternd erzählten. Tiefe Ruhe herrschte sonst im Biwak, nur zuweilen ließ sich noch der Schritt eines Soldaten, der zu spät zum Appell sich eingefunden hatte, vernehmen. In der Ferne schimmerte mit einemmale ein Licht, das bald verschwand, bald wieder kam, dort, in dem kleinen Bauernhof vorn, hatte sich der Generalstab einquartiert, dort saßen die zu ihm gehörenden Offiziere noch alle beisammen, keiner von ihnen dachte daran, die Ruhe aufzusuchen, stumm und still warteten sie auf Depeschen, die von Zeit zu Zeit überbracht wurden. Dichte schwarze Rauchwolken stiegen vom Biwak gegen den nächtlichen Himmel empor, nasses Holz pflegt schlecht zu brennen und nur zu qualmen, der Rauch verhüllte die Sterne, die mit ihrer Pracht am Firmament emporgezogen kamen, flimmernd und leuchtend, wie das einsame Licht da unten in der stillen Ferne. „Mir schwant Unheil," sagte der eine der Soldaten zu seinem Kameraden, hielt aber plötzlich in seinem Gespräche inne, ein Offizier näherte sich den beiden. Ob er wohl seine Worte gehört hatte? Sicherlich, denn er wandte sich an den Soldaten mit der Frage: „Wie? Du hältst es überhaupt für möglich, daß die französische Armee geschlagen werden könnte?"

„Daß mich der Himmel davor behüte!" erwiderte der Gefragte, „aber, mein Offizier, ich bin hier in dieser Gegend zu Haus, meinen Großvater und meine Großmutter haben anno 1814 die Kosaken aufgespießt, wenn ich daran denke, wallt mir das Blut, parbleu, mein Lieutenant, kommt's zum Kampf, ich werde meinen Mann stellen wie jeder andere, und ich mag und will nicht an eine Niederlage glauben, aber — ein leidiges „aber" ist eben doch vorhanden. Ich, der ich jahraus jahrein unser schönes Elsaß, meine Heimat, durchziehe, der ich da meinen Handel treibe, habe mehr gesehen, als unsere Herren Generale, die freilich auch nicht sehen wollen, was ihnen nicht paßt. Krieg mit Preußen! ja den haben auch wir schon lange herbeigewünscht und ersehnt, lang genug haben wir darauf gewartet, eine alte Abrechnung halten zu dürfen. Gleichwohl, mit unseren badischen und bayrischen Nachbarn standen wir immer auf dem besten Fuß, wir waren harmlos genug zu glauben, auch sie müßten vor Begierde brennen, den Preußen ihren unerträglichen Stolz gründlich auszutreiben. Statt dessen, was geschieht? Wir stehen da, mit Gewehr bei Fuß, die Ungeduld verzehrt uns, die Ungewißheit macht uns rasend, eine schlimme Nachricht jagt die andere, und stündlich verschlechtert sich unsere Lage. Wir dulden es, daß, seit der ersten Stunde von der Kriegserklärung an, feindliche Reiter durch unsere Dörfer sprengen und deren Bewohner in Schrecken versetzen, wir dulden es ruhig, wie sie überall rekognoszieren und die Telegraphenleitungen abschneiden. In Baden, und drüben in der Pfalz aber, da wimmelts wie in einem Ameisenhaufen, Truppenzüge auf Truppenzüge kommen, in langen Kolonnen marschieren sie durch die wogenden Ährenfelder, aus jedem Dorf, aus jedem Marktflecken glaubt man es herüberschallen zu hören: „Nehmt euch in acht, eure Grenzen sind von uns vielleicht schon morgen bedroht." Und wenn dann unsere Bauern, wenn die Maires der einzelnen Gemeinden das, was jeder einzelne in seiner Gemeinde denkt und fühlt und spürt, unsern Herrn Offizieren mitteilen, die durch unsere Dörfer reiten, dann zucken sie die Achseln, als wollten sie sagen: „Einfältiges Bauerngeschwätz!" Es ist schon eine große Herablassung, wenn einer von ihnen sich zu der gnädigen Bemerkung herbeiläßt: „Ihr seht Gespenster, gute Leute, Gespenster am helllichten Tage; das sind Auswüchse der krankhaften Phantasie dummer, einfältiger Leute; der Feind! da hats gute Wege, der ist noch weit, weit weg von uns! Und dabei verrinnt, während jede Minute kostbar und unwiderbringlich ist, nutzlos Stunde auf Stunde, Tag um Tag. Was soll dabei herauskommen? Was anderes, als daß mit einemmale die Deutschen insgesamt uns im Nacken sitzen werden. Ich für meinen Teil, ich kenne Deutschland, ihr aber wißt so wenig davon, wie von China! Erinnerst du dich noch daran, Moritz, wie im letzten Frühjahr mein Vetter Günther nach Sedan kam, um mich dort aufzusuchen und zu begrüßen? Unsere Mütter sind Schwestern, seine Mutter lebt in Berlin, und er selbst ist Preuße geworden, ganz und gar. Heute steht er als Hauptmann in der preußischen Garde. An dem Abend, als er abreiste und ich ihn zum Bahnhof begleitete, sagte er zu mir — seine Worte klingen mir heute noch im Ohr, — mit seiner schnarrenden Stimme: „Wenn Frankreich uns den Krieg erklärt, so sind ihm gesalzene Prügel sicher."

Mit einemmale stürzte der Lieutenant Rochas, der sich bisher vollständig ruhig verhalten hatte, wütend auf den Sprecher los. Der Lieutenant mochte etwa 50 Jahre alt sein, ein langer, magerer Teufel, aufgeschossen wie ein Pilz, mit einer Haut so dick wie Sohlleder, als ob deren Besitzer im Rauch gehangen hätte. Eine kolossale Habichtsnase schien beständig nach dem von einem martialischen Schnurrbart bedeckten Munde hacken zu wollen. Wie Gewittergrollen klangs, als er

seine Stimme zu den Worten erhob: „Was ist das für ein dummes, einfältiges Zeug, das du hier faselst, heißt das seinen Kameraden Mut machen?“ So unrecht hatte der Lieutenant nicht, das dachte sich auch der Soldat, an welchen sein Kamerad, nennen wir ihn Schwarz, vorhin seine Rede gehalten hatte; man war doch nicht ausmarschiert, um sich von den Preußen in die Pfanne hauen zu lassen; da hätte man doch gescheiter daran gethan, hübsch zu Hause zu bleiben. „Aber mein Lieutenant,“ wandte Schwarz auf die an ihn gerichtete Frage ein, „es konnte mir doch gewiß nicht in den Sinn kommen, irgend einen meiner Kameraden mutlos zu machen, ganz im Gegenteil, ich wollte, alle Welt wüßte bei uns in Frankreich, was ich weiß; Wissen giebt Kraft, und lehrt sich vorsehen, und dann, mein Lieutenant, da muß ich schon wieder auf dieses Deutschland kommen. Ja, ja, Preußen ist mächtig emporgewachsen nach Sadowa und durch die nationale Bewegung an die Spitze der andern deutschen Staaten gestellt worden, das öde deutsche Reich ringt nach Verjüngung, ein Enthusiasmus ohnegleichen hat sich erhoben, und der Gedanke, endlich zur ersehnten Einheit zu gelangen, reißt überm Rhein alle Dämme und Schranken nieder. Die allgemeine Wehrpflicht hat die ganze Nation dem Waffenhandwerk zugeführt, sie in demselben unterrichtet, diszipliniert, mit trefflichem Material ausgerüstet, für den großen Krieg geschult; noch umgiebt Preußen der Nimbus seines Siegs über Östreich, das es niederwarf und wie der Blitz zerschmetterte. Dazu kommt die Intelligenz, die moralische Kraft dieser Armee, die fast von lauter jüngeren Generalen geführt wird, und die willig und freudig sich von einem Generalstabschef leiten läßt, der eine neue Schlachtenkunst aufgefunden zu haben scheint, klug, immer vorsichtig und mit einem wunderbaren Seherblick begabt.“ Und diesem Deutschland wagte der einfache französische Soldat das Bild gegenüber zu stellen, welches Frankreich seinerseits bot: „Das Kaiserreich alt, schwach und morsch geworden, noch einmal mühsam gestützt durch das Plebiscit, aber krank an der Wurzel, das Ideal des Vaterlandes verblaßt, denn die Liebe zum Vaterland gedeiht nicht unter der Knechtschaft, und wo die Freiheit zur Würgbank geschleift worden; zu spät hatte das Kaiserreich, und zu seinem eigenen Verderben, das liberale Banner entrollt, zur Nachgiebigkeit bereit, während es doch nie und nimmer den Freiheitshunger der Elemente sättigen konnte, denen es eben erst die Kette abgenommen hatte. Wohl besaß Frankreich eine Armee, in der echtes kriegerisches Blut rollte, welche sich in der Krim und in Italien mit Lorbeeren bedeckt, aber ein schlimmer Wurm nagte an ihr, das war das System der Einsteher, des Loskaufens vom Militärdienst um eitle Silberlinge, dazu kam, daß man sich viel zu viel auf die in Afrika durchgemachte Schule der Truppen verließ und des Sieges viel zu sicher war, um die ganze Tragweite der neuen Art der Kriegsführung sich klar zu machen. Da waren endlich noch die Generale, „mittelmäßig“ in ihrer Mehrzahl, einige darunter von geradezu staunenerregender Borniertheit, und an ihrer Spitze ein Kaiser, leidend und zaudernd, getäuscht und sich selbst belügend über das unselige Abenteuer, in welches er sich stürzte, in welches er mit den Seinen blind hineinrannte, ohne jede ernstlichen Vorbereitungen, überhastet, mit einer Armee, in der alles drunter und drüber ging, und die der Schlachtbank zuwankte.“ Die Augen rollend, und sie weit aufreißend, hatte ihm der alte Lieutenant zugehört. Seine fürchterliche Nase zeigte tiefe Falten.

Dann aber, mit einemmale, begann er zu lachen, daß die Spitzen seines Schnurrbartes wackelten. „Was für ein feines Liedlein pfeifst du uns denn da vor? Was soll denn all das bedeuten, wozu die Dummheiten? Das ist lauter Blödsinn, und nur ein Narr könnte sich über solchem Gewäsch den Kopf zerbrechen. Derlei Märlein mußt du Rekruten erzählen, aber nicht mir! nein mir nicht, der ich 27 Dienstjahre auf dem Rücken habe!“ Und dabei schlug er sich mit der Faust auf die Brust. Als der Sohn eines von Limousin nach Paris gezogenen Maurers in der Hauptstadt geboren, und nur widerwillig das väterliche Handwerk treibend, hatte er sich mit 18 Jahren anwerben lassen. Dem Soldatenglück vertrauend, hatte er den Tornister umgehängt, in Afrika es zum Korporal, in der Krim zum Sergeanten gebracht, und war nach 15 langen, harten und entbehrungsreichen Jahren, dank seiner an den Tag gelegten Bravour und seines heldenhaften Dreinstürmens zum Grade eines Lieutenants aufgerückt, über den er jedoch bei seinem gänzlichen Mangel an höheren Kenntnissen nicht vorrücken, und es nie zum Kapitän bringen konnte.

„Jawohl, Herr „Alleswisser,“ fuhr er dann fort, „es giebt doch noch vieles, was du nicht weißt! .... Jawohl, bei Mazagran z. B. ich war damals kaum 19 Jahre alt, und wir zählten dort 133 Mann, keinen mehr und keinen weniger, und haben uns doch vier Tage lang gegen 12000 Araber gehalten. Ja wohl, all die Jahre herein, wenn du mit dabei gewesen wärest, da drüben in Afrika, bei Maskara, bei Biskra und Dellys, noch später in Groß-Kabylien, bei Laghouet; hättest du all das mitgemacht, Bürschlein, dann hättest du auch gesehen, wie diese schmutzigen braunen Teufel ausrissen, sobald wir uns nur blicken ließen. Und bei Sebastopol erst, mein Junge! Zum Henker! Daß es dort gemütlich hergegangen wäre, könnte man eben nicht sagen. Stürme, daß man glaubte, es reiße einem das Haar vom Kopfe, eine Wolfskälte, und dabei immer in Bereitschaft, und am Schluß des ganzen diese verzweifelten Kerls, die Russen, welche die ganze Geschichte in die Luft fliegen ließen. Und bei Solferino, mein Schatz, bist du vielleicht mit dabei gewesen? Nein! Ei, zum Kuckuck, was redest du dann davon? Ja, bei Solferino, wo es so heiß herging, obgleich der Regen damals in Strömen goß, und mehr Wasser vom Himmel herabkam, als du vielleicht je in deinem Leben gesehen hast, bei Solferino, wo wir den Östreichern das Fall vergerbten; man mußte sie sehen, wie sie vor unsern Bajonetten Reißaus nahmen, immer im Galopp, wie sie sich überpurzelten, nur um schneller davonzukommen, man hätte glauben können, es brenne hinter ihnen.“

Er war ganz außer sich vor Freude bei diesen schönen Erinnerungen, die alte französische Heiterkeit war ihm wiedergekehrt und klang aus seinem triumphierenden Lachen. Das war seine Legende, die Legende des französischen Troupiers, der die ganze Welt durchzieht, glücklich im Besitze einer Schönen und einer stets wohlgefüllten Feldflasche, und der in größter Seelenruhe den Erdball erobert, ein lustig Schelmenliedlein dabei singend. Ein Korporal, vier Mann, und — ganze Armeen sollten ins Gras beißen müssen! Plötzlich, ungestüm auffahrend, fing er wieder an zu grollen. „Geschlagen, Frankreich geschlagen! . . . Diese preußischen Sch . . . . . , uns schlagen, uns! Er schritt auf Schwarz zu und schüttelte ihn. Sein ganzer langer Don Quixote-Leib schien geschwollen von der tiefsten Verachtung jedes Feindes, mochte er heißen, wie er wollte, eine völlige Wurstlosigkeit trug er Zeit und Ort gegenüber zur Schau. „Wohl gemerkt, mein Junge, wenn die Preußen es wagen sollten, zu uns zu kommen, so werden wir sie mit Fußtritten auf den . . . . . nach Berlin zurückjagen.“

Aus seinem Gesicht strahlte dabei eine kindliche Heiterkeit, und eine solch volle, reinste Überzeugung, die genau weiß, was sie will und die nichts fürchtet. „Ja wohl, so ist's, und so muß es sein!“

Ergriffen, beinahe überwältigt, hatte Schwarz den Worten des Sprechenden gelauscht, und sich beeilt, zu erklären, an dem, was der Alte gesagt, lasse sich nicht rütteln und nicht deuteln; es war allen förmlich warm ums Herz geworden. Jedes Wort des Alten war golden. Mehr als einer von ihnen war ja auch damals mit dabei gewesen, als es wie mit Kübeln bei Solferino goß. Und wie hatte der alte Lieutenant gesprochen! So wenn alle Vorgesetzten sprechen konnten, dann war's nicht gefehlt, wenn man auch nichts in den Feldkesseln zum Sieden und keine Flanellbinden hatte!

Längst schon war es stichdunkel geworden, aber immer noch fuchtelte der alte Lieutenant mit seinen langen Gliedmaßen in der Dunkelheit herum. Er hatte sich nie viel mit Lesen geplagt in seinem Leben, nur ein Bändchen, das von den Siegen des großen Napoleons erzählte, war eines Tages aus dem Kasten eines Kolporteurs in die Tiefe seines Tornisters gewandelt. Immer noch nicht vermochte er den Gleichmut seiner Seele wiederzufinden, in einem stürmischen Aufschrei machte er seinem gepreßten Herzen Luft.

Östreich hatte bei Castiglione, Marengo, bei Austerlitz und Wagram seine Prügel bekommen, die Preußen hatte man bei Eylau, Jena und Lützen lederweich geklopft, die Russen bei Friedland, Smolensk, an der Moskowa gehauen, die Spanier, die Engländer hatten ihr Fett redlich abgekriegt, die ganze Welt hatte Prügel aushalten müssen, langs und breits, von oben bis unten, und jetzt, heute sollte Frankreich Prügel

bekommen? Wieso? Warum? Da müßte sich ja geradezu die Welt gedreht haben! Er reckte sich zu seiner ganzen Höhe empor, seinen Arm wie einen Fahnenschaft emporreckend. „Seht! Die Geschichte ist zweifelsohne so: Man hat sich irgendwo da drüben heute geschlagen, und im Hauptquartier wartet man jetzt auf Nachrichten. Ihr aber braucht nicht erst auf solche zu warten, die kann ich euch geben, ich, euer Lieutenant! Man hat die Preußen geprügelt, hat ihnen die Flügel beschnitten und die Krallenpfoten gestutzt, es mag ein flotter Kehraus gewesen sein!"

In diesem Augenblick unterbrach der klagende Schrei irgend eines Nachtvogels die Stille, oder war es vielleicht eine von fern her klingende Geisterstimme, von Seufzern erstickt? Das ganze, in Dunkelheit gehüllte Lager erschauerte, und mit erhöhtem Bangen, in fieberhafter Aufregung harrte man weit dort drüben in der einsamen Ferme beim Generalstab, was die nächsten Stunden bringen würden.

Vom Kirchturm eines nahen Dorfes schlug es zehn Uhr, das erste Signal zum Feuerauslöschen wurde gegeben. Der ersten Trompete antworteten die übrigen, durch das ganze Lager hin breiteten sich die Klänge aus, allmählich verklangen sie ersterbend, wie schon eingewiegt in süßen Traum. Da plötzlich braust es wie Sturmeswehen durch die Zeltreihen, und jubelnd kündet es einer dem andern: „Marschall Mac Mahon hat einen großen Sieg gewonnen, der Kronprinz von Preußen ist mit 25000 Mann gefangen genommen worden, die feindliche Armee zurückgeworfen, auseinandergesprengt, ihre Kanonen und ihr Gepäck sind in unseren Händen." — „Hab ich's nicht gesagt?" rief der Lieutenant triumphierend, „mit Fußtritten jagen wir diese Preußen bis nach Berlin zurück. „Aber eine Viertelstunde später lautete es anders! Eine zweite Depesche war eingetroffen, deren Inhalt weniger glänzend war, als der der ersten. Die Armee hatte Wörth aufgeben müssen und befand sich auf dem Rückzuge. — Ah, das war eine Nacht! Der Lieutenant, vom Schlafe überwältigt, hatte sich, wie er dies gewöhnt war, unter einem Baume ausgestreckt; jeden andern Schutz verschmähend, in seinen Mantel gehüllt, versuchte er, auf der harten Erde liegend, zu schlafen. Die Mannschaften waren unter ihre Zelte gekrochen, und hatten sich den Hunger damit gegenseitig vertrieben, daß einer dem andern vormalte, wie es morgen früh beim Fassen junge Hühner geben würde, bald aber forderte der Schlaf seine Rechte, ein lautes Schnarchen verriet es; mochten sie doch kommen, diese verdammten Preußen! Stunde um Stunde verrann, nichts regte sich auf dem dunkeln Felde, alles schien erstorben zu sein in dieser öden, schlimmen Nacht, die gewiß etwas, wenn auch jetzt noch namenloses, ein noch ungekanntes, schreckliches „Etwas" bringen würde. Über den dunkeln See her strich der Morgenwind, aus einem der noch in Nacht gehüllten Zelte klang's mit einemmale wie dumpfes Röcheln. Das war keiner von den gewohnten Klängen, nicht das Schnauben eines Pferdes, das Aufstoßen eines Säbels, der scheue Tritt eines Trunkenbolds, der sich verspätet. Da urplötzlich flammte, dicht neben der Marketenderbude, ein greller Lichtschein empor, welcher die Fahnen vor der Front hell erleuchtete, deutlich hoben sich die wie mit der Schnur abgemessenen Gewehrpyramiden von dem dunkeln Boden ab, man sah die Kanonen- und Gewehrläufe blinken, und von der so urplötzlich entfachten Flamme grell beleuchtet, standen die regungslosen Gestalten der Schildwachen. Rote Reflexe spielten auf den blanken Waffen, man hätte glauben können, frisches Blut riesele an ihnen hinunter. Rückte der Feind in der That an, wie es die Offiziere schon seit zwei Tagen verkündet, der Feind, den aufzusuchen man von Belfort nach Mülhausen marschiert war? Noch einmal flackerte die Flamme mit lautem Knistern empor, dann erlosch sie. Das stundenlang niedergehaltene Feuer war mit einemmale wie ein Strohfeuer emporgelodert, um ebenso rasch zu erlöschen.

Jean, über die plötzliche Helle erschrocken, war aus dem Zelte gestürzt, und dabei auf Moritz gestoßen, der nachdenklich, den Kopf auf den Ellenbogen gestützt, dasaß. Sie saßen noch lange dort, als die hellodernde Flamme schon längst wieder der Dunkelheit gewichen und nichts mehr zu erblicken war, als da vorne vor ihnen, aus der dichten Dunkelheit hervorschimmernd, das noch immer erleuchtete Fenster in der Ferme, dieses einsame Licht, das der Wacht bei einem Toten zu leuchten schien. Wie viel Uhr mochte es wohl sein? Zwei Uhr, drei Uhr vielleicht! Der Generalstab da drüben, soviel war sicher, saß noch immer beratschlagend beisammen. Man hörte die laute Stimme des Generals Bourgain-Desfeuilles, der ärgerlich darüber sein mochte, daß er um seine Nachtruhe gekommen war, und der sich nur mit Hilfe von etlichen Gläsern Grog und Cigarren wach zu halten vermocht hatte. Neue Depeschen langten an, die Sache schien sich zu verschlimmern, dunkle Schatten davonsprengender Staffetten huschten eilig vorüber. Pferdegetrappel, Flüche tönten herüber, dann wieder klang's wie erstickter Todesschrei, dem lautlose Stille folgte. War es das Ende, das da kam? Ein eisiger Hauch strich über das Feld hin, der dem Schlaf und allen Bangigkeiten ein Ende machte. Jetzt erkannten Jean und Moritz den Oberst von Vineuil, der eiligst mit Major Bouroche, einem dicken Mann mit einem Löwenkopf auf den Schultern, vorüberschritt. Die beiden wechselten kurz abgebrochene, unzusammenhängende Worte, dann wieder flüsterten sie leise, wie in bösem Traume befangen.

„Sie kommt von Basel.... Unsere erste Division ist vernichtet.... Zwölf Stunden lang hat der Kampf getobt, die ganze Armee ist im Rückzug".... Der Schatten des Obersten blieb stehen, und winkte einen zweiten Schatten herbei, der eiligst, leichtfüßig und in strammer Haltung erschien. „Sind Sie's, Beaudouin?" — „Ja, mein Oberst!" — „Ah, mein Freund! Mac Mahon ist bei Fröschweiler geschlagen worden, Frossard bei Spichern, und Failly blieb unthätig, nutzlos zwischen beiden stehen! Bei Fröschweiler stand ein einziges Corps gegen eine ganze Armee, da ist's kein Wunder. Alles ist zum Teufel! Die Armee in Auflösung, von Panik erfaßt, Frankreich liegt offen vor dem Feinde . . !"

Thränen erstickten seine Stimme, mehr und mehr verhallten die Worte, die drei Schatten tauchten im Waldesdunkel unter. Im tiefsten Innern erbebend, hatte sich Moritz erhoben. „O mein Gott!" stammelte er. Er konnte keine anderen Worte finden, während Jean, dem das Herz erstarrt zu sein schien, vor sich hinmurmelte: „Verdammte Geschichte! Dein Verwandter hat doch recht gehabt, als er sagte, sie seien stärker als wir." Moritz war außer sich, er hätte ihn erwürgen können. Die Franzosen den Preußen unterlegen! Das war's, was seinen Stolz so schmerzlich niederbeugte, aber er zwang sich zur Ruhe und trutziglich erwiderte er dem Freunde: „Das macht nichts, siehst du. Hat man eine Ohrfeige bekommen, so giebt man sie eben einfach zurück. Das nächstemal müssen wir sie hauen."

Unterdessen hatte sich eine lange Gestalt vor ihnen aufgepflanzt, in der sie den Lieutenant Rochas erkannten, dem die umlaufenden Gerüchte, das Geflüster von einer Niederlage, die man erlitten habe, seinen sonst so gesunden, tiefen Schlaf geraubt hatten. Er stellte Fragen über Fragen und wollte alles haarklein wissen. Als man ihm mit unsäglicher Mühe klar gemacht, um was es sich handelte, malte sich ein unendliches Erstaunen in seinen kindlichen Augen, und nachdem man ihm die Geschichte zehnmal wiederholt, entgegnete er zum elftenmale: „Geschlagen? Warum denn geschlagen? Wieso denn geschlagen?"

Im Osten graute der Tag, ein trüber, unsäglich trauriger Tag brach über den Zelten und für die in ihnen schlafbefangen Liegenden an; mit dem rußfarbigen Nebel, der über dem in der Ferne dahingleitenden Flusse in die Höhe stieg, hatte sich auch die tiefe Trauer erhoben.

Auf dem Rückzuge.

Wie von einem bösen, schweren Traum befangen, schleppte sich Moritz auf dem Marsche dahin, die Füße brannten ihn wie höllisches Feuer, die Schultern hatte ihm der Tornister und das Gewehr wund gescheuert. Gedankenlos stierte er ins Weite, wie ein drückender Alp lag auf ihm, was er hatte sehen müssen. Die Kameraden, die neben ihm, mit ihm auf der staubigen Landstraße dahinzogen, er kümmerte sich nicht um sie, sie waren für ihn gar nicht vorhanden, er fühlte nur, daß Jean an seiner Seite dahinschritt, ebenso müde und matt wie er, und von dem gleichen Schmerz verzehrt. Welches Elend in den Dörfern, durch welche man kam, ein Jammer, daß einem das Herz im Leibe hätte springen mögen! Seit sie die Truppen auf dem Rückmarsch, das wilde Auseinanderlaufen der Soldaten gesehen, die sich todmüde dahinschleppten, beeilten und überstürzten die Einwohner ihre Flucht; die nämlichen Leute, die noch vor vierzehn Tagen im ganzen Elsaß den Krieg,

ein Lächeln auf den Lippen, begrüßt hatten, fest überzeugt, daß Deutschland der geschlagene Teil sein würde, und der Krieg sich überm Rhein drüben abspielen werde. Und nun war Frankreich von den fremden Truppen überschwemmt, und um französische Häuser, über französische Felder tobte der Orkan des Krieges hin, immer höher wachsend, immer drohender, wie ein heraufsteigendes Hagelwetter, das unter Blitz und Donnerschlägen in wenigen Stunden eine ganze Provinz zu vernichten vermag. Vor den Thüren beluden, mitten in einem furchtbaren Durcheinander, die Männer ihre Wagen, und türmten ihre Möbel auf denselben auf, selbst auf die Gefahr hin, daß alles in Trümmer ging. Von oben herab, aus den Fenstern warfen die Weiber noch die letzte Matraze, ein letzter Blick streifte die Wiege, welche zurückblieb. Den kleinen Kerl, der seither in ihr gelegen, hatte man hoch oben zwischen umgekehrten Stühlen oder einem umgestülpten Tisch festgebunden. Auf einem andern Karren hatte man den alten, gebrechlichen Großvater an einen Schrank festgebunden, man hatte ihn aufgeladen und schleppte ihn mit sich, wie irgend sonst ein Stück Hausgeräte. Die Ärmeren, die nicht so viel Glücksgüter besaßen, daß zu deren Fortschaffung ein Wagen notwendig gewesen wäre, luden ihre Habseligkeiten auf einen Schubkarren, andere schleppten fort, was sie mit den Armen umfassen konnten, wieder andere hatten nur den einen Gedanken, ihre Standuhren zu retten, die sie so zärtlich, als wären es Kinder, an ihr Herz drückten. Natürlich ließ sich nicht alles mitschleppen, die Möbel mußten teilweise zurückbleiben, ganze Haufen von Wäsche waren im Stich gelassen worden. Ein Teil schloß vor lauter Furcht Thüren und Fensterläden sorglich zu, die Häuser erschienen wie ausgestorben, andere hatten in der felsenfesten Überzeugung, daß ja doch alles hin sei, ihre seitherigen Behausungen offen stehen lassen, durch die weit aufgesperrten Fenster und Thüren konnte man die völlig leeren Räume betrachten; sie boten das traurige Bild einer dem Feinde verfallenen Stadt, welche der Schrecken entvölkert, diese kleinen Häuschen, durch welche der Wind pfeifend strich, aus denen sich selbst die Hauskatzen aus Furcht vor dem Kommenden geflüchtet zu haben schienen. Und mit jedem Marsche durch ein Dorf wurde das sich bietende Bild trauriger, jammervoller, die Zahl derer, die Haus und Hof im Stich ließen, die ihr Heil allein noch in der Flucht suchten, wuchs mit jedem Tage, und mit ihr der Durcheinander, grimmig ballten sie die Fäuste gen Himmel, fürchterliche Flüche und Lästerungen erschollen, bittere Thränen wurden vergossen. Moritz glaubte ersticken zu müssen, und doch ging der Marsch durchs freie Feld, der großen Landstraße entlang. Und je näher man Belfort kam, um so zahlreicher wurden die Flüchtlinge, es war ein großer, ununterbrochener Zug. O Gott, die armen Leute! Sie glaubten steif und fest, unter den Mauern dieser Festung und hinter denselben ein schützendes Asyl zu finden. Der Mann schlug auf sein Pferd ein, die Frau ging hinter dem Wagen her, und schleifte ihre Kinder hinter sich drein. In sinnloser Eile stürzten ganze Familien, völlig außer Rand und Band, vorwärts, es war den kleinen Kindern unmöglich, ihnen auf dieser glühend heißen Straße zu folgen, deren Boden wie Blei braunte, wie geschmolzenes Blei. Viele hatten ihre Stiefel und Schuhe ausgezogen, und gingen barfuß, um schneller laufen zu können. Mütter, nur mit dem Allernotwendigsten bekleidet und mit rührender Sorgfalt um ihre Kleinen bemüht, streckten die geballten Fäuste zum Himmel empor, als wollten sie den für alles verantwortlich machen: für den Wind, der ihnen die Haare zerzauste, für die Panik, welche sie jeder ruhigen Überlegung beraubte; wieder andere, Besitzer der umliegenden Fermen, trieben mit ihren Knechten ihre in den Ställen losgebundenen oder freigelassenen Ochsen, Kühe und Schafe unter Stockschlägen vor sich her, um sie in Schluchten, auf Hochplateaus, in dichten Waldungen zu verbergen und in Sicherheit zu bringen. Dichte Staubwolken begleiteten ihren Zug; so mochte es auch vor Zeiten zugegangen sein, als die eroberungssüchtigen Barbaren das Land überschwemmten und ganze Völkerschaften zwangen, ihre Wohnsitze den Eindringenden zu überlassen. Mehr als einmal wurde der Marsch der Truppen durch solche Flüchtlinge aufgehalten; auf einem dieser verwünschten Halte war Moritz Augenzeuge einer Scene, die sich seinem Gedächtnis so tief einprägte, wie ein ins volle Gesicht erhaltener Schlag. Am Straßenrand stand ein einzelnes Häuschen, die armselige Wohnung irgend eines armen Bauern, dessen mageres Grundstück hinter dem Häuschen lag. Er hatte sich nicht entschließen können, sein Grundstück im Stiche zu lassen, er war mit ihm viel zu innig verwachsen und verknüpft, so war er geblieben, was hätte er auch mitnehmen können? Einige Lumpen, wenn's gut ging. Da saß er nun in seiner niedrigen Stube, auf der Bank zusammengekauert, stieren Blickes sah er all die Soldaten an sich vorüberziehen, durch deren Rückzug sein reifes Korn dem Feinde rettungslos preisgegeben wurde. An seiner Seite stand seine noch junge Frau; ein Kind hielt sie an der Hand, während ein zweites sich an ihren Rock angehängt hatte, alle drei schrieen und jammerten. Mit einemmale wurde die Thüre der Hütte zornig aufgerissen, und in derselben erschien die uralte Großmutter, eine lange, hagere Gestalt, mit bloßen Armen, deren Sehnen wie Stricke hervortraten. Wild fuchtelte sie mit den Händen in der Luft herum. Ihre grauen, unter der Haube losgewordenen Haare flatterten um ihren hageren Kopf, und in voller Wut stieß sie unverständliche, zornerstickte Worte hervor. Die Soldaten lachten bei ihrem Anblick aus vollem Halse. Aber die Alte, welche sie für närrisch hielten, hatte ihre fünf Sinne noch alle beisammen, und als sie erst wieder die Sprache gefunden hatte, schrie sie aus vollem Halse: „Kanaillen, Briganten, Feiglinge, Feiglinge!" Mit einer durch Mark und Bein dringenden Stimme schleuderte sie den Dahinmarschierenden den Vorwurf der Feigheit ins Gesicht, immer und immer wieder. Das Lachen der Soldaten verstummte, eisige Kälte schien in den Reihen mit einemmale zu herrschen, die Mannschaften ließen die Köpfe hängen und blickten zur Seite. „Feiglinge, Memmen, Memmen!" scholl es aufs neue, rauh und heiser; die Alte schien zu wachsen. Es war erschütternd, dieses magere, in Lumpen gekleidete Weib zu sehen, wie sie, mit ihren langen Armen von Osten nach Westen deutend, schrie: „Feiglinge, da geht's nicht an den Rhein, ... dort ist der Rhein, ihr feigen Gesellen!"

Weiter ging der Marsch; aber als Moritz seinem Freunde Jean ins Gesicht sah, erblickte er große Thränen in dessen Augen. Dieses alte, einfältige Weib hatte die Demütigung gefühlt, welche die französische Armee erlitten hatte, ohne sie verdient zu haben, und die sie jetzt über sich ergehen lassen mußte. Sein armer Kopf wirbelte ihm und schmerzte ihn; wie er noch weiter hatte marschieren können, er wußte es nicht. Das 7. Corps hatte den ganzen Tag dazu gebraucht, die 23 Kilometer von Dannemarie bis Belfort zurückzulegen, wieder senkte sich die Nacht hernieder, und es war schon spät, sehr spät, als die Truppen endlich ihr Biwak unter den Mauern des festen Platzes bezogen, den sie vor 4 Tagen verlassen hatten, um gegen den Feind zu marschieren. Trotz der späten Stunde, und obwohl müde bis ins Mark, ließen es sich die Truppen nicht nehmen, Feuer aufzumachen und abzukochen. Seit ihrem Abmarsch brachten sie zum erstenmal etwas Warmes über den Mund.

Während die Soldaten in der ziemlich frischen Nacht um ihre Feuer hockten, die Nasen in ihren Suppennäpfen vergruben, und behagliches Schmatzen sich vernehmen ließ, ging auf einmal eine Nachricht von Mund zu Mund, welche das ganze Lager in die größte Verwunderung und in Staunen versetzte. Zwei Depeschen waren, eine hinter der andern, eingetroffen. Die Preußen waren nicht bei Markolsheim über den Rhein gegangen, und es stand nicht *ein* Preuße in Hüningen. Der Rheinübergang bei Markolsheim, die bei elektrischer Beleuchtung geschlagene Schiffsbrücke, all diese allarmierenden Nachrichten waren Schwindel, Hirngespinste, ein unerklärliches Phantasiegebilde des Sous-präfekten von Schlettstadt gewesen. Und was das, Hüningen bedrohende Corps anbelangte, so war dies jenes berühmte Schwarzwald-Corps, vor dem das ganze Elsaß zitterte, während es doch nur ein winzig kleines württembergisches Detachement war, zwei Bataillone und eine Eskadron, deren geschickte Taktik, Märsche und Gegenmärsche, die sich immer wiederholten, und deren unerwartetes, plötzliches Erscheinen an das Vorhandensein von mindestens 30—40000 Mann glauben ließ. In der Frühe noch hatte man es für notwendig gehalten, den Viadukt von Dannemarie zu sprengen! Auf eine Strecke von zwanzig Meilen hin war eine reiche Gegend, ohne jeden zwingenden Grund, in eine Wüste verwandelt worden, dank dem einfältigen Gerücht. Die Soldaten, die auf ihrem Marsche Zeugen dieser verzweifelten, kopflosen Flucht gewesen waren, wie alles mit seinem Vieh in die Wälder, mit Hab und Gut und hochbepackten

Karren, mit Kind und Kegel nach der nahen Festung floh, ärgerten sich nicht wenig darüber, mit einem gewissen Galgenhumor machten sie ihren gepreßten Herzen Luft. „Eine nette Geschichte das!“ schimpfte einer, der mit vollem Munde vor seiner Suppenschüssel saß, „so, also in dieser Gegend haben wir den Feind zu suchen, da soll's zum Kampfe kommen? Hat sich etwas damit! Auf zwölf Meilen vor uns, auf zwölf Meilen hinter uns keine Katze! Alles für nichts und wieder nichts, man hat uns zum reinsten Vergnügen ins Bockshorn gejagt.“ Ein zweiter schrie, während er seine Schüssel ausspülte: „Seht ihr's nun? Diese Schweinehunde! Lauter Trottel sind es. Solche Hasenfüße giebt man uns zu Generalen! Brauchten sie so zu eilen, wo weit und breit kein Feind ist? Wie wären die erst vor einer wirklichen und wahrhaftigen Armee ausgerissen! Über Hals und Kopf würden sie davon gelaufen sein.“ „So halte doch den Mund!“ verwies ihm ein anderer solche Reden. „Bringe deine Klagen doch beim Lieutenant vor!“ Ja wohl, Grund genug zum Klagen gab's. Kaum hatte die Geschichte begonnen, und schon war sie auch zu Ende. Indisziplin, Auflehnung, nirgends mehr ein Zusammenhalt, keine Armee mehr, nur noch eine Bande, für die drohende Katastrophe reif. Da lagen sie unter den Mauern Belforts, geschlagen, noch ehe sie einen Schuß gethan. Um seine Truppen zu beschäftigen, ließ General Ducrot an der nur halb armierten Festung schanzen. Verteidigungswerke erhoben sich, Felsen wurden gesprengt, mit Feuereifer Arbeiten aller Art ausgeführt. Aber immer noch war man ohne alle und jede Nachrichten. Wo befand sich Mac Mahon und dessen Armee? Wie stand es bei Metz? Die unsinnigsten Gerüchte liefen um und fanden neue Nahrung durch Pariser Zeitungen, welche die widersprechendsten Nachrichten enthielten und nur die angstvolle Dunkelheit vermehrten, in welcher man umhertappte. Zweimal hatte der General um Befehle gebeten, man hatte ihn gar keiner Antwort gewürdigt.

Am 12. August endlich kam das 7. Corps auf seinen vollen Stand, nachdem die 3. Division aus Italien übers Meer herübergekommen war; es umfaßte jetzt drei Divisionen, aber wo war die erste? Geschlagen bei Fröschweiler, trieb sie mit den andern Truppenteilen in der allgemeinen Rückzugsflut; wohin, nach welcher Richtung? Wer konnte das wissen! Eine Woche lang hatte nun schon dieser jammerwürdige Zustand angedauert, da endlich kam, mit Jubel begrüßt, der Befehl zum Aufbruch. Mochte kommen, was wollte, jedenfalls war es den Soldaten lieber, als dieses Leben, wie man es derzeit führte. Und während man sich zum Marsche vorbereitete, tauchten auch schon wieder die Vermutungen auf, welches das Ziel desselben sein würde; die einen behaupteten, man habe Straßburg zu verteidigen, die anderen dagegen steif und fest, es handle sich um die Besetzung eines wichtigen Punktes im Schwarzwald, wodurch den Preußen der Rückzug vollständig abgeschnitten werde. Der Marsch begann, zunächst die Fahrt. Schon bei der Verteilung der Lebensmittel hatte es die ärgerlichsten Auftritte gegeben, keine Spur von Ordnung! Da es an Brot und Wein fehlte, hatte man den Soldaten Schnaps dafür gegeben, die Folge war, daß dieselben fast durchgängig betrunken waren, und ihre Trunkenheit durch wüstes Geheul und Zotenlieder kundgaben. Dieses Treiben nahm seinen Fortgang, nachdem die Truppen verladen worden. Niemand wußte, wohin es ging, erst als der Zug in Langres hielt, begriff man, daß Paris das Ziel der Fahrt war. „Der Bismarck möchte gern einmal in den Tuilerien schlafen,“ rief einer, „und da dies nicht sein darf, führt man uns nach Charentonneau, um ihn dort abzufangen.“ Der Einfall wurde köstlich befunden. Bei der geringsten Veranlassung erscholl ein allgemeines „Hurra,“ der Ruf der Treiber bei den Wolfsjagden in den Vogesen und Ardennen. Das war das Bild, welches sich den Leuten bot, die voll banger Angst auf die Bahnstationen gelaufen waren, um vielleicht dort zu erfahren, wie es um Frankreich stand. Auf einem Bahnhof, wo der Zug hielt, bewirteten drei fein gekleidete Damen, reiche Frauen aus der Stadt, die Soldaten zu deren großer Freude mit Bouillon. Gerührt küßten die Soldaten den Damen die Hand, kaum aber hatte sich der Zug wieder in Bewegung gesetzt, so begannen auch schon die wüsten Zotenlieder und das wilde, häßliche Gejohle aufs neue. Bei Chaumont kreuzte der Zug mit einem andern, welcher Artillerie nach Metz brachte. Allgemeine Verbrüderung! Die Artilleristen hatten des Guten noch viel mehr gethan, als die Infanteristen, sie bammelten mit den Füßen, die sie zu den Wagenöffnungen heraushängen ließen, und brüllten dabei in einem fort: „In die Metzig, auf die Schlachtbank! jetzt geht's in die Metzig!“ Ein eisiger Hauch schien durch den Zug zu gehen, eine Kälte, die bis auf die Knochen ging, die Atmosphäre eines Beinhauses auf dem Kirchhof; man hörte nichts als den spöttischen Ruf: „Die Kameraden von der Artillerie sind nicht besonders lustig!“ „Ist ihnen auch gar nicht zu verdenken, sie haben ganz recht; ist es nicht jammervoll, diesen Haufen von Menschen zu sehen, lauter brave Burschen, die um lauter dummer, fauler Geschichten willen, von denen sie auch nicht das geringste verstehen, sich die Hälse brechen lassen sollen?“ meinte ein zweiter. „Wenn Badinguet (Spottname des Kaisers Napoleon) und Bismarck Händel miteinander haben, sollen sie es doch unter sich ausmachen, meinethalb mit Degen oder Pistolen, aber die Hunderttausende von friedlichen Bürgern in Ruhe lassen, die einander gar nicht kennen, und durchaus keine Lust darnach tragen, sich gegenseitig umzubringen.“

„Du da! Du bist ja einer von den Frommen und betest fleißig. Aber hat nicht der Gott, zu dem du betest, geboten: „Du sollst nicht töten!“ — Nun, du Gimpel, warum bist du trotzdem da?“ — „Zu meinem Vergnügen gewiß nicht,“ erwiderte der Gefragte, „aber die Gendarmen . . .“ „Ja wohl, die Gendarmen, von denen läßt man sich alles gefallen. Wißt ihr, was wir thun müßten, wenn wir richtige Kerle wären? Auf- und davonlaufen müßten wir, sobald wir ausparkiert werden, und diesem fetten Schwein von Badinguet und seiner keine vier Sous werten Generals-Bande es überlassen, zu sehen, wie sie aus der Patsche herauskommen, in welche die Preußen hineinzuführen sie sich vorgenommen hatten. Unsere Offiziere behandeln uns wie ein Stück Vieh, sie sollen uns ungeschoren lassen mit diesem dummen Krieg, krepieren sollen die schlechten Kerls, die von uns verlangen, wir sollen uns, für Gott weiß was, schlagen.“

„Donnerwetter! willst du endlich den Mund halten!“ rief Jean, blaß vor Zorn, „stundenlang habe ich dein einfältiges Geschimpf mitangehört, ihr glaubt ja bereits, nach euren Vorgesetzten nichts mehr fragen zu dürfen; einer allein kann euch ja nicht in den Block spannen. Dem Regiment geschähe freilich ein großer Dienst damit, wenn man Burschen deines Gelichters unschädlich machte. Nimm dich in acht, heilloser Feigling; selbst zu feig, dem Feind zu Leib zu gehen, willst du auch noch deine Kameraden mit deiner erbärmlichen Feigheit anstecken und sie hindern, sich zu schlagen, wie es für brave Soldaten sich gehört. Paß auf, dir will ich kommen! Ich mach mir auch den Teufel was aus diesem Badinguet, wie du, verstanden? Aber um die Politik, ob Republik, ob Kaiserreich, darnach frage ich die Katz! Heute, wie damals, als ich noch mein Feld bestellte, habe ich immer nur einen Wunsch gehabt, daß es allen gut gehen möge, daß Friede und Ordnung herrsche, Handel und Wandel blühe. Das ist leicht begreiflich, kein Mensch hat groß Vergnügen an Kampf und Streit. Aber das hindert nicht, daß man gewisse Kanaillen, welche ihre Kameraden mutlos machen wollen, während man so schon Mühe genug hat, sie ordentlich zusammenzuhalten, daß man solche Kanaillen an eine Mauer stellt und niederknallt. Bei Gott, schlägt euch das Herz nicht ungestümer, wallt euch nicht das Blut, wenn ihr hört, die Deutschen sind im Lande? Könnt ihr noch einen andern Gedanken haben, als den: „die Preußen sind im Land, wir wollen sie wieder hinausjagen!“

Leicht beweglich ist die Menge, und rasch wechselt sie ihre Ansichten. Die Soldaten jubelten ihrem Korporal zu, der seinen Schwur wiederholte, dem ersten das Genick brechen zu wollen, der es wagen sollte, in seiner Korporalschaft davon zu reden, man solle sich nicht schlagen. „Bravo, Korporal,“ tönte es von allen Seiten, „man wird dem Bismarck schon die Zeche machen!“ Und während dieser wilden, stürmischen, dem Korporal dargebrachten Huldigung, wandte sich Jean ruhig an Moritz, mit den Worten: „Unmöglich kannst du zu diesen Feiglingen halten. Noch sind wir nicht geschlagen, und schließlich werden wir es sein, die eines schönen Tages die Preußen ganz gehörig durchprügeln werden.“ In dieser Minute fühlte Moritz, wie ihm ein warmer Sonnenstrahl ins Herz drang. Er war gerührt, überwunden. Der Enthusiasmus, der ihn eines Tages dazu getrieben hatte, sich anwerben zu lassen, flammte aufs neue in ihm auf, und Siegesgewißheit schwellte seine Brust.

„Nun, das ist doch ganz gewiß, Korporal!“ sagte er, „wir werden

die Preußen gehörig klopfen!“ Der Zug rollte weiter, fort und fort seine Menschenlast weiter schleppend, die Pfeifen dampften und qualmten, es war zum Ersticken in diesen Wagen; vorbei ging's an den Stationen, wo man angsterfüllte Gesichter sah, vorbei an verstört dreinschauenden Bauern, die sich längs der Hecken aufgestellt hatten, immer noch erschollen die Zotenlieder, immer noch das Geschrei der Betrunkenen. Am 20. August hielt der Zug auf dem Bahnhof von Pantin in Paris, aber noch am nämlichen Abend wurde die Rückfahrt angetreten, tags darauf in Reims ausgeladen, und der Marsch nach dem Lager von Châlons angetreten.

Wir wissen aus dem ersten Teil der Kriegsgeschichte, daß die Kaiserin mit aller Energie den Rückmarsch der Mac Mahonschen Armee auf Paris bekämpfte, daß sie aufs entschiedenste verlangte, Bazaine in Metz solle Entsatz gebracht werden. Die Armee war auf dem Wege dahin; sie sollte nicht weit kommen.

Im Pfarrhaus von Oches war der General Bourgain-Desfeuilles einquartiert. Es wurden ihm einige Männer gemeldet, die ihn dringend zu sprechen wünschten, da sie wichtige Mitteilungen zu machen hätten. Sie durften eintreten. „Woher des Wegs? Was bringt ihr?“ forschte der General. „Mein General,“ nahm einer der Freischärler das Wort, „wir liegen mit unseren Kameraden im Wald von Dieulet ...“ „Wo ist der Wald von Dieulet?“ — „Zwischen Stenay und Mouzon, mein General.“ — „Jetzt weiß ich so viel wie vorher, ich kenne keines von den beiden Nestern; wie soll ich mich zurechtfinden mit all diesen neuen Namen?“ Etwas verlegen mischte sich Oberst Vineuil ins Gespräch, um den General darauf aufmerksam zu machen, daß Stenay sowohl, als Mouzon an der Maas liegen, und daß man, wenn die erste der beiden Städte in den Händen der Deutschen sei, versuchen müsse, bei Mouzon über die Maas und die dortige Brücke zu kommen, also mehr nördlich. „Und dann, mein General, sind wir hier, um Ihnen zu sagen, daß zur Stunde der Wald von Dieulet voller Preußen steckt! ... Gestern, als das 5. Corps von Bois-les-Dames aufbrach, kam's gegen Nouart hin zu einem Gefecht.“ (Das 12. sächsische Armee-Corps war dort an die Franzosen geraten, und hatte sie nach kurzem Kampfe zurückgeworfen, wobei es nicht ohne ernstliche Verluste abgegangen war.) „Wie! man hat sich gestern geschlagen?“ — „Ja wohl, mein General, das 5. Corps stand im Gefecht und hat sich in guter Ordnung zurückgezogen, heute Nacht wird es ohne Zweifel in Beaumont sein. Wir sind dann, während die anderen Kameraden das 5. Corps von den Bewegungen des Feindes zu unterrichten auf sich nahmen, auf den Gedanken gekommen, hieher zu eilen, um Sie, mein General, von der Sachlage zu verständigen, damit Sie dem 5. Corps, das morgen früh sicherlich 60000 Mann auf den Hals bekommt, zu Hilfe eilen können.“ Als General Bourgain-Desfeuilles diese Zahl hörte, zuckte er die Schultern. „Sechzigtausend Mann, den Teufel noch einmal auch! Warum nicht gleich 100000? Es träumt dir, mein Sohn. Ihr habt in eurer Angst alles doppelt gesehen. Es ist gar nicht denkbar, daß 60000 Mann so nahe bei uns stehen sollten, davon müßten wir doch auch was wissen!“ Und auf dieser seiner Ansicht verharrte der General unerschütterlich. Umsonst rief der Franktireur seine beiden Kameraden zu Zeugen auf. „Wir haben die Kanonen mit unseren eigenen Augen gesehen,“ versicherte der eine, ein Provencale. „Diese Halunken müssen toll sein, sonst würden sie nicht den Weg durch den Wald riskieren, wo man, infolge des beständigen Regens in den letzten Tagen, bis an die Kniee im Morast einsinkt.“ „Sie haben einen Führer, soviel ist sicher!“ fügte der zweite Freischärler hinzu. Aber seit Vouziers glaubte der General nicht mehr an die Konzentration der beiden deutschen Armeen, von der er bis zum Überdrusse hatte hören müssen. Er hielt es nicht einmal für der Mühe wert und angezeigt, die Franktireurs dem Chef des 7. Corps vorführen zu lassen, mit dem in Person zu sprechen die Franktireurs glaubten. Hätte man alle Bauern, alle Landstreicher hören wollen, welche mit angeblich hochwichtigen Mitteilungen daherkamen, man hätte keinen Schritt mehr thun können, ohne bald rechts, bald links in unglaubliche Abenteuer verwickelt worden zu sein. Dagegen befahl er den drei Männern dazubleiben, und weil sie die Gegend kannten, die Kolonne zu begleiten. „Sei's, wie's woll',“ sagten sich Jean und Moritz, „auf jeden Fall sind dies drei wackere Burschе, die vier Meilen querfeldein gelaufen sind, uns zu warnen.“ — — —

Tags darauf hatte das Corps bereits La Berlière passiert; mühsam genug ging's freilich vorwärts, plötzlich erscholl von rechts her Kanonendonner; der Platz, wo die Artillerie feuerte, mußte keine zwei Meilen entfernt sein, so klar und deutlich konnte man jeden Schuß hören. Die Wirkung auf die Truppen war eine geradezu elektrisierende. Mit einemmale war alle Müdigkeit vergessen, der eine Gedanke nur beherrschte alle: warum ging's nicht vorwärts? Sie wollten sich schlagen und viel lieber blutige Köpfe holen, als ewig sich zurückziehen in solcher Auflösung, ohne zu wissen warum und wozu. Mit dem Oberst de Vineuil erstieg General Bourgain-Desfeuilles einen rechts liegenden kleinen Hügel, um die Gegend zu rekognoszieren. Man sah sie deutlich zwischen zwei Gehölzen stehen, die Feldstecher am Auge und auslugend; gleich darauf sandten sie einen Adjutanten mit dem Auftrage zurück, die Franktireurs, falls sie noch da wären, nach dem Hügel heraufzuschicken. Mit ihnen kamen auch noch Jean, Moritz und einige andere, für den Fall, daß man irgendwie ihre Dienste brauchte. Kaum hatte der General Sambuc einen der Franktireurs erblickt, als er ihm zurief: „Welch vertrackte Gegend mit diesen ewigen Anhöhen und endlosen Wäldern! Horchen Sie doch mal hin. Wo schlägt man sich denn da vorne?“ Der Gefragte sah prüfend nach dem Horizont, ohne sogleich auf die Frage zu antworten, nach einem Weilchen sagte er: „Dort rechts von dem grünen Hügel liegt Sommauthe, Yoncq ist dort links; bei Beaumont schlägt man sich, mein General.“ — „Ja, bei Varniforet oder bei Beaumont“ bestätigte ein zweiter Franktireur. Der General murmelte vor sich hin: „Beaumont, Beaumont, man weiß in diesem verdammten Landstrich nie,“ — lauter aber fügte er bei: „Und wie viel Kilometer ist es von hier bis Beaumont?“ — „Zehn etwa, wenn man die Straße da unten von Chêne nach Stenay einschlägt.“ Der Kanonendonner schwieg keinen Augenblick, und schien von West nach Ost näher zu kommen, ununterbrochen rollte der Donner der Geschütze. „Da geht's heiß her, Teufel noch einmal!“ meinte Sambuc, „freilich, es ließ sich nicht anders erwarten; das sind sicherlich, wie ich schon heute früh Ew. Excellenz zu bemerken die Ehre hatte, die Batterien, welche wir in den Waldungen um Dieulet gesehen haben. In diesem Augenblick hat ohne Zweifel das 5. Corps diese ganze Armee auf dem Hals, die über Buzancy und Beauclair im Anmarsch war.“ Eine momentane tiefe Stille trat ein, während in der Ferne sich das Rollen des Geschützfeuers, der Schlachtendonner immer stärker vernehmen ließ. Moritz biß die Zähne übereinander, und doch hätte er lieber laut hinausschreien mögen. Warum verlor man da noch viele Worte, warum marschierte man nicht, ohne einen Augenblick zu verlieren, auf den Kanonendonner los? Er befand sich in einer unbeschreiblichen Aufregung. Jeder Kanonenschuß hallte in seiner Brust wieder; ach warum konnte er nicht dort sein, mit dreinschlagen, und den Kampf entscheiden helfen? Würden sie wohl noch in die Schlacht eingreifen, oder nur von Ferne dem Kampfe lauschen, ohne selbst einen Schuß zu thun? Das war heillos, wie man sie nun seit Beginn des Krieges am Narrenseil herumzog und immer zurückmarschieren ließ. In Vouziers hatten sie nur in ihrem Rücken einige Kanonenschüsse gehört, die Arrièregarde balgte sich ohne Zweifel mit dem Feinde herum. Bei Oches wurden sie vom Feinde bereits mit Feuer empfangen. Und doch ging es nicht im Laufschritt zur Unterstützung der Kameraden vor. Moritz blickte ganz bleich zu Jean hinüber, dessen Augen unheimlich funkelten und einen fieberhaften Glanz hatten. Der Donner der Kanonen, der immer furchtbarer wurde, machte alle Herzen höher schlagen. Tod und Teufel, schon wieder ein Halt! Dort den schmalen Fußpfad herunter, von dem Hügel her jagte ein General, hinter ihm sein Stab, es war Douay, tiefe Besorgnis stand ihm auf dem Gesicht geschrieben. Rasch forschte er die Franktireurs aus, aber was sie ihm zu sagen wußten, schien den General wie ein Donnerschlag zu treffen, ein Schrei der Verzweiflung rang sich von seinen Lippen. Aber was hätte es genützt, wenn er das, was sie ihm mitteilten, auch schon in der Frühe erfahren hätte; er würde doch nichts haben thun können. Der Wille des Marschalls war ein ganz bestimmter; vor Abend mußte die Maas um jeden Preis überschritten sein. Wie aber dann die staffelförmig hinüberdirigierten Truppen wieder auf dem Marsch nach Raucourt sammeln, um

sie in aller Eile auf Beaumont zu dirigieren? Würde man nicht unter allen Umständen zu spät kommen? Das 5. Corps war in der Richtung von Mouzon bereits im Rückzug, der Kanonendonner ließ ganz deutlich darauf schließen, daß es sich in östlicher Richtung weiterzog. In ohnmächtiger Wut ballte General Douay die Fäuste gegen den Himmel, dort hinüber über die Thäler und Höhen, über Feld und Wald, in jener Richtung hätte er marschieren mögen, und er durfte nicht, er war machtlos, der ihm gewordene Befehl zwang ihn, auf Beaucourt weiterzumarschieren. O dieser Marsch durch das Defilé von Stonne, hüben und drüben die Höhen, und von rechts her, hinter jenen Wäldern donnerten immer noch die Kanonen! An der Spitze des 106. Regiments ritt Oberst de Vinneuil in nachlässiger Haltung, erdfahl, mit den Augenlidern zwinkernd, als suchte er seine Thränen zu verbergen. Kapitän Beaudoin kaute wortlos an den Spitzen seines Schnurrbartes, während Lieutenant Rochas still vor sich hinmurmelte, und sich selbst und die ganze Welt verfluchte. Sogar diejenigen der Soldaten, denen es absolut nicht ums Kämpfen zu thun war, minder tapfere Naturen, fingen an zu schimpfen und vorwärts zu treiben, die Wut und der Zorn über diese ewigen Schlappen und Niederlagen war grenzenlos, und da marschierte man nun hin, langsam, tastend, während da unten die vermaledeiten Preußen die Kameraden umbrachten. Von feindlicher Kavallerie immer und immer wieder umschwärmt und in der Flanke bedroht, näherte man sich Roncourt in leidlich guter Ordnung, als sich plötzlich ein Strom von Flüchtlingen, eine Herde waffenloser Soldaten, im Galopp ausreißende Trainkarren, verwundete Offiziere, alles ein Knäuel, die Straße entlang wälzte, kopflos, sinnlos, scheu und wild, alles drunter und drüber. Es waren das die Trümmer einer Brigade der 1. Division, welche einen Wagenpark zu geleiten hatte und in der Frühe über La Besace gegen Mouzon aufgebrochen war. Diese Brigade und ein Teil des Trains hatten den Weg verfehlt und waren durch eine Reihe widriger Umstände in Varniforêt, nahe bei Beaumont, in die tolle Flucht des 5. Corps hineingeraten. Vom Feinde überrascht, in der Flanke angegriffen, der Überzahl erliegend, hatten sie sich in die Flucht geworfen, eine Panik brach aus, blutüberspritzt, stieren Auges, halbtoll, machten sie auch ihre Kameraden kopfscheu. Was sie zu erzählen wußten, verbreitete Angst und Schrecken, sie schienen außer sich von diesem Kanonendonner, der nun schon den ganzen Mittag unaufhörlich sich vernehmen ließ. War das ein Stoßen und Drängen während des Weitermarsches! Mußte man rechts halten, auf Autrecourt zu, um, nachdem es nun einmal so bestimmt und beschlossen war, bei Villiers über die Maas zu gehen? General Douay war schon längst in banger Sorge, der Zweifel hatte sich seiner bemächtigt; wenn, wie er im stillen fürchtete, die Brücke unpassierbar, vielleicht gar schon im Besitze der Deutschen war, was dann? Er hielt es für besser, das Defilé von Haraucourt zu benützen, um so nach Remilly zu kommen, bevor die Nacht hereinbrach. Nach Mouzon-Villiers und nach Villiers, jetzt nach Remilly, o es war zum Verzweifeln, dieses ewige Zurückmarschieren, die Ulanen im Nacken. Der ganze Marsch betrug ja höchstens 6 Kilometer, aber, trotzdem es erst fünf Uhr war, welch furchtbare Ermüdung überall. Kein Wunder! Seit dem frühesten Morgen war man auf den Beinen, zwölf Stunden hatte man gebraucht, um lumpige drei Meilen zurückzulegen, die staubige Chaussee stampfend, immer der Dinge harrend die da kommen sollten, zwischen Hoffnung und banger Furcht schwebend. Die beiden letzten Nächte hatten für die Mannschaften kaum ein Stündchen Schlaf gebracht, seit Vouziers hatten sie nichts mehr zu essen bekommen; viele brachen vor Erschöpfung zusammen. Als man dann endlich Raucourt erreichte, o Gott, da war es erst zum Erbarmen! Die Stadt ist klein, aber reich; herzig liegt sie da mit ihren schönen Häusern zu beiden Seiten der Straße, schmuck ist die Kirche, wunderhübsch die Mairie. Aber die eine Nacht, in welcher der Kaiser und Mac Mahon mit dem ganzen Generalstab und dem ganzen Troß des kaiserlichen Hofes hier durchpassiert waren, hatte hingereicht, in Verbindung mit dem ganzen ersten Corps, das Städtchen bis aufs äußerste zu erschöpfen. Wie ein Strom hatten sich die Truppen über dasselbe ergossen, die Bäckereien waren gestürmt, die Kaufläden geplündert worden, den letzten Bissen hatte man den Bürgern vor dem Munde weggenommen. Es gab kein Brot, keinen Wein, weder Zucker noch Kaffee, nichts mehr; nichts mehr zu essen, nichts mehr zu trinken. Der letzte Tropfen im Keller, das letzte Stückchen Fleisch aus dem Topfe war verschwunden. Es gab nichts mehr, rein gar nichts mehr, in dumpfer Verzweiflung zogen die ersten Regimenter des 7. Corps gegen 3 Uhr durch das Städtchen. Es war die alte Leier, und ein Tag wie der andere! Ausgehungert wankten die Soldaten durch die Straßen, mit Staub bedeckt, kraftlos, dem Umsinken nahe, und doch konnte man ihnen nicht einmal einen Bissen Brot geben, man hatte selbst nichts mehr. Da und dort machten die armen Teufel Halt, klopften an den Thüren, streckten ihre Hände nach den Fenstern aus und baten flehentlich um einen Bissen Brot. Die armen Frauen, die an den Fenstern standen, konnten ihnen nur durch Schluchzen, durch Zeichen zu verstehen geben, daß sie selbst nichts hätten, nichts, rein gar nichts! Am Straßeneck von Dix-Potiers begann Moritz vor Erschöpfung zu wanken. Jean sprang zu ihm hin, ihm beizustehen. „Nein, laß' mich, mit mir ist's aus. Lieber hier verr.... als noch einen Schritt weiter!" Auf dem nächsten Eckstein brach er zusammen. Der Korporal nahm die Miene eines aufgebrachten, über seinen Untergebenen zornigen Vorgesetzten an. „Ins drei ..... Namen! Ist mir auch schon einmal solch ein Soldat vorgekommen? Sollen dich die Preußen auflesen? He!? Auf! weiter!" Aber der junge Soldat gab ihm keine Antwort, bleich, mit geschlossenen Augen, halb bewußtlos saß er da. Wohl fluchte der Korporal noch, aber er sah, hier war es ernst; rasch eilte er zum nächsten Brunnen, füllte seine Feldflasche mit Wasser und wusch ihm das Gesicht, dann zog er, diesmal nicht verstohlen, das letzte Stück Zwieback, das er so sorgsam aufbewahrt hatte, aus dem Tornister, brach es in kleine Stückchen, und schob sie ihm in den Mund. Der Halbverhungerte schlug die Augen auf, gierig schlang er die Zwiebackstückchen hinab. „Aber du?" fragte er dann, mit einemmale wieder zu sich kommend, „was ist's mit dir? Du hast selbst ja noch gar nichts gegessen!" „Ach was, ich!" erwiderte Jean, „ich hab ein dickes Fell, mir thut es so gleich nicht etwas, ich kann warten. Eine Portion Froschlaich, und ich bin wieder der flotteste Kerl!" Er hatte sein Kochgeschirr von neuem gefüllt und leerte es auf einen Zug, mit der Zunge schnalzend. Und doch, wie bleich war auch er, wie sah man ihm den Hunger an, wie zitterten seine Hände vor Schwäche. „So, und nun weiter, mein Junge, wir müssen unsere Kameraden einholen!" Moritz stützte sich auf seinen Arm, wie ein Kind ließ er sich weiter führen. So kamen sie zu ihrer Nachhut. Kaum hatte diese Raucourt verlassen, so zogen auch schon von der andern Seite die Deutschen ein, zwei ihrer Batterien, die rasch auf den Höhen Stellung genommen hatten, feuerten. Das 106. Regiment, welches auf der Straße von Emmane hinmarschierte, befand sich direkt in der Schußlinie. Eine der ersten Granaten riß eine am Bachrand stehende Pappel um, eine zweite fuhr dicht neben Kapitän Beaudoin in eine Wiese, ohne zu platzen. Diese Schüsse brachten Leben in die Mannschaften. Die Soldaten, die eben noch in Raucourt sich von einer Thür zu andern geschleppt hatten, beschleunigten jetzt mit einemmale ihre Schritte, frisch, neubelebt, von der Gefahr angespornt. Selbst die Pferde schienen es zu fühlen, daß eine einzige verlorene Minute teuer zu stehen kommen könnte. Die Spitze der Kolonne hätte eigentlich schon Remilly erreicht haben müssen, da mit einemmale stockte der Marsch, es wurde Halt gemacht. „Teufel auch!" sagte Chouteau, „will man uns hier liegen lassen?" Das 106. Regiment hatte Haraucourt noch nicht erreicht, aber immer noch regnete es deutsche Granaten. Da schlug auch schon eine ganz nahe, rechts von der Kolonne ein, glücklicherweise ohne jemand zu verwunden. Fünf Minuten gingen so hin, schreckliche, nicht endenwollende Minuten. Und doch konnte man sich nicht von der Stelle rühren, kam man keinen Schritt vorwärts, es mußte da vorn irgend ein Hindernis geben, das die Straße versperrte, irgend eine dumme Mauer, oder sonst etwas ähnliches. Und der Oberst, fest in den Steigbügeln stehend, blickte angestrengt, vor Aufregung bebend, ins Weite hinaus; fühlte er, wie hinter ihm, unter seinen Leuten die Panik mehr und mehr wuchs? „Wir sind eben verraten und verkauft," wiederholte Chouteau, in heftigem Tone, „das weiß nachgerade jedes Kind." Ein allgemeines, unwilliges Murmeln ging durch die Reihen. Ja, ja! Man hatte sie da hergeführt, um sie zu verkaufen, den Preußen auszuliefern. In diesen bornierten Köpfen, die von den bisherigen Mißerfolgen erhitzt, und über alle, die ganze Zeit herein begangenen Fehler erbost waren, spukte nur noch die einzige Idee: „Verrat;" anders

Kampf in Bazeilles. Die letzten Patronen. Von de Neuville.

ließen sich ja alle diese Niederlagen und Mißerfolge nicht erklären. „Wir sind verkauft," wiederholten ein paar Stimmen, die Leute schienen samt und sonders mürrisch geworden zu sein. Nur Loubet schien eine Ahnung, einen plötzlichen Einfall zu haben. „Wißt ihr, woher es kommt, daß wir nicht vorwärts können? Daran ist dieses S....., der Kaiser schuld, der sperrt mit seiner Bagage die Straße, und hindert uns, weiterzumarschieren." Wie ein Lauffeuer ging die Neuigkeit durch die Reihen. Jeder versicherte seinem Nebenmann, daß der Aufenthalt von gar nichts anderem herrühren könne, daß der kaiserliche Train den Weitermarsch hemme. Es regnete Flüche und Verwünschungen und gar nicht wiederzugebende Ausdrücke, der furchtbarste Haß machte sich Luft über diese frechen anmaßenden Kreaturen und Diener des Kaisers, welche sich in die Städte und Dörfer drängten, wo der Soldat nach dem Marsche ins Quartier zu kommen hoffte und nun mit langer Nase abziehen mußte, die ihnen die Lebensmittel vor dem Munde wegaßen, ihnen ihren Wein aussoffen, auf Silbergeschirr aßen, vor allen diesen armen, von allem entblößten Soldaten; da prasselten die Küchenfeuer und brodelte es in den Pfannen, während die armen Schelme von Soldaten sich gegen den Hunger die Säbelgurten fester anzogen. Ah! dieser elende, erbärmliche Kaiser, zur Stunde schon ein Kaiser ohne Land und Reich, der nichts, gar nichts mehr zu sagen hatte, der herumlief wie ein Kind, das sich verlaufen hat, im weiten Frankreich, dieser Mensch, den man mit sich herumschleifte, ein lästiges, unnützes Stück Gepäck, zwischen dem anderen Gepäck der Truppen, verurteilt, seine Hanswurstelgeschichten, diese Hundertgarden und was sonst zu seinem Hausstaate gehörte, mit sich herumzuschleppen, seine Equipagen, Pferde, Köche, Fuhrwerke, alle Pracht seines mit Bienen bestickten Kaisermantels, den der Erbärmliche durch Blutlachen geschleift und durch den Staub und Kot der Landstraßen, auf die hinaus ihn seine Niederlagen gejagt hatten. — Und wieder sausten Granate um Granate heran, und schlugen neben und unter den Truppen ein. Dem Lieutenant Rochas hatte ein Granatsplitter das Käppi vom Kopfe gerissen, die Glieder waren in Unordnung geraten, es gab ein Stoßen und Gedränge, ein plötzliches Durcheinander, alles schrie, tobte. Lapoulle rief unaufhörlich, „warum marschiert man denn nicht weiter?" Eine Minute vielleicht noch hätte es gebraucht, und es wäre wieder eine Katastrophe dagewesen, jenes entsetzliche: „rette sich, wer kann!" wäre ausgestoßen worden, das alles aus Rand und Band gebracht haben würde. Der Oberst wandte sich nach seinen Leuten um, leichenblaß: „Kinder, liebe Kinder! nur ein wenig Geduld! Ich habe jemand fortgeschickt, nach dem Grund der Verzögerung zu sehen, wir werden bald wieder weitermarschieren." Aber man marschierte nicht weiter, und die Sekunden wurden zu langen, bangen Ewigkeiten. Endlich, endlich ging's wieder vorwärts, im weiten Bogen, um besser vor dem Feuer der deutschen Batterien geschützt zu sein. Später erfuhr man, daß es die Division Bonnemains, vier Kürassierregimenter, gewesen war, welche das 7. Corps durchkreuzt und auf diese Weise seinen Marsch aufgehalten hatte. Es wurde schon dunkel, als das 106. Regiment durch Angecourt marschierte. Immer noch hatte man rechts die Höhenkämme, zur linken aber erweiterte sich das Defilé, aus der Ferne, in bläulichem Duft, that sich ein Thal auf. Und nun erblickte man auch, von den Höhen bei Remilly, durch die wogenden Abendnebel ein mattes Silberband, das sich durch die unendlich lang sich ausdehnenden Wiesen und Felder hinzog, es war die Maas. Diese Maas, nach welcher man sich so sehr gesehnt, wo man den Sieg zu finden wähnte!

Moritz reckte den Arm gegen einige kleine, in der Ferne auftauchende Lichter aus, die vergnüglich im Wiesengrunde dieses fruchtbaren Thales brannten, über das sich mehr und mehr die Abendschatten ausbreiteten, und mit dem frohen Tone eines, der ein geliebtes Heim, eine liebe vertraute Stätte wiedersieht, sagte er zu Jean: „Da, blick' hinunter! Sieh, das ist Sedan."

Unsere Freunde hatten in einem befreundeten Hause Unterkunft, und in der Frühe des Morgens ihr Regiment wieder aufgesucht. Unterwegs war ihnen der Kaiser begegnet; eine Zuave aber hatte das Gewehr an den Backen heraufgerissen und gerufen: „Nun paßt mal auf, wie ich der Bestie eine Kugel ins Hirn jage." Er starb nicht, andere durften sich für ihn tot schießen lassen. Hell schmetterte jetzt eine Trompete durch das Biwak, die Schläfer zum Dienste rufend. Sergeant Sapin ließ seine Sektion antreten. „Wird mancher von ihnen fehlen, morgen," murmelte er vor sich hin, „und auch ich werde daliegen stumm und still." Lieutenant Rochas lag, jedes Zelt verschmähend, in seine Decke eingehüllt, an einem abgelegenen Plätzchen des Biwaks, aufmerksam betrachtete er die Nebel, die von der Maas aufstiegen, aufmerksam ein Zelt, in welchem der Oberst und einige Offiziere noch wachten. Den andern Tag kam es ja jedenfalls zur Schlacht, aber wie weit zerstreut lag das 7. Corps, und doch hatte es eine solch weit gedehnte Linie zu verteidigen, von der Maasschleife bis zum Walde von Garenne. Aber trotz alledem, alles schlief den Schlaf des Gerechten. Und doch, wär's nicht besser gewesen, zu wachen? Da klang von fern dumpfer Hufschlag eines Kavallerieregiments herüber, bald das dumpfe Rollen von Geschützen, dann wieder der abgemessene Tritt von Kolonnen Infanterie; von den Höhen zog sich's herunter in düsteren Reihen, aber von all dem schien man nichts im französischen Lager zu wissen, zu hören, zu sehen, eintönig verkündeten die Glocken des Kirchturms von Sedan die Zeit, eine Stunde nach der andern. General Lebrun hatte indessen die Zeit auszunützen verstanden, und sich in Bazeilles, das um jeden Preis gehalten werden sollte, aufs trefflichste verschanzt. Barrikaden sperrten Weg und Straßen, alle Häuser waren besetzt, jedes Gäßchen, jeder Garten in eine Festung umgewandelt worden. Und seit 3 Uhr standen die ganz leise geweckten Truppen in dieser pechrabenschwarzen Nacht auf ihren Posten, zum Kampfe bereit, die Gewehre frisch eingefettet, jeder, wie es die Vorschrift verlangte, mit neunzig Patronen versehen. Der erste Kanonenschuß des Feindes kam daher auch keinem unerwartet, und die zwischen Balan und Bazeilles in Reserve stehenden Batterien jagten denn auch sofort herbei, das Feuer des Gegners zu erwidern, sie wollten zeigen, daß sie da und wach seien, aber des herrschenden Nebels wegen konnten sie natürlich nur aufs Geratewohl hin feuern. Unsere Bekannten hatten sich in die Nähe ihres Lieutenants gemacht, der mit seinen grauen Augen den Nebel durchbohren zu wollen schien. „Dieser heillose Nebel; da wird es not thun, sich im Dunkeln die Hälse zu brechen," meinte er, und fügte dann, ohne jeden ersichtlichen Zusammenhang, bei: „Was für einen Tag haben wir denn eigentlich heute?" „„Donnerstag,"" erwiderte einer der Soldaten. „Ja, ganz richtig, Donnerstag. Der Teufel soll drein schlagen, es ist das reinste Zigeunerleben, und von dem, was in der Welt passiert, hat man kaum eine Ahnung mehr." In diesem Augenblick gesellte sich dem Brummbaß der Kanonen, die noch keinen Augenblick geschwiegen hatten, auch noch im Umkreis von 500—600 Metern, an den Ufern hin das helle, lustige Knattern des Gewehrfeuers bei. Und jetzt, — im Theater hätte es nicht schöner sein können, — stieg auf einmal die Sonne hell und glänzend empor, die Nebel über der Maas zerrissen und wogten nur noch wie leichte Sommerfäden übers Gefilde, der blaue Himmel kam zum Vorschein, so wunderbar hell, so klar, so unbeschreiblich schön, auch nicht das kleinste Wölkchen weit und breit. Einen wundervolleren Sommermorgen konnte man sich gar nicht denken! (In der That, jeder der dabei gewesen, wird sagen müssen: „so war's," und Zola weiß diesen Morgen hinreißend schön zu schildern.) „Ah, seht nur," rief einer, „sie wollen dort die Bahnlinie gewinnen.... Hol's der Teufel, wie konnte man aber auch nur so dumm sein, nicht die ganze Brücke in die Luft zu sprengen?" Der Lieutenant machte eine Miene, die deutlich verriet, wie zornig er war, und wie es in seinem Innern kochte. „Die Minengänge waren geladen," erzählte er, „dummerweise hat man aber gestern, nachdem man vier Stunden lang um den Besitz der Brücke sich herumgebalgt, und sie wieder zurückeroberte, es vergessen, sie einfach anzuzünden und in die Luft zu sprengen." Um Bazeilles tobte der Kampf am wütendsten. „Aha," murmelte der Lieutenant, „der Tanz verspricht nett zu werden." Ein in der Nähe stehender Marinelieutenant meinte: „Freilich! Bazeilles ist von der höchsten Wichtigkeit. Hier fällt die Entscheidung des Tages." Unser Freund war anderer Meinung, er, der in der Gegend zu Hause war. Sein Blick schweifte immer nach dem Kirchturm von Floing hinüber, der in diesem herrlichen Landschaftsbild so fein und so glänzend wie eine Nadelspitze emporragte. Er kannte hier herum jeden Schritt und Tritt, aber es fiel ihm schwer, sich dem Lieutenant verständlich zu

machen, und dann, sollte das Ei klüger als die Henne, der Soldat klüger als der Marschall sein dürfen? Eine Granate, die heulend geflogen kam, machte weiteren Erörterungen ein Ende, der Lieutenant stürzte zu Boden, beide Füße waren ihm zerschmettert worden. „Auch so recht," murmelte er, „ich habe mein Teil! Aber was liegt daran? Legt mich dort an die Mauer, meine Kinder, zielt gut, nehmt euch Zeit, ich werde es euch sagen, wenn es Zeit ist, mit dem Bajonett auf sie loszugehen. Indessen stand bei einem kleinen Häuschen, nicht weit von Bazeilles, eine Gruppe von Generalstabsoffizieren, an ihrer Spitze der Kaiser. War das wirklich der Kaiser, der doch zu Pferde immer so stattlich, viel größer, ausgesehen hatte, den Schnurrbart stramm gewichst und gedreht, so prächtig aussehend, mit roten Wangen, — heute sah man, daß dies alles nur die Schminke fertig gebracht hatte. Um fünf Uhr in der Früh davon benachrichtigt, daß man sich bei Bazeilles schlage, war er gekommen, schweigsam wie immer, still wie ein Gespenst. Eine in der Nähe stehende Ziegelei schien einigen Schutz zu bieten, aber es schien nur so, hageldicht prasselten die Gewehrsalven gegen das Gebäude, jeden Augenblick kamen Granaten, welche das ganze Terrain aufwühlten. Unwillkürlich hatte die ganze Eskorte des Kaisers Halt gemacht. „Sire," murmelte eine Stimme, „hier ist es in der That gefährlich." Der Kaiser drehte sich nur einen Augenblick um, und wies, sich zu seinem Generalstab wendend, mit einer leichten Handbewegung nach einem nahen Sträßchen bei der Ziegelei hinüber: „Dort werden Mann und Roß völlig gedeckt sein." — „Aber, die Wahrheit zu sagen, Sire, das ist die reine Thorheit ... Sire, wir flehen Sie an ..." Der Kaiser aber wiederholte nur seine Handbewegung, als wollte er damit sagen, daß das Auftauchen einer Gruppe von Uniformen auf dieser völlig ungedeckten Straße sicherlich die Aufmerksamkeit der auf dem linken Ufer stehenden Batterien erwecken müsse. Und ganz allein, im Kugel- und Granatenregen, ging er hin und her, ruhig, in seiner schweigsamen, teilnahmslosen Weise, sein Geschick erwartend, und das, was es ihm bestimmt. Sicherlich, ihm flüsterte in diesem Augenblicke in seinem Rücken eine Stimme, unerbittlich, mitleidlos, eine Stimme, die ihn nach vorwärts trieb, eine Stimme von Paris her, zu: „Vorwärts, vorwärts! Stirb auf den Leichenhügeln deines Volkes als ein Held, setze die ganze Welt in Staunen und Verwunderung, eines wenigstens kannst du damit erreichen, du kannst deinem Sohne den Thron retten." Und in der That, er ritt vorwärts, langsam trieb er sein Pferd an, und kam richtig auf etliche hundert Meter vorwärts. Dann aber hielt er wieder sein Pferd an, als wollte er auf den Tod warten, den er ersehnte. Die Kugeln heulten um ihn wie der Sturm in einer Herbstnacht, und eine Granate hatte neben ihm eingeschlagen, ihn mit Staub und Erde überschüttend. Aber er wartete immer noch umsonst auf den Tod. Die Haare seines Pferdes sträubten sich empor, es zitterte am ganzen Leib, als wüßte es, daß schon die nächste Minute Roß und Reiter die Vernichtung bringen könnte, aber der Todesengel ging an beiden vorüber, heute hatte er keinen Teil an ihnen. Jetzt erst, nach diesem langen, vergeblichen Harren ritt der Kaiser, der wie kein anderer blindlings an ein Fatum glaubte, überzeugt, daß seine Stunde noch nicht gekommen und sein Geschick sich hier nicht erfüllen werde, ruhig aus dem Feuer, als hätte er in all den letzten Minuten nichts anderes bezweckt, wie das eine, genaue Einsicht in die Aufstellung der deutschen Batterien zu bekommen.

„Aber Sire! Welche Vermessenheit! ... Um des Himmels willen, setzen Sie sich nicht länger in dieser Weise aus." Eine bezeichnende Handbewegung war die ganze Antwort, und wieder mußte ihm sein Generalstab folgen. Schonte er sich selber nicht, so brauchten sie auch nicht geschont zu werden; querfeldein, über die Heide von Napaille ritt er auf Moncelle los. Ein Kapitän wurde getötet, zwei Pferde erschossen. Die Regimenter vom 12. Corps, an denen er vorbeipassierte, sahen ihn kommen und weiterreiten, wie ein Gespenst, kein Gruß, kein Zuruf ließ sich vernehmen.

„Und ich sage Ihnen, er ist tot, maustot; eine Granate hat ihn in zwei Stücke zerrissen."

„„Ach was, ich habe ihn ja forttragen sehen ... Eine einfache, unbedeutende Verwundung, ein Schuß in den H ....."

„Wann ist es passiert?"

„„Gegen ½7 Uhr, vor einer Stunde etwa ... Da oben, ganz in der Nähe von Moncelle, auf einem Kreuzweg ..."

„Und hat man ihn nach Sedan verbracht?"

„„Natürlich, er ist in Sedan."" Dieses Gespräch hätte einer vernehmen können, der an jenem Tage nahe genug bei zwei französischen Offizieren gestanden hätte, die sich auf dem Schlachtfelde von Sedan flüchtig begrüßten. Von wem sprachen doch die zwei? Ja so, vom Marschall Mac Mahon, der auf seinem Ritt zu den Vorposten verwundet worden war. Der Marschall verwundet! Würde es ein Glück oder ein Unglück für Frankreich sein? Wer brächte es fertig, in solchen Stunden lange zu grübeln!

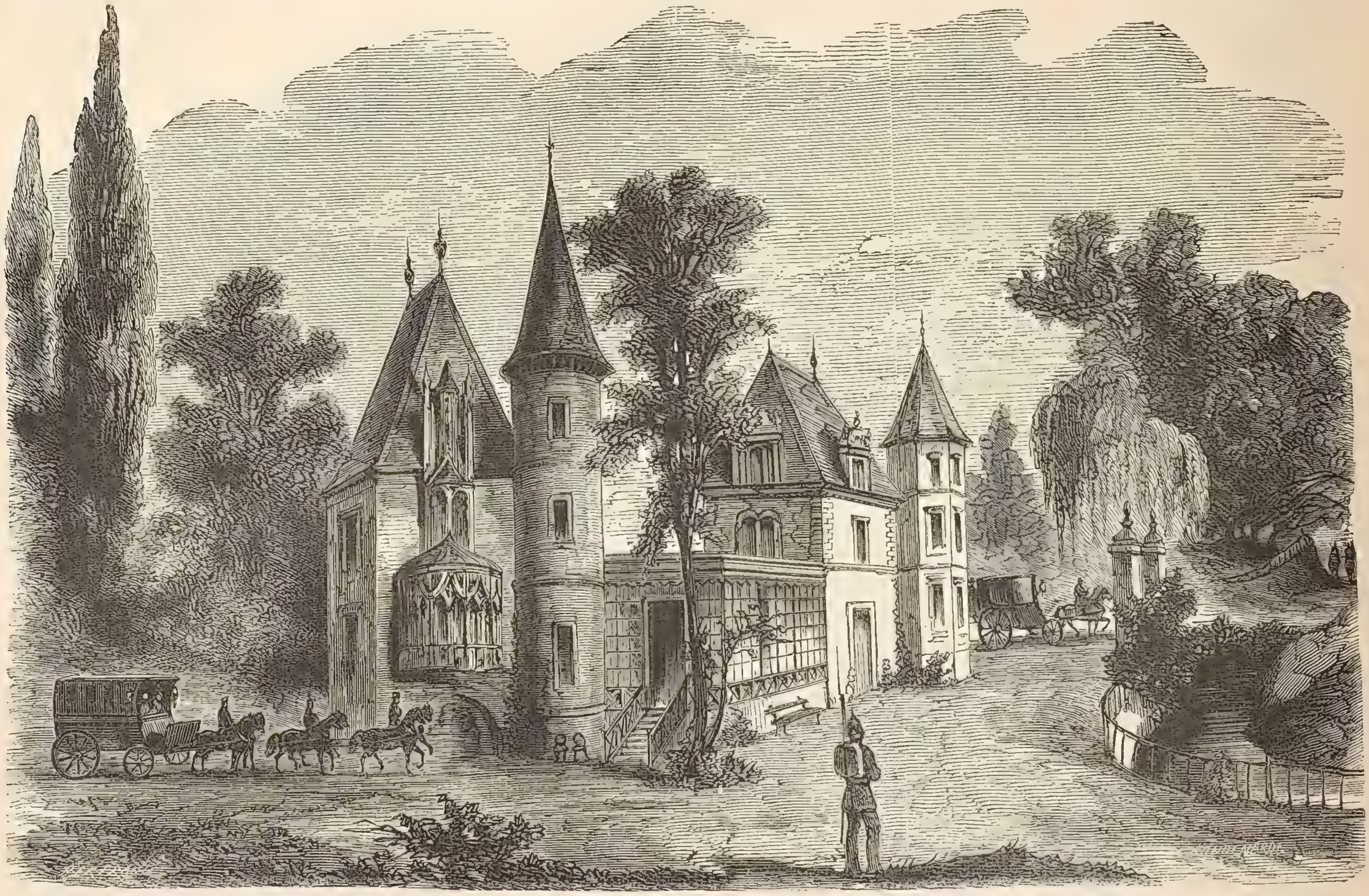
„General Ducrot ist Höchstkommandierender! ... Die ganze Armee wird sich bei Illy konzentrieren, um den Rückmarsch auf Mezières anzutreten," schrie im Vorbeijagen ein mit verhängten Zügeln daherreitender Adjutant seinem Kameraden zu, und weiter jagte der Offizier, nach Bazeilles hinein, seine Nachricht zu überbringen. Dort tobte der Kampf mit unbeschreiblicher Heftigkeit, die Bäche hatten sich rot gefärbt vom Blute, Haufen von Toten sperrten die Straße, ganz Bazeilles war ein großes Beinhaus, aus dem schauriges Stöhnen und Röcheln drang. In jedes Haus, das nach erbittertem Kampfe genommen worden, wurde die Brandfackel geworfen, Pechkränze flogen in die Häuser, die zuvor mit Petroleum begossen worden, bald waren ganze Straßen ein einziges Feuermeer, Bazeilles stand in Flammen. Aus war der Kampf, der schöne Ort nur noch ein großer Trümmerhaufen.

Inzwischen bereitete sich jener Todesritt der französischen Kavallerie vor, von dem noch lange die Rede sein wird. — Die ganze Division Margueritte — (3 Regimenter Chasseurs d'Afrique, ein Regiment Chasseurs de France und ein Husarenregiment,) — wurde in einer Terrainfalte, links der Straße, etwas unterhalb des Calvarienberges zusammengezogen. „Absitzen!" ertönte das Signal, und die Mannschaften benützten die Gelegenheit, noch einige Zeit miteinander zu plaudern. „An die Pferde! Sitzt auf! Gewehr auf!" ertönte ein zweites Signal, und die Säbel flogen aus den Scheiden. Der Oberst eines jeden Regiments war vor die Front galoppiert, etwa 25 Meter voraus, die Kapitäne hielten auf ihren Posten. Kein Laut ließ sich hören, Totenstille herrschte; glühend brannte die Sonne vom Himmel, an die Rippen pochte das Männerherz. Ein einziger Befehl noch, der letzte, und diese eben noch so unbewegliche Masse würde vorwärts stürmen wie eine Windsbraut.

In diesem Augenblick aber erschien auf der Höhe des Hügels ein Offizier zu Pferde. Er war verwundet, zwei Mann stützten ihn. Anfänglich erkannte man ihn nicht, dann aber entstand ein Gemurmel, das bald wütenden Rufen Platz machte. Es war der General Margueritte, dem eine Kugel die Wangen zerrissen hatte, und der später an dieser Verwundung starb. Sprechen konnte er nicht, er bewegte nur den Arm und zeigte nach vorwärts, nach dem Feinde. Immer lauter wurden die Rufe: „Unser General ... Rächen wir ihn, rächen wir ihn!" — Jetzt schwang der Oberst des ersten Regiments den Pallasch hoch in der Luft und kommandierte mit Donnerstimme: „Zur Attaque!" Die Trompeten schmetterten, die Masse setzte sich in Bewegung, gleich darauf in Trab. Der Trab ging in Galopp, in die Carrière über. Die feindliche Linie wurde durchritten, aber hinter ihr stand eine zweite, hinter dieser eine dritte und vierte. Umsonst war aller Heldenmut, diese Massen des Feindes waren wie ein wogendes Ährenfeld, in dem Mann und Roß verschwanden. So furchtbar, so aus nächster Nähe abgegeben, waren diese Salven der Deutschen, daß die Uniformstücke der Reiter in Brand gerieten. Zwei Drittel ihrer Mannschaft ließen die Regimenter auf der Wahlstatt, und nichts blieb von jenem prächtigen Angriff, als die glorreiche Dummheit, ihn unternommen zu haben.

Und während diese braven Truppen in den Tod ritten, hatte er, der all dies Elend verschuldet, noch einmal einen schwachen Anlauf genommen, sich als Soldaten zu zeigen, aber er kam nur bis zur Maasbrücke. Eine Granate schlug in seiner Nähe ein, und einer seiner Kutscher wurde von derselben getötet, da kehrte er um und fuhr zum Marschall Mac Mahon, diesem einen Besuch abzustatten. In sein Quartier zurückgekehrt, erfuhr er von den Generalen Douay und Ducrot, daß die Schlacht verloren sei. Die Wegnahme des Plateaus von Illy hatte alles entschieden, die Armee war umzingelt, das Verderben brach herein.

Das war's, was ihm die Generale übereinstimmend zu melden wußten. Schweigend ging der Kaiser einige Minuten in seinem Kabinet auf und ab, sein wankender Schritt zeigte, wie krank er war. Ein einziger Adjutant war in seiner Nähe, stumm stand er zunächst der Thüre." Ruhelos wanderte der Kaiser zwischen dem Kamin und dem Fenster auf und ab, das Gesicht von nervösen Zuckungen entstellt. Sein Rücken war gekrümmt, als lastete eine ganze Welt darauf, und das müde Auge, das allen Glanz verloren, redete deutlich davon: Hier hatte ein Mann die letzte Partie gespielt, die zu spielen ihm noch übrig geblieben war, und er hatte sie verloren. So oft er an das offene Fenster trat, hielt er zusammenschaudernd einen Augenblick still. „O dieser Kanonendonner, dieser schreckliche Kanonendonner, den man nun den ganzen Morgen schon hört!" Ja wohl, es war entsetzlich, wenn man an all das Blut dachte, das da vergossen wurde, an die zerschmetterten Glieder, an die neuen



Schloß Bellevue bei Sedan, in welchem die Zusammenkunft zwischen König Wilhelm und Napoleon stattfand.

Totenopfer, die sich den seitherigen des Feldzuges anreihten. Man war nun eben einmal besiegt, die Geschichte war aus, zu was denn noch sich gegenseitig niedermetzeln?

All dieser Greuel des Kriegs, all dieser Jammer, er schrie zum Himmel! Da drüben auf dem Schlachtfelde lag sein Glück, an das er geglaubt, dem er vertraut, zerschellt, geknickt wie ein Strohhalm, und der Mann, der Schlächter des 2. Dezembers fand endlich einige Thränen für die armen Teufel, die da draußen so unnütz auf die Schlachtbank geliefert wurden.

„O diese Kanonade, diese entsetzliche Kanonade, macht sie schweigen, sofort, sofort!" Noch einmal, zum letztenmal wollte dieser Kaiser ohne Thron, dieser Fürst, der nichts mehr zu sagen hatte, denn all seine Macht hatte er in die Hände der Kaiserin gelegt, dieser Oberbefehlshaber seiner Armee, die er nicht mehr kommandierte, denn Bazaine führte das Oberkommando, sich zurückträumen in die Tage seiner Macht, ein letztes Mal noch der Herr sein. Seit der Abreise von Châlons war er nur noch eine Null, ein Nichts gewesen, er hatte nicht mehr gewagt, einen Befehl zu geben, er fühlte es, er war zu nichts mehr nütze, sein Name galt nichts mehr, er versperrte nur den Platz, er war ein lästiges Paket, das man in Gottes Namen mit dem übrigen Gepäck der Armee herumschleifen mußte. Kaiser war er nur noch, um dem Unglück, der Schande, dem Zusammenbruch die Thüre zu öffnen. Der erste, der einzige Befehl, den er noch geben konnte, geben durfte, jetzt da endlich das Mitleid und das Erbarmen sich in seinem Herzen geregt, war, die weiße Fahne aufhissen zu lassen über der Citadelle von Sedan, und um einen Waffenstillstand zu bitten. O diese Kanonade, diese schreckliche Kanonade. „Nehmt eine Fahne, ein Tischtuch, gleichviel was es ist; beeilt euch, sagt, man soll das Feuer einstellen."

Der Adjutant eilte fort, und wieder begann der Kaiser im Zimmer auf- und abzuschwanken, während draußen die Batterien fortdonnerten. Endlich schwieg der Kampf. An der Straße von Donchery, in dem armseligen Weberhäuschen hielt einige Stunden später Napoleon seine Zusammenkunft mit dem Grafen Bismarck. Seit 5 Uhr in der Frühe hatte es ihn aus der Unter-Präfektur unwiderstehlich fortgetrieben, er mochte nicht länger mehr da verweilen, wo sein schlechtes Gewissen ihn allerhand Schreckgespenster sehen ließ, daneben aber fühlte er doch das Bedürfnis, für seine arme unglückliche Armee noch etwas gelindere Bedingungen, als die gestellt worden waren, zu erwirken. Er wünschte den König von Preußen zu sprechen. In einer Mietkutsche war er über die lange pappelbewachsene Chaussee gefahren, fröstelnd in der Morgenluft, und mit dem Bewußtsein, daß seine ganze bisherige Größe dahin sei für immer, er war auf der Flucht vor seinem Volke, auf der ersten Etappe seines Exils. Auf dieser Fahrt war es, wo er Bismarck begegnete, der in aller Eile herbeigeritten gekommen war, eine alte Mütze auf dem Kopfe, mit schweren geschmierten Reiterstiefeln, und mit dem einzigen Gedanken, den Kaiser hinzuhalten, ihn zu verhindern, den König bälder zu sprechen, als bis die Kapitulation unterzeichnet war. Der König war noch in Vendresse, vierzehn Kilometer weit entfernt.

Napoleon III. fährt auf dem Wege nach Bouillon, in die Kriegsgefangenschaft, über das Schlachtfeld von Sedan.

Also wohin? Unter welchem Dach ihn erwarten? Da unten, im wogenden Nebel verloren, lagen für ihn auch die Tuilerien verschwunden. Meilenweit schien Sedan schon entfernt zu sein, die Rückkehr ihm abgeschnitten durch ein Meer von Blut. Zur Zeit gab es keine kaiserlichen Schlösser mehr in Frankreich, keine Amtswohnungen, keinen Winkel mehr im Hause des geringsten Beamten, wo er es hätte wagen mögen, sich niederzulassen. Das Häuschen eines Webers war's, wo er rasten wollte, jenes armselige Häuschen, das er am Rande der Chaussee bemerkt hatte, einstockig und mit halbblinden Fenstern versehen. Das schlichte gegipste Zimmer im obern Stock war mit Platten belegt, und besaß keine anderen Möbel, als einen weißgescheuerten Tisch und zwei Strohsessel. — Hier wartete er zwei lange Stunden, erst in der Gesellschaft Bismarcks, über dessen Gesicht ein Lächeln glitt, als er den Kaiser von Großmut reden hörte, dann allein, sein Unglück überdenkend und sein fahles Gesicht an die Scheiben pressend; einen letzten Blick warf er noch zur Maas hinüber, die so wunderbar schön durch weite fruchtbare Gefilde dahinzog. Von dort aus fuhr er dann nach Schloß Bellevue, zu der bekannten Zusammenkunft mit dem König von Preußen, der ihm Schloß Wilhelmshöhe bei Cassel als künftigen Wohnort anwies. Und dann am nächsten Tag die Fahrt vorbei an seinen Soldaten, die in die Gefangenschaft abgeführt wurden, über das Schlachtfeld mit seinen Trümmern, an den Toten vorbei, mit den starren, offenen, zum Himmel gerichteten Augen, hinüber über die Grenze.

Und nun mag uns der Leser noch auf die Halbinsel von Iges folgen, wo die Opfer des Kaisers, seine Soldaten, (die Offiziere nicht, die hatten in ihrer großen Mehrzahl Ehrenscheine ausgestellt und freuten sich nun der goldenen Freiheit, hingehen zu können, wohin sie wollten,) untergebracht worden waren. Man hatte deutscherseits recht wohl gewußt, warum man gerade diesen Platz auswählte. Es gab nur einen Weg zu der Halbinsel und dort waren zwei Geschütze aufgestellt, welche jeden Zugang sperrten. So groß die Ausdehnung der Halbinsel auch war, es war ein Leichtes, sie zu überwachen; ein Cordon von deutschen Schildwachen schloß dieselbe ein, alle fünfzig Schritte stand ein feindlicher Posten, der Befehl hatte, auf jeden zu schießen, der es versuchen sollte, schwimmend zu entkommen. Dahinter patrouillierten Ulanen, um die Verbindungen zu unterhalten, und noch weiter zurück waren die dunkeln preußischen Linien sichtbar, eine dreifache Einschließungslinie, lebendig und beweglich, welche die gefangene Armee schon mürbe machen würde. Vor allem that dies der eingefallene dreitägige Regen und der Hunger.

Und wie war's während all dieser Zeit bei Metz gegangen? Nach Fröschweiler und Spicheren, in dem Augenblick, als das 1. Corps, in voller Auflösung, auch noch das 5. in dieselbe verwickelte, stockten auch die Bewegungen der übrigen Corps, die staffelförmig von Metz bis Bitsch aufgestellt waren; bestürzt wollten sie so rasch als möglich all diesen Mißerfolgen sich entziehen, rückwärts ging's, rückwärts; auf dem rechten Ufer der Mosel, in dem dortigen verschanzten Lager sollte die Vereinigung bewerkstelligt werden. Aber wie viel köstliche Zeit war inzwischen verloren gegangen! Statt sich zu beeilen, Paris zu erreichen, ein Marsch längs der Grenze, der solch große Schwierigkeiten bot. Der Kaiser hatte, wohl oder übel, das Kommando an den Marschall Bazaine abgeben müssen, von dem Frankreich allein noch den Sieg erhoffte. Aber bei Borny war die französische Armee gerade in dem Augenblick, als man endlich den Entschluß gefaßt hatte, auf das linke Ufer überzugehen, von zwei deutschen Armeen zum sich Stellen gezwungen worden. Regungslos lag Steinmetz mit seinen Truppen dem verschanzten Lager gegenüber, es bedrohend, und Prinz Friedrich Karl, der stromaufwärts den Fluß überschritten hatte und nun auf dem linken Ufer heranmarschierte, um Bazaine von dem übrigen Frankreich abzuschneiden. Und doch hatte Bazaine bei Borny erst um 3 Uhr mittags das Feuer eröffnen lassen, um einen Sieg (?) zu erfechten, dem kein weiterer folgte, der allerdings die Franzosen in ihren Stellungen sich behaupten ließ, aber sie gleichzeitig auch auf beiden Ufern der Mosel lahmlegte, während sich die Umgehungsbewegung der zweiten deutschen Armee ruhig vollzog. Und dann am 16. bei Rezonville, wie war es da? Sämtliche Corps waren jetzt allerdings auf dem linken Moselufer, aber das 3. und 4. waren noch zurück, aufgehalten durch die heillose Versperrung des Kreuzweges an den Straßen von Etain und Mars la Tour, nicht zu vergessen der kühn unternommenen Kavallerie- und Artillerie-Angriffe der Deutschen, welche diese Straßen schon seit dem frühen Morgen besetzt und gesperrt hielten, nicht zu gedenken des ohne jeden Nachdruck und kopflos geführten Kampfes, denn bis um 2 Uhr konnte, mußte Bazaine siegen, wenn er wollte, hatte er doch nur eine Handvoll Leute vor sich, die über den Haufen zu werfen eine Kleinigkeit war, und doch verlor er die Schlacht, dank der aus seinem Schädel nicht mehr hinauszubringenden Furcht, er könnte von Metz abgeschnitten werden, jene großartige Schlacht, welche sich meilenweit über Hügel und Ebenen erstreckte, wo die in Front und Flanke gleichzeitig angegriffenen Franzosen Wunder der Tapferkeit gethan. Da Bazaine nicht vorwärts zu bringen war, dagegen dem Feind die schönste Zeit ließ, sich zu konzentrieren, arbeitete er dem preußischen Plan geradezu in die Hände, der die Franzosen auf das andere Ufer zurückzuwerfen beabsichtigte. Am 18. endlich, nach dem Rückzug vor das verschanzte Lager, bei St. Privat war's, in diesem letzten Kampfe, da stand es so: Auf einer Angriffsfront von dreizehn Kilometern Länge standen 200,000 Deutschen mit 700 Geschützen gegen 120,000 Franzosen, welche nur 500 Geschütze hatten, die Deutschen mit Front gegen Deutschland, die Franzosen mit Front gegen Frankreich, als wären die, die uns ins Land gefallen, von uns mit Truppen überzogen. Und welches entsetzliche Durcheinander im Verlauf von zwei Stunden! Die preußische Garde zurückgeworfen, in die Pfanne gehauen, Bazaine lange Zeit Sieger, dank seinem durch nichts ins Wanken zu bringenden linken Flügel, bis zu dem Augenblick, als gegen Abend sein schwächerer rechter Flügel, nachdem er gezwungen gewesen, St. Privat aufzugeben, unter furchtbarem Gemetzel, die ganze Armee mit sich reißend, geschlagen, unter die Mauern von Metz zurückgeworfen war, eingeschnürt von jetzt ab in einen eisernen Gürtel. Die Depesche des Marschalls war vom 19. August, von St. Privat datiert, in welcher er davon sprach, seine Rückzugsbewegung auf Montmedy wieder aufzunehmen, sie war nichts weiter, als der Bericht eines geschlagenen Generals, der seine Niederlage beschönigen will; und später, am 29. August, als er die bestimmte Nachricht von der Annäherung Mac Mahons empfing, der, die preußischen Linien durchquerend, ihm zu Hilfe zog, da hatte er allerdings einen letzten Versuch gemacht, aber einen solch lendenlahmen, daß am 1. September, dem nämlichen Tage, an dem die Armee von Châlons vernichtet wurde, infolge der Niederlage von Noisseville diejenige von Metz zum Rückzug genötigt war, ein für allemal lahmgelegt, tot für Frankreich. Der Marschall, der bisher höchstens von dem Vorwurf hatte getroffen werden können, daß sich seine Leistungen über die eines mittelmäßigen Kapitäns und Compagnieführers nicht erhoben, der es nicht verstand, die Zeit zu benützen, um, so lange die Thüre noch offen stand, aus der Mausfalle zu entwischen, ward, nachdem ihm inzwischen ein tüchtiger Riegel vorgeschoben worden war und werden konnte, jetzt, da ihn politische Rücksichten und vorgefaßte Meinungen leiteten, ein Verschwörer und Verräter.

Wie mußte es diejenigen, welche unter Mac Mahon bei Sedan gefochten, interessieren, solche Neuigkeiten von der Metzer Armee zu erfahren! Von Paris freilich war nicht viel Gutes zu vermelden. Ohne sich auch nur das Geringste um die Armee von Metz zu kümmern, war die Armee des Kronprinzen bereits über Verdun nach Reims marschiert. Und der Eisengürtel schloß sich immer fester um Paris, das von aller Welt abgeschlossen, nichts anderes mehr war, als ein riesiges Gefängnis von 2 Millionen Lebenden, über denen Grabesruhe herrschte. Und im Norden hatte das 22. Corps, aus Mobilgarden, Depotcompagnien, aus Soldaten und Offizieren gebildet, die sich der Katastrophe von Sedan zu entziehen gewußt hatten, sich in der Richtung auf Arras zurückziehen müssen, Rouen fiel in die Hände des Feindes, ohne daß die Handvoll Leute, die dort, vollständig aus Rand und Band und im höchsten Grade demoralisiert, es auch nur gewagt hätte, die Stadt ernstlich zu verteidigen. Im Zentrum hatte der am 9. November von der Loire-Armee erfochtene Sieg bei Coulmiers die weitgehendsten Hoffnungen wachgerufen. Orleans war zurückerobert worden, die Bayern zum Rückzuge gezwungen, die Loire-Armee im Marsch auf Etampes, nur kurze Zeit noch, und Paris war befreit. Aber am 5. Dezember nahm Prinz Friedrich Karl Orleans wieder, und schnitt die Loire-Armee

in zwei Teile auseinander, von denen der eine, drei Corps umfassend, sich auf Vierzon und Bourges zurückzog, während zwei andere, unter dem Befehl des Generals Chanzy bis auf Mans zurückgingen, ein Rückzug, großartig und heldenhaft, eine Woche, ausgefüllt durch Märsche und Kämpfe! Die Preußen waren allgegenwärtig, sie waren in Dijon, und waren in Dieppe, in Mans wie in Vierzon. Und jeder neue Morgen brachte auch neue Kunde von einer Kapitulation, von einem festen Platze, der den deutschen Bomben erlegen war. Am 28. September war Straßburg nach 46tägiger Belagerung und 37tägiger Beschießung gefallen, seine Mauern waren von Kugeln durchlöchert wie ein Sieb. Die Citadelle von Laon war in die Luft geflogen und Toul hatte sich ergeben müssen, aber noch nicht genug damit, es kam noch schlimmer! Soissons mit seinen 128 Kanonen, Verdun, das deren 136 besaß, Breisach mit 100, La Fère mit 70, Montmedy mit 65 Kanonen, alle, alle gingen verloren, Thionville in Flammen auf, Pfalzburg mußte nach zwölfwöchentlichem verzweifeltem Widerstande dem Feinde seine Thore öffnen. Ganz Frankreich stand, so hätte man glauben können, in Flammen, war von unterst zu oberst gekehrt, und immerfort, unaufhörlich donnerten die Kanonen. Die Deutschen waren unaufhaltsam auf Paris losmarschiert. Wohl war es zu einem Kampfe gekommen, aber die ersten Granaten hatten hingereicht, unter einem Zuavenbataillon die schauderhafteste Verwirrung anzurichten, es hatte allerdings aus Rekruten bestanden; der Rest der Truppen war durch die Zuaven in die Flucht mitgerissen worden, die so kopflos wurde, daß dieser ganze Schwarm von Flüchtlingen nicht bälder, als hinter den Wällen von Paris, zum Stehen zu bringen war, es war ein geradezu toller Lärm. Alle Positionen vorwärts der Südforts waren verloren, und am Abend jenes Tages war der letzte Telegraphendraht, der Paris bisher noch mit Frankreich verbunden hatte, abgeschnitten, Paris getrennt von der übrigen Welt. Hätten die Deutschen damals es gewagt, sie hätten auf dem Karusselplatz von Paris biwakieren können! Aber sie wollten eine „klassische" Belagerung haben. Paris war nur noch ein ungeheures verschanztes Lager. Von Stunde zu Stunde wurden, immer fieberhafter, die Vorbereitungen zur Verteidigung betrieben, die Straßen wurden abgegraben, die in der Militärzone gelegenen Häuser abgebrochen, die zweihundert Kanonen schweren Kalibers und die 2500 anderen Kanonen in ihre Bettungen gebracht, neue Geschütze gegossen, ein Arsenal wuchs aus dem Boden heraus, dank der großartigen Anstrengung des Ministers Dorian. Konnte Paris auch nicht auf den Sieg rechnen, so wollte es sich wenigstens verteidigen, damit das Vaterland nicht notleide; man würde diese verdammten Preußen über den Haufen werfen, ihnen über den Bauch hinwegtrampeln. Vorkehrungen aller Art waren getroffen, von der Halbinsel Gennevilliers aus, die man für den geeignetsten Punkt hiefür hielt, einen Ausfall zu machen.

Aber mit einemmale war die ganze Sachlage eine andere. Eines schönen Morgens war die herrliche, tollen Jubel erregende Nachricht von Coulmiers eingetroffen, „Orleans ist wiedergenommen, die Loire-Armee im Vormarsch!" Sie lag bereits bei Etampes, wie es wenigstens hieß. Mit einem Schlage war alles geändert, jetzt handelte es sich nur noch darum, über die Marne zu gehen, und jenseits derselben den Herannahenden die Hand zu reichen. Man hatte sämtliche militärische Streitkräfte neu organisiert und drei Armeen geschaffen, von denen die eine aus den Bataillonen der Nationalgarde unter dem Befehl des General Clement Thomas bestand, die zweite, der man alle besseren Elemente zugeführt hatte, schloß das 13. und 14. Corps in sich, sie sollte den großen Angriff auf die Deutschen ausführen; die dritte endlich, die Armee-Reserve, bestand ausschließlich aus Mobilgarden und war dem Kommando des General Vinoy anvertraut worden. Aber, wie gewöhnlich, Fehler aller Art wurden gemacht, die jeden Erfolg in Frage stellten, dazu kam noch ein Hochwasser der Marne, ganz plötzlich, welches jeden Brückenschlag verhinderte, und dumme Befehle, welche die Bewegungen aufhielten. In der nächsten Nacht ging's dann endlich, das 115. Regiment an der Spitze, über die Marne. Aber in Front von Champigny und Brie stießen die Ausfalltruppen auf die Parkmauer von Coeuilly und Villiers, Mauern, die eine Ausdehnung von einem halben Kilometer hatten, und die von den Deutschen zu einer uneinnehmbaren, sturmfreien Position umgeschaffen worden waren. Hier war der Mark- und Grenzstein, an dem alle Tapferkeit scheitern mußte. Von da an gab es nur noch Schwanken, Rückprall; das 3. Corps hatte sich verspätet, das 1. und 2., welche die Deutschen nicht vom Fleck, keinen Schritt vorwärts kommen ließen, sahen sich darauf beschränkt, Champigny zwei Tage zu verteidigen, um es in der Nacht vom 2. Dezember nach einem Sieg, der keiner war, weil er keine Früchte trug, wieder verlassen und räumen zu müssen.

In der Nacht vom 2. Dezember biwakierte die ganze Armee, von Reif und Schnee bedeckt, wieder im Bois de Vincennes. Der große Ausfall, von so langer Hand vorbereitet, dieser, wie man glaubte, unwiderstehliche Vorstoß, der Paris entsetzen und befreien sollte, war gescheitert, und o Jammer, drei Tage später meldete ein Brief General Moltkes, daß die Loire-Armee, geklopft und geschlagen, Orleans neuerdings habe räumen müssen. Immer enger schloß sich der Zirkel, immer weniger wurde es möglich, ihn zu sprengen. Aber Paris in seinem Fieber, seinem Delirium der Verzweiflung, schien immer noch neue Quellen des Widerstandes aufzufinden. Bereits aber machte sich die Hungersnot bemerklich. Seit Mitte Oktober wurde das Fleisch in Rationen ausgeteilt. Im Dezember waren an Vieh nur noch verschiedene Hammelherden und magere Ochsen, die im Bois de Boulogne weideten, vorhanden, nun hieß es die Pferde schlachten. Die Vorräte, und was man später noch an Mehl und Getreide requirierte, reichten aus, um auf vier Monate Brot zu backen. Ging das Mehl zu Ende, so waren auf verschiedenen Punkten Mühlen errichtet, neues zu liefern. An Brennmaterial fehlte es nachgerade auch; was noch vorhanden war, sparte man auf, um die Dampfmühlen zu treiben, Brot zu backen und Waffen herzustellen. Und trotz all und alledem hoffte dieses unter seinem Eismantel frierende und fröstelnde Paris, dem man allbereits sein schwarzes Kleienbrot und sein Pferdefleisch von Amts wegen zuteilte, immer und immer noch; man sprach von Faidherbe, der im Norden, von Chanzy, der an der Loire, von Bourbaki, der im Osten kommandierte, und alles wartete auf eine Art Wunder, durch das mit einem Schlage sämtliche Heere siegreich vor den Mauern von Paris erscheinen würden. Die langen Reihen, welche vor den Bäckereien und Mezgereien Spalier bildeten, ruhig im Schnee wartend und harrend, freuten sich doch allemal wieder, wenn die Nachricht von Siegen eintraf, die kein Mensch erfochten hatte, erfochten haben konnte. Wohl hatte sich nach so viel Niederlagen eine gewisse Mutlosigkeit bemerklich gemacht, aber man hielt an den Illusionen zäher als jemals fest, Hunger und Leiden jeder Art hatten die Menge in Paris nachgerade in einen Zustand versetzt, in welchem Hallucinationen notwendig auftauchen mußten. Ein armer Teufel von Soldat, der das todeswürdige Verbrechen begangen hatte, zu sagen, daß man wohl oder übel in den sauren Apfel der Kapitulation werde beißen müssen, wurde von den Umstehenden beinahe massakriert. Die Armee wußte längst, woran sie war, sie sah das Ende kommen, und ihr Mut war auch längst beim Teufel, sie wollte den Frieden um jeden Preis, aber die Bevölkerung schrie immer noch nach dem Massenausfall, nach dem grandiosen Ausfall, bei dem das ganze Volk, die Frauen und Kinder sogar, sich auf die Preußen stürzen müßten, — ein Strom, der aus seinen Ufern getreten und alles, alles mit sich wegschwemmt. Von Zeit zu Zeit sah man die Ballons, die sich ursprünglich alle zwei Tage vom Nordbahnhof aus erheben sollten, ihre Fahrt antreten, mit Brieftauben und Depeschen wohl versehen. Du lieber Gott, bei diesem traurigen Winterhimmel stiegen sie auf, und verschwanden, die Herzen krampften sich zusammen bei dem Gedanken, wo werden sie wohl landen? Und der Teufel mußte seine Hand im Spiel haben, sie landeten fast immer in Deutschland. Viele gingen natürlich auch ganz verloren. Und zu allem hin beschossen jetzt, seit Anfang Januar, die Deutschen Paris. Das war kein geringer Zorn, der das ganze linke Seineufer entlang die Bewohner erfüllte, als sie mit einemmale ihre Stadtviertel beschossen sahen. Aber nachdem der erste Entrüstungssturm vorüber, war auch Paris, das bombardierte Paris, wieder das gleiche, heldenhafte, das durch nichts aus der Fassung zu bringen war. Eine Granate hatte in Val de Grace zwei kleine Mädchen getötet, nun kannte die Wut keine Grenze mehr diesen Barbaren gegenüber, welche Kinder meuchlings mordeten, welche die Museen und Bibliotheken zu plündern und zu verbrennen drohten. Aber als die ersten Tage des Schreckens und der

Überraschung vorbei waren, nahm Paris wieder seine ruhige, heldenhafte Haltung an. Seit der schweren Niederlage von Champigny hatte man nur einmal noch, mit gleich unglücklichem Erfolge, gegen Le Bourget hin sein Heil versucht, umsonst; auch der Mont Avron fiel und mußte geräumt werden. Warum schickte man denn aber auch die 300 000 Mann Nationalgarden, die immer und immer wieder ihren sehnsüchtigen Wunsch ausdrückten, gegen den Feind geführt zu werden, warum schickte man sie nicht ins Feuer, warum wurde ihnen „ihr Anteil an der Gefahr" vorenthalten. Einen alles vor sich niederwerfenden Ausfall hatte Paris vom ersten Tage der Cernierung an verlangt, Paris wollte den es einschließenden Damm durchbrechen, die Deutschen unter der furchtbaren Flut seiner Bevölkerung begraben. Wohl oder übel mußte man, obwohl es klar zu Tage lag, daß nur ein neuer Mißerfolg sich den seitherigen anreihen würde, diesem patriotischen Verlangen nachgeben, aber um das Gemetzel möglichst gering zu machen, ließ man mit der aktiven Armee nur die 59 Bataillone der mobilisierten Nationalgarde sich beteiligen. Dieser Ausfall vom 19. Januar war für die Pariser eine Art Fest. In dicht gedrängten Haufen sah die Menschenmenge auf den Boulevards und den Elyseeischen Feldern die Regimenter vorbeiziehen, die mit der Regimentsmusik an der Spitze, unter patriotischen Gesängen in den Kampf zogen, begleitet von Weib und Kind. Männer sprangen auf die Bänke, um die Vorbeimarschierenden zu segnen und ihnen ein herzliches „Glück auf und Sieg!" zuzurufen. Tags darauf drängte die ganze Menge nach dem Triumphbogen, man mußte diesmal siegen, das war ja so natürlich! Eine Art Tollheit hatte die ganze Menge erfaßt, alles hoffte und hoffte, — da kam am Morgen die Nachricht von der Wegnahme der Schanze Montretout. Wunderbare Erzählungen wußten von dem unwiderstehlichen Elan der Nationalgarde zu berichten, die Preußen waren über den Haufen gerannt worden; ehe noch die Sonne unterging, würde Versailles besetzt sein. Welche Bestürzung aber, als mit Einbruch der Dunkelheit bekannt wurde, daß an all dem kein wahres Wort, und eine, wie man eigentlich hätte voraussehen müssen, ganz unfehlbare Niederlage erlitten worden sei! Während die linke Kolonne Montretout wegnahm, hatte sich der Angriff des Centrums, welches die Mauer des Parks von Buzanval überstiegen hatte, vor einer zweiten Mauer gebrochen. Zudem war Tauwetter eingetreten, ein feiner, aber anhaltender Regen machte die Straßen unpassierbar, und die Kanonen, diese prächtigen Kanonen, welche aus dem Ertrage gesammelter freiwilliger Beiträge gegossen worden waren, in die Paris seine ganze herrliche Seele versenkt, sie konnten nicht eingreifen. Auf dem rechten Flügel war die Kolonne des Generals Ducrot, die viel zu spät eingegriffen, weit zurückgeblieben. Es war zu Ende, alle Anstrengungen umsonst, General Trochu blieb nichts anderes übrig, als den Befehl zu einem allgemeinen Rückzug zu geben. Montretout wurde preisgegeben, St. Cloud verlassen, und die Preußen steckten es in Brand. (Das ist, mit Verlaub zu sagen, erlogen, vergleiche den 1. Band; diesen Vandalismus brachte die französische Garnison des Mont Valérien zustande.) Und in dieser pechschwarzen Nacht war von und vor Paris nichts zu erschauen, als dieser ungeheure Brand. Aber trotz alledem und alledem schrieen sich die Pariser heiser nach einem Massenausfall. Sie wußten, daß es Tollheit war, aber wenn alle Stränge brechen, wenn jede vernünftige Berechnung versagt, wenn alles aus ist — kann schließlich nicht ein Wunder sich ereignen? Es kam keines, Paris lag in den letzten Zügen. Kein Laden war mehr offen, von all den sonst so prächtigen Schaufenstern nichts mehr zu sehen, die wenigen, durch die Straßen wandelnden Personen begegneten in denselben, die alle ausgestorben schienen, keinem Fuhrwerke mehr. Man hatte 40000 Pferde aufgezehrt, wer das Geld für einen Hund zu erschwingen vermochte, mußte schon recht gut situiert sein. Katzen und Ratten standen in sehr hohem Preise. Da es an Getreide fehlte, war das aus Reis und Hafer hergestellte Brot, eine schwarze, klebrige Masse, kaum zu verdauen, und wer seine Ration von 300 Gramm Brot erhalten wollte, seine Ration, die er anzusprechen hatte, ach Gott, der mußte Queu bilden, endlos einer hinter dem andern in der Reihe stehen, und vor den Bäckerläden warten; man konnte sich den Tod dabei holen. O diese schmerzensreichen Stationen einer belagerten Stadt! Diese armen, dem Platzregen oder Schneegestöber schutzlos preisgegebenen Frauen, die auf dem eisig kalten Pflaster die Füße beinahe erfroren, o all das heroische Elend dieser Riesenstadt, die nur den einen Gedanken hatte, sich nicht zu ergeben. Die Sterblichkeit war aufs dreifache gestiegen, aus den Theatern hatte man Ambulanzen gemacht. Die sonst zur Nachtzeit so üppigen Quartiere lagen in tiefer Ruhe und tiefem Dunkel; in einem Stadtteil, den die Pest heimgesucht, hätte es nicht stiller sein können. Und all diese Stille, all diese Dunkelheit wurde durch nichts anderes unterbrochen, als das unausgesetzte Krachen der Belagerungsgeschütze, nichts anderes mehr sah das Auge, als das Aufblitzen der Geschütze, welche den winterlichen Himmel bei Nacht erhellten.

Mit einemmale, es war am 29. Januar, erfuhr Paris, daß seit zwei Tagen Jules Favre mit Herrn v. Bismarck in Unterhandlungen wegen eines Waffenstillstandes stehe, gleichzeitig verlautete auch, daß man nur noch für 10 Tage Brot, und kaum mehr Zeit, die Stadt neu zu verproviantieren, habe. Das war die Kapitulation, brutal, unabwendbar, die sich hier aufdrängte. Paris, noch halb betäubt von der Wahrheit, die man ihm jetzt endlich sagte, ließ alles über sich ergehen.

An diesem Tage, um Mitternacht, fiel der letzte Kanonenschuß. Als die Deutschen in Paris eingezogen waren, mußten sie sich damit begnügen, am 1. März das Quartier der Champs Elysees besetzt zu haben, aber Paris, das eigentliche Paris, hatte sich in Trauer gehüllt, die Straßen waren leer, öde standen die Häuser, die ganze Stadt glich einem Kirchhofe, ein riesiger Trauerschleier schien über ihr zu liegen.

„Dies irae"*) (Der Tag des Zorns.)

Erinnerungen eines französischen Offiziers an die Tage von Sedan.

1.

Ich war die Chaussee nach Bazeilles hinabgejagt, die reichlich mit Toten und Verwundeten bedeckt war. In der Ferne bemerkte ich ein auffallendes Zusammenlaufen und sah mehrere Adjutanten und Ordonnanzen in höchster Eile dorthin sprengen. Ich fragte einen alten Troupier, der sich am Rande des Chausseegrabens den Arm verband: „Holla, mein Braver! Wie steht die Schlacht?"

„Gut. Die Hunde halten sich nur noch am äußersten Südrand. Aber wie! Haha, das ist anders wie bei Inkermann." — „Geht dort was besonderes vor?" — „Besonderes?" Der Alte lachte heiser, indem er eilfertig aufs neue zum Chassepot griff, und sich einer eben rangierten, versprengten Masse anschloß. „'s ist jemand verwundet." „„Wer?"" „Na, Mac Mahon!" Die Nachricht traf mich wie ein Donnerschlag.

An eine Pappel gelehnt, traf ich den verwundeten Marschall, der an einer recht unangenehmen Stelle blessiert war. Eben aus einer Ohnmacht erwacht, fiel sein Auge zuerst auf mich, da der Titel „Adjutant Wimpffens" sich auch in diesem Kreise als eine Zauberformel erwiesen hatte, mit der bewaffnet ich mich in die nächste Nähe des Verwundeten drängte. Etwas wie Schadenfreude blitzte über seine bleichen, vornehmen Züge. „Ah, Marquis, — très bien! Sie kommen wahrscheinlich, um — um das Kommando aus meinen Händen für Ihren Chef entgegenzunehmen? Obwohl ich — ah, hm! — Dem Dienstalter nach ist General Wimpffen unstreitig an der Tour und ich — ich, hm! — würde mit Vergnügen ihm den Oberbefehl abtreten, wenn — wenn seine Unbekanntschaft mit den Zuständen der Armee u. s. w. — Ah, hm! Stabsarzt, mir wird verdammt schlecht. Ich muß es kurz machen. Kurz, er ist nicht — nicht lange genug in unserer Mitte gewesen, um

*) Wir verdanken, und mit uns die Leser, den teilweisen Abdruck dieser trefflichen Schilderung von Sedan, der liebenswürdigen Erlaubnis des Verlegers, Herrn C. Krabbe in Stuttgart, unseres alten Kriegskameraden, Hauptmann der Landwehr und Inhaber des eisernen Kreuzes. Viele der alten Kameraden und die Leser dieses Buches werden sich durch das hier im Auszug Gebotene veranlaßt finden, das ganze Büchlein zu lesen. Es ist unter dem Titel: „Dies irae" durch jede Buchhandlung zu beziehen, und verdient in Soldatenkreisen weite Verbreitung.

mit den Verhältnissen genügend vertraut zu sein. Ich ernenne zu meinem Nachfolger — ha, hm! Nehmt mich auf, tragt mich fort! — den General Ducrot." Damit sank Mac Mahon in seine bequeme Ohnmacht zurück und ließ mich selbst in keiner beneidenswerten Geistesverfassung. Wenn Wimpffen jetzt bei seinem Jähzorn unliebsame Scenen machte und vor allem die geheime Abmachung kundgab, so mußte sofort eine heillose Verwirrung entstehen. Ich sah auf meine Uhr. Es war nach 7 Uhr. Ohne einen Moment zu zögern, wandte ich meinen Renner, und flog durch ein verheerendes Feuer (ich glaube sogar, daß ich Salven der Unseren kreuzte,) durch das Wiesenterrain am Bazeilles-Bach, um möglichst rasch Daigny zu erreichen. Unterwegs stieß ich auf Lebrun. „Nun, was sagen Sie?" rief er mir mit freudegerötetem Gesicht siegestrunken entgegen. „Wir gewinnen noch immer Boden." Damit streckte er mir freundschaftlich die Rechte entgegen und brachte mich zum Halten, so daß ich Muse hatte, zu beobachten, wie der Feind in eine lange Plänklerlinie aufgelöst, mit großer Geschicklichkeit, aber unzureichenden Kräften die alte große Lücke auszufüllen suchte, während unsere Sturmsäulen unablässig unter wohlgezieltem Schnellfeuer, in dichte Knäuel geballt, unter einem selbst den Schlachtendonner übertönenden „Vive l'Empereur!" nachrückten. — „Gewiß! Wenn Excellenz hier durchbrechen können, so werden wir uns zwischen die Bazeilles-Angreifer und die bei Lamoncelle Angreifenden einschieben und so —"

„Gut gesagt. Aber Lamoncelle ist schon genommen, Ducrot stark engagiert. In der Waldung um Daigny herum ist noch ein drittes feindliches Corps in den Kampf eingetreten. Na, sputen Sie sich! Adieu!" — Es gelang mir endlich, durch die Hohlwege auf das Plateau hinaufzukommen, das bereits nachdrücklich mit feindlichen Geschossen überschüttet wurde. Zufällig traf ich an der Spitze einer im Galopp heransausenden reitenden Batterie, die in die lange Feuerlinie der Unsern am Kamm des Höhenrandes eintreten sollte, meinen alten Schulfreund de Mauléon. — „Was Henker! Zu Ducrot willst, lieber Junge?" lachte er mir im Vorbeijagen zu. „Angeschlossen! Da kannst du gleich mitkommen. Zu dem wollen wir auch. Hochwichtige Nachricht? Was? Braucht ihr Verstärkung, oder führt ihr was Großes im Schilde? Nun, so geheimnisvoll? Alter Wichtigthuer! So war er immer und hat sich nun an den größten Hauswurst und Wichtigthuer von der Welt attachiert. Ich meine natürlich unsern grimmen Algerier, den bärbeißigen Pascha mit den vielen Roßschweifen. — Weißt du, wen du da oben triffst? Ja, rate mal! Die berüchtigten Kanonen von Sedan sind diesmal historisch. — Se. Majestät der Kaiser würdigt die alte napoleonische Spezialwaffe seiner besonderen Aufmerksamkeit; mit dürren Worten, er hält bei uns im heftigsten Feuer. Hätt's ihm nicht zugetraut. Denn, unter uns gesagt — — wo kommst du denn her?" „Direkt aus Bazeilles." — Mauléon betrachtete mich wie ein Kuriosum. „Was, da bist du gewesen und noch lebendig? Hui, da mag's auch heiter sein. Aber, was ich sagen wollte, bei uns geht mit bewunderungswürdiger Präzision immer ein Drittel der Mannschaft drauf. Wie diese Preußen zielen! Da kann unsereins doch noch was profitieren. Und drauf gehen thun sie wie verzweifelt. Was wollen sie denn eigentlich? Zweck der Reise nicht ersichtlich, Angriff ins Blaue." Ich mußte lachen, hell auflachen. „Das haben wir nun regelmäßig behauptet, und nach jeder Niederlage ist uns der Sinn des Angriffs mit rührender Klarheit aufgegangen." — „Meinethalben, ich schieße. Das andere kümmert mich nicht. Abgeprotzt! Auf den Posten, meine Herrn! Ah, ventre St. Gris, (beim Himmel!) da haben wir die Bescherung!" Ein Hagel von Geschossen fiel auf uns nieder. — „Da haben diese Beester wirklich bis zur Verstärkung ausgehalten und nun kommen wir in die Patsche! — Drittes Geschütz herum, dort auf die Tirailleurkette! 4. bis 8. Geschütz dort auf die herantrabende Reserve-Batterie! — Denke dir nur, alter Junge," fuhr er fort, unablässig kommandierend, „da ist im Thalgrund von Lamoncelle vor 'ner halben Stunde mutterseelenallein eine einzige Batterie vorgegangen, weil unsere langen Infanterielinien zur Beschießung lockten. Mit 5 Batterien sind wir ihr entgegengetreten und haben sie noch nicht zum Weichen gebracht und jetzt bekommen sie die Oberhand." In der That sah ich durchs Fernrohr immer neue Geschütze drunten in die Gefechtslinie rücken, obwohl unser Feuer ihnen beträchtlichen Schaden zufügte. Eben davon sprengend und de Mauléon einen Gruß zuwinkend, erstarb mir das Adieu im Munde — eine schreckliche Detonation erfolgte. Ein Pulverkarren war in die Luft geflogen und ein wirrer Knäuel von zerschmetterten Munitionswagen und stürzenden Pferden zeigte die angerichtete Verwüstung. Von Mauléon war nichts mehr zu sehen — er war in Stücke gerissen. „Adieu pour jamais!" — — Ich zerdrückte mit männlicher Fassung die Thräne, welche mir das jähe Schicksal meines alten Freundes entpreßte und unterdrückte zugleich die Aufwallung von Bangigkeit, der sich in solchen Momenten auch nicht der Tapferste entziehen kann. Mais c'est la guerre. . . .

Im nächsten Moment hielt ich vor Ducrot. Von zwei Seiten her sah ich Adjutanten des Oberkommandos in schärfster Gangart heransprengen. Es war klar, daß die Nachricht seiner Ernennung noch nicht zu dem neuen Obergeneral gelangt war.

„Was für 'ne wichtige Miene haben Sie aufgesetzt, Marquis?" fragte derselbe überrascht, als ich in streng dienstlicher Haltung vor ihm parierte. „Ich habe nicht den Auftrag," wandte ich zögernd ein. „Darf ich bitten, mir den Standort meines Chefs anzugeben? Ich hoffte denselben hier zu finden." — „Ist schon wieder nach Bazeilles. Aber zum Henker, so machen Sie doch nur schnell, wenn Sie was Besonderes wissen; — ist hier Zeit zu müßigen Ceremonien?"

„Rapportiere Ew. Excellenz, daß der blessierte Marschall Mac Mahon den Oberbefehl in die Hände Ew. Excellenz übergeben hat."

Ich sah Ducrot heftig zusammenzucken. „Ist's möglich? Und also doch nicht Wimpffen?" Widerstreitende Gefühle huschten blitzschnell über sein Antlitz. Aber die unliebsame Eröffnung schien ihn nicht in seiner Fassung zu erschüttern. Seine Stirn klärte sich, und mit einem heitern, halb ungläubigen Lächeln schien er sich in die Bürde der neuen Würde finden zu wollen. „Man muß vor nichts zurückschrecken. Und am Ende ist's so am besten und alles kann noch gut werden, —" so las ich in seinen Zügen, die zugleich ein eigentümlich gespannter Ausdruck belebte, den ich mir anfangs nicht erklären konnte, indem er nochmals nach Illy hinüber spähte. Er war wie einer, der einen lange vorbereiteten bestimmten Plan längst als unmöglich eingesehen hat, und ihn nun wider alle Wahrscheinlichkeit als erfüllbar erkennt. Entschlossene Festigkeit prägte sich in jeder Linie dieses markierten Gesichtes aus und schien sich in einem festen Entschluß zu konzentrieren. „Strengster Befehl an Lebrun," kommandierte er mit klarer, sicherer Stimme, „die Divisionen Grandchamp und Vassoigne in Staffeln auf dem Plateau nach Illy abrücken. Die Reserven ins Gefecht! Sie, Colonel, werden auch Ihrem Chef diesen Befehl übermitteln. Und Sie, meine Herren," wandte er sich an die zwei Divisionäre Pellé und L'Hériller, werden sofort dieser Bewegung folgen. Das 5. und 7. Corps schließen sich an, und ziehen direkt auf Nordwesten ab. Was sich vom Feinde entgegenstellt, wird im Marsch über den Haufen geworfen. Schnell, schnell, schnell!"

Eine allgemeine Erstarrung schien sich der Untergebenen bemächtigt zu haben. Keiner antwortete. „Aber das ist ja ein absoluter Rückzug," entfuhr es mir unwillkürlich. Lebhafte Unruhe lief durch die Glieder des Stabs. „Aber das ist ja Widersetzlichkeit!" donnerte Ducrot, indem er seine durchbohrenden Augen von einem zum andern laufen ließ. „Wer lange zaudert, wird füsiliert. An Ihre Posten! Keine müßigen Erörterungen. Sie sind noch hier, Colonel? Sie haften mir für die Ausführung meiner Befehle. Bei Ihnen steht die Rettung der Armee." Und als ich mit äußerster Anstrengung die gefahrvolle Route nach Bazeilles zurücklegte, durchdrang mich innerlich die Zuversicht und Gewißheit, daß dieser Mann der einzige Feldherr unter uns, und nur bei ihm noch planvolle Leitung zu erhoffen sei. Beim Eingang des lichterloh brennenden Dorfes begegnete mir natürlich mein Chef, der unaufhörlich neue Abteilungen vorführte. Seine Miene war düster und unsicher. „Was thun?" grollte er, auf mich zustürzend, „ich muß mich unterordnen. Dieser Racker — der da!" Er machte eine allgemeine Handbewegung und spuckte verächtlich aus. „Pfui! Neidisch bis zuletzt! Damit ihn keine überlegene Begabung in Schatten stellt, vermacht der alte Esel dem Heerverderber Ducrot — Nein, nein, ich mag gegen den Mann nichts sagen. Sehr fähig, aber hat noch zu wenig mitgemacht. Und dabei ohne Ideen und Esprit. Der steckt nur noch bei der alten Schule. Und obendrein vermisse ich bei diesem entnervten Geschlecht den eigentlichen Elan." — „Wenn Excellenz doch nur wenigstens gestern

Ihre Vollmacht hätten beglaubigen lassen!" wagte ich respektvoll einzuwerfen. — — „Nicht wahr, ich sollte Mac Mahon bei der ersten Bekanntschaft die ganz ergebenste Mitteilung machen: Mein lieber Marschall, sobald Ihnen was Menschliches zustößt u. s. w.? Das hätte Wimpffen gepaßt. Und so etwas sagt sich nicht leicht. Habe schon mit Failly Ärger genug gehabt." — „Dennoch werden Excellenz wohl —"

„Eingreifen müssen? Sehr wahr! Wie Sie doch alles erraten, mein teurer Freund! O, Sie haben Ideen. Dieser altfranzösische Adel, vor dem ich mein Kompliment mache," damit lüftete er elegant die Mütze, während uns die Kugeln ohrzerreißend um die Köpfe pfiffen, „dieser Adel hat den ererbten Esprit, verstehen Sie: Darwinsche Theorie!" Wir waren leider zu tief ins Kleingewehrfeuer hineingeraten, um wohlgesetzte Zwiegespräche fortzuspinnen. So raunte mir mein Chef nur hastig zu: „Die Stunde der Gefahr, der Ehre, der Entscheidung wird mich auf meinem Posten finden. Ich erwarte den Ruf des Geschicks. Erst im großen Moment entwickelt sich wahre Größe. Lassen wir à jeune (diesem jungen) Ducrot die Ehre des Kommandos!" („Und der Verantwortlichkeit!" lächelte ich heimlich.) „Aber sobald derselbe einen faux pas (eine Dummheit) begeht, eine Maßregel unternimmt, die mir mißbehagt und von meinem höheren Gesichtspunkte aus, — na, Sie verstehen, — dann bin ich da! Dann weg mit ihm, und meine Rechte treten ein." Ich erstarrte bei diesen Worten. War ich doch selber der Überbringer eines Befehls, der Wimpffen zum Rasen bringen mußte. Aber überbracht mußte er werden, mochte es kosten, was es wollte.

Der Kampf fing an, sich augenblicklich sehr günstig zu gestalten. Der vollständig erschöpfte Feind hatte seine letzten Reserven herangezogen, aber unsererseits rückten dichte Reserve-Kolonnen von Sedan hervor und die Überwältigung dieses feindlichen Flügels wurde nur durch das vernichtende Feuer gehemmt, welches eine kolossale feindliche Batterie in unserer Flanke von Frénois aus unterhielt, wo frische bayrische Heeresmassen noch intakt standen. „Oho, wir werfen sie in die Maas!" jauchzte mein Chef, an Leichenhügeln vorübersprengend. Sein graues Haar flatterte im Winde, sein Gesicht war pulvergeschwärzt, vom Brande grellrot beleuchtet, weithin sichtbar, hielt der unerschrockene Alte fortwährend kernige Ansprachen im Bulletinstil. „Hören Sie, Marquis!" warf er mir zu. „Werde wohl doch noch herausrücken. Die Sache macht mir Spaß. Das Ganze muß unter eine bessere Leitung genommen werden!" — „Aha!" dachte ich. „Der Appetit kommt während des Essens. Die weichende Armee zu führen paßt ihm nicht, aber die siegreich vordringende — ja wohl!" Ich sah sofort, wie die Sache kommen würde. Alles kam darauf an, ob Ducrot ihn anerkannte; denn, daß er nicht länger Ordre parieren würde, war mir klar. Außerdem hatte mein Auftrag Eile. Ich hatte endlich Lebrun gefunden und teilte ihm mit energischen Ausdrücken Ducrots peremptorischen Befehl mit. Er wollte seinen Ohren nicht trauen. „Was sagen Sie da? Abrücken?! Aber wir dringen ja fortwährend vor." — Durch den folgenden hitzigen Wortwechsel angelockt, unterbrach plötzlich mein Chef mit vor Ingrimm bebender Stimme die Debatte. „Was ist das? Was darf hier vorgehen? Und hinter meinem Rücken? Und Sie sagen mir nichts davon, Marquis? Sie sind mir ein Muster-Adjutant. Der übertrifft ja noch den verflossenen Magenta! Feigheit, Poltronnerie!"

„Kenne Ducrot doch sonst nicht von der Seite," warf Lebrun gemütlich ein. — „Natürlich! Feigheit? Haha! Das ist schlimmer wie ein Verbrechen, das ist eine Dummheit, wie ein gewisser Talleyrand sagte. Das ist eine Infamie, das ist der pure blanke Verrat!"

„Um Gottes willen mäßigen Sie sich, mein General!" warf ich dazwischen. Denn in der Nähe fechtende Truppen hatten das verhängnisvolle Wort aufgefangen und stutzten. „Jetzt wäre der Moment!" fuhr ich fort, da mir nur so weitere Konfusion und hereinbrechendes Unheil zu vermeiden schien. „Übernehmen Sie den Oberbefehl!" — „Ich übernehme ihn," versetzte Wimpffen mit großer Würde. „Lebrun wird nicht nur nicht abrücken, da ein Rückzug auf seine, mit so heroischer Bravour kämpfenden Truppen notwendig deprimierend wirken müßte, sondern ich werde sogar die Reserven heranziehen. Fürchten Sie nichts, alter Kamerad! Jetzt kommt die eigentliche Leitung und die entschlossene Hand. Ich entwickle mich!" — „Herr!" lächelte Lebrun gutmütig, „Sie sind freilich so zu sagen der Älteste hier am Platz, jedoch —" „Ich übernehme jede Verantwortung." Wimpffen überreichte ihm hastig mit der Linken die hervorgezogene Vollmacht, während er mit der Rechten auf ein ausgerissenes Notizbuchblatt, eine zertrümmerte Mauer als Pult benützend, einige Zeichen kritzelte, die er mir zuwarf. „Sofort an Ducrot! Keine Bange, lieber Lebrun! Ich hafte mit meinem Kopf." Als ob man den verlangt hätte! „Mir ist's nur zu recht!" erwiderte der Verteidiger von Bazeilles. „Aufgepaßt, meine Kinder! So, bestreicht dort die Quergasse! Und dann mit dem Bajonett ihnen in die Rippen gekitzelt." — Als ich wieder auf dem Plateau anlangte, hatte sich die Scene noch grandioser verändert. Die Erde dröhnte und zitterte buchstäblich zum Bersten. Ein ähnliches Feuer ist nie vorher gehört worden. Mittlerweile war der Feind auf der Linie Lamoncelle-Daigny-Givonne energisch vorgegangen und mit ebenso großer Bravour als Geschicklichkeit aus den Gebüschen auf die Dörfer losgebrochen. Hier im Thalgrund warfen sich ihm die langen Linien der Unsern unverzüglich unter Massenschnellfeuer entgegen und das Infanteriegefecht wütete auf der ganzen Linie. Der Feind wußte sich bereits mit zäher Hartnäckigkeit an vielen Punkten festzusetzen und sein teilweises Vordringen wurde durch das fürchterliche Feuer von etwa 300 Geschützen erleichtert, die das ganze Plateau und die Waldungen mit einem Orkan von Geschossen überschütteten. Unsere Artillerie antwortete standhaft und unerschrocken, doch war sie in erschreckender Minderzahl und schon teilweise durch das unglaublich präzise Zielen des Gegners außer Gefecht gesetzt. Abfahrende, total demontierte Batterien begegneten sich schon vor den Wällen der Festung mit fliehenden Geschützen unserer Balan-Batterie, die durch das konzentrische Feuer von Frénois, den Maasbrücken und Lamoncelle her von einer Position zur andern gejagt und erdrückt wurde. Hatte Wimpffen doch schon selber angeordnet, daß die vor Sedan stehenden Regimenter sich mit dem Gesicht zur Erde werfen sollten, nicht bloß zur Deckung, sondern auch um das entmutigende Schauspiel der untüchtigen Artillerie nicht länger vor Augen zu haben. Außerdem schossen die Unsern nur im Nahkampf erträglich. All' unsere Granaten platzten wirkungslos 200 Schritt vor den feindlichen Linien. — Das Orchester war vollzählig, die Instrumente gestimmt, das Konzert in vollem Gange. Mal pianissimo: Bum, bum, bum, brumm, brrrum! Dann schnitt der stoßweise Lärm der Mitrailleusen „G—rratt, Gerratt, G—ratt!" ähnlich dem Knarren verrosteter Thürflügel in das andauernde „Tak, tak, tak, tik, tik, tak rrru—hm rrrr — der Gewehrsalven. Dann aber fortissimo! Die Shrapnels zischten und prasselten —schi—schi—isch—schi—isch!" — und die Granaten heulten und bellten dazwischen: „Wu—u—h—wu—wu—wu—wu—wu—u—uh—oa—tra!" Und durch das schmetternde „Rattatat, tratata, tra!" der Signalhörner drang, vom Pulverdampf gedämpft, mit einem seltsamen metallischen Ton, fein und dünn das „Vive l'empereur!" aus den Waldungen herauf.

Im Vorüberreiten stieß ich auf eine Reitergruppe, in welcher ich zu meinem Erstaunen den Kaiser mit seiner schon sehr gelichteten Suite entdeckte. Derselbe erkannte mich sofort und winkte mir hastig, zu halten: „Da sind Sie ja wieder, mein Herr Marquis. Ich sah Sie schon vorhin. Sie scheinen ja überall," geruhte Se. Majestät mich huldvoll anzureden. „Nun, sagen Sie mir, mein Herr, was ist nun wieder das?" Damit deutete er auf die an der Schlucht von Cazal vorbeidefilierenden Divisionen L'Hériller und Pellé, die längs dem Höhenrande auf Donays Positionen zumarschierten. „Ich sah diese Truppen eben noch in starken Stellungen. Was macht denn der General Ducrot? Was beabsichtigt er?" — „Den Rückzug," war ich unvorsichtig genug zu antworten. Se. Majestät fuhr heftig auf. „So, schon wieder ein Rückzug? Davon hat mir freilich der General nichts mitgeteilt. Er hat mir da so eine Phrase hingeworfen: Der Feind amüsiert uns nur an der Maas und will uns bei Illy die Schlacht bieten. — Aber das heißt ja nichts! — Nun, ich mische mich grundsätzlich nicht in militärische Dinge. — Was macht denn nur Ihr Chef? Wo steckt derselbe? Warum tritt er nicht die ihm bestimmte Stellung an?"

„Sire," erwiderte ich gemessen, „ich habe die Ehre, Ew. Majestät zu melden, daß der General Wimpffen soeben den Oberbefehl übernommen hat." — „Très-bien!" rief der Kaiser sichtlich erfreut. „Nun wird schon alles gut werden. Straffe einheitliche Leitung thut not. Sagen Sie meinem lieben Wimpffen, daß ich völliges Vertrauen zu

ihm hege. — Adieu, mein lieber Marquis! Wir sehen uns hoffentlich heute wieder." — — Wenige Minuten nachher kam mir Ducrot entgegen. Er sah fürchterlich aus. Seinem schweiß- und schaumbedeckten Rappen die Sporen bis aufs Blut in die Weiche bohrend, kam er, von dickem Staub und Pulverdampf umgeben, wie in einer Donnerwolke herangebraust. Seine Augen rollten, seine Stirn war drohend gerunzelt, die Adern seiner Schläfe traten zum Bersten hervor. Schon aus der Ferne schrie er mir entgegen: „Sie kommen also wirklich zurück? Was soll das heißen? Meine Befehle sind nicht ausgerichtet?!"

„Mein General," begann ich zögernd.

„Schon gut. Sie werden sich nach der Schlacht zu verantworten haben. Denn nicht genug, daß der rechte Flügel getrost im alten Stil weiterarbeitet, so sehe ich auch noch seine Reserven ins Treffen rücken. Ja mehr als das, — ich komme eben persönlich herbei, um diesem unerklärlichen Mißverständnis auf die Spur zu kommen, — meine, ich sage, meine eigenen Truppen werden im Abmarsch sistiert." Er deutete nach Sedan zu, wo allerdings die Rückwärtsbewegung der Divisionen Pellé und L'Hériller plötzlich ins Stocken geraten schien. „Da muß noch anderes im Spiel sein, als Ihre Saumseligkeit."

„Der General Wimpffen" — hob ich aufs neue ziemlich zaghaft an. Ducrot fuhr auf, wie von der Tarantel gestochen. „Dacht' ich's doch! Kein Mißverständnis, sondern Mißtrauen, übler Wille! Aber noch ist nicht —"

In diesem Augenblick kam niemand anderer als Wimpffen selber mit einer glänzenden Suite die Höhe herauf und grüßte schon von ferne verbindlich mit der Hand. Sein Brief war in den schmeichelhaftesten Ausdrücken abgefaßt gewesen und er vermutete natürlich, Ducrot habe denselben schon in Händen. Dieser knirschte mit den Zähnen, indem er geradeswegs auf jenen lossprengte. Ich eilte jedoch, um mein Zögern wieder gut zu machen, neben ihm her: „Ich beschwöre Ew. Excellenz, sofort dies Schreiben zu überfliegen." Ducrot riß dasselbe an sich, raunte jedoch halblaut, als die beiden Heerführer sich gegenüber hielten, dem sich freundlich verneigenden Wimpffen zu: „Ich lasse Ew. Excellenz vors Kriegsgericht stellen." — „„Und ich müßte bei solchem Verhalten um den Degen des Herrn Kameraden bitten,"" erwiderte der Erstaunte gleichmütig, während jener melancholisch den inhaltsschweren Brief überflog. Fast zugleich zog Wimpffen ruhig aus der Uniformtasche das authentische Originalschriftstück des Kriegsministers und reichte es Ducrot hin, der es gleich darauf mit tiefer Verbeugung zurückstellte. Anfänglich hatte sich eine mächtige Erregung und Empörung in seinen Zügen gespiegelt, jetzt umspielte seinen Mund ein eigentümliches spöttisches Lächeln.

„Ich sehe mich genötigt, Ew. Excellenz um Verzeihung zu bitten. Genehmigen Sie die Versicherung, daß ich Ihnen unbedingt gehorsamen werde. — Zugleich muß ich wohl um Entschuldigung bitten, wenn meine bisherigen Anordnungen Ihren Beifall nicht gefunden haben."

„Allerdings so wenig, daß ich kaum ihren Grund begreifen kann."

„Nicht?" machte Ducrot. „Würden Sie so gütig sein, mit mir etwas abseits zu reiten, um mir eine kurze Diskussion unter vier Augen zu gestatten?" — „Ich sehe kaum den Zweck. Die Zeit drängt zum Handeln. Doch wie Sie wollen." Damit folgte Wimpffen höflich der Aufforderung. Mich hatte Ducrot zum Mitkommen befohlen, indem er hinzusetzte: „Ein Augenzeuge dieser Unterredung kann für später von Wichtigkeit sein." — Wir trabten bis zu einer Thalsenkung, von wo man einen gewissen Überblick des Terrains hatte. Ducrot deutete wortlos nach Westen, wo allerdings ein lebhafter Kanonendonner, untermischt mit Gewehrknattern, begonnen hatte. — „Nun ja, Douay scheint etwas engagiert," entschied Wimpffen ruhig, „wenn es nicht etwa auf Ihren Wald von Garenne abgesehen ist! Allerdings habe ich das nicht erwartet. Doch halte ich das alles nur für ein Scheinmanöver und falsche Diversionen. Wir schlagen eine Frontalschlacht bei Bazeilles. Ohne uns daher auf dem linken Flügel durch das Necken des Feindes beunruhigen zu lassen, müssen wir alle unsere Anstrengungen zusammenfassen, um, was vor Lebrun steht, zu zermalmen." — Ducrot hatte gespannt und geduldig zugehört. „Sie denken also nach Montmedy durchzubrechen?" — „Durchbrechen? Was für sonderbare Ausdrücke Sie wählen, Herr Kamerad! Wir werden die Bayern in die Maas werfen, — damit basta!" — Ducrot schwieg einen Moment. „Sie nehmen also den Plan des Herzogs von Magenta wieder auf?" — „Ich nehme niemandes Plan auf!" erwiderte Wimpffen mit beleidigter Würde. „Doch errieten Sie mit Ihrem gewöhnlichen militärischen Scharfblick meine tieferen Absichten. Ich gedenke mit dem Gros auf Carignan-Montmedy zu marschieren, den Feind vor mir herzudrücken," — („Drücken Sie ihn gütigst!" schaltete Ducrot halblaut ein,) „und durch einen Flankenmarsch die Straße nach Metz zu gewinnen. So wird es gelingen, dem Marschall Bazaine die Hand zu reichen." — „Der vielleicht schon fest sitzt. — Nun das ist doch wenigstens ein Plan!" atmete Ducrot auf, als ob ihm überhaupt das Vorhandensein eines bestimmten Planes bei Wimpffen unerwartet käme und ihm einen Stein von der Seele wälze. „Und noch obendrein ein verdammt großartiger! Nur wird der Feind anderer Ansicht sein. Sie gehen eben von der Voraussetzung aus, daß er uns ruhig gewähren läßt. Daß er auch sehr ernsthafte Absichten haben könne, scheint Ihnen unglaublich. — Nun mache ich Ihnen zwar das Kommando nicht streitig. Aber lassen Sie mich Ihnen bemerklich machen, daß ich mich seit anderthalb Monaten den Preußen gegenüberbefinde, daß ich ihre Operationstechnik besser kenne, daß ich die Situation und das Terrain studiert habe und daß es mir nach allem unzweifelhaft scheint, daß der Feind Miene macht, uns" — Ducrot pausierte einen Augenblick und schloß dann mit scharfer Betonung: — „einzuschließen."

Wimpffen starrte bei dieser überraschenden Erklärung ungläubig drein. „Einzuschließen? Wo denn, wie denn, wen denn? Uns? Alle Achtung vor Ihrer Kriegserfahrung! Aber das ist mir zu hoch."

Ohne sich irre machen zu lassen, fuhr jener kaltblütig fort: „Vorhin langte ein berittener Bote vom Maire von Villers Cernay bei mir an: Unabsehbare Heeresmassen wälzen sich auf dem Felde nach Floing zu. Die Meldung fügt bei, daß seit frühem Morgen dies Durchpassieren gewährt habe. Wohin marschiert all diese feindliche Infanterie, wenn nicht nach Illy?" — „Illy?" machte Wimpffen geringschätzig. „Was ist Illy? Wozu immer dieser Ortsname?" — „Aha, Sie wissen nicht, was Illy ist?" versetzte Ducrot trocken. „Kann mir's denken. Ich will es Ihnen sagen. Nun, sehen Sie einmal hier!" Damit entfaltete er eine Karte, da er noch, der einzige unter allen Corpsgeneralen, dieser überwundenen Schwachheit fröhnte. „Hier ist die Maasschleife, die, gegen Norden ausbiegend, nur einen schmalen Raum zwischen dem Fluß und der belgischen Grenze läßt. Nur an einem Punkte können wir durch, — das ist Illy. Wenn der Feind ihn abschließt, sind wir verloren." — Wimpffen würdigte die Karte kaum eines Blickes, dergleichen Eselsbrücken verschmäht ein geborener Feldherr. „Gut, gut! Sehr hübsch motiviert, mon cher. Aber darum handelt sich's ja gar nicht. Augenblicklich ist Lebrun im Vorteil, und wir müssen davon Nutzen ziehen. Was uns not thut, ist nicht ein Rückzug, sondern ein Sieg!" — „Ein Sieg?" Ducrot stand in sprachloser Bestürzung. Er hoffte nicht mehr auf Sieg. „Seien wir froh, wenn wir am Abend noch einen Rückzug haben! Ist der Wald von Garenne umgangen, so sind wir eingeschlossen und befinden uns in der bedenklichsten Lage. Übrigens ist die Schlacht in vollem Gange, — wir müssen ansessen, was man uns eingebrockt hat. Diese halbe Stunde, wo ich mit fieberhafter Ungeduld den Abzug auf Illy meinen Befehlen gemäß erwartete, ist die verzehrendste meines Lebens und entschied vielleicht das Geschick von Frankreich. Gott schütze das Vaterland!" — „Und der Teufel hole Ihr Rabenkrächzen!" brach Wimpffen los. „Wollen der Herr Kamerad mir vielleicht mitteilen, ob Sie via Illy zur, oder — über die belgische Grenze wollen?" fragte er spitz.

„Warum nicht?" gab jener auf die versteckte Beleidigung barsch zurück. — „Besser Übertritt, als — die Schmach der Kapitulation!" Das verhängnisvolle Wort war gesprochen, — mir zuckte es durch alle Nerven. — „Mein Gott!" schrie der alte Haudegen, wie außer sich. „Ein französischer General spricht auf dem Felde der Ehre, während seine Braven für den Sieg bluten, von Kapitulation? So tief sind wir gesunken?" — Es schien einen Augenblick, als ob Ducrot an den Degen fahren wolle. Er bezwang sich aber sofort und replizierte mit vollkommener Ruhe: „Danke sehr. — Ich muß machen, daß ich zu meinen Leuten komme. Sonst werden Sie mir noch zumuten, auf meine alten Tage Kanonenfieber bekommen zu haben. Wahrscheinlich habe ich Ihnen Vernunft gepredigt, — Pardon, Sie zu belehren versucht, — ich wollte

sagen, Ihnen zu raten gewagt, —" verbesserte er sich mit unsäglich bitterem Lächeln, „um mich meiner Schuldigkeit zu entziehen. — Adieu. Meine schwerste Pflicht habe ich hier erfüllt. Die Verantwortung falle auf Ihr Haupt!" Damit sprengte er zu seinen Stellungen zurück, um dieselben während des Kampfes nicht wieder zu verlassen. Er hat sich nicht mehr in die Leitung gemischt, für deren erdrückende Last mein Chef sich im Besitz eigens geschaffener Atlasschultern wähnte. Er schien jedoch einigermaßen bewegt und verlegen. Nach einem kurzen, mürrischen Schweigen befahl er: „Folgen Sie mir! Ich werde persönlich auf dem linken Flügel den neuen Feind rekognoszieren."

Dieser Ausdruck erwies sich nur zu bald als geradezu lächerlich, denn selbst das Inspizieren war uns überraschend leicht gemacht. Kaum auf der Höhe von Illy angelangt, sahen wir den ganzen Rand der jenseitigen, teilweise beherrschenden Hügelketten von einer unabsehbaren Artillerielinie umsäumt — wohl ca. 200 Stück — fünf Kilometer Artillerie! Sie schien wie durch Zauberei dort hinaufgekommen. In diesem Moment trabte von der Schlucht von Cazal, wo die gesamte Kavallerie-Reserve hielt, ein höherer Offizier auf uns zu. Ich erkannte in ihm den Marquis von Galiffet, den bekannten Reitergeneral. „Woran soll man sich denn halten, General?" rief er schon von weitem. „Da benachrichtigt mich Ducrot vor einer Viertelstunde, er habe das Kommando übernommen. Zugleich sehe ich mehrere Divisionen in vollem Abmarsch begriffen. Plötzlich kommt Contrebefehl. Wer hat den wieder gegeben? — Sollten Sie vielleicht, General —" Auf eine heftig bejahende Bewegung salutierte Gallifet, der die Sachlage sofort begriff. „Wenn ich demgemäß die Ehre habe, zu dem Höchstkommandierenden zu sprechen, so lege ich Ew. Excellenz dringend ans Herz, daß dies ewige Hin- und Hermarschieren notwendig ermüdend und deprimierend auf den Soldaten wirken muß." — „Mir ganz aus der Seele gesprochen!" bekräftigte Wimpffen wohlwollend. „Sind auch schon in die alten Stellungen gerückt." — „So, so!" brummte Gallifet. Er schien bedenklich und verwirrt. „Wie soll ich mir aber dann damit zusammenreimen, daß mir der Befehl gekommen ist, meine Regimenter zusammenzuziehen und auf der Chaussee von Illy in scharfer Attaque auf den Feind zu stürzen, um für den Rückzug Luft zu machen?" — „Blanker Wahnsinn!" grollte Wimpffen. „Das kann nicht so fortgehen. Man muß den Leuten zeigen, daß *einer* kommandiert .... Freuen Sie sich nicht zu sehr auf eine gewiß brillante Affaire, mein Herr Marquis. Für Ihr Eingreifen werde ich den geeigneten Zeitpunkt wählen. Er wird sich finden, wenn unser Sieg ausgebeutet und der wankende Feind auseinandergesprengt werden soll." — Mit dieser Erklärung verließ er den aus allen Himmeln gefallenen und nicht wenig verblüfften Reiterführer und begann ernstlich, sich den verschiedenen, ihm aufstoßenden Truppenkörpern als Obergeneral vorzustellen, indem er öfters kernige Ansprachen hielt, um zu entschlossenstem Widerstand anzufeuern. Diesen organisierte er übrigens in seiner Art mit vieler Geschicklichkeit und es ließ sich überhaupt nicht leugnen, daß wir hier über eine gewaltige Macht in starken Stellungen verfügten. — Die Höhenlinie, die, unmittelbar hinter Floing aufsteigend, sich bis Illy hinzog, entsprach einer natürlichen Festung, war in Etagen aufgebaut und sprang an einer Stelle mit einer hohl überhängenden Kuppe bastionsartig vor. Dort stand eine einsame Pappel von kolossalem Kaliber, wie eine eigens hergesteckte Signalfahne, ein point de vue. Dort hatte sich auch jene große Mitrailleusenbatterie vereinigt, die durch ihr heroisches Aushalten bis zuletzt berühmt geworden ist. Überall war das Terrain geschickt benützt, tiefe Schützengräben waren in den Boden geschnitten, die hochliegenden und mit Mauern umgebenen Gärten von Illy und das Dorf selbst mit jener Routine hergerichtet, die dem französischen Soldaten angeboren und ein durch die alten napoleonischen Traditionen gepflegtes Erbteil ist. Im eigentlichen Metier, dem kleinen Kriegshandwerk, sind wir überhaupt noch immer jeder Truppe überlegen, so vortrefflich der Feind unsere Gefechtsweise nach- und ausgebildet hat. Dies zeigte er durch die Gewandtheit, mit welcher seine dichten Tirailleurschwärme rings gegen die Höhen vorgingen, die sie bereits zu erklimmen suchten. Nach heftigem Kampfe hatte uns der unwiderstehliche Stoß der überlegenen feindlichen Massen aus Floing geworfen, und schon wurde im ersten Anprall die unterste Terrasse der Hügel erstiegen. Aber das wahrhaft vernichtende Feuer, das sie aus jeder Hecke empfing, hielt ihre Spitze auf, während das nachrückende Gros, dessen dichte Kolonnen man auf mindestens zwei Infanteriecorps schätzte, buchstäblich auseinandergerissen wurde, sobald es den breiten Bach und die große Straße im Thal überschritt. Dennoch gelang es demselben, sich so weit zu entwickeln, daß es, in weite Schwärme aufgelöst, den Fuß unserer Stellung umklammern konnte. Zugleich begann ein großartiges Artillerieduell. Einem weniger heroischen und physisch kräftigen Gegner hätte unsere Position uneinnehmbar erscheinen mögen. Damit tröstete sich Wimpffen. Am Ende war ja noch nichts verloren. Als er eben durch ein Fernglas das zu unsern Füßen im Gehölz rasende Centrumgefecht der Ducrotschen Truppen verfolgte, das sich allmählich den Abhang hinaufzog, wurden wir angerufen; es war der Kaiser selbst, der auf dem Schlachtfelde umherirrte, natürlich ohne alle und jede Kenntnis der Sachlage. „Wie steht die Schlacht?" fragte er hastig, bevor sich noch Wimpffen als General en chef melden konnte.

„So gut wie möglich, Sire. Wir gewinnen Terrain.

„Aber man sagt, eine starke feindliche Abteilung umgehe unsere Linke?" — Mit unerschütterter Zuversicht ließ Wimpffen die denkwürdigen Worte vom Stapel: „Um so besser! Man muß sie gewähren lassen. Wir werden sie eben in die Maas werfen."

Diese Prahlerei war rein ins Blaue geredet. Ritt er sein Bazeilles-Steckenpferd, oder meinte er dort auf der andern Seite die Maasschleife, wo sich gerade zu meinem nicht gelinden Entsetzen eine feindliche Batterie, die Linie St. Menges-Fleigneux flankierend, bei Serifontaine am jenseitigen Ufer formiert hatte? So wurde nunmehr Sedan nicht nur gegenüber, links von Bazeilles, sondern auch von Frénois aus im Rücken beschossen. Die Einschließung war vollständig, der eherne Wall getürmt. Jedoch — viel Feind, viel Ehr! So antwortete denn auch Wimpffen einer erneuten Anfrage kaiserlicher Adjutanten mit stoischer Ruhe, indem er wie sein großes Vorbild zwei Finger in die Rocköffnung steckte: „Sagen Sie dem Kaiser, in zwei Stunden habe ich sie in die Maas geworfen!" — Inzwischen war Bazeilles von den Bayern erstürmt worden, die Glut, die Hitze, der Leichengeruch machte es unmöglich, den Kampf fortzusetzen, teilweise war ja auch der blühende Flecken schon eingeäschert. Überall geschwärzte Ruinen, achtzig Häuser, nicht Hütten, nicht Lehmkaten, sondern zweistöckige Quaderbauten, aus massivem Sandstein aufgeführt, lagen in Trümmern. Die heldenmütigen Verteidiger ließen sich einfach mit den Bauten verbrennen. — Zuletzt trat der elementare Dämon, der in jeder Menschenbrust steckt, in seine Rechte. Man fiel sich mit den Naturwaffen an, man umkrallte und würgte sich. Ich sah Leute, die mit abgerissenem Bajonett auf einander losgingen und sich, nur an die Vernichtung des Gegners denkend, zu gleicher Zeit beim ersten Schuß niedermachten; Offiziere, die einander, ohne zu parieren, den Degen durch den Leib rannten; Sterbende, die sich in ihre Sieger krampfhaft verbissen, oder Vorüberschreitende umzureißen suchten. Man warf die Verteidiger summarisch zum Fenster hinaus, daß das Gehirn umherspritzte. Man schmetterte sie von hinten mit Steinen nieder, wo sie, obwohl allerseits umgangen, bis zuletzt, hinter Schutthaufen und Mauerresten am Boden liegend, feuerten, ohne sich um den Todesstreich zu kümmern, der sie vom Rücken her bedrohte.

Es war ein berserkerhafter Kampfzorn. Ich sah auf der Hauptstraße einen Marinesoldaten mit zerschmettertem Bein liegen, in seinem Schmerze fast verschmachtend. Ein bayrischer Oberst bot ihm einen Trunk Wasser und Wein aus seiner Feldflasche, eine aufopfernde und erbarmungsvolle That mitten im Feuer. Aber der Sterbende wies ihn zurück, und lästerte Gott. — Wilde Flüche, das unheimliche Klirren des Bajonettkampfes, dazwischen gellendes Angstgeschrei flüchtender Weiber, Schmerzgebrüll! Und durch das Schmettern der Hörner und Rollen der Trommeln hindurch bestialisches Tigergeheul und hyänenhaftes, heiseres Wutgelächter! — Pardon wurde überhaupt weder verlangt noch gegeben. — Immer vereinzelter scholl das „Vive l'empereur!" der Offiziere, und immer stärker schwoll das donnernde Schlachtgeschrei, das wir dem Feinde entgegenschleuderten: „Vive la France!" .... Und doch mußten die Deutschen siegen. Sie hatten eine Idee auf ihrer Seite, — und *die* siegt immer.

A. Hoffmann.

Verlag von Ensslin & Laiblin in Reutlingen.

STRASSENKAMPF IN BAZEILLES AM 1. SEPTBR. 1870.

Der Kampf in Bazeilles. Von Ch. Merlette.

2.

Ich sprengte direkt in der Richtung auf die „einsame Pappel“ fort, die wie eine ungeheure Grab-Cypresse über diesem kolossalen Kirchhof hin und herschwankte. Sie war der point de vue, das Merkzeichen aller feindlichen Geschosse. Noch immer feuerte dort die große Batterie mit heroischer Standhaftigkeit, obwohl alle Offiziere und die gesamte Bespannung getötet war und sie bereits von feindlichen Scharfschützen rechts und links beschossen wurde. Denn der Feind hatte mit unübertrefflicher Bravour wirklich die Verschanzung von Floing erstürmt und nach wütendem Ringen Illy weggenommen. Das Thor war zu, der Ring war geschlossen, die letzte Rückzugsstraße versperrt. Bereits waren die feindlichen Sturmharste am Westrand des Bois de Garenne aneinander gestoßen und trieben vereinigt unsere Kolonnen vor sich her. Doch wäre ihnen dies bei der Geschicklichkeit unserer Verteidigung kaum gelungen, wenn nicht das rasende Feuer ihrer auch in Bezug auf Leistungsfähigkeit enorm überlegenen Artillerie unsere Linien erschüttert, die Verstärkungen, ehe sie an Ort und Stelle kamen, weggefegt und unsere Artillerie völlig zum Schweigen gebracht hätte. Leider verstummte dieselbe, auch aus Mangel an Munition, mehr und mehr, und hörte zuletzt ganz auf zu feuern, so daß nur das ununterbrochene Rollen des Kleingewehrfeuers an den Abhängen noch von der Energie unseres Widerstandes Zeugnis ablegte. Dieser wurde bei Illy durch die Erbitterung der dort fechtenden Abteilungen des 1. Corps vermehrt, die in ihren Angreifern die alten Gegner wieder erkannt hatten, die ihnen die Wein- und Hopfengelände von Wörth und Weißenburg entrissen. Auch das Terrain hatte eine gewisse Ähnlichkeit. — Eben wollte ich mit Befremden mustern, wie die gesamten berittenen Streitkräfte sich plötzlich auf dieser Stelle konzentriert hatten, als ein fallender junger Rekrut, der mit stammelndem „Ave Maria“ seine Arme sehnsüchtig nach etwas auszustrecken schien, mich auf ein seltsames Mirakel hinwies. Seinem Blicke folgend, bemerkte ich nämlich den kleinen Feldaltar der Vierge des Consolations aufrecht und unversehrt, während der Bleimantel sonst alles umfaßt hielt. Dieser Wallfahrtsort der Gegend schien noch jetzt dem Frieden geheiligt. Noch immer lächelte das Gnadenbild Madonnas, von steinerner Nische gedeckt, auf die Stürzenden herab, die sich hier zu ihren Füßen selber ihr Grab wühlten. Wie mancher arme Bursche, in Todesqualen sich windend, hat hier wohl inbrünstig um Schutz und Trost zu ihr emporgefleht! — Und sie hätte sogar reellen Schutz bieten können, weil ihr Stein eine erträgliche Deckung bot. — „Hierher, Marquis!“ bekräftigte mir das eine bekannte Stimme. Es war Gallifet, der gemütlich eine Cigarette rauchend, sein Haupt gegen das Postament der Statue lehnte. — „Nun?“ fragte er mit langgezogenem, pfeifendem Tone, wie steht's, Allwissender?“ Ich zuckte vielsagend die Achseln: „Außer der Ehre ist alles verloren. Hier sterben wir.“ — „Bravo! Solche Compagnons kann man bei einem Todesritt immer brauchen. Schließen Sie sich an?“ — „Ah, Sie wollen durchbrechen?“ — „Wozu ist man sonst beritten? Jetzt fühlt man erst, warum man Kavallerist ist. Bei Kulm kamen ja auch nur die Kürassiere Vandammes davon. Eher sterben als gefangen werden! Meine Kerle haben geschworen, eher die Steinbrüche hinabzupreschen, daß den Gäulen die Rippen bersten, als in Feindes Hand zu fallen.“ — „Ein Mann, ein Wort! Wann geht's los?“ — „Ich warte so lange, bis sich diese dünnen blauen Linien da drüben wie Kautschuk auseinander gedehnt haben. Dann brech ich sie mit meinen Weißmänteln wie Haselstecken entzwei. Das ist unsere letzte Attacke. Die drei ersten waren erfolglos. Der alte Papa Margueritte fiel gleich beim ersten Choc und rief mir zu: Rette meine Kinder und räche meinen Tod! „Qui vivra, verra!“ Damit legte der kühne Reiterführer seine Uhr auf die Kette des Postaments, um den genauen Zeitpunkt seiner kommenden Attacke festzustellen.

Unsere Kavallerie war der feindlichen nicht gewachsen. An Heroismus aber ward sie sicher nicht von jenen weißröckigen Panzerreitern übertroffen, auf deren Todesritt bei Mars la Tour die Preußen mit so viel Befriedigung zurückblicken. Obwohl diesen tapferen Geschwadern der Erfolg versagt blieb, obgleich ihr aufopferndes Vor- und Draufgehen das längst besiegelte Geschick der Armee nicht mehr abzuwenden vermochte, so blicken wir doch mit gerechtem Stolze nach den Gefilden von Floing, auf welchen Gallifets Schar in ruhmvoller Weise dem siegreichen Gegner erlag. — Alle diese Aktionen wurden jedoch in Schatten gestellt von dem starren dreistündigen Aushalten auf kahler Hochebene unter der furchtbarsten Kanonade der Kriegsgeschichte. Wo unsere, dem Ansturm des feindlichen Fußvolks ausweichenden Reservekolonnen auf den lichten Stellen des Plateaus auftauchten, empfing sie ein Hagel von Geschossen und trieb sie in das Gehölz von Garenne. Aber auch dort war keine Sicherheit für sie. Überall erreichten sie die Granaten und trieben sie aus dem Wald auf die lichten Stellen und von den lichten Stellen in den Wald zurück. Alles, was auf dem Terrain zwischen Illy und Givonne gestanden hatte, drängte endlich in das Bois de Garenne hinein, um vor dem vernichtenden, zermalmenden Kreuzfeuer Rettung zu suchen. Aber nirgends ließ der Gegner den Unsern Ruhe, dessen Infanterie nun von allen Seiten vordrang, ungeduldig den Sieg zu vervollständigen. Hier entstand eines der blutigsten und größten pêle-mêle-Gefechte, das wohl je geführt worden ist. Truppweise rang der Sieger mit den aus allen Schlupfwinkeln hervorkommenden Unsern, die bald fliehend ein bloßes Kesseltreiben gewährten, bald, sich zu verzweifelter Gegenwehr setzend, in wirr chaotischem Gemetzel rauften. In dieses Chaos hinein feuerte die beiderseitige Artillerie. Oft fielen die Geschosse so dicht, daß Freund und Feind — Füsiliere, Musketiere, Chasseurs, Turkos bunt durcheinander — einem gleichen Triebe folgend, hinter den Baumstämmen Queue gemacht haben sollen, um sich einigermaßen zu schützen. Überall stürzten die Unsern, wie ermutigt durch den Anblick eines sichtbaren Feindes — der Artillerie gegenüber waren sie ohnmächtig gewesen, — wie rasend auf die Stürmenden. Nicht einmal bei Wörth, wo die Zuaven noch vom trotzigen Stolz der Unüberwindlichkeit und vom Gloire-Durst beseelt waren, habe ich sie in so wilden Tigersprüngen mit dem Haubajonett und Yatagan wie mit Sicheln mähend gesehen. Aber an der unerschütterlichen Kaltblütigkeit der preußischen Schützen prallten sie ab, wurden bataillonsweise hingemäht, und verschwanden im Dunkel des Dickichts.

Ja, nur Schwätzer können zu behaupten wagen, daß sich die Soldaten des zweiten Kaiserreiches nicht völlig ihren Ahnen ebenbürtig bewiesen haben. Die Armee war glänzend. Wir unterschätzten den Gegner, aber unsere Zuversicht war natürlich. Gleichwohl haben wir nie so sehr das Letzte daran gesetzt, wie in diesem Kriege. Und das gilt von der ganzen Nation. Wir haben den „Kampf bis aufs Messer“ zur Wahrheit gemacht und uns buchstäblich bis zum letzten Mann gehalten. — Man hat uns Franzosen Mangel an Standhaftigkeit vorgeworfen. Aber nie hat eine Hauptstadt mit so opferwilliger Begeisterung den Entbehrungen einer beispiellosen Belagerung getrotzt. Nie hat eine Armee einem überlegenen Feind zäheren Widerstand geleistet. — Einen letzten, den Scheideblick warf ich auf das Kriegstheater um mich her. Auf dem rechten Flügel tobte noch immer der erbittertste und andauerndste Straßenkampf des ganzen Kriegs. Überall in Gehöften, Hecken und Gärten kämpften die Unsern einen Kampf der Verzweiflung. Obwohl bis unter die Festungswerke zurückgeworfen, setzten sie mit wütendem Elan ihre Vorstöße fort.

Auf der Linken hatte ich vor mir die brillante Erstürmung hartnäckig verteidigter Höhen durch den Feind. Unsere berühmt gewordenen Reiterattacken verbanden sich damit. Der ganze Boden schien von weißen Flecken wie mit Papierschnitzeln bedeckt; daneben dunklere und bunte — aber alles das regte sich nicht. Längs der gelben Steinbrüche gaben die dort aufgetürmten weißen Haufen Zeugnis von der Todesverachtung, mit der unsere Weißmäntel den Kürassieren von Reichshofen nachgeeifert hatten. — Mittlerweile war auch unser linker Flügel zertrümmert. Vor den entsetzlichen Generalsalven, welche die 500 feindlichen Kanonen a tempo abgaben, war mit der Zeit das Plateau fast gänzlich geräumt worden. Nicht mehr in geschlossener Ordnung, sondern in Verwirrung aufgelöst, hatten sich unsere Kolonnen in die Schlucht von Cazal zurückgezogen. Aber auch dort ereilte sie das Feuer im Rücken von der Maasschleife her. Ein fluchtartiger Rückzug begann. Riesige Staubwolken, aus denen einzelne Blitze die Waffen der durcheinander gemengten Truppengattungen verrieten, zeigten nur noch, wo sich unsere Heerhaufen wie ein breiter Strom, oder wimmelnd wie ein verstörter Ameisenhaufen, durch die Schlucht in die Festungsthore ergossen. Wo sonst die weißen Villen der Vorstadt aus dem freundlichen Grün hervor-

schimmerten, lag gelblich dicker Qualm eines großen Brandes, der sich über das vielgewundene klare Gewässer verbreitete. Zwischen den Kirchen, Magazinen und Kasernen der malerisch am Berge hinauf gruppierten, von der pittoresken Citadelle, der Maas und den Waldbergen eingeklemmten Stadt stiegen tintenschwarze Wolken auf; fast nach jedem neuen Schuß loderte eine neue Feuersbrunst zum dämmerigen Himmel. Zehn Dörfer brannten mit furchtbar prächtiger Glut. Bei Balan schien man bereits das Glacis mit Kartätschen zu bestreichen. Hier oben auf dem kahlen Hügelrücken wirbelten fünfmal hinter einander hohe pinienförmig sich ausbreitende und lange in dieser Form verharrende Rauchsäulen empor — fünfmal flogen Protzkästen in die Luft! Die Phantasie mochte sich die Wirkung im Detail ausmalen.

In Sedan herrschte das Chaos. Nur zwei Worte durchliefen, selbst bei den Kämpfenden, alle Reihen, anklagend und fordernd zugleich: Verrat und Kapitulation! Man war des Gemetzels müde und dennoch verzweifelt, den letzten Schritt thun zu müssen. Überall in der Stadt tote Bürger! Die Erde mit Granatsplittern besät! Hungernde Soldaten zerschnitten tote Pferde, um sie zu kochen. Schon zerdrückte man sich, um über die Pallisadenthore in die Stadt zu gelangen. Abgesessene Kavalleristen versuchten sogar, über die Contre-Eskarpe zu springen. Andere sprangen mit Pferd und allem in den Festungsgraben, ob sie auch die Beine brachen. Offiziere aller Grade kletterten in diesem schmachvollen Getümmel über einander weg. Dahinter kamen Kanonen mit ihren schweren Lafetten und kräftigen Pferden und bahnten sich, die Flüchtlinge zermalmend, einen Weg durch das ringende Gedränge, in welches die preußischen Granaten massenhaft einschlugen. Alle Gassen mit Pulverkarren verstopft! — Man konnte sich nur die einzige Vorstellung von unserer unglücklichen Armee machen, daß sie sich auf dem Grunde eines siedenden Kessels befinde! Hier hätte Doré den Übergang über die Beresina studieren sollen. Auch hier jagten durchgehende Fuhrwerke mitten in den Knäuel hinein und vermehrten die allgemeine Verwirrung.

Während ich verzweiflungsvoll in diesen Strudel des Verderbens starrte, wurde ich durch ein Zusammenzucken Galliffets, der unverwandt den nahen Kampf auf der Kuppe beobachtete, aus meinem Brüten aufgestört. Plötzlich steckte er gelassen die Uhr ein, — fast damit zusammenfallend verstummte die Batterie an der einsamen Pappel, deren letzte Bedienung noch im Tode die Geschütze umklammerte, und in dunklem Gewimmel stürzte es über die Höhen weg. Allenthalben tauchten feindliche Tirailleurschwärme auf, die uns bereits bei Cazal den Rückzug nach der Festung abschnitten. Galliffet warf mir einen bedeutsamen Blick zu, dem ich folgte. — Schon eine Minute später schmetterten die Trompeten zur Attacke, und die Divisionen Margueritte und Salignac-Fénelon, Kürassiere, Lanciers, Husaren, Chasseurs d'Afrique, mit wehenden Standarten und flatternden Roßschweifen, alle Offiziere weit vor der Front, Galliffet mit geschwungenem Damascener allen voraus, brausten unaufhaltsam über die Abhänge hin. Nie ist mit größerer Entschlossenheit der letzte Hauch von Mann und Roß daran gesetzt worden. Von dem bekannten Stutzen war gar keine Rede mehr. Jede andere Truppe als diese kriegsgeübten und unerschrockenen Deutschen wäre im Hui auseinandergesprengt oder gar von Panik ergriffen worden, so aber bedeckten sich Angegriffene wie Angreifer mit Ruhm. An Quarrébilden wurde nicht mehr gedacht, es fehlte auch an Zeit dazu. In Knäuel zusammengeballt oder ganz frei im offenen Felde stehend, jede Deckung geschickt benutzend, begrüßten uns diese, in Schwärme aufgelösten Corps mit einem so rasenden Schnellfeuer, daß die ersten Glieder der blanken Panzergeschwader wie über den Tisch gefächerte Karten in sich zusammensanken. Ohne uns aber, wie unsere Kürassiere bei Aspern, durch diese lebendige Barriere hemmen zu lassen und zum Sammeln zu blasen, warfen wir uns über die noch zuckenden Rosse und Leichenhügel weg auf den Feind. — Aber durch die ungünstigen Bodenverhältnisse und das heftige Flankenfeuer der feindlichen Batterien war bereits im Anreiten der innere Verband gelöst und wir kamen daher einzeln und weit auseinander zum Einhauen. Nichtsdestoweniger durchbrachen wir die feindlichen Schützen, die sich uns mit tollkühner Bravour im Einzelkampf entgegenstellten, ja wie die englische Infanterie bei Minden mit gefälltem Bajonett anstürmten. So gerieten wir in ungestümem und wuchtigem Anlauf in die feindlichen Reserven, an denen wir teilweise unaufgehalten vorüberjagten. Mehrere Schwadronen drangen ungeachtet der auf sie gerichteten wirksamen Kartätschlagen zwischen die feindlichen Geschütze ein, deren Bedienung sich mit Wischer und Seitengewehr verteidigen mußte. Aber immer vernichtender wurde das Feuer, ganze Haufen wälzten sich sterbend über die Abhänge, alle Generale und Stabsoffiziere fielen. Viele glitten, den Geschossen entgangen, strauchelnd in die nahen Steinbrüche hinab oder zerschmetterten sich dort freiwillig, — eine Curtius-Hekatombe der militärischen Ehre.

Ich weiß nur noch, daß ich mit einem Hauptmann mehrere Hiebe wechselte, die denselben im Sattel schwanken machten — ich fühlte mich mehrmals gestreift und leicht verwundet — dann sah ich mich pleine carrière mit sechs Kameraden die große Landstraße hinaufsausen.

Wir entkamen wirklich, schon waren wir jenseits der feindlichen Linien. Immer schwächer wurde das Feuer hinter uns, plötzlich wurde es ganz still. — Wir hielten auf einem jenseitigen Hügel und blickten auf den offenen Sarkophag zurück, in dem die Gloire der großen Nation bestattet wurde. Nur das Grollen einiger Geschütze wurde noch laut. Kein Maler konnte ein schöneres Bild träumen, als inmitten dieser sonnigen Landschaft, welche Berg und Fluß, Wald und Acker, Stadt und Dörfer, Hecken und Stoppelfelder in anmutiger Abwechslung vereinigte, jene dichte Brand- und Pulverwolke, die unten schwarz, oben weißlich-grau, sich an der Spitze wie eine Baumkrone ausbreitete.

„Die Kapitulation!" sagte ich halblaut. Meine Begleiter knirschten mit den Zähnen. Schweigend trabten wir thalab, bis wir die belgische Grenze erreichten. Berangers schöne Verse fielen mir ein:

„Leb wohl, Frankreich, mein schönes Land,
Leb wohl, von dir scheiden heißt sterben!"

Blutrot ging die Sonne unter.

Das Schlachtfeld von Sedan.

Mac Mahons bei Reichshofen oder Wörth geschlagene Armee hatte sich über Saarburg und Nancy auf Châlons zurückgezogen, leider aber dabei vergessen, den Tunnel von Saverne zu sprengen, was den Feind in seinem Marsche wenigstens eine Reihe von Tagen aufgehalten haben würde. Die Division Douay, über welche der brave General Pellé, nach Weißenburg, das Kommando übernommen hatte, marschierte, um sich neu zu sammeln, bis nach Neufchâteau und erreichte in der Folge La Veuve und Mourmelon, wo er seine Truppen mühsam auf den alten Stand brachte; dabei hatte er aber seine durch die preußischen Granaten grausig gelichteten Zuaven- und Turkos-Reihen leider mit nichts anderem als jungen Rekruten zu füllen vermocht. Es war ein schmerzliches, und doch zugleich stolzes Schauspiel, diese durch das feindliche Feuer decimierten, durch Entbehrungen aller Art herunter gekommenen, von Strapazen gebrochenen Soldaten zu sehen, denen die Uniformstücke in Fetzen am Leibe herunter hingen, von denen die meisten verwundet waren, ohne daß auch nur ein einziger nach der Ambulanz gefragt hätte, und von denen sich keiner was Besseres wünschte, als wieder an den Feind zu kommen und kämpfen zu dürfen. Ah, es war ein herrlicher Anblick, diese Kürassiere mit ihren verbundenen Köpfen, ihrem Küraß voll Buckeln und Beulen, welche die Kartätschenkugeln darauf zurückgelassen; wenn man sie so dahin ziehen sah, dachte man an jene ritterlichen Gestalten, von denen uns das Heldenlied erzählt. Gerührt und voll Respekt betrachteten die in der kreidigen Ebene von Mourmelon lagernden Mobilgardisten der Seine diese, den mörderischen Kämpfen der ersten Augusttage entronnenen Männer, diese interessanten Trümmer der thatkräftigsten Armee der Welt (!), die alte sagenumwobene Armee von Afrika.

Und wenn man dann all diese, durch von Lyon und Belfort gekommene Armeecorps verstärkten Truppen sich um Châlons anhäufen und auf diesen Ebenen und Hügeln Stellung nehmen sah, auf denen Frankreichs Strategen und besten Truppen nun schon seit mehreren Jahren die schönsten Manöverfelder herausgesucht und die prächtigsten Scheinschlachten einander geliefert hatten, so zweifelte niemand mehr

daran, daß auch Mac Mahon hier in dieser Gegend demnächst eine entscheidende Schlacht dem Feinde liefern werde. Wir hatten hier die herrlichste und stärkste Stellung, und wahrlich, es hatte ganz den Anschein, als ob in dieser Ebene, in welcher Attilas Heereswogen sich brachen, auch Frankreichs neues Siegesfeld sein würde. Die Kreidehügel der Champagne bilden hier ein Amphitheater, von dem aus unsere zahlreiche, neuergänzte, mehr als 400 Geschütze und 70 Mitrailleusen zählende Armee den Feind mühelos zerschmettern zu können schien. Kein Mensch zweifelte daran, daß der entscheidende Schlag in diesem Kriege hier auf den katalaunischen Feldern fallen werde, wo vor Zeiten auch schon das Blut der Hunnen in Strömen geflossen. Unsere Soldaten wenigstens zweifelten keinen Augenblick daran und rüsteten sich zum Kampfe. In Schlachtordnung aufgestellt, schien die Armee tagtäglich den Aufprall des Feindes zu erwarten, der, wie man wußte, in Gewaltmärschen durch das Thal der Aube heranzog. Die Preußen, hieß es am 18. August, wären schon in Troyes eingezogen, hätten Arcis besetzt, und bereits sei in der Richtung von Vitry der Donner ihrer Kanonen zu vernehmen. Ein Teil der Armee General Faillys verließ denn auch Vitry und zog sich auf Mac Mahons Armee zurück. Ganz weiß vor Staub, der Müdigkeit beinahe erliegend, marschierten diese armen Soldaten, Musik voran, durch Châlons, und forderten, laut schreiend, Kampf und Rache für Forbach. So schwer auch auf allen der so unerwartet und doppelt unselig, plötzlich hereingebrochene Tag des 6. Augusts lastete, die Hoffnung war doch wieder in den Herzen erwacht, und jeder dachte nur daran, den Schandfleck abzuwaschen, den die Niederlagen von Spichern und Fröschweiler den französischen Fahnen aufgedrückt.

Nur einige Offiziere der niederen Grade, solche, die mit Todesverachtung, den Säbel in der Faust, vorgestürmt waren und durch ihre Unerschrockenheit die unverzeihlichen Nachlässigkeiten und Sorglosigkeiten der Generale gut zu machen versucht hatten, sie, die sich in der Schlacht aufopferten, und von denen dereinst die Geschichte erzählen wird, sie schüttelten bedenklich die Köpfe, und sahen mit schwerer Besorgnis in die Zukunft. Sie sahen die Kadres der Armee zerstört, die Offizierscorps furchtbar deciniert, kaum mehr ausreichend für den notwendigsten Dienst, die Chefs befehligten eine viel zu große Anzahl Leute und waren nicht fähig, sie „in der Hand zu behalten;“ sie waren verdammt, mitanzusehen, wie Unordnung in der Verwaltung die stolzesten Entschlüsse und den glänzendsten Heroismus zu Schanden machten. Nichtsdestoweniger war jeder entschlossen, seine Schuldigkeit zu thun. Rings um Châlons wurden Feldbefestigungen angelegt, die Mobilen der Seine, die noch nicht tüchtig genug einexerziert waren, um am Kampfe teilnehmen zu können, sandte man nach Paris zurück. (Nicht deshalb, sondern weil die Burschen nicht gut thaten und offen revoltierten. D. H.) Allnächtlich war man darauf gefaßt, die Vorposten mit den Ulanen der Armee des Kronprinzen von Preußen Schüsse wechseln zu hören. Wie groß war daher das Erstaunen der Armee, wie der Bewohner von Châlons, als es plötzlich hieß, daß man das in seiner Art klassische Schlachtfeld räume, um sich auf Reims zurückzuziehen. Eines schönen Tages wurden sämtliche Vorräte und alles Lagermaterial vernichtet. Auf Befehl des Marschalls wurde alles Futter, das man nicht mitnehmen konnte, alle Baracken, all die vielen, seit einer Reihe von Jahren in Mourmelon errichteten Blockhäuser verbrannt, und so große Eile hatte man bei diesem Zerstörungswerk, daß man sich nicht einmal mehr die Zeit nahm, wenigstens Hafer und Stroh mitzunehmen, obwohl man wußte, daß die Kavallerie und die Truppen in Reims hieran bald genug Mangel haben würden. — Übrigens konnte Reims ja nur die erste Etappe auf einem Marsch nach einem strategischen Punkte sein, und der wurde aller Wahrscheinlichkeit nach durch Grand Pré oder Valmy gebildet. Man ist in Frankreich fatalistisch genug angelegt, um auch ein zweites Mal sich mit dem Gedanken zu tragen, wie zu den Zeiten von Dumouriez, aus den Defiléen der Argonnen die französischen Thermopylen zu machen. Zweifelsohne, wenn man nun eben einmal entschlossen war, ein Terrain zu verlassen, das man so gründlich und durch und durch kannte, wenn man den Entschluß faßte, sich mit Bazaine zu vereinigen, der dem Vernehmen nach bei Gravelotte gesiegt hatte, gleichwohl aber gerade im Zirkel seines Sieges eingeschlossen saß, dann erschien es als das Beste und Sicherste, ihm geradewegs über Verdun, Manheulle und Gorze entgegenzumarschieren, und es verbreitete sich sogar das Gerücht, unsere Avantgarde sei bereits bis St. Menehould vorgedrungen. — Von dorther allerdings hätte man sich mit Bazaine zu vereinigen suchen müssen, von dort her galt es, Metz und die dortige Armee zu entsetzen, welche bei Mars la Tour, Rezonville und St. Privat sich verzweifelt wehrte. Waren die Nachrichten, die man hatte, wahr, so konnte man nicht schnell genug vorwärts eilen. Ein pariser Mobilgardist, der ganz allein, aber beritten, von Metz her kam, wo er die preußischen Linien zu passieren gewußt hatte, brachte ins Lager von Châlons die Nachricht, daß Bazaines Armee bereits die Munition auszugehen beginne. Dreißig Waggons, von denen jeder eine Million Patronen enthielt, waren, für den Marschall bestimmt, nach Montmedy expediert worden, konnten aber nicht weiter; ein Teil der Armee des Prinzen Friedrich Karl hielt Briey besetzt und näherte sich bereits der belgischen Grenze. Der Erfolg einer Bewegung auf Metz hing somit vor allem von der Schnelligkeit ihrer Ausführung ab. Was thun? Sollte man sich dem Kronprinzen entgegenwerfen, der durchs Aubethal heranzog? Wollte man ihm, mit Paris im Rücken, den Vormarsch verwehren, oder war es nicht besser, in Gewaltmärschen, wie der Blitz so rasch, nach rechts auszubiegen und Prinz Friedrich Karl vom Rücken aus anzugreifen, während die um Metz lagernden Truppen in einem Kampf auf Leben und Tod ihn in der Front packen würden? In solchen Augenblicken werden Tage und Stunden zu Ewigkeiten, aber die Stunden verrannen, die Tage vergingen, und immer noch war kein entscheidender Beschluß gefaßt worden. Endlich, eines Morgens, am 23. August, das Wetter war trüb und regnerisch, verließ die Armee das Lager von Châlons, Mac Mahons 120000 Mann starkes Heer die Stadt Reims im Morgengrauen, fröstelnd und in der feuchten Atmosphäre sich unbehaglich schüttelnd. Langsam zogen die Kolonnen unter dem strömenden Regen dahin, mühsam kamen sie in dem Schmutze vorwärts, die Fahnen in ihren schwarzen Futteralen; die Fahnen vom roten Kreuz hingen schlapp und schlaff an den Schäften herab, den Mitrailleusen hatte man ihre wie eine Art Beißkorb aussehenden Lederkappen über die Rohrmündung gezogen, und während diese Armee längs der Straße dahinzog, tönte der dumpfe Klang der Glocken von Notre Dame in Reims herüber, die durch den Regen ein letztes, düsteres und trauriges Lebewohl herübersandten. — Jedermann glaubte, daß unsere Soldaten auf Varennes oder Verdun in Marsch gesetzt würden. Wer hätte es sich denn aber auch im Schlafe einfallen lassen, daß eine solch gewaltige Truppenmasse, fast mutwillig, einen solch schwierigen, ja gefährlichen Weg einschlagen würde, der eigentlich gar nichts anderes war, als ein zwischen der preußischen Armee und Belgien offen gelassener Fußweg. Wer den einschlug, der setzte sich den augenscheinlichsten, nur schwer zu vermeidenden Gefahren aus, denn von einem Rückzuge konnte keine Rede sein; vor sich hatte man den Feind, und hinter der französischen Armee lag die Grenze. Wurde man geschlagen, so blieb nichts anderes übrig, als auf neutrales Gebiet überzutreten und sich von dem staffelförmig von Namur bis Arlon aufgestellten belgischen Observationscorps entwaffnen zu lassen. Welch seltsame strategische Berechnung! Ihre Gefahren müssen ja jedem, auch dem größten Laien sofort in die Augen springen, sobald er nur eine Landkarte zur Hand nimmt und einen kurzen Blick darauf wirft. Die Geschichte freilich wird vielleicht eines Tages die Frage aufwerfen, ob nicht der einen oder der andern der maßgebenden Persönlichkeiten und vor allem dem Kaiser der stille, geheime Wunsch vorgeschwebt haben möge, sich in der Nähe einer Grenze zu halten, über welcher man im Falle eines Mißerfolgs wenigstens ein Asyl finden konnte.

Ich folgte der Armee auf ihrem Marsch nach den Ardennen nicht. Ich verließ Reims zu jener Stunde, als die Abfahrt des kaiserlichen Prinzen nach Rethel die Ursache wurde, daß drei Züge mit armen, halbverhungerten Soldaten mehrere Stunden im Bahnhof nutzlos warten mußten, worüber dann jene Soldaten-Revolte ausbrach, die sich in Unordnungen und Excessen aller Art, z. B. in der Plünderung der für die Truppen bestimmten Brotwagen Luft machte, — eine ebenso traurige als peinliche Scene, mit der die Zeitungen mehrere Tage hindurch das Publikum unterhielten. Die Soldaten waren völlig aus Rand und Band, aber ihre Indisziplin war nur die Folge des ewigen Schwankens ihrer

Das überfallene französische Lager bei Beaumont am 30. August 1870.

Generale und deren augenscheinlicher Demoralisation. Die Truppen wurden auf Rethel dirigiert, von da aus sollten sie sich auf Stenay und Montmedy in Marsch setzen und mit der Armee von Metz quer durch die Ardennen ihre Vereinigung bewerkstelligen, aber, es muß dies wiederholt gesagt werden, diese Bewegung war zu spät begonnen worden. Kaum hatte Prinz Friedrich Karl Kunde hievon, so entsandte er auch schon kleine Armeeabteilungen, etliche Bataillone oder Schwadronen von Briey nach Longwy und Montmedy, welche die Bevölkerung in Schrecken und Aufregung versetzten, überall, bald da, bald dort, auftauchten, die Dörfer besetzten, ebenso schnell wieder verschwanden, wie sie gekommen waren, unseren Soldaten auf Schritt und Tritt folgten, und nach kluger Berechnung, obwohl anscheinend dahin und dorthin zerstreut, so zu manövrieren verstanden, daß sie gleichwohl, sobald es zu kämpfen galt, in Massen auftreten konnten. Andererseits machte der Kronprinz, der bereits Châlons erreicht gehabt, „ganzes Bataillon kehrt!“ und marschierte unsern Truppen entgegen, um sie im Rücken zu fassen. Die Gefahr wäre erst nicht einmal eine so besonders große gewesen, wenn unsere Generale den französischen Elan zu benützen gewußt und die in Châlons und Reims unnütz verloren gegangene Zeit bis auf die letzte Stunde hereinzuholen verstanden hätten; aber man braucht nur die aus jenen Marschtagen stammenden offiziellen Depeschen zu lesen, um sich über die Unfähigkeit unserer Offiziere klar zu sein. Ihre Unfähigkeit war so groß, daß man bei allem Jammer eigentlich noch darüber lachen mußte. Solche Unordnung anzurichten, waren nur Pfuscher imstande. Der Kaiser muß seine Armee erst suchen, voll Unruhe fragt und forscht er bald da, bald dort und tappt im Finstern herum; seine Generale, auf die er sich müßte verlassen können, wissen gerade so wenig wie er. Alles vergeht und verschwimmt wie in einem Nebel, und man schaudert unwillkürlich zusammen, wenn man diese schwankenden und unsicher tastenden Armeecorps mit diesen Soldaten des Gegners vergleicht, die in blindem Gehorsam einen schon seit langer Zeit entworfenen und gereiften Kriegsplan ausführen, mit diesen wie Automaten so schrecklich präzis sich bewegenden Gegnern, die es zu bekämpfen galt. — Längs der Grenze aufgestellt, wohnten die belgischen Grenadiere und Artilleristen tief bewegt diesem Kampfe bei, der sich fast unter ihren Augen abspielte. Man hat vor dem Kriege so oft und viel über Belgien geschimpft und sich hauptsächlich über die dort herrschende Stimmung gegen Frankreich gründlich getäuscht. Belgien war keineswegs Frankreich feindlich gesinnt. Mit Recht über die Pläne und ehrgeizigen Absichten jenes Mannes in Sorge und Unruhe, der damals das Geschick Frankreichs in seinen Händen hielt, konnte es immerhin vielleicht in seinem Innern wünschen, der Kaiser möchte besiegt werden, aber ebenso sicher ist, daß man in Belgien in allen Schichten der Bevölkerung im innersten Herzen Frankreich und dem französischen Volke eine fast brüderliche Zuneigung bewahrte. Wie oft waren wir gerührt, fast bis zu Thränen gerührt, von all den Sympathiebeweisen und der Freundschaft, welche über die Grenze versprengte französische Soldaten auf belgischem Boden erfahren durften. Da war nichts Gemachtes, keine Spur von Verstellung. Die wallonische Bevölkerung, französisch nach Sprache und durch alte Erinnerungen, bebte, als sie die preußischen Kanonen in der Richtung von Longwy donnern hörte; in hellen Haufen eilte sie nach der Grenze, um dort Verwundete zu erwarten, sie zu trösten, aufzurichten und zu verpflegen, und die belgische Armee, das kann ich aus eigener Anschauung berichten, war ein wenig berauscht von dem Rauch und Pulverdampf, der da von Frankreich herüberkam, sie fühlte sich mehr als einmal von jener Art Fieber ergriffen, welches Dante „die Gier nach Kampf und Streit“ nennt.

In Givet, wo ich meinen Wohnsitz hatte, war man damit beschäftigt, die Citadelle zu armieren, eine der stärksten im Lande, die wie ein zweites Gibraltar auf einem Felsenhügel thront und, zu den Wolken emporstrebend, jedem Sturm zu trotzen scheint; aber, wie überall, hatte die Verwaltung auch in Givet die Befestigungen ohne Kanonen, ohne Lafetten und ohne Munition gelassen. Die Bewohner der nahen Ardennen kamen herbeigeeilt, um in Givet Schutz zu suchen, den ihnen doch das starke Schloß nicht gewähren konnte; es ließ sich so wenig verteidigen, als ob es geschleift gewesen wäre. Zwar warf man in Eile Wälle auf und exerzierte die jungen Leute vom Lande ein, die mobilisierten Bauern standen in ihren blauen Blusen neben den Geschützen Schildwache, die von freiwilligen Artilleristen bedient waren. Nach und nach verbreitete sich immer mehr das Gerücht, daß man da und dort die Oberhand über die Preußen davon getragen habe. Erzählungen von erfochtenen Siegen gingen in der Stadt von Mund zu Mund, und nicht ohne innere Bewegung konnte man sehen, wie sich diese Frauen, Kinder, all diese bisher von Unruhe verzehrten Leute mit einemmale an diesen trügerischen Hoffnungen wieder emporrichteten. Die Preußen waren bei Buzancy geschlagen worden, andere sagten bei Attigny. Ein unbestimmtes Gerücht sprach von einem Zusammenstoß bei Varennes, von eroberten Kanonen und vernichteten Ulanenregimentern. So viel stand fest, daß Francstireurs, — jeder hätte darauf geschworen — den Wald von Mont Dieu und Grandes Armoises in Brand gesteckt hatten, und zwar mit Petroleum, weil sich Preußen in demselben, wie sie es auch bei Weißenburg und Forbach gethan, versteckt hatten. Mit einemmale verstummten all diese neuen Mut erweckenden Gerüchte, welche jeder von uns mit jener naiven Leichtgläubigkeit aufgenommen hatte, die stets den Wunsch den Vater des Gedankens werden läßt, vor den Nachrichten, welche über die Kämpfe von Beaumont, Mouzon und Carignan zu uns gelangten.

Bei Beaumont hatte am 30. August General Failly in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit die Preußen, über deren Marsch er so viel wie nichts wußte, noch so weit entfernt geglaubt, daß die Kugeln des Feindes unsere Soldaten während der Rast und während die Glieder durcheinander gekommen waren, mitten auf der Straße zwischen zwei langen Reihen von Wagen, requirierten Kärren und sonstigen Hindernissen aller Art, erreichten. Man denke sich einmal in die Lage einer Armee, die auf solche Weise Halt zu machen gezwungen wird und sich nun mit einemmale und ganz unvermutet auch noch beschossen sieht! Weit entfernt, irgendwie etwas nützen zu können, vermehrten diese Wagen und Kärren, die Pferde, die stampfend und ausschlagend zu beiden Seiten des Weges niederstürzten, diese Bauern, die in ihrer Todesangst die Stränge abschnitten, sich auf ihre Pferde warfen und davon sprengten, die Unordnung und den Durcheinander noch gewaltig. Der Feind hatte plötzlich, zu überraschend angegriffen, als daß nicht unsere ohne jede Ordre de bataille (Schlachtordnung) ganz nach Belieben und wie es eben der Zufall gab, lagernden Truppen infolge des unverzeihlichen Fehlers, den ihr General begangen hatte, schon halb hätten besiegt sein müssen, ehe sie überhaupt zum Kämpfen gekommen waren. Und doch leisteten sie Widerstand, trotzdem der Feind beträchtliche Massen ins Feuer führte, eine ganze Armee gegen ein verhältnismäßig schwaches Corps. Die Preußen griffen wieder einmal zu ihrem System des Zermalmens. Es ist die volle Wahrheit, die Soldaten General Faillys kämpften einer gegen sechs. Als der Abend hereinbrach, war die Schlacht trotz aller Tapferkeit verloren; noch war aber nicht alles in Frage gestellt, und da mit Einbruch der Nacht Mac Mahon von Carignan aus dem General Failly beträchtliche Unterstützungen sandte, so wurde dadurch glücklicherweise verhindert, daß die neue Schlappe des 5. Corps zu einer völligen Auflösung desselben führte. — Am andern Tage sollte die Schlacht aufs neue beginnen. Der Feind begriff nur zu wohl, daß er diesen heroischen, aber, weil schlecht verpflegt, aufs äußerste erschöpften Truppen keinen Augenblick Ruhe lassen dürfe. In der That, die Feder sträubt sich, es niederzuschreiben: französische Soldaten starben in französischen Dörfern beinahe Hungers, denn alle standen verödet, leer, ausgesogen. Der Feind, welcher keineswegs die Schwierigkeiten verkannte, die sich ihm entgegenstellen mußten, wurde dadurch nur zu um so größerer Kühnheit angespornt. Nachdem unsere Truppen sich einen ganzen Tag lang geschlagen und während der Nacht keinen Augenblick lang Ruhe gehabt hatten, zwang sie der Feind, sich ihm aufs neue zu stellen, und doch hatten diese armen Leute kaum eine Suppe essen, einige Schlücke Wein trinken, oder während des Marsches selbst ein Stückchen Brot hinunterwürgen können. — Die Schlacht von Carignan (Beaumont), an und für sich viel schrecklicher und blutiger als der Kampf bei Mouzon, war auch viel unheilvoller, sie hat das Schicksal des Feldzuges in der That entschieden, der jammer- und thränenvolle Tag, der auf sie folgte, war thatsächlich nur die Fortsetzung dieses fürchterlichen Handgemenges, in welchem vielleicht mehr als in jedem früheren oder späteren Kampfe die Schlacht zu einer Schlächterei, zu einem Kampf Mann gegen Mann

wurde, in welchem der Artillerie das letzte Wort verblieb. Der Feind, durch unsere Mitrailleusen dezimiert, griff uns aufs neue mit entsetzlicher Wut an, aber mit Strömen von Blut bezahlte er seinen Sieg, das Wasser des Chiers rötete sich von dem Blute der in demselben treibenden deutschen Leichen. — Im Hagel der Granaten, inmitten des brennenden Carignan fand Mac Mahon seine militärische Kraft und Willensstärke wieder, jenen erhabenen Heroismus von Reichshofen, der aus ihm, wenn auch keinen vortrefflichen General und Heerführer, so doch wenigstens einen aller Bewunderung würdigen Soldaten gemacht hat. Neuerdings gezwungen, vor der Übermacht zu weichen, verließ er Carignan doch erst nach einer heldenhaften Verteidigung desselben, und der zum zweitenmale geschlagene Oberbefehlshaber hatte wenigstens den, wenn auch herben Trost, ein Schlachtfeld dem Feinde überlassen zu haben, auf dem die sächsischen und bayrischen Toten nach Tausenden zählten. Am Abend telegraphierte der durch die neue Niederlage wie zermalmt scheinende Kaiser an die Kaiserin trotz allem folgende beinahe unglaublich erscheinenden Worte: „Es hat heute ein Engagement ohne große Bedeutung stattgefunden, ich bin ziemlich lange zu Pferde geblieben.“ — Am 1. September, mit Tagesanbruch, unter einem klarblauen Himmel, begann das nun schon seit drei Tagen andauernde Blutbad mit den Kämpfen von Petit Remilly und Bazeilles aufs neue, nur noch viel schrecklicher. Mac Mahon, der seine Truppen unter den Kanonen Sedans gesammelt hatte, dehnte seine Armee bis auf das rechte Maas-Ufer aus, Front gegen die Sachsen und Württemberger, die unter dem Befehl des Kronprinzen von Sachsen bei Remilly standen. Er hatte nun so ziemlich alle preußischen Streitkräfte sich gegenüberstehen, mit Ausnahme der Armeecorps des Prinzen Friedrich Karl, welcher vor Metz um eben diese Zeit die Truppen Bazaines im Schach hielt, einen Augenblick aber vor ihrem wuchtigen Anstürmen hatte zurückweichen müssen. Und nun denke man sich einmal diesen Winkel französischer Erde, vom Feinde überschwemmt und von deutschen Truppen wimmelnd, auf den Hügeln, welche Sedan umgeben und rings um den Platz einen trichterförmigen Zirkel bilden, auf dessen Grunde die Citadelle eingebettet liegt, und mitten drin in diesem Trichter unsere erschöpften, am Ende ihrer Kraft angekommenen Truppen, Verzweiflung im Herzen, ohne Vertrauen in ihre Führer, ohne jede Hoffnung auf ein Wenden des Kriegsglückes, und keinen andern Quell des Heroismus in der Brust, als die dumpfe Wut über die erlittenen Niederlagen: so sieht unsere Armee aus; sie sind völlig desorganisiert, diese Truppen, und bereits mit dem Spotte bei der Hand, schlechte Hanswurstwitze erschallen aus den Reihen, und spitze, zweideutige Worte gegen die Generale. Diese Soldaten, welche bisher, wenn sie in Schlachtordnung standen, nichts anderes gewußt hatten, als mit gefälltem Bajonett und unter klingendem Spiele vorwärts zu stürmen, diese Soldaten haben es verlernt, anzugreifen, seit drei Tagen sehen sie sich auf die Verteidigung beschränkt, und dabei wird es auch fernerhin bleiben.

Die Armee des Kronprinzen von Sachsen bildet das Centrum der feindlichen Armee. Auf seiner Rechten, von Brévilly bis Pouru stehen die Bayern und sammeln sich da, verstärkt durch die preußische Garde; wir werden sie später Bazeilles anzünden sehen. Die Ehre des Angriffs steht den Bayern zu. Mit Tagesanbruch eröffnen sie ein lebhaftes Plänklerfeuer auf La Moncelle, dann werfen sie sich in einem schneidigen Bajonettangriff in die Dorfstraßen. Unsere Soldaten werfen sie zurück, die Bayern weichen, bald aber sammeln sie sich wieder und dringen aufs neue vor. Diese Position von La Moncelle, die um jeden Preis gehalten werden muß, bildet für die Deutschen den Schlüssel, den entscheidenden Punkt der Schlacht. Die Bayern haben den Ehrenposten, aber auch den gefährlichsten Posten zugeteilt bekommen. Haus um Haus muß in La Moncelle genommen, eine der aus Pflastersteinen aufgeschichteten Barrikaden nach der andern gestürmt werden. Es ist ein wütender Verzweiflungskampf, in dem sich die bayrischen Leichen hoch auftürmen und in der steil ansteigenden Straße übereinander purzeln. Wie Gras wurden sie von den Kartätschen niedergemäht, Leichen türmten sich über Leichen, schließlich so dicht, daß sie aufrecht stehen blieben, sie hätten nicht umzufallen vermocht. — Zur nämlichen Stunde griff die preußische Garde Douzy und Rubécourt, zwei kleine an den Ardennenwald angeschmiegte, freundliche, kokett wie in einem Schmuckkästchen aus Smaragd liegende Ortschaften an, aber aus diesen Dörfern kam der Tod in seiner grausigsten Gestalt und ohne Unterlaß. Von früh morgens bis um 11 Uhr mittags leisteten unsere Soldaten unerschrockenen Widerstand und warfen immer und immer wieder die pommerschen Grenadiere und die bayrischen Jäger zurück, aber während hier die Unsern wie Verzweifelte kämpften und die feindlichen Bataillone an ihrem Widerstande zerschellen sahen, traf infolge seines eben so klug berechneten, wie kühn und mit Aufbietung aller Kräfte ausgeführten Marsches eine preußische Armee, die sieggewohnte Armee von Weißenburg und Wörth in sachtem Schritt und Tritt, kaum vernehmbar, auf dem Schlachfelde ein.

Es war dies die Armee des Kronprinzen, jene Armee, welche Mac Mahon in Châlons hatte erwarten wollen und die er dort vielleicht vernichtet hätte. Aber als diese Armee Mourmelon erreichte, als sie dort die noch rauchenden Trümmer unseres Lagers fand, wandte sie sich, kurz und fest entschlossen, ihren Gegner, der sich ihr zu entziehen gewußt hatte, wieder aufzufinden, und marschierte in doppelten Tagemärschen, daß die Sohlen brannten, hinter uns drein, in einem Marsch, der an Kühnheit nur in jenem famosen Flankenmarsche von Sadowa seinesgleichen hat, der die preußische Armee aufs äußerste erschöpfte, aber den Sieg entschied. Schon seit zwei Tagen hatte man diese Armee erwartet. Im Vertrauen auf ihr Kommen hatte der König den Angriff befohlen, er wußte, der Kronprinz würde pünktlich, auf die Stunde hin, eintreffen. Sicherlich hatte ja der Kronprinz den Kanonendonner von Carignan vernommen. Er verdoppelte in der Nacht vom 31. August zum 1. September die Schnelligkeit seines Marsches und überschritt an der Spitze der von Châlons über Vouziers heranrückenden Armee die Maas bei Donchery in dem Augenblicke, als die Bayern la Moncelle angriffen, (?? Der Übers.) und beim Kronprinzen von Sachsen der erste Kanonenschuß losging. Nunmehr konnte der Kronprinz seine Armee jederzeit in den Kampf eingreifen lassen, aber er wußte Besseres zu thun, er ließ seine Soldaten so rasch als möglich dem Lauf der Maas folgen; immer dem Fluß entlang dirigierte er eines seiner Armeecorps auf Floing und Givonne, während die vom Prinzen Albrecht von Preußen, dem Bruder des Königs, befehligte Kavallerie in den Ardennenwald eindrang, und Ulanen, Husaren, Dragoner, von Flégneux auf Poury aux Bois vorbrachen, wo sie hinter den Bäumen auf unsere Soldaten lauerten. Jetzt war es so gut wie sicher, daß uns der Feind zwischen drei Feuer nehmen und uns den Rückweg abschneiden konnte.

Bis um 11 Uhr hatten unsere Truppen mit einer bewunderungswürdigen und erfolgreichen Zähigkeit La Moncelle und das Terrain um Bazeilles verteidigt; sie zwangen, wie wir gesehen, die Grenadiere der preußischen Garde, sich auf Rubécourt zurückzuziehen, ja sie hielten nicht nur sie im Schach, sie waren drauf und dran zu siegen, sie hätten all diese tiefen geschlossenen Truppenmassen, Preußen, Sachsen, Badenser, (!!) Württemberger, die ganze deutsche Armee zurückgetrieben, als plötzlich um 11 Uhr die Kanonen von „Kronprinz Fritz“ gegen Floing und Givonne donnerten und unsere bestürzten, im Kampfe stehenden Truppen aus der Ferne niederschmetterten, die natürlich über diese ganz urplötzlich gekommene Kanonade und diesen mit noch dichteren Bataillonen wie seither heranrückenden Feind aufs höchste bestürzt waren. Überall sah man jetzt die dunkeln Massen der Preußen auftauchen, hörte man ihr wildes Hurra. (Das ist ihre regelmäßige und vorgeschriebene Taktik. Nachdem sie 3- oder 400 Schritte vor dem Feinde mehrere Salven abgegeben haben, eröffnen sie plötzlich Schnellfeuer, und gehen dann mit Hurrarufen zum Bajonettangriff vor. Dieses Hurra mag jenem Geschrei ähnlich sein, mit dem die alten Deutschen, wie Tacitus erzählt, die Gesänge ihrer Barden zu begrüßen pflegten. Diese Rasse ist sich ja durch alle Zeitalter hindurch gleich geblieben.) Gleichzeitig schwenkten sie ihre Flinten über dem Kopfe, und griffen nunmehr von vorn, in der Flanke, von allen Seiten diese unerschrockene Armee an, die keinen Schritt zurückweicht, sondern immer noch weiter kämpft, immer noch hofft.

Stunde um Stunde verrann so in heldenhaftem Widerstande, aber der immer mörderischer, mehr und mehr sich enger um die Armee schließende Feuerkreis verbreitete überall Tod und Verderben; überall fährt die deutsche Artillerie auf, und weiß mit tödlicher Sicherheit zu treffen. Es regnet Blei in die französischen Reihen herein, und doch bemerken unsere Soldaten kaum, wo die Batterien stehen, welche sie zerschmettern. Sie

werfen sich mit dem Bajonett auf die Hügel, von denen der Tod herabkommt, aber die Artillerie mäht sie nieder, bevor sie nur einen der Artilleristen zu Gesicht bekommen haben. Elfhundert Geschütze schmettern aus der Ferne diese tapferen Soldaten nieder, die gewöhnt sind, die blanke Waffe zu gebrauchen, 500 000 Mann halten sie umzingelt, treiben sie zurück, strecken sie aus dem Waldesdickicht nieder und von den Höhen der Hügel herab. Was bleibt da dieser Armee, dieser armen, unglücklichen französischen Armee anderes übrig, als vor diesem Eisen- und Feuergürtel, vor diesem Kugel- und Granatenregen zurückzuweichen, sie tritt den Rückzug an, hinunter in diesen Trichter von Sedan, der gleich darauf seinen ganzen Rand entlang von einem Kranz donnernder Batterien eingeschlossen und gekrönt ist.

Anfänglich versuchten unsere Soldaten durchzubrechen, durch die preußischen Linien sich durchzuschleichen, und vielen von ihnen gelingt es auch, sie gewinnen durch den Ardennenwald, über La Chapelle, gegen Belgien eine offene Straße. Bald aber werden sie von Totenkopfhusaren, die aus den Wäldern hervorbrechen, zurückgetrieben oder zusammengehauen. Sie wenden sich nach Sedan zu, sie müssen sich durch das dichte Buschholz und an den preußischen Batterien vorbei hindurcharbeiten, die von der Höhe von Givonne aus Wald- und Feldwege unter ihrem vernichtenden Feuer halten, und Bäume, Buschwerk und Menschen gleichzeitig zerschmettern. Und trotzdem sind, angesichts dieser furchtbaren Überzahl, dieser Tausende von Kanonen, dieser entsetzlichen Entfaltung einer rohen, brutalen Kraft unsere Truppen zum äußersten Widerstande entschlossen, noch verteidigen sie ihre Fahnen und ihr Leben gegen diesen Feind, der mit seinen Massen auf sie eindringt, aber es ist umsonst, alles umsonst, sie werden niedergeschmettert; außerstande, noch länger Widerstand leisten zu können, weichen sie, ihre Toten, Generale, Offiziere und Soldaten, auf den Hügeln der Ardennen zurücklassend, zurück, und 80 000 Mann sind gezwungen, sich hinter diesen für alle Zukunft in so trauriger Berühmtheit stehenden Mauern von Sedan einzuschließen.

Der Tag neigte sich seinem Ende zu. Draußen im freien Feld, über das langsam die Dämmerung ihren Schleier breitete, ertönten die letzten Schüsse und Explosionen, es war, als schüttelte sich der sterbende Riese noch einmal, es klang wie der letzte Seufzer der Armee. Da und dort krachten noch vereinzelte Kanonenschüsse, den Rückzug zu decken, sandten vereinzelte Geschütze dem Feind mit ihrer letzten Granate eine letzte Drohung zu. Diejenigen von uns, denen es gelungen war, die preußischen Linien zu durchbrechen, der preußischen Kavallerie und den Granaten zu entkommen, zogen, versprengte Trupps, nach den an der belgischen Grenze liegenden Dörfern, nach Paliseul oder Bouillon. Zum Tode erschöpft, pochten Offiziere und Soldaten an die Thüren der Häuser und baten um ein Unterkommen. In Bouillon war das Hotel, in welchem zwei Tage später der Kaiser Absteigquartier nahm, von oben bis unten überfüllt. Im Speisesaal unterhielten sich Dragoneroffiziere mit dem Fürsten Metscherski, der russische Kapitänsuniform trug, über die letzten Ereignisse. An einem Tische schrieb ein französischer Legationssekretär aus Brüssel einen zur Veröffentlichung bestimmten Bericht über die Schlacht, und telegraphierte nach Paris, daß der rechte Flügel unserer Armee etwas zurückgedrängt worden sei, während der linke Flügel vollständig gesiegt habe. Paris konnte nachgerade daran gewöhnt sein, mit solchen Nachrichten bedient zu werden.

In der Ferne sah man mit Einbruch der Nacht den Himmel gerötet, es waren die Dörfer und Fermen am Waldsaum der Ardennen, die in Flammen standen, und nichts ließ mehr die Schrecken und Greuel eines Krieges empfinden, als diese jammervollen Brände, die an so vielen Stellen zumal zum Himmel emporloderten. Von Mitternacht bis um 6 Uhr in der Früh rollten Wagenzüge mit Verwundeten durch die Straßen des kleinen Städtchens, überall wurden diese Unglücklichen so gut als möglich untergebracht, im Spital, in den Kaffees, in den Klöstern der barmherzigen Schwestern, im Gymnasium, in Privathäusern. Der Bürgermeister und die vornehmsten Einwohner von Bouillon hatten sofort eine sehr ansehnliche Summe für unsere armen Soldaten zur Verfügung gestellt. Unter den Verwundeten befanden sich auch zwei preußische Offiziere. Als man sie, dem Recht eines neutralen Landes entsprechend, entwaffnen wollte, legten sie die Hand an den Degen, und weigerten sich, solchen abzugeben. Mit Einbruch der Nacht hatte sich eine Abteilung Pariser Francstireurs von der Legion Laffont-Mocquard auf belgisches Gebiet geflüchtet, verfolgt von einer Eskadron Königshusaren. Der belgische Kapitän, der an dieser Stelle die Grenzwache hatte, schwenkte sofort sein an die Spitze des Säbels gebundenes Taschentuch. Der Führer der preußischen Schwadron, ein noch junger Mann, ritt mit hochgeschwungenem Säbel und glühendem Gesichte auf die Fliehenden los. — „Sie haben keine Gewalt mehr über diese Leute!“ sagte der belgische Kapitän, „sie stehen jetzt unter dem Schutze Belgiens.“ Mit ironischem Lächeln machte der Offizier — später erfuhr ich, daß er Vandergreuben (soll wohl ohne Zweifel von der Groeben heißen. Der Übers.) hieß, seinen Husaren ein Zeichen, zu halten, zog seine topographische Karte hervor und prüfte eingehend auf derselben, ob die Grenze wirklich überschritten sei, und ritt dann, nachdem er den belgischen Offizier salutiert hatte, ohne ein Wort zu sprechen, von seinen Husaren gefolgt, wieder nach Frankreich hinein. Schon nach wenigen Schritten, an einer Biegung des Weges, streckte ihn ein französischer Plänkler, der schon lange im Gebüsch auf diesen schmucken Offizier in seiner roten Uniform gelauert hatte, mit einem wohlgezielten Schusse in die Schläfe nieder. — Nach den Aufregungen eines solchen Tages, war es uns ganz unmöglich, den Schlaf zu finden, und schon in aller Frühe verließen wir Bouillon, um auf unser Risiko und Gefahr den Weg nach dem Schlachtfelde einzuschlagen. Das hübsche Städtchen Bouillon mit seinem stolzen roten Schlosse, in dem einst Gottfried von Bouillon, der Kreuzfahrer, gehaust, sah gar freundlich aus in der aufgehenden Morgensonne, welche kosend die belgische Trikolore auf der Zinne der Türme umspielte. Die gestern noch von Geschrei und Tumult wiederhallenden Straßen waren heute ganz ruhig und still, man hätte glauben können, all der entsetzliche Lärm von gestern sei nur ein schwerer Traum gewesen; gar bald aber sollten wir wieder in die traurige Wirklichkeit zurückversetzt werden. In der Nähe des Hauses, das der Bürgermeister bewohnte, am Ufer des Semoys, der so prächtig zwischen den steilen Abhängen der Ardennen eingebettet dahinfließt, weideten etwa hundert reiterlose Pferde, tranken oder badeten sich in dem klaren Wasser, alle waren noch gesattelt und gezäumt, Dragoner,- Kürassier,- Offizier,- Generalspferde, die auf dem Schlachtfelde durchgegangen waren; mager, und entkräftet wieherten sie in den Morgen hinein, als wollten sie ihre Reiter herbeirufen, die vielleicht schon tot waren. Der Anblick dieser Tiere, mit ihren schönen, klugen und doch wieder scheuen Augen zerriß einem das Herz, und unwillkürlich schweiften beim Anblick dieser leeren Sättel, die voll Blut waren, und von diesen herabhängenden Zügeln die Gedanken hinüber zu den Toten, die gestern noch freudig in die Schlacht geritten. Mehr als eines der Pferde schleppte noch seinen verwundeten oder toten Reiter im Steigbügel mit, in rasendem Galopp waren die scheu gewordenen Tiere den steilen Abhang, der, mit Bannmästen und Steinriegeln bedeckt, vom Wald von Flégneux und Sugny nach Bouillon führt, hinabgejagt. Nur vereinzelt noch und in längeren Pausen vernahm man das Grollen des Kanonendonners, zuweilen klangen dumpfe Schläge durch die Stille des Waldes, die Einwohner von Bouillon sagten, sie kennen diesen Ton, das seien die groben Festungsgeschütze von Sedan. Als wir die Straßen nach der Grenze hinabschritten, fanden wir sie überfüllt mit Fuhrwerken jeder Art, auf denen Matratzen und Möbel aufgeladen waren; ganze Bauernfamilien, die in größter Hast nach Belgien eilten, ließen mich unwillkürlich an die armen Auswanderer in Goethes Hermann und Dorothea denken. Wieder andere hatten sich am Straßenrande gelagert; im Schutze der Blätter und Baumzweige kochten sie wie wandernde Zigeuner scheu und ängstlich ihre Suppe, und betrachteten uns, noch völlig aufgeregt und in hellem Entsetzen über den schrecklichen Kampf, der tags zuvor vor ihren Augen gewütet, mit scheuen Blicken.

Zuweilen vernahm man ein Krachen von Zweigen im Buschholz und sah eine Gestalt flüchtig durch dasselbe huschen. Es war irgend ein armer Teufel, der uns für Preußen hielt und nun tiefer in den Wald hineinflüchtete. Wir waren noch einen Kilometer weit auf der französischen Straße gegangen, als an der Biegung eines Fußwegs plötzlich Ulanen auftauchten. Einer von ihnen, ein Unteroffizier, sprach französisch, er befahl uns, ihm bis ins nächste Dorf zu folgen. Es war La Chapelle, wo tags zuvor um 5 Uhr der Kampf zu Ende gegangen war. Wir passierten den Platz, den die letzte Reihe unserer Ambulanzen

besetzt gehalten hatte; der Boden war noch mit Tuch- und Leinwandfetzen und Charpie bedeckt. Nie werde ich diesen trostlosen, herzzerreißenden Anblick vergessen, den dieses kleine Städtchen La Chapelle und diese große, steile, mit Trümmern aller Art bedeckte Landstraße bot, diese Häuser mit ihren eingestürzten Dächern, ihren losgerissenen und zerbrochenen Läden, die nur lose in den Angeln hingen, diese eingeschlagenen Thüren, zerbrochenen Fensterscheiben, die von Kugeln durchlöcherte Kirche, diese kunterbunt in den Bach geworfenen zerfetzten Uniformen, unbrauchbare Gewehre, zerbrochene Säbel und ausgefranzte Epauletten. Ein von Kugeln wie ein Sieb durchlöcherter Marketenderkarren stand mitten in der Straße, von seinem Sitz herab wehte noch eine kleine, dreifarbige Fahne mit der Regimentsnummer. Nicht weit davon lag ein kleiner, kupferbeschlagener Pompierhelm, der meine Blicke auf sich zog. Eine Kugel hatte ihn vorn durchschlagen, deutlich sah man noch am Helmgitter die Blutspuren, die von irgend einem Bauersmann, Arbeiter oder Pächter herrührten, der in der Stunde der Gefahr seine Pflicht gethan hatte, schlicht und recht. In den Straßen irrten Weiber, meist Bäuerinnen, umher, und rafften von den auf der Straße liegenden Trümmern noch da und dort ein Stückchen oder einen Fetzen von Dingen zusammen, die einst den Wohlstand ihres Hauses ausgemacht hatten.

Zwischen den beiden Armeen war ein Waffenstillstand eingetreten. Ein preußischer Offizier teilte uns mit, die Festung Sedan habe sich, von einem Bombardement bedroht, ergeben, die ganze Garnison, die ganze Armee sei kriegsgefangen. Welches Ereignis! War's denn möglich, konnte es wahr sein? Niemand mochte es glauben. Diese Armee von Châlons, die erst vor wenigen Tagen noch mit so viel Selbstvertrauen dem feindlichen Feuer entgegenmarschiert war, befand sich jetzt in feindlicher Gefangenschaft. Ich glaubte steif und fest, daß der deutsche Offizier sich Aufschneidereien erlaubt habe, der aber teilte uns zum Überfluß, in höflichen Worten zwar, mit, daß nachdem wir die preußischen Linien überschritten, wir ebenfalls als Gefangene betrachtet würden.

Unsere Unterhaltung hatte vor einem Wirtshaus stattgefunden, dessen an einer langen Eisenstange knarrendes Schild die Inschrift: „Zum weißen Roß" trug. Aus der Wirtsstube drang der Lärm von Tellern und Gläsern; ohne Zweifel ließen sich hier Soldaten ihr Frühstück schmecken. Ein dicker, gutmütig dreinschauender Herr mit einem grauen Backenbart, der einen schwarzen Regenmantel mit glatten, kupfernen Knöpfen trug, erschien auf der Schwelle des Hauses, und ließ sich, mit dem Ellbogen sich auf das Gitter der Freitreppe stützend, für ein paar Augenblicke in ein Gespräch mit uns ein. Er trug die Mütze eines Generals. Lächelnd bestätigte er uns die Thatsache, daß wir Gefangene seien, „aber," fügte er hinzu, „beruhigen Sie sich nur, wahrscheinlich wird noch vor heute Abend ein Waffenstillstand unterzeichnet werden, und in diesem Falle können Sie, wie ich wenigstens glaube, ruhig nach Belgien zurückkehren. Und da Sie nun eben einmal in Gottes Namen warten müssen, können Sie nichts Besseres thun, als sich auf dem Schlachtfelde nützlich zu machen, gehen Sie dorthin, und stellen Sie sich der nächsten besten Ambulanz zur Verfügung." Er ging in das Wirtshaus zurück, kam aber, wir waren noch keine fünfzig Schritte ins Dorf hineingegangen, wieder auf die Freitreppe heraus und rief uns von da aus noch einmal zu sich zurück. „Mein Herrn," sagte er, „Sie befinden sich hier im Hauptquartier des Prinzen Albrecht, und Seine königliche Hoheit wünscht Sie zu sprechen."

Es giebt in der preußischen Armee und in der preußischen Königsfamilie zwei Prinzen Albrecht, Vater und Sohn. Der Sohn ist Dragoner-Oberst, der Vater, der Bruder des Königs, General der Kavallerie, Kommandeur der 4. Kavallerie-Division. Er lebt den größten Teil des Jahres über in Dresden, fast wie ein Einsiedler, in einem prächtigen, mit Kunstgegenständen aller Art reich geschmückten Schlosse. Prinz Albrecht war mit der Prinzessin Marianne der Niederlande verheiratet gewesen, aber wieder geschieden worden. In Preußen steht er in dem Rufe, ein Edelmann vom Wirbel bis zur Sohle und ein sehr geistreicher Mann zu sein. Vor diesen Prinzen Albrecht also wurden wir geführt. Der Prinz saß eben mit seinem Generalstab im großen Saale vom „weißen Roß". Rings an zwei parallel laufenden Tafeln saßen die Offiziere in ihren gut sitzenden, und ohne daß sie prächtig gewesen wären, doch eleganten Uniformen, die so sehr von unsern verzierten, verschnürten und verbrämten Uniformen abstachen, plaudernd und ihren Kaffee schlürfend. Links oben an der Tafel saß der Prinz auf einem Tabouret, und drehte am Fenster eine Cigarette zwischen den Fingern. Die Offiziere, die auf einfachen Bänken saßen, rückten zusammen, um uns einen Platz in nächster Nähe des Prinzen zu verschaffen. Dieser selbst unterhielt sich mit uns, zwar nicht ganz accentfrei, und erkundigte sich, woher wir kämen, fragte nach unsern Plänen, und wohin wir uns zu begeben gedächten? „Nun nach all dem, was Sie mir da gesagt haben," meinte er schließlich, „wird es ja wohl kaum nötig sein, Sie hier festzuhalten. Ich werde Ihnen sofort durch meinen Generalstab einen Geleitsschein ausstellen lassen. Übrigens," setzte er lächelnd hinzu, „weiß ich nicht einmal, ob wir überhaupt noch im Kriege miteinander sind." — Und als wir uns über diese Worte nicht wenig überrascht zeigten, setzte er hinzu: „Napoleon ist unser Gefangener, der Kaiser hat sich uns ergeben." Und dabei paffte er vergnüglich seine Cigarette. „Ja, so ist's mein Herr," sagte ein in meiner Nähe stehender Oberst, „er hat uns einen Degen übersandt, der zwar nicht derjenige von Franz I. ist, (König Franz I. von Frankreich und Navarra mußte sich in der Schlacht bei Pavia dem deutschen Kaiser Karl V. gefangen geben, und schrieb damals nach Paris: „Alles ist verloren, nur die Ehre nicht!" Das konnte Napoleon III. von sich allerdings nicht sagen, der es im Punkt der Ehre mit Falstaff hielt;) aber man nimmt, was man bekommt." —

Wie unendlich größer war unsere Niederlage, als wir vermutet hatten, welche unerhoffte Lösung! Und nun erfuhren wir, Stück um Stück, wie sich alles zugetragen, und wie es zu dieser Übergabe gekommen. Sedan war bombardiert worden, unsere in den Straßen der Stadt eingekeilten Truppen konnten diese nur unter einem Hagel von Granaten verlassen. Gewiß, jeder hätte auch noch diesen letzten Versuch gewagt, und wo der Sieg unmöglich war, doch wenigstens sich dem Tode weihen mögen, aber es war ja nicht möglich, der Kaiser hatte seinen Degen dem König Wilhelm übersandt! Der aber, Soldat durch und durch, und nur Soldat, hatte verlangt, daß sich Napoleon in eigener Person als Gefangener stelle, (verhält sich alles ganz anders, vergl. 1. Teil, Seite 110, 111 u. ff.) und der Mann, der Frankreich jahrelang regiert hatte, ward jetzt zu dieser Stunde im Hauptquartier des Königs von Preußen mit etlichen Offizieren seiner Suite in Vendresse interniert und gefangen gehalten. Aber das war nicht die einzige Neuigkeit, die wir von den preußischen Offizieren erfuhren. Mac Mahon war durch einen Granatsplitter, der seinem Pferde durchs Kreuz gefahren, in der Nierengegend verwundet worden, General L'Hériller, von einer Kugel getroffen, gefallen; die Armee von Metz war, so sagte man uns, unter die Kanonen des Forts St. Quentin zurückgetrieben worden, während die Armee von Châlons in den Ardennen sich auflöste und vom Kriegstheater verschwand. Ein Unglück jagte das andere.

„Und eure Zeitungen," sagte ein preußischer General zu uns, „die werden natürlich wieder von nichts als von Siegen zu erzählen wissen, eure Presse mit ihren verlogenen Berichten und ihren romanhaften Erzählungen, mit diesen in den Steinbrüchen von Jaumont zerschmetterten Bataillonen, während es dort gar keine Steinbrüche giebt, von den weißen Bismarck-Kürassieren, die vollständig aufgerieben wurden, während sie eine halbe Meile von hier im Biwak liegen, vom Prinzen Albrecht, den eine Kanonenkugel getötet, und der einbalsamiert wurde, so hieß es wenigstens, und der, wie Sie sich eben überzeugen konnten, so frisch und gesund ist wie ein Fisch im Wasser; diese Zeitungen, eure Presse hat Frankreich in einen Vertrauensdusel eingewiegt, der die Nation lähmte und entnervte. Ganz genau so war es im Jahre 1866 in Östreich; tagtäglich, wenn man die Zeitungen hörte, hatten wir Prügel bekommen. Die Östreicher wußten nicht bälder etwas wirklich Sicheres über unsere Erfolge, als bis wir dicht vor dem Prater und den Thoren von Wien standen. Mehr als eine eurer Zeitungen ist uns so viel wert gewesen und hat uns mehr genützt, als zwei Armeecorps. Das ist ja richtig, ihr seid das kühnste und ritterlichste Volk, aber mit ritterlichen Gesinnungen allein führt man heutzutage keinen Krieg, ein solcher ist doch ein bißchen mehr, als ein bloßes Turnier. Zwei Dinge haben wir für uns auszunützen verstanden, Wissenschaft und Natur, moderne Erfindungen und die Vorteile des Terrains. Unsere Artillerie ist nicht bloß an Zahl stärker als die eurige, sondern auch

besser; darin wurzelt unsere Überlegenheit. Wir haben unsere Gußstahlgeschütze auf eure Ausstellungen geschickt, eure Artilleriekomitees haben mitleidig die Achseln darüber gezuckt, und eure Karrikaturenzeichner haben sich den famosen Stoff nicht entgehen lassen, auf unsere Kosten schlechte Witze zu reißen. Ihr habt uns nicht gekannt, uns nicht studiert, und darin gerade liegt ja euer Hauptfehler: ihr gebt euch keine Mühe, weder die Personen, noch die Dinge kennen zu lernen. Wir übrigen Nationen aber, wir sind vorwärts geschritten. Ihr konntet so verblendet sein, zu glauben, eure Prätorianer-Armee würde die Studenten von Jena, Tübingen und Heidelberg besiegen, und euer Kaiser, der euch die ganze Suppe eingebrockt, hat euch das weiß machen können! O, ihr habt tapfere Soldaten, sie haben sich geschlagen wie die Helden, und wir haben, man darf das ja wohl eingestehen, bisher dreimal so viel Leute verloren, als im böhmischen Feldzuge. Ganz gewiß, die französische Armee ist etwas ganz anderes als die östreichische, und Prinz Friedrich Karl nennt sie in seinem Buche ganz offen die erste der Welt, „aber in diesem Kriege hat es ihr an allem, an gar allem gefehlt, an den Lebensmitteln, an der Munition, an Geschützen und an Führern. Und doch hängt der Sieg so wesentlich von all diesen Dingen ab.“ — Dann verbreiteten sich die Offiziere über die technischen Einzelheiten der Schlacht. „Die preußische Artillerie und deren Batterien auf den Höhen von Givonne hatten französische Geschütze auf die Entfernung von fünf Kilometern außer Gefecht gesetzt. — Und doch hatten Sie einen Kaiser, der sich, Gott weiß was, auf seine artilleristischen Kenntnisse zugute that, und die Schmeichler, die er um sich hatte, versicherten ihm, daß die Hinterladerkanonen nichts, seine gezogenen Kanonen dagegen das Vollendetste in dieser Art seien. Aber als dieser Mann der Besiegte von Sedan war, da fielen sie über ihn her, nun schonten sie die Armee, und er mußte alles verschuldet haben. Wir haben uns,“ sagte Prinz Albrecht, „auch nicht einen einzigen Augenblick Sorge gemacht, nur beim Marschall Leboeuf war dies etwas anderes. Die Art und Weise, wie er bei Solferino seine achtzig Geschütze in Thätigkeit brachte, imponierte uns und ließ uns in ihm einen verdienstvollen Soldaten erkennen; wir schätzten ihn als einen tüchtigen General und haben uns gründlich in ihm getäuscht. Die Hauptfrage ist und bleibt jetzt die: „Was wird Paris thun?“ — Wäre der Kaiser oder das Kaiserreich überhaupt noch in Frankreich möglich, uns könnte es recht sein, denn von dieser Seite bekämen wir alles bewilligt, was wir als Entschädigung verlangen würden; die neue Regierung aber wird rundweg alle unsere Forderungen abschlagen, und dann bleibt uns nichts anderes übrig, als den Kampf fortzusetzen.“

Ich führe diese Worte, die sich meinem Gedächtnis ganz genau eingeprägt haben und deren hohe Bedeutung klar zu Tage liegt, deshalb an, weil sie zeigen, daß bereits am 2. September, zwei Tage vor dem Sturze des Kaiserreichs, bälder sogar noch als Paris, das immer noch den Mut einflößenden, verlogenen Depeschen Palikaos Glauben schenkte, irgend welche Kenntnis von der Katastrophe bei Sedan hatte, schon der Generalstab des Prinzen Albrecht, der Prinz selbst, und ebenso der König ganz sicherlich überzeugt waren, in den nächsten Tagen sich einer provisorischen Regierung gegenüber zu sehen, da sowohl das Kaiserreich, als auch eine Regentschaft unmöglich geworden war. — Nichts zeigt besser, wie gründlich der Feind alle, auch die intimsten Verhältnisse, unsere ganze Charakteranlage, unsere Sitten, Gewohnheiten und unsere Ziele kannte. „Und zudem,“ fuhr er fort, „wird sich jetzt Frankreich diejenige Regierung wählen, die ihm am besten paßt. Das ist eine Privatangelegenheit, in die uns zu mischen wir sorgfältig vermeiden werden. Das Ausschlaggebende für uns ist einzig und allein die von uns geforderten Entschädigungen bewilligt zu bekommen, und Frankreich derartig niederzuzwingen, daß es uns nicht gleich wieder, sei's in einem, sei's in zwei Jahren, angreifen kann. Wir wissen nur zu gut, daß der Gedanke, Revanche zu nehmen, auf lange Jahre hinaus jeden andern bei euch in den Hintergrund drängen wird, und eben deshalb wollen wir nicht, daß alle unsere Opfer umsonst gebracht seien, darum wollen wir uns vor allem sicher stellen, uns vor euch hüten.“ — Hier treten wieder einmal so recht alle diese deutschen querköpfigen Geschichten zu Tage, diese lächerlichen, unbilligen Rückforderungen, denen wir immer und immer wieder in den Cirkulären des Herrn von Bismarck begegnet sind. Da hieß es, man müsse alles zurückverlangen, was Ungerechtigkeit und brutale Gewalt vor Zeiten dem deutschen Vaterlande, bis hinauf zu den Zeiten Ludwigs XIV., entrissen; nach Rach. schrie man für die verwüstete und durchs Feuer verheerte Pfalz; durch die Annexion von Elsaß, ja sogar von Lothringen, wollte man sich angeblich eine Garantie gegen jeden neuen Angriff schaffen, und der Schlußrefrain war immer, daß man sich endlich Ruhe sichern wolle, indem man den „hundertjährigen Erbfeind Deutschlands“ zur Ohnmacht zwinge. — Nun, man bekam all das ja bis zum Überdruß zu hören, aber wie überrascht mußten wir nicht sein, welch schmerzliches Erstaunen bemächtigte sich nicht unser aller, die wir gewöhnt sind, das Völkerrecht und den Volkswillen zu respektieren, bei diesen Leuten Gesinnungen zu begegnen, die in einer andern Zeitepoche ihre Berechtigung gehabt haben mochten, dieser leidigen Politik der Gewalt, diesem blutigen Anarchismus, den ein Junker aus dem Mittelalter dem 19. Jahrhundert aufzwingen will. Ja wohl, während man in Frankreich in richtiger Auffassung des Ideals der Gleichheit und der Bruderliebe die alten Kriegserinnerungen und Eroberungen vergaß (wenigstens vergaß, sie herauszugeben, keineswegs aber, neue noch hinzuwünschen) schürte im Gegenteil Deutschland beständig wie eine heilige Flamme den Haß gegen Frankreich. Ihre Dichter, ihre Künstler haben stets dafür gesorgt, daß in deutschen Landen das Gedächtnis an das, was in früheren Zeiten geschehen, nicht verlosch.

Niemals hat Deutschland aufgehört, die Jahrestage seiner Siege über Frankreich zu feiern. Die Schüler Körners und Rückerts haben, wie eben so viele gegen uns gezückte Degen, unaufhörlich neue „geharnischte Sonette“ gegen uns geschmiedet, und zu gewissen Stunden brach die unter der Asche glimmende Glut in heller Flamme empor, und nicht ohne Schmerz kann man heute noch die Verse lesen, die ein Geistesverwandter des alten Arndt unter die Deutschen warf, in jenem Augenblicke, als unsere Armee bei Magenta und Solferino die östreichischen Soldaten schlug, die früher auch zum deutschen Bunde gehört hatten. (Es ist damit wohl das Lied gemeint: „Auf, mein Deutschland! Schirm dein Haus!“) In jenen Tagen, da wir nur Gefühle der größten Sympathie für Deutschland hatten, im Jahre 1859, (Sympathien wie der Fuchs für die Gans, als er abends mit ihr spazieren ging,) erklang bereits, oder erklang immer noch jener wilde Refrain: „Und laute die Losung: Zum Rhein, übern Rhein, Alldeutschland nach Frankreich hinein!“

Vergebens versuchten wir, dem Redeschwall dieser Offiziere mit Vernunftsgründen zu begegnen und an der Hand der Geschichte ihre ehrgeizigen Absichten zu bekämpfen, schließlich wurde die Unterhaltung eine aufregende, zum Glück aber machte ihr ein unerwarteter Zwischenfall ein Ende. Die Thüre des Saals ging auf, und ein alter preußischer Infanterie-Oberst mit schneeweißem Kopfe und grauem Schnurr- und Backenbarte trat ein, an der Hand einen großen jungen Mann haltend, blond, unbärtig, in grüner, goldgestickter Uniform (?), der am Arm verwundet war. Der junge Offizier warf uns einen neugierigen Blick zu, und als seine Blicke, seine blauen Augen den Prinzen Albrecht trafen, wurde er über und über rot. Ein General sagte dem Prinzen einige Worte ins Ohr, worauf sich dieser erhob und dem Greise, sowie dem jungen Manne entgegen ging. — „Es ist der Vater des jungen Offiziers, der seinen Sohn der königlichen Hoheit vorstellen will. Dieser junge Mann, den Sie jetzt so schüchtern und zaghaft sehen, hat sich vor Metz wie ein Held geschlagen.“ Der Bruder des Königs reichte dem jungen Manne mit wohlwollender Miene die Hand, welche dieser, sich tief verneigend, mit den Fingerspitzen berührte, dann umarmte der Prinz den jungen, unbärtigen Offizier, der ganz bleich, beinahe zitternd dastand, während zwei Schritte von ihm weg, sich auf die Lippen beißend, der Vater mühsam seiner Bewegung Herr zu werden suchte und zwei große Thränen ihm aus den Augen in den grauen Bart rannen. Mir war's bei dieser Scene zu Mut, als wohnte ich einem mittelalterlichen Turnier bei, wo der Kaiser mit Umarmung einem Tapferen den Ritterschlag verlieh. In diesem Saale, in dem es mit einemmale so stille geworden, war ein Hauch dessen zu verspüren, was Uhland „das gute, alte Recht“ nennt. (!!) — Irgend jemand hatte offenbar den alten Oberst von unserer Anwesenheit unterrichtet, denn nachdem die Vorstellung vorüber, kam er mit seinem Sohne zu uns. „Mein Herr,“ sagte er, „wie

ich höre, werden Sie nach Belgien zurückkehren; darf ich mir gestatten, eine Bitte an Sie zu richten? Meinem Sohn hier ist bei Gravelotte der Arm durchschossen worden, er muß auf weitere Teilnahme am Kampfe verzichten. Seine Mutter in Köln erwartet ihn sehnsüchtig, um ihn in ihre Pflege nehmen zu können; aber er darf nicht in Uniform durch Belgien reisen, sonst würde er, da Belgien neutral ist, als Kriegsgefangener behandelt werden. Vergessen Sie für einen Augenblick die Farbe der Uniform, denken Sie an eine Mutter, die sich sehnt, ihr Kind wieder zu sehen, und übernehmen Sie es, meinen Sohn in bürgerlicher Kleidung mit nach Brüssel zu nehmen." — „Ich würde gewiß das Gleiche einer französischen Mutter zu liebe thun," fügte der junge Mann bei, „ach, diese armen Mütter! Man denkt erst an sie, wenn man unglücklich oder verwundet ist!" — Es ist dies das einzige rein menschliche und wirklich rührende Wort gewesen, das ich von preußischen Lippen gehört. Als wir am Abend vom Schlachtfeld zurückkamen, erfuhren wir, daß ein belgischer Arzt den jungen Mann nach Bouillon mitgenommen hatte; der alte Oberst mochte sich anders besonnen haben, vielleicht wollte er seinen Sohn keinem Franzosen anvertrauen. Prinz Albrecht verabschiedete uns bald darauf sehr höflich und befahl einem seiner Adjutanten, uns einen Geleitschein nach Belgien auszustellen. Wir mußten uns zu diesem Behufe in den obern Stock begeben, wo uns ein Generalstabsoffizier von den schwarzen Husaren, ein junges, lustiges Blut mit braunem, wohlgepflegtem Schnurrbart, ehe er uns das „Passiert" ausstellte und mit dem Siegel des Prinzen versah, noch alle Operationen der jüngst verflossenen Tage beschrieb, den Überfall bei Beaumont, den Angriff bei Carignan, den Marsch der deutschen Truppen längs der Maas. Wir hätten gerne auf seine Erzählung verzichtet, die er uns noch an der Hand einer Karte, auf welcher die Stellungen der beiden Armeen eingetragen waren, erläuterte. Es war dies eine französische Generalstabskarte, mit deutschen Anmerkungen, teils geschrieben, teils in Chiffern, und mit roten oder blauen Bleistiftstrichen versehen. Er wollte uns noch länger hinhalten, um uns des langen und breiten noch mitzuteilen, daß und warum Mac Mahon ebenso gründlich geschlagen worden wäre, wenn er die Deutschen bei Châlons erwartet hätte, aber diese Unterhaltung wurde mir nachgerade doch zu peinlich, und ich entfernte mich. — Das Schlachtfeld mit all seinen Schrecken und seinem Jammer harrte unser, zwar noch nicht bei La Chapelle, aber bei Givonne, am Rande einer mit Zitterpappeln bepflanzten Straße, wo sich um diese Zeit die Fuhrkolonnen der Militär-Ambulanzen und die Ärzte der beiden Länder kreuzten. Welcher Schmerz, den französischen Boden so wiederzusehen, wie die preußischen Reiter darüber hinsprengten oder weit ins Feld hinaus weiße Dragoner damit beschäftigt waren, Kartoffeln auszugraben, Krautköpfe abzuschneiden, oder an irgend einem Bache ihre schmutzigen Uniformen und ihre Wäsche zu reinigen. Da sahen wir sie nun vor uns, zu unserer Schande, diese Invasion, diese Gottesgeißel, von der man unserer Generation so viel erzählt, aber als von etwas, das wohl einmal dagewesen sei, niemals aber wiederkehren könne. Wohl wünschte ich dem traurigen Schauspiel, das sich meinen Blicken bot, den Rücken zu kehren, aber doch zog mich wieder die Neugier dorthin, und so marschierte ich an den Reiterschwadronen, langen Reihen von Fuhrwerken und an den Infanterie-Kolonnen entlang. Bis zu Thränen gerührt, schritt ich die Straße dahin, in den Bäumen sangen und zwitscherten die Vögel, und auf den Höhen zu beiden Seiten der Straße konnte ich die Bewegungen, das Wimmeln jener dunkeln Massen bemerken, welche die preußische Armee darstellten, jene prächtig geordneten und disziplinierten Massen, die hier in einer geradezu staunenswerten Regelmäßigkeit sich lagerten. Unabsehbar standen in einer einzigen langen Linie die in die Erde gesteckten Lanzen der Ulanen, und hinter ihnen, ebenso geometrisch genau, vollständig gezäumt und gesattelt, die Pferde. Die Reiter liegen bei Nacht in nächster Nähe ihrer Pferde und Waffen. Diese Regelmäßigkeit und Ordnung läßt einen Überfall so gut wie ein für allemal ausgeschlossen erscheinen; beim ersten Schuß, beim ersten Allarmsignal sind die Reiter zu Pferde und in Waffen in Reih und Glied, Unordnung oder Verwirrung kann es hier gar nie geben. Ich war anfänglich ganz erstaunt über diese Regelmäßigkeit, diese geradezu unglaubliche Ordnung, und ich konnte nicht umhin, die malerische Unordnung eines französischen Lagers damit zu vergleichen. Die ungemeine Sauberkeit der Uniformen, deren Tressen und Litzen in der Sonne funkelten, fiel mir ebenso auf. Ich sah rote Husaren an mir vorbeiziehen, die Brust mit Schnüren bedeckt, und ganz enorme Mützen auf dem Kopfe, ihre Uniform war eine fast übertrieben reiche; dann wieder schwarze Husaren, buchstäblich schwarz, vom Stiefel an bis hinauf zur Mütze, die aus Astrachanpelz gefertigt ist und an der ein silberner Totenkopf und zwei gekreuzte Totengebeine prangen. Es war ein düsterer Eindruck, den diese Leute machten, die hier ihre Pferde zur Tränke führten, natürlich auch wieder in bester Ordnung. Man hätte glauben können, diese Reiter, die nun schon seit vier Tagen im Sattel gesessen und sich mit dem Feinde herumgeschlagen hatten, gingen zu irgend welcher Revue; auch nicht der geringste Lärm ließ sich vernehmen. Einige Dragoner, die, als sie uns bemerkten, gelacht und sich über uns lustig gemacht hatten, zwang ein sein Pferd spornender Offizier, sofort umzukehren, und noch einmal, still und lautlos, mit Augen rechts an uns vorzubeireiten. Mehr als einmal konnte ich die Strenge dieser eisernen Disziplin bewundern, die den Soldaten zum reinen Automaten macht, jene Disziplin, von der wir bisher nur aus „Hackländers Soldatenbildern" wußten, in denen er die Abenteuer des Bombardiers Dipfel beschreibt, Schilderungen, die gleichzeitig unseren Spott und unsere Bewunderung erregten. Diese Disziplin ging so weit, daß die deutschen Soldaten, so oft ein gefangener französischer Offizier an ihnen vorüberging, jedesmal die Hand an die Mütze oder den Helm legten. — Das kleine Dorf Givonne war von Truppen überfüllt; die Soldaten hatten im Freien auf Matratzen, die sie aus den Häusern geholt, übernachtet. Givonne durfte noch vor einem halben Jahre mit Recht ein reicher Ort genannt werden, es hat lauter schmucke Häuser, welche sich hier wohlhabende Bürger und Pariser, die den Landaufenthalt lieben, gebaut haben. Der ganze Ort war geplündert. Durch die zerbrochenen Fensterscheiben sah man die entsetzliche Verwüstung, die überall stattgefunden hatte, alles war in den Häusern von unterst zu oberst gekehrt, Schränke und Kästen ausgeleert, die Schriftstücke auf dem Boden zerstreut, die Strohsäcke ihres Inhalts entleert, die Stühle ins Feuer gewandert, die blumenbemalten Porzellanteller von den Gestellen herabgeholt und zerbrochen. In diesen prächtigen Villen lagen jetzt die deutschen Soldaten mit ihren dicken Kaputzen und ihren langen Kanonenstiefeln. Die einen schliefen, die andern lasen in den Zeitungen, die sie gefunden hatten. Inmitten der Straße, wo leider Gottes die weiße Fahne mit dem schwarzen preußischen Adler flatterte, ganz in der Nähe der Mairie, sägten deutsche Chirurgen im Freien Arme und Beine ab.

Das ganze unselige Dorf war in beständiger Unruhe, Bewegung und Lärm. Die Deutschen verstanden es, sich in aller Eile einzurichten, an den Häusern wurden einfach Wachstuchschilde mit dem preußischen Wappen ausgehängt; hier die Post, dort der Telegraph, an jenem Platze die Intendantur, und da die Feldbäckerei. Andere maßen ganz kaltblütig die Entfernungen, die Länge und Breite der Straßen ab, als wollten sie den Kampf, der tags zuvor hier gewütet, sich erst recht klar machen. Kaum schwieg die Schlacht seit etlichen Stunden, und schon waren alle Verwundeten auf den Verbandplatz geschafft, alle preußischen Toten vergraben. Auf französischer Erde lagen nur noch die Leichen ihrer erschlagenen, besiegten Kinder. Die Deutschen legen auch auf das anscheinend Kleinste einen großen Wert; sie kennen den nachhaltigen Eindruck, den solch entsetzliche Leichenhügel und so schwere Verwundungen auf die Soldaten machen. Die Verwundeten waren der Mehrzahl nach bereits auf den nach Deutschland führenden Straßen evakuiert worden. Was noch von französischen Gefangenen da war, das lagerte, dicht aneinander gedrängt, wie eine Hammelherde, längs einer Mauer, ganz nahe bei einer kleinen Brücke, unter welcher ein halb ausgetrockneter Bach durchfloß. Stumm, aber nur um so deutlicher, war auf all diesen Gesichtern, die mager und erdfahl aussahen, Müdigkeit, Abmattung und Erstaunen ausgedrückt. Kummer und Gram konnte man auf diesen Gesichtern lesen, ein Gefühl der Überraschung, ein Aufbäumen gegen ein unverdientes Geschick, und doch wieder auch, man muß das sagen, eine gewisse instinktive Genugthuung, das Gefühl, das einen erfüllt, noch zu leben, während rings um uns her Hunderte tot liegen, das Bewußtsein, einer schrecklichen Schlächterei entronnen zu sein; aber was will all das sagen, wie sich vergleichen lassen mit dem wahrhaft kindischen,

lähmenden Schreck und der den Turkos vollständig abhanden gekommenen Energie, dieser Turkos, die im Handgemenge so schrecklich, so unwiderstehlich sind. Obwohl anfangs voll Mut und Feuer, lassen sie ebenso rasch in ihrem Eifer nach, und bald ist es mit dem fatalistischen Heroismus zu Ende. In sich gekehrt, die Kapuze ihres blauen Burnus übers Gesicht hereingezogen, mit unterschlagenen Beinen nach orientalischer Sitte auf der Erde kauernd, kreuzten sie die Arme über der Brust, nur ihre großen weißen, stechenden Augen schienen das einzige Lebendige an ihnen zu sein. Diese armen Afrikaner! die man nur aus den Sandwüsten Afrikas herbeigeholt hatte, um sie hier im Dickicht des Ardennenwaldes ihre Brüder niederschmettern sehen zu lassen. Der Geist, der am Tage der Kapitulation von Sedan die feindliche Armee erfüllte, war ein durchaus freudiger und, man muß dies anerkennen, vollständig friedlicher. Die Leute, die damals an der Spitze von Deutschland standen, werden vielleicht eines Tages behaupten, sie hätten nach Sedan den Krieg nicht fortgesetzt, aber sie seien nach dem Sturze des Kaiserreichs unwiderstehlich in die Fortsetzung desselben hinein gezwungen und von der öffentlichen Meinung ihres Landes zu demselben genötigt worden. Aber das ist falsch, grundfalsch. — Die Wahrheit ist, daß ihre Armee, überrascht von einem derartigen, völlig unerwarteten Erfolg, sich frank und frei und in naivster Weise einer unverhofften Freude hingab, die ihr der Ausgang eines Kampfes bereitete, den sie für ebenso lang, als zweifelhaft gehalten hatte. Nachdem der Kaiser gefangen war und unsere Armee sich ergeben hatte, schien der Kampf in der That beendet. Einstimmig hörte man von den deutschen Soldaten, man mochte fragen, wen man wollte, Bayern, Preußen oder Württemberger, die Antwort: „Wir marschieren jetzt heim zu Weib und Kind.“ Ganz offen und deutlich, ja lärmend gaben sie diesen ihren Wunsch zu erkennen, viele tanzten und sprangen vor Freude, jetzt bald heimzukommen, aber die deutsche Armee hatte ihre Rechnung ohne den Ehrgeiz ihrer Führer gemacht. Hinter Givonne erhebt sich ein Hügel, der sich sanft gegen ein wohlbebautes, sorgfältig kultiviertes Plateau abdacht, dort nahm die Schlacht, die bei La Moncelle so grimmig begonnen hatte, ihr Ende. Bei La Moncelle hatten unsere Truppen unter den Bayern ein förmliches Blutbad angerichtet, und andererseits hatten gerade eben dort die feindlichen Kanonen unsere Reihen niedergeschmettert und vernichtet. Nach den Regimentsnummern an den Käppis der Toten konnte man ganz genau die Plätze feststellen, wo die Unserigen gekämpft hatten. Reihenweise hatten die deutschen Kugeln unsere Soldaten vom 1. Linien-Regiment, unsere Zuaven und Jäger zu Fuß, unsere tapfere Marine-Infanterie niedergestreckt. Diese armen Teufel, welche man in Stellungen geführt hatte, die absolut nicht zu halten waren, lagen da in jenen unnatürlichen, nur durch einen plötzlichen Tod möglichen Verrenkungen, in Blutlachen, in Gräben, in Furchen, auf den Rübenfeldern, wo der Tod sie erreicht, und fast alle, — ein Punkt, der erwähnt zu werden verdient, Skapuliere auf der Brust. Der Wind ließ diese an seidenen Fäden hängenden Skapuliere über den Toten wie Trauerschmetterlinge sich hin- und herbewegen. — Wir hatten an diesem letzten Tage viel empfindlichere Verluste gehabt als der Feind, während er uns, obwohl bei Mouzon und Carignan Sieger, nur mit großen Opfern an Menschenleben hatte zurückdrängen können. Unsere Toten, obwohl steif und starr, bewahrten auch jetzt noch die Stellungen, die sie im Leben gerade eingenommen hatten, die einen waren wie vom Blitz getroffen worden, als sie während des Ladens die feindliche Kugel traf, wieder andere blieben, aufs Knie gesunken, unbeweglich; einzelne streckten noch die Hand aus, als wollten sie die Waffe abwehren, die ihnen doch bereits den Garaus gemacht, aber alle schienen mit ihren finstern, trotzigen Gesichtern noch im Tode gegen die Niederlage Frankreichs und den Sieg der Fremden protestieren zu wollen. Noch sehe ich vor mir, und werde das nie vergessen, einen Winkel des Schlachtfeldes, es war dies ein kleiner, staubiger, ziegelfarbiger Abhang, hinter dessen Gipfel sich unsere Jäger zu Fuß gedeckt hatten und in Plänklerlinie feuerten. Die Preußen aber hatten sie mit der blanken Waffe aus dieser Stellung vertrieben, man hatte sich geschlagen, Mann gegen Mann, und keiner war gewichen. Alle hatten die Todeswunde vorn in der Brust, und waren an der Böschung hinabgestürzt, jeder im Fallen noch einen Feind mit seinen krampfhaft geschlossenen Händen umklammert haltend. Deutsche und französische Soldaten schienen sich jetzt im Tode zu umarmen, nachdem sie sich zuvor das Bajonett durch den Leib gerannt. Am Fuße dieses Hügels lag auf der blutgetränkten Erde ein ganzer Haufen von Leichen, in den seltsamsten und schrecklichsten Lagen. Und mitten unter diesem schrecklichen, entsetzlichen Haufen lag ein stolzer, schöner junger Mann, ein Franzose, der noch die Uniform der Kriegsschule von Saint-Cyr trug, kaum zwanzig Jahre alt, den die Todeskugel mitten in die Stirne getroffen hatte; ruhig lag er da, als hielte ihn nur der Schlaf und ein süßer Traum umfangen. Die Hände über der Brust gekreuzt, war dieser junge Mann hinübergegangen, als wäre er nur eingeschlafen. Sein bleiches Gesicht war schön, wie ein Marmorbild, und als ich ihn so vor mir liegen sah, fielen mir die Worte Bossuets ein: „Es giebt Fälle, wo der Ruhm, zu sterben, mehr wiegt, als der Sieg selbst.“

Und dann, nachdem der erste Schrecken, der erste Schauder, den der Anblick eines Schlachtfeldes, mit seinem Gemetzel und seinen in der Todesstarre verbliebenen oder im Todeskampfe verzerrten Leichen erregt, vorbei, regt sich im Menschen auch das härteste, aber auch das schönste, edelste Gefühl, das der Pflichterfüllung, mag diese auch noch so rauh und herb sein. Man lernt nach und nach den Tod aus voller Seele verachten, und wird mit Bewunderung gegen jene erfüllt, die als echte Märtyrer ihr Leben freudig dahingegeben haben. — Preußische Krankenträger schleiften diese Leichname fort; schwarz am Horizont sich abhebend, erschienen sie wie Raben, die durch die baumlose Ebene dahin spazierten, und bald näher, bald weiter tauchten grausige Haufen, rote Platten auf, lauter französische Leichname, dann wieder braune Flecken, dort lagen die deutschen Leichen. Da und dort war auf in die Erde gestecktem Säbel eine preußische Pickelhaube zu sehen, sehr häufig eine neben der andern, und auf der Spitze des Helms war eine Inschrift, ein Zettel angebracht, der die Anzahl der hier Begrabenen angab. Mich schüttelte es stets wie im Fieber, so oft ich über diese Felder ging, wo Trümmer sich über Trümmern häuften, leere Tornister, zerbrochene Wagen, demontierte Geschütze, zerschmetterte Fuhrwerke, Gewehre, Patrontaschen, Brotbeutel, all das kunterbunt durcheinander, lagen, daneben die Kadaver getöteter Pferde, denen wie bei einem Stiergefechte die Eingeweide heraushingen, dazwischen wieder funkelnagelneue Mitrailleusen, aus denen noch kein einziger Schuß abgefeuert worden war, und an einer andern Stelle wieder Tschakos, Degen, Trommeln mit eingeschlagenem Trommelfell, Musikinstrumente, Löhnungsbüchlein und zärtliche Briefchen, die von der Brust oder aus dem umgestülpten Tornister eines Soldaten der Wind fortgeführt, und mit denen er nun spielte, wie mit dürrem Laub, oder die er in eine Regenpfütze, vielleicht in eine Blutlache führte.

Der Abend kam, die Dämmerung hüllte alles ringsum in ihren Schleier. Ekel, furchtbarer Ekel vor allem und jedem, was ich heute schon hatte sehen müssen, erfaßte mich. Einen letzten Scheideblick warf ich noch hinüber zu dem Birkenwäldchen, wo man immer noch im schwindenden Tageslicht die Leichenhaufen sehen konnte. Gegen Sedan hin ließ die untergehende Sonne die Maas blutrot erscheinen. Immer noch hörte man Schüsse, da und dort krachte ein Chassepot, das man aufgehoben und in die Luft abgefeuert hatte, oder der letzte Schuß eines Verwundeten, eines Besiegten, der die Niederlage seines Vaterlandes nicht überleben wollte. Langsam gingen wir wieder nach Givonne hinab. Plötzlich erblickten wir auf dem Plateau, sich scharf von dem düsteren Himmel abhebend, das trotzige Gefolge der beiden siegreichen Feldherrn, des Königs und des Kronprinzen, der Grafen Bismarck, Moltke, Blumenthal, und wie sie alle heißen, und hinter ihnen, unbeweglich auf ihren Pferden, als wären sie aus Granit gemeißelt, den Pallasch in der Faust und den Adlerhelm auf dem Kopfe, die bekannten prächtigen weißen Kürassiere. Der König kam zu der Zusammenkunft mit dem Kaiser, der nunmehr sein Gefangener war; bald darauf ritt er wieder weiter, um das Schlachtfeld in Augenschein zu nehmen. Der Hals seines Pferdes, das, die Leichen witternd, diesen lang ausgestreckt hatte, glich ganz in der Bewegung des Körpers, und wie es die Nüstern aufblies, dem bekannten Pferde auf Delacroixs berühmtem Bilde: „Einzug der Kreuzfahrer in Konstantinopel.“ Der alte König, in dessen Antlitz keine Muskel zuckte, saß ruhig und unbeweglich im Sattel. Nie habe ich alle Eroberer so gründlich hassen gelernt, nie hat sich in mir mein

ganzes Inneres wilder gegen alles, was Macht und Gewalt heißt, aufgebäumt, als auf diesem blutgetränkten Schlachtfelde, als hier in der nächsten Nähe dieses still und stumm dahinreitenden Königs und seines gestiefelten und gespornten Kanzlers, um dessen Lippen ein Lächeln spielte.

Zum letzten Male war mein Blut in Aufwallung geraten; aber nun galt es zu scheiden. Ich glaubte nicht, noch einen herberen Schmerz erleben zu können, und doch blieb mir ein solcher nicht erspart, als wir durch das preußische Biwak kamen, vorbei an all diesen lachenden Soldaten, die sich's jetzt vor und unter unseren Zelten bequem machten, und ihre Brust mit Medaillen für Italien, China oder Mexiko und mit dem Ehrenlegionskreuz schmückten. Wir hatten kaum das Lager und diese fast zahllose Armee hinter uns, als mit einem Male aus dem Thalgrunde und dann von den, vor lauter Truppen ganz schwarz aussehenden Hügeln herab, ein furchtbares, entsetzliches, wildes Geschrei und Mark und Bein durchdringendes, Triumph verkündendes, Hurra erklang und zu uns herüber scholl; ein Schrei tollster Freude, der sich hier gleichzeitig der Brust von 300,000 Mann entrang, und der den König Wilhelm, den Sieger von Sedan, bei seinem Ritt über das Schlachtfeld begrüßte. Dieses beleidigende Hurrarufen, diese Zurufe, dieses Beifalljauchzen pflanzte sich durch's ganze Lager fort wie ein Lauffeuer, und dazu spielten die deutschen Musiken eine sanfte, melancholische, träumerische Weise von Wagner. (Bekanntlich spielten damals alle Musiken entweder „Nun danket alle Gott," oder „Großer Gott, dich loben wir!")

O, über die ohnmächtige Wut des Besiegten, die fieberheißen Thränen eines Patrioten! Ich wandte mich gegen jene schwarzen Massen, wie um sie zu verfluchen. In den auf dem Felde lagernden mächtigen Strohhaufen war ein Feuer ausgebrochen, das aber leider nur zu bald wieder gelöscht wurde, ich hätte gewünscht, daß es diese Massen vernichtet, diese ganze Horde vom Erdboden vertilgt hätte. Erschöpft langte ich in La Chapelle an. Ich eilte, eine möglichst große Entfernung zwischen mich und den Feind zu legen, meine Gedanken und meinen Zorn los zu werden. Ein gefangener französischer Offizier begleitete mich bis an das Ende des Dorfes auf der Straße nach Belgien; immer und immer wieder kam er auf die unverzeihlichen Fehler zu sprechen, die man begangen hatte und erzählte mir, während seine Stimme zitterte, von den letzten Kämpfen. „Sie werden zweifelsohne in Paris die Republik finden," sagte er zum Schluß, „das ist wenigstens noch ein Trost." — In diesem Augenblicke krachten hinter uns zwei oder drei Schüsse, ohne daß man deren Richtung und Ziel zu erkennen vermocht hätte. „Aha!" sagte Kapitän S..., mir die Hand drückend, „diese Schüsse gelten mir. Die Herren Preußen finden, daß ich mich etwas allzuweit entfernt habe, und befürchten, ich möchte ihnen durchgehen; da will ich doch lieber umkehren." — Damit kehrte er nach La Chapelle zurück, während ich die Straße nach Belgien hinwandelte.

Wir hatten kaum mehr 300 Schritte bis zur Grenze, bereits lag das Haus vor uns, in dem die belgische Grenzwache lag, als plötzlich am Waldsaume über eine Wiese her ein französischer Artillerist, ein großer, hagerer Mann, ganz mit Staub bedeckt, auf uns zukam und sich plötzlich, als ob ihn eine Kugel getroffen hätte, seiner ganzen Länge nach ins Gras warf; wir glaubten, er sei tot und eilten zu ihm hin. Aber er trank nur gierig etwas Wasser aus einem Bächlein, wie ein abgematteter Hund; als er unsere Tritte hörte, richtete er sich auf. Schnurrbart und seine Ohren waren ganz weiß von Staub; sein Käppi saß verkehrt auf dem Kopfe und dazu seine mit Schmutz überzogenen Kleider, das alles gab ihm das Aussehen eines Greises und eines armen Teufels. Er trug seinen Karabiner über die Schulter, und machte, als er uns erblickte, eine Bewegung, als wolle er denselben ergreifen.

„Wir sind Franzosen." — „Ah!" sagte er in rauhem Ton, sich erhebend und seine Kniee abreibend. Wir wollten ihn zum Sprechen bringen, und fragten ihn, ob er Hunger habe? — „Nein, ich habe keinen Hunger, der vergeht einem, wenn man gesehen hat, was ich gesehen habe, ich habe nur entsetzlichen Durst. Alle Wetter noch einmal! Der Feind greift uns in hellen Haufen an, und unsere Offiziere sitzen im Schlafrock und Pantoffeln auf ihren Zimmern, oder hocken im Café. Meine ganze arme Batterie ist zusammengeschossen, die Pferde sind in Fetzen zerrissen, die Kameraden tot! Wo bin ich denn eigentlich hier?" — „Nur etliche Schritte von der belgischen Grenze entfernt, dort liegt Belgien, wir gehen dahin, kommen Sie mit!" — „Ich? nein!" sagte er, „wozu sollte ich nach Belgien gehen? Ich bin doch kein Belgier! Und dann, meine Arbeit ist noch nicht gethan. Haben Sie vorhin nicht da vorne im Walde zwei Schüsse gehört?.... Nun ja, die habe ich abgefeuert und zwei Ulanen, einen Offizier und einen Reiter, ins Gras beißen lassen. Der Reiter hatte einen Karabiner, und da ich keine Patronen mehr hatte, dachte ich mir: „Nimmst den Karabiner des Preußen; aber die haben ein anderes System, und so kann ich seine Patronen nicht brauchen. Schließlich ists auch einerlei; der meine ist noch geladen; mehr als einen Schuß brauche ich nicht mehr abzufeuern, und der geht nicht fehl." — „Wie? Sie wollen wieder nach dem Walde zurück? Das wäre eine Narrheit; Sie würden erschossen werden." „Wohl möglich; vorher aber muß noch einer von ihnen, von denen da drüben, sterben, einer noch ganz gewiß. Guten Tag, meine Herrn!" — Kalt und entschlossen wandte sich der Artillerist, seinen Karabiner über die Schulter gehängt, wieder dem Walde zu, in dessen Dickicht er verschwand.

Solche Leute zählte unsere Armee, aus solchen Männern war die französische Armee zusammengesetzt, die man dem Feinde auslieferte. Eine ganze Menge unserer Soldaten war an der belgischen Grenze schon seit dem frühen Morgen lieber wieder umgekehrt und hatte sich wieder dahin gewendet, wo die Preußen standen und die Gefahr auf sie lauerte; nicht um alles in der Welt hätten diese braven Leute, diese schlichten, ungebildeten Bauernbuben ihre Gewehre in die Hände der Chasseurs und Grenzwächter abgeliefert, die ihnen dieselben abverlangten. Solcher Helden gab es unter den vielen tausenden Toter, solch tapferer Männer genug in der Armee und unter den 80,000 Mann, welche die Kapitulation des Generals Wimpffen dem König von Preußen in die Hände lieferte. Unwillkürlich mußte ich diesen schlichten, stolzen Soldaten, diesen Artilleristen, dessen Namen ich nicht kenne, der seine Waffe nicht aus den Händen gab, der seine letzte Patrone auf den Feind abschoß und damit seine Schuldigkeit bis zum letzten Augenblicke that, mit dem Kaiser vergleichen, der sich und seine ganze Armee gefangen gab!

O, die Deutschen sollten noch mehr als einmal solch wackeren, unerschrockenen Bürgern begegnen, Soldaten, die bereit waren, jeden Fußbreit Boden ihres Vaterlandes bis zum äußersten zu verteidigen, die moralische Integrität des Landes, seine Freiheit, seine Unabhängigkeit, seine Ehre vor allem, zu retten; o, sie begegneten solchen Leuten durch ganz Frankreich hindurch, überall, wohin sie kamen, in dem Frankreich, das sich aufgerafft hatte und entschlossen war, zu siegen; sie begegneten ihnen bei Chateaudun, bei Coulmiers, bei Artenay, überall, und vor allem unter den Mauern von Paris, dessen Thore mit dem Fuße aufstoßen zu können sie sich gerühmt und geprahlt hatten, vor denen sie aber, dank dem Patriotismus der Einwohner und der Tapferkeit einer in aller Eile geschaffenen Armee, noch mehr als drei Monate liegen sollten.

Die Wahrheit über die Einschließung von Metz.

(Einschlägige Literatur: 1. Kurzer Bericht über die Operationen der Rheinarmee, von Marschall Bazaine, Berlin 1870. 2. Eine sonderbare, aufgeklärte Geschichte, Brüssel 1870. 3. Die Kapitulation von Metz, von General Coffinières, Brüssel 1871. 4. Die Armee von Metz, von General Deligny, Münster 1870. 5. Die Geschichte der Kapitulation von Metz, 1871. 6. Die Einschließung von Metz, eine Veröffentlichung des Stadtrates von Metz 1871. 7. Die militärischen Operationen um Metz herum, von einem preußischen General, Mainz 1871. 8. Tagebuch eines Offiziers von der Rheinarmee, von Oberstlieutenant Fay, Brüssel 1871. 9. Geschichte des Kriegs von 1870, von M. V. D..., Generalstabsoffizier, Paris 1871.)

Oft und viel ist versucht worden, in den ersten Monaten nach der Kapitulation von Metz die wichtigen Vorgänge vor und in dieser Feste zu erzählen, obwohl erst ein Teil der Wahrheit bekannt geworden; man wußte indessen, daß es wertvoll genug sei, alle authentischen Thatsachen zu sammeln, um hiedurch schon jetzt sein Mitgefühl und seine Hochachtung für eine edle Stadt und eine tapfere Armee zu bezeugen, welche offenbar an ihrem gemeinsamen Unglück unschuldig war, und die beide umsomehr zu beklagen waren, als sie ein besseres Schicksal verdienten. Wir möchten nichts von dem, was damals

geschrieben wurde, vermissen, auch nichts Wesentliches daran ändern; was wir wünschen, ist lediglich das: zahlreiche und interessante Einzelheiten hinzuzufügen, dunkle Punkte aufzuhellen und das unbestechliche Urteil der Geschichte an die Stelle unbegründeter und unvollständiger Eindrücke und Berichte der ersten Stunden zu setzen. Wir besitzen heutzutage die sichersten und verschiedenartigsten Mittel, uns Klarheit zu verschaffen, all der vielen Brochüren gar nicht zu gedenken, welche in Frankreich, Deutschland, Belgien über die militärischen Operationen und über die politische Haltung Bazaines veröffentlicht wurden. Einige glaubwürdige Augenzeugen, höhere Offiziere der Armee, Einwohner von Metz, haben uns in liebenswürdigster Weise die von ihnen unter dem Eindruck des Augenblicks aufgezeichneten Notizen überlassen und, wie die Ereignisse sich vor ihren Augen abspielten, mitgeteilt. Wir haben dabei wohl nicht nötig, zu erwähnen, daß, indem wir diese Dokumente einander gegenüberstellen und vergleichen, wir nur die Wahrheit suchen! Wir werden uns dabei auch keinem Tadel aussetzen, wenn unsere Schilderung gar oft den Anschein eines Vorwurfs oder einer Anklage erweckt, es hängt nicht von uns ab, die Thatsachen zu ändern, wir können sie nicht einmal abschwächen. Die Ehre der Armee, welche unabhängig von den Entschließungen des Oberbefehlshabers ist, das Selbstbewußtsein der Metzer, denen ihr Unglück das Recht giebt, gehört zu werden, verlangen eine Untersuchung, damit die ganze Wahrheit, unverschleiert und ohne jede Rücksicht für einzelne Personen bekannt werde. Es handelte sich hier nicht um unfruchtbares Gezänk, nicht darum, sich gegenseitig zu beschuldigen. Wer könnte ein Vergnügen daran finden, ohne Not die begangenen Fehler zu rügen, die Männer herabzusetzen, deren Ruf ein gemeinsames Erbgut Frankreichs ist und deren Verdienst sich nicht verringern läßt, ohne daß gleichzeitig auch der nationale Ruhm selbst dadurch vermindert erscheint. Es handelt sich darum, eine schmerzliche, aber nötige Pflicht zu erfüllen, den Opfern des Feldzugs, den Soldaten, welche aus der Gefangenschaft zurückkehrten, den von Frankreich losgerissenen Franzosen den einzigen Trost zu geben, welcher die Bitterkeit ihres Schmerzes zu lindern vermag. Die einen haben durch Hunger und Gefangenschaft gelitten, die andern leiden unter der Fremdherrschaft. Zeigen wir ihnen wenigstens, daß es uns ferne liegt, sie für ihr Unglück verantwortlich zu machen. Das Land muß alles wissen, was sie gethan haben, um das Land zu verteidigen, alle Opfer, welche sie auch ferner noch freudig würden gebracht haben, wenn man sie nur von ihnen verlangt hätte, und wenn man zur richtigen Zeit an ihren Mut und ihre Vaterlandsliebe appelliert hätte.

1.

Ein paar Worte über den unglücklichen Beginn des Feldzuges von 1870 dürften hier am Platze sein. In Wirklichkeit waren wir zu nichts vorbereitet, nicht einmal dazu, den Krieg, welchen wir soeben erklärt hatten, in Feindesland zu tragen; das würde sich sofort gezeigt haben, wenn man versucht hätte, die Grenze zu überschreiten; noch weniger waren Vorbereitungen für einen Verteidigungskrieg getroffen. Zu Straßburg ließ man angesichts des Feindes nur eine geringe Garnison, in Thionville verlangte die Mobilgarde vergeblich Waffen, in Metz bekam sie nur schlechte Flinten, Tabatièregewehre, welche in Hinterlader umgeschaffen worden waren, erst in der letzten Stunde schickte man sie auf die Forts; die Nationalgarde von Metz, obwohl die Bürger seit dem 18. Juli die Bildung derselben verlangten, wurde erst am 7. August ins Leben gerufen, die Verteidigungswerke des Platzes waren noch nicht fertig, überall arbeitete man noch an dem Bau der Forts. Die Nachricht von dem erlittenen dreifachen Mißerfolg bei Weißenburg, Forbach und Wörth, die Furcht vor der baldigen Ankunft der Preußen unter den Mauern von Metz, verbreitete Bestürzung in der Umgebung des Kaisers; man überlegte ernstlich, ob der Kaiser nicht sofort schleunigst nach Châlons abreisen solle? Schon hatten die mit der Bagage des kaiserlichen Hauses beladenen Wagen den Weg nach dem Bahnhof eingeschlagen, aber die Ungewißheit, in der man sich befand, und das Hin- und Herschwanken zwischen Entschlüssen in den vorhergehenden Tagen ließen unschwer vorhersehen, daß auch jetzt wieder bald eine Entscheidung folgen würde, welche die vorher getroffene abermals aufhob. Am 7. August war man in der That entschlossen gewesen, abzumarschieren, am 8. war keine Rede mehr davon. Es ist wahr, daß man am 12. August auf die am 7. getroffene Entscheidung zurückkam und daß die Armee den Befehl bekam, sich tags darauf, um 7 Uhr in der Früh, in Marsch zu setzen. — Indessen wechselte das Kommando. Der Kaiser hatte, dem allgemeinen Wunsche der Soldaten, wie des Landes entsprechend, das Abschiedsgesuch des Marschalls Leboeuf angenommen und den Marschall Bazaine zum Oberbefehlshaber der Rheinarmee ernannt. Diese Ernennung war, was nicht außer acht gelassen werden darf, allgemein gewünscht und fast überall günstig aufgenommen worden. Die öffentliche Meinung bezeichnete den neuen Chef der Armee als den fähigsten unserer Generale, fähig, große Operationen auf dem Schlachtfeld auszuführen. Vielleicht überschätzte man damals die wirklichen Verdienste des Marschalls, die er, daran ist kein Zweifel, in der That besaß, die Unzulänglichkeit und Unfähigkeit verschiedener anderer Chefs ließen ihn jedoch als einen besonders tüchtigen General erscheinen, vielleicht legten wir zu den Eigenschaften, welche Marschall Bazaine in der That besaß, auch noch alle diejenigen bei, von denen wir hofften, daß er sie besitze. Soviel ist jedenfalls sicher, daß der Oberbefehlshaber der Rheinarmee, als die Stimmung und die öffentliche Meinung umschlug, schwer unter der Last des ihm unbedingt entgegengebrachten Vertrauens, welches sein Name beim Beginn des Feldzugs allgemein eingeflößt hatte, zu tragen hatte. Ebenso muß man den Schwierigkeiten Rechnung tragen, die vorhanden waren und deren Erbschaft Bazaine anzutreten hatte, als ihm der Kaiser den Oberbefehl übertrug. Man stellte ihn an die Spitze der Armee, als schon alles auf dem Spiele stand, und die Schnelligkeit, mit welcher sich die Invasion vollzog, ließ ihm nur zwei Tage Zeit, sich über die Lage klar zu werden und die begangenen Fehler wieder gut zu machen. Am 12. ernannt, am 13. durch die Gegenwart und den Willen des Kaisers, der sich zu keiner That aufschwingen konnte, gehemmt, wurde er am 13. angegriffen und seit dem 14. genötigt, sich zu schlagen. Schon an diesem Tage zeigten sich, mehr oder weniger deutlich, in der Leitung Spuren jenes Zögerns und verlegenen Schwankens, welche vielleicht dem Ernst der Sachlage entsprachen, aber naturnotwendig den Erfolg der ferneren Operationen aufs Spiel setzen mußten. Der Kampf bei Borny machte, daran ist nicht zu zweifeln, unsern Soldaten, dem General Decaen, welcher hier schwer verwundet wurde, den Generalen Ladmirault und Ciffey, welche ihm nachdrücklich, ohne sich lange zu besinnen, zu Hilfe eilten, alle Ehre. Man blieb Herr des Schlachtfeldes, was seit Beginn des Feldzuges noch nie der Fall gewesen war, unsere Truppen verloren nicht eine einzige ihrer Stellungen und biwakierten in denjenigen, welche sie besetzt hielten. Das hat man noch zu allen Zeiten einen Sieg genannt, aber es war ein Sieg, welcher durch den Verlust eines vollen Marschtages viel zu teuer erkauft war. Die Preußen waren der gleichen Ansicht. Wohl rühmten sie sich in ihrer Überhebung, uns bis ans Glacis der vorgeschobenen Werke des Platzes verfolgt zu haben, aber nicht das ist es, nicht dieses chimärische Resultat, was ihre Militär-Schriftsteller als den Ruhm dieses Tages hinstellen. „Der Vorteil blieb auf seiten der Deutschen," schrieb ein preußischer General, „weniger, weil sie abends Herren des größten Teils des Schlachtfeldes waren, als weil sie den Marsch der französischen Armee um einen Tag aufgehalten haben. In der Lage, wie die Schlacht am 14. August geschlagen wurde," fügt derselbe Schriftsteller hinzu, „war dieselbe ein Fehler seitens der Franzosen." Schließlich hatten wir gewonnen, aber gerade der Erfolg kehrte sich gegen uns.

Statt das Plateau von Gravelotte abends am 14. zu erreichen, erreichte die Armee es erst am folgenden Tag. Dort mußte man noch dazu die Ankunft des 3. und 4. Corps abwarten, weil sie infolge des Kampfes von Borny notwendigerweise noch zurück waren. Am 15. konnte der Marschall Bazaine, welcher beabsichtigt hatte, sein Hauptquartier nach Rezonville zu verlegen, auf der Straße von Metz nach Verdun über Mars la Tour, vorwärts von Gravelotte, nicht mehr über dieses letztere Dorf hinaus vordringen. Am 16. in der Früh unterbrach er auf die Bitte des Marschalls Leboeuf, welcher den Befehl über das 3. Corps an Stelle Generals Decaen übernommen hatte, die allgemeine Bewegung, um den zurückgebliebenen Divisionen Zeit zu lassen, auf der Höhe der ersten Marschkolonne vorzukommen. Unsere Truppen brauchten also auf den zwei Straßen nach Verdun mehr als 2 Tage, um die Entfernung

zurückzulegen, welche sie von Rezonville und von Doncourt trennte; wenn sie so weiter marschierten, konnten sie nicht vor einer Woche dort ankommen. Man vergleiche mit der Langsamkeit unserer Bewegungen die Schnelligkeit des feindlichen Marsches und man wird eine der hauptsächlichsten Ursachen unseres Unglücks begreifen. Am 15. morgens, während wir noch auf ausgezeichneten Wegen, ohne uns beeilen zu müssen, weitermarschierten, gewannen die preußischen Armeen, die sich noch großenteils auf dem rechten Moselufer befanden, welche Brücken zu schlagen, schmale Defileen zu überschreiten und schwierige Abhänge zu erklettern hatten, in weniger als 24 Stunden den Vorsprung von 30—40 Kilometern, welche wir vor ihnen voraus gehabt hatten.

Der Kampf von Borny war nicht die einzige Ursache der Verzögerungen unseres Marsches. Alle Augenzeugen schreiben die Langsamkeit unseres Marsches dem schrecklichen Wirrwarr, welcher auf der Straße herrschte, und den Haltpausen zu, welche durch allzuviel Gepäck entstanden, das nicht hätte mitgeschleppt werden sollen, wenn man schneller vorwärts zu kommen beabsichtigte. Ganze Kolonnen warteten einen halben Tag in glühender Sonnenhitze, bis der Weg frei war, eine Batterie Artillerie befand sich nachmittags 3 Uhr, ohne auch nur um einen Schritt weiter vorwärts gekommen zu sein, noch auf demselben Fleck, wo sie morgens 8 Uhr gewesen. Schlecht geführte Bataillone, welche den Weg abkürzen zu können glaubten, verirrten sich in den Sackgassen von Metz, aus welchen sie erst nach mehreren Stunden sich wieder zurecht fanden. „So muß es bei der Armee des Darius ausgesehen haben," sagten mit nervösem Lächeln die begabtesten Offiziere, als sie auf dem einzigen Weg von Gravelotte die Regimentsbagagen, die Munitionskisten, die Wagen der Verwaltung, der Transporte, der Ambulanzen und eine Menge leere Wagen sich anhäufen sahen, welche man jetzt nach Metz zurückzuschicken suchte, während es von vornherein entschieden besser gewesen wäre, sie dort zu lassen. Angesichts dieser Unordnung fragte man sich, ob der Marschall Bazaine wirklich entschlossen war, die Festung zu verlassen, oder ob er nicht schon den Hintergedanken nährte, bei der ersten Schwierigkeit auf dem Weg wieder hieher zurückzukehren? — „Sie sehen, wie schwer es ist, 150 000 Mann durch eine Stadt und auf einer einzigen Straße ziehen zu lassen," sagte der Kommandant eines Armeecorps zu einem Stabsoffizier, indem er ihm dieses Gewühl zeigte. „Vielleicht ist es nur ein Scheinmanöver," antwortete schlau der Offizier, „vielleicht hat der Marschall gar nicht ernstlich die Absicht, Metz zu verlassen." Derjenige, welcher also sprach, kannte zu gut den Charakter des Oberbefehlshabers, um nicht einen Teil der Wahrheit herauszufinden. Der Marschall Bazaine, dessen Kaltblütigkeit auf dem Schlachtfeld jedermann kennt, verdankte in der That einen Teil seiner Ruhe der klugen Zurückhaltung, mit welcher er definitiven Entschließungen aus dem Wege ging. Während er alles und jedes sorgfältig berechnete, ließ er selbst sich selten engagieren, er war eher geneigt, die Ereignisse zu erwarten, um Nutzen daraus zu ziehen, als durch kühne Handlungen sie herauszufordern. In seinen Bewegungen langsam und kein Freund physischer Beweglichkeit beschleunigte er selten sein Handeln, fast möchte man sagen, er fürchtete, sich zu irren, und daneben auch, sich allzusehr anzustrengen. Man hat ihm oft und viel und mit Recht im zweiten Teil der Einschließung von Metz sein Zaudern und Zögern vorgeworfen. Aber dieses Abwarten war früheren Ursprungs, es datierte von dem Augenblick, wo er mit dem Oberbefehl betraut wurde. Es war nicht, wie man allgemein glaubte, ein Zufall, das Resultat der Verhältnisse, es war der hervorragendste Zug seines Charakters. In Mexiko empfingen seine Lieutenants kaum einen Befehl, ohne sich auf einen Gegenbefehl gefaßt zu machen, der in der Regel auch nicht auf sich warten ließ. Niemals war er seit dem 14. August, während er gleichwohl alle Vorbereitungen traf, um Metz zu verlassen, in Wirklichkeit hiezu so fest entschlossen, wie es den Anschein hatte: das eine Mal wollte er sich entfernen, das andere Mal entschloß er sich zum Bleiben, je nach dem Gange der Ereignisse. Daher die ruhige Gleichgültigkeit, mit welcher er die französischen Kolonnen sich langsam auf der Straße nach Verdun entwickeln sah, ohne sie auf ihrem Marsch anzutreiben. Ein Pelissier oder ein Bosquet hätten befohlen, den Marsch zu beschleunigen und an einigen Nachzüglern ein Exempel statuiert, das den übrigen Beine gemacht hätte. Der Marschall Bazaine seinerseits sah im Gegenteil diesem Zögern mit philosophischer Ruhe zu. War es besser, Verdun zu erreichen, war es besser, sich auf Metz zurückzuziehen? Er war sich noch nicht klar darüber, und es war ihm ganz recht, daß man ihm die Zeit ließ, sich darüber zu besinnen. Einige, die Zeugen seines auffälligen Verhaltens gewesen, vermuten sogar, daß der Marschall, nachdem er sich der Gegenwart des Kaisers entledigt hatte, sich nicht darnach sehnte, sobald wieder in die unbequeme Nähe desselben zu kommen. Wer konnte wissen, ob es den Kaiser nicht darnach gelüstete, den Oberbefehl wieder zu übernehmen? Wenn er sich mit Mac Mahon vereinigte, hieß das nicht, einem ältern General entgegeneilen, dem er sich dann unterzuordnen verpflichtet war? Niemand wird jemals erfahren, in welchem Maße diese verschiedenen Gründe und Erwägungen einen Einfluß auf die Pläne des Marschalls Bazaine hatten. Was man allein gewiß weiß, ist, daß er nie den festen Entschluß faßte, sich von Metz zu entfernen; hätte er es gewollt, energisch gewollt, so würde er am Abend des 16. August sich nicht ohne Munition, ohne Lebensmittel, in die Notwendigkeit versetzt gesehen haben, seine Bewegungen einzustellen, um sich zu verproviantieren, wie er am Abend noch an den Kriegsminister meldete. Es ist dies eine der bezeichnendsten Thatsachen dieses Feldzuges, eine von denen, welche am besten die Unentschlossenheit des Oberbefehlshabers der Rheinarmee beweisen. Wird man sich dieses Schwanken je anders als aus Gründen geheimer Pläne und Berechnungen zu erklären vermögen? — Warum hatte er nicht wenigstens den Tag, welcher durch den Kampf bei Borny verloren gegangen war, dazu benützt, die Hilfsquellen der Armee zu vermehren? Wie mochte man den durch diese Zögerung verursachten Schaden ruhig hinnehmen, ohne nur auch wenigstens zu versuchen, ihn auf irgend welche Weise wieder gut zu machen! Wenn man, nur 20 Kilometer von seiner Operationsbasis und zwar einer solch starken, wie Metz es war, entfernt, seine Maßregeln so schlecht traf, was hätten dann eigentlich die Deutschen thun müssen, die so weit von ihren Grenzen entfernt standen und nichts destoweniger so flink in allen ihren Bewegungen waren und sich durch nichts in ihrem Vormarsche aufhalten ließen. Es wäre sicherlich viel besser gewesen und hätte von richtiger Auffassung der Sachlage gezeugt, wenn man Metz verlassen hätte, ohne im Sinne zu haben, dahin zurückzukehren, mit dem festen Entschluß, nach Verdun zu marschieren.

Derselbe Mangel an Entschlossenheit lähmte teilweise auch die militärischen Eigenschaften, welche der Marschall Bazaine auf dem Schlachtfeld von Rezonville entwickelte. Alle, welche ihn im Feuer sahen, bewunderten die Kaltblütigkeit, mit welcher er seine Dispositionen traf. Er erschien sogar nicht einmal bewegt, als er einen Augenblick von der preußischen Kavallerie überrascht, umringt und beinahe über den Haufen gerannt wurde, aber statt daß er immer vorwärts, nach der Richtung von Verdun hin strebte, blieb sein Blick immer an der Straße von Metz, rückwärts kleben, offenbar fürchtete er, von derselben abgeschnitten zu werden. Er versuchte in keiner Weise Terrain zu gewinnen und vor der preußischen Armee die Straße nach Mars la Tour einzuschlagen, was er doch ohne Zweifel gethan hätte, wenn er seine Schiffe hinter sich verbrannt und wenn er entschlossen gewesen wäre, von Metz abzumarschieren. Den ganzen Tag bleibt er persönlich im Centrum und namentlich auf dem linken Flügel seiner Stellungen, sorgfältig überwacht er die Schluchten und die Wälder in der Richtung von Gorze, um ja gewiß seine Verbindungen mit der Festung aufrecht zu halten. Nach dieser Richtung zieht er alle seine Reserven heran, zuerst die Garde, dann die Division Montaubon, welche vom 3. Corps detachiert war. Es war sicher richtig, die Straße von Metz nicht aufzugeben, wenn man nicht auf den Gedanken verzichtete, hieher zurückzukehren. Wenn man aber im Gegenteil sich ins Innere Frankreichs wenden wollte, hätte dann nicht auf dem rechten Flügel, zwischen Mars la Tour und Rezonville die Hauptanstrengung des Tages gemacht, der Hauptstoß geführt werden müssen? Hätte man dann nicht alles daran setzen müssen, den prächtigen Angriff der Kavalleriedivision de Forton, welche das 16. Ulanenregiment vernichtete (?), und den bewundernswerten Angriff der Division Cissey zu unterstützen, welche mit unvergleichlichem Feuer einen Bajonettangriff machte und das aus 3000 Mann bestehende 16. preußische Infanterie-Regiment bis auf 160 Mann vernichtete oder außer Gefecht setzte? Diese tapferen Truppen des 4. Corps, welche

Das 52. Infanterieregiment in der Schlacht von Vionville am 16. August 1870.

Garde, navet unter Gen. Jeanningros zur Unterstützung der Gardeartillerie

General de Forton.

Gehölz von Villers.

Im Hintergrund das Gehölz von Ognons, äußerste Spitze des linken franz. Flügels.

Zu Lazaretten eingerichtete Häuser.

Chasseurs à Cheval (Bedeckung des Marschalls Canrobert).

Unteroffizier der Husaren,

Panorama der Schlacht bei Rézonville. Von M. de Meuville und E. Detaille. Nr. 1.

Stelle des Kavalleriezusammenstoßes, von den Deutschen „Todesritt“ genannt.

General Prinz Murat.

Gehölz von Villers.

Straße nach Villers aux Bois.

An der Waldecke Aufstellungsort der de Fortonschen Brigade im Augenblick des Heranrückens der Bredowschen Brigade.

Standartenträger des Marschalls Canrobert.

Pioniere, welche Réjonville in Verteidigungsstand setzen.

General Henry, Generalstabs-Chef des 6. Corps.

Marschall Canrobert, Befehlshaber des 6. Armee-Corps.

General Bourbaki, Befehlshaber der kaiserlichen Garde.

General Dauvergne, Chef d. Generalstabs der Garde.

Oberst Leperche (im Generalstab).

De La Calle, Kapitän der Gardeartillerie.

De Beaumont, Kapitän der Dragoner der Kaiserin.

Offizier der Gardejäger mit einem K

Feldgendarmen.

Bonfsenard, Adjutant des Marschalls Canrobert, verwundet.

Nordseite von Rézonville.

Weg zur Bedeckung des Generals Bourbaki.

Die berittene Gardeartillerie an der Straße nach Vionville und Mars la Tour, rechts in Verbindung mit der Artillerie des 6. Corps. Rücktransport von Verwundeten.

Gardegrenadiere der Brigade Jeanningros (Division Picard).

Flucht der Franzosen nach Metz am Abend der Schlacht von Gravelotte, den 18. August 1870.

durch den Kampf bei Borny, wo sie sich mit Ruhm bedeckten, verhindert, zu spät ankamen, da sie vielfach, trotz der Ungeduld ihrer Anführer, welche vorwärts trieben, durch lange Reihen von Fuhrwerken, welche den Weg versperrten, aufgehalten worden waren, hatten erst um 3 Uhr nachmittags einzutreffen vermocht, gerade in dem Augenblicke, als Prinz Friedrich Karl auf dem Schlachtfeld ankam; aber sie gewannen Terrain, sie trieben den Feind vor sich her, und hätten sie zur richtigen Zeit Verstärkung erhalten, so würden sie sich zwischen der Straße von Verdun und der preußischen Armee haben aufstellen können, und die starke Position von Tronville genommen haben. Der 16. August war ein wirklicher Erfolg für unsere Waffen, auf der ganzen Linie hatten sich unsere Soldaten mit glänzendem Mut geschlagen, man bemerkte überall Züge persönlicher Tapferkeit wie bei Weißenburg, Wörth, Forbach, aber mit mehr Glück als dort, überall begegnete man der altbekannten französischen Tapferkeit. Nach einem wütenden Angriff auf unserem linken Flügel und im Centrum zurückgetrieben, wichen die Preußen beim Beginn der Nacht auch vor dem unwiderstehlichen Angriff unseres rechten Flügels zurück. Wir waren thatsächlich die Sieger, gemäß den Kriegstraditionen und dem Kriegsbrauch: wir hatten keine unserer Positionen verloren und unsere Truppen biwakierten auf verschiedenen Punkten, welche zuerst von dem Feind besetzt gewesen, später aber von ihm aufgegeben worden waren. Dieser Tag war für den Marschall Bazaine der schönste während des ganzen Feldzuges, leider folgte ihm nicht ein zweiter, immerhin aber hätte er ihm klar und deutlich zeigen müssen, was er von der Energie einer Armee, wie der unserigen, hätte erwarten können. Verdankte man den Erfolg der Tapferkeit der Truppen oder den geschickten Dispositionen des Oberbefehlshabers? Die Armee, noch voll Vertrauen in den Führer, der sie befehligte, trat gerne zurück, um ihm den Löwenanteil an der Ehre des Sieges zuzuerkennen.

Es war einer jener erhebenden Momente, wie sie in Frankreich so zahlreich sind, welche einen Mann auf die höchste Stufe stellen und ihm die Verpflichtung auferlegen sollten, diesen Ehrenplatz nun auch festzuhalten. Barthélemy Saint Marc Girardin, welcher als Mobilgardist dem Hauptquartier zugeteilt war, ein wohl unterrichteter und unparteiischer Zeuge der Ereignisse, beschreibt den Eindruck, welchen viele Personen am Abend der Schlacht bei Rezonville hatten, folgendermaßen: „Der Marschall," sagt er, „hatte dort eine ruhmreiche Viertelstunde, es war um 8 Uhr, als trotz des erneuten Angriffes der preußischen Armee die Position bei Rezonville endgültig behauptet wurde. Was damals jeder sagte und dachte, ich rufe es allen ins Gedächtnis zurück, — wohl sind heute diese Eindrücke mehr oder weniger verwischt, das ist aber kein Grund sie zu verleugnen, — daß man einen Augenblick glaubte, nun endlich einmal den richtigen Mann an der Spitze zu haben, der die Fähigkeiten besitze, das Vaterland zu retten, daß man damals mit Recht dies annehmen zu dürfen glaubte; warum sollen wir uns heute des traurigen Trostes, es zu sagen, berauben und unsere patriotischen Hoffnungen verleugnen?"

That der Marschall Bazaine unrecht daran, am folgenden Tage sich zurückzuziehen und den Marsch nach Verdun aufzugeben? Die Armee, welche sich stark fühlte und welche der Erfolg des verflossenen Tages mit Hoffnung erfüllt hatte, war mit Recht nicht wenig erstaunt darüber, nach einem erfochtenen Siege zurückweichen zu sollen! Wenn übrigens der Marsch der Truppen nach der Maas gesichert werden sollte, dann mußte mehr Leben in die Sache kommen, es hätte dazu größerer Entschiedenheit und Festigkeit im Oberbefehl bedurft, als bei dem Marschall zu finden war. Konnte er sich wohl in dem Gedanken wiegen, durch einen schnellen Marsch einem solch flinken erbitterten Feind zu entkommen, wie er ihn an den zwei preußischen Heeren besaß, die ihn sofort verfolgt haben würden, während er selbst in seinen Bewegungen gehemmt, durch seine Bagage gehindert und es ihm in drei Tagen nicht gelungen war, mehr als ein Drittel der Entfernung, welche ihn von Verdun trennte, zurückzulegen, ganz abgesehen davon, daß er trotz aller Langsamkeit, trotz der Nähe von Metz bereits Mangel an Lebensmitteln und Munition hatte! Was am 14., vor dem Kampf von Borny, noch möglich war, das war am 16. abends bereits schwierig. Wenn in diesen drei Tagen, an welchen der Zufall mehr als ein streng durchgeführter Plan entschied, die französischen Truppen auf durchaus guten Wegen nur annähernd eine Marschleistung aufzuweisen gehabt hätten, wie das langsamste preußische Corps auf steilen Fußpfaden, so würden die Spitzen unserer Kolonnen zur selben Stunde die Thore von Verdun erreicht haben, als der deutsche Vortrab über Rezonville vorrückte, aber wir hatten achtundvierzig entscheidende Stunden, unwiederbringliche Stunden, verloren. — Obgleich sich die Armee auch nach dem 16. noch vielen eitlen Hoffnungen hingab, konnte ihr doch nicht verborgen bleiben, daß die Thätigkeit ihres Anführers weder dem Mut noch der Kaltblütigkeit gleichkam, welche er auf dem Schlachtfeld entwickelte. Indem er die zwei Straßen aufgab, welche sich bei Gravelotte abzweigen und nach Verdun führen, die eine durch Mars la Tour, die andere über Jarny und Conflans, hatte sich der Marschall mehr nach Norden gewendet, insofern er die Straße von Briey einschlug und sich am 17. von Rozérieulles nach St. Privat wandte. Sein ganzer Ehrgeiz schien sich am folgenden Tage darauf zu beschränken, in seiner sehr starken Stellung, in der die Truppen geruht und woselbst sie sich sogleich verschanzt hatten, die Schlacht anzunehmen. Ihm gegenüber befanden sich nicht mehr bloß, wie bei Rezonville, drei, sondern acht vollständige deutsche Armeecorps, welche eine Effectivstärke von 240,000 Mann hatten. Obgleich diese Truppen, welche zum größten Teil von Corny und Pont à Mousson kamen, durch Eilmärsche auf schwierigem Wege ermüdet waren, mußten die Franzosen doch angesichts der Entfaltung solch beträchtlicher Streitkräfte sich auf eine jener Umgehungsbewegungen gefaßt machen, welche das Lieblingsmanöver des Prinzen Friedrich Karl und Moltkes sind. Kannte der Marschall die bedeutende Verstärkung, welche die Deutschen erhalten hatten, ahnte er, was ihm drohte? Alles läßt im Gegenteil vermuten, daß er den Tag in vollständiger Sorglosigkeit verbrachte. Jedenfalls verlebte er ihn weit vom Schlachtfeld in seinem Hauptquartier Plappeville, als ob der Erfolg gesichert oder der Kampf von nur geringer Bedeutung gewesen wäre! Während vier seiner Armeecorps seit Mittag ein schreckliches Artilleriefeuer aushielten, ohne zu wanken, legte er nicht einmal die sechs Kilometer zurück, welche ihn von seinen Soldaten trennten. Ein einziges Mal war er, um 4 Uhr, zu Pferde gestiegen und nach dem Fort St. Quentin geritten, um sich über die Stellung des Feindes zu orientieren, und als er sich überzeugt hatte, daß sein linker Flügel, welcher durch das Fort geschützt war, keine Gefahr lief, kehrte er ruhig um und wartete auf Nachrichten. Bei Rezonville hatte er seine ganze Aufmerksamkeit Gorze zugewandt, in der Richtung der Schluchten, durch welche die Preußen hervorbrachen, wie wenn er einzig und allein von dieser Seite ernstlich angegriffen und von Metz abgeschnitten zu werden erwartete; auch dieses Mal schien er einen Angriff nur von dieser Seite zu befürchten und an nichts anderes zu denken, als auf seiner Linken standzuhalten. Alle seine Dispositionen liefen darauf hinaus, die Preußen zu verhindern, ihn von Metz abzudrängen, während die Preußen, indem sie ihn dort angriffen, wo er es nicht erwartete, gerade auf der entgegengesetzten Seite alle ihre Anstrengungen auf das eine Ziel richteten, ihn nach Metz hineinzuwerfen. Genau in dem Augenblick, als er alles gewonnen glaubte, weil sein linker Flügel gegen jede Überraschung gesichert war, führten die Preußen, ihre Zahl, die Beweglichkeit ihrer Kolonnen und den Eifer ihrer Truppen benützend, eine Umgehung aus, welche, um Mittag begonnen, um 6 Uhr abends vollendet war. Der französische Oberbefehlshaber mußte auf einen derartigen Versuch gefaßt sein, und er würde ihn sicher vereitelt haben, wenn er sich die Mühe genommen hätte, sein Schlachtfeld zu besichtigen. Das 12. (sächsische) Corps wandte sich gegen unsern rechten Flügel; es hatte den Auftrag, die Truppen des Marschalls Canrobert bei St. Privat von Roncourt aus zu umgehen. Die königliche Garde, welche vor den Sachsen angekommen war und unserem 6. Corps gegenüberstand, welches keine Reserve hatte, eröffnete den Kampf mit einem heftigen Artilleriefeuer und richtete dasselbe aus 200 Kanonen auf unsere Stellungen. Unsere Soldaten hielten diesen Angriff mit der größten Standhaftigkeit aus, und als gegen 5 Uhr der Prinz von Württemberg in der Annahme, noch vor Ankunft des 12. Corps in der Schlachtlinie mit dem Feinde fertig werden zu können, seine Kolonnen zum Sturm gegen die Höhen von St. Privat vorschickte, wurde er mit solch schweren Verlusten zurückgewiesen, daß er den Rückzug anordnete und sich entschloß, ehe er

einen neuen Angriff unternahm, erst das Resultat der Umgehungsbewegung abzuwarten, welche die Sachsen nach den Anordnungen des Hauptquartiers auszuführen hatten. Es war sechs Uhr; wir hielten uns auf der ganzen Linie, keine unserer Stellungen konnte durchbrochen werden. Leider aber sah in diesem Augenblick der tapfere, unerschrockene Marschall Canrobert, der im Norden von 30,000 Mann frischer Truppen, im Westen und im Süden durch einen Offensivstoß der königlichen Garde, sowie durch die Artillerie des 10. preußischen Corps angegriffen ward, nachdem er seine letzten Patronen verschossen hatte und als die Munition für die Artillerie auszugehen drohte, sich genötigt, das Dorf St. Privat zu räumen; dadurch blieb das 4. Corps ungedeckt, welches sich auch an diesem Tage, wie bei Borny und Rezonville, heroisch schlug, fünfzehn feindliche Geschütze kampfunfähig machte, sieben eroberte und zwei davon mitführte. Wären in dieser entscheidenden Stunde die acht Gardeinfanterieregimenter, statt fern vom Schlachtfeld mit Gewehr bei Fuß unnütz zu Châtel St. Germain, am Engpaß von Lessy, auf dem Plateau von Plappeville zurückgehalten zu werden, bei St. Privat und Amanvillers gewesen, niemals hätten die 130,000 Deutschen, welche die 50,000 Soldaten des Generals Ladmirault und des Marschalls Canrobert vor sich hatten, diese starken Stellungen genommen. Eine einzige Division, vielleicht eine einzige Brigade, welche zur rechten Zeit gegen Roncourt geschickt worden wäre, hätte genügt, den Marsch der Sachsen aufzuhalten und den schwer bedrohten rechten Flügel des 6. Corps zu schützen. Dann würde uns der Sieg sicher gewesen sein, und 140 000 Franzosen würden sich haben rühmen können, 240 000 Preußen auf allen Punkten zurückgeworfen zu haben. Der Mut der Truppen, die Beharrlichkeit der Corpsbefehlshaber hätte diesen Lohn verdient. Auf den Marschall Bazaine allein fällt die Verantwortlichkeit für die Niederlage und die heillose Panik, welche auf die Straße von Saulny Tausende von Wagen und deren Begleitern und kopflosen Flüchtlingen warf, welche bis nach Metz die Nachricht und den Schrecken der erlittenen Niederlage trugen. Trotz alledem wäre noch nichts verloren gewesen, wenn in den folgenden Tagen die am 18. begangenen Fehler energisch gut gemacht worden wären. Unglücklicherweise schien durch die Schlacht bei Rezonville alles, was der Marschall noch an Spannkraft in der Seele besaß, erschöpft worden zu sein. Eine unerklärliche Thatenlosigkeit hatte sich des Marschalls bemächtigt und verhinderte jede ernstliche Operation. Man gab sich nicht mehr die Mühe, die Ereignisse zu lenken, sie zu bekämpfen, man ertrug sie, man ließ sie widerstandslos über sich ergehen. Der Feind mochte um Metz thun, was er wollte: Batterien errichten, Schützengräben aufwerfen, sich hinter seinen Verschanzungen sichern, man ließ ihn gewähren und setzte ihm nur Geduld und Unthätigkeit entgegen. 240,000 Franzosen sahen den Arbeiten der preußischen Armee aus der Ferne zu, ohne sie darin zu stören. Wenn man die Garnison, die Mobilgarde, die Nationalgarde und 20,000 Bauern rechnet, welche durch den Einfall der Deutschen in die Festung getrieben worden, so verfügte Marschall Bazaine über ebenso viel Arme als Prinz Friedrich Karl. Er konnte jeden Fuß breit Terrain streitig machen, ebensoviel Erdwerke aufwerfen, wie die Preußen, und mit Hacke und Spaten ebenso gut wie mit der Flinte kämpfen. Einem General Totleben würden sie jeden Schritt teuer haben bezahlen müssen. Wir dachten so wenig daran, daß wir ihnen die stärksten Stellungen überließen, wie wenn uns nichts übrig geblieben wäre, als unter die Kanonen der Forts uns zurückzuziehen und hier zu erwarten, daß man uns angreife. Die Straße nach Saulny gegen das Plateau von Amanvillers, die Höhe von Mercy und andere leicht zu verteidigende und schwer wieder zu erobernde Punkte fielen beim ersten Anlauf in die Hände des Feindes, welcher selbst über sein Glück erstaunt war. Während dieser Zeit zog sich die preußische Armee immer enger um Metz zusammen, mit der festen Absicht, es einzuschließen. Ohne auch nur einen Tag zu verlieren, schnitten die Deutschen am 19. die Straße nach Thionville ab und machten jede Verbindung der französischen Armee mit dem übrigen Frankreich zur Unmöglichkeit. An was dachte wohl der Marschall in dieser furchtbaren Lage? Welchen Plan, sich der Umklammerung zu entziehen, entwarf er wohl? Die trotz der Niederlage vom 18. immer noch zuversichtliche Armee, voll Energie und Kampfeslust, erwartete nur das Zeichen zu thatkräftigsten Operationen. Einige zweifelsüchtige und weitschauende Geister drangen allein in das Geheimnis der Verlegenheit und Unentschlossenheit ihres Anführers ein. Die natürliche Bedachtsamkeit des letzteren nahm mit der Gefahr zu. Wie er, aus Klugheit oder Trägheit, sich nicht ohne weiteres hatte entschließen können, Metz aufzugeben, und ohne allen weiteren Gedanken Einfluß zu gestatten, auf Grund eines wohldurchdachten Feldzugsplanes in der Richtung von Verdun abzumarschieren, so schwankte er jetzt, was wohl das Beste sein möchte? Sollte er unter den Mauern von Metz bleiben, sollte er das Schlachtenglück im freien Felde versuchen? Konnte er daran denken, dem Marschall Mac Mahon die Hand zu reichen? Er zögerte von neuem, und immer zaudernd, immer zuwartend, ließ er die Tage verstreichen, köstliche, unwiderbringliche Tage, während welcher das Geschick Frankreichs sich entschied. Er rechnete auf die Zeit mehr, als auf sich selbst. Die Zeit konnte ihm vielleicht eine Lösung und ein Rettungsmittel bringen. Jedenfalls vermied er es sorgfältig, sich in einen Kampf einzulassen oder sich für einen bestimmten Plan zu entscheiden. Es giebt nichts Unbestimmteres als die Depesche, welche er am 20. aus seinem Hauptquartier Ban Saint Martin dem Marschall Mac Mahon sandte. „Der Feind verstärkt sich mehr und mehr, rings um uns," hieß es dort, „und ich werde sehr wahrscheinlich die Straße nach den befestigten Plätzen im Norden einschlagen, um mich mit Ihnen zu vereinigen. Ich werde Sie über meinen Marsch benachrichtigen, wenn ich ihn unternehmen kann, ohne die Armee aufs Spiel zu setzen." Der Verfasser dieser Mitteilung konnte, ohne daß er sich zu widersprechen schien, entweder in Metz bleiben oder von dort abziehen. Er verstand es in der That bis zum letzten Moment, sich seine vollständige Aktionsfreiheit zu wahren, das war sein Recht, sogar seine Pflicht, aber nur in dem Falle, wenn er sich sogleich entschied und keine Zeit zu handeln verlor.

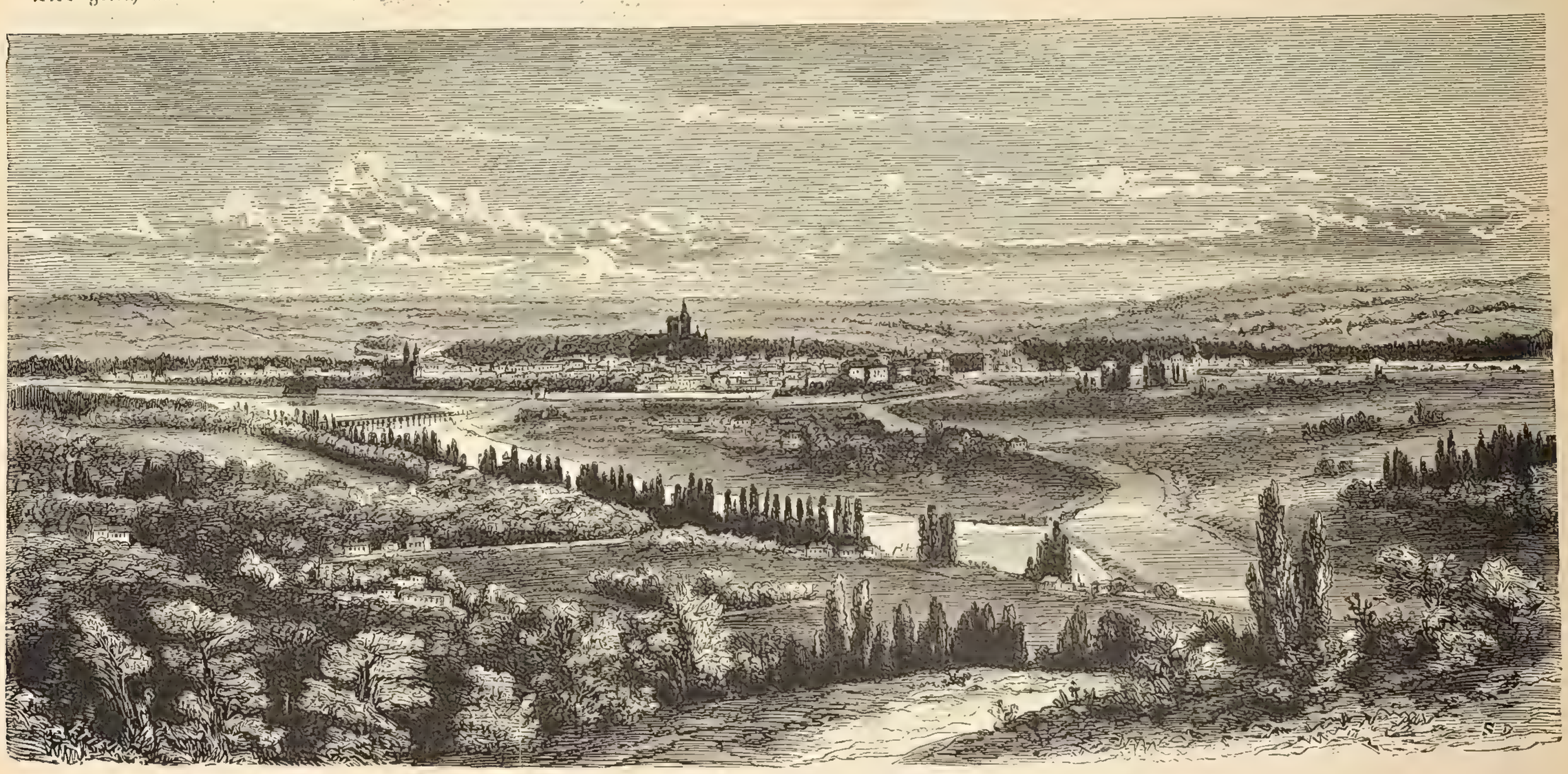
Die ganze Armee glaubte wirklich an eine baldige und kräftige Unternehmung. Am 22. befahl der Marschall telegraphisch, die Bagage der Offiziere zu verringern; die Marketender mit ihren Frauen sollten in Metz verbleiben. Jedermann deutete dies dahin, daß ein großer Ausfall stattfinden werde. Am 26. August kam es auch wenigstens so weit, daß man anfing, die befohlene Bewegung auszuführen; alle Truppen waren seit dem frühen Morgen in Marsch gesetzt worden, aber der fortwährende Regen und der schlechte Zustand der Straßen nötigten die schon zum Abmarsch bereiten Corps, in ihre Quartiere zurückzukehren. Am gleichen Tag wurde ein Kriegsrat gehalten, an welchem alle Corpsanführer und die Kommandanten der Spezialwaffen teilnahmen. „Man einigte sich dort," wie der Marschall berichtete, „in dem Gedanken, Metz nicht zu verlassen, um 200 000 Feinde vor Metz festzuhalten und hier zu beschäftigen, und um Frankreich Zeit zu lassen, den Widerstand zu organisieren, den neuen Armeen Gelegenheit zu geben, sich zu bilden, dem Feind, falls er zum Rückzug genötigt wäre, beständig auf dem Nacken zu sitzen, und ihm, wenn irgend möglich, eine entscheidende Niederlage beizubringen." Die berechnenden Ausdrücke, derer sich der Oberbefehlshaber der Rheinarmee bedient, könnten den Glauben erwecken, daß man sich vornahm, erst zu handeln, wenn der Feind sich zurückzog, um in seinem Rücken zu operieren. Der Gouverneur der Festung Metz, der Chef des Geniecorps, welcher der Sitzung anwohnte, erklärte aber im Gegenteil, daß nach der Meinung des Kriegsrats die ausgezeichnete strategische Lage der Festung sogleich zu den wirksamsten Operationen als Basis dienen sollte. Man war der Meinung „zu bleiben," sagte er in klaren Worten, „aber unter dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß man rings um Metz aufs nachdrücklichste operiere. Ich habe nicht zu prüfen," fügte er ein wenig ironisch hinzu, „ob dies Programm befolgt worden ist." Man findet in der Abhandlung des Generals Coffinières de Nordeck leider keine Aufklärung über eine andere Behauptung des Marschalls Bazaine, obwohl es gerade Sache des Chefs vom Geniecorps mehr als die jeder andern Person gewesen wäre, diese Äußerung zu bestätigen oder für falsch zu erklären. Nach dem Bericht des Oberbefehlshabers vom 26. August hätte die Stadt Metz die Armee nötig, um die Forts und die Außenwerke des Platzes zu vollenden; es sollte sogar anerkannt worden sein, daß die Festung sich ohne den Schutz der Armee nicht länger als 14 Tage hätte halten können. Allerdings eine sonderbare Behauptung in dem Munde eines Generals, welcher seit dem 14. August die Absicht angekündigt hatte, Metz zu verlassen und der in der

That am 31. einen entsprechenden Versuch machte. So opferten also der Kaiser und der Marschall dieselbe, indem sie sich von der Stadt mit ihren Soldaten entfernten und sie dem Feind überlieferten. Der Gedanke an ihr Wohl, welcher sie am Morgen des Kampfes von Borny nicht gerührt hatte, hielt jetzt die Armee um ihre Mauern fest, obgleich 13 Tage verflossen waren, 13 wertvolle Tage für die Verteidigungsarbeiten. Wenn am 14. August Metz sich wirklich nicht verteidigen konnte, so war es ein Verbrechen, es an jenem Tage im Stiche lassen zu wollen, und die Festung, einen bis jetzt uneinnehmbaren Platz, das Bollwerk Frankreichs, einem ungleichen Kampf, einer sichern Niederlage auszusetzen. Welch neuer und unverzeihlicher Fehler, die seither verflossene Zeit nicht dazu angewendet zu haben, den guten Willen der Einwohner, die Energie der Garnison, die ungeheuren Hilfsquellen, über die man verfügte, der Verstärkung der Werke der Festung und ihrer Verteidigungsfähigkeit dienstbar zu machen! Was läßt sich nicht in 13 Tagen bei einem festen, guten Willen ausrichten! Welche Werke haben die Russen im selben Zeitraum um Sebastopol aufgeführt! Man wird gleich mit der Antwort bereit sein, die Preußen hätten um Metz uneinnehmbare Verschanzungen angelegt. Aber mit welcher Leichtigkeit konnten wir nicht, die Forts von Metz als Ausgangspunkte benützend, so unvollständig und so schlecht armiert sie auch waren, uns in viel stärkeren Stellungen verschanzen als die ihrigen waren.

Wer unter den Generalen hätte schließlich es wagen dürfen, das Ende des Widerstandes eines Platzes erster Ordnung zu bestimmen, eines Platzes, von Wällen umgeben, die noch von keinem Feinde erstiegen und der von einer unerschrockenen Bürgerschaft bewohnt war, welche, von glühendem Patriotismus erfüllt, zu allen Opfern bereit war, um die Schande einer Kapitulation von sich abzuhalten, ein Wort, das in den Blättern ihrer Geschichte bisher noch nie vorgekommen! Das von 60000 Mann angegriffene Straßburg leistete energischen Widerstand, ohne auch nur ein einziges Fort zu besitzen; die kleinen Festungen Bitsch, Pfalzburg, Toul verteidigten sich, und man berechnete die Dauer der Widerstandskraft unserer ersten Festung auf nur 14 Tage! Welch klares Zeichen der Schwäche einiger Geister, der Leichtigkeit, mit welcher das Kommando mit einem Sprung von felsenfestem Vertrauen zu äußerster Entmutigung herabsank. Nachdem man zuerst die Preußen unterschätzt hatte, schrieb man ihnen jetzt außerordentliche Eigenschaften zu und versah sich von ihnen der größten Heldenthaten, man erniedrigte sich selbst und verkleinerte seine eigenen Kräfte, während die des Feindes als riesige erschienen.

Die am 26. August vom Kriegsrat geäußerte Meinung, es sei nicht zweckmäßig, Metz zu verlassen, entschied teilweise über die späteren Ereignisse. Mehrere von denjenigen, welche dieser Ansicht huldigten, verzichteten deshalb noch lange nicht darauf, zu handeln; sie schränkten lediglich das Feld ihrer Operationen ein, aber der Marschall, zu großen Unternehmungen wenig geneigt, und, wie wenigstens General Deligny glaubte, ein Scheitern seiner Unternehmungen für wahrscheinlich haltend, verschanzte sich hinter der einstimmig kundgegebenen Ansicht seiner Generale, er verzichtete darauf, noch irgend etwas Kühnes zu versuchen. Und doch kam noch einmal ein Tag, an dem man aufs neue hoffte, an welchem die Armee glaubte, daß man sie ernstlich in den Kampf führe. Das war der 31. August, welcher vollständig unerklärlich erschiene und es in der That auch wäre, wenn die Beratung vom 26. nicht dieses Geheimnis offenbarte.

Am 30. August durch eine Depesche des Marschalls Mac Mahon in Kenntnis gesetzt, daß dieser gegen Montmédy zu Bazaines Hilfe heranrücke, war es dem Oberbefehlshaber der Rheinarmee klar, daß er unmöglich die Zeit in seiner bisherigen Unthätigkeit verbringen könne



Metz vor der Belagerung.

und daß er notwendigerweise gegen Norden irgend etwas versuchen müsse. Er lieferte den Kampf von Sainte Barbe, es war das die Antwort auf die Nachricht, welche er soeben erhalten hatte. Damit glaubte er genug gethan zu haben und zu größeren Unternehmungen nun nicht mehr verpflichtet zu sein. Seit der Kriegsrat das Verlangen ausgesprochen hatte, die Armee solle um Metz bleiben, war der offizielle Marschall aller persönlichen Verantwortlichkeit offiziell los und ledig. Nichts nötigte ihn mehr, einen Durchbruch zu versuchen, er konnte sich jederzeit hinter der Abstimmung seiner Untergebenen verschanzen! Es genügte für ihn vollständig, seinem Kameraden und dem Kaiser einen Beweis seines guten Willens durch eine imposante Kundgebung auf der Straße nach Norden zu geben. Im Fall diese Kundgebung mißglückte, hatte man wenigstens das seinige gethan und konnte sich ruhig unter die Kanonen der Forts zurückziehen. Man würde sich darauf berufen können, daß die Schwierigkeiten des Unternehmens eben gar zu große seien, daß die Überlegenheit des Feindes eine geradezu niederschmetternde sei, und daß man die moralische Verpflichtung habe, die Stadt Metz nicht auf sich selbst allein und ihre einzigen Hilfsquellen zu verweisen. So war man denn gegen jeden Tadel geschützt, man hatte ja sein Bestes versucht und die ganze Armee noch am nämlichen Tage, als sie von dem Marsche des Marschalls Mac Mahon erfuhr, in Bewegung gesetzt, man war nur vor unüberwindlichen Hindernissen

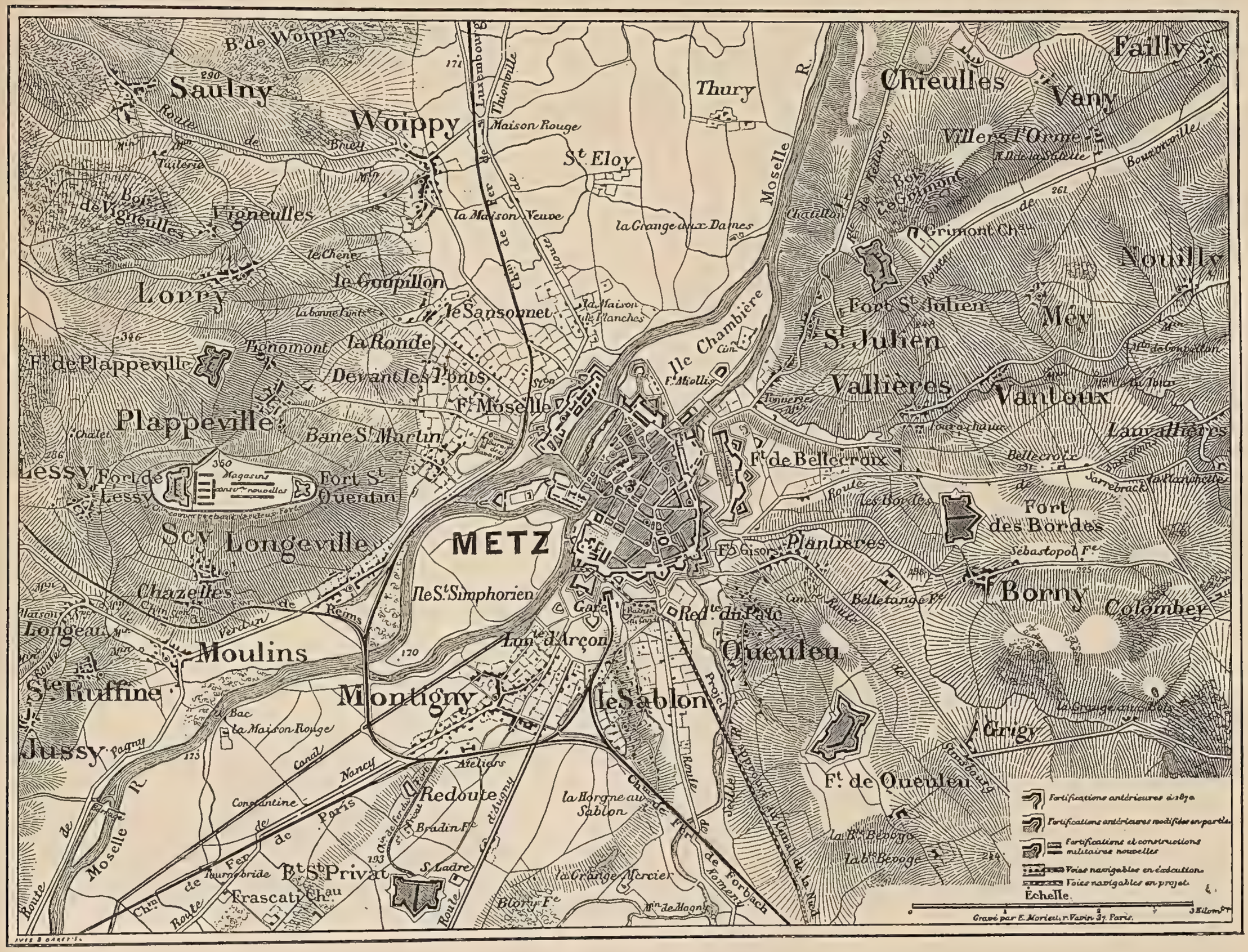
G. Koch.

Verlag von Ensslin & Laiblin in Reutlingen.

MOLTKE ERWARTET AM 18. AUGUST BEI GRAVELOTTE DAS 2. CORPS.

zurückgewichen. Nach dieser ohnmächtigen Anstrengung hielt man sich für berechtigt, der Armee Ruhe zu gönnen, sie in ihre Quartiere zu führen und die alte, zuwartende Haltung wieder aufzunehmen, welche man seit dem 18. beobachtet hatte. Das Unrecht des Marschalls bestand in diesem Falle nicht darin, unter den Mauern von Metz geblieben zu sein, wie viele glaubten. Wenn er am Tage des Unglücks bei Sedan die feindlichen Linien durchbrochen hätte, so wäre seine Armee von vier preußischen Armeen eingeschlossen und vernichtet worden. In der Ungewißheit, in welcher er sich befand, ohne jede Nachricht von allem, was sich weit von ihm zutrug, handelte er nur klug, indem er sich nicht gegen Norden wagte. Sein Fehler bestand an diesem Tag weniger darin, nicht auf Thionville marschiert zu sein, als vielmehr darin, nicht mit Energie gegen die Cernierungsarmee operiert zu haben, und darin, daß er am 31. morgens sich nicht der Stellungen bemächtigte, welche der Feind auf dem rechten Ufer innehielt, um ihn auf das linke Ufer der Mosel zurückzuwerfen.

Es war ein Offensivstoß, mit voller Wucht geführt, es waren thatkräftige Operationen im ganzen Rayon der Festung, was der Kriegsrat verlangt hatte und was dem Marschall durch dessen Lage geboten war. Man hatte am Abend des 1., als zwei preußische Batterien in unsern Händen geblieben waren, deutlich gesehen, daß die feindlichen Verschanzungen nicht lange dem Feuer unserer Soldaten würden Widerstand leisten können, daß man, entschlossen auf einen Punkt losbrechend, die wenig tiefen Linien des Feindes durchbrechen und die nicht weit vorgerückten Werke würde nehmen können. Das Loch wäre dann wenigstens gemacht gewesen, und es handelte sich nur noch darum, es zu erweitern und die deutsche Armee zu durchbrechen, welche genötigt war, sich auf einer Linie von 45 Kilometer Länge auszudehnen. Wenn es gelang, den Gegner auf einem der beiden Moselufer zu schlagen, so nötigte man ihn vielleicht, sich auf das andere Ufer zurückzuziehen, jedenfalls aber erhielten wir unsere Bewegungsfreiheit zurück. Es wäre ein glückliches und geschicktes Manöver gewesen, uns aus der Umarmung, in welcher wir seit dem 18. eingeschnürt waren, los zu machen, und unsere Verbindungen mit der Außenwelt offen zu halten, dadurch, daß wir sorgfältig ausgewählte Stellungen besetzten, die es uns ermöglichten, jederzeit Proviant herbeizuschaffen. Wir hätten dann durch ein offen gehaltenes Thor unsere Reiterei ausschicken, die Dörfer durchstöbern und die reichen Ernten dieses Jahres sammeln lassen können. Fast möchte es scheinen, die Verlegenheit, in welcher sich der Oberbefehlshaber damals befand, habe lediglich darin bestanden, zwischen den verschiedenen zahlreichen Operationen zu wählen, welche sich ihm boten.



Plan der Festung Metz und Umgebung.

Wer hätte am 1. September geahnt, daß diese Armee, welche sich soeben mit so viel Mut und Nachdruck geschlagen hatte, daß diese überall, wo man sie immer konzentrieren würde, zu siegen entschlossene Armee, sofern man sie nur auf einem bestimmten Punkte der Enceinte sich sammeln und mit ihrer Überzahl auf den Feind stürzen ließ, daß diese Armee zum letzten Mal sich konzentrierte, daß die einzige Tugend, die sie künftighin noch an den Tag zu legen haben würde, die Geduld war, und ihr keine anderen Anstrengungen mehr zugemutet werden sollten, als sich in ihr Schicksal zu ergeben! Ach! — Doch nicht mehr von Kämpfen haben wir zu erzählen, schon ist die Politik auf dem Sprunge, ihr Werk zu beginnen, hoffend, daß der Hunger es vollende!

2.

Thatsächlich schließt die Periode der militärischen Operationen um Metz mit dem 1. September ab, dem dreizehnten Tage nach Beginn der

Einschließung, zwei Monate vor der Kapitulation. Wohl wird man noch von einigen kleinen Engagements, einigen glücklichen Handstreichen zu vermelden haben, wobei sich umsonst der glänzendste Mut entfalten konnte, ohne daß je ein wirkliches Resultat erreicht worden wäre oder das Erreichte hätte können ausgenützt werden; die Zeiten, etwas Großes, etwas Wichtiges zu unternehmen, waren vorbei, vorüber für immer. Die Einwohner von Metz sollten den Todeskampf der Armee mitansehen, welche, unthätig und unbeweglich unter ihren Mauern liegend, sie in ihren Ruin hineinziehen mußte. Verzweiflung im Herzen werden sich die Sieger von Borny und Rezonville, 140 000 Mann Kerntruppen, die besten, welche Frankreich je hatte, welchen nichts widerstanden haben würde, wenn sie sich alle zusammen auf einen Punkt der Einschließung geworfen hätten, — aus dem Lande geschleppt sehen, nachdem sie von 200 000 Feinden während zwei Monaten eingeschlossen und ausgehungert wurden, ohne daß ein einziges Mal ernstlich der Versuch gemacht worden, an irgend einem Punkte den Ring zu durchbrechen, welcher die Festung umschloß. Wer hätte sich auf eine so lang anhaltende Unbeweglichkeit nach den blutigen Kämpfen zu Beginn des Feldzugs gefaßt gemacht? Wie konnten dieselben Soldaten, — welche am 16. August dem Feinde so energisch mit der blanken Waffe zu Leib gingen, ihnen die Pallasche zwischen die Rippen stießen und den linken Flügel der preußischen Armee auf die Straße nach Verdun zurückwarfen, die am 18. bei Amanvillers und St. Privat, nachdem sie von 200 Geschützen und der königlichen Garde angegriffen wurden, und, einer gegen drei, jeden Fuß breit Terrain dem Gegner streitig machten, heute dulden, daß ein auf dreizehn Stunden im Umkreis zerstreuter und auseinandergezogener Gegner, der auch nicht den geringsten Teil dieses ungeheuren weiten Terrains aufgeben durfte, der außer stande war, an dem Ort, wo man ihn angreifen würde, unsern Truppen gleich starke Streitkräfte entgegenzustellen, daß ihnen dieser Feind alle Wege verschloß, sie durch den Hunger schwächte und zwang, die Waffen zu strecken? Hätte diese prächtige Armee von Anfang an das Schicksal vorhersehen können, welches ihr Anführer derselben schließlich bereiten würde, gewiß kein Opfer wäre ihr zu groß gewesen, diesem jammervollen Schicksal zu entrinnen. Sie hätte am 2. September verlangt, die Kämpfe der vorhergegangenen Tage wieder aufzunehmen, sie hätte die Gefahr, in welcher Gestalt immer, dem Hungertode und der Schmach der Kapitulation vorgezogen. Der Marschall Bazaine selbst war weit entfernt davon, an einen solchen Ausgang der Dinge zu glauben, er erhoffte alles von der Zeit, von den Umständen, von seinem Feldherrntalent, das noch alles zum besten kehren konnte. Würde er sobald seiner Rolle als Soldat entsagt haben, wenn er von Anfang an den traurigen Erfolg seiner Politik hätte ahnen können? Zum Unglück für Frankreich ließ die gleichzeitige Nachricht von der Katastrophe bei Sedan und von der Proklamierung der Republik zu Paris seinen Händen die Waffen entsinken. Bereits des Kampfes müde, und nur mit Zagen sich in einen Kampf mit einem Feinde einlassend, dessen Leistungen er kannte und dessen Stärke er überschätzte, kam noch dazu, daß er in die militärische Fähigkeit und Thatkraft zweier seiner Corpsführer ernstliche Zweifel setzte, und so geschah es, daß er in eine Unthätigkeit verfiel, welche ebenso sehr seinem Temperament, wie seiner Berechnung entsprach. Er täuschte die Ungeduld seiner Soldaten zuerst durch die Aussicht auf baldige und entscheidende Unternehmungen, später durch Ankündigung des Abschlusses einer Militärkonvention, welche der Armee freien Abzug sichern würde. Tag auf Tag verstrich, und mit jedem derselben erschöpften sich mehr und mehr die für eine so große Anzahl Menschen notwendigen Lebensmittel. Ochsenfleisch wurde schon rar, für die Pferde mangelte es an Hafer. Seit dem 4. September erhielten die Soldaten, statt der bisherigen Rationen, Pferdefleisch. Sollte man es für möglich halten, wenn nicht Zeugnisse es bestätigen würden, daß als die ersten Anzeichen der Hungersnot sich bereits fühlbar machten, als das Salz einen ungeheuren Preis erreichte, als man jeden Tag 250 Pferde zur Ernährung der Armee abschlachtete, als andere Tiere vor Hunger fielen, als die Kavallerie zusehends schmolz wie der Schnee vor der Sonne, als die Notwendigkeit einer sofortigen und mit aller Macht geführten Unternehmung sich allen aufdrängte, daß man volle drei Wochen verstreichen ließ, ohne auch nur die geringste militärische Operation zu unternehmen. Und doch wußte man, daß die Hauptmacht der preußischen Armee auf Paris marschierte, daß man keine Umkehr der Armee des Kronprinzen zu fürchten hatte, daß man, wenn nur erst einmal die Einschließungslinie durchbrochen war, im Osten Frankreichs nirgends mehr einen ernstlichen Widerstand finden würde, daß der Augenblick günstig war, um den Durchbruch, oder, falls man dies vorzog, die Aufhebung der Belagerung vom Feinde zu erzwingen. Was that der Oberbefehlshaber der Rheinarmee während der drei Wochen, von denen unsere Gegner auch nicht einen Tag verloren? Er erließ eine nichtssagende Proklamation an die Soldaten, eine wertlose Depesche an die Regierung der nationalen Verteidigung! Waren das die einzigen Lebenszeichen, welche man von unserem besten General, von unserer besten Armee erwarten durfte, zu einer Stunde, da 700 000 Feinde in Frankreich eingefallen waren? Bestand seine Rolle, wie er sagte, darin, auf Nachrichten zu warten? Beschränkte sich die Initiative des Oberbefehlshabers einer Armee von 140 000 Mann auf diesen einen Punkt? Er war über das, was sich in Frankreich zugetragen, nicht nur, wie er behauptete, durch preußische Zeitungen, oder was er durch den guten Willen der Parlamentäre erfuhr, sondern auch durch französische Gefangene, welche gegen Deutsche ausgetauscht waren, unterrichtet. Was brauchte er denn überhaupt weitere genauere Nachrichten, zu was wollte er Details wissen? War die Pflicht des Soldaten nicht sonnenklar? Paris mochte thun, was es wollte, die Regierung der nationalen Verteidigung über den Frieden unterhandeln oder den Krieg fortsetzen, ihm mußte es gleich sein, was auch kommen mochte, die Pflicht der Armee von Metz blieb immer dieselbe! Bis zum Augenblick, wo sie erfuhr, daß ein Waffenstillstand oder ein Friedensvertrag abgeschlossen wurde, war sie gehalten, sich mit der Kraft der Verzweiflung immer und immer wieder zu schlagen. Alle Anstrengungen, welche sie machte, jeder Erfolg, welchen sie errang, mußten dazu beitragen, die Friedensbedingungen günstiger, oder den Krieg glücklicher zu machen. Ein Mac Mahon hätte nicht gezögert. Statt sich Nachrichten vom Prinzen Friedrich Karl zu erbetteln, hätte er solche mit dem Degen in der Faust im preußischen Hauptquartier suchen müssen. General Trochu in Paris handelte stolzer, als er es würdevoll ablehnte, die Erkundigungen einzuziehen, die einer seiner Offiziere auf Grund eines von General von Moltke angebotenen Geleitscheines hätte verschaffen können.

Der Marschall Bazaine glaubte sich nicht zu solchem Heldenmut verpflichtet, der edle Ehrgeiz, sein Land zu retten und seinen Namen durch einen verzweifelten Kampf für alle Zeiten berühmt zu machen, war seiner gleichgültigen Seele fremd. In dem Augenblick, als man von ihm Thaten erwartete, wie sie von hochherziger Begeisterung eingegeben werden, zu einer Zeit, da seine ungeduldige Armee nichts anderes verlangte, als von ihm in die Schlacht, und immer wieder in die Schlacht geführt zu werden, gab er ganz bescheiden den Befehl, dem Feind einige Bund Stroh oder Futter abzujagen, welche man fünf Wochen früher im Feld längst hätte holen können. Auf derartige Operationen beschränkte sich inskünftig die Thätigkeit seiner Armee, und mit großem Behagen zählte er sie in seinem Berichte auf; offenbar lag ihm daran, den ihm gemachten Vorwurf der Unthätigkeit zu entkräften. Die Ziffern der bei diesen Gefechten kampfunfähig gewordenen Soldaten läßt die Geringfügigkeit derselben erkennen. Bei Lauvallier, am 22. September, betrug der Verlust nur 3 Tote und 32 Verwundete, die tags darauf gegen Vany und Chieulles unnützerweise versuchte Operation, gegen Ortschaften, welche wir am 31. August in Händen gehabt hatten, ohne eine Garbe Frucht mitzunehmen, kostete uns 6 Tote. Bei Mercy und Peltre wurden 44 Mann getötet, 320 verwundet, 19 waren vermißt, bei Lessy blieben 9 Tote und 66 Verwundete auf dem Kampfplatz. Die Wegnahme des Schlosses Ladonchamps kostete uns 16 Mann, 80 Verwundete zählte man an jenem Tage.

Nach diesen unbedeutenden Scharmützeln fand am 7. Oktober die einzige Unternehmung statt, welche anscheinend mit einigem Nachdruck ausgeführt wurde, man kämpfte in der Moselebene bei den Dörfern Saint Remy und Bellevue. Wie immer nahmen die Truppen unter einem Hagel von Granaten alle Stellungen, welche sie angriffen, mit großer Tapferkeit weg, hatten sie dieselben dann im Besitze, so erhielten sie in der Regel den Befehl zum Rückzug. Das war der letzte Atemzug der Armee von Metz, ein heldenmütiges Erlöschen, das von neuem bewies,

daß sich die Soldaten noch immer gleich tapfer schlugen, obwohl bereits die Leidenszeit für sie angebrochen war. Selbst damals noch, als die Brotrationen vermindert wurden, als niemand mehr sich satt essen konnte, hätte ein kühner, unternehmender General Wunderthaten mit solchen Leuten vollbringen können. Ihre Tapferkeit, ihre Energie, ihr Verlangen, an den Feind zu kommen und sich mit ihm zu messen, blieb nach wie vor gleich. Hätte der Marschall Bazaine nur ihren Mut ausnützen wollen, er hätte in seinen Soldaten jederzeit die tapferen Kämpfer von Rezonville und Borny wiedergefunden. 11 Offiziere und 90 Soldaten bezahlten mit ihrem Leben diesen nutzlosen, wenn auch ruhmreichen Kampftag, mehr als 600 Verwundete bedeckten das Vorterrain.

Man hat dem Marschall vorgeworfen, diese tapferen Truppen in den Kampf gejagt und so viel Blut ganz unnötig nur deshalb vergossen zu haben, um den Vorwürfen der Metzer, welche über seine Unthätigkeit entrüstet waren, die Spitze abzubrechen. In der That, einer simplen Fouragierung halber, die nicht einmal Erfolg hatte, hätte es keines so zahlreichen Mannschaftsaufgebots bedurft.

Die öffentliche Meinung verlangte andere Operationen, sie wollte solche von ernsterer und entschiedener Art. Aber nichts von dem, was man wünschte, nichts von allem, was die Lage erheischte, geschah. Der Oberbefehlshaber der Rheinarmee wollte nicht mehr schlagen; vom 1. bis 23. September hatte er zugewartet, von jetzt ab unterhandelte er. Alle Welt sah nachgerade ein, daß es ihm, seit der ersten Nachricht von der Katastrophe bei Sedan und der Proklamierung der Republik, nur darum zu thun gewesen war, Zeit zu gewinnen und sich die große Rolle zu erhalten, von der ihm schwante, und von welcher er glaubte, daß er sie bald zu spielen berufen sein werde. Er versah sich dessen keineswegs, daß Frankreich, obwohl durch so viele Niederlagen bis ins Mark getroffen, sich zum nationalen Kriege rüsten, das bedrohte Paris den Widerstand organisieren würde, er hatte kein weiteres Interesse mehr an dem Kampf, in eben dem Augenblicke, als die Nation denselben aufnahm. Er glaubte, daß man es nicht einmal versuchen werde, sich zu verteidigen, daß das schlecht bewaffnete und schlecht verproviantierte Paris seine Thore öffnen und der Kampf zu Ende gehen werde, weil es an Kämpfern fehle. Über welche organisierten Streitkräfte verfügte eigentlich die Nation noch in Wirklichkeit? Man hatte das ganze Land wie einen Schwamm ausgepreßt, um die 100 000 Mann zusammenzubringen, welche Mac Mahon befehligte.

Als diese Armee vernichtet war, gab es nur noch die Armee von Metz, die einzige, welche den Preußen die Spitze geboten und einige Vorteile errungen hatte. Wenn Preußen die Republik nicht anerkannte, wie viele Anzeichen vermuten ließen, wenn es mittlerweile sich genötigt sähe, Frieden zu schließen, um die Früchte seines Sieges zu ernten, so fand es keine andere Macht mehr vor, als die des Marschalls Bazaine. Vielleicht unterhandelte Preußen mit ihm, vielleicht kam es zu Auseinandersetzungen, wie das Kaiserreich wiederherzustellen und eine regelmäßige Regierung einzusetzen wäre. Die Macht der Verhältnisse war es, die dem Oberbefehlshaber der Rheinarmee diejenige hohe politische Stellung in der Politik damals verlieh, welche er in der That einnahm. Der Kaiser war gefangen, die Regentin eine Ausländerin.

Wer konnte wissen, ob ihm nicht gar die höchste Stelle einzunehmen vorbehalten war! Der Erbe des Thrones noch ein Kind, eine Republik, in der sich erst alles klären mußte; wer wollte unter solchen Verhältnissen es dem ordnungsbedürftigen Frankreich übel nehmen, wenn es sein Schicksal einem glücklichen Soldaten anvertraute, dem einzigen General, welcher seine Armee gerettet und den alten militärischen Nimbus bewahrt hatte?

Es war viel davon die Rede, der Marschall habe die Möglichkeit einer Regentschaft des langen und breiten erwogen. Diejenigen, die Zeugen seiner früheren hochfliegenden Pläne gewesen, seine Waffengenossen in Mexiko, schenkten diesem leeren Gerüchte gerne Glauben. Jedenfalls hielt er sich bereit; er verstand es, seine Armee intakt zu erhalten, und dieses mächtige Instrument, das ihm jederzeit zur Verfügung stand, nicht in abenteuerlichen Unternehmungen aufs Spiel zu setzen. Daher seine Abneigung gegen alle militärischen Unternehmungen, gegen kühne Thaten, welche gleichzeitig seine Truppen und seinen Ruf aufs Spiel gesetzt hätten. Eine ernstliche Schlappe hätte alle seine Hoffnungen vernichten müssen. Daher wartete er von Tag zu Tag und verharrte in einer unverzeihlichen Unthätigkeit, er weigerte sich nicht, auf Unterhandlungen einzugehen, die es in seine Hände legten, auf welche Weise zwischen Deutschland und Preußen Frieden gemacht werden könnte, ja er setzte persönlich alles daran, dieses Ziel zu erreichen, indem er seit dem 16. September sich immer wieder von Prinz Friedrich Karl Nachrichten erbat, wie es außerhalb Metz stehe und was in Frankreich vor sich gehe. — Dieser dem Kriegsbrauch vollständig widersprechende politische Schritt, mußte bei den Preußen sofort die Gewißheit erwecken, daß man im Hauptquartier zu Ban Saint Martin geneigter war, zu unterhandeln, als zu kämpfen. Niemals hatte man deutscherseits daran gedacht, und man gestand dies offen ein, mit Gewalt sich des Platzes von Metz zu bemächtigen; auf was man rechnete, das war die Hungersnot, vor welcher die Festung kapitulieren mußte, zudem schwankte man noch im deutschen Lager, ob es vorteilhafter sein dürfte, mit der Republik oder mit dem Kaiserreich zu unterhandeln. Aber zu Unterhandlungen war man bereit, und geneigt, auf das Terrain zu folgen, welches der Gegner im Auge hatte. Die kluge, wohlüberlegte Antwort des Prinzen Friedrich Karl, in welcher sich Wahres und Falsches mischte, sollte dem Marschall nur friedliche Aussichten eröffnen. Der König von Preußen setzte, so sagte man ihm, seinen siegreichen Marsch auf Paris, ohne auf irgend einen Widerstand zu stoßen, fort, und die in der Hauptstadt proklamierte Republik fand keineswegs im ganzen Lande Beifall und Zustimmung. Damit wollte man dem Marschall zu verstehen geben, daß der Krieg seinem Ende entgegengehe und daß nun die politische Frage in den Vordergrund trete. Der Marschall sollte vor allen Dingen in seinem Entschluß bestärkt werden, nicht für eine Regierung einzutreten, welche der Zufall, der Augenblick, ans Ruder gebracht, die ohnedies durch zwei preußische Heere bedroht war, und die bereits in einem großen Teile Frankreichs bekämpft wurde.

In dem Augenblicke, da der Oberbefehlshaber der Rheinarmee sich unseligerweise auf politische Verhandlungen einließ, welche ihm verhängnisvoll werden mußten, führte ihm sein Unstern einen gefährlichen Versucher zu, welcher vielleicht von Ferrières ausgeschickt war, ihn auszuholen und ihn zum Treubruch zu verleiten.

Am 23. September, abends um 9½ Uhr, klopfte im Hauptquartier eine geheimnisvolle, sorgfältig verhüllte Gestalt an; sie kam, ihren Angaben zufolge, von den preußischen Vorposten und verlangte sofort mit dem Marschall zu sprechen. Zum Marschall geführt, schloß sich der Unbekannte sogleich mit ihm ein. Wer war dieser Unbekannte? Welchen Auftrag hatte er? Das erfuhr man erst später. Er hieß Regnier, kam von London, hatte auf seiner Reise durch Frankreich mit Herrn von Bismarck eine Unterredung gehabt, und war, wie es hieß, heimlich für die Rückkehr der Napoleoniden thätig. In der seltsamen Brochüre, welche die Beschreibung seiner Reise enthält, führt sich Regnier als einen einfachen freiwilligen Anhänger der kaiserlichen Sache ein, welcher von niemand einen Auftrag erhalten hatte, sondern nur von dem Wunsche beseelt war, der Dynastie und mit ihr dem Land zu dienen. Diese Erklärungen sind vielleicht aufrichtig, aber Herr Regnier wird selbst zugeben, daß, indem er Frankreich und dem Kaiserreich dienen wollte, er nur Herrn von Bismarck den Hasen in die Küche gejagt hat. Die Kaiserin, welche er zuerst in Hastings aufsuchen wollte, ließ ihn nicht vor, er gab gleichwohl seinen Plan nicht auf und wandte sich schriftlich an dieselbe. In den aufeinanderfolgenden Briefen entwickelte er zwei Grundgedanken. In erster Linie glaubte er annehmen zu dürfen, daß der König von Preußen lieber mit dem Kaiserreich verhandeln würde, als mit der Republik; in zweiter Linie verlangte er, daß die kaiserliche Regierung, welche so urplötzlich verschwunden war, wieder greifbar in die Erscheinung trete, daß sie dies in auffälliger Weise thue und die Republikaner in ihr Nichts zurückwerfe.

Nachdem er in Hastings abgewiesen worden, — (die Kaiserin hatte sich gegen jede politische Einmischung in die Angelegenheiten Frankreichs verwahrt,) — gab er die Absicht kund, sich nach Wilhelmshöhe zu begeben, wo der Kaiser ihn vielleicht günstiger aufnehmen würde, und er brachte es in der That auch so weit, daß ihm der kaiserliche Prinz indirekt an seinen Vater eine Empfehlung mitgab, indem er ihm eine eigenhändig unterzeichnete Photographie einhändigte. Ohne jede sonstige andere

Empfehlung begab er sich sodann nach Ferrières, wo er sofort von Herrn von Bismarck empfangen wurde, am nämlichen Tage, an dem man Jules Favre erwartete. Der schlaue Kanzler unterhandelte morgens mit dem Kaiserreich, abends mit der Republik, ohne ein anderes Interesse als dasjenige Deutschlands zu wahren; für ihn war die einzige Frage, um welche es sich handelte, die: Wer würde die günstigsten Friedensbedingungen stellen, und wer bot die sicherste Garantie, daß der Frieden auch wirklich gehalten wurde? Er empfing Regnier gewissermaßen als einen bevollmächtigten bonapartistischen Agenten und schien nicht abgeneigt, sich in Unterhandlungen mit der kaiserlichen Regierung einzulassen, vorausgesetzt, daß man ihm eine ernstliche Basis zu Unterhandlungen bot. Sein Zwischenhändler warf ein, daß alles von dem Kaiser oder der Kaiserin abhänge, daß es gelte, sie dahin zu bringen, zu handeln und die Zügel der Regierung zu ergreifen. Des weiteren erbot er sich, nach Metz zu gehen, um mit dem Marschall Bazaine zu unterhandeln, welchen er der kaiserlichen Politik ergeben hielt; falls es nötig wäre, wollte er mit Bismarcks Einwilligung den Marschall Canrobert oder General Bourbaki aus der Festung mitbringen, um einen Vermittler zwischen der Dynastie und dem Heere zu haben.

Auf diese Weise und infolge dieser Unterhaltung kam Regnier, mit einem Geleitsbrief versehen, im Hauptquartier von Ban St. Martin an, dort schlug er sofort, wenn man ihm glauben darf, dem Marschall Bazaine im Einverständnis mit Bismarck und dem Prinzen Friedrich Karl, den er in Corny besucht hatte, folgendes vor: Die Armee von Metz verläßt das verschanzte Lager; sie behält ihre Waffen und Geschütze, erklärt sich sofort als neutral, und begiebt sich ins Innere Frankreichs, um hier die Ordnung herzustellen und die kaiserliche Regierung zu stützen. Nach Verfluß von zwei Stunden, berichtet Herr Regnier, wurden alle diese Bedingungen von dem Marschall angenommen, welcher im Namen der Armee und seiner Generale handelte; was die Garnison von Metz anbelangte, so behielt er sich hier alles weitere vor. Am dritten Tage verließ Bourbaki auf Grund eines vom Marschall geschriebenen, zurückdatierten Befehles die Festung Metz, um sich zur Kaiserin zu begeben, deren Einwilligung nötig war.

Generalmajor von Stiehle, Generalstabschef der zweiten deutschen Armee. (Prinz Friedrich Karl von Preußen.)

Gewichtige Gründe lassen darauf schließen, daß der General den Wünschen der Regentin zu entsprechen glaubte; wie erstaunt war er daher, als die Kaiserin sich von seinem Besuch überrascht zeigte und ihm mitteilte, daß er getäuscht worden sein müsse. Darf man Herrn Regnier glauben, so war der Befehl im Namen der Kaiserin und amtlich erteilt. Während Bourbaki den Weg nach England durch Luxemburg und Belgien einschlug, kehrte Regnier nach Ferrières zurück. Er berichtete, daß Marschall Bazaine in die gestellten Bedingungen einwillige, aber er konnte nur einen nichtssagenden Beweis erbringen, die Unterschrift des Marschalls auf der bekannten Photographie neben der des kaiserlichen Prinzen. Wenn der Chef der Rheinarmee klug genug war, von vornherein alles zu vermeiden, was in dieser Unterhandlung, die immerhin das Licht zu scheuen hatte, gegen ihn später hätte können verwendet werden, so war Bismarck ein zu guter Diplomat, um sich mit einer solch unbedeutenden Garantie zu begnügen. Er bestand daher auf einem definitiven, klaren Abkommen und telegraphierte an den Marschall: „Ermächtigt Marschall Bazaine Herrn Regnier, wegen der Übergabe der Armee von Metz zu unterhandeln, auf Grund der mit Herrn Regnier vereinbarten Bedingungen, bei welchen es sein Verbleiben haben soll?“ Aber bei diesen Bedingungen war eine, die noch strittig blieb. Prinz Friedrich Karl hatte sie gestellt, der Marschall sie verworfen, es war die Übergabe der Festung Metz. Würde diese Klausel nicht angenommen, so verstand sich der preußische General weder dazu, die Armee frei abziehen zu lassen, noch dazu, in die Neutralisation der Armee zu willigen. — Über diesen Hauptpunkt kam man zu keiner Einigung. Der Marschall antwortete Herrn von Bismarck: „Ich kann auf diese Fragen nicht mit „Ja“ antworten. Ich habe Herrn Regnier deutlich gesagt, daß ich über die Kapitulation der Festung Metz nichts beschließen kann.“ — Vorläufig kam man in diesen Verhandlungen um keinen Schritt vorwärts, erst einige Tage später wurden sie von dem General Boyer wieder aufgenommen. Der General war am 12. Oktober nach einer Sitzung des Kriegsrats beauftragt worden, sich nach Versailles zu begeben. Der Kriegsrat hatte beschlossen, die Armee solle sich, bis der letzte Bissen Brot aufgezehrt sei, unter den Mauern von Metz halten, Operationen vor der Festung würden keine mehr unternommen werden, dagegen solle man in Unterhandlungen mit dem Feind eintreten, um über eine Militärkonvention zu unterhandeln.

Umsonst hatte General Coffinières de Nordeck verlangt, man solle, ehe man definitiv in Unterhandlungen eintrete, wenigstens noch einmal an das Glück der Waffen appellieren. Sein Vorschlag wurde von der Majorität des Kriegsrats verworfen. Man hoffte, so verlautete damals, daß die Festung Metz von der Konvention ausgenommen würde und es ihr freistände, sich zu verteidigen; die Verwundeten sollten fortgeschafft werden, die Armee mit Waffen und Gepäck sich in den Süden Frankreichs oder nach Algier zurückziehen dürfen, um dort bis zur Beendigung des Kriegs zu bleiben. — Hätten die Preußen die traurige Lage der metzer Armee nicht so genau gekannt, wie es der Fall war, die Mission des Generals Boyer hätte ihnen zeigen müssen, in welch grimmer Not sie sich befand. Von Kämpfen konnte bei ihr keine Rede mehr sein, Metz hatte augenscheinlich keine Lebensmittel mehr, die Armee strebte lediglich nur noch darnach, den Platz unter möglichst günstigen Bedingungen verlassen zu können. Was man noch von Truppen hatte, das waren keine Soldaten, die kämpfen, die sich schlagen konnten, o nein, das waren halb verhungerte Menschen, deren Kräfte mit jedem Tage abnahmen, es war nur noch eine Frage der Zeit, wann sie sich, ob sie wollten oder nicht, ergeben mußten. Warum also hätte man ihnen noch vierzehn Tage vorher Bedingungen bewilligen sollen, die zu stellen sie zu dieser Zeit kein Recht mehr hatten. Diese Schlußfolgerung war so klar und einfach, daß sie sich unsern Gegnern von selbst aufdrängen mußte. Ihre ganze Kunst bestand also lediglich darin, die Sache in die Länge zu ziehen. General Boyer, welcher einen Geleitsbrief auf den 11. erbeten hatte, erhielt solchen am 12., er konnte also erst am 17. wieder in Metz zurück sein, und die Vorschläge, die er brachte, erschienen unannehmbar.

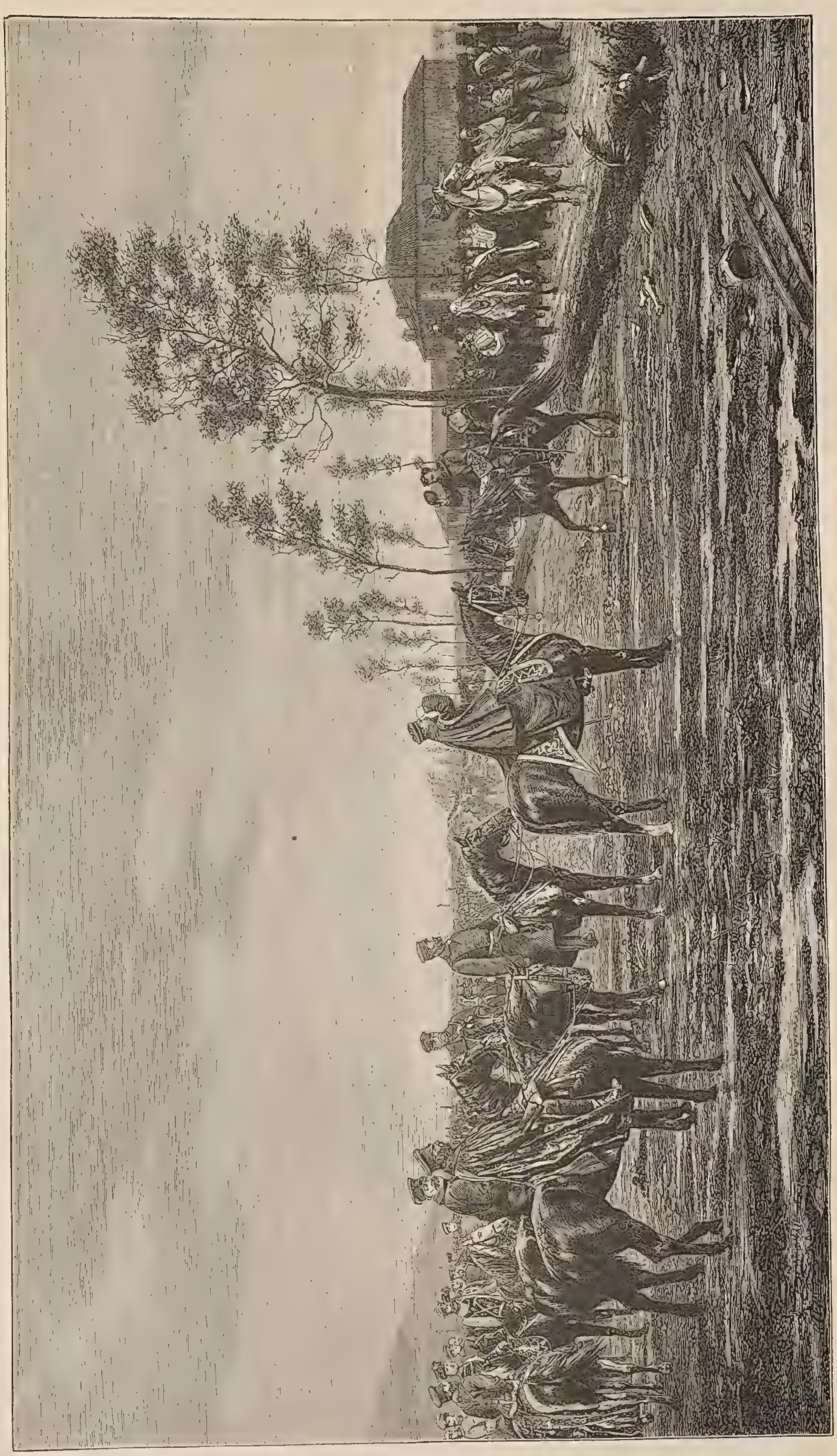
„Der König von Preußen,“ sagt Marschall Bazaine in seinem Bericht, „ließ alle günstigen Bedingungen, welche der Armee vielleicht bewilligt worden wären, vor der politischen Frage in den Hintergrund treten.“ Diese ziemlich dunkle Phrase wollte ohne Zweifel besagen, und

so wurde sie damals bei den Soldaten aufgefaßt, daß die Armee die Festung nicht verlassen könne, ohne zuvor den kaiserlichen Prinzen als Herrscher ausgerufen zu haben. Würde Marschall Bazaine wohl diese Bedingungen zurückgewiesen haben, er, der soeben die Pläne des Herrn Regnier so günstig aufgenommen hatte, wenn er sich nicht hätte sagen müssen, daß ihm die Armee, welche bereits durch die umlaufenden Gerüchte beunruhigt und empört darüber war, ihm auf diesem Wege nicht gefolgt sein würde, und daß die Einwohner von Metz, welche jeder Wiedereinsetzung der Napoleoniden mit Recht feindselig gegenüberstanden, die Mitteilung eines solchen Abkommens mit Entrüstung aufnehmen würden?

Die Zeit drängte indessen; ein Ausfall mit einer zu dieser letzten Stunde tief erschöpften Mannschaft, mit einer Kavallerie, die keine Pferde mehr hatte, und einer decimierten Artillerie erschien als ein Ding der Unmöglichkeit. Diese Anführer, welche einen Monat früher das Schicksal einer großen Armee und das Heil Frankreichs in ihren Händen hielten, waren heute gezwungen, statt sich wie Soldaten zu schlagen, Fürsprecher und Vermittler am preußischen Hofe zu suchen. Diese Kriegsmänner suchten ihr Heil bei einer Frau; weil sie im richtigen Augenblick nicht mit voller Kraft zu handeln gewußt hatten, mußten sie jetzt die Intervention einer verbannten Frau, einer entthronten Fürstin anrufen und von ihr sich darin beschämen lassen, daß sie sich weigerte, bei irgend jemand um Gnade zu flehen. Von allen Demütigungen, welche mutigen Männern vorbehalten war, wäre es die allerschmerzlichste gewesen, die Kaiserin aus ihrem würdigen Schweigen und ihrer Zurückgezogenheit herausgerissen zu haben und von ihr zu verlangen, sie solle sich dem König von Preußen zu Füßen werfen; es wäre empörend gewesen, ihren guten Diensten die Befreiung der Armee verdanken zu müssen.

War das der Weg der Ehre und der Pflicht, auf dem der Marschall Bazaine, wie er fünf Tage vorher ankündigte, seine Soldaten führen, auf dem er an ihrer Spitze marschieren wollte? Die Kaiserin, welche Herr Regnier, selbst gegen ihren Willen, wieder auf den Thron zu setzen sich nun einmal in den Kopf gesetzt hatte, die der Marschall, ohne daß sie es ahnte, ihrem Besieger zu Dank verpflichten, sie zum Schutzengel einer Armee stempeln wollte, welche ihrer Sache doch nichts mehr nützen konnte, ohne gleichzeitig der Sache Frankreichs ungetreu zu werden, war klug genug, die ihr zugedachte Rolle abzulehnen und jedem politischen Kompromiß ihre Mitwirkung zu versagen. General Boyer, den man zu ihr nach England geschickt hatte, richtete so wenig aus als Herr Regnier.

Nun war auch die letzte Hoffnung des Oberbefehlshabers der Rheinarmee geschwunden; fürderhin konnte er sich nicht länger seinen Selbsttäuschungen überlassen, die Stunde war gekommen, für alle begangenen Fehler zu büßen, nun kam die Strafe. Prinz Friedrich Karl hatte nicht umsonst so lange auf der Lauer gelegen, seine Beute zu erhaschen; sein mußte sie werden, ganz wollte er sie haben, kurz und rauh erklärte er am 24. Oktober dem Marschall, daß die Zeit der Unterhandlungen vorüber sei. Wer Augen hatte zu sehen, dem zeigte sich die Lage als das, was sie war, als eine entsetzliche; sie offenbarte sich in ihrer durch nichts aus der Welt zu bringenden nackten Gestalt und Wirklichkeit. Die Pferde schleppten sich, dem Verenden nahe, auf den



Prinz Friedrich Karl von Preußen. General Desvaux.
General von Fransecky. General von Stiehle.
Oberst von Wichmann.

Übergabe von Metz an den Prinzen Friedrich Karl von Preußen am 29. Oktober 1870.

Straßen hin, schon hatten sie die Rinde der Bäume, das Holz der Wagen, sich gegenseitig die Mähnen abgefressen. Die Mannschaften, erschöpft durch tagelanges Fasten, ohne Brot, ohne Obdach Wind und Wetter preisgegeben, unter Zelten, welche den kalten Herbstregen nicht abzuhalten vermochten, mit vollständig durchnäßten Uniformen, lagen zitternd und zähneklappernd, stumm und resigniert im Kote der Biwaks. Und diese erschöpfte Armee sollte man jetzt in den Kampf führen können, diese Armee, welche man in Unthätigkeit sich hatte verzehren lassen, während man noch 6 Wochen früher Großes hätte ausführen können? Wie konnte man von dem Sieger, dem Mitleid vollständig ferne lag, der genau wußte, daß die bittere Not in Metz ihre Geißel schwang, Milde und eine glimpfliche Behandlung erwarten? Davon konnte keine Rede sein! Den Bedingungen von Sedan mußte man sich auch in Metz unterwerfen. Diese Kapitulation, die jedem Franzosen als das Schimpflichste erschien, was es geben konnte, deren Schmach und Schande ganz Frankreich in heiligem Zorn hatte aufschreien lassen, diese Kapitulation mußte man noch einmal über sich ergehen lassen, und unter dem caudinischen Joche, das uns die Preußen errichteten, mußten mehr Soldaten hindurchgehen, als wir ehedem brauchten, es in den Staub zu werfen und zu erobern. — Ohne die Garnison von Metz, die Verwundeten und die Mobilgarde zu zählen, streckten 137670 Franzosen an jenem unseligen 29. Oktober die Waffen. Umsonst versucht Marschall Bazaine sich zu verteidigen, indem er behauptet, daß thatsächlich nur 65000 Kombattanten die Waffen gestreckt hätten; ja, das ist es eben, was ihn anklagt. Wer hatte denn diese Rheinarmee durch seine Unthätigkeit und politischen Ränke in diesen Zustand der Erschöpfung gebracht, in welchem sie zu Grunde ging? Wer hatte die Schuld, daß sie heute in die schreckliche Notwendigkeit versetzt und gedrängt war, entweder sich zu ergeben, oder Hungers zu sterben, weil er, so lange es noch Zeit war, sie nicht ins Feuer hatte führen wollen? Was geschah ferner in den letzten Tagen, den Mut der Soldaten zu heben? Welche begeisternde Worte richtete man an sie? Was that man, um bei ihnen das Gefühl militärischer Ehre wieder zu erwecken, um sie, wenn es not that, zu einem heldenmütigen Unternehmen zu entflammen, falls man vom Feinde keine ehrenvollen Bedingungen erlangen konnte? Der Oberbefehlshaber schien es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, nur die allarmierendsten Gerüchte zu verbreiten, Nachrichten, welche alles, nur nicht den Mut der Truppen zu heben geeignet waren.

Am 17. Oktober zählte eine offizielle Notiz mit Behagen die Streitkräfte der Einschließungsarmee auf; die preußischen Corps, hieß es dort, wären in drei Linien aufgestellt, und hinter dieser dreifachen Kette befänden sich zahlreiche Landwehr-Regimenter zu Divisionen vereinigt, beträchtliche Verstärkungen langten aus dem Innern Preußens an, und der Gesundheitszustand sei beim Feinde ein vorzüglicher. Der Marschall Bazaine hatte gar nicht nötig, seinen Truppen dies zu sagen, um so weniger, als das Gegenteil davon richtig war. Der Typhus richtete ganz gewaltige Verheerungen in der preußischen Armee an. An die 500 Mann wurden täglich von dieser Krankheit befallen, und hätte die französische Armee Lebensmittel gehabt, so würde die Fortsetzung der Einschließung die Deutschen noch Tausende von Menschenleben gekostet haben. Es paßte ohne Zweifel dem Oberbefehlshaber in seinen Kram und in die Politik, die er verfolgte, die beunruhigendsten Gerüchte, die für Frankreich ungünstig lauteten, zu verbreiten. Man ließ mit Absicht unter den Offizieren einen Plan zirkulieren, auf dem die von dem Feind um Metz her angelegten zahlreichen Hindernisse eingezeichnet waren. Auf einem Bruchstück der Generalstabskarte war sogar mit roter Tinte ein starker Ring von preußischen Batterien eingezeichnet.

Nach der Kapitulation konstatierte Herr Marens, ein ehemaliger Offizier des Geniecorps, welcher unmittelbar nach der Übergabe die Arbeiten der Deutschen in Begleitung einiger Notabeln von Metz besichtigt hatte, daß man die Wichtigkeit dieser Werke stark übertrieben hatte.

„Auf dem Terrain des Schlosses von Ladonchamps," erzählt ein Augenzeuge, „hatte man Ende September zwei Vordergestelle von Pflügen, auf die man Ofenröhren gelegt hatte, aufgepflanzt, welche für Kanonenläufe gelten sollten. Ein Teil der Befestigungswerke, welche dem Hauptquartiere bis ins kleinste Detail geschildert worden waren, erschienen, wenn man sie besichtigte, nichts weniger als furchtbar. Von der Höhe von Saint Quentin aus konnte man sich leicht davon überzeugen, daß an mehreren Punkten der auf Befehl des Marschalls Bazaine gezeichnete Plan nichts weniger als richtig war. — Und während man vor unsern Soldaten die Stärke Preußens übertrieb, bekamen sie aus dem Innern Frankreichs nur schlimme Nachrichten zu hören. Nach der Rückkehr des Generals Boyer, welcher nach dem Bericht des Oberbefehlshabers seine Nachrichten nur preußischen Quellen verdankte, beeilte man sich, der Armee mitzuteilen, was dieser Offizier erzählt hatte. Man gab so den verlogensten Gerüchten, den albernsten, geradezu unmögliche Dinge enthaltenden Berichten ein gewisses Ansehen, während man gut daran gethan haben würde, in all diesen Geschichten eine Falle des Feindes zu vermuten und mißtrauisch dagegen zu sein. Die Preußen, hieß es, marschierten schon gegen Bourges; Rouen und Havre sollten deutsche Garnisonen verlangt haben, um sich gegen die Revolution zu schützen, die Regierung von Tours wäre erst nach Toulouse, dann nach Pau geflohen, Frankreich greife nicht zu den Waffen, die fremden Mächte zeigten keine Spur von Wohlwollen, nicht die geringste Lust zu intervenieren, Italien mache sich kein Gewissen daraus, unsere Verlegenheit zu benützen und Savoyen, Nizza und Corsika zurückzuverlangen. Augenscheinlich bereitete man die Gemüter zwar nicht zum Kampf, wohl aber auf das Ende des Kampfes vor. Seit lange schon hatte der Marschall Bazaine sich in sein Schicksal ergeben, ja es wird sogar behauptet, er habe schon am 11. September in einem Gespräch mit Offizieren der Hauptwache in Saint Ladre das Wort Kapitulation ausgesprochen. That dies der Marschall, — nun, so mußte sich eben auch der Soldat in sein Schicksal ergeben.

Endlich kam der verhängnisvolle Tag; am Abend des 26. Oktobers erhielt General Jarras den Befehl, mit General Stiehle, dem Generalstabschef der 2. preußischen Armee im Schloß von Frescaty in Unterhandlungen einzutreten. So, wie die Dinge jetzt lagen, konnte es sich nicht mehr, wie der Marschall geglaubt und seinen Truppen verkündet hatte, um freien Abzug der Armee und ihre Neutralität auf irgend einem Punkte Frankreichs handeln. Es brauchte nicht mehr viel Worte, was noch zu sagen war, das war nahe beisammen. Unsere unerbittlichen Feinde kannten alle ihre Vorteile und unsere ganze Ohnmacht. Sie verlangten alles und gewährten fast nichts. Das einzige Zugeständnis, das man uns machte, war schließlich, daß man den Offizieren erlaubte, ihre Säbel behalten zu dürfen. Auf das Andrängen der französischen Unterhändler waren von General Stiehle abends den Franzosen die kriegerischen Ehren zugestanden worden, dieses Zugeständnis wurde jedoch am folgenden Tag zurückgezogen, durch die Schuld und infolge eines Befehls des französischen Oberbefehlshabers, behauptet Oberstlieutenant Fay. Die Armee behielt nicht einmal ihre Fahnen; man hatte sie am 28. den Divisionsgeneralen unter dem Vorwand abverlangt, sie im Arsenal zu verbrennen, in Wirklichkeit aber wurden sie am 29. dem Feinde ausgeliefert. Am selben Tage wurden dem Feinde 500 Feldgeschütze, 150000 Gewehre, mehr als 13000 Pferde übergeben. — In seinen an die Armee gerichteten Abschiedsworten erwähnte Marschall Bazaine unklugerweise die Namen Massenas, Klebers und Gouvion Saint Cyrs. Wie kam der Marschall zu solch ehrgeizigem Vergleich? Die Soldaten der Republik und des ersten Kaiserreiches erschöpften, ehe sie unterhandelten, alle Arten des Widerstandes, sie lieferten Schlachten, hielten Sturmangriffe aus, nie aber haben sie auf Frankreichs Boden, auf metzer Gebiet kapituliert, nie haben sie eingewilligt, ihre Waffen auszuliefern, nie haben sie sich zu Mitschuldigen an dem Verlust einer französischen Festung gemacht; ihr fleckenloser Name ruft in Frankreich keine schmerzlichen Erinnerungen wach!

3.

Die unglückliche Stadt Metz teilte in der That das Schicksal dieser Armee, welche, wie man glaubte, dazu hätte dienen sollen, sie zu verteidigen, welche sie aber, unter ihren Mauern unthätig bleibend, im Gegenteil zu Grunde richtete. Ihre mächtigen Festungswerke, ihre uneinnehmbaren Wälle, ihre fünf Forts, die 643 Kanonen, welche zu ihrer Verteidigung bestimmt waren, das ganze ungeheure Kriegsmaterial, welches vom Geniewesen und der Artillerie hier seit 1815 angehäuft worden war, alle Munition, alles was die Zeughäuser enthielten, alles was dem Staat gehörte, fiel mit den Truppen in die Hände des Feindes.

Der Marschall Bazaine tröstete sich leicht über diesen furchtbaren Verlust, ja er hatte die Stirne, bekannt zu geben, als ob er über die Zukunft zu entscheiden gehabt hätte, daß der Platz und sein ganzer Geschützzubehör an Frankreich zurückgegeben werden würde, sobald nur erst der Frieden unterzeichnet sei, grausame Worte, an welche die Metzer sich nie ohne Bitterkeit erinnern werden. Dieser Friede, von dem der Mann, durch dessen Schuld er ein für Frankreich so unglücklicher werden sollte, mit solch großer Zuversichtlichkeit sprach, lieferte Metz an Preußen aus und gab dem Elenden, der den Verlust von Metz verschuldet hatte, die Freiheit wieder. Nicht mit Unrecht sieht die Stadt Metz in sich das größte und beklagenswerteste Opfer dieses Krieges. Unter seinen Mauern suchte man Schutz, seine Hilfsquellen erschöpfte man, seine Lebensmittel wurden verzehrt, ohne zu fragen, von was die Bürgerschaft leben würde; ihre Beschwerden schlug man in den Wind, und für das elende Los, das dieser Stadt wartete, hatte man kein Wort des Trostes und der Teilnahme! An dem Tage, da man alle Dienste von ihr angenommen, die sie überhaupt zu leisten imstande war, überlieferte man sie dem Feind, der sie natürlich für sich behielt. Die Armee ist wenigstens nach all den vielen Prüfungen wieder auf den Boden des Vaterlandes zurückgekehrt, Metz aber, seiner Nationalität entkleidet und aus dem Schooße Frankreichs losgerissen, wagt es nicht, die Zukunft zu erforschen; schaudernd und verzweifelnd denkt es an die Vergangenheit, viele wollen immer noch nicht daran glauben, daß sie wirklich so namenlos unglücklich sein sollen, leidenschaftlich suchen einige die Ursachen ihres Unglücks zu studieren und zu ergründen. Das ganze geistige Leben der Stadt konzentriert sich in diesem Punkt; alle die noch den Mut haben, zu schreiben, sammeln Material für die Geschichte der Belagerung und der Kapitulation. Möge man den Metzern diesen gerechten Schmerz verzeihen, und hüte man sich wohl, leichtsinnig diesen schmerzlichen, wunden Punkt zu berühren. Darüber ist in Metz alles einig, daß der Eigensinn des Oberbefehlshabers, der nun einmal glaubte, sich an Metz anklammern zu müssen, Schuld an dem Verluste dieses Platzes war, und man kann diese Behauptung mit unumstößlichen Dokumenten belegen.

Wäre der Marschall Bazaine ein weitausblickender Chef gewesen, hätte er sich stets seine Verpflichtungen gegen diese Festung vor Augen gehalten, die, was auch geschehen mochte, von seiner Armee unabhängig bleiben mußte, dann hätte er es als seine erste Pflicht betrachten müssen, lediglich auf sich selbst angewiesen zu bleiben und nichts von den Vorräten der Stadt zu verlangen. — Er war darauf angewiesen, seine Soldaten auf Kosten des Landes oder des Feindes zu ernähren, aber nie und nimmer durfte er die Hilfsquellen der Einwohner schmälern, auch nicht eine Getreidegarbe durfte er derselben entziehen. Das öffentliche Wohl legte ihm kategorisch die Verpflichtung auf, alle seine militärischen Unternehmungen, seinen ganzen Feldzugsplan dem höhern Gesichtspunkt, der Rettung der Festung, unterzuordnen. Kein Opfer, keine Anstrengung hätte ihm zu groß sein sollen, wo es sich darum handelte, Frankreich eine solch starke, von Preußen so heiß begehrte Position zu erhalten. Er allein, das ist wahr, hatte darüber zu entscheiden, wann und ob der richtige Augenblick gekommen sei, wo es ratsam war, sich von Metz zu trennen, aber es war ihm nie und nimmer erlaubt, hier seine Armee lahm zu legen, sie hier festzuhalten, dies hätte er nur unter der ausdrücklichen Voraussetzung thun dürfen, daß die Armee nie und nimmer die Verteidigung der Festung gehemmt oder erschwert hätte. — Der Marschall that vielleicht klug daran, sich bis zu Anfang September um Metz herum zu halten, — die Festung war dadurch in der Lage, ihre Außenwerke zu verstärken und zu vervollständigen, — und die Armee des Kronprinzen aus Lothringen in der Richtung auf Paris abziehen zu lassen. Dann aber, nachdem er jetzt sicher war, außerhalb der Einschließungslinie auf keinen unüberwindlichen Widerstand mehr zu stoßen, da er über ein konzentriertes Heer von 60000 Mann gegen 200000 auf weitem Raum zerstreute Feinde verfügte, konnte er ungesäumt eine ganze Reihe kräftiger Vorstöße unternehmen und seine Gegner einzeln vernichten. Die erste und nutzbringendste seiner Unternehmungen mußte offenbar die sein, sich jeden Tag Lebensmittel zu verschaffen, zu diesem Zwecke ein möglichst großes Gebiet abzusuchen und seine Kavallerie nachdrücklichst auf Requisitionen auszusenden. War nun schon einmal der große Fehler gemacht, sich viel, viel zu bald unter dem ersten Eindruck einer Panik zwischen den Forts und den Wällen festzukeilen, so mußte man trachten, nach und nach aus diesem engen Loch wieder los zu kommen, die verloren gegangenen Stellungen allmählich wieder zu nehmen, selbst wenn eine ganze Reihe von Gefechten hiezu nötig gewesen wäre, und den Feind zurückzuwerfen, indem man endlich zur Offensive überging, statt, wie seither, sich lediglich darauf zu beschränken, die Angriffe des Feindes abzuwarten. Aber was man auch thun und unternehmen mochte, oberster Grundsatz mußte bleiben: „Die Armee hat für sich selbst zu sorgen, und nie und nimmermehr darf sie auch nur das Geringste aus den Magazinen der Garnison entnehmen.“ Diese Vorsicht erschien um so notwendiger, als die ungeheuren Bedürfnisse der Soldaten sehr rasch die Hilfsquellen der Einwohner zu erschöpfen drohten. Naturgemäß mußte die Armee, weil sie viel größer war, als die Garnison, auch viel mehr verzehren, als der Platz an Lebensmitteln aufgespeichert enthielt, und so kam es, daß letztere sich reißend verminderten. In einer eingeschlossenen Stadt sind die Lebensmittel so viel wert als Waffen, sie sind ein Mittel, die Verteidigung fortzusetzen; lag nun nicht eine augenscheinliche Gefahr darin, ihr, in welcher Weise immer, ihre Verteidigungsmittel zu entziehen? Ein von der zwingenden Notwendigkeit, Metz dem Lande zu erhalten, durchdrungener General hätte keinen Augenblick gezögert, den Platz noch am selben Tage zu verlassen, an dem er sich gezwungen sah, auf dessen Kosten zu leben. Was that man statt dessen? Die Armee blieb, sie verproviantierte sich nicht von auswärts, sondern fraß die Stadt aus. Eine normale Bevölkerung von 48000 Seelen, welche durch 20000 flüchtige Bauern vermehrt worden war, und die durch eine Garnison von 20000 Mann hätte regelrecht verteidigt werden können, sah sich plötzlich durch den dauernden Aufenthalt der Bazaineschen Armee unter ihren Mauern auf die Zahl von 240000 Köpfen angewachsen. Während 72 Tagen verzehrte, wie General Coffinières berechnete, diese Menschenmasse ebenso viel Lebensmittel, als Einwohner und Besatzung zusammen während einer sechsmonatlichen Belagerung verzehrt haben würden.

Nach dieser Berechnung hätte sich die Festung, welche der Hunger am 28. Oktober dem Feind überlieferte, bis zum Monat Februar, bis über die Unterzeichnung des Waffenstillstandes hinaus, halten können. Welch ganz andere Friedensbedingungen hätte Frankreich alsdann erlangt! Hätte Prinz Friedrich Karl es wohl gewagt, Metz zu fordern, während Metz noch widerstand? Welcher Vorteil lag schließlich nicht auch darin, an Frankreichs äußerstem Ende einen Teil jener Streitkräfte noch länger zurückzuhalten, welche die Unternehmungen der Loirearmee lähmten, als sie durch die Kapitulation des Marschalls Bazaine frei geworden waren. Nicht ein einziger von all den Soldaten, welche Graf Moltke den Bayern zwischen Paris und Orleans zu Hilfe schickte, um sie aus der Klemme zu befreien, hätte dorthin marschieren und in die Gefechtslinie gestellt werden können, wenn Metz die Hälfte um seine Mauern fest gehalten hätte, während die Rheinarmee die andere Hälfte gegen die Vogesen oder auf Besançon zu hinter sich drein gezogen hätte. Das Wohl und Wehe Frankreichs vielleicht, sicher aber das von Metz, hing also von der ausreichenden Verproviantierung des Platzes ab.

Der Marschall Bazaine begriff die große Wichtigkeit, welche die Lebensmittelfrage in der Geschichte der Belagerung von Metz spielte, so gut, daß er es versuchte, sich selbst entschuldigend, die Verantwortung für den begangenen Fehler auf andere abzuwälzen. „Unglücklicherweise,“ sagte er, „hatten die Zivil- und Militärbehörden keine Vorkehrungen getroffen, so lange es noch Zeit war, alle Lebensmittel und Futtervorräte aus den benachbarten Bezirken zusammen zu bringen, und so den Proviantvorrat angesichts der vielleicht langen Belagerung zu vermehren.“ Es ist schwer, eine weniger geschickte Antwort zu erfinden. Wer unter den Anführern der Armee sah denn vor dem 6. August den unglücklichen Anfang des Feldzugs voraus, wer benachrichtigte den Stadtrat, daß die Stadt 12 Tage nach Beginn des Krieges eingeschlossen sein würde? Am 7. war die Stadt in Belagerungszustand erklärt worden, die Zivilbehörden hatten nichts mehr zu sagen, ihre Macht ging auf die Militärbehörden über, und Marschall Bazaine war der Mann, der am 12. aus den Händen des Kaisers selbst die höchste Gewalt in Metz empfangen hatte. Wer denn also, wenn nicht er, sollte den Befehl zur Verproviantierung erteilen? Der Oberbefehlshaber des

Platzes, sein Untergebener, welcher schlau genug war, nicht eine Initiative zu ergreifen, zu welcher das Gesetz ihn nicht berechtigte, hätte ohne Zweifel, soweit es die Umstände erlaubten, gehorcht, wenn man ihm befohlen hätte, Lebensmittel herbeizuschaffen; aber er erklärte formell und stützte sich darauf, daß er keinen Befehl erhielt. Er klagt sogar seinen Chef an, den Artikel 244 des Dekrets von 1863, über den Dienst in Festungen, verletzt zu haben, indem er sich der Kriegsmunition und der Lebensmittel in der Festung bemächtigte, ohne sie zu ersetzen, wie es ihm die militärischen Vorschriften geboten. Die Sorgfalt, welche, wie der Marschall andern vorwirft, gefehlt haben sollte, jenes Gesetz verlangte sie gebieterisch gerade von ihm. — Es erschien dem Gesetzgeber so wichtig, den Nahrungsmitteldienst und den Munitionsersatz in den befestigten Plätzen zu sichern, daß er verbot, dieselben anzutasten, ohne sofort wieder die entstandenen Lücken auszufüllen. Dieser Artikel allein schon hätte den Oberbefehlshaber unbedingt zu dem Entschlusse bringen müssen, die Militärmagazine von Metz nicht anzugreifen.

Was die Civilbehörden betrifft, welche er so unklug ins Spiel hereinzieht, so waren diese durch den Belagerungszustand jeder Verantwortlichkeit ledig, sie hatten ja gar keine Initiative mehr, indem ihnen bloß das Recht verblieb, die von den Militärbehörden vorgeschriebenen Maßregeln auszuführen, aber die Schnelligkeit der Invasion hätte ihnen, wenn sie es auch versucht hätten, die Stadt zu verproviantieren, alle Mittel und die Möglichkeit es zu thun, entzogen. Sie hätten Soldaten haben müssen, um nach Lebensmitteln angesichts der Lanzen der Ulanen zu suchen, welche seit dem 8. die Gegend von Metz durchstreiften. Unter solchen Verhältnissen war die Verproviantierung von Metz keine Handelsoperation mehr, sondern eine rein militärische, welche den Anführern der Armee oblag, welche dieselbe anzuordnen und über deren Ausführung sie zu wachen hatten. Der Munizipalrat von Metz, den der Marschall Bazaine indirekt beschuldigt, seine Pflicht nicht voll und ganz gethan zu haben, könnte diese Anklage mit mehr Recht auf den Marschall zurückschleudern. — Vielleicht hätte der Oberbefehlshaber der Rheinarmee es sogar mehr als einmal viel lieber gesehen, wenn die Vertreter der Stadt Metz in Bezug auf all das, was das öffentliche Wohl und das Los der Stadt betraf, gleichgültiger gewesen wären. Die Geschichte ihrer Beziehungen zum Hauptquartier ist in der That ein täglicher Kampf, in welchem sie, ohne aus ihrer Zurückhaltung herauszutreten, die ihnen von der so überaus ernsten Lage auferlegt wurde, Schritt für Schritt die Interessen der Einwohner gegen die Übergriffe der Militärbehörde verteidigten. Die Umstände machten denjenigen zu einem Feinde der Stadt, welcher doch die Pflicht hatte, sie zu verteidigen und der sich zu deren Heil hätte aufopfern sollen. In den Augen des Marschalls ist die Armee alles, die Stadt nichts; wenn nur die Armee hat, was sie braucht, so liegt ihm wenig daran, ob die Einwohner und die Garnison das ihrige haben. Jeden Augenblick ergreift er Maßregeln, welche die Hilfsquellen der Festung zu Gunsten der Soldaten vermindern, wenn der Munizipalrat ihn nicht nötigte, sie zu ersetzen. Er beschränkt sich nicht darauf, auf Kosten der Stadt leben; er würde ohne Skrupel deren Proviantvorräte erschöpfen, um diejenigen der Armee zu vermehren. Seit August mußten die Zivilbehörden einschreiten, um die Intendanz zu verhindern, Korn auf dem Markt von Metz zu kaufen und so die lokalen Hilfsquellen zu erschöpfen. Als man später bei den Privatpersonen Requisitionen anordnete, um die Vorräte der einzelnen der Gesamtheit zu gute kommen zu lassen, verschaffte sich die Armee noch eine Quantität Korn zum Nachteil der Stadt, indem sie denen einen höheren Preis als den städtischen Tarif bezahlten, welche ihr Korn bisher sorgfältig unter Schloß und Riegel gehalten hatten. Die Offiziere der Verwaltung boten 45 Franken für den Zentner, während der Munizipalrat nur 36 Franken bezahlte. Wieder ein andermal nahm die Intendanz für ihren ausschließlichen Dienst alle Mühlen des Platzes in Beschlag; mit Mühe nur brachte die Munizipalbehörde es so weit, daß man von 27 Paar Mühlsteinen ihr zehn überließ. Was an Schlachtvieh vorhanden war, wurde mit solcher Eile für die Bedürfnisse der Armee in Beschlag genommen, daß gleich zu Beginn der Belagerung der Preis für das Kilogramm Ochsenfleisch auf 2 Franken 50 Centimes stieg, um in den ersten Tagen des Septembers einen Preis von 4 Franken, und von 10 Franken im Oktober zu erreichen. Man ging sogar so weit, den Kindern und Kranken die in der Stadt vorhandenen Milchkühe wegnehmen zu wollen, um sie für die Bedürfnisse der Armee zu verwenden. Der Bürgermeister und seine Adjunkten erlangten die Aufhebung dieser Maßregel erst, als sie mit ihrem Rücktritt drohten, Pferdefleisch stieg ebenfalls im Preis, dank der Konkurrenz, welche sich Armee-Proviantmeister und die Metzger in der Stadt machten. Später überließ die Armee Pferde an die Stadt, ja wohl, aber erst dann, als sie dieselben nicht mehr füttern konnte, und als die Zahl der jeden Tag geschlachteten Tiere ihren Bedürfnissen genügte. Von dem Tage an, da die Brotration der Soldaten auf 500 Gramm beschränkt wurde, ließ es sich nicht verhindern, daß diese notwendige Maßregel der Stadt einen beträchtlichen Teil ihrer Hilfsquellen entzog. Die Soldaten gingen jetzt nach Metz hinein, um bei den Bäckern sich soviel Brot zu kaufen, um was ihre Rationen geschmälert worden waren. Man verbot ihnen schließlich, vor der Stunde, in welcher die Bäckerläden geschlossen wurden, in die Stadt zu gehen. Zwischenhändler aller Art kauften Brotvorräte, welche sie dann mit Gewinn im Lager verkauften.

Am 13. Oktober brach ein ernsterer Konflikt als alle vorhergehenden zwischen dem Munizipalrat und dem Gouverneur des Platzes aus. General Coffinières, der in seiner „Antwort an seine Verleumder“ behauptet, immer an den baldigen Abzug der Armee geglaubt zu haben, dabei aber in seinen offiziellen und offiziösen Mitteilungen mit vieler Wärme von den Diensten sprach, welche die Armee der Stadt leistete, indem sie dieselbe vor einem Bombardement bewahrte, kündigte an, daß der Proviant der Truppen zu Ende gehe und forderte, daß alles bei Privatpersonen entdeckte und requirierte Getreide in die Militärmagazine gebracht werde. Der Brief, in welchem er diesen Beschluß der Munizipalbehörde mitteilte, war in barschem, fast drohendem Tone gehalten, der von vornherein jeden Widerstand, auf den er sich offenbar gefaßt gemacht hatte, aufs allerentschiedenste brechen zu wollen schien. „In den kritischen Umständen, in welchen wir uns befinden,“ sagte er, „müssen alle Hilfsquellen gemeinschaftlich werden, und ich will nicht glauben, daß es notwendig werden könnte, Gewalt anzuwenden, um diese Gleichheit für alle herbeizuführen.“ Der Munizipalrat gehorchte, drückte aber gleichzeitig sein Erstaunen aus, so spät und in dieser Form zu erfahren, daß die Lebensmittel bei der Armee erschöpft seien. Bisher war ihm lediglich gar keine derartige Mitteilung gemacht worden, und obgleich ja viele Anzeichen darauf hingewiesen hatten, daß Schmalhans Küchenmeister bei der Armee war, so konnte der Munizipalrat doch nicht recht daran glauben, daß man es soweit, bis zum äußersten habe kommen lassen, ohne wenigstens einen ernstlichen Versuch zu machen, durchzubrechen. Eine wenige Tage später vorgenommene Haussuchung ergab, daß die Armee noch geheime Vorräte hatte, und ein sehr energischer Beschluß des Stadtrates zwang den General Coffinières, seine Anordnung zurückzunehmen. — Hat man je in der Geschichte der Belagerungen und Cernierungen eine traurigere Episode gesehen, als diese Gier der Militärbehörde, alle Hilfsquellen eines Platzes zu erschöpfen, während es doch ihre erste Pflicht gewesen wäre, deren Vorräte zu schonen? Bei diesem Anlaß erfuhren die Bewohner von Metz nicht ohne Bitterkeit, daß das „Komitee für Überwachung der Lebensmittel,“ welches gleich zu Beginn der Belagerung hätte gebildet werden müssen, um alle Lebensmittel zu schützen und deren Erhaltung zu überwachen, zum erstenmal am 13. Oktober zusammentrat, an dem Tage, als man kund gab, daß die Militärmagazine allmählich leer würden. Dieses Komitee, welches einzig dazu gebildet ward, die Interessen des Platzes zu wahren, that seine Schuldigkeit bei weitem nicht in dem Maße, wie es nötig gewesen wäre, die Festung und deren Bedürfnisse gegen die Armee zu verteidigen und zu schützen. Es begann seine Thätigkeit erst zu jenem Zeitpunkte, da es unmöglich war, der Armee, die nichts zu nagen und zu beißen hatte, einen Anteil an diesen Vorräten zu versagen, auf die sie freilich kein anderes Anrecht besaß, als dasjenige, welches ihr die große Not verlieh, in welcher sich die Armee befand.

Aber noch schwerere Fehler wurden von den Bewohnern der Stadt Metz dem Oberbefehlshaber vorgeworfen. Was soll man z. B. von der außerordentlichen Maßregel denken, welche am 14. September anordnete, die Pferde mit Weizen, dem Roggen oder Hafer beigemengt worden, zu füttern. Genaue Berechnungen ergaben, daß auf diese Weise wenigstens

16 000 Doppelzentner Weizen und Roggen dem Verbrauch in den Bäckereien entzogen wurden. Und doch wäre dieser Vorrat hinreichend gewesen, um der Zivilbevölkerung während eines Monates gemischtes Brot zu liefern. Warum faßte Bazaine, nachdem er gehört hatte, daß er wegen Heumangel seine Kavallerie nur um diesen Preis erhalten konnte, nicht noch am nämlichen Tage den Entschluß, eine Stadt hinter sich zu lassen, welcher seine Anwesenheit solch schwere Opfer auferlegte, ja, die bald dazu verdammt sein würde, Hungers zu sterben oder sich zu ergeben? In dieser Lage war er verpflichtet, abzumarschieren, oder sich sogleich durch weitgehende Unternehmungen und Requisitionen in der ganzen Umgegend der Festung Futter zu verschaffen. Es scheint leider, daß man sich nie ernstlich und verständig mit der Wiederverproviantierung des Platzes beschäftigte. Von Beginn des Feldzugs an legte die Militärbehörde in diesem Punkte eine große Gleichgültigkeit und Nachlässigkeit an den Tag. — Einen Tag, nachdem man bei Forbach geschlagen worden war, verweigerte General Coffinières Herrn Maguin, einem Mitglied des Generalrats von der Mosel, das Recht, ein Zirkulär an die Landbevölkerung zu erlassen, in dem er sie aufforderte, ihr Vieh und ihre Lebensmittel nach Metz zu schaffen. „Hüten Sie sich wohl, dies zu thun," wurde ihm geantwortet, „das hieße die Bevölkerung in Schrecken und Aufregung setzen. Wir werden übrigens schon die nötigen Maßregeln treffen." Der Vorschlag eines Landwirts von Thiaucourt, 300 Hämmel nach Metz zu bringen, wurde zurückgewiesen, man lehnte es sogar ab, mehrere tausend requirierte Wagen, welche leer von Forbach kamen, zu benützen, um Lebensmittel mitzubringen. Durch das Herbeiströmen der Landbevölkerung, welche vor dem Feinde floh, wurde die Stadt zunächst überfüllt, später entstanden infolge davon Krankheiten aller Art und Hungersnot. Ein durchaus unzulänglicher Beschluß ordnete an, daß nur solche Leute in die Festung herein durften, welche auf 40 Tage mit Lebensmitteln versehen waren, aber dieser Beschluß wurde nicht strenge durchgeführt, denn viele kamen ohne alle Lebensmittel herein, andere waren unterwegs Ulanen in die Hände gefallen und von diesen um ihren Proviant gebracht worden, während unsere zahlreiche Reiterei, welche um die Festung zusammengepfropft war, unthätig blieb. Einige Bewohner von Metz verlangten vergeblich, man solle Reiterei absenden, um die Straßen zu säubern. Nichts, was dringend erschien, geschah. „Keine Rekognoszierung durch Kavallerie während des ganzen Feldzugs," besagt kurz und deutlich eine Notiz eines Generalstabsoffiziers, dessen Tagebuch wir in Händen haben. Man ließ 20 Säcke Mehl in Montigny, also fast innerhalb der Umwallung, jedenfalls aber innerhalb der französischen Linien, wegnehmen. Die Ferme von Saint Ladre, welche voll Heu und Weizengarben war, wurde am 25. August durch 12 deutsche Infanteristen angezündet, obwohl es ein Leichtes sein mußte, diese zwischen dem kleinen Fort Saint Privat und der Festung gelegenen Gebäude gegen jeden Überfall zu schützen. Nach der Einschließung waren noch mehrere wohlgefüllte Meiereien den Krallen der Deutschen entgangen. Sie wurden der Militärverwaltung bezeichnet, aber ohne jedes Resultat, es geschah nichts, die Vorräte nach der Festung zu bringen. Der Besitzer der Domäne Colombey bot am 25. September der Verwaltung alle Lebensmittel an, welche seine Scheunen noch enthielten, deren Wert er auf 80 000 Franken schätzte. Unsere Truppen waren dort mehr als einmal vorbeigezogen, ohne sich die Mühe zu geben, diese Vorräte mitzunehmen. Man zögerte beständig; schließlich wurden die Vorkehrungen schlecht getroffen, die Vorräte herbeizuschaffen. Man blieb aber der Mühe überhoben, am nächsten Tage zündete der Feind die fast vollen Scheunen an. — „Die Verwaltung verteilt kein Futter," schrieb am 27. August ein Offizier, „und doch giebt es um Metz herum Futter im Überfluß. Man war zu bequem, zu faul, dasselbe zu kaufen, nun wird der Feind seine Pferde damit füttern. Mit welch bangen Gefühlen mußten doch während der langen Belagerung die Bewohner von Metz, ohne es ändern zu können, alle diese Fehler mitansehen, mit welch geheimer Unruhe ihre Lebensmittel von Tag zu Tag schwinden sehen, und wer trug an allem die Schuld? — Lediglich die Unthätigkeit der Armee! Ihr Schicksal, die Zukunft des Vaterlandes, stand auf dem Spiel, und doch vermochten sie nicht den Gang der Ereignisse zu ändern. Wie freudig hätten sie diese Soldaten, deren Mut sie ehrten und bewunderten, und welche sie wahrlich nicht für ihre Unthätigkeit verantwortlich machten, abziehen sehen, wie gerne hätten sie gewünscht, daß deren Kräfte eine edlere Verwendung fänden, eine Verwendung, die ihrer würdig gewesen wäre, und die sie verdienten. — Mitte September machte sich dieses Gefühl, das man bis jetzt zurückgedrängt hatte, nach der langen Unthätigkeit seit dem Kampf bei St. Barbe, energisch Luft. Alle guten Bürger fragten sich, wann endlich einmal dieses Zaudern aufhören würde? Worauf wartete der Oberbefehlshaber, und warum schloß er sich in die Stadt ein, ohne gegen die Einschließungslinie zu operieren? Wann endlich sollte die Zeit ernstlicher Unternehmungen beginnen? Was hatte der häufige Verkehr zwischen den beiden Hauptquartieren, von denen Gerüchte in der Stadt alles mögliche zu erzählen wußten, zu bedeuten? War es *jetzt* Zeit zu unterhandeln? Oder war nicht vielmehr Zeit, zu kämpfen? Tagtäglich zeugten an den Marschall Bazaine und den Maire gerichtete Briefe davon, wie ungeduldig, mit welcher Unruhe die ganze Bevölkerung Thaten, und immer wieder Thaten erwartete. Dieser Stimmung gab eine im Nu mit 800 Unterschriften bedeckte Adresse Ausdruck, welche, am 26. September abgefaßt und am 30. desselben Monats dem ersten Magistratsbeamten der Stadt durch zwei hochangesehene, hervorragende Bürger, die Herren Sturel, Mitglied des Magistrats, und Emil Michel, einen in Paris, wie in Lothringen hochgeschätzten Landschaftsmaler, überreicht wurde. „Wir glauben," sagten die Unterzeichner dieser patriotischen Kundgebung, „daß die unter unsern Mauern versammelte Armee großer Thaten fähig ist, aber ebenso glauben wir, daß es endlich Zeit ist, diese Thaten zu vollbringen. Mit jedem weiteren, unthätig verbrachten Tag werden für sie und uns neue Schwierigkeiten entstehen. Wir glauben die Zeit gekommen, endlich einmal zu handeln, selbst ein Mißerfolg wäre noch besser, als dieses ewige Nichtsthun; jeder Augenblick ist gezählt, weil, — wir brauchen uns ja nicht auf Andeutungen einzulassen, in welcher Weise operiert werden sollte, — es klar zu Tage liegt, daß energische und rasch unternommene Operationen, mit allen Streitkräften ausgeführt, über welche man zu verfügen hat, bedeutende, ja vielleicht sogar entscheidende Resultate herbeiführen könnten. Wollen wir warten bis *der* Tag kommt, nachdem wir seither die Augen unsinnigerweise geschlossen hielten, an dem wir eingestehen müssen, daß unser ewiges Zögern uns verhängnisvoll geworden ist und nie wieder gut zu machende Folgen gehabt hat? Es ist ja wahr, jeder derartige Versuch birgt Gefahren in sich, aber wird mit unserem Abwarten die Gefahr geringer werden?" Andere Sätze der Adresse deuten bescheiden, aber klar und deutlich an, daß die Einwohnerschaft, wenn auch zur Zeit noch im stillen, die dem Marschall Bazaine untergeschobenen Pläne mit dem größten Mißtrauen betrachte. Das Kaiserreich hatte Metz schlimm mitgespielt, ihm eine Fülle von Not auf den Hals geladen, der freisinnige Geist war in dieser edlen Stadt zu mächtig, als daß nicht jeder Versuch einer bonapartistischen Wiederherstellung schlankweg zurückgewiesen worden wäre. „Weder uns, noch irgend jemand sonst," sagte man sich, „steht es zu, weder einer Partei noch einer einzelnen Persönlichkeit, die Geschicke Frankreichs insgeheim bestimmen zu wollen. Die Entscheidung kann nur im vollen Lichte, klar und deutlich getroffen werden, an der Wahlurne werden wir zeigen, nachdem man uns an dieselbe berufen, was wir wollen!"

Diese Adresse, auf welche die Metzer stolz sein dürfen, die ihrem Patriotismus alle Ehre macht und in den Archiven der Stadt als ein Zeugnis der Anstrengungen aufbewahrt werden müßte, welche sie gemacht, um Frankreich zu retten, wurde durch den Bürgermeister dem Marschall Bazaine, welcher bereits den Inhalt derselben kannte, überreicht. In der Unterhaltung, welche sich an die Überreichung anknüpfte, ließ der sonst so zurückhaltende und zugeknöpfte Marschall einige Worte fallen, welche sofort nach dem Besuche aufnotiert wurden; sie verdienen es in der That, festgehalten zu werden. Zwei Dinge gehen aus den Worten des Marschalls klar hervor, erstens, daß, als er den Oberbefehl der Rheinarmee übernahm, er sich nicht Metz zum Centralpunkt seiner strategischen Manöver ausersehen hatte, sondern daß ihn ein im Interesse der Dynastie gegebener Befehl dorthin wies; zum zweiten, daß er nicht an der Möglichkeit zweifelte, jederzeit, sobald er wollte, die Einschließungslinie zu durchbrechen; aber auch das ging daraus hervor, daß er sich nicht klar darüber gewesen ist, wohin er, falls ihm der Abzug aus

Metz gelang, sich wenden solle? — Der Plan, den Feind einzeln zu vernichten und ihn durch eine Reihe energischer Operationen zu nötigen, die Belagerung aufzuheben, schien ihm nicht viel Kopfzerbrechen gemacht zu haben. Er dachte schließlich viel weniger daran, wie er seine Lage ausnützen wollte, als daran, wie unbequem dieselbe an und für sich sei. Ihm schien es vor allem darum zu thun, sich rückenfrei zu halten und die Verantwortlichkeit für die Ereignisse von sich abzuwälzen; wenn er in seiner gefährlichen Stellung in Metz blieb, statt auf dem Plateau von Haye hinter der Mosel, zwischen Pont à Mousson und Nancy, wie er es wollte, Stellung zu nehmen, so war hieran der Kaiser schuld, der dies haben wollte, und wenn er jetzt keine Ausfälle mehr machte, so geschah es, weil er aus Mangel an allen und jeden Nachrichten über die Richtung sich nicht im klaren war, welche er einschlagen wollte.

Der Maire von Metz begriff sogleich, daß von dem Oberbefehlshaber kein ernstlicher Entschluß mehr zu erwarten war. Das Selbstgefallen, mit welchem er alle Schwierigkeiten seiner Lage aufzählte, verriet, auf was alle seine Gedanken hinausliefen. Kein einziges Wort des Marschalls hatte angedeutet, daß er fest entschlossen sei, mutig alle sich ihm entgegenstellenden Hindernisse aus dem Wege zu räumen, keine Silbe, welche hätte durchblicken lassen, daß es dem Marschall eine Herzensangelegenheit war, der Stadt Metz das unvermeidliche Schicksal zu ersparen, das seine Unthätigkeit derselben bereitete. Er fürchtete, wenn er sich einen Weg durch die feindlichen Reihen bahnte, eine große, große Zahl Verwundeter hilflos zurücklassen zu müssen, davor aber scheute er nicht, daß er durch sein Bleiben unter den Mauern von Metz das Gespenst einer Hungersnot heraufbeschwor, die ihm und seinem Heere den Untergang bringen mußte. Freilich *jener* unerschrockene Soldat, dessen Statue den Platz vor dem Rathaus in Metz ziert, *der* dachte in diesem Punkte anders. *Der* nahm den Verlust einer Stadt, in welcher er zu kommandieren die Ehre hatte, gar nicht so leicht, das zeigen seine hochherzigen Worte, welche mit Recht auf dem Piedestal des Monumentes, welches ihm seine Mitbürger errichtet haben, eingemeiselt sind. „Wenn ich," sagte jener Held, „um zu verhindern, daß ein mir vom Kaiser anvertrauter Platz in die Hände des Feindes falle, meine Person, meine Familie, all mein Gut in die Schanze schlagen sollte, so würde ich nicht einen Augenblick schwanken, es zu thun." Während der Belagerung von Metz war über dieser Inschrift eines Tages ein Kranz aufgehängt, als sollte die Aufmerksamkeit der Armee und ihres Führers darauf gelenkt werden. Die Sprache, welche die Zeitungen der Stadt führten, glich bisweilen einer indirekten Ermahnung und Warnung, einem absichtlichen Hinweis auf die Geschichte.

Der „Courier de la Moselle", welcher mit ebensoviel Würde als Vaterlandsliebe redigiert wurde, erzählte z. B. die Belagerung von Genua und das heldenhafte Benehmen Massenas. Der „Indépendant", nicht weniger patriotisch gesinnt, wagte es, die Kriegsartikel abzudrucken, welche den Kommandanten eines festen Platzes zur Degradation und Todesstrafe verurteilen, wenn er zu früh kapituliert. Indessen ließ man der Lokalpresse nicht vollständige Freiheit. Die Journale unterstanden, während der Belagerungszustand in Kraft war, einer Censur, welche sie mehr als einmal hinderte, ihren Gedanken freien Ausdruck zu geben. Man fand die Sprache derselben oftmals zu kühn, allzu vertrauensselig, und allzuleicht geneigt, leere Hoffnungen zu erwecken, den Mut der Bevölkerung zu entflammen. Die Censur unterdrückte mit Vorliebe jene Stellen, in welchen es um einen Kampf bis aufs Messer und ohne Pardon sich handelte, und welche den verzweifeltsten Widerstand predigten. Am 11. Oktober erhielt der „Courier de la Moselle" den Befehl, ja nicht einen allzukriegerisch angehauchten Artikel zum Druck zu befördern, den ein alter Oberst der Genieabteilung ihm überbracht hatte. Dieser Artikel besprach die von dem Lande gemachten Anstrengungen, sich zu verteidigen, er handelte von der Stärke, welche Volksarmeen, selbst undisziplinierten, innewohnt, wenn sie einer feindlichen Invasionsarmee gegenüberstehen, von der Notwendigkeit, vor welche sich Metz gestellt sehe, bis aufs Blut zu kämpfen, um Frankreich Zeit zu lassen, Soldaten und neue Armeen zu schaffen. So viel Vaterlandsliebe mußte notwendig verdächtig sein! Im Bureau des Generals Coffinières schrieb man auf den Rand: „Dieser Artikel darf nicht gedruckt werden, es ist im höchsten Grade unpassend, solch brennende Fragen zur jetzigen Zeit aufzuwerfen, und in solch leidenschaftlichem Tone!" Die Rollen schienen vertauscht. Die Einwohner von Metz verlangten den Kampf bis aufs Messer, die Militärbehörde hielt sie davon ab.

Die Nationalgarde, mehr und mehr über die Unthätigkeit der Truppen beunruhigt, ließ keine Gelegenheit vorbeigehen, die Gefühle, welche sie belebten, energisch zum Ausdruck zu bringen. Bald erbot sie sich, unter die Befehle General Changarniers sich stellen zu wollen und ihm auf die Vorposten zu folgen, bald erbat sie sich von dem Oberkommandanten des Platzes genaue Erklärungen über die politische und militärische Lage und ob die Führer der Armee die Regierung der nationalen Verteidigung anerkannten, oder ob sie mit dem Kaiserreich unterhandelten, wie ihnen die öffentliche Meinung vorwarf? Ob man das Heil von Metz immer noch im Auge behielt? Ob die Unthätigkeit der Armee nicht eines Tages verhängnisvoll genug zu einer Kapitulation führen würde? — General Coffinières, welcher über diese verschiedenen Punkte durch eine Deputation von Offizieren befragt wurde, welche, den Maire an der Spitze, bei ihm erschienen war, wies jeden Gedanken einer bonapartistischen Restauration, seinerseits wenigstens, weit ab. Er versicherte, daß man nicht daran denke, zu kapitulieren, daß die Hilfsquellen noch nicht versiegten, daß aber, wenn die Armee je in diese äußerste Lage käme, man direkt auf den Feind losgehen und ihm sagen würde: „Es gilt jetzt zwischen uns einen Kampf auf Tod und Leben!"

Am folgenden Tag schien der General ganz verwirrt und in Verlegenheit gebracht zu sein durch all den Patriotismus und die vaterlandsbegeisterten Reden, welche er soeben vernommen; er erklärte mit erhobener Stimme, daß leider der Augenblick gekommen sei, die Bevölkerung auf ihr Schicksal vorbereiten zu müssen. Nach dem gedruckten Bericht des Kommandanten Pardon und den handschriftlichen Notizen des Chefs des Generalstabs gab Marschall Bazaine, als er seinerseits die Offiziere der Nationalgarde am 15. Oktober empfing, dieselben Erklärungen ab, wie es der General Coffinières am 11. gethan hatte. Wenn man ihn hörte, so dachte er nicht entfernt daran, ferner noch der kaiserlichen Regierung zu dienen, welche durch ihre eigenen Fehler gefallen wäre, sondern Frankreich gehöre sein Degen; er wies jeden Gedanken einer Kapitulation ab und nannte diejenigen alberne Menschen, welche solch böswilligen Gerüchten Glauben schenkten, wie sie in dieser Angelegenheit umliefen. Niemals sei von der Übergabe der Armee die Rede gewesen; die einzige, mit Prinz Friedrich Karl angeknüpfte Unterhandlung habe die in der Stadt befindlichen gefangenen deutschen Soldaten betroffen. Die Mission des Generals Boyer hätte keinen andern Zweck gehabt. Man weiß, was man heute von diesen erlogenen Antworten zu halten hat. In dem nämlichen Augenblick, als der Oberbefehlshaber solch förmliche Zusicherungen gab, unterhandelte er bereits seit 3 vollen Wochen und hatte im Prinzip die Wiederherstellung des Kaiserreichs, sowie die Neutralisierung der Armee angenommen!

Umsonst hatte man versucht, die Bevölkerung von Metz einzuschüchtern, indem man ihr mehr als einmal die Wahrscheinlichkeit eines Bombardements vor Augen führte. Einmal ersuchte man den Munizipalrat sogar, überall ganz spezielle Verhaltungsmaßregeln für diesen Fall vorzuschreiben, gerade als ob die Gefahr eines Bombardements unmittelbar bevorstehend wäre. Die Zahl der diensthuenden Feuerwehrmänner wurde vermehrt, man stellte auf den Plätzen, Straßen und Höfen gefüllte Wasserfässer auf. Am 12. erklärte General Coffinières laut, die Armee ziehe ab und gleich nach ihrem Abzug werde die Stadt ganz sicher bombardiert werden; man thue gut daran, sich auf gräuelvolle Scenen gefaßt zu machen. Statt den Bewohnern der Stadt Mut einzusprechen, sie anzufeuern, war es gerade die Militärbehörde selbst, welche Schrecken unter ihr verbreitete. Man schien es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, aus den Reihen der Civilbevölkerung heraus Zeichen der Furcht- und der Mutlosigkeit feststellen zu können, um sodann, scheinbar den Wünschen der Einwohnerschaft nachgebend, die Flinte ins Korn werfen zu können. Gar zu gerne hätte man mögen sagen können: „Die Furcht der Bevölkerung hat uns jede energische Verteidigung unmöglich gemacht." Aber all diese Einschüchterungsversuche scheiterten an der festen Haltung, welche die ganze Bevölkerung bewahrte. — Die Offiziere der Nationalgarde gaben tags darauf dem General Coffinières folgende

deutliche Antwort: „Die ganze Bevölkerung von Metz wird, daran zweifeln wir nicht, sich alle notwendigen Entbehrungen aufzuerlegen und um jeden Preis eine zweite Auflage der Kapitulation von Sedan zu vermeiden wissen. Wenn es sich darum handelt, uns darauf vorzubereiten, die Schrecken einer Belagerung zu ertragen, wohlan, wir sind bereit, aber wenn es sich darum handeln sollte, uns die Niederträchtigkeit einer Kapitulation zuzumuten, so möge man es sich merken, daß wir dazu nicht zu haben und nicht gewillt sind, eine solche auf uns zu nehmen.“ — Die Bevölkerung fürchtete die Leiden nicht, die vielleicht ihrer warteten, was sie fürchtete, das war im Gegenteil das, man könnte von ihr weniger Opfer verlangen, als sie für das Heil des Vaterlandes zu bringen von Herzen bereit war. Bis zum Ende beseelte sie die Idee, Widerstand zu leisten um jeden Preis. Der Bürgermeister erhielt Briefe, in welchen er aufgefordert wurde, den Marschall Bazaine abzusetzen und an dessen Stelle irgend einen andern Oberbefehlshaber zu ernennen. Einige Hitzköpfe forderten ihn auf, im Namen des öffentlichen Wohles die Armee zur Empörung aufzurufen, ja, es wurde sogar der Plan zu einer Militär- und Bürger-Verschwörung entworfen: die Nationalgarde sollte sich der Thore der Stadt bemächtigen, während die Offiziere der Armee gegen Ban Saint Martin marschieren sollten. Man hoffte auf die Mitwirkung mehrerer Generale; aber die Bande der Disziplin waren doch noch stärker als die Entrüstung über den Marschall. Im entscheidenden Augenblick versagten alle höheren Offiziere, und ohne doch mindestens auch einen General an der Spitze, der die Bewegung geleitet hätte, ließ sich nichts machen!

Die Nachricht von der Kapitulation, welcher der Munizipalrat fremd bleiben zu wollen erklärte, da er deren ganze Schwere und Verantwortung der Militärbehörde zuwälze, rief in der Stadt einen Ausbruch der Verzweiflung hervor. Die Einwohner von Metz vermochten nicht, sich in ihr Schicksal zu schicken, viele wollten auch jetzt noch den Widerstand fortsetzen, bewaffnete Nationalgardisten marschierten vor die Thore, um sich mit den Waffen einen Weg durch die feindlichen Linien zu bahnen; wilder Lärm, Flintenschüsse erfüllten die Straßen; die alte Glocke der Kathedrale wurde geläutet, die Sturmglocken heulten, drohende Gruppen zogen vor das Palais des Gouverneurs, welches von Infanterie bewacht war. „Man schien sich noch,“ sagt Herr Prost, der wahrheitsgetreue Geschichtsschreiber der letzten Tage von Metz, „im letzten Augenblicke an das Leben anklammern zu wollen, und doch war alles aus, man mußte sterben.“ Ach, ja wohl, alles war aus! Soviel Elemente, welche den Sieg verbürgten, soviel lebenstrotzende Kraft, solch feuriger Mut bei den Soldaten, solche patriotische Energie bei den Bürgern, so gewaltige Festungswerke, o! und all das, was noch zwei Monate zuvor die ängstlichsten Gemüter mit der frohesten Hoffnung erfüllt hätte, schien nur noch eine schmerzliche Erinnerung zu sein, eine nie versiegende Quelle ewiger Trauer! Durch die Erbärmlichkeit und die Fehler einiger weniger war eine ganze große Armee, die zu allen Opfern bereit gewesen, die heldenhaft jede Anstrengung auf sich genommen, dahin gebracht worden, entweder Hungers zu sterben oder sich zu ergeben. Eine uneinnehmbare Stadt, unbesiegt bis auf jenen unseligen Tag, Frankreichs stärkstes Bollwerk, fiel in die Hände der Deutschen, ohne daß eine einzige deutsche Granate auf ihren Wällen niedergefallen wäre. Zum erstenmal drang der Fremde über diesen Gürtel hinaus, vor dem noch jede Invasion Halt zu machen gezwungen gewesen war. Aber was er fand, was er heute noch findet, war eine Bevölkerung in Trauer. Der schwarze Flor, mit dem einige patriotische Hände die Statue Faberts beim Anmarsch der Preußen verhüllten, wird das Emblem von Metz bleiben, solange Metz nicht in den Schoß des Vaterlandes zurückgekehrt sein wird. (Da hat's gute Wege! Der Übersetzer.) Diese edle Stadt, welche Frankreich so viele Kriegshelden geschenkt, wahrlich, sie hatte ein besseres Los verdient! Hier wurden alle unsere Offiziere der Genieabteilung ausgebildet. Hier in Metz knüpften sich eben noch die Bande inniger zwischen Armee und Stadt, indem diese die Leiden derselben teilte und bereit war, alles zu ertragen, wie jeder gemeine Soldat, alle Gefahren, alle Mühen, alle Entbehrungen. In 25 Ambulanzen hat Metz gegen 22 000 Verwundete oder Kranke aufgenommen und, vom Eifer der bürgerlichen Ärzte, von der teilnehmenden Liebe der Frauen jeden Alters und jeden Standes unterstützt, ihnen sorgsame Pflege zu teil werden lassen. Schwer hat sich Marschall Bazaine an Metz versündigt, es kann ihm nie verziehen werden! Was er an der Armee verbrochen, es ist nicht weniger schwer, obwohl man schon versucht hat, mildernde Umstände zu seinen Gunsten ins Feld zu führen. Es gab Leute, die, als sie unsere aus der Gefangenschaft zurückgekehrten Soldaten im Kampfe gegen die Commune den Staat und die bürgerliche Gesellschaft mit so viel Mut verteidigen sahen, Soldaten, in denen man unschwer die Kämpfer von Rezonville und Amanvillers wieder erkannte, sich in überfließender Dankbarkeit, ohne weiter lange nachzudenken, die Frage vorlegten, ob dem Lande nicht schließlich durch die Kapitulation von Metz ein wesentlicher Dienst geleistet worden sei, indem sie uns eine geordnete schlagfertige Armee rettete. Aber diese Täuschung ist keine erlaubte. Eine Kapitulation wie diejenige des Marschalls Bazaine, welcher lange Tage des Wartens, physischen und moralischen Leidens vorangingen, welcher die schrecklichsten Leiden und Prüfungen nachfolgten, richtet unter einer Armee größere Verheerungen an, als dies mehrere Tage des erbittertsten Kampfes zu thun vermöchten. Es wäre den Soldaten weniger teuer zu stehen gekommen, wenn sie etliche blutige Schlachten geschlagen hätten, um sich einen Weg durch die feindlichen Linien zu bahnen, oder wenn sie die Belagerer gezwungen hätten, die Belagerung aufzuheben, als in Unthätigkeit zu verkümmern, durch Entmutigungen aller Art, durch Hunger und Krankheit geschwächt zu werden, auf den Straßen nach Deutschland vor Hunger beinahe sterbend, sich dahin zu schleppen, mit Flintenkolbenstößen vorwärts getrieben zu werden, alle die Entbehrungen und die schlechte Behandlung ertragen zu müssen, welche das Los der Gefangenen sind! In Metz selbst rafften die durch die Truppenanhäufungen und durch ihre schlechten Quartiere während der Herbstregen erzeugten Krankheiten: Pocken, Typhus, Ruhr, ebenso viele Leute weg, als auf allen Schlachtfeldern seit Beginn des Feldzugs vom 2. August bis 7. Oktober, seit dem Kampf von Saarbrücken bis zu dem von Saint Remy, den Tod gefunden. In den verschiedenen Kämpfen wurden nach offiziellen Feststellungen 3704 Mann getötet, in den Spitälern und Anstalten von Metz starben vom 15. August bis 31. Dezember 3574 Kranke, nicht Verwundete. Zur ersten dieser Ziffern sind ohne Zweifel auch noch die 2851 Verwundeten hinzuzurechnen, welche in der Stadt den Folgen ihrer Verwundungen erlagen; aber welche ungeheure Zahl müßte erst der zweiten hinzugefügt werden, wenn man überhaupt genau wüßte, wie viele von den Gefangenen, die schon völlig erschöpft waren, durch die Entbehrungen, die sie zu erdulden gehabt hatten, aus Hunger, oder weil ihnen die Kräfte versagten, unterwegs während der Märsche, welche sie zurückzulegen hatten, den Tod fanden, wie viele im Kote der Biwaks, ohne sich wieder erheben zu können, umgekommen sind, wie viele totgeschossen wurden, weil sie ihren Weg nicht fortsetzen konnten, — (nein, weil sie entweder revoltiert oder zu entfliehen versucht hatten. Der Übersetzer.) — wie viele in Deutschland am Heimweh oder im Elend dahinsiechten. Schon nach der ersten Nacht waren von einigen tausend Leuten zu Ars Laquenexy bei Metz 110 Mann gestorben, aber das war erst der Anfang des Elends; zu Tausenden starben sie auf und an dem Wege hin. Ein Gefangener, dem es geglückt war, zu entfliehen, schätzte bei einem einzigen Armeecorps deren Zahl auf 3000.

Es ist nötig, daß die französischen Armeen sich künftig klar darüber seien, es thut not, daß die Erinnerung an den Feldzug von 1870 allen Soldaten fest die Lehre einpräge: Noch nie lag in einer Kapitulation das Heil einer Armee; im Gegenteil, sie birgt in sich das größte Unglück für ein Heer. Sie eröffnet Hunderten die Aussicht auf einen schrecklichen Tod, einen Todeskampf, in dem uns kein Tröster naht; für alle aber ist sie der Anfang grausamer Prüfungen. Der Kartätschenhagel fordert nicht so viele Opfer, als wenn man sich wehrlos einem unversöhnlichen, mitleidslosen Feinde ergeben muß. Man spreche doch nicht länger von den schrecklichen Wirkungen der Artillerie, von erschöpften Soldaten auferlegten Märschen; eine im Kot ohne Obdach und hungernd zugebrachte Nacht macht mehr Menschen kampfunfähig als das Feuer von hundert Kanonen! In den mörderischesten Zusammenstößen des Jahres 1870, bei Rezonville z. B., wurde von acht Mann kaum einer getroffen; diejenigen, welche so starben, sie starben den Heldentod und verkauften ihr Leben teuer; unter den Verwundeten werden viele wieder gesund und kehren stolz erhobenen Hauptes heim; alle welche glücklich den Gefahren des Kampfes getrotzt, haben das erhebende Bewußtsein

erfüllter Pflicht. Wer sollte nicht diesen ungewissen Kampf, wo man sein Leben einsetzt, aber auch nichts verloren hat, wenn man es rettet, der auf alle Gefangenen wartenden Gewißheit vorziehen, Hunger leiden zu müssen, gestoßen und angeflucht zu werden, sobald auch nur das geringste Zeichen von Müdigkeit und Hinfälligkeit zu Tage tritt, in den Augen des Fremden die Freude zu lesen, die ihm jede Demütigung macht, die er seinen Gefangenen bereiten, jedes Ungemach, das er neuen Qualen neu hinzufügen kann. Diejenigen, welche auf der Halbinsel von Glaire von ¼ Bisquit tagtäglich gelebt haben, diejenigen, welche um Metz herum in fünfzig Centimeter tiefem Schlamm biwakierten, diejenigen, welche auf dem Wege umfielen, oder ihr Kreuz der Ehrenlegion verkauften, oder ihre Hand ausstreckten, um ein Stück Schwarzbrot zu erbetteln, jene, denen man einen Tropfen Wasser verweigerte, um ihren Durst zu löschen, und sie, die aus der Gefangenschaft unheilbare Krankheiten mitbrachten, heute würden sie alle es vorziehen, viel eher Gefahren jeder Art zu trotzen, unter dem Feuer der Kanonen vorzustürmen, als solch ein elendes Leben noch einmal durchzukosten. Ihre Stimme wird in allen Kreisen der französischen Gesellschaft gehört werden; sie werden der Jugend sagen, wie viel Schändliches, welche lange Kette von Leiden, alles, alles, was das trügerische Wort „Kapitulation“ mit sich bringt. Und wenn er all dies gehört hat, dann wird gewiß jeder brave Soldat, ohne zu zögern, zu seinem Heil, wie um seine Ehre zu wahren, sich selbst und seinem Lande es schwören: „Niemals zu kapitulieren!“

Revue de deux mondes 1871. A. Mézières.

Die Belagerung von Toul und Verdun.

Von **Emil Montegut.**

Der Belagerungskrieg, den ein Teil der französischen Bevölkerung durch die preußische Artillerie mit völlig unzureichenden Mitteln, lediglich für die Ehre der Fahne, über sich ergehen lassen mußte, ohne jede Hoffnung auf Erfolg und einen glücklichen Ausgang des Kampfes, verdient an der Hand authentischer Schriftstücke geschildert zu werden. Wenn irgendwo, so zeigte es sich hier, unter diesen schwierigen Verhältnissen, daß die Einwohnerschaft zum Widerstand bis zur äußersten Grenze der Möglichkeit entschlossen und bereit war, alle Leiden und Opfer der Armee zu teilen. Man begegnete in jenen Tagen Beweisen völliger Hingebung der einzelnen an die allgemeine Sache, einer bei allen gleich tapferen Haltung, welche zu ehrenvoll für Frankreich ist, als daß man sie je vergessen oder auch nur stillschweigend darüber hinweggehen könnte. Wir bilden uns ja ganz gewiß nichts Besonderes darauf ein, wir reden nicht davon, daß auf andern Punkten weder das Pflichtgefühl, noch der Patriotismus stark genug waren, uns vor zahlreichen Niederlagen zu schützen, aber braven Bürgern wollen wir wohlverdiente Gerechtigkeit widerfahren lassen, und in der Erinnerung an das, was sie gern und freiwillig fürs Vaterland erduldet, den einzigen Trost finden, den es für Besiegte giebt. Der Kampf und die Niederlage im Jahre 1870 haben uns nicht allein gezeigt, wie viel Korruption und Schwäche unser anscheinend blühendes Staatswesen in sich barg, unser Unglück zeigt uns nicht unsere Fehler allein, auch Tugenden sind erblüht auf den Trümmern unseres Glückes, vereinzelt freilich, und lassen uns an der Zukunft nicht verzweifeln.

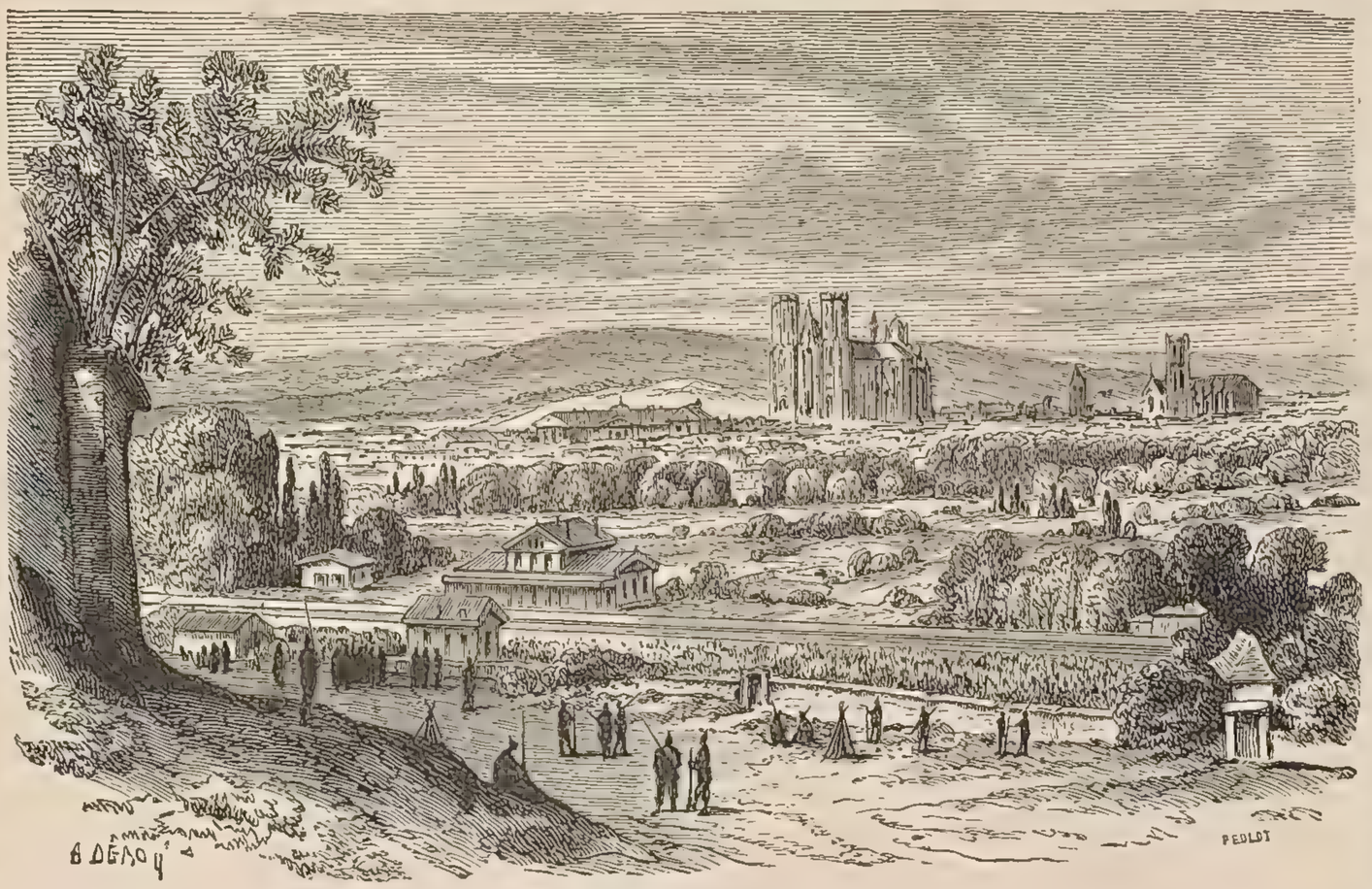
Lothringen war vermöge seiner geographischen Lage und der großen Zahl fester Plätze, die es besitzt, dazu verurteilt, mehr als jede andere Provinz der Schauplatz von Kämpfen zu werden, welche infolge der unbestreitbaren Überlegenheit der preußischen Artillerie und des rücksichtslosen Charakters, welchen die Kriegführung angenommen, von vornherein ebenso verlustreiche, als unnütze werden mußten. Man wird Frankreich nicht den Vorwurf machen können, es habe seine Schuldigkeit nicht gethan; die einzige seiner acht Festungen, welche dem Feinde einen wirksamen Widerstand hätte entgegensetzen können, war vom Marschall Bazaine den Deutschen ausgeliefert worden; die anderen sieben haben sich bis zum Ende mit der größten Zähigkeit und Ausdauer gehalten. Longwy, auf das in vierundzwanzig Stunden 7000 Geschosse niedergeregnet hatten, dessen Kasematten zusammengestürzt waren, kapitulierte, nachdem es neun volle Tage ein Bombardement ausgehalten, nur vierundzwanzig Stunden früher, ehe der Waffenstillstand geschlossen wurde. Bitsch war, als der Frieden unterzeichnet wurde, noch unbezwungen, die Deutschen zogen dort erst auf Grund des Friedensvertrages ein, mit Gewalt hatten sie es nicht in ihren Besitz zu bringen vermocht. Die Verteidiger von Pfalzburg öffneten die Thore ihrer Festung, ohne eine Kapitulation eingegangen zu haben, dem Feinde erst in dem Augenblicke, als ihr letzter Bissen Brot verzehrt war. Die rauchenden Brandstätten von Thionville und Montmedy redeten laut von dem, was die Bewohner der beiden Städte erduldet, ehe diese Festungen kapitulierten. Stolz aber dürfen sich ihnen allen zwei lothringische Plätze zur Seite stellen, die mit einer Aufopferung ohne gleichen, trotz ihrer ungünstigen Lage, trotzdem sie dem feindlichen Feuer fast vollständig preisgegeben waren, eine Belagerung aushielten, lang genug, um ganz Deutschland in Erstaunen zu setzen, und alle, auch die kühnsten Erwartungen der französischen Militärs zu übertreffen.

Toul, in zweiter Linie hinter Metz und Straßburg, mehr als zwanzig Meilen weit von der Grenze gelegen, versah sich noch weit weniger, als diese beiden Plätze eines nahe bevorstehenden Angriffes. Man traf dort nicht nur lediglich gar keine Anstalten, sich zu verteidigen, sondern die Regierung beabsichtigte sogar, immer in der Annahme, der Krieg könne selbstredend kein anderer als ein Angriffskrieg sein, dort einen Teil der Armee-Reserven zusammenzuziehen. Man sandte 400 Betten dorthin, ein beträchtliches Ambulanzen-Material, drei Batterien Fußartillerie, zwei Pionier-Compagnien, einen Brückentrain, ein Infanterie- und zwei Kavallerie-Depots. Die Soldaten konnten dort, fern vom Schuß und weit vom Feind, ganz gemütlich exerzieren, bis eines Tages die militärische Lage es nötig machen würde, thätig in den Kampf einzugreifen. Aber nur wenige Stunden, während welcher blutig gekämpft wurde, genügten, alle diese Illusionen zu zerstören. Seit dem 6. August, seit den beiden Niederlagen von Forbach und Reichshofen, handelte es sich nicht mehr darum, in Deutschland einzufallen, Frankreich selbst wurde von den feindlichen Armeen überschwemmt, es galt, sich im eigenen Lande seiner Haut zu wehren. Eines war immerhin noch möglich. So, wie die Dinge lagen, selbst dann noch, als die Vogesen preisgegeben wurden, ohne daß auch nur ein Schuß zu ihrer Verteidigung gefallen wäre, hätte die französische Armee, statt sich unter den Mauern von Metz zu konzentrieren, eine sehr starke Stellung beziehen und die Invasion der Deutschen aufhalten können, wenn sie im Walde von Haye, zwischen Nancy und Toul Stellung genommen und die steil abfallenden waldigen Höhen, welche zwischen dem Mosel- und Maasbecken liegen, besetzt hätte. Damit würde sie die Ostbahn gedeckt und ihre Verbindungen mit Paris offen gehalten haben. Dieser Plan, der Frankreich vielleicht viel Unglück erspart haben würde, schwebte einen Augenblick dem Gehirn des immer unschlüssig hin- und herschwankenden Kaisers vor, aber nur, um ebenso schnell, wie er aufgetaucht, auch wieder verworfen zu werden. General Changarnier nannte später in der Kammer diesen Plan ein glückliches, leider nur allzu bald wieder fallen gelassenes Projekt, und ebenso bedauerte Marschall Bazaine in einer vertraulichen Unterredung mit dem Maire von Metz dieses Aufgeben eines vollständig richtigen Planes. Er schrieb dies dynastischen Interessen zu. — General Failly, der in größter Unordnung mit seinem Corps sich zurückzog, ohne es auf einen Kampf ankommen zu lassen, wurde von Mirecourt nach Toul beordert, wahrscheinlich um vorwärts von Toul die angestrebte Konzentration zu bewerkstelligen und der Armee von Metz die Hand zu reichen, bereits aber herrschte im kaiserlichen Hauptquartier ein solches Durcheinander, eine solche Unentschlossenheit und Unklarheit, daß am nämlichen Tage, an welchem der Kommandant des 5. Corps in diesem Sinne Instruktionen erhielt, ihm der Telegraph, wenige Stunden später, ganz entgegengesetzte Befehle brachte. „Sie haben heute früh Ordre erhalten, auf Toul zu marschieren,“ hieß es am 12. August in einem Schreiben des Generalstabs, „der Kaiser annulliert diesen Befehl (erklärt ihn für nichtig) und schreibt Ihnen vor, sich nach Paris auf der Ihnen am bequemsten und richtigst erscheinenden Straße in Bewegung zu setzen.“ Eine dritte Depesche hob

wieder diese beiden vorhergehenden auf und hieß ihn nach dem Lager von Châlons, und von da auf Sedan marschieren. Dem 6. Corps seinerseits erging es kein bißchen besser als dem 5., von richtigen Instruktionen und Befehlen war keine Rede. Erst rief man es von Châlons nach Nancy, dann schickte man es von dort wieder ins Lager zurück, um schließlich von da aus das Corps nach Metz zu dirigieren, wo es nichts weniger als vollzählig ankam. Einen Teil seiner Kavallerie und eine ganze Anzahl Geschütze hatte es unterwegs auf der Landstraße eingebüßt und stehen lassen müssen. Kaum hatte man sich zu etwas entschlossen, so kam auch schon ein Gegenbefehl, und alles, was man beabsichtigt hatte, war nun natürlich verfehlt. Durch den Rückzug General Faillys und die Unthätigkeit der um Metz lagernden Armee, wurde die Festung Toul, zu deren Verteidigung nich. das Geringste vorgesorgt war, preisgegeben. Und doch wäre es ein Leichtes gewesen, dem Feinde vor der Stadt ernstliche Hindernisse zu bereiten, sobald man nur den Tunnel von Foug gesprengt und die Eisenbahnbrücke bei Fontenoy zerstört hätte, wie dies der Genie-Oberstlieutenant Michon hatte haben wollen. An beiden Punkten waren die nötigen Minengänge angelegt worden, sie waren auch geladen, aber sie durften nicht bälder entzündet werden, als bis der Kaiser Befehl dazu geben würde. Dieser Befehl kam nie, statt seiner kamen die Preußen. Fünf Monate später wurden sie dann allerdings, dank einem viel zu spät unternommenen Versuche durch Franktireurs zerstört, aber die Geschichte kostete Lothringen zehn Millionen Franks Contribution und das Dorf Fontenoy wurde dafür niedergebrannt.

Nachdem einmal der Rückmarsch des fünften Corps beschlossene Sache war, galt die Festung Toul in den Augen der französischen Regierung für verloren; nach der Auffassung, die man in Paris hatte, mußte Toul in dem nämlichen Augenblicke fallen, in welchem der Feind zum Angriff schritt. Man war nur noch darauf bedacht, dem Feinde möglichst viel von seiner Beute zu entziehen, indem man den größten Teil der dort zusammengezogenen Reserven, den Brückentrain, die Pionier-Compagnien, die Feldbatterien und vier oder fünf Kavallerie-Depots aus der Festung abziehen ließ; nur ungefähr 2500 Mann, unter denen sich aber, wenn es hoch kam, an 200 einexerzierte Soldaten befanden, blieben als Besatzung zurück. Die Mehrzahl war Mobilgarden-Infanterie, die in die verschiedensten Uniformen gesteckt worden war und die erst seit zwei Tagen ein Chassepotgewehr in die Hand bekommen hatte, demzufolge auch nicht mit demselben umzugehen wußte. Da waren ferner Artilleristen, die noch keine Kanone angerührt, viel weniger abgefeuert hatten, zum Überfluß waren auch ihre Offiziere Mediziner, Notare, Civilingenieure, Fabrikanten, kurz alles andere, nur keine Artillerieoffiziere; des weitern waren noch Nationalgarden da, die seit drei Tagen mit Perkussionsgewehren sich ausbildeten, und das Depot des vierten Kürassier- sowie des 63. Linienregiments, das letztere aber bestand durchgängig aus Rekruten. Die vorhandenen dreißig Gensdarmen aus den Arrondissementsbrigaden bildeten die tüchtigste und am meisten an den Krieg gewöhnte Truppe. Diesen jungen, unerfahrenen Soldaten gab man dann auch noch Anführer, die man nahm, wo man sie eben gerade bekam. Kommandant Huck, ein früherer Kürassier-Rittmeister, übernahm das Kommando des Platzes, und der Genie-Offizier, welcher die Verteidigung der Festung leiten sollte, konnte eben noch den Tag, ehe die Deutschen vor der Festung erschienen, in dieselbe hineingelangen. — Das war alles, was ein zudem noch ungünstig gelegener Platz an Verteidigungsmitteln den Deutschen und der Wirkung der modernen Artillerie entgegenzusetzen hatte. In einer Entfernung von 600, 700, 1200 und 1500 Metern erhebt sich rings um Toul eine Reihe von Hügeln, welche die Wälle vollständig beherrschen. Eine dieser Höhen, der Mont St. Michel, erhebt sich 185 Meter über das Straßenpflaster der Stadt. Diese Lage war eine offenbar äußerst gefährdete, und im Princip war auch längst beschlossen worden, die Stadt mit einem Gürtel von Forts zu umgeben, aber die Arbeiten um Metz fraßen für die dortigen Werke allein fast die ganze Summe auf, welche für alle Festungen im Osten bestimmt war, und so kam es, daß in dem Augenblicke, als der Krieg begann, an allen für Toul in Aussicht genommenen Werken noch nicht einmal der erste Spatenstich gemacht war. So beschränkten sich im Jahre 1870 die Befestigungswerke von Toul auf eine von Vauban entworfene, mit Bastionen versehene Gürtelmauer mit gedecktem Weg, und auf einige Außenwerke. Unter solchen Umständen gab es viele, welche der Ansicht waren, daß sich Toul nicht länger als zwei Tage werde halten können.

Die Deutschen, welche so gut wie die Franzosen wußten, daß der Garnison so ziemlich alles fehlte, um den Platz mit Aussicht auf Erfolg verteidigen zu können, und denen vor allem daran lag, die Bahnlinie in ihre Gewalt zu bekommen, versuchten ohne langen Zeitverlust die Stadt durch einen Gewaltstreich in ihre Hände zu bekommen. Während am 14. August die französische Feldartillerie nach dem Lager von Chalons sich zurückzog, erschien ein deutscher Parlamentär vor der Festung mit der Aufforderung zur Übergabe, und nachdem am 16. mittags zwei neuerdings an die Festung ergangene Aufforderungen resultatlos geblieben waren, eröffnete die beim Metzer-Kreuz, auf halber Höhe des Mont St. Michel und in der Nähe des Dorfes Dommartin aufgefahrene deutsche Artillerie ihr Feuer auf das metzer Thor und die benachbarten Stadtteile. Zugleich rückte die aus dem Anhalt-Dessauschen Kontingent (!) bestehende Division Fransecky unter dem Schutze von Hecken und sonstigem Gesträuch gegen das Glacis vor, schickte ihre Plänkler in die Gärten vor, und unterhielt gegen die Garnison und die Nationalgarde, welche vollzählig auf die Wälle geeilt war, ein lebhaftes Gewehrfeuer. Die deutschen Granaten verursachten bereits an diesem Tage zahlreiche Feuersbrünste; zwar gelang es, zweiundzwanzig derselben zu löschen, ein Futtermagazin dagegen, und die Dienstwohnung des Steuereinnehmers fielen den Flammen vollständig zum Raube; die Kathedrale wurde von mehreren Geschossen getroffen, nicht einmal das Hospital war, trotzdem die Fahne mit dem genfer Kreuz über demselben wehte, vor Granaten sicher. (Die stehende, immer wiederkehrende französische Schauermär, an der natürlich kein wahres Wort ist. D. Üb.) Bis um 5 Uhr abends manövrierten die Deutschen rings um die Stadt, eifrig bemüht, den schwachen Punkt derselben zu entdecken, und immer noch in dem Wahn befangen, der Platz und die Garnison werde kapitulieren. Während des Kampfes war ihre Artillerie näher an die Wälle herangegangen, offenbar wollte sie die Bevölkerung einschüchtern und ausschlaggebende Treffer erzielen. — Nach fünfstündigem Kampfe mußten die Deutschen wohl oder übel einsehen, daß es ihnen nicht gelingen werde, die Wachsamkeit der Garnison zu täuschen oder deren Mut zu brechen. Die französische Artillerie hatte der deutschen aufs nachdrücklichste geant-



Ansicht von Toul.

wortet, und die Chassepots rissen mörderische Lücken in ihre Reihen. Vierzig Tote und achtzig Zündnadelgewehre wurden in den vor der Stadt liegenden Gärten gefunden, viele ihrer Toten hatten die Deutschen mitgenommen und sofort begraben. Man schätzt die Zahl der an jenem Tage außer Gefecht gesetzten Preußen mit 6—700 Mann nicht zu hoch. In der Umgegend von Toul, ja bis nach Nancy hin, richteten die Deutschen Ambulanzen ein, um ihre Verwundeten dort zu sammeln. Ein Parlamentär stellte sogar das Ansuchen, man möchte siebzehn Schwerverwundete, welche nicht transportfähig waren, in der Festung aufnehmen und dieselben im städtischen Spitale wohl verpflegen. Die Deutschen hatten darauf gerechnet, bei ihrem ersten Angriff nur auf einen Schein-Widerstand zu stoßen, welcher der Waffenehre Genüge thun sollte. Sie hatten sich den Erfolg so leicht gedacht, daß preußische Offiziere, welche des Morgens von Nancy nach Toul abgegangen waren, sich ihren Quartierträgern gegenüber erboten hatten, Briefe dorthin mitzunehmen und sie noch am nämlichen Abend zu übergeben, und zwar in Person. Man hätte ihnen füglich zur Antwort geben können, was anno 1792 ein Franzose aus der Umgegend von Verdun dem Kammerdiener Goethes sagte, der sich erboten hatte, einen Brief nach Paris mitzunehmen, wo die Armee des Braunschweigers ohne Schwertstreich einziehen zu können hoffte: „Hier ist der Brief, aber er wird nie an seine Adresse gelangen.“ So allgemein war dieser zuversichtliche Glaube in der deutschen Armee, daß man den Tag nach dem Kampfe am 16. August, um 7 Uhr in der Früh, einen feindlichen Reiter, sein Pferd am Zügel führend, vor dem Moselthore anlangen sah; man ließ ihn ruhig herankommen, die Zugbrücke fiel, das Thor öffnete sich und schloß sich wieder hinter dem Reiter. Es war die Ordonnanz eines deutschen Offiziers, der den Reiter nach Toul bestellt hatte, in der Meinung, die Festung sei gefallen. Als Sieger hatte er einzuziehen gehofft und sah sich nun zu seiner großen Überraschung mit einemmale gefangen.

Dadurch, daß Toul den Deutschen einen ungeahnt heftigen Widerstand leistete, hatte die kleine Festung Frankreich den großen Gefallen erwiesen, den Marsch der deutschen Truppen ins Innere von Frankreich aufzuhalten. Der Eisenhagel von Touls Wällen, der gleichzeitig die Straße nach Paris und die Eisenbahn unter Feuer hielt, zwang den Feind zu großen Umwegen auf schwer zu passierenden Straßen. So lange Toul sich hielt, befand sich immer noch wenigstens ein „Schlüssel des Hauses,“ um mit Herrn von Bismarck zu reden, in den Händen der Franzosen. Ohne völlig frei über die Eisenbahn verfügen zu können, durfte die Invasionsarmee nicht darauf rechnen, Lebensmittel und Munition in kurzer Zeit heranziehen zu können. Es läßt sich daher leicht begreifen, wie viel dem deutschen Generalstab daran liegen mußte, dieses Hindernis aus der Welt zu schaffen. Die Zeit drängte. Kaum hatten sie gesehen, daß mit Gewalt nichts auszurichten war, so versuchten sie es mit Unterhandlungen. Am 18. August verlangte ein deutscher Parlamentär freien Vorüberzug der deutschen Truppen vor den Mauern der Festung, dafür versprach er, daß man sich währenddem jedes feindseligen Aktes enthalten werde. Aber diesen Vorschlag, der allerdings Toul alle Leiden einer Belagerung, freilich auf Kosten Frankreichs, erspart und dem Interesse der Bewohner jener Festung dasjenige der nationalen Verteidigung aufgeopfert haben würde, wies der Festungskommandant ohne jedes Zaudern und Besinnen zurück; er wußte, daß er damit vollständig den Gefühlen entsprach, die in Toul jeden einzelnen beseelten. Ein Wagenzug des Feindes hatte nichts destoweniger versucht, während der Nacht auf der Bahnlinie vorzurücken; er war mit Flintenschüssen empfangen worden und büßte einen mit Lebensmitteln beladenen Wagen ein. Von jetzt ab begann die Epoche der Cernierung, einer Cernierung, die weder dem Bombardement, noch wiederholten Versuchen, Unterhandlungen herbeizuführen, ein Ende setzte. Die Preußen stellten, 2000 oder 2500 Meter von den Wällen entfernt, Posten in der Stärke von dreißig bis vierzig Mann aus, die sich jederzeit die Hand zu reichen und sich gegenseitig zu unterstützen vermochten. Sie verbanden diese Posten unter sich durch zahlreiche Vedetten, die je nach den Umständen wieder aufgehoben oder verstärkt wurden, die ganze Umgegend hinter der ersten Linie der Deutschen, die Dörfer Fontenoy, Bruley, Pagney, Ecrouves, Chaudenay und Gye waren von ihnen besetzt. Was sie damit bezweckten, war, die Einwohner von Toul vollständig von dem übrigen Frankreich abzuschneiden, ihnen jede Hoffnung auf Hilfe zu rauben, mit einem Worte, sie mürbe zu machen, um an dem Tage, an welchem man zum Sturme übergehen wollte, leichteres Spiel zu haben, oder sie durch die Vorspiegelung einer vorteilhaften Kapitulation irre zu machen. Schrecken und List, das waren die zwei Waffen, deren sich die Deutschen während des Krieges zu bedienen pflegten, mit einer Geschicklichkeit, die gerade das Gegenteil von Offenherzigkeit war, welche die Franzosen bei den Deutschen vorauszusetzen nur allzu leicht geneigt waren. Bald rauh und drohend, bald überfließend von Versprechungen und Verlockungen jeder Art, im Grunde aber einzig und allein nur von dem Gedanken geleitet, die Dinge auf die Spitze zu treiben und einen raschen Erfolg zu erzielen, wandten sie häufig an einem und demselben Tage die Diplomatie und ihre Kanonen an, um ihren Zweck zu erreichen. Am 23. August beispielsweise forderte ein Parlamentär den Platz neuerdings auf, sich zu ergeben, und da der Kommandant auch jetzt wieder diese Aufforderung zurückwies, ließ die preußische Artillerie fünfzig Feldgeschütze in Stellung auffahren. Aber wie bei Straßburg, wie überhaupt jedesmal, waren es nicht die Wälle, welche der Feind angriff, die Stadt war's, auf welche er sein Feuer richtete, in der Hoffnung, den Mut der Bürger dadurch zu brechen; wie denn eine ganze Reihe von Gebäuden getroffen, ein riesiges Magazin in Brand geschossen, und wie man deutscherseits annahm, „der psychologische Moment“ gekommen war, schwieg mit einemmal das Feuer, die Belagerer hißten die Parlamentärflagge auf, und einige Offiziere, welche die günstigsten Bedingungen zu stellen ermächtigt waren, ersuchten, die Zugbrücke herabzulassen. Sie mochten wohl darauf rechnen, daß der himmelweite Absprung zwischen all dem Elend, das sie bis jetzt der belagerten Stadt bereitet, und den günstigen Bedingungen, welche sie zu stellen ermächtigt waren, ihnen zum Ziele verhelfen würde. Vorausgesetzt, daß die Festung kapitulierte, oder was das Gleiche hieß, daß die deutschen Truppen und ihre Trainabteilungen unbelästigt, unter den Mauern der Festung, die Eisenbahn benützen durften, kamen die Deutschen in betreff des Wortlauts der Kapitulation in jeder Weise entgegen; der Kommandant selbst sollte die Kapitulationsurkunde nach seinem Gutbefinden aufsetzen, die Garnison mit Waffen und Gepäck abziehen dürfen, ja man ging sogar so weit, den Einwohnern vollständigen reichen Ersatz für allen durch das Bombardement entstandenen Schaden zu versprechen und zu gewährleisten. Aber der energische Offizier, welcher Toul verteidigte, merkte gar wohl die Falle, in der man ihn zu fangen suchte. Der große Wert, den die Preußen, sie machten gar kein Hehl daraus, auf die Übergabe Touls legten, ging am besten aus den bei ihnen sonst ganz und gar nicht üblichen Bedingungen hervor, welche sie für den Fall der Übergabe des Platzes stellten. „Wie schade!“ rief einer ihrer Parlamentäre aus, als ihm die abweisende Antwort des Festungskommandanten zu teil wurde. Ein rein menschliches Gefühl für die Stadt Toul, die durch diese abweisende Antwort schweren Gefahren entgegenging, hatte dem betreffenden Offizier seinen Ausruf wohl kaum entlockt, er dachte wohl viel eher an all die Hindernisse, welche der Widerstand, den die Festung leistete, noch auf lange Zeit hinein dem Vormarsch der Preußen in den Weg legen würde. Nun versuchte man, freilich ohne besseren Erfolg, den Mut der Belagerten dadurch zu brechen, daß man durch einen Parlamentär die Nachricht in die Festung hineinsandte, Marschall Bazaine sei von der Armee, bei welcher sich der Kaiser befand, vollständig abgeschnitten und in Metz eingeschlossen. „Ihr seid Ehrenmänner, tapfere Männer,“ sagte der Parlamentär, ehe er zurückritt, „und eure Soldaten schlagen sich wie die Löwen, aber was wollt ihr ausrichten gegen die Übermacht?“ Kaum war der deutsche Parlamentär wieder bei seinen Truppen, als auch schon das Feuern mit erneuter Heftigkeit begann. Die Diplomatie war mit ihrer Weisheit zu Ende, nun hatten wieder die Kanonen das Wort und donnerten auf die arme, anscheinend dem Verderben und Untergange geweihte Stadt los. Vergeblicher Versuch; was die List nicht zustande gebracht, die Gewalt vermochte es noch viel weniger! Gegen Abend schienen die Deutschen eingesehen zu haben, daß all ihre Anstrengungen umsonst gewesen, die von der Armee des Kronprinzen abdetachiert gewesene Feldartillerie fuhr eiligst ab, um die dritte Armee noch rechtzeitig einzuholen.

Es blieb den Deutschen nichts anderes übrig, als die Cernierung

aufrecht zu erhalten und die Ankunft der Belagerungsgeschütze abzuwarten, die man von Marsal her verschrieben hatte. Trotz aller Wachsamkeit der Deutschen hatten sie es aber doch nicht verhindern können, daß einzelne Nachrichten nach Toul hinein gelangten; leider aber waren es falsche Nachrichten, wie sie während dieses Feldzuges so oft, dank französischem Leichtsinn und der dieser Nation eigentümlichen Leichtgläubigkeit immer und immer wieder auftauchten, verbreitet und geglaubt wurden. Vor den traurigen Erfahrungen des Jahres 1870 war es den Franzosen geradezu als ein Ding der Unmöglichkeit erschienen, daß französische Waffen eine Niederlage sollten erleiden können, geradezu kindlich naiv und für vollständig ausgeschlossen, galt ihnen auch nur der Gedanke, daß ihre Waffen unterliegen könnten, und wenn sich je einmal eine Stimme hören ließ, die einen, wenn auch noch so gelinden Zweifel darein setzte, so wurden sie ernstlich böse. Die Menge betrachtete mit Mißtrauen, ja beinahe feindselig, jeden, der es wagte, einige, wenn auch noch so gelinde Befürchtungen auszusprechen, oder der, ohne energisch zu protestieren, von französischen Niederlagen erzählen hörte. Man wollte Erfolge haben, das Schicksal schuldete uns solche, und den beständigen Illusionen gegenüber, in welchen sich ganz Frankreich, Paris voran, wiegte, vermochte sich die Wahrheit nur schwer Bahn zu brechen, wenn es ihr überhaupt einmal gelang. Schwirrte dann aber irgend ein den Franzosen günstiges Gerücht durch die Luft, hei, wie wurde dem gelauscht, wie felsenfest glaubte man daran, mochte es noch so unwahrscheinlich und toll sein; im nächsten Augenblick hatten sich schon Hunderte von Boten gefunden, die es verbreiteten, und Tausende, die es glaubten. Man lernte auch in Toul jene eigentümliche Krankheit kennen, welche in allen belagerten Plätzen herrscht, welche wie eine Fata Morgana den Eingeschlossenen die heranrückenden Befreier, den Feind bereits im Rückzug begriffen zeigt, und dem Ohre den Kanonendonner vorzaubert, der von der heranrückenden Entsatzarmee herüberdröhnt. Eines Tags wurde im Publikum die Nachricht laut, vom Horizonte heben sich deutlich die roten Hosen herannarschierender französischer Regimenter ab, wieder ein anderes Mal hieß es, Mac Mahon habe bei Joinville einen großen Sieg erfochten, seine Vereinigung mit Bazaine bewerkstelligt und den Kronprinzen von Preußen gefangen genommen. Die Journale wurden nicht müde, der ersten erlogenen Nachricht sofort eine zweite folgen zu lassen. Es waren dieselben Lügen, mit welchen man zu Anfang des Krieges die Pariser Bevölkerung in einen Freudentaumel zu versetzen gewußt hatte. Natürlich fiel auf all diese Hoffnungen der giftige Mehltau der Wirklichkeit, wie der Reif in der Frühlingsnacht auf die Blaublümelein, und zerstörte sie unbarmherzig. Kaum hatte man in Toul felsenfest an einen Sieg der französischen Waffen geglaubt und sich daran angeklammert, so kam auch schon, durch einen Parlamentär überbracht, die Kunde von dem unseligen Tag und dem Mißgeschick von Sedan.

Am 7. September waren die Belagerungsgeschütze, welche die Preußen von Marsal sich verschrieben hatten, angelangt. Hinter dem Mont St. Michel war anhaltender Kanonendonner zu vernehmen gewesen, und man glaubte anfänglich in der Festung an das Herannahen eines Entsatzcorps, leider aber war es der Feind, welcher Schießübungen abhielt, und die Tragweite seiner Geschütze probierte; man hatte sich in Toul umsonst gefreut. Nach Beendigung dieser Schießübungen wurden die Geschütze 1500 Meter vor den Wällen aufgefahren, dank dem Schutz, den ihnen das Terrain gewährte, und vollständig von Bäumen verborgen, welche sie, wie ein Vorhang, den Blicken des auf dem Turme der Kathedrale aufgestellten Beobachtungspostens entzog. Von jetzt ab fiel, völlig geflissentlich, über die Wälle hinweg, die offenbar geschont wurden, ein Hagel von Granaten und Bomben auf die Gebäude der Stadt nieder. Während des neun Stunden währenden Bombardements brannten drei Häuser nieder, zahlreiche Feuersbrünste entstanden, mehrere Granaten schlugen in den Häusern alles, vom Dach bis in den Keller, durch, zwei Einwohner wurden bei dem Versuche, dem Feuer Einhalt zu thun, getötet. Immer noch gaben die Deutschen die Hoffnung nicht auf, durch den Schrecken die Kapitulation der Stadt zu erzwingen. Der preußische Gouverneur von Nancy hatte sich bereits von dort auf den Weg gemacht, in der sichern Hoffnung, Toul offen und in deutschen Händen zu finden. Erst am späten Abend ritt er heim, nachdem er umsonst den ganzen Tag auf das Erscheinen der weißen Fahne auf dem Turm der Kathedrale gewartet hatte.

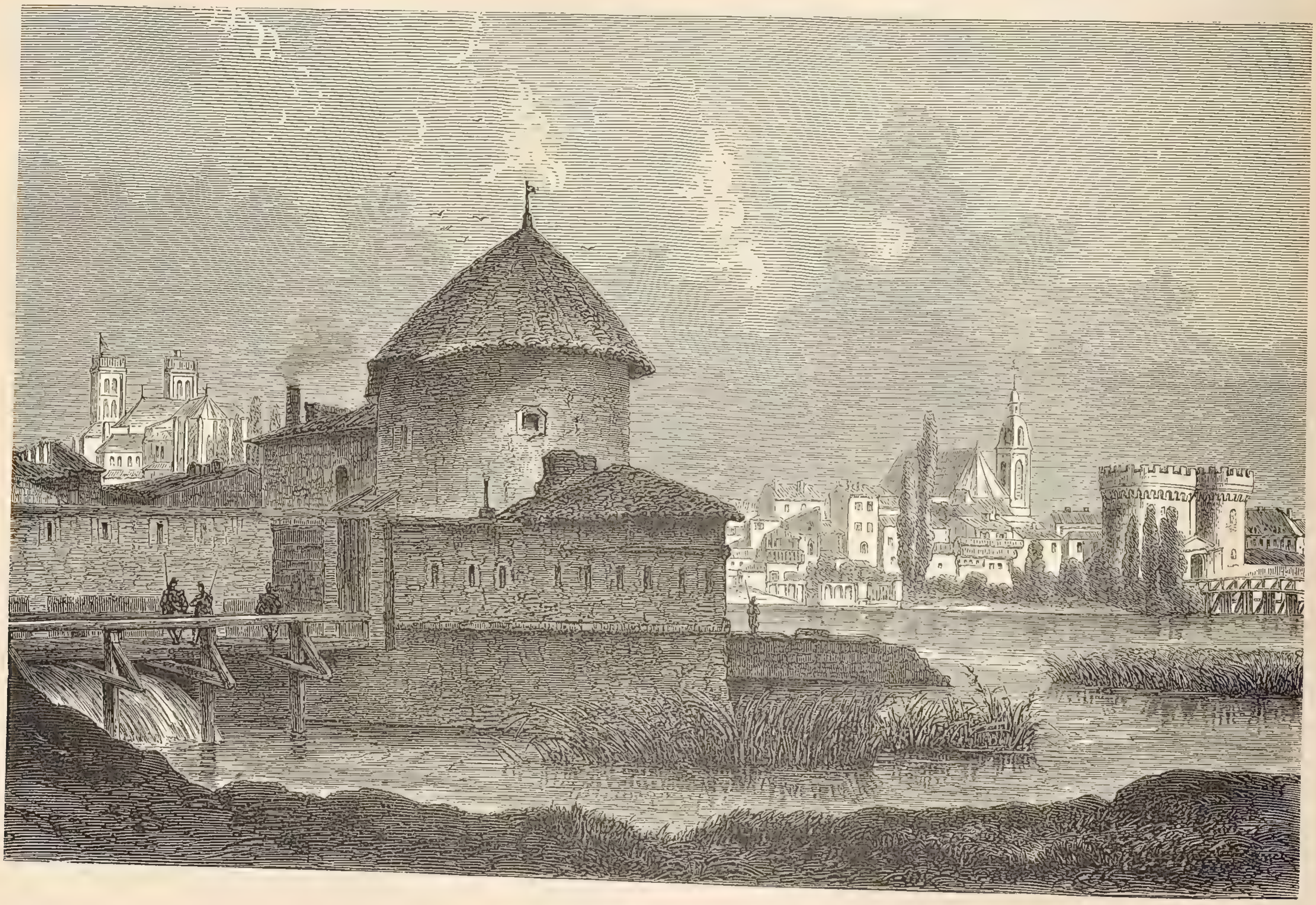
Von jetzt ab verzichteten die Deutschen darauf, durch eine Überraschung, wie sie bislang immer noch gehofft hatten, zum Ziele zu gelangen; sie schritten zur regelrechten Belagerung und zogen zu diesem Zwecke eine ganz ungeheure Masse Artillerie zusammen. Sie überschütteten einen Teil der Wälle mit Geschossen aller Art, um das Feuer der wenigen Geschütze, die ihnen noch antworteten, zum Schweigen zu bringen. Ihre hinter dem Kamme der Höhen angelegten, durch Brustwehren geschützten und dem Blick der Belagerten entzogenen Batterien waren der Artillerie der Festung weitaus überlegen und zermalmten diese. So lange sie überhaupt noch dazu imstande gewesen war, hatte die Festung aufs lebhafteste geantwortet, aber was konnte sie gegen ein aus nächster Nähe abgegebenes Feuer machen, und dazu aus einer solch günstigen Stellung und von solcher Präzision, daß mehr als einmal die Schießscharten der Geschütze getroffen und die Bedienungsmannschaften außer Gefecht gesetzt wurden. In die Vorderseite der Infanteriekaserne wurde eine breite Bresche geschossen, das Spital von Granaten wie ein Sieb durchlöchert, von einem Zimmer zum andern flüchteten die Kranken; mitten während einer Amputation wurde dieselbe zweimal durch einschlagende Granaten unterbrochen, man mußte dieselbe vollends im Keller vornehmen. Keinen Augenblick sollten die Einwohner zur Ruhe kommen, bei Tag kamen alle halbe, bei der Nacht jede Viertelstunde die Granaten geflogen, die Straßen fegend, und über den Häusern und in denselben platzend.

Die Belagerung von Toul währte vierzig Tage lang. Hier war der einzige Punkt, auf dem die rasch hergestellten Verbindungen zwischen Deutschland und den Belagerungstruppen vor Paris, die eben zur Einschließung der Stadt schritten, unterbrochen waren. Erpicht darauf, diesem Zustande ein Ende zu machen und die nach dem Osten Frankreichs führende Hauptlinie der Eisenbahn in seine Gewalt zu bringen, um hiedurch die Herbeiführung von Munition, Artillerie und Ersatzmannschaften beschleunigen zu können, befahl der König von Preußen dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, der mit seinen Truppen Reims besetzt hielt, auf Toul mit einem Truppencorps zu marschieren und sich der kleinen Festung um jeden Preis zu bemächtigen. In Ausführung dieses Befehls schlossen am 23. September 15 000 Mann den Platz ein, und sofort begannen dreiundneunzig Geschütze schweren Kalibers, die noch durch einundzwanzig Reservegeschütze unterstützt wurden, Bresche zu schießen. Von 5 Uhr früh unterhielten die preußischen Batterien ein Kreuzfeuer auf die Wälle, die Häuser, schossen die Vorstädte St. Mansuy und St. Epvre teilweise in Brand, legten die da und dort in den Gärten gelegenen Wohnungen in Asche und hüllten die Stadt in eine Feuersäule ein. In wenigen Stunden regneten auf den das französische Thor deckenden Halbmond Tausende von Geschossen nieder, eine Granate zerriß die Ketten der Zugbrücke, rasselnd fiel die Aufzugsklappe über dem Graben nieder; an einer andern Stelle wurde in einem brennenden Hause ein junges Mädchen von einer Granate in Stücke gerissen, Granatsplitter verwundeten eine Frau und ein Kind. Die Artillerie des Platzes, welche durch convergierendes (auf einem Platze zusammenlaufendes) und durch abwärts gerichtetes Feuer, das sie nicht zu erwidern imstande war, grausame Verluste erlitt, — dreißig Artilleristen waren neben ihren Geschützen gefallen, schwer oder tödlich verwundet, — schien am Ende ihrer Leistungsfähigkeit angelangt, jeder Widerstand von nun ab ein Ding der Unmöglichkeit zu sein. Jetzt den Kampf noch fortsetzen, hieß die Stadt dem sichern Ruin entgegenführen und Ströme von Blut vergießen, ohne daß dadurch etwas anderes erreicht worden wäre, als das unabwendbare Geschick noch einige wenige Stunden aufzuhalten. Und doch dachte der brave Offizier, der in Toul das Kommando führte, an keine Ergebung; erst nachdem er sich mit dem Maire und dem Municipalrat der Stadt ins Benehmen gesetzt, und nachdem ein diesbezüglicher einstimmiger Beschluß des Verteidigungsrates vorlag, entschloß er sich, die weiße Fahne aufzuziehen. Nach dem neuen, von den Preußen erstmals angewandten Kriegsrecht wurde auch Toul behandelt, es mußte die harten Bedingungen der Kapitulation von Sedan über sich ergehen lassen. Die Zeiten waren vorbei, wo Garnisonen, die ihre Schuldigkeit bis zum letzten Augenblicke gethan

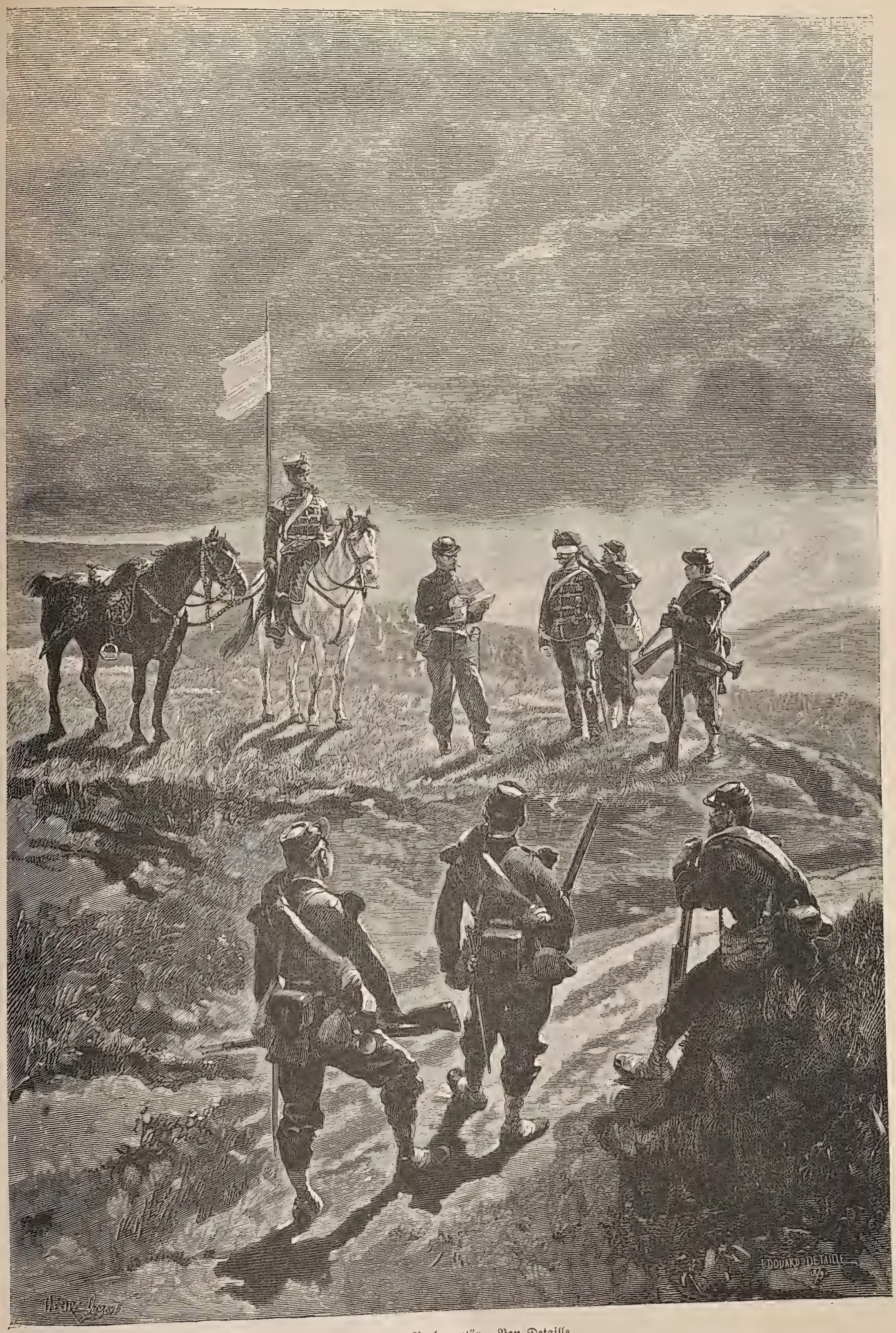
hatten, vom Sieger das Recht zugestanden erhielten, den Platz mit allen Kriegsehren verlassen und mit Waffen und Gepäck abziehen zu dürfen. Die fast ohne jedes Beispiel in der Geschichte dastehende Demütigung, welche der Kaiser für seine Armee sich hatte gefallen lassen, eine Kapitulation, unter die sein Onkel niemals seinen Namen gesetzt haben würde, so wenig als irgend ein General der ersten Republik oder ein Prinz aus französischem Herrschergeschlecht, diese Demütigung wurde nunmehr die rechtliche Grundlage aller vom Feinde in Vorschlag gebrachten Verträge. Die Garnison von Toul wurde entwaffnet, wie es die französischen Truppen von Sedan geworden waren, und in die Kriegsgefangenschaft nach Deutschland abgeführt. Die einzige Vergünstigung, welche man als ein Zeichen der Anerkennung der trefflichen, mutigen Haltung der Bürgerschaft zu erlangen vermochte, war die, daß alle aus der Stadt selbst gebürtigen Mobilgardisten, wenn sie ihr Ehrenwort abgaben, in diesem Kriege nicht mehr gegen Deutschland zu fechten, in Toul bleiben durften.

Alles in allem, die kleine Festung hatte sich wohl verdient gemacht ums Vaterland, ein Dekret der Regierung der nationalen Verteidigung anerkannte das ausdrücklich, und die Nationalversammlung schloß sich diesem Akte an. Toul, lediglich auf seine eigenen Hilfsquellen angewiesen, mit seinem unvollständigen und mangelhaften Befestigungssystem, mit einer schwachen, durchaus unerfahrenen und nur höchst mangelhaft ausgebildeten Garnison, von Frankreich abgeschnitten, hatte, obwohl es durch preußische Parlamentäre von den Unglücksschlägen, die Frankreich betroffen, in Kenntnis gesetzt worden war, und von nirgends her auf Hilfe rechnen konnte, dennoch einen ungemein heftigen Angriff des Feindes abgeschlagen und diesem bedeutende Verluste beigebracht; sieben Aufforderungen, sich zu ergeben, die bald von Drohungen, bald von lockenden Anerbietungen begleitet waren, hatte Toul zurückgewiesen, vier Beschießungen ausgehalten und den Feind gezwungen, unter seinen Mauern 15 000 Mann Feldtruppen festzulegen, und um die Festung zu bezwingen, 114 Belagerungsgeschütze in Batterien zu bringen. Beinahe alle Häuser der Stadt trugen Spuren der Granaten und Bomben; achtzehn Privat- oder Staatsgebäude lagen in Trümmern. Um diesen Preis hatte man die Straße nach Paris bewacht und den Marsch der preußischen Zufuhren und deren Bedeckungen eine Reihe von Tagen aufgehalten. —

Es müßte ermüdend wirken, nach den Vorgängen vor Toul auch die ganz ähnlichen Ereignisse der Belagerung von Verdun des langen und breiten zu erzählen. Überall gingen die Preußen gleichmäßig zu Werke, und ebenso setzten in Lothringen die belagerten Städte den Angriffen, deren Ziel sie waren, den gleichen Widerstand entgegen. Die Festung Verdun, in einer Ebene gelegen, und auf allen Seiten von Höhen beherrscht, von wo aus die Artillerie der Neuzeit die Stadt unter das heftigste Feuer nehmen kann, war fast ebenso schwierig zu verteidigen, wie Toul. Als der Kaiser am 16. August in Verdun eintraf, zeigte er sich höchlichst erstaunt, daß auf den die Stadt umgebenden Hügeln keine Forts aufgeführt worden waren, und sprach seine Befürchtungen aus, daß ein so schlecht befestigter Platz unmöglich imstande werde sein können, einer Belagerung mit Erfolg zu widerstehen! Wäre der Kaiser nicht allzusehr mit der Sorge um seine allerhöchste eigene Haut beschäftigt gewesen, so hätte ihm auch in die Augen springen müssen, daß die Garnison von Verdun eine durchaus unzulängliche war, und er würde in diesem Falle die Brigade Chasseurs d'Afrique oder wenigstens das Grenadierbataillon der Garde, welches seine Bedeckung bildete, hier zurückgelassen haben. Ganz auf sich selbst angewiesen, enthielt der Platz viel zu wenig Truppen, als daß es möglich gewesen wäre, den weiten Umfang desselben ordnungsgemäß zu bewachen und die 180 Geschütze auf den Wällen zu bedienen. Die Garnison bestand aus einer Handvoll wirklich einexerzierter Soldaten, zwei Depot-Batail-



Ansicht der Festung Verdun.



Ein deutscher Parlamentär. Von Detaille.

lonen Infanterie, einer Depotschwadron, zwei Bataillonen Mobilgarde, einem Bataillon Nationalgarden, die seit etwa vierzehn Tagen zum erstenmal ein Gewehr in der Hand hatten, und zwar Tabatièregewehre, zwei Batterien Feldartillerie, deren Kanoniere man eiligst aus der Mobil- und Nationalgarde herausgezogen und in Artillerie-Uniformen gesteckt hatte; das war der ganze, bescheidene Stand der Garnison, über den der Höchstkommandierende des Platzes zu Beginn der Belagerung verfügen konnte. Man war übrigens, nebenbei gesagt, auf einen Angriff gar nicht gefaßt. Man hatte von vornherein auf ein siegreiches Vordringen Marschall Bazaines gerechnet, der in Verdun ungeheure Vorräte aufgestapelt gefunden hätte, die dorthin für den Fall geschickt worden waren, daß er den Platz berührte; später lebte man der Überzeugung, es bestehe zwischen dem Höchstkommandierenden der Rheinarmee und dem Marschall Mac Mahon ein verabredeter Plan, nach welchem die Preußen zwischen zwei Feuer genommen und vernichtet werden sollten; man wußte sich, allerdings etwas unbestimmt, zu erzählen: Leute von der Forstwache schlichen sich unter den größten Schwierigkeiten und Gefahren durch die feindlichen Linien, und hätten den Verkehr zwischen den beiden Marschällen wieder hergestellt. Eine entscheidende Schlacht schien unmittelbar bevorzustehen, da, am 24. August, unternahmen die Deutschen mit einemmale einen jener kühnen, überraschenden Angriffe, die sie schon bei Toul versucht hatten, um mittelst eines kecken Handstreichs die rasche Übergabe des Platzes herbeizuführen.

Seit halb zehn Uhr in der Frühe brachen aus den Wäldern Infanteriemassen hervor, die sich sofort über die Ebene hin zerstreuten, in Plänklerkette aufgelöst vorgingen, sich hinter Hecken einnisteten, in den Häusern der Vorstädte festsetzten und ihr Feuer auf den Platz eröffneten. Nichts hatte auf den Anmarsch der Deutschen schließen lassen, wir waren noch ganz erstaunt, wie wir es seit Beginn des Feldzuges schon so oft gewesen waren, aber auf das erste Signal hin eilten Soldaten und Nationalgarden nach ihren Posten auf den Wällen. Die Kanonen beschossen die in Position einfahrenden Batterien, die etwa zwei Kilometer entfernt waren und ebenso rasch als sicher jede ihrer Bewegungen ausgeführt hatten. Von diesem Tage an erlitt die Bevölkerung, welche alle Gefahren der Besatzung mutig teilte, schwere, grausame Verluste. Auf der Bastion St. Viktor fielen sechs Mobilgardisten, zum Tode getroffen, auf der Straße wurde ein Greis von einem Granatsplitter getötet, siebzehn Geschosse schlugen in das zur Ambulanz umgewandelte Seminar, obwohl auf demselben die Fahne mit dem Genfer Kreuz wehte, und forderten dort zwei Opfer. Seinerseits verlor der Feind, der sich, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, mehr als bisher zeigte und dem Feuer der Wälle aussetzte, in ganz kurzer Zeit 600 Mann (?), die ihm außer Gefecht gesetzt wurden.

Der Sturmangriff, auf den man, wie in Toul, gefaßt gewesen war, der die Garnison hätte überrumpeln und durch seine Keckheit die Stadt zum Entschlusse, zu kapitulieren, hätte bringen sollen, scheiterte vollständig; die Deutschen mußten sich vor einem Widerstande zurückziehen, den sie so wenig erwartet hatten, daß sie in den umliegenden Dörfern prahlten, sie würden am 24. August ihr Gabelfrühstück in Verdun einnehmen. Während des größten Teils der Nacht sah man auf den Höhen die Wachtfeuer der Deutschen brennen, gegen drei Uhr morgens erloschen sie, und fernes Wagengerassel verriet, daß der Feind abzog. Es war Prinz Georg von Sachsen, der mit 6000 Mann, von einer starken Reserve unterstützt, und mit vierzig Geschützen es auf gut Glück versucht hatte, auf seinem Marsche Verdun wegzunehmen.

In den letzten Tagen des Monats August hielten einige glückliche Unternehmungen den Mut der Einwohner aufrecht und belebten ihn aufs neue; Franktireurs überfielen in der Umgegend feindliche Wagenzüge und deren Bedeckung und brachten sie in die Stadt. Überdies erwartete man stündlich mit der den Franzosen so eigenen Zuversichtlichkeit die Nachricht von irgend einem Siege. Diese Selbsttäuschung sollte nicht lange anhalten. Ein junger Mann, welcher der französischen Armee als Wegweiser gedient hatte, traf in Verdun ein, und brachte die Kunde von der Katastrophe bei Sedan. Man wollte es ihm nicht glauben, denn diese Nachricht wäre doch gar zu entsetzlich gewesen, und überdies klang sie auch wenig wahrscheinlich, aber ein deutscher Parlamentär, der vor der Festung erschien, bestätigte, daß sich alles so verhielt. Er kam mit dem Auftrage, dem Kommandanten des Platzes die bereits aufgesetzten Bedingungen einer Kapitulation, welche das preußische Oberkommando für unvermeidlich hielt, mitzuteilen. Unsere Feinde verloren keinen Augenblick; nachdem sie unsere Armee gefangen genommen, glaubten sie mit einem Schlage auch den Fall unserer festen Plätze durch die einfache Anzeige von dem Unglücke, das uns betroffen, erzwingen zu können.

General Marmier, der Bruder des berühmten Reisenden, ein schneidiger Offizier, der in Afrika seine Schule gemacht und der während der Krankheit Generals Guérin de Waldersbach in Verdun kommandierte, wies die Aufforderung, den Platz zu übergeben, energisch zurück. In den folgenden Tagen langten vor den Thoren der Stadt zahlreiche französische Gefangene an, welche in Bauernkleidern und sonstigen Verkleidungen entkommen waren und sich durch die Ardennen bis vor Verdun zu schleichen gewußt hatten. Mehr als 2000 Mann, unter denen zum Glück auch Artilleristen waren, verstärkten auf diese Weise die Garnison des Platzes.

Alsbald wurde damit begonnen, an der Verstärkung der Verteidigungswerke zu arbeiten, Blendwerke für die Geschütze auf den Wällen herzustellen; Erdwerke wurden aufgeworfen, die Häuser einer aufblühenden Vorstadt wurden rasiert, um die Zugänge und die Schußlinie frei zu machen. Man kannte die schwachen Punkte der Umwallung, und fürchtete beständig irgend einen nächtlichen Überfall, den energisch zurückzuweisen übrigens alle Anstalten getroffen waren. Man konnte in Verdun nicht wissen, wie man es später auch unglücklicherweise in Paris nicht wußte, daß solche sorgfältige Vorkehrungen im Innern berannter Städte gar nicht notwendig waren, da die Deutschen nie zum Sturm schreiten; statt das Leben ihrer Soldaten in einem solchen Kampfe, der stets ein mörderischer wird, aufs Spiel zu setzen, begnügen sie sich damit, die Häuser zu bombardieren und die Wälle mit Granaten rein zu fegen, auf den eitlen Ruhm, stürmend auf der Bresche zu erscheinen, legen sie keinen großen Wert. — Während die Preußen noch den Beginn des Bombardements abwarteten, vollbrachten sie im Oktober eine nicht minder glorreiche Heldenthat. Sie gestatteten, wie man weiß, der Civilbevölkerung absolut nicht, ihr Vaterland und ihren Herd zu verteidigen; (mit vollstem Recht, dazu ist das Heer da; Meuchelmörder und widersetzliche Burschen trifft die wohlverdiente Strafe. D. Herausg.) auf jeden Versuch, Widerstand zu leisten, hatten sie die Todesstrafe gesetzt, und wo es ihnen notwendig erschien, sogar auf die geringste Teilnahme der Einwohner an den Ereignissen des Krieges. Ein angesehener Bürger aus dem Dorfe Charny, neun Kilometer von Verdun, sollte an sich selbst die Härte und Grausamkeit der Preußen erfahren. Sein ganzes Verbrechen war, sein Pferd hergegeben zu haben, oder es wenigstens geduldet zu haben, daß man es ihm wegnehme, um mittelst dieses Pferdes von der Garnison Unterstützung gegen eine preußische Marketenderin und preußische Soldaten zu erbitten, welche die Mühle von Charny plünderten und verwüsteten. Allerdings waren drei Tage später im gleichen Dorfe zwei preußische Dragoneroffiziere, welche sich eben in einem Hause zu Tische gesetzt hatten, von Franctireurs überfallen und getötet worden, aber der Besitzer des in diese Kriminalgeschichte verwickelten Pferdes war diesem Drama völlig ferngeblieben. (Die alte Geschichte: ins Gesicht freundlich, und wo's möglich war, holte man die braven Franctireurs und ermordete die Leute, mit denen man eben noch angestoßen, und die man hoch und heilig versichert hatte, das französische Volk habe den Krieg nicht gewollt!) Man warf auch nicht dem Maire, nicht einmal den Einwohnern von Charny, die doch thatsächlich die Franctireurs von der Anwesenheit der Preußen in Kenntnis gesetzt hatten, jene That vor; wessen man sie beschuldigte, das war, einige Tage zuvor einen Wagen eingespannt zu haben, um von Verdun französische Gendarmerie herbeizuholen. Aber dieser einzige gegen sie erbrachte Beweis reichte vollständig hin, sie zu verurteilen. Man wollte ein Opfer haben, den Tod der beiden preußischen Offiziere rächen und die Bevölkerung mittelst des Schreckens im Zaume halten. Herr Violard war zum Opferlamm bestimmt; nachdem man bereits den Maire, dessen Stellvertreter und mehrere angesehene Bürger von Charny verhaftet hatte, fand sich lediglich nur noch er, gegen den sich eine Spur des Verdachts und der Berechtigung einer Anklage erheben ließ. Man stellte ihn vor Gericht, man leitete eine Untersuchung ein, unterwarf ihn einer Reihe von Verhören, man umgab seine Verurteilung mit dem Scheine eines ordnungs-

mäßig zustande gekommenen Richterspruches, und als das traurige Schauspiel einer Gerichtsverhandlung zu Ende, als das streng nach Formen und methodisch zu Werk gehende Deutschland sein Gewissen durch gleißnerische Rechtsformen salviert hatte, wurde der unglückliche Gefangene ohne Gnade und Pardon erschossen. (Ein deutsches Kriegsgericht spricht kein Todesurteil aus, wenn nicht vollwichtige Beweise vorliegen, die ein solches rechtfertigen, ja zur Notwendigkeit machen! „Herr Violard," so behaupten die Franzosen, „hatte dem Urteilsspruch zufolge in betreff der deutschen Armee böse Absichten, und folgerichtig verdiente er den Tod." Echt französisch. Das eben war der Rechtsgrund, nach welchem Napoleon I. den Herzog von Enghien ermorden, nach welchem er Palm erschießen, Hofer ermorden und die Schillschen Offiziere niederknallen ließ, „sie hatten böse Absichten gegen den Kaiser," also eine Kugel vor die Stirne! Die Herren Franzosen haben wenig Glück mit ihrer Anschuldigung, und es ist lächerlich, wenn sie sagen: „Zwei Offiziere aus der Mark wurden in dem Dorfe Charny umgebracht, und nun suchte und fand man unter den Notabeln des Landes ein Sühnopfer." D. H.)

Nach einer heftigen Kanonade, die im übrigen lediglich den einen Zweck gehabt zu haben schien, die Tragweite der Belagerungsgeschütze zu probieren, zog sich der Feind zu Anfang Oktober näher an den Platz heran und machte die Cernierung zu einer noch engeren. Nicht einmal die Bauern durften mehr auf ihren Feldern arbeiten, alle Höhen waren von Schildwachen besetzt, welche die Straßen überwachten, niemand durfte die deutschen Linien passieren; wer es doch versuchte, that es auf die Gefahr hin, einige Kugeln zwischen die Rippen gejagt zu bekommen. Man erzählte sich in dieser Beziehung von der Irrfahrt, der wahren Odyssee eines Bauern, dem es gelungen war, die Postenkette der deutschen Schildwachen zu überschreiten; er hatte sich bis auf eine gewisse Entfernung von seiner kleinen Tochter begleiten lassen, — die, bald vom Wege abschweifend, bald wieder auf denselben zurückkehrend, ungefähr 260 Meilen durchlief, immer darauf bedacht, auf keine preußischen Posten zu stoßen, und der es schließlich, trotz der Cernierung von Paris gelang, in diese Stadt hineinzukommen und General Trochu von Herrn Marmier Depeschen zu überbringen. Es gelang ihr auch, glücklich wieder aus Paris heraus und nach Verdun zu kommen.

Trotz aller vom Feinde getroffenen Vorsichtsmaßregeln, um jeden Verkehr zwischen der Festung und den benachbarten Ortschaften zu verhindern, verbreitete sich in Verdun das Gerücht, daß ganz riesige Geschütze und unabsehbare Munitionszüge tagtäglich im preußischen Feldlager ankämen. Nun war kein Zweifel mehr, ein Angriff stand bevor, man hatte sich auf ein Bombardement gefaßt zu machen. Die Schreckensscenen von Straßburg und Toul würden sich auch jetzt in Verdun wiederholen. Zuerst steckten die Granaten die Häuser der Einwohner in Brand, und so oft diese dann das Feuer zu löschen suchten, schlugen ununterbrochen auf den gleichen Punkt gerichtete Granaten inmitten der Löschmannschaften und der zur Hilfe herbeigeeilten Bürger ein, in der Absicht, den Mut derselben zu brechen. Während sechsundfünfzig Stunden spieen achtzig Geschütze schwersten Kalibers beinahe 22 000 Granaten — (warum nicht gleich 100 000?) — über der Stadt aus. Dreißig Gebäude lagen in Asche, mehr als hundert Häuser waren zerstört; von der Citadelle war nichts mehr übrig als geschwärzte Mauertrümmer, durch deren Löcher das Tageslicht hereindringen konnte. Obwohl die Bürgerschaft sich zu einem großen Teil in die Keller geflüchtet hatte, wo sie ein armseliges Dasein führte, zählte die Civilbevölkerung doch mehrere Opfer; 66 Soldaten, fast lauter Artilleristen, waren gleichfalls kampfunfähig geworden. Es war ein Trost, wenn auch ein leidiger, wenigstens zu hören, daß der Feind seinerseits ebenfalls starke Verluste erlitt, und daß preußische Batterien auf der Seite von Saint Michel, deren Granaten ungeschickterweise über die Festung hinausgeflogen waren, in Glorieux mehrere preußische Soldaten und Offiziere getötet hätten. — Als die Beschießung eingestellt wurde und das feindliche Feuer schwieg, erschien ein feindlicher Parlamentär, mit dem Vorschlag, die Gefangenen auszuwechseln. General Guérin de Waldersbach schrieb sofort dem Kommandeur der preußischen Truppen, mit jener Entrüstung eines alten Soldaten, der keineswegs bisher gewöhnt gewesen war, solch entsetzliche Scenen, wie sie sich ihm hier boten, vor seinen Augen vorüberziehen zu lassen. „Ich benütze diesen Brief," schrieb er, „um Ihnen das Gefühl auszusprechen, das mich ergriff, als ich sehen mußte, in welcher Art und Weise Sie die Belagerung von Verdun einleiteten und durchführten; ich war bis auf diesen Tag der Meinung, der Krieg zwischen Preußen und Frankreich sei ein Duell, das zwischen den beiden Armeen ausgefochten werde, und ich war himmelweit davon entfernt, es mir je in den Sinn kommen zu lassen, daß friedliche Bewohner, Frauen und Kinder, ihr Hab und Gut, ihr Leben und ihre Gesundheit so völlig ungerechtfertigterweise in diesen Kampf würden hineingezogen sehen. Wenn Sie glauben, General, daß diese Art, angreifend vorzugehen, wie Sie Ihnen beliebt, die ich mich aber enthalte, mit ihrem richtigen Namen zu bezeichnen, in irgend welcher Weise immer dazu beitragen könne, die Übergabe des Platzes zu beschleunigen, so befinden Sie sich in einem gewaltigen Irrtum. Denn alle diese Leiden, welche die Bewohner Verduns bisher über sich ergehen lassen mußten bis auf diesen Tag, haben, Sie dürfen es mir glauben, in denselben nur den Widerstand gekräftigt, welchen ihre Lage und ihre patriotischen Gefühle ihnen einflößen. Weder der Granatenhagel, noch der Kugelregen, und noch viel weniger die Entbehrungen, denen Nationalgarde und Armee ausgesetzt werden sein können, sollen dieselben abhalten können, ihre Pflicht bis zum letzten Augenblicke zu thun." (Herr Guérin de Waldersbach scheint eigene Begriffe vom Festungskrieg gehabt zu haben. Entweder eine Stadt ist befestigt, dann hat sie das Los der Festung zu teilen, oder sie ist eine offene, dann wird sie, falls sie unbesetzt ist, auch nicht bombardiert. Haben die Franzosen s. Z. Kolberg, Graudenz, und wie die Festungen und Städte alle heißen, und neuerdings nicht auch Kehl beschossen? Wo ist das Kriegsrecht, das verbietet, auf eine befestigte Stadt zu feuern? Der Kommandant durfte nur seinen von Anfang an nutzlosen Widerstand aufgeben, und die Stadt blieb verschont. Er trug die Schuld, er war's, der die Deutschen zwang, zu einem Mittel zu greifen, das kein deutscher General anwendet, wenn ihn nicht der Gegner dazu zwingt! D. H.)

Der Kommandant drückte damit in der That nur das aus, was die ganze Bürgerschaft dachte. Der Maire der Stadt sprach noch am nämlichen Tage dem Höchstkommandierenden vom Platze seinen Dank dafür aus, daß er die Gefühle, von welchen die ganze Bürgerschaft beseelt sei, so prächtig zum Ausdruck gebracht habe.

Man hatte sich neuerdings auf ein Bombardement gefaßt gemacht; um ihm zuvorzukommen und der Stadt neue schwere Heimsuchungen zu ersparen, befahl General Guérin de Waldersbach zwei Ausfälle, wobei er die Belagerungswerke des Feindes zu zerstören sich zur Aufgabe gemacht hatte. Der erste fand in der Nacht vom 17. auf den 18. Oktober, der zweite in der Nacht vom 24. auf den 28. des gleichen Monats statt. Alle beide waren erfolgreich, der zweite allerdings wurde teuer bezahlt, da sich im Dorfe Thierville ein blutiger Kampf entspann. Man fand die Deutschen in nächster Nähe ihrer Geschütze in süßem Schlaf (?) und zerstörte ihre Werke, stieß die Artilleristen nieder, machte Gefangene und vernagelte die Kanonen. Nun, wer möchte wohl behaupten, daß ähnliche Unternehmungen nicht auch um Metz und vor Paris hätten unternommen werden können?

Verdun würde sich auch nach und trotz dem Bombardement noch einige Zeit gehalten haben, wenn nicht die Nachricht von der Kapitulation von Metz alle weiteren Anstrengungen als zweck- und nutzlos würde haben erscheinen lassen. In wenigen Tagen konnten jetzt die Preußen an den Ufern der Maas eine alles niederschmetternde Artillerie anhäufen, und in wenigen Stunden von den Höhen, die sie besetzt hielten, die Stadt in Schutt und Asche verwandeln. Gleichwohl wünschten die Bewohner nichts sehnlicher, als daß man den Kampf wiederaufnehme, sie ihrerseits waren zu allen Opfern bereit; General Guérin de Waldersbach wollte ihnen aber weitere Leiden, die nutz- und zwecklos gewesen wären, ersparen, und so lange es noch Zeit war, Bedingungen erlangen, die man ihm auf den Ruinen des Platzes nicht gewährt haben würde.

So kapitulierte er denn, am 7. November, vor 15 000 Feinden, 2000 Artilleristen und 140 Geschützen schweren Kalibers, aber in einem besonderen Paragraphen war ausdrücklich bestimmt, in einer Klausel, die weder bei Toul noch bei Straßburg zugestanden worden war, daß alles in der Stadt befindliche Kriegsmaterial, Kanonen, Pferde, Armee-

fuhrwerke, Munition, Vorräte jeder Art nach dem Friedensschluß wieder an Frankreich zurückgegeben werden sollten. Heute noch stehen unsere Kanonen auf den Wällen, liegen unsere Gewehre in dem Arsenal, unser Pulver in den Pulverkammern; sobald der Feind abgezogen sein wird, werden wir all das wiederfinden, was der Krieg uns nur für kurze Zeit zu entreißen vermochte. Sonst nahm Deutschland alles, es nahm, was ihm gefiel, und schickte es nach Hause, verkaufte, was es nicht fortschaffen konnte, leerte die Kasernen und alle militärischen Anstalten und Gebäude, es hatte alles, was nicht niet- und nagelfest war, losgerissen, bis auf die Thürschlösser, die Fensterbeschläge und die in die Wände eingelassenen Ringe. (Der Leser wird für derartiges ungereimtes Zeug nur ein mitleidiges Lächeln haben. Was hätten denn die Deutschen damit anfangen sollen? Die Zeit derselben war gewiß zu kostbar, als daß sie sich mit solch undankbarer und sinnloser Arbeit abgegeben hätten.) — Wäre es besser gewesen, den Kampf fortzusetzen und alles zu vernichten, ehe man sich ergab, um dem Feinde auch nicht die geringste Beute zu überlassen? War es klüger, alles zu retten, wie es General Guérin de Waldersbach gethan? Die berufenen militärischen Richter werden ihr Urteil hierüber abzugeben haben, sie allein haben darüber zu entscheiden, was der Gehorsam vor dem Gesetze fordert, was die Pflicht vom Soldaten heischt. Hier wollte nur darauf hingewiesen werden, wie Bürgerschaft und Garnison gemeinschaftlich alle Anstrengungen machten, wir wollten hinweisen auf die Energie, mit welcher sich alle verteidigten, und wie, so lange die Anführer es für zweckmäßig hielten, die Verteidigung fortzusetzen, die Bevölkerung es war, welcher kein Opfer zu groß und zu schwer gewesen ist, die jederzeit bereit war, aufs neue solche auf sich zu nehmen, und welche von Anfang an ruhig den Schrecken eines Bombardements entgegensah, das schlimmer werden mußte, als alle seitherigen, die nicht vor Ruinen und Tod zurückschreckte, bis die Kapitulation unterzeichnet war.

Mitten unter all den Heimsuchungen, die dieser Krieg Lothringen auferlegte, hat es sich das Recht gewahrt, sagen zu dürfen, daß es nicht hinter dem zurückgeblieben ist, was Frankreich von seinem Patriotismus erwartete, und daß, wenn ihm das Glück auch heute mißgünstig war, sein Mut, seine Geduld, seine Würde im Unglück sicherlich ein besseres Los verdient haben würden.

Revue de deux mondes 1871. Emil Montegut.

Die erste Loire-Armee

unter General d'Aurelle de Paladines.

Eine Nation, die seit Cäsars Zeiten für die kriegerischeste der Welt gegolten, die in Kämpfen groß geworden, und durch diese Kämpfe den Neid der übrigen Völker erregt und sie in den Schatten gestellt hatte, die sich in ihren eigenen Erfolgen berauschte, diese nämliche Nation sah sich, nachdem sie wieder einmal auf den Kampfplatz getreten, plötzlich in ihrer Macht und in ihrem Stolze getroffen. Kaum vermag sie sich noch in ihren, Schlag auf Schlag und wie der Blitz auf sie hereinbrechenden Enttäuschungen, auf welche diese Nation so ganz und gar nicht gefaßt gewesen war, zurechtzufinden. Sie hielt sich für unbesiegbar, und war doch schon so gut wie besiegt, noch ehe sie den Feldzug begann. Mit einer Art Aberglauben pochte sie auf ihren alten Ruhm, auf die Stärke ihrer militärischen Organisation, auf das die Truppen mit sich fortreißende kühne Draufgehen ihrer Generale, und in einem Augenblick, urplötzlich mußte sie ihre ganze militärische Organisation zerschmettert, zerrieben sehen, ihre regulären Armeen abgeschnitten, cerniert und gefangen, ihre Generale lahmgelegt und starr vor einer Kriegskunst, die ihr stets neue Überraschungen bereitete und ihren Mut vollständig niederschlug. Sie schmeichelte sich, und man schmeichelte ihr mit dem Bilde eines jener blitzschnellen Märsche, die sie früher in Feindesland und in die Hauptstädte Europas geführt, und nach dem ersten Zusammenstoß mußte sie ihre Grenzen überschritten und ihre Provinzen jenem schonungslosen Einfall preisgegeben sehen, der ihr ganzes Territorium überflutete, mußte sehen, wie eine ihrer Städte nach der andern vom Feinde belagert wurde und in dessen Gewalt fiel. Es war die Geschichte von 1806, von Jena, die sich wiederholte, nur diesmal gegen Frankreich. Ja, so war's! Das Kaiserreich, das die alleinige Schuld an diesem Kriege trägt, das ihn an den Haaren herbeigezogen, es bricht zusammen, und unter dem Geheul der Sturmglocken von Sedan steigt die Republik empor. Und wieder giebt man sich Täuschungen, kriegerischen Hoffnungen hin; man bildet sich ein, dem Gegner die Massenerhebung entgegenwerfen zu können, rasch zusammengeraffte Armeen und die unüberwindlichen Mauern von Paris. Aber alles umsonst! Der Widerstand ward gebrochen, Frankreich bis in seine letzten Verschanzungen verfolgt, seine letzten Anstrengungen sah es vernichtet, und nichts blieb ihm übrig, als die Waffen zu strecken und sich einen Frieden aufzwingen und aufnötigen zu lassen, den es mit der Zerstückelung, mit der Zerreißung des bisher unteilbaren Bodens von Frankreich bezahlen mußte. Wie hat sich dieses militärische und nationale Trauerspiel abrollen können, wie war es möglich?

„Nichts einfacher als das," sagt da einer, der nächste beste von denen, welche sich heute bemühen, Frankreich wieder zu erheben und ihm wieder eine Armee zu schaffen, „was damals über uns hereinbrach, war nur die Folge der von uns begangenen Fehler. Der erste Fehler war, sich leichtsinnig und kopfüber in einen Krieg zu stürzen, zu dem man nicht bereit war, ohne sich auch nur die Zeit zu lassen, die Kräfte, über welche man verfügen konnte, zu sammeln und mit ihnen in wenigen Wochen Frankreichs Macht zu verdoppeln. Statt dessen rückte man in heilloser Unordnung und mit Regimentern ins Feld, die nicht auf voller Kriegsstärke waren, man marschierte ins Feld, während ringsum sich alle Schwierigkeiten einer fieberhaft überhasteten Truppenaufstellung und einer viel verwickelteren Mobilisierung, als es die preußische war, in den Weg stellten. — Der zweite Fehler war, daß man aus dieser anscheinenden Schnelligkeit auch nicht einmal den geringsten Nutzen zog; zwanzig Tage lang blieb man mit Gewehr bei Fuß und mit unvollständigen Corps, ohne jeden Zusammenhang, von Thionville bis Belfort zerstreut stehen, ohne eine militärische Aufstellung zu nehmen, und das alles angesichts eines Feindes, der in Massen heranrückte, bereit, sich wie ein Keil in unsere schwachen Linien zu drängen. Dritter großer Fehler! Nach den erlittenen Unglücksfällen, die einem eine Lehre hätten sein müssen, hat man keinen Entschluß zu fassen und sich nicht zurückzuziehen und frisch zu sammeln gewußt; mit einer in aller Eile neuformierten Armee, die bereits demoralisiert war, glaubte man sich auf siegreiche Armeen werfen zu können, die rings um uns manövrierten, auf diese eherne Mauer, die von Stunde zu Stunde Metz fester und immer fester einschloß, — man marschierte nach Sedan. Das größte Unglück endlich war es, daß man vom ersten Augenblicke an alles auf eine Karte gesetzt hatte, nun, da man verloren, vermochte man sich nicht wieder aufzuraffen; was man noch hatte, war nur der Schein einer Armee, denn alle ihre Effektivbestände hatte sie bei Sedan verloren, oder waren solche in Metz lahmgelegt. Das ist das ganze Geheimnis, davon kommt alles her, „Preußen war bereit, Frankreich war es nicht!"

„Nein," sagt ein anderer, der das schmerzliche Verdienst hat, unsere Mißerfolge schon lange vor dem Kriege, bereits im Jahre 1867, vorausgesehen zu haben, General Trochu sagt: „All das reicht nicht hin, unsere Niederlagen zu erklären. Frankreich ist das Opfer einer Katastrophe geworden, die sich schon längst vorbereitete. Es ist dem gleichen Schicksale verfallen, das noch alle Völker getroffen hat, die ihre „Legende" hatten; sie gingen an dieser „Legende" zu Grunde. Frankreich ging zu Grunde, weil es sich an der napoleonischen Legende berauscht, weil es in Illusionen und thörichten vorgefaßten Meinungen sich gewiegt, weil es sich selbst vorplauderte, es habe die besten Soldaten von der Welt, während es doch dabei alles vernachlässigte, was den französischen Staat auf seiner Höhe erhalten konnte, dadurch, daß es seine Einrichtungen mit Eifer den Forderungen der neuen Zeit angepaßt und den Geist der Nation stets wach erhalten hätte. Die Revolutionen mit ihrem Einfluß, die verschiedenen Regierungen selbst mit ihrem Buhlen um Volksgunst oder ihrem falschen Regierungssystem, sie haben mitgeholfen, sie sind mitschuldig daran, daß der militärische Geist in Frankreich mehr und mehr erlosch. Wer kannte sie noch, jene großen, kriegerischen

Tugenden, die eine Armee erst zu einer tüchtigen machen: Selbstverleugnung, Hingabe an den Dienst, Arbeit und Disziplin. Statt dessen fröhnte man leichtsinnigen, frivolen Gewohnheiten, berechnete nur seinen eigenen Vorteil und beschäftigte sich allein mit günstigem Avancement und Ordensauszeichnungen. Es gab immer noch Soldaten und tapfere Offiziere genug, aber die Armee, deren es bedurft hätte, eine festgegliederte, von männlichem Wetteifer getriebene, eine sorgfältig und tüchtig instruierte Armee, eine solche, die gab es nicht mehr!" —

„Nein, nein!" sagen wieder andere, „auch das ist nicht der Grund. Frankreichs Niederlagen haben ihre Ursache in viel allgemeineren und tiefer liegenden Dingen, alle Begriffe und Ideen waren verwirrt, der Materialismus mit seinen rohen Instinkten hatte alles angefressen, das ganze Volk verweichlicht; Wohlleben und Genußsucht und ein entnervender Kosmopolitismus, der im Volksherzen die Liebe zum Vaterlande, zum heimischen Boden zu überwuchern und zu ersticken drohte, waren schuld.

So hat man nach verschiedenen Erklärungen gesucht, und so viel derselben es auch sind, keine schließt die andere aus, sie ergänzen sich und bilden gleichsam die bittere, schmerzliche Philosophie unserer Unglücksfälle. Alle aber forschen nach den Ursachen, welche diese blutige nationale Krisis, die urplötzlich die großen Invasionen von 1814 und 1815 weit hinter sich gelassen und in den Schatten gestellt hat, über uns brachten. Man muß sich dieses gleichzeitig militärische und politische Drama von 1870 etwas näher betrachten, das während einer sechsmonatlichen Dauer jeder Direktion zu ermangeln scheint, wo alles drunter drüber geht und sich vermischt: Revolution und Krieg, Patriotismus und Abenteurertum, hochherzigste Gesinnungen und die tobendsten, nach Blut lechzenden Leidenschaften. — Nachgerade haben diese Ereignisse nichts Geheimnisvolles mehr, sie nehmen allmählich ihre wahre Physiognomie und ihren richtigen Charakter an. Was man im Pulverdampf und Qualm des Kampfes nicht sah oder nur mühsam wahrnehmen konnte, heute läßt es sich bereits viel deutlicher unterscheiden. Es fehlt weder an Dokumenten, noch an Enthüllungen mehr. Etwas Licht fällt nachgerade von allen Seiten herein, von französischer wie von deutscher, durch den preußischen Generalstab, wie durch unsere eigenen Generale, durch die Kriegführenden wie die Neutralen, durch diejenigen, welche bloß Zuschauer gewesen, wie durch jene, welche mitgekämpft, sonach nur Geschautes oder von ihren eigenen Thaten zu erzählen wissen; mehr Licht verbreiten auch die parlamentarischen Untersuchungen, welche nach den wahren Schuldigen dieses Krieges und seiner Niederlagen forschen. Es ist noch nicht die ganze „Geschichte," Gott bewahre, es ist der „Anfang der Geschichte," den das Zusammenfließen aller wirklich ernsthaften Zeugnisse, leidenschaftlicher und leidenschaftsloser bildet und bereits eine förmliche Litteratur unserer Mißerfolge hat entstehen lassen, welche allmählich die Wahrheit und Wirklichkeit an Stelle des sagenhaften Gewebes der Gründe unserer Niederlagen setzt.

Ich möchte mit meiner ganzen Arbeit den Versuch unternehmen, das festzustellen, was ich am liebsten die „wahre" Wahrheit nennen würde über die Menschen wie über die Dinge, über diesen Feldzug von 1870, der stets nur und überall das Bild gescheiterter Anstrengungen, unzusammenhängender Ereignisse, verzweifelter und nutzloser Versuche bot. Bis zum 4. September sehen wir den Kampf des Kaiserreichs vor uns, ihn bezeichnen die ersten Kämpfe und die ersten Niederlagen, die Katastrophe von Sedan und die Einschließung von Metz, die eine andere zweite Kapitulation vorbereitete, den düstern Schluß-Epilog der Kaiser-Periode. Vom 4. September ab und seit dem Todeskampfe von Metz, der noch auf Rechnung des Kaiserreichs zu schreiben ist, sehen wir den Krieg, den die nationale Verteidigung weiterführt; sie hat den zerbrochenen Degen Frankreichs aufgerafft und jeden Fußbreit Erde der Invasion bis zu dem Augenblicke streitig gemacht, wo in ganz Frankreich auf allen Punkten der Widerstand sein Ende nahm, vor den Mauern von Paris, an der Schweizer Grenze und bei Le Mans. Was ist nun die „wahre" Wahrheit über diese zweite Phase des Kampfes, über diesen Krieg der nationalen Verteidigung, in welchem Paris und die Provinz vergebens sich zu vereinigen suchten. Welchen Anteil daran haben die militärischen Chefs und jene so urplötzlich aufgetauchten Diktaturen, welche über die Streitkräfte Frankreichs nach ihrem Gutdünken verfügten? Was that man, mit einem Wort gesagt, oder vielmehr, was wollte man thun? Das ist das tragische Problem, um das es sich immer noch handelt, und was fürderhin allein klar zu Tage liegt, daß wenn es unvermeidliche Mißgeschicke gab, es auch nach wie vor dem 4. September mit Blindheit geschlagene und von Anmaßung erfüllte Menschen gab, die Fehler auf Fehler häuften, mit ihrer Politik zur Unzeit eingriffen, und auf diese Weise in eine, an und für sich schon beinahe unmögliche und aussichtslose militärische Unternehmung den heillosesten Wirrwarr brachten. — Ein seltsames Dunkel ruht noch über den Ereignissen, über jener bangen Stunde, in welcher das zusammenkrachende Kaisertum der neuen Regierung die Erbschaft und Verantwortung für einen bereits mehr als halbwegs verzweifelten Kampf hinterlassen hatte. Konnte man nach den Tagen von Sedan, am 4. September, nach diesem zweiten, noch viel schrecklicheren Waterloo, als es das erste gewesen, nach diesem wuchtigsten Schlage, der seit Beginn des Feldzuges gefallen, müßig, unthätig stehen bleiben, sich eiligst unter das Unglück beugen, nur um der Opfer enthoben zu sein, die es vielleicht zu bringen galt? Der Kampf bis aufs Messer, der Widerstand bis zum letzten Augenblick, war er nicht ein von der Verzweiflung diktierter, war er nicht der Ausfluß des Willens einiger durch die Revolution zur Macht und an die Gewalt gekommener Abenteurer? Nichts ist nach all den damaligen Ereignissen leichter, als auf die Septemberregierung die Verantwortlichkeit für all die Mißerfolge abzuwälzen, welche sie nicht verhindern konnte, die sie aber vielleicht vermehrt hat. Die Nationalverteidigung führte den Krieg nicht mit mehr Glück, als das Kaiserreich ihn geführt, aber es wäre doch höchst sonderbar, sich einzubilden und zu glauben, daß dieser Krieg, dem man nach Sedan ein Ende machen oder ihn fortsetzen konnte, mit dem Frieden geendet haben würde, wenn die kaiserliche Regierung am Ruder geblieben wäre! Auch heute noch verkünden dies die Bonapartisten in allen Tonarten, sie glauben damit die Verantwortlichkeit des Kaiserreichs geringer machen zu können, und was fast noch merkwürdiger ist, die Septembermänner, welche man beschuldigte, — einige unter ihnen wenigstens hatten in den ersten Tagen, nachdem sie an die Regierung gekommen, beinahe die gleiche Idee, freilich in einem ganz anderen Sinne, — sie waren so naiv zu glauben, daß, nachdem jetzt derjenige, der die Kriegsfurie entfesselt hatte, abgethan war und nichts mehr drein zu reden hatte, eine Aussöhnung der beiden Völker möglich und die Revolution, an deren Spitze sie standen, stark genug sein würde, das siegreiche Deutschland zu bewegen, die Waffen aus der Hand zu legen oder sich gütlich abfinden zu lassen. In seiner diplomatischen Unschuld, und ganz erfüllt von dieser edelherzigen Einbildung, unternahm Jules Favre seine Reise nach Ferrières, aber diese Illusion mußte sofort vor dem schneidenden Sarkasmus und dem Stolze, mit welchem Herr von Bismarck dem Unterhändler von oben herab begegnete, weichen.

Die Wahrheit verlangt es zu sagen: Für die Regierung der nationalen Verteidigung war nach Sedan der Frieden ebenso unmöglich wie für das Kaiserreich, denn von diesem Augenblick gab es für Deutschland keinen Frieden ohne die Abtretung von Elsaß-Lothringen, und welche Regierung, mochte sie heißen, wie sie wollte, hätte sich dieser unerbittlichen Forderung, welche der Sieger heischte, unterwerfen mögen und können? Von Frieden konnte keine Rede sein; noch war Frankreich nicht in jenem Zustand der Erschöpfung, in welchem man sich allem unterwirft. Noch fühlte es sich voll Mut und Kraft, noch standen ihm reiche Hilfsquellen zu Gebote; Frankreich war in einem Zustande höchster Erregung, — entmutigt war es nicht. Die Waffen niederlegen, nach einem Kampfe, der nur einen Monat lang gedauert, die nationale Integrität preisgeben, das wäre ein dem Selbstmord gleichkommender Verrat eines Volkes an sich selbst gewesen! Wer hätte es wohl gewagt, wer es sich unterstehen können, in diesem Augenblick einen Frieden zu unterzeichnen, wenn er nicht zuvor fest entschlossen und imstande war, jede, auch die letzte Zuckung des Patriotismus im ganzen Lande zu ersticken, ohne vielleicht gezwungen zu sein, hiezu die Hilfe des siegreichen Feindes anzurufen oder sie sich wenigstens gefallen lassen zu müssen, um den Wogenschlag des Patriotismus niederzudämmen und zu ersticken. Wenn es eine „Narrheit" war, nun ja, dann war es eine Narrheit, die ganz Frankreich damals erfaßt hatte. Noch waren die Bonapartisten nicht so weit, ehe man zuvor alle Kräfte erschöpft hatte, es gewissermaßen als eine Wohlthat hinzustellen, um den Preis einer nationalen

Verstümmelung sich loskaufen und den Feind vom Halse bekommen zu können. — Den Krieg fortsetzen, war doch eine Art Fatalismus, dem kluge Leute nicht zu huldigen pflegen. Darüber mußte sich doch jedermann klar sein, daß durch die militärische Katastrophe von Sedan, wie durch den vom Volke ausgegangenen Staatsstreich des 4. Septembers sich alles geändert hatte, daß dieser neue, unvermeidliche, aber in seinem Verlauf auch noch vollständig unberechenbare Krieg, der vor der Thüre stand, sich unter ganz eigentümlichen Verhältnissen abspielen würde. Wer erinnert sich nicht mehr jener bangen Tage, da von Stunde zu Stunde die Lage eine ernstere wurde, als man beim besten Willen zu kämpfen nicht wußte, ob die Zeit ausreichen würde, neue Kampfmittel zu finden, als man in fieberhafter Hast Mannschaften, Waffen und Lebensmittel herbeizuschaffen bestrebt war, um Paris in den Stand zu setzen, eine Belagerung auszuhalten und im Lande draußen den Feldzug wieder beginnen zu können.

Die deutschen Armeen, soweit sie frei waren und zur Verfügung standen, wälzten sich nunmehr gegen das Herz von Frankreich auf allen Straßen heran, die Spitzen ihrer Kolonnen hatten bereits Meaux erreicht, und um unter den Augen des Feindes die französischen Streitkräfte wieder auf den alten Stand zu bringen, um mit energischer Hand den Widerstand und den Kampf zu organisieren, diesen ungleichen Kampf, was blieb zu diesem Zwecke zur Verfügung? Eine Regierung, hervorgegangen aus einer augenblicklichen Wallung des Volksgeistes, eine Verwaltung, die den besten Willen hatte, aber nur zu sehr von Zufälligkeiten aller Art abhängig war, welche die besten Absichten hegen konnte, aber bereits in sich alle Keime der Schwäche barg, eine Zusammenhangslosigkeit und Vielköpfigkeit, wie sie ihr revolutionärer Ursprung mit sich bringen mußte, die verschiedenen Parteivorurteile, und die völlige Unkenntnis der Geschäfte.

So sah es aus, als sich plötzlich am 19. September der Cernierungsgürtel schloß und Paris und die Provinz sich von einander getrennt sahen, noch ehe es möglich gewesen war, die nötige Vorsicht anzuwenden oder die Zeit dazu zu finden, sich vor diesem unheilvollen Schlage zu schützen. Was man für das Ersprießlichste gehalten hatte, als die Einschließung näher und immer näher herankam, das war thatsächlich das eine gewesen, nach Tours eine Delegation von zwei geistig ziemlich mittelmäßig veranlagten Greisen und einen Kriegsmann, den Admiral Fourichon, zu schicken, der sicherlich die besten Dienste würde haben leisten können, wenn nicht sofort der ganze Einfluß der Revolution zum Sturmlauf gegen ihn aufgeboten worden wäre. Cremieux, Glais-Bizoin und der Admiral Fourichon bildeten die einzige politische Autorität in der Provinz, und hier zeigte sich klar und hell der erste Fehler dieser neuen Periode. Die Regierung der nationalen Verteidigung in Paris, ans Licht der Welt getreten und zusammengesetzt aus den Abgeordneten der Stadt Paris, hatte nichts anderes gesehen als Paris, nichts anderes sehen wollen, unter dem Vorwand, „daß hier die Hoffnungen des Vaterlandes sich konzentrieren," und daß „wo der Feind und der Kampf sei, auch die Macht sein müsse." Die Regierung fand es, wie sie in einer ihrer ersten Proklamationen kund gab, „sehr einfach und höchst vernünftig, daß die Bevölkerung von Paris diejenigen Männer durch ihre Wahl an die Spitze gestellt habe, die sie schon zuvor mit ihrem Vertrauen beehrt hatte." Ja wohl, das war allerdings höchst einfach und es entsprach vollständig den Überlieferungen der Revolution, aber mit dieser Idee, so einfach sie war, kam man in eine derartige Lage, daß fünf Monate lang ganz Frankreich unter der Diktatur der pariser Deputation stand, die doch selbst von den Deutschen gefangen gehalten wurde, und daß alle nationalen Interessen, sogar alle Beziehungen zu dem Auslande von einer belagerten Stadt abhingen, aus der es ein Entkommen nur noch durch die Lüfte vermittelst des Luftballons gab, dergestalt, daß in der fürchterlichsten aller Krisen es zwischen der Provinz und Paris mit einemmale eine unauflösbare Solidarität der Regierung zwar gab, aber auch eine beinahe vollständige Unmöglichkeit, eine gemeinschaftliche Thätigkeit herzustellen.

Für Paris war das ja am Ende von nicht allzu großer Wichtigkeit, für diese Stadt mit ihren unermeßlichen Hilfsmitteln, in der sich alles konzentriert hatte, nach welcher man vom ersten Tage an alles, was an Streitkräften vorhanden war, dirigiert hatte, und in welcher fast die ganze Regierung zurückgeblieben war. Das war ein großes Unglück für die Provinz, die sich nun mit einemmale auf sich selbst angewiesen, der Ungewißheit preisgegeben sah, und das alles mit einer Revolution auf dem Halse, in einem Augenblick, wo sie notwendige Unterstützung, mutigen Zuspruch brauchen konnte, und es für sie vom höchsten Werte gewesen wäre, eine energische und schneidige Leitung zu verspüren. Hier hatte in Wirklichkeit der Krieg der Provinzen zu beginnen, und um ihn vorzubereiten, war so ziemlich alles zu thun. Wer hätte daran gedacht, daß es je so weit kommen würde? Man vergegenwärtige sich einmal für einen Augenblick die militärische Lage, wie sie sich nach einem Kampfe, oder vielmehr nach den Niederlagen eines Monats, darbot. Um zu Ende Juli und in den ersten Tagen des Augusts wenig mehr als 200000 Mann an den Rhein werfen zu können, hatte man die französische Armee aufs höchste erschöpfen müssen und alle Regimenter in Marsch gesetzt, so unvollzählig und miserabel auch der Stand und die Haltung derselben waren. Um die Armee von Sedan zu bilden, war man genötigt gewesen, alles, was nicht in Metz eingeschlossen war, heranzuziehen, die Marine-Infanterie herbeizurufen, Marschregimenter bereits aus den Depots und vierten Bataillonen zu bilden, so daß, als dann eines schönen Tages von den beiden Armeen die eine gefangen war, während die andere unter den Mauern von Metz in der Mausefalle saß, gar nichts mehr übrig geblieben und vorhanden war, weder Soldaten noch Cadres. Einer der Geschichtsschreiber dieses Krieges, der General Martin des Pallières, der, nachdem er die Marine-Infanterie bei Sedan tapfer ins Feuer geführt, an der Loire wieder auftauchte, versicherte, daß Frankreich noch über mehr als eine Million Soldaten verfügen könne. Augenscheinlich war Frankreich auch noch keineswegs erschöpft. Der Gesetzgebende Körper hatte in dem letzten Monat, den er noch zu leben haben sollte, neue Aushebungen beschlossen, die mit den Mobilgarden eine wesentliche Unterstützung der Armee zu bilden vermocht hätten, aber all diese Leute, die noch nie ein Gewehr in der Hand gehabt hatten, waren da und dort zerstreut, die einen in den Depots, die andern auf den Landstraßen, die Mehrzahl saß noch bequem daheim; sie mußten erst gesammelt, bewaffnet, ausgerüstet werden; man brauchte Offiziere und Unteroffiziere, um aus all dem geordnete Truppenkörper zu schaffen, und vor allem brauchte man Generale, die man nur noch unter den alten, längst zur Reserve übergetretenen oder unter ganz jungen Stabsoffizieren aussuchen konnte, deren Leistungen noch völlig unbekannt waren. An effektiven Streitkräften in der Provinz verfügte man über eine, allerdings auch sehr unvollständige Division, die man aus Afrika herbeigeholt hatte und die bestimmt war, den soliden Kern für das 15. Corps abzugeben, das man seit dem 20. September in Bourges unter der Leitung von General de la Motterouge zu bilden begonnen hatte. Diese ersten Kontingente, der Anfang der zukünftigen Loire-Armee, ein Truppenteil, der sich unter General Cambriels bildete, welcher aber bald in die Notwendigkeit versetzt war, aus den Defileen der Vogesen sich auf Besançon zurückzuziehen, unzusammenhängende Abteilungen Mobilgardisten aus der Bretagne im Westen unter General Fiéreck, das bildete für den Augenblick die ganze Streitmacht Frankreichs.

Wäre eine ihrer Aufgabe bewußte Regierung vorhanden gewesen, so hätte sie sich jedenfalls der Einsicht nicht verschlossen, daß man, ehe an irgend eine Unternehmung zu denken war, vor allem sich zu reorganisieren hatte, das war die erste Bedingung, daß man, — wollten von Frankreich so schwere Opfer, solch ungeheure Anstrengungen verlangt werden, wie man es zu thun im Begriffe stand, — in erster Linie dessen Vertrauen erwerben, jede Beunruhigung des Landes vermeiden mußte und seinen Patriotismus ja nicht durch das ärgerliche Schauspiel von Zwist, Unordnung, Gleichgültigkeit und Intriguen aller Art herabstimmen durfte. Der Admiral Fourichon fühlte das wohl, aber was wollte er machen? Cremieux und Glais Bizoin bildeten sich viel auf ihre unbeschränkte Vollmacht ein, dabei fiel es aber keinem der beiden ein, sich auch nur von den elementarsten Schwierigkeiten eines Werkes Rechenschaft zu geben, zu welchem sie nichts anderes mitbrachten, als ein hohes Alter und ein gut Stück Frivolität. Sie schwankten in dem Trubel hin und her und ließen in den größten Städten des Landes, in Lyon, Marseille und Toulouse die Anarchie ihr Medusenhaupt erheben, die Geister überall sich erhitzen und den guten

Willen erlahmen. Statt das Centrum einer gleichmäßigen fruchtbringenden Thätigkeit zu sein, begann Tours der Sammelplatz zu werden, wo sich lärmend und abgedroschene Redensarten an den Mann zu bringen versuchend, all die Bittsteller und Steifbettler einfanden, die ein Ämtchen, ein Schlämpchen, einen Titel oder Rang zu ergattern hofften, alle, welche ganz wunderbare Erfindungen und Berechnungen gemacht hatten, alle möglichen Industrieritter, und all die Sturm- und Raubvögel, wie sie bei Revolutionen und großen politischen Krisen sich zeigen.

Tours war zwei Monate lang die lärmerfüllte bunte Karawanserai der Nationalverteidigung. Diese Delegation in der Provinz glaubte viel zu thun, in Wirklichkeit aber that sie nichts. Sie war so verrannt in die allerbornierteften Selbsttäuschungen, daß sie am 29. September und 1. Oktober der Regierung im Pariser Stadthause schrieb: „Die Provinz erhebt sich und setzt sich in Marsch .. Unsere einzige riesengroße Beschäftigung ist, die Organisation der Truppen durchzuführen, welche bestimmt sind, Paris zu entsetzen.... Die Militär-Kontingente bilden nachgerade zwei Armeen, von denen jede ungefähr 80,000 Mann zählt, die eine steht an der Loire, bereit, auf Paris zu marschieren, die andere hat zum Mittelpunkt ....“ Die Armee von 80,000 Mann an der Loire, das war ganz einfach die Hauptmacht des 15. Corps, welche man sich schon seit den ersten Oktobertagen vorwärts von Orleans entwickeln zu lassen bestrebt war, um die deutsche Armee anzugreifen, die schon bis Toury über Etampes hinaus vorgedrungen war. Das Endresultat war freilich bei diesen schlecht bewaffneten, schlecht bekleideten und von einer unzureichenden Artillerie nur ungenügend unterstützten Truppen leicht vorauszusehen, es bestand in dem übereilten Rückzug dieser jungen Soldaten, die nach einem anfänglich sehr lebhaften Widerstand bei Artenay davonliefen — ein Rückzug, auf den die erste Besetzung von Orleans durch das bayrische Corps von der Tann folgte und der mit der Abberufung des Generals de la Motterouge endete, der doch nur einem von Tours ihm zugegangenen Befehl gehorcht hatte, als er seine Truppen, ehe sie hiezu tüchtig und fähig waren, ins Feuer schickte. Übrigens begann man jetzt allen Generalen gegenüber dieses System zu befolgen. Man entsetzte in Orleans den General de la Motterouge und steckte oder ließ den General Mouzon in Lyon ins Gefängnis stecken. Man „organisierte“ in dieser echt revolutionären Weise so gründlich, daß Admiral Fourichon, sich machtlos sehend und empört über ein solches Vorgehen, nichts mehr mit der Verwaltung des Kriegs zu thun haben wollte und daß es — ein ganz kurioses Ding in einem solchen Augenblick — mehrere Tage lang gar keinen Kriegsminister mehr gab.

Da urplötzlich, erschien Gambetta in Tours, ein Bote von dem umlagerten Paris gesandt, um der Provinz das Feldgeschrei und so zu sagen die lebendigen Worte der großen belagerten Stadt zu bringen. Wie war nun in diesem Augenblick, am 9. Oktober, die militärische Sachlage? Paris war schon seit zwanzig Tagen so eng cerniert, daß niemand mehr die preußischen Linien zu passieren vermochte. Nachdem die Cernierung von Paris einmal durchgeführt war, stellte sich der deutsche Generalstab, der sich in Versailles einquartiert hatte, die Aufgabe, vor allem die Einschließung von Paris vor jedem Angriff im Rücken zu sichern. Zu diesem Zwecke hatte er ungesäumt mehrere Kavalleriedivisionen mit einigen Abteilungen nach der Beauce geworfen, um die dortige Gegend vom Feinde zu säubern, etwaige Truppenansammlungen, auf die man stoßen sollte, zu zerstreuen und vor allem die Verpflegung der vor Paris liegenden Armee durch ein weit ausgreifendes, rücksichtsloses Requisitionssystem zu sichern. Im Westen marschierten Detachements auf Chartres los. Den in der Richtung der Loire über Etampes hinaus streifenden ersten deutschen Kavalleriepatrouillen folgte bald das ganze bayrische Armeecorps, welches unter den Befehlen des Generals von der Tann stand, und dem man noch außer einer starken preußischen Infanteriedivision, eine neue Kavalleriedivision unterstellt hatte. Diese Armee besetzte nach der Schlacht von Artenay am 11. Oktober Orleans, ihr war es auch bestimmt, in den Ereignissen an der Loire eine gewisse Rolle zu spielen.

Von diesem Augenblicke an blieben die Deutschen unbestrittene Herren dieser Zone von Orleans bis Chartres, die sie nach allen Richtungen durchstreiften. Wo sich der geringste Widerstand regte, übten sie blutige Wiedervergeltung; so zerstörten sie beispielsweise das unglückliche Dorf Ablis, wo Ulanen (dies ist falsch, in Ablis lagen keine Ulanen) und schleswig-holsteinische Husaren maltraitiert worden waren; (der Ausdruck „maltraitieren“, „schlecht behandeln“ ist von den Franzosen sehr sinnig und schlau gewählt, denn es wird wohl kaum bestritten werden können, daß es jemanden „schlecht behandeln“ heißt, wenn man ihn im Schlafe überfällt und wie einen tollen Hund totschlägt. D. H.) Châteaudun, welches von pariser Freiwilligen unter Lipowski verteidigt wurde, schossen sie in Brand, mit einem Worte, die Traditionen des dreißigjährigen Krieges lebten in der ganzen Beauce wieder auf. Im Osten befand sich General Werder, dessen Bewegungen nach dem Falle Straßburgs am 28. September durch nichts mehr behindert wurden, bereits auf dem Marsche, um General Cambriels zurückzuwerfen, und sich den Weg nach der Saône und Dijon zu bahnen. Was die französischen Streitkräfte (die Francstireurs nicht mitgerechnet, welche bald da bald dort auftauchten und den Feind mehr neckten, als aufhielten) anbelangte, so wußte man nur, daß die Armee von Metz immer noch 200 000 Deutsche vor sich festhielt, das war aber auch alles; auf das 15. Corps beschränkte sich alles, und von diesem wußte man, daß ein Teil desselben vorwärts von Orleans geschlagen worden war und sich in aller Eile hinter die Loire zurückzog, auch nicht bälder Halt machte, als bis es tief in die Sologne (ein französischer Landstrich) eingedrungen war. Hätten sich die Deutschen stärker gefühlt oder sich mehr beeilt, so hätten sie ganz gut einen Vorstoß auf Bourges oder Tours wagen können, ohne daß sie einem ernstlichen oder gar organisierten Widerstand begegnet wären. Am 10. Oktober aber, am Tage, nachdem Gambetta angekommen, war man imstande, dem Feinde gegenüberzutreten, und die einzige Frage, die man gerne beantwortet gehabt hätte, war die, ob der Neugangekommene wirklich der nationalen Verteidigung diejenige Richtung und denjenigen Schwung geben würde, welche beide bisher gefehlt hatten.

Wenn irgend jemand einmal das Glück gehabt hatte, zur richtigen Stunde eingetroffen zu sein, so war es Gambetta. Alles sprach für ihn: seine Jugend, seine fascinierende, hinreißende Rede und sein glühender Patriotismus, nicht zu vergessen den romantischen Anstrich, den ihm seine Flucht aus Paris durch die Lüfte verlieh. Diese Reise im Ballon hatte etwas Wunderbares, sie erregte die Phantasie des lieben Publikums und verschaffte dem neuen Repräsentanten der Nationalverteidigung einen solch hohen Grad von Popularität, daß er sich mit ganz besonderem Erfolge ihrer bedienen konnte. Soviel steht fest, die Umstände schufen ihm eine völlige Ausnahmestellung, er war zur richtigen Zeit entsendet worden, um die Provinz-Delegation, die keineswegs ihrer Aufgabe gewachsen war, mit sich fortzureißen, und er leistete auf seinem neuen Posten Großes. Kaum angekommen, machte er sich auch schon ans Werk, riß ohne Zaudern das Kriegsministerium und das Ministerium des Innern an sich, berief einen Ingenieur, Herrn de Freycinet, als seinen Adlatus, und gab ihm den ebenso ungewöhnlichen, als unbestimmten Titel eines Delegierten des Kriegsministers. Thatsächlich war das die nackte politische und militärische Diktatur. Sicherlich, die Schwierigkeiten waren ungeheure, sie waren es um so viel mehr, weil auch die einfachsten Elemente einer Organisation mangelten und man oft genötigt war, aufs Geratewohl hin vorzugehen. Man besaß keinen Ersatz für das Armeepersonal, keine Materialbestände, nicht einmal Karten von Frankreich. Alles war in Paris zurückgeblieben; man hatte jetzt in Tours allerdings einen Kriegsminister, auch einen Delegierten des Ministers, aber es gab, um es kurz und bündig zu sagen, kein Kriegsministerium. Die Verwaltung bestand aus einigen Beamten, in deren Händen alle Geschäfte ruhten und sich vereinigten: Rekrutenaushebung, Bildung von Armeecorps, Schaffung von Artillerie und Transportmitteln, und das ganze Verpflegungswesen; und das alles wollte in nächster Nähe des Feindes, von einem Tag zum andern, aus dem Nichts so zu sagen geschaffen sein, und niemand wird sagen können, daß in dieser Krisis der nationalen Verteidigung Gambetta nichts geleistet hätte. Im Gegenteil, das steht fest, daß er, angekommen in einem Augenblick, da alles verloren schien, sich das große Verdienst anrechnen darf, nicht am Vaterlande verzweifelt zu haben, rings um sich das Feuer der Begeisterung angefacht und im Lande den Widerstand, den Entschluß, zu kämpfen in solch mächtiger Weise erweckt

zu haben, daß in wenigen Tagen alles ein ganz anderes Aussehen zu bekommen schien. Leider war Gambettas Thätigkeit mehr eine scheinbare als wirkliche, eine mehr die Gemüter aufregende, als nachhaltig wirkende, allem, was er that, war das Siegel seiner Illusionen, seiner falschen Voraussetzungen, seiner Advokaten-Suade und seiner Parteivoreingenommenheit aufgedrückt.

Gambettas Irrtum bestand darin, daß er das Jahr 1792 wiedergekommen wähnte und des Glaubens lebte, wenn er die Sprache jener Epoche redete oder einige Vorgänge aus jenen Tagen kopierte, würde er Wunder zu wirken vermögen. Kein Zweifel, er lebte und webte in dem Gedanken der nationalen Verteidigung, aber noch weit mehr beschäftigte ihn und lag ihm am Herzen die Republik; hinter ihr mußte alles zurücktreten, selbst die Leitung des Krieges, selbst die Souveränität Frankreichs; so sehr hatte ihn seine Diktatur berauscht, daß er auf nichts mehr hörte und ebenso bald sich mit der Regierung von Paris überwarf, die ihn doch auf seinen Posten gesandt hatte, wie mit Grevy, der doch auch wie er Republikaner war, und mit Thiers, dessen mäßigenden und sänftigenden Einfluß er fürchtete. Gambetta gab sich nicht mit der Rolle eines politischen Diktators zufrieden, ihn verlangte es darnach, auch militärischer Diktator zu sein; er hatte den Ehrgeiz, die Feldzugspläne zu entwerfen, ihn gelüstete es den Krieg zu führen, und er bemerkte nicht, daß dieses sein Thun und Treiben ihn nicht nur dem aussetzte, seiner Unkenntnis halber der Verachtung und dem Gespötte der Welt zu verfallen, sondern daß er damit auch der Würde und dem Wissen der Generale, und vor allem dem Gefühle ihrer Verantwortlichkeit in bedenklichster Weise zu nahe trat.

Gewiß, Gambetta und seine zweite Hand, Herr de Freycinet, mit jener grenzenlosen Machtbefugnis umgeben, wie sie es waren, hätten viel zu vollbringen vermocht: sie durften nur ihre Rolle festhalten, die nationalen Streitkräfte organisieren, die Armeen auf den Kampf einüben, für deren Verpflegung sorgen und im übrigen den militärischen Chefs es überlassen, so zu handeln, wie es ihnen die Pflicht gebot und wie sie es zu verantworten imstande waren; aber wenn man das that, war man eben noch weit davon entfernt, ein zweiter Carnot, ein Organisator des Sieges zu sein! Statt zu administrieren, zu verwalten, spielte er den Strategen und schrieb an die Generale, um ihnen klar zu machen, „daß drei oder vier gute Pferde mehr wert seien, als 300 mittelmäßige;“ er setzte ihnen auch auseinander, wie sie zu manövrieren hätten und zwar „so, daß man den Feind zwischen zwei Feuer bekam und ihm schließlich mit einem jener Überfälle den Genickstoß gab, deren Opfer wir selbst so oft geworden waren.“

Statt die Oberkommandanten zu unterstützen, die in der größten Verlegenheit sich befanden und sich unglücklich fühlten, die aber mit ihrer Ergebenheit keinen Schacher trieben, ließ man sie mißhandeln, umgab sie mit Argwohn, und warf sie weg, wie man eine leere Citrone wegwirft. Während man nach all den bisherigen Täuschungen in einer offenen männlichen Sprache zum Lande hätte reden müssen, speiste man dieses mit Rednerbühne-Phrasen und Bulletins ab, die aus der Mücke einen Elephanten, aus Scharmützeln Schlachten, aus Niederlagen Siege machten, welche Paris über die Provinz und die Provinz über Paris täuschten. Da, wo es vor allem entschiedener Festigkeit bedurft hätte, ruhiges Blut und methodisches Vorgehen, stürzte man sich kopfüber in den Strudel. Man vergeudete das Geld des Landes in Geschäften, die erst jetzt allmählich klar zu Tage kommen, man glaubte die nationalen Streitkräfte vermehren zu können, wenn man Armeecorps über Nacht aufstellte und sie dem Feinde entgegenschickte, ohne sich Rechenschaft darüber zu geben, ob sie auch wirkliche Armeecorps, ob sie fähig zu kämpfen und zu marschieren waren. Man fühlte das Bedürfnis, sich selbst und die öffentliche Meinung durch den Schein einer alles niederschmetternden Thätigkeit zu blenden und Versprechungen zu machen, die man doch nicht halten konnte. Lanfrey sprach damals, noch während die Stürme des Krieges tobten, das ebenso vernichtende, wie wahre Wort aus: „Das war die Diktatur der Unfähigkeit, einer Unfähigkeit, die ebenso anmaßend, wie alles erschütternd gewesen ist“ Nicht auf den ersten Schlag hin machten sich alle Konsequenzen dieses gefährlichen Systems geltend und offenbar; von Stunde zu Stunde, auf jeder Etappe der Operationen an der Loire machten sie sich bemerklich, bei jenen Operationen, die mit einem Erfolge begannen, einem letzten melancholischen Lächeln des Glücks, um zu enden mit einem zwiefachen Vernichtungsschlage an den beiden äußersten Punkten Frankreichs.

General d'Aurelle de Paladines, Oberbefehlshaber der Loire-Armee.

In dem Augenblicke, da die neue Regierung von der Macht und der Gewalt in Tours Besitz ergriff, hielten die Bayern in Orleans ihren Einzug, und die Bruchstücke des 15. Corps, welche zum Kampfe bei Artenay ausgezogen waren, hatten kaum Zeit genug, über die Loire zurückzugehen, um sich auf der Linie des Centrums bis nach La Ferté St. Aubin wieder zu sammeln. Damals fiel General de la Motterouge, den lediglich keine andere Schuld traf, „als nicht erfolgreich gewesen zu sein bei einer Unternehmung, wo schon im voraus jeder Erfolg ausgeschlossen war,“ bei Gambetta in eine ebenso unverdiente, wie brutale Ungnade. Der Oberbefehl ging sofort auf General d'Aurelle de Paladines über, einen alten Soldaten aus Afrika und von der Krim, den der Krieg seiner Zurückgezogenheit entrissen hatte, und der durch seine Entschlossenheit bekannt war. Das 15. Corps war, man darf das mit Recht sagen, das beste und hervorragendste unter all den regulären Streitkräften, die Frankreich dermalen noch besaß, aber auch dieses Corps war weit davon entfernt, in sich alle jene Bedingungen zu vereinigen, die erst eine Armee ausmachen. Trunksucht, Marodieren und Indisziplin herrschten unter diesen jungen Truppen. Die Soldaten fragten den Kuckuck nach ihren Offizieren, häufig insultierten sie dieselben sogar, und zogen zur Befreiung des Vaterlandes mit den schmutzigsten Zotenliedern aus, unter die zwischenhinein die Marseillaise erscholl. Der materielle Notstand

Chr. Speyer.

Verlag von Ensslin & Laiblin in Reutlingen.

ERSTÜRMUNG DES EISENBAHNDAMMES VOR ORLEANS DURCH DAS I. BAYRISCHE CORPS AM 11. OKTOBER 1870.

vermehrte noch den moralischen Wirrwarr. — Aber nur wenige Tage brauchte es, und all das hatte unter der energischen, alles ins Auge fassenden Thätigkeit des Generals d'Aurelle de Paladines wie mit einem Zauberschlage sich geändert. Er hatte seine Truppen zuerst etwas weiter zurück in gute Verteidigungsstellungen genommen, in das Lager von Salbris hinter la Sauldre, wo er es sich in erster Linie angelegen sein ließ, militärische Zucht und Ordnung wieder herzustellen. Der Höchstkommandierende inspizierte seine Armee, Regiment für Regiment, Bataillon um Bataillon, er unterhielt sich mit den Offizieren, wie mit den Soldaten, stets bemüht, bei ihnen den Sinn für Pflicht und Disziplin wieder zu erwecken, er wußte ihren Ehrgeiz anzustacheln, ihnen wieder Liebe und Treue zur Fahne einzuflößen, und ebenso besorgt zeigte er sich um ihre leiblichen Bedürfnisse; gab es doch unter seinen Truppen arme Teufel, wie z. B. die vom zweiten Zuavenregiment, welche erst aus Algier beinahe plutt und bloß eingetroffen waren. Bald hatte sein Heer, sei's infolge des Einflusses, welchen das Lagerleben auf die Truppen ausübte, sei's unter dem Eindruck einiger Fälle von exemplarischer Strenge, ein ganz anderes Aussehen. Die Soldaten zeigten sich wieder brav und anhänglich, und ebenso gehorchten sie pünktlich den Befehlen ihrer Vorgesetzten. Das 15. Corps existierte nunmehr in Wirklichkeit mit seinen drei Divisionen, von denen die eine unter der Führung des Generals Martin de Pallières 25 000 Mann zählte. Während General d'Aurelle solchergestalt sich Tag und Nacht abmühte, beeilte sich die Regierung von Tours, ihm das Oberkommando über ein 16. Corps zu übertragen, das in Blois unter den direkten Befehlen des Generals Pourcet gebildet wurde. Dieses 16. Corps glich sicherlich dem 15. nicht, und ebensowenig war es damals das, was es späterhin unter General Chanzy wurde. Wenn man Herrn de Freycinet hörte, war das Corps mindestens schon 35 000 Mann stark, es zählte aber keine 20 000, und General Pourcet beklagte sich darüber, daß seine Truppen nur nach und nach und sehr langsam, schlecht organisiert und noch schlechter discipliniert ankämen und an allem Mangel leidend, trotz all seiner unaufhörlichen Reklamationen; endlich aber war mit dem 15. Corps die Loire-Armee aufgestellt, und nach einem Wort des Generals Chanzy konnte das von General Aurelle in Salbris durchgeführte Werk allen künftigen Armeeformationen zum mustergültigen Beispiel dienen.

Es unterliegt gar keinem Zweifel, wäre man auf diesem mit Geschick betretenen Weg weitergeschritten, hätte man sich damit begnügt, die verschiedenen Armeecorps zu organisieren, und hätte man dem General d'Aurelle oder Männern vom gleichen Schlage wie er, es überlassen, diese improvisierten Soldaten einzuexerzieren, hätte er sich hiezu auch nur kurze Zeit nehmen können, ganz sicherlich, man würde nachhaltige Resultate erzielt haben; aber man eilte in Tours, man brannte darnach, mit Truppen, die man fest in der Hand zu haben glaubte, auf der Straße nach Paris vorzustürmen, und General d'Aurelle hatte noch kaum seit zehn Tagen das Kommando inne, so stellte man auch schon das Ansinnen an ihn, mit seinen Truppen ins Feld zu rücken.

Der deutsche Generalstab in Versailles hatte nachgerade es selbst für nötig erachtet, sich mit diesen Formationen zu beschäftigen, von denen er einen, wenn auch unbestimmten Begriff hatte, ohne zur Zeit noch genau deren Stärke und Zusammensetzung zu kennen. Möglich, daß er sie anfänglich ein wenig unterschätzt hatte, damals als er glaubte, mit der Besetzung von Orleans sei alles in die Wege gebracht; jetzt blieb ihm diese Bewegung im Rücken seiner Heersäulen nicht länger verborgen, sie ließen alle seine Annahmen und Wahrscheinlichkeitsberechnungen vollständig im Stich und erregten seine Verwunderung und sein Erstaunen. Landauf, landab galt es dem Feinde gegenüberzutreten, in der Perche, bei Beaugency, an der Loire; überall stieß man auf feindliche Streitkräfte, der Widerstand wurde handgreiflich, ja eines Tags sogar, als sich bayrische Rekognoszierungsabteilungen allzuweit ins Orleanais hineingewagt hatten, stießen diese auf einen 38 Mann starken Posten der „Franktireurs von St. Denis," die sich bis auf den letzten Mann verteidigten, und 137 Deutsche, darunter einen Oberst, töteten, von den Verwundeten ganz zu geschweigen. (?) Das gab den Deutschen doch zu denken! Vor allem, wenn diese jetzt noch etwas nebelhaft verschleierten französischen Armeen sich anschickten, die Offensive zu ergreifen, auf welchen Punkt würde sich ihr Angriff richten? Würde er von Westen erfolgen, der Feind über Chartres und Versailles heranrücken? Oder würden sie wohl damit beginnen, daß sie versuchten, Orleans mit Sturm wieder zu nehmen, um dann über Etampes die Straße nach Paris zu gewinnen?

Diese Fragen legte man sich allem Anscheine nach im deutschen Heerlager vor, und auch das französische beschäftigte sich mit denselben. Am 24. Oktober war Herr de Freycinet im Hauptquartier des Höchstkommandierenden in Salbris eingetroffen; tags darauf begab sich General d'Aurelle mit seinem Generalstabschef, General Borel, und dem Kommandanten des 16. Corps nach Tours, um dort einer neuen Beratung, in welcher Gambetta selbst den Vorsitz führte, beizuwohnen. Darüber herrschte keine Meinungsverschiedenheit, daß der Marsch auf Paris der leitende Gesichtspunkt des ganzen Feldzugs sein müsse. Für den Augenblick freilich konnte man mit einer Armee, die, obwohl sie viel besser war, als sich dies die Herren Preußen vielleicht einbildeten, die aber immer noch als unzureichend bezeichnet werden mußte, weder so weit, noch so rasch vorwärts marschieren, als dies nötig gewesen wäre. Es handelte sich ganz einfach darum, den ersten Schritt zu thun, die Loire-Linie wieder aufzusuchen, und so wurde beschlossen, Orleans anzugreifen. Um das hatte es sich in zwei Kriegsratssitzungen, in Salbris und Tours, gehandelt. Die Operation war übrigens sehr geschickt entworfen. General Martin des Pallières mit seiner starken, etwa 25—30 000 Mann in sich schließenden Division sollte wieder nach der Loire marschieren, sie bei Gien überschreiten, dann sich quer durch den Wald von Orleans wenden, um im entscheidenden Moment dem Feinde in den Rücken fallen zu können; unterdessen hatte das 15. Corps mit dem Rest seiner Mannschaft eine Vereinigung mit dem 16. Corps auf dem rechten Ufer bei Blois zu bewerkstelligen, und alle diese Streitkräfte sollten dann gemeinschaftlich, auf den Wald von Marchénoir gestützt, unter dem persönlichen Befehl des höchstkommandierenden Generals vorgehen, um mit den Bayern westlich von Orleans zusammenzutreffen und ein ernstliches Wörtlein mit ihnen zu reden. Diese beiden kombinierten Angriffe konnten sicherlich die folgenschwersten Resultate, vielleicht sogar ganz unvoraussehbare haben, wenn sie gelangen. — Ohne alle Ironie gesagt, der Vorschlag Herrn von Freycinets, „den Feind zwischen zwei Feuer zu nehmen," konnte zur Wirklichkeit werden.

Die Frage war jetzt nur die, wie man die so trefflich beschlossene Operation am besten durchführte? Jedenfalls bedurfte es fünf oder sechs Tage, um von beiden Seiten auf den Feind zu stoßen, und schon hier zeigte sich das Mißliche und Gefährliche, wenn man nicht den elementarsten Schwierigkeiten und den praktischen Bedingungen einer kriegerischen Unternehmung Rechnung zu tragen weiß. In Tours verstand man dies nicht hinreichend genug, der Höchstkommandierende als erfahrener General, der er war, kannte dagegen recht wohl, mit was allem er zu rechnen haben würde. Kaum war der Vormarsch beschlossene Sache, so traf er auch schon am Abend des 25. und am Morgen des 26. Oktobers mit kühler Voraussicht, aber klar und bestimmt alle Vorkehrungen und ordnete an, daß die Armee am letzten Tage des Oktobers oder spätestens am 1. November vor Orleans zu stehen habe, aber trotz aller angewandter Vorsicht liefen doch etliche Rechnungsfehler mitunter. Tiefes Geheimnis über den Plan zu wahren, das mußte die allererste Bedingung sein, sollte der Erfolg gesichert werden, und das hatte die Regierung auch so wohl begriffen, daß sie, um jedermann in Bezug auf die Pläne der Regierung hinters Licht zu führen, die Beförderung von Reisenden auf der Linie von Tours nach Mans einstellte, und dagegen mit großem Spektakel riesige Truppenbewegungen nach dem Westen lenken zu müssen, sich den Anschein gab. — Leider war das verlorene Mühe.

Als General d'Aurelle am 27. in Tours ankam, merkte er sofort, daß sein Marsch auf Orleans ein öffentliches Geheimnis war. Die Schnelligkeit sämtlicher Bewegungen und Truppenzusammenziehungen war mit eine der wichtigsten Bedingungen des Erfolges, und der Kriegsdelegierte, der diesmal wieder seinen Posten als Ingenieur ausfüllte, hatte mit wahrem Feuereifer alle Eisenbahnzüge für den Truppentransport und deren Material organisiert. Unseligerweise traf man, als Blois erreicht war, alles in der schauerlichsten Unordnung an. Man hatte nicht einmal Vorkehrungen getroffen, um die Kavallerie mit ihren Pferden

auszuladen; die Truppen konnten nicht zu ihrem Gepäck kommen, das Material war bald in diesem, bald in jenem Wagen untergebracht, die Munitionswagen folgten nicht den Batterien, für welche sie bestimmt waren. Es war ein förmliches Chaos, das zu entwirren mehr Zeit erforderte, als wenn man in geschlossenen Reihen von Salbris nach Blois zu Fuß marschiert wäre. Wahre Wolkenbrüche stellten sich auch noch ein und machten fast jedes Vorwärtskommen zur Unmöglichkeit, die Artillerie lief Gefahr, auf den grundlos gewordenen Wegen stecken zu bleiben. Auch das 16. Corps hatte große Mühe, seine Organisation zu vollenden; es gab dort Divisionen, die über 11000 Mann stark waren, aber nicht einen einzigen Brigadegeneral hatten, und Regimenter, mehr als 3000 Mann stark, in welchen es keinen Bataillonschef gab.

General d'Aurelle hatte seit seiner Ankunft in Blois mit Schwierigkeiten aller Art zu kämpfen, das fühlte er recht wohl; er berichtete hierüber nach Tours, dort aber legte man sein kluges Überlegen als Schwanken aus, man unterschob ihm den Hintergedanken, er wolle nur nicht an den Feind geraten, und aus einer Depesche vom Abend des 28., in welcher der Höchstkommandierende die Regierung von der Notwendigkeit in Kenntnis setzte, den Aufbruch der Armee um einen Tag zu verschieben, erwiderte ihm der Kriegsdelegierte am Morgen des 29. in ziemlich spitzem und gereiztem Tone: „Wie Ihnen Gambetta heute nacht telegraphierte, mußten wir angesichts Ihrer Depesche von gestern abend 10 Uhr 20 Minuten auf die prächtige Partie verzichten, die wir zu spielen uns eben vorbereiteten, und die wir, ich bin das fest überzeugt, hätten gewinnen müssen, ... es ist heillos, wir müssen darauf verzichten, einen Sieg erfechten zu dürfen, während wir doch zwei gegen einen stehen; früher allerdings war das in Frankreich anders, damals pflegte man einer gegen zwei zu schlagen und zu siegen, aber sprechen wir weiter nicht mehr darüber ....“ Der Höchstkommandierende verlangte nun vierundzwanzig Stunden Zeit, er erhielt zur Antwort einen unklaren Befehl, der den Abmarsch vertagte, in welchem man gleichzeitig aber auch von Tours aus für sich die Ehre in Anspruch nahm, eine „ganz vorzügliche Partie“ verabredet zu haben, die unbedingt von Erfolg hätte gekrönt sein müssen.“ Gleichzeitig machte man aber auch den General für alle hieraus entstehenden Mißerfolge verantwortlich. So ließen sich die Dinge an.

Übrigens war alles in diesem Augenblicke so recht darnach angethan, diesen Beginn des Feldzuges durch eine neue Armee zu verwirren und zu erschweren. Zu materiellen Schwierigkeiten kamen noch zwei Umstände politischer und militärischer Natur, die von schwerstwiegender Bedeutung waren, die Verhandlung, welche Herr Thiers in Versailles angeknüpft hatte, um womöglich einen Waffenstillstand zu erlangen, und die Kapitulation von Metz. Augenscheinlich verwünschte Gambetta in seiner Ungeduld, einen Schlag gegen den Feind geführt zu sehen, Thiers und dessen ganze Mission ins Pfefferland, auf der andern Seite aber mußte er doch der Mission dieses hervorragenden Mannes Rechnung tragen, der seit einem vollen Monate ganz Europa im Interesse Frankreichs durchreist hatte, und der nun eben nach Tours zurückkehrte. Gambetta, der es doch nicht wagte, seine Zustimmung zu einem Versuche zu verweigern, den Rußland und England begünstigten und den die Regierung in Paris wünschte, wollte im Grund genommen keinen Waffenstillstand, denn er wollte auch nicht, daß eine Nationalversammlung gewählt werde, die für den Augenblick den einzigen Gegenstand und Zweck eines Waffenstillstandes hätte bilden können, er verwarf die Wahl einer Nationalversammlung, weil er befürchtete, das Land könnte, erschöpft, des Krieges satt und vielleicht auch sonst eingeschüchtert, sich für den Frieden und vielleicht sogar gegen die Republik aussprechen.

Von diesem Standpunkte aus mußte die diplomatische Reise des Herrn Thiers nach Versailles in den Augen der Kriegsschwärmer in Tours als eine total unzeitgemäße erscheinen, und darum drangen sie auch so sehr darauf, die Armee sich in Marsch setzen zu sehen. War sie nur erst einmal tüchtig mit dem Feinde handgemein geworden, dann wollten sie schon mit den „falschen Manövern der Diplomatie,“ wie sie es unter sich nannten, fertig werden. Gambetta und sein Delegierter Freycinet schrieben die Zögerungen des Generals d'Aurelle lediglich der Reise Thiers zu, der am 28. quer durch die französischen Linien gefahren war. General d'Aurelle hatte Thiers nicht gesprochen, er wußte von der Mission des berühmten Unterhändlers auch nicht weiter, als was schließlich jedermann mutmaßen konnte. Aber ebenso klar ist auch, daß die Thatsache an und für sich, daß ein französischer Bevollmächtigter die Linien passiert hatte, bis zu einem gewissen Grade, wenn auch nur moralisch, auf den Gang der Operation einwirken konnte und mußte. — Was die Kapitulation von Metz betrifft, so war sie dem General d'Aurelle thatsächlich am Abend des 28. Oktobers bekannt geworden, nicht durch Herrn Thiers, den hatte er ja nicht zu Gesicht bekommen und der konnte es selbst noch gar nicht wissen, nein, er hatte es eigentlich ganz zufällig erfahren. General von der Tann hatte an unsern Vorposten-Kommandanten in Mer ein Schreiben gerichtet, in welchem er sich bei demselben für die Auslieferung der Leiche eines bayrischen Offiziers, der in einem der letzten Kämpfe gefallen war, bedankte; dabei hatte der General geglaubt, dem französischen General ein Zeichen seiner Hochschätzung geben zu sollen, indem er ihm ein Ereignis mitteilte, von welchem er aus dem Hauptquartier zu Versailles in Kenntnis gesetzt worden war, und das zur Zeit noch weder der deutschen Armee in ihrer Gesamtheit, noch, wie ja ganz begreiflich, der französischen Armee bekannt war und bekannt sein konnte. Diese alsbald nach Blois, wo sie den General d'Aurelle in die größte Bestürzung versetzte, und von da aus nach Tours gelangte Nachricht, wo sie wahre Zornesausbrüche hervorrief, war allerdings auch von der größten und allertraurigsten Tragweite. So lange sich Metz noch zu halten gewußt hatte, gab man immer noch nichts verloren. Aber der Fall der Citadelle Lothringens lieferte Preußen die kriegstüchtigste Armee Frankreichs aus und gab gleichzeitig 200000 Deutschen die Möglichkeit, sofort nach der Loire aufzubrechen.

Wenn Gambetta, aufs tiefste erschüttert, durch diesen allerdings schon seit lange vorherzusehenden Schlag, es für nötig hielt, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, wenn er dem bitterbösen Eindruck, den die Nachricht von diesem schweren Schlage auf das ganze Land wie auf die Armee machen mußte, vorbeugen wollte, er hätte nichts Besseres thun können. Aber die Art, wie er es that, war unseligerweise eine durchaus verfehlte und verdammenswerte. Was er sprach und was er that, war lediglich dazu angethan, das Übel zu vergrößern, indem dadurch den Leuten nur die Köpfe verdreht wurden. Er erließ zwei wutschnaubende Proklamationen an das Land und an die Soldaten, in welchen er gegen das Geschehene protestierte und die härtesten Beschuldigungen erhob; er sprach dabei, nicht gerade sehr glücklich und geschickt, von der „französischen Armee, die ihres nationalen Charakters entkleidet worden sei .... die man trotz der heldenhaften Haltung der Soldaten, durch den Verrat der Führer habe zu Grunde gehen lassen.“

Gambetta begriff offenbar nicht, daß er mit all diesen Deklamationen, mit diesem mehr revolutionären als patriotischen Schüren, mit diesen vagen Anklagen der Unfähigkeit oder des Verrats, die er gegen Männer schleuderte, die sich deshalb noch lange für keine Prätorianer hielten, weil sie in der alten Armee gedient hatten, lediglich nur alles aufs Spiel setzte. Er riskierte, dieser heillosen Sucht, überall Verdacht zu wittern und Spionen zu riechen, die das ganze Land erfaßt hatte, schreckliche Nahrung zuzuführen, in die Gemüter der Generale Zweifel zu senken, die Heerführer zu reizen, sie zu kränken und den Geist des Mißtrauens und der Auflehnung unter den jungen Soldaten der Loire-Armee auszustreuen, welche er doch mit seinen Proklamationen zu entflammen gehofft hatte, und in der That, das Resultat ließ nicht auf sich warten. — Kaum waren die Proklamationen dieses jungen Tribunen, der sich mit einem Schlage in einen Kriegsminister verwandelt hatte, bekannt geworden, so machten sich auch schon deren schlimme Folgen bei der um Blois versammelten Armee fühlbar. Geschrei und wüster Gesang war wieder an der Tagesordnung, und bei gewissen Corps erörterten Unteroffiziere und Soldaten ganz offen die Frage, ob sie nicht ihren Vorgesetzten den Gehorsam verweigern wollten, da diese sie ja doch bloß verrieten? Die Generale ihrerseits, waren aufs tiefste erbittert, mehrere von ihnen wollten ihren Abschied fordern. Der Höchstkommandierende, der genau so dachte, wie jene, durfte doch nicht reden, wie sie es thaten. Er berief sie zu sich, hieß sie ihre Klagen vortragen, und bemühte sich, sie damit zu besänftigen, daß er ihnen vorstellte, als Soldaten hätten sie sich um Politik lediglich nichts zu kümmern, und

ihre einzige Aufgabe bestehe darin, den Boden Frankreichs zu befreien; das beste Mittel für sie, auf all diese Verleumdungen zu antworten, sei, für Frankreich ihr Herzblut zu verspritzen, was ja jeder von ihnen freudigen Herzens zu thun gewillt und entschlossen sei.

Diese wackeren Männer, die mehr als viel hundert andere litten, wünschten ja im Grunde nichts anderes und besseres, als daß man durch ein gutes Wort ihr Ansehen wieder hebe und sie baldmöglichst an den Feind führe. Gleichwohl bestand mehrere Tage lang eine für das Land unendlich peinliche Krisis, und nicht minder peinlich war dieselbe für das Land, die Armee, für General d'Aurelle, der nicht nur mit allen möglichen materiellen Schwierigkeiten zu rechnen hatte, sondern auch noch mit moralischen, die für ihn aus einer durch und durch erschütterten Lage und die leidenschaftlichen Ausfälle der Regierung entsprangen. Doch kam schließlich alles wieder ins Blei und sogar rasch genug, um allen Ereignissen gegenüber bereit und gerüstet sein zu können.

Die Hauptsache blieb nach wie vor der Zug auf Orleans, der mit Rücksicht auf alle die Zufälligkeiten, welche sich infolge der Verhandlungen, die Herr Thiers in Versailles pflog, ereignen konnten, in den Hintergrund getreten war, nunmehr aber mit jedem Augenblicke wieder aufgenommen werden konnte; General d'Aurelle war seit dem 3. November bereit, auf den ersten Wink, auf das erste Signal hin sich in Marsch zu setzen. Aber irgend einen bestimmten Entschluß zu fassen oder präzise Befehle zu geben, wie wäre er dazu in der Lage gewesen? Er konnte sich lediglich an die Depeschen halten, die er von Tours erhielt und die alle ein gewisses Schwanken erkennen ließen. Man hieß ihn darin sich bereit halten, um am nächsten Tage abzumarschieren, „wie wenn der Vormarsch ein für allemal beschlossene Sache gewesen wäre," aber man fügte hinzu: „Es ist möglich, daß die politischen Verhältnisse es erheischen, heute abend oder morgen auf diese Entscheidung zurückzukommen ..." Im Grunde war das ja auch nichts Außerordentliches; die Regierung zauderte, da sie keine Nachrichten von Versailles hatte, ihre Ungeduld war so groß, daß sie sich sogar zu erbittertem Zorn auf Herrn Thiers hinreißen ließ, und doch konnte sie nicht den Knoten ohne weiteres durchhauen; so wurden auch ihre Depeschen in deren Inhalt schwankend und unschlüssig, und doch wäre es viel besser und einfacher gewesen, gar nichts zu sagen, nachdem man nun einmal nichts zu sagen hatte. — Keineswegs so einfach aber war es, daß gerade mitten in all diesen Widersprüchen, zwischen dem 1. und 5. November, Herr von Freycinet im Einverständnis mit Gambetta einen vollständig unerwarteten Plan daherbrachte, der notwendigerweise alle seither getroffenen Vorbereitungen über den Haufen werfen mußte. Er hatte nach Blois einen jungen Kriegsattaché, der viel von sich reden machte, gesandt, einen jungen Eisenbahningenieur aus Östreich, Pole von Geburt, Franzose aus freier Wahl, mit einem Wort, Herrn von Serre, welcher beauftragt war, dem General d'Aurelle einen ganz neuen Plan vorzulegen. Man würde nunmehr ganz das Gleiche ausführen, nur das gerade Gegenteil. Es war, wie Herr von Freycinet naiv schrieb, das Gegenteil der vorher beschlossenen Bewegung, und ihr Sinn ging dahin, daß das Corps des Pallières das thätige sein sollte, während d'Aurelle einen Flankenangriff ausführen und die Unterstützungstruppe bilden mußte. Zu diesem Behuf wollte man dem General Martin des Pallières auf der Landstraße 15 oder 18 000 Mann von jenen, welche man so mühsam in Blois zusammengebracht, zuführen, und mit dieser Unterstützung, die sein Corps auf beinahe 50 000 Mann brachte, sollte des Pallières, immer durch den Wald von Gien aus in die Ebene niedersteigend, den Hauptangriff auf Orleans unternehmen. Seinerseits sollte General d'Aurelle mit allem, was ihm von Truppen blieb, und einigen Streitkräften, die er vor Le Mans an sich zog, bereit sein, eine Demonstration in der Weise auszuführen, daß die um Patay versammelten preußischen Truppen im Westen von Orleans immer in Spannung gehalten würden. Konnte es etwas Einfacheres geben? Wenn dieses Projekt von vornherein mehr war, als ein bloßes Hirngespinst, so konnte es nur den einzigen Zweck verfolgen und als einzigen Grund den Hintergedanken haben, das Centrum von der militärischen Aktion fern zu halten, um auf diese Weise die Rolle des Höchstkommandierenden herabzusetzen. General d'Aurelle bemerkte ganz ruhig, und er täuschte sich hierin kaum, daß die vorgeschlagene Bewegung mit all den Truppenverschiebungen, die dabei notwendig würden, zum mindesten einen Zeitraum von vierzehn Tagen erfordern müßte, daß inzwischen Prinz Friedrich Karl, mit dem man zur Zeit ganz entschieden zu rechnen habe, an der Loire eintreffen würde, und daß dann von all dem eben Vorgeschlagenen keine Rede mehr sein könne, während jene Operation, wie sie zuerst beschlossen gewesen, den Vorzug besitze, äußerst einfach und nachdrücklich zu sein, und auf der Stelle begonnen werden könne. Endlich kam Klarheit in die Geschichte; der entschiedene Mißerfolg, den die Unterhandlungen zu Versailles gehabt hatten, was sicherlich am 6. November schon bekannt war, machte allem Schwanken ein Ende, man hielt jetzt wieder an dem ursprünglich beschlossenen Plane fest, und Herr von Freycinet schrieb in einer Gefühlswallung, die mehr Wert hatte, als alle seine Berechnungen, an General d'Aurelle: „Viel Glück und Gott befohlen! Sie tragen, mein General, in diesem Augenblicke Frankreichs Glück auf Ihres Degens Spitze ..." — Kurios! Trotz allem, was vorging, hatten die Deutschen keine rechte Klarheit über all diese Bewegungen und Truppenkonzentrationen, deren Centrum Blois seit etlichen Tagen geworden war, zu gewinnen gewußt; sie glaubten nicht an eine Loire-Armee. Die 22. preußische oder hessische Division (sie bestand unter General-Lieutenant von Gersdorff aus der 43. und 44. Infanterie-Brigade, 2. Thüringisches Infanterie-Regiment Nr. 32, 6. Thüringisches Infanterie-Regiment Nr. 95, 3. Hessisches Infanterie-Regiment Nr. 83, und 5. Thüringisches Infanterie-Regiment Nr. 94, ferner das 1. Hessische Husaren-Regiment Nr. 13, die 2. Fuß-Abteilung hessischen Feldartillerie-Regiments Nr. 11; die 2. Feldpionier-Compagnie des 6. Armee-Corps mit Schanzzeug-Kolonne und die 3. Feldpionier-Compagnie vom 6. Armee-Corps, sowie das Sanitäts-Detachement Nr. 2,) welche anfänglich dem General von der Tann auf Orleans gefolgt war, hatte Befehl erhalten, auf Chartres zurückzumarschieren, wo sie sich auch noch mit der 4. und 6. Kavalleriedivision befand, Front gegen die Perche, Vendôme und die Straße von Mans. Von der Tann war in Orleans mit seinem bayrischen Corps und der 2. Kavalleriedivision ganz allein geblieben; ununterbrochen war seine Kavallerie unterwegs, um beim Feinde den Glauben zu erwecken, er besitze beträchtlichere Streitkräfte, als dies thatsächlich der Fall war. Obwohl er schon ringsum auf Widerstand gestoßen war, glaubte er vielleicht gar nicht an das, was sich vorbereitete, und er scheint nicht einmal, wenigstens in dem ersten Augenblicke nicht, von dem Übergang zweier Divisionen des 15. Corps auf das rechte Loireufer genaue Kenntnis gehabt zu haben. Die Unthätigkeit und Unbeweglichkeit der französischen Streitkräfte in den ersten Novembertagen hatte ihn ein wenig hinters Licht geführt. Erst am 8. begannen ernstlichere Aufklärungen durch Rekognoszierungen auf der Seite von Beaugency, dann aber marschierte er, nur ganz wenige Truppen in Orleans zurücklassend, in der Nacht ab, um im Westen der Stadt mit seinem ganzen Corps rings um Coulmiers eine Stellung zu beziehen. Seinerseits gab am nämlichen Tage das Hauptquartier in Versailles der 22. Infanteriedivision und einer Division Kavallerie den Befehl, sich des andern Tages an die Bayern heranzuziehen. Was würde jetzt die französische Armee, diese aus zwei Divisionen des 15. und 16. Corps bestehende und unter die Befehle des Generals Chanzy gestellte Loire-Armee thun?

Das vor ihr liegende Operationsterrain bildete so ziemlich eine Art unregelmäßiges Viereck, mit Blois, Orleans, Châteaudun und Vendôme auf den Spitzen, auf der Ost- und Westseite fließen die Loire und der Loir, auf der Nordseite zieht sich die Straße von Orleans nach Châteaudun, auf der Südseite die Straße von Blois nach Vendôme hin, den Mittelpunkt des Vierecks bildet der Wald von Marchénoir. Bis zum 7. November hatten die vorwärts Blois lagernden französischen Divisionen eine, rechts das kleine Städtchen Mer fur Loire berührende und hinter dem Wald von Marchénoir sich hinziehende Linie noch nicht überschritten. Diese Bewegung vom 8., von welcher General von der Tann so sehr überrascht war, bildete sicherlich den Offensiv-Marsch, zu dem General d'Aurelle das Signal gegeben hatte, und der unsere Truppen über Beaugency und den Wald von Marchénoir hinausbringen sollte. General d'Aurelle marschierte ebenso entschlossen, wie klug vorwärts; er schützte seine linke Flanke durch die Kavallerie der Generale Reyau und Ressayre, auf dem andern Loireufer geschah dies durch einen kühnen Parteigänger aus der Vendée, Cathelineau mit Namen, und

durch einige tausend bei Salbris zur Sicherung der Straße nach der Sologne zusammengezogene Mann, die von General d'Aurelle unter dessen Befehl gestellt worden. Von einer andern Seite endlich war General Martin des Pallières, dem eine der ersten Rollen in dieser Unternehmung zugeteilt war, und den man, Gien gegenüber, in Argent gelassen hatte, um dort die Loire zu überschreiten und sich auf Orleans zurückzuziehen, dem bereits zuvorgekommen. Aber er brauchte hiezu vier Tage, drei ganz gewiß, wenn er nicht unterwegs angegriffen wurde, er konnte erst am 11., frühestens am 10. abends in der Front eintreffen, und es blieb zum mindesten fraglich, ob sich die beiden Angriffe völlig genau berechnen ließen, ob der Kampf im Westen nicht am Ende durch den Marsch

Lärm ist zu hören, in lautloser Stille beziehen sie die ihnen angewiesenen Stellungen. Es ist kalt und der Himmel trübe, das Wetter keineswegs ungünstig. Jetzt zerteilt sich der Morgennebel, und nun bietet sich ein für alte Soldatenherzen erquickender Anblick: da steht die französische Armee, eine echte und gerechte Armee, in zwei Treffen in Schlachtordnung aufgestellt, ruhig, voll Selbstzuversicht und den Kampf in bester Ordnung erwartend. Sie ergießt sich über diese nackten, unebenen Felder, deren Früchte längst eingeheimst worden sind; in der Ferne, gegen die Loire hin, erblickt man riesige Bäume, welche Schlösser und Bauernhöfe umgeben. Nach vorn sieht man nur einen vorspringenden Punkt am Horizont, es ist die Höhe, auf welcher das die ganze Ebene beherrschende

Bei Coulmiers. „Der dort ist General von der Tann!" Nach dem Gemälde von T. Birkmeyer.

General von der Tanns auf Coulmiers zu frühe sich entspinnen würde.

Wie standen die Dinge thatsächlich in der Nacht vom 8. auf den 9. November? Man war sich dicht gegenüber: die Bayern in Baccon, Epieds, Champs, Saint Sigismond; die Franzosen in Cravant, Auzouer le Marché und Prenouvellon. Man konnte keinen Schritt mehr machen, ohne zusammenzustoßen und um den Weg kämpfen zu müssen; in seinem Marschbefehl an das 16. Corps stellte General Chanzy die Aufgabe für den 9. nochmals kurz zusammen, sie ging dahin: „Der Feind sollte aus Charsonville vertrieben werden, ebenso aus Epieds, Coulmiers, St. Sigismond, und auf der linken sollte man eine Umgehungsbewegung ausführen, und zwar so, daß am Abend die Straße von Châteaudun nach Orleans stark besetzt war . . . ." Das war der Plan zur Schlacht von Coulmiers. Beim ersten Morgengrauen war schon alles auf den Beinen. Die Regimenter traten in schönster Ordnung an, kein

Dorf Baccon steht; auf dem dortigen Kirchturm befindet sich, seit der Feind ins Land gefallen ist, ein bayrisches Observatorium (Beobachtungsposten). Man sieht nichts vom Feinde, aber man fühlt es, er ist da, in jenen Stellungen, in den Dörfern da drüben, hinter jenen mit Schießscharten versehenen Parkmauern, er hat sich stark verschanzt, es wird heiß hergehen heute und viel kostbares Blut wird wieder fließen.

Gegen 9½ Uhr beginnen die Kanonen zu donnern, es ist beim 15. Corps, das den Befehl hat, auf der Rechten anzugreifen, und das nun in den Kampf eingetreten ist; ursprünglich ist's nur ein Artilleriekampf, dann greift auch die Infanterie ein. Die erste Position, die angegriffen wird, ist Baccon, die Truppen der Division Peytavin nehmen es nach einem erbitterten Kampfe, Mann gegen Mann, mit Sturm. Einmal die Herrn von Baccon, stürmen unsere Truppen vorwärts gegen Schloß und Park von La Renardière, wo sie wieder einem lebhaften

Bayrische Vorposten bei Coulmiers. Nach dem Gemälde von Robert Warthmüller

Widerstand begegnen, den zu brechen ihnen zuletzt jedoch gelingt. Im Centrum hatte sich gleich bei Beginn der Schlacht eine Division des 16. Corps auf Coulmiers in Marsch gesetzt. Anfänglich vom Feinde hingehalten, begegnete sie späterhin keinem besonders heftigen Widerstande, erst gegen Mittag kommt sie ernstlich ins Feuer, und jetzt schlägt man sich mehrere Stunden lang mit der größten Erbitterung in den Gärten, und vor dem Eingang ins Dorf Coulmiers. Unentschieden schwankt der Kampf hin und her, da stellt sich General Barry, der Führer der Sturmkolonne, der vom Pferde gesprungen ist, den Säbel in der Faust, an die Spitze. Begeistert antworten die Soldaten seinem Rufe: „Vive la France!“ und hinter ihm drein stürmen sie in das brennende Dorf. Um 4 Uhr ist man unbestrittener Herr des Dorfes Coulmiers. Während dessen griff die zweite Division des 16. Corps, von dem Admiral Jauréguiberry geführt, der eben erst bei der Loire-Armee eingetroffen war, auf der Linken das stark zur Verteidigung eingerichtete Dorf Champs an; er bringt dasselbe auch für kurze Zeit in seine Gewalt, muß es jedoch sehr bald wieder räumen, seine Leute geraten in Unordnung. Der Admiral aber, dessen Energie durch nichts zu brechen ist, stellt die Ordnung sofort wieder her, er weiß den Mut seiner jungen Soldaten aufs neue zu entflammen, er führt sie zum Sturm vor und nimmt das Dorf zum zweitenmale; der Feind macht einen Versuch nach dem andern, es ihm wieder zu entreißen, aber alle seine Angriffe werden zurückgewiesen. — Auf der ganzen Linie hatte man, als die Nacht hereinzubrechen begann, Terrain gewonnen, die französischen Truppen waren Herren der so lebhaft und zäh verteidigten Stellungen. Die Bayern zogen sich thatsächlich auf allen Punkten zurück. Man vermochte in der Dunkelheit nicht die Hand vor den Augen zu sehen, es regnete und schneite durcheinander, erst in der Frühe des andern Tages sandte Admiral Jauréguiberry, der sofort und als der erste die Tragweite der Niederlage des Feindes erkannt hatte, das wenige, was er zu seiner Begleitung von Kavallerie gerade zur Hand hatte, unter seinem Generalstabschef, dem Kommandanten Lambilly, zur Verfolgung des Feindes aus; es gelang dieser Abteilung auch, einen deutschen Fuhrpark einzuholen und ihm zwei bespannte Geschütze, 25 Munitionswagen, 30 Bagagewagen und eine ziemliche Anzahl Gefangener abzunehmen. (Diese Trophäen wurden nicht bei Coulmiers erbeutet, sondern der Besatzung von Orleans abgenommen, die solche nicht mehr nach Tours hineinzubringen vermochte, sondern sie stehen lassen mußte. D. H.)

So ehrenvoll die Schlacht bei Coulmiers für die Franzosen war, zwei Dinge fehlten, um aus ihr einen vielleicht entscheidenden Erfolg zu ziehen. Die Kavallerie des General Reyau, die den Auftrag hatte, die linke Flanke der Armee zu decken und in der Weise vorzugehen, daß sie dem Feinde den Rückzug auf der Straße nach Paris abzuschneiden vermochte, hatte ihren Auftrag schlecht vollzogen. General Reyau hatte damit begonnen, sich in einen vollständig nutzlosen Kampf mit Artillerie einzulassen, in welchem seine Schwadronen ohne jeden Zweck ermüdet wurden, dann hatte er auf Grund einer ziemlich kopflos unternommenen Rekognoszierung für deutsche Truppen gehalten, was in Wirklichkeit nur das Lipowskische Franktireurscorps war, und schließlich zog er sich in die Stellungen zurück, die er am frühen Morgen eingenommen gehabt hatte; so kam's, daß am Abend keine Kavallerie zur Verfolgung des Feindes bei der Hand war. Das war aber noch nicht alles; General Martin des Pallières, der bei dieser Unternehmung eine wesentliche Rolle hätte spielen sollen, hatte sich in die Lage versetzt gesehen, auch nicht das geringste leisten zu können, und das ganz ohne seine Schuld. Er hatte ganz genau nach seiner Instruktion gehandelt, war am 7. aufgebrochen, hatte, ohne den mindesten Widerstand zu finden, die Loire überschritten, und ohne Zweifel war seine Bewegung den Deutschen vollständig unbekannt geblieben. Am 8. befand sich General des Pallières in Châteauneuf; am 9. in der Früh kam er auf der Höhe der großen Straße von Orleans nach Pithiviers an, immer noch im guten Glauben befangen, daß man ihn erst am 11. gebrauche, da weckte ihn plötzlich eine gewaltige Kanonade aus seiner Sicherheit und brachte ihn in die größte Verwirrung. Einen Augenblick kam ihm der Gedanke, seine Richtung zu ändern und sich auf Artenay zu werfen, um so dem Feinde in den Rücken zu kommen, sein militärischer Instinkt riet ihm, die Straße von Etampes zu gewinnen und dort Stellung zu nehmen. Freilich wäre das ein Entschluß gewesen, der reiflicher Überlegung bedurfte, zumal mit solch jungen Soldaten, und dann war er ja auch ohne alle nähere Kenntnis von dem, was vorging, er wußte ja nicht einmal, wo die erst für den nächsten Tag erwartete Schlacht sich entwickelt hatte. Er zauderte; jetzt sich in ein Abenteuer einzulassen, konnte gefährlich werden, zu solchen war damals die Zeit nicht angethan, und kurz besonnen entschloß er sich, seinen Marsch zu beschleunigen, in fieberhafter Eile ging's auf den Kanonendonner bei Orleans los. Seine Soldaten legten an diesem Tage elf Meilen zurück, sie marschierten vierzehn Stunden lang, ohne abzukochen oder einen Halt zu machen, ja nicht einen Maroden ließen sie zurück, die Truppen zeigten alle ebensoviel Energie als guten Willen. Martin des Pallières traf bei völliger Dunkelheit in Fleury, nicht weit von Orleans ein, aber wie es ganz natürlich war, mit völlig erschöpften Truppen, die nichts mehr leisten konnten. Den andern Tag in der Früh wandte er sich nach der pariser Straße und kam bis vor Chevilly; aber bereits war alles zu Ende, der Feind hatte sich während der Nacht auf und davon gemacht. Hätte Martin des Pallières zur richtigen Zeit eintreffen können, oder wäre er nur wenigstens seiner Eingebung in jenem Augenblicke gefolgt, als er zweifelsohne zuerst den Kanonendonner vernahm, so würde General von der Tann eine völlige Niederlage erlitten haben. Nach dem, was General d'Aurelle hierüber sagt, wäre anzunehmen, daß man französischerseits auf einen längeren und anhaltenderen Widerstand der deutschen Truppen gefaßt war, vielleicht weil man glaubte, viel beträchtlichere Streitkräfte, als dies in der That der Fall war, vor sich zu haben.

Gleichviel, es war ein großer und glänzender Erfolg, der den Bayern mehr als 1200 außer Kampf gesetzte Mann und mehr als 2000 Gefangene kostete, welche bei der schleunigen Räumung von Orleans durch die deutschen Truppen in die Hände der Franzosen fielen. Jawohl, sie war da, nun hatten die Deutschen sie zu sehen bekommen, diese Armee, welche die preußischen Bulletins aus Versailles, sogar noch am Tage nach Coulmiers, wegwerfend als die „sogenannte“ Loire-Armee bezeichnet hatten. Diese sogenannte Loire-Armee hatte die Deutschen glatt und sauber geschlagen! (70 000 Franzosen gegen 20 000 Deutsche, da war's keine Kunst, das Feld zu behaupten!) Wandte sich das Glück, lächelte es Frankreich wieder zu? War das die Antwort auf die letzten unseligen Nachrichten von Metz und auf jene unerbittliche Härte, mit welcher der preußische Generalstab zu Versailles alle Waffenstillstandsverhandlungen scheitern zu lassen wußte. Die französische Armee hatte ihren Erfolg mit einem Verlust von 1500 Mann, darunter mehrere höhere Offiziere tot, zu bezahlen gehabt, der General Ressayre war verwundet. Wer aber am bescheidensten von seinem errungenen Siege sprach, das war General d'Aurelle selbst. Er sagte einfach zu seinen Soldaten: „Inmitten unseres Unglücks hat Frankreich seine Augen auf uns gerichtet, es zählt auf euern Mut, setzen wir all unsere Kraft daran, diese Hoffnung nicht zu täuschen.“ Und zur gleichen Zeit schrieb er nach Tours: „Die Moral der Truppen hat sich ums zehnfache verbessert.“ Die Regierung ihrerseits beeilte sich, ihre hohe Befriedigung über die Haltung der Truppen diesen kundzugeben und verschiedene Belohnungen auszuteilen. Gambetta begab sich ins Hauptquartier, und seine beste Feder spitzend, richtete er „an die Soldaten der Loire-Armee“ eine Proklamation, in welcher er unter andern schönen Sachen nicht verfehlte kund zu thun, „daß mit Soldaten, wie die Loire-Armee sie besitze, die Republik aus allen Prüfungen siegreich hervorgehen müsse, daß sie nunmehr in der Lage sei, die nationale Revanche zu sichern.“ Wie vorteilhaft stach hiegegen der einfache, anspruchslose Tagesbefehl des General d'Aurelle ab.

Coulmiers rief und durfte mit Recht alle Hoffnungen wach rufen. Brauchen wir erst zu sagen, daß diese brillante Affaire ganz entscheidende Folgen haben konnte, welche Ungeduldige sich bereits in den lebhaftesten Farben ausmalten, daß es möglich war, die Straße nach Paris zu gewinnen? Konnte man eine herrlichere Frucht des Sieges von Coulmiers pflücken, als diese? Das ist eine recht heikle Frage. „Wahres Genie, kühnes Drauflosgehen, unerschütterlicher Entschluß hatten in dieser hochwichtigen Stunde Frankreich gefehlt,“ haben „Strategen“ immer und immer wieder gesagt, denen es an jedem richtigen Verständnisse von jeher gefehlt hat, welche die Lage nicht kannten und nicht wußten, wie die Dinge thatsächlich lagen. Freycinet, der alle diese trügerischen Hoff-

nungen, die man sich damals machte, in seinem Buche: „La guerre en province!“ („Der Krieg in der Provinz“) klar legt, sagt dort: „Wenn man nach Orleans (hiermit meint er wohl: „nach der Schlacht von Coulmiers,“ D. H.) sofort auf Paris losmarschiert wäre, so hätte man ganz zweifelsohne Erfolg gehabt. Was man unterwegs an Widerstand hätte finden können, das wäre nicht der Mühe wert gewesen, und mit Leichtigkeit würde man die Cernierungslinie durchbrochen haben.“ — Bald gesagt! Nur ließ sich leider das Unternehmen lange nicht so leicht auf dem Terrain und unter den Verhältnissen, mit denen man zu rechnen hatte, ausführen. General d'Aurelle, dem doch in erster Linie daran gelegen sein mußte, seinen Sieg auszunützen und zu einem vollständigen zu machen, sofern es möglich war, wußte ganz genau, daß diese Soldaten, die sich im Feuer so trefflich hielten, welche glücklich den Schwung und die der französischen Nation eigene Lebhaftigkeit wiedergefunden hatten, deshalb noch lange nicht kriegstüchtig genug waren, mit allen Schwierigkeiten zu kämpfen und sie zu überwinden. Er verhehlte sich nicht, daß diese Armee, die seine eigenste Schöpfung war, die zur Zeit mehr war als nur ein Hoffnungsanker, an allem not litt, was zu einer tüchtigen Organisation unbedingt gehörte, so sehr not litt, daß sogar Gambetta selbst bei seinem Besuche im Feldlager sich äußerte: „Keine Pferde für die Artillerie, wenig Lebensmittel und Ausrüstungsgegenstände, ein erbärmlicher Fuhrwesendienst.“ Der Höchstkommandierende fühlte recht wohl, daß 70 oder 80000 Mann — mehr hatte man ja damals gar nicht — in eine abenteuerliche Angriffsbewegung hineinreißen, — sich einer ernsten Niederlage aussetzen und die letzte militärische Hilfsquelle Frankreichs auf eine einzige Karte setzen hieß.

Schlug man die Straße nach Paris ein, so konnte man damit nur die Absicht verfolgen, den Bayern auf ihrem Rückzug an der Klinge zu bleiben, das wäre aber nur im ersten Augenblick nach der Schlacht möglich gewesen, und auch nur dann, wenn, wie General Chanzy sagt, „der Höchstkommandierende des Glaubens lebte, die Loire-Armee sei stark und mit allem wohl versehen genug, um ihren Marsch nach vorwärts fortsetzen zu können. Nachdem aber der erste günstige Augenblick vorüber war, hätte es sich hier nur um eine höchst gefährliche Tollkühnheit handeln können. Das erste, was einem passieren mußte, war, daß man auf den General von der Tann stieß, der sich bei Toury festgesetzt hatte, um sein Corps zu sammeln, und zu dessen Unterstützung bereits am 12. in der Früh, von Chartres aus abgesandt, die 22. Division und eine Kavalleriedivision eingetroffen waren; am 12. trafen dann auch noch die 17. preußische Infanterie- und zwei weitere von Versailles abgeschickte Kavalleriedivisionen bei ihm ein. Alle diese Streitkräfte unterstanden nun nicht mehr dem Befehle von der Tanns, dessen Mißerfolg in Versailles sehr übel vermerkt worden war, (?) sondern dem Oberkommando des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, der den Auftrag hatte, zwischen der Linie Chartres-Etampes zu operieren. Von der andern Seite eilte Prinz Friedrich Karl von Metz aus in Eilmärschen heran und die Spitzen seiner Kolonnen waren bereits am 14. in Fontainebleau aufgetaucht. Das war wieder eine neue Armee! Man fiel in diesen deutschen Ameisenhaufen hinein, ohne sich der Hoffnung hingeben zu können, mit einiger Aussicht auf Erfolg bald da bald dort all diese Streitkräfte, die sich vor uns auftürmten, schlagen zu können, und da sagte man noch: „Es ist sehr wahrscheinlich, daß wenn man nach Coulmiers auf Paris losmarschiert wäre, man den Erfolg auf seiner Seite gehabt hätte.“ Man sieht, wie klug der Höchstkommandierende handelte und wie vollständig gerechtfertigt seine Handlungsweise war. Ging man allzufrüh und ohne die nötige Vorsicht auf den Feind los, so riskierte man, sich zu Grunde zu richten; man konnte dagegen nur dabei gewinnen, wenn man sich Zeit ließ, seine Organisation zu vollenden, die Armee tüchtig einzuexerzieren, die Streitkräfte, welche man sammelte und die tagtäglich eintrafen, zu verschmelzen, und sich rings um das wiedergewonnene Orleans zu verschanzen. Was die von Herrn von Freycinet dem Höchstkommandierenden angeblich nahe gelegte Idee anbetrifft, in diesem Augenblicke Orleans aufgeben und sich in die Sologne ins Lager von Salbris zurückziehen zu sollen, so konnte es sich hier höchstens um einen Scherz handeln, den der Delegierte des Kriegsministers augenscheinlich in seiner Einbildung ausgeheckt hatte. General d'Aurelle wollte ebensowenig von Abenteuern wissen, als davon, sich noch weiter zurückzuziehen, was er wollte, war ganz einfach das: „sich in die Lage setzen, allen Stürmen Trotz bieten zu können, ohne dabei mit dem Kopfe durch die Wand zu wollen,“ und damit tritt dieser durch einen Sieg so schön eingeleitete Loire-Feldzug in eine neue, hochwichtige Periode von stets wachsender Bedeutung. — Ehrlich gestanden, in den Kreisen vieler Militärs legte man sich damals, und legt man sich heute noch die Frage vor, die gewichtige Frage, ob die französische Armee ihre Operationen im Orleannais und um Orleans herum beginnen durfte? Diese kahlen, offenen Ebenen in der Beauce waren ein überaus gefährliches Kampffeld für junge Truppen; sie boten den Deutschen alle Gelegenheit, die Überlegenheit ihrer Kavallerie und Artillerie zur Geltung zu bringen und uns gleichzeitig es fühlen zu lassen, wie wenig wir ihnen mit den Mitteln, welche uns zu Gebote standen, gewachsen waren. Für die Deutschen hatte der vorübergehende Besitz von Orleans nur Vorteile gehabt, ohne ihnen irgend welchen Schaden zu bringen. Hier hielten sie den Knoten aller Hauptverbindungen Frankreichs mit dem Süden in ihrer Hand, sie waren durch den Fluß geschützt, und selbst wenn sie eine Niederlage erlitten, konnten sie sich völlig gesichert auf ihre Cernierungslinie vor Paris zurückziehen; das zeigte sich deutlich bei dem Rückzuge von der Tanns, der denselben gar nicht weit auszudehnen brauchte, um vollständig in Sicherheit zu sein. Für die Franzosen war Orleans ganz gewiß ein Punkt, wertvoll genug, ihn zurückzuerobern und wieder zu besetzen; aber dieser Punkt war auch nicht ohne Gefahr. Die französische Armee, statt durch die Loire gedeckt zu sein, hatte diesen Fluß im Rücken, und wenn sie einige Schlappen erlitt, so riskierte sie, einen ungemein gefährlichen und äußerst schwierigen Rückzug antreten zu müssen, und dieser Fall trat unglückseligerweise ein. Die Wahl der wesentlichen und im Augenblick einzigen Richtung für die vorzunehmenden Operationen war ohne Zweifel und in erster Linie von politischen Erwägungen geleitet worden, es galt notwendig, Tours zu decken, was später aber doch ganz nutz- und zwecklos war, denn die Regierung wäre so ziemlich überall anderswo besser aufgehoben gewesen, als gerade dort, zum Beispiel in Clermont, diesem sturmfreien Centrum Frankreichs, wo sie vor jedem Angriff geschützt war und keine Panik ausbrechen konnte. Nachdem man aber nun eben einmal den Schritt gethan und nach Orleans gegangen war, blieb gar nichts anderes übrig, als sich hier so stark als nur immer möglich festzusetzen, um dem Feinde eine gewaltige Verteidigungsfront darbieten und gleichzeitig den richtigen Augenblick abwarten zu können, um französischerseits auf den Feind loszugehen. Dies war übrigens eine Ansicht, die jedermann teilte, die militärischen Führer, die Regierung wie die Generale, sogar Herr Gambetta, der in einer am 12. November im Hauptquartier zu Villeneuve d'Ingré gehaltenen Konferenz, also dicht vor den Thoren von Orleans, den Ausspruch that, „daß jeder ungenützt verronnene Augenblick nur ein Gewinn für den Feind sei,“ und daß wir unsere Kräfte jeden Tag verstärken könnten, während der Feind sich in den seinigen geschwächt sehen würde. Der erste Gedanke mußte sein, eine Art verschanztes Lager zu schaffen, genügende Verteidigungslinien herzustellen und während dessen die Operationsarmee zu verstärken. Aber weniger als jemals durfte auch nur eine einzige Stunde verloren gehen, und in der That, man schritt sofort ans Werk. Ohne gerade eine brillante militärische Position genannt werden zu können, hat Orleans doch in seinem Walde eine Art natürliches Bollwerk, das sich von Ost nach Nordost gegen Gien und Pithiviers ausdehnt. Die eine Linie der Verteidigung mußte sich nach der Ansicht General d'Aurelles auf eine starke Besetzung des Waldes stützen, sodann auf eine Reihe von Verschanzungen und Batterien, vor denen ihrerseits wieder eine zweite von befestigten Vorposten liegen müßte, die so angelegt wäre, daß sie so lange nur immer möglich den Marsch des Feindes aufzuhalten vermocht hätte. Diese Arbeiten hätten natürlich so rasch als möglich ausgeführt werden müssen.

Ohne einen Augenblick zu verlieren, rief man denn auch in Orleans Ingenieure und Arbeiter zusammen; man ging sogar so weit, in fünf benachbarten Departements die nötigen Werkzeuge zu requirieren. Man ließ aus den Kriegshäfen alles Artilleriematerial, alle Marinegeschütze, die zur Hand waren, mit dem nötigen Personal kommen und ernannte zum Kommandanten dieses „Marinedienstes auf dem Festland“ den Schiffskapitän Ribourt. Man schuf solchergestalt vielleicht zwar nicht, wie Herr

von Freycinet gesagt hatte, „eine der stärksten Stellungen, welche je eine Armee zu verteidigen gehabt haben konnte," aber man schuf doch in wenigen Tagen an den Zugängen von Orleans, in Gidy, in Chevilly, an der Straße nach Paris, Batterien, die im Verein mit den Verteidigungswerken des Waldes einen Angriff zum mindesten sehr schwierig machen konnten. Auf der andern Seite machte die Regierung, die eben jetzt neue Aushebungen, so eine Art Massenerhebung, unter dem Namen „mobilisierte Nationalgarde" anordnete, fieberhafte Anstrengungen, alle militärischen Streitkräfte zu entwickeln. In wenigen Tagen schuf sie ein neues, das 17. Corps, zwischen Orleans und Blois, in Nevers wurde ein 18. Corps gebildet, das sofort gegen die Loire vorrückte. Man ließ von Osten her alles kommen, was noch von der Vogesenarmee übrig war, um ein 20. Corps daraus zusammenzusetzen, dazu bestimmt, die rings um Orleans lagernde Armee zu verstärken, vom 21. Corps zu schweigen, das aus unzusammenhängenden Massen, welche die Bretagne geliefert hatte, bestand, und welches unter die Befehle eines der energischesten Marineoffiziere, des Schiffskapitäns Jaurès, gestellt worden war, dem man den Rang eines Generals verliehen hatte.

Urteilte man nur nach dem Scheine, so hatte sich die Loire-Armee verdoppelt; mit jedem Augenblicke vermehrten sich ihre Hilfsmittel, ihre Artillerie, ihr Material. Herr von Freycinet sprach sogar dem General d'Aurelle von 250 000 Mann, die ihm zur Verfügung gestellt werden sollten. Zum Unglück war in diesen Ziffern, wie in allen Berechnungen der Regierung, viel von Fata Morgana und Täuschung enthalten, es verhielt sich mit diesen 250 000 Mann, von denen Herr von Freycinet sprach, wie mit den 150 großen Marinegeschützen, welche man nach Orleans unterwegs glaubte. Die Wirklichkeit blieb stets weit hinter diesen Täuschungen und Einbildungen zurück. Das 17. Corps, welches auf der Seite von Marchénoir lagerte, war kaum recht formiert; dessen erster Chef war der General Durrieu gewesen, jetzt gab man das Kommando über dasselbe alsbald einem der durch glänzende Eigenschaften am meisten hervorragenden und schneidigsten Kavallerieoffiziere von der Armee in Afrika, dem jungen General de Sonis, dessen hinreißende Tapferkeit den günstigsten Einfluß auf seine Untergebenen ausüben mußte. Unter de Sonis marschierte auch jenes Regiment „päpstliche Zuaven" und „Freiwillige des Westens," das nach dem Einmarsch der Italiener in Rom am 20. September nach Frankreich zurückgekehrt, sich der Regierung von Tours zur Verfügung gestellt hatte und in ihren Reihen die Elite des jungen französischen Adels unter dem Befehl von Oberst Charette zählte.

Das 18. Corps war noch weniger organisiert als das 17; es „formierte" sich eigentlich erst auf dem Marsche, wie man es nannte; es hatte auch noch keinen höheren Kommandanten und blieb vorläufig unter der Leitung des Generalstabs-Chefs Oberst Billot. Das 20. Corps, das vermittelst der Bahn unter dem Befehl des Generals Crouzat eingetroffen war, ließ ebenfalls womöglich alles zu wünschen übrig. Das 18. und 20. Corps sollten auf der äußersten Linie der Armee rechts in der Richtung von Gien bleiben. Es waren das Streitkräfte, wenn man so will, aber es waren keine genügenden, sie waren nicht organisiert, wofür freilich die Regierung keine Schuld trifft. Natürlich, je weiter man ging, um so notwendiger mußten die Hilfsquellen der Organisation versiegen, und um für alles Ersatz zu schaffen, hatte man den Gedanken ausgeheckt, nach dem Vorbilde der Amerikaner während des Secessionskrieges, ein Etwas zu schaffen, das man die „Hilfsarmee" nannte. Man schuf solchergestalt Generale und Hilfsoffiziere, die man an die Spitze der zusammenströmenden mobilisierten Nationalgarden zu stellen sich beeilte. Es war das mehr eine Armee, die erst eine solche werden sollte, als eine Armee, die bereit war, ins Feld zu rücken. Die eigentliche Stärke des Generals d'Aurelle lag nach wie vor im 16. Corps, dessen ebenso entschlossener wie intelligenter Chef immer noch General Chanzy war, und im 15. Corps, welches jetzt ganz unter die Befehle des Generals Martin des Pallières zu stehen kommen sollte. Es standen dort sechs Divisionen, die vom ersten Tage an auf beiden Seiten der pariser Straße eine gute Stellung bezogen hatten und recht wohl imstande waren, sich vorwärts von Orleans im Felde zu halten. Was den Rest anbelangte, so gehörte der Mut dazu, sich wenigstens etwas Zeit zu nehmen, um all diese unzusammenhängenden losen Streitkräfte zu sammeln, diesen über Nacht zu Soldaten gestempelten Leuten all das beizubringen, was ihnen noch fehlte; dann mußte man aber auch noch darüber sich klar sein, was man eigentlich thun wollte, und vor allem den Generalen die Sorge überlassen, über die neuen Truppen, die man ihnen sandte, nach ihrem Gutdünken zu verfügen, sie zu organisieren und für den Feldzug vorzubereiten.

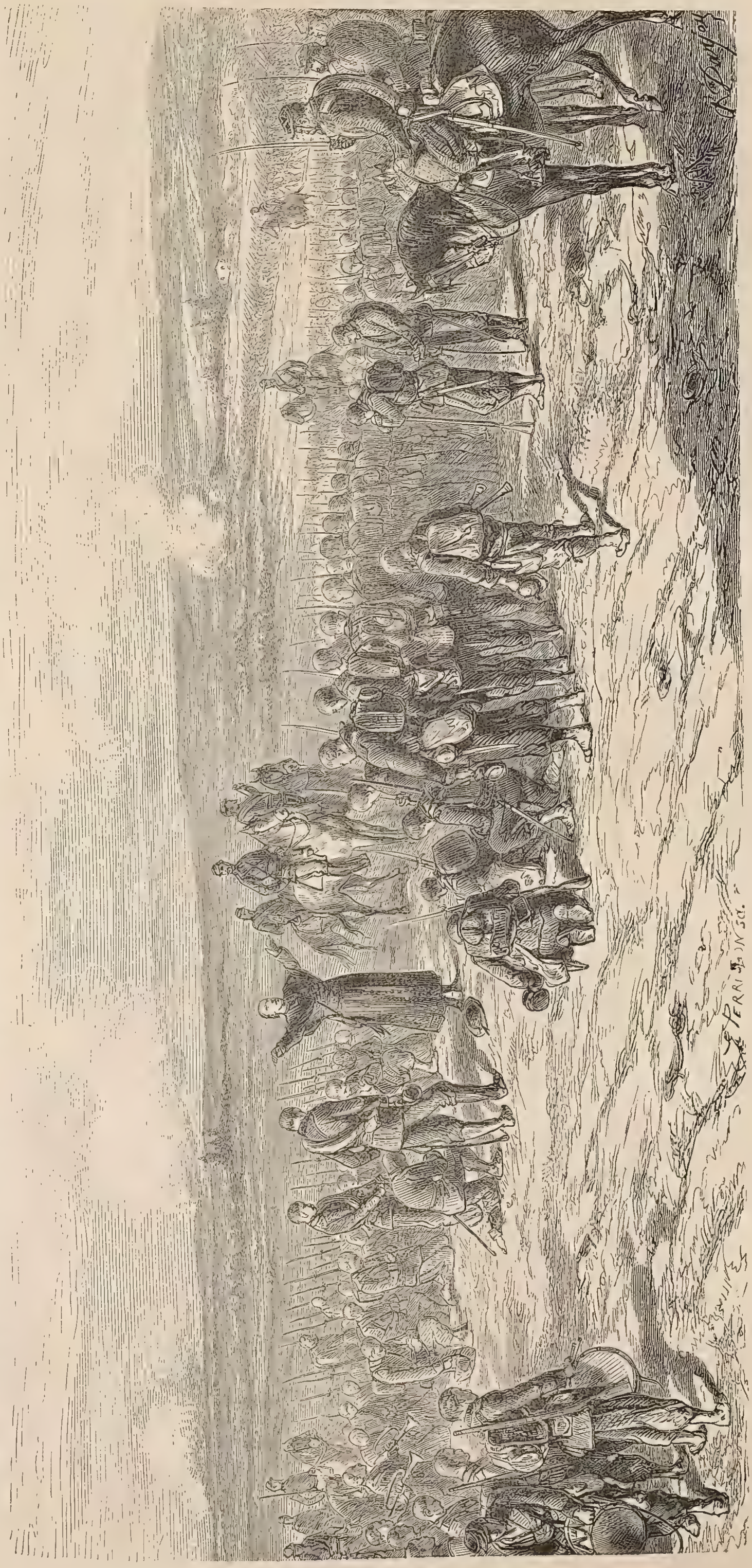
Aber Gambetta und Herr von Freycinet verloren bald die Geduld, die sie, mühsam genug, einige Zeit bewahrt hatten. Der Erfolg bei Coulmiers, den sie als einen lediglich ihrer Vorausberechnung und ihrem militärischen Genie zu verdankenden Sieg betrachteten, hatte ihnen die Köpfe verdreht; sie glaubten, man brauche nur zu wollen und zu befehlen, um ein verschanztes Lager, treffliche Verteidigungslinien zu haben und Armeen vorwärts ins Feld führen zu können. Kaum waren sie nach Tours zurückgekehrt, nachdem sie am 12. November dem französischen Feldlager ihren Besuch abgestattet, als sie auch schon wie von einem Fieber strategischer Eingebung erfaßt, General d'Aurelle zu quälen begannen, indem sie ihm nicht ohne einen Anflug von Tadel vorhielten, „man könne doch nicht ewig in Orleans bleiben;" sie verfolgten ihn mit Zumutungen und Unterstellungen jeder Art, das einemal verlangten sie von ihm, er solle ihnen Pläne betreffs eines Marsches auf Paris unterbreiten, dann wieder muteten sie ihm Truppenbewegungen und Dislokationen zu, welche die allergrößten Gefahren in sich bergen konnten, namentlich einem solch wachsamen Gegner gegenüber; bald wieder verlangten sie von ihm, tagtäglich 20 oder 30 000 Mann zu abenteuerlichen Unternehmungen auszusenden. Ja, Herr von Freycinet, dieser Generalstabs-Chef Gambettas, der täglich mehr den Beruf in sich fühlte, der französische Moltke zu werden, schrieb allen Ernstes an General d'Aurelle: „Wenn sich Ihnen beispielsweise eine günstige Gelegenheit bietet, ein ihnen an Zahl nicht gewachsenes, feindliches Corps in der Nähe ihrer Stellungen zu vernichten, so dürfen Sie sich diese Gelegenheit ja nicht entgehen lassen. Schicken Sie tagtäglich eine Kolonne von 20 bis 30 000 Mann aus, um das Land vom Feinde zu säubern." Ob General d'Aurelle solche Instruktionen ernstlich aufgenommen, man kann es füglich bezweifeln, zweifelsohne legte er sie zu den übrigen, in welchen er aufgefordert wurde, „den Feind zwischen zwei Feuer zu nehmen," oder „drei guten Pferden vor 300 schlechten den Vorzug zu geben." In Tours befand man sich stets in fieberhafter Ungeduld, unaufhörlich wurde der Oberbefehlshaber getadelt und heruntergemacht, und in diesem Dunkel, in dem jeder herumtappte, in diesem Konflikte der widersprechendsten Weisungen, in diesen geheimen Reibungen, die niemals aufhörten, mit Befehlen, die, heute gegeben, morgen widerrufen wurden, schürzte sich der Knoten jener militärischen Tragödie, die bald genug hereinbrechen sollte.

Zwei Pläne gab's zur Zeit. General d'Aurelle hatte den seinigen, daran ist nicht zu zweifeln, und daß er ihn nicht an die große Glocke hängte, daran that er recht. Sein eigenster Plan war, sich für den Augenblick in den Verteidigungslinien von Orleans einzuschließen, und hier den Feind zu erwarten. Seine Absicht war es gewesen, so viel Truppen als nur immer möglich und wie überhaupt aufzutreiben waren, zusammenzuziehen, sie zu organisieren, und nachdem dies geschehen, sie zu der ihm passenden Stunde zu verwerten. Auf diese Weise und hinter Verschanzungen, mit denen man sich rings umgab, glaubte er sich völlig imstande, einen Angriff aushalten zu können, in welchem die Deutschen auf alle Fälle die schwersten Verluste hätten erleiden müssen, und wo es ihm nach einer glücklichen Defensiv-Schlacht möglich gewesen wäre, auf einen aus der Fassung gebrachten, hart mitgenommenen, vielleicht in Unordnung auf Paris weichenden Feind sich zu stürzen. Würde man da sagen können, man habe es nicht gewagt, den Feind anzugreifen? Gewiß nicht! — Ganz zu geschweigen von dem erklärlichen Wunsche, die Scharte von Coulmiers auszuwetzen, konnten die Deutschen nicht umhin, vor diesem verschanzten Lager Frankreichs Halt zu machen. Der dadurch entstandene Aufenthalt hätte ihnen nichts genützt, er wäre höchstens der französischen Armee zugute gekommen, deren Stärke, Ausbildung, Disciplin und deren Hilfsquellen sich von Tag zu Tag vermehrt haben würden. Das war der Plan, den General d'Aurelle hatte. Gambetta und Herr von Freycinet ihrerseits aber hatten keinen andern Gedanken mehr, als ohne mehr auf irgend etwas zu warten, gegen Paris vorzubrechen, das bereits, wie es hieß, Hunger zu leiden hatte. Welches

Vorgehen war das richtige? Die Antwort auf diese Frage ließ sich weder in Tours noch in Paris geben, sie wurde einfach im Feldlager des Feindes diktiert, sie hing von der Lage der Deutschen, von den Streitkräften, über welche sie verfügten, von dem augenblicklichen Interesse, das sie verfolgten, ab.

Wahr ist, daß diese Unthätigkeit der französischen Armee, welche die Deutschen erstmals am Tag nach der Schlacht von Coulmiers in Erstaunen versetzt hatte, und die jetzt wieder zu Tage trat, sie neuerdings beunruhigte. Sie wußten gar nicht, woran sie sich halten sollten, ja einen Augenblick lang hatten sie, allem Anscheine nach, nicht einmal gewußt, was aus der Armee geworden war, die plötzlich wieder vor ihnen erschien. Trotzdem bereiteten sie sich auf alles, was da kommen konnte, vor. Prinz Friedrich Karl beschleunigte den Marsch seiner aus dem 3., 9. und 10. Corps mit zwei Kavalleriedivisionen bestehenden Armee, und diese rasch zusammengezogenen Truppen erreichten am 17. und 18. November die Höhe von Angerville auf der pariser Straße bei Pithiviers und Montargis. Von jetzt ab hatte Prinz Friedrich Karl, der in Pithiviers seinen Aufenthalt genommen hatte, mehr als 60 000 kampfgewohnte, durch den Erfolg selbstbewußt gewordene Soldaten, kamen sie doch von Metz unter seinem Befehl! Die Deutschen waren von General d'Aurelle so wenig festgehalten, daß während der Bewegungen des Prinzen Friedrich Karl, die unter dem Kommando des Großherzogs von Mecklenburg stehenden Truppen den Tag nach Coulmiers zu einem großen Teil nach Chartres abberufen worden waren, um gegen die Straße nach Mans Front zu machen, auf welcher, wie man vermutete, die französische Armee abmarschiert war. Über acht Tage lang durchzog der Großherzog diese unglücklichen Länderstriche, durchforschte das Land, dehnte seine Einfälle bis Nogent le Rotrou aus, so daß sich der Schreck vor ihm bis nach Tours verbreitete, wo man bereits vor irgend welcher unvorhergesehenen Überraschung bangte.

Die Regierung beeilte sich, vor Angst zappelnd, das 17. Armeecorps von Orleans wieder wegzunehmen und es gegen Châteaudun vorrücken zu lassen, ja in ihrer übertriebenen Angst ging sie eines Tages sogar so weit, von General d'Aurelle zu verlangen, er solle ihr so rasch als möglich ein Regiment schicken. Es klingt bizarr, aber es ist nichts destoweniger wahr, man täuschte sich in beiden Feldlagern, man sah weder in Versailles noch in Tours klar. Die französische Regierung überließ sich unnötigen Aufregungen, denn es fiel dem Großherzog von Mecklenburg auch nicht im Schlafe ein, nach Tours zu marschieren, er hatte lediglich die Aufgabe, eine starke Rekognoszierung zu unternehmen und die Loire-Armee im Westen zu suchen, wo sie doch gar nicht war. Daran ist nicht zu deuteln: der



Die Truppen Charettes vor dem Kampfe in der Beauce bei Patay.

Generalstab in Versailles gab denn auch, nachdem er nicht so bald seinen Fehler eingesehen hatte, am 22. November dem Großherzog den Befehl, sich auf Orleans zurückzuziehen, wo seine, mit denen des Prinzen Friedrich Karl vereinigten Streitkräfte die deutsche Armee auf die Stärke von mehr als 110000 Mann brachten.

Wo lag nun in dieser verwickelten Geschichte der Vorteil? Auf Seite Frankreichs oder Deutschlands? Ein Offizier des Großen Hauptquartiers in Versailles giebt uns die Antwort auf diese Frage, indem er uns die Ansichten der preußischen Heerführer, so wie sie damals bestanden, kund giebt. „Man fürchtete im deutschen Heerlager keinen Angriff," sagt er, „o nein, im Gegenteil, man war des schließlichen Erfolges sicher, falls der Gegner es wagen sollte, aus seiner gut gedeckten und stark befestigten Stellung herauszugehen, um uns in dem offenen Gelände der Beauce anzugreifen. Diese Position aber mit stürmender Hand zu nehmen, wäre ein äußerst schwieriges Unternehmen gewesen, wenn man nicht mit dem Vorteil zu rechnen hatte, daß der Gegner durch einen ersten versuchten Vorstoß, der mißglückt war, moralisch erschüttert worden war." ... Um diesen Kardinalpunkt drehte sich alles, General d'Aurelle fühlte das wohl, und darum hielt er auch als kluger und erfahrener Heerführer so viel darauf, sich zu konzentrieren und in seiner Verteidigungslinie sich mehr zusammenzudrängen, als ihm zugestanden wurde. Die Strategen in Tours sahen absolut nicht ein, was er bezweckte, und da sie zweifelsohne in den Augen ihrer Mitbürger als echte und gerechte Kriegsleute erscheinen wollten, trafen sie ihre Entscheidung dahin, es solle auf Pithiviers losmarschiert werden. Vergeblich bemühte sich General d'Aurelle begreiflich zu machen, daß ein Vorstoß über die verschanzten Linien hinaus eine Hauptschlacht zur Folge haben könnte, die nicht anzunehmen unmöglich sein würde, daß man diese Schlacht auf dem Terrain zu liefern hätte, wo sich der Feind, nur einen Tagmarsch von unsern Stellungen entfernt, konzentriert hatte; die Regierung von Tours wollte von all dem nichts wissen und nichts hören, und was noch viel sonderbarer, sie versuchte ihr Vorgehen, zu welchem sie sich anschickte, durch die Notwendigkeit zu erklären, dem linken Flügel der Armee, der durch den Großherzog von Mecklenburg bedroht war, und zugleich auch im Osten Luft zu machen. Gambetta und Herr von Freycinet hatten ihren festen Plan, er war ihr eigenstes Werk, dessen Ausführung sie dem zwischen Gien und Montargis stehenden 18. und 20. Corps übertragen wollten, und wozu noch eine Division des Generals des Pallières, welche man dem 15. Corps entnahm und nach Osten dirigierte, verwendet werden sollte, selbst auf die Gefahr hin, das Centrum der Stellung, welche die Armee einnahm, zu schwächen. Vom 22. und 23. November ab jagte ein Befehl den andern, und es war der Regierung eigenstes Werk, wenn Herr von Freycinet mit naivem, — scharf hervortretendem Eigendünkel sagen konnte: „Die Operationen trugen den eigentümlichen Stempel, daß sie während der ganzen Periode vom 10. Oktober bis zum 9. Februar, was sich bei keiner anderen militärischen Unternehmung wiederholte, direkt von der Verwaltung des Kriegsministeriums geleitet waren."

So that man nicht bloß, freilich ohne es zu wollen, durch einen unklugen Versuch gerade das, was der Feind wollte, nicht allein alles, was nach dem Ausspruch des Majors Blume den Wünschen der deutschen Heerführer am meisten entsprach, sondern man that es auch mit zerstreuten Kräften, unter einem wechselnden und schwankenden Kommando, so daß sich General d'Aurelle bemüßigt sah, mitten in der Ausführung seiner Bewegungen an den Kriegsminister zu schreiben: „Da ich den Plan, nach welchem unsere Bewegungen sich vollziehen, absolut nicht kenne und ebensowenig dessen Ziel, fürchte ich da und dort Bewegungen einzuleiten, die ihn durchkreuzen könnten, indem sie sich nicht denjenigen der übrigen Teile der Armee anschließen." So fädelten sich jene Operationen ein, die am 28. November zu der bei Beaune la Rolande gelieferten Schlacht führten, welches genommen werden mußte, ehe man Pithiviers aufgab. Es war das ja thatsächlich für die jungen Soldaten des 18. und 20. Corps, die zum ersten Male im Feuer standen, ein sehr ehrenvoller Kampf, und sie waren nahe daran, das eine Corps über Batilly, Nancray und St. Loup, das andere über Ladon, Mezières und Juranville vorrückend, die von dem 10. preußischen Corps unter Voigts-Rhetz verteidigte Stadt Beaune la Rolande einzuschließen. Aber der Angriff hatte fehlgeschlagen. Das 18. Corps wie das 20. mußte sich nach viertägigen mühsamen Anstrengungen, nach blutigen Kämpfen dazu verdammt sehen, rückwärts Stellungen zu beziehen. Das Militärkabinet in Tours freilich, das eine Schlappe weder zugeben konnte, noch wollte, triumphierte laut. Es wiederholte mit einer Sicherheit, die sich durch nichts erschüttern ließ, die „Diversion nach rechts," es hatte den Westen vor den Horden des Mecklenburgers bewahrt, lange bevor dieser (am 28.) den Befehl erhalten hatte, Orleans wieder zu nehmen. Es überschüttete die beiden Corps, die in den Kampf verwickelt gewesen waren, mit den größten Lobeserhebungen, vor allem stachelte es den jungen provisorischen Chef des 18. Corps, den Oberst Billot, und dessen Ehrgeiz auf, indem es denselben zum General ernannte, es sprach endlich von Vorteilen, die man angeblich errungen hatte. Leider war man eben in der grausamen Lage, die Wahrheit verschweigen zu müssen, die Wahrheit, welche für die Regierung natürlich nichts weniger als angenehm war. Der Kommandant des 20. Corps hatte allerdings den Mut, sie nicht zu verhehlen. Er wagte es offen zu sagen, seine Soldaten würden etliche Tage Zeit brauchen, um sich zu erholen, sie litten an allem Mangel, und die Mobil-Bataillone der Haute-Loire hätten als ganze und einzige Ausrüstung Hosen und leinene Blusen, die vollständig unbrauchbar seien.

Sofort erwiderte Herr de Freycinet in napoleonischem Bulletinstil: „Es scheint mir, daß Sie nur allzugern den Mut sinken lassen und dem Feinde nicht diejenige Energie entgegensetzen, ohne welche an einen Sieg nicht zu denken ist. Sie sprechen da heute von einigen Tagen der Ruhe, die nötig seien. Ja wohl, es hat sich was mit der Ruhe; was wir brauchen, ist der Kampf, ist, daß wir marschieren, schleunigst marschieren! Ich erwarte von Ihnen, daß Sie Ihre ganze Thatkraft, Ihre ganze Energie aufwenden werden, die moralische Haltung der Truppen zu heben. Wenn das Corps nach wie vor gleich unzuverlässig sich zeigen sollte, so werde ich Sie als ganz persönlich verantwortlich betrachten." — Eine solche Sprache führte man im Schoße des Kabinets von Tours mit den vor dem Feinde stehenden Generalen, die das Unglück hatten, in den Abenteuern, in welche man sie gestürzt, keine Erfolge davon getragen zu haben. Gewiß, wenn der provisorische Kommandant des 18. Corps, General Billot, diesen Brief gekannt hätte, in welchem, während ihm so außerordentlich viel Schmeicheleien gesagt wurden, sein Kriegskamerad, an dessen Seite er focht, so schlecht wegkam, er würde sich dafür bedankt haben. General Martin des Pallières hatte seinerseits an der Schlacht von Beaune la Rolande keinen Anteil nehmen können; er war noch nicht recht über Loury im Wald hinausgekommen, als er in seinem Biwak, mitten unter all seinen Ängsten und Sorgen, die ihm die Unternehmung, welcher er sich angeschlossen hatte, bereitete und deren Gefahr er wohl erkannte, einen ganz unerwarteten Besuch erhielt. Derselbe stellte sich unter dem einfachen Namen Oberst Lutterot vor. Anfänglich wußte der General nicht, was er aus seinem Besuche machen sollte. Es war der Prinz von Joinville. Er hatte in Tours vergeblich um eine Anstellung in der Armee nachgesucht und den General d'Aurelle nicht einmal zu Gesicht bekommen, nun kam er zu Martin des Pallières. Er erinnerte denselben daran, daß er früher, in schöneren Tagen, Gelegenheit gehabt habe, dem General zu verhelfen, daß er sich in seiner Carrière in Marocco auszeichnen konnte; er forderte für sich weder einen Grad, noch eine Stellung, er bat ihn einzig darum, unter die Vorposten der Avantgarde unerkannt eintreten zu dürfen. „Wer wird mich denn kennen? Sie selbst haben mich ja nicht wiedererkannt," sagte er. Der General war tief bewegt, und erst nach schwerem innerem Kampfe konnte er sich entschließen, das Gesuch des Bittstellers, wie er es für seine Pflicht hielt, zurückzuweisen. „Wir spielen die letzte Karte aus," sagte er, „die unser unglückliches Land noch auszuspielen hat, und wir müssen alles vermeiden, was zu irgend einer Agitation, sie heiße, wie sie wolle, angesichts des Feindes führen könnte." Stumm drückte der Prinz die Hand des Generals und reiste ab, um fünf Tage später unerkannt und unbeachtet an der Verteidigung der Batterien von Orleans als schlichter Soldat sich zu beteiligen.

Glücklicher- oder richtig gesagt, unglücklicherweise konnte man den Kampf bei Beaune la Rolande nur als eine Art Prolog zu der unmittelbar bevorstehenden Aktion betrachten, die Ereignisse folgten sich Schlag auf Schlag. Noch stand man unter dem Einfluß der Ereignisse des 28.

als man am 30. November in Tours die Nachricht erhielt, daß am gleichen Tage oder vielleicht einen Tag früher, die Armee von Paris unter General Ducrot, der es sich zur Aufgabe gemacht, auf den Wald von Fontainebleau zu marschieren, einen großen Ausfall zu machen versucht habe. Sofort berief Herr von Freycinet auf den Abend die höheren Führer der Armee zu einer Besprechung im Hauptquartier von Saint Jean de la Ruelle, in nächster Nähe von Orleans, zusammen und traf mit Herrn de Serre um 9 Uhr daselbst ein. Hier fand alsdann der entscheidende Kriegsrat statt. Immer handelte es sich wieder um den Marsch auf Pithiviers, der aber diesmal in einer andern Weise versucht und aufgenommen werden sollte, in viel größerem Maßstabe, und ohne das frühere Zaudern und Schwanken. Angesichts der aus Paris vorliegenden Nachrichten konnten die Generale die Notwendigkeit eines energischen Handelns und Eingreifens nicht verkennen, aber sie verlangten in allererster Linie, daß die Armee nicht in dem seitherigen Zustand der Zersplitterung belassen werde, daß man vielmehr so rasch als nur möglich die unaufschiebbare Konzentration bewerkstellige. Darin lag, so wie sie die Sachen ansahen, die erste Bedingung des Erfolgs. Schließlich hieß es, „es gebe da eigentlich nicht mehr viel zu diskutieren, der Minister habe befohlen," worauf General Chanzy erwidert haben soll, „dann wäre es überhaupt gar nicht nötig gewesen, sie hier zu versammeln, und gerade ebenso gut hätte man ihnen durch die Post ihre Instruktionen zukommen lassen können." Aber nachdem nun eben einmal ein formeller und gebieterischer Befehl vorlag, so blieb nichts anderes übrig, als ihn auszuführen, und das große, das schreckliche Drama nahm seinen Anfang.

Wie war die Lage in diesem entscheidenden Augenblicke? Man muß sich diese Lage vergegenwärtigen, um zu begreifen, wie klug die Generale alles beobachtet hatten. Der Großherzog von Mecklenburg stand auf Flintenschußweite vor Orleans und Prinz Friedrich Karl, der jetzt die ganze deutsche Operationsarmee kommandierte, war nicht der Mann, die Hände unthätig in den Schoß zu legen oder irgend eine Gelegenheit, die sich ihm bot, ungenützt vorüber gehen zu lassen. Die französische Armee war eine immerhin nicht zu verachtende, aber sie dehnte sich auf einer Linie von beinahe 24 Kilometern Länge aus. Das 17. Corps hatte noch nicht die Umgegend von Marchénoir verlassen, wohin es marschiert war, nachdem es seinen strategischen Punkt bei Châteaudun aufgegeben hatte. Das 16. Corps stand links der pariser Eisenbahn, gegen St. Péravy hin. Zwei Divisionen hielten, zu seiten der Straße nach Paris, in Gidy und Chevilly, sie breiteten sich sogar bis St. Lyé an den dortigen Waldrand aus, während die erste Division dieses Corps sechs Meilen weiter östlich unter dem persönlichen Befehl des Generals Martin des Pallières stand. Nicht gar weit davon, in Bellegarde, stand das 18. und 20. Corps, rückwärts von Beaune la Rolande und in der Richtung auf Montargis. Diese ganz unverhältnismäßig ausgedehnte Linie, die zudem noch sehr schwach war, stand in Gefahr, beim nächsten energischen Angriff durchbrochen zu werden, gleichwohl aber hatte es sich der Kriegsminister nicht nehmen lassen, nach wie vor das 17. Corps, das ihm seit einigen Tagen zu Gebote stand, wie das 18. und 20. und ebenso die erste Division des Pallières zu dirigieren. So kam es denn auch, daß die Regierung, souverän, wie sie nun einmal war, am Abend des 30. Novembers beschloß, in den Kampf zu ziehen; daß dies ein Unsinn war, das verschlug weiter nichts.

Um sich nach Fontainebleau wenden zu können, war Pithiviers der erste Ort, der genommen werden mußte, und notwendigerweise folgte daraus, daß die erste Division des Generals des Pallières, welche bei Chilleurs aux Bois stand, den eigentlichen Drehpunkt bildete, auf dem sich die große Bewegung, die Schwenkung der Armee, vollziehen mußte. Das 16. Corps, welches, vom äußersten linken Flügel abmarschierend, den weitesten Weg zurückzulegen hatte, sollte das Zeichen zur Aktion geben, indem es sich am 1. Dezember in Marsch setzte, auf welchem ihm so rasch als möglich das 17. folgen sollte. Das 18. und 20. Corps, welche auf dem äußersten rechten Flügel ein wenig ausgesetzt waren und immer noch unter dem direkten Befehl des Ministers standen, marschierten zuletzt ab. Man hatte es so für das Richtigste gehalten, und in Wirklichkeit wickelte sich auch der erste Teil des Programms ganz glücklich ab. In der Frühe des 1. Dezembers führte General Chanzy mit energischer und sicherer Hand seine Truppen vorwärts. Er mußte, ehe er sich auf Pithiviers wenden konnte, erst die Höhen von Joinville und Toury erreichen, und dorthin mußte er sich zuvor Bahn brechen und Schritt für Schritt den Bayern das Terrain abringen, vielleicht stieß er auch noch auf weitere Streitkräfte des vor ihm stehenden Großherzogs von Mecklenburg. Die Truppen des 16. Corps waren vom besten Mute beseelt. Nacheinander wurden die Stellungen von Gommiers, Terminiers, Guillonville, Faverolles genommen, und als es Nacht zu werden begann, ließ Admiral Jauréguiberry, der den Kampf mit einem Handstreich beenden wollte, Schloß und Park von Villepion, in denen sich der Widerstand der Deutschen konzentrierte, mit Sturm nehmen. Man hatte Terrain gewonnen und war Herr der Stellungen geblieben. Am Abend glaubte Chanzy mit Recht, Sieger zu sein, die Deutschen geschlagen zu haben. — Alles ließ sich an diesem 1. Dezember anscheinend ganz günstig an; Chanzy eröffnete das Vorgehen der Loire-Armee mit einer brillanten Aktion und man erfuhr an diesem Abend auch durch einen glücklichen Zufall, daß der Ausfall vor Paris tags zuvor endlich glücklich stattgefunden habe und durch einen glänzenden Sieg Trochus und Ducrots gekrönt worden sei. Es war dies die erste Schlacht bei Villiers gewesen. Jetzt konnte kein Zweifel mehr darüber sein, was man zu thun hatte. Vom General bis zum letzten Mann herab war alles elektrisiert. General d'Aurelle richtete in einem Tagesbefehl folgende Worte an seine Soldaten: „Gehen wir mit dem Elan vorwärts, von welchem uns Paris ein Beispiel giebt. Ich appelliere an die patriotische Gesinnung aller, der Generale wie der Soldaten. Wir können Frankreich retten ... Vorwärts, und keiner achte der Gefahr!"

Unseligerweise hatte Gambetta in seinem überwallenden Patriotismus, dem es diesmal gar keinen Eintrag gethan haben würde, wenn er weniger klug hätte sein wollen, in beinahe lächerlicher Weise die doch so ernsten Dinge wie Kraut und Rüben durcheinander geworfen. Er, der als Kriegsminister über gewisse Dinge doch auf dem Laufenden hätte sein oder sich doch über dieselben aufklären lassen müssen, er brachte es fertig, alles auf den Kopf zu stellen, alles, Nord und Süd, Epinay sur Seine und Epinay sur Orge, General Vinoy, der im Süden von Paris kommandierte, und den Admiral de la Roncière le Noury, der in St. Denis kommandierte, durcheinander zu bringen und zu verwechseln. Er that Frankreich kund und zu wissen, daß der Admiral de la Roncière auf Longjumeau marschiert sei und die Stellungen von Epinay genommen, daß er die Straße nach Orleans gewonnen habe, und daß es gegenseitig nur noch eines Schrittes be dürfe, um sich die Hand zu reichen. In Tours sprach man von nichts anderem mehr, als daß der Prinz Friedrich Karl so erbärmlich manövriert habe, daß er alle Mühe aufwenden müsse, nicht zwischen die Armee General Ducrots und die Loire-Armee zu geraten. Freilich Leute, die nun eben einmal den Ehrgeiz besaßen, Krieg führen zu wollen, die nahmen es auch leicht und sahen keine Gefahr darin, daß solch falsche Nachrichten ins Publikum kamen, während dies doch die schwersten Folgen nach sich ziehen konnte; ihnen war es auch gleichgültig, ob sie, indem sie das Land täuschten, gleichzeitig auch die Generale in Unruhe versetzten. Eines freilich stand immerhin fest: es hatte ganz sicherlich vor Paris eine Aktion stattgefunden, sie war glücklich verlaufen, und dieser Gedanke allein reichte schon hin, die Loire-Armee in dem ihr bevorstehenden Kampfe aufrecht zu erhalten.

Der Vormarsch begann in der That am 1. Dezember; man nahm ihn am 2. in der Frühe unter dem Eindruck der errungenen Vorteile und des großen vor Paris erfochtenen Erfolges wieder auf, aber man verhehlte sich auch im gleichen Augenblicke nicht, daß der Marsch heute kein so gemütlicher sein werde wie gestern, sondern daß es ernstliche Hindernisse zu überwinden geben werde. Während eine Division des 15. Corps längs der pariser Eisenbahn vorwärts von Chevilly gegen Artenay vorzugehen hatte und ihre Unternehmungen nach den Fortschritten des 16. Corps einrichten sollte, begegnete dieses, kaum in die Aktion eingetreten, mit jedem Schritt dem hartnäckigsten Widerstande. In der That hatte das 16. Corps sämtliche Streitkräfte des Großherzogs von Mecklenburg, die Bayern, die 17. und 22. Infanteriedivision und mehrere Kavalleriecorps, vor sich. Es galt eine förmliche Schlacht zu schlagen, in welcher das Dorf Loigny den Mittelpunkt bilden mußte. Trotz aller Anstrengungen, trotz der Energie seiner Divisionsgenerale, des Admirals Jauréguiberry und des Generals Barry, vermochte Chanzy

nicht vorwärts zu kommen, oder wo dies der Fall war, mußte er sich ebenso rasch wieder zurückziehen. Ja, es gab einen Moment, wo er seinen rechten Flügel total aufgelöst, sein Centrum schwankend, außer stande, Loigny noch länger zu halten, und seinen linken Flügel nur noch mit Mühe seine Stellung verteidigen sah. Die Lage wurde für ihn nachgerade kritisch, er hatte sein ganzes Corps im Feuer stehen und nichts mehr ins Gefecht zu führen. Wohl hatte er das 17. Corps zu Hilfe gerufen, aber das stand weit weg von ihm und kam nicht. General Sonis, der in Person in Patay eingetroffen war und der beim Kanonendonner vor Ungeduld brannte, in den Kampf eingreifen zu können, beschleunigte den Anmarsch seiner Truppen so viel als nur immer möglich. Sobald wieder etliche von seinen Regimentern eintrafen, formierte er dieselben und schickte sie den Divisionen des 16. Corps zu Hilfe, er selbst begab sich ins Centrum der Schlacht in der Richtung auf Loigny; was er eben gerade zur Hand hatte, nahm er mit sich, namentlich ein Bataillon päpstlicher Zuaven, aber das waren nicht mehr als 800 Mann.

Es war 4 Uhr und höchste Zeit, einen Versuch zu machen, Loigny um jeden Preis wieder zu nehmen, wo sich einige unserer Soldaten noch mit der größten Tapferkeit gegen die Massen des Feindes, der den größten Teil des Dorfes besetzt hielt, verteidigten. Unerschrocken rückte General Sonis mit seinen wenigen Leuten unter einem Hagel von Granaten vor; die Straße bedeckte sich mit Toten, die seine Zuaven hier ließen, er selbst wurde ernstlich verwundet und mußte das Gefecht verlassen. General Charette, dem das Pferd erschossen worden, stürmte zu Fuß unter einem Feuer, das sich zu verdoppeln schien, seinen Leuten voran; bis an die Gärten von Loigny kam er, dort aber wurde auch er verwundet und blieb am Straßengraben liegen, mit Worten und Gebärden seine Leute zum Vorwärtsgehen unablässig anfeuernd. Aber bald war es mit dem Kämpfen zu Ende, und der Tod hielt schauerliche Ernte unter dieser fechtenden Jugend. Von 300 Mann blieben Charette nur noch sechs übrig! Der heldenmütige Kampf um Loigny war umsonst gewesen. Nun schwand auch der letzte Hoffnungsstrahl,—die Schlacht war verloren. Einen Augenblick glaubte General Chanzy, den nicht so leicht etwas aus der Fassung zu bringen vermochte, sich damit begnügen zu können, in seine Stellungen vom Morgen sich zurückzuziehen, er hätte auch, wenn es notwendig gewesen wäre und man ihn verfolgt hätte, dem Feinde nochmals energisch die Zähne gewiesen, aber er sah bald ein, daß sein 17. Corps ziemlich demoralisiert war, und die Chefs seiner jungen Soldaten stellten ihm vor, daß mit diesen müden Leuten vor etlichen Tagen nichts mehr anzufangen sei, er mußte sich sagen, daß die Divisionen des 16. Corps, die bisher immer noch fest standgehalten hatten, ebenfalls bös mitgenommen waren. Er verhehlte sich nicht, daß ein vielleicht noch größerer Rückzug nötig werden könnte, und daß dies seinerseits auf den Marsch nach Pithiviers verzichten hieße.

Was man aber geradezu für unmöglich und unglaublich halten müßte, ist, daß am nämlichen Abend, als die Schlacht bei Loigny erstarb, in welcher sich Chanzy einen ganzen Tag gegen mehr als 40 000 Mann geschlagen hatte, von Tours aus an den General folgendes Schreiben gelangte: „Nach den uns übereinstimmend zugegangenen Nachrichten dürften Sie weder bei Pithiviers noch auf irgend welchen andern Punkten einem nachhaltigen Widerstand begegnen. Nach meiner Ansicht dürfte der Feind allein darnach streben, seine Bewegung nach Nord-Ost, um General Ducrot entgegenzutreten, zu maskieren. Die Kolonne, mit der Sie es gestern zu thun hatten und vielleicht auch heute noch zu thun haben, ist ohne Zweifel ein einzelner Bruchteil, der uns aufzuhalten versucht; aber ich wiederhole es, das Gros muß gegen Corbeil im Abzug sein.“ Ja wohl, so mußte es sein; o, sie waren klug und weise und sahen gar scharf, diese tiefsinnigen Strategen! In der gleichen Depesche teilte der Kriegsminister dem General d'Aurelle mit: „Es bleibt dabei, daß Sie von heute ab und für die Folge bei allen vorkommenden Unternehmungen Ihre strategischen Instruktionen dem 15., 16., 17., 18. und 20. Corps direkt zugehen lassen. Ich habe bisher dies, und zwar bis gestern bei dem 18. und 20., zeitweilig auch beim 17. Corps gethan. Diese Sorge überlasse ich für die Folge Ihnen.“ Ja, es war Zeit dazu in dem Augenblick, da Chanzy zurückgeschlagen und an eine Konzentration der Truppen nicht mehr zu denken war, mochte sie von welcher Art immer sein, ohne daß man sie unter den Augen und Kanonen des immer vorrückenden Feindes hätte vollziehen müssen, zu einer Zeit, da man nicht einmal wußte, ob es noch möglich sein würde, die nach Chilleurs aux Bois detachierte Division Martin des Pallières zurückzurufen, und wo es geradezu kindisch genannt werden mußte, das 18. und 20. Corps, die beide weit entfernt standen, wieder zusammenziehen zu wollen.

Nein, ganz gewiß nicht. Prinz Friedrich Karl dachte nicht daran, sich auf Corbeil hinzuschlängeln, und seine Kolonnen waren nichts weniger als isoliert; sie konzentrierten sich im Gegenteil von Stunde zu Stunde immer enger. Schon seit mehreren Tagen wartete der Prinz darauf, daß sich die Bewegungen der französischen Armee klar zeigen würden. Am 1. Dezember ließ er sich vom 16. Corps angreifen, ohne ihm einen nachdrücklichen Widerstand entgegenzusetzen; am 2. befahl er dem Großherzog, dieses Corps aufzuhalten und zurückzuweisen, falls er hiezu imstande sei, am dritten Tag schickte er sich selbst an, den großen Schlag zu thun. Er hatte übrigens hiezu am Nachmittag des 2. direkten Befehl aus Versailles erhalten, genau zu der Stunde, wo sich die Schlacht bei Loigny vor Orleans und die Schlacht bei Champigny vor den Thoren vor Paris abspielte. Den 3. war der Prinz-Generalfeldmarschall sodann bereit, den von ihm beabsichtigten entscheidenden Schlag zu führen.

Während der Großherzog von Mecklenburg nach wie vor die Aufgabe hatte, den Spuren des 16. Corps folgend, seinen Marsch westlich von Orleans fortzusetzen, sollte sich das 3. preußische Corps östlich auf Chilleurs aux Bois werfen, um die Linie des Waldes zu forcieren; das 9. Corps sollte Artenay auf der pariser Bahnlinie angreifen; das 10. Corps hatte eine Mittelrolle und hielt sich bereit, wo es notwendig werden würde, einzugreifen. Das Resultat dieser konzentrischen Bewegung war unglückseligerweise für uns ein wahrscheinlicher Erfolg. Die Division Martin des Pallières, die in Chilleurs aux Bois sich in eben dem Augenblicke angegriffen sah, als sie nach dem Befehl des Höchstkommandierenden sich auf Orleans zurückziehen sollte, hatte nur noch so viel Zeit, Front gegen den anrückenden Feind zu machen und ihn bis zum Abend in einem energisch geführten, aber nutzlosen Kampfe hinzuhalten. Die Divisionen des 15. Corps, welche auf der Linie von Artenay standen, sahen sich zum Rückzug genötigt, wobei sie jedoch jeden Fuß breit Terrain dem Feinde streitig machten; nur langsam Schritt für Schritt zogen sie sich zurück. Von da ab, kann man sagen, war die Linie durchbrochen, und die Bewegungen des Feindes liefen alle darauf hinaus, jede Verbindung zwischen den auf Orleans zurückflutenden Truppen zu unterbrechen, und zwischen allem, was außerhalb dieses Cirkels war. Das 16. Corps vermochte Orleans nicht wieder zu erreichen, von einem 18. und 20. Corps konnte man nicht mehr reden; Martin des Pallières allein gelang es, nach seinem Kampfe bei Chilleurs aux Bois sich auf Orleans zurückzuziehen. Die Lage wurde kritisch, wohin man blicken mochte, stand man vor den trüben, nackten Thatsachen. Die ersten Verteidigungslinien waren verloren, man vermochte sich nur noch hinter den letzten um Orleans herum aufgeführten Batterien zu schützen, und um den Kampf fortsetzen zu können, hatte man nur erschöpfte und durch einen zweitägigen Kampf entmutigte Truppen, die unter der Wucht des deutschen Angriffs schwer gelitten hatten.

Und was geschah? Noch in diesem äußersten schrecklichen Augenblicke fand das Militärkabinett in Tours Mittel und Wege, einen neuen Beweis seiner tiefsinnigen Berechnungen und klaren Einsicht zu geben. Am 3. Dezember um 10 Uhr 50 Minuten abends richtete Herr von Freycinet an General d'Aurelle folgende eigentümliche Depesche: „Es scheint mir, daß in den verschiedenen Kämpfen, welche Sie geliefert haben, Ihre verschiedenen Corps mehr nacheinander, als miteinander zum Schlagen kamen, woher es denn auch kam, daß jedes von ihnen fast immer den Feind in Überzahl vor sich fand. Um dies für die Zukunft zu vermeiden, bin ich der Ansicht, daß Sie Ihre Corps so eng als möglich zusammenziehen sollten; von diesem Gesichtspunkte aus finde ich, daß Ihr 16. und 17. Corps zu weit nach links verzettelt stehen. Was das 18. und 20. Corps anbelangt, so habe ich sie, falls nicht Gegenbefehl von Ihnen kommt, seit heute früh angewiesen, sich auf den linken Flügel zu stützen und dem General des Pallières zu nähern, indem sie eine konzentrische Bewegung auf Orleans markieren; aber ich glaube annehmen zu müssen, nach meiner Depesche von 6 Uhr etwa, daß meine Instruktionen

nicht zur richtigen Zeit eingetroffen sind. Kurz, so wie die Dinge liegen, glaube ich Ihre Aufmerksamkeit darauf hinlenken zu sollen, daß eine allgemeine konzentrische Bewegung am Platze wäre, die nächsten Sonntag in der Früh, sobald nur immer möglich, auszuführen wäre ... Ich bestehe auf dieser Konzentration, weil ich glaube, daß es, da mir eine Vorwärtsbewegung der Armee zur Zeit und im Augenblick unthunlich erscheint, nicht mehr den gleichen Wert hat, wie früher, das 18. und 20. Corps, sowie Teile des 15. vorwärts ihres rechten Flügels auf der Straße folgen zu lassen, wie dies im Beginn der Operationen angezeigt war. — Diese Konzentration, das wars ja gerade, was die Generäle vom ersten Tage an gefordert hatten. Diese Zersplitterung der Streitkräfte, die ungeschickterweise auch keine zusammenhängenden ineinandergreifenden Bewegungen aufkommen ließ, wars, über die sie sich beständig beklagten, weil sie die schlimmen Folgen derselben nur zu gut voraussahen. So lange die Konzentration sich ohne Gefahr und ohne große Schwierigkeiten noch bewerkstelligen ließ, hatte man dieselbe den Generälen untersagt, jetzt, da sie zur Unmöglichkeit geworden war, verlangte man von ihnen, sie sollten dieselbe ausführen. Am 2. Dezember abends, als man bereits gründlich geschlagen war, übertrug Herr von Freycinet dem General d'Aurelle wieder das direkte Kommando über das Armee-Corps, das man doch nicht aufs neue sammeln konnte, am Abend des 3. verlangte er von ihm, er solle seine vom Feinde bereits durchbrochenen Truppen konzentrieren, und noch einen Tag später schrieb Gambetta mit anmaßender Unbesonnenheit, und offenbar durch die schlimme Lage der Dinge gereizt, folgendes: „Bis jetzt haben Sie nicht glücklich gekämpft und sich immer mit Ihren einzelnen Abteilungen schlagen lassen; aber Sie haben gleichwohl noch 200000 kampffähige Soldaten und nur an den Führern liegt es, durch ihr Beispiel und ihre feste entschiedene Haltung den Mut und den Patriotismus ihrer Truppen anzufeuern." Von 200000 Mann zu sprechen, war ein ebenso kindischer als grausamer Spott. Unseligerweise befand man sich in einer Lage, in welcher mit Worten nichts ausgerichtet wird. Von Stunde zu Stunde schloß sich der Kreis um Orleans immer enger, unaufhaltsam rückte der Feind vor. General d'Aurelles fühlte, wie gefährlich seine Lage war, er begriff, daß wenn er das Schlimmste vermeiden, wenn er einer Katastrophe entgehen wollte, ihm nur noch eines zu thun übrig, ein letzter Schritt offen blieb; mochte es auch noch so schmerzlich sein, die Umstände heischten es gebieterisch, — er mußte Orleans räumen!

Und zwar durfte keinen Augenblick gezögert werden. In der Nacht vom 3. auf den 4. Dezember begann eine Art fieberhafter Dialog, der sich bis zum wahren Drama steigerte, zwischen diesem in der schrecklichsten Lage befindlichen alten General und den Machthabern von Tours, die alles nur von der Höhe ihrer Illusionen herab betrachteten. D'Aurelle teilte nach Tours mit, daß ihm nichts übrig bleibe, als Orleans zu verlassen, worauf ihm Gambetta antwortete: „Ihre Depesche von heute Nacht hat mir eine schmerzliche Bestürzung bereitet. Ich kann, wenn ich mir die Sachlage noch so klar vorhalte, nichts finden, was Ihren verzweifelten Entschluß, den Sie gefaßt haben, rechtfertigen könnte. Bewerkstelligen Sie doch, wie ich es Ihnen aufgetragen habe, eine allgemeine Konzentrationsbewegung... Denken Sie an gar nichts anderes, als an den Kampf und wie Sie diesen zu einem allgemeinen machen können." D'Aurelle verblieb auf seiner Ansicht; er sagte, daß er, der an Ort und Stelle sei, die Dinge besser zu beurteilen vermöge, als dies in Tours möglich sei, man antwortete ihm mit einer schlauen Depesche, worin die Regierung ernstlich sich selbst weiß zu brennen suchte, und sodann alle Verantwortlichkeit für das Geschehene dem Höchstkommandierenden auf den Hals lud. — Einen Augenblick noch, inmitten all seiner schmerzlichen Erregung, gab sich General d'Aurelle einer letzten trügerischen Hoffnung hin, indem er glaubte, es werde ihm noch möglich sein, einen äußersten verzweifelten Widerstand zu leisten. Er sah wohl, daß es ihm an allem mangelte. Die Bataillone schmolzen ihren Kommandanten unter den Händen zusammen. Die Soldaten liefen auseinander, und trieben sich nach ihrem Belieben in der Stadt herum. Stellten die Generäle die Offiziere darüber zur Rede, so bekamen sie zur Antwort: „Unsere Soldaten können und wollen nichts mehr leisten." Es war nichts mehr zu machen, die Geschichte war aus. Um 4 Uhr faßte General d'Aurelle seinen endgültigen Beschluß. Er überließ dem General des Pallières die Sorge, die Räumung von Orleans zu überwachen, die Preußen im Respekt zu halten, wenn nötig, auch mit ihnen zu unterhandeln, um der Stadt Orleans den Jammer und das Elend eines Sturmes zu ersparen, und leitete selbst den Rückzug auf Salbris ein. Er wich nicht vom Platze, bis er alle nötigen Befehle gegeben, und alle diese durcheinandergewürfelten Streitkräfte in Ordnung gebracht hatte. Während er sich abmühte, seine Truppen zu sammeln und beisammen zu halten, verkündete die Regierung in Tours ganz Frankreich, General d'Aurelle habe Orleans räumen zu müssen geglaubt, obwohl er noch eine Armee von mehr als 200000 Mann mit über 500 Geschützen in einem verschanzten und befestigten, mit weittragenden Marinegeschützen armierten Lager besaß..." Die Regierung schlug damit freilich der Wahrheit ins Gesicht, und ihre Agenten in der Provinz, die gefügigen Ausleger der Regierungsmeinungen, sprachen in ihren Proklamationen von diesem unerklärlichen Rückzug der Loire-Armee, „ohne Kampf, ohne Zusammenstoß, ohne Niederlage ... und auf Befehl eines Führers, den man nunmehr in seiner wahren Gestalt hätte kennen lernen..." Natürlich nahm man dem General d'Aurelle das Kommando über seine Truppen und schickte ihn nach Cherbourg, „um die dortigen strategischen Stellungen zu überwachen," ein Auftrag, den er jedoch zurückwies. Die erste Loire-Armee hatte zu existieren aufgehört.

Fassen wir die Moral dieser blutigen Tragödie, in welcher sich auf allen Seiten und auf Schritt und Tritt Konflikte erheben, kurz zusammen. Im Anfang wurde die Verteidigung, rings um Orleans herum, von den Generälen als eine unerläßliche Bedingung des Sieges und als das beste Mittel, den Marsch auf Paris vorzubereiten, hingestellt. Die militärischen Leiter verlangten, man solle die Operationslinien nicht allzuweit ausdehnen, und die Truppen, über welche man verfügte, so eng als möglich zusammenziehen. Aber man gab nichts auf ihre Ansichten, verzettelte die Streitkräfte, entwarf Feldzugspläne und maßte sich an, die Expeditionen zu leiten. Als man noch siegen zu können hoffte, nahm man für sich das Recht in Anspruch, die Armeecorps zu kommandieren. Mit dem Tage aber, da sich die Dinge verwickelten, beeilte man sich, dem Höchstkommandierenden wieder den Befehl zu übergeben, dem man nicht zu führen gewußt hatte. Als die Niederlage unvermeidlich war und klar zu Tage lag als die schlimme Folge der falschen Direktiven, die man gegeben, warf man alle Schuld auf den Führer, dessen Anordnungen nichts nütze gewesen seien. Mehr als einmal, wenn man in den Blättern dieser traurigen Geschichte nachliest, muß man sich fragen, ob diese Generäle nicht besser daran gethan haben würden, die Rechte des militärischen Kommandos in ihrer vollen Integrität aufrecht zu erhalten, ob sie nicht besser daran gethan hätten, das Kommando niederzulegen, als Befehle auszuführen, die so leichtfertig gegeben waren, und so schwere Gefahren in sich bargen; man mußte sich fragen, ob sie nicht selbst die Opfer jenes blinden Gehorsams waren, den zwanzig Jahre lang das Kaiserreich heischte, und durch den es den Geist der Initiative und der Unabhängigkeit systematisch bei seinen Offizieren erstickte? Nein, es war nicht bloß die Gewohnheit, zu gehorchen, noch weniger der Dienst, der ihnen mit der Zeit lieb und unentbehrlich geworden, was sie auf ihrem Posten hielt; sie waren von tiefem Patriotismus beseelt, sie trauerten über das Unglück ihres Landes, aber sie waren gefaßt und entschlossen, und General d'Aurelle selbst sagte: „Die Liebe zum Vaterlande gab den Mut, die schweren Wunden, die unserer Eigenliebe geschlagen worden, zu ertragen; man wollte nichts mehr, als sein Blut für Frankreich verspritzen und dessen Demütigungen rächen." — In Wahrheit waren diese armen Generale die Sündenböcke, die für alles herhalten mußten in dieser traurigen Zeit. Man brauchte solche, und man that alles, sie zu einer Unthätigkeit zu verdammen, die man ihnen nachher zum Vorwurf machte. In die peinlichste Lage versetzt, allem Mißtrauen preisgegeben, manchmal von dem erbärmlichsten, verächtlichsten Pöbel beschimpft, der Regierung selbst immer verdächtig, und stets in Gefahr, von ihr abgesetzt zu werden, angesichts des fürchterlichen Unglücks, das auf dem Staate lastete, und ihrer schweren Verantwortlichkeit sich wohl bewußt, was vermochten sie da zu leisten? Sie waren keine genialen Feldherrn, das ist möglich. Aber zeigten diejenigen, welche für sich das Recht beanspruchten, ihnen Befehle zu erteilen, zeigten diese Genie? „Die Geschichte wird darüber

richten," sagte Gambetta eines Tages in einer seiner Proklamationen, und Madame Sand gab darauf in Blättern, die man nie vergißt, die geistreiche Antwort: „Das Publikum! So spricht dieser junge Advokat zu Frankreich! Er wollte wohl sagen: „Der Gerichtshof wird darüber sein Urteil fällen. Er glaubt wohl in einer Gerichtssitzung zu sein." Ja wohl, dieser Prozeß muß vor dem ganzen Lande durchgeführt werden; man muß wissen, auf wen die Verantwortung fällt, die Thatsachen liegen klar vor Augen. — Wer ist verantwortlich für das Mißgeschick des Feldzuges um Orleans und der Loire-Armee? Einen Hauptschuldigen giebt es ohne Zweifel, für alle Zeiten einen, der Frankreich in diese Lage gebracht, daß es nach einem zweimonatlichen Kampfe sich ohne jede Armee sah. Es giebt auch noch andere, die hiefür verantwortlich sind und die alles aufs Spiel gesetzt haben, nicht aus Mangel an Patriotismus oder weil ihnen der gute Wille fehlte, nein, aus Ehrgeiz, durch ihre Unfähigkeit und Unwissenheit. Und noch ein drittes ist dafür verantwortlich, das ist jener demagogische Haufen, nach welchem allerdings Herr von Freycinet, man muß das zugeben, einen Pfifferling fragte, den zu beleidigen sich Gambetta aber ängstlich hütete, und der, als die trüben Tage über das Vaterland hereinbrachen, seine Zeit damit zubrachte, fern vom Schusse Manifeste zu erlassen, in welchen er „die Abberufung aller Generale und die Unterordnung des militärischen unter das bürgerliche Element" verlangte. Das ist jene Schar heißhungriger Agitatoren, die, wenn es noch eine Gerechtigkeit in der Welt giebt, vor dem nationalen Gewissen für immer gebrandmarkt sein müssen, weil sie darnach gestrebt, ihren schlechten Leidenschaften, ihrem Ehrgeiz, ihrem Eigennutz, vielleicht auch ihren hochfliegenden Gedanken zu fröhnen, falls sie überhaupt solche hatten, — während Frankreich, unser Heimatland, in tiefer Trauer lag, den fremden Eindringlingen zum Raube gefallen.

Die zweite Loire-Armee

unter General Chanzy.

Eines der dramatisch am stärksten wirkenden Schauspiele ist der Vormarsch der deutschen Invasionsarmee, die sich seit dem 4. August 1870 mit methodischer, unwiderstehlicher Gewalt ausbreitete und in welchem die Wiederbesetzung von Orleans durch die Deutschen den Markstein eines neuen Erfolges bildet. In vier Monaten hatte sich die Invasion über mehr als 25 Departements ausgebreitet. Während anscheinend der größte Wirrwarr herrschte, vollzogen sich all diese umfangreichen Operationen, diese militärische Überschwemmung einer Nation durch die andere in der auffallendsten Ordnung. Nach viermonatlichem Feldzuge hatte der Feind vierzehn Armeecorps in Frankreich stehen, die preußische Garde nicht mitgezählt, und ebensowenig mehrere in Deutschland zusammengezogene Reservedivisionen, die in unabhängigen Divisionen organisierte Kavallerie und die zum Eisenbahnverkehrs- und Etappendienst verwendeten Abteilungen. Rings um Paris lagerten sechs Armeecorps, die Garde, eine württembergische Division und drei Kavalleriedivisionen, welche die Einschließung, der Größe der belagerten Stadt entsprechend, aufrecht erhielten. Wie stark diese Cernierungslinie war, das haben die Schlachten vom 30. November und 2. Dezember gezeigt, welche die deutsche Cernierungslinie wohl für einen Augenblick zu erschüttern, aber nicht zu durchbrechen vermochten. Nach dem Falle Straßburgs war General von Werder, welcher mit seinen Truppen das 14. Armeecorps bildete, quer durch die Vogesen vormarschiert, hatte die französischen Detachements auf Besançon zurückgeworfen und war bis nach Dijon hinunter gelangt, wo er am 31. Oktober einzog, und, immer rings um sich her den Feind bekämpfend, sich festsetzte. Einzelne Abteilungen entsandte er sogar bis auf Autun. Nachdem Metz gefallen, waren die Belagerungstruppen geteilt worden. Zwei Armeecorps, das 1. und 8. schlugen die Straße nach Norden unter General Manteuffel ein, der Amiens am 29. November mit Gewalt besetzte und fünf Tage später Rouen ohne Schwertstreich einnahm. Der zweite Teil der Armee von Metz eilte unter Prinz Friedrich Karl nach der Loire und auf Orleans los; ein letztes Corps endlich, das 7., welches ebenfalls von Metz herbeigeholt worden war, nahm eine Zwischenstellung bei Châtillon fur Seine ein, bereit, sich nach Paris oder Dijon, nach Norden oder gegen die Loire zu wenden. Und diese ganze Streitmacht hatte man mit Soldaten, die über Nacht zu solchen gemacht worden waren, zu bekämpfen. Man leistete diesem fürchterlichen Gegner Widerstand, so gut man nur konnte, man brachte ihm auch empfindliche Verluste da und dort bei, man ermüdete ihn, überraschte ihn, was ihm auch fernerhin noch passierte, aber unglückseligerweise handelte es sich hier um einen Kampf wohlorganisierter Streitkräfte und siegessicherer Disziplin, einer geradezu einzig dastehenden hochüberlegenen Führung gegen eine liederliche Organisation, Unordnung und sich widersprechende Anordnungen.

In dem Augenblicke, da die deutsche Armee, die französischen Linien durchbrechend, in der Nacht vom 4. auf den 5. Dezember Orleans zum zweiten Male besetzte, was mußte da aus dieser Loire-Armee werden, die nun schon seit vier Tagen in einen außerordentlich heftigen und ungleichen Kampf verwickelt war. Sie war durchbrochen und in ungleiche Teile auseinandergerissen worden. Während die „Strategen von Tours" schändlicherweise den Namen eines Heerführers dem gänzlich ungerechtfertigten Haß und Zorn der Volksleidenschaft preisgaben, indem sie ihn wie einen Feigling und Fahnenflüchtigen hinstellten, der mit 200 000 Mann das Schlachtfeld verlassen und die Regierung ohne alle Nachrichten gelassen habe, — zur Zeit, als dies geschah, war dieser alte Soldat damit beschäftigt, seine Truppen oder vielmehr den Rest derselben, der ihm noch verblieben war, quer durch die Sologne zu führen. Herr Gambetta hat in seiner an alle französischen Präfekten gerichteten Depesche vom 5. Dezember mit großem Behagen die Reise geschildert, die er nach Orleans machte oder vielmehr am Nachmittag des 4. Dezembers machen wollte. Er versicherte, daß er vorwärts von Beaugency auf der Höhe von La Chapelle habe Halt machen müssen, da der Weg von einer Abteilung Ulanen besetzt und durch starke eichene Bohlen so abgesperrt gewesen sei, daß von diesem Augenblick ab, um halb fünf Uhr, kein Passieren desselben mehr möglich gewesen sei. Aus der Marschordre der Fuhrparks, die heute noch vorhanden sind, erhellt aber, daß der Verkehr zwischen Orleans und Tours erst nach halb 6 Uhr abends unterbrochen war. Der letzte von Orleans abgelassene Zug dampfte um 5 Uhr 20 Minuten ab, und erreichte glücklich seinen Bestimmungsort, wie dies durch die Ordre eines Artillerie-Obersten, der den Park abfahren ließ, und durch die Eisenbahn-Inspektion bezeugt ist. Warum in aller Welt konnte der Zug, in welchem Herr Gambetta saß, nicht um halb 5 Uhr La Chapelle passieren während dies der Orleaner Zug noch um 5 Uhr 20 Minuten fertig zu bringen vermochte? Das ist die ganze Frage. Sagen wir es frei heraus: Herr Gambetta wird in der Ferne den Kanonendonner gehört haben, vielleicht gingen auch in seiner Nähe einige Flintenschüsse los, und da wird er sich als kluger Mann gesagt haben, daß er sein teures Leben Frankreich schulde und daß es nicht seine Aufgabe sei, seine kostbare Haut deutschen Flintenkugeln preiszugeben. Vollkommen richtig, diese Aufgabe hatte er nicht, und man hat ihn auch nicht ein einziges Mal, bei irgend welcher Affaire immer, im Stabe eines französischen Generals gesehen, aber nicht minder richtig ist auch, daß es noch viel weniger seine Aufgabe war, sich die Leitung von Operationen anzumaßen, von denen er nichts verstand. Vor allem hatte er nicht das Recht, diejenigen anzuklagen und zu beschuldigen, die vor dem Feinde standen, und militärische Führer zu insultieren oder insultieren zu lassen, welche selbst die ehrenvollsten und schwersten Wunden oft und vielmals nicht gegen die unwürdigsten und unflätigsten Schmähungen zu schützen vermochten. Er gab sich alle Mühe, mit General Martin des Pallières diesen schmerzlichen Rückzug in Ordnung auszuführen, dessen Division wieder zu sammeln, ferneren Paniken vorzubeugen, aber trotz aller Anstrengungen, trotz aller Energie und Wachsamkeit vermochte er es nicht zu verhindern, daß mehr als 6000 Flüchtlinge, Soldaten und Offiziere, die Reihen verließen und in toller Flucht bis nach Vierzon rannten, wo es sich unmöglich erwies, sie zum Stehen zu bringen. Wie eine Windsbraut stürmten diese Elenden auf den Straßen nach Bourges oder Issoudun dahin. So stand's beim 15. Corps. Das 18. und 20. Corps, die man in der Gegend von Gien, ebenfalls vollständig erschüttert, gelassen hatte, beeilten sich nach einem sehr lebhaften Nachhut-

gefecht wieder über die Loire hinüberzukommen; sie hatten zum Glück auch noch genügend Zeit, alle Brücken abzubrechen und sich so in Sicherheit zu bringen. Das 16. und 17. Corps, welche auf dem rechten Loireufer westlich von Orleans geblieben waren, sammelten sich bei Beaugency; zum Teil waren auch sie desorganisiert, doch hielt General Chanzy den größten Teil noch mit kräftiger Hand zusammen, dank dem Umstande, daß er zur Zeit seinen eigenen Eingebungen zu folgen imstande war. Was schließlich die Lage noch verschlimmern mußte, war, daß viele Soldaten des 16. und 17. Corps, die aus Reih und Glied sich weggestohlen hatten oder von ihrem Truppenteile abgekommen waren, von Orleans aus einfach den nächsten besten Divisionen folgten, welche über die Loire gegangen waren, während eine Brigade des 15. Corps unter General Peytavin auf dem rechten Loireufer marschierte und erst wieder in Blois Halt machte, so daß eine Zeit lang alles im größten Durcheinander lag.

Konnte unter solchen Umständen General d'Aurelle darauf rechnen, sein Projekt, hinter der Sauldre seine Armee zu reorganisieren, verwirklichen zu können, indem er gleichzeitig alle Corps, auch diejenigen, welche auf dem rechten Loireufer standen und den Fluß bei Beaugency oder Blois überschritten haben mußten, an sich heranzog? Das war wahrlich kein leichtes Stück Arbeit; dieser neuerliche Versuch, sich zu konzentrieren, wäre vom Feinde unfehlbar in recht fühlbarer Weise unterbrochen worden, der keinen Augenblick verlor, sich von allen Seiten auf die Spur der im Rückzug befindlichen französischen Division zu setzen. Sicher ist, daß General d'Aurelle nicht einmal Zeit hatte, ernstlich an diese Reorganisation zu denken, seit dem 6. Dezember konnte überhaupt keine Rede mehr davon sein. Von Tours erhielt er die Nachricht, daß sein Kommando aufgehoben sei und es jetzt zwei Loirearmeen gebe, die erste, aus dem 15., 18. und 20. Corps zusammengesetzt, unter General Bourbaki, der erst vor kurzem eingetroffen war, und die zweite, dem General Chanzy übertragene Armee, welcher mit dem 16., 17. und 21. Corps auf dem rechten Ufer verblieb. Vielleicht war es unmöglich, anders zu operieren, aber fatal war es doch, daß man hiezu gezwungen war. Jedenfalls gehörte ein bodenloser Leichtsinn dazu, so rasch und ohne nur auch die Generale hierüber gehört zu haben, seinen Entschluß zu fassen, sich einzubilden, daß man, was einer ganzen Armee unmöglich gewesen, — so leicht es doch hätte sein müssen, damals als man noch in guten Stellungen bei Orleans stand, — jetzt, nachdem man eine Niederlage erlitten, mit mehr Glück und mit zwei Bruchstücken einer Armee würde ausführen können, die durch einen Fluß in zwei Teile geschieden und auf selbständiges Handeln angewiesen waren, ohne auf Hilfe rechnen zu können. Nur in Tours, wo man einen Tag wie den andern damit verbrachte, sich in den allerunsinnigsten Illusionen zu wiegen, wo man von allem, was passierte, nichts sehen wollte, und sich gierig allen Vorspiegelungen einer mehr als abenteuerlichen Politik hingab, konnte man in unnatürlicher Hast von einem Augenblick zum andern den vollständig jeder Organisation entbehrenden Corps alle Art Befehle erteilen und Bewegungen vorschreiben, welche schließlich die Geduld des Generals Martin des Pallières zur Verzweiflung brachten und ihn seinen Abschied nehmen ließen. Man mußte geradezu nicht mehr wissen, was man that, wenn man von General Bourbaki ungesäumt eine machtvolle und nachdrückliche „Offensive" verlangte, während General Bourbaki nichts für dringender und besser hielt, als seine zerrütteten und zersprengten Streitkräfte bis nach Bourges zurückzunehmen, um sie einer vollständigen Auflösung zu entziehen.

Die Wahrheit, die grausame Wahrheit, die man sich nicht hätte verhehlen dürfen, ist, daß man diese beiden Armeen wieder ganz neu bilden mußte, daß die eine einer vollständigen Reorganisation bedurfte, während die andere, weniger hart mitgenommene, doch immerhin noch in der Lage war, wenn sie sofort von einem tüchtigen, energischen Führer gesammelt wurde, dem Feinde das Feld streitig zu machen, ihn aufzuhalten und ihrem Rückzuge wenigstens den Stempel eines unerwarteten und überraschenden Widerstandes aufzudrücken. Ein neuer Feldzug stand bevor, der sich im Westen von Orleans, in der Beauce und Perche bis zur Sarthe abspielen sollte, — dabei hatte man natürlich mit dem wichtigen Faktor zu rechnen, daß Bourbaki seinerseits in der Lage sein würde, den Kampf mit reorganisierten Streitkräften aufzunehmen.

Die Lage am Abend des 6. Dezembers war thatsächlich folgende: Die Loirearmee existierte nicht mehr, für den Augenblick vermochte Bourbaki auf dem linken Ufer nichts zu unternehmen. Chanzy, auf dem rechten Ufer sich selbst überlassen, hatte sich allmählich auf Beaugency und Marchénoir zurückgezogen, dort erhielt er den Oberbefehl über jene Streitkräfte, die man mit dem Namen „Die zweite Loirearmee" zu benennen beliebte. Chanzy hatte angesichts und inmitten dieser Unordnung, die sich ihm auf Schritt und Tritt darbot, nur den einzigen Gedanken: Seine Soldaten zu sammeln, seine Stellungen Schritt für Schritt zu verteidigen, dem Feinde fest standzuhalten, und der Mann war glücklicherweise auch darnach angelegt, diesen seinen festen Entschluß durchzuführen. — Chanzy war Soldat durch und durch, zwar noch jung, und von der Politik hatte er sich stets ferngehalten, aber er besaß einen glühenden Patriotismus, und kämpfen mit dem Feinde erschien ihm als das Höchste. Kaum einen Monat mochte es sein, seit er von Afrika herüberberufen worden war, wo er seine Carrière gemacht hatte und noch zu Beginn des Krieges als Brigadegeneral gestanden war. Seit seiner Ankunft bei der Loirearmee führte er eine Division des 16. Corps, dann das 16. Corps selbst, und hatte dabei seine Befähigung, ein Corps selbständig zu führen, glänzend erwiesen; seine Entschlossenheit, sein scharfer Blick, sein Unternehmungsgeist, seine militärische Erfahrung zeigten sich im schönsten Licht. Mochten es Widerwärtigkeiten welcher Art immer, mochte es eine wirkliche Gefahr sein, der General trotzte ihnen, und ein Verdienst ließ sich ihm keinesfalls bestreiten, es fehlte ihm nicht an Vertrauen! Er ließ sich weder einschüchtern, noch aus der Fassung bringen, und in einem Augenblicke wie der gegenwärtige, war dies für einen Heerführer eine kostbare Eigenschaft. Nach den letzten Kämpfen, welche er selbst seit mehreren Tagen auszuhalten gehabt hatte, und nach dem Falle von Orleans, hatte er seine Truppen vor aller Panik, auch nur der leisesten Berührung mit derselben, frei zu halten gewußt. Eine seiner Divisionen allerdings, die zuletzt formierte, war teilweise auf der Straße von Blois in voller Flucht dahingeeilt und hatte erst in Mer zum Stehen gebracht werden können, wo General Barry die Meldung erstattete, daß „die Leute keinen Schritt weiter marschieren könnten," und daß „diese Division wieder ganz neu zusammengesetzt werden müsse." Die Truppen der Division Maurandy hatten nicht weniger gelitten und die allgemeine Rückzugsbewegung auf Beaugency eröffnet. Was die übrigen Streitkräfte des 16. und 17. Corps betraf, so nahm sie Chanzy Schritt für Schritt zurück, ohne sich übrigens im geringsten aus dem Konzept bringen zu lassen. Er war fest entschlossen, nur im äußersten Notfalle seine Verteidigungsstellungen aufzugeben, in welchen er es noch für recht wohl möglich hielt, an das Waffenglück appellieren zu können. Welches waren nun seine Stellungen? Das Militärkabinett in Tours bildet sich ein, es gewesen zu sein, das ihm in diesen kritischen Stunden seine Pläne eingeflüstert habe. Die Wahrheit ist, daß Chanzy alle seine Inspirationen lediglich sich selbst verdankte und daß er am Nachmittag des 5. Dezembers nach Tours schrieb: „Um das 16. und 17. Corps wieder auf ihren richtigen Stand zu bringen, habe ich heute den Entschluß gefaßt, eine sich von Lorges bis Beaugency ausdehnende Linie zu besetzen ... Ich werde diese Linie halten, bis ich Gegenbefehl erhalte ..." Das war Chanzys Plan, dies sein für den Augenblick als letzte Grenze einer Rückzugslinie ins Auge gefaßtes Terrain, der in Aussicht genommene Schauplatz eines neuerlichen Versuches, dem Feinde standzuhalten. — Die Wahl des Terrains, darüber läßt sich nichts sagen, war eine glückliche. In diesen Ebenen der Beauce und des Blaisois, die sich zwischen der Loire und dem Loir ausdehnen und die so wenig Hilfsquellen für die Verteidigung darbieten, bildet der Wald von Marchénoir eine natürliche, mehr als zwanzig Kilometer lange Barrière. Zwischen dem Wald und der Loire ist dann wieder ein enger, begrenzter, etwa elf Kilometer langer Strich, wo der Boden etwas weniger koupiert ist und Fermen und Dörfer, eines neben dem andern, liegen. Dieses Loch war thatsächlich die Pforte der Touraine, welche es zu bewachen und zu verteidigen galt. Hier wollte General Chanzy, wie er es sich vorgenommen, den Feind aufhalten; den rechten Flügel seiner Armee wollte er über Beaugency auf die Loire stützen, seinen linken durch den Wald von Marchénoir verdecken, während er selbst im Centrum der Aufstellung bei Josnes seine Position nahm. Er hätte, um seine Streitkräfte wieder in den richtigen Stand zu setzen, notwendigerweise etlicher

Tage bedurft, und der Feind ließ ihm kaum ein paar Stunden dazu. In einigen Stunden aber ließ sich nicht all die eingerissene Unordnung heben, konnte er nicht seine durch viertägige Kämpfe und die erlittene Niederlage heruntergekommenen und demoralisierten Truppen wieder in den alten Stand bringen und diejenigen seiner Soldaten wieder unter die Fahnen sammeln, die sich in der Sologne, ja bis nach Blois verlaufen hatten. Glücklicherweise hatte man den gescheiten Einfall gehabt, eine Division des in der Bildung begriffenen 19. Corps unter dem Befehl des Generals Camô vorwärts Beaugency zu entsenden; von einer andern Seite her nahte sich das 21., von General Jaurès geführte Corps, um die Defilées des Waldes von Marchénoir zu besetzen, so daß also Chanzy immerhin noch über eine hübsche Truppenzahl verfügen konnte, und wenn auch immerhin die moralische Haltung seiner Truppen Not gelitten hatte, so konnte er doch darauf rechnen, daß es ihm gelingen werde, durch seine eigene Energie sowohl, wie durch den Mut seiner Offiziere, von denen einer, der Admiral Jauréguiberry, das Kommando des 16. Corps übernommen hatte, alles Mangelnde ersetzen und ergänzen zu können. — Die Deutschen, die man immer als so sehr mit Voraussicht begabt, als so alles durchschauend schilderte, hatten keine Ahnung von den Bewegungen der französischen Armee, und was drüben bei Chanzy vorging, war ihnen noch viel weniger bekannt. Nachdem er seinen Truppen einen Rasttag vergönnt hatte, dirigierte Prinz Friedrich Karl, der für seine Person in Orleans Quartier bezogen hatte, das 3. preußische Corps nach der Richtung von Gien und einige Streitkräfte in die Sologne, um unsere armen, im Rückzug befindlichen Truppen zu verfolgen; zugleich ließ er auf dem linken Ufer eine hessische Infanteriedivision und eine Kavalleriedivision der Loire entlang vorgehen, während auf dem rechten Ufer der Großherzog von Mecklenburg, der jetzt wieder ein selbständiges Kommando bekleidete, über Beaugency und Blois mit den Bayern, der 17. und 22. Infanteriedivision und zwei Kavalleriedivisionen auf Tours losrücken sollte. Der Großherzog wußte thatsächlich nicht, was für Truppen ihm gegenüber standen, vielleicht glaubte er, einen militärischen Spaziergang nach Tours machen zu können, plötzlich aber, er hatte sich eben erst recht in Marsch gesetzt, stieß er am 7. Dezember in der Früh auf einen unerwarteten Widerstand. Es war der Beginn des von Chanzy so rasch herbeigeführten Kampfes. — Nach drei Tagen der Ruhe fanden so die Deutschen mit einem Male wieder einen Teil jener Armee vor sich, die sie vollständig zersprengt zu haben glaubten. Die Streitkräfte General Chanzys, zwischen der Loire und dem Wald von Marchénoir verteilt, hielten eine Reihe von Stellungen besetzt: Messas, vorwärts von Beaugency, Beaumont, Cravant, Poisly, St. Laurent des Bois, links in den Walddefiléen. Die Deutschen ihrerseits rückten auf einer ebenso ausgedehnten Linie, zwischen Meung sur Loire und Ouzouer le Marché vor. Der Kampf hatte eigentlich schon am 6. Dezember mit einigen unbedeutenden Gefechten wieder begonnen, die um Meung herum stattgefunden hatten. Am 7. wurde er ganz besonders lebhaft, den ganzen Tag schlug man sich auf der ganzen Linie, bei Saint Laurent des Bois, wo ein Angriff der Deutschen nachdrücklichst zurückgewiesen worden war, bei Cravant, Beaumont und Messas. Auf einigen Punkten wütete das Feuer ganz besonders heftig. In der That, die Deutschen hatten nicht vermocht, Terrain zu gewinnen, Chanzy blieb in seinen Stellungen, und am Abend konnte er mit der Zuversicht eines Mannes, der weiß, was er will, nach Tours melden: „Es ist möglich, daß wir morgen wieder angegriffen werden, aber ich rechne fest darauf, daß wir uns wie heute flott herausziehen werden.“ Immer klarer konnte der Großherzog von jetzt ab den Widerstand erkennen, der ihm in dem Kampfe, der sich an diesem Tage entspann, entgegentreten würde, und ebenso fühlte Chanzy, daß der Sturm im Anzug war, und festen Fußes erwartete er den Angriff seines Gegners, der nicht ausbleiben konnte und sich erneuern mußte. In der That, am 8. wurde der Kampf ein sehr ernster, schon in aller Frühe begann er, auf unserer Linken gegen den Wald von Marchénoir gerade nicht besonders heftig, um so hartnäckiger und blutiger aber auf unserem rechten Flügel, wo die Deutschen augenscheinlich unsere Linien zu durchbrechen und unsere Divisionen von der Loire abzudrängen versuchten, um die französische Armee zu überflügeln und sich die Straße nach Tours zu bahnen. Ärgerlich über die Schwierigkeiten, auf die er bei seinem Marsche stieß, wollte und konnte der Großherzog gleichwohl denselben nicht unterbrechen; er wurde hitzig. Von 9 Uhr morgens bis zum Abend konzentrierte sich die Aktion um und vorwärts von Villorceau; Franzosen und Deutsche machten sich mit gleicher Zähigkeit die Stellungen von Cernay, Cravant und Beaumont streitig. Admiral Jauréguiberry, der die ganze Verteidigung des rechten Flügels zu leiten hatte, hielt dem Feind unerschrocken Stand, so trefflich, daß, als die Nacht hereinbrach, dank der größten Anstrengungen und mit blutigen Verlusten man sich in sämtlichen Stellungen zu halten vermocht hatte und General Chanzy noch unter dem ersten Eindruck des Kampfes nach Tours hatte schreiben können: „Neuerdings auf unserer ganzen Front angegriffen, haben wir uns den ganzen Tag über in unsern Stellungen gehalten. Alle Corps sind in den Kampf verwickelt gewesen, von Saint Laurent des Bois bis Beaugency. Wir lagern in unsern Stellungen von heute Nacht . . .“ Unglücklicherweise kannte der Kommandant der zweiten Armee die Wahrheit nur zum Teil, als er diesen Vertrauen atmenden Bericht niederschrieb.

Alles wäre thatsächlich an diesem 8. Dezember aufs trefflichste gestanden, ohne einen jener Querstriche, die alle Voraussetzungen eines Kommandierenden über den Haufen werfen und mit einem Schlage den mit Einsetzung aller Tapferkeit errungenen Erfolg zu nichte machen. Was war das für ein Querstrich? Ganz einfach; der war wieder einmal in Tours gemacht worden, man hatte es wieder einmal mit jenem gewaltthätigen, vor nichts zurückschreckenden Eingreifen zu thun, mit jenem Mangel an Einheit, jenem gereizten Zustande, in welchem die Regierung ihre so fruchtbare Thätigkeit zu beginnen pflegte. Der Höchstkommandierende hatte an den General Camô den Befehl gesandt, mit seiner Division die Schlucht von Vernon vorwärts von Beaugency auf dem äußersten rechten Flügel der Armee stark zu besetzen und sie um jeden Preis zu halten. Besorgt darüber, daß ihm von dorther keine einzige Meldung zukam, hatte er etliche Offiziere dorthin abgesandt, die aber erst nachts um 11 Uhr mit der wenig erfreulichen Nachricht zurückkehrten, daß der General Camô nicht nur seine Stellung aufgegeben, sondern auch Beaugency geräumt habe, und zwar habe er dies auf einen ausdrücklichen, direkten Befehl des Kriegsministers, der ihm dazu noch durch einen eigens abgesandten Genie-Offizier überbracht worden sei, gethan. Weder der Höchstkommandierende, noch Admiral Jauréguiberry wußte von all dem auch nur ein Sterbenswörtchen! Es war wohl der Mühe wert gewesen, einige Tage zuvor den klugen Einfall gehabt zu haben, den General Camô zur Verstärkung zu schicken, um ihm nachher am Tage und im Augenblicke des Kampfes einen solchen Befehl zu geben! Dieser Querstrich, der die rechte Flanke der Armee preisgab, versetzte den General in eine ebenso lebhafte wie bittere Überraschung, aus welcher er übrigens gar keinen Hehl machte und die deutlich aus seinem um 11½ Uhr nachts an den Kriegsminister gerichteten Briefe herauszulesen war, in welchem es in überaus trockenem Tone hieß: „Ich will Ihnen nur zu wissen thun, daß General Camô, entgegen meinen ihm ganz bestimmt gegebenen Befehlen und nur bestrebt, den ihm von Ihnen durch einen Genie-Kapitän von Tours aus direkt überbrachten Weisungen zu gehorchen, gegen Mittag sich aus Beaugency zurückgezogen hat, das noch in der nämlichen Nacht durch einen längs der Loire sich vorschiebenden mecklenburgischen Truppenteil besetzt wurde. Ich bedaure aufs lebhafteste diesen Zwischenfall, welcher das Schicksal des Tages entschied und dessen Ruhm verdunkelte.“ Das Resultat war thatsächlich das vom Oberstkommandierenden bezeichnete, der Feind hatte sich bis Beaugency herangeschlichen und es mit der 17. Infanteriedivision besetzt. Umsonst traf General Chanzy schleunigst alle Maßnahmen, die Stadt durch den Admiral Jauréguiberry und den General Tripart, welcher an Stelle des Generals Camô, der sich durch einen Sturz vom Pferde verletzt hatte, getreten war, wieder nehmen zu lassen, das Unheil war nun einmal angerichtet und ließ sich nicht wieder gut machen; die am 8. errungenen Vorteile waren auf diese Weise wieder verloren gegangen.

Nachdem Beaugency in der Gewalt des Feindes sich befand, blieb nichts anderes übrig, als sich zurückzuziehen und sich in neuen Stellungen zu verschanzen, wenn man diesen an Aufregungen und plötzlichem Wechsel des Glücks so reichen Kampf fortsetzen wollte. Gleichwohl verlor General Chanzy den Mut nicht. Er sagte sich, daß zähes Aushalten oft im

Kriege das beste Mittel sei, dem Unglück zu steuern; er gab sich alle Mühe, den Mut seiner Soldaten zu heben, indem er ihnen vorstellte, daß die nächsten Unternehmungen sie in den Stand setzen würden, dem Feinde Widerstand zu leisten; er sorgte so viel nur immer möglich überall für Ersatz; freilich sah er sich auch genötigt, aus Mangel an Generalen für einige Zeit eine Division durch einen Oberst kommandieren zu lassen. Mit einem Wort, Chanzy war entschlossen, nur vor der zwingendsten Notwendigkeit aus seinen Stellungen zu weichen. Nach dem Verluste von Beaugency aber mußte er eine wenn auch nur kurze Strecke zurückgehen. Seinen rechten Flügel lehnte er längs der Loire an das kleine Thal von Tavers, berichtigte und verbesserte die Position seiner Truppen auf dem übrigen Teil seiner Stellung und hielt sich bereit, jeden Angriff zurückzuweisen. Am 9. Dezember wurde neuerdings gekämpft, ebenso auch noch am 10.; vom Morgen bis zum Abend stand man sich gegenüber, ohne daß die Franzosen besonders den kürzeren gezogen hätten. Trotz heftigster Angriffe hielt sich der rechte Flügel unserer Armee bei Tavers, und im Centrum sowohl als auf dem linken Flügel fanden die Divisionen des 17. und 21. Corps sich noch stark genug, Gegenangriffe auf das Dorf Origny zu wagen und es wegzunehmen, ebenso an den Ausgängen des Waldes von Marchénoir. Nun schlug man sich bereits den vierten Tag auf diesem neuen Kampfplatz, — von den Kämpfen bei Orleans ganz zu geschweigen, — und der Feind hatte während dieser vier Tage mehr als 4000 Mann verloren. Die Deutschen begannen angesichts dieses energischen Widerstandes, den sie so ganz und gar nicht erwartet hatten, stutzig zu werden. Ein englischer Kriegscorrespondent in ihrem Lager schilderte den Eindruck, den ihm die dortigen Kämpfe machten, und sagte dabei, es sei ganz eigentümlich, daß die Franzosen immer wieder und nur noch zahlreicher im Felde erschienen, daß sie sich darauf verstünden, ihre Stellungen zu wählen, und daß sie einen General hätten, der sie zu verteidigen wisse. Sie kämpfen nun schon während acht oder zehn Tagen, und neuformierte Truppen, welche das gegen kriegsgewohnte Veteranen fertig bringen, ohne am zehnten Tage vollständig aufgerieben zu sein, haben das vollste Recht, zu hoffen, daß sich das Schlachtenglück noch zu ihren Gunsten wende.

Trotz aller widrigen Umstände hatte General Chanzy das schwere Stück fertig gebracht, eine siegreiche Armee mitten in ihrem Siegeslaufe und urplötzlich zum Stehen zu bringen und während einer strategischen Bewegung, die eigentlich nichts anderes als ein Rückzug war, mit Kugel und Bajonett sich Bahn gebrochen zu haben. Herr von Freycinet ermangelte denn auch nicht, Chanzy mit General d'Aurelle zu vergleichen und an dem von der zweiten Loire-Armee geleisteten Widerstande zu zeigen, was die erste, in den letzten Novembertagen rings um Orleans versammelte Loire-Armee hätte leisten können. Je nun, General Chanzy handelte in den meisten Fällen, wie er es für richtig hielt, und wartete nicht erst lange auf die strategische Weisheit, die in Tours verzapft wurde; man hatte dort am Regierungssitz auch nicht die nötige Zeit gehabt, ihm seine Operationspläne vorzuschreiben, und das war sehr gut, denn jedesmal und immer, so oft sich das Militär-Kabinett in die Angelegenheiten der Armee mischte, verdarb es nur alles und setzte wie bei Beaugency alles aufs Spiel. Überdies beschränkte sich der Kommandant der zweiten Armee, der seine Stellung mit großem Geschick zu wählen wußte, auf die Verteidigung und führte diese mit dem größten Nachdruck durch. Dieser kurze Feldzug auf der Loire-Linie bei Marchénoir zeigt in seiner Art ganz deutlich, was in Orleans hätte geschehen können, wenn man, statt die Generale in die Abenteuer einer gefährlichen und gewagten Offensive zu stürzen, ihnen die Freiheit zu handeln, wie sie es für richtig fanden, gelassen hätte; gewiß sie würden den Feind nicht angegriffen, sondern ihn in den von ihnen gewählten und wohlbefestigten Stellungen erwartet haben. General Chanzy verstand es, sich vier Tage lang unter wenig günstigen Bedingungen lediglich in Befolgung jener Taktik zu halten, welche mit Erfolg bei Orleans hätte in Anwendung gebracht werden können, und dem Feinde einen ebenso energischen als für diesen verlustreichen Widerstand entgegenzusetzen, der unter anderen Umständen, wenn er nachdrücklich unterstützt wurde, mit einem wuchtigen und siegreichen Gegenvorstoß hätte enden können. Unglückseligerweise aber war, was bei Orleans, wenn auch sehr schwierig, so doch möglich gewesen wäre, acht Tage nach der Affaire bei Josnes oder Marchénoir zur Unmöglichkeit geworden. General Chanzy sah seine Streitkräfte erschöpft; wohl hielt er den Feind auf und schwächte ihn auf Schritt und Tritt, aber auch seine Kräfte waren zu Ende, von Stunde zu Stunde sah er seine Lage schwieriger werden, vor und hinter ihm waren Stürme im Anzug.

General Chanzy, Oberbefehlshaber der zweiten Loire-Armee.

In der That, es drohte ihm ernstliche Gefahr. Im ersten Augenblicke hatte General Chanzy, der wie viele Feldherrn stets geneigt war, die vor ihnen stehenden Streitkräfte des Feindes zu überschätzen, die ganze Armee des Prinzen Friedrich Karl auf dem Hals zu haben geglaubt. Noch am 7. und 8. war dies ein Irrtum. Erst als in Versailles die Meldung von jenem zweitägigen Kampfe einlief, begann man im Großen Hauptquartier sich zu beunruhigen; der Großherzog von Mecklenburg durfte in seinem Marsche unter keiner Bedingung aufgehalten werden, Prinz Friedrich Karl erhielt daher den unverzüglichen Befehl, die Oberleitung der Operationen an der Loire, die ihm eine Zeit lang entzogen gewesen war, wieder zu übernehmen. Infolge dessen rief Prinz Friedrich Karl das 3. preußische Corps, das gegen Gien und Briare entsendet worden war, zu sich heran; das 9. Corps warf er auf das linke Loireufer, welches mit der hessischen Division und der Kavallerie bis vor Blois vorrücken durfte, um sich von dort aus, wenn nötig, selbst unter Heranziehung des 10. Corps, welches den Wachtdienst in Orleans versah, zur Unterstützung des Großherzogs auf Beaugency zu dirigieren. Die ersten Artillerieabteilungen des 10. Corps trafen gerade zur richtigen Zeit ein, um noch in die Aktion am Nachmittage des 9. eingreifen zu können, am nächsten Tage begann das ganze Corps in die Linie einzurücken. Von diesem Augenblicke an waren die Divisionen des Großherzogs von Mecklenburg, die bisher in einem fort im Schach ge-

halten worden waren, nicht mehr allein, die deutsche Armee sah sich an Zahl gewachsen und durch kampfgewohnte, ausgeruhte Truppen verstärkt. Die Ankunft Prinz Friedrich Karls auf dem dortigen Kriegsschauplatz, an die der unerschrockene Kommandant der zweiten Armee zu früh geglaubt hatte, die aber durch den unbeugsamen Widerstand, den er leistete, herbeigeführt worden war, diese Ankunft änderte die ganze Kampflage vollständig. Ein anderer ganz unvermuteter Zufall, von dem General Chanzy keine Ahnung hatte, war es, der den deutschen Heerführern plötzlich über lauter Dinge Klarheit verschaffte, bezüglich derer sie sich bisher immer noch im Dunkeln befunden hatten. In der Nacht vom 9. auf den 10. fingen die Deutschen einen vom französischen Generalstab erlassenen Marschbefehl auf. Jetzt wußten sie, wo sie mit Chanzys Streitkräften daran waren, nun kannten sie dessen Dispositionen, seine Absichten. Nichts hätte für den Feind wertvoller und kostbarer, nichts für uns gefährlicher sein können.

Aber das war noch nicht alles. Fest und unerschrocken hielt Chanzy den verschiedenen vor ihm stehenden Corps stand, unaufhörlich richtete er seine Blicke nach dem linken Loireufer, von wo der Feind anrücken konnte und seinen rechten Flügel zu umgehen, ja sogar seinen Rückzug zu bedrohen vermochte, wenn es ihm gelang, den Übergang über den Fluß zu erzwingen. Der französische Armee-Kommandant that alles, diese Gefahr zu beschwören; er verfolgte mit der größten Wachsamkeit den Anmarsch der Deutschen, er traf die energischsten Anstalten neben den bisher getroffenen, um die Loire zu verteidigen, jeden Versuch des Feindes, sie zu überschreiten, aufs nachdrücklichste zurückzuweisen, ohne sich im übrigen mit dem Abbrechen der Brücken allzusehr zu beeilen, da diese unter Umständen für die Bewegungen der französischen Armee selbst von der größten Wichtigkeit sein konnten. In Blois hatte er den General Barry, der nur mehr Trümmer seiner Division besaß, gelassen, und den General Maurandy über die Loire hinausgeschickt, um mit Franktireurs den Park von Chambord zu besetzen. Zum Unglück vollzog sich alles, was nicht gerade unter den Augen des Höchstkommandierenden vor sich ging, in einer Art, die ein wenig ans Abenteuerliche streifte, und General Chanzy wußte nicht immer, ob seine Befehle auch wirklich ausgeführt wurden. Um die Wahrheit zu sagen, Gegenbefehle, Zerfahrenheit und Mangel an Einheit traten überall zu Tage und die natürliche Folge der Unordnung war die Ohnmacht, richtig zu handeln. Vom 9. an, an welchem Chanzy noch so tapfer seine Schlachtlinie auf dem rechten Ufer hielt, erreichten die Deutschen, die beständig im Vormarsch blieben, auf dem linken Ufer Chambord, erstürmten Park und Schloß, die zu überrumpeln ihnen fast um ein Haar gelungen wäre; eiligst zogen sich die französischen Streitkräfte auf Ambois zurück, während der Feind alsbald vor Blois erschien. — Dort kam es wieder zum Gefecht.

In Blois bestand ein Verteidigungsausschuß, mit welchem sich die Generale ins Benehmen zu setzen hatten. Für den ersten Augenblick hatte man sich dadurch zu schützen gewußt, daß man die Brücke abbrach, dann aber, nachdem dies geschehen, stritt man sich über das, was zu geschehen habe, in einer ebenso unfruchtbaren als lebhaften Konfusion herüber und hinüber. Es war auch schwierig genug, die Interessen einer großen, von einem Bombardement bedrohten Stadt und das Wohl der Armee unter einen Hut zu bringen; und wenn man kämpfte, mußte dieser Widerstand mit Soldaten geleistet werden, die nichts anderes waren, als aus Rand und Band gekommene Scharen, Flüchtlinge, die auf allen Straßen zusammengelesen worden waren. Von beiden Ufern des Flusses trug man sich das gleiche Mißtrauen entgegen, und Zug um Zug parlamentierte man mit dem Feinde. Blois mußte fallen, das war klar und nur noch eine Frage, die nach Stunden zählte, denn seit dem 10. Dezember hatte General Chanzy mit seinen total erschöpften, dem Elend verfallenen Truppen vor seiner Front den Vorstoß einer bedeutend verstärkten Armee auszuhalten, und auf einer andern Seite war er von Blois aus bedroht. Umsonst bemühte er sich, seinen Soldaten sein eigenes Feuer und seine Energie mitzuteilen, umsonst forderte er sie auf, fest zu bleiben und ruhig Blut zu behalten, was half's, daß er aufs energischste gegen die Urheber der Paniken vorging; die wachsende Gefahr, in der er sich befand, blieb ihm gleichwohl nicht verborgen. In dieser grimmen Not gab es allerdings noch ein Mittel, das unter Umständen noch alles zu retten vermocht hätte, und dieses Mittel, der Höchstkommandierende der zweiten Loirearmee kannte es wohl, es bestand in einem auf dem linken Ufer, oder auf sonst irgend einem Punkt der Loirelinie durch General Bourbakis Armee unternommenen Vorstoße. — Das ist sicher, daß wenn das 18. und 20. Corps von neuem sich auf Gien zu wenden vermocht hätten, sie das 3. preußische Corps aufgehalten haben würden, welches Prinz Friedrich Karl von Orleans herbeirief, und der Prinz selbst hätte vielleicht Anstand genommen, sich mit Chanzy in einen Kampf einzulassen. Wenn dann wirklich dieser Fall eingetreten wäre, und die Bewegung des Prinzen nicht stattgefunden hätte, wäre General Bourbaki in der Lage gewesen, sich mit einigen Divisionen in der Richtung von Blois auf Romorantin zu stützen, er wäre dadurch imstande gewesen, die Deutschen aufzuhalten und der zweiten Armee Luft zu machen. Wäre das alles möglich gewesen, wie viel Unglück hätte, das liegt auf flacher Hand, sich vermeiden lassen, aber bei der Auflösung und Demoralisation der in Bourges wieder zusammengerafften Bourbakischen Corps war das ein vollständiges Ding der Unmöglichkeit. Es kostete Mühe genug, diese armen Truppen, welche auf allen Straßen bis nach Limoges sich flüchteten, wieder zum Stehen zu bringen. Die Auflösung war eine vollständige, das hinderte aber die Regierung nicht, in Depeschen dem Lande mit großer Würde zu verkünden, „der Rückzug vollziehe sich in bester Ordnung, und die Armee habe wieder treffliche Stellungen bezogen." Gehetzt, von allen Seiten bedroht, und zudem wenig auf dem Laufenden darüber, wie es um die moralische Haltung seiner Truppen stand, die um diese Zeit kaum Bourges erreicht haben konnten, wandte sich Chanzy an die Regierung und ebenso an General Bourbaki, er malte ihnen in ergreifenden Zügen die entsetzliche Lage, in welcher er sich befand, und betonte zugleich, was eigentlich geschehen müßte. Am Abend des 10. sprach er sich dahin aus: „Die Bewegung, welche notwendigerweise und sofort gemacht werden muß, um, koste es, was es wolle, unsere Lage wieder günstig zu gestalten, ist folgende: Wir müssen von Bourges auf Vierzon marschieren, von dort das Gros der ersten Armee über Romorantin auf Blois vorstoßen lassen, zwischen Loir und Cher Stellung nehmen, und die Verbindungen des Feindes zwischen Orleans und seiner Armee, die gegen Tours hin beschäftigt ist, unterbrechen und solchergestalt von seiner letzten Operationsbasis abschneiden. Kann diese Bewegung ausgeführt werden, wird sie ausgeführt, so stehe ich dafür, daß ich mich auf dem rechten Loireufer behaupte." An General Bourbaki selbst schrieb er wenige Stunden später: „Zwischen dem Wald von Marchénoir und der Loire in Stellungen, fechte ich seit 5 Uhr in der Frühe mit dem Gros der Streitkräfte des Prinzen Friedrich Karl. Der Feind steht nur mit schwachen Streitkräften in Orleans, mit einem Corps etwa, das sicherlich die Zahl von 20 000 Mann nicht übersteigt, in der Richtung auf Vierzon, ein anderes Corps, 12—15 000 Mann stark, bedroht Blois und Tours ... Marschieren Sie doch so schnell als möglich, und ohne eine Minute zu verlieren, vorwärts; meine Lage ist so kritisch, als sich nur denken läßt, Sie allein können mich retten."

Aber dieser dringende Hilferuf blieb ohne Antwort. Gambetta mochte sich noch so unsinnig gebärden, jetzt von Josnes nach Bourges, dann vom Feldlager Chanzys in dasjenige Bourbakis rennen, — das war billig, den allmächtigen Kriegsminister zu spielen. General Bourbaki befürchtete, durch den Marsch, den man von ihm verlangte, dem Feinde seine Flanke preiszugeben, sich in ein falsches Manöver hineintreiben zu lassen, bei welchem ihn Prinz Friedrich Karl die Zeche würde haben bezahlen lassen; aber, was dies anbelangt, gab er sich am Ende doch auch Illusionen über die Allgegenwart der Deutschen hin, und ebenso bezüglich ihrer unerschöpflichen militärischen Hilfsquellen und Mittel, denn schließlich: Prinz Friedrich Karl konnte auch nicht überall sein. Warf er sich mit seiner Macht auf Bourbaki, so ließ er Chanzy gegenüber die diesem entrissene Beute wieder fahren, und dieser würde wohl kaum gesäumt haben, ihm dafür, daß er seine Truppen verzettelte, einen tüchtigen Denkzettel zu geben und es ihn gehörig büßen zu lassen; beharrte er aber auf der Verfolgung Chanzys, so konnte er unmöglich in der Lage sein, Bourbaki über den Haufen zu rennen. Es war das eigentlich eine Sache, die zu tiefsinnigem Nachdenken Anlaß bot. Das einzig Vernünftige wäre gewesen, einmal einzusehen, daß man mit solchen, der Auflösung verfallenen Corps den Feldzug nicht fortsetzen, daß man sie

nicht mehr im Feuer zusammenhalten konnte, und General Bourbaki gab, so oft man allzusehr in ihn drang, der Regierung die einzig richtige Antwort: „Soll die Armee gerettet werden, so muß man sie sich zurückziehen lassen; muten Sie ihr aber eine Offensive zu, die durchzuführen sie absolut und unter den gegenwärtigen Verhältnissen außer stande ist, so setzen Sie dieselbe dem sichern Untergange aus. Wenn es freilich in Ihrer Absicht läge, dieses letztere Teil zu erwählen, so bin ich zu sehr von den Folgen überzeugt, die notwendig daraus entstehen müßten, als daß ich nicht in diesem Falle genötigt wäre, Ihnen die Bitte nahe zu legen, mit dieser Aufgabe einen andern zu betrauen.“ So standen die Dinge. — Allein gelassen im Kampf, ohne Hilfsquellen, ohne Aussicht auf Unterstützung, mitten im Netz feindlicher Streitkräfte, die sich mehr und mehr rings um ihn her zusammenschlossen, so blieb General Chanzy nur noch eines übrig, er hatte der Notwendigkeit zu gehorchen, er mußte das Terrain, das er nun schon seit fünf Tagen verteidigte, räumen, und er durfte um so weniger zaudern, als ihm jetzt auch nicht einmal der letzte Einwurf mehr zur Seite stand, daß er Tours zu decken habe, denn die Regierung stand im Begriffe, diesen Ort zu verlassen, um sich nach Bordeaux zu flüchten. Der Kommandant der zweiten Armee hatte längst schon eingesehen, daß es zu diesem Rückzuge kommen werde, und er hielt sich zu demselben bereit; aber er wollte ihn doch nicht antreten, ohne alle seine Mittel erschöpft zu haben, und keineswegs hatte er im Sinne, ihn als Besiegter und aus dem Feld geschlagener General anzutreten. Er wollte sich zurückziehen, als ein Mann, der dies nach reiflicher Überlegung thut, der entschlossen ist, den Gegner im Respekt zu erhalten, und der sich bloß zurückzieht, um neue Stellungen zu nehmen. Als Rückzugslinie hatte er die Linie des Loir und Vendôme ins Auge gefaßt, da ihm der Gedanke vorschweben mochte, sich, falls er hier ebenfalls zum Weichen genötigt würde, auf die Sarthe und Mans zu stützen.

Am 11. in der Früh begann diese Bewegung, welche sich so vollziehen sollte, daß der linke Flügel des bei Marchénoir stehenden Heeres den Drehpunkt bildete. Es war dies keineswegs die einfachste der seit einigen Tagen einander folgenden Operationen, da die Armee, indem sie definitiv von der Loire abmarschierte, durch die sie bisher immer noch gedeckt gewesen war, jetzt Gefahr lief, umgangen zu werden; sie war genötigt, sich über Ebenen hinweg zurückzuziehen, wo sie außerstande war, ihren Marsch zu verschleiern, und wo sie, bis zum Loir, auch nicht eine einzige Defensivstellung beziehen konnte. Chanzy mußte zu gleicher Zeit durch seine Haltung und seine Scheinmanöver den vor ihm stehenden Gegner täuschen, er mußte sich nach der Seite der Loire hin auf der Hut halten, von wo er abzog, und er mußte sich gegen ein Vorgehen des Feindes schützen, der, indem er vom Norden her den Wald von Marchénoir durchzog, ihm auf der Straße von Orleans auf Mans zuvorkommen konnte. Es bedurfte ebensoviel Geschick als Energie, um sich mit Erfolg aus der Affaire zu ziehen. Zum großen Glück hatten die Deutschen nach dem Geständnis des Majors von Blume ihrerseits nachgerade auch genug nach diesen zehn Tagen, während welcher sie ohne Aufhören zu kämpfen gehabt hatten, vom frühen Morgen bis zum Sonnenuntergang im Feuer standen, und die Nächte, auf Schußweite vom Feinde entfernt, auf Vorposten zubringen mußten. Sie waren ermüdet, und suchten einen Augenblick der Ruhe zu erhaschen, und Chanzy hatte seinerseits so geschickt seine Dispositionen getroffen, daß er ihnen völlig verschwunden war; einen Augenblick lang wußte man im preußischen Lager gar nichts mehr, was aus ihm geworden war. Drei Tage später stand er am Loir, nachdem er die schauerlichsten Märsche dieses ganzen Feldzuges, bei abscheulichem Wetter, unter strömendem Regen, auf Wegen, wo Menschen und Pferde Mühe hatten, nicht stecken zu bleiben, hatte zurück legen müssen. Erst in der Nacht vom 11. zum 12. erfuhren die Deutschen genaueres und bestimmteres über die Bewegung, welche Chanzy ausgeführt hatte, und sofort machten sie sich zu seiner Verfolgung auf. Der Großherzog von Mecklenburg hatte die Aufgabe, durch den nördlichen Teil des Waldes von Marchénoir Morée und Fréteval in diesem oberen Teil der Loir zu erreichen, während Prinz Friedrich Karl, der das 3. preußische Corps von Orleans herbeigerufen hatte und das 9. und 10. Corps zusammenzog, sich direkt auf Vendôme wandte. — Die Wahl Vendômes und der Linie des Loir seitens des Generals Chanzy hatte ihren ganz natürlichen Grund. Es war ein Rückzug, niemand konnte das bestreiten, aber ein Rückzug, der den Charakter einer, mit ebensoviel Voraussicht, als geschickt in Scene gesetzten kriegerischen Unternehmung trug. Von Vendôme aus bedrohte der Kommandant der zweiten Armee die Deutschen, wenn sie sich allzuweit gegen Süden vorwagen und dort eindringen wollten, er blieb in der Nähe von Paris, bereit, die nächste Gelegenheit zu benützen, wenn es galt, einen neuen Strauß durchzufechten, und im schlimmsten Falle blieb ihm der Rückzug auf Le Mans offen. Gewiß auch jetzt noch, zu dieser Stunde, da er bereits nicht mehr an der Loire stand, hätte er mit dieser Diversion die er auf dem linken Ufer auszuführen forderte, noch treffliche Dienste zu leisten vermocht, und er bestand deshalb nicht bloß mit allem Nachdruck auf dieser seiner Forderung, sondern beklagte sich auch bitter darüber, daß man in Tours den Kopf verloren habe, daß man Hals über Kopf davonrenne, während es von der äußersten Wichtigkeit gewesen wäre, daß der militärische Dienst, Eisenbahnen und Telegraphen organisiert geblieben wären; „ich kann mir die Panik in Tours nicht erklären,“ schrieb er. Gambetta seinerseits glaubte, damit sei alles gesagt, wenn er alle Schuld an dem Mißerfolg auf die höheren Militärs schob, die allein die Ursache des Zerfalls im Bourbakischen Corps seien, und indem er Chanzy mit folgendem Schreiben schmeichelte: „Sie haben seit 14 Tagen Wunder verrichtet und sich selbst übertroffen, halten Sie auch fürderhin die Ihnen überlegenen Streitkräfte im Schach.“ Was mußte General Chanzy von solch wertlosem, auf den Effekt berechneten, nichtssagendem Gewäsch, von solch banalen Phrasen, die mit einer so schwunghaften Aufforderung zum Ausharren schlossen, denken? Ihm sollte nichts lieber sein, als das, er hoffte immer noch, dem Feinde ein weiteres Vorrücken wehren zu können, und traf seine diesbezüglichen Vorkehrungen. — Die Loirlinie, ein enges, von ziemlich steilen Hügeln begrenztes Thal, bot prächtige Verteidigungsmittel; und auch Vendôme war ein wichtiger Punkt, der gehalten werden mußte, da er eine Art Knoten bildete, in welchem die Straßen von Angers nach Chateaudun, von Blois nach Le Mans über St. Calais, von Tours nach Chartres über Chateau-Renault, Cloyes und Bonneval zusammenliefen, nicht zu reden von der Eisenbahn, welche Tours mit Paris über Chateaudun und Dourdan verbindet. General Chanzy wußte wohl, was er that, als er diese Richtung einschlug. Aber wenn Vendôme ein strategischer Punkt war, den zu halten vom größten Wert sein mußte, so war es gleichzeitig ein sehr schwer zu verteidigender Punkt, wenn ein Angriff von Blois aus erfolgte, weil die teilweise auf dem linken Ufer des Loir liegende Stadt durch Höhen beherrscht wird, welche die Artillerie nicht wirksam gegen die auf dem rechten Ufer gelegenen Höhen zu verteidigen vermag. Verlegt man die Verteidigung auf das Plateau des linken Ufers, so ist man im Falle eines Rückzugs dem ausgesetzt, ihn über gefährliche Abstiege, durch die schmalen Gassen der Stadt und über die Brücken hinüber bewerkstelligen zu müssen, welche über die zwei Flußarme führten. Auf der andern Seite konnte sich General Chanzy über den moralischen Wert seiner Truppen, denen er neue Anstrengungen zumuten mußte, keiner Täuschung hingeben. Der Rückzug, den er ausgeführt, hatte sich so gut, als man es nur immer wünschte, bewerkstelligen lassen, d. h. ohne Mißgeschick, obwohl unter den schwierigsten Umständen und unter den ungünstigsten Verhältnissen; nunmehr aber war diese unglückliche Armee, die seit dem 1. Dezember sich mit dem Feinde herumschlug, die im Feuer, durch Anstrengungen, Entbehrungen, die mühsamsten Märsche stark not gelitten hatte, bös mitgenommen; sie befand sich zur Stunde in jenem Zustande gefährlicher Abspannung, die allzuheftigen und übergroßen Anstrengungen zu folgen pflegt. Die Nachzügler, welche die Straße überfüllten, oder nach den isoliert liegenden Fermen hinströmten, ließen sich ohne jeden Widerstand gefangen nehmen, nur um nicht weiter kämpfen zu müssen und vermehrten so die Gefangenenlisten, welche den Stolz und Triumph der Deutschen bildeten. Zahlreiche Soldaten und selbst Offiziere suchten ihre Corps nicht mehr auf; es gab manche unter ihnen, die ganz einfach heim liefen. Überall lockerte sich Zucht und Ordnung. Chanzy blieb dieses große Übel nicht verborgen, und er gab sich alle Mühe, ihm zu steuern, oder es wenigstens aufzuhalten. Bald versuchte er es mit Strenge, bald gab er sich die erdenklichste Mühe, seine Soldaten durch einen Tagesbefehl wieder anzufeuern, der gleichzeitig eine männlich aufrichtende, wie

warnende Sprache führte. „Was man von euch verlangt, ihr werdet es trotz gesteigerter Entbehrungen, unaufhörlicher Strapazen, trotz Kälte und Schnee, trotz dem Schmutze Eurer Biwaks durchführen, denn es handelt sich darum, Frankreich zu retten, und unser, von den Horden dieser mitleidslosen Verwüster und Zerstörer überschwemmtes Land zu retten. Neue Anstrengungen harren eurer, dazu ist Ordnung, Gehorsam und Disziplin vor allem not; meine Pflicht ist es, dies von allen zu fordern, und ich werde es thun, unerbittlich und mit allen Mitteln."

Trotz seiner durchaus kritischen Lage, in welcher er den wachsenden Schwierigkeiten nur mit zusammengeschmolzenen und gänzlich erschöpften Truppen begegnen konnte, entschied sich General Chanzy, auf dieser neuen, von ihm kaum erreichten Linie noch einmal einen Widerstand zu versuchen. Gleich nach seiner Ankunft in Vendôme stellte er seine Truppen so auf, daß ihm in allen Fällen der Rückzug durch die Perche gesichert war, und richtete sich deshalb ein, den Angriff, der auf der Straße von Blois geschehen konnte, gründlich abzuweisen. Das 21. Corps blieb auf dem rechten Ufer des Loir, oberhalb Vendômes, indem es von Busloup über Fréteval nach St. Hilaire marschierte, das auf dem linken Flügel der Armee den Schlüsselpunkt bildete, der gegen die Armee des Großherzogs von Mecklenburg zu verteidigen war. Die besten Truppen des 16. und 17. Corps, von Kavallerie unterstützt, standen auf dem Plateau des linken Ufers vorwärts von Vendôme; sie überwachten die Straße von Blois, besetzten die treffliche Stellung von Bel Essert und hielten alle Zugänge des Dorfes St. Anne unter ihrem Feuer. General Barry endlich, welcher Blois am 12. mit allem, was er an Truppenteilen an sich hatte heranziehen können, verlassen hatte, war in St. Armand an der Eisenbahn von Tours nach Vendôme eingetroffen. General Barry wußte weder recht, wo er daran war, noch was er zu thun hatte; mit seinen nur lose zusammenhaltenden Bataillonen konnte er für die Armee nur einen bedenklich schwachen rechten Flügel abgeben, und er befürchtete selbst, von den Preußen umgangen zu werden, die, Gerüchten zufolge, bereits Herren der Bahnlinie bei Château Renault unterhalb St. Amand sein sollten. Der Feind, wenn er auch nicht so nahe und so unternehmungslustig war, wie General Barry befürchtete, war gleichwohl nicht mehr weit entfernt. Die große Aufgabe, welche sich die Deutschen gestellt hatten, war: endlich diesen Widerstand des Generals Chanzy, dem man auf Schritt und Tritt begegnete, zu brechen, und im Hauptquartier zu Versailles war man thatsächlich immer noch über die Gesamtlage auf diesem Punkte in Unruhe, so sehr zwar, daß man auf der einen Seite frische Truppen nach Orleans schickte, um dem Prinzen Friedrich Karl es zu ermöglichen, mit allen seinen Streitkräften auf Vendôme zu marschieren, und daß man andererseits von der pariser Cernierungsarmee eine Kavalleriedivision mit einigen Bataillonen Landwehr abschickte, die westlich in der Richtung auf Le Mans vorrücken sollten, so daß sich also Chanzy mehr als je bedroht sehen mußte. Den 14. und 15. Dezember entbrannte der Kampf an den Ufern des Loir aufs neue. Es war die Schlacht bei Vendôme, die man anzunehmen gezwungen war, noch ehe man die Truppen halbwegs wieder hatte organisieren können.

Man kann diese Schlacht kaum eine nach einem bestimmten Plane geschlagene nennen, es war mehr der Versuch eines verzweifelten Verteidigungskampfes, eine Reihe von Zusammenstößen auf dieser Linie des Loir bei Fréteval, wo die Truppen des Großherzogs auf das 21. französische Corps stießen, und vorwärts von Vendôme, wo die Divisionen des 16. und 17. Corps den Anprall der ersten Kolonnen des Prinzen Friedrich Karl auszuhalten hatten. Einen Augenblick, am Nachmittage des 15., wurde das Handgemenge ein sehr ernstliches, und bis zuletzt hatte diese arme Armee, die beständig im Feuer stand, einen solch energischen Widerstand geleistet, daß sie ungehindert auf dem Plateau, das sie seit dem frühen Morgen besetzt hielt, biwakieren konnte. Sie hatte den Angriff der Deutschen entschieden zurückgewiesen. Aber die beste Stellung bei Bel Essert war verloren gegangen, die Verteidigung Vendômes thatsächlich ebenso gefährlich als schwierig geworden, und General Chanzy befand sich in der kritischsten und heikelsten Lage.

Was konnte, was sollte er thun? Sollte er am nächsten Tage die Wiederaufnahme des Kampfes abwarten? Er sah wohl, daß seine Armee aufs äußerste erschöpft war, daß er dem Feinde, wenn ihn dieser mit seinen frischen Bataillonen angriff, nur vollständig ermattete Bataillone würde gegenüber stellen können. Darüber durfte er sich auch nicht der mindesten Täuschung hingeben, er sah nur zu deutlich, wie es stand, und seine tapfersten Corpsführer hatten ihm schweren Herzens eingestanden, daß auf einen ernstlichen Widerstand ihrer Soldaten nicht mehr zu rechnen sei. Er hatte sein Menschenmöglichstes gethan; er hatte sich den ganzen Abend in seinen Stellungen gehalten, vielleicht zum Teil auch deshalb, damit es nicht den Anschein gewinne, als räume er ein Terrain, das man ihm nicht zu entreißen vermocht hatte, auf jeden Fall auch aus dem Grunde, weil ein Rückzug in der Nacht ein schweres Mißgeschick, eine wahre Auflösung herbeiführen mußte, und weil dieser Nachtmarsch seinen Truppen nur neue Leiden bringen konnte, da sie in Schmutz und Schnee, in Nässe und Kälte kampieren mußten, ohne Feuer aufmachen zu können. Aber man mußte sich für das eine oder das andere entscheiden, ein drittes gab es nicht, die Zeit drängte. Chanzy entschloß sich, über den Loir zurückzugehen, und noch vor Tag wurde der Rückmarsch angetreten. Alles war übrigens so trefflich angeordnet, daß, dank einem starken Frühnebel, die ersten Bewegungen dem Feinde verborgen bleiben konnten. Nacheinander marschierten die Corps ab, passierten die Stadt und gingen über den Fluß. Als die Deutschen gegen 9 Uhr morgens sahen, daß sich der Feind „auf französisch" verabschiedet hatte, war die französische Armee bereits in Sicherheit, hinter ihr flogen die Brücken donnernd in die Luft. Eine einzige Sorge war noch geblieben: Es handelte sich darum, mit der Eisenbahn von Tours alles in Vendôme aufgehäufte Material und den ganzen dortigen Proviant zu retten. Ein langer Zug war bereits zusammengestellt, würde er dem Feinde entgehen? Auch er konnte sich davon machen; von zwei mächtigen, schnaubenden und Volldampf entwickelnden Lokomotiven geschleppt, verschwand er am Horizont den ihm ängstlich folgenden Blicken. — So verließ man Vendôme und die Loir-Linie, an welcher man kaum zwei Tage Halt gemacht hatte; auf allen durch die Perche führenden Straßen wandte man sich auf Le Mans, das 21. Corps, indem es über Droué, Vibraye den Weg nach dem Thal der Huisne, welche in die Sarthe fließt, marschierte, das 16. und 17. Corps, indem es den Weg über Montoire und St. Calais einschlug; General Barry folgte auf dem rechten Flügel, so rasch es ihm nur möglich war, diesen Bewegungen. Dieses unebene und mit Buschwerk durchzogene Terrain der Perche, durch das man zog, und welches unter andern Verhältnissen einer energischen Verteidigung, einem Parteigängerkriege so günstig hätte sein müssen, erleichterte im gegenwärtigen Augenblicke den Rückzug einer regulären, schon ein wenig erschütterten Armee keineswegs. Sie bot allerdings den Vorteil, den Feind zu belästigen, wenn er es versuchen wollte, uns zu verfolgen, aber sie hatte auch die Unzuträglichkeit, den Marsch unserer Soldaten zu verlangsamen, ihn mühsamer zu machen und verwickelter, und dazu kam noch der weitere fatale Umstand, die Behörden des Departements hatten, ohne sich mit den Militärbehörden ins Benehmen zu setzen, die Wege fast überall abgraben lassen unter dem Vorwand, die Invasion dadurch abzuhalten. Thatsächlich aber waren unsere eigenen Corps die ersten, welche unter diesen voreiligen Zerstörungen, unter diesen kurzsichtigen Maßnahmen zu leiden hatten. Das Fuhrmaterial, die Artillerie versanken in den Schlamm- und Schmutzlöchern, aus denen man sie nur mit der größten Mühe herauszuziehen vermochte. Eine der Divisionen des 21. Corps, diejenige des Generals Gougeard, verbrachte eine ganze eisige und finstere Nacht im Kampfe mit diesen Terrainschwierigkeiten; sie konnte erst am Morgen in Droué nach einem zwölfstündigen Marsche eintreffen, und die Folge dieses Zeitverlusts war, daß sich diese Division, als sie nach einer ganz kurzen Rast sich eben wieder in Marsch setzen wollte, vom Feinde angegriffen sah, der sich unversehens auf das Dorf warf. Es bedurfte aller Energie des Generals Gougeard in Person, um seine Truppen, die nur allzu geneigt waren, auszureißen, ins Feuer vorbringen zu können, die Angreifer zurückzutreiben und so den linken Flügel vor einer Katastrophe zu bewahren. Das 17. Corps seinerseits hatte ebenfalls ein Arrièregarden-Gefecht auf der Straße von St. Calais nach Epuisay auszuhalten. Von diesen kleinen Zusammenstößen abgesehen, schienen die Deutschen die Verfolgung nicht allzueifrig zu betreiben, sei es, daß sie zu erschöpft, sei es, daß sie nicht gewillt waren, über eine gewisse Linie hinauszugehen, sie benn-

ruhigten den Marsch unserer Truppen nicht besonders heftig; was aber gleichwohl diesen Marsch schwierig und gefährlich machte, das war die Demoralisation der Truppen, die mit jedem Tage wuchs, seit man sich in diesem Dickicht der Perche, auf all diesen nach Le Mans führenden Straßen mit dem Feinde in den Kampf eingelassen hatte.

Was General Chanzy vorausgesehen und was er hatte vermeiden wollen, das eben trat ein und zwar fast augenblicklich. Diese Armee, die von energischen Führern kommandiert, eben noch ganz brav sich im Feuer gehalten hatte, wurde auf ihrem Rückzug der eigene Totengräber. Die Gestaltung des Terrains erleichterte das Verschwinden der einzelnen und vermehrte die Unordnung. Der Name Le Mans an und für sich übte auf diese armen Soldaten einen förmlichen Zauber aus, die fast ohne Sohlen, mit Füßen, welche ebenso durch die Kälte wie infolge der anstrengenden Märsche schmerzten, sich dennoch, neue Kräfte gewinnend, wieder aufrafften und auf abgelegenen, teilweise auch Umwegen dahineilten und lieber das Doppelte des Weges gegenüber der üblichen Marschleistung zurücklegten, nur um schneller zum Ziele zu kommen. Le Mans, das galt für sie, nach General Chanzys eigenen Worten für gleichbedeutend mit Ruhe, behaglichem Dasein, für eine Frist von wenigstens einigen Tagen. Ganze Regimenter ließen sich in diesen tollen Strudel hineinreißen, ohne auch nur ein einziges Mal um sich zu blicken, ohne sich auch nur im geringsten darum zu kümmern, was aus der übrigen Armee wurde. Die Soldaten warfen ihre Gewehre weg, stürzten sich im größten Durcheinander auf die Fahrzeuge des Wagenparks, ja es gab sogar Offiziere, die ohne Ermächtigung ihre Truppenteile verließen. So sah es natürlich nicht bei der ganzen Armee aus, aber es gab doch leider Marodeure und Flüchtlinge genug, so daß die nach allen Straßen ausgesandten Feldgendarmerie-Regimenter diese uferlos dahinwirbelnde Windsbraut, die sich gegen Le Mans hinwälzte, unmöglich aufzuhalten vermochten. Diese vier Rückzugstage waren sicherlich die schmerzlichste Prüfung für einen General, dessen Truppen noch tags zuvor eine Reihe von Kämpfen nicht unrühmlich bestanden hatten. Vier Tage lang setzte General Chanzy alle seine Kraft ein, seine Divisionen vor einer Panik zu behüten und gegen die Zuchtlosigkeit, die er leider vor sich sehen mußte, zu bewahren. Erst am 26. Dezember erreichte endlich die Armee die Sarthe, wo sie zum Glück vor ihrer eigenen Demoralisation, wie vor der Verfolgung des Feindes Ruhe fand.

Die Deutschen hatten nach ihren ersten Demonstrationen in der That Halt gemacht, sie hatten es ihrerseits auch gewaltig nötig, wieder einmal zu Atem zu kommen, ihre Kräfte wieder zu sammeln, sich wieder zu ordnen, ehe sie weiter gegen Westen vordrangen; einige Tage lang herrschte zwischen den beiden Parteien eine Art Waffenstillstand, den beide Teile dazu benützten, sich für neue Kämpfe vorzubereiten.

Man schrieb den 20. Dezember. In dem Augenblicke als die Soldaten von der Loire und von Vendôme in Le Mans eintrafen, die einen noch in guter Ordnung und sofort in die ihnen angewiesenen Positionen einmarschierend, die andern eine unzusammenhängende, über und durch die Stadt dahinflutende Masse bildend, da konnte man sich keiner Täuschung mehr hingeben; diese Armee mußte von Grund aus neu organisiert werden, und General Chanzy war der erste, der wußte, was er zu thun hatte. Kaum angelangt, schrieb er, ohne auch nur eine Minute zu verlieren, an die Regierung: „Ich finde hier einen Wirrwarr von allen möglichen Corps, die ohne jede Leitung sind. Ich brauche einige Tage, um hier Abhilfe zu schaffen. Ich bereite ein Projekt zur Reorganisation der Armee vor, und ich bitte Sie inständig, diese meine Reorganisationsvorlage abzuwarten, ehe Sie Maßregeln ergreifen, die vielleicht nur die Schwierigkeiten vermehren könnten, mit denen ich ringsum zu kämpfen habe. Es ist mein eigenstes Interesse, so schnell als möglich wieder eine schöne und gute Armee beisammen zu haben. Ermächtigen Sie mich zu handeln, um dieses Resultat erreichen zu können...“ Als er sich in westlicher Richtung zurückzog, hatte Chanzy keineswegs die Absicht, um Le Mans herum unthätig zu verharren. Zurückgeworfen, aber ohne von seiner Rückzugslinie abgedrängt worden zu sein, ein wenig durcheinander geraten, was die Regimenter anbelangte, aber doch beständig kämpfend und in den von ihm zuvor sorgfältig ausgesuchten Stellungen eingerückt, war seine einzige Sorge, ein paar Tage Zeit zu gewinnen, um seine Armee wieder in den richtigen Stand zu setzen, um in der Lage zu sein, den ferneren Ereignissen zu trotzen. Im Heerlager des Feindes bezweifelte man nicht, daß ihm dies gelingen werde; ein dort befindlicher englischer Korrespondent schrieb: „Man sei darauf gefaßt, die Franzosen ihre Stellungen am Loir aufgeben zu sehen, um ein oder zwei Tagemärsche weiter rückwärts wieder eine gleich starke Stellung zu beziehen!“ Thatsächlich wurde Le Mans für die zweite Loire-Armee eine neue Operationsbasis, auf die sich der Höchstkommandierende stützen wollte, mit der Absicht, je nach Umständen sich zu verteidigen oder anzugreifen. Auf dem Punkt, auf welchem Frankreich stand, wußte er es zu schätzen, was es hieß, Zeit gewinnen, und behielt sich vollständige Aktionsfreiheit vor, er begriff nur zu wohl, daß von Bordeaux, seit sich dort die Regierung befand, er nur neue Schwierigkeiten zu gewärtigen habe, — denn er kannte besser als jeder andere die Schwierigkeiten der militärischen Aufgabe, die er auszuführen hatte.

Die erste all dieser Schwierigkeiten lag in der Beschaffenheit der Truppen selbst, welche Chanzy in Händen hatte und die er zu reorganisieren sich beeilte. Diese Armeen in der Provinz thaten ja gewiß ihr Bestes und man konnte sich ihrer mit Vorteil bedienen, aber man durfte sich dabei keinen Illusionen hingeben und mußte die Dinge nehmen, wie sie waren. Einer, der diesen Krieg geschildert hat, der Oberst Rüstow, faßt den Charakter dieses Feldzuges und seiner Kämpfe dahin zusammen, daß er sagt: „Die zusammengerafften französischen Legionen gingen recht brav ins Feuer, die Deutschen trugen aber immer die Oberhand davon, dank ihrer prächtigen Anordnungen, durch ihr mächtiges Zusammenwirken, während dagegen die französischen Kommandanten trotz aller ihrer Umsicht ihre Bataillone an dieser Macht sich brechen sahen und stets genötigt waren, den Rückzug anzuordnen. Und dieser Rückzug, in guter Ordnung begonnen, artete verschiedene Male in Unordnung aus. Nicht an Mut mangelte es diesen Leuten, die Organisation war ungenügend, um Soldaten aus ihnen machen zu können. Es fehlte ihnen sowohl der militärische Geist, als auch das Gefühl der Zusammengehörigkeit, wodurch allein eine Armee geschaffen wird, sie waren weder an Gehorsam, noch an Disziplin gewöhnt, und ebensowenig hatten sie auch nur die geringste Vorstellung von all den Härten, die der Krieg mit sich bringt. Man muß den herzzerreißenden Bericht lesen, den General Gougeard über eine seiner ersten Etappen abstattete, als er sein 21. Corps mit dem, was man die Division der Bretagne nannte, zu vereinigen im Begriff stand. Er war in St. Calais angekommen und hatte die Höhen westlich der Stadt mit seinen Truppen besetzt. Der Tag war ein böser für die Truppen gewesen, die Nacht eisig kalt, der Schnee fiel in dichten Flocken. Was geschah? Wenige Minuten, nachdem das Biwak bezogen worden, war es auch schon fast vollständig leer, Soldaten und Offiziere hatten eiligst in der Stadt eine Zuflucht gesucht. Am andern Tag im Augenblick des Abmarsches bot die Division, mit Ausnahme der Marinesoldaten, welche stets treu auf ihrem Posten waren, den jämmerlichsten Anblick. Überall und an allen Ecken Unordnung, die zusammengeschmolzenen Compagnien hatten nicht einmal mehr alle ihre Offiziere, und — was an der ganzen Geschichte das charakteristischeste, um nicht zu sagen, das Traurigste war, muß das genannt werden, daß diese Unseligen sich nicht einmal darüber klar waren, welch schweres Insubordinationsvergehen dieses nächtliche Davonlaufen, beinahe direkt vor dem Feind, war; sie fanden das „sehr einfach, hinter dem nichts zu suchen sei.“ So sehr hatte sich der militärische Geist in Frankreich umgewandelt! — Natürlich, all diese leichtfertigen Gemüter, diese Phantasie-Strategen, diese Präfekten mit ihren hochtrabenden Proklamationen, sie wurden nicht müde, in jedem Soldaten einen Helden zu sehen, das ganze Offizierscorps war eine einzige große Saatschule von lauter Strategen, deren Genie leider nur zu wenig gekannt oder zu sehr verkannt war, und die Generale, die sich schlagen ließen, die, nun die waren eben nichts anderes als Verräter! Man darf es kecklich sagen: „Diese Armeen, so wenig sie ja nur in der Einbildung existierten, so wenig es ihnen an Hingebung und gutem Willen mangelte, existierten in gewissen Augenblicken eigentlich doch nur in ihren Generalen. Was wäre die zweite Loirearmee ohne General Chanzy gewesen? Ihrem Chef war es zu danken, daß sie fünf Tage bei Marchénoir aushielt, daß sie sich bei Vendôme schlug, daß sie auf ihrem Rückzug von Le Mans einer völligen Auflösung entging, er war's, der es fertig brachte, daß sie sich so rasch

an der Sarthe wieder neu formieren konnte. In ein paar Tagen hatte General Chanzy dank seiner unermüdlichen Anstrengungen das Allernotwendigste zustande gebracht. Überall hatte er die Ordnung wenigstens wieder einigermaßen hergestellt, seine Divisionen reorganisiert, und seine Armee auf die von ihm um Le Mans herum ausgesuchten Stellungen, die er durch Verteidigungswerke verstärkt hatte, verteilt. Er konnte seinen Truppen die Schauer einer heillosen Witterung, das Elend der Biwaks in Schnee und Morast nicht ersparen, aber er ließ es sich doch wenigstens angelegen sein, ihnen das Leben im Felde, soviel an ihm lag, erträglich zu machen, er sorgte für Nahrung und Kleidung. Mit einem Wort, Chanzy glaubte bald, seine Armee neugeschaffen zu haben. Es fragte sich jetzt nur noch, was er nunmehr mit dieser Armee thun würde, und da tauchte auch schon eine weitere Schwierigkeit auf, welche während des ganzen Feldzugs bleischwer auf alles und jedes drückte und sicherlich seinen wesentlichen Anteil an den schließlichen Niederlagen Frankreichs hatte, das war der Verkehr zwischen der Regierung und den Generalen, das unaufhörliche Eingreifen, dieses beständige Dazwischenreden des Kabinetts von Bordeaux oder von Tours in alles, was die kriegerischen Operationen betraf.

Seltsam, die Ereignisse, die nun schon seit einem Monat das einzige Resultat gehabt hatten, die Kräfte Frankreichs zu zersplittern, schienen der Regierung kein allzu großes Mißfallen bereitet zu haben, offenbar sah dieselbe in all dem nur ein weiteres Mittel, ihre Allgewalt auszuüben und der oberste Leiter der mannigfachen Operationen zu bleiben. War's Thorheit, Eigensinn, Mißgunst einer einfältigen Diktatur? Sicher ist, daß die Regierung alles zu vermeiden schien, was eine Verständigung der Generale unter sich oder der militärischen Chefs in der Provinz mit Paris hätte begünstigen und erleichtern können, und so ließ man sie in einer beinahe vollständigen Unwissenheit über alles, was außerhalb ihrer militärischen Sphäre vor sich ging. Statt sie in dieser so entsetzlichen Krisis an der Verantwortlichkeit für alle Beschlüsse mitzubeteiligen, zog man sie kaum zu Rate. Die Regierung brachte oft die Generale durch ihre mehr als leichtfertige Einmischung in die größte Verwirrung, sie teilte ihnen lediglich nichts mit, auch nicht das, was zu wissen für sie vom größten Werte gewesen wäre. Sie begnügte sich damit, ihnen Depeschen zugehen zu lassen, welche sie gerade so gut täuschen konnten, wie sie die ganze Welt hinters Licht führten, oder irgend ein konfuses Bulletin, das nichts anderes war, als ein Haufen von Nachrichten, die aus allen möglichen europäischen Zeitungen entnommen waren. Schon General d'Aurelle hatte sich bitter darüber beklagt, daß man auf diese Weise den höchstkommandierenden General, der doch die kriegerischen Operationen zu leiten habe, in die Lage bringe, von allem, was sich auf andern Punkten Frankreichs abspiele, kein Sterbenswörtchen zu wissen. General Chanzy schrieb bald seinerseits an den Kriegsminister: „Ich muß Ihnen bemerklich machen, daß es für den ferneren Verlauf meiner Operationen ganz unumgänglich nötig ist, daß ich über die Bewegungen der übrigen Armeen jederzeit auf dem Laufenden erhalten werde, hauptsächlich über diejenigen der Generale Bourbaki und Faidherbe. Die in den Depeschen enthaltenen Nachrichten sind für mich vollständig ungenügend." Chanzy wollte, und das war doch ganz einfach, wissen, was Bourbaki und Faidherbe thaten, und ebenso natürlich war es, daß er noch viel mehr wissen wollte, was General Trochu zu thun gedachte, da ja schließlich Paris das große und letzte Objekt des Krieges war, den man in der Provinz führte.

Vor allem andern aber zeigte es sich als unbedingt notwendig, und erste Bedingung mußte es sein, die Generale über alle Vorgänge auf dem Laufenden zu erhalten; so allein konnten sie sich verständigen und gemeinschaftlich operieren. Aber gerade das war's, was man ihnen versagte. Die Regierung, welche in dem Glauben lebte, sie allein vermöge die Einheitlichkeit der Operationen herzustellen, während sie doch nichts repräsentierte, als die Zerfahrenheit, ließ sich so wenig als möglich zu solchen direkten Mitteilungen herbei, ohne die man doch nur in der unzusammenhängendsten und unfruchtbarsten Weise operieren konnte; sie entmutigte ihre Generale oder legte dieselben in der naivsten Weise lahm, und manchmal geschah dies in kindisch lächerlicher Weise, wie der bizarre Zwischenfall der Sendung des Kapitäns de Boisdeffre zeigt. Genau zur selbigen Zeit schickte General Trochu, der seinerseits ebenfalls für sich das Recht in Anspruch nahm, mit den militärischen Chefs in der Provinz direkt zu verkehren, einen seiner Adjutanten, Herrn de Boisdeffre mit einem Auftrag an General Chanzy und gab ihm sechs Brieftauben mit, die den Kommandanten der zweiten Armee in den Stand setzen sollten, mit dem Gouverneur von Paris sich zu verständigen. Kapitän de Boisdeffre war am 22. Dezember früh mit einem Ballon aus Paris abgegangen und noch am nämlichen Tage bei Beaufort im Departement Maine et Loire gelandet; sofort bemächtigte sich der Präfekt, unter dem Vorgeben, hiezu amtlich aufgefordert zu sein, der Brieftauben und nahm sie mit. Mit welchem Recht durfte ein Präfekt an ein vom Chef der Regierung einem Offizier anvertrautes Gut Hand legen? Welches Interesse konnte er haben, das höher stand, als jenes der Landesverteidigung? Aber das war noch nicht alles. General Chanzy beschwerte sich natürlich hierüber, er verlangte zum wenigsten, daß man ihm seine vier Brieftauben wieder ersetze, erhielt aber eine mehr als sonderbare Antwort, man wies in geschraubten Worten und theoretischen Spitzfindigkeiten darauf hin, wie schwierig die Versendung von Brieftauben sei, man erging sich in allerlei schwulstigen Ausreden, und der langen Rede kurzer Sinn war der, er solle in Zukunft seine Depeschen zuerst nach Bordeaux schicken. Er konnte füglich auf seine vom Präfekten von Maine et Loir gefangen genommenen Brieftauben verzichten.

Übrigens konnte General Chanzy, namentlich angesichts der Mitteilungen, die ihm Kapitän de Boisdeffre machte und welche den ganzen Ernst der Lage, in welcher sich Paris befand und die mit jedem Tage schwieriger wurde, schilderten, nicht auf seinem Plan beharren. General Trochu verhehlte in seinen Mitteilungen an seinen Mitstreiter nichts. Er wurde dem opferwilligen Sinn der pariser Bevölkerung in jeder Weise gerecht, ebenso der Armee, die jederzeit bereit war, sich zu schlagen und zu kämpfen, sogar der Nationalgarde trat er in keiner Weise zu nahe, aber er stellte auch vor, daß ein Ausfall und Durchbrechen der pariser Armee, ohne daß die Armeen aus der Provinz zu Hilfe kämen, ein Ding der Unmöglichkeit sei, auch daß die höchste Gefahr im Mangel an Lebensmitteln liege. General Trochu bezeichnete mit einer Genauigkeit, die sich leider als nur zu sehr berechtigt erwies, die Stunde, zu welcher jeder weitere Widerstand vergeblich und zu Ende sein müsse, so daß General Chanzy der Regierung in Bordeaux schreiben konnte: „Wenn Paris alle seine Hilfsquellen erschöpft, wird es sich noch bis Ende Januar halten können, aber vom 20. Januar ab wird man in Unterhandlungen treten müssen, da die nächsten Tage kaum hinreichen werden, die Verproviantierung dieser Bevölkerung vorzubereiten..." Wollte man unter allen Umständen einen letzten Versuch, Paris zu Hilfe zu eilen, machen, so war kein Augenblick zu verlieren; mit jeder Stunde, die verrann, schwand auch wieder eine Hoffnung, und der Kommandant der zweiten Armee, der all das erwog, der sich nur von seinem Patriotismus leiten ließ, legte, sein militärischer Scharfblick befähigte und berechtigte ihn hiezu vor allen andern, der Regierung von sich aus einen Plan vor, den man nicht von ihm verlangt hatte, und dessen Scheitern wieder einmal neben so vielem, was bisher passiert, zeigte, in welch sonderbarer Weise dieser unglückselige Krieg geführt wurde.

General Chanzy ging davon aus, daß man nunmehr die Grenze der Widerstandskraft von Paris kenne, daß der Augenblick zu handeln gekommen sei, und daß man zu einem Resultate nur dann gelangen könne, wenn alle Streitkräfte, über die man verfügte, gleichzeitig und nach einem festen Plan auf ein Ziel losgingen, und diesen Plan entwickelte er ganz hübsch und ausführlich in einem an das Kriegsministerium gerichteten Briefe. „Es scheint mir unerläßlich," schreibt er darin, „daß sich die erste und zweite Armee, sowie die unter dem Kommando General Faidherbes, gleichzeitig in Marsch setzen, die zweite Armee von Le Mans aus, um zwischen Evreux und Chartres auf der Eure-Linie Stellung zu nehmen und so ihre Operations-Basis und die Linien zu decken, welche die Bretagne und die Eisenbahnlinien von Alençon nach Dreux und von Le Mans nach Chartres bilden, die erste Armee hätte von Châtillon fur Seine aufzubrechen, um zwischen Marne und Seine von Nogent bis Château-Thierry Stellung zu nehmen, ihre Basis und Operationslinie wäre Burgund, Seine, Aube und Marne; die Nordarmee müßte von Arras über Compiegne nach Beauvais marschieren, mit den festen Plätzen im Norden als Basis, ihre Hauptlinie

wäre längs der Bahnlinie von Paris nach Lille. Stünden unsere drei Hauptarmeen einmal in den angegebenen Positionen, so müßten sie sich mit Paris in Verbindung setzen und erwägen, in welcher Weise täglich die Streitkräfte der pariser Armee zu heftigen Ausfällen verwendet werden sollten, so zwar, daß die Cernierungstruppen genötigt wären, sich stets innerhalb ihrer Linien zu halten. Das Resultat läge sonach in dem Erfolg, den einer dieser Angriffe von außen hätte, und würde dieser Erfolg errungen, gelänge es, die Einschließung auf irgend einem Punkte zu durchbrechen, so wäre eine Wiederverproviantierung von Paris vielleicht nicht unmöglich, der Feind würde vielleicht zurückgeschlagen und gezwungen, einen Teil seiner Stellungen aufzugeben, und neue zwischen der Innen- und Außenarmee vereinbarte Angriffe könnten im letzten entscheidenden Kampfe zur Entsetzung von Paris führen . . ."

Aber würden die Armeen der Provinz in dem Stande, in welchem sie sich befanden, auch einer derartigen Aufgabe gewachsen gewesen sein? Vielleicht, vielleicht auch nicht. Jedenfalls war der Plan einfach, rationell, geschickt entworfen und der verzweifelten Lage angepaßt, in der sich Paris befand. Gambetta antwortete gleichwohl dem General Chanzy mit einer gewissen Geringschätzung: „Wir haben Ihren Plan mit der peinlichsten Aufmerksamkeit geprüft. Er strebt offenbar beinahe ganz das nämliche an, was wir selbst beschlossen haben. Er weicht von dem unserigen nur in einem Punkte ab, in der Richtung, welche General Bourbaki einzuschlagen hätte. In der That, statt diesen General über Châtillon sur Seine und Bar le Duc (sollte wohl Bar sur Seine heißen,) zu entsenden, hielten wir es für richtiger und vorteilhafter, ihn im äußersten Osten operieren zu lassen, dergestalt, daß er Belfort entsetzen, die Vogesen besetzen und alle nach Deutschland führenden Bahnlinien zerstören sollte. Dieses Unternehmen erscheint uns sicherer und für den Feind zugleich bedrohlicher, als jenes, welches Sie im Auge haben. . . ."

Ja wohl, dieses Unternehmen war sicher in jedem Fall und vor allem, es war leicht. General Bourbaki hatte, — wohl gemerkt, ohne sich zuvor mit seinem Genossen von Le Mans darüber ins Benehmen gesetzt zu haben, für sich und seine Armee eine Bewegung vorgeschlagen, welche fast in allem der von Chanzy vorgezeichneten entsprach. Die Regierung war es, wie Herr von Freycinet versichert, die in diesem Falle das Verdienst hat, geschickter gewesen zu sein, als die Generale, sie hatte den Feldzug im Osten erdacht, und Gambetta als gewaltiger Stratege, der er war, hatte ganz recht, wenn er in seinem Briefe an General Chanzy sich selbst den Sieg weissagte, indem er behauptete, „Preußen verdanke seine Siege nur unsern Fehlern, daß aber eine so grausam erworbene Erfahrung Frankreich davor schützen werde, noch weitere Fehler zu begehen." Trotz einer solch festen Versicherung war Chanzy so sehr von der Gefährlichkeit dieses Marsches nach Osten, besonders zur gegenwärtigen Jahreszeit, durchdrungen und von der Notwendigkeit überzeugt, alle Kräfte vor Paris konzentrieren zu müssen, daß er darauf drang, noch einen letzten Versuch zu machen, die Regierung mit sich fortzureißen. „Ich würde die Operation Bourbakis im Osten gutheißen," sagte er, „wenn das Resultat unmittelbar auf Paris eine günstige Einwirkung haben könnte. Diese gewichtigen Bedenken machen mir es zur Pflicht, immer wieder auf der Annahme und Ausführung des von mir vorgeschlagenen Planes und zwar in aller Bälde zu dringen." Diesmal erwiderte man Chanzy ziemlich übelgelaunt; man warf ihm beißend vor, seine eigene Lage sei durchaus keine glänzende, man sagte ihm mit einem gewissen Übermut, der sich durch nichts aus der Fassung bringen läßt, daß es ganz unpassend gewesen sei, in seinem Briefe den „Verfalltag" General Trochus zu bezeichnen, daß man in dieser Beziehung ganz andere Nachrichten habe, und daß er sich durch die Depeschen des Gouverneurs von Paris nicht bestimmen zu lassen brauche. Warum mischte er sich in die pariser Geschichten? Was hatte er es nötig, sich mit General Trochu ins Benehmen zu setzen? Er hatte nur auf die Regierung von Bordeaux zu hören und wie diese selbst „seine Seele der Hoffnung zu erschließen, daß gewiß ein Plan, ein allgemeiner, gut entworfener und für ein gemeinschaftliches letztes wuchtigstes, und entscheidenstes Vorgehen wie geschaffener Plan uns in den Schoß fallen werde." Dies war der Plan, den man befolgte, — und er hat so glänzenden Erfolg gehabt, dieser Plan! Bis zum letzten Augenblick haben diese wunderbaren Strategen es verstanden, sich gleich zu bleiben, und es fehlte nur noch, daß sie sich in den Banketten der Radikalen als die Triumphatoren und als Frankreichs Retter feiern ließen!

Was soll man dazu sagen, daß sich ein junger Volkstribun zum Diktator einer Nation aufzuwerfen vermag, der sich alles zutraut, der Gott und der Welt gute Lehren erteilt, vor allem natürlich den Generalen, dabei aber Bar le Duc mit Bar sur Seine verwechselt, wie es ihm kurz zuvor mit Epinay sur Orge und Epinay sur Seine passiert war. Es sollen hier nur zwei oder drei Fälle bezeichnet werden, aus welchen hervorgeht, welche Verantwortung diese Regierung der eingebildeten und unfruchtbaren Thätigkeit trifft. Da ist eine militärische Lage, über die zwei erprobte Generale, obwohl sie sich vorher nicht ins Benehmen haben setzen können, ganz der gleichen Ansicht sind, und fast den nämlichen Plan vorlegen. Thut nichts! Man sagt ihnen, daß der Plan nicht Aussicht verheißend genug sei, daß man einen anderen, viel sicheren habe, der die „deutsche Armee demoralisieren" müsse, und man jagt eine französische Armee in die Eisschluchten des Jura! Ein ander Bild! Da ist ein General, er kommandiert in einem belagerten Platz, der diesmal nicht in irgend einer banalen, nichtssagenden Proklamation, sondern insgeheim und ganz unter Ehrenmännern, er als Befehlshaber seinen Kollegen, rund heraus und offen erklärt: „Wir können uns noch bis zum 20. Januar halten, keine Stunde darüber hinaus." Aber man fragt den Kuckuck darnach, wirft sich stolz in die Brust, man prahlt mit Nachrichten, die aus bester Quelle kommen, und sagt dem, der vertrauliche Mitteilungen empfangen hat, er brauche sich nicht durch die Depeschen des Generals Trochu aus der Fassung bringen zu lassen und es sei absolut unnötig, aus dem Briefe „den Verfalltag General Trochus kundzugeben." Man muß fragen, ob diejenigen, welche den Krieg begannen, dies mit mehr Mangel an Voraussicht und größerer Unfähigkeit thaten? Chanzy mochte wohl bitter lächeln, wenn er die an ihn gerichteten Depeschen las, aus denen so viel Leichtsinn und Anmaßung in dem nämlichen Augenblicke sprach, in dem sich die Geschicke Frankreichs entscheiden mußten. Was ihn betraf, nun, er würde nach wie vor seine Rolle als Chef der zweiten Armee weiter spielen, er war bereit, im Osten, so gefährlich es sein mochte, wieder auf den Plan zu treten, sich von neuem auf den Feind zu stürzen oder ihn bei Le Mans in seinen Stellungen zu erwarten, zu deren Verteidigung er seine Armee neu zu bilden begann.

Inmitten all dieser eingehenden Beratungen hatte Chanzy thatsächlich keine Zeit verloren; er hatte sich in Le Mans festgesetzt, welches für ihn das wurde, was Orleans für General d'Aurelle gewesen, und wenn es auch keine stärkere militärische Stellung als Orleans bot, so eignete es sich doch zu einer entschiedenen Verteidigung. Le Mans hatte den Vorteil, im Westen das Centrum eines Bahnnetzes zu sein, dessen Strahlen gegen Tours, Angers, Rennes, Brest, Cherbourg und selbstredend gegen Paris vorliefen. Fast am Zusammenfluß von Sarthe und Huisne, in einer Art Dreieck gelegen, ist die Stadt von Hügeln umgeben, welche die Thäler der beiden Flüsse begrenzen, die ihr Schutz zu verleihen vermögen. Vorwärts von Le Mans, auf koupiertem, mit Buschwerk durchzogenem Terrain befinden sich mehrere, wie von der Natur zur Verteidigung geschaffene Plateaus. Das eine, dasjenige von Sargé, erstreckt sich nördlich in der Richtung der Eure, wer es in seiner Gewalt hat, vermag den Zwischenraum zwischen den beiden Flüssen, die Öffnung des Dreiecks zu beherrschen. Ein zweites, das wichtigste vielleicht, das Plateau von Auvours beherrscht gleichzeitig das Thal der Huisne und die Pariser Eisenbahnlinie und ebenso die Straße nach Calais. Von diesem vorgeschobenen Posten aus hat man die Verbindungen der Huisne mit den Brücken von Champagné und Yonne l'Evêque in den Händen und ist solchergestalt in der Lage, den durch die Perche anrückenden Feind zu überwachen. Weiter unten endlich, gegen Le Mans sich erstreckend, ist ein weniger ausgedehntes, letztes Plateau, das von drei Straßen durchschnitten wird, die von der Rundsicht von Pontlieue ausgehend, vor den Thoren der Stadt nach La Flèche hinführen über Arnage, nach Tours über Château du Loir, und über Parigné L'Evêque und Grand Lucé nach Vendôme. Auf diesen, so gut es nur immer anging, in Verteidigungsstand gesetzten Plateaus stellte General Chanzy seine Streitkräfte auf. Jaurès stand mit dem 21. Corps bei Sargé, General Gougeard mit seiner bretonischen Division und einem Teil des 17. Corps besetzte Auvours, der Rest des 17. und das 16. Corps stand vorwärts von

Pontlieue. Durch diese Aufstellungen glaubte man sich in der Lage, das Thal der Huisne und die Straßen der Perche, das heißt Le Mans, wirksam verteidigen zu können.

Übrigens war in General Chanzys Augen diese Stellung keineswegs seine letzte Verteidigungsmöglichkeit. Er richtete sich in derselben ein, er befestigte sie, aber der Kommandant der zweiten Armee verzichtete deshalb noch lange nicht auf eine weitausgreifende Aktion. O nein, ganz im Gegenteil, kaum lagerte er um Le Mans, so begann er auch schon ein systematisches Operieren nach vorwärts mit Franktireurs, er ließ seine leichte Kavallerie, und ebenso mobile Kolonnen seiner Armee beständig rekognoszieren. Vom 23. Dezember ab begann der Feldzug. General Rousseau, vom 21. Corps detachiert, rückte auf der pariser Eisenbahn gegen La Ferté Bernard, unterstützt von den Franktireurs Lipowskis und von Chatelineau, der mit seinen Freischaren den Wald von Vibraye besetzt hielt, vor. General Jouffroy, der eine Division des 17. Corps befehligte, wandte sich mit einer fliegenden Kolonne weit in die Perche hinein. General de Curten, der einige Truppen bei Poitiers gesammelt und den man Chanzy zugesandt hatte, sollte den General Jouffroy unterstützen, indem er für seine Person gegen den Loir manövrierte. General Barry, der mit dem, was er an Truppen besaß, bei Château du Loir und Chahaignes geblieben war, hatte ebenfalls seine Rolle zugeteilt erhalten. General Chanzys Gedanke war, Terrain zurückzugewinnen, sich womöglich einen Weg zu bahnen, den Feind auszuforschen und vor allem die für ihn je nachdem so äußerst wertvolle Bahnlinie Mans-Tours sich zu sichern. Im Morgengrauen des 23. Dezembers befand man sich auf dem Marsch, häufig stieß man auf den Feind, noch öfters traf man nicht auf denselben. Gegen Ende Dezember erschien General Jouffroy vor Vendôme, General Curten ging bis über den Loir hinaus. Was that unterdessen der Feind, welche Anstalten traf er? — Die Deutschen waren nach der Schlacht von Vendôme der Armee Chanzys an der Klinge geblieben und ihm auf der ersten Etappe seines Rückzuges gefolgt; ganz urplötzlich aber hatten sie Halt gemacht, einmal, um durch einige Zeit der Ruhe wieder zu Kräften zu gelangen, waren sie doch ebenso erschöpft, wie wir, und bedurften notwendig der Ruhe, und dann, weil sie, ehe sie sich im Westen auf weitere Kämpfe einließen, sehen wollten, welchen Verlauf die Dinge nähmen. Ihr Blick war auf Bourges gerichtet, und sie legten sich die Frage vor, was aus Bourbaki und seiner Armee geworden sei? Ein Halt von einigen Tagen befähigte sie, sich auszuruhen und über die Dinge, welche sich vorbereiteten, mehr und mehr ins klare zu kommen. Für den Augenblick stand es so: Sofort nach dem 15. Dezember hatte Prinz Friedrich Karl sich mit einem Teil seiner Truppen vom 3. und 9. Corps nach Orleans gewendet; der Großherzog von Mecklenburg lag mit seiner Armeeabteilung in Chartres und beobachtete scharf die Linie Paris—Le Mans, bis gegen Nogent le Rotrou hin. In Vendôme waren nur wenige Streitkräfte vom 10. Corps zurückgeblieben, um die Loir-Zugänge zu decken und die Perche zu überwachen, während der größte Teil des Corps unter Voigts-Rhetz vor Tours erschien, ohne jedoch die Stadt zu besetzen und ihre Unternehmungen weiter auszudehnen. Während dieser paar Tage verhielten sich die Deutschen so ziemlich vollständig ruhig und beschränkten sich lediglich darauf, innerhalb ihres Cantonnierungs-Bereichs das Terrain aufzuklären. — Aber diese Unbeweglichkeit rührte bei ihnen wohlverstanden weder von Unordnung, noch davon her, daß sie über die von ihnen zu treffenden Maßnahmen im Zweifel gewesen wären. Stolz auf ihre Macht, zweifelten sie auch nicht einen Augenblick an ihrem Siege. Das sahen sie wohl ein, daß der Kampf noch nicht aus sei, daß es noch ein paar harte Nüsse zu knacken geben werde, aber sie waren überzeugt, allen Schwierigkeiten trotzen zu können, ob sie nun Bourbaki im Osten oder Chanzy im Westen zu verfolgen haben würden; um diese beiden Dinge handelte es sich in der That. Freilich, wenn es Bourbaki gelungen wäre, durch seinen Marsch nach Osten im deutschen Kriegsrat Zweifel auftauchen zu lassen und den Prinzen Friedrich Karl hinter sich drein zu ziehen, so konnte Chanzy, der dann nur mehr den Großherzog von Mecklenburg vor sich hatte, immerhin auf einige Erfolge rechnen. Aber es war nichts damit. Im Hauptquartier zu Versailles, wo man alle Vorgänge genau kannte und seine Anstalten darnach traf, entschloß man sich, alle Kräfte zu entwickeln und mit wuchtigen Schlägen gegen die Franzosen loszugehen. Zu diesem Zweck wurde General von Manteuffel nach dem Osten entsandt, während Prinz Friedrich Karl, der von der Loire her nichts mehr zu befürchten hatte, sich diesmal gründlich auf Chanzy stürzen sollte. So brach, man fühlte es wohl, von allen Seiten die Katastrophe herein. Paris stand vor dem Bombardement, im Osten und Westen marschierten die Armeen aufeinander los; entscheidende Schläge bereiteten sich vor. Am 1. Januar 1871 erhielt Prinz Friedrich Karl von Paris bestimmten Befehl, den Feldzug mit einem nachdrücklichen Vorstoß gegen Westen wieder aufzunehmen; er setzte sich auch sofort in Bewegung, ließ in Orleans nur eine hessische Division zurück, und wandte sich selbst mit allen seinen Truppen nach dem Loir, die nun abermals, mit den Streitkräften des Mecklenburgers vereinigt, Le Mans mit einem gewaltigen konzentrischen Angriff bedrohten. Seit dem 6. Januar befanden sich die Deutschen beständig im Marsch. Während der Großherzog von Mecklenburg die Aufgabe hatte, längs der Bahnlinie zu marschieren und das Huisne-Thal zu erreichen, sollte das neunte preußische Corps, das in Fréteval eingetroffen war, über Danzé und Epuisay vorgehen, das 3. Corps das von Vendôme vormarschierte, hatte Avay und die Straße von Saint Calais zu erreichen das 10., weiter unten am Loir stehende Corps hatte die Richtung auf Montoire. Die Streitkräfte, mit denen Prinz Friedrich Karl zu dieser neuen Unternehmung auszog, mochten an die 80 000 Mann betragen. Das war sehr viel einer Armee gegenüber, die an Zahl vielleicht stärker sein mochte, aber so wenig fest gefügt war, daß der genialste Führer darob in Verzweiflung hätte geraten können. Dieses Terrain in der Perche und Huisne, wo die Deutschen sich aufstellten, war genau das nämliche, welche unsere Mobilkolonnen durchzogen, man mußte unvermeidlich, vielleicht schon beim nächsten Schritt auf einander stoßen. Im gleichen Grade, als der Feind vorrückte, häuften sich auch die Zusammenstöße und nahmen einen stets lebhafteren Charakter an. Ein bißchen schlug man sich auf allen Flanken, bei Courtalin, bei Nogent le Rotrou, auf der Linie von Paris bei Vancé, Sougé, Courtiras, Chahaignes, in der Loirgegend, und mehrere dieser Scharmützel wurden für die Preußen, so namentlich bei Azay, ebenso blutig wie verlustreich. Dieses noch halbverschleierte Vorgehen erschien General Chanzy verdächtig genug, um den General Jauréguiberry nach Château du Loir mit dem Auftrag zu senden, das Kommando über alle diese fliegenden Detachements, die da und dort in der Perche sich herumtrieben, zu übernehmen. Zum Unglück konnten die ein wenig zerstreuten Kolonnen sich nur unter beständigen Gefechten sammeln, von allen Seiten drängten sich die deutschen Massen zwischen dieselben, von Stunde zu Stunde gewannen die Deutschen so sehr an Terrain, daß am 9. Januar die Lage plötzlich und mit einem Schlage eine hochernste wurde. Es war gar kein Zweifel mehr: Der Feind rückte von allen Seiten auf Le Mans los. Schon hatte er sich in Connerré und Thorigné sur L'Huisne, in Ardenay auf der Straße nach Saint Calais, in Grand Lucé, in Parigné L'Evêque und auf den Straßen von Vendôme oder von Tours gezeigt. Er trieb alles, was ihm in den Weg kam, vor sich her, und was noch viel schlimmer, die ermüdeten und bei Tag und Nacht gehetzten französischen Truppen begannen erschüttert zu werden; sie erreichten ihre Stellungen in ziemlicher Unordnung. Man gab Stellungen auf, die man noch recht wohl hätte halten können und die nunmehr der Feind besetzte. Als Chanzy den Ring mehr und mehr um sich schließen sah, kehrte ihm seine ganze Energie wieder, und mit aller Macht kämpfte er gegen die schon vor der Schlacht einreißende Demoralisation seiner Truppen an. „Keiner darf daran denken," proklamierte er, „sich auf Le Mans zurückzuziehen, ehe er nicht bis zum letzten Augenblicke ausgehalten ... Ein Rückzug kann niemals zu etwas Gutem führen, er ist immer nur der Anfang der Unordnung, und diese müssen wir um jeden Preis vermeiden. Morgen muß nach allen Richtungen und auf allen Punkten zumal die Offensive wieder aufgenommen werden." Die Kavallerie mußte wieder nach Grand Lucé zurück, das sie ohne Widerstand geräumt hatte. General de Colomb, der das 17. Corps kommandierte, mußte Ardenay an der Straße von Saint Calais wiedernehmen. General Jaurès hatte den Feind an der Huisne bei Thorigné und Connerré anzugreifen. Alle diese Anordnungen zeugten von einem festen männlichen Willen, und um so größer ist das Verdienst Chanzys, seine ganze Festigkeit bewahrt zu

G. Koch.

Verlag von Ensslin & Laiblin in Reutlingen.

SCHLACHT VOR LE MANS-CHAMPAGNÉ AM 11. JANUAR 1871.

haben, da er sich gerade damals krank fühlte. Wahrlich, er hatte nicht nötig, sich mit Angriffsplänen zu tragen, deren Ausführung mehr als schwierig war, er hatte genug damit zu thun, sich seiner Haut zu wehren. Der Feind marschierte beständig auf uns los, immer deutlicher traten seine Pläne zu Tage; während er sich konzentrierte, kam er immer näher auf uns heran. Am 10. schlug man sich den ganzen Tag an der Huisne, an der Straße von Saint Calais vorwärts des Plateaus von Auvours, in Front von Pontlieue. Im Grund genommen, blieben sich die Dinge ziemlich gleich, man kam nicht vorwärts, man wurde aber auch nicht zurückgedrängt, man hielt sich in seinen Stellungen. Am Abend noch ließ Chanzy an die Regierung eine Depesche abgehen, in welcher er die schwere Krisis, in welcher er sich befand, mit dem ganzen Feuer seiner Seele schilderte. „Die Armeen des Prinzen Friedrich Karl und des Großherzogs von Mecklenburg," hieß es darin, „verdoppelten heute ihre Anstrengungen auf Huisne und im Südwesten auf Le Mans. Von allen Seiten gedrängt, mußten unsere Truppen sich auf ihre ihnen zum voraus bezeichneten Verteidigungsstellungen zurückziehen. Am heftigsten war der Kampf bei Montfort, Champagné, Parigné l'Evêque, Changé und Jupilles. Augenscheinlich setzt der Feind zur Zeit alles daran und giebt sich die erdenklichste Mühe, der zweiten Armee den Garaus zu machen. Wir werden uns schlagen wie bei Josnes. Ich habe überall Widerstand und Kampf bis ans Messer befohlen und nachdrücklichst jede Rückzugsbewegung verboten . . ."

In dieser kritischen Lage hat die französische Armee am 10., um die Wahrheit zu sagen, ohne weder Terrain gewonnen noch verloren zu haben, sich zuletzt eingeschlossen gesehen und mußte auf allen Linien rings um Le Mans von einem Augenblick zum andern eines von 80 000 Mann ausgeführten Sturmes gewärtig sein. Im deutschen Heerlager bereitete sich alles für den entscheidenden Schlag vor. Die Armee des Großherzogs von Mecklenburg setzte ihren Abstieg nach der Huisne fort, um die Flußübergänge zu forcieren und den General Jaurès mit einer Überflügelung zu bedrohen. Das 3. preußische Corps, vom 9. unterstützt, hatte den Befehl, die Stellungen von Auvours anzugreifen. Das 10. Corps sollte in der Richtung von Pontlieue mit unserem rechten Flügel anbinden. Im französischen Lager waren alle Dispositionen zum Kampfe getroffen. Die Verteidigung führte Admiral Jauréguiberry auf dem rechten Flügel, im Centrum General Colomb, bei dem sich General Gougeard befand, und auf dem linken Flügel, über Huisne hinaus, General Jaurès. Ein entscheidender Zusammenstoß war unvermeidlich; Prinz Friedrich Karl scheint ihn für den 12. in Aussicht genommen zu haben, es kam aber schon am 11. zu demselben. Am Morgen hatte es aufgehört zu schneien, das Wetter war klar, aber kalt. Um 9 Uhr begann der Kampf; gegen Mittag war er überall entbrannt, unsere im Kreisbogen befindlichen Stellungen wurden vom Feinde unter ein furchtbares Feuer genommen. Um 4 Uhr abends war die Schlacht zwar nicht verloren, sie hatte sogar nicht einer heroischen, erschütternden Episode ermangelt, die sich in Auvours zutrug. — Eine bereits etwas wankend gewordene Division des 17. Corps hielt das Plateau besetzt. Von der deutschen Artillerie bös mitgenommen und bald darauf plötzlich einem Sturmangriff ausgesetzt, leistete sie nur kurzen Widerstand und floh zuletzt in Unordnung; in heilloser Verwirrung wälzte sich der ganze Knäuel gegen die Brücke der Huisne hinunter, das Plateau in den Händen der Preußen lassend. Beim Anblick dieser Auflösung erkannte General Gougeard, dem die Bewachung der Brücke von Ivré l'Evêque oblag, sofort die ganze Gefahr, welche dieselbe in sich barg. Er begriff, daß seine eigene Division in die Panik mit hineingezogen werden könnte, er sah den Feind im Besitz einer Stellung, von welcher aus er die ganze Umgegend beherrschte. Um jeden Preis mußte dieser Panik Einhalt gethan und das geräumte Plateau wieder genommen werden, das war eine gebieterische Notwendigkeit. General Gougeard besann sich keinen Augenblick. Sofort ließ er zwei mit Kartätschen geladene Geschütze aufprotzen und auf die Flüchtlinge mit der Drohung, Feuer zu geben, richten; für einen Augenblick gelang es ihm auch, die armen Teufel wieder zu sammeln, er raffte alles zusammen, was in seiner Nähe war, ein Bataillon Infanterie, die Moblots von Rennes und Nantes, und schickte sich an, sie vorwärts zu führen. In der Nähe standen auch noch päpstliche Zuaven, die tags zuvor bös mitgenommen worden waren. General Gougeard wandte sich mit den schlichten Worten an dieselben: „Vorwärts, meine Herrn! (es waren fast durchgängig Edelleute, daher die höfliche Anrede. D. H.) Vorwärts für Gott und Vaterland! Das Heil der Armee heischt es." Und alle diese tapferen Soldaten stürmten vorwärts mit Hörnerklang. Festen Fußes erwarteten die Deutschen den Angriff. Bis auf zwanzig Schritte war man sich nahe gekommen, ohne daß ein Schuß fiel, als plötzlich eine mörderische Salve die vordersten Glieder der Stürmenden niederstreckte, aber nichts konnte den Elan dieser tapferen Truppen brechen. Mann gegen Mann wurde gefochten. General Gougeards Pferd, er leitete den Angriff in Person, war von sechs Kugeln getroffen worden. Ein Bataillon Jäger, das in der Nähe stand, eilte herbei, um sich am Kampfe zu beteiligen, schließlich wurde das Plateau von Auvours wieder genommen. Das war die heroische Seite der Schlacht, und wenn General Chanzy seine Lage betrachtete, mochte er sie immerhin mit Recht günstig finden; seine Stellung war nicht, trotz der energischesten Anstrengungen des Feindes, auf der ganzen Front seiner Linie durchbrochen worden.

Man hielt sie noch gegen 6 Uhr abends. General Chanzy traf bereits seine Dispositionen für den nächsten Tag, als er gegen 8 Uhr die inhaltsschwerste und schmerzlichste Nachricht erhielt. Eine der wichtigsten Stellungen auf dem rechten Flügel der Armee, die von La Tuilerie, welche den Kreispunkt von Pontlieue deckte, war von der mobilisierten Nationalgarde aus der Bretagne fast ohne Schwertstreich geräumt worden. Beim Anblick einer auf sie losmarschierenden preußischen Kolonne hatte eine furchtbare Panik sich derselben bemächtigt. Admiral Jauréguiberry, der zuerst von diesem schmerzlichen Zwischenfall Kenntnis bekommen, hatte sich sofort beeilt, den strikten Befehl zu geben, so rasch als nur möglich die Stellung wieder zu nehmen, aber bald sah er sich genötigt, an den Höchstkommandierenden zu telegraphieren: „Ich erhalte trostlose Meldungen. Es ist nicht gelungen, La Tuilerie zurückzuerobern. Beim ersten Flintenschuß liefen die Leute wie die Hasen davon. . . ."

Vergebens hatte einer der energischesten Offiziere, General Le Bouëdec, es versucht, vorwärts von Pontlieue etliche Truppen um sich zu sammeln und sie durch sein anfeuerndes Beispiel mit fortzureißen. Die kaum halb wieder gesammelten Compagnien liefen auseinander; die Leute, vor Müdigkeit kaum mehr imstande, sich aufrecht zu halten, durch einen Nachtkampf in Verwirrung gebracht, waren nicht mehr vorwärts zu bringen und legten sich einfach in den Schnee nieder. Wieder riß die Demoralisation ein und verbreitete sich reißend. Was war jetzt zu thun? Durch den Verlust von La Tuilerie war die Stellung des rechten Flügels der Armee vollständig ohne Deckung. Vor Tagesanbruch hatte Chanzy noch einmal daran gedacht, einen Versuch zu wagen; wie immer rechnete er dabei auf Admiral Jauréguiberry, dessen Energie er kannte, er schrieb ihm daher: „Wenn es erst wieder Tag geworden sein wird, werden auch Ihre Truppen sich wieder zurechtfinden und das Vertrauen ihnen zurückkehren; alles kann noch gerettet werden." Der Admiral erwiderte in einem Tone, der den Seelenschmerz des Schreibers offenbarte, seine Offiziere seien seit vier Stunden damit beschäftigt, die Flüchtlinge zu sammeln, ohne indes zu einem Resultat gelangen zu können, und fügte hinzu, „ich bin außer mir vor Schmerz, sagen zu müssen, daß mir ein sofortiger Rückzug als gebieterische Notwendigkeit erscheint." Dieser Rückzug, zu dem sich Chanzy durchaus nicht entschließen wollte, war mittlerweile notwendig geworden, und der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, schrieb der Höchstkommandierende an den Admiral: „Das Herz blutet mir; aber wenn Sie, auf den ich alles halte, erklären, daß ein weiterer Kampf unmöglich, ein Rückzug unvermeidlich sei, so muß ich nachgeben. . ." Das war das letzte, dramatische Wort, das in diesem düstern Feldzuge gesprochen wurde.

Ach, nach mehr als dreimonatlichen Anstrengungen und Kämpfen, nachdem man sich nach und nach von Orleans auf Josnes, von Josnes auf Vendôme, von Vendôme auf Le Mans zurückgezogen, mußte man sich jetzt noch weiter zurückziehen, den bittern Kelch dieser unvermeidlichen Rückzüge bis zur Hefe leeren! Nach der Loire, dem Loir und der Sarthe mußte man bis zur Mayenne gehen. Im ersten Augenblick hatte Chanzy daran gedacht, sich nach Alençon zurückzuziehen, um, auf die Linien von Cherbourg gestützt, Paris so nahe als möglich sein zu können. Die Regierung bestand darauf, daß die Mayenne gewählt werde. Man setzte sich dorthin und nach Laval in Bewegung und überließ dem Feind

eine Stadt weiter, die noch dazu der Schlüssel zum Westen Frankreichs war. Am 12., um 2½ Uhr, überwachte der General als einer der letzten von der Höhe eines Hügels aus die Rückzugsbewegung seiner Truppen, während die Deutschen bereits in Le Mans eindrangen. Man marschierte auf den Straßen dahin, die mit Glatteis überzogen, vom Schnee bedeckt waren, dabei mußte man beständig den Feind zurückweisen, der unaufhörlich unsere Kolonnen umschwärmte, aber das Schrecklichste war doch diese Demoralisation, welche die Folge der ewigen Mißerfolge war, dieser mühsamen Rückzüge, Entbehrungen und Strapazen. Jauréguiberry und Jaurès hielten dank ihrer Entschlossenheit diesen neuerlichen Rückmarsch zusammen. Sie mußten dem Feinde und der Mutlosigkeit der Truppen entgegentreten, die bereits auf dem Punkte der Widerstandsunfähigkeit angekommen waren, so daß sie sich von ein paar Kavalleristen, die ihnen auf der Landstraße den Weg verlegten, niederreiten oder zusammenhauen ließen. Der Admiral, dessen Generalstabschef in einem Nachhutgefecht an seiner Seite fiel, und dem selber das Pferd unter dem Leibe erschossen worden war, schrieb in seiner Verzweiflung: „Rings um mich her finde ich eine solche Demoralisation, daß mich die Generale des Armeecorps versichern, es würde sehr gefährlich sein, noch längere Zeit hier zu bleiben. Ich bin in Verzweiflung darüber, mich immer noch zurückziehen zu müssen. Hätte ich nicht ein beträchtliches Material bei mir, das ich zu retten suchen muß, so würde ich mir die größtmöglichste Mühe geben, eine Handvoll entschlossener Männer zu finden, die bereit wären, mir in den Kampf zu folgen, auch wenn er lediglich keine Hoffnung auf Erfolg böte... Seit 39 Jahren, die ich nun schon im Dienste bin, habe ich mich noch nie in einer solch herzzerreißenden Lage befunden..."

Diese tapferen Männer hatten wahrlich das Recht, diese Geständnisse eines mannhaften Seelenschmerzes auszutauschen. Seit einem Monate, ohne Rast noch Ruh, kämpften sie gegen die Invasion und machten ihr jeden Fußbreit Boden streitig. Manchmal den Feind einschüchternd und ihre Soldaten gegen ihre eigene Schwäche schützend, hatten sie diesen Feldzug mit einer Mischung von Genie und Heroismus geführt, so daß, nicht eben selten, dieser lange Rückzug das Aussehen einer bedrohlichen Strategie gewann. Sie hatten ihr Bestes gethan, und doch sahen sie sich jetzt weiter als je vom Ziele entfernt. Einmal an der Mayenne, — und man war gegen den 16. Januar dort, — hatte man die Armee gerettet, aber für lange Zeit vermochte man nichts mehr zu leisten. Von diesen drei dramatisch bewegten und blutigen Episoden des französischen Krieges, die sich gleichzeitig im Westen, Osten und vor Paris abspielten, war die erste zu Ende; die Entwicklung der beiden andern ließ nicht lange auf sich warten.

Charles de Mazade.

Die Deutschen im nördlichen Frankreich.

Am 2. September 1870 wartete im Departement Aisne alles in höchster Spannung auf einen großen Sieg des Marschalls Mac Mahon; statt dessen erfuhr man von den Truppen General Vinoys, die sich auf der Straße von Mézières auf Laon zurückzogen, und von den Flüchtlingen, die auf allen möglichen Wegen die festen Plätze im Norden zu erreichen sich abmühten, die Nachricht von den Schlachten bei Beaumont und Sedan. Bald darauf tauchten auch schon die Patrouillen des Feindes auf. Am 6. September erschienen 30 Ulanen am Fuße des Berges, auf dem Laon liegt, nur wenige Stunden später, nachdem die letzten Soldaten Vinoys abmarschiert waren, und mit einer Seelenruhe, als ob all sein Lebtag auf dem so scharf zu ihnen abfallenden Hügel niemals eine Citadelle gestanden hätte oder als ob sie nichts weiter zu thun brauchten, als sich zu zeigen und ein gutes Bett, sowie was vom Mittagstische übrig geblieben, für sich in Anspruch zu nehmen, ritten sie den gepflasterten, nach der Citadelle führenden Weg hinan. Etwa zwanzig Meter noch vom Thore entfernt, steckte sich der an der Spitze der Ulanen reitende Offizier ruhig eine Cigarre an und bemühte sich, die Miene eines Siegers so gut als möglich zur Schau zu tragen, da plötzlich krachten Schüsse; die Ulanen warfen ihre Pferde herum und sprengten, einige ihrer Kameraden, denen die Pferde erschossen worden waren, zurücklassend, im Galopp davon. Es war der erste Widerstand, auf den der Feind in diesem Departement stieß; war es der Beginn des Kampfes, und das Land, fühlte es sich kräftig genug, diesem Kampfe zu begegnen?

Am 1. September hatte der Präfekt des Aisne-Departements in einer Mitteilung, welche er der Presse zugehen ließ, ein sehr lebhaftes und farbenreiches Bild all der im Departement getroffenen kriegerischen Vorkehrungen gegeben: Überall bildeten sich Franktireurs-Compagnien, die Bevölkerung verlangte Waffen, sie that ihre Absicht kund, Widerstand zu leisten, selbst in dem Falle, wenn man ihnen keine Gewehre gebe und ihnen die nötigen Ausrüstungsgegenstände verweigere; der Präfekt wiederholte gleichzeitig, daß auf Grund des Gesetzes vom 29. August 1870 eine der Auszeichnungen und Abzeichen, wie sie die Nationalgarde trägt, vollständig hinreiche, ihnen jene Garantien zu geben, welche regelrecht zusammengetretene Corps beanspruchen können, und die ganz ebenso für solche Geltung habe, welche mit den ihnen zu Gebote stehenden Waffen aus freiem Antrieb zur Verteidigung ihres Landes ausziehen. Man stand, wie es den Anschein hatte, wieder einmal am Anfange eines Krieges, wie in Spanien und Mexiko. „Es ist zwar ein Guerillakrieg," sagte, seine Worte betonend, der Präfekt, „aber ein Krieg, wie der, den wir zu führen im Begriffe stehen, ist ein rechtmäßiger, ein heiliger Krieg." — Dieses von dem obersten Verwaltungsbeamten ausgehende Schriftstück erregte bei der ohnedies ziemlich niedergeschlagenen Stimmung des größten Teils der Bevölkerung da und dort lebhaftes Kopfschütteln, denn weder das Land, noch dessen Bewohner schienen in der Lage und darauf vorbereitet zu sein, einen Kampf bis aufs Messer aufzunehmen. Zweifelsohne klingt ja kaum ein anderes Wort in einem Lande, das die Schmach eines feindlichen Einfalls über sich hat ergehen lassen müssen, lieblicher im Ohr, als: „Krieg bis ans Messer!" Der „Krieg bis ans Messer," er ist gleichbedeutend mit: „Massenerhebung eines ganzen Volkes gegen die Fremden; er bedeutet den Bauern, der mit dem Gewehr in der Hand im Winkel, hinter der Hecke auf den Gegner lauert, ihm auf der Schwelle seines Hauses gegenübertritt, die Mistgabel in der Hand. Kann man sich ein schöneres Thema für die Proklamationen eines Ministers denken oder für eine öffentliche Rede ans Volk? Es hätte eine Freude sein müssen, im Departement Aisne nach der Katastrophe von Sedan die Parteigänger des Krieges allesamt zusammenströmen und dort vereinigt zu sehen. Lauerten sie sämtlich wohl an irgend einer Straßenbiegung hinter Hecken, das Gewehr im Anschlag? Bildete man sich denn ein, auf Schritt und Tritt nur auf Hecken zu stoßen, und Gewehre, die hinter denselben hervorlugten? Glaubte man, unser Landvolk sei das nämliche, wie die Bauern im vaterländischen Schauspiel, lauter treffliche Jäger und alte Soldaten? Konnte man auch nur im Ernste daran denken, unsere Gegend könnte einen Vergleich mit der Bocage (eine völlig mit Buschwerk überwachsene Gegend Frankreichs) oder der Vendée aushalten, und es dürfte sich verlohnen, die Kriegsscenen im Westen zu wiederholen? In der Aisne hat der größte Teil der Bauern noch nie ein Gewehr in der Hand gehabt, geschweige einen Schuß abgefeuert, er besitzt gar kein solches Mordinstrument, und die Ebenen, durch welche sich die von der Einfalls-Armee benützten Straßen hinzogen, boten für eine Menschenjagd blutwenig Schutz. Es ist wahr, man hatte die Absicht, die Nationalgarde zu organisieren, und man organisierte sie auch, aber welch ein Bild boten diese kleinen Gruppen von Leuten, die kaum oder gar nicht unter einem regelrechten Kommando standen, die man tags zuvor mit schlechten Gewehren ausgerüstet oder wenigstens solche für dieselben in Aussicht genommen hatte, wie man eben gerade darüber verfügen konnte; das würde gut ausfallen, wenn diese Scharen auf die geschlossenen Kolonnen des Feindes stießen, welche oft mehrere Tage lang von morgens früh bis abends spät durch die Ortschaften zogen.

Die Bewohner von Laon wußten recht gut, daß sie noch lange nicht gerettet, und wie man zu sagen pflegt, über den Berg hinüber waren, weil sie etlichen dreißig, auf Rekognoszierungspatrouille ausgesandten Reitern gezeigt hatten, wo der Zimmermann das Loch gelassen; sie wußten nur gar zu gut, daß sie den Kampf mit der Armee, welche gegen sie heranrückte, nicht imstande waren, aufzunehmen. Es mag ja

immerhin ein großes Glück für eine Stadt sein, auf einem Plateau zu liegen, dessen Flanken senkrecht abfallen, und die von dieser Höhe aus die ganze Ebene beherrscht, so daß man auf allen Straßen, zehn Meilen weit in der Runde, die vier hohen Türme der Kathedrale sieht. Dieses Plateau aber ist nicht imstande, eine Armee aufzuhalten, wenn es nicht auf allen Punkten verteidigt wird. Die Stadt Laon ist allerdings so ziemlich vollständig mit einer Mauer umgeben, aber von dieser Mauer ist schon längst ein Stein nach dem andern abgebröckelt, und manche Stellen der Mauer halten nur noch notdürftig zusammen. Ja wohl, es ist eine recht malerische Mauer, Regen, Wind und Wetter haben sie geschwärzt, das Moos sich an derselben angesetzt, daß einzelne Teile ganz grün erscheinen; eine recht altertümliche Mauer, auf welcher runde und viereckige Türme, ohne Sinn und Verstand, abwechseln, einer so stark wie der andere, — die erste Granate würde jeden von ihnen in den Wallgraben werfen. Obwohl die Citadelle erst in neuerer Zeit gebaut wurde, und sehr stark ist, vermag sie doch nicht das ganze Plateau von Laon zu decken.

In Laon zählte man etwa dreißig Kanonen, von denen drei oder vier brauchbar sein konnten, eine einzige war wirklich zu gebrauchen; was die Zahl der Artilleristen betraf, so konnte man, wenn es gut ging, aus den 1500 Mobilgarden, welche die Garnison des Platzes bildeten, eine Compagnie zusammenstellen, ja es war sogar ein Mobilgardist unter ihnen, der das ganze Exercitium im Feuer los hatte; wenn Not an Mann ging und alles auf dem Spiele stand, würde man ihm die einzige brauchbare Kanone anvertraut haben. Weiß Gott, es hieß einer Bevölkerung viel zugemutet, angesichts eines solchen Schutzes, dessen sie sich von seiten der Garnison versehen konnte, ruhig und zuversichtlich dem herannahenden Sturme entgegenzusehen. Es wurde in der Stadt allerdings ein Verteidigungskomitee niedergesetzt, aber die Bürger wußten recht wohl, daß General Vinoy erklärt hatte, die Stadt könne sich ohne weitausgreifende Arbeiten, die sich jetzt aus Mangel an Zeit nicht mehr ausführen ließen, unmöglich halten. Die Gräben, die man vor der Festung aufwarf, die trugen sicherlich nicht zur Beruhigung der Bürgerschaft bei, die übersprang der nächste beste, wie einst Remus den Graben des Romulus übersprang. Die Bürgerschaft wurde aufgefordert, sich bei den Arbeiten an der Citadelle zu beteiligen, und die Militärbehörde requirierte zu diesem Zwecke bei den Bürgern Hacken und Pickel, sie wußte nicht, daß sie im Militär-Magazin fünfhundert nagelneue Stück liegen hatte, welche die Deutschen später recht gut zu finden und zu verwerten wußten. — Der Maire stellte also die Hacken und setzte sich zur bestimmten Stunde an der Spitze einer freiwilligen Arbeiter-Abteilung in Bewegung. Auf der Citadelle angelangt, machten Portier und Geniewache große Augen und erbaten sich Auskunft, was die werten Herren hier eigentlich wollten? Nachdem man zwecklos zwei Stunden lang im strömenden Regen gewartet, trollte man sich wieder heim. So gering an und für sich diese Thatsachen waren, so groß war doch der Begriff, den sie dem Feind bezüglich der Organisation der Verteidigung geben mußten; kurze Zeit darauf stellte es sich heraus, daß man (ganz genau wie in Straßburg) keine Schlagröhren für die Geschütze hatte; man mußte solche erst von La Fère kommen lassen. Der Präfekt hatte vollständig recht gehabt, als er sagte: Die Stadt Laon, der erste Platz des Departements, wäre bereit, alle Dienste zu leisten, die bei der Lage, in der sie sich befand, die Stadt überhaupt leisten konnte. Sie konnte die Rekognoszierungspatrouillen der Armee des Großherzogs von Mecklenburg vertreiben, gegen diese Armee selbst aber vermochte sie nichts auszurichten, . . . was sie thun konnte, war, sich zerstören zu lassen, ohne daß auch nur irgend jemand einen Nutzen davon gehabt hätte.

Ja wohl, um die Zerstörung der Stadt handelte es sich, davon war die Rede, als Graf Alvensleben am 8. September die Festung auffordern ließ, sich am nächsten Tag, um 6 Uhr in der Früh, zu ergeben. Umsonst bemühte man sich, ihn so weit zu bringen, zwischen Stadt und Citadelle einen Unterschied zu machen; der Parlamentär erklärte, die Stadt werde in Flammen stehen, ehe ein einziger Schuß auf die Citadelle abgegeben worden sein würde.

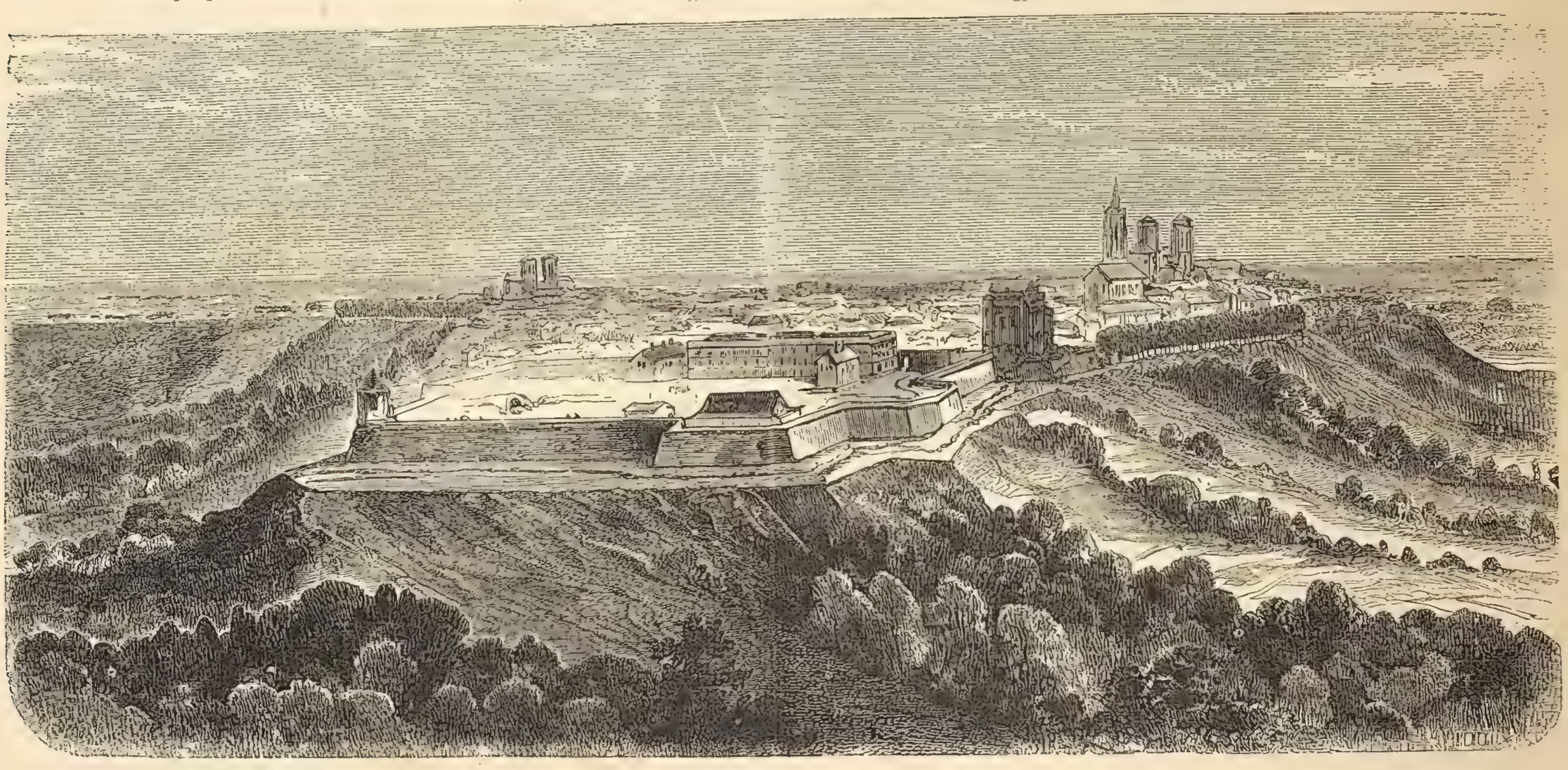
Man kann sich denken, welche tiefgehende Bewegung, nachdem der Parlamentär sich entfernt hatte, in allen Straßen sich bemerklich machte. Die Einwohner liefen vom Präfekten zum General. Vor diese entsetzliche Wirklichkeit gestellt, hatten sie nur das eine Gefühl, daß es eine Grausamkeit sondergleichen sein würde, eine Stadt zu Ehren einer Citadelle in Brand stecken zu lassen, die doch absolut außerstand war, diese Stadt zu schützen, die nicht einmal sich selbst zu verteidigen vermochte; aber sie hatten nun einmal dem großen Ganzen gegenüber Verpflichtungen übernommen, und es bedurfte einer ausdrücklichen Ermächtigung, wollten sie solcher los und ledig werden. Man telegraphierte an den Kriegsminister, von dem noch in der Nacht folgende Antwort einlief: „Handeln Sie, wie es die Not und die Umstände erfordern." Nun, man hielt diese Not für eine sehr große, man machte sie sich zu Nutzen, und brachte den Wortlaut einer Kapitulation zu Papier. Hätte man einige Tage früher sich über die Lage in der Weise, wie es der gesunde Menschenverstand gebot, klare Rechenschaft abgelegt, so würde General Thérémin mit seinen 1500 Mann und seinem gesamten Kriegsmaterial den Platz verlassen haben, und diese jungen Rekruten, die nur der Erfahrung bedurften, um tüchtige Soldaten zu werden, würden der nationalen Verteidigung erhalten geblieben sein.

Am 9. September mittags zog die deutsche Armee mit klingendem Spiel in die Stadt ein. Nachdem die Posten ausgestellt waren, begab sich der Herzog von Mecklenburg mit seinem Generalstab und einem Jägerbataillon nach der Citadelle. Der General übergab die Festung in aller Form und unterhielt sich sodann mit dem Herzog von Mecklenburg. Die Mobilgardisten, welche, der Kapitulation zufolge, gegen das Versprechen in diesem Kriege nicht mehr gegen Deutschland zu dienen, in ihre Heimat zurückkehren durften, hatten ihre Waffen abgegeben und machten sich eben zum Abmarsch fertig, als eine Explosion erfolgte. Ein furchtbares Jammergeschrei ertönte, während eine dicke schwarze Rauchwolke in die Höhe stieg und den Himmel verhüllte; die Pulverkammer war in die Luft geflogen, 460 Mann, unter ihnen 100 Deutsche, lagen am Boden. Der General und der Herzog lagen nebeneinander, der letztere aber sprang sofort wieder auf, zornige Worte und Rufe nach Rache ausstoßend. In der Stadt selbst hatte die Explosion, bis auf die weitesten Entfernungen hin, alle Fenster zertrümmert und nach allen Richtungen Steine geschleudert, die teilweise bis auf die Spitze der beiden Türme der Kathedrale flogen; auf den Dachböden sogar fand man zerfetzte, menschliche Überreste; Mauern fielen ein, Dächer wurden abgedeckt; alles stürzte aus den Häusern, man fragte, man rief sich gegenseitig zu, was denn geschehen? Da drängt sich aber auch schon, wie eine Welle, ein Haufen von Franzosen und Deutschen durch die Straßen. Die Deutschen feuern auf die Franzosen, sie verfolgen sie bis in die Häuser, in die Keller. Bald kommt auch der Herzog von Mecklenburg, er schleppt mühsam den verletzten Fuß nach. Der Regen gießt in Strömen herab, über sein Gesicht, an seinem schwarzen Mantel hinunter rieselt Blut, Schmutz und Schlamm. Ein Pikett Infanterie begleitet ihn, das Gewehr schußfertig im Arm, und nach rechts und links ausspähend; mißtrauisch mustern sie die wenigen Einwohner, die sich auf der Straße zeigen oder verstörten Antlitzes zu den Fenstern heraussehen. Der Zug erreicht die Mairie. „Wo sind die Vertreter der städtischen Behörden?" schrie der Herzog. Der Maire eilte, sich dem Herzog vorzustellen. „Das ist eine Schmach und Schande für Frankreich," fuhr der Herzog fort, „eine Infamie! Ich will aber ein Exempel statuieren, von dem man noch in tausend Jahren reden soll!" Die Soldaten hatten ihre Gewehre bereits auf die Munizipalräte und die in die Mairie geflüchteten Personen angeschlagen, fragend hefteten sie ihre Blicke auf den General, sie warteten nur auf einen Wink von ihm, deutlich stand dies auf ihren Gesichtern zu lesen. Ruhig wies jedoch der Maire jede Mitschuld der Stadt von sich ab, er warf ein, daß gerade er es gewesen sei, der an das Kriegsministerium telegraphiert und diesem die Unmöglichkeit dargethan habe, daß sich die Stadt verteidigen könne. Der Herzog blieb stumm, aber auf seinem Gesichte stand zu lesen, wie sehr ihn die eben durchgemachte Aufregung und der Schmerz seiner erlittenen Verwundung angegriffen hatten. Ein Bürger bot dem Herzog ein Glas Wasser an. „Ich habe kein Vertrauen mehr, wie soll man da noch Vertrauen haben?" rief der Herzog, das Glas mit einer Handbewegung abweisend. Zum Glück kam jetzt aber Graf Alvensleben herzu; er solle sich, wie es hieß, ehe er als Parlamentär in die Stadt kam, bereits schon etliche Tage verkleidet in derselben aufgehalten haben, jetzt nahm er Partei für die Stadt, verteidigte die Bürgerschaft, trat für dieselbe ein,

und gab sich in lobenswertester Weise alle erdenkliche Mühe, den Prinzen zu besänftigen. Endlich gelang dies, der Herzog beruhigte sich und befahl nur, den General, sowie den Präfekten zu verhaften und vor ein Kriegsgericht zu stellen, daneben sollte die Stadt Geiseln liefern, welche die Sicherheit seiner Soldaten verbürgten. Jetzt erst wurde befohlen, die angeschlagenen Gewehre bei Fuß zu nehmen, und die Offiziere stellten in den Straßen die Ruhe wieder her. Nun strömte die ganze Bevölkerung Laons nach der Citadelle. Dort sah es noch entsetzlicher aus, als auf einem Schlachtfelde, und viele, die gekommen waren, ein Angehöriges zu suchen, fanden trotz aller Mühe nichts, als zerfetzte, unkenntliche Gliedmaßen und Fleischstücke, die kurz zuvor noch Menschen angehört haben mochten. Solche Überreste und Verwundete in Menge wurden den ganzen Tag über ins „Hotel Dieu" gebracht, aber längst schon war die Nacht hereingebrochen, und immer noch hörte man auf den Straßen den gleichmäßigen Tritt der Verwundetenträger und das Stöhnen der armen Verwundeten. — Es ist gottlob in das anfängliche Dunkel, das über der fluchwürdigen Katastrophe lag, Licht gekommen, und es unterliegt gar keinem Zweifel mehr, daß ihr alleiniger Urheber der Wallmeister Henriot gewesen ist, ein alter Soldat, dem all das über sein Vaterland hereingebrochene Elend den Verstand geraubt hatte.

In diesem Augenblick, da sich der Feind solchergestalt im Hauptplatz festsetzte, stand der ganze Süden des Departements der deutschen Invasion offen. Ihren rechten Flügel bis Crépy vorschiebend, nordöstlich von Laon, nur wenige Kilometer von La Fère entfernt, nahm die deutsche Armee in drei Kolonnen, sich südwestlich haltend, ihren Abstieg. Die erste, die durch Laon marschierte, ging auf der Brücke von Cuise la Motte über die Aisne, in ganz kurzer Zeit schon mußte sie Pierrefonds und Compiègne erreichen. Die zweite marschierte über Braisne, Villers-Cotterets und schickte bis Chantilly Patrouillen vor. Die dritte marschierte das Marnethal entlang und richtete ihren Marsch über Château Thierry auf Meaux. Durch diese letztere Stadt kamen auch König Wilhelm und Herr von Bismarck, zwei sehr kluge Leute, die auf der großen Straße nach Paris offenbar irgend einen Hinterhalt zu finden befürchtet hatten.

Die Bevölkerung ihrerseits sah dem Herannahen des Feindes mit einer Angst, die jeder Beschreibung spottete, entgegen. Als er dann endlich, nach all den mehr als zwanzigmal verbreiteten, falschen Gerüchten in der That auftauchte, als man sich über die Ebene hin seine dichten, lautlosen, ohne Trommelschall und Hörnerklang dahinmarschierenden Kolonnen ausbreiten sah, kaum daß einmal ein leises Waffengeklirr zu vernehmen war, als diese langen Infanterie- und Kavalleriekolonnen sich heranwälzten und deren Plänkler erschienen, den Karabiner schußfertig in der Faust, da pochte auch den Mutigsten das Herz in der Brust. Und nun waren sie da! Sie drangen in die Häuser und machten es sich bequem, sie nahmen alle Lebensmittel in Beschlag und die Betten für sich in Anspruch; die vom langen Marsche Erschöpften kauerten im nächsten Winkel nieder, die Kranken wimmerten nach dem Arzte, alle aber waren augenscheinlich schlecht gelaunt und verdrießlich. Man hatte sich darauf gefaßt gemacht, von den Deutschen geprügelt, ja wohl gar zum eigenen Haus hinausgeworfen zu werden, aber nichts dergleichen geschah, man atmete wieder auf; mit Vergnügen bemerkte man, daß sich die Offiziere einer gewissen Höflichkeit befleißigten, man fühlte sich sicher, dank der deutschen Mannszucht, welche die Bewunderung und den Neid all derer erweckte, welche nur wenige Tage zuvor die französischen Truppen hatten durchmarschieren sehen. Aber dieser erste Eindruck hielt nicht lange an. Man merkte bald, daß das einzige Mittel, vor seinen unwillkommenen Gästen Ruhe zu haben, darin bestand, den Anforderungen der Soldaten unbedingt zu Willen zu sein, allen ihren Launen nachzugeben, und zwar „tout de suite!" Weitaus die meisten unter den deutschen Soldaten kannten keine zehn Worte französisch, die drei Worte: „tout de suite!" aber, die verstanden alle. Leistete irgend einer Widerstand, und war dieser Widerstand dazu angethan, die Sicherheit des Feindes zu gefährden, so gab es dafür eine einfache und zugleich die einzige Strafe: „Das Erschießen!"



Die Festung Laon vor der Explosion.

„Le fusillement," dieses Wort, das die französische Sprache nicht kennt und bisher nicht gekannt hatte, war von dem Feinde, der Frankreich überschwemmte, eigens erfunden worden, um es in dem täglichen Verkehr mit den Besiegten möglichst oft anzuwenden. Unerbittlich wandte der Feind die Kriegsartikel an, auch beim geringsten Vergehen. Angesichts der schweren Bestrafung, welcher man sich aussetzte, und infolge der festen Überzeugung, die völlig mit Recht sich in allen vom Feinde besetzten Landesteilen Geltung verschafft hatte, daß es ein Unding, ein Wahnsinn wäre, noch ernstlich an Widerstand denken zu wollen, nachdem die letzten Streitkräfte, über die Frankreich zu verfügen hatte, in Paris eingeschlossen lagen, war die Bevölkerung völlig entmutigt. Man betrachtete die in der Nähe hausenden Franctireursbanden als ein großes Unglück, denn diese Burschen waren ja mit wenigen Ausnahmen schlecht geführt und — aus liederlichen Elementen zusammengesetzt, — keineswegs imstande, dem Feinde Verluste beizubringen, welche das namenlose Elend aufgewogen hätten, welches sie über die Gegend, in der sie hausten,

Verlag von Enselin & Laiblin in Reutlingen.

AUS DER SCHLACHT BEI AMIENS AM 23. DEZEMBER 1870.

Sturm der 44er auf den Bahndamm bei Villers Bretonneux.

bringen mußten. Jeder Deutsche war nachgerade eine geheiligte Person in den Augen der Besiegten. Ganz allein durchstreiften Offiziere viele Meilen weit über ihr Lager hinaus das Land, die Dörfer, und trotzdem kamen diese Leute abends wieder gesund und wohlbehalten, stolz und recht befriedigt von ihrem Spaziergang im Quartier an. Eines schönen Tages ließ sich ein Industrieritter, der die Rolle eines Deutschen spielte, blankes Gold und Banknoten auszahlen, indem er sämtliche Mairien der Umgegend der Reihe nach in Person brandschatzte. Ein andermal brachten es drei des Krieges müde Landwehrleute nicht einmal dazu, gefangen genommen zu werden, man vermutete irgend einen schlechten Streich dahinter, denn die Deutschen standen in dem Geruch, die Gewohnheit zu haben, alle Gemeinden, in welchen Deutsche gefangen genommen wurden, mit einer harten Geldbuße zu belegen. In den Straßen von Guise war ein deutscher Reitersmann gefangen genommen worden, flugs dekretierte ein sächsischer General, Graf von der Lippe, folgendes: „In Anbetracht, daß die Bewohner von Guise die Dummheit begangen haben, einen deutschen Soldaten gefangen zu nehmen, werden sie dafür um 10000 Franken gestraft;“ nach dieser Taxe wären also die drei Landwehrleute auf 30000 Franken zu stehen gekommen. Man verzichtete daher herzlich gern auf solche Gefangene und brachte sie mittelst Fuhrwerk über die Markung der Gemeinde. Übrigens erreichte der Feind den Zweck, den er mit seinem rücksichtslosen Vorgehen anstrebte: auf dem Land lastete der Schrecken und die Furcht; ruhig konnte der Feind seine ganze Aufmerksamkeit und seine volle Streitmacht auf einige Operationen lenken, die immerhin von Bedeutung waren, gab es doch im Departement Aisne zwei feste Plätze: Soissons, auf der Straße nach Paris, und La Fére, auf der nach Norden führenden Straße. Zudem war auch noch Lille in der Nähe, wo sich eine weitere französische Armee bildete, das alles verlieh dem Besitz der Schienenstränge, der Straßen, aller Kommunikationsmittel des Departements überhaupt, einen ganz besonderen Wert. — Unmöglich konnte der Feind Soissons, das, am Aisne-Ufer gelegen, die Straßen von Maubeuge nach Paris, von Rheims nach Compiègne, von Chateau-Thierry nach St. Quentin beherrscht, und ebenso die Eisenbahnlinie Rheims—Paris und Rheims—Mézières, auf die Dauer unbeobachtet lassen. Als der große, allgemeine Vormarsch unter den Mauern der Festung vorüberflutete, hielt man sich gar nicht mit der Cernierung oder Belagerung dieses Platzes auf; die Zeit drängte und der Sieger hatte an wichtigeres, an seinen Triumpheinzug in Paris zu denken, kaum daß er sich die Mühe nahm, die Hand auszustrecken, um gnädigst die Kapitulation des Platzes entgegenzunehmen. Sie wurde ihm abgeschlagen, und so zog er denn fürbaß, aber nicht ohne pflichtschuldigst seine Arrièregarde und alle in Betracht kommenden deutschen Armeetrains vor Überraschungen einer Garnison zu sichern, die allerdings zu schwach, einem Armeecorps sich in den Weg zu stellen, doch vollständig in der Lage war, einzelne Detachements zu beunruhigen; so begann denn am 16. September die feindliche Kavallerie den Platz einzuschließen. Der Platz hatte zur Besatzung eine Compagnie Linien-Artillerie, 200 Artilleristen der Mobilgarde aus dem Departement du Nord, ein Bataillon des 15. Linienregiments, zwei Mobilgarden-Bataillone von der Aisne, alles zusammen an die 4000 Mann, aber zwei Drittel dieser Mannschaften bestand aus Leuten, die es sich noch zwei Monate vorher nicht im Schlafe hätten einfallen lassen, daß sie jemals zum Waffendienst herangezogen und zur Fahne einberufen werden könnten. Die Mobilen von Vervins, die auf den 10. August nach dieser Stadt einberufen worden waren, erhielten dort ein Tabatièregewehr und wurden dann nach Soissons geschickt; als ihre ganze Ausrüstung erhielten sie eine wollene blaue Bluse mit einem roten Kreuz auf dem Ärmel. Als die Einschließung von Soissons begann, hatten sie eben erst ein einmonatliches Exercitium hinter sich. Was das Bataillon des 15. Linienregiments anbelangte, so war es zur Hälfte aus Leuten, die man von den Depots eingezogen hatte, zusammengesetzt, die nur ganz schlecht ihre Waffen zu handhaben wußten, zur andern Hälfte bestand es aus Angehörigen der verschiedensten Regimenter, denen es bei Sedan geglückt war, zu entwischen und die sich jetzt hier dem Kommandanten des Platzes zur Verfügung stellten. Unter diesen 4000 Mann hatte es wohl recht viele brave Burschen, aber leider sehr wenig wirkliche Soldaten.

Soissons erwartete längst den Gnadenstoß, der nicht ausbleiben konnte und seinem Widerstande ein Ende machen mußte. Beinahe einen ganzen Monat lang, vom 16. September bis zum 12. Oktober, war der Angriff ein schwacher und die Einschließung keine strenge. Die Garnison bemühte sich, die feindlichen Linien zurückzudrängen; zweimal gelang es ihr, Lebensmitteltransporte in die Festung hereinzuführen, und in mehreren Kämpfen zeichneten sich Freiwillige der Nationalgarde aus, aber sie war doch weder an Zahl stark genug, noch auch so gründlich einexerziert, um sich für wichtige Stellungen zu eignen, und die Kanonen des Platzes mußten allein darauf bedacht sein, die Aufführung von Werken zu verhindern, welche die Deutschen auf den südlich gelegenen Hügeln, drei Kilometer von der Position entfernt, anzulegen unternahmen. In der Frühe des 12. Oktobers begann das Bombardement. Von den Batterien bei Presle und St. Geneviève fiel bis zum Nachmittag des folgenden Tages ein Hagel von Bomben nieder. Dann erschien ein Parlamentär, der sich jedoch mit einer stolzen Antwort zurückziehen mußte. Nun nahm der Feind das Bombardement mit verdoppelter Wut und gesteigertem Nachdruck wieder auf, es währte ununterbrochen bis zum dritten Tag. Erst mit Einbruch der Nacht hörte es auf. Die Artillerie des Platzes hielt dem Sturm wacker stand, vierundzwanzig Stunden lang erwiderte sie das Feuer, trotzdem die Bedienungsmannschaft so gut wie gar nicht ausgebildet war. Mehr als einmal brachte sie durch ihr wohlgezieltes Feuer die Batterien von St. Geneviève dazu, ihr Feuer zu verlangsamen, aber Soissons bedeckte sich mit Ruinen. Granaten durchlöcherten den Turm von St. Jean, welcher die Stadt beherrschend überragt, und dessen prachtvolle Architektur dem Beschauer den alten Glanz der Bischofsstadt ins Gedächtnis zurückruft; die Kathedrale wird getroffen, das Arsenal und die Proviantanstalt sind von Geschossen durchlöchert, das große Hospital, das von der ersten Stunde an von Kugeln getroffen wurde, stand in Flammen, die Kasernen stürzten ein, unaufhörlich schlugen Granaten ein, da ihr begonnenes Werk der Zerstörung vollendend, dort neue Feuersbrünste hervorrufend. Und doch sieht man am Fuße des Waldes, wo die Nationalgarde mit der Garnison im Verein aufgestellt ist, auf weit hinaus die Ebene öde und leer. Der Feind selbst ist unsichtbar, aber er zerschmettert die Stadt und deren Besatzung. In den Wall, zunächst bei St. Jean des Vignes, war eine weite, gähnende Bresche gelegt. Wenn man vernünftigerweise auch nur noch den leisesten Hoffnungsschimmer hegen konnte, so galt es auszuhalten um jeden Preis, aber der Kriegsrat gab die Erklärung ab, daß Ausfälle nicht gemacht werden könnten, und woher sollte Hilfe kommen? Frankreich hatte keine Armee mehr, die sich im Felde hielt. Einige tausend Mann, von Lille detachiert, drangen bis St. Quentin vor, aber so ferne von ihrer Operationsbasis konnten sie sich unmöglich auf eine abenteuerliche Unternehmung einlassen. Der Generalstab des Platzes mußte wohl oder übel eingestehen, daß es außer seiner Macht stehe, die Festung noch länger zu halten. Am Abend des 15. ging ein Parlamentär aus der Stadt ab, um 11 Uhr war die Kapitulation unterzeichnet, am nächsten Tage hielten um Mittag 20000 Deutsche unter dem Befehl des Herzogs von Mecklenburg, mit Hurrarufen, mit klingendem Spiel und Siegeslieder anstimmend, ihren Einzug in die eroberte Stadt.

Nach dem Wortlaute der Kapitulationsurkunde waren die Liniensoldaten gefangen; ihre Offiziere und diejenigen der Mobilgarde waren frei, gegen das schriftlich abgegebene Versprechen, während der ganzen ferneren Dauer des Krieges nicht mehr gegen Deutschland zu fechten; den Mobilgardisten des Arrondissements Soissons gestattete die Konvention, nach Hause zu gehen, aber über das Schicksal der übrigen Mobilgardisten enthielt dieselbe nichts, und man weiß nicht, auf welche Autorität sich der Kommandant des Bataillons von Vervins stützte, als er in seinen an die Soldaten gerichteten Abschiedsworten die Behauptung aufstellte, sie würden unter Escorte über die preußischen Linien hinausgeführt und von da heimgeschickt werden. Jedenfalls traten sie gemeinschaftlich mit Liniensoldaten und Mobilgardisten vom Departement Nord um 5 Uhr abends den Marsch auf der Straße von Château-Thierry, kurz gesagt, den Marsch nach Deutschland an. Ungefähr 3000 Franzosen waren von 800 Deutschen eskortiert. Gegen 8 Uhr hatte man den Wald von Hartennes erreicht, den man durchschreiten mußte, als plötzlich an der Spitze der Kolonne Flintenschüsse krachten. Sofort entstand ein allgemeiner heilloser Wirrwarr, 2000 Gefangene sprangen ins Busch-

werk und machten sich davon. Die an der Spitze und auf den Flanken der Kolonnen marschierenden Deutschen schossen ihre Gewehre ab, schrieen, gestikulierten, stampften vor Wut mit den Füßen, sie schwankten offenbar, ob sie ihre noch vorhandenen Gefangenen weiter bewachen oder die Flüchtlinge verfolgen sollten, die im Buschholz verschwanden. Bei der Nachhut warfen sich Gefangene und Bewachungsmannschaften, die nicht wußten, was der Lärm zu bedeuten hatte, platt auf den Boden, einer über den andern, oder in die Gräben, die in einem Nu voll waren. Als der Marsch endlich weiter ging, hatten die Deutschen zwei Drittteile der von ihnen zu eskortierenden Mannschaft eingebüßt. Man hat nie bestimmt erfahren, woher dieser nächtliche Angriff und dieses Kleingewehrfeuer kam; es hieß damals, im Wald versteckte Franktireurs hätten auf die Gefangenen-Eskorte gefeuert, um jenen das Entkommen zu erleichtern, aber diese Annahme hat wenig Wahrscheinlichkeit für sich, denn nie hat sich ein Franktireur dieser That gerühmt. Es ist vielmehr so ziemlich sicher, daß die Linienfoldaten, welche an der Spitze des Gefangenenzuges marschierten, sich unter dem Schutze der Dunkelheit auf ihre Wache warfen, sie entwaffneten, und durch die abgefeuerten Flintenschüsse das Zeichen zur Flucht gaben.

Die Einnahme von Soissons, welche dem Feinde den ruhigen Besitz einer der großen Heerstraßen für seine Invasion sicherte, gab gleichzeitig auch den ganzen südlichen Teil des Departements Aisne in dessen Hand. Schon nach wenigen Tagen übrigens wurde das ganze Departement wie erobertes Land betrachtet, und zwar von Amtswegen, denn Herr von Landsberg hatte die Funktionen des Präfekten der Aisne in Person übernommen. Aber der Norden war noch nicht unterworfen. Fère war noch nicht angegriffen, und in St. Quentin hatte Herr de la Forge immer noch seinen festen Sitz als Präfekt der Republik und war entschlossen, seinem Rivalen das Terrain Schritt für Schritt streitig zu machen. Schon am Tage nach dessen Amtsbesitzergreifung hatte er ihm eine ordentliche Schlappe beigebracht. Am 8. Oktober 1870 war eine aus zwei Landwehrcompagnien und 400 Mecklenburger Dragonern bestehende Kolonne vor St. Quentin erschienen, aber die Stadt war auf diesen Besuch gefaßt gewesen und hatte ihre Vorkehrungen getroffen. Die Ingenieure hatten Barrikaden aufgeführt, welche Nationalgarde und Feuerwehr (die Feuerwehren, Pompiers genannt, sind in Frankreich halb und halb militärisch organisiert und ausgebildet. D. V.) zu verteidigen entschlossen waren. Kaum hatte der Wächter von der Höhe des Turms das Anrücken feindlicher Plänkler gemeldet, so erscholl auch schon überall der Generalmarsch und rief sämtliche Verteidiger der Stadt auf ihre Posten; in größter Eile strömten alle herbei. Auf der Seite, wo der Feind sich zeigte, das heißt auf der südwestlichen, grenzt die Stadt an den Kanal und die Sambre, welche zwei einander nahe gelegene und parallel sich hinziehende Wasserläufe bilden. Verläßt man auf dem über die Brücken führenden Wege St. Quentin, so hat man das Faubourg d'Isle vor sich, von wo sich ein steiler Abhang aufs Ackerfeld hinauszieht, und hinter sich die Rue (Straße) d'Isle, die gleichfalls steil abfällt und ins Innere der Stadt führt. Diesseits des Kanals, dessen Brücke so hergerichtet war, daß sie jeden Augenblick in den Fluß gestürzt werden konnte, erhob sich das festeste Verteidigungswerk, eine sorgfältig hergestellte Barrikade, die sich an die nächst gelegenen Häuser anlehnte. In der Höhe des Faubourg d'Isle schützte eine erste Barrikade einen vorgeschobenen Posten. Von hier aus feuerten die Pompiers die ersten Schüsse auf die deutschen Kolonnen ab, nachdem der Kommandant der Barrikade sich versichert hatte, daß kein Parlamentär den deutschen Truppen vorauftritt. Nachdem die Pompiers den Feind so lange Zeit aufgehalten hatten, als nötig war, die Brücke über den Kanal ins Wasser zu werfen, und die große Barrikade abzuschließen, zogen sie sich in Ordnung zurück und nahmen in der Nähe der Nationalgarde Aufstellung. Hinter ihnen drangen die Deutschen in die Vorstadt ein, aber obwohl sie sich längs der Häuser in deren Schutz einzuschleichen versuchten, wurden doch viele von Kugeln erreicht, die ihnen von trefflichen, ruhig zielenden Schützen zugesandt wurden, die jeden ihr Schüsse ansagten und deren Treffer von den Kameraden mit Beifallsrufen begrüßt wurden. Der Kampf dauerte bereits über drei Stunden, da begab sich eine städtische Kommission auf die Nachricht hin, daß der Feind das Faubourg in Brand gesteckt hätte, und durch falsche übertriebene Angaben über die Zahl der Toten und Verwundeten getäuscht, nach der Barrikade, um dem Präfekten vorzustellen, daß eine offene Stadt wie St. Quentin den Widerstand nicht über die Grenzen einer ehrenhaften Verteidigung hinaus fortsetzen könne. Seit Beginn des Kampfes hatte sich der Präfekt stets in der Nähe der Barrikade aufgehalten, stolz und aufrecht stand er da und gab den Verteidigern ein schönes Beispiel von Tapferkeit, seine Worte feuerten die Leute an, man sah wohl, hier war nichts Gemachtes, sondern jenes ruhige Blut, das ein frischer Mut erzeugt.

Er gab der Kommission zur Antwort, daß, nachdem der Kampf nun einmal begonnen habe, es lediglich Sache der militärischen Kommandeure sei, darüber zu entscheiden, ob derselbe eingestellt oder fortgesetzt werden solle. Die Kommandanten der Nationalgarde und der Pompiers verschlossen sich der Einsicht nicht, daß wenn der Feind seinen Angriffsplan änderte oder Verstärkungen heranzog, die Situation sich verschlimmern könnte, aber ehe man mit den Angreifern in Unterhandlungen eintrete, verlangten sie wenigstens noch eine Stunde lang den Kampf fortzusetzen. Eine halbe Stunde später begann der Feind sich zurückzuziehen, er nahm etliche vierzig Tote und Verwundete mit und ließ einige Gefangene in den Händen der Nationalgarde. Auf seiten der Stadt waren zwölf Mann verwundet worden, unter ihnen Herr de la Forge. Die Wut des Feindes über diesen gänzlich unerwarteten Widerstand war groß. Wie gewöhnlich ließ er auch hier seine schlechte Laune an harmlosen Leuten aus, und schleppte ein Dutzend solcher als Gefangene mit sich, obwohl dieselben kein anderes Verbrechen begangen hatten, als ihnen unterwegs begegnet zu sein; auf dem ganzen Wege wurden diese Gefangenen mit Schimpfwörtern überhäuft und geschlagen, einer von ihnen wurde von betrunkenen Landwehrleuten so zugerichtet, daß er noch vor der Ankunft in Ribemont sich durch einen Wundarzt am Straßengraben seine Wunden verbinden lassen mußte.

Oberst von Kahlden, der Kommandant von Laon, der die Expedition befohlen hatte, war nicht gesonnen, diesen Mißerfolg, der auf die Stimmung der Bevölkerung leicht von großem Einfluß und von schwerer Tragweite sein konnte, auf sich sitzen zu lassen, mußte doch in dem Beispiel, das die Stadt St. Quentin gab, indem sie den Feind ohne die Hilfe jeder regulären Truppenmacht zurückgeworfen hatte, für andere Städte ein Anreiz liegen, St. Quentin auf diesem Wege zu folgen. Herr de la Forge wußte wohl, daß Repressalien des Feindes nicht lange würden auf sich warten lassen; er hatte daher die Zusicherung auszuwirken gewußt, daß ein Armeecorps von 10000 Mann nach St. Quentin gelegt werden sollte, aber die maßgebenden militärischen Behörden entschieden sich dahin, daß die Stadt nicht in Verteidigungsstand gesetzt und ebensowenig die Truppen vor einem Handstreich geschützt werden könnten. Diese Ansicht der Behörden wurde am Tage nach dem Fall von Soissons neuerdings ausgesprochen, und so sah sich St. Quentin, ohne einen Schwertstreich thun zu sollen, dem Zorn und der Ungnade des Feindes in dem Augenblicke preisgegeben, wo der Feind frische Truppen zu seiner Verfügung erhielt. Auf die Nachricht vom Ausfall der Entscheidung seitens der militärischen Oberbehörden, gab Herr de la Forge seine Entlassung. Am 20. Oktober sammelte Herr von Kahlden eine kleine Armee um sich, die er in zwei Kolonnen teilte, von denen die eine La Fère einschließen, die andere auf St. Quentin marschieren sollte. In den um La Fère gelegenen Dörfern glaubte man allgemein an den Beginn einer Belagerung, aber man kam mit der Angst und einigen Requisitionen davon. Tausend Mann rückten am 19. Oktober in Danizy ein; wer den geringsten Widerstand leistete, dem erging es schlecht. Am zweitnächsten Tag marschierte die Kolonne wieder in der Richtung auf Laon ab.

Während die Besatzung von La Fère einen Angriff erwartete und sich darauf vorbereitete, demselben zu begegnen, war Herr von Kahldens Handstreich vollständig geglückt. Am 20. Oktober abends hatte der Oberst im Dorfe Brissais—Choigny erfahren, daß die Brücken über die Oise und Sambre abgebrochen seien; sofort hatte er den Ortsbehörden der Gemeinde Vendeuil, auf deren Gebiet die Brücken gebaut worden waren, befohlen, die Brücken vor 10 Uhr früh am nächsten Morgen wiederherzustellen, bei Vermeidung einer Buße von 20000 Franks und anderen militärischen Repressalien, wie: „Gefangennahme oder Erschießung der vornehmsten und angesehensten Einwohner.“ In der That wurden auch die Brücken in einer Nacht wieder hergestellt; während die Männer an

denselben arbeiteten, leuchteten ihnen die Frauen und Kinder mit Laternen dazu. Gleichsam als Ausdruck seiner Zufriedenheit, setzte der Oberst die Buße auf 10 000 Franks herab, und begnügte sich schließlich mit 500 Franks, die er den Armen der Gemeinde zukommen ließ. Nach diesem Werke christlicher Barmherzigkeit setzte er seinen Marsch fort. Gegen 10 Uhr morgens in der Nähe von St. Quentin angekommen, ließ er zwei Batterien an der Straße von La Fère, etwa 3500 Meter vom Mittelpunkt der Stadt entfernt, auffahren, und kündete, ohne die Stadt zuvor zur Übergabe aufgefordert zu haben, seine Ankunft mit drei Granaten an, die er in die Stadt warf. Die Nationalgarde war auf den Barrikaden, aber der Feind kam nicht, und alles wies darauf hin, daß er überhaupt nicht kommen werde. Die drei Granaten sollten wohl besagen: Herr von Kahlden ist in der Nähe und wartet auf die Übergabe der Stadt; einige weitere, in unregelmäßigen Pausen in die Stadt geworfene Granaten sollten wohl von der Ungeduld des wartenden Herrn Zeugnis ablegen. Der Kommandant der Pompiers und ein Offizier der Nationalgarde, welche deutsch verstanden, machten sich mit der weißen Fahne auf den Weg. Bei den Vorposten trafen sie einen Offizier der Landwehr, welcher sie zu dem Obersten geleitete. Er hielt inmitten seiner Offiziere auf dem freien Feld. In seiner nächsten Nähe befand sich, als eine Art Dolmetscher ein junger Mann, Namens Berg, von Geburt Belgier, aber Deutscher von Profession; er wird noch lange in der Erinnerung des Departements fortleben, wo er während dessen Besetzung das verhaßte Werkzeug aller Härten des Feindes war. Den Zwicker auf der Nase, blond, klein und schlank wie ein Windhund, schien er seine Leibesarmut und seinen Übermut hinter den Riesenleibern der Mecklenburger verstecken zu wollen. Wenn Herr von Kahlden etwas gesagt hatte, übersetzte er es in einem trockenen, schnarrenden Tone, und gab, jedes Wort scharf betonend, die Befehle des Herrn Obersten kund. Nun, der Befehl des Herrn Obersten bestand darin, die Parlamentäre sollten in erster Linie die städtische Kommission und zwar „sofort" zur Stelle schaffen, denn wenn sich die Herrn nicht beeilten, zu ihm zu kommen, würde er die Stadt in Brand schießen. Als die Kommission erschien, händigte er ihr ein ganz seltsames Schriftstück ein, das die Stadt heute noch in ihrem Archiv aufbewahrt. Es ist dies ein vollständig motiviertes Urteil, auf Grund dessen die Stadt belegt wurde: 1.) mit einer Geldbuße von 600 000 Franks wegen der am 18. September 1870 erlassenen, von Herrn Anatole de la Forge unterzeichneten Proklamation, ebenso wegen mehrerer vom „Courier de St. Quentin" seit dem 30. September 1870 erschienenen Artikel, die Äußerungen und Meinungen enthielten, die geeignet erschienen, die Bevölkerung aufzureizen, sie zu den Waffen greifen zu lassen und feindliche Gesinnungen gegen Seine Majestät den König von Preußen wachzurufen; 2.) mit einer Geldbuße von 300 000 Franks und der Lieferung von zwanzig gesattelten und gezäumten Pferden, weil am 8. Oktober 1870 auf eine Compagnie Infanterie und drei Schwadronen Dragoner geschossen wurde, die ohne jede feindliche Absicht nach der Stadt geschickt worden waren, lediglich zu dem Zwecke, Proklamationen dort anzuschlagen und zu verteilen; des weiteren, weil die Brücken und sonstigen Verbindungen mit der Stadt zerstört worden waren und so die Truppen sich verhindert sahen, ihren Auftrag auszuführen." Und man durfte erst nichts sagen über diesen phantastischen Tarif, der eine beleidigende Äußerung über Seine Majestät den König von Preußen mit einer Buße von 600 000 Franken belegte, für die Flintenschüsse aber, welche vierzig Deutsche niederstreckten, nur die Hälfte verlangte; Herr von Kahlden duldete auch nicht den geringsten Widerspruch. Um 3 Uhr hielt er seinen Einzug in die Stadt und schritt sofort zur Entwaffnung der Nationalgarde. Ein Maueranschlag befahl, sämtliche Waffen, welcher Art sie immer sein mochten, innerhalb zwei Stunden abzuliefern „bei Todesstrafe." Eine andere Proklamation enthielt die Stelle: „Die deutschen Behörden geben bekannt, daß wenn auf einen deutschen Soldaten geschossen wird, sechs Einwohner dafür erschossen werden."

Die Munizipal-Kommission unterwarf sich; sie appellierte an den guten Willen der Einwohner, um sofort 950,000 Franks zusammenzubringen, denn die Pferde, welche man angeboten hatte, waren alle zurückgewiesen worden und die Schuld dadurch um 50,000 Franks angewachsen; da die freiwilligen Beiträge nicht ausreichten, mußte man seine Zuflucht zu den Bankiers in der Stadt und zur Bank von Frankreich nehmen, worauf das Geld bei Heller und Pfennig bezahlt wurde. Die Stadt lieferte des weiteren noch Zucker, Tabak und Leder in geradezu erstaunlichen Mengen. Am 22. abends wurde die ganze Ausbeute dieser wohlgelungenen Expedition sorgfältig auf requirierte Wagen verladen, und noch vor Tagesanbruch verließen Infanterie und Kavallerie, ohne den geringsten Lärm zu verursachen und unter peinlichsten Vorsichtsmaßregeln die Stadt; kein Mensch war durch den Abmarsch der Deutschen aus dem Schlafe geweckt worden. Herr von Kahlden ließ nur einen hochmütigen Maueranschlag zurück: Falls nach dem Abmarsch der deutschen Truppen neuerdings feindselige Demonstrationen stattfinden oder Unordnungen vorkommen sollten, welche die Rückkehr der Truppen notwendig machen würden, hatte die Stadt zu erwarten, daß mit der größten Strenge gegen sie eingeschritten würde. Bedeutend höhere Kontributionen als diesmal ihr auferlegt worden, hätte die Stadt zu gewärtigen, und jedes bloßgestellte oder auch nur verdächtige Individuum würde ohne weiteres mit dem Tode bestraft.

Die Bevölkerung, welche all diesen Schimpf schweigend hinzunehmen und hinunterzuwürgen sich gezwungen sah, konnte gleichwohl den Gedanken nicht fassen, daß dieser Kelch bis zur Hefe geleert werden müsse. Gierig erschnappten sie alle, auch die allerunwahrscheinlichsten Gerüchte, im Anfang wenigstens, denn die Lügennachrichten kamen schließlich so hageldicht und so plump, daß sie keine Gläubigen mehr fanden. Gegen Ende Oktober hatte man noch nicht alle und jede Hoffnung aufgegeben, man erzählte sich von Heldenthaten Bazaines, der die preußischen Linien durchbrochen haben sollte und im Anmarsch war; leider meldeten die Blätter des Feindes, und der hatte es nicht nötig, zu lügen, der Marschall habe kapituliert. Zehn Tage später war das Departement vom Norden bis zum Süden von einer neuen Invasion überschwemmt. Ein Teil der Armee, die Metz eingenommen, wandte sich auf Chateau-Thierry, um nach Paris zu marschieren, der andere, ungleich stärkere, wälzte beinahe vierzehn Tage lang ununterbrochen seine Kolonnen und seinen Fuhrpark auf den Straßen Reims-Soissons und Soissons-Laon dahin; von da schlug er auf allen Straßen, die ihm zu Gebote standen, die Richtung auf Amiens ein. Manteuffel stand an der Spitze dieser Armee, welche den Auftrag hatte, unsere Nordarmee zu vernichten. Diese wiederholte Invasion verdüsterte alle Gemüter, und in den Dörfern, in welchen es von Deutschen wimmelte, wo es schwarz aussah vor lauter deutschen Truppen, legte man sich die Frage vor, was denn eigentlich die pariser Journale mit ihrer Lieblingsphrase besagen wollten, daß Deutschland vollständig erschöpft und am Ende seiner Leistungsfähigkeit angelangt sei.

Auf die erste Nachricht von der Kapitulation von Metz hin traf La Fère seine letzten Vorbereitungen, eine Belagerung auszuhalten, und in der That, der Besitz dieses Platzes war für eine im Norden operierende Armee von der gleichen Wichtigkeit, wie es der von Soissons für diejenige Armee gewesen, welche im September auf Paris losmarschierte. Am 13. November wurde wirklich auch an den eben zum Kommandanten von La Fère ernannten Schiffskapitän Planche die Aufforderung zur Übergabe des Platzes gestellt. Maire und Adjunkt einer benachbarten Gemeinde hatten, von dem Feinde mit dem Parlamentärsdienst ziemlich gegen ihren Willen betraut, diese Aufforderung überbracht. Anfänglich weigerte sich der Kommandant, einen derartigen Schritt, der allen Gebräuchen zuwider lief, als einen ernst gemeinten zu betrachten; auf die anhaltenden Bitten dieser Parlamentäre wider Willen, die ihm vorstellten, daß man sie mit dem Tode bedroht habe, falls sie keine Antwort zurückbrächten, ließ er sich aber doch so weit bringen, daß er ihnen ein Exemplar der Proklamation einhändigte, welche er vor zwei Tagen erlassen hatte, und die auf seinen Befehl in der ganzen Stadt angeschlagen worden war. Er hatte in derselben erklärt, daß er entschlossen sei, sich bis zur letzten Patrone, bis zum letzten Bissen Zwieback zu halten, und daß er, wenn der Platz bombardiert werde, sich in seinem Entschluß durch keine Rücksicht auf das Wohl und das Interesse einzelner würde beeinflussen lassen.

„Ich weiß es, wir werden Leiden aller Art zu ertragen haben," bemerkte der Kommandant am Schlusse dieser Unterhandlung, „aber wir werden tapfer und mit aller Energie aushalten, und Frankreich

zeigen, daß die Ära feiger, schmählicher Kapitulationen zu Ende ist.“ Dieser energische Offizier, der solch stolze Sprache führte, gab sich durchaus keinen Illusionen über die Stärke des Platzes hin, aber ehe er das Kommando der Festung übernommen, hatte man ihm die bündigsten Zusicherungen gemacht, daß die Nordarmee zu seiner Hilfe herbeikommen werde, und er wollte daher seinerseits den Mut der Einwohnerschaft entflammen, alles zu ertragen und auszuharren, bis die versprochene und ersehnte Hilfe nahte. — Die Deutschen, die recht gut wußten, daß die Nordarmee gerade genug zu thun hatte, wollte sie sich ihrer eigenen Haut erwehren, und an nichts anderes denken konnte, betrachteten La Fère bereits als so gut wie genommen, und lediglich, um sich die Umständlichkeit einer Belagerung zu ersparen, deren Ausgang für sie ja außer aller Frage stand, waren sie bereit gewesen, auf eine Räumung des Platzes und freien Abzug der Besatzung mittelst der Eisenbahn einzugehen. Aber ebenso bereitwillig nahmen sie die Herausforderung des Kommandanten an, und schon am nächsten Tage begann die Cernierung von La Fère.

Wohl noch nie hat eine Festung den Namen eines „Bombennestes“ so sehr verdient, wie La Fère. Der Wanderer, welcher sich, von St. Quentin kommend, der Festung nähert, sieht, wenn er das Dorf Travecy durchschreitet, eine blaue Linie waldbestandener Höhen vor sich. Zur Linken steigen die Hügel von Parc und Danizy, nur durch ein kurzes Thal von einander getrennt, auf; gegenüber liegt das Plateau von Charmes und Andelain; zur Linken hat man den Wald von St. Gobain, der nach den Ufern der Oise abfällt. In der Ferne lenken die Türme der Kathedrale von Laon, welche in einem Einschnitt zwischen Charmes und Danizy zum Vorschein kommen und die ganze Landschaft beherrschen, den Blick des Beschauers auf sich; was er aber erst ganz zuletzt und nur mit Mühe und Not entdeckt, das ist die Stadt La Fère, die dicht zu seinen Füßen liegt; von Norden aus und in der Entfernung von etwa drei Kilometern gesehen, macht sie den Eindruck, als schmiege sie sich völlig an die Hügel an, als sei sie in deren Schatten völlig verloren. Der Feind müßte in Verlegenheit kommen, wie er seine Positionen am besten auswählen sollte. — Wie Soissons, traf auch La Fère alle üblichen Vorsichtsmaßregeln. Die 2700 Mobilgardisten, welche mit einigen Francstireurs die Besatzung der Festung bildeten, wurden zur Anlage von Verteidigungswerken verwendet. Man staute die Fluten der Oise, um das vorliegende Terrain unter Wasser zu setzen, das Faubourg Notre Dame, durch welches der Weg nach Danizy führt, wurde von Schützengräben durchzogen, und so mit spanischen Reitern, Fußangeln und sonstigen halsbrecherischen Dingen gespickt, daß der Feind, wenn er sich einmal in dieses Terrain verfangen hatte, gewiß sein Lebtag nicht mehr draus los kam; aber der Feind hütete sich wohl, auf all diese artigen Dinge sich einzulassen. Noch einmal wiederholen wir: „Arme, aus einer vergangenen Zeit stammende Festungen! Wenn sie ihr altes Verfahren gegen die neuen Mittel der Städteverwüster in Anwendung bringen, gleichen sie genau Insekten, die unter der riesigen Pratze eines Elephanten, der sie unfehlbar zerstampft, sich noch ihres Stachels oder ihres Giftes bedienen; der Instinkt treibt sie dazu, und sie kennen und wissen kein anderes Mittel, sich zu wehren.“

Gegen diesen von vornherein verlorenen Platz entwickelten die Deutschen alle Hilfsmittel ihres Wissens, ihrer Zahl und ihres Materials. Sie trafen alle ihre Vorkehrungen so, als ob sie es mit dem gefürchtetsten Feind vor sich zu thun hätten. Hinter Mauern und Hecken, in tiefen Gräben, lauerten ihre so nah als möglich an die Stadt herangeschobenen Vorposten auf alles, was vorging, unbeweglich, lautlos, unsichtbar. Auf dem Ackerfeld draußen hielten durch Gräben geschützte Infanterieposten die Straßen und Fußwege unter Feuer und verjagten jeden, der unbefugt diese Wege betrat, mit Flintenschüssen. Reiterpatrouillen verbanden beständig die einzelnen Posten unter einander, andere klärten die Straßen und benachbarten Dörfer auf. Andererseits arbeiteten diese geheimnisvollen Belagerer auch wieder ganz offen auf allen den Platz umgebenden Hügeln, in Travercy, namentlich aber im Süden, in Charmes, Andelain, Bertaucourt. Natürlich beabsichtigten sie dort ihre Artilleristen aufzustellen, und die Festung beschoß daher auch jene Stellungen mit dem größten Nachdruck; aber gerade auf der entgegengesetzten Seite, auf der Seite des Bahnhofs, hatte der Feind seine besten Geschütze in Batterie gebracht. Im Osten, auf dem kleinen Schießplatz, wurden zehn Geschütze von alten freiwilligen Kanonieren bedient, man nannte dies daher auch „die Batterie der Alten,“ vier Geschütze zielten auf Danizy. Nun aber rückten am 24. um 6 Uhr abends die feindlichen Geschütze und 200 mit dem zum Batteriebau nötigen Material beladene Fuhrwerke in Danizy ein. Schon seit zwei Tagen waren die Richtungspfähle ausgesteckt und die Batterieständer markiert, in weniger als einer Stunde hatten alle diese Wagen ihre Last abgeladen: Planken, Dielen, Eisenbahnschienen, Schippen, Schaufeln, Batteriefaschinen und Schanzkörbe, alles an dem schon zum voraus bestimmten Ort und Platz, ohne jede Verzögerung und ohne daß es das geringste Hindernis abgesetzt hätte. Und alsbald machten sich nun auch vom Parkhügel bis zur Chaussee an der Bahnlinie auf einem großen, die Ostfront des Platzes umfassenden Bogen, die Arbeiter an ihr Werk. In einer Nacht hoben sie, um die Batterien in Stellung bringen und die zum Schutze der Soutiens nötigen Deckungen herstellen zu können, 4400 Kubikmeter Erde aus. Mit Tagesanbruch wagten sich einige beherzte Abteilungen bis auf 300 Meter an die Bastion heran, um diejenigen Pappelbäume, welche ein richtiges Zielen verhindert hätten, zu fällen, und kaum waren diese Leute wieder in ihren Verschanzungen zurück, so krachte auch schon der erste Granatschuß gegen die Stadt, prompt schlug die Granate mitten in das Zimmer des Arsenal-Kommandanten.

Alles in La Fère befand sich in der höchsten Überraschung und Bestürzung; die in ihren Quartieren verbliebenen Mobilgardisten stürzten voller Hast aus den Zimmern, auf den Treppen, wo sich alles stieß und drängte, gab es Tote; ebenso überrascht waren die Artilleristen am Bahnhofe, die ganz ruhig in der Wirtschaft vis à vis ihren Kaffee schlürften, und vor allem die „Alten,“ welche mit ihren vier Geschützen die ganze Wucht eines geradezu toll zu nennenden Höllenfeuers auszuhalten sich genötigt sahen. Artilleristen, welche bei Sebastopol und Solferino mit dabei gewesen, erklärten, so etwas noch nicht erlebt zu haben und bei solch einem Tanze noch nie gewesen zu sein, denn an diesem Tag und in dieser Nacht regneten auf die unglückliche kleine Stadt, die man bequem in zehn Minuten ihrer ganzen Länge nach durchschreitet, 3500 Bomben nieder. Gleichwohl thaten alle ihre Pflicht, die Alten, wie die Jungen, aber die Schießscharten wurden getroffen, die Mehrzahl der Geschütze, welche auf Danizy feuern konnten, demontiert; einige von ihnen, welche der Gegner mit einer Geschicklichkeit, die dem Zielen desselben, bei aller Nähe seiner Stellungen, die höchste Ehre macht, waren in die Seele des Geschützes getroffen; um Mittag wurde die Zerstörung, namentlich im östlichen Teil der Stadt, welcher das Militärquartier umschließt, eine geradezu entsetzliche. Am Thor von Notre Dame war auch nicht ein Stein, der nicht die Spuren von Kugeln getragen hätte; das Arsenal, die Kasernen, das Futtermagazin, alle wurden nach einander ein Raub der Flammen, in den menschenleeren Straßen pfiffen die Kugeln, und die zu den Militärställen hinausgejagten Kühe und Ochsen rannten brüllend durch die Straßen. In der Frühe des 26. Novembers gab endlich nach langem Schwanken und einem schweren Kampfe zwischen dem brennenden Verlangen, den Kampf noch weiter fortzusetzen, und der Vernunft, die jeden ferneren Kampf für aussichtslos erklären mußte, der Kommandant den Bitten der Bürgerschaft nach. Von Hilfe konnte keine Rede mehr sein; einige von Ham gekommene Truppen hatten sich vor sechs Tagen vergebens auf die Einschließungslinie zu werfen und diese in der Nähe von Vouel und Liez zu durchbrechen versucht, und was die Nordarmee anbelangte, so schlug sich diese mit Manteuffel herum. — Um 9 Uhr wurde ein Parlamentär zum Feinde gesandt, aber der Nebel machte die weiße Flagge unsichtbar und der Donner der Geschütze verschlang die Trompetensignale. So verstrich eine Stunde; endlich machten die Leute in der Vorstadt, welche das Signal gehört hatten, die Deutschen auf dasselbe aufmerksam. Das Feuer schwieg, und bald darauf kehrte der Parlamentär mit einem Hauptmann vom preußischen Generalstab in die Stadt zurück. Der preußische Hauptmann ließ sich darüber auf, daß man ihm die Augen verbinde; er kenne La Fère so genau, als nur irgend einer aus der Stadt selber, meinte er; schließlich unterwarf er sich doch der alten Gewohnheit, aber unterwegs schimpfte er greulich, so oft sein Fuß gegen irgend ein Hindernis stieß, oder sein Säbel gegen die Drähte, welche querüber gezogen waren, anschlug.

Dieser leichte Sieg brachte die von Reims über Laon, Crépy, La Fère führende und bei Tergnier die Ostbahn mit der Nordbahn verbindende Bahnstrecke in die Gewalt des Feindes. Zu gleicher Zeit zog Manteuffel, der die französische Armee zurückgeworfen hatte, in Amiens ein. Nun waren seine Verbindungen im Osten durch La Fère, Laon und Soissons vollständig gesichert; im Süden konnte er frei mit der Armee vor Paris verkehren; er konnte einen Teil seiner Truppen mit der Überwachung der festen Plätze im Norden Frankreichs betrauen und mit dem Reste seinen Feldzug in der Normandie beginnen. Aber das Departement der Aisne sollte nicht jene düstere Ruhe kennen lernen, welche über dem östlichen Frankreich lag, seit der Kanonendonner vor Metz verstummt war, denn die französische Nordarmee erschien jetzt auf dem Kriegsschauplatz. In der That, La Fère war kaum erst seit einigen Tagen erobert, so wußten auch schon die deutschen Journale von dem Siegeszug Manteuffels an den Ocean zu erzählen; da mit einemmale wurden die Occupationstruppen im Aisne-Departement plötzlich von einer Panik ergriffen. La Fère sah seine Garnison die Zugbrücken aufziehen, die Wälle mit Geschützen spicken, in den Straßen trieben Patrouillen mit geladenen Gewehren alle Gruppen auseinander, sobald sie aus mehr als drei Personen bestanden.

Bis nach Laon verbreitete sich dieser Alarm, der Präfekt brachte sich, seine Sekretäre und seine Kasse in Sicherheit, während die Garnison ihre sämtlichen Lebensmittel und alle Munition in die Citadelle verbrachte. Eines Abends ging ein Schuß los; sofort rasselte der Generalmarsch durch die Straßen, die Offiziere eilten auf ihre Posten, die Mannschaften stürzten aus ihren Quartieren, man hätte den Landwehrleuten nicht im entferntesten eine solche Behendigkeit zugetraut; alles schloß sich in der Citadelle ein, wo es sich endlich herausstellte, daß einer betrunkenen Schildwache das Gewehr losgegangen war. Am nächsten Tage wurde in allen Straßen ausgerufen: „Von abends 7 Uhr ab darf niemand ohne brennende Laterne auf öffentlicher Straße gehen. Im Fall eines Alarms durch Tambours oder Trompeter hat sich jedermann sofort in seine Wohnung zu begeben. In diesem Falle müssen ebenso sämtliche auf die öffentliche Straße gehenden Fenster aller Häuser beleuchtet sein. Diese Bestimmungen sind im Interesse der Einwohner getroffen. Der Kommandant schärft jedermann aufs eindringlichste ein, sich streng an diese Vorschriften zu halten."

Dem Befehl wurde Folge geleistet: Mit Einbruch der Nacht konnte der Feind in den Straßen mehr Laternen sehen, als ihm lieb war; Laternen von allen Farben, deren gelbe, violette, rote, grüne Strahlen die spöttischen Gesichter der Laternenträger beleuchteten. Dieser lächerliche Befehl wurde drei Tage später wieder zurückgezogen, die Deutschen hatten sich wieder für einige Zeit beruhigt; aber was war der Grund dieser plötzlichen Unruhe gewesen? — General Faidherbe hatte das Kommando der Nordarmee übernommen. Diese inmitten all unseres Unglücks erstandene Armee hat drei Monate lang, immerwährend kämpfend, existiert, und ihre Geschichte ist eine glorreiche Episode in diesem traurigen Kriege. General Faidherbe hat sie in einer kurzen und nüchternen Schilderung dargelegt, die alle jene lesen mögen, die nach Gründen suchen, an der Zukunft nicht verzweifeln zu müssen. Mitte Oktober war mit der Organisation noch nicht einmal begonnen worden. Einige Mobilgardenbataillone, ohne richtige Cadres, sieben Linien-Depots, welche Detachements nach dem Centrum Frankreichs sandten, ein Dragonerdepot, das zur Not einige Reiter für die Eskorte zu stellen vermochte, eine Batterie, welche nicht marschfähig war, das waren die Elemente, welche im Oktober 1870 der General-Kommissär vorfand, den Gambetta mit der Organisation des Widerstandes im Norden betraut hatte. Gleichwohl machte er sich sofort ans Werk, unterstützt von Oberst Farre, der als Fortifikationschef in Lille ernannt war und ihm nun mit dem Grade eines Brigadegenerals beigegeben wurde. Jede Stunde wurde ausgenützt. Als General Bourbaki am 22. Oktober den Oberbefehl übernahm, — zu seinem Generalstabschef hatte er General Farre ernannt — war das Unternehmen im besten Zug; als er von demselben zurücktrat, am 19. November, war eine erste Division organisiert, und sechs Batterien annähernd imstande, ins Feld zu rücken, alte Unteroffiziere, Offiziere, die bei Metz und Sedan zu entweichen gewußt hatten, formierten die Cadres. An der Spitze der Armee verblieben, bildete General Farre eine zweite Division und traf alle zur Mobilisierung der Truppen notwendigen Vorkehrungen. Es wurden Akkorde über Lieferungen von Montierungsstücken und Ausrüstungsgegenständen abgeschlossen, aber da seither alle diese Dinge fast ausschließlich in Paris hergestellt worden waren, so sah man sich jetzt genötigt, neben der Privatindustrie des eigenen Landes sich auch noch an das Ausland zu wenden, dabei durfte man in Bezug auf die Qualität nicht einmal wählerisch sein. Die Prüfungskommissionen, an und für sich nicht zahlreich, und gedrängt, so schnell als möglich alles Notwendige zu beschaffen, übernahmen eines Tages eine Lieferung von Schuhen und Stiefeln, deren Sohlen aus Pappdeckel zwischen zwei dünnen Lederstreifen bestand. Die armen Soldaten, welche einige Tage lang auf den gefrorenen Straßen, bei Glatteis, oder auf durch den Regen grundlos gewordenen Wegen mit derlei Schuhen marschieren mußten, hätten allen Grund gehabt, die berühmten Freiwilligen der ersten Republik, die in Holzschuhen daherkamen, zu beneiden. Da braucht man sich nicht zu verwundern, daß eine so wenig leistungsfähige Armee weder La Fère zu Hilfe eilen konnte, noch am 27. November den Stoß der Manteuffelschen Armee in der Schlacht von Amiens auszuhalten vermochte, wo 35000 Deutsche im Feuer standen. Man hatte einige Tage vor der Schlacht in aller Eile die erste Brigade einer zweiten Division zusammengestellt, am Schlachttage selbst traf eine Batterie mit der Eisenbahn um 10 Uhr in der Früh auf dem Schlachtfelde ein und eröffnete ihr Feuer endlich um 1 Uhr nachmittags. Der Dienst der Munitionskolonnen war ein ungemein mangelhafter, so daß Infanterie wie Artillerie gegen das Ende der Schlacht Mangel daran hatten. Trotzdem erlitt der Feind so herbe Verluste wie wir, und er vermochte es kaum zu fassen, daß unsere Soldaten, die so tapfer und ehrenvoll gegen seine alten kriegsgewohnten Truppen gefochten hatten, nach den Abrechnungsbüchlein, die man den Toten vor dem Begräbnis abnahm, blutjunge Bürschlein gewesen und kaum notdürftig ausgebildet waren.

Was aber der Geschichte der Nordarmee ein ganz besonderes Interesse verleiht, ist, daß sie aller Prüfungen ungeachtet sich zu organisieren und zu vergrößern fortfuhr, und daß sie nie besser imstande war, wieder auf den Plan zu treten, als wenn sie der Feind für geschlagen und vernichtet erklärte. Als General Faidherbe das Kommando derselben übernahm, war die 2. Division komplett geworden, und die Nordarmee nannte sich 22. Corps. Alsbald schritt man zur Bildung einer dritten Division, und bereits zählte die Artillerie zehn Batterien; 30000 Mann und 60 Geschütze standen bereit, ins Feld zu ziehen. Fünf Tage nach seiner Ankunft stellte sich General Faidherbe an die Spitze der Armee; die preußische Besatzung in Ham wurde aufgehoben, La Fère bedroht, und deutsche Blätter tadelten die Bewegung Manteuffels, der seinen Marsch auf Havre unterbrach, als unklug. Sofort erhielt auch der Gegner von allen Seiten Verstärkungen, so daß er imstande war, wichtige Truppenkonzentrationen zu bewerkstelligen; aber auch die Nordarmee erhielt einen Zuwachs von drei neuen Batterien, und einer vierten, aus mobilisierter Nationalgarde bestehenden Division. Sie war in zwei Armeecorps, das 22. und 23. geteilt; das erste kommandierte General Paulze d'Ivoy, das zweite General Lecomte. Faidherbe war kommandierender General, General Farre Generalstabschef. Vom Tage seiner Kommandoübernahme bis zum Abschluß des Waffenstillstandes verfolgte Faidherbe mit bewunderungswürdigem, nicht hoch genug anzuerkennendem Geschick und einer Beharrlichkeit sondergleichen die Ausführung des Planes, der ihm allein Erfolg zu verbürgen schien, sich im Schußbereich der festen Plätze zu halten, von Zeit zu Zeit einen kühnen Streich auszuführen, den Feind zu schlagen, wo er sich nicht in der Übermacht befand, ihn beständig in Atem zu halten und ihn daran zu verhindern, die offen vor ihm liegenden Provinzen zu überschwemmen oder sich auf Paris zu werfen, sobald die vor der Hauptstadt liegende Cernierungsarmee einmal bedroht sein sollte. Mit dieser 40000 Mann starken Armee, die kaum zu einem Dritteil aus tüchtigen Soldaten bestand, war das allerdings eine schwere Aufgabe. Krank, von Anstrengungen erschöpft, von allen Illusionen über den Ausgang des Feldzuges gründlich geheilt, jeder Hoffnung entsagend, wie es nach den Schlußworten seines Buches, die allerdings zu schwarz malen, den Anschein hat, wußte Faidherbe doch den Geist seiner Soldaten durch das Vertrauen aufzurichten, das er ihnen einflößte. Obwohl durch dieses

ihnen ganz neue, harte Leben, durch all das Elend, die Kälte, das unaufhörliche Unglück, welches auf dem Vaterlande lastete, aus der Fassung gebracht, fanden sie doch ihren Mut und ihre Hoffnung wieder und wurden zu gelehrigen Werkzeugen in der Hand dieses „aus Erz gegossenen Generals", wie sie ihn nannten.

Sofort, so oft Faidherbe einige tüchtige Schlappen ausgeteilt, gaben sich die Deutschen alle Mühe, nachzuweisen, daß sie ihn geschlagen hätten. Alles, was auch nur im geringsten gegen ihn zu sprechen schien, wurde hervorgesucht, so z. B. daß er stets genötigt gewesen sei, seine Armee unterm Schußbereich der Festungen zu halten, und sie spotteten über seine Siege, die den Sieger zum Rückzug nötigten; aber im Aisne-Departement wußte man recht wohl, daß es dem Feinde bei weitem nicht so wohl zu Mute war, wie er sich den Anschein gab, denn kaum hatte Faidherbe seine ersten Truppenkonzentrationen bewerkstelligt und am 23. Dezember bei Pont Noyelles das erste Treffen geliefert, so sah man auch schon die Manteuffel zugewiesenen Verstärkungen eintreffen: 8000 Mann, von Montmedy kommend, passierten durch Saint Quentin. Nach der Schlacht von Bapaume feierte der Feind abermals einen Sieg, aber man glaubte mehr als jemals zuvor den kurzen, in männlichem Tone gehaltenen Proklamationen Faidherbes, in denen er seine Soldaten beglückwünschte, sah man doch auch die deutschen Truppen sich zurückziehen, die, zum erstenmal im Nord-Departement sich ausbreitend, Guise besetzt gehalten hatten und Vervins zu bedrohen schienen. Durch die täglich zunehmende Kühnheit Faidherbes beunruhigt, konzentrierte von Goeben, der Nachfolger Manteuffels, seine Streitkräfte zu Ende Dezember, um jenem die Spitze zu bieten. Faidherbe stand im Begriff, seinen kühnsten Plan auszuführen und eine der größten und blutigsten Schlachten in diesem Kriege zu schlagen. — In dem Augenblicke, da der demnächstige Fall von Paris mit Sicherheit sich voraussehen ließ und alle Parteien die höchsten Anstrengungen machten, die ihnen diese Wahrscheinlichkeit zur Pflicht machte, verließ am 10. Januar die Nordarmee ihre Kantonnements, die sie in der Nähe von Arras, bei Boisleux, bezogen gehabt hatte. Man durfte unmöglich daran denken, mit einer so schwachen Armee auf Paris zu marschieren, denn die Deutschen hatten alle Brücken über die Somme, von Amiens bis Corbie in die Luft gesprengt und sich überall in den Dörfern des rechten Ufers verbarrikadiert; sie deckten Amiens, indem sie, dem ganzen Lauf der Hallue folgend, die auf dem rechten Ufer der Somme zufließt, Erdwerke und Verschanzungen aufgeworfen hatten. General Faidherbe, dem es bekannt war, daß die Besatzung von Paris einen Ausfall in nächster Zeit zu machen entschlossen war, beschloß, auf St. Quentin zu marschieren, um hiedurch beim Feinde die Besorgnis zu erwecken, es könnten ihm bei Tegnier seine Verbindungen, einerseits zwischen Reims und Compiègne, andererseits zwischen Reims und Amiens abgeschnitten werden.

„Ich war sicher," sagt General Faidherbe in seinem Buche, „es bald genug mit sehr beträchtlichen Streitkräften zu thun zu haben, aber der Augenblick, mich aufzuopfern, war gekommen." Unseligerweise warfen zwei Zwischenfälle unerfreulicher Art seine Berechnungen über den Haufen. Péronne, das seit dem 18. September eingeschlossen war und dem er Entsatz bringen zu können gehofft hatte, kapitulierte an dem nämlichen Tage, an welchem er sich in Marsch gesetzt hatte, nachdem es ein furchtbares Bombardement über sich hatte ergehen lassen müssen, von dem nur einige wenige Häuser der kleinen Stadt verschont geblieben waren. Die Nordarmee mußte solchergestalt eine vom Feinde besetzte Stadt in ihrem Rücken lassen, während sie gehofft hatte, bei ihrem Vormarsch nach Süden sich auf dieselbe stützen zu können. Eine andere Unternehmung, die einem kleinen Armeecorps übertragen war und die zum Zwecke hatte, die sächsische Besatzung aus St. Quentin hinauszuwerfen, war von besserem Erfolge begleitet, aber sie verriet leider auch zu bald dem General von Goeben die Absichten dieser französischen Armee. Während unsere jungen Soldaten auf den mit Glatteis überzogenen Straßen nur mühsam und kurze Strecken vorwärts kamen, nahm von Goeben seine Richtung auf St. Quentin, während ihm gleichzeitig von allen Richtungen Verstärkungen zuströmten. In Laon sah man am 16., 17. und 18. Januar den ganzen Tag und vornehmlich auch die ganze Nacht ungeheure Truppenmassen durchziehen, welche von Reims kamen und auf La Fère weiterzogen. Die meisten dieser Truppen, wenn nicht alle, kamen von Paris. In Chauny lagen ebenfalls Truppen, aber diese waren von Compiègne gekommen. Am 18. Januar war der Feind bereits imstande, mit beträchtlichen Streitkräften unsere Armee in der Nähe von Vermand, westlich von St. Quentin, anzugreifen; ein blutiger Kampf entspann sich an diesem Tage. In seinem Tagesbefehl, den von Goeben am 18. Januar um 10 Uhr abends an seine Armee richtete, bedauerte er, daß die im Kampfe gewesenen deutschen Truppen außerstande waren, „den Feind nachdrücklich zu verfolgen und die ihnen bezeichneten Stellungen zu erreichen," aber er kündigte zugleich für den folgenden Tag die Fortsetzung des Kampfes an und stellte seinen Soldaten einen glänzenden und vollständigen Sieg in Aussicht. In großen Strichen entwickelte er den Plan zur morgenden Schlacht: General Kummer sollte die Stadt von Westen her längs der Straßen von Vermand und Etreillers angreifen; er sollte seinen linken Flügel bis an die Straße von Cambrai ausdehnen und St. Quentin im Norden umgehen; Graf von der Lippe würde von Süden her, der Straße von La Fère folgend, vorgehen und sich bemühen, seinen rechten Flügel so auszudehnen, daß er die Stadt von Osten her umfassen konnte. Die Reserve würde zwischen den beiden Armeecorps auf der Straße von Ham aufgestellt sein.

In der Frühe des 19. entspann sich der Kampf südlich und westlich von St. Quentin. Der Kanal, der eine fast ganz gerade Linie in der Richtung von Südwest bildet, schneidet das weite Schlachtfeld in zwei Teile. Zur Rechten des Kanals, den Rücken der Stadt zugekehrt, dehnte sich unser 23. Corps bis zur Straße von Cambrai aus, zur Linken hielten seit Tagesanbruch eine Division, sowie eine Brigade des 22. Corps die Höhen von Gauchy und Grugies besetzt; eine weitere Brigade stand in Reserve bei St. Quentin. Unsere Rückzugslinien bildeten die Straßen von Cateau und Cambrai. Eine Brigade mobilisierter Nationalgarde war nördlich von St. Quentin bei Bellicourt zu deren Deckung aufgestellt. — Das 22. Corps trat zuerst in Aktion. Der Feind griff die Höhen von Gauchy und Grugies mit beträchtlichen Streitkräften, den Divisionen Barnekow, Prinz Albrecht, Lippe und der vom Prinzen von Hessen kommandierten Garde-Kavallerie-Brigade an. Die Unsrigen, an Zahl ungleich schwächer, waren durch ihre Plänkler und durch eine halbwegs zwischen Gauchy und St. Quentin in der Nähe der Mühle von Tout Vent aufgefahrene Batterie gedeckt, bald aber machte sich das Umgehungsmanöver auf der Straße von La Fère bemerklich, der Feind zog seine Kolonnen dicht und immer dichter heran und drohte uns in der linken Flanke zu überflügeln. Die vierte Brigade wurde daher im Laufschritt zur Unterstützung vorgezogen und dehnte, links vom 22. Corps in Stellung gehend, unsere Schlachtlinie bis an die Straße von La Fère aus, ja sie schritt sogar zum Angriff und ging auf der Straße vor; unseligerweise fiel aber ihr Führer, Oberst Aynès, tödlich getroffen, und der Feind vermochte unsere jungen Truppen bis an die ersten Häuser des Faubourg d'Isle zurückzutreiben. Zum Glück gelang es dem 88. Marschregiment, ihn aufzuhalten und mit einem Bajonettangriff zurückzuwerfen. Inzwischen aber dauerte der Angriff auf die Höhen von Gauchy immer noch fort. Sechsmal führte der Feind seine immer wieder ergänzten starken Sturmkolonnen vor, unsere Soldaten trieben die Anstürmenden zurück, verfolgten sie und kamen ihnen bis auf wenige Schritte nahe. Bei diesen Kämpfen, wo man sich Mann gegen Mann, Auge in Auge in nächster Nähe gegenübersteht, wo nur noch persönlicher Mut, Schwung und Gelenkigkeit gelten, spielten die Unsrigen ihren Gegnern übel mit, deren Leichen den Boden röteten und weithin bedeckten. Der Angriff eines deutschen Husarenregiments ist in einem Augenblick zum Stehen gebracht, er hat sich an unserem Schnellfeuer gebrochen. Und doch kämpften auf diesem Teil des Schlachtfeldes ganz junge Soldaten, die Mobilen des 91. und 46. Regiments; schlecht gekleidet und mit mittelmäßigen Gewehren ausgerüstet, verdienten sie das ihnen vom Höchstkommandierenden gespendete Lob, daß sie an Mut mit den alten Truppen, an deren Seite sie kämpften, es vollständig hätten aufnehmen können. Unsere Artillerie hielt der des Gegners immer stand, fünf Batterien hatten sich rings um Moulin de tout Vent aufgepflanzt; von dieser vorzüglichen Stellung aus übersieht man das ganze Schlachtfeld, lauter fruchtbares Ackerland, auf dem der Pflug nur einzelne wenige Baumgruppen verschont hat, unter deren Schatten sich die großen Fermen verbergen und die nur noch von den hohen Kaminen der Zuckersiedereien und Fabriken

überragt werden. Beim 22. Corps kam es vier Stunden lang lediglich zu einem Plänkler- und Artilleriekampf. Vom Kanal bis zu der Straße von Cambrai standen staffelförmig die Brigaden Lagrange, Isnard und die Division Michelet in der Reserve. Auf dem äußersten rechten Flügel hatten zwei Batterien die Aufgabe, die Straße nach Cambrai zu verteidigen. Im Centrum nimmt eine Batterie Stellung ein, welche der von Moulin de tout Vent in nichts nachsteht, die Artillerie-Reserve endlich krönt zur Linken des 23. Corps die Höhen, welche die Straßen nach Ham beherrschen, auf welcher dem Feinde seine erwarteten Verstärkungen herankommen müssen. Gegen 2 Uhr nachmittags versucht der Feind wirklich das ihm von General von Goeben vorgeschriebene Umgehungs-Manöver auf unserer rechten Flanke. Heftig greift er die Division mobilisierte Nationalgarde an, welche das Dorf Fayet räumt und damit für einen Augenblick die ganze Rückzugslinie entblößt und preisgiebt; aber vom Oberstbefehlshaber in aller Eile vorgeschickte Truppen, Artillerie dabei, und die Brigade „Mobilisierte," welche von Bellicourt herbeikommt, stellen den Kampf wieder her, Fayet wird zurückerobert und von einem Mobilgardenbataillon besetzt. Zur Linken halten die Brigaden Isnard und Lagrange den Feind fest und dringen, nachdem der Kampf lange hin- und hergewogt, in den Wald von Savy ein, wo sich blutige Kämpfe abspielen. — Bis um 3 Uhr mittags gelang es, die Deutschen vollständig in Schach zu halten; ihre Anstrengungen, unsern rechten Flügel auf der Straße von Cambrai, unsern linken auf der Straße von La Fère zu umgehen und schließlich dann unser Centrum bei Gauchy zu durchbrechen, waren völlig umsonst gewesen. General von Kummer hatte seinen Auftrag: „Alles, was er vor sich finde, über den Haufen zu werfen," nicht auszuführen vermocht, dazu fehlte noch viel. Unsere in prächtigen Stellungen feuernde Artillerie, gut geleitet und bedient, brachte den in Massen anrückenden Deutschen furchtbare Verluste bei. Zwei Batterien wandten zum erstenmal neue, von General Tréuille erfundene Granaten an, welche, sobald sie platzen, auf 200 bis 300 Meter vorwärts einen Hagel von Kugeln schleudern, welcher die Infanterie auseinanderstieben läßt. — Aber jetzt erhalten die Deutschen auf der Straße von Ham Unterstützungen, sie kommen von Amiens und werfen sich auf das 23. Corps, das 22. wird auf allen Punkten von den aus La Fère Angekommenen angegriffen. In Vendeuil, acht Kilometer von La Fère, zieht seit dem frühen Morgen Artillerie, Infanterie, Kavallerie durch, der Ort selbst ist von Truppen besetzt; die Musik spielt, um die Soldaten bei guter Laune zu erhalten. Um 6 Uhr treffen wieder Truppen ein, sie kommen von Gonesse, am nächsten Tag sollen von Evreux ebenfalls Soldaten kommen. Man sieht, wenn Herr von Moltke den Befehl an Herrn von Goeben ergehen ließ, die Nordarmee zu vernichten, so gab er ihm auch die Mittel dazu. Um 4 Uhr mittags war die Schlacht unwiederbringlich verloren. In der Stellung des 22. Corps hatte die zweite Brigade der ersten Division, welche Gefahr lief, auf ihrer rechten Flanke überflügelt zu werden, schließlich die Höhen von Gauchy aufgeben müssen, der linke Flügel folgte dieser Bewegung, und die Artillerie fuhr, nachdem sie zuvor noch mörderische Salven, eine nach der andern, auf den Feind abgegeben hatte, durch das Faubourg von Isle nach St. Quentin zurück; ihren Rückzug deckte die in der Vorstadt errichtete, mit vier Bergkanonen armierte Barrikade. Zu gleicher Zeit war das 23. Corps, nachdem es lange dem Feind jeden Fußbreit Terrain streitig gemacht hatte, der jetzt auf der Straße von Ham und längs des Kanals vordrang, auf die Stadt zurückgeworfen worden. Die am Eingang des Faubourg Saint Martin errichteten Barrikaden deckten den Rückzug. Das 22. Corps zog sich auf der Straße von Cambrai, das 23. auf derjenigen von Cateau zurück. Unsern Truppen dicht auf den Fersen, drang der Feind in die Stadt ein, nachdem er zuvor etliche Granaten in dieselbe geworfen. — Die Nacht ist hereingebrochen, die Straßen sind leer, in ihren Häusern zittern die Einwohner, so oft sie draußen die Hurrarufe der Preußen hören, 6 oder 700 der Unsrigen sind in der Stadt zu Gefangenen gemacht: in Unordnung davongelaufene Bursche, Versprengte, Ermattete, aber auch wieder solche Compagnien, welche sich aufgeopfert hatten, den Marsch des Feindes aufzuhalten; doch gelang es weitaus der Hälfte dieser Gefangenen zu entfliehen und wieder zu ihren Truppenteilen zu stoßen. Die Bergkanonen fielen samt der von ihren Verteidigern verlassenen Barrikade allerdings in die Hände des Feindes, aber von all den fünfzehn Feldbatterien war weder ein Geschütz noch ein Munitionswagen verloren gegangen. Die der Schlacht folgende Nacht war eine traurige für Saint Quentin und dessen Umgebung. Mühsam nur schleppten sich unsere armen, todmüden, vom Hunger geplagten Soldaten auf den durch das Tauwetter grundlos gewordenen Straßen dahin. Der Rückzug wurde bald zur völligen Auflösung, eine solch junge Armee vermag nicht einen geordneten Rückzug anzutreten; in Cambrai, Valenciennes, Lille gab sie das Schauspiel einer jämmerlichen Auflösung. Die deutschen Telegramme verkündeten jubelnd den erfochtenen Sieg und zählten auf, wie viele Geschütze bei St. Quentin genommen, wie viele Gefangene gemacht worden. Aber diejenigen, die in der Schlacht mitgekämpft, trugen keineswegs solch stolze Siegesmiene zur Schau. Die Soldaten räumten ihre furchtbaren Verluste ein. Einer von ihnen sagte, die Hand bis zu einer gewissen Höhe vom Boden erhebend: „Franzosen verloren so viel," und fügte, die Hand um ein gut Stück höher hebend hinzu: „Wir so viel!" Thatsächlich hatten die Deutschen bei St. Quentin 86 Offiziere und 2420 Mann verloren. Der Verlust der Franzosen betrug 5000 Mann tot und verwundet, 10000 Gefangene. Die Offiziere sprachen mit Bewunderung von den Dispositionen Faidherbes und von dessen Artillerie. Im übrigen versicherten sie, daß ihnen der Sieg von vornherein sicher gewesen sei; hätte man mit dem Angriff noch einen Tag zugewartet, so würde er ein noch viel entscheidenderer geworden sein, sie hatten ganz andere Resultate erwartet. „Wären wir schon am Morgen Herr geworden," sagte ein deutscher General, „so wäre St. Quentin für die Franzosen ein zweites Sedan gewesen." General von Goeben zeigte sich nach der Schlacht bescheidener, als vor derselben. Er verfolgte die sich zurückziehende Armee nicht allzu hitzig, von der sich, wie er glaubte, ein Teil auf Cambrai zurückgezogen hatte, indes der andere wohl auf Guise zurückging, während in Wirklichkeit die geschlagene Armee die Straßen von Cambrai und Cateau einschlug. Am 21. Januar befahl er den Generalen Kummer und Groeben, falls sie auf der Verfolgung vom Feinde angegriffen und bedrängt würden, sich, der eine auf Amiens, der andere auf Péronne zurückzuziehen. Thatsächlich war die Nordarmee, so erschüttert sie ja auch sein mochte, doch noch keineswegs zersprengt und vernichtet. Es ist wahr, es gab Bataillone, welche nicht recht standhielten, und eben so wahr, daß während der Schlacht viele Soldaten, welche sich versteckt hatten, von der Feldgendarmerie durch die Straßen von St. Quentin und ins Feuer getrieben wurden; diejenigen aber, welche die Mobilen und die mobilisierten Nationalgarden in ihren Kantonnements gesehen hatten, namentlich die mobilisierten Nationalgardisten, — Soldaten, die den Tag zuvor noch von Offizieren geführt worden waren, die ganz die gleichen Neulinge waren, wie sie selbst, hätten diesen armen Teufeln es gewiß verziehen, daß sie sich hier schwach gezeigt hatten. Zudem haben unsere jungen Offiziere kaum so viel Zeit gehabt, um auch nur notdürftig die Blätter einer Theorie des Krieges durchzulesen, und unsere jungen Soldaten mußten das ganze Waffenhandwerk in einem Zeitraum erlernen, den man in Deutschland eben gerade für hinreichend hält, dem Soldaten den Stechschritt beizubringen. Und wie schrecklich begann für sie der Krieg! Dieser dreitägige Marsch auf abscheulichen Wegen, ehe man nach Vermand kam, diese zwei Tage währende Schlacht gegen eine zweimal so starke*) und kriegstüchtige Armee, welcher die Eisenbahn, wenige Kilometer vom Schlachtfeld entfernt, Verstärkungen auf Verstärkungen zuführte, all das krönte würdig diesen zweimonatlichen Feldzug, während dessen die Nordarmee vier Schlachten und mehrere Gefechte geliefert und dem Feinde Verluste zugefügt hatte, welche General Faidherbe auf 20000 Mann schätzte.

Ohne Rast und Ruh arbeitete der General daran, seine Armee wieder auf ihren vorherigen Stand zu bringen, und schon am 10. Februar war er imstande, mit einem beinahe gleich starken Heere, wie es sein früheres bei St. Quentin gewesen war, ins Feld zu rücken, dank der

*) Gerade das Umgekehrte ist der Fall; bei St. Quentin fochten 25000 Deutsche gegen 50000 Franzosen; wahr dagegen ist, daß sie den Franzosen an Kavallerie und Artillerie weit überlegen waren. Rechnet man diese 25000 Deutsche, deren angebliche Verluste 20000 Mann betrugen, so wären nach Faidherbes Angaben somit am Abend von St. Quentin noch 5000 Mann gegen ihn im Felde gestanden, mit denen hätte aber selbst eine solch total geschlagene Armee, wie die französische, fertig werden können und müssen. Es ist immer die alte Geschichte: man belügt andere, man belog sich selbst, und die Zeche hatte Frankreich zu bezahlen!

Einreihung neuer mobilisierter Nationalgardisten; aber Frankreich hatte am 29. Januar die Waffen gestreckt. Zwischen die französische Armee, welche die Departements Pas du Calais und Nord besetzt hielt und die deutsche Armee hatte der Waffenstillstand eine zehn Kilometer breite Grenzlinie gelegt. Das Departement der Aisne fiel beinahe ganz der deutschen Occupation anheim. So sehr war man von allen seinen Illusionen zurückgekommen, daß die Nachricht vom Abschluß eines Waffenstillstandes mit Freuden begrüßt wurde und man diejenige vom Friedensschluß ungeduldig erwartete. — Man hoffte, daß für das vom Feinde überzogene Land das Ende seiner Leiden gekommen sein werde. Sie kam, diese Zeit, und mit ihr Trost und Balsam für die dem Lande geschlagenen Wunden.

Die Deutschen in Burgund.

Es mochte etwa acht Tage her sein, seitdem die Deutschen, nachdem sie Dijon in ihre Gewalt gebracht, sich in der Côte d'Or auszubreiten begannen, als ich, vom Norden kommend und das mittlere Frankreich durchquerend, Beaune und Nuits zu Anfang November erreichte und mich entschloß, die äußerste Grenze noch aufzusuchen, an welcher sich in diesem Landesteile das Weitergreifen der Invasion brach und auf lange Zeit hinein brechen sollte. Auf der ungeheuer langen Strecke, die ich zurücklegen mußte, von Douai, Amiens und Rouen bis zu den französischen Vorposten bei Chagny an der Saône und Loire, inmitten eines bereits ausgesogenen und noch von weiterer gründlicher Verheerung bedrohten Landes, hatten sich meinem Blicke mehr als einmal charakteristische vielsagende Erscheinungen gezeigt. Ich sah zu meinem nicht geringen Erstaunen, wie sich überall ganz in der Stille neue beträchtliche Streitkräfte bildeten, von denen der Feind nichts zu sehen und zu wissen heuchelte, deren Vorhandensein er mit großer Verstellungskunst bestritt, — er kannte sie in der That auch nicht nach ihrer vollen Stärke, — deren Schläge er aber wenige Wochen später plötzlich und mit einemmale zu verspüren bekommen sollte.

Im Norden war die künftige Armee Faidherbes erst im Kern, allerdings in einem sehr soliden, vorhanden, sie wuchs jedoch mit jedem Tage und kräftigte sich dank der Erfahrung und rastlosen Thätigkeit General Bourbakis. Im Osten bildete das Corps von General Cambriels, das sich bei Lyon und Besançon gesammelt hatte, dank der ihm eiligst von überallher zugeströmten Verstärkungen den Hauptstützpunkt für alle ferneren Unternehmungen. Um ihn drehte sich ausgangs Dezember jenes kühn ersonnene, aber schlecht ausgeführte Manöver, durch welches 100 000 Mann der Loire-Armee auf die Rückzugslinie des Feindes geworfen, Belfort befreit werden sollte, und welches vierzehn Tage lang das ganze Großherzogtum Baden erzittern machte. Und im Westen winkten uns nicht weniger süße Hoffnungen. Ein herrlicher Erfolg stand dort, so schmeichelten wir uns, in Aussicht, aber nur grausame Enttäuschungen wurden uns in der Folge zuteil, die uns aufs tiefste niederschlugen. Die Armee General d'Aurelles, stark an Zahl, trefflich ausgerüstet, aus den besten Truppen gebildet, die sich in unseren zertrümmerten Heereskörpern noch vorfanden, war mit ihrer Konzentrierung fertig geworden und stieß mit ebensoviel Wucht, als kluger Berechnung gegen Orleans vor. Ein glänzender Erfolg krönte diesen Vorstoß.

Es lag klar zu Tage, der Krieg bekam ein ganz anderes Gesicht. Man begann sich endlich aus jenem erniedrigenden, demütigenden und verzweifelten Zustand emporzuraffen, in welchen wir nach dem schweren Mißgeschick von Sedan verfallen waren, als die militärischen Kräfte Frankreichs erschöpft zu sein schienen, und der Feind auf seinem übermütigen Vormarsche, auf seinem Raub- und Beutezug kaum einmal dem Widerstand einer Handvoll Franctireurs, undisziplinierter Mobilgarden, aufständischer Bauern und waffenloser Nationalgarden, mit einem Worte, den unausgebildeten Kräften eines noch in den Kinderschuhen steckenden Volkes oder den letzten Hilfsquellen eines anscheinend dem Untergang geweihten Volkes begegnete. Wie ein von einem plötzlichen unvorhergesehenen und entsetzlichen Schicksalsschlag zu Boden geschmetterter Mann erhob sich unser für einen Augenblick durch das Hereinbrechen des Unheils betäubtes, in seinem Blute schwimmendes Volk allmählich und raffte all seine Energie, die es noch besaß, zusammen, den Kampf fortzusetzen. Eine Million Streiter führte Frankreich aus allen seinen Gauen ins Feld, bereit, sich in den gähnenden Schlund zu stürzen und mit ihren Leibern die furchtbare Bresche zu füllen, welche der Feind in die Wälle des Vaterlandes gelegt. Das Zwischenspiel des Guerillakriegs war zu Ende; fest entschlossen, und dieser Entschluß allein schon war so viel wert als ein Sieg, traten wir auf den Plan, die entscheidenden und mörderischen Fälle des Waffenglücks anzurufen, des Kriegs im großen Stil. Von Lille bis Tours, auf jedem Punkt dieses weiten Halbzirkels, der den Feind umschloß und bereits zurückdämmte, atmete alles, nicht Mutlosigkeit und Zerfall, nein brennenden Eifer, sich aufs beste zu rüsten, und ein Gedanke beseelte alle, den Krieg aufs nachdrücklichste zu führen.

Um jene Zeit waren die Eisenbahnen fast ausschließlich von Militär besetzt. Ungeheure Bahnzüge beförderten in einem unbeschreiblichen Durcheinander Soldaten aus den verschiedensten Himmelsgegenden und in allen nur erdenkbaren Uniformen; und wenn es auch an und für sich ein sehr zweifelhaftes und mittelmäßiges Vergnügen war, 48 Stunden in einem mit Menschen vollgepfropften Wagen dritter Klasse zuzubringen, der von Waffen und Gepäck starrte und von Johlen, Schreien und Singen wiederhallte, während ein undurchdringlicher Tabaksqualm die Hand vor den Augen nicht sehen ließ, so war es doch, nachdem man einmal auf Abenteuer ausgezogen war, nicht mehr als billig und am Platze, daß man sich in die Umstände schickte und ihnen anpaßte, gab es doch für den Beobachter und den Patrioten reichen Ersatz für alles, was er Unangenehmes zu ertragen hatte. Wie leicht erklärlich, hatten heiterer Humor und kriegerischer Schwung alles andere in den Hintergrund treten lassen; obwohl nur notdürftig gekleidet, und daher den Unbilden des Winters ausgesetzt, der sich bereits empfindlich bemerklich machte, hatten diese Leute noch nicht im geringsten ihre quecksilberne Beweglichkeit und jenen französischen „Esprit“ (Geist) eingebüßt, den ihnen auch nicht die Kunde von neuen schweren Schicksalsschlägen, die Frankreich betroffen, und die Nachricht, daß Metz gefallen, zu rauben vermochten. Hell und munter klangen ihre kriegerischen Lieder längs der Bahn, auf welcher der Zug dahinbrauste, in den frostigen Novembermorgen hinein und über die vom Reif überzogenen Ebenen hinweg, hinüber zu den Bewohnern der Provinz Maine und denen von der Normandie, die erstaunt dem vor ihren Blicken flüchtig wie der Wind sich abrollenden Bilde des „Vaterlandes in Waffen“ folgten. In Tours, wo ich Rast machte und schon beim Aussteigen die Zeitungsverkäufer rufen hörte: „Extrablatt! Massenerhebung ist dekretiert!“ fand ich das getreue Spiegelbild einer bürgerlichen und militärischen Karawanserai. Die bizarrsten und phantastischsten Kostüme, die originellsten Erscheinungen, die, jeder Etikette los und ledig, nur ihren Kampfesmut zum Ausdruck zu bringen strebten, wichtig thuende, pelzverbrämte, buntgestreifte oder halbnackte Gestalten, so flutete all das in dieser so plötzlich und durch Zufall zur Hauptstadt gewordenen Provinzialstadt auf und nieder, Tausende von energischen, fieberhaft erregten Köpfen, mit Käppis, Turban, baskischen Mützen, Hahnenfedern auf den Hüten bewegten sich hin und her, marschierten vorüber, ließen sich bewundern und anstaunen und stießen sich gegenseitig in diesem ewigen Kommen und Gehen beinahe die Rippen ein.

Welch ein Unterschied zwischen diesem noch fest und aufrecht stehenden Frankreich, das sich, von glühendem Patriotismus geschwellt, stolz in die Brust warf und von einem Kampf bis aufs Messer den höchsten, herrlichsten Erfolg erhoffte, und zwischen jenem Teil unseres Landes, den die Deutschen bereits besetzt hielten, der gezwungen war, zu schweigen und dem Zwang des Stärkeren sich gefangen zu geben; welch ein Unterschied! Mein Herz war aufs tiefste und schmerzlichste ergriffen, als ich am Knotenpunkt der Centralbahn und jener nach Lyon angekommen, eines Morgens mit Tagesanbruch nach dem verschanzten Lager von Chagny hinausschlenderte und dasselbe mit Kanonen gespickt, im Glanz der Waffen strahlend, von Barrikaden starrend und wiederhallend von all den Zurüstungen fand, die mit eiserner Energie für einen Widerstand bis aufs äußerste getroffen wurde. Sollte ich jetzt meinen Fuß auf den schon bis zur Hälfte vom Feinde besetzten Boden Burgunds setzen? Wie, in welchem Zustande würde ich sie wiedersehen, diese trauten, lieblichen,

F. Amling.

Verlag von Ensslin & Laiblin in Reutlingen.

AUS DER SCHLACHT VON ST. QUENTIN AM 19. JANUAR 1871.

Deutsche Kavallerie reitet eine französische Schützenlinie nieder.

gastfreundlichen Städte, diese blühende Côte d'Or mit ihrer arbeitsamen, fleißigen Bevölkerung, die ich hocherfreut über das Aufblühen ihres Landes und zu allen fruchtbringenden Friedenswerken geschickt, ehrenvollster Thätigkeit hingegeben und begeistert für jeden gesetzlichen Fortschritt und moderne Civilisation verlassen hatte. Öde, menschenleere Straßen, Dörfer, die man unbewohnt nennen konnte, schweigsame Städte, vom Schrecken erstarrt und auf den Hufschlag der in der Ferne streifenden Reiter lauschend, die von der Avantgarde vorausgeschickt waren, um zu requirieren, und über alldem der graue Winterhimmel, der seinen düstern Schleier über die weiten leeren Felder und die geplünderten Weinberge breitete, — so war der Anblick, der sich mir um so häufiger bot, je mehr ich in die südliche Gegend des Departements kam. Beaune und Nuits, die sich wenige Zeit darauf wieder ermannten und neue Kräfte schöpften, standen damals noch unter dem tiefen Eindruck der Einnahme von Dijon und dem ersten Gefühl der Angst und des Entsetzens, das sie erfaßt hatte, als sie sich von der Ostarmee verlassen und den Deutschen preisgegeben sahen. Man denke sich ein ganzes Volk von armen Sündern, die täglich, stündlich ihrer Hinrichtung harren.

Sechs Kilometer südlich von Dijon bekam ich Deutschland in der Gestalt zweier badischer Dragoner zu Gesicht. In ihren langen, schwarzen Mänteln hielten sie zu Pferde rechts und links im Chausseegraben als Vedette Wache; der eine hielt scharfen Auslug nach der Seite hin, wo etliche Franctireurs-Karabiner von Zeit zu Zeit in der Sonne blitzten, der andere beobachtete den Schienenstrang, der unbeweglich vor ihm lag, und den Kanal, auf dem sich nichts regte. Hundert Meter hinter ihnen traf ich auch einen Offiziersposten. Dieser vorgeschobene, die Stadt und die Bannmeile deckende Posten hatte sich in einem großen, von einer Gruppe einzelner Häuser flankierten Café eingerichtet. Hier pflegten sich früher alle diejenigen ein Stelldichein zu geben, die eine ordentliche Strecke Wegs nicht scheuten, um zu einem guten Imbiß zu gelangen, ich hatte das mehr als einmal bemerkt, so lange ich in Burgund wohnte; es war ein halb ländliches, halb städtisches Gebäude. Es mochte etwa 8 Uhr in der Früh sein. Der in eine weite, in Deutschland gebräuchliche Wildschur warm eingehüllte Offizier kam, eine etwa drei Fuß lange Pfeife rauchend, von der Feldwache auf mich zu und verlangte mir meinen Passierschein ab. Ich hatte nur ein französisches Certifikat bei mir, das mich als „Professor" bezeichnete; ich wies ihm dasselbe vor, und es genügte ihm augenscheinlich vollständig, denn ich durfte unbehelligt passieren.

Nie in meinem Leben werde ich den traurigen, trostlosen Eindruck vergessen, den die Stadt Dijon, wo ich eine Stunde später eintraf, auf mich machte. Beinahe sämtliche Magazine waren geschlossen, nur vereinzelte Spaziergänger schlichen die Häuser entlang hin, als scheuten sie sich, hineinzugehen. Ein schwarzer, kalter Nebel lag über den Straßen, in welchen sich nichts zeigte, als einige Trupps Soldaten, die hier ihre freie Zeit totschlugen und sich ihre neulich gemachte Eroberung betrachteten. In einiger Entfernung zogen mit Brot, Hafer und enormen Mengen von rohem Fleisch beladene Karren unter Führung von Bauern und unter Bedeckung zum Generalquartier des Platzes, wo die Ergebnisse der keinen Augenblick ruhenden Requisitionen untergebracht wurden. Sonst war alles ruhig und still in der Stadt, alles leer, ausgestorben, nicht das geringste Geräusch ringsum. Vor acht Tagen hatte Dijon dem Feinde einen Widerstand geleistet, so heldenhaft, daß, wäre die Verteidigung besser geleitet gewesen, sicherlich das Resultat ein glücklicheres und wirksameres gewesen sein würde. An was es auch hier, wie überall gemangelt hatte, das war, neben der Fähigkeit der Führer, die Einheit im Kommando und die feste Haltung. Wie immer war der Kopf zum Verräter am Herzen geworden. Brave Bürger waren vom Tode weggerafft worden, die Waffen noch fest mit der Faust umklammernd, schneidige Offiziere bei der Avantgarde gefallen, eine Handvoll Infanteristen vom 71. und 90. Linienregiment, etliche Jäger zu Fuß vom 6. Bataillon und etwa 1000 Mann, ohne jede Artillerie, hatten gegen 12 000 Deutsche, denen 36 Geschütze zur Verfügung standen, gekämpft, einen ganzen Tag lang deren Ansturm aufgehalten und ihnen über 1600 Mann getötet oder verwundet. „Unsere Verluste sind nicht unbedeutend," schrieb nach dem Gefecht General von Beyer, der den Angriff leitete, in seinem Rapport. Dijon versteht es, sein Unglück durch die würdige Haltung, die es bewahrt, zu ehren. Diese Stadt von 40 000 Seelen, die sich gezwungen sah, einen an Zahl ihr fast gleichkommenden Feind in ihren Mauern zu beherbergen, wußte denselben durch eine vielsagende Zurückhaltung im Respekt zu halten, indem sie all seinem Entgegenkommen eisige Kälte entgegensetzte. Jeden

Ansicht von Nuits.

Bissen, den er ihr wegnehmen wollte, machte sie ihm streitig, sie überwachte die geringste seiner Bewegungen, erspähte seine schwachen Punkte und lauschte gespannten Ohres trotz aller deutscher Polizei den Gerüchten von in der Ferne errungenen Erfolgen, bei Orleans, bei Coulmiers, bei Champigny, und wenn die stille Nacht herniedersank, alles verhüllend, wachte in den Herzen — noch konnten die Deutschen dies ja nicht verbieten, — die Hoffnung auf Sieg und Befreiung auf. Unter dem vielen Traurigen, was eine langandauernde Okkupation im Gefolge hat, ist nichts so bitter und traurig — niemand, der es kennt, wird dies bestreiten, — als sich mit einemmale von der ganzen übrigen Welt abgeschnitten zu sehen, ohne jede Kenntnis von dem, was draußen vorgeht; ohnmächtig, mit einzugreifen, dem Kampfe entzogen zu sein, außerstande, die Ereignisse zu verfolgen, die über unsere Geschicke im eisernen Würfelspiel entscheiden, lediglich darauf angewiesen, statt des „Moniteurs" die vom Feinde angeschlagenen Siegesbulletins zu lesen, und sein Geschick durch die mit blutiger Hand vom Fremdling stylisierten Kundgebungen zu erfahren. Zwei volle Monate, den November und Dezember hindurch, war dies die Lage, in welcher wir uns befanden.

Die Deutschen, tiefsinnige Geister, die sie sind, hatten es recht wohl herauszufinden gewußt, wie es sich im Feindeslande am gemütlichsten leben lasse; geschickt wußten sie die Lasten zwischen Stadt und Land in wirklich geistreicher Weise zu verteilen. Das Land lieferte bei den Requisitionen die Lebensmittel, die in der Stadt hatten sie zu kochen. Der Spießbürger hatte dem Soldaten für Quartier, Holz, Licht und alle zum Kochen nötigen Gerätschaften zu sorgen, der Bauer lieferte das Huhn in den Topf. So war die Sache geregelt, und so ging sie

ihren Gang. Von Zeit zu Zeit wuchsen die Lasten, und man hatte doppelt so viel zu tragen als sonst, das war, wenn die Truppen irgend einen Feiertag oder Festtag hatten. Jedes Haus, je nachdem es sich ansehnlich präsentierte, beherbergte fünf bis fünfzig Mann. Über der Hausthüre stand mit Kreide angeschrieben, wie viel Soldaten, von welchem Regiment und von welcher Compagnie in diesem Hause einquartiert waren. Vor beinahe jedem Hause stand bei Nacht eine Schildwache. Im Monat Januar machten es die Turkos in Bourbakis Armee ebenso; sie stellten, obwohl sie ja im Freundesland waren, bei Nacht Schildwachen aus. Oft während der langen Winterabende, wenn der Schnee des Krieges Stürme schweigen hieß und die Badenser am französischen Kaminfeuer saßen, nach ihrem heimischen Herd sich sehnend, verhehlten sie nicht, wie sehr auch sie den Frieden herbeiwünschten, der Soldat trat hinter dem Menschen zurück, etwas derb und rauh blieb er zwar immer noch, aber von Bösartigkeit war auch nicht die Spur zu entdecken, und sicher wäre es ihm lieber gewesen, schiedlich mit den französischen Nebenmenschen zu verkehren, als sie mit Gewehrschüssen traktieren zu müssen.

Man hat während des Kriegs nur allzuoft und allzuviel Beschreibungen zu hören und zu lesen bekommen, in welchen die deutschen Soldaten als abgezehrt, entkräftet, zerlumpt, vom Alter gebrochen, oder schwach wie Kinder geschildert wurden; wer sie so gemalt, der hat offenbar noch nie einen deutschen Soldaten gesehen. Bei Gott, ein ganz eigentümliches Mittel, sich von dem Feinde, den man doch besiegen will, eine Karrikatur zu machen, die niemand täuscht, als — uns Franzosen selbst! Die deutschen Truppen sind insgesamt kräftig und wohlgenährt, ihr Aussehen verrät Kraft, und kindisch wäre es, dies in Abrede ziehen zu wollen. Was ihre Ausrüstung anbelangt, so kann sie uns nur zum Muster dienen. Keinem Preußen, keinem Badenser würde es auch nur im Schlafe einfallen, bei zwölf Grad Kälte und drei Fuß hohem Schnee mit leinenen Hosen, einer fadenscheinigen Bluse und mit Kork- oder Pappdeckelsohlen auf den Stiefeln ins Feld ziehen zu wollen. Wir haben sie ja alle gesehen, ihre dicken Mäntel von warmem Tuch, ihre weiten Waffenröcke, ihre dem Wasser trotzenden Stiefel, ohne von den vielen andern zu ihrer militärischen Ausrüstung gehörenden Dingen zu reden, überall zeigt sich klar und deutlich die Hand einer über allem wachenden Verwaltung. Bei denen sollte es einmal einer wagen, bei Militärlieferungen jenem System zu huldigen, das bestrebt ist, so wenig und so schlecht als möglich zu liefern, bei denen würde sich kein Lieferant unterstehen, sich aus den beschnipfelten Röcken und den fragwürdigen Ausrüstungsgegenständen der Soldaten fette Pfründen zu verschaffen! In Deutschland scheint die ganze Verwaltung nur dazu geschaffen zu sein und nur dazu vorhanden, dem bei der Truppe stehenden Mann das Beste zu liefern. Die Verwaltung in Deutschland hat augenscheinlich nur den einen Zweck, so viel und so gut nur immer möglich für das Wohl der Truppen zu sorgen, es gehört zu denjenigen Ländern, wo der Mann nicht dazu da ist, durch seine Existenz, so lange er in Reih und Glied steht, zum Gedeihen und Bereichern nicht sowohl der Verwaltung, als der Lieferanten, welche sie wählt, beizutragen. Ich plauderte, es mögen jetzt zwei Monate her sein, mit einem Turko-Kapitän, der an der Loire gefochten hatte und Dijon berührte, um sich nach Villersexel und Héricourt zu begeben. „Mein Herr," sagte er zu mir, „Sie können sich niemals die erstaunliche Anzahl von Flanellhemden, Gesundheitsleibchen und wollenen Strümpfen denken, die ein preußischer Soldat während des Winters trägt; ich war dabei, als man ihre Toten entkleidete und begrub; ein jeder einzelne von ihnen hätte mit seiner Hinterlassenschaft ein Magazin ausstaffieren können." Mein drolliger Kapitän, dessen Leute halb plutt und bloß durch den Schnee waten mußten, übertrieb zweifelsohne ein bißchen, und nicht minder wahr ist, daß der Deutsche, für den so wie so schon vortrefflich gesorgt ist und dem alles geliefert wird, für seine eigene Person noch recht wohl den Intendanten zu machen weiß und sich durchaus nichts abgehen läßt.

Wie oft habe ich, nicht ohne eine Anwandlung nationalen Neides die wunderbare Disziplin der deutschen Truppen, die Ehrerbietung und den absoluten Respekt des Deutschen seinen Vorgesetzten aller Grade gegenüber, seinen sofortigen, unbedingten, keinen Widerspruch kennenden Gehorsam bewundert. — Die Deutschen, wie einige Zeit später die Garibaldianer, welche ich zu Gesicht bekam, zeigten alle eine ausgesprochene Vorliebe für die Hauptstadt von Burgund. Der Aufenthalt dort behagte ihnen, und mehr als einer wünschte, das dortige gemütliche Lagerleben möchte noch recht lange dauern. Zu gewissen Tagesstunden konnte man in keines der dortigen Hotels eintreten, ohne vom Knallen der Champagnerkorke begrüßt zu werden. Sie brachten es über sich, dem edlen Wein Burgunds die Schmach anzuthun, ihm den perlenden Sekt von Ay vorzuziehen, der in Strömen floß, „eine Flasche pro Kopf, das ist so das gewöhnliche," sagte mir ein Gasthofsbesitzer. Mehr als einmal bin ich durch die Säle eines Cafés gegangen, in welchem an die 50 bis 60 badische Offiziere zu verkehren pflegten; natürlich hatten keine Unteroffiziere und noch viel weniger Soldaten Zutritt, ausgenommen, wenn sie eine Depesche zu überbringen oder einen Befehl abzuholen hatten. Man denke sich einen Salon, in dem es gestattet wäre, Bier zu trinken, und man hat ein Bild dieser Tafelrunde. Aber kein lautes Gespräch, keine Aufregung war hier zu bemerken, nichts von jenen von Tisch zu Tisch herüber und hinüberfliegenden Fragen und Scherzworten, welche ein Gespräch in Gang bringen und die Heiterkeit erwecken.

Gleichmäßig verflossen die Tage; die deutsche Occupation dauerte fort, aber weit entfernt, sich zu befestigen, schwächte sie sich eher durch die Länge ihrer Dauer. Die einen Augenblick matt gewordene Verteidigung hatte dem Angriff Platz gemacht. Ein Schwarm unsichtbarer Angreifer machte die Straßen unsicher, neckte die Fuhrparks und bedrohte die Rückzugslinien des Feindes. Die Expeditionen, welche die Stadt verließen, (es glich ein solcher Marsch jedesmal eher einem Ausfall, den eine belagerte Garnison macht,) hatten, wenn sie heimkamen, in der Regel sehr wenig Erfolge aufzuweisen, dagegen empfindliche Verluste gehabt. Von den bewaldeten Hügeln, die sich in diesem gebirgigen Departement einer an den andern reihen, knatterte ununterbrochen das Gewehrfeuer und tagtäglich vernahm man das Grollen des Kanonendonners. Garibaldi, der die Deutschen bei Autun geklopft, (?) schob seine Plänkler bis Dijon vor. General Crémer, mit einer vorgeschobenen Division der Ostarmee, lagerte bei Beaune, Nuits und Gevrey. Die fremden Eindringlinge, denen man nun selbst über die Haube gekommen war, mußten Tag und Nacht in Alarmstellungen sich bereit halten, und ich erinnere mich noch recht wohl dieser plötzlichen Alarmierungen, welche die Stadt Tag und Nacht in Aufregung erhielten. Ich sehe noch, wie im nächsten Augenblicke, nachdem eine Ordonnanz im vollsten Jagen mit einer Stafette durch die Stadt gekommen, um zwei Uhr nachts von Haus zu Haus der Befehl lief, die schlafenden Soldaten zu wecken, und in nicht ganz einer halben Stunde marschierten schon Infanterie, Kavallerie, Artillerie zur Stadt hinaus und rollten ihre Fuhrwerke und Fahrzeuge durch die finstere Nacht und in den strömenden Regen hinaus, um auf einer ihnen bezeichneten, strategischen Straße zu biwakieren und so der Gefahr eines Volksaufstandes, der im Verein mit einem Handstreich Garibaldis auf die Stadt nicht unwahrscheinlich sein mochte und vielleicht schon in der nächsten halben Stunde ausbrechen konnte, aus dem Wege zu gehen. So lagen die Verhältnisse, als am 18. Dezember das Gefecht bei Nuits stattfand. Entschlossen, einer Situation, die sich mit jedem Tage verschlimmerte, auf den Grund zu gehen, wandte sich General Werder mit drei Kolonnen gegen die Division Crémer behufs eines in einem Punkte zusammenlaufenden Angriffs, den er selbst als eine starke Rekognoszierung bezeichnete; an die 15 000 Mann nahmen an derselben teil, während die Franzosen nur 8- höchstens 9000 Mann stark waren. Weder die Deutschen noch die Franzosen konnten sich eines wirklichen Erfolges rühmen. Ein Mobilgardenbataillon nahm Reißaus und wir verloren 500 Gefangene, denen es jedoch einem Gerücht zufolge gelang, wieder zu entkommen. Der Rest der französischen Division hielt tapfer stand, die außerordentlich geschickt geleitete Artillerie schmetterte ganze Reihen des Feindes nieder. Ein in einem Faubourg der Stadt ausgeführter Bajonettangriff war eine der erfolgreichsten und brillantesten Episoden während des Kampfes. Man erzählte sich auch von 150 Franktireurs, die sich in einer benachbarten Scheuer verbarrikadiert hatten und von dort aus 600 Badenser töteten. Zwei Regimenter und vier Geschütze brauchte es, sie zu vertreiben. Bei diesem Sturme wurde Prinz Wilhelm von Baden schwer verwundet. Die Franzosen räumten Nuits, aber auch die Deutschen konnten sich nicht dort

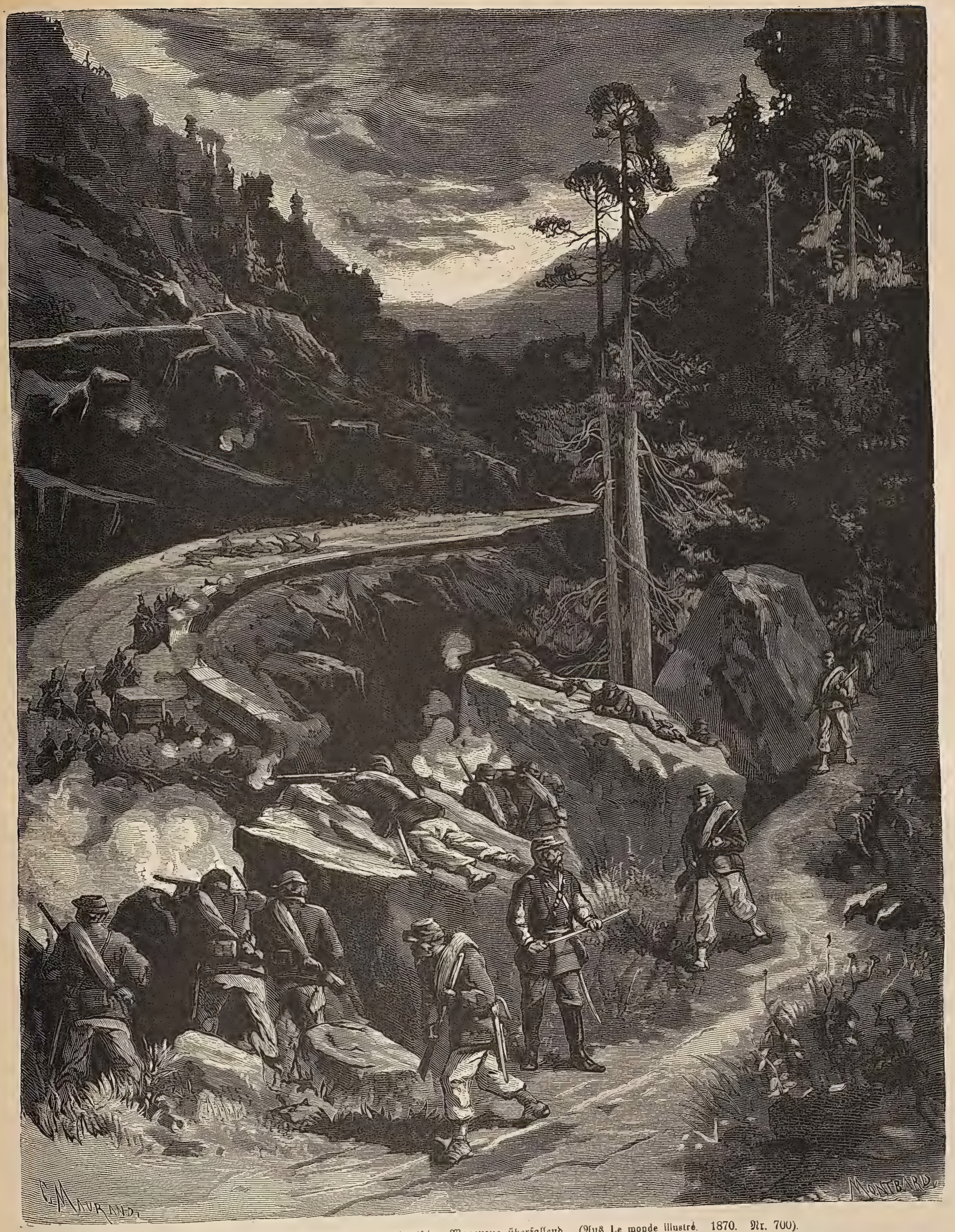
halten. Hüben wie drüben sammelte man sich nach dem Kampfe wieder. An Toten und Verwundeten hatten wir etwa 3000 Mann verloren, der Verlust des Feindes war doppelt so groß. (?) Ich sah die deutschen Truppen, deren Bulletins einen Sieg laut verkündeten, nach Dijon zurückkehren, aber diese Sieger waren sehr bestürzt und niedergeschlagen. In allen Häusern, in denen Soldaten lagen, fehlte so mancher beim Appell, und die Überlebenden hatten vom Schlachtfeld einen schrecklichen Eindruck mitgenommen; in ausdrucksvollen Gebärden suchten sie uns darzuthun, wie das Blut in Strömen geflossen sei und in ihren Reihen Leichen auf Leichen sich getürmt hätten. Die wenigen Offiziere, die am Abend wie sonst auch im Café erschienen, waren düster gestimmt und verhielten sich schweigsam. Um ihre Soldaten zum Aushalten anzufeuern, hatten sie, da jene bereits Miene gemacht hatten, zu weichen, sich persönlich aussetzen müssen und waren dabei von dem Feuer der Franzosen, die auf den die Stadt beherrschenden Höhen im Hinterhalt lagen, furchtbar decimiert worden. Wohl noch nie ist ein Sieg so jammervoll erfochten worden, niemals wohl haben die Sieger weniger Anlaß zum Triumphieren gehabt; darüber täuschte sich niemand. Die preußisch-badische Occupation fühlte sich bis ins Herz getroffen, ihre Tage waren gezählt. (?)

Am 27. Dezember, um 9 Uhr in der Früh, war auch nicht ein einziger Feind mehr in der Stadt. In einer Entfernung von zwei Kilometern konnte man noch die letzten Kolonnen erblicken, welche in der Richtung nach Osten abzogen. Als die Bewohner von Dijon erwachten, sahen sie sich befreit und wieder französisch geworden. Das war der erste Erfolg, den Bourbakis strategische Bewegung brachte. Werder, rechtzeitig von der Sachlage unterrichtet, und entschlossen, sich der ihm ziemlich sicheren Gefahr, umzingelt und gefangen zu werden, zu entziehen, überschritt die Saône, dank einem Vorsprung von mindestens 36 Stunden, den er hatte, — räumte in aller Eile Gray, Vesoul, Villersexel und machte erst in Héricourt wieder Halt. Für uns, die wir über der Gegenwart und unsrer Befreiung die Zukunft und alles andere vergaßen, änderte sich die Scene mit einem Schlage. Nachdem uns die Deutschen volle zwei Monate mit ihren 30000 Mann über alles, was außerhalb Dijons vorging, im Dunkeln gelassen hatten, hallte jetzt die Stadt mehrere Wochen lang vom Durchmarsch von 100000 Franzosen und Italienern wieder. Die junge Armee der Republik trug vor unsern Augen ihre buntscheckigen Blusen, ihren glühenden patriotischen Eifer, ihre verschiedenen zahlreichen Uniformen und ihre, teilweise durch Tapferkeit verdeckte und wieder gut gemachte Unerfahrenheit zur Schau. Man nahm das alte Leben wieder auf, ließ seinem löblichen Patriotismus die Zügel schießen und gab sich ganz der Freude hin, daß unsere Hoffnungen, so glaubten wir damals wenigstens, nun gerechtfertigt und fest begründet seien. Von Stunde zu Stunde mehrten sich die günstigen Vorzeichen. Die Unruhe, die nach diesem unerwarteten Glücksfalle uns keinen Augenblick mehr verlassen hatte, war bald stärker, bald wich sie wieder. Was uns irgendwie vor Augen führte, daß uns das Vaterland neu geschenkt worden und unser Territorium vom Feinde befreit war, erregte unser höchstes Interesse. Die kleinsten, noch so geringfügigen Gegenstände, die allergewöhnlichsten Dinge, die wir so lange Zeit vermissen mußten, sie schienen uns alle verwandelt, seit der Himmel wieder über uns blaute, und jedes einzelne, noch so unbedeutende Ding schien die Eigenschaft zu besitzen, unser Interesse zu erregen und unser Wohlgefallen zu erwecken. Mit welcher Freude ruhten unsere Blicke auf den biedern Bauern, die mit ihren Karren, drauf Kind und Kegel thronten, ihren Einzug hielten, auf den alten Landkutschen, auf dem bäurischen Omnibus, der vom nächsten Departement herüberkam; sie alle predigten uns, daß wir neu aufleben dürften und dem freien Verkehr kein Hemmnis mehr im Wege stehe. In gewissem Sinn waren sie für uns die Kuriere, welche frohe Botschaft brachten, Boten des Sieges, Schwalben, welche uns von Freiheit kündeten. Gegen Mittag schmetterte ein den Franktireurs voraufmarschierender Trompeter seine lustigen Klänge durch die Straßen der Stadt. Die flinke Besatzung, welche in den Wäldern hauste, hatte in ihrem Versteck unter Gestrüpp und Dornen wohl bemerkt, wie die Deutschen Hals über Kopf abgezogen und alle nach dem Osten führenden Straßen von den langen Linien der abziehenden Badenser bedeckt waren. Sofort stiegen diese unermüdlichen Späher, die Tag und Nacht darauf gelauert hatten, ob sich der Feind nicht irgendwo eine Blöße gebe, diese Wölfe des Waldes, die in Reif und Schnee draußen gelegen hatten, und die ein untrüglicher Instinkt, der Haß, leitete, all diese verschlagenen, unerschrockenen Männer, welche die Defiléen Burgunds mit deutschen Leichen übersät hatten, in dichten Massen von den benachbarten Höhen hernieder, um sich für einige Stunden wenigstens in der Stadt zu stärken und ihren Proviant zu ergänzen. Von allen Himmelsgegenden, aus allen Wäldern auf Meilen im Umkreis des Departements strömten sie herbei: die Bären von Nantes und aus den Pyrenäen, die Schützen von der Isère, Drôme und Ardèche, republikanische Tirailleurs, Freiwillige von der Rhône und vom Allier, Marseiller Plänkler und Totenbrüder, ein Durcheinander der verschiedensten Uniformen, eine immer wieder von der andern kontrastierend, jedes Alter vertreten, jeder Wuchs, jedes Land, die verschiedensten Fahnen, und ebensoviel verschiedene Meinungen, alles, kurzweg alles fand sich hier vertreten. Und doch hatte Oberst Bombonel, dank mehr noch dem Einfluß, den er besaß, als infolge seines Rangs eine gewisse Ordnung und den Schein einer einheitlichen Führung bei all diesen verschiedenartigen Bataillonen zu wahren gewußt, ein Leben schien in all diesen verschiedenartigen Massen zu pulsieren. Vom Morgen bis zum Abend folgten sich die Franktireurs-abteilungen auf dem halbkreisförmigen, dem alten Palais der Herzoge von Burgund gegenüberliegenden Platze; neugierig, und diesen Leuten von Herzen zugethan, ließen wir sie dort an unsern Blicken vorüberziehen. Was man befürchtet hatte, der Winterfeldzug mit allen seinen Strapazen werde diesen Leuten bös mitspielen, war lange nicht in dem Maße eingetroffen. Im Gegenteil, die in diesem lebendigen Panorama an uns vorüberziehenden Freischärler waren Bilder strotzender Kraft und völliger Gesundheit, ihr Aussehen ein vorzügliches. Aus diesen wettergebräunten, vom Nordwind gepeitschten Gesichtern sprach ein, alles überwindender Eifer und männliche Entschlossenheit. Wohl bewaffnet, und trefflich ausgerüstet, unter den Waffen eine martialische Haltung bewahrend, blitzschnell ihre blinkenden Karabiner ladend, so konnte man sie ohne weiteres für alte erprobte Abteilungen halten. Welch ein prächtiges Element zu einer leichten Infanterie besaß Frankreich in diesen Burschen! Der feine, den Preußen innewohnende Instinkt täuschte sie auch hier nicht, und der Groll, der Haß, mit dem sie die Franktireurs verfolgten, ließ tief blicken. Diese Rachsucht des Feindes entsprang ebenso wohl der Wut über alles ihnen bisher von den Franktireurs zugefügte Herzeleid, als der Furcht vor dem, was noch kommen konnte. Man begriff wohl, daß hier eine Kraft ins Feld trat, jene echt französische Überlegenheit, die Preußen nie und nimmer erreichen wird, und die, sorgfältig gehegt, entwickelt und intelligent organisiert, uns einen ersten Ersatz für die neulichen Schlappen verschaffen konnte. Der Deutsche, ein geborener Infanterist und Linienſoldat, als Schütze vorzüglich, eignet sich gleichwohl nie und nimmer zum Franktireur. Ein abenteuerliches, entbehrungsreiches Leben zu führen, ist nicht seine Sache. Plump, alles nach der Schablone verrichtend, und ein Freund der Tafelgenüsse, ist es ihm Bedürfnis, auch im Kriege noch seinen Komfort zu finden, und alle seine Mittel opfert er willig diesem Zweck. Deutschland ist der gelungenste und vollendetste Typus des Spießbürgers.

Statt der Ruhe fanden die Franctireurs in Dijon jedoch nur einen kurzen Halt. Kaum hatten sie in der Stadt mildere Lüfte geatmet, so führte sie Bombonel nach Westen, als — verlorene Posten Bourbakis. — Nicht ganz achtundvierzig Stunden nach dem Abzuge Werders marschierte General Cremer mit 12000 Mann Infanterie und zweiundvierzig Geschützen ein. Der Eindruck, den diese Truppen auf uns machten, war nur ein mittelmäßiger. Die reguläre Infanterie bestand aus viel zu jungen Leuten, die Mobilgardisten waren viel zu ausgelassen, sie schienen den Krieg als einen Spaß zu betrachten, und der mobilisierten Nationalgarde ging jeder Schwung und Enthusiasmus ab. Die Offiziere, namentlich in den niederen Graden, fochten lieber mit Worten, als mit den Waffen, und waren alles Ansehens bei ihren Leuten bar. Nirgends war ein Zusammenhang; Befehle blieben unausgeführt liegen, oder wurden nur sehr langsam und schlecht ausgeführt; — sie verloren sich in die unwichtigsten Details. Tausende von untergeordneten Zweigen der Verwaltung, eine Menge Räder der ungeheuren Staatsmaschine arbeiteten nur schlecht und unvollkommen oder gar nicht. Mir schwante bei all dem nichts Gutes und was die Soldaten des Abends einander

erzählten, was sie in Gesprächen mit andern erfuhren, war keineswegs dazu angethan, meine Befürchtungen zu zerstreuen. Die Bewaffnung war gut, die Artillerie im besten Stand, aber die Armee durchgängig erbärmlich bekleidet. Wenn die fahle Weihnachtssonne am Firmament hinunter war und der Nordwind pfeifend und heulend unter dem dunkeln Himmel hinstrich und die Schneewehen hart gefrieren ließ, blutete einem das Herz, wenn man diese armen Teufel in ihren Sommerhosen und fadenscheinigen Blusen vor Kälte beben sah. Einige wenige reiche Muttersöhnchen konnten es sich erlauben, auf ihrem Tornister warme Decken mitzuführen oder Kapuzen, die sie über den Kopf hereinstülpten, ja ich bemerkte sogar pelzverbrämte Wildschuren. Weitaus die meisten aber, frühere Bauern und Arbeiter, wickelten die Hände in ihre großen rot oder blaugeblümten Taschentücher, in gleicher Weise schützten sie den Kopf und stampften in ihren grauen Gamaschen den Schnee, bis man endlich abmarschierte. Wie oft hat sich nicht in der ersten Hälfte des Januars vor unsern Blicken dieses Schauspiel wiederholt. Wie oft bin ich unsern jungen Soldaten begegnet, zu jeder Stunde, unter Tag und bei Nacht, wie sie, die einen vom Fassen der Lebensmittel kommend, ihre hartgefrorene Brotration auf das Bajonett gespießt, die anderen eben erst frisch angekommen und auf dem Bahnhof ausgeladen, ohne Quartierbillets noch um 10 Uhr nachts notgedrungen des Weges kommende Bürger anhielten, mit der Frage: „Mein Herr, hätten Sie nicht die Güte, uns ins Quartier zu nehmen, wir verlangen kein Bett, ein abgeschlossener Winkel und etwas Stroh, und wir fühlen uns glücklich, mehr verlangen wir nicht!“ Eines schönen Morgens, es hatte nicht weniger als zwölf Grad Kälte, kamen drei Bataillone Turkos an. Sie waren bekleidet, wie es sich für Afrika und eine Temperatur, die in Tlemcen und Mascara gewöhnlich herrscht, paßt: ohne Strümpfe, mit bloßem Hals, die meisten ohne Hemd; wer je ein solches besaß, trug es sicherlich schon drei Vierteljahr; all diese Leute, die von Eisen zu sein schienen, waren von den heftigsten Rheumatismen geschüttelt, und husteten sich fast zu tot. Dringend verlangten sie, gerne wollten sie es ja bezahlen, nach einem Arzte, und Dijon, das durch die Deutschen und deren Aufenthalt mehr als ausgesogene Dijon fand immer wieder Hilfsquellen. Die allerärmsten Einwohner teilten ihr kärgliches Mittagsmahl mit den Soldaten, die Reichen verköstigten sie zehn, fünfzehn Tage lang, man wusch für sie, und packte alles Mögliche in ihre Tornister. Kurzum, ein jeder that sein Menschenmöglichstes, so weit er es konnte und seine Mittel es ihm erlaubten, diese Leute zu erquicken und für deren Bedürfnisse zu sorgen. Unter den der Division Crémer folgenden Truppen gab es mobilisierte Bataillone, — z. B. die aus dem Jura, — deren martialische Haltung und kräftige Erscheinung dem Auge einen wohlthuenden Anblick bot. Lauter kräftige, hochgewachsene Gestalten, und trefflich ausgerüstet, hätte man in ihren Reihen umsonst etliche Leute von schmächtiger Gestalt und niedrigem Wuchse gesucht. Die physische Qualität dieser Truppen war eine weitaus höhere als die der Linien-Infanterie, selbst der regelrecht ausgebildeten.

Gegen den 10. Januar hatten die letzten Truppen der Ostarmee Dijon verlassen; nun wartete man auf die Vogesenarmee. Etwa 30 000 Mann stark rückte sie mit ihrem Chef zur Besetzung der Stadt an und richtete sich in derselben ein, um die Linie von Lyon gegen die preußischen Truppenabteilungen zu verteidigen, welche, vom Centrum abkommandiert, über Auxerre, Avallon, Montbard, Châtillon vorrückten und Werder zu Hilfe marschierten. Alles brannte darauf, Garibaldi zu sehen. Die von den Journalen schon seit zwanzig Jahren verherrlichten Rothemden hatten in unsern Augen noch den ganzen Nimbus und den Reiz der Neuheit. Meine lebhaft erregte Neugier sollte aber gleich von vornherein eine rasche Enttäuschung erfahren. Die Ideale zerrinnen ja in der Regel der Wirklichkeit gegenüber schon beim ersten Zusammenstoß. Ich hatte mir einen Garibaldianer immer als einen, von der Kultur unbeleckten, der rohen Gewalt huldigenden Menschen gedacht und glaubte lauter Schmarrengesichter, narbenvolle, pulvergeschwärzte und wettergebräunte Gesichter, eine Art halbwilder, borstiger Menschen zu sehen, die aus dem Hinterhalt heraus den Krieg und ein abenteuerliches Leben führen; ich war darauf gefaßt, Helden in Lumpen oder zum mindesten doch in recht abgeschabenen roten Blusen, die vom vielen „Siegen“ abgenützt waren, zu sehen. Wie groß war daher mein Erstaunen, als ich mich dem prächtigen Generalstab der garibaldianischen Legionen gegenüber sah. Frisch und rosig, der Teint leicht angehaucht, der Schnurrbart gewichst und glänzend, stolzierten die Offiziere der Garibaldianer in ihren roten Scharlachmänteln majestätisch einher, wobei sie eine raffinierte Verschmitztheit und fleckenlose Pracht zur Schau trugen. Der Purpur eines Kardinals konnte nicht fleckenloser glänzen. Eine graue, rot bordierte Hose und graue Mantelstreifen gehörten mit zur Ausrüstung und auf dem Kopfe balancierte kokett ein reich mit goldenen Borten geziertes Mützchen, von dem sich die schwarzen Haare effektvoll abhoben. Diesem Anblick, diesen ungewohnten Gruppen gegenüber verstummte unsere Unterhaltung, ein Gedanke erfüllte alle und war in allen Augen zu lesen; dieser italienische Luxus stach zu gewaltig gegen unsere französische Nüchternheit ab. Ich weiß nicht, ob die Garibaldianer es fühlten, aber an ihrer geschraubten Haltung sah man, daß ihr Erfolg sie selbst in Verlegenheit setzte. Glücklicherweise verschafften ihnen die Preußen prompt eine Gelegenheit, sich bei der französischen Armee in Respekt zu versetzen und über die allzureiche schwulstige Uniformen hinweg sehen zu lassen, es war dies durch die Unternehmungen gegen Dijon am 21., 22. und 23. Januar, von denen hier die Rede sein soll, der Fall. Das war auch wieder so eines von jenen militärischen Ereignissen, in denen man je nach dem Standpunkt, den man einnimmt und von dem aus man die Geschichte betrachtet, einen Sieg erblicken kann, während ein anderer eine Niederlage sich daraus zusammenräumt. Es ist ganz genau derselbe Fall, wie beim Marschall Soult, den die Blätter nun schon seit vierzig Jahren, die einen haben die Schlacht von Toulouse gewinnen, die andern verlieren lassen. — Natürlich wurden wir gleich zu Anfang auch einmal wieder überrumpelt, so gehörte es sich ja und so wars die Regel bei uns. Die Preußen hoben der Reihe nach alle unsere in den Waldschluchten, durch die sich der Suzonbach drängt, stehenden Franctireursposten auf und rückten mit einemmale auf Chassepot-Schußweite vor die befestigten Ortschaften von Fontaine und Talant, welche die Stadt beherrschen; vor diesen mit Kanonen gespickten Höhen aber kam ihr Vormarsch zum Stehen. Während dieser ganzen Zeit erklangen in den Straßen die Trompeten an allen Ecken und die eiligst alarmierte Garnison rückte aus. Bald genug ging der Tanz los, und es gab hüben wie drüben Tote und Verwundete in Masse. Am ersten Tag war der Kampf unentschieden geblieben, am nächsten begann er aufs neue, und man glaubte den Feind bereits im Rückzug begriffen, als er zum dritten Male, und sich von Norden nach Osten wendend, auftauchte, um an einem schwächeren Punkte wieder anzugreifen. Bei diesem Zusammenstoß wurde dem Feinde eine Fahne abgenommen, (bekanntlich wurde sie unter einem Haufen von Leichen gefunden D. H.) im Triumph wurde dieselbe durch die Stadt getragen. Bei all diesen Zusammenstößen schlugen sich die Garibaldianer mit großer Unerschrockenheit und unsere mobilisierte Nationalgarde bestrebte sich, es ihnen nach zu thun. Garibaldi leitete in Person alles. In einer Chaise sitzend, — sein kranker Zustand erlaubte ihm nicht, zu Pferde zu steigen, — gab er von der Höhe des Plateaus von Talant aus, das von dem feindlichen Feuer bestrichen wurde, seine Befehle. Eine verirrte Kugel traf seinen Wagen. Mehreremale sammelte er seine Truppen unter dem feindlichen Feuer wieder und gab seinen Truppen ein leuchtendes Vorbild, wie man der Kugeln nicht achtet, ein Beispiel der Tapferkeit, das die Truppen elektrisiert und mit hinreißt. Aber war dieser ganze Angriff der Preußen nicht eine bloße Finte, eine Demonstration, die nur eine viel wichtigere Bewegung verschleiern sollte? Auch diesmal ging der Feind so klug wie immer zu Werke. An Zahl weit geringer, und namentlich an Artillerie, — er hatte kaum ein Dutzend Kanonen, — wie wollte er sich nur gegen eine solch treffliche besetzte Stellung halten? Übrigens befand sich bekanntlich General von Manteuffel während dieser drei Tage in Fontaine-Française und ließ sein Armeecorps Gewaltmärsche auf Kreuz- und Querwegen in der Richtung auf Dôle machen, um die Linie von Besançon dem Feinde zu verlegen und Bourbaki zu umzingeln. Trieb er mit Garibaldi sein Spiel? Man darf wohl nicht mit Unrecht annehmen, daß Garibaldis Vorschriften ihm die Verteidigung von Dijon zur Pflicht machten, und das hat er gethan. Die Streitkräfte, die unter seinem Befehl standen, waren nicht so zahlreich, daß er in diesem platten Lande



Francstireurs in den Gebirgspässen einen deutschen Wagenzug überfallend. (Aus Le monde illustré. 1870. Nr. 700).

eine wichtige und entscheidende Expedition zu unternehmen vermocht hätte; es wäre noch ein zweites, weiteres Armeecorps nötig gewesen, wenn er Manteuffel hätte sollen aufhalten können, und der Erfolg, den der Feind errang, ist weit weniger der Ungunst der Lage, als zufälligen Irrungen gewisser Leute zuzuschreiben. Nimmt man noch dazu, daß die Affaire von Dijon nicht bis zum Äußersten durchgeführt wurde, so darf man sie gleichwohl eine sehr heiße und hochwichtige nennen, denn der Feind versuchte mit ihr zweierlei Zwecke zu erreichen: er wollte die Stadt in seine Gewalt bringen und durch seinen Angriff die Aufmerksamkeit der französischen Strategen ablenken; einer der beiden von ihm erhofften Vorteile blieb jedoch aus.

Dijon, das während der letzten drei Tage in steter Angst und Sorge gelebt hatte, falls der Feind siege, von diesem geplündert zu werden, begrüßte Garibaldi als seinen Befreier und Retter. Der Held war aber recht schlecht zu Fuß und kam nur mühsam vorwärts, alle seine Bewegungen waren schwerfällig. Seine müde, matte Erscheinung ließ auf ein inneres Leiden schließen. Der Bestand der Garibaldischen Legionen, welche in Dijon lagen, mochte so ziemlich demjenigen einer französischen Infanterie-Division gleichkommen. Es mag nicht uninteressant sein, hier einen Punkt festzustellen: unter 100 Rothemden waren 75 Franzosen, die teils freiwillig sich hatten aufnehmen lassen, teils auf Befehl der Regierung eingereiht worden waren. Besonders in den höheren Graden überwog das französische Element. Die Uniform war die Bluse oder das Scharlachhemd, das Käppi hatte die gleiche Farbe, die Hose trug jeder in der Farbe nach Belieben, in der Regel war dieselbe grau. Eine Menge Stafettenreiter und Plänkler zu Pferd ersetzten die mangelnde Kavallerie. Die Disziplin unter den Freischaren war so streng als unter den Linienregimentern, der Gehorsam war ein ebenso respektvoller als schweigsamer, kein Wort des Widerspruches war zu vernehmen. Garibaldis wirklich wunderbarer Einfluß teilte sich auch der Autorität von Chefs niederer Grade mit, und zeigte sich auf der ganzen langen Staffel derer, die irgend etwas zu befehlen hatten. Ein echter, durch und durch tüchtiger Soldat, hielt Garibaldi ungemein viel auf den guten Ruf seiner Truppen, und diesen zu wahren, war ihm auch die geringste Kleinigkeit nicht zu wenig. Ein Beispiel für viele. Seit Dijon wieder in französischer Gewalt war, kamen und gingen die französischen Soldaten aus und ein, das geladene Gewehr über der Schulter, ohne je daran zu denken, es abzulegen. Alle Augenblicke ging eines los und war irgend ein Spektakel in der Welt. Da Garibaldi Klagen in dieser Hinsicht zugekommen waren, verbot er jedes Tragen von Waffen außer Dienst, und am Abend, als er dieses Verbot ergehen ließ, mußten seine Adjutanten sämtliche öffentliche Etablissements absuchen, um über der strengen Ausführung der vom General gegebenen Befehle zu wachen.

In Burgund lebte man in einer verhältnismäßigen Sicherheit dahin, — man hatte ja eine starke Garnison, — da fiel in all die überschwenglichen Hoffnungen, die ein für die Stadt allerdings sehr wichtiger, aber für Frankreich völlig bedeutungsloser Sieg erweckt hatte, wie eine Bombe die Nachricht vom Waffenstillstand hinein. Welche Enttäuschung, welche Entrüstung unter den Legionen! Aber was half's? Die Stunde, die unausbleibliche Stunde war gekommen, wo all das so lange hintangehaltene Unheil, das bislang durch eine heroische Willenskraft fern gebannt zu sein schien, mit elementarer Gewalt hereinzubrechen drohte, der nichts zu widerstehen vermochte. Am 31. Januar gab die Vogesenarmee, die befürchten mußte, von der Saônelinie abgeschnitten zu werden, Dijon auf und zog sich mit ihrer Artillerie und aller Bagage in größter Eile zurück; in der Frühe des nächsten Tages, am 1. Februar, sah die Stadt, die ihre unliebsamen Gäste für immer los zu sein geglaubt hatte, Manteuffels Avantgarde wieder in ihren Mauern, und alle Häuser, die man für ewige Zeiten von den Deutschen befreit wähnte, waren wieder dicht von ihnen besetzt. Trotz des Waffenstillstandes, — es ist ja wahr, Burgund war von demselben ausgeschlossen, — trotz des Gefühls, das ein jeder hatte, daß es mit dem Krieg zu Ende sei und ein baldiger Friede kommen müsse, trotzdem die Geister nachgerade eine große Abspannung erkennen ließen, machte sich doch diese neue Invasion, obwohl es Badenser und keine Preußen waren, noch weit fühlbarer als die erste. Das erste Regiment, welches in der Stadt einzog, war jenes, das am 23. Januar seine Fahne verloren hatte. (Mit bekannter französischer Gründlichkeit wird hier aus dem preußischen 61. Regiment ein badisches. D. Herausgeber.) Man hatte sich, darüber ist wohl kaum ein Zweifel, darauf gefaßt gemacht, neuerdings auf Widerstand zu stoßen, und hatte infolgedessen den Soldaten goldene Berge versprochen, aber Garibaldi war verduftet, und so zerrann ihnen die erhoffte Beute unter den Händen. Man hatte der Einwohnerschaft anbefohlen, für die Truppen ein Essen bereit zu halten, und die Gäste thaten dem Mahle auch alle Ehre an. Glücklicherweise marschierten sie noch am nämlichen Tage ab. Die Regimenter, die nach ihnen kamen, zeigten sich sehr zurückhaltend, und das Eigentum wurde strenge von ihnen respektiert. Am 15. Februar war im ganzen Departement eitel Aufregung und Schrecken; in Beaune, in Nuits, überall wo eine Poststation war, wurden die von Dijon kommenden Reisenden umzingelt und mit ängstlichen Fragen bestürmt, man wollte wissen, daß die Deutschen einen Finanzcoup im Schilde führten, den zu parieren sich allerdings der Herr Maire alle erdenkliche Mühe gebe oder ihn wenigstens zu mildern suche. Man sprach von 25 Franks, ja sogar von 50, die es auf den Kopf treffen sollte, oder wenigstens auf jeden, der wahlfähig war; schließlich kam die Geschichte auf eine General-Kontribution von etlichen Millionen hinaus, die allerdings auf ein Departement trafen, das während drei Monaten 30000 Deutsche zu erhalten gehabt hatte. Ob in Geld oder in Naturalien bezahlt wurde, ob die Grund- und Bodenflächen Burgunds als Garantie herhalten mußten, wer weiß es? Was wollte man machen? Sie waren die Herren, und sie nahmen, was ihnen gefiel. (Ja, sie nahmen, was sie brauchten! D. H.) — Als ich eben im Begriff stand, das hart geprüfte Dijon zu verlassen, erblickte ich noch den Chef der zweiten Occupation, den General von Manteuffel, umgeben von seinem glänzenden Generalstab, er ging von der Präfektur nach dem Waffenplatz, um dort eine große Revue abzuhalten, und unterwegs besah er sich den alten Herzogspalast mit ganz besonderer Aufmerksamkeit. War das eine Artigkeit, war's Neugierde? Sei dem, wie ihm wolle, eines stand fest: Auch eine viermonatliche Invasion mit all ihren Schrecken hatte mir nicht den Blick in das Volksherz trüben können; ja, ich sah dieses unter der Invasion seufzende Volk, sah, wie es das fremde Regiment knirschend ertrug, wie es, allen Drohungen der Occupationstruppen spottend, sich seine moralische Kraft zu wahren wußte, unbekümmert um die Insulten eines unbarmherzigen Feindes, und immer wieder protestierend gegen all diese Schicksalsschläge, an denen Frankreich keine Schuld trug und deren Schmach es mit Entrüstung und als unverdient zurückwies. Während der fünf Wochen, in welchen uns die Freiheit zurückgegeben war, hatte ich mit Vergnügen und patriotischer Hingebung gesehen, und so viele andere noch mit mir, wie von allen Punkten und Teilen unseres Landes die kraftstrotzende Jugend zur Verteidigung des Vaterlandes herbeiströmte. Wie oft und viel erscholl aus den Reihen der Zuschauer, wenn eine Parade oder ein Vorbeimarsch unserer so braven, tüchtigen, aber leider Gottes eben noch ungeübten Armeen abgenommen wurde, der Ruf: „Ach, wenn wir Zeit hätten, nur Zeit hätten!" Aber die Zeit, die unser kostbarster Bundesgenosse gewesen wäre, sie eben ließ uns aufs schändlichste im Stich. Überall, auf Weg und Steg, auf den zahlreichen Straßen, die wir noch mit der Erlaubnis der Deutschen begehen durften, drängte sich mir tief die Überzeugung und das Bewußtsein auf, daß Frankreich notwendig und schleunigst des Friedens bedürfe, daß es unmöglich sei, gegen das auf dem Lande lastende Verhängnis, das unerbittlich war, anzukämpfen. Wir hatten von nichts, von niemand mehr etwas zu erhoffen, als — von der Zukunft!

Revue de deux mondes 1871. Charles Aubertin.

Der Feldzug im Osten und General Bourbaki.

Unter all diesen blutigen Kriegsereignissen, die nun während fünf Monaten sich in dem vom Feinde überfluteten Frankreich drängten, muß als eines der ergreifendsten und traurigsten dieser Feldzug im Osten genannt werden, der für eine Zeit lang des Landes letzte Hoffnung schien und der doch nichts anderes war, als dessen letzter schwerster Mißerfolg. Die Niederlagen, welche zur gleichen Zeit die zweite Loirearmee erlitt, so schwer und schmerzlich sie auch sein mochten, waren Niederlagen, wie sie jeder Krieg am Ende mit sich bringt. Sie war besiegt, durchbrochen, desorganisiert, diese Armee, jawohl, aber sie war nicht vernichtet; diese Armee besaß immer noch, in gewissem Maße wenigstens, die Freiheit, sich zurückzuziehen, wohin es ihr beliebte; hinter ihr lag der ganze Westen, die Bretagne, Maine, Anjou, ganz Frankreich jenseits der Loire. Ein eigentümliches und grausames Zusammentreffen von verschiedenen Umständen ließ den Feldzug im Osten zu einem schwächlichen Versuche und zu einer Katastrophe werden. Zögernd begonnen und leichtfertig vorbereitet, wurde er unter den ungünstigsten Umständen geführt, und die zu dem Unternehmen ihren Rat gaben, verstanden blutwenig vom Waffenhandwerk; da war wohl viel Geschrei, aber wenig Wolle! Und welch düsterer Punkt ist nicht jene verzweiflungsvolle That eines ebenso heldenhaften, als unglücklichen Führers, den bis zu Ende die Tücken eines unbarmherzigen Winters verfolgten. Dieser unter so düstern und dramatischen Umständen begonnene Feldzug war beständig vom größten Mißgeschick verfolgt, er war, wenn man alles in allem nimmt, ein zweites 1812, eine Art russischer Rückzug mitten in Frankreich, und als sollte sich die Schale der Unglücksfälle völlig über Frankreich ausgießen, vermochte eine unserer letzten Armeen einem neuen Sedan nicht anders zu entrinnen, als dadurch, daß sie die schweizer Grenze überschritt.

Sie war vom Feinde besiegt worden, diese Armee, wer möchte es bestreiten? Sie war auch, und zwar in erster Linie das Opfer der Elemente, ihrer eigenen zusammenhangslosen Organisation und der mangelnden Einsicht jener, die sie in ein Unternehmen hineinjagten, das in einem solchen Momente durchzuführen so gut wie unmöglich war. Sie vermochte nicht, wie es bestimmt gewesen war, Paris zu Hilfe zu kommen, das weiß jedermann; nein, Paris ist es gewesen, das jene Armee mit in seinen Sturz hineinzog und in seinen unvermeidlichen Fall; Paris war es, um dessentwillen jene Armee infolge eines schlecht entworfenen, ungenau mitgeteilten und falsch ausgelegten Waffenstillstandes notgedrungen dem Vaterlande den Rücken kehren mußte. Diese unselige Invasion in ein fremdes Land war die letzte, düstere Etappe jener Soldaten gewesen, die gegen Mitte Dezember 1870 als „erste Loire-Armee" von Bourges aufgebrochen waren, um sich, wie es hieß, auf die Verbindungslinien der Deutschen quer durch den Schnee und das Eis der Franchecomté und der Vogesen zu stürzen. Diese östliche Gegend Frankreichs, in welcher sich ein solch entsetzliches militärisches Drama abspielen sollte, war in der That wie geschaffen dazu, den Stützpunkt für einen Verteidigungskrieg abzugeben. Ihre Stärke liegt in ihr selbst, in ihrer Lage und Bodenbeschaffenheit. Im Norden gedeckt durch die massigen hohen Berge der Vogesen, die von der Pfalz auslaufend sich bis zu dem an den Jura sich anschmiegenden Welsch-Belchen erheben, im Westen geschützt durch die Berge und Defilées der Côte d'Or, im zwischenliegenden Terrain von den Flüssen Saône, Ognon und Doubs durchzogen, die sich vereinigen, ehe sie sich nach der Rhone wenden und die strategischen Linien bilden, ist diese Gegend auch noch durch drei Kriegsplätze: Belfort, Besançon und Langres geschützt, die, drei förmliche Sicherheitsposten, ein gewaltiges Festungsdreieck bilden. Auch nur einigermaßen stark besetzt, konnte diese Stellung uneinnehmbar gemacht werden, zum mindesten jedenfalls mußte sie schwer zu erobern und dem Feinde gefährlich sein. Eine halbwegs ernstlich zu nehmende Armee, die sich am Doubs bildete und die den Auftrag bekommen hätte, zwischen Besançon, Belfort und Langres zu manövrieren, hätte das gewichtigste Verteidigungswerkzeug werden und vielleicht die ganze Kriegslage ändern können; sie hätte den Ober-Elsaß und die Rheinübergänge von Basel bis Freiburg zu überwachen, die Vogesenpässe zu sichern, eine von Straßburg direkt vorbrechende Einfallarmee aufzuhalten oder zurückzudrängen und den Vormarsch der Deutschen auf Paris durch den vorgeschobenen Posten von Langres zu bedrohen vermocht. Unseligerweise hatte man an nichts gedacht, nichts vorbereitet, und an dem Tage, als der Feind mit Blitzesschnelle und wuchtig die beiden Schlachten von Wörth und Spichern schlug und die Grenze durch seinen Marsch über Lauter und Saar forcierte, sah man sich urplötzlich waffenlos und in Auflösung. Mit einem Schlage standen den Deutschen alle Straßen bis nach Nancy, bis in die Champagne offen, alle Positionen im Osten waren so gut in Gefahr, wie diejenigen an der Mosel und der Maas. Die für uneinnehmbar gehaltenen Schutzwälle fielen in die Hände des Feindes oder wurden umgangen, und zum erstenmale vielleicht waren Vogesen und Argonnen für die französische Verteidigung unbrauchbar und nutzlos.

Was an Streitkräften in diesen Gegenden für den Augenblick zur Verwendung für den Krieg im Osten zur Verfügung blieb, bestand aus dem 7. Corps der Rheinarmee, welches unter General Felix Douay bei Belfort gebildet worden war, von welchem man eine Division abkommandierte, um solche den Tag vor Wörth so rasch als möglich dem Marschall Mac Mahon zuzuschicken, und die sich dann, ins Lager von Châlons dirigiert, mit dem, was von Mac Mahons Armee übrig geblieben war, in den Strudel von Sedan mit hineingerissen sah, in dem sie unterging. Nach dem Abmarsch dieses Corps blieb im Osten auch nicht eine einzige Abteilung der regulären Armee mehr übrig. Die festen Plätze selbst befanden sich in einem keineswegs Vertrauen erweckenden Zustande. Die Befestigungsarbeiten von Belfort, vor mehreren Jahren schon begonnen, waren noch lange nicht vollendet; Besançon hatte weder eine Garnison, noch war es verproviantiert. Was man an Streitkräften besaß, um das Land zu beschützen, beschränkte sich auf die in aller Eile aus einigen Departements (in andern auch mit großer Lauheit) zusammengerafften Mobilgarde-Bataillone und auf eine gewisse Anzahl Franktireursbanden, die allmählich auftauchten und sich in die Vogesen warfen, wobei sie übrigens seitens der kaiserlichen Regierungsstellen nicht immer sonderliche Unterstützung und Ermunterung gefunden hatten. Die Panik war eine geradezu großartige unter dieser Bevölkerung, die jeden Augenblick die Preußen kommen zu sehen glaubte, die sich bedroht wähnte und es in der That auch war, da sie sich von allen verlassen sah. Sie blieb es auch bis zum Tage von Sedan, und noch bis zum 4. September. — Was das Kaiserreich versäumt hatte, die Regierung der nationalen Verteidigung hätte es zweifelsohne thun können und müssen. Jetzt oder nie hätte man so rasch als immer möglich die in dieser Gegend des Ostens noch intakten widerstandsfähigen Elemente zusammenraffen und sie dazu tüchtig machen müssen, die Übergänge des dortigen Teils der Vogesen zu verteidigen, indem sie sich in der Flanke der großen vorwärts marschierenden Invasionsarmee hielten, die wie ein reißender Strom gegen das Centrum vorflutete. Die Wahrheit zu sagen, man war verdutzt und aus der Fassung gebracht durch all die sich überstürzenden Ereignisse der ersten Periode der nationalen Verteidigung in diesem schrecklichen Monat September, der eine Armee bei Sedan gefangen und eine zweite, diejenige von Metz, hinter ihre Stellungen zurückgeworfen sah, die sie nicht anders denn als gefangen verlassen sollte; jener Monat, in welchem Paris eingeschlossen und für zwanzig volle Wochen von allem Verkehr der übrigen Welt abgeschnitten werden sollte und der an seinem Ende, in den letzten seiner Tage, noch den Fall Straßburgs brachte. Von welcher Richtung des Horizontes her, aus welcher Gegend des östlichen Frankreichs würde, konnte Hilfe kommen? Paris, das eingeschlossene Paris, konnte nur an sich selbst denken. In Tours war vorderhand die Hauptsorge die, sich an der bereits bedrohten Loire zu schützen. Erst drei Monate später, nach den Niederlagen bei Orleans und der plötzlichen, gewaltsamen Zweiteilung der Loirearmee kam man endlich wieder auf den Gedanken zurück, etwas Ernstliches in der Richtung nach den Vogesen hin zu unternehmen. Was hatte sich während dieser vier Monate in der östlichen Gegend ereignet? Gewissermaßen war es eine Art düsterer, zusammenhangsloser Prolog zu der Unternehmung, welche die Regierung der nationalen Verteidigung als eine ihrer letzten Karten auszuspielen hatte, und zu der General Bourbaki seinen Namen hergeben mußte.

Der Krieg im Osten hat thatsächlich zwei Perioden: die erste ist diejenige einer gänzlichen Konfusion, in welcher sich der kaum organisierte Widerstand in einzelnen unzusammenhängenden Unternehmungen schwächt und erschöpft. Während dreier Monate, von Ende September bis Ende Dezember, war man außerhalb der festen Plätze, wo sich die Verteidigung sammelte und konzentrierte, ohne jede Leitung vorgegangen, und während dieser Zeit, als die anfänglich vor Straßburg zurückgehaltene Invasion durch diesen Teil der Vogesen ins Saônethal sich ergoß, flutete dieselbe bis gegen Dijon vor, verdammte Belfort durch dessen Einschließung zur Unthätigkeit, und ließ Besançon einfach bei Seite liegen, während sie durch ihre vorgeschobenen Stellungen im Herzen von Burgund das Centrum und den Süden Frankreichs bedrohte. Betrachten wir einmal die hauptsächlichsten Punkte dieses verwickelten militärischen Schauspiels, in welchem alles durcheinander sich mischt, den kurzen Feldzug der ersten Vogesenarmee, die Verteidigung Belforts, die Rolle, welche Garibaldi spielte, und dessen Operationen.

Wie sah es in jenem Augenblicke aus, als die nie wieder ungeschehen zu machenden Schicksalsschläge über Frankreich hereinbrachen? Der Osten, wie schon gesagt, sah sich von allen regulären Truppen entblößt. Seit der zweiten Hälfte des Septembers war unter dem Druck der drohenden Gefahr eine Art freiwillige, ohne jede äußere Anregung aufgetauchte Bewegung entstanden. Man suchte sich wieder zurechtzufinden, man wollte sich verteidigen. Eine gewisse Anzahl bei Sedan entkommener energischer Offiziere, der Genie-Kommandant Varaigne, der Genie-Kapitän Bourras, der Artillerie-Kapitän Perrin hatten den Weg nach den Vogesen eingeschlagen und beschäftigten sich in vorderster Linie damit, einige der wichtigsten Pässe zu befestigen und etliche Elemente der Verteidigung wieder zusammenzubringen. Kurze Zeit darauf traf ein weiterer bei Sedan verwundeter und entkommener Offizier ein, der General Cambriels, um das Kommando der Ostarmee zu übernehmen und die Operationen zu leiten. Wo war diese Ostarmee, wie war sie zusammengesetzt? Herr von Freycinet giebt dieselbe, wer weiß, in welchem Wahne befangen, auf 55000 Mann an. Dies ist natürlich furchtbar übertrieben, und überdies bestanden diese Soldaten aus Mobilgardisten, die weder Instruktion genossen hatten, noch sonst irgendwie einen Zusammenhalt besaßen, undisziplinirt, schlecht bewaffnet, kaum zur Not ordentlich ausgerüstet, mit denen man sich im Felde unmöglich behaupten konnte, aber schließlich hatte es doch eine Art militärischen Anstrich. Scharenweis strömten Freiwillige zur Unterstützung dieser Armee herbei und füllten die Wälder der Vogesen. Von einzelnen entschlossenen Männern angefeuert, bildeten sich überall Franktireurscorps. Eines der vornehmsten dieser Freischarencorps war die Schöpfung eines elsässischen Abgeordneten, Namens Keller, der viele seiner Mitbürger zur Verteidigung ihres häuslichen Herdes und zu derjenigen Frankreichs um sich zu sammeln gewußt hatte. Kapitän Bourras seinerseits war wie geschaffen, während dieses Krieges im Osten eine Freischaren-Compagnie zu kommandieren. Jeden Augenblick hatte man sich darauf gefaßt zu machen, dem Feinde gegenüber zu stehen, der in so grausamer Weise die Überlegenheit seiner Organisation und seine methodische Gründlichkeit zur Geltung zu bringen wußte. So lange die Deutschen noch vor Straßburg festgehalten gewesen waren, konnten sie natürlich nicht daran denken, im Osten weiter vorzudringen, es war daher auch nicht ein Angriff zu befürchten, der mit allzu überlegenen Kräften oder besonders heftig hätte ausgeführt werden können. Der Fall der Hauptstadt des Elsasses am 28. September gab den feindlichen Streitkräften ihre Aktionsfreiheit wieder, und diese um Straßburg und in der Rheingegend angehäuften Streitkräfte waren immerhin von einiger Bedeutung. Sie bestanden aus der badischen Division, einer preußischen Gardelandwehrdivision und der ersten Reservedivision unter General von Treskow; dazu kam dann noch eine vierte Reservedivision unter General von Schmeling, die man aus Norddeutschland herangezogen hatte. Oberster Befehlshaber all dieser Truppen war General von Werder, der Kommandant der Belagerungstruppen vor Straßburg, der Mann, welcher diese unglückliche elsässische Stadt bombardieren ließ, — (weil sie es so haben wollte und General Uhrich die Übergabe verweigerte, die ihm doch nicht erspart blieb; man müßte eigentlich über solchen französischen Unsinn lachen. D. H.) — die Herr von Bismarck in seinem stolzen Siegerbewußtsein „den Schlüssel seines Hauses" genannt hatte. — Kurz, als Straßburg fiel und damit das Signal zu neuen militärischen Operationen gegeben worden war, Ende September und anfangs Oktober hatten die Deutschen nunmehr vier Divisionen frei. Die Garde-Landwehr war dazu bestimmt, nach Paris abzurücken, die erste Reservedivision blieb zum Teil in Straßburg; die Division von Schmeling, die einige Zeit um Freiburg im Großherzogtum Baden stehen geblieben war, sollte bei Neuenburg über den Rhein gehen, die Plätze Schlettstadt und Neubreisach zur Übergabe zwingen und gleichzeitig Mühlhausen, sowie die Linie von Belfort bedrohen. General von Werder mit der badischen Division, aus einer kombinierten Infanterie- und einer Kavalleriebrigade bestehend, bildete nunmehr den Kern des 14. Corps, das den Auftrag hatte, so weit immer möglich in die Vogesen einzudringen und alle französischen Truppenansammlungen zu zerstreuen. In den ersten Oktobertagen setzte er sich denn auch in Marsch, nachdem er einen seiner Brigadechefs, den General von Degenfeld, vorausgeschickt hatte. Seine Absicht war, in erster Linie das Thal der Meurthe zu erreichen. Bei Gott, wäre unsere arme Ostarmee eine wirkliche und wahrhaftige Armee, wäre der Freischarenkrieg auch nur halbwegs richtig organisiert gewesen, Werder würde die Tollkühnheit dieses abenteuerlichen und an Schwierigkeiten reichen Marsches durch diese ganz von Hindernissen strotzende Gegend teuer zu bezahlen gehabt haben! Dieses Terrain hätte ihm streitig gemacht werden müssen, aber war das möglich? Ja wohl, man kämpfte noch dazu aufs ernstlichste bis weit in die Vogesen hinein. Bei Raon L'Etape, bei Etival, Bourgonce, Rouges Eaux, bei Brouvelieures, in der Richtung von St. Dié und Epinal. Die Deutschen kamen nur mühsam vorwärts; bald mußten sie sich mit regulären Abteilungen, bald mit Franktireurs, die sie beständig neckten, herumschlagen. Es war eigentlich weniger ein Feldzug, als eine Reihe von teilweise mörderischen Gefechten, die fast immer unglücklich oder unentschieden ausfielen, so daß General Cambriels, — der seine Armee infolge der Strapazen, durch die Demoralisation, die einzureißen begann, und infolge der erlittenen Schlappen zusammenschmelzen sehen mußte, — es für das geratenste hielt, so rasch als möglich seine jungen Soldaten unter die Kanonen von Besançon zurückzuziehen. Das war der „große Verrat," den die Strategen im Osten, — denn Strategen gab es überall, in Besançon wie in Tours, — damals dem General Cambriels vorwarfen. Offenbar aber hatte sich doch der Kommandant der Vogesenarmee nur aus dem einzigen Grunde zurückgezogen, weil ihm gar nichts anderes übrig blieb.

Dieser unvermeidliche Rückzug war trotzdem verhängnisvoll, denn er gab die Vogesen preis. Die Deutschen vermochten jetzt ohne Schwierigkeiten vorzudringen: schon streiften sie bis zur Saône und bis Vesoul, ja einen Augenblick hatten sie die Idee, den General Cambriels zu verfolgen, den sie am Ognon erreichten; aber die arme Ostarmee zog sich gegen Cussey und Châtillon le Duc zurück, wo sie einen letzten blutigen Kampf bestand, nach welchem sie sich endgültig über den Doubs auf Besançon zurückzog. General von Werder war das gerade recht; Besançon anzugreifen, fiel ihm auch nicht im Schlafe ein, und für den Augenblick glaubte er sicher sein zu dürfen, daß die Streitkräfte Cambriels' lahm gelegt seien. Die Deutschen, die sich jetzt durch nichts mehr gehemmt sahen, die vom Doubs her nichts mehr zu befürchten hatten und sich stark genug fühlten, ihre Verbindungen mit den Vogesen offen zu erhalten, setzten ihre Bewegung nach der Saône fort, und zwar bis nach Gray, das sie gegen den 24. Oktober erreichten. In diesem Augenblick begann sich im Osten eine neue Kraft zu zeigen. Garibaldi war in Dôle eingetroffen, um ein Kommando zu übernehmen. Aber Garibaldi mit seinen mühsam zusammengerafften kleinen Abenteurerscharen war nicht der Mann dazu, die Deutschen aufzuhalten. Und noch viel weniger konnte sie ein Mobilgarden-Detachement beunruhigen, das unter den Befehlen eines Präsidenten des Verteidigungskomités, der zum Rang eines Obersten befördert worden war, heranrückte, um an der Saône sich den Deutschen gegenüberzustellen. — Diese braven Leute hatten ja ganz gewiß alle den redlichsten Willen, aber ihr Chef, der zweifelsohne ein besserer Republikaner als Kriegsmann war, trieb Strategie, von der er so viel verstand, als ein Esel vom Zitherspiel, in seiner Weise. Eines Morgens hielt er, so erzählte man sich, zwei auf einem Hügel stehen gebliebene Schäferkarren für eine deutsche Mitrailleusenbatterie, und ergriff schleunigst

Fort la Miotte. Fort la Justice. Le Château. Fort Hautes-Perche. Fort Basses-Perche.

Stadt und Festung Belfort nach der Übergabe am 18. Februar 1871.

das Hasenpanier, nachdem er noch zuvor die Brücke von Pontailler in die Luft gesprengt hatte. Solchen Gegnern gegenüber waren die Deutschen in ihren Bewegungen nicht sonderlich gehemmt, und ohne sich im geringsten durch die um ihn her vorgehenden Dinge, deren Unwichtigkeit sie erkannten, beunruhigen zu lassen, entschloß sich General von Werder, kurz besonnen, bis nach Dijon vorzustoßen, wo zwei seiner Brigaden unter dem Befehl des Generals von Beyer nach einem heftigen Kampfe, der die Kapitulation Dijons zur Folge hatte, einzogen. So hatten die Deutschen in dreißig Tagen die Vogesen forciert, die Landstriche an der Sarthe überschwemmt und die Hauptstadt von Burgund besetzt, in welcher sie zwei Monate lang als unerbittliche und gestrenge Herren verblieben.

Wohlgemerkt, es war das in Wirklichkeit gar nicht der ursprünglich dem 14. Corps vom Hauptquartier vorgeschriebene Weg. General von Werder hatte nicht den Befehl, in Burgund einzufallen. Er sollte, nachdem er über die Vogesen vorgedrungen, nach Epinal gehen, von da aus sich in der Richtung von Chaumont, Châtillon, Troyes sammeln und die Seine erreichen, während er unterwegs die Bevölkerung entwaffnete und die unterbrochenen Verbindungen wieder herzustellen hatte. Dieses Programm aber hatte, ganz nach dem Verlaufe der Operationen, fast tagtäglich irgend welche Abänderungen erlitten. Die Notwendigkeit oder die Hoffnung, unserer Ostarmee den Garaus machen zu können, hatte die Deutschen nach der Saône hingezogen, und nachdem sie nun einmal dort waren, hatten sie ihren Marsch auch noch weiter fortgesetzt und waren schließlich bis nach Dijon gekommen. In diesem Augenblick gab die Kapitulation von Metz, während sie für Frankreich alle Aussichten, den Krieg mit Erfolg führen zu können, erschwerte, dadurch, daß nunmehr das 14. deutsche Armeecorps definitiv in diesem Landesteile verblieb, den Operationen des 14. Corps und der ihm übertragenen Rolle einen ganz neuen Charakter. Seither waren die 1. und die 4. Reservedivision ganz unabhängig von den übrigen Armeeteilen und mit besonderem Auftrag im Elsaß verblieben; nunmehr schlossen sie sich wieder dem 14. Corps unter dem Befehle Werders an. Man hatte bisher noch gar keine Zeit gehabt, Belfort anzugreifen, ja man hatte noch gar nicht daran gedacht; nunmehr aber traf man die nötigen Vorkehrungen, es zu belagern. General von Treskow war mit der 1. Reserve-Division diese Aufgabe zugefallen. General von Schmeling seinerseits sollte einen Teil seiner Truppen von der 4. Division der Reserve, nachdem er die festen Plätze des Oberelsasses, Schlettstadt und Neubreisach, genommen, dem General Treskow um Belfort herum lassen und sich mit dem Reste gegen die Saône heranziehen, um bei Gray Stellung zu beziehen. General Werder selbst sollte sich schließlich dauernd in Dijon festsetzen, wobei er die Aufgabe hatte, den Süden zu überwachen, auf die französischen Truppenansammlungen, sobald er von solchen erfuhr oder solche in seiner Nähe auftreten sah, losgehen, und zu gleicher Zeit über Châtillon, Tonnerre die Verbindungslinie des Prinzen Friedrich Karl, der in aller Eile nach der Loire zog, zu schützen. Der ganze Osten fand sich solchergestalt in das Netz der feindlichen Streitkräfte einbezogen.

Was sollte man thun, um dem Anwachsen dieser fremden Invasion, die nach und nach immer weiter um sich griff, einen Damm zu setzen; über welche Mittel, diesen Zweck zu erreichen, konnte man verfügen? Das war eine ungemein schwierige Lage, und sie wurde noch schlimmer durch die überall herrschende Unordnung und Desorganisation. Die auf Besançon zurückgeworfene Armee existierte kaum noch. Und was das Schlimmste war, was in diesem Augenblicke gerade noch fehlte, die Schwierigkeiten zu vermehren, das war, daß man während dieses unseligen Krieges sich auch noch, eine Partei der andern, Grobheiten machte, sich gegenseitig beschuldigte und anklagte und alles auf General Cambriels schob, den man zwingen wollte, den Kampf wieder aufzunehmen, wozu er doch nicht imstande war. Gambetta, der von Tours herkam und sich augenblicklich nach Besançon begeben hatte, wahrscheinlich im Glauben, alles werde sofort nach seiner Pfeife tanzen, geriet gerade in diesen Strudel aller gegen den Chef der Vogesenarmee losgelassenen Beschuldigungen. Es mochte ja mit gar manchem übel bestellt sein, aber Gambetta machte es auch nicht besser, als die andern es hatten machen können. Er sprach über General Cambriels ein Verdammungsurteil aus, dadurch, daß er dessen Abberufung veranlaßte, und doch gab er ihm dadurch wieder recht, daß auch nach der Entfernung des Generals von seinem Kommando die Offensive so wenig wie zuvor ergriffen wurde. — Thatsache ist, daß innerhalb weniger Tage das Kommando dieser Armee dreimal wechselte; von General Cambriels ging es auf General Michel über, den man viel besser an der Loire gelassen hätte, wo er eine Kavalleriedivision ganz vorzüglich geführt hatte, — von General Michel auf General Crouzat, den man von Belfort, wo er als Artillerie-Oberst gestanden, herbeigeholt hatte. Und mitten in all diesen Veränderungen, welche fast mit dem Einmarsch der Deutschen in Dijon zusammenfielen, führte man die Armee urplötzlich von Besançon nach Chagny, weil man Einfälle der Deutschen auf der Linie von Lyon befürchtete. Aber damit nicht genug; in Chagny erlitt sie eine neue Umgestaltung, sie wurde das 20. Corps der französischen Armee, — dieses 20. Corps, welches die Regierung von Tours in demselben Augenblicke nach der Loire, nach Gien berief, um an der Verwirklichung der großen strategischen Entwürfe mitzuhelfen. Die Regierung hatte für nichts anderes mehr Sinn, alle ihre Gedanken waren nur noch auf die Loire gerichtet, namentlich seit der Schlacht von Coulmiers, mit viel Berechtigung, man kann das zugestehen. „Sie hatte ihren Entschluß nicht gefaßt, ohne zuvor erst die Folgen ernstlich erwogen zu haben," versichert Herr von Freycinet. Er glaubte, daß der entscheidende Schlag um Orleans fallen würde und daß ein an der Loire durch massenhafte Truppenansammlungen vorbereiteter Sieg auf unsere ganze militärische Lage zurückwirken müßte. Möglich, immerhin! Aber mit dem 20. Corps, das von Chagny abmarschierte, verlor der Osten mit einem Schlage das Wenige, was ihm noch von organisierten Truppen geblieben war; es waren das 30 000 Mann, die General von Werder nunmehr weniger gegenüber standen, so daß sich in diesem Augenblicke, angesichts der feindlichen Invasion, die Verteidigung jenes Landstriches in Belfort konzentrierte und im Feldlager Garibaldis, den man wieder nach Autun gesandt hatte, um Morvan zu decken, indem er Dijon bedrohte, und, wenn man so will, im Lager eines jungen Offiziers, der im Handumdrehen General geworden war, des früheren Kapitäns Crémer, den man auf die Lyoner Linie gestellt hatte, wo er, im Einvernehmen mit dem alten italienischen Freischarenführer dem Feind die Stange halten sollte.

Belfort ist die Schildwache an einem der Thore Frankreichs, die Beherrscherin des famosen „Lochs" zwischen Vogesen und Jura. Wenn die Deutschen ihre Anstrengungen bisher noch nicht nach jener Gegend gerichtet hatten, so war es deshalb unterblieben, weil sie im Besitze aller übrigen Einmarschthore sich bereits befanden. Erst als der Krieg sich auf unbestimmbare Zeit in die Länge zu ziehen schien oder der schon längst gefaßte Entschluß, Belfort in deutsche Gewalt zu bringen, für die Ausführung reif erscheinen mochte, hatte auch die von den deutschen Operationslinien weitabliegende Vogesenfestung eine regelrechte Belagerung auszuhalten. Für die französische Verteidigung war diese Festung auch, mochte man es vom militärischen oder politischen Standpunkte betrachten, von einer ganz außerordentlich großen Bedeutung. Sie war nicht nur die Hüterin des Ostens allein, sondern sie konnte auch ein Stützpunkt für alle weiteren Operationen werden, es war also nur ein Akt der Klugheit und Vorsicht, wenn man sich bemühte, sie vor jeder Katastrophe sicher zu stellen. Allerdings hatte man in Bezug hierauf in den letzten Jahren so ziemlich alles versäumt. Es war bei Belfort ganz das nämliche, wie bei Metz. Die Arbeiten, welche den Platz doppelt so stark hätten machen sollen und müssen, waren noch nicht zu Ende geführt; jetzt freilich machte man sich endlich seit zwei Monaten ans Werk; von Hingebung an die Sache erfüllte Offiziere hatten sich alle Mühe gegeben, die nötigen Arbeiter zusammenzubringen und die Ausführung der Werke zu beschleunigen. Verproviantierung und Munitionsersatz waren der Festung so reichlich zugeflossen, daß schließlich, als die Belagerung begann, alle Elemente einer langen und wirksamen Verteidigung vorhanden waren. Das Oberkommando war während dieser zwei Monate von General de Chargère auf den Artillerieoberst Crouzat übergegangen, nachdem dieser aber bald darauf zur Ostarmee abberufen worden war, verblieb das Kommando endgültig dem Genie-Bataillonschef Denfert-Rochereau, der zum Oberstlieutenant und Gouverneur von Belfort ernannt worden war. Oberst Denfert war ein vorzüglicher Offizier, er kannte den seinem Patriotismus anvertrauten Platz aufs genaueste und er hatte das Glück, seinen Namen für immer mit der so ungemein ehren-

vollen Verteidigung dieses Platzes zu verknüpfen. Ungeschickterweise hat er später die eigentümliche Marotte gehabt, sich eine Art Rolle oder Privilegium der Unbesiegbarkeit seinen Kameraden gegenüber beilegen zu lassen und sich für den Entdecker neuer „technischer und moralischer" Prinzipien zu halten, aus welchen er seine Erfolge ableitete. In Wirklichkeit aber hat er weder mehr Eifer noch mehr Geschick oder mehr militärisches Genie entwickelt, als viele andere auch; er hatte einen hinreichend starken Platz, er schloß sich in denselben ein, und that seine Pflicht. Er hatte zudem das Glück, sich nur auf ausdrücklichen Befehl der Regierung nach abgeschlossenem Waffenstillstande und nachdem jede Hoffnung geschwunden, mit der Festung ergeben zu müssen. Dies ist die Wahrheit. — Im übrigen hatte Oberst Denfert nichts versäumt, sich auf alles, was kommen mochte, vorzubereiten. Der Platz von Belfort, an dem kleinen, aus den Vogesen kommenden Flusse Savoureuse und an der Bahn von Paris nach Mühlhausen gelegen, ist außer von der alten, durch Vauban erbauten Enceinte, mit einer Reihe neuerer Außenwerke umgeben: im Westen von dem Fort des Barres, das sich an die Bastionen der Vorstadt auf dem rechten Ufer der Savoureuse anlehnt und etwas weiter südlich durch die Redoute von Bellevue ergänzt wird, — im Südosten, auf dem linken Ufer, von den Hautes-Perches und Bas-Perches — im Nordosten von den Forts de la Miotte und de la Justice, die durch eine Reihe von steilen Böschungen verbunden sind, welche eine Art verschanztes Lager bilden. Zu all diesen Werken kommt dann noch das Schloß, die Citadelle, welche die Stadt und einen großen Teil ihrer Umgebung durch ihr Feuer beherrscht. Weiter entfernt sind Punkte, welche für den Schutz des Platzes nutzbar gemacht werden können: gegen Norden der Wald von Arsot, jenseits von Barres le Mont der Lettendamm von Grand-Salbert, über den Perches draußen die bewaldeten Höhen von Bosmont, das Dorf Danjoutin, das in dem von den Bahnlinien nach Mühlhausen und Besançon gebildeten Winkel liegt, an der Straße von Altkirch; — im Osten das Dorf Perouse und der Wald von Perche. Oberst Denfert hatte anfänglich und in den ersten Tagen keineswegs beabsichtigt, sich in seinen Verteidigungswerken einzuschließen, er hatte sich vorgenommen, seine Thätigkeit auf weit vorgeschobene Stellungen auszudehnen, um so dem Feinde das Terrain so viel als möglich streitig zu machen, und den Gegner so lange, als es nur anging, aufzuhalten. Um alle diese Positionen zu verteidigen, hatte er eine allerdings sehr gemischte Garnison von 10000 Mann, bestehend aus zwei oder drei Marschbataillonen Infanterie, dann aus unerfahrenen, aus allen Himmelsgegenden zusammengerafften Mobilgardisten vom Ober-Rhein oder von der Rhone, der Haute Saône oder von Saône und Loire, ja sogar von der Haute-Garonne. Ihm zur Seite standen überdies einige Offiziere, die Genie-Kapitäns Thiers, Brunetot, Degombert, der Artillerie-Kapitän de la Laurencie, welche, wie er, seit einiger Zeit dem Platze zugeteilt waren und ihn, wie er selbst, genau kannten. Er hatte des weiteren 300 Feuerschlünde zu seiner Verfügung, und ein reich gefülltes Munitionsdepot — darunter allerdings auch noch Kugeln aus den Zeiten Vaubans, die in der Gegenwart nur von ziemlich mittelmäßigem Werte waren; er war vortrefflich verproviantiert, hatte Mehl und Reis für mehr als 180 Tage, frisches Fleisch für 150 Tage, ohne von den Privatvorräten der Einwohner zu reden, die sich auf 90 Tage hatten verproviantieren müssen. Man war also recht wohl versehen.

In Wirklichkeit begann die Belagerung Belforts am 3. November; an diesem Tage war General von Treskow vor dem Platze erschienen, und schickte sich an, denselben einzuschließen; er begann dieselbe mit der etwas seltsamen Anfrage an den Gouverneur der Stadt, ob sein Gewissen ihm es nicht zulasse, sich zu ergeben und auf diese Weise der Bevölkerung die Schrecken einer Belagerung zu ersparen? Oberst Denfert erwiderte dem General von Treskow ganz trocken, „das allerbeste Mittel, der Bevölkerung die Schrecken einer Belagerung zu ersparen, wäre es, wenn die preußische Armee sich zurückzöge." Von diesem Augenblick ab begann der Kampf; die Einschließung, anfänglich noch ziemlich unvollständig, wurde eine engere und immer engere. Es ist leicht gesagt, und man hat es, wenn ich mich nicht täusche, mehr als einmal behauptet, die Deutschen hätten im wesentlichen bei ihren Belagerungen, so viele es deren auch waren, nicht sonderlich geglänzt. General Treskow konnte allerdings noch nicht rasch vorgehen, er hatte weder genügende Streitkräfte, noch hinlängliches Angriffsmaterial zu seiner Verfügung; gleichwohl blieb er nicht unthätig, er näherte sich dem Platze staffelweise, und bemühte sich, die Festung immer enger einzuschnüren, indem er die Verteidiger hinter ihre Verschanzungen zurückwarf. Dies war die erste Etappe der Belagerung. Oberst Denfert seinerseits trotzte, so gut es nur immer ging, dem nahenden Ungewitter, und zog trotz seiner kritischen Lage doch noch den größtmöglichen Vorteil aus derselben. Er unternahm Rekognoszierungen, die zum Teil sehr günstig ausfielen, Ausfälle, die den Feind ermüdeten und ihm empfindliche Verluste zufügten. Aber das alles wurde ihm keineswegs leicht gemacht, selbst nicht durch die „technischen und moralischen Prinzipien," mittelst deren er den „militärischen Geist" wieder zu erwecken sich zur Aufgabe gemacht hatte; dabei hatte auch er seine liebe Not mit diesen jungen, über Nacht Soldat gewordenen Leuten, die nur zu gern der Indisziplin verfielen, nur widerwillig sich den Schanzarbeiten und dem an Leiden überreichen Leben in einer zur härtesten Jahreszeit belagerten Festung unterzogen. Als während einer Nacht in der Redoute von Bellevue ein Brand ausgebrochen war, vermochte man die Mobilgardisten nicht dahin zu bringen, daß sie Hilfe leisteten. Derartige Geschichten konnten, früher oder später, große Gefahren mit sich bringen; die Moblots legten sich einfach in den Schnee und waren zu keiner Arbeit zu bewegen. Schließlich, wenn Oberst Denfert auch mit dem ihm zu Gebote stehenden Material das Menschenmöglichste leistete, wenn er nur Schritt vor Schritt das von ihm besetzte Außenterrain räumte, er konnte trotzdem nicht hoffen, seine Cernierung zu sprengen oder die Belagerung zu verhindern. Es stand auch gar nicht lange an, so hatte er seine ursprünglich besetzten Außenstellungen eingebüßt: das Dorf Buffoncourt, an der Altkircher Straße, auf der entgegengesetzten Seite das Dorf Cravanche, am Fuße von Grand Salbert, Le Mont, Essert, Bavilliers. Bald war der Feind nahe genug heran, um ein Bombardement einzuleiten, das zwei Monate lang dauern sollte. Betrachten wir uns die Lage Belforts um die Mitte des Dezembers nach einer mehr als dreißigtägigen Belagerung. Die Deutschen hatten den schwachen Punkt der Festung anscheinend noch nicht herausgefunden, sie gingen nur langsam und methodisch zu Werk, aber sie machten Fortschritte, schon hielten sie die Stadt unter dem Feuer ihrer Kanonen. Aber Belfort trotzte dem Feuer, ohne sich auch nur einen Augenblick schwach zu zeigen oder in Verwirrung bringen zu lassen; in tiefer Bewegung sah das Land dem Schauspiele zu, wie sich in einem Winkel Frankreichs eine Festung heldenhaft verteidigte. Noch war nichts verloren, alles konnte noch gerettet werden, wenn der tapferen Festung im Osten Hilfe kam, oder dieselbe durch irgend eine günstige Diversion entsetzt wurde. — — —

Aber wer konnte Belfort zu Hilfe kommen? Da war Garibaldi, den Herr von Freycinet „den einzigen Wächter unserer Interessen im Osten" nannte, nachdem das 20. Corps abmarschiert war. Garibaldi stand im Augenblick mit seiner Armee oder vielmehr mit seiner „vorgeblichen" Armee in Autun; aber der alte italienische Haudegen vermochte keinerlei Hilfe zu bringen, und mit Recht fragt man sich: welche Rolle hat denn eigentlich Garibaldi in diesem unseligen Kriege gespielt, in welchem er seit dem Monat Oktober als eine phantastische Persönlichkeit aus der Mythologie der Revolution erschien? Sicherlich haben wir da die bizarrste Episode in dieser packenden Tragödie, die uns das Verhängnis vor Augen führt, dem Frankreich im Jahre 1870 verfiel. Es ist ein kurioses Ding! Garibaldi sah sich auf einmal in unsere Angelegenheiten verwickelt, ohne vielleicht gerade ein besonderes Verlangen danach getragen zu haben, ohne an diesem neuen Abenteuer einen allzugroßen Geschmack zu finden, trotzdem er der Regierung der nationalen Verteidigung am Tage nach dem 4. September seine Dienste angeboten hatte. Die Regierung von Tours überschüttete ihn mit Schmeicheleien und Lobeserhebungen; in Wirklichkeit war sie wenig erbaut von seinem Kommen, sie hätte recht gerne auf die Hilfe dieses Mannes verzichtet, dem niemand gerufen hatte, der gekommen war, weil ihn die paar nächsten besten Leute seiner einsamen Insel im mittelländischen Meere entrissen hatten, und dem man anfangs nichts Besseres anzubieten hatte, als einige hundert in Chambéry zusammengelesene italienische Freiwillige. Der alte Abenteurer hätte am besten daran gethan, nach Caprera zurückzukehren. Es ist keineswegs erdichtet, es

ist Wahrheit: Garibaldi hatte im Grund seines Herzens das Bedürfnis gefühlt, in der ersten Aufwallung ostentativ seinen Degen anzubieten, er hätte sich insgeheim gefreut, seine Manifestationen gemacht zu haben und nicht beim Worte genommen worden zu sein; der französischen Regierung war sein Kommen auch nichts weniger als angenehm, aber nachdem er nun eben einmal da war, fiel ihm auch seine Rolle in diesem Kriege zu; leider war diese Rolle nur zu oft die eines militärischen Marktschreiers, oder hinderte er vom ersten bis zum letzten Augenblick.

Wäre Garibaldi noch der tapfere Freischarenführer von früher gewesen, hätte er mit etlich Tausend entschlossenen Leuten sich in die Vogesen werfen können, ohne Generalstäbe mit sich herumzuschleppen, ohne eine politische Mission für sich in Anspruch zu nehmen, wäre er Soldat und nichts als Soldat gewesen, hätte er sich darauf beschränkt, den Feind durch ewige Neckereien und Angriffe zu ermüden und aus der Fassung zu bringen, so wäre alles recht und gut gewesen, aber von dem war bei Garibaldi keine Rede. Seine Persönlichkeit stand bei allem im Wege, er war zu alt, zu gebrechlich, dazu seine aufbrausenden Leidenschaften, seine phantastischen, radikalen, kosmopolitischen Ansichten, deren Symbol sein Name war, die Anmaßungen und der Fanatismus, der sich in seiner ganzen Umgebung breit machte, und zu all dem kam noch die eigentümliche Lage, in der man sich befand. In erster Linie war der General alt und schwach geworden, nur mit Mühe konnte er sich noch im Sattel halten, eines Tages stürzte er während der Schlacht vom Pferde, er war nicht mehr imstande, ein Pferd zu meistern. In seiner roten Bluse und seinem grauen Mantel glaubte man eher ein Gespenst, als einen General vor sich zu sehen. Mit den Ideen, zu deren Bannerträger er sich gemacht, stieß er, namentlich in Frankreich, einen großen Teil der Bevölkerung vor den Kopf. In dem Augenblicke, da die Franzosen sich nur mit dem einzigen Gedanken beschäftigten, die blutigen Trümmer ihres Vaterlandes zu verteidigen, erließ er Proklamationen, in denen von allem Möglichen die Rede war, von der Schweiz und von Wilhelm Tell, von Grant und den Vereinigten Staaten von Nordamerika, von der Insel Cuba, und von reichen Wüstlingen, die durch sybaritische Gewohnheiten entnervt seien, immer aber von dem betrügerischen Priester. Kurzum, die Hauptschwierigkeit war, eine Stellung für ihn zu schaffen. „Man könne doch nicht einen Mann, der in der alten und neuen Welt, zu Wasser und zu Lande, ein Kommando geführt hatte, unter die Befehle eines französischen Generals stellen," proklamierte einer seiner Getreuen. Auf der andern Seite wollte man ihm aber auch kein Kommando geben, das französische Offiziere und Soldaten ihm unterstellt hätte. Man fühlte wohl, daß man dadurch die Armee vor den Kopf stoßen und daß sich nur ein verschwindend kleiner Bruchteil der Offiziere unter den Befehl eines Fremden gestellt haben würde. Gambetta selbst, so hieß es, erklärte ganz offen, daß er niemals eine französische Armee, nie und nimmer französische Generale dem Befehl Garibaldis unterstellen würde. Man kam schließlich auf einen bizarren Ausweg, indem man Garibaldi zum Chef sämtlicher Freischaren der Vogesen-Zone ernannte, aber auch darin täuschte man sich, die Freicorps hatten gar keine Lust, unter dem alten Freischärler zu dienen. Niemand wollte hievon etwas wissen; Herr Keller wies dieses Ansinnen zurück, Kapitän Bourras weigerte sich dessen schlechthin. Eine „bretonische Legion" benützte die erste, sich ihr darbietende Gelegenheit, um abzuziehen. Ein Bataillon Mobilgarden aus den See-Alpen verweigerte offen und schlankweg, an der Seite der Garibaldianer zu marschieren. Es war eine ganz sonderbare, zweideutige, unbestimmte Lage, und die Armee, welche Garibaldi organisieren sollte, war natürlich das Spiegelbild dieser Lage, welcher der Stempel der Zweideutigkeit so fest aufgeprägt war, als der Charakter der maßgebenden Persönlichkeiten. Es war, mit einem Wort gesagt, weder eine reguläre Armee, noch ein Freicorps, weder eine französische Armee, noch eine Fremdenlegion. Es war ganz einfach eine Versammlung, die aus den unzusammenhängendsten Elementen bestand. Man zählte da einige Mobilgardenbataillone, die wie die übrigen zur Schlachtbank geschleppt werden würden, und die gar wenig von der ihnen zugemuteten Rolle erbaut waren, daneben 2- oder 3000 italienische Freiwillige, der wirkliche Kern der Garibaldianer, Spanier, Egypter, Griechen, Marseiller, Bataillone von der „Gleichheit," ein Bataillon Guerillas vom Orient, Plänkler, Franktireurs aus aller Herren Ländern und unter allen möglichen Namen, dann noch die „Franktireurs vom Tod" oder von der „Revanche", bis zu den „verlorenen Kindern von Paris." Im ganzen mochte diese zusammengewürfelte Masse 15 oder 16000 Mann, in vier Brigaden eingeteilt, stark sein, welche unter dem Kommando der beiden Söhne Garibaldis standen, unter Menotti und Ricciotti, unter dem polnischen General Bossak-Hauke, der nach dem polnischen Aufstande von 1863 sich nach der Schweiz geflüchtet hatte, und einer dicken Marseiller Persönlichkeit, die in früheren Tagen Rechnungsbeamter gewesen war, infolge der Revolution vom 4. September aber urplötzlich erst in den Präfekten der Rhone-Mündung, und sodann in einen Oberst der Freiwilligen sich verwandelt hatte; Delpech hieß der Mann. Garibaldis Generalstabschef war ein früherer Apotheker aus Avignon, Bordone mit Namen, der sich selbst zum Oberst gemacht hatte, worauf man ihn ganz natürlich doch wenigstens zum General avancieren lassen mußte. Garibaldi selbst gab, wenn er gerade nicht krank war, den Ton an und ließ Tagesbefehle in der ihm eigenen Manier ergehen; er rief in denselben seinen Truppen zu: „Der kosmopolitische Kern, den die französische Republik in ihrem Schoße sammelt, gebildet aus Männern, die aus der Elite der Nationen erwählt wurden, dieser Kern birgt in sich die Zukunft des Menschengeschlechts, und auf dem Banner dieser edlen Gruppe könnt ihr den Wahlspruch eines freien Volkes lesen, der bald das Motto des menschlichen Geschlechts sein wird: „Alle für einen, und einer für alle!"

Solche Phrasen rief man, angesichts der Preußen, in die Welt hinaus. Thatsächlich glich diese „Elite der Nationen" nur allzusehr einer Armee undisziplinierter und buntscheckiger Gesellen, bei denen das Geschrei die Hauptsache, etwas zu leisten aber Nebensache war, die sich in dem vom Feinde überzogenen Frankreich wie in einem von ihnen eroberten Lande aufführten, und diese Helden zählten in ihren Reihen sogar Weibsbilder, welche sich als Offiziere aufspielten und an ihren Mützen einen „Galon" (eine Litze) weiter trugen, als ihr „Galan" (ihr Liebhaber). Tressen und möglichst buntscheckige Uniformen, das waren die charakteristischen Zeichen für diese Armee. Die armen Milizen mochten immerhin notleiden; was kein rotes Hemd trug, wurde scheel angesehen und in den meisten Fällen gar nicht beachtet. Garibaldis Generalstab lebte in Saus und Braus. Man schimpfte darüber, daß man keine Kanonen habe, aber man trug brillante Uniformen und zog geschniegelt und gebügelt in den Krieg. Ein Mitglied der Kommission für die Verpflegung der Armee, Herr Blavoyer, wußte der Nationalversammlung hierüber zu berichten: „Die Garibaldi-Legion hatte in ihren Reihen 53 Offiziere, die sich auf Staatskosten mit einem Luxus kleideten, der zu der elenden erbärmlichen Ausrüstung unserer eigenen Soldaten im grellsten Widerspruch stand ... Die roten Hemden kosteten 20 Franken, die Hosen 30 Franken, die Westen 58, 65, 70, 80 und 90 Franken, einzelne sogar 100 und 190 Franken. Der Mantel des Obersten Garibaldi," fährt der Lieferant jammernd fort, „war von einem ganz enormen Umfang und vom herrlichsten grauen Tuch, doppelt mit rotem Tuch gefüttert, der Preis desselben verhältnismäßig noch bescheiden, 180 Franken. Feine silberne Knöpfe ließ sich ein Unterintendant an seine Uniform nähen, Streifen und Franzen figurierten massenhaft auf jeder Rechnung." Neben dem, daß man in diesem Feldlager sich in erster Linie natürlich mit den „Preußen" zu beschäftigen hatte, fand man doch auch noch für andere Dinge Zeit. Man predigte den Krieg gegen Priester und Reaktion. In Dôle jagte man die Jesuiten fort, und sah ruhig zu, wie der bischöfliche Palast in Autun von undisziplinierten Banden und Strolchen geplündert wurde. Eines Tages verhaftete man während einer Grabrede auf dem Kirchhofe einen früheren Minister des Kaiserreichs, Herrn Pinard, der des schweren Verbrechens angeklagt war, eine bonapartistische Zeitung verteilt zu haben, man transportierte ihn zwischen zwei Gendarmen nach Lyon, und als der Präfekt von Lyon verlangte, man solle ihm sofort Beweise und Verdachtsmomente mitteilen, auf welche hin die Verhaftung erfolgt sei, erhielt er zur Antwort: „Man habe weder Beweise, noch liegen Verdachtsmomente vor." Wirklich naiv! Derartigen Zerstreuungen gab sich der Generalstab Garibaldis zu verschiedenen Malen hin. — Die Operationen einer solchen Armee können, das springt in die Augen, niemals entscheidende sein. In was bestanden sie eigentlich im Osten während dieser ersten Periode? Garibaldi hatte die

letzten Oktoberwochen in Dôle verbracht und sich mit der Organisation seiner Armee beschäftigt. Am 12. November befand er sich in Autun, wo er Morvan, die reichen Werke von Creuzot und die Straße nach Nevers decken sollte, indem er die in Dijon rastende Einfallarmee beschäftigen würde, so lange die großen Kämpfe an der Loire geschlagen wurden. Unter diesen Umständen konnte Garibaldi um so mehr darauf rechnen, daß es ihm gelingen werde, den Feind zu beunruhigen, ihn in Scharmützeln hinzuhalten und ihn zu überfallen, während ihm stets sein Schutzwinkel in Autun verblieb, wo er sich auf die Vorberge des Morvan stützen konnte. Dabei konnte ihm durch eine neue Kraft treffliche Unterstützung zu teil werden, die eben jetzt auf der Straße von Dijon nach Lyon aufzutauchen begann, in dieser, durch den Abmarsch des 20. Corps von Truppen entblößten Gegend. Es mochte in der Zeit vom 20. bis zum 24. November gewesen sein, als ein junger Kapitän vom Generalstab, welcher sich der Kapitulation von Metz zu entziehen gewußt hatte und aus dem die Regierung über Nacht einen General gemacht hatte, Crémer hieß er, in Chagny und Beaune mit einer aus zwei Legionen Mobilgardisten von der Rhone, aus Mobilen von Gironde, unter dem Kommando des Herrn von Crayon-Latour, bestehenden Brigade, nebst einer Armstrong-Batterie, der einzigen, welche es in der französischen Armee gab, eintraf. Crémer war Brigade-General, nach wenigen Tagen schon besaß er den Grad eines Divisions-Generals, und war ihm die ausschließliche Leitung der Operationen auf diesem Punkte übertragen, nachdem er den General Crevisier, unter dessen Befehle er ursprünglich gestellt worden war, wegzudrängen gewußt hatte. Einigten sich Garibaldi und General Crémer über ein gemeinschaftliches Vorgehen, so konnte man sich immerhin einige Unternehmungen gegen die Stellungen des Feindes gestatten.

Daran dachte man thatsächlich. Man zweifelte nicht daran, Dijon durch einen gleichzeitigen Angriff von Osten und Westen her überfallen und nehmen zu können. Garibaldi ließ, um seine Operationen zu verschleiern und den Feind von der richtigen Spur abzubringen, seinen Sohn Ricciotti auf der Linie von Dijon auf Paris gegen Montbard vorgehen, der hiebei einen brillanten Handstreich ausführte, indem er bis Châtillon sur Seine vorrückte, wo er einen preußischen Posten überfiel, niedermachte oder gefangen nahm; unterdessen hatte sich der alte Bandenführer bereit gehalten, seinerseits über Arnay le Duc, Bligny und das Ouche-Thal vorzurücken. Mit ein wenig Glück, falls Garibaldi nicht aufgehalten wurde und Crémer über Nuits und Gevrey vorzurücken vermochte, konnte man seinen Zweck erreichen und in der That, die Geschichte ließ sich anfänglich gar nicht übel an. Am 24. und 25. November hatte Garibaldi mehrere für ihn sehr günstige Gefechte, bei Pasques und Prénois, so daß er am Abend des 26. Novembers vor den Thoren Dijons mit seinen Leuten stand. Was ging nun dort vor? War Crémer in seinen Bewegungen zu langsam oder Garibaldi zu ungeduldig gewesen? Soviel ist sicher, daß der alte Condottiere, ohne

Transport gefangener Francstireurs auf einer Landstraße in Burgund.

länger mehr zu warten, ohne die Gefahr eines nächtlichen Angriffs mit jungen unerfahrenen Truppen zu bedenken, den Versuch machte, die Stadt mit stürmender Hand zu nehmen. — „Wollen wir in Dijon zu Nacht speisen?“ bemerkte er ruhig zu seinem Generalstabschef. — Aber er aß nicht in Dijon zu Nacht, sondern wurde im Gegenteil aufs kräftigste zurückgeschlagen, so daß ihm nichts anderes übrig blieb, als sich in aller Eile mit seiner vollständig aus Rand und Band gekommenen Armee bis auf Autun zurückzuziehen, wo er ankam, eine deutsche Brigade, die man auf seine Spur gesetzt hatte, dicht im Nacken. Zum Glück war Autun eine zu starke Position, als daß sie hätte können überrumpelt werden, und nach einer fruchtlosen Kanonade sahen sich die Deutschen zum Rückzug genötigt. Wo steckte inzwischen Crémer? Was war aus ihm geworden? Er war in Gevrey eingetroffen, aber zu spät, und nachdem Garibaldi nun eben einmal geschlagen war, blieb ihm auch nichts anderes übrig, als sich zurückzuziehen. Zwei Tage später hatte er einen sehr heftigen Kampf zu führen, um die Stadt Nuits wieder zu nehmen, die ganz kurze Zeit von 2000 Preußen besetzt gewesen war. Alles, was er zur Zeit thun konnte, war, bis nach Châteauneuf zu gehen, auf seiner

Rückzugslinie die Brigade abzuwarten, welche sich vor Autun gezeigt hatte, und ihr auf ihrem Marsche so schwere Verluste als nur möglich beizubringen. Übrigens kam es dort nur zu einer Reihe resultatloser Gefechte, es war eine mehrtägige nutzlose Hin- und Herschießerei. Garibaldi puppte sich für einen Monat lang in Autun ein. Crémer kehrte nach Nuits zurück. Ins Gesicht sagten sich beide gegenseitig Komplimente, aber in Garibaldis Umgebung ließ man es sich nicht nehmen, daß durch Crémers Schuld die Affaire von Dijon gescheitert sei.

Viel bedeutender, und thatsächlich eine der ernstlichsten Episoden in dieser Periode des Feldzugs war die kurz nachher geschlagene zweite Schlacht bei Nuits am 18. Dezember. Nach den Affairen bei Dijon, Autun, Châteauneuf hatte Werder, der die Belagerung von Belfort decken und die Saône, Langres, die Verbindungen mit Paris überwachen sollte, das Gefühl, als könnten sich die Corps, auf die er stoßen mußte, noch mehr verstärken. Er wurde rings um sich her eine immer mehr anschwellende Bewegung gewahr, die in mehr als einer Form zu Tage trat, vielleicht sah Werder bereits jetzt schon ernstlichere Verwicklungen voraus. Die Anwesenheit Crémers in so kurzer Entfernung von Nuits war ihm lästig, er entschloß sich, einen raschen Stoß in der Richtung von Nuits und Beaune zu wagen. Er hoffte, durch einen zur richtigen Zeit und wuchtig geführten Stoß wieder für einige Zeit sich in volle Sicherheit bringen und seine Aktionsfreiheit wiederfinden zu können. General Glümer mit der badischen Division sollte die Expedition ausführen. Am 18. in der Frühe brach er mit zwei Kolonnen von Dijon auf; die eine unter Degenfeld zog sich rechts, längs des Gebirges hin, nahm die Richtung über Chambeuf und gab sich den Anschein, als wolle sie Nuits vom Rücken her angreifen; die zweite rückte mehr direkt auf der linken Flanke über Fenay und Saulon la Rue vor. Crémer, der gelegentlich einer Rekognoszierung die Spitze der feindlichen Kolonnen entdeckt hatte, traf sofort und mit großem Geschick seine Dispositionen auf der vorwärts von Nuits vorbeiführenden Bahnlinie und auf den die Stadt beherrschenden Höhen von Chaux. Bald entspann sich ein blutiger Kampf, der den ganzen Tag über tobte; um das Schloß von La Berchère, an der Eisenbahn und um Vosne schlug man sich. Die wenige französische Artillerie hielt wacker aus und führte den Kampf energisch, ebenso die 1. Rhônelegion, an deren Spitze General Keller fiel; tapfer kämpften auch die Mobilen der Gironde, welche de Carayon-Latour, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, ins Feuer führte. Auf welcher Seite blieb schließlich der Vorteil? Daß er auf seiten der Franzosen geblieben wäre, könnte man nicht sagen, denn am Abend sah sich General Crémer zum Rückzug auf Beaune genötigt, vielleicht weil es ihm an Munition mangelte, ganz gewiß aber deshalb, weil er fürchtete, durch die Brigade Degenfeld abgeschnitten zu werden. Der Sieg blieb, wenn man so will, den Deutschen, denn sie zogen in Nuits ein, aber sie hatten diesen Sieg teuer erkauft. Prinz Wilhelm von Baden war an der Spitze seiner Truppen schwer verwundet worden, Oberst von Renz, der an seiner Stelle das Kommando übernommen hatte, gefallen. Die Deutschen hatten über 1200 Mann verloren, und des andern Tags räumten sie Nuits, um sehr traurig und niedergeschlagen den Rückweg nach Dijon einzuschlagen.

Wenige Tage zuvor hatte Garibaldi vor Dijon fragen können, wo Crémer bleibe? Diesmal war es Crémer, der sich darüber beklagen mußte, daß ihn Garibaldi nicht unterstützt habe. Garibaldi war in Autun; er depeschierte an Menotti, und dieser traf tags darauf in Beaune ein, — es war zu spät! Thatsache ist, daß Garibaldi, obwohl er in einem Briefe an Crémer diesem die Schmeichelei sagte, „seine (Crémers) Operationen trügen den Stempel des Genies an der Stirne," sich mit diesem gerade so wenig zu stellen und zu vertragen wußte, wie mit den übrigen Generalen, und daß Crémer seinerseits wie die anderen Generale nicht mehr unter Garibaldis Kommando hatte stehen wollen. Das erste Resultat dieser eigentümlichen Zerfahrenheit war die Affaire von Dijon, die zweite Folge die Affaire bei Nuits gewesen, die bei einiger Unterstützung vielleicht ein Erfolg geworden wäre, die aber auf alle Fälle ein mit Ehren durchgeführter Kampf bleibt.

Zwischen dem 15. und 20. Dezember 1870 war man also so weit: Die Belagerung von Belfort dauerte fort, und dieser Widerstand rief ein mit Aufregung vermischtes Interesse wach. Garibaldi, der immer noch in Autun saß, konnte sich höchstens verteidigen, wenn er einige Streifcorps ringsum ausschickte. Crémer zeigte bei Nuits, daß er allein auch nichts auszurichten vermochte. Die Invasion, die bereits den Osten sich unterworfen, konnte von einem Moment zum andern sich noch weiter ausbreiten. Im Schoße der inzwischen nach Bordeaux übergesiedelten Regierung und in deren Beratungen tauchte nunmehr der Gedanke einer großen Diversion, eines letzten Versuches auf, um im Osten die Befreiung von Paris zu versuchen, indem man diesen Teil Frankreichs zuerst zu befreien begann, da er sich allein nicht zu befreien vermochte.

Nicht das war der Fehler, daß man an eine solche Diversion dachte, eine wirkliche Expedition im Osten ausführte. Der Fehler, oder das Unglück war das, daß man diese Idee zu spät und unter Umständen ausführte, welche durch die Fortschritte, die inzwischen die Invasion gemacht, und nicht minder durch die Schrecken eines ungewöhnlich kalten Winters ungemein schwierige geworden waren. Der Fehler war, daß man zwei kostbare Monate mit zusammenhangslosen Anstrengungen und Versuchen, mit zerfahrenen Anordnungen, die nur einen Verlust an Streitkräften herbeiführten, mit verzettelten, von vornherein machtlosen Versuchen vergeudete. Diese zwei Monate, die man sich schenken konnte, da man zur Zeit wußte, daß Paris sich noch länger zu halten vermochte, diese zwei Monate hätten gewiß besser für die Verteidigung des Ostens und des ganzen Landes fruchtbringend gemacht werden können. Es hätte genügt, sie nicht in Agitationen zu verlieren, man hätte sie nur anzuwenden verstehen müssen; mit ein wenig kaltem Blut und ohne allzuheftige Überstürzung hätten sich die Frankreich übrig gebliebenen Kräfte organisieren und konzentrieren lassen, und diese Kräfte waren immer noch ungeheure. Wir reden jetzt nicht von weiteren Punkten, wo sich eine solche wirkliche und weise Voraussicht richtig ans Werk gewagt hätte, die, indem sie Ordnung schuf, in wenigen Wochen dem Lande neue Armeen gegeben haben würde, die ernstlich den Kampf wieder hätten aufnehmen können, indem sie ihrer Aktion den Satz zu Grunde legten: „Im Osten muß Besançon das natürliche Centrum unserer militärischen Reorganisation werden." — Man muß die damalige Lage etwas genauer ins Auge fassen. Was vor allem not that, das war, daß man den Krieg nicht in Illusionen und in falschen Vorspiegelungen befangen, führte, daß man nicht nach allen Seiten hin Streitkräfte warf, die den Feind doch nicht aufzuhalten imstande waren, sondern daß man seine Streitkräfte zusammenhielt und sie bei Besançon in einer Art verschanztem Lager konzentrierte, wo dieselben aufzusuchen sich die Deutschen wohl gehütet haben würden. Thatsächlich ist Besançon vermöge seiner Lage der Centralpunkt einer Verteidigungslinie, die leicht sturmfrei gemacht werden kann. Im Norden ist der Platz durch die Bergkette von Lomont geschützt und durch den Doubs gedeckt, der von Pont de Roide über Vougeaucourt, Montbéliard, Clerval nach Baume les Dames seinen Lauf nimmt und ein unregelmäßiges Dreieck bildet. Man braucht hier nur auf der Seite von Montbéliard einige auf das Plateau führende Straßen, energisch allerdings, zu überwachen, um eine Umgehung von dorther zur Unmöglichkeit zu machen. Im Süden wird Besançon durch das Thal des Doubs verteidigt, das Thal von La Loue, den Wald von Chaux, der im Winkel der beiden Flüsse liegt, und durch die steilen Böschungen und Abhänge des Juras. Mit dieser leicht zu verteidigenden Position hat man thatsächlich Dôle und Mouchard, die Knotenpunkte der nach Bourg, Lyon und dem Süden führenden Bahnlinien in der Hand. Hier, im Schutze von Besançon, hätte man hinreichende Streitkräfte zusammenziehen müssen, hier konnte man sie organisieren, an Disziplin gewöhnen und einexerzieren, auf diese Art hätte man eine wirkliche und wahrhaftige Ostarmee erhalten, die in erster Linie die Einfallarmee im Saônethal bedroht hätte und in zweiter Linie sich jederzeit auf die deutschen Verbindungslinien stürzen konnte. Dies war vom ersten Augenblicke an auch die Idee eines ausgezeichneten Offiziers, des Obersten von Bigot, des Generalstabchefs der Division; er sagte: „Die militärische Position von Besançon ist geradezu bewundernswert, sei's daß man eine Diversion nach Osten ausführen, das Kriegstheater wechseln lassen oder einen großen Schlag ausführen will. Paris hat Lebensmittel genug, um sich bis in den Monat Februar hinein halten zu können, und Belfort wird sich noch drei Monate halten. Benützen wir diese Frist, so können wir die Stadt reichlich verproviantieren, die Verteidigungswerke

fertig stellen und rings um Besançon ein riesiges verschanztes Lager herstellen, in welchem eine gewaltige Truppenmasse untergebracht, organisiert und discipliniert hätte werden können. „Bei diesem Plane handelte es sich immer wieder um eine Expedition nach dem Osten, aber ohne daß es notwendig geworden wäre, die Loirearmee zu schwächen."

Es geschah nichts. Man hätte rührig sein, die Massen aufrütteln, vor allen Dingen den Willen haben oder wenigstens sich den Anschein geben müssen, daß man irgend etwas zu thun gedenke. Statt die Mittel, welche man besaß, um zu handeln, zusammenzuhalten, brachte man sie durcheinander, verwendete sie am unrichtigen Platze, und nachdem man im Monat November das 20. Corps, dieses Wenige, was von einer Armee noch dort stand, aus dem Osten herbeigeholt und es Garibaldi überlassen hatte, der einzige Hüter unserer Interessen zu sein, sah man sich im Dezember bereits wieder genötigt, einen Teil der Loire-Armee, man hieß denselben von jetzt ab die erste Loirearmee, wieder nach dem Osten zu schicken. Diese so schwerem Unglück geweihte Armee setzte sich aus Corps zusammen, die zu ihrer größeren Hälfte vollständig desorganisiert waren und sich nach den Niederlagen bei Orleans in den ersten Dezembertagen gegen das Centrum, gegen Bourges, zurückgezogen hatten. Diese Armee wurde dem Kommando eines der beliebtesten und populärsten Kommandanten, des Generals Bourbaki, unterstellt, der erst kurz zuvor an der Loire eingetroffen war.

Trotz seiner 56 Jahre immer noch jugendlich, geistvoll, glänzend, hochgebildet, warmherzig und feurig, ein offener und entschlossener Charakter, war Bourbaki zweifelsohne wie geschaffen dazu, an die Spitze eines kühnen Unternehmens zu treten, vorausgesetzt, daß die Verhältnisse günstiger lagen. Erst vor ganz kurzer Zeit noch war er der unfreiwillige Held einer halbromanhaften Geschichte gewesen. Der letzte Kommandant der kaiserlichen Garde, war er mit dieser in Metz eingeschlossen, aber gegen Ende September verließ er, nachdem Marschall Bazaine den Besuch einer unbekannten Persönlichkeit empfangen hatte, welche behauptete, bei Herrn von Bismarck accreditiert und von der Kaiserin gesandt zu sein, die den Marschall Canrobert oder den General Bourbaki bei sich zu sehen wünsche, die lothringische Feste. Bourbaki wußte, was gespielt hatte, aber eine Mission hatte er nicht zu übernehmen gewünscht, er besaß thatsächlich auch keine solche, er hatte lediglich eingewilligt, sich nach England zu begeben, nachdem Marschall Canrobert verhindert war, zu reisen, — unter der Bedingung, daß er in die Festung, überhaupt zur Armee, zurückkehren dürfe. In England angekommen, merkte er sofort, daß man der Spielball eines Abenteurers geworden war, der Bazaine etwas vorgelogen hatte. Er war infolgedessen sofort wieder nach Metz zurückgereist, und da es ihm nicht gelang, — trotzdem er die Vorsicht gebraucht hatte, durch Lord Granville von dem König von Preußen einen Geleitschein zu erbitten, — wieder in die Festung hineinzugelangen, ging er nach Tours. Sein Verhalten war ein durchaus korrektes und loyales gewesen. Er hatte der Kaiserin nicht verhehlt, daß in erster Linie und vor allem sein Degen Frankreich gehöre, und ebensowenig hatte er der Regierung in Tours den Charakter und die Umstände, von denen seine Abreise begleitet war, verschwiegen.

Sein einziger Kummer war, daß es ihm nunmehr versagt blieb, das Schicksal seiner Soldaten in Metz zu teilen; auf seiner ganzen Reise ins Innere Frankreichs wurde er aufs schmerzlichste von der Unordnung berührt, die er überall sah, von dem Durcheinander der Truppen, der sich ihm darbot. Kaum war er in Tours angekommen, so wurden ihm auch schon die ersten Kommandostellen in der Armee angetragen, er aber hatte sie, ohne sich einen Augenblick zu bedenken, alle ausgeschlagen, „er fühle sich nicht in der Lage," erklärte er, „das zu vollbringen, was die öffentliche Meinung ihm zutraue und von ihm erwarte." Er hatte sich auf den Wunsch beschränkt, nach dem Norden geschickt zu werden, dort hoffte er eine Anzahl Truppen zusammenraffen und sich einen Weg bis Verdun bahnen, vielleicht sogar mit der Armee von Metz sich in Verbindung setzen zu können. Schlug dort sein Plan fehl, so beabsichtigte er, einen Kern gut disziplinierter und entschlossener Soldaten um sich zu sammeln und mit diesen irgend welchen kühnen Handstreich, sei's auf Beauvais oder Compiègne mitten unter die deutschen Linien hinein zu unternehmen, und schon traf er alle Anstalten, seinen Plan zu verwirklichen, als plötzlich die Regierung, dem Toben und dummen Schreien des gemeinen Haufens und ärmlichem Parteidruck nachgebend, ihn mehr oder weniger seines Amtes entsetzte und ihn wieder zum Dienst im Norden berief. Aber im Norden wollte man nichts von ihm wissen, und schon kurze Zeit darauf übertrug die Regierung, die eine ganz eigentümliche Manier hatte, alle ihre Generale für verdächtig anzusehen, und dabei doch immer wieder deren Dienste für sich in Anspruch nahm, ihm ein höheres Kommando an der Loire, und sehr bald hernach das Kommando über die, die erste Armee bildenden drei Corps, das 15., 18. und 20. Als Bourbaki in Orleans ankam, fand er alles in vollständiger Auflösung; er konnte sich einer gewissen Traurigkeit nicht erwehren, wenn er sah, wie in der Leitung der Truppen eben nichts, gar nichts klappte. Er übernahm das Kommando, aber Vertrauen hegte er keines, er ergab sich in sein Schicksal, ohne sich irgendwie Illusionen hinzugeben, ein Erfolg schien ihm mehr als zweifelhaft zu sein, aber er hatte den guten Willen, ans Werk heranzutreten, er wollte seine Ergebenheit und Hingebung an die Sache des Landes zeigen, und nicht in letzter Linie hoffte er, in den Tagen des Kampfes vor dem Feinde die alte Schnellkraft seines Geistes wiederzufinden.

Wozu wollte man die unter dem Namen „erste Armee" zusammengezogenen Soldaten verwenden? Man wußte es offenbar selbst noch nicht, und General Bourbaki hatte sich, wie andere Generale bemüßigt gesehen, der Regierung zu schreiben: „Ich möchte Sie ersuchen, mich den Generalplan wissen zu lassen, den Sie für die „nationale Verteidigung" aufgestellt haben." In allen Fällen mußte man diese in Unordnung zurückgeworfenen Truppen erst wieder zu sammeln suchen, man mußte sie wieder zu geschlossenen Verbänden vereinigen, mit einem Wort, sie reorganisieren. So wie sie zur Zeit waren, hätten sie nicht einmal ernstlich und ohne große Gefahr zu laufen, jene von Chanzy so dringend gewünschte Diversion ausführen können, die Bourbaki erst einige Tage später für möglich und für seine Truppen ausführbar erklärte. Die erste Notwendigkeit war, diese Corps ganz neu zu gestalten; darüber gingen die ersten Wochen des Dezembers dahin. Übrigens wußte man es damals noch gar nicht anders, als daß die erste Armee sich an der Loire behaupten solle und von da aus auf Paris losrücke, in allen offiziellen Beratungen galt dies für feststehend. So wenig war dieser Plan aufgegeben, daß noch am 17. Dezember Gambetta, der sich in Bourges befand, an General Bourbaki, in der Absicht, ihn anzufeuern, schrieb: „Bedenken Sie doch, welcher Ruhm, welche Ehre es für Sie sein müßte, bis Fontainebleau, ohne fast einen einzigen Flintenschuß abzufeuern, gelangen zu können! Den verläßlichen Nachrichten zufolge, die ich habe, steht kein Preuße in Seine et Marne. Das muß doch sofort benützt und Fontainebleau erreicht werden."

Bourbaki seinerseits hielt es freilich nicht für so leicht, ohne einen Schuß zu thun und wie der Blitz nach Fontainebleau zu gelangen; aber er hielt es für angängig, sich erst nach Montargis zu wenden und in jener Gegend zu manövrieren, indem er geschickt sich aller Wasserläufe bediente und sich künstlich strategische Linien verschaffte. War man erst einmal da und hatte man der zweiten Armee die Hand gereicht, dann sah man ja wieder, was zu thun war. Alles in allem war es dann eben ein Teil des Planes, den General Chanzy seinerseits vorgeschlagen hatte. Bourbaki setzte sich denn auch in der That unverzüglich in Marsch und erreichte am 19. das kleine Dorf Beaugy; dort aber bekam die Sache mit einemmale ein ganz anderes Gesicht, die begonnene Bewegung geriet ins Stocken, und was das Sonderbarste, Gambetta, der am 17. an General Bourbaki den uns bekannten Brief geschrieben, richtete nunmehr ein in ganz entgegengesetztem Sinne gehaltenes Schreiben an General Chanzy, in welchem er demselben den Vorteil einer von jener total verschiedenen Unternehmung nachwies, deren geistiger Vater zu sein Herr von Freycinet sich rühmte. Man hatte es also mit einem jähen Umschwung in der Strategie der Verteidigung zu thun.

Am 19. Dezember nahm somit die Idee der Expedition nach dem Osten eine greifbare Form an, es blieb dabei, die Sache kam zur Ausführung. General Bourbaki war's zufrieden, aber er verhehlte sich nicht, wie schwierig, gefährlich und im Hinblick auf die Lage, in welcher Paris sich befand, am Ende nutzlos, weil sie zu spät kommen konnte, eine Unternehmung sich vielleicht gestalten würde, die nur gar zu leicht als ein Abenteuer sich erweisen konnte; aber er gab sich vielleicht dem Glauben

hin, daß der große Abstand, der zwischen den beiden auf so große Entfernung operierenden Loire-Armeen entstehen mußte, den Prinzen Friedrich Karl in Verlegenheit bringen könnte. Er ließ es sich nicht im Traume beikommen, daß die Deutschen dieser neuen Verwicklung zu begegnen wissen würden, ohne auch nur ein einziges Regiment von der Armee des Prinzen Friedrich Karl zu detachieren, daß sie vielmehr vollständig bereit waren, mit Chanzy gründlich ein Hühnchen zu pflücken. Und dann gab er sich vor allem jede Mühe, den Sinn, die Tragweite und die Grenzen einer Operation, an die sich schon die tollsten, weitgehendsten Hoffnungen knüpften, zu erfassen und sich klar zu machen. Er für seine Person hatte nie an jenen wunderbaren Glückswechsel geglaubt, mit dem man der Einbildung des Publikums nur zu oft schmeichelte, er hielt nichts von jenen Plänen, wie der Blitz, wie der Sturmwind über die deutschen Pickelhauben zu kommen, und von all den andern Sachen, die man vorschlug, was weiß ich, wie sie alle lauteten. Wenn einer vorgeschlagen hätte, man solle bis ins Herz von Deutschland vormarschieren, es hätte einen nicht wundern dürfen. Was ihm möglich und ausführbar erschien, das war, den Feind zu zwingen, die von ihm im Osten besetzten Punkte: Dijon, Gray, Vesoul, das Saône-Departement wieder zu räumen; er wollte so manövrieren, daß sich der Feind genötigt sah, die Belagerung von Belfort aufzuheben, und war das erst einmal erreicht, dann konnte man auch das Glück der Waffen auf der Seite nach Langres hin versuchen.

Aber wenn die Unternehmung auch auf das eben Gesagte beschränkt blieb, so bot sie doch immer noch der ernstlichsten Schwierigkeiten gar viele, und zu ihrer Ausführung hatte Bourbaki nur das 18. und 20. Corps, die ihm zunächst zur Hand waren, des weiteren das 24. Corps, das sich, unter General de Bressolles, in Lyon organisierte, sodann die Division Crémer, welche, so lange man hier noch beriet, die Schlacht von Nuits schlug, und eine Reserve unter dem Kommando eines ausgezeichneten Marineoffiziers, Pallu de la Barrière. Das 15., leider einige Tage zu spät nach dem Osten berufene Corps, blieb provisorisch um Bourges und Nevers herum stehen. Es war das eine zweifelsohne recht ansehnliche Armee, sie konnte sich sehen lassen, wenn sie auch zur Zeit noch nicht 150 000 Mann zählte, welche Stärke man ihr so oft und so freigebig zuschrieb. In Wirklichkeit hatte Bourbaki, als er im Osten eintraf, 101 000 Mann, unter denen sich 35 000 tüchtige Soldaten befanden, mit denen sich ein richtiger Feldzug durchführen ließ. Der Rest aber war alles eher als kriegstüchtig, es mangelte ihm jeder Zusammenhalt und alle Disziplin. Das gerade war es, was Bourbaki in diesen Stunden grausamen Nachgrübelns so sehr beschäftigte, was ihn bis zur letzten Minute keinen Rat finden ließ. Man erzählte sich: in dem Moment, als der Kriegsrat seine entscheidende Sitzung hielt und Bourbaki noch zu zaudern schien, ob er sich in ein solch gewagtes Unternehmen einlassen solle, sei plötzlich General Clinchant, der sich, ebenfalls bei Metz gefangen, der Abführung nach Deutschland zu entziehen gewußt hatte, ins Zimmer getreten, um das Kommando des 20. Corps zu übernehmen. „Gut, daß Sie kommen," soll Bourbaki zu ihm gesagt haben, „meine Herrn, hier ist General Clinchant, ich kenne ihn; wenn er glaubt, daß wir den Marsch unternehmen können, so verlasse ich mich darauf und willige ein, zu marschieren." General Clinchant, der natürlich vor Eifer brannte, wieder an den Feind zu kommen, zögerte keine Minute, sich für die Unternehmung auszusprechen, und wußte die letzten Zweifel des Höchstkommandierenden zu beschwichtigen. „Gut also!" soll Bourbaki erwidert haben, „es ist alles gesagt, und wir haben alles gehört, was gesprochen wurde, — marschieren wir also!"

Der Würfel war somit gefallen und so schwierig, so spät die Expedition im Osten nun sein mochte, es war keineswegs ausgeschlossen, daß sie erfolgreich war. Der Erfolg hing, um es richtig zu sagen, davon ab, was man thun würde, um den festgestellten Plan richtig vorzubereiten und dessen Ausführung zu sichern. Der Weg, den man einschlug, mußte klar vor einem liegen, es mußte für alles gesorgt sein, nichts durfte außer Berechnung gelassen und das Hauptgewicht darauf gelegt werden, daß die Verpflegung eine geordnete war, sie würde Schwierigkeiten genug bieten, — auch die Möglichkeit, daß der Feind eine Diversion auf seinem Wege von Osten her machen und dem General von Werder, der gegen die Vogesen zurückgeworfen worden war, zu Hilfe kommen werde, war ins Auge zu fassen. Bourbaki hatte Erfahrung genug, er ließ sich auf keine Abenteuer ein, er wog seine Chancen ab und berechnete im voraus, was sich alles ereignen könnte; er wollte bei Unterbrechungen seines Marsches und Bedrohungen seiner Operationen nicht hilflos dastehen, nachdem er sich einmal im vollen Marsch befand. Von vornherein hatte er der Regierung gegenüber auf zwei Punkten bestanden. Er hatte verlangt, daß man allem aufbiete, seiner Armee eine regelmäßige Verpflegung zu sichern, und daß man in Besançon Proviantvorräte aufhäufe, welcher Platz ihm es solchergestalt jederzeit ermöglichen würde, sich zu verproviantieren oder im Notfalle sich dorthin zurückzuziehen. Des weiteren hatte er noch und zwar nachdrücklichst verlangt, auf seinem linken Flügel und in seinem Rücken gegen jeden Vorstoß der Deutschen von Westen her geschützt zu werden, wenn er, nachdem zuvor Dijon und Saône frei gemacht worden, auf Belfort losmarschiere. Die Regierung hatte alles zugesagt; sie hatte versichert, in Besançon sollten Lebensmittel in Hülle und Fülle sein, und was die von Westen heranmarschierenden Deutschen betreffe, so würden dieselben genau beobachtet und durch beträchtliche, aus Mobilgarden bestehende Streitkräfte überwacht werden. Anfangs sprach man von nicht weniger als 200 000 Mann. Das waren nun freilich bedeutend mehr, als man dort überhaupt zusammenziehen konnte, und es hätte auch gar nicht so vieler, höchstens der Hälfte in nur halbwegs geschickt gewählten Stellungen bedurft, um den Feind aufzuhalten und zu schwächen, selbst wenn es auch nur für wenige Tage möglich gewesen wäre. Garibaldi sollte des weiteren mit seiner neuverstärkten Armee nach Dijon geschickt werden, um die Deutschen in ihrem Marsche aufzuhalten, falls sie sich zeigten, oder um sich auf sie zu stürzen. Hier machte sich bereits die fehlerhafte Lage bemerklich. Gewiß, Bourbaki als oberster Leiter der Expedition mußte die Gewißheit haben, daß sein Marsch ohne Störung bleibe, er hatte das allergrößte Interesse daran, zu wissen, was in seiner Flanke und hinter seinem Rücken sich abspielte, und zudem hatte er keine Hilfstruppen. Bourbaki drängte vielleicht ebenso sehr darauf, Garibaldi Befehle erteilen zu dürfen, wie sich dieser dagegen sträubte, solche von jenem zu empfangen. Es gab auch keinen regelmäßigen, ununterbrochenen Verkehr zwischen den beiden Feldlagern. Es war immer die gleiche Geschichte. Die Regierung blieb die große bewegende Kraft auch für diese verschiedenen, so fern von ihr stehenden Truppen, so zwar, daß Bourbaki schließlich, da er noch viel weniger gedeckt war, als er selbst glaubte, sich dem ausgesetzt sah, das Opferlamm für die widersinnigsten, unzusammenhängendsten Ratschläge und Direktiven zu werden; aber das lag immer noch in einiger Ferne. Für den Augenblick hing der Erfolg von zwei ersten und vornehmlichsten Bedingungen ab. Diese zwei Bedingungen waren: erstens, daß die Bewegungen so rasch als möglich ausgeführt wurden, und zweitens, daß sie geheim blieben. Es war, das liegt ja offen zu Tage, vom allerhöchsten Interesse, nichts von dem, was man beabsichtigte, kund werden zu lassen, man mußte den Deutschen so lange, als nur immer möglich, verborgen bleiben, sie mußten unbedingt wenigstens für einige Tage in der Weise getäuscht werden, daß ihnen die große Schwenkung nach Osten streng verborgen blieb, bis man zur Stunde, da es zur Entscheidung kommen mußte, auf dem Platze war. Das war, offen gestanden, keine leichte Aufgabe, aber das konnte man zum mindesten vermeiden, sein Geheimnis in alle Welt hinauszuposaunen, und ebenso hätten die Eisenbahnverwaltungen, indem sie ihr ganzes rollendes Material zur Verfügung stellten, um die Konzentration zu erleichtern, dazu verhelfen können, aufs allerenergischeste die paar Tage auszunützen, während welcher man noch die Ungewißheit, in welcher sich der Gegner befand, ausnützen konnte. Leider sollte man hier Täuschung um Täuschung erfahren. Das Geheimnis! Ja, das war so gut bewahrt, daß es sich die alten Weiber auf der Straße mitteilten! Die Journale trompeteten die angeordnete Bewegung in die Welt hinaus, noch ehe sie begonnen hatte. In der ganzen Franche-comté, in ganz Burgund sprach man von nichts anderem, als der großen militärischen Operation, durch welche Belfort befreit werden sollte. Am Sitze der Regierung und bei den dortigen Behörden kannte man das Wort „Staats- oder militärische Geheimnisse" nicht, alles war dem Klatsche freigegeben. Der Generalstabschef Garibaldis selbst war nicht wenig darüber entrüstet, auf der

Schwelle des Kriegsministeriums in Bordeaux sich von einem Hausfreund, der Mitglied eines kriegswissenschaftlichen Komités war, vor etwa fünfzig, ihm völlig unbekannten Leuten mit den Worten begrüßt zu sehen: „Eh bien, ihr brechet nach dem Osten auf, wo die große Partie gespielt werden soll?“ Eine mit großem Geräusch in Scene gesetzte Reise Gambettas nach Lyon, die eben in diesem Augenblicke ausgeführt wurde, schlug dem Faß den Boden aus und deckte die Karten auf. Hätten die Deutschen auch jetzt noch nichts gemerkt, so hätten sie arg dumm sein müssen! Am 25. Dezember lief beim Großen Generalstab in Versailles die Nachricht ein, daß die um Nevers und Bourges versammelten Truppen mit der Eisenbahn auf Châlon sur Saône befördert werden würden. General von Werder seinerseits wußte zur

Das Gefecht von Villersexel am 9. Januar 1871. Von de Neuville.

gleichen Stunde, daß schon seit mehreren Tagen sich Militärtransporte auf der Linie Lyon—Besançon einer dem andern folgte und daß sich etwas Außergewöhnliches vorbereite.

Es blieb noch die Schnelligkeit der Bewegungen, durch welche bis zu einem gewissen Grade der durch die thörichten Ausbreitung des Geheimnisses angerichtete Schaden sich wieder gut machen ließ; es galt so schnell als möglich ins Feld zu kommen. Aber wie bei allem andern, ja mehr noch als bei allem anderen fehlte es auch hieran. Ein weiteres unseliges Verhängnis in diesem Kriege, den man begonnen hatte, ohne darauf vorbereitet zu sein, war, daß die französische Organisation des Eisenbahnwesens, so weit es galt, sie für den Militärdienst fruchtbringend zu machen, sich der deutschen gegenüber als eine trostlose und jener in gar keiner Weise gewachsene zeigte. Hier nun, das muß gesagt werden, waren die Männer des Kabinetts von Bordeaux an ihrem richtigen Platze. Herr von Freycinet war ein Ingenieur, der sein Fach verstand, wie nicht leicht einer. Herr von Serre, ein junger Pole, welcher im Osten, man weiß eigentlich nicht recht, welche Rolle spielte, war ebenfalls Ingenieur und vor kurzem aus dem östreichischen Eisenbahndienst ausgetreten. Hier waren Männer vom Verwaltungsfach, erfahrene Techniker ganz geeignet, hier konnten sie ihre Thätigkeit entwickeln, hier dem Lande wirkliche Dienste leisten. Sie brauchten sich dieses mächtigen Instrumentes nur zu bemächtigen, es zu verwerten, und gewiß hätten sie vermittelst der Eisenbahnen, indem sie die Bewegungen und die Verproviantierung der Armee sicherten, in wirksamster Weise zum Gelingen des Feldzuges beigetragen. Aber o nein! das war ihnen allem Anschein nach eine viel zu gewöhnliche Aufgabe, man krankte nun eben einmal an der Sucht, sich in strategische Dinge zu mischen, von denen man auch nicht einmal die Anfangsgründe verstand, und dort, wo man an seinem richtigen Platze gewesen wäre, unterließ man zu thun, was man hätte thun sollen und können. Man gab Befehle über Befehle, ja wohl, aber sie wurden falsch verstanden und schlecht befolgt, denn es fehlte an einer festen, einheitlichen Leitung. Die militärischen Führer beklagten sich über die Langsamkeit und die Anordnung, nach welcher die Truppen verladen wurden; die Eisenbahngesellschaften, die mehr als 1000 Wagen abzufertigen hatten, beklagten sich darüber, daß man ihnen keine Zeit lasse, dieses ungeheure Material herbeizuschaffen, daß man ihnen den Dienst erschwere und mit allerlei unguten Geschichten versperre, die ein außerordentlich tüchtiger Ingenieur, Namens Jacqmin, als „irrtümliche oder unzulängliche Maßregeln“ bezeichnete. Als das 18. und 20. Corps abmarschierte, äußerte sich Herr von Freycinet, „das Einverständnis zwischen den Eisenbahn-Compagnien und dem Geniestabe der Armee läßt sehr viel zu wünschen übrig.“ Aber von wem hätte dieses Einverständnis hergestellt und wach erhalten werden müssen, wenn nicht von der Kriegsleitung selbst? Sie mußte hier eingreifen und dafür sorgen, daß diese großen Truppentransporte geregelt wurden und den Stempel einer einheitlichen Aktion trugen, dann konnte auch ein günstiges Resultat nicht ausbleiben.

Am 19. Dezember war die Expedition beschlossen worden, am 20. wurden die ersten Marschbefehle für den nächsten Tag gegeben. Das 18. und 20. Corps sollten von Bourges, Nevers, Saincaize und de La Charité nach Châlon sur Saône und Chagny aufbrechen. Von Bourges nach Châlon waren es 248 Kilometer, von Saincaize nach Chagny 173 Kilometer. Man brauchte volle acht Tage, diese Bewegung auszuführen. Aber noch viel schlimmer sah es aus, als es galt, das 15. Corps in Marsch zu setzen. Die Regierung schätzte die zu befördernden Truppen auf 32000 Mann, in Wirklichkeit waren es deren mehr als 40000. Der Minister bewilligte den Eisenbahngesellschaften 48 Stunden Zeit, die Beförderung der Truppen zu bewerkstelligen, man brauchte 12 Tage dazu, denn auf den versperrten Geleisen war nur schwer weiterzukommen; alle Augenblicke waren die Züge genötigt, zu halten und konnten nicht mehr weiterfahren. Einzelne Truppenabteilungen waren genötigt, dreißig, vierzig Stunden lang, einige sogar drei volle Tage zu halten, bei 12 und 15 Grad Kälte und reichlichem Schneefall, ohne daß ausgestiegen werden durfte. Die Pferde gingen zu Grunde, die Menschen hatten schließlich nichts mehr zu essen, konnten sich auch keine Lebensmittel verschaffen. Alles ließ sich so an, daß die Eisenbahnen, weil man es nicht verstand, sie mit Umsicht zu benützen, weit entfernt, den Aufmarsch der Truppen zu beschleunigen, nur weitere Verwicklungen herbeiführten. Durch die Langsamkeit und den Durcheinander der militärischen Transporte wurde die Unordnung groß gezogen, und was noch viel beklagenswerter, der Verpflegungsdienst wurde fast zur Unmöglichkeit gemacht, und noch ehe die Armee eigentlich recht in den Feldzug eingetreten war, hatte sie bereits Prüfungen zu erdulden, welchen auch die stärksten Nerven nicht gewachsen waren, alles Elend eines Marsches, der ebenso mörderisch auf die Gesundheit als auf die moralische Haltung der Truppen einwirkte. Eine kostbare Zeit war verloren gegangen, bis endlich Ordnung in diesem Chaos geschaffen war.

Am 21. Dezember war die Armee von Bourges und Nevers aufgebrochen, hatte am 26. die Spitzen ihrer Kolonnen zuerst im Osten gezeigt und war gleichwohl erst am 29. vollständig mit ihrer Vereinigung zustande gekommen: das 18. Corps, unter General Billot, stand bei Chagny; das 20. Corps, unter Clinchant, in Châlon sur Saône mit der Reserve von Pallu de la Barrière; in Beaune stand Crémer, der nur den einzigen Wunsch hatte, man solle ihn machen lassen, wie er wollte, dessen Division aber den linken Flügel der Armee auf ihrem Marsche gegen Belfort zu bilden hatte. Das 24. Corps war direkt von Lyon auf Besançon entsendet worden, das 15. Corps, das bisher in Bourges belassen worden war, sollte sich ihm erst einige Tage später wieder anschließen. Bereits rückte General Bourbaki mit seiner Armee an, bereit, das Signal zum Beginn der Operationen zu geben. Die Deutschen, Meister im Aufklärungsdienst, hatten keinen Augenblick versäumt, alles, was ihnen hiebei zur Kenntnis gelangt war, sich zurechtzulegen, und ihr erster Gedanke vom 28. an war gewesen, nicht bei Dijon und unter dessen Himmelsstrich zu verbleiben, sondern sich auf Gray und die Saônelinie zurückzuziehen, um jederzeit den Ereignissen gegenüber ihre Maßnahmen treffen zu können und ihre Verbindungen mit den Vogesen offen zu erhalten. Seltsam! Alsbald begann der Streit darüber, wem die Ehre zukomme, die Deutschen zum Rückzuge gezwungen zu haben. Garibaldi, der einige Stellungen zwischen Autun und Dijon besetzt hielt, war überzeugt, daß dieses Resultat einzig und allein seiner genialen Strategie zu verdanken sei, während Crémer es sich durchaus nicht nehmen ließ, dieses Resultat sei ihm zu verdanken, und ihm allein gebühre die Ehre davon. Das eine war so wenig der Fall, wie das andere. Crémer war erst am 31. Dezember in Dijon, drei Tage nach dem Abmarsche der Preußen, eingezogen, Garibaldi konnte vor dem 7. Januar 1871 dort gar nicht eintreffen. Die bloße Anwesenheit der Ostarmee in Chagny und Châlon hatte augenscheinlich hingereicht, diesen Rückzug zu erzielen, der allem nach nur eine Konzentrationsbewegung des Feindes war. Das war die erste Folge des beginnenden Feldzuges, der aber erst am 31. Dezember und 1. Januar mit dem Marsche des 20. Corps auf Dôle und dem des 18. Corps auf Auxonne ein ernstlicheres Aussehen annahm. Der Marsch Crémers auf Dijon ist auch in diese Reihe der Operationen zu stellen.

Schon fing man jetzt aber auch in Bordeaux an, ungeduldig zu werden, man fand, daß alles in einem Schneckengange vor sich ging, daß es zum Verzweifeln war. Wo fehlte es denn? Was hatte es denn mit dieser „scheinbaren Unthätigkeit“ auf sich? Kaum war Bourbaki im Felde erschienen, kaum hatte der Feldzug begonnen, so ließen es auch schon die Chefs des Militärkabinetts in Bordeaux, die ganz vergaßen, daß sie nicht zum wenigsten die Schuld an der Langsamkeit trugen, die sie anderen zum Vorwurf und zum Verbrechen machten, und die mit einemmale ihren ganzen Schwung, ihr ganzes militärisches Genie wiedergefunden hatten, — es nicht daran fehlen, neuerdings das Spiel der Kriegsführung im großen Styl, das an der Loire so schöne Früchte getragen hatte, aufs neue zu beginnen. Unaufhörlich bestürmten sie den General mit Verweisen und Rügen aller Art, mit ängstlichen Instruktionen, Befehlen und Gegenbefehlen, aus denen unwissende Anmaßung und beleidigendes Mißtrauen sprachen. Welche Vorstellungen sie von militärischer Organisation und militärischer Disziplin hatten, geht daraus hervor, daß sie sich direkte Rapporte von den Armeecorps-Kommandanten erstatten ließen, namentlich von General Billot, der dem Minister über jede, auch die geringfügigste militärische Operation berichtete, ohne daß sein Chef ein Sterbenswörtchen hievon wußte. Man schien dem Oberkommandanten eine gewisse Aktionsfreiheit zu lassen, in Wirklichkeit

besaß er gar keine, oder wenn man ihm wirklich im Prinzip eine solche ließ, — wenn es drauf und dran kam und in den einzelnen Dingen ließ man ihm solche nicht. Man gab sich alle Mühe, ihm überall Schranken zu ziehen, und in dem Augenblicke, wo die Initiative des Höchstkommandierenden völlig frei und in ihrer ganzen Machtvollkommenheit sich hätte müssen bewegen und entfalten können, ohne durch irgend welche Grenzen eingeengt und an nichts anderes gebunden zu sein, als an die Verantwortung, die er trug, schrieb man ihm im bekannten bordeauxer flegelhaften Style: „Ich muß aufs nachdrücklichste bemerklich machen und wünsche, daß man es sich ein für allemal merke: Keinerlei Entscheidung darf getroffen werden, ehe sie nicht mir zuvor unterbreitet worden ist .. Ich muß darauf dringen, daß mir, wie ich dies bereits verlangte, jeden Abend von Ihnen angezeigt wird, sobald der Tagesmarsch beendet ist, wo Ihre verschiedenen Corps stehen, und ebenso, was Sie für den nächsten Tag zu thun gedenken ... Bewegungen, Operationspläne, Details, alles will man wissen, in allem die Führung haben ... Ich bemerke Ihnen, daß es mehr als jemals not thut, alle Bewegungen in Einklang zu bringen, im Zusammenhang zu bleiben, nie aufs Geratewohl drauf loszugehen und sich in Abenteuer einzulassen; dagegen ist es hochwichtig, daß wir zu jeder Stunde wissen, wo wir stehen und was unsere Absichten für die nächste Zeit sind."

Kurzum, man warf mit guten Lehren um sich, und traf dabei alle Vorsichtsmaßregeln. Schließlich übertraf man sich selbst. Man setzte dem General en Chef eine Art „Adlatus", oder „außerordentlichen Kommissär," man kann es meinethalben auch einen Militärtribunen oder wie man es nur immer will, nennen. Welches war die Rolle, welche Herr von Serres bei der Ostarmee spielte? Man hat es nie so recht erfahren. Anscheinend war seine Autorität keine besonders große, in Wirklichkeit aber mischte er sich in eine ganze Menge von Dingen, er befand sich stets im Gefolge des Generals, dem er oft als Zwischenhändler diente, und wenn man gewisse Leute hörte, so war er eine gewichtige Persönlichkeit. Ganz leise sagte man sich ins Ohr, daß er unbeschränkte Vollmachten habe, daß er in seiner Brieftasche den Abberufungsbefehl Bourbakis besitze und daß Billot zum Oberkommandanten bestimmt sei. Man war blind dafür, daß durch ein derartiges System von vornherein jede Leitung entnervt werden mußte, man rief damit all jenes Mißtrauen und jene Rivalitäten wach, die der Fluch und die Geißel einer Armee sind. Der Höchstkommandierende fühlte auch, indem man ihn in eine solch eigentümliche Lage brachte, die ganze Schwere der ihm geschaffenen Stellung. Er gab sich keinerlei Illusionen hin, weder bezüglich des Grades von Vertrauen, das man ihm entgegenbrachte, noch des Wertes derjenigen, die sich den Anschein gaben, alles zu leiten, und ebensowenig verkannte er die Schwierigkeiten, von denen er umgeben war und die zu vermehren man sich eine Freude zu machen schien, als wären es deren nicht schon allzuviele und allzugroße gewesen! Wenn er auf seinem Posten blieb, so geschah es, weil er dies für seine Pflicht hielt, in dem Augenblicke, da es galt, zu handeln, und im Angesichte der Gefahr. Er hieß seine Empfindlichkeit schweigen, er ließ sich, ohne merken zu lassen, wie tief es ihn kränkte, den neuen Genossen, den man ihm gegeben, Herrn de Serres, gefallen, und nachdem er früher im Norden die Erfahrung hatte machen müssen, daß er von einem lächerlichen Spionagenetze umgeben war, sagte er sich, daß es entschieden besser sei, im Feldlager und an seiner Seite einen jungen Mann zu haben, dem es durchaus nicht an Intelligenz und ebensowenig an Thatkraft, wie an seinem Benehmen mangelte, der mit einem Worte gesagt, die besten Beziehungen zu unterhalten sich bestrebte, und in allem, was die Armee und deren Interessen anbelangte, sich ebenso aufmerksam und höflich, wie willfährig erwies. — Es war geradezu kindisch, einem Armeecorpskommandanten zu sagen, man müsse im Zusammenhang bleiben, und Eile thue not. Bourbaki wußte das recht wohl, und wenn er seinen Marsch nicht mehr beschleunigte, so geschah es darum, weil man ihm das zum Abmarsch Nötige nicht rechtzeitig zur Verfügung gestellt hatte. Er trat nach einer Bemerkung des Herrn von Freycinet, „erst vierzehn Tage nach dem Abmarsch von Bourges entschieden auf den Plan;" er konnte das gar nicht früher; von Dole, seiner ersten Etappe an mußte man bereits die Entdeckung machen, daß es an Lebensmitteln fehle und daß nur für 1 ½ Tage Hafer da sei; man war genötigt, „mangels Nahrung" in einer Gegend Halt zu machen, deren Bewohner vor der Invasion sich geflüchtet hatten und welche die nötigen Hilfsquellen nicht mehr aufzuweisen vermochte. General Bourbakis Plan war übrigens sehr einfach und paßte sich ebenso der Verfassung an, in der sich seine noch wenig kriegsgeübten Truppen befanden, wie er der Lage Rechnung trug, in welcher er war und die ihn nötigte, sich in der Nähe der Bahnlinie von Besançon zu halten, das ihm seinen Bedarf an Lebensmitteln lieferte. Sein Plan bestand darin, durch das Ognon-Thal, zwischen Saône und Doubs vorzurücken und in der linken Flanke des Feindes dergestalt zu manövrieren, daß dessen Rückzugslinie bedroht wurde und derselbe genötigt ward, sich zurückzuziehen; dann wollte Bourbaki auf Belfort losgehen, wo es jedenfalls zu einer Entscheidungsschlacht kommen mußte. — Diesen Plan auszuführen, setzte man sich von Chagny und Châlon auf Auxonne und Dôle in Marsch, erreichte am 4. oder 5. Januar Pesmes und Marnay sur l'Ognon und schließlich Villersexel, das als Durchschnittspunkt der Straßen von Vesoul nach Montbéliard und von Lure nach Besançon von einer gewissen Bedeutung ist. So zwang man den Feind, sich nach und nach von Dijon, Gray, ja sogar von Vesoul zurückzuziehen. Wenn General Bourbaki, ohne es zu ahnen, einem furchtbaren Verhängnis entgegenging, so war dies sicherlich nicht darum der Fall, weil er seine Bewegungen nicht genau berechnet hatte; er handelte durchaus nicht leichtsinnig und aufs Geratewohl hin. Am 8. Januar konnte er, in Montbozon angekommen, an Chanzy eine Depesche abgehen lassen, in welcher er ganz klar und deutlich jenem meldete, was er zu thun gedenke und was wohl schon den nächsten Tag passieren werde. „Ich bin von Bourges aufgebrochen," telegraphierte er, „um Dijon, Gray, Vesoul zu entsetzen, und die Aufhebung der Belagerung von Belfort zu erzwingen. Die Besatzungen der beiden ersteren Städte, die ihren Rückzug bedroht sahen, haben sich ohne Schwertstreich vor uns zurückgezogen. Ich führe meinen Plan weiter aus. Es kann wohl so kommen, daß unser erstes ernstliches Zusammentreffen mit dem Feinde bei Villersexel stattfindet." Dort kam es in der That auch zum ersten Zusammenstoß. General Werder, der sich genötigt gesehen hatte, bis auf Vesoul zurückzugehen, und sich gleichwohl noch immer gefährdet hielt, glaubte auf alle Fälle hin einen Vorstoß machen zu müssen, wenn auch nur, um den Marsch dieser heranrückenden Armee zu stören; am 9. Januar marschierte er mit der Division Schmeling und den Streitkräften der badischen Division auf Bourbaki los, auf den er gerade bei Villersexel stieß.

Erst von den Deutschen besetzt, und diesen von den Franzosen wieder entrissen, jedesmal mit größter Wut und Zähigkeit verteidigt, war das arme Dorf von 9 Uhr in der Frühe bis 7 Uhr abends der Schauplatz eines blutigen Kampfes, der sich schließlich um das Schloß drehte. Einen Augenblick während des Tages hatte es geschienen, als wollten unsere Truppen nachlassen, aber das Erscheinen Bourbakis auf dem Kampfplatze reichte hin, diese jungen Truppen, von ihres heldenmütigen Führers Tapferkeit hingerissen, sich wieder sammeln zu lassen. Mit vor Kampfesbegierde zitternder Stimme hatte er, sich an ihre Spitze stellend, den Truppen zugerufen: „Her zu mir, Infanterie! Seit wann weiß die französische Infanterie nicht mehr mit der blanken Waffe anzugreifen?" Offiziere und Soldaten, alle, hingerissen von ihres Führers kriegerischer Begeisterung und seinem Schlachtrufe folgend, stürzten sich wieder in den Kampf und Villersexel blieb endgültig in französischen Händen. Der Kampf war mörderisch gewesen, viel mörderischer, als man in General Werders Lager glaubte. Es war das ein augenscheinlicher Erfolg, den unsere Soldaten durch ihr wackeres Draufgehen erfochten hatten, namentlich durch dasjenige ihres Führers; gleichzeitig zog aber dieser Erfolg den Verlust von beinahe 48 Stunden nach sich, was sich Werder trefflich zu Nutzen zu machen verstand, hatte er doch, obwohl geschlagen, den Vorteil für sich, den Marsch der Ostarmee gestört und soviel Zeit gewonnen zu haben, um sich in äußerst geschickt gewählten Stellungen sammeln und den Angriff seines Gegners erwarten zu können. Am 13. Januar stellte sich der Feind bei Arcey abermals dem Vormarsch der französischen Armee entgegen; auch hier wurde neuerdings äußerst lebhaft gekämpft. Am Abend des 14. endlich biwakierte man auf den Höhen des rechten Lisaineufers, Front gegen die das linke lifer krönenden Hügel, welche die Außenwerke Belforts decken und wo die Deutschen ihrerseits Stellung genommen hatten.

Weshalb in aller Welt wohl hatte sich General Bourbaki, statt mit allen seinen Streitkräften jene die Lisaine deckenden, furchtbaren Stellungen anzugreifen, nicht, wie die Rede davon gewesen war, auf

General von Werder bei Belfort. „Werder gebührt die höchste Anerkennung und seinen tapferen Truppen."

Vesoul und Lure gewandt, um so Belfort zu umgehen? Er hatte vielleicht einen Grund dafür, der wichtig genug war, den nämlich, daß die Bahnlinie von Gray nach Vesoul noch nicht wieder hergestellt war und nicht dazu benützt werden konnte, für die Verpflegung einer Armee zu sorgen, und den weiteren, daß alle Verpflegungsmittel am Doubs in Clerval, der letzten mit der Eisenbahn von Besançon aus erreichbaren Eisenbahnstation, aufgespeichert waren. Obwohl man in nächster Nähe von Clerval lag, war die Verpflegung und Ernährung doch eine äußerst schwierige, denn dem Transporte der Lebensmittel stellten sich die größten

An der Lisaine. Verlorener Weg.

Hindernisse in den Weg. Die Pferde stürzten auf dem den Boden bedeckenden Glatteise, ein Unfall, der einem einzigen Gespann zustieß, hielt den Marsch einer ganzen Kolonne auf. Hätte man sich aber von seiner Verpflegungslinie entfernt, so lief man Gefahr, Hungers zu sterben; eine einzige auf gut Glück ausgesandte Ulanenabteilung konnte den Wirrwarr in den rückwärtigen Verbindungen noch vermehren. Warum übrigens beeilte sich General Bourbaki nicht mehr und kam den Deutschen an Schnelligkeit zuvor? Auch hier wieder stand die Verpflegungsfrage hindernd im Wege. Auf dem ganzen Marsche war man durch die Schwierigkeit, den Bedürfnissen der Armee zu genügen, aufgehalten worden. In Villersexel hatte man beinahe zwei Tage damit verloren, daß man auf Lebensmittel warten mußte! Den Deutschen war dies nicht verborgen geblieben, sie konnten sich besser als die Franzosen die Langsamkeit von Bourbakis Marsch erklären, und zogen natürlich ihren Vorteil daraus.... „Was eine Überflügelung durch Bourbaki bei Belfort anbelangte," sagt Major Blume, „so war das ein Fall, mit dem man sich kaum zu beschäftigen hatte. Die zahlreichen, bei den letzten Zusammenstößen gemachten Gefangenen waren so schlecht genährt, so elend ausgerüstet, daß man von einem solchen Gegner keine raschen Bewegungen dicht zusammengezogener Massen zu befürchten hatte, und vollends nicht in dieser Jahreszeit, wo eine ungemein strenge Kälte herrschte." So kam es denn, daß Bourbaki, durch die Umstände dazu gebracht, sich nach der Lisaine zu wenden, dort erst am Abend des 14. Januars eintreffen konnte. Nun aber war man da, und der Knoten der Situation konnte durch einen entscheidenden Zusammenstoß gelöst werden. Diese Nacht vom 14. auf den 15. Januar, kalt und eisig, — es hatte beinahe 15 Grad Reaumur unter Null, — war eine Nachtwache unterm Gewehr, welche einer dreitägigen Schlacht vorausging, jener Reihe von Gefechten, die unter dem Namen der Schlacht von Héricourt bekannt sind.

Das enge, schmale Thal allein, durch das sich die Lisaine, aus den Vogesen kommend, drängt, um bei Montbéliard in die Allaine zu münden, die ihrerseits in den Doubs sich ergießt, trennte die beiden Armeen. Auf dem linken Ufer hielten die Deutschen eine Reihe geschickt untereinander verbundener Stellungen inne, welche von der Lisaine gedeckt, staffelförmig von Montbéliard nach Chagey, Chenebier und bis Frahier an der Straße von Lure nach Belfort sich hinziehen. Diese Linie war etwa zwölf bis fünfzehn Kilometer lang, deren annähernden Mittelpunkt Héricourt bildete. Um diese Stellungen zu verteidigen, hatte General von Werder in erster Linie 45 000 Mann zu seiner Verfügung, und dann standen sie Belfort so nahe, daß es sogar möglich war, sofort einen Teil der Belagerungsartillerie vor der Festung zu detachieren, die dann sogleich zur Verstärkung der hauptsächlichsten Punkte der Verteidigungslinie verwendet wurden. Die Deutschen hatten die letzten Tage über die Hände nicht in den Schoß gelegt. Gleichwohl war Werder, der sich ganz auf sich selbst angewiesen sah und kaum auf die ihm allerdings versprochene Hilfe zählen konnte, in ziemlicher Unruhe, ja er fragte in Versailles telegraphisch an, ob er vor Belfort eine Schlacht annehmen solle? Alsbald kam die Antwort, er habe den Angriff abzuwarten, und sich zäh in seinen starken Stellungen zu halten, bald werde er Hilfe bekommen. Als Werder diese Antwort erhielt, stand er schon fest im Kampfe. Hätte er ihm auch ausweichen wollen, er hätte es nicht gekonnt, die vor seiner Front stehende französische Armee durfte thatsächlich nicht länger mehr unthätig bleiben. Auf dem rechten Lisaineufer stehend, hatte auch sie sehr gute Stellungen inne, aber sie hatte diese nicht bloß zu verteidigen, sondern vor allem die Aufgabe, jene des Feindes zu nehmen. — Das 24. und ein Teil des 15. Corps, das eben eintraf, rückten auf dem rechten Flügel von Montbéliard heran. Bourbaki selbst stand mit dem 20. Corps unter Clinchant im Centrum vor Héricourt. Auf dem linken Flügel wandte sich Billot mit dem 18. Corps gegen Chagey. Etwas entfernter, auf dem äußersten linken Flügel rückte Crémer, direkt von Dijon kommend, mit seiner Division auf Lure. In der Nacht waren allen Corpskommandanten ihre Befehle und die Dispositionen zur Schlacht zugegangen.

In der Frühe des 15. begannen die Kanonen zu donnern, der eisige Wind trug den Schall hinüber nach dem belagerten Belfort und erweckte freudige Hoffnung in den Herzen der Belagerten. Der auf der ganzen Linie entbrannte Kampf tobte bis in den Abend hinein. Auf dem rechten Flügel hatte ein Teil des 15. Corps die Aufgabe, den Feind aus Mömpelgard zu vertreiben und die Stadt zu nehmen, was auch ohne besondere Anstrengung gelang; leider hatte man nur die Stadt in seiner Gewalt, nicht aber die Citadelle, wo sich die Deutschen hatten festsetzen und verschanzen können, dank der Sorglosigkeit der kaiserlichen Verwaltung; ein Fehler, den wieder gut zu machen, niemand auf den Gedanken kam, oder wenigstens erst, nachdem es zu spät war. (Nichts ist bezeichnender für das Vorgehen der kaiserlichen Verwaltung, als was General de Blois, Kommandeur der Artillerie des 15. Corps, gerade in Bezug auf Montbéliard sagt: „Diese Stadt besitzt ein Schloß, das erst vor kurzem als fester Platz gestrichen wurde und von der Genie-Direktion in Besançon abhängig war. Die Streichung als fester Platz bestand schlankweg darin, daß man, eine höchst einfache Finanzfrage aufwerfend und um dem Gesetzgebenden Körper einen Köder hinzuhalten, da diese Herren immer am Kriegsbudget sparen wollten, die Garnison aufhob und das militärische Mobiliar des Platzes fortschaffte. Dagegen hütete man sich ängstlich, die Wälle einzuebnen, was doch unbedingt notwendig gewesen wäre; man unterließ es, um die Kosten zu ersparen. All das sprach dem gesunden Menschenverstand Hohn, und die Folge davon war, daß die Deutschen, dank dieser Unterlassungssünde, an dem Mömpelgarder Schlosse eine ausgezeichnete verschanzte Stellung fanden, die sie ohne Mühe und Opfer besetzen und von wo aus sie der Stadt schweren Schaden zufügen konnten.) Auf dem Rest der Stellung, von Montbéliard bis Héricourt, fochten Streitkräfte vom 20. und 24. Corps einen ungemein lebhaften Kampf aus, sie versuchten die preußischen Stellungen direkt zu durchbrechen; aber man stieß hier auf zwei überaus starke Hindernisse, welche den Erfolg sehr fraglich erscheinen ließen; auf die Lisaine erstens und den Eisenbahndamm, und auf die falsche Annahme des Höchstkommandierenden, der mit Clinchant steif und fest der Meinung war, hier auf diesem Punkte müsse die Schlacht entschieden werden, währenddem dies absolut nicht der Fall war.

Der ernstliche Angriff, der das Schicksal des Tages und vielleicht des ganzen Feldzuges entscheiden konnte, fand auf dem linken Flügel statt und war den Generalen Billot und Crémer übertragen worden, welche vor Ungeduld brannten, zu zeigen, was sie leisten konnten. Die beiden hatten 40000 Mann von der ganzen, etwas mehr als 100000 Mann starken Armee, und von den 240 Geschützen derselben 98 unter sich. Ihre Aufgabe war, eine Bewegung auszuführen, mittelst welcher man die Rechte des Feindes überflügeln zu können hoffte. Um 7 Uhr in der Frühe sollten sie von Béverne, das nur sieben Kilometer von der Lisaine entfernt liegt, aufbrechen und sich auf die preußischen Stellungen von Chenebier, Etobon und Chagey stürzen. Unglücklicherweise ließ sich der Angriff schwierig genug an, sei's daß infolge des Schnees und Glatteises, mit dem die Wege bedeckt waren, und des Durcheinanders, in den die Truppen geraten waren, der Marsch und der Angriff sich verzögerten, — die Division Crémer hatte drei volle Stunden warten müssen, um eine Division des 18. Corps vorbeipassieren zu lassen, — sei's, weil man nichts von einer Bewegung wissen wollte, die so gar nicht dem entsprach, was man erhofft und erwünscht hatte. Viel zu spät traf man mittags vor den Stellungen ein, die man nehmen sollte, und schon brach die Nacht herein, ohne daß wirklich greifbare Resultate erzielt worden wären. Wie der Tag enden würde, war mehr als zweifelhaft, es war nicht gelungen, die Linien des Feindes zu durchbrechen.

Am 16. begann der Kampf von neuem, noch heftiger, noch mehr erbittert, als tags zuvor. Zum zweitenmale scheiterten alle, auch die energischesten Versuche, die deutschen Linien zwischen Héricourt und Montbéliard zu durchbrechen. Auf dem linken Flügel hatte man mehr Glück. Die Division Crémer lieferte dem Feinde ein blutiges Gefecht und blieb in Chenebier Meister. Das war viel wert, wie aus dem Berichte General Werders schon hervorgeht, in welchem es hieß: „General Degenfeld mußte vor überlegenen Streitkräften seine Stellung bei Chenebier räumen; ich setze alles daran, die Stellung Chenebier wieder zu gewinnen." Das war nun einmal ein wirklicher Erfolg, aber ein Erfolg, der noch lange kein entscheidender genannt werden konnte, der mehrmals verteidigt, um den nochmals gekämpft werden mußte, ehe man weiter vordringen konnte. Am 17. begann der Kampf, der während der Nacht nur kurze Zeit geschwiegen hatte, von neuem wieder. Man schlug sich, man behauptete

sich in seinen Stellungen, aber man kam keinen Schritt vorwärts. Eine ganz rätselhafte Geschichte ist und bleibt, (die Deutschen selbst haben es als „eine ganz ungewöhnliche, auffällige Thatsache“ bezeichnet,) die Rolle, welche die Besatzung von Belfort während dieser drei Tage gespielt. Mit banger Sorge verfolgte man in der belagerten Stadt den Kanonendonner, die Ausdehnung, welche der Kampf annahm, den man von der Höhe der Festung aus beinahe in seinen verschiedenen Phasen unterscheiden konnte. Wenn auch einige Vorstöße und Demonstrationen gegen die Cernierungslinie unternommen wurden, so war doch klar, daß es sich hiebei um keinerlei ernstliche Versuche handelte, Bourbaki durch einen Ausfall zu Hilfe zu kommen, und Major Blume erklärt sich diese Thatsache daraus, „daß in jenem Augenblicke die moralische Energie in der Garnison bereits sehr stark erschüttert gewesen sei.“ Vielleicht sah sich Oberst Denfert thatsächlich außerstande, sich in einen Kampf einzulassen, dem er sicher nicht ausgewichen wäre, wenn er ihn hätte aufnehmen können.

So viel ist gewiß, man hatte keinen Erfolg errungen, man war gezwungen, in seinen Stellungen zu verbleiben, ohne vordringen zu können oder die preußischen Linien zu durchbrechen, und auch das ist sicher, daß dieser lange blutige Kampf, der so gut wie gar kein Resultat hatte, von unheilvollem Einfluß auf die Armee war. Diese drei Tage und noch mehr, diese drei Nächte, die man durchlebt und durchwacht hatte, waren an Leiden überreich gewesen. Das Wetter war schauerlich. Mit Einbruch der Nacht hatte man wohl oder übel, um nicht der Kälte zu erliegen, keine andere Wahl, als mit grünem Holz einige Wachtfeuer aufzumachen. „Um diese Feuer,“ sagt ein englischer Kriegsberichterstatter, der sich bei der Armee aufhielt, „drängten sich bunt untereinander und ohne Rangunterschied Generale, Offiziere, Soldaten, ja sogar Pferde. Der Thermometer zeigte 18 Grad. Ein scharfer schneidiger Wind fegte über das Plateau hin, vor sich dichte Schneewolken herjagend, welche die Leute blendeten und rings um dieselben Schneehaufen zusammenwehten, in denen die Soldaten bis an die Kniee staken. Auf Hafersäcken sitzend, verbrachten die Leute die Nacht, die Füße dem Feuer zugewandt, in der Hoffnung, so die Lebensgeister und Körperwärme zugleich sich erhalten zu können.“

Rechnet man zu all dem noch die mit jedem Tage schwieriger werdende Herbeischaffung von Lebensmitteln, deren völlige Unzulänglichkeit, und die Qualen des Hungers, der das Werk der Demoralisation vollendete, welches der Hunger begonnen, so braucht einen das unselige Resultat nicht zu wundern. Wie wollte man mit vom Elend und Strapazen aller Art erschöpften Soldaten einen Kampf fortsetzen, in welchem man sich nun schon seit drei Tagen gegenseitig niedermetzelte, nutzlos mit einer Armee kämpfend, die bei weitem nicht so schwer zu leiden gehabt hatte! Am Abend des dritten Tages faßte General Bourbaki seinen Entschluß; er sah ein, daß er nichts mehr ausrichten konnte, daß seine Armee ihm unter den Fingern wegschmolz, und in der Nacht vom 17. auf den 18. telegraphierte er an die Regierung, er sehe sich genötigt, zu seinem großen Bedauern, neue Stellungen einige Meilen weiter rückwärts zu beziehen, hinter jenen, wo man sich seither geschlagen hatte. — Das bedeutete, es kurz zu sagen, daß man den Rückzug antrat, um nicht bälder als in Besançon Halt zu machen, und wenn man nicht so rasch diesmal dorthin kam, als man es wohl gerne gewünscht hätte, so geschah dies darum, weil man genötigt war, stets imstande zu bleiben, dem Feinde sich stellen zu können, der seine Verteidigungslinien zu verlassen begann und sich zur Verfolgung der Franzosen aufmachte; hätte man sich überdies in völlig guter Ordnung zurückziehen wollen, so mußte man notwendig dem linken Flügel der Armee, der am weitesten entfernt stand und den weitesten Weg zurückzulegen hatte, Zeit lassen, sich zu sammeln und einen weiten Bogen zu beschreiben. Nachdem man am 18. die Lisaine verlassen hatte, traf man am 22. wieder in der Gegend von Besançon ein, wo man vor Überraschungen sicher zu sein hoffen durfte und sich reorganisieren konnte. Bourbaki glaubte wenigstens, es thun zu können, er vermochte sich noch solchen Illusionen hinzugeben, weil er entweder gar nicht, oder nur ganz dunkel kannte, was sich um ihn her und bereits ganz in seiner Nähe ereignete. Das Bisherige war thatsächlich nur ein Teil, der Beginn des schrecklichen militärischen Dramas gewesen, für welches das östliche Frankreich den Schauplatz abgeben sollte. Eine der ersten Bedingungen und Voraussetzungen für die Sicherheit der Ostarmee, selbst wenn sie an der Lisaine erfolgreich gewesen wäre, nunmehr aber eine um so unerläßlichere, nachdem sie so grausam sich in allen ihren Hoffnungen getäuscht sah, das war, daß die Armee immer die sichere Garantie hatte, ihren Marsch und ihre Bewegungen fortsetzen zu können, ohne durch Diversionen, welche der Feind von Westen her in ihre Flanke und in ihrem Rücken hätte ausführen können, gestört zu sein. Und gerade von daher kam der schwerste Sturm, näher und immer näher, und mit jeder Stunde wachsend.

Bourbaki hatte vor Belfort das Glück der Waffen versucht, es war ihm nicht günstig gewesen. Was war aber auch geschehen, um ihn zu sichern, die anmarschierenden deutschen Truppen, die zur Hilfe Werders herbeieilten, aufzuhalten und sie am Marsche nach dem Osten zu verhindern? Garibaldi war am 7. Januar mit seiner Armee in Dijon angekommen, sie war um einiges wenige verstärkt worden und mochte nun annähernd 25 000 Mann stark sein. Dort waren etwa weitere 15—18 000 Mann Mobilgarden unter dem Befehl des Generals Pélissier zu ihm gestoßen; das waren immerhin etliche 40 000 Mann, mit welchen sich das Land beobachten und durchstreifen ließ, man konnte in den bergigen Gegenden der Côte d'Or gewissermaßen die Sicherheitspolizei spielen, denn jeder von Westen anrückende Feind mußte notwendigerweise hier durchpassieren. Ich weiß nicht, welche Vorstellung sich Garibaldi von der Rolle machte, welche er unter solch kritischen und entscheidenden Umständen spielen sollte, oder welche Idee man ihm beigebracht hatte; hier sei nur kurz berichtet, was sich vor ihm während weniger kurzer Tage zwischen Dijon und Langres abspielte.

Der Generalstab in Versailles, der sich natürlich wieder einmal prompt über alles, was sich im Osten vorbereitete, zu orientieren verstanden, hatte sich seit den ersten Tagen des Januars beeilt, die Elemente einer Operationsarmee zusammenzubringen, welche Werder zu Hilfe eilen sollte. Diese Armee setzte sich aus bisher ziemlich da und dort zerstreut gewesenen Streitkräften zusammen, aus dem zweiten Corps Franseckys, der von Paris nach Montargis geschickt worden war, wo es aber zur Zeit nichts für ihn zu thun gab, — aus dem 7. Corps von Zastrow, das wieder auf seinen vollen Stand gebracht worden war, indem man ihm eine von der Maas entsendete Division zuteilte, und der Infanterie-Brigade Dannenberg, der die Aufgabe zugefallen war, in der Gegend von Montbard gegen Garibaldis Scharen zu fechten. Diese neue Armee, welche nach der Ansicht des preußischen Generalstabes die in Marsch gesetzten Streitkräfte und das 14. Corps unter Werder umfassen sollte, wurde unter den Oberbefehl des Generals Manteuffel gestellt und erhielt den Namen Südarmee. Vereinigungspunkt derselben war Châtillon sur Seine, dessen hohe strategische Bedeutung Herr von Moltke wohl kannte, und ganz besonders seit der Katastrophe, welche im Monat November eine preußische Abteilung dort durch Ricciotti Garibaldi erlitten hatte. Châtillon hatte in der That den doppelten Vorteil, durch die Eisenbahn mit Chaumont, Troyes und Nuits sous Ravières auf der Linie Paris-Lyon verbunden zu sein und gleichsam einen Centralpunkt vorwärts der Defileen in der Côte d'Or zu bilden. Hier versammelten sich die Streitkräfte der deutschen Südarmee am Eingang der breiten Thäler von Aujon, Aube, Ource und Seine, in deren Krümmungen, in Zwischenräumen von 10 bis 15 Kilometern, sich vier Gebirgsstraßen erstrecken, welche über Böschungen und rampenförmige Abhänge auf das Hochplateau zwischen Langres und Dijon führen. Manteuffel erreichte Châtillon am 12.; noch schwankte man, so scheint es, deutscherseits zwischen einem Marsch auf Dijon, wo man gute, leicht passierbare Wege finden würde, und zwischen dem Marsch übers Gebirge, der kühner und entscheidender, aber auch gefährlicher gewesen sein würde. General von Zastrow war es, wie man sagt, der den kühnsten Plan zur Annahme brachte, indem er sagte: „Weder von Langres, noch von Dijon sei irgend etwas zu befürchten,“ und leider Gottes behielt er recht. Am 13. besetzten die starken Vortruppen, sechs Meilen von Châtillon, die Gebirgspässe, die man zu passieren hatte, und um Mitternacht brach die ganze Armee in vier Kolonnen auf. Damals war's, als Werder von Versailles die Weisung erhielt, „er solle seine Positionen unter allen Umständen halten, das Anrücken Manteuffels werde sich bald bemerklich machen.“ — Manteuffel marschierte mit einer seiner Kolonnen und stellte es den Chefs seiner Corps frei, sich während der nächsten Tage

nach ihrem eigenen Ermessen vorwärts zu bewegen, nachdem er nur noch einfach empfohlen hatte, der zuerst an der Ausmündung der Berge Ankommende solle sich unverweilt dahin begeben, wo die andern Kolonnen debouchieren müßten, um sie hiebei zu unterstützen. Den 14. Januar übernachtete er in Voulaine, fünf Meilen von Châtillon; am 15. war er in Germaine, einem mitten im Walde bei Auberive versteckten Weiler, am 16. passierte er Langres und Dijon und nahm an der Spitze von mehr als 60000 Mann seinen Abstieg gegen die Saône. Er hatte 80 Kilometer auf vier Straßen, eng und bergig, mit Schnee und Eis bedeckt, eine von der andern entfernt, und durch endlose Wälder, welche diese Gegend bedecken, zurückgelegt. Hinter ihm kamen, ohne auch nur die geringste Belästigung zu erfahren, seine Brückentrains, seine Lebensmittel- und Munitionskolonnen, nur von etlich hundert Soldaten begleitet. Am 17. und 18. hatte er die Defiléen passiert und war in Sicherheit. Am 19. erschienen seine Kolonnen in Gray an der Saône. Von diesem Augenblicke an war er imstande, Werder die Hand zu reichen und die Gesamtleitung der Operationen zu übernehmen. Bisher, ehe die Ereignisse vor Belfort seine ganze Aufmerksamkeit beansprucht hatten, war es Manteuffels Absicht gewesen, auf Vesoul zu marschieren, um Bourbaki zwischen zwei Feuer zu nehmen, oder sich zu seiner Verfolgung aufzumachen, falls er siegreich gewesen sein sollte. Nachdem er aber den Ausgang bei Héricourt und den Rückzug der französischen Armee auf Besançon erfahren hatte, änderte er seinen Plan dahin ab, daß er nunmehr als Richtungspunkt den Doubs nahm, er konnte sich wohl vorstellen, daß Bourbaki nicht bälder als in Besançon Halt machen würde, und so schrieb er denn in der Nacht vom 20. auf den 21. von Gray aus an Werder: „Ew. Excellenz hat wohl gesehen, daß es meine Absicht war, mit dem Teile der Armee, der sich zur Zeit hier befindet, dem mutmaßlichen Rückzuge des Feindes von Besançon auf Lyon mich in den Weg zu stellen, während die von Ew. Excellenz ergriffene Offensive die französische Arrièregarde aufhalten und vielleicht die Bewegungen des Gros der feindlichen Armee lähmen könnte.“ Hier war der Knoten des ganzen Feldzuges. Herr von Moltke, der von Versailles aus allen diesen Dingen aufmerksam gefolgt war und sie beobachtet hatte, sagte zu jener Zeit zu König Wilhelm: „Die Operation General Manteuffels ist ausnehmend kühn und gewagt, aber sie kann die größten Erfolge nach sich ziehen. Sollte er eine Niederlage erleiden, so dürfte man ihm hierwegen keinen Vorwurf machen, wichtige Resultate erzielt man nicht, ohne ein wenig dabei zu riskieren.“ Gewiß, General Manteuffel riskierte viel; es brauchte den ganzen Stolz und viel Siegesgewißheit, sich in solche kühne Unternehmungen zu stürzen. Manteuffel hatte sich anfänglich nur zögernd auf diesen kühnen Marsch eingelassen, der ihn nach der Saône brachte. Es hätte ja doch nur einiger tausend entschlossener Gegner bedurft und einiger gut gewählter Stellungen in den Bergen, in den wichtigsten Defilées, die sie besetzt haben würden, und sie hätten ihm den Weg versperren, seinen Marsch mindestens aufhalten, seine Wagenzüge beunruhigen können. In Wirklichkeit war er gar keinem Widerstande begegnet!

Während dieser Zeit, im nämlichen Augenblicke, als sich Bourbaki drei Tage lang vor Belfort schlug, und Manteuffel ganz ruhig quer durch die Gebirge der Cote d'Or zog, um die Ostarmee zu vernichten, was that da Garibaldi in Dijon? Er beklagte sich beständig, und man beklagte sich über ihn. Er stritt sich mit General Pelissier herum, wie er denn eben nur allzu geneigt war, sich mit allen französischen Generalen, auf die er des Kommandos wegen eifersüchtig war, herumzuzanken. Man lebte in Dijon ganz ruhig und behaglich, man unternahm einige Rekognoszierungen, die vollständig unnötig und nutzlos waren, das war alles. Man glaube ja nicht, daß die Garibaldianer nicht gewußt hätten, was vorging. Von allen Seiten liefen Nachrichten ein, von den Maires, von den Telegraphenbeamten, von Flüchtlingen, die sich vor den Preußen in Sicherheit gebracht hatten, von auf dem Lande wohnenden Edelleuten, welche den Durchmarsch der deutschen Truppen beobachtet hatten. Der Verfasser des Buches „Freiwillige vom Geniecorps im Osten“, Herr Jules Garnier, der sich aus eigenem Antrieb bis Messigny, nördlich von Dijon, herangewagt hatte, war erstaunt, 10 Kilometer vor der Stadt bereits auf preußische Plänkler gestoßen zu sein, mit denen Schüsse gewechselt wurden; natürlich hatte er hievon schleunigst den Generalstab Garibaldis in Kenntnis gesetzt. Tags darauf machte sich ein Teil der Vogesenarmee in zwei Kolonnen zu einer Art militärischem Spaziergang nach jener Gegend auf den Weg; aber man hütete sich wohl, denselben allzuweit auszudehnen, suchte auch nicht ernstlich mit dem Feinde Fühlung zu gewinnen und am Abend kehrte man im Triumph, Musik voraus, welche die „Marseillaise“ spielen mußte, wieder nach Dijon zurück, während die deutschen Vorposten sich von den Höhen von Savigny le See lachend die wundervolle „Unternehmung“ betrachteten. Kurzum, man that nichts, während man sich den Anschein gab, als ob man Wunder was thäte, und dabei spielte man noch den Schwergekränkten, als von Bordeaux beim Generalstabschef Garibaldis folgendes Schreiben einlief: „Ich begreife nicht, wie Sie mir immer und immer wieder die Frage vorlegen können, wer eigentlich das Kommando führe? Ebensowenig kann ich es mir zurechtlegen, daß gerade immer dann sich Schwierigkeiten in den Weg stellen, wenn Sie, Ihrer Angabe zufolge, irgend eine Unternehmung ausführen wollen .... Sie sind der einzige, der immer und immer wieder mit solchen Schwierigkeiten und Konflikten mir in den Ohren liegt, wahrscheinlich in der Absicht, damit Ihre eigene Unthätigkeit zu rechtfertigen. Ich verhehle Ihnen keineswegs, daß die Regierung von den dortigen Vorgängen nur wenig erbaut ist. Sie haben die Armee Bourbakis auch nicht im mindesten unterstützt und Ihre Anwesenheit in Dijon ist vollständig ohne jede Einwirkung auf den Marsch des Feindes, von Ost nach West geblieben. Mit einem Worte: weniger Worte und Erklärungen, dagegen mehr Thaten, das ist's, was man von ihnen verlangt!“

Alles, was diese Armee that, war nur Schein und geschah immer zur Unzeit, bis herab zu jenen augenscheinlich und thatsächlich ganz unnützen Kämpfen, welche sie zu bestehen hatte. Der Chef der deutschen Armee fürchtete Garibaldi und dessen Armee keineswegs, aber er wollte überhaupt nicht länger durch dieselbe belästigt sein, deshalb traf er seine Vorsichtsmaßregeln, um den Alten zu beschäftigen, oder, wie er es nannte, „ihm etwas zum Spielen zu geben,“ für jeden Fall aber ihn unschädlich zu machen. — Eine Brigade des zweiten Corps, die man etwas weiter zurückgelassen hatte, und deren Auftrag dahin ging, vor Dijon zu erscheinen und wenn möglich dort einzudringen, andernfalls aber die dort vereinigten feindlichen Streitkräfte im Zaume zu halten und die Bewegungen des Gros der Südarmee zu verschleiern, spielte ihre Rolle in geradezu vorzüglicher Weise; am 20. Januar war sie in der Nähe von Dijon eingetroffen und sofort neigte man sich im Feldlager Garibaldis der Annahme zu, daß man die ganze preußische Armee auf dem Halse habe; in den Augen des dortigen Generalstabes wuchs der Feind ins Riesige, er mußte mindestens 50000 Mann zählen. In Wirklichkeit war es nur die Brigade Kettler; dieselbe zählte zwei Regimenter Infanterie, ein Dragonerregiment und zwei Batterien Artillerie, im ganzen vielleicht annähernd 7000 Mann. General Kettler hatte vielleicht geglaubt, mit diesen Streitkräften Dijon ganz gemütlich einnehmen zu können, er täuschte sich gewaltig, und auch über die Stärke der vor ihm stehenden Armee war er nichts weniger als im klaren. Drei Tage lang griff er nacheinander am 21., 22. und 23. Januar die französischen Stellungen rings um die Stadt an, er unternahm Sturm auf Sturm und von allen Seiten, er kämpfte erbittert, seine Truppen schlugen sich aufs tapferste, aber dreimal nacheinander mißlang sein Angriff. Da er mit der französischen Armee so nicht fertig werden konnte, nahm er vor Dijon in der Richtung von Messigny Stellung, um die Steitkräfte, die zu überrumpeln ihm nicht gelungen war, wenigstens zu überwachen und lahmzulegen. Garibaldis Verdienst soll keineswegs geschmälert werden. Er wußte seinen Vorteil auszunützen, er hatte General Kettler ganz empfindliche Verluste beigebracht und er war Herr von Dijon geblieben. Betrachtet man die Sache näher, so sieht man, daß dies thatsächlich ein sehr mittelmäßiger und fragwürdiger Triumph war, und er hatte verdammt wenig Grund, seinen jungen Vogesensoldaten zu sagen: „Ihr habt die Fersen dieser schrecklichen Soldaten Wilhelms gesehen!“ und „alle Unterdrückten der großen menschlichen Familie begrüßen in euch ihre Helden und Befreier.“ Kurzum, mit 40000 Mann hatte man 7000 die Thore einer Stadt versperrt, und die dortigen Kämpfe, so ehrenvoll sie für diejenigen waren, die sie lieferten, waren doch für den ganzen Verlauf des Feldzuges ohne jede Bedeutung. Manteuffels Armee hatte ihren Marsch ganz ruhig fortgesetzt und stand bereits am Doubs. Man wagte es

nicht einmal, diese Brigade zu verfolgen, die, obwohl geschlagen, doch noch ihren Auftrag, die deutsche Operationslinie zu decken, durchzuführen wußte. Man hatte sich wirklich mit einem Spielzeug unterhalten lassen; freilich war es ein blutiges gewesen, das ist wahr. Übrigens lag der Fehler nicht an Garibaldi allein; er lag in weit größerem Umfange an der Regierung, welche sich anmaßte, die Operationen zu leiten, „die Bewegungen der Armeen in Einklang zu bringen," und die nichts in Einklang brachte, die ihr Versprechen, die Ostarmee zu decken, nicht gehalten hatte, und die, nachdem sie wenige Tage zuvor Garibaldi wegen seiner Unthätigkeit abgerüffelt hatte, nunmehr ihn wegen eines mit furchtbaren Opfern errungenen Sieges in den Himmel hob, eines Sieges, dessen Preis ein hoher, und der mit der Katastrophe erkauft war, welcher Bourbaki und seine Armee zum Opfer fiel.

Zur selben Stunde, als bei Dijon gekämpft wurde, drängte ein Ereignis das andere in fast wunderbarer Schnelligkeit, und keines derselben war ohne wesentliche Bedeutung. Am 20. Januar steht Manteuffel an der Saône in Gray, am 21. läßt er seine Armee gegen den Doubs vorrücken, das zweite Corps in der Richtung von Dole, das siebente in der Richtung von Besançon auf Dampierre, am 22. sind die Ufer des Doubs besetzt; den 23. wird Quingey erreicht und sofort werden die Straßen nach Arbois und Poligny eingeschlagen. Bereits ist die direkte Linie Besançon—Lyon unterbrochen. Zu gleicher Zeit nähert sich Werder, der von den Höhen der Lisaine nach Villersexel sich gewandt, dem Doubs, bedroht Baume les Dames, Clerval und beginnt die Defilées von Lomont, jenseits von Montbéliard, zu durchstreifen, so daß Bourbaki, als er am 22. in Besançon eintraf, sich bereits in einer ungemein kritischen Lage befand. Was sollte er thun? Sein erster Gedanke war natürlich der gewesen, sich zur Wehre zu setzen und seine Armee so aufzustellen, daß seine Positionen sichere genannt werden konnten. Das 24. Corps verblieb bei Pont de Roide, um die Defilees von Lomont zu verteidigen. Es war dies ein besonders wichtiger Punkt, den zu halten von der größten Bedeutung war; ging er verloren, so war man nicht nur in der Flanke ungedeckt, sondern auch so gut wie überflügelt, da der Feind dann die oberen Plateaus des Juras forcieren konnte. Das 18. und 20. Corps und die Division Crémer standen anfänglich auf dem rechten Ufer des Doubs, gingen aber bald darauf wieder auf das linke über. Das 15. Corps, das anfänglich bei Baume les Dames gestanden,

Entwaffnung der auf Schweizerboden übergetretenen Bourbakischen Truppen bei Verrières am 1. Februar 1871.

wurde schleunigst südlich von Besançon zurückgenommen, auf die Straße von Pontarlier; aber diese Armee, die demoralisiert und erschöpft durch Entbehrungen und unglückliche Kämpfe angekommen war, mußte erst wieder einigermaßen in Ordnung gebracht, ja zur Hälfte ganz neu organisiert werden, ehe ihr ein ernstlicher Kampf wieder zugemutet werden konnte. So lange sie aber organisiert wurde, mußte man notwendigerweise den Soldaten doch auch etwas zu essen geben. Hier nun sollte der Kommandierende eine grausame Enttäuschung erleben. Er hatte verlangt, man solle in Besançon alles an Lebensmitteln und Verpflegungsgegenständen Nötige aufhäufen; man hatte es ihm zugesagt, und nun kam der Generalintendant Friant, um ihm schlankweg zu erklären, daß man alles in allem höchstens auf sieben Tage Lebensmittel habe. Ein Wagenzug, der solche hätte bringen sollen, war gerade damals bei Dôle von den Deutschen überfallen und weggenommen worden. Enger und immer enger zog sich um Bourbaki das Netz zusammen, das ihn

zu ersticken drohte. — Die Lage war eine peinliche, nur ein schleuniger Rückzug konnte aus derselben helfen, aber wohin sollte man sich wenden? Wo und wie wollte man sich einen Weg bahnen zwischen Werder, der vom Norden herangezogen kam, und Manteuffel, der vom Süden herbeieilte und bereits den Doubs überschritten hatte. Bourbaki konnte sich die Ausdehnung und die Schwere der Gefahr, in welcher er schwebte, nicht mehr verhehlen, mit jeder Minute wuchs dieselbe für ihn, nahm sie eine drohendere Gestalt an. Mit Fug und Recht konnte er sich bitter darüber beschweren, daß ihm von allem, was man ihm versprochen, nichts gehalten worden sei, daß man eine ganze, auf ihn losgehende Armee dies ruhig habe thun lassen, ohne ihr auch nur das Geringste in den Weg zu legen, und daß man ihm nicht einmal die unentbehrlichsten Mittel, deren er bedurfte, geliefert habe. Und doch beklagte er sich nur in ganz ruhigem Tone, ohne Heftigkeit und leidenschaftslos. Die Regierung im Gegenteil war's, die ihn mit Vorwürfen und Beschuldigungen überhäufte: „seine Langsamkeit sei schuld gewesen," wurde ihm gesagt, während er doch sein Menschenmöglichstes gethan hatte in diesen Tagen vom 23. bis 25. Januar, wo es galt, von unentwirrbaren Schwierigkeiten umgeben, sich zu schlagen, in jenen Tagen, die eines der ergreifendsten und größten Bilder bieten in jenem Drama, das sich in der Gegend zwischen Bordeaux und Besançon abspielte. Die Regierung befand sich mit Recht in großer Unruhe, dabei aber that sie alles nur Menschenmögliche, um unter den obwaltenden schwierigen, unheilvollen Umständen die Verwirrung und Ratlosigkeit des tapferen Generals noch zu steigern. Das einemal verlangte man von ihm in allem Ernste, er solle Garibaldi zu Hilfe ziehen. Wie gut Herr von Freycinet über die militärische Lage im Osten unterrichtet war, oder vielmehr, wie schlecht, beweist sein noch am 23. Januar an Bourbaki gerichteter Brief, in welchem es heißt: „Der Feind wird wahrscheinlich Dijon mit starken Streitkräften angreifen. Können Sie keine Bewegung ausführen, durch die General Garibaldi Hilfe gebracht würde? Es böte sich hier vielleicht eine schöne Gelegenheit, den Feind für seine Kühnheit, zwischen Ihnen und Garibaldi zu operieren, gründlich zu strafen." Das war geradezu die verkehrte Welt! Garibaldi hätte Bourbaki damals decken müssen, als es noch Zeit dazu war, jetzt, nachdem das Kind in den Brunnen gefallen, verlangte man von Bourbaki, er solle Garibaldi zu Hilfe kommen, der doch ihn eigentlich hätte unterstützen sollen; bald richtete man an den Chef der Ostarmee Depeschen, die noch viel Unsinnigeres enthielten, in denen man ihm in geradezu kindischer Weise zumutete, er solle sein Versprechen, siegen zu wollen, nun endlich auch einmal einlösen und die verloren gegangenen Verteidigungslinien wieder zurückerobern; er solle sich nach Westen zurückziehen und als Richtungspunkte Tonnerre, Auxerre und Joigny nehmen; Bourbaki erwiderte: „Das kommt mir gerade vor, als wenn Sie zur zweiten Armee (zur Armee Chanzys) sagen wollten, sie solle sich auf Chartres dirigieren!" Auf den Vorwurf, er sei zu langsam in seinen Bewegungen gewesen, der ihm immer wieder gemacht wurde, erwiderte er am 24.: „Wären Sie besser unterrichtet, so würden Sie den Vorwurf der Langsamkeit nicht gegen mich erhoben haben. Meine Leute konnten vor Ermüdung nicht mehr weiter, sie waren mit ihren Kräften zu Ende und ebenso die Pferde. Nie habe ich auch nur eine Stunde verloren, weder mit Märschen, noch Gegenmärschen ... Ihre Depesche beweist mir, daß Sie meinen, ich hätte eine wohlgeordnete Armee zu meiner Verfügung, und doch habe ich Ihnen schon dutzendmal gesagt, daß das gerade Gegenteil der Fall ist. Im übrigen glaube ich, daß die mühevolle Arbeit, die Sie mir zur Strafe aufhalsen wollen, für meine schwachen Schultern zu schwer ist, Sie werden daher gut daran thun, einen andern an meine Stelle zu setzen." Im höchsten Grade erregt, ebenso durch seine eigene Lage, wie durch die Zumutungen, die ihm gestellt wurden, griff Bourbaki jetzt zu einem Mittel, das ihm noch das einzig mögliche und übrig gebliebene erschien, er entschloß sich zum Rückzuge auf Pontarlier, um von da aus, an der Schweizer Grenze hinmarschierend, es zu versuchen, die Richtung nach Süden zu gewinnen; sofort aber erhob die Regierung ein Zetergeschrei. Ohne ihm einen förmlichen Befehl zu geben und jede Verantwortlichkeit von sich ablehnend, wälzte sie diese Bourbaki zu, stellte ihm vor, welche entsetzlichen Folgen dieser Entschluß haben könne, daß er vielleicht kapitulieren oder sich in die Schweiz werfen müsse; mehr als je drang man in ihn, er solle versuchen, sich nach Westen einen Weg zu bahnen. Ein Kriegsrat wurde gehalten. General Billot allein glaubte, der von der Regierung unterbreitete Plan könnte von Erfolg sein; als ihm aber dann Bourbaki erklärte, er sei augenblicklich bereit, das Kommando über die Armee abzutreten, und behalte sich nur das Kommando über eine Division vor, meinte General Billot etwas kleinlaut, um eine derartige Bewegung auszuführen, müsse notwendig ein Mann an der Spitze stehen, der ein so großes militärisches Renommee besitze, wie General Bourbaki. Alle übrigen Generale sprachen sich für den Rückzug auf Pontarlier aus, und der Rückzug dorthin wurde fest beschlossen. In der That war dies auch noch der einzige offene Weg, den man hatte, und es galt, keine Zeit zu verlieren, wollte man den Weg noch frei finden. „Ich werde so lange als nur möglich die Linie Salins, Pontarlier, Mont Lomont halten," schrieb der General an die Regierung. Er glaubte auch noch am 25., daß ihm dies möglich sein werde, aber plötzlich verschlimmerte sich die ohnehin schon mehr als bedenkliche Lage noch mehr. Man erfuhr, der Berg Le Lomont, der die rechte Flanke der Armee deckte, sei vom 24. Corps de Bressolles, fast ohne einen Schuß zu thun, dem Feinde trotz des strengsten Befehls, den Berg zu halten, überlassen worden. Beim ersten Flintenschuß waren die Mobilgardenbataillone dieses Corps davongelaufen. Ohne einen Augenblick zu verlieren, gab Bourbaki dem General Bressolles den Befehl, um jeden Preis diese verlorenen Stellungen wieder zu nehmen, er befahl den Generalen, sich einer wie der andere an die Spitze der Sturmkolonnen zu setzen, und versprach eine Division des 18. Corps in eigener Person vorzuführen. Traurig, daß man es sagen muß, General Bressolles Scharen, statt sich zu schämen und zum Angriff vorzustürmen, wichen mehr als je zurück und alle Anstrengungen der Generale vermochten nicht, sie zum Stehen zu bringen. Das auf dem rechten Ufer des Doubs stehende 18. Corps verlor mit seinem Übergang aufs linke Ufer viel Zeit. Andererseits fand die Division Crémer, die nach Süden dirigiert worden war, um Salins zu besetzen, diesen Punkt in der Gewalt des Feindes und sah sich bis Levier auf der Straße von Pontarlier zurückgeworfen. Kurz, von allen Seiten liefen im Hauptquartier Hiobsposten und verzweifelte Nachrichten über den moralischen und physischen Zustand, in welchem sich die Truppen befanden, ein. — Alles half zusammen, den Armeekommandanten außer sich zu bringen. Bourbaki, der sich in sein Lager nach Besançon zurückgezogen hatte, sah mit einemmale seine besten Positionen fallen, seine Streitkräfte schmelzen, die Straßen vor sich versperrt, die Lebensmittel mit jedem Tage weniger werden, ja fast ganz fehlen, da sie nicht genügend ergänzt werden konnten, und zu alledem brachte ihn noch die Regierung von Bordeaux mit ihren sich jagenden, anmaßenden und oft gröblich beleidigenden Telegrammen fast außer sich. Wenn General Bourbaki in solchen Stunden, wo er nur Undank und Elend vor sich sah, einen Anfall jener „dumpfen Verzweiflung" hatte, von der Gambetta in seinen Vernehmungen vor der Untersuchungskommission des 4. Septembers sprach, so waren die Umstände allerdings ganz dazu angethan gewesen, ihn in eine solche zu stürzen. Er sah nur noch das Tragische und Düstere seiner Lage. Seine Pflicht als Soldat würde er bis zum letzten Augenblicke thun, selbstverständlich, und hätte er bei Lomont mitkämpfen dürfen, wie er es gerne gewollt hätte, so würde er an der Spitze seiner Bataillone den Tod zu suchen, vielleicht auch zu finden gewußt haben; freilich er, der Chef der Armee, durfte sich nicht aussetzen, höchstens dem, — kapitulieren zu müssen! — nein, das würde er nie thun, — nun, dann, in die Schweiz mit seiner Armee sich werfen zu müssen. Vielleicht klagte man ihn an, seine Pflicht nicht gethan zu haben, vielleicht wurde er, der frühere Kommandeur der kaiserlichen Garde, gar verdächtigt! Dieser Gedanke schon ließ sein so mächtiges Ehrgefühl sich aufbäumen. Sein ohnedies durch die beständigen Aufregungen verdüstertes Gemüt hielt solchem Ansturm nicht länger mehr stand. Trotz alledem hatte er noch am 26., den ganzen Tag über im Sattel, die Bewegungen der Armee, von seinem Adjutanten, Oberst Leperche, begleitet, überwacht. Leperche, sein treuer Freund, hatte wohl bemerkt, in welcher Gemütsverfassung sich sein Vorgesetzter befand und ihm alle Schußwaffen unbemerkt weggenommen; aber Bourbaki war entschlossen, zu sterben. Anscheinend ganz ruhig kehrte er abends heim, aber sein Inneres war längst ein Raub der Verzweiflung; unter irgend einem Vorwande schickte

er den Oberst Leperche an den Generalstabschef der Armee ab, ging dann in das Zimmer seines Adjutanten, um nach einer Schußwaffe zu suchen, schloß sich hierauf in seinem Zimmer ein, und wenige Augenblicke später hatte er seinem Leben ein Ende — zu machen versucht! Die Kugel war glücklicherweise an seinem mächtigen Schädel abgeschwächt worden; trotzdem war die Verwundung, die er sich beigebracht, äußerst gefährlich, tödlich war sie vorderhand nicht; er war jetzt nur der erste Verwundete in dem unseligen Ostfeldzuge. Und während General Bourbaki, der Verzweiflung verfallen, durch den Tod sich all dem Mißgeschick zu entziehen trachtete, das er nicht abzuwenden vermocht hatte und das ihn auch fürderhin noch vielleicht heimgesucht haben würde, beschäftigte sich die Regierung in Bordeaux damit, ihm einen Nachfolger zu geben; er erhielt ihn in der Person des Generals Clinchant, der sich so genötigt sah, sein Kommando aus den Händen des Mannes entgegenzunehmen, der sich selbst freiwillig die schwere Wunde beigebracht, und Herr von Freycinet gestand in seiner Bestürzung, es sei ihm ein großer Trost, daß die Depesche, welche Bourbaki seine Absetzung hätte mitteilen sollen, sich mit jener gekreuzt habe, welche den Selbstmordversuch des Generals meldete, daß sie also naturgemäß mit diesem hochbedauerlichen Vorfall nichts zu schaffen hatte.

Die Frage war nun aber, was würde General Clinchant thun? Er hatte das Kommando übernommen; er fühlte sich hiezu verpflichtet, er mußte der Sache des Vaterlandes dieses Opfer bringen. Es blieb ihm nicht viel zu wählen übrig, die Möglichkeiten, mit denen er rechnen konnte, waren gering; er konnte nur den einmal begonnenen Rückzug auf Pontarlier leiten und beschleunigen, war er doch die einzige Bewegung, welche die Armee noch auszuführen vermochte, und die ohne Zaudern auf den beschwerlichsten Wegen, durch Schnee und Eis, unter Entbehrungen aller Art, und von Kälte und Hunger gequält, ausgeführt werden mußte. Am 18. Januar erreichte man die Umgebung von Pontarlier, und in dieser Stadt, die eine Zeit lang ein wahres Jammerlager war, faßte General Clinchant den einzigen noch möglichen Entschluß, die Straße, die ihm von allen allein noch frei geblieben war, diejenige von Mouthe einzuschlagen, — durfte er doch hoffen, indem er sie verfolgte, längs der Schweizer Grenze hinmarschierend, die Linien von Lons le Saunier, Bourg und Lyon wiederzugewinnen, er hatte deshalb auch Crémer den Befehl gegeben, mit seinen Truppen einige der diesen Weg sichernden Stellungen zu besetzen; aber schon rückte auch der Feind von allen Seiten heran, mit einer geradezu staunenswerten Pünktlichkeit, mit einer Genauigkeit, die etwas Erschreckendes an sich hatte, führte er den von Manteuffel entworfenen Plan aus, der darin gipfelte, dem Feinde auch den letzten Ausweg zu versperren und die französische Armee in die Notwendigkeit zu versetzen, sich entweder zu ergeben oder in die Schweiz überzutreten. Am 28. standen starke Detachements Manteuffels im Süden bereits bei Nozeroy und Champagnole, der Weg über Mouthe war also bereits bedroht. Auf der andern Seite marschierten Werders vom Norden aus herangekommene Soldaten längs der Schweizer Grenze über Morteau heran. Am 29. vereinigten sich Truppen des zweiten und siebenten Corps in der Nähe von Pontarlier; sie standen nur wenige Kilometer von der Stadt entfernt in Chaffois und Sombacourt, wo Clinchants Divisionen sich noch mit einem gewissen Feuer schlugen und einen letzten Widerstand versuchten. Von Stunde zu Stunde sah man den Kreis sich enger und immer enger schließen, die schreckliche, unvermeidliche Katastrophe kam näher und immer näher, als plötzlich in diesen Bergen, wo die Menschen sich im Schnee hinmordeten, eine Nachricht erscholl, die den Händen der Kämpfer die mörderischen Waffen entwinden mußte: Ein allgemeiner Waffenstillstand sollte unterzeichnet worden sein. Diese unglücklichen Soldaten der Ostarmee glaubten sich schon so gut wie befreit; die militärischen Führer wagten wieder aufzuatmen und glaubten sich in Sicherheit, wenigstens für einen Augenblick; auf französischer Seite stellte man das Feuer ein. Man glaubte sicher daran, daß es endlich Frieden geworden sei, aber für die Ostarmee war das nur ein kurzer Traum von wenigen Stunden, es war nur eine schöne, getäuschte und unselige Hoffnung weiter, die lediglich dazu beitrug, die Katastrophe zu beschleunigen.

Was hatte sich ereignet? Ein Waffenstillstand war abgeschlossen worden, dem war so, und zwar am 28. Januar in Versailles, derselbe schien, wie für Paris, so für ganz Frankreich zu gelten. Leider aber enthielt dieser Waffenstillstand einen Artikel von einer schrecklichen Dehnbarkeit und wahrscheinlich ausgeklügelter Zweideutigkeit, der in Beziehung auf die zwischen den Kriegführenden zu errichtende Grenze besagte: „Von diesem Punkte an wird der Lauf der Linie einer Verständigung vorbehalten, welche eintritt, sobald die vertragsschließenden Parteien sich über die gegenwärtige Lage der im Zuge befindlichen Kriegsoperationen in den Departements Côte d'Or, Doubs und Jura verständigt haben werden." Aus diesem Artikel konnte man alles herauslesen, was man wollte, Krieg oder Frieden; der Sieger behielt durch diese leere, zweideutige Reservation immer die Freiheit, zu handeln, wie ihm gut dünkte. Herr von Moltke seinerseits, der stets ganz genau wußte, was er wollte, legte den Waffenstillstand in seiner Manier aus und telegraphierte am 28. Januar um 11 Uhr nachts an General Manteuffel: „... Die Departements Côte d'Or, Doubs und Jura sind in den Waffenstillstand nicht bälder eingeschlossen, als bis die Ihrerseits begonnenen Bewegungen zum erwünschten Resultate gelangt sein werden..."

In der Versailler Konvention war die Rede davon, man müsse sich notwendigerweise erst „über den wirklichen Stand der Operationen Klarheit verschaffen," um eine Grenzlinie zwischen den Armeen ziehen zu können, und Herr von Moltke schob den Waffenstillstand so lange hinaus, bis er das in Händen hielt, was er haben wollte. Es war das die „freie Auslegung" eines Vertrags durch den Sieger, oder richtiger durch die beiden Sieger, durch Herrn von Bismarck, der die diplomatischen Winkelzüge vorbereitet, und durch Herrn von Moltke, der die militärischen Konsequenzen daraus gezogen hatte. Jules Favre seinerseits, der nach Versailles ging, von der fixen Idee befangen, Paris vor der Hungersnot zu bewahren und der nicht einmal wußte, wie es um die Ostarmee stand, trug keine Schuld daran, Bedingungen angenommen zu haben, über die er sich nicht einmal in eine Diskussion einlassen durfte, aber ganz sicherlich beging er einen ebenso gefährlichen, als verwunderlichen Fehler dadurch, daß er in seiner Anzeige vom Abschluß eines Waffenstillstandes an die Delegation von Bordeaux vergessen hatte, der ausdrücklichen Ausnahme Erwähnung zu thun, welche in Bezug auf die Ostarmee gemacht worden war. Herr Jules Favre hat sich später damit entschuldigt, der Waffenstillstand, der erst drei Tage später in der Provinz in Kraft treten sollte, habe keinerlei Einfluß mehr auf die Entwicklung der Dinge im Osten zu jener Zeit haben können; aber auch diese „Frist von drei Tagen für die Provinz" war aus Jules Favres Mitteilung nicht zu erkennen gewesen, dem Mißverständnis stand somit jederzeit Thür und Thor offen. Die Delegation in Bordeaux ihrerseits teilte sämtlichen Befehlshabern und namentlich dem Kommandeur der Ostarmee die ihr zugekommene Nachricht in den nämlichen Worten mit, wie sie ihr zugekommen war. Das Resultat davon war, daß in dem nämlichen Augenblick, da unsere Generale rings um Pontarlier dazu verdammt waren, mit Gewehr bei Fuß dazustehen, der besser unterrichtete General Manteuffel, der wohl wußte, welch letzten Schlag man noch von ihm erwartete, seinen Marsch immer weiter fortsetzte, seine Operationen beschleunigte und nicht einmal sich darauf einließ, eine Waffenruhe von 36 Stunden eintreten zu lassen, um inzwischen nach Versailles berichten zu können. — Seien wir ehrlich! Es ist sehr unwahrscheinlich, ob es auch ohne diesen Zwischenfall gelungen wäre, sich zu retten; die Deutschen hielten bereits alle Ausgänge verschlossen, der Eisenring war da und nicht mehr zu durchbrechen. Und dann ist so viel sicher: die französische Armee litt nicht allein unter diesem Mißverständnis, sondern noch viel mehr unter dem moralischen Verfall, der unter diesen von Kämpfen ermatteten Leuten immer stärker sich bemerklich machte, zumal sie eben noch neu aufgeatmet hatten, als dieser Lichtschimmer eines nahen Friedens in ihr dunkles, entbehrungsreiches Dasein gefallen war. — Das war am 30. und 31. Januar. Da der Waffenstillstand sich auf den Osten nicht erstreckte, war die Lösung des Knotens nicht zu umgehen, und sie ließ auch nicht lange auf sich warten. General Clinchant, vor dieses grausame Äußerste gestellt, das es für ihn allein noch gab, von allen Seiten gedrängt, hatte nur noch den einen Gedanken, wie er der Umschnürung des Feindes entgehen, ihm seine Soldaten, seine Waffen, sein Material entziehen könnte? Dazu blieb nur eines übrig, er mußte jenseits der französischen Grenze eine Zuflucht suchen. Eben war der schweizerische

Orientierungstafel zu vorstehendem Bilde.

Panorama des Seine-Beckens im Westen von Paris. Aufgenommen wä

General Herzog in Verrières eingetroffen. — In der Nacht vom 31. Januar zum 1. Februar wurde in einem erbärmlichen Häuschen des Dorfes in einer rauchgeschwärzten Stube eine Konvention unterzeichnet, welche den Übertritt der französischen Armee in die Schweiz regelte. Noch in diesem Augenblick wollte diese unglückliche Armee zeigen, daß sie eines besseren Loses würdig gewesen wäre. Von den Deutschen zwischen Pontarlier und

der Cernierung von Paris von der Redoute Brimborion aus. (Seite 239.)

Les Verrières beinahe eingeschlossen, kämpfte sie bei La Cluse einen blutigen Kampf. General Pallu de la Barrière und General Billot, welche die Reserven führten, stellten sich den Deutschen nachdrücklichst, brachten ihnen die schwersten Verluste bei und ließen so einen letzten Sonnenstrahl auf dieses düstere Bild eines Rückzuges über Eis- und Schneefelder fallen. Dann überschritt diese erschöpfte, von unsagbarem Elend gebrochene Armee, die der Hunger, Kälte und Krankheiten dezimiert hatten, auf verschiedenen Punkten die Grenze, noch etwa 80,000 Mann stark. General Pallu de la Barrière schlug sich nach dem von ihm bei La Cluse geführten Kampfe mit einer Handvoll entschlossener Leute ins Gebirge, und es gelang ihm, glücklich zu entkommen. Auch General Crémer wußte sich mit einem Teil seiner Leute durchzuschlagen, eine andere Abteilung wurde von den Deutschen abgeschnitten und in die Schweiz zurückgeworfen. Das letzte Wort im Feldzuge der Ostarmee war gesprochen. Seit sechs Monaten war dies nun die vierte französische Armee, die wie mit einem Schlage vom Kriegsschauplatze verschwand, wie zuvor jene von Sedan und Metz verschwunden waren, welche sich noch in Deutschland in der Gefangenschaft befanden, und wie die Armee von Paris, welche, in den eigenen Mauern kriegsgefangen, den Kampf hatte einstellen müssen.

Wie kam's doch, daß diese Expedition nach dem Osten, auf die so große Hoffnungen gebaut worden waren, so traurig endete? Lag die Schuld an den Führern oder an den Soldaten? Nein, ihr Führer war ein tapferer Offizier, der freilich nicht all den Illusionen gerecht werden konnte, denen man sich in Bezug auf ihn hingegeben hatte, der aber mit leidenschaftlicher Hingabe an die Sache des Vaterlandes von der

ersten bis zur letzten Stunde seine Pflicht that, ein hochherziger Mann, das wird ihm niemand abstreiten können, und ein tapferer Mann. Die Soldaten, die er führte, es ist wahr, bestanden zum größten Teil aus schlecht organisierten, wenig disziplinierten und erbärmlich ausgerüsteten Truppen; aber sie schlugen sich doch mit großer Unerschrockenheit, sie erduldeten willig alle Strapazen, und sie zeigten mehr als einmal, daß man mit ihnen hätte siegen können. Hier also ist der Grund von all dem Unglück und so viel Elend nicht zu suchen. Es ist ja keine Frage, diese neue Katastrophe hätte Frankreich erspart bleiben können. Sie konnte vermieden werden, wenn man, statt am Regierungssitz nur immer mit Prahlereien um sich zu werfen und Konfusionen anzurichten, gewußt hätte, was man eigentlich wollte und was man konnte; wenn man es verstanden hätte, jedem seine Rolle zu lassen und den Erfolg vorzubereiten, und das hätte nur geschehen können und kann für alle und ewige Zeiten nur geschehen durch Ordnung, Organisation und kluge Vorausberechnung. — Herr Thiers hat gesagt, die ersten Niederlagen im Kriege von 1870 hätten davon hergerührt, daß man nicht bereit gewesen sei; aber die letzten Unglücksfälle, die Frankreich betroffen, hatten ihren Grund darin, daß man es nicht einmal verstanden oder der Mühe wert gehalten hatte, sich die Erfahrungen der ersten Schlappen zu Nutzen zu machen.

Revue de deux mondes 1872. Charles de Mazade.

Auf den Wällen von Paris

in den ersten Monaten der Belagerung.

Seit dem 4. September war die Hauptstadt Frankreichs in Belagerungszustand erklärt worden, und die in Eilmärschen heranrückenden Deutschen mußten erfahren, daß an den Mauern von Paris ihr Elan sich brach. In wenigen Tagen hatte Paris seine ganze Nationalgarde, die Mobilgarden der Seine und die sonstigen herbeigeströmten Hilfsstreitkräfte der Departements unter die Waffen gestellt. Was von der regulären Armee noch übrig war, etliche tausend Marinesoldaten, welche die Flotte geliefert, und mehrere Franktireursbataillone verstärkten diese Armee der Republik, entschlossen, den fremden Eindringlingen einen verzweifelten Widerstand entgegenzusetzen. Ruhig und ohne Furcht erwartete Paris den bevorstehenden, entscheidenden Kampf. Niemals war, wie eine erfahrene Militärperson sagte, seit Beginn des Krieges unsere strategische Lage eine bessere gewesen, als gerade jetzt. Gerne gestattete man mir, die Verteidigungswerke, welche eben um ganz Paris her errichtet wurden, in Augenschein zu nehmen und einige der detachierten Forts zu besuchen. Ebenso konnte ich die Umgegend des Platzes und die Mittel besichtigen, die ihm zu Gebote standen, um den Angriffen der Deutschen zu begegnen.

Bis in alte, graue Zeiten zurück, seit den Belagerungen von Rom und Konstantinopel wird man wohl kaum je so viele Kämpfer vor einer belagerten Stadt liegen gesehen haben und so viele Menschen in ihr eingeschlossen. Eine weitere Ähnlichkeit bestand darin, daß der Feind seinen Einfall wie Barbarenhorden ausführte, und daß er fast nichts vor sich fand, als einfache Bürger, die von heute auf morgen sich in Soldaten verwandelt hatten, um Haus und Herd zu schützen; den Vorteil allerdings besaß Paris zum Glück, eine doppelte Verteidigungslinie, die geradezu unüberwindlich zu sein schien.

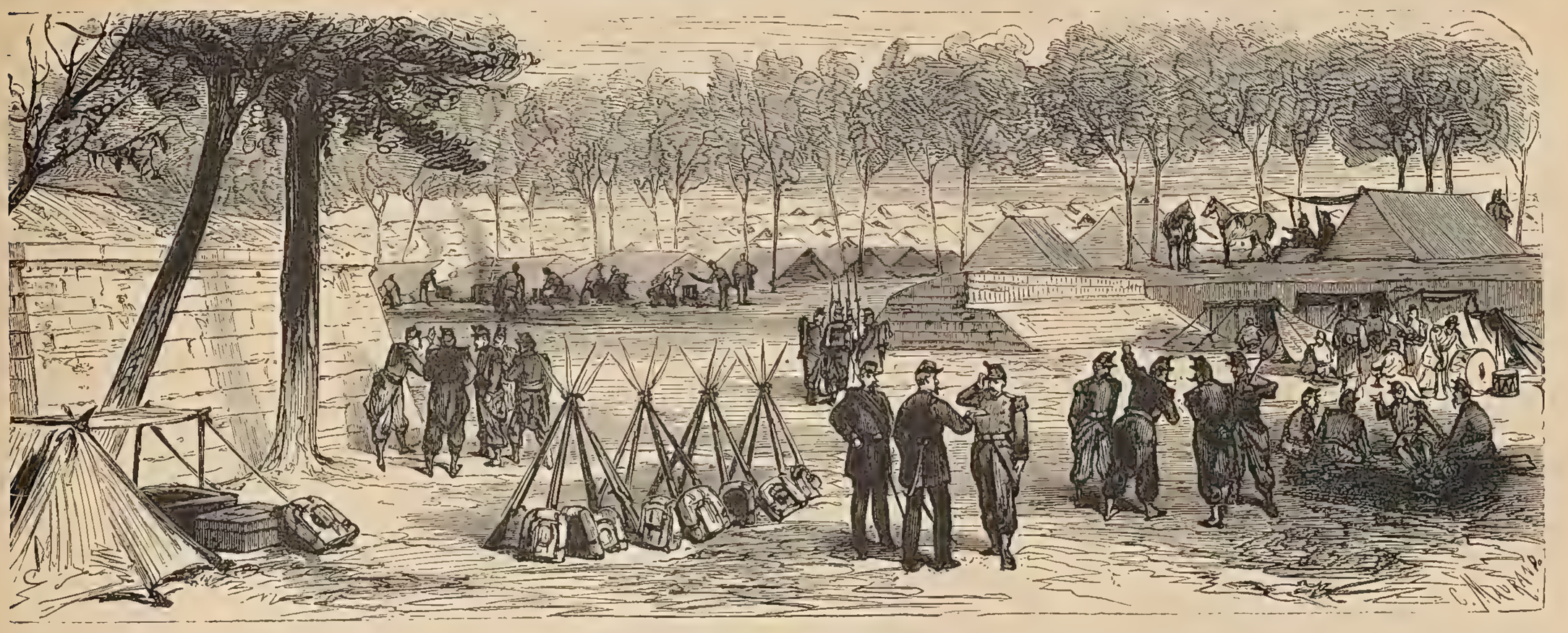
Diese zweifache Linie begreift in erster Linie die detachierten Forts, 16 an der Zahl, in sich, dazu kommen noch einige Redouten; sie alle haben den Zweck, Paris vor einer Invasion zu schützen, die von Osten oder Norden kommen könnte, denn die schwächsten Punkte von Paris und eben damit auch die am meisten bedrohten sind alle hier; ein Frankreich wirklich gefährlicher Feind kann nur über den Rhein kommen. Im Norden, da sorgten auf dem rechten Seineufer Fort de la Briche, Double Couronne du Nord und das Fort de l'Est oder Courneuve für die Sicherheit, endlich noch Fort Aubervilliers und verschiedene Redouten längs des Kanals von St. Denis und desjenigen von Ourcq, de l'Est, die schon im Jahre 1831 existierten. Im Osten lagen die Forts von Romainville, Noissy und Rosny, mit den Redouten von Montreuil und de la Boissière zwischen den beiden letzteren, des weitern die Redoute von Fontenay sous Bois, das Fort Nogent sur Marne, die alte Festung des heiligen Ludwig, heutzutage das Schloß von Vincennes, mit allem, was drum und dran hängt, namentlich mit dem neuen, 1841 erbauten Fort; dann die Redouten von Faisanderie und Gravelle, die imstande waren, die Halbinsel und den ganzen großen Bogen, welchen die Marne dort beschreibt, ehe sie sich in die Seine ergießt, zu beherrschen, und endlich das Fort Charenton, welches in dem Winkel, den die beiden hier sich vereinigenden Flüsse bilden, erbaut ist. Im Süden beherrschen die Forts von Ivry, Bicêtre, Montrouge, Vanves und Issy den Lauf der Seine, das Bièvre-Thal, die Straße von Lyon, Antibes, Toulouse, und auch einem Teil der westlichen Forts ist dies möglich, wie denn die vorhin erwähnten Forts die Ebene von Saint Denis und die Straßen nach Belgien und Deutschland verteidigen, auch die nach Dünkirchen, Lille und Metz, wenn man so will. Die Höhen von Meudon, Sèvres, St. Cloud, die man thörichterweise allzulange für natürliche Festungen hielt und die zu befestigen man viel zu spät versuchte, waren in den Händen des Feindes, der sofort gegen diese Punkte vorrückte, deren hohe Bedeutung er so gut kannte, als den Weg, der zu ihnen führte; hatte er ihn doch schon zweimal, 1814 und 1815 gemacht. Es bleibt somit ein 16. Fort, das aber ist eine wirkliche und wahrhaftige Festung, nämlich der Mont Valérien, dieser Schlüssel von Paris, den seiner Zeit Herr von Bismarck die Kühnheit, um nicht zu sagen die Frechheit hatte, von Herrn Favre als erste Bedingung eines Waffenstillstandes zu verlangen. Das Fort des Mont Valérien verteidigt einen Teil der westlichen Straßen, namentlich diejenige von Cherbourg und beherrscht hauptsächlich die Übergänge der Seine, die sich hier, nachdem sie Paris verlassen, durch das Bois de Boulogne windet, um dann in einer Schleife nach Saint Ouen und Saint Denis auszubiegen. Hätte der Feind dieses Fort in seine Gewalt bekommen, so konnte er ganz bequem Paris bombardieren, und wenn er die bis acht Kilometer weit tragenden Kruppschen Geschütze hatte, konnten seine Kugeln und Granaten bis auf den Vendômeplatz fallen. Die Seine bildet am Fuße des Mont Valérien eine natürliche Verteidigungslinie, einen großen, breiten Wassergraben zwischen Saint Ouen und Auteuil, den zu überschreiten der Feind nicht imstande wäre, und eben damit auch nicht unsere, den Wällen entlang laufende Linie anzugreifen, es wäre denn unter dem konzentrischen Feuer unserer Kanonen.

Sehen wir uns einmal einige der Forts an. In Vincennes, dem alten Kapetinger-Königsschloß, finden wir die Festungsbauten des Mittelalters wieder, hohe Mauern mit Schießscharten, aus tiefen Gräben emporsteigend, denen sich die schönste Befestigungskunst der Neuzeit anschließt, deren modernste Werke im Boden sich zu verkriechen scheinen. Hier sehen wir noch das letzte Befestigungs-System, dessen Prinzipien der berühmte Vauban ein für allemal, die Regeln seiner ebenso tüchtigen Vorgänger ergänzend, festgestellt hat. Über eine Zugbrücke gelangt man direkt auf den Waffenplatz, wo aus Kugeln aufgebaute Pyramiden, dann Kanonen, Mörser und Lafetten überall einem ins Auge fallen. Soldaten und Karrenbauern in Menge kommen und gehen, seltsam hebt sich von diesem Bilde rechts die prächtige gotische Kirche des heiligen Ludwig ab, die in dem Styl der heiligen Grabkirche erbaut ist, links der Schloßturm, ein Muster alter Architektur. Mehr als eine berühmte Persönlichkeit hat dort hinter Schloß und Gittern gesessen. Über eine an den Mauern hinaufführende Wendeltreppe gelangt man auf einen der Festungswälle, und mit hoher Befriedigung nimmt man in allen Ecken und Winkeln und auf der ganzen Länge des Walles die vielen Kanonen und Mörser wahr. Von der Zinne des Schloßturmes hat man auf Paris und die Umgegend einen entzückend schönen Ausblick: da ist in erster Linie die Ebene von St. Maur mit ihren Schießplätzen für die Infanterie und Artillerie, das Manöverfeld und weiter hinten das Gehölz von Vincennes mit all seinen Verschönerungen, die eine prunksüchtige und Neuerungen liebende Stadtverwaltung mit so großen Kosten hergestellt; ihm schließen sich die Höhen von Pantin, Romainville und Nogent an, alle von Forts gekrönt, und noch weiterhin der Wald von Bondy, in dem die Preußen steckten. An der Schleife, welche die Marne bildet, liegt das hübsche Städtchen St. Maur mit seinen Kanonen und Schleusen; träumerisch, wie das schlafende Dornröschen, liegt es da, mit seinen Mühlen, deren Rad sich nicht mehr dreht; ein wenig weiter

rückwärts, mitten im Wald sieht man, wenn die Luft klar ist, einen bläulichen, durchsichtigen Rauch aufsteigen, — dort lagert der Feind. Längs der Straße, die nach der Marne hinunterführt, stehen unsere Vorposten, durch die Kanonen von Gravelle geschützt, und überall im Bois de Vincennes, die mächtigen Alleen entlang, sieht man die in schnurgerader Linie aufgeschlagenen Zelte und malerischen Gruppen der Soldaten. An verschiedenen Stellen sind die Bäume niedergelegt, auch die schönsten sind unbarmherzig umgehauen worden. Vor uns breitet sich das ganze ungeheure Häusermeer von Paris aus; sonst schwelgt man in dem Anblicke dieses herrlichen Bildes, heute stimmt es den Beschauer ernst und düster. Unwillkürlich drängt sich einem der Gedanke auf, daß all diese vielen bewunderungswürdigen Monumente schon morgen in Ruinen liegen können, und man vergleicht die lachende Scenerie, die herrliche Natur mit all dem Lärm, dem Tosen und Treiben der gegenwärtigen Stunde; ach, wohl noch nie in langen, langen Jahren, hat sich ein schönerer, reinerer Himmel über Paris gewölbt, als gerade in diesen Tagen, nie war er so herrlich klarblau, so köstlich, so mild, es war, als sollten wir erst so recht die ganze Wucht der uns noch bevorstehenden Ereignisse zu verspüren bekommen.

Die Forts sind fast alle ganz gleich, wer eines gesehen hat, der hat alle gesehen. Betrachten wir uns einmal das wichtigste und charakteristischeste derselben, den Mont Valérien, so lange man noch Zutritt in das Fort hat und die einzige nach demselben führende Brücke, — die von Neuilly, — noch nicht gesprengt ist. Wenn wir den Berg erstiegen haben, auf dem das Fort liegt, wenn wir die Weinberge hinter uns und den Gipfel des mehr als 160 Meter über dem Meeresspiegel liegenden Berges erreicht haben, breitet sich vor uns die entzückendste Aussicht, die man rings um ganz Paris haben kann, aus. Fehlen auch die blauen Berge und der herrliche Azur des italienischen Himmels, vor allem auch die historischen Erinnerungen, welche Italien in uns weckt, so steht doch die Aussicht, die man vom Mont Valérien aus hat, vielleicht in nichts jener vom Monte Pincio in Rom oder von San Miniato in Florenz nach, hohe Bewunderung erfüllt uns bei diesem Anblicke. Nicht die ganze Stadt allein ist es, die zu unsern Füßen liegt, es ist die ganze Umgegend bis an die fernsten Grenzen des Horizontes. Auf der einen Seite überblickt man den Lauf der Seine bis hinüber nach St. Germain, wo der Feind in hellen Haufen lagert, auf der andern Seite bis über Choisy le Roi und Villeneuve Saint Georges hinaus, die ebenfalls von den Deutschen besetzt sind. Unterhalb der Citadelle, noch im Bereich ihrer Kanonen, breitet sich ein förmlicher Blumenstrauß lachender Dörfer aus, heute aber sind sie fast alle leer oder vom Feinde besetzt. Hier liegen, der Seine entlang, Suresnes, Puteaux, Courbevoie, Asnières, Argenteuil, Chatou, Le Pecq, weiterhin in der Ebene Genevilliers, Colombe, Nanterre, Ruelle, La Malmaison, aber alle leer, geplündert und in Trümmer gesunken, nirgends mehr ein Bewohner! Wie viel Generationen haben im Schweiße ihres Angesichts daran gearbeitet, solch Herrliches zu schaffen, und all das ist jetzt eine Beute des Feindes, der Sieger. Feuer, Blei, Eisen haben hier ihre breiten Spuren hinterlassen, und diese gestern noch so herrlichen, fruchtbaren, reichen, von Sang und Klang wiederhallenden Gegenden sind die reinste Wüste geworden.

Die Linie der detachierten Forts beträgt nicht weniger als 60 Kilometer oder 15 Stunden im Umkreis von Paris. Diese Linie wäre unnahbar gewesen und Paris hätte nie belagert und cerniert werden können, wenn zu richtiger Zeit folgende Arbeiten ausgeführt worden wären: 1) die Redoute von Gennevilliers, um den Bogen der Seine zwischen Asnières und Argenteuil zu verteidigen; 2) die Redoute von Montretout bei Saint Cloud, von Brimborion und Bruyères bei Sèvres, ebenso die Redoute von Chateau Meudon; diese vier hätten alle jene Punkte unter Feuer zu halten vermocht, welche vom Mont Valérien aus nicht erreicht werden konnten, und wo der Feind sich in den Wäldern, die man vergessen hatte niederzubrennen, zur Zeit ganz behaglich und wie es ihm beliebte, einrichtete; 3) endlich die Redoute von Châtillon und Hautes Bruyères, um durch diese die Befestigungen von Fort Issy und Vanves zu ergänzen; lauter Redouten, deren Notwendigkeit durch die Kämpfe von Clamart oder Châtillon und später durch die um Villejuif, Chevilly und Bagneux erwiesen wurde, von denen die ersten gleich zu Anfang der Belagerung unglücklich für uns ausgefallen, die andern unentschieden geblieben waren.



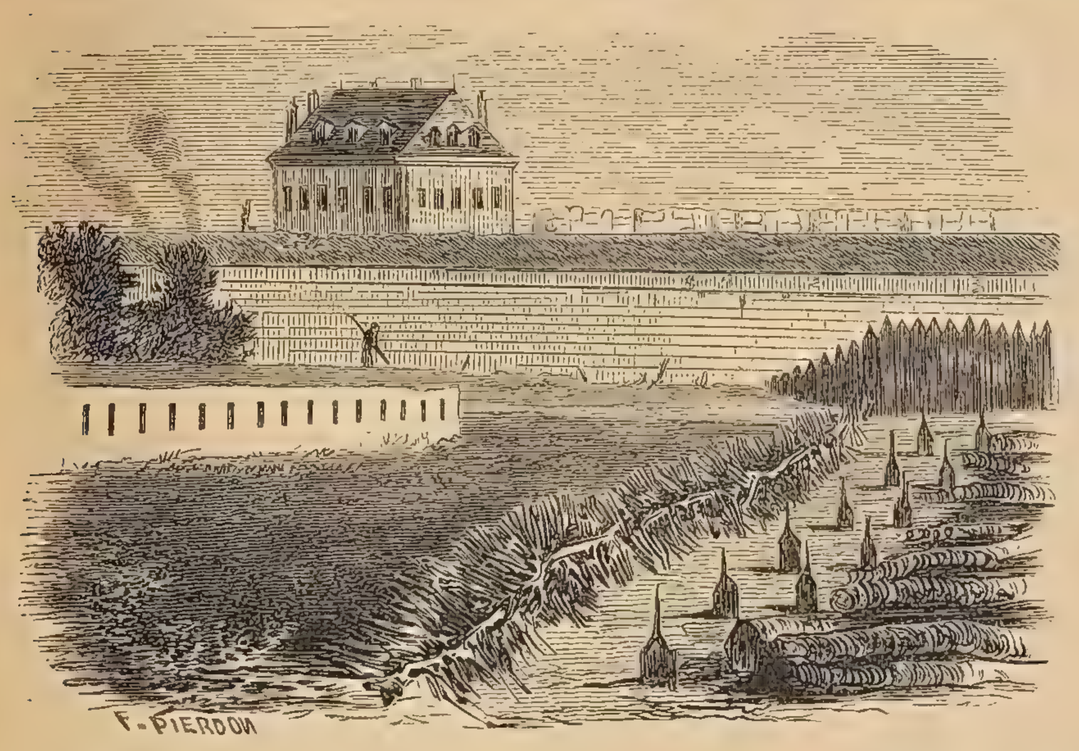
Lagerscene innerhalb der Umwallung von Paris.

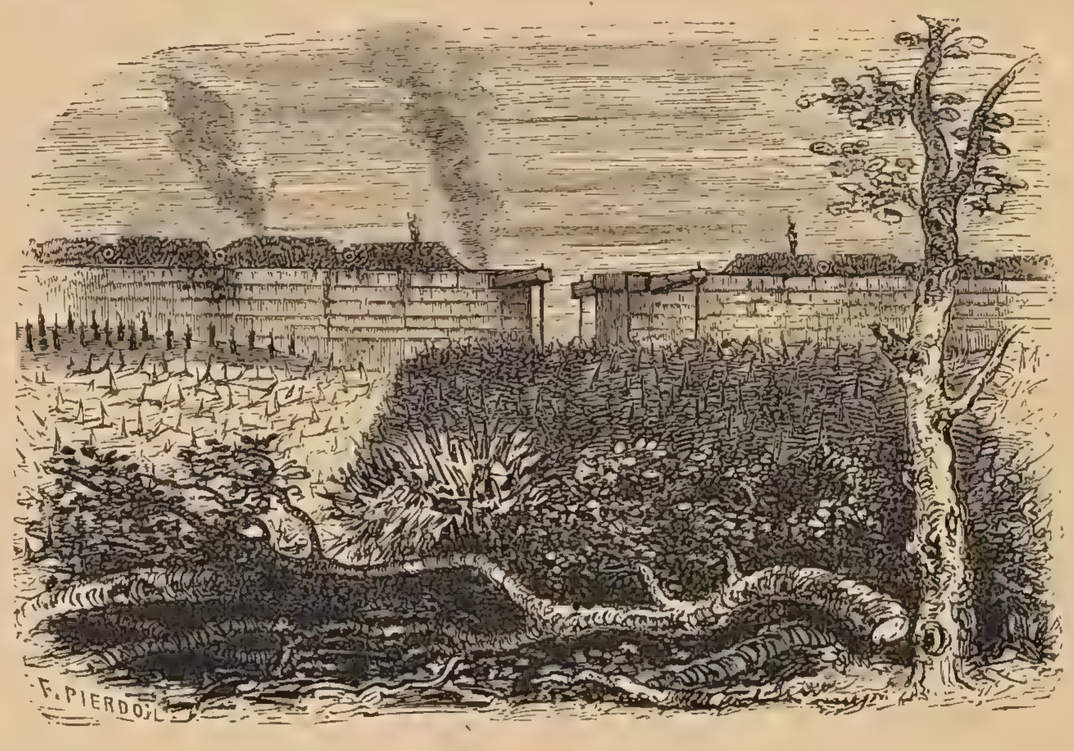
Warum diese verschiedenen Arbeiten, über deren Notwendigkeit doch vom ersten Tage an, als man an die Erbauung detachierter Forts herantrat, alles überzeugt sein mußte, und für welche die Pläne bereits in den Mappen der Architekten lagen, nicht energischer in Angriff genommen wurden, nachdem der Krieg mit Deutschland beschlossen war, wer vermag das zu sagen? Wie konnte man den Feind sich dort so festsetzen lassen, daß er völlig imstande war, diese Werke gegen uns umzudrehen? Nun, es war eben auch einmal wieder eine unverzeihliche, durch gar nichts entschuldbare Nachlässigkeit gewesen. An solch wichtige Arbeiten durfte man nicht erst im letzten Augenblicke denken. Für alle, die sich den Blick ungetrübt erhalten hatten, war der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich, ob dies nun etwas früher oder später der Fall war, eine kaum mehr zu vermeidende Sache; er war es von dem Augenblicke an, als man im Jahre 1864 die schleswig-holsteinische Frage allein von Preußen mit Östreich lösen ließ. Nach Sadowa, im Jahre 1866, war der Kampf noch viel näher gerückt, und mit um so größerem Nachdrucke hätte man auf den Bau der Forts und Redouten dringen müssen. „Man braucht zwei Jahre, um ein Fort im Mauerwerk auszuführen," sagte uns ein Genieoffizier, nun aber waren kaum zwei Monate verflossen, seit man mit den Arbeiten begonnen hatte, als auch schon der Feind erschien, sich der Werke zu bemächtigen.

Am 18. September, dem Tag, ehe die Deutschen vor Paris erschienen,

Befestigungsarbeiten am Thor von Clignancourt, um Paris in Verteidigungsstand zu setzen.

besuchten wir die Redoute von Brimborion. Die dortigen Bewohner hatten sich mit jenem Instinkt, der die Massen nur selten täuscht, bereits aus Sèvres und am andern Seineufer aus Billancourt und Boulogne geflüchtet, obwohl diese ja ebenso trefflich durch den Mont Valérien und den Fluß, wie durch die vom Point du Jour nach Passy führende Befestigungslinie geschützt waren. Trotzdem standen diese Ortschaften schon seit mehreren Tagen vollständig leer. Wir befanden uns fast ganz allein auf der Straße, nirgends war jemand zu sehen, höchstens in den Feldern einige Nachzügler, welche da und dort in aller Hast einige ärmliche, halbreife Gemüse zusammenrafften; überall waren die Fenster geschlossen, nicht ein einziger Bewohner stand vor der Schwelle seines Hauses, Totenstille herrschte ringsum. Wir passierten die unterminierte Sèvresbrücke, die jeden Augenblick in die Luft gesprengt werden konnte. Als ich die Höhe von Brimborion erstiegen hatte, sah ich etliche Arbeiter, die in aller Gemütsruhe in einem alten Steinbruch Steine brachen und die Erde auf Fuhrwerken fortschafften, sowie einige Forstbeamte, welche Bäume fällten. Aber noch sah man von Gräben und Böschungen kaum eine Spur; es hätte noch einen Monat oder zwei gebraucht, um eine Feldbefestigung, wie der technische Ausdruck lautet, herzustellen, und nicht einmal ein Offizier war an Ort und Stelle, um die Arbeiter zu kommandieren und anzufeuern. Doch gehen wir weiter, wenigstens bis nach Meudon. In einem Wald hatten Zuaven, die mir nichts dir nichts von





Versperrung einzelner Thore der Umwallung durch Fußangeln, spanische Reiter und Verhaue.

ihren Abteilungen weggelaufen waren, einen Hirsch geschossen; da sie mit dem Geweih des Tieres nichts anzufangen wußten, boten sie uns dasselbe an. Diese Marodeure waren die würdigen Vorgänger jener, welche bald darauf bei Clamart so schmählich ausrissen. „Gehen Sie nicht so weit vor," rief uns ein vorüberfahrender Kutscher zu, „ich habe bereits Ulanen gesehen; sie haben auf mich geschossen," dabei zeigte er uns eine Kugel, die in der Nabe eines seiner Räder saß. In der That flüchteten Männer, Weiber und Kinder bleich und in höchster Aufregung aus den nächstliegenden Behausungen vor dem Feinde. Tags darauf begannen mit Tagesanbruch die Forts von Issy, Vanves und Montrouge zu feuern, man schlug sich bei Clamart und Châtillon, aber ohne sonderliches Glück für die französischen Waffen, auch nicht besonders ehrenvoll, die Brücken von Sèvres und Billancourt flogen donnernd in die Luft; die Preußen besetzten die Höhen von Clamart, Meudon, Sèvres, St. Cloud und mit ihnen die halbfertigen Redouten, von denen die Rede war. Meudon, Sèvres, St. Cloud, diese Namen klangen sie nicht wie ebenso viele düstere Mahnungen eines Sehers in den Ohren unseres Fortifikations-Komitees? Hier oben auf den Höhen von Brimborion, wo wir gerade spazieren gingen, liegt zwischen den Bäumen ein halbfertiges Schloß, dessen Grundmauern aus früheren Zeiten stammen und vielleicht diejenigen der Villa der Pompadour sind. In einer Ecke der alten Mauern stecken zwei Kanonenkugeln, und drüber sind die Worte eingemeißelt: 3. Juli 1815. Einige Zeit, ehe der jetzige Krieg ausbrach, hatte ein Preuße dieses Terrain gekauft. Brimborion, dieser Name hatte ihm gefallen, wie seiner Zeit Sanssouci dem König Friedrich. Bereits traten die Umrisse einer Villa und des Parkes zu Tag, die er ohne Zweifel seinen Landsleuten in die Hände spielen wollte, um sich dort festzusetzen, wenn der Krieg einmal zum Ausbruch kam und die Preußen bis vor Paris kamen. Er war eben auch, eher als nicht, einer jener zahlreichen Spione, welche Preußen schon seit langer Zeit bei uns unterhielt. Aber der Krieg brach bälder aus, als man dachte, und der Preuße, dessen Anwesen die Genie-Direktion expropriiert hatte, war vor zwei Monaten abgezogen. Heute ist er vielleicht wieder heimgekehrt und pflückt unter den Kanonen der Deutschen die letzten Blumen seines Gartens, die letzten Früchte seines Baumgutes.

In früheren Zeiten erhoben sich die Mauern einer befestigten Stadt weit über den Erdboden, sie waren mit Schießscharten versehen und von Abschnitt zu Abschnitt, vornehmlich an den Ecken, mit dicken, runden oder viereckigen Türmen versehen. Die Römer und nach ihnen die Völker im Mittelalter hatten diese Verteidigungsart auf eine ungemein hohe Stufe gebracht; es war das zur Zeit der Bogenschützen und der plumpen, komplizierten Kriegsmaschinen. Auf die Belagerer warf man Steine und goß siedendes Öl und Pech herab, diese ihrerseits versuchten mit ihren riesigen Sturmböcke die Mauern einzurennen. Die Erfindung des Schießpulvers und Errichtung der Artillerie im 16. Jahrhundert hat das alles jedoch geändert. Die Mauern sind jetzt einspringend und verschwinden so zu sagen wagrecht mit dem Graben im Boden, um so viel wie möglich dem Geschützfeuer entzogen zu sein. An Stelle eleganter schlanker Befestigungen hatte man nunmehr dicke, stämmige, geradlinige Mauern oder Zwischenwälle mit vielkantigen, von Distanz zu Distanz sich zeigenden vorgeschobenen Werken oder Bastionen. Die fortlaufende Linie der Befestigungen von Paris, die etwa drei Kilometer von den detachierten Forts entfernt liegt, erstreckt sich auf 36 Kilometer oder neun Meilen in der Runde. Auf dieser Ausdehnung hat sie 94 Bastionen und 62 Thore, teils Ausfallsthore, teils Durchlässe, die einen in Stein ausgeführt und mit Schießscharten versehen, die andern mit Zugbrücken, welche jede Nacht aufgezogen werden. Die Enceinte beginnt im Osten am Seineufer mit dem Thor von Bercy, schneidet, in gerader Linie ansteigend, die Avenue von Vincennes durch, schließt Charonne und Belleville ein und ebenso die Buttes Chaumont mit La Chapelle und La Villette. Im Norden schützt sie den Montmartre, Batignolles und les Ternes, die bekannte Butte de Montmartre bleibt jedoch außerhalb derselben. Im Osten schützt die Enceinte Passy und Auteuil, indem sie sich längs des Bois de Boulogne hinzieht und überspringt beim Point du Jour die Seine. Im Süden endlich schließt sie die Quartiere von Grenelle, Vaugirard, Montparnasse, Petit Montrouge, Mouffetard, les Gobelins und kehrt, die Seine überspringend, zum sogenannten Orleans-Eisenbahnthor zurück, genau auf das entgegengesetzte Ufer, von dem wir ausgegangen sind. Die Eisenbahnbrücken der Gürtelbahn waren in ihren letzten Bögen vermauert und mit Schießscharten versehen worden. Überdies fuhren längs der beiden Seineufer gepanzerte Kanonenboote auf und ab, die ihre Rekognoszierungen stromauf- und abwärts ausführten.

Am Point du Jour war zu der kleinen Flotille noch das famose Kanonenboot „Farcy“ hinzugekommen, dessen um seine eigene Achse drehbarer Hinterlader bis auf eine Distanz von neun Kilometern Kugeln von 150 Kilogramm Gewicht wirft und mit seiner Lafette das ungeheure Gewicht von 22 Tonnen besitzt. — Betrachtet man auf der Karte einen Plan von Paris, so zeigt sich auf den ersten Blick, daß die Stadt beinahe Zirkelform hat, deren Centrum zwischen dem Louvre und dem Hôtel de Ville liegt. Zieht man von diesem Centrum Strahlen nach der durch die Wall-Linie gebildeten Peripherie, so teilt man diesen Zirkel in verschiedene Teile oder Sektionen. Diesen Namen hatte man einem jeden der Enceinteabschnitte gegeben, die unter den Befehl eines speziellen Kommandanten gestellt waren. Die Enceinte umfaßte neun Sektionen, von denen jede im Durchschnitt zehn oder elf Bastionen hatte und neben ihren Ordnungsnummern auch die Bezeichnung des Hauptquartiers trug, welches sie beherbergte. Den Sektions-Kommandeuren, Generale oder Admirale, war eine bestimmte Anzahl Offiziere beigegeben, und der Platz von Paris umschloß, unter dem Oberbefehl General Trochus, seinerseits den ganzen Dienst der Sektionen. — Die sechs ersten, von Nr. 1 bis 6, lagen auf dem rechten Seineufer, die drei andern, von Nr 7 bis 9, auf dem linken. Jeder Sektion waren die Nationalgarden sämtlicher zu ihr gehörenden Stadtteile zugewiesen, und den Dienst auf den Wällen gaben teils die Nationalgarden, die ihre Mannschaften der Reihe nach zum Dienste aufriefen, teils die in den einzelnen Sektionen zerstreuten Mobilgarden. Forstschutzwächter, Grenzaufseher, frühere Polizeiagenten, in Brigaden eingeteilt, verschiedene Franktireurscorps, Kanoniere von der regulären Armee und der Marine, endlich auch noch freiwillige Artilleristen versahen den Dienst auf den Wällen mit jenen. Von den Offizieren der Artillerie und vom Genie, von den Staats- und den Civil-Ingenieuren, sowie den abkommandierten Marineoffizieren, welche unter der speziellen Oberaufsicht und Leitung des kommandierenden Generals oder Admirals auf die verschiedenen Sektionen verteilt waren, soll hier keine Rede sein.

Die Mauern von Paris boten seit dem 19. September einen eigentümlichen Anblick. Schon etliche Wochen zuvor war der militärische Geist infolge unserer wiederholten Niederlagen wach geworden, Schaufel und Hacke bearbeiteten die mit der Zeit hart gewordenen grünen Böschungen, von denen diejenigen, welche sie ins Leben gerufen, es sich gewiß nicht hatten träumen lassen, daß sie im Ernst ihrem Zwecke dienen müßten. Die Arbeit ging nur langsam voran, die Arbeiter, welche im Tagelohn arbeiteten, ließen sich Zeit, der Feind war ja, wie es wenigstens schien, noch so weit. Die einen waren der Ansicht, alles, was man da thue, sei für die Katze, Paris könne unmöglich auf die Dauer Widerstand leisten, andere trugen sich mit der Hoffnung, es werde bald wieder Frieden werden, da ja nach der Schlacht von Sedan jeder fernere Widerstand und jede Fortsetzung des Kampfes unmöglich zu sein schien; und zumal, da der Haupturheber dieses unseligen Kampfes gefangen war, fürchteten viele, man werde, indem man Paris in Verteidigungsstand setzte, viel Geld unnötig zum Fenster hinauswerfen. Unsere Regierungsmänner schienen nur allzu gerne das lateinische Sprichwort: „si vis pacem, para bellum“ (wer den Frieden will, muß zum Kriege sich rüsten) vergessen zu haben und wiegten sich in dem Wahne, es werde sicherlich Frieden werden. Sie vergaßen ganz, daß die Kühnheit des Siegers keine Grenzen kannte, und hatten nicht darauf gerechnet, daß die Reise nach Ferrières resultatlos verlaufen könnte. Das alles hatte sich mit einem Schlage geändert, als der Feind uns Bedingungen stellte, die wir unmöglich annehmen konnten, und so waren die Wälle mit Erdarbeitern, Maurern, Zimmerleuten, mit Handwerkern aller Art bedeckt, und so groß war der Feuereifer, so mächtig die Begeisterung in allen, daß das Werk fast vollständig zu Ende geführt und die Toilette der Wälle beendet wurde. Mag sich nun der Feind vor unsere Mauern legen und sie beschießen, unsere Kanonen, unsere Mörser, unsere Mitrailleusen sind auf dem Platze, unsere Brustwehren durch Erdsäcke geschützt und mit Schießscharten versehen, Unterstände, Pulverkammern, Militärbahnen, Ambulanzen und Barrikaden, alles ist an seinem Platze; die Lafetten unserer Geschütze sind durch Schanzkörbe und mit Sand gefüllte Fässer geschützt, welche die feindlichen Granaten auffangen und unschädlich machen sollen. Auf eine lange Strecke hin ist das Bois de Boulogne längs des Walls von Passy und Auteuil unbarmherzig niedergehauen worden; die Baumstümpfe hat man aber stehen lassen und sie nach oben zugespitzt, sie auch mit dickem Eisendraht verbunden, auf diese Weise ist dort ein Verhau aus Holzwerk entstanden, der den Belagerern gehörig zu schaffen machen wird. — Vor all unsern mit Zugbrücken versehenen und von strengen, unerbittlichen Schildwachen bewachten Thoren sind Fußangeln, spitze Pfähle, spanische Reiter, Wolfsgruben, Pallisaden und Fallen jeder Art angebracht, welche an Vorgänge in früheren Kriegen erinnern. Wenn auch unsere Gräben nicht mit Wasser und noch weniger mit petroleumdurchtränkten Faschinen angefüllt sind, die mittelst einer elektrischen Batterie unter den Füßen der Stürmenden in Brand gesetzt werden können, so sind doch unsere Thore und die Zugänge zu unseren Zugbrücken durch Minen, Torpedos und eine ganze Masse unter dem Boden verborgener Explosivstoffe verteidigt, und im richtigen Augenblicke wird der zündende Funke seine Arbeit thun. Will der Feind es versuchen, uns bei Nacht und Nebel zu überraschen, so haben wir Leuchttürme und elektrisches Licht, das uns auf einen Kilometer weit seine Annäherung verraten wird, ja käme er auch bis an die Bresche heran, so werden ihm unsere Petroleumpumpen bis auf 50 Meter eine mörderische Flamme entgegen schleudern, deren Wirkung er schrecklich auf mehrere Quadratmeter im Umkreis zu verspüren haben wird. (?) Paris hat seine Hände nicht in den Schoß gelegt, all das hat es in kaum einem Monat fertig gebracht, und aus eigenster Initiative haben die Pariser diese Verteidigungsmittel geschaffen.

In jeder Sektion pulsiert ein frisches Leben und eine Begeisterung, von der sich das Beste erhoffen läßt. In der Nähe der Wälle ist fast die ganze Civilbevölkerung verschwunden, der Soldat, der Bürger in Waffen ist an die Stelle des ruhigen Bürgers getreten. Der behäbige Rentier hat seine Villa und seine Gärten im Stich gelassen, wer weiß, ob nicht schon morgen die Flintenkugeln pfeifen und die Kanonen den Brummbaß dazu geben. Im Wege der Requisition, die der Belagerungszustand und die militärischen Gepflogenheiten rechtfertigen, hat ein Teil dieser Gebäulichkeiten den Vaterlandsverteidigern die Thüren öffnen müssen, und mehr als ein Haus in Passy zum Beispiel gewährt in seinen eleganten Räumen heutigen Tages Offiziersgruppen und Posten der Nationalgarde Schutz und Unterstand und muß den verschiedensten Zwecken dienen. Hier ist der Semaphor (Zeichentelegraph) untergebracht, dort der Feldtelegraph, wieder wo anders sind die Bureaux der Genieabteilungen oder jene der Artillerie. Im Schloß de la Muette hat der Generalstab der 6. Sektion Unterkunft, gefunden und in dem herrlichen, von köstlichen Bäumen beschatteten Landsitze, welcher der Reihe nach so manche Herrschergestalten und ihre Damen gesehen, Ludwig XV., Ludwig XVI. und Marie Antoinette, kampieren heute die Soldaten der Republik. Bürgerliche Baumeister sind eines Tages im Namen der Barrikaden-Kommission erschienen und haben sich im Park von La Muette eingenistet, wo sie nun das Unterste zu oberst kehrten und eine uralte Lindenallee, welche der Verteidigung im Wege sein könnte, niederlegten. Die Umfassungsmauer dieses großen Besitztums ist heute befestigt und hat Wall und Graben. Wie es einst ihre Väter bei den Fermen von Hougoumont und de la Haie-Sainte gethan, bei Waterloo, so sind auch unsere Soldaten felsenfest entschlossen, hier, an diesem Punkte, dem Feinde einen verzweifelten Widerstand zu leisten und ihm jeden Fußbreit Erde streitig zu machen, wenn es ihm je gelingen sollte, bis hieher vorzudringen. Nicht weit vom Schlosse, unter uralten Bäumen, lagern malerisch Mobilgardisten, es sind Bretagner, ruhige, stille Leute, die auch an ihren Käppis den in ihrer Heimat gebräuchlichen Hermelinstreifen tragen; die vom Departement Hérault machen schon mehr Lärm, und alle Abend stimmen sie in prächtigem Einklang ihre heimatlichen Chöre an. Diese Orpheus' der Provinz, diese prächtigen, tapferen Burschen, nun sind sie bei uns. Und dort sind die Mobilen von der Marne, die nicht weniger kriegerisch aussehen, als ihre Kameraden aus dem Süden und Westen. Da und dort brennen Kochfeuer, stehen nach der Schnur abgesteckte Zelte, im Freien gedeckte Tische, wo man neben rasch eingerichteten Kantinen alles kunterbunt durcheinander tafeln und schmausen sieht. An Kantinen ist kein Mangel; sie hatten anfänglich die ganze Enceinte und den Rundweg so sehr überschwemmt, daß sich Kommandeure, welche auf strengen, schneidigen Dienst und in ihren Abteilungen auf feste Disziplin hielten, genötigt sahen, diese Wirtschaften um einige hundert Meter

weiter rückwärts zu weisen. Beim Generalstab der Sektionen ist das Leben ein sehr ruhiges und geregeltes, jedermann versteht den andern, und trotz aller Unterschiede von Rang, Alter und Stellung im bürgerlichen Leben giebt es keine Streitigkeiten. Jeder lebt mit seinem Nachbarn im besten Einvernehmen und alle beseelt nur der eine Gedanke, der eine Wunsch, den Feind so bald als möglich zu verjagen. Hier, wie auf verschiedenen anderen Sektionen herrscht die Marine vor. Die Marine hat alles zur Verteidigung von Paris gestellt: ihre braven Seesoldaten, Admirale, Offiziere, Matrosen, ihr wunderbares Signalsystem und ihre unvergleichliche Artillerie. Vom ersten Tage an war die Marine auf dem Platze und immer vorn dran, wo es galt, zu arbeiten oder zu kämpfen. Sechs Forts, sechs Sektionen sind von ihren Offizieren befehligt worden. Alle optischen Telegraphen auf dem Montmartre, dem Mont Valérien, in Passy, Issy, auf der großen Opera sind ihnen anvertraut. Über ihre nie fehlende Sicherheit im Zielen und Treffen gehen bereits fabelhafte Gerüchte um, und nach der Belagerung wird man von ihnen reden, wie man in früheren Zeiten nach Sebastopol und Solferino von den Zuaven sprach. Nach dem Point du Jour, gestern noch einer der schwächsten Punkte der Verteidigung, heute beinahe schon einer der stärksten, wurden mehrere Riesengeschütze der Marine hingeschleppt. „Wenn erst diese Bullenbeißer einmal zu bellen anfangen, dann macht's warm, das dürfen Sie mir glauben," meinte der kommandierende Offizier dieser Batterie.

Obwohl im gegenwärtigen Augenblick die Nachbarschaft der Wälle für an Ruhe und Behaglichkeit gewöhnte Rentiers absolut nichts Angenehmes und Verlockendes hat, darf man doch nicht meinen, daß alle ihre Behausungen im Stiche gelassen haben. In einer prächtigen Villa zu Passy wohnte eine schon bejahrte Dame allein mit ihrer zahlreichen Dienerschaft. Das Haus ist prächtig, im schönsten, reichsten Styl gebaut und enthält eine ungemein wertvolle Menge der kostbarsten und teuersten Kunstgegenstände. Am Ende des Gartens vorbei führt die Straße nach den Wällen hin. Seit einigen Tagen war der Semaphor der Sektion auf dem Dache der Villa untergebracht und da man einmal eines Tages einen Angriff vermutet hatte, war das Dach des Hauses von den Matrosen in eine förmliche Festung verwandelt worden; dort lagen sie auf der Seite der Enceinte hinter ihren Erdsäcken verschanzt, die Karabiner dicht neben sich. Die gute Dame ließ sich dadurch aber nicht im geringsten aus der Fassung bringen. „Wie, Madame?" fragte sie, aufs höchste erstaunt und voll Bewunderung für diesen Mut, ein wackerer Marinesoldat, „Sie verlassen das Haus nicht, und bringen nicht einmal all die kostbaren Sachen in Sicherheit, während doch alles ringsum in Ihrer ganzen Nachbarschaft sich geflüchtet hat?" — „Mein Herr," lautete die Antwort der alten Frau, „ich fühle mich ganz behaglich in meinem Hause, und somit bleibe ich auch da."

Inzwischen hatte Paris, das, wie man vor kaum zwei Monaten verkündet hatte, keinen Widerstand leisten konnte, dem nach der Katastrophe von Sedan nichts mehr übrig bleibe, als seine Thore zu öffnen, alle diese Prophezeihungen Lügen gestraft und sich den Unglücksraben und Unheilverkündigern zum Trotz so trefflich in Verteidigungsstand gesetzt, daß es beinahe unnahbar und unangreifbar wurde. Der Geist der Einwohnerschaft wußte sich zur Höhe der Lage aufzuschwingen, das gewohnte Alltagsleben und Treiben hatte wie mit einem Schlage aufgehört, nur der Gedanke, Paris zu verteidigen, und der Entschluß, die frechen Eindringlinge zurückzutreiben, beherrschte alle. Seit sechs Wochen lagerte der Feind nun schon vor der Hauptstadt; der Reihe nach hatte ihn das Feuer sämtlicher Forts begrüßt, und er konnte sich somit von der Widerstandskraft der Stadt überzeugen. Noch am 27. Oktober hatten die Wälle von Paris, deren Geschütze nun zum vierten Male donnerten und mit ihnen die Kanonen des Forts Mont Valérien, in weitem, großem Bogen die Werke von Sèvres und St. Cloud beschossen. Die Kanonenboote und schwimmenden Batterien auf der Seine am Point du Jour feuerten manchmal mit Schrapnells, Mitrailleusen und Granaten in den Wald von Meudon und zerstörten die Werke, an denen dort gearbeitet wurde. Issy vereinigte sein Feuer mit demjenigen der Kanonenboote. Von Vanves, Montrouge, Bicêtre, Ivry, Charenton aus waren unsere Soldaten in den Kämpfen von Châtillon, Villejuif, Chevilly und Bagneux gedeckt und der Feind beschossen worden. Ihrerseits feuerten auch die Forts von Nogent, Rosny, Noisy, Romainville, Aubervilliers bei mehreren Zusammenstößen oder warfen einzelne Granaten in die naheliegenden Waldungen. Die Forts von Saint Denis, la Double Couronne, das Fort de L'Est ließen sich auch bei diesem Konzert vernehmen, sogar das Fort de la Briche feuerte mehrmals heftig. Einzig und allein die Batterien auf dem Montmartre und den Buttes Chaumont, vielleicht auch die von Vincennes ließen sich um diese Zeit noch nicht vernehmen, sie sparten ihre Munition für andere Gelegenheiten auf. — Einer solchen Haltung unserer Forts gegenüber und ohne Zweifel durch seine Spione davon unterrichtet, daß die Stadt entschlossen war, Widerstand bis aufs äußerste zu leisten, stutzte der Feind, und es mochten ihm doch wohl Bedenken aufsteigen, auf welchem Punkte er wohl die Stadt am besten würde angreifen können. War's der Point du Jour, von dessen wenig großer Widerstandsfähigkeit in den letzten Zeiten so oft und viel die Rede gewesen war, und von dem die Preußen schon seit den letzten zehn Jahren in Schrift und Wort verkündet hatten, daß sie dort in Paris einzudringen sich getrauten, fast ohne einen Schuß zu thun? Aber dieser Punkt ist heute in einem Verteidigungszustand, so prächtig armiert und von der Seineseite aus durch unsere schwimmenden Batterien so wohl gedeckt, daß die Deutschen nicht daran denken dürfen, uns von dort aus anzugreifen. Von der Seite des Mont Valérien aus ist vollends gar kein Gedanke daran. Diese Festung ist ein starker Waffenplatz an sich schon, der regelrecht belagert werden müßte; zwischen zwei Seinearmen gelegen, ist der Feind völlig außerstande, diese mit starken Truppenabteilungen zu überschreiten, den Übergang zu erzwingen, und am Fuße des Berges ist noch nicht eine einzige Parallele eröffnet worden. Auch auf allen übrigen Punkten zeigen die Feinde das gleiche Zaudern und Schwanken. Welchen Grund sie wohl dafür haben mögen?

Wenn man eine Stadt oder einen festen Platz, er heiße, wie er immer wolle, zu belagern gedenkt, so schließt man ihn in erster Linie so bald als möglich und so eng als thunlich ein, d. h. man unterbricht alle seine Verbindungen mit der Außenwelt so gründlich, daß der belagerte Platz weder Munition, noch Lebensmittel, noch Entsatz oder Nachrichten irgend welcher Art erhalten kann, kurz man thut in einem solchen Falle all das, was die Preußen um Paris herum kurzer Hand gethan und in Scene gesetzt haben. Dann eröffnet man auf derjenigen Seite des Platzes, die man für die schwächste hält und die am wenigsten nachdrücklich sich verteidigen läßt, einen kreisförmigen Laufgraben, dessen Vertiefung gegen den für den Angriff bestimmten Punkt gerichtet ist.

Längs der Laufgräben bewegen sich die Leute, welche dieselbe ausführen, sie werden bei ihrer Arbeit durch die Erde gedeckt, welche sie rechts und links vor sich aufwerfen, und durch ebenfalls mit Erde gefüllte Schanzkörbe; zwischen diesen Schanzkörben werden Schießscharten für die Batterien angelegt, und nun kann das Feuer auf den belagerten Platz beginnen. Ist so im Laufe der Zeit auch die zweite und dritte Parallele erstellt und der cernierte Platz immer enger eingeschnürt worden, dann wird er unaufhörlich bombardiert und bei Tag wie bei Nacht mit Kanonen aller Art so lange beschossen, bis eine Bresche definitiv in die Festung gelegt worden ist und nunmehr der Sturm beginnen kann. Aber wie viel Mühe braucht es auch da noch, um so weit zu gelangen und auch nur eine Bresche von etlichen Metern in der Breite zu eröffnen. Nun ist der Zeitpunkt gekommen, wo von zwei Dingen notwendig eines eintreten muß: entweder die Belagerten haben mit ihrer gesamten Streitmacht einen letzten verzweifelten Ausfall gemacht und den Feind glücklich über den Haufen gerannt, also die Belagerung durchbrochen, oder sie sind durch Krankheiten und Hungersnot erschöpft, gezwungen, sich zu ergeben, denn in der Regel dauern auf diese Weise durchgeführte Belagerungen mehrere Monate, fast ebensoviele, als früher hiezu Jahre erforderlich waren, denn bei den Fortschritten, welche die Artillerie der Neuzeit gemacht, mit ihren weittragenden Geschützen und ihren sonstigen Zerstörungsmaschinen, über welche sie heutzutage verfügt, dauert eine Belagerung bei weitem nicht mehr so lange.

Während nun der Belagerer diese Mittel zur Anwendung bringt, machen die Belagerten ihrerseits Ausfälle, um die Werke des Gegners zu zerstören; natürlich ist die Nacht die günstigste Zeit zu einem solchen Angriff. Bei Tag wechselt man Kanonenschüsse. Zuweilen versuchen auch die Belagerer, noch ehe die regelrechte Belagerung durchgeführt ist,

durch einen Sturm den Platz in ihre Gewalt zu bringen, man versucht ein Thor zu erstürmen, man füllt die Gräben mit Faschinen, erklimmt auf Leitern die Wälle, aber all diese Angriffsarten sind heutzutage längst veraltet und lassen sich nur noch gegen Festungen dritter Ordnung in Anwendung bringen. Genau so, wie der Belagerte seine Ausfälle in der Regel während der Nacht zu unternehmen pflegt, so wählt auch der Belagerer trübe, regnerische und dunkle Nächte, um seine zerstörten Arbeiten wiederherzustellen. In dieser Beziehung erzählt man sich aus der Belagerung von Sebastopol von den Russen, daß dieselben mehreremale in einer Nacht, unter anderem am grünen Hügel, die am Tage zuvor von den Franzosen zerstörten Werke wiederherstellten, die sich dann tags darauf, als wäre gar nichts geschehen, den erstaunten Blicken der Belagerer wieder darboten. In solchen Fällen wendet man das elektrische Licht, große, weithin Helle verbreitende Raketen oder Schwärmerkästen an, um den Feind bei seiner Arbeit zu entdecken und ihn mit Schüssen an derselben zu hindern, aber das ist nicht immer möglich.

Der Angriff eines Platzes, wenn er in der von uns eben geschilderten Weise geschieht, wird eine regelrechte Belagerung genannt. Ihrer bedienten sich fast immer die alten Kriegsmeister; Condé und Turenne haben mehr als eine Belagerung in dieser Weise durchgeführt. Die Belagerung von Genua, das Massena so heldenmütig verteidigte, wird für alle Zeiten berühmt sein und bleiben. Die Belagerung von Rom im Jahre 1849 und die von Sebastopol, welch letztere jedoch keine vollständig durchgeführte Belagerung gewesen ist, denn die Stadt konnte sich jederzeit von der durch uns nicht cernierten Seite aus mit Lebensmitteln neu versehen, sind zwei Beispiele einer regelrechten Belagerung aus der Neuzeit. — Angesichts der Schwierigkeiten aller Art, welche eine regelrechte Belagerung von Paris mit sich bringen, und der langen Zeit, die sie erfordern müßte, darf es nicht Wunder nehmen, daß die Preußen schwanken, und daß sie, wenigstens sichtbarlich, noch nichts unternommen haben. Denn davon kann keine Rede sein, daß ihre Kanonen noch nicht angekommen oder durch die Belagerung von Toul und Straßburg ihre Genie-Offiziere zurückgehalten seien. Ihre Kanonen, die in der letzten Zeit sich ganz außerordentlich schweigsam verhielten, haben sie längst ganz bequem herbeizuschaffen vermocht, und was ihre Ingenieure anbetrifft, so sind solche ganz gewiß vor unsern Mauern und beschäftigen sich mit Plänen und Unternehmungen, deren Tragweite sich nur schwer schätzen läßt. Darf man sich dem Glauben hingeben, die Deutschen werden Paris nicht in der herkömmlichen Weise belagern, unsere Forts nicht regelrecht angreifen, nicht einmal den Mont Valérien, durch dessen Fall die Hauptstadt frei und offen daliegen würde, darf man annehmen, der Feind werde darauf verzichten, die Süd-, Ost- und Nordforts anzugreifen?“ Übrigens müßte er bei den letzteren, die ziemlich nahe beieinander liegen, zwei aufeinander folgende Forts, oder zwei durch ein drittes geschiedene Forts zu nehmen suchen, um dann von diesen aus auch das dritte zum Schweigen zu bringen. Einmal Herr einer solchen Stellung, würden die Deutschen dann die Enceinte unter Feuer nehmen, um dort eine Bresche zu legen, und die Stadt bombardieren, um sie in Schrecken zu versetzen, vielleicht auch in Brand zu stecken. Aber wie diese zwei Forts nehmen, oder gar vollends den Mont Valérien? Hier wäre eine wohldurchdachte und berechnete Belagerung wie bei einer wirklichen Festung nötig, denn der weitaus größere Teil unserer Forts ist so stark, daß sich eine solche nicht umgehen ließe, allem Anscheine nach hat der Feind aber wenig Lust, sich dieser Notwendigkeit zu fügen.

Marinegeschütz-Batterie bei St. Ouen.

So scheinen denn die Deutschen allem nach nicht gewillt zu sein, Paris regelrecht zu belagern, offenbar, weil sie befürchten, nicht zum gewünschten Ziele zu gelangen. Aber zu was denn in aller Welt diese Arbeiten, wird man fragen, die sie überall aufführen und an so verschiedenen Plätzen, namentlich in den Wäldern, die im Südwesten alle Höhen der Seine beherrschen? Diese Arbeiten bestehen zum größten Teil aus Verschanzungen, in denen sie, wie man bestimmt versichert, ihre Winterquartiere aufzuschlagen gedenken und sich gegen einen Sturmangriff, ob nun derselbe von Paris oder von der Provinz ausgehe, zu verteidigen entschlossen sind. Und dann leitet den Feind hiebei noch der weitere Gedanke, von hier aus die Wälle und die Stadt selbst, wenigstens die der Stadtumwallung zunächst liegenden Quartiere, bombardieren zu können. Von Meudon, Sèvres, St. Cloud vermögen die preußischen Bomben Passy und Auteuil mit Leichtigkeit zu erreichen, die Kugeln, Granaten und Brandgeschosse werden sogar noch weiter tragen; aber braucht uns dies in Schrecken zu versetzen? In der That nicht im geringsten, und wenn der Feind erst einmal sieht, daß wir fest aushalten, wird er wohl ein großes Spektakelstück aufführen, aber viel schaden kann er uns nicht damit. Feuersbrünste brauchen wir nicht zu befürchten, gegen die haben wir unsere wackeren Feuerwehrleute. Der größte Teil unserer in behauenen Steinen aufgeführten Häuser hat von den Granaten nichts oder nur ganz wenig zu befürchten, einige besonders dem Feuer ausgesetzte oder schlecht gebaute Häuser und etliche Dächer werden freilich bei der Geschichte in Trümmer gehen. Aber man braucht sich nur in den unteren Stockwerken oder im Souterrain und im Keller aufzuhalten, so ist man vollständig sicher. Die nicht makadamisierten Straßen wird man einfach aufreißen, und das Pflaster in solchen, welche von den Granaten erreicht werden können, entfernen. Durch Erde oder Sand, welche man in den höheren Etagen aufschüttet, wird man das Durchschlagen der Geschosse durch die Dielen verhindern und so größeren Schaden vermeiden können. Energische, bei Nacht stets auf ihrem Posten befindliche Wächter werden mit Wassereimern oder Decken Granaten und Explosionsgeschosse löschen oder ersticken. Mit einem Wort: wir brauchen uns vor einem Bombardement keineswegs sonderlich zu fürchten; für die Einwohnerschaft wird es wohl kaum, etliche vereinzelte Fälle abgerechnet, große Unglücksfälle im Gefolge haben, und auch an unsern Häusern und Gebäulichkeiten, dank der soliden Bauart von Paris und der ungeheuren Ausdehnung unserer Stadt, nur wenig Schaden anrichten. Das Bombardement wird übrigens nur die Bürger mit dem Mute der Verzweiflung beseelen und die Pariser angesichts einer solch barbarischen Angriffsweise mit der nämlichen Standhaftigkeit wie im Jahre 1792 die Bewohner von Lille erfüllen, welche die Östreicher zum Rückzug zwang.

Allem Anscheine nach ist es aber weder ein regelrechter Angriff, noch auch ein Bombardement, durch das die Deutschen Paris zu bezwingen trachten, vielmehr läßt die Cernierung, der wir nun schon seit sechs Wochen unterliegen, ohne daß der Feind auch nur die geringste auf einen Angriff hindeutende Demonstration unternommen hätte, darauf schließen, daß die Deutschen Paris auszuhungern gedenken. — In seinen diplomatischen Rundschreiben scheut sich Herr von Bismarck auch gar nicht, der Welt zu verkündigen: „Hunderttausend werden infolge des nutzlosen Widerstandes von Paris vielleicht dem Hungertode verfallen sein," und für all dieses Elend macht er diejenigen verantwortlich, die entschlossen sind, ihr Haus und ihren Herd zu verteidigen. Hat man je so die Dinge auf den Kopf stellen sehen? Er habe sich vor seinem Gewissen und vor der Geschichte nichts vorzuwerfen, behauptete er, und doch ist er und nur er es gewesen, der alle Grundlagen einer Unterhandlung, um zu einem annehmbaren Frieden zu gelangen, zurückgewiesen hat, und eine Stadt von zwei Millionen Seelen zwingt, nunmehr zu kämpfen und Widerstand zu leisten bis zum Tod!

Abreise der unnützen Mäuler aus Paris. (Bild aus Le monde illustré. Nr. 700.) Zu Seite 246.

Flucht der Landleute mit ihren Viehherden nach Paris.

Im belagerten Paris.

Nach Eduard Cadol.

Solange man in Paris noch nichts von der „Kapitulation von Sedan“ wußte, fiel es keinem Menschen auch nur im Schlafe ein, daß Paris belagert werden könnte. Man schimpfte höchstens über die Dummköpfe, welche ihre an der Baumeile gelegenen Villen im Stiche ließen, und lächelte, wenn man die Arbeiter sah, welche dergleichen thaten, als ob sie an neuen Befestigungsarbeiten thätig wären.

Zu was denn aber auch um des Himmels willen derartige Arbeiten? Wozu sollten sie dienen? Die Journale freilich merkten etwas davon, wo der Hase im Pfeffer lag, aber der Brustton, in welchem sie von dem „Boulevard Frankreichs“ sprachen, goß Öl in die stürmisch bewegten Gemüter, man gönnte ihnen das Vergnügen, konnte es sich doch lediglich darum handeln, mit diesem Schlagwort den Deutschen gruselig zu machen und sie zum Nachdenken zu veranlassen. Zum Kuckuck auch, sie hatten allen Anlaß dazu. Man mache sich doch einmal klar, was das heißen wollte: „das Boulevard (Bollwerk) Frankreichs!“ Das durfte man sich zweimal überlegen.

Und dann gab es wieder in den Cafés, auf der Eisenbahn, in den Salons Leute genug, die das alles für baren Unsinn erklärten und behaupteten, es sei so klar wie der Tag, daß Paris nie und nimmer belagert werden könne, daß dies mathematisch unmöglich sei. Mathematisch unmöglich, wohl verstanden! Der Ausdruck wurde förmlich Mode, und es hätte schon eine gehörige Dosis Frechheit dazu gehört, ja man würde sich dem Verdacht, ein deutscher Spion zu sein, in nicht geringem Grade ausgesetzt haben, hätte man es wagen wollen, Zweifel an diesem „mathematisch unmöglich“ zu hegen.

Allerdings, eine kleine Anzahl reicher Pariser oder wenigstens wohlhabender Bürger hatte all diesen Trubel unausstehlich gefunden, sie hatten ihre Familien in den Süden, nach dem Norden in die Seebäder geschickt mit dem Versprechen, und sie waren innerlich fest entschlossen, dieses Versprechen zu halten, recht bald nachzukommen. — Wieder andere, und das war die Mehrzahl, sagten: „Ah bah! Die Deutschen kommen nicht!“ Über die vier Worte hinaus ging ihr Horizont nicht. „Das sind lauter Dummheiten,“ wiederholten sie immer und immer wieder. — Zum Kuckuck auch; hatte man denn nicht den General Trochu? Trochu! Ja, den General Trochu! Da sollte einer was raus haben wollen, der hätte seine blauen Wunder erlebt!

Trochu war die Fleisch gewordene Sicherheitsbürgschaft; Trochu wachte, also durfte sich der Bürger ruhig seine Zipfelkappe bis tief über die Ohren herunterziehen. Man hätte getrost darauf wetten, ja sich darauf henken lassen können, daß unter zehn Parisern auch noch nicht einer bisher von Trochu das Geringste gewußt hatte, aber die Zeitungen, und die mußten es ja wissen, erzählten Wunderdinge von ihm. „Er hatte ein Buch geschrieben!“ — „„Was? wirklich? der Mann? Ein General, der ein Buch geschrieben hatte! Wirklich bewunderungswürdig!““ Und das Schönste kam erst noch: „Der Kaiser konnte Trochu nicht ausstehen!“ „„Ah, in der That? Trochu war dem Kaiser verhaßt?““ Ja, da brauchte es weiter keine Silbe mehr: „Es lebe Trochu!“ — Und ich, der ich mich anscheinend über die andern lustig machte, war der erste, der zu den Seinigen, als er sie nach Treport ins Bad schickte, sagte: „Hüten wir uns, diesen kurzsichtigen Optimisten zu gleichen, die da glauben, es handle sich um eine Sache, die in vierzehn Tagen vorbei sei; o nein, nein und tausendmal nein, unter drei Wochen dauert sie nicht, nun, gehen wir sogar sehr weit und sagen wir: einen ganzen Monat; für so lange wird man gut daran thun, sich zu verproviantieren, nun ja, das kann man immerhin besorgen.“ — Plötzlich that der Kaiser den bekannten Schritt

er übergab seinen Degen dem König von Preußen und die Kunde hievon gelangte nach Paris. Für alle, welche sich, sei's ihrer Charakteranlagung zufolge oder aus irgend einem andern Grunde, von der Politik fernhielten oder fernhalten mußten, für den simplen Steuerzahler, mit einem Wort gesagt, war die Bestürzung nach den ersten Augenblicken der Erregung eine furchtbare. Anfänglich hatte die Nachricht die ganze Welt in Zorn gebracht; diejenigen, welche beim letzten Plebiscit mit „Ja" gestimmt hatten, und das war die große Mehrzahl, sagten offen und ehrlich, daß sie sich ihrer Abstimmung schämten, die andern, weniger offenherzig, verleugneten dieses Gefühl und gefielen sich darin, die maßlosesten Schmähungen auf den Kaiser zu häufen, aber auch für sie war die Frage, die sich jedem aufdrängte, kurz und klar die: „Was nun?"

Die Eisenbahn hatte eine ganze Menge Landleute, welche vor Furcht halbtoll geworden waren, nach Paris gebracht; was vor der

Die Mobilgarde von Isle de France marschiert in Paris unter dem Jubel des Volkes ein. (Aus Le monde illustré, 1870. Nr. 695.)

Pariser Baumeile wohnte, flüchtete mit Möbeln und Lebensmitteln, so viel man eben davon mitschleppen konnte, nach der Hauptstadt. Auf allen Straßen sah man nichts als lange Reihen bedeckter und unbedeckter Wagen, Fiaker, Feldkaleschen, Handkarren, auf denen sich Haushaltungsgegenstände, bunt durcheinander geworfen, hoch auftürmten. Nebenher gingen die Männer; auf den umgedrehten Kanapees und den hochaufgebeugten Matratzen saßen, dicht aneinander gedrängt, Weiber und Kinder; hinten auf einem der Karren stand ein Spiegelschrank, dessen Thüre man sorgfältig ausgehoben hatte, in dem Schrank selbst hockte die Magd des Hauses, welche hier, wie eine Schildwache in ihrem Schilderhaus, vor dem strömenden Regen Schutz gesucht hatte.

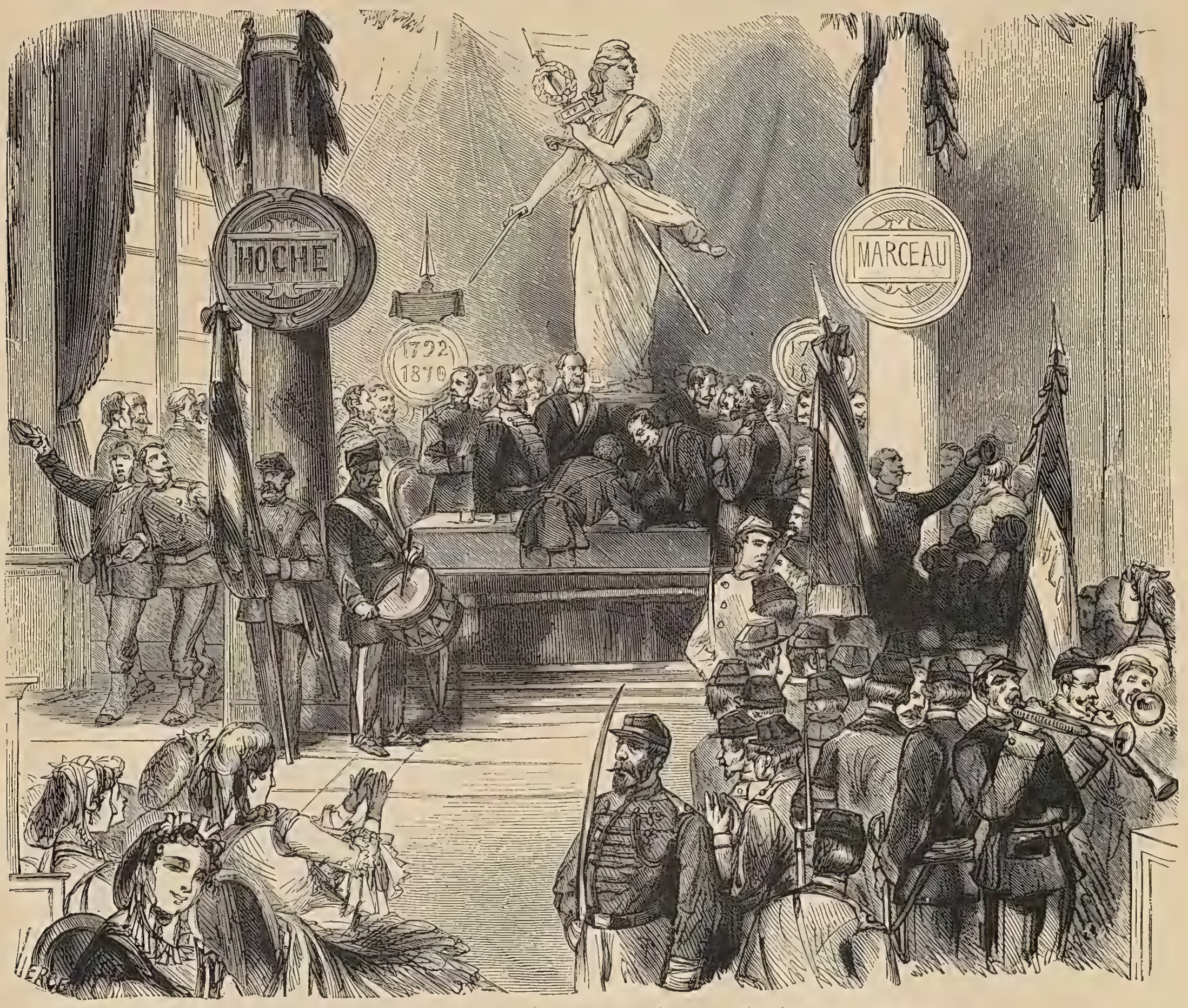
Auf den Perrons der pariser Bahnhöfe türmten sich fast bis auf die Straßen hinaus Ballen, Gepäck- und Möbelstücke auf, deren Eigentümer bemüht waren, die Gegenstände, welche ihnen gehörten, aus diesem greulichen Durcheinander herauszufischen. Die Schaffner hatten es schlankweg verweigert, diese Berge von Gegenständen an ihre Eigentümer auszuteilen. Es hätte aber auch einer das richtige Stück herausfinden sollen! Da konnte man Geisböcke sehen, welche in tollen Sätzen auf dem Bahnsteig oder auf den Geleisen herumsprangen, ganze Haufen mit den Füßen aneinander gebundener Hühner, manchmal ging ein wahrer Höllenspektakel los, der aus irgend einem Deckelkorb kam, dessen Insasse, ein Hund oder eine Katze, vergeblich nach Licht und Freiheit rang, in andern wieder hockten vor Hunger bereits halbtote Kaninchen. Es war ein vollständiges Tohuwabohu, in welches sich die gellenden Pfiffe der Lokomotiven und hundertfältige Rufe und Kernflüche mischten.

Auf den Straßen nichts als Flüchtlinge, die sich seit undenklicher Zeit nicht mehr gewaschen hatten und nun nach irgend einem Winkel suchten, wo sie dies Geschäft besorgen konnten; schlechtgelaunte, geschäftig hin- und herrennende Weiber, verdutzt und ängstlich dreinschauende Kinder, schläfrig, ein Stück Backwerk in der Hand, das sie immer wieder zu Boden fallen ließen und wieder aufhoben, wenn ihnen nicht ein flinker Hund diese Mühe abnahm, Summa Summarum: Eine voreilige Flucht, die deutlich zeigte, daß ein allgemeiner Durcheinander herrschte. Aller Bevölkerungsklassen hatte sich thatsächlich eine Panik bemächtigt, gegen die in diesem Augenblicke unmöglich anzukämpfen war, und welche sich in einer fieberhaften Geschäftigkeit kundgab, die nur zu bald einer völligen Abspannung wich. Gleichwohl war die Haltung der Bevölkerung eine gute, und nur leise flüsterte man sich gegenseitig ins Ohr: „Wir sind verloren!" Die gewohnte Furcht vor den Stadtsergeanten und Polizeispitzeln hatte wenigstens jetzt etwas Gutes, insofern sie zu der klugen Haltung der Bevölkerung das Ihre beitrug, zum größten Teil war sie aber doch dem Selbstbewußtsein zu danken, welches sich die meisten zu wahren gewußt hatten, teilweise auch und ein bißchen dem Nationalstolz; — mag sich darüber auflassen, wer will; kurzum, trotz aller Entmutigung, die Haltung der Bevölkerung war eine gute.

In solch kritischen Zeiten jagt ein Ereignis das andere. In den vom Centrum der Stadt abgelegenen Stadtvierteln sah man an einem schönen Sonntag Abend die Zeitungsverkäufer durch die Straßen rennen, als hätten sie keine Milz im Leibe, unter den unaufhörlichen Rufen: „Neueste Nachricht! Napoleon ist abgesetzt, die Republik proklamiert!" — „„Die Republik? wie, was? die Republik, nur so im Handumdrehen?

Eine Nacht auf den Wällen der Bastion 77 am Thore von Châtillon.

An einem einzigen Nachmittag sollte der ganze kaiserliche Krempel, die ganze kaiserliche Herrlichkeit in Stücke geschlagen worden sein? Ah bah, das war ja ganz unmöglich!"" Und doch war es die Wahrheit. Schwarz auf weiß stand es in den Zeitungen, und was vollends keinen Zweifel mehr aufkommen ließ: all die Nationalgardisten, welchen man unterwegs begegnete, hatten keinen Adler mehr an ihrem Tschako; die Krämer wuschen, kratzten und schabten an ihren Schildern alles ab, was nur irgendwie an das Kaiserreich erinnern konnte. Und dann, ein ganz untrügliches Zeichen: auf langen Leitern stehend, überstrichen damit beauftragte Leute alle die Straßennamen, welche auf das Kaiserreich Bezug



Freiwillige melden sich auf der Mairie des 3. Arrondissements auf dem Temple-Platz zum Waffendienst.

hatten und welche vor Zeiten der gute, um das Wohl und Wehe der Stadt Paris so treulich besorgte Baron Haußmann den Pariser Straßen gnädigst zu verleihen geruht hatte.

Es gab einen Augenblick, wo die Bevölkerung thatsächlich nicht wußte, wo aus und ein, wer Koch oder Kellner war? Bald aber hatte der National-Charakter die Oberhand gewonnen. Eine Art patriotischer Aberglaube erfaßte plötzlich alle, die Ängstlichsten wie die Entschlossensten, die Klügsten wie die Leichtsinnigsten; das große Wort „Französische Republik" übte auch jetzt wieder auf die guten Kinder seine alte Zaubermacht aus, und die gestern noch dumpf und hohl immer wieder gejammert hatten, „wir sind verloren," jubelten jetzt: „Wir sind gerettet!" — So treuherzig sind die Pariser; ein einziges Wort vermag sie wie einen umgewandten Handschuh zu machen. Für die Massen war „Republik" gleichbedeutend mit „Befreiung und Erfolg." Mit der Republik würde Frankreich all das wiederkehren, was die glorreiche Erhebung von 1792 und der damalige Heroismus in ihrem Gefolge gehabt hatten. Nun würde man auch wieder, wie damals, „den Sieg dekretieren." „Frankreich erhebt sich," wie ein Mann natürlich. Da habt ihr's. Zu was sich denn noch beunruhigen? Ehrenmänner, wie Galgenstricke, alle pfiffen sie die gleiche Melodie. Man lese alle Journale aus jener Zeit, die Lieder, welche die Dichter sangen, die Proklamationen, in denen man zu uns redete, aus allen klingt immer das eine Leitmotiv, dieselbe Formel kehrt immer wieder: „Die Republik ist unüberwindlich! Ihre Kinder werden den frechen Räubern und Eindringlingen eine Grube graben, so groß und tief, daß sie alle bequem darin Platz haben werden. Daran denkt, ihr guten Leute, so kommt es ganz sicher, jetzt aber voll allem entflammt euch, zeigt euren Enthusiasmus!" So will man's haben, das will man hören, darauf weist man uns hin, und wir, wir lauschen. Wehe dem, der in dieses offizielle und offiziöse Konzert auch nur den geringsten Mißklang zu bringen wagte, indem er schüchtern einwerfen wollte: „Aber was vermögen noch so pompöse und schwulstige Worte gegen die brutale Gewalt? Schreien wir doch nicht so, reißen wir nicht das Maul so weit auf, geben wir uns nicht leeren Träumereien hin, sondern handeln wir!" Wie hagel-

dicht würden Ohrfeigen und Maulschellen auf solch eine arme Cassandra eingeregnet haben. „Handeln wir!“ — Hat sich was damit! Was geht das uns an? Haben wir nicht Trochu, um für uns zu handeln, Minister, und derartige Leute von allen Sorten genug? Die Republik ist erklärt, das genügt! Was sollen wir uns die Ohren vollschreien lassen!

Übrigens, man begann zu handeln oder, um es richtiger zu sagen, man that dergleichen, als ob man handelte. Man sah thatsächlich Mobilgardenbataillone, welche aus allen Gegenden des Landes herbeigekommen waren, über die Boulevards marschieren. Die Mobilen von Amiens konnten mit dem Erfolge des Abends, an welchem sie eintrafen, wohl zufrieden sein, aber als erst die Bretagner kamen, als man derselben ansichtig wurde, da war's aus, rein aus, ganz Paris schien toll geworden zu sein. „Ach, die Bretagner, welche famose Burschen, mit denen ist alles gewonnen! Verstanden? He! Die Bretagner sind gekommen, die Republik zu verteidigen! Wunderbar! Auch Trochu ist ein Bretagner! Welcher Zufall, welches Zusammentreffen! ein deutlicher Fingerzeig des göttlichen Schutzes. Mag es sein, wie es will, welch unverhofftes Glück ist uns da zuteil geworden, nun sind wir so sicher wie in Abrahams Schoß; die Bretagner sind da, und ein Bretagner ist auch Trochu! Es leben die Bretonen! In einem Monat wird die ganze Geschichte vorbei, der Feind geschlagen sein, — vorausgesetzt, was man ja nicht wissen kann,“ fügten einige Zeitungen hinzu, „daß sich diese Teufelskerle von Bretonen damit zufrieden geben, alle Preußen mit Stumpf und Stiel auszurotten und die andern wie tolle Hunde heimzujagen. Die sind imstande und machen nicht bälder Halt, als bis sie vor Berlin stehen. Die bringen die Dinge gehörig durcheinander!“

Was ließ sich dagegen sagen? In jeder Spalte der öffentlichen Blätter stand all das schwarz auf weiß gedruckt, und folglich war's für uns ein Evangelium. — Sie hatten mehr Glück als die Zuaven, diese armen Bretagner, die überall vorn dran waren, wenn es ihnen auch nicht gelang, das Vaterland zu retten. Wenn man daran dachte, was es früher von den Zuaven hieß, was man über sie gedruckt zu lesen bekam! Das waren Soldaten, so hatte die Welt noch keine gesehen, und wenn man einmal sagte: „Ein Zuave,“ so war damit auch alles gesagt. Zu Anfang des Krieges waren die Zuaven, daran läßt sich nicht mäkeln und deuteln, durchgängig gute, tüchtige und tapfere Soldaten gewesen, welche nur durch die Überzahl zermalmt werden konnten. Schlecht geführt, schlecht genährt, konnte man bald Hunderten von ihnen ohne Waffen und Gepäck auf den Landstraßen begegnen. Nach acht Tagen zählten die Zuaven schon gar nicht mehr mit, sie wurden verachtet und bei jeder Gelegenheit beschimpft. — Und wie den Zuaven erging's den Linientruppen, sie wurden gleich ungerecht behandelt. Zuaven, Turkos, Infanteristen, sie alle waren nichts, die reinsten Nullen gegen die Mobilen. Sie wurden das Opfer unserer grausamen Art, die uns eigen ist, was gerade gefällt, zu idealisieren und uns ans Wunderbare festzuklammern, allen Täuschungen zum Trotz, welche diese Querköpfigkeit den Franzosen schon eingetragen hat, so lange als die Welt steht und es Zeitungen giebt in unserem Lande.

Das allerdings muß gesagt werden, kaum war die „Regierung der nationalen Verteidigung“ eingesetzt, so kam Energie und Widerstandskraft in alles, was dazu beitragen konnte, den Kampf aufzunehmen und durchzuführen. Wenige Tage, und die ganze militärische Zone war erbarmungslos glatt rasiert, die Häuser niedergerissen oder in Asche gelegt, die Bäume umgehauen, mit wahrhaft fiebernder Eile machte man überall „bahnfrei.“ Wie durch Zauberei entstanden Umfassungsmauern, Galerien, Schießscharten, Kasematten und Pulverkammern. Leider fand das gute Beispiel schlechte Nachahmer, und die Bannmeile von Paris hatte die ersten Spuren einer Zerstörungswut über sich ergehen zu lassen, von der man sich keine Idee zu machen vermag. Ehe man ja oder nein sagen konnte, ohn' allen Grund und jede vernünftige Ursache, flogen Brücken in die Luft, Dächer wurden abgedeckt, die obersten Stockwerke eingerissen, alles weil man glaubte, das Schußfeld der Batterien könnte dadurch Einbuße erleiden, während man noch gar nicht einmal wußte, wo man seine Batterien anlegen wollte. Die Mauern waren kreneliert, die Hauswände durchschlagen, und vom einen zum andern Haus ein Verbindungsgang hergestellt, kurz, es wurden Verteidigungsanstalten getroffen, daß der Feind geradezu fürs Tollhaus reif gewesen wäre, wenn er es sich hätte in den Sinn kommen lassen, diese Lokalitäten zu stürmen. Aber der Eifer, der dabei überall zu Tage trat, der war doch auch manchmal gar sehr vom Übel! Jawohl, diese guten Spießbürger, die nun mit einemmale da oder dort ein Kommando erhalten hatten, sie konnten es nicht lassen, einander beständig ins Handwerk zu pfuschen. Bedauerlich so etwas, recht bedauerlich! Aber schließlich, die Absicht war doch löblich, und wir Franzosen hatten gottlob Geld genug, um die Töpfe, die bei dieser Gelegenheit in Scherben gingen, zu bezahlen, und dies mit der liebenswürdigsten Miene von der Welt zu thun; mag es auch etwas komisch erscheinen, — was liegt uns daran? Mochte es noch so dumm und zwecklos sein und später teuer zu stehen kommen; da man jetzt gerade einmal im Zuge war, so trieb man alle noch in Paris befindlichen Deutschen aus. Fort mit ihnen! Da habt ihr eure Pässe, und nun macht, daß ihr Frankreich von eurer Gegenwart befreit!

Das Köstlichste in dieser Beziehung war der Henry Rochefort gewordene Auftrag als Mitglied und „Chef der Barrikaden-Kommission.“ Ah, famos! Barrikaden! Das ist so was für uns, so ganz unsere Spezialität! Die Mauer der Enceinte, ah sapperlot! Die Enceintemauer, von den Forts geschützt und mit Kanonen gespickt, das war ja immerhin auch schon etwas! Aber die Barrikaden erst! Oh, das war noch viel, viel mehr wert, und dann vollends erst Barrikaden, deren Erbauer und Schöpfer Vaudeville-Theaterstücke verfaßt, die „Chronik von Paris“ und die „Laterne“ geschrieben hatte! Ob das gerade zum Barrikadenbau befähigte? Welch spießbürgerliche Frage! Ein Militär- oder Civil-Ingenieur, nun ja, die nötige Routine mochte so einer immerhin haben, aber Henry Rochefort erst! Da lag ja eben das Ganze darin!

Und es blieb nicht beim simplen Projekt, o Gott bewahre! Eine ungezählte Menge Patrioten rissen das Pflaster auf, um die Steine zum Barrikadenbau herbeizuschleppen, aus Leibeskräften arbeiteten sie, und es gelang ihnen in der That auch, allen Verkehr im höchsten Grade zu hemmen, ohne daß auch nur eine Menschenseele gewagt hätte, dagegen zu protestieren. Nicht einmal darüber zu lächeln wäre ratsam gewesen, sicherlich nicht. Das Volk hat nun eben einmal seine Götzen, und was diese thun, das ist vollkommen und tadellos immerdar! Der wäre fürwahr ein schlechter Bürger gewesen, der es sich hätte beikommen lassen, die ausreichende Befähigung oder auch nur die Zuständigkeit der Herren zur Ausführung derartiger Arbeiten bezweifeln zu wollen; er wäre sofort ein Polizeispitzel, ein Reaktionär oder gar ein Bonapartist geheißen worden, und das wäre doch die fürchterlichste Beschimpfung gewesen, welche nach allem, was passiert war, in diesen Tagen einem Menschen hätte können angethan werden.

In gewissen Punkten gleichen sich alle, welche je einmal Frankreich regiert haben, heißen sie nun, wie sie wollen, sie halten sich für unfehlbar, und ihnen widersprechen, heißt Verrat am Vaterlande! Freilich, sie sind nicht schuld daran. Diese Krankheit, unter welcher die gesunde Urteilskraft leidet, herrscht nun einmal in Regierungskreisen, und noch alle Regierungsgewalten haben es sich angelegen sein lassen, der öffentlichen Meinung alles in dem Lichte zu zeigen, in welchem sie es gesehen wissen wollten. Verzeihen wir ihnen, wie wir so vielen von ihren Vorgängern verziehen haben. Viel Unheil haben ihre Barrikaden ja noch niemals angerichtet, höchstens konnten sie uns im engeren Kreise ein hübsches Vergnügen bereiten. Wo es sich um so gewaltig ernste Dinge handelt, da kann es niemals schaden und soll man es nie verachten, wenn auch der Humor für kurze Zeit zur Geltung kommt.

Die Organisation erstreckte sich jedoch nicht auf Sachen allein, sondern auch auf das Menschenmaterial. Zweifelsohne hatte man längst in dieser Hinsicht ein Dekret der an der Regierung Stehenden erwartet, welches schlankweg alle Bürger, von dem bis zu dem Alter, in eine einzige Miliz eingereiht hätte, und das wäre das Beste gewesen! Aber sie thaten es nicht, vielleicht weil sie nicht daran dachten, oder weil sie, was noch wahrscheinlicher, es sich nicht getrauten. Nun, das sind ihre Sachen, und die Geschichte wird einmal darüber richten. Freilich, wenn es wahr wäre, wie deren systematische Gegner versichern, daß jene niemals die wirkliche Absicht hatten, die Bevölkerung von Paris dem Feinde entgegenzuführen, weil sie alles, nur kein Vertrauen, zu derselben hatten und solches noch keinen Augenblick besessen haben wollten, dann allerdings wäre das erwartete Dekret thatsächlich völlig nutzlos gewesen.

Mag man nun die Regierenden freisprechen oder nicht, jedenfalls handelt es sich hier um eine Wäsche, welche die Franzosen am besten unter sich vornehmen. — Immerhin bildeten sich bald tausenderlei Freicorps. Buntscheckige Uniformen, eine immer übertriebener als die andere, tauchten auf den Promenaden und in den Cafés auf, und diese Modenarrheit ergriff sogar die Generalstäbe. Gleichzeitig wurde die „Garde nationale sedentaire" gebildet; man sprach von gar nichts anderem mehr. Da ihre einzige Bestimmung der Dienst auf den Wällen war, konnte man sich darauf beschränken, sie mit der Handhabung ihrer Gewehre vertraut zu machen. Glück auf dazu! Inzwischen aber wurde alles andere durch die Wahl der Vorgesetzten in den Hintergrund gedrängt. Hatte irgend eine Abstimmung die Bildung eines Bataillons verlangt und zwar die schleunige, so mußte natürlich auch zur Offizierswahl geschritten werden. Trotz der mißlichen Lage, in welcher wir uns befanden, und über die sich jeder völlig klar sein mußte, traten gleichwohl, ich wiederhole es, gewisse nationale Charakterzüge, die wir besitzen, nichtsdestoweniger in ihre volle Erscheinung. Die Gloriole des Kommandos, die bei jedem Franzosen sich so lebhaft äußernde Freude, seinesgleichen Befehle erteilen zu können, ließ die Kandidaten für Kommandostellen, mochten diese noch so einfacher Natur sein, wie Pilze aufschießen. In den vorbereitenden Versammlungen glaubte jeder seine Ansprüche in den Vordergrund stellen zu müssen, alle flossen über von Loyalitätsversicherungen, über die man noch heute aus vollem Herzen lachen müßte, wäre ihr Wortlaut nicht längst dem Gedächtnis entschwunden. Aber da tauchte plötzlich eine Art Losungswort auf, das alle die schönen, kleinen bürgerlichen Wünsche, so sehnsüchtig sie waren, rauh zerstörte und zu nichte machte, es war das Losungswort: „Wir lassen uns nur von gedienten Militärs kommandieren."

Das war nun sehr richtig, sehr klug und sehr logisch, dagegen ließ sich auch nicht das mindeste sagen, aber es mußte auch das denkbar schlechteste Resultat haben, denn jetzt blühte der Weizen aller jener, die je einmal Soldat gewesen waren. Mochte das auch schon 20, 25 Jahre her sein, darnach fragte niemand. Wer sich rühmen konnte, Sergeantmajor gewesen zu sein, dem waren die Hauptmannsepauletten, und wenn gerade ein Platz frei war, auch die des Majors sicher. Hatte er gar vollends bei den Chasseurs von Vincennes gedient, so war der niederste Grad, welcher ihm zu teil werden konnte, der eines Obersten.

Kein Mensch dachte an das, was doch so nahe lag, sie zu Sergeantsmajors der Nationalgarde zu ernennen, als Hauptleute aber konnten sie nichts anderes als recht mittelmäßige Offiziere sein, die zur Ausfüllung dieses Postens eben nur das mitbrachten, was sie allenfalls zu guten Sergeanten gemacht haben würde. Hatten sie aber erst einmal das Käppi mit den goldenen Streifen auf dem Kopf, dann war's auch mit allem Spaß zu Ende, und ihre „Mitbürger" mußten marschieren, wie sie früher ihre „Mannschaft" hatten marschieren lassen. Exerzieren früh morgens, exerzieren und immer wieder exerzieren bis zum späten Abend, das war die Losung. Die Straßen, die freien Plätze, jeder Garten wimmelte von armen Bürgersmännern, die hier so gut oder so schlecht als es eben ging, manövrierten, im Feuer exerzierten, Compagnieschule und Schützendienst, kurz, alle nur möglichen Schulen durchmachten. Und wozu all das? Um, wenn es weit kam, von der Höhe der Wälle einen Flintenschuß abfeuern zu können.

Trotz der vorgenommenen Volkszählung hatte sich doch eine große Zahl Bürger und die Mehrzahl der nach Paris Geflüchteten nicht sofort am ersten Tage in die Kontrolle-Listen der Nationalgarden einschreiben lassen, keineswegs aus Furcht, o, Gott bewahre! Hätte man sie zu einem Bataillon geschickt, bei dem ihre Freunde oder wenigstens einige ihrer Bekannten dienten, gewiß sie wären mit Freuden dahinmarschiert, sie hatten sich alle so sehr darauf gefreut, ins Feld zu ziehen! Aber diese auf den Wällen verbrachten Nächte, diese verdoppelten Exercitien, denen man sich nicht entziehen konnte, die einfach mitgemacht werden mußten, diese Märsche mit dem Schießprügel auf der Achsel, das Postenstehen im Schmutz, vielleicht gar noch in Gemeinschaft mit seinem Hausknecht und noch ein paar tapferen Vaterlandsverteidigern, die einen Durst Nr. 1 zu besitzen schienen, all das bot des Anziehenden und Verlockenden gar wenig. Jedenfalls kam man, hol's der Henker, bei derlei Geschichten aus Rand und Band. Und unter diesen Mitbürgern gab es Leute, für welche ein Bruch mit ihren seitherigen, lieb gewordenen Gewohnheiten eine Staatsaffaire war. Hätte man sie alle acht Tage, am Ende auch noch öfters, zum Scheibenschießen hinausgeführt und ihnen dabei das Recht eingeräumt, nach Beendigung desselben sich heimzutrollen, um dort in ihrem Toilettenkabinett, mit ihrem eigenen Schwamme sich waschen, mit ihrem eigenen Kamme sich kämmen zu dürfen, ja da wäre alles ganz anders gewesen, und sie würden einen wahren Feuereifer an den Tag gelegt haben. Aber in Reih und Glied marschieren, seinem Offizier gehorchen und 24 Stunden lang Posten stehen, zum Teil beim Sternenschein, in dumpfem Hinbrüten, darnach gelüstete es sie ganz und gar nicht; wenn's den Teufel nach solchem Dienst gelüstete, sie hatten nichts dagegen, sie sehnten sich wieder nach bürgerlicher Kleidung, und ein gut Teil von ihnen ging auch in solcher aus.

Dann kam eine Zeit, wo die andern, welche auf Wache zogen, und welche mit gar großer Ostentation jederzeit Uniform trugen, die Sache doch auch als ihnen wider den Strich gehend fanden. Was sie thun mußten, sollte nach ihrem Dafürhalten eigentlich jedermann zu thun verpflichtet sein. Wäre jeder zum Dienst verpflichtet, dann hätten sie nicht alle Augenblicke diesen ewigen Dienst und all die Plackereien und Scherereien. — Die Journale verfehlten nicht, sich ihrerseits dieses Themas zu bemächtigen. Große Schlagworte wurden ausgegeben, bald in spaßhaftem Plauderton, bald in völligem Ernst, je nach der speziellen Richtung des Blattes, und der Leser, diesen Anregungen folgend, begeisterte sich für alles, was kein Käppi auf dem Haupt und keinen Matrosenkittel zu tragen brauchte.

Acht Tage später gab es niemand mehr, die Greise ausgenommen, in Paris, der es gewagt hätte, sich im bürgerlichen Rocke oder im Mantel ohne rote Passepoils zu zeigen. Bald mußten auch sie sich einreihen lassen. Man schuf, ganz ausdrücklich für sie, „Veteranen-Bataillone," brave, liebe Leute, die allerdings schon die Fünfzig hinter sich hatten, auch ziemlich stark mit etwelchem Rheumatismus behaftet und vom Zipperlein geplagt waren; ihnen reihten sich die Hinkenden, Krumm- und Säbelbeinigen, die Verkrüppelten und andere von der Natur stiefmütterlich Behandelte in der Hauptstadt an; ihnen wurde der Polizeidienst anvertraut, und unbarmherzig alles und jeder von ihnen arretiert, der ihnen verdächtig vorkam oder mindestens zweifelhafter Natur zu sein schien. Sie entwickelten einen geradezu fürchterlichen Feuereifer, diese guten Alten! Ihnen gebührt der hohe Ruhm, all die nur zu häufig vorgekommenen, unüberlegten und durch nichts gerechtfertigten Verhaftungen von angeblichen Spionen ausgeführt zu haben. Tauchte an einem Fenster dreimal ein Licht auf, vielleicht um irgend einem zarten Wesen gute Nacht zu wünschen, so war das Grund genug, eine Haussuchung vorzunehmen. Ließ ein blonder Elsässer oder Flamänder deutsche Laute vernehmen, der konnte sich in acht nehmen! Und wenn man es abends gewagt hätte, vor dem Hause, dem sie nun einmal ihre Aufmerksamkeit geschenkt und das sie mit Argusaugen bewachten, auf und ab zu gehen, so war hundert gegen eins zu wetten, daß sofort ihr „machen Sie, daß Sie weiter kommen," jeden im tiefsten Innern hätte erbeben lassen. Ja, es gab unter ihnen welche, die es absolut nicht geduldet hätten, auf dem Marktplatz von Saint Germain oder im Hofe des Louvre zu rauchen. Übrigens thaten sie es nicht aus Bosheit, ihr Eifer und ihre guten Absichten werden ihnen sicher dereinst in einer besseren Welt belohnt werden.

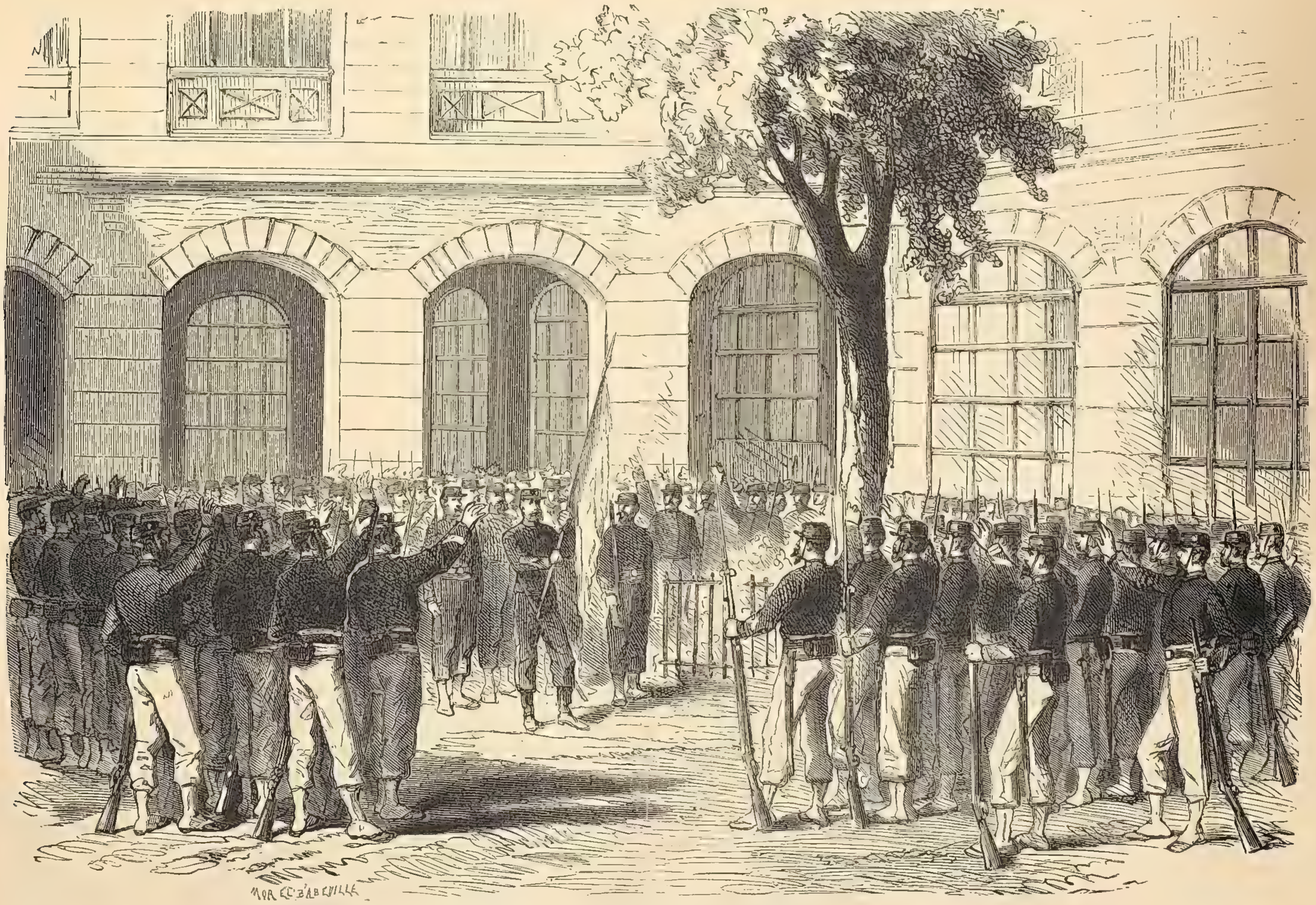
Jetzt war man in Paris bereit, worunter Folgendes zu verstehen: Die Bevölkerung war bereit, ihr Schicksal an sich herankommen zu lassen, bereit, sich den Umständen anzupassen, Schlachten zu schlagen, Gefechte zu liefern, den Sturm auf Paris, welchen man seit der ersten Stunde, in welcher die Deutschen vor Paris erschienen waren, erwartete, energisch zurückzuweisen, sie war sogar auf ein Bombardement gefaßt; kurzum, sie war bereit, alles nur einigermaßen Anständige zu thun, ohne alle Prahlerei und Windbeutelei, aber auch ohne jedes Zeichen von Schwäche, ohne Furcht selbstverständlich, und sie war bereit, allen Angriffen Trotz zu bieten. Die Menge freilich ließ all die kriegerischen Manifestationen, von denen zeitweise die Boulevards wiederhallten, ohne jedes Echo; man wußte nicht, woher diese Manifestationen kamen, nicht, was mit ihnen bezweckt werden sollte. Die Massen hatten nur ein Lächeln, freilich ein trauriges dafür, wenigstens regte sich in denselben etwas wie Schmerz darüber, daß man auf solche Art seiner

Würde etwas vergebe. Was nun die Regierung anbelangte, hielt sie uns wirklich für bereit, und war sie es selbst? Das ist so dunkel wie eine Tintenflasche. Man wußte hierüber nichts, rein gar nichts! Die Regierung war so freundlich, uns zu sagen, in einem etwas pausbackigen Stile allerdings, daß wir geradezu bewunderungswürdig seien, daß der Feind mit offenen Augen in sein vor ihm geöffnetes Grab marschiere, und daß die Republik Helden gebäre; von allem weiteren aber, was uns etwa doch auch interessieren konnte, war mit keinem Sterbenswörtchen die Rede. Man sagte uns freilich zum Beispiel: Trochu habe seinen Plan. Aber dieser Plan war bei einem Notar niedergelegt, nun mochte sich einer auf die Beine machen und erkunden, bei welchem? Niemand hatte eine Ahnung, in was eigentlich dieser Plan bestehen könnte. Offen und ehrlich gestanden, das däuchte uns gar nicht ohne Grund zu sein. Vielleicht wollte Trochu auch damit nur den Glauben erwecken, daß sein Plan turmhoch über all den bisherigen sämtlicher Generale stehe, die es niemals für notwendig gefunden hatten, so viel Vorsicht wie er walten zu lassen und einen „Plan" zu haben.

Verhaftung eines vermeintlichen Spions auf dem Börsenplatz.

Von allem, was man uns versprochen und verkündigt, hatten wir nur eines fest im Gedächtnis behalten: „Wenn Paris sich zwei Monate hält, ist Frankreich gerettet!" Mehr wollten wir gar nicht haben! Entschlossen, wie wir waren, unserer selbst sicher, wollten wir diese zwei Monate lang gewißlich wacker aushalten. Der Ausgang hat bewiesen, daß wir uns nicht allzugroßen Einbildungen damals hingaben.

Der Feuereifer, den jeder einzelne entwickelte, war geradezu großartig, und ein erhebender Augenblick war es, als die Francstireurs ihrem Kommandanten Aronsohn auf die Fahne schwuren, zu siegen oder zu sterben. Mit peinlichster Sorgfalt wurde jeder gegebene Befehl ausgeführt, und weder Regen noch Kälte oder sonstige Unannehmlichkeiten waren



Francstireurs von Paris schwören ihrem Kommandanten Aronsohn auf die Fahne, zu siegen oder zu sterben.

imstande, uns vom Exerzieren abzuhalten. Man hat behauptet, die Armee sei aller Disziplin bar gewesen; mag das auch eine große Übertreibung gewesen sein, ein Körnlein Wahrheit enthielt das Wort doch, aber bei der Nationalgarde war sie musterhaft. Jeder gegebene Befehl wurde, wie gesagt, pünktlich ausgeführt, und Offiziere wie Unteroffiziere hatten es nicht nötig, uns hart anzulassen. Mochte man auch innerlich über das Exerzitium schimpfen und sich selbst bedauern, nach außen ließ man nichts davon merken, und willig unterzog sich jeder dem anstrengendsten, oft ganz unnötigen Dienst. Man sagte sich: „Es muß sein, es muß durchgemacht werden, sonst können wir nicht daran denken, uns mit den Preußen zu schlagen, also verlieren wir kein Wort mehr darüber!“ — Ah, sich schlagen, das war der sehnlichste Wunsch, die Hoffnung der meisten; von Tag zu Tag wartete man darauf. Zum Kampfe mußte es doch kommen, daran verging keine Nacht, ohne daß auf den Wällen da und dort ein paar Schüsse gefallen wären, sei's um die Posten munter zu erhalten, sei's weil man sich eingebildet hatte, der Feind rücke heran, nicht in Massen und zum Sturme bereit, das wohl nicht, aber doch einzelne Leute vom Feind, in der Dunkelheit sich anschleichend, um unsere Verteidigungswerke auszuspionieren.

Ich erinnere mich, daß gegen Ende September auf Bastion 86, wo ich in der Folge Dienst zu thun hatte, die Schildwache einmal nachts ein oder zwei Preußen an dem Ufer der Bièvre, welche am Fuße des Walles vorüberfließt, herumschleichen zu sehen vermeinte. Der Posten gab das Alarmzeichen. Kanoniere und Nationalgarden eilten herbei, man bohrte die Augen in die Finsternis und gab sich alle Mühe etwas zu sehen, und in der That man sah auch, wie sich etwas in der Nähe des Walles, bald da, bald dort bewegte.

Artillerie- und Kavallerie-Lager auf der „Avenue der großen Armee.“

konnte ja kein Zweifel sein, hätten uns denn sonst die Organe der Regierung jeden Morgen und in allen Tonarten wiederholt: „Widerstand, verzweifelter Widerstand, wir wollen uns schlagen bis auf den letzten Mann,“ und wie großartig klang es: „wir wollen uns unter den Ruinen von Paris begraben!“ Wie oft und viel, bis zum Überdruß, hat man uns dies vorgeleiert, und wir glaubten daran, glaubten wirklich daran, wir armen Teufel, und konnten den Tag kaum erwarten, an dem wir dem Feinde sollten mit dem Bajonett zu Leibe gehen dürfen. Zu welch anderem Zwecke lagerte denn unsere Artillerie und Kavallerie in der „Avenue der großen Armee“, wenn es nicht dazu geschah, sie gegen den Feind zu führen? Mit dem malerischen Lagerbild war uns nicht gedient. Ach, wenn die Preußen doch nur schon da wären, aber immer noch ließ sich nichts von ihnen erblicken. Da wäre es ja am Ende ganz und gar überflüssig gewesen, so viele Häuser einzureißen, eine Unzahl Brücken zu sprengen, so viele Familienväter aus ihren Verhältnissen herauszureißen und im Dienste abzuhetzen!

Aber wir hofften felsenfest auf die Ankunft der Preußen, und es

„Qui vive?“ brüllte die Schildwache. — Keine Antwort! Meiner Treu! Die Schildwache, welche an all die herrlichen Versprechungen von glänzenden Belohnungen, wie sie die offiziellen Blätter in Aussicht gestellt, denken mochte, machte fertig und der Schuß krachte. Man kann sich die allgemeine Aufregung denken. Aber, zum Henker! Der verdächtige Gegenstand bewegte sich nach wie vor, bald ging er nach rechts, bald schritt er nach links, bald die Wallböschung hinauf, bald hinunter, aber immer ganz leise, und dabei so recht gemütlich und behaglich. Das war denn doch zu frech, einem solchen Hohn zu bieten! Paff, krachte es zum zweitenmal, aber ebenso erfolglos. Wie mochte einer nur auch so schlecht schießen! Und im Gedanken, es besser zu machen als sein Nachbar, zielte jeder in die Nacht hinaus. Piff! paff! Wieder hielt man scharfen Auslug und sah immer noch ein unbestimmtes „Etwas“, das sich bewegte. Also knallte man eben wacker drauf los, wenn man auch in der Dunkelheit nur schlecht Zielpunkt nehmen konnte; mehr als 40 Schüsse mochten so nacheinander abgefeuert worden sein. Endlich stieg die Sonne herauf, und nun sah man — eine unschuldige Kuh, welche

sich die duftigen Kräuter, die am Wall wuchsen, trefflich munden ließ und sich um die Erfindung des Chassepots so wenig kümmerte, als um irgend sonst was auf der Welt.

Ein andermal wurde ein Kirchhof, dessen Grabsteine entfernt worden waren, weil sie dem Feinde gute Deckungen gegeben haben würden, in der Nacht für ein Bataillon gehalten, welches ein Karree gebildet hatte. Jetzt mußte jeder Zweifel schwinden. Das war der Sturm, den der Feind vorbereitete, der Sturm, gegen den unser Gouvernement mit solch großer Sorgfalt die umfassendsten Vorkehrungen getroffen hatte, er drohte nun wirklich, und die Deutschen versuchten es auch hier wieder einmal mit ihrem alten bekannten System, „den Gegner zu überraschen." Dieses Bataillon da vorn war sicherlich nur die Spitze der Sturmkolonne. Trug nicht jeder der zum Angriff Schreitenden ein Faschinenbündel bei sich? Ei, seht doch nur! Und wieder strengte jeder seine Augen an. Dabei regnete es Verwünschungen über den Generalstab, der hier keinen Apparat für elektrisches Licht hatte aufstellen lassen. Das ließ sich jetzt aber nicht ändern; der richtige Moment war da. „An die Gewehre!" und aus der Ferne hallte es hundertstimmig wieder: „An die Gewehre!" Von allen Seiten eilten die Abteilungen herbei, pustend, schnaubend, ganz außer Atem, aber herzhaft, lauter entschlossene Burschen. Salve folgte auf Salve, aber man denke sich die Überraschung, — dieses verdammte Bataillon da drüben erwiderte auch nicht einen Schuß. Wie es dann Tag wurde, war die Überraschung allerdings keine kleine! Nun was lag schließlich daran? Es war eben ein Irrtum gewesen. Es hätte ja eben so leicht der Fall sein können, daß der Feind es wirklich mit einem Sturm versucht hätte! — Jeden Tag hörte man von Kommissionen und Subkommissionen, von Präsidenten und Berichterstattern solcher; eine ganze Unzahl war ernannt worden, die Fortschritte zu prüfen, welche die zur Vernichtung des Feindes getroffenen Anstalten gemacht hatten. Er sollte es doch nur wagen, zu kommen! Die Kommission, so meldeten die Journale, war ganz baff, als sie die Kraft der Petroleumpumpen kennen lernte und die durch Kohlendampf alles erstickenden Bomben und andere solche Sachen, was weiß ich, wie sie alle heißen, in Paris vor sich sah.

Hätte man so viele Kommissionen eingesetzt, Berichte und alles Mögliche erstattet, wenn man nicht fest davon überzeugt war, daß es einen Angriff auf die Wälle zurückzuweisen gelte? Es hieß später, die Regierung habe die Truppen lediglich angenehm unterhalten, ihnen Zerstreuung und Beschäftigung verschaffen wollen, aber ich kann doch kaum daran glauben. Von uns war jeder steif und fest überzeugt, und auch sonst glaubte alle Welt daran, daß die Preußen einen Angriff auf die Enceinte trotz der Forts, sei's bei Nacht, sei's durch Überrumpelung, versuchen würden, denn dessen hielt man diese Teufelsbraten fähig, sich unbemerkt zwischen den Forts durchzuschleichen. Wir glaubten nun einmal fest daran, und sicherlich auch die Regierung. Als sich aber nach etlicher Zeit die Dinge mehr und mehr geklärt hatten, wagte die Regierung es nicht mehr, uns zu Vertrauten ihrer Ansichten zu machen, und gerne, lächelnd ließ sie uns da draußen unnütz die Zeit vergeuden, vom Regen durchweicht und dem Gespött der Kameraden preisgegeben. Um so schlimmer für die Regierung!

Die „Männer der That" hatten uns der Mühe freundlichst enthoben, eine Antwort auf die famose Frage: „Was nun?" zu erwarten; sie hatten den ganzen kaiserlichen Bau über den Haufen geworfen, eine „Krönung des Gebäudes", wie sie sich weder der gute Herr Rouher noch der famose Herr Emile Ollivier wohl jemals hatten träumen lassen. Die Republik, wenn auch noch nicht fix und fertig, war proklamiert und, was noch weit mehr wert, sie war allgemein angenommen und anerkannt worden.

Wie es in der Stadt Paris aussah.

Das Traurigste für uns war, daß unsere Straßen abends nicht mehr beleuchtet werden konnten, das wollte uns schier das Herz zerreißen. Man konnte ja vieles entbehren, aber ohne Gas sein zu müssen, das empfanden wir als eine Grausamkeit, als ein schreckliche Grausamkeit, die wir den Deutschen nie und nimmermehr würden verzeihen können; über den Entzug des Gases waren wir weit mehr erbost, als über das Bombardement, über das wir im großen und ganzen ja zwar auch schimpften, an das wir uns aber vom zweiten Tage ab gewöhnt hatten. Aber die Straße Richelieu, um nur ein Beispiel zu nennen, finster sehen zu müssen, so finster wie in einem Ofenloch, und von 5 Uhr abends an alle Läden geschlossen, das war heillos. Kaum drei Petroleumlampen in der ganzen Straße, höchstens noch die Laternen eines einzigen Omnibus, der vom Odeon nach der Barrière blanche fuhr. Und welche Totenstille überall! In gewissen Stadtvierteln konnte man gegen 10 Uhr, namentlich im Quartier des alten Clos Saint Lazare, sich in eine Totenstadt versetzt glauben. Zuweilen glänzten die Giebel der Häuser im Mondlicht, aber in den Straßen sah man kein Lichtlein, keine Menschenseele, nicht einmal Diebe schlichen durch die Dunkelheit hin, denn (wer hätte das je in Paris für möglich gehalten?) es gab nicht einmal Diebe mehr! Mutterseelenallein schritt man zwischen den Häuserreihen hin, die alle leer zu sein schienen; es lag so nahe, sich einzubilden, man komme als Länder durchforschender Reisender in eine Stadt, die, wie einst Babylon, durch ein Strafgericht des Himmels völlig entvölkert worden, man wartete förmlich darauf, sobald man eine Thüre öffnen würde, auf uralte Skelette zu stoßen, — es wurde einem ordentlich angst! — Was einem aber auch am lichthellen Tage auffiel, das war, daß man nirgends mehr, man mochte noch so sehr suchen, einen Fiaker zu entdecken vermochte, höchst wahrscheinlich weil sie aufgezehrt worden waren, die Pferde natürlich, denn so weit trieb die Hungersnot die Pariser doch nie, ihren Hunger mit Kutschenzeug, Kutschenkissen oder gar mit Kutschern selbst zu stillen. Ach, die armen Tiere! Im übrigen ließ es sich tagsüber am Ende schon aushalten. In den Straßen ging es immer recht lebhaft zu, und kam ein schöner Sonntag, so gab es auch noch Gelegenheit, auf den Boulevards die reichen Toiletten zu bewundern, welche die Straßen fegten und versperrten. Du lieber Gott, man war eben nachgerade auf alles gefaßt, und wenn man genau zusieht, ist man heute in Paris nicht so lustig und fühlt man sich lange nicht so glücklich, als man es damals war. Man hoffte, und das Hoffen ist ein beglückendes Gefühl.

Und doch gab es viel Elend in Paris, schreckliches Elend; namentlich im Mittelstande war dasselbe fast ein allgemeines, unsäglich tiefes. Was wirkliche Arme waren, die blieben meist ohne Hilfe; die Reichen hatten Geld, und für Geld kann man schließlich alles haben; aber der ganze Beamten- und Commisstand, die kleinen Rentiers, die Beamten, die sich hatten pensionieren lassen! Sie alle waren auf ihre Fleischration angewiesen, die sie gegen Vorzeigung ihrer Karte erheben konnten, sie mußten sich bei jeder Witterung mit den andern in Reih und Glied stellen und warten, bis die Reihe an sie kam, oft standen sie schon vor Tagesanbruch an ihrem Platze, keinen Bissen Brot, keinen Sous in der Tasche und ohne jede Aussicht, irgendwo Kredit erhalten zu können; diese Leute waren es, das darf man wohl sagen, welche am allermeisten litten. Zu stolz, um ihren Sold als Mitglieder der Nationalgarde zu verlangen und die Vorteile zu beanspruchen, welche die Frauen von Nationalgardisten genossen, hatten diese Leute schließlich nur noch Wasser und Brot, und davon lebten sie. Als dann auch noch die Brotrationen herabgesetzt und kleiner wurden, da starben nicht wenige dieser Ärmsten vor Erschöpfung, Anstrengung und Hunger. Nicht jedem war es gegeben, und es war auch nicht jedermanns Sache, sich in einer Ecke des Markts von St. Germain eine Portion Hunde- oder Katzenfleisch, oder gar etliche Ratten zu kaufen. Eine einzige Menschenklasse befand sich sehr wohl während dieser Belagerung und machte sogar ein gutes Geschäft dabei. Das war die Klasse der Klein-Kaufleute, soweit sie mit zu des Leibes Notdurft und Nahrung gehörenden Artikeln handelten. Man macht sich gar keinen Begriff davon, mit welchem Cynismus, mit welcher Unverschämtheit diese „Mitbürger" auf die Lebensmittelnot spekulierten, und ebensowenig davon, was sie alles zu ersinnen wußten, um uns, natürlich in patriotischester Weise, auszubeuten und uns fabelhafte Preise abzuverlangen. Es gab unter diesen Leuten welche, die geradezu der Schrecken ihrer Nachbarn waren. Da war kein Hund, keine Katze, die vor ihren Krallen sicher gewesen wäre. Sie machten Pasteten und abscheuliche Würste daraus, welche sie sich von uns mit Gold aufwiegen ließen. Ja, es war etwas teuer, ein Feinschmecker zu sein! Für ein Huhn zahlte man gerne 50 Franken, natürlich mußte man solche erst haben. Ein Zwiebackfabrikant hatte sich, wie es allgemein hieß, ein Riesenvermögen dadurch gemacht, daß er keinen Zwieback anfertigte, und

das ging so zu: Um Zwieback herzustellen, braucht man Eier, viel Eier, ungeheure Mengen von Eiern. Wie ein kluger Geschäftsmann dies zu thun pflegt, kaufte er zur richtigen Zeit ein, und da er einen außerordentlich großen Bedarf hatte, so erhielt er auch ziemlich hohen Rabatt. In Kalk gelegt oder mit Firnis überstrichen, hielten sich solche Eier ein ganzes Jahr lang frisch. Als der Feind ins Land kam und die Belagerung von Paris begann, hatte der gute Mann, wie es allgemein hieß, in seinem Magazin einen Vorrat von mehr als 500000 Eiern, die ihn durchschnittlich nicht mehr als einen Sou das Stück gekostet hatten. Später aber erlöste er aus seinen Eiern bis zu 2 Franken 25 Centimes das Stück! Und nun rechne einer einmal, was der Mann verdiente! Die Parfümeriefabriken erzielten ähnliche glänzende Preise, indem sie ihre zur Bereitung von Pomaden und anderem wohlriechendem Zeug bestimmten Vorräte an Schweineschmalz wieder ihrem ursprünglichen Beruf, als Nahrungsmittel zu dienen, zurückgaben. Leider hatten sie zum teil schon eine neue Form angenommen, und ich erinnere mich noch genau der Unruhe, welche mich bei dem Gedanken ergriff, welche Wirkung wohl am Ende eine sogenannte Hasenpastete auf meinen Magen haben könnte, deren Sauce ganz entsetzlich nach Bisam duftete. Die Familien-Mahlzeiten waren nachgerade sehr einfach und wenig nahrhaft geworden, namentlich wenn einmal gar kein Fleisch zur Verteilung gekommen war. Schließlich mußten die schönen Worte der Herren Maires über diesen Mangel hinüberhelfen, man war zuletzt mit allem zufrieden, auch wenn der gesunde Menschenverstand oftmals energisch rebellierte. Man stellte Suppen her aus Dingen, die man eben gerade bei der Hand hatte: aus Wasser, Fett und Brot. Wenn jemand Liebigschen Fleischextrakt hatte, so konnte er sich einen Götterschmauß bereiten, der ihn auf lange hinein sättigte, ein solches Mahl war so kostbar, als wäre man an Lukulls Tafel gesessen. Und dann das herrlichste Gericht: Reis mit Schokolade oder in Schmalz oder gar Maccaroni! Zum Schluß gab es noch Croquettes, gebackene Nudeln. Hatte man all das verzehrt, so überkam einen das wonnigliche Gefühl, gespeist zu haben wie ein König. Man erfand neue Speisen: Hasenfrikassee ohne Hasen, Matrosensuppe ohne Fische, Pfannkuchen ohne Eier. — Bei den beiden ersten Gerichten mußte eine Brotrinde, fein geröstet, wohl oder übel das Fehlende ersetzen. Der Pfannkuchen ohne Eier war ein Gericht, ein Leckerbissen, der nur an solchen Tagen auf den Tisch kam, an welchen man Gäste bei sich hatte. Um sich diese herrliche Speise zu verschaffen, weichte man ein Stück Kommißzwieback in Zuckerwasser und ein wenig Orangenblütenwasser ein. Dann streute man etwas feines Sägmehl und gestoßenen Zucker darüber, goß Rum dazu, zündete ihn an und .... da gab's keinen, der nicht die Finger darnach geleckt hätte. Kurzum man würgte die unglaublichsten Speisen hinunter, denn — die Deutschen standen eben immer noch vor den Thoren, und darin eben bestand die Sauce, die den Fisch hinuntertrieb. Heute verzehrt man sein Fischlein

Auf dem Markt von St. Germain. Beim Hunde- und Katzenmetzger. — Frische Ratten, 1 Frank das Stück! (Aus Le monde illustré. 1871, Nr. 721.)

in aller Seelenruhe und in ganz anderer Gemütsverfassung. Wahrlich es war damals schlimm genug, und doch sollte noch eine Zeit kommen, wo man, um ein Stückchen Schokolade zu erlangen, schon hohe Gönner haben mußte und daneben noch Geld, viel Geld!

Pferdefleisch, welches schließlich das Hauptnahrungsmittel bildete, war einem anfangs als etwas ganz Abscheuliches vorgekommen, schließlich aber machte es sich doch; je mehr man die Erinnerung verlor, einmal von Ochsenfleisch sich genährt zu haben, um so bestimmter behauptete man, es sei geradezu ein Ding der Unmöglichkeit, zwischen Ochsen- und Pferdefleisch auch nur den geringsten Unterschied zu finden, und man versicherte hoch und teuer, daß von jetzt ab Pferdefleisch für alle Zeiten unter den Lebensmitteln einer Stadt eine hervorragende Stelle einnehmen werde. Man glaubte zwar nicht so recht an die Geschichte. Um aber das Fleisch dieses Tieres würdigen zu können, das uns so große Dienste leistet, muß man sich freilich auch in gleicher oder wenigstens ähnlicher erbarmungswürdiger Lage befinden, wie es bei uns der Fall war. Ochsenfleisch hatten wir niemals anders verspeist, als gemästet

und für unsern Tisch wohl zubereitet, und in wie vielerlei leckerer Weise kam es auf unsern Tisch! Da fehlte nicht die frische Butter dazu, nicht die Kraftbrühe, wir hatten feine Gewürze, herrliches Mark, Essig und Öl, kurzum es fehlte an gar nichts, da hieß es nur: „Herz, was begehrst du?"

Pferdefleisch aber konnten wir nur von einem Tag auf den andern bekommen, kaum daß das edle Roß abgezäumt war und unter dem Messer des Metzgers verblutet hatte. Schlecht genährt, lendenlahm und herabgekommen, war auch sein Fleisch entweder zu hart oder viel zu weich. Und welche Zuthaten gab's? Keine, rein gar keine, höchstens ein wenig Fett, und das war in den meisten Fällen ranzig.

Vielleicht, daß wenn Pferde gleich gut verpflegt werden, wie dies beim Rindvieh der Fall ist, auch ihr Fleisch von recht guter Qualität sein mag, aber am besten verzichtet man doch auf diesen Genuß. Es gab in Paris Damen genug, die es nicht über sich bringen konnten, auch nur davon zu kosten. Diesen wäre zu raten gewesen, für einige Zeit, um wieder zu Kräften zu kommen, nach Vichy ins Bad zu gehen,

Im Schnee auf den Wällen.

denn die Frage drängte sich einem auf, wie und von was dieselben eigentlich während der Belagerung lebten? Wie lange wird es dauern, bis sie sich wieder völlig erholt haben werden? An Gemüse fehlte es uns vollständig; ein Zwiebel, nicht größer als eine Nuß, kostete 20 Sous. In der Halle (Gemüsehalle) zahlte man für drei Krautblätter (und was für Blätter, dick und steif gefroren!) bis zu 1 Frank und 50 Cent.

Da es an Schmalz und Fett fehlte, sprach man allen Ernstes davon, solches durch gereinigten Talg zu ersetzen.

Wein gab es im Überfluß, und der Preis war nicht allzu hoch, — gegen das Ende der Belagerung aber, und niemand zweifelte daran, daß es bereits das Ende sei, — verbargen die Händler ungeheure Mengen davon. Was aber für eine große Menge Leute eine förmliche Entbehrung war, das bestand darin, daß es kein Bier mehr gab. Da aus all den Hauptplätzen, von woher man seither Bier bezogen hatte, vom Elsaß, von Belgien, von Deutschland, keines mehr bezogen werden konnte, hatten sich jetzt die pariser Limonadenfabrikanten in Bierbrauer verwandelt. Es war jedoch ein geradezu gräßliches Getränke, was sie zu Tage förderten, und das durfte einen erst nicht einmal wundern, denn es fehlte vollständig an allen zum Bierbrauen notwendigen Hauptbestand-

„Keinen Fuß breit von unserem Boden und keinen Stein von unseren Festungen!“ — „Tod oder Sieg!“ — „Der Gouverneur wird nie, niemals kapitulieren!“ — „Unsere Armeen aus den Provinzen sind im Anmarsch!“ — „Ganz Frankreich erhebt sich in Massen!“ — und mit anderen auf den Effekt berechneten Phrasen, welche unsere Herzen wieder aufrichteten, uns Mondkälbern, die wir waren!

Die Wahrheit war, daß schon zwei Tage später die Rationen zweimal herabgesetzt wurden, dann wurde das Brot völlig schwarz, aber wenn es nur dabei geblieben wäre! Bald darauf war es aus Bestandteilen hergestellt, die mit Namen zu nennen eine reine Unmöglichkeit für mich ist, die aber bei der Gesamtheit der Bürger, welche infolge der fürchterlichen Entbehrungen in der letzten Zeit bereits gar arg von Kräften gekommen waren, Leibesbeschwerden herbeiführten, deren heftigste

Die Bevölkerung von Paris verschafft sich Brennholz, wie und wo sie kann. (Aus Le monde illustré, 1870. Nr. 720.)

teilen. Man half sich schließlich, so gut es eben ging, mußten doch auch die Frauen das unendlich schwerere Opfer ihres Kaffees „mit Milch“ bringen. — An dem Tage, als unsere hochwohlweisen Herrn und Meister sich wohl oder übel hatten dazu entschließen müssen, das Brot nur noch in Rationen zu verteilen, so sehr sie sich auch davor gefürchtet, diese Maßregel zu ergreifen, (denn mit Schreck dachten sie daran, was man in Belleville, vor dem sie alle zitterten, dazu sagen würde,) begriffen wir in der That noch nicht die ganze Tragweite dieses Schrittes und ebensowenig vermochten wir den Speck zu erkennen, den man aufgesteckt und dem wir seit Monaten zum Opfer gefallen waren.

Wir waren so sicher in dem Gedanken, noch Mehl für mehr als sechs Monate lang zu haben. Hatte man uns denn nicht in einer feierlichen Proklamation, es waren seither noch keine 14 Tage verflossen, gesagt: „Das Brot wird niemals in Rationen verteilt werden!“ — Merkst du noch nichts, Jakob? — Diese Zusicherung kam aus der gleichen Phrasenfabrik, die uns zuvor mit den Versicherungen vertröstet:

in einer ungemein hartnäckigen Diarrhoe bestand.

Dieses Brot wurde nicht einmal in kochendem Wasser weich, wie hätte es der Magen verdauen sollen? Es war so weit, daß allgemach in dem einen und anderen von uns der Verdacht aufstieg, das Gouvernement wolle unsere ohnehin schon große Hinfälligkeit noch vermehren, in der Absicht, uns jede Hoffnung zu nehmen und uns die Wahrscheinlichkeit einer Kapitulation weniger schlimm erscheinen zu lassen; zur Kapitulation waren die Männer der Regierung ja schon lange entschlossen, bevor sie es gewagt hatten, das erste Wort darüber verlauten zu lassen.

Nun, man gewöhnte sich auch an das beinahe ungenießbare Brot, wie man sich vorher schon an so viele Härten, welche die Belagerung mit sich brachte, gewöhnt hatte. In den Restaurants bekam man bloß zu trinken; wer Brot essen wollte, mußte es selbst mitbringen, und wurde man von einem Freunde zu Gast gebeten, so stellte dieser ganz die gleiche Bedingung. Gegen 6 Uhr hatte jede Person, die einem auf den Boulevards begegnete, ein kleines Paket unter dem Arm, das in

irgend eine Zeitung eingewickelt war, es enthielt die 300 Gramm Brot. — Die Entbehrungen aber, unter denen wir am allermeisten zu leiden hatten, aufzuführen, habe ich mir für zuletzt aufgespart, es waren der Mangel an Holz, um uns zu erwärmen, und das Fehlen aller und jeder Nachrichten von unseren Angehörigen. Man hätte meinen können, der Himmel selbst habe sich wider uns verschworen. So lange unsere Erinnerung reichte, hatten wir keine solche Grimmkälte gehabt, als während dieses traurigen Winters.

Ich beschränke mich auf Paris, und rede hier nicht von den entsetzlichen Leiden, welche unsere regulären Soldaten und die über Nacht zusammengerafften Mobilen, was unsere Nationalgarden auf Vorposten auszustehen hatten. Paris war starr vor Entsetzen, als ihm jetzt auch noch die Pflicht oblag, für Leute zu sorgen, die einzelne Gliedmaßen erfroren hatten. Ich sah einen Sergeanten der Mobilen, der falsch behandelt worden war und dem beide Füße abfielen, sie hatten sich von selbst losgelöst; kurz darauf war er eine Leiche. Ich sah auch die Lokalitäten vor Paris draußen, wo keine Fensterscheibe ganz geblieben war, keine Thüre sich mehr in der Angel drehte, weil sie wie die Fußböden in allen Häusern ins Feuer hatten wandern müssen. Unsere Soldaten, durch die anhaltende Kälte fast um den Verstand gebracht, hatten allen Respekt vor dem Eigentum verloren. Sie hätten die Wiegen ihrer eigenen Kinder in die Kamine geworfen, nur um dieser furchtbaren, schmerzhaften Kälte einigermaßen begegnen zu können. Die Nationalgarden sogar, pariser Kinder und selbst Hausbesitzer konnten es zum größten Teil nicht mehr aushalten. Da sie weder Möbel noch Fenster mehr fanden, die sie hätten ins Feuer werfen können, machten sie sich daran, die Dächer abzudecken, und Dachsparren und Latten als Brennmaterial zu verwerten.

So weit kam es in der Stadt selbst nicht; man litt dort auch weniger unter der Kälte, im großen und ganzen wenigstens, denn die Häuser waren geschlossen, was schon viel ausmachte; aber wenn der Zentner Holz 15—20 Franken kostet, und kein Holz, keine Kohlen für die Küche mehr da sind, so darf es einen nicht wundern, wenn die Leute buchstäblich nicht mehr wußten, wo aus und ein, und alle Fassung verloren hatten. Die Hausfrauen begannen um allen Humor zu kommen, ein schlimmes, sehr schlimmes Zeichen! — Welche Börse, welche Sparbüchse hätte solch fürchterlichen Ansprüchen zu genügen vermocht! Nur gar wenige! Und was für Holz war es, das man um einen fast unerschwinglichen Preis bekam? Holz von Bäumen, die tags zuvor gefällt worden waren, in Vincennes und auf den Pariser Avenuen. Nur mit gewaltigen Papiermassen, zu welchen die Zeitungen den Stoff liefern mußten, gelang es, sie zum Brennen zu bringen. Nach vieler Mühe fingen die Scheiter an zu singen. Der Schnee und Saft tropfte hüben und drüben an den Holzscheitern herab, alles entwickelte nur einen dicken schwarzen Rauch, von einer Flamme, von der Möglichkeit, sich erwärmen zu können, war gar keine Rede, vergebens hoffte man darauf. Alles Zimmerholz wanderte ins Feuer, ihm folgten Dielen, Besenstiele, Promenadenbänke, die Gartenzäune. Man war starr vor Kälte, nur noch ein Eisklumpen. Die ganz Armen machten es kurz und blieben einfach im Bett liegen. Was von trockenem Holz noch vorhanden war, wenig genug war es, durfte nur für Kranke und Verwundete abgegeben werden, die öffentlichen Stellen hatten Hand darauf gelegt. Die einzigen, welche nicht zu frieren brauchten, und darin mochten die Bewohner der Hauptstadt einen wenn auch schwachen Trost finden, waren die Herren Maires und ihre Adjunkten in Paris, bei denen war's immer recht behaglich warm.

Eines Abends trat ich in eines der Theater; man gab dort immer noch Vorstellungen; der Theaterdirektor spann zwar keine Seide dabei, er konnte froh sein, wenn er seinen Künstlern und Angestellten, statt ihnen wie früher blankes Silber auszuzahlen, mit einigen Sousstücken unter die Arme greifen konnte. Das Stück, welches gegeben wurde, hieß: „Der Hammerschmied von Châteaudun," die Verfasser des Stücks verbargen sich unter Pseudonymen. Während der kurzen Stunde, die ich mich dort aufhielt, war ich Zeuge einer wunderlichen Scene. In dem Saal, in welchem gespielt wurde, herrschte eine Kälte, daß man blau davon werden konnte, und die qualmenden Petroleumlampen verbreiteten einen unsagbaren Dunst. Alles hatte die Rock- und Überzieherkrägen heraufgeschlagen. Die Dekoration auf der Scene stellte einen ländlichen Ort vor. Überall an den Bäumen reicher Blätterschmuck und ringsum herrlicher Blumenflor. Die Darsteller, kreuzfidel und hochfein aufgeputzt — es handelte sich um eine Hochzeit — waren ganz sommerlich gekleidet: weiße Hosen, seidene Weste, und einer der Komiker, ein dickwanstiger alter Herr, mußte, so verlangte es seine Rolle, dergleichen thun, als fiele ihm die Hitze furchtbar lästig und könnte er kaum zu Atem kommen. In einem fort wischte er sich mit seinem Taschentuch den Schweiß von der Stirne. — — —

Währenddem aber sah man, wie der Hauch bei jedem gesprochenen Wort und der Atem der stumm Dastehenden gefror und ihnen das Gesicht mit einer Eisschichte überzog, es lief einem selbst kalt den Rücken hinab. Anfangs mußte man unwillkürlich lachen, wenn man dann aber wieder diese armen Teufel von Schauspielern sah, mit ihren offenen Westen und Röcken, so thaten sie einem wirklich leid, und das Schauspiel wurde einem zur Qual.

Als mit dem ersten Tage der Cernierung selbstredend auch der Postverkehr ein Ende nahm, wurde man dessen anfangs kaum gewahr oder grämte sich doch nicht besonders darüber, war man doch immer noch in dem Wahn befangen, die ganze „Geschichte" könne ja höchstens 14 Tage dauern. Man hatte durchaus keine Lust, sich unnötigem Kummer und Sorgen hinzugeben. Die Absperrung durch die Deutschen beantwortete man damit, daß der Ballondienst organisiert wurde. Ach die Luftballons, welche Rolle haben sie damals in unserem Dasein gespielt! Erschien einer von ihnen hoch in der Luft, so ließ jedermann alles stehen, um den Ballon zu sehen, Kinder, Greise, die Frauen natürlich vor allem, liefen eiligst herbei. Man zeigte sich gegenseitig den Ballon. „Sehen Sie, dort ist er." „„Wohin geht er?"" „Nach Westen." „„Aha, da wird er in der Bretagne herunterkommen."" — „Allerdings, wenn er nicht vorher ins Meer purzelt.". —

Bei all diesen Aufläufen, die gelegentlich der Abfahrt eines Ballons stattfanden, war sicherlich immer einer unter der Menge, der natürlich alles aufs genaueste wußte, dabei log er aber das Blaue vom Himmel herunter, so daß wir alle mit offenem Maul und die Ohren gespitzt, dastanden. — „Laßt den doch nur steigen!" sagten diese Personen, mit den Augen zwinkernd, „in Bälde werdet ihr noch ganz andere zu sehen bekommen, als dieses armselige Dings da. Ich bin ein Freund von Nadar," (berühmter Luftschiffer) — alle, welche über die Ballons ihr Wissen auskramten, waren Freunde von Nadar; wie viele Freunde mußte der gute Mann haben! — „und ich kann euch versichern, daß binnen ganz kurzer Zeit, der Theorie des „leichter als die Luft" zufolge, ganze Luftballonzüge für Reisende organisiert sein werden. Wir werden uns von hier nach der Provinz begeben können und wir werden von da nach Paris zurückkehren, ganz wie es uns beliebt. Die Wiederverproviantierung wird sich so ganz von selbst und auf die bequemste Art von der Welt machen." Und wohlgemerkt, solcher Blödsinn wurde geglaubt, wenn auch nicht auf die Länge, so doch etliche Stunden lang; mehr als einer der Zuhörer von solchen Gruppen erzählte, heimgekehrt, seinen Nachbarn Wort für Wort die gleiche Geschichte, und verfehlte nie, beizusetzen: „Ich muß das nämlich genau wissen, denn Nadar ist ein Freund von mir." Ich kenne Leute, die Nadar in ihrem ganzen Leben noch nicht einmal gesehen haben, deren Einbildungskraft sie aber Zwiegespräche, die sie mit jenem gepflogen, erfinden ließ, in deren Verlauf Nadar gesagt hatte: „Ich kann dich mit dem heiligsten Eid versichern, ich habe das Geheimnis des lenkbaren Luftschiffes entdeckt." Aber es war nicht bloß die Möglichkeit, Briefe an unsere Angehörigen gelangen zu lassen, die uns beschäftigte, ebenso sehr und noch viel weiter that es die Frage: „Was ist aus ihnen geworden, wo bekommen sie das Geld her zu ihrem Lebensunterhalt?" Dieser Gedanke war für uns das Schmerzlichste, unsere schwerste Prüfung. Wie jauchzte alles bei der Aussicht, demnächst wenigstens durch Brieftauben Nachrichten von draußen zu bekommen, und wenn es auch nur ein Wort, ein einziges Wörtlein gewesen wäre! Auch das war natürlich nur wieder einmal ein Köder gewesen, den man der Bevölkerung hinwarf, wohl wahr, einer weiter, aber, — wie wohlthuend war doch diese Aussicht! Unter den Bevorzugten, sie waren, wie man im Publikum erfährt, gerade nicht sehr zahlreich, denn auf Grund von Indiskretionen sind wir zu dem Glauben berechtigt, daß verschiedene Herren unserer Regierung, und zwar eine stattliche Anzahl derselben, unter der Botschaften der Delegation von Tours und mit

denselben immer auch etwas an ihre Adresse Gerichtetes empfingen, — unter den Bevorzugten sagen wir, gab es welche, die schwuren, niemals wieder eine Taube zu verzehren.

Man wird vielleicht darüber lächeln, und solche Schwüre eine Kinderei nennen, aber sie zeigen doch wenigstens eines: „Mögen die Fremden, die sich so lange bei uns in Paris aufhielten und sich da in Vergnügungen aller Art stürzten, uns immerhin korrumpiert und unsere Stadt einen Lasterpfuhl nennen, wir hängen doch mit treuer Liebe an Weib und Kind.

Wie in allen Beziehungen, hatten die Franzosen bei Ausbruch des Krieges auch den Sanitätsdienst mehr oder weniger als angenehme Spielerei betrachtet und ihn in diesem Sinne betrieben. Ein zur Ambulanz umgewandeltes Gebäude war während der Beschießung von Paris der Gefahr ausgesetzt, von Granaten getroffen zu werden. Der dortige Chefarzt stellte daher das Verlangen, man solle seinen Schutzbefohlenen andere Lokalitäten anweisen. Die diesbezüglichen Verhandlungen hatte er mit einem alten Militär-Intendanturbeamten zu führen. „Mein Herr," sagte er ihm, „meine Kranken sind in beständiger Unruhe, sie finden keinen Schlaf mehr." — „Ah bah," lautete die Antwort der allgewaltigen Persönlichkeit, „vor Sebastopol war das noch eine ganz andere Geschichte!" — „Mag wohl sein!" entgegnete der Doktor, „aber wenn meine Kranken nicht schlafen können und in beständiger Aufregung sind, werden sie vom Fieber dahingerafft werden, wenn sie nicht schon vorher von Granaten in Stücke zerrissen worden sind." — „Ach was, Granaten!" erwiderte der andere. Und leise fügte er hinzu: „Wissen Sie, wie viel Granaten es braucht, um einen Menschen zu töten?" — „Nur eine, nach meinem unmaßgeblichen Dafürhalten. Vorausgesetzt natürlich, daß sie den Menschen trifft." — „Keineswegs, mein Herr, das weiß man besser, dank der Statistik, und diese beweist klar und deutlich, daß es hiezu nicht weniger als vierzig Granaten bedarf, keine mehr und keine weniger." — „Allen Respekt vor der Statistik," erwiderte der Arzt, „sie ist eine bewunderungswürdige Wissenschaft. Aber meine Kranken haben nun eben einmal Fieber, und ich muß darauf dringen, daß man sie an einen andern Ort bringt."

Nun begann der Intendant ein wenig grob zu werden. „Ah," meinte er, „Sie sprechen und fordern da in Ihrem eigenen Interesse. Wissen Sie, wie viele Kranke und Verwundete es zur Zeit in Paris giebt? Fünfunddreißigtausend! Wo soll ich die alle hinthun?" „Das hat mit meiner Angelegenheit gar nichts zu schaffen," erwiderte der Doktor, „übrigens kann ich Ihnen ein Lokal vorschlagen." „Wo wäre das?" „In den Gebäulichkeiten der „Magasins-réunis auf dem Boulevard du Temple."

Die neuen, von den städtischen Behörden eingerichteten und von der Menge belagerten Metzgereien. (Aus „Le monde illustré", Nr. 705.)

„Aber wo denken Sie denn hin?“ schrie der Intendant, „diese Gebäulichkeiten gehören ja gar nicht in meinen Bereich!“ — Es heißt, man wolle die Armee reorganisieren, und beim Avancement solle fürderhin nur das Verdienst entscheiden; sollte der von mir erwähnte Intendant ebenfalls befördert werden, so muß ich gestehen, daß ich darüber sehr erstaunt sein würde. — Ich habe im Anfang dieser Blätter gesagt, keiner von uns habe Anspruch darauf, ein Held genannt zu werden. Ich vergaß die Frauen! Ja, die Frauen, unsere Frauen! Diese bescheidenen Bürgersfrauen. Still ergeben, aber starken Herzens, verbergen sie sich vor uns, um still zu weinen. In aller Frühe, noch ehe es Tage wurde, den tiefen Schnee stampfend, starrend vor Frost und dem eisigen Nordwind preisgegeben, der durch die Straßen fegte, warteten sie still, ganze Stunden lang, bis die Verteilung der Lebensmittel begann.

Beschießung von Paris. Die Bewohner des linken Seine-Ufers richten sich in den Kellern häuslich ein.

Und wohl verstanden, das waren keine bezahlten Leute, die für andere sich hier beinahe die Füße erfroren, um deren Portion zu holen, o nein! In den meisten bürgerlichen Haushaltungen hatte man längst keine Dienstboten und keine Bonnen mehr, von was hätte man ihnen ihren Lohn zahlen sollen? Es waren unsere Mütter, unsere Frauen, unsere Töchter und Schwestern, ja sogar unsere Großmütter standen in der Reihe. Es mochte Stein und Bein gefrieren, oder, was noch viel schlimmer, wie mit Kübeln schütten, sie standen da und warteten, ließen sich drängen und stoßen und auf die Füße treten. Das Familienhaupt kam ja demnächst von den Wällen, wo es die ganze Nacht über die Sicherheit der Stadt im strengen Dienste gewacht, nach Hause, und da sollte der, wenn er heimkam, alles bereit und das Wenige, was man zu essen hatte, aufgetragen finden. Es gab wahre Stoiker unter ihnen.

Beim letzten Ausfall, bei dem Kampf um Montretout, hatten die Pariser, auf welche kein Mensch große Stücke hielt, gar niemand, nicht einmal die Männer von der Regierung, sich äußerst mutig gezeigt, sie waren zum Kampfe herbeigeeilt, festen Trittes, mit leuchtenden Augen, nach dem Feinde ausspähend, ruhig, wie es sich für freie Männer geziemt, für Bürger, welche ausziehen, ihr Heiligstes, den häuslichen Herd, zu schirmen. Sie sangen nicht die Marseillaise, heute nicht, während sie dem Feinde entgegen zogen, auch kein anderes Lied, sie hatten nicht nötig, sich gegenseitig anzufeuern. Da zogen sie hin, in Reih und Glied, immer gerade aus, immer auf den Punkt los, wo der Feind stehen mußte, vorwärts, immer vorwärts, jener Abhang dort mußte erstiegen werden, dann stand man dem Feinde Aug' in Auge gegenüber! In allen Blättern konnte man es lesen, welche Haltung sie vor und nach der Schlacht bewahrten! Und wißt ihr auch, wie sich die benahmen, die nicht mit ihren Kameraden zurückmarschieren konnten? Sonst pflegen Soldaten, junge Mannschaften, wenn sie das tückische Blei getroffen, und sie sich nicht mehr zum Verbandplatz schleppen können, die Krankenträger, deren sie ansichtig werden, zu sich herzurufen, und bei Nacht vollends sind es diese Rufe, welche den Ärzten zeigen, wo Hilfe not thut und ihre Dienste erforderlich sind.

Die aber da draußen bei Montretout lagen, die riefen nicht! Es machte den Eindruck, als ob sie, niedergeschmettert durch den unglücklichen Ausgang des Kampfes auf nichts, auch gar nichts mehr hofften, daß der Selbsterhaltungstrieb vor der düsteren Verzweiflung hatte zurücktreten müssen. Erstaunt sahen sie die Krankenträger an, welche gekommen waren, sie fortzuschaffen, mit einem Blick, der zu sagen schien: „Zu was denn all die Umstände, nachdem wir doch besiegt sind. Warum sollen wir uns nach Paris zurückbringen lassen, das ja doch bald seine Schlüssel ausliefern muß; nein, lieber hier sterben, auf dem Feld der Ehre!“ Man sah Gruppen unter dem Thorwege halb eingestürzter Häuser, welche sich gegen die Mauern gelehnt hatten oder auf das Knie ihrer Nachbarn stützten, in dieser Stellung den Tod herbeisehnend,

Ansicht aus den Pariser Katakomben, das Echo-Gewölbe genannt, wohin sich die Bewohner der Höhen von St. Genovefa geflüchtet. (Aus Le monde illustré. Nr. 721.)

der sie des bitteren Jammers überheben sollte, die Feinde über Paris triumphieren zu sehen. Einige unter ihnen verhüllten das Gesicht mit einem Zipfel ihrer Kapuze, sie wollten ganz einsam und ohne einen Laut der Klage sterben, wie es tapferen Soldaten geziemt. Wie glücklich waren die, welche die Todeskugel sofort niedergestreckt hatte.

Als die Nacht über diesem Tag voll Jammer niedersank, konnte man von der Stadt sich dunkle Massen vorwärts bewegen sehen, eine lange Reihe, mit Laternen in den Händen. In der Gegend angelangt, wo der mörderische Kampf getobt hatte, trennten sich die Massen, die einen da, die andern dorthin, alle eifrig suchend. Wer waren diese Schatten? Was hatten sie so eifrig zu suchen in dieser jammervollen Nacht, auf diesem durchnäßten Boden, durchnäßt nicht vom Regen allein! Was sie da draußen suchten? Den Vater, den Gatten, den Bruder, den Bräutigam; vielleicht durfte man nicht mehr hoffen, ihn von selbst heimkehren zu sehen, hier aber sollte er auch nicht liegen bleiben! Nichts vermochte die Schritte der Suchenden zu hemmen, nicht das Entsetzen, nicht die Furcht, nicht die Gefahr, welche sie vielleicht selbst liefen. Diese Schatten, sie waren die Frauen, die Frauen von Paris; diese kleinbürgerlichen Geschöpfe! . . . . .

Wir waren in Unruhe und Sorge, welche Wirkung das Bombardement auf sie hervorbringen, was sie dazu sagen würden. Wir wußten, oder vielmehr man hatte es uns erzählt, daß die Frauen von Straßburg furchtbar zu leiden gehabt hatten, so schwer, daß die Bevölkerung versucht hatte, in General Uhrich zu dringen, sich zu unterwerfen und zu kapitulieren. Würde das Gleiche in Paris der Fall sein?

Da war sie nun, die erste Bombe, und sie platzte auch gleich. Es ist keine Ruhmredigkeit, wir hatten sie eigentlich schon viel bälder erwartet. Und welche Freude! Unsere Frauen hatten sich gar nichts daraus gemacht, niemand verlor die ruhige Besinnung. Das Bombardement begann in der Regel nachts, und bei Nacht pflegen sich die Frauen zu fürchten, hier aber war dies nicht der Fall, auch nicht eine einzige zeigte sich schwach. Ja wohl, es gab Thränen, und herzhaft wurde manche hinuntergeschluckt, bange Sorge drängte sich da und dort auf, die oft unübersteiglich schien, aber andern gegenüber war davon nichts zu bemerken, auch nicht eine zeigte sich schwach. Im Quartier du Pantheon, wie in den vom Bombardement nicht zu erreichenden Stadtteilen, bildeten die Frauen vor den Metzgerläden, wie immer, so auch jetzt, lange Reihen, noch ehe der Tag anbrach. Wohl kam es vor, daß wenn jenes Zischen und Pfeifen, das sich gar nicht beschreiben läßt, jenes bohrende Schnauben der Granaten sich hören ließ, mehr als eine der Frauen sich niederduckte, aber machten es die Soldaten nicht gerade so? Warfen sich die Deutschen nicht auch platt zu Boden, wenn unsere Granaten kamen, und hielten sie sich nicht, ihre weittragenden Geschütze ermöglichten ihnen dies, mehr klug als tapfer recht hübsch außer Schußweite? Da war es unsern Frauen doch wohl auch gestattet, sich vor den Sprengstücken ihrer Granaten zu decken.

Durfte man auf die pariser Journale gehen, so waren die Bewohner des Stadtviertels um das Pantheon in Massen ausgewandert und hatten alles im Stich gelassen. An all dem ist kein wahres Wort gewesen. Sieben Achtel sämtlicher Haushaltungen waren ruhig geblieben, wo sie seither gewesen waren. Man verrammelte die Fensteröffnungen und verstopfte die Kellerlöcher, ganz richtig; aber bis herab zu den Portiers blieb jedermann, oder wenigstens die Mehrzahl der Einwohner ruhig, wo sie war. Auf dem Weg zu Bastion 86, wo sich meine Batterie befand, mußte ich morgens durch eine ganze Menge von Straßen und Gäßchen; das Gleiche war abends der Fall, und mit Sicherheit war darauf zu rechnen, daß bald da bald dort eine Granate auf eines der Häuser oder das Boulevard niederfiel. Trotzdem habe ich nie ein Haus gesehen, das völlig verlassen gewesen wäre; und zu jeder Tageszeit konnte man Leute auf der Straße sehen. Zuweilen konnte man durch ein Kellerloch, dank dem von unten kommenden Lichtschein auch drunten im Keller einige besetzte Betten sehen. Das war aber auch alles. Als ich eines Abends durch die „Rue des Feuillantines“ ging, hörte ich auf der einen Seite das Zischen der Granaten, die so alle zwei bis fünf Minuten mit großer Regelmäßigkeit geflogen kamen und in nächster Nähe platzten, erst hundert Meter, dann nur noch zehn von uns entfernt, und auf der andern Seite drangen an mein Ohr die Klänge eines Pianinos; irgend ein Junge übte sich dort und repetierte die Aufgabe, die ihm sein Lehrer für die nächste Stunde vorgeschrieben. Man täusche sich ja nicht darüber, was ich mit all dem sagen will. Ich sage weder: Man machte sich über die preußischen Granaten lustig, noch, man erging sich in pathetischen Redensarten, nein gewiß nicht, ich sage nur ganz einfach: man war nachgerade vollständig an die Granaten und ihr Pfeifen gewöhnt, so sehr gewöhnt, daß mir der Ton derselben sogar noch in Ixelles in die Ohren klang. Ich schrieb, es war schon Nacht, gerade an diesen Blättern, als ich mit einemmale ein ganz ähnliches Geräusch vernahm. In meine Arbeit vertieft, hatte ich Zeit und Ort, wo ich mich befand, völlig vergessen; mir war's, als säße ich noch in meinem Zimmer in Paris, und lauschte, ohne im Schreiben aufzuhören, wie gewohnt, in die Nacht hinaus, um zu erraten, wo die Granate ungefähr eingeschlagen haben könnte. — Dieses Bombardement, — wir hatten darüber gelacht! Nie hätten uns die Kanonen Krupps dahin zu bringen vermocht, mit denen in Unterhandlungen zu treten, die, Schuß auf Schuß auf ein riesiges Ziel abgebend, auf den Schreck der Weiber und das Jammern der Kinder spekulierten. Wenn wir ihnen einmal die Laibe heimgeben, (aber wir werden keine so großen Distanzen zwischen uns und den Feind legen), dann werden wir ja sehen, ob die deutschen Frauen „mit mathematischer Sicherheit“ sich kouragierter zeigen werden, als die „pariser Spießbürgerinnen?“ — Mit einemmale aber traf uns ein entsetzlicher Schlag. Das geradezu völlig ungenießbare Brot, welches wir urplötzlich bekamen, sagte uns alles: Es war zu Ende und die Entscheidung da. Freilich an den Straßenmauern prangten noch die alten Plakate, riesig groß und mit zollhohen Lettern, welche jedermann die uns bis zum Überdruß bekannten Phrasen verkündeten: „Das Brot wird niemals rationiert werden. Die Regierung von Paris wird nie kapitulieren!“ Und man kapitulierte doch!

Es ist ein wahres Wunder, daß im ersten Augenblick niemand von den Regierungsmitgliedern an dem nächsten besten Laternenpfahl aufgeknüpft wurde. Die Lust dazu war bei mehr als einem vorhanden, und mancher sonst lammfromme Spießbürger, wenn er gewußt hätte, sicher gewußt, was hinter den Regierungskoulissen spielte, würde sich keinen Augenblick einen Skrupel darüber gemacht haben, die ganze Regierung in die Hölle zu schicken.

Nun, auch ohne das wissen wir, was wir von diesen Leuten zu halten haben, die sich über ihren eigenen Wert und die uns getäuscht haben, ohne es eigentlich zu wollen. Durch ihre Proklamationen, ihre Journale, ihre offiziellen Hetzereien rissen sie uns zum Enthusiasmus, zur Selbstverleugnung, zu den größten patriotischen Anstrengungen hin, indem sie uns den Kampf und immer wieder den Kampf predigten. Und wir lauschten ihren Reden frohen Herzens, und kein Opfer war uns zu groß, sie zu unterstützen. Wir zogen ins Feld für einen faulen Zauber, den man uns vorgemacht, und das Resultat — war nichts, rein gar nichts!

Und zu allem hin sich sagen müssen, daß man diese Leute nicht einmal hassen, ihnen nicht einmal zurufen kann: „Ihr seid entweder Betrüger und Verräter, oder Spitzbuben!“ Aber das wäre ja nicht wahr, und wäre ungerecht. Es sind arme, unseres Mitleids würdige Menschen: Idealisten, Spiritualisten, um alles mit einem Worte zu sagen „Dichter“ und „poetische Wolkenschieber“ gewesen.

Im französischen Kriegslager zu Paris.

Nach den Aufzeichnungen eines englischen Korrespondenten.

Jener Mann, der einmal die Franzosen mit Kindern verglichen hat, die alles leicht nehmen, kannte die Nachkommen der Gallier, vor allem die Pariser. Man wußte am 18. September die Preußen im Anmarsch auf die heilige Stadt, gleichwohl zog an diesem Tage, einem Feiertag, alt und jung festlich geputzt ins Bois de Boulogne hinaus, in die Champs Elysées, nach den reizenden Marneufern, zu den großen Wasserwerken nach Versailles, nach Sceaux, kurz überallhin, wo man sich an Sonn-, Fest- und Feiertagen zu amüsieren pflegte, als noch der tiefste Friede herrschte, der Paris ohnehin durch seine für unbezwinglich geltenden Werke gewährleistet schien. Auf den Boulevards

riß man sich um die Bilder General Uhrichs, des heldenmütigen Verteidigers von Straßburg, der damals noch der Abgott aller Pariser und Franzosen war, zehn Tage später scheute man sich nicht, den General des Verrats zu bezichtigen. Um die Bildsäule der Stadt Straßburg wogte eine ungeheure Menschenmenge auf und nieder, welche dort Kränze niederlegte. Als ein Kind in Ermanglung eines Kranzes seine Puppe in die Arme der Statue niederlegte, kannte der Jubel der Menge, die entzückt war von dieser patriotischen That eines Kindes, keine Grenzen mehr. Dieser Jubel erlitt auch dadurch keinen Eintrag, daß man erfuhr, Jules Favre sei zum Zwecke von Unterhandlungen nach Ferrières gereist, wo das deutsche Hauptquartier mit Fürst Bismarck sich befand. Er hatte es also doch gewagt, der alte . . . ., mit den Preußen in Unterhandlungen zu treten, trotzdem Villemessant in seinem „Figaro" die Pariser, seine Mitbürger, aufgefordert hatte, „sich bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen!" „Eines," — hatte er emphatisch ausgerufen, „verzeihen Franzosen niemals, — Feigheit." Nein gewiß, die Mobil- und Nationalgarde würde einen Löwenmut entwickeln, wenn der Feind nur erst einmal da war; freilich es gab auch Leute, boshafte Leute, welche behaupteten, diesen zusammengewürfelten Soldaten ein Gewehr in die Hand zu geben, komme ihnen gerade so abgeschmackt vor, als wenn man einem nackten Wilden eine Taschenuhr schenken wollte. Mit einem Male verbreitete sich die Nachricht, daß auf verschiedenen Punkten um Paris herum gekämpft werde. Dem war in der That so, namentlich bei Clamart war heftig gefochten worden. Nachdem die Deutschen sich anfänglich zurückgezogen hatten, eröffneten sie plötzlich ein furchtbares Feuer auf die Angreifenden und zwangen diese zum Rückzug. Der Wald von St. Germain brannte lichterloh. Anfangs herrschte infolge der bei Meudon erlittenen Schlappe große Aufregung, die sich jedoch bald legte. Am 21. September wurden die Brücken von St. Cloud, Sèvres und Billancourt in die Luft gesprengt. Dabei wurden die Pariser nicht müde, tagtäglich Demonstrationen zu machen. Ergötzlich schilderte der Korrespondent einer englischen Zeitung dies also: „Gestern nachmittag manifestierten wir (machten wir eine Kundgebung) gegen den Frieden. Wir thun dies, wenn wir Nationalgardisten sind, in der Weise, daß wir Blumensträuße in den Mündungen unserer Gewehre tragen, um einen Kranz von Immortellen vor der Statue der Stadt Straßburg niederzulegen. Sind wir unbewaffnet, so gehen wir hinter einer Trommel nach der Statue und singen die Marseillaise. An der Statue steht gewöhnlich ein Redner auf einem Stuhl und deklamiert. Wir applaudieren ihn zuweilen, aber wir hören nie auf ihn. Dann gehen wir auf den Platz vor dem Stadthause und schreien: „Point de paix!" („Keinen Frieden!") Dann marschieren wir die Boulevards hinunter und gehen nach Hause mit der Überzeugung, daß wir uns um das Vaterland wohl verdient gemacht haben. Da gestern der Jahrestag der Proklamierung der ersten Republik war, so waren wir zum Manifestieren sehr aufgelegt. Gambetta erließ alle halben Stunden Proklamationen, worin er uns in mehr oder weniger blumenreicher Sprache aufforderte, für das Vaterland zu sterben. Arago, der Maire, folgte seinem Beispiel und überschrieb seine Manifeste mit dem alten Feldgeschrei: „Liberté, Egalité, Fraternité." Ich glaube, die Franzosen sind von Natur so beschaffen, daß sie ohne Prozessionen, Bekränzung von Statuen und hochtrabende Redensarten gar nicht leben können. Trotz diesem Schwindel sind aber doch, glaube ich, viele von ihnen gewillt, den Kampf durchzufechten. Sie haben es sich einmal in den Kopf gesetzt, daß Paris sich mit Erfolg verteidigen lasse, und wenn dies nicht der Fall ist, so sind sie doch entschlossen, daß es nicht an ihnen liegen solle. Wie ich höre, beabsichtigt man, sich gut unter Deckung der Forts zu halten, nicht mehr Gefechte zu liefern, als notwendig ist, das vortreffliche Rohmaterial der Mobilgardisten in gute Soldaten zu verwandeln, indem man sie ans Feuer gewöhnt, und dann, wenn alles gut geht, gegen eine oder die andere der preußischen Armeen zum Angriff zu schreiten. Auch hoffte man, daß die preußischen Kommunikationen bedroht werden könnten. Dies ist der Plan, und jeder thut, als glaube er, daß derselbe gelingen werde. Ob man recht oder unrecht hat, wird die Zeit lehren. — Ein Pariser, der bisher von der Polizei sorgfältig beobachtet und von seinen Mitbürgern gemieden worden war, hatte er doch, wenn auch ohne zu wissen für welchen Zweck, jene Orsinibomben angefertigt, welche um ein Haar Napoleon III. auf seiner Fahrt nach dem Theater das Lebenslicht ausgeblasen hätten, dieser Mann war jetzt mit einemmale die populärste Figur von Paris. Wer für einen Kaiser solch scharfen Tabak zubereiten konnte, der mußte es auch verstehen, die Preußen mit Stumpf und Stiel auszurotten. Und in der That vermaß und verschwor er sich dessen hoch und teuer. Gründlicher war nicht Pharao mit seinem Heer im roten Meere, vollständiger nicht Sanherib vernichtet worden, als er sich erfrechte, das heilige Jerusalem zu belagern, und diese Preußen sollte man vor Paris dulden müssen? Nein, alle, alle sollten hier ihr Grab finden. Natürlich beließ es der sonst ganz geschickte Chemiker bei diesen Worten und wagte nicht einmal einen Versuch. In den Journalen prangten lange Listen solcher pariser Bürger, welche angeblich geschworen hatten, lieber zu sterben, als sich zu ergeben. Das klang schön und machte Eindruck bei der Menge. Horatius Cocles, Mutius Scävola, Curtius, der freiwillig mit seinem Roß in die Kluft sprengte, um mit seinem Tod dem Vaterlande zu dienen, Clölia, die edle Jungfrau, das Mädchen von Saragossa, wie armselig würden sie dastehen, wenn erst Paris seine Helden, seine Vestalinnen aussandte! Es ließ sich aber auch so behaglich auf und hinter den Wällen Kriegsdienst thun, man hatte die Gewehre zusammengesetzt, die Trommeln standen hübsch aufgestellt daneben, die Signalhörner an den Bajonetten blitzten in der Sonne, den Schönen, welche aus der Stadt herausgekommen waren, sich den Krieg einmal in der Nähe zu betrachten, zeigte man galant die dunkeln Linien der Preußen oder machte sie auf den Kanonendonner aufmerksam, der irgendwo gerade sich vernehmen ließ, es muß ja ein herzig Ding sein, so ein „kleiner Krieg", wie ihn sich die Exkaiserin so sehnlichst gewünscht. Nur schade, daß man nachts auf den Wällen biwakieren mußte, das war der dunkle Punkt in dem sonst so lichten, sommerhellen Dasein eines Nationalgardisten von Paris, dem seine Löhnung wohl recht angenehm war, der aber gleichwohl es nicht begreifen konnte, wie man dazu kommen mochte, für dieses wenige Geld etwas von ihm zu verlangen, am Ende gar, daß man sich auch noch für diese paar Sous totschießen oder totschlagen lasse. Der „Figaro" war sein Lieblingsblatt. Hatte er ihm doch ganz aus der Seele gesprochen, als er schrieb: „Vergeßt nicht, daß ihr Weib und Kind habt, seid nicht so waghalsig." Die Helden brachten den Figaro in keine allzugroße Verlegenheit. Sie lagen auf den Landstraßen umher, und jeder that, was er mochte. Zu was auch exerzieren, zu was scheibenschießen? Es würde ja nicht lange dauern, bis die Loirearmee den Preußen in den Rücken fiel, und dann gute Nacht, ihr Deutschen! 200000 Mann war sie auf alle Fälle stark, und lauter geübte, wohldisziplinierte Truppen.

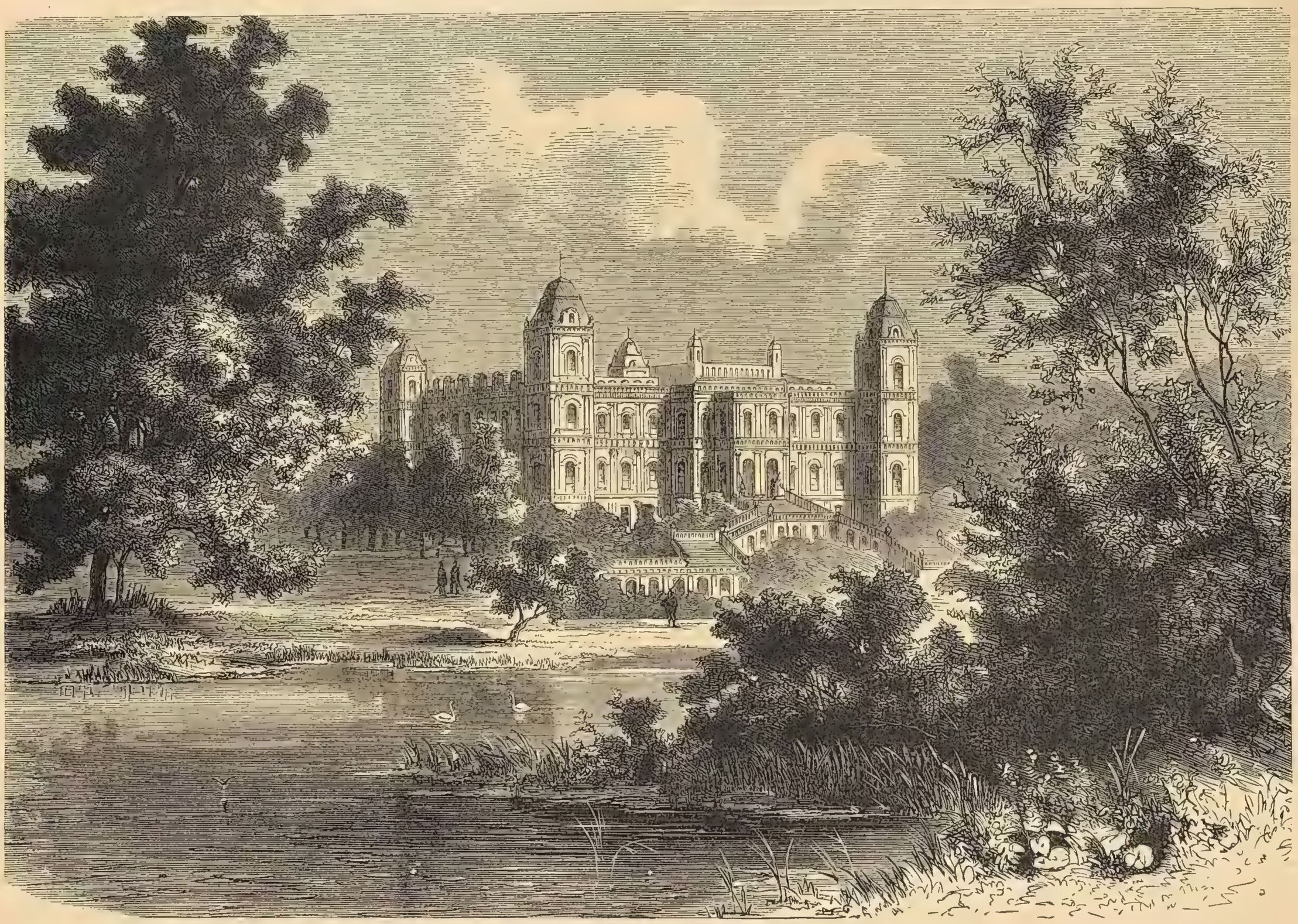
Gegen den Abend des 24. Septembers verbreitete sich das Gerücht, 20000 Preußen seien mit 40 Kanonen gefangen genommen worden. Die Preußen waren frech genug gewesen, trotz eines lebhaften Geschützfeuers, sich den Forts Ivry und Bicêtre zu nähern, das sollte ihnen aber übel bekommen. General Vinoy war von Vincennes ausgerückt, hatte die Preußen von hinten gefaßt und sie unter die Kanonen der Forts gedrängt, wo sie dann gefangen genommen worden waren. Unermeßlicher Jubel! Einige Straßenjungen gaben ihrer patriotischen Freude dadurch Ausdruck, daß sie wie rasend ihre Kindertrommeln bearbeiteten; sofort schrie die Menge: „Da bringen sie die Gefangenen." Sie kamen aber nicht, — aus guten Gründen. Man entschädigte sich anderweitig dafür. Es bedurfte der Kugeln und des Kampfes gar nicht mehr, die Deutschen waren bereits ihrem Schicksal verfallen. — Es gelang immer noch einzelnen Landbewohnern, sich durch die deutschen Linien nach Paris hineinzuschleichen, um dort das Schauerliche zu erzählen, was ihre Augen hatten schauen müssen. Die Deutschen hatten so gut wie gar nichts zu essen, ihre Uniformen hingen ihnen als Lumpen um den Leib, zu Hunderten brachen sie in die Jammerlaute aus: „Ach, wären wir doch nie nach Frankreich hereingekommen, in welchem unsere Gebeine bleichen werden; wenigen nur von uns wird es vergönnt sein, den Rhein wiederzusehen." Kein Wunder, wenn es so kam, war doch im Fort von St. Denis ein Artillerist, der mit seinem Geschütz die deutschen Offiziere und Generale, sobald sich einer blicken ließ, so sauber und sicher wegputzte, als ein anderer ein paar Spatzen mit einem Flaubert-Gewehr.

Im „Combat" veröffentlichte Felix Pyat, daß auf die Ehrenmuskete, für welche er Beiträge sammelte und welche bekanntlich der bekommen sollte, welcher König Wilhelm erschießen würde, das Wort „Friedens-

stifter“ eingraviert werden sollte. Der König galt nämlich bei den Parisern für den einzigen Urheber all der Drangsale, die sie betroffen; der Kronprinz, Graf Bismarck sogar, und alle Generale waren für den Frieden, das stand für die Pariser unumstößlich fest. Paris, das läßt sich nicht leugnen, war entartet, dank dem Kaiserreiche, das in der Hauptstadt lieber entnervte Unterthanen, als denkende Bürger zu haben wünschte. Wer nur irgendwie an die volle Krippe sich zu drängen verstand, der fraß daraus, auf anderer Leute und des Landes Kosten natürlich; diese elenden Subjekte, die nichts leisteten, lebten in Saus und Braus, während Männer von Verdienst entweder Hunger litten oder in der Verbannung sich befanden. Jetzt allerdings sah man nirgends mehr die rote Rosette im Knopfloch, das Ziel und der Ehrgeiz jedes Parisers, jedes Franzosen, sogar den Orden der Ehrenlegion hatte dieses zweite Kaiserreich um seinen bisherigen Nimbus und Kredit gebracht.

Es ging nun bereits dem Ende des Septembers zu, und Europa machte immer noch keine Miene, Paris zu Hilfe zu kommen, den Ruin einer Nation zu verhindern, die, nach der bescheidenen Selbsttaxation eines französischen Blattes, neben dem, daß sie die ausgezeichnetsten Gaben der Geselligkeit besaß, „das schönste Juwel Europas und die ewige Zierde der Civilisation war und ist.“ Die Franzosen verzweifelten gleichwohl nicht. „Paris ist die Hauptstadt Frankreichs,“ rief die „France“ aus — ein im Grund genommen recht verständiges Blatt, — „und die Hauptstadt der Welt! Das belagerte Paris ist ein schönes, ein überraschendes Schauspiel. Der Himmel ist blau, die Atmosphäre ist rein — dies ist eine glückliche Vorbedeutung. Vierzehn Tage Geduld von seiten der Pariser, vierzehn Tage Zeit zum Bewaffnen der Provinzen, und das deutsche Heer ist unrettbar verloren, denn es wird nicht imstande sein, sich einen Weg aus dem Ringe zu bahnen, der es dann umgeben wird.“ Hätten die Pariser sich noch ein Quentchen gesunden Menschenverstand zu retten gewußt, so hätten sie den Mitarbeiter des „Figaro“ in die Zwangsjacke stecken müssen, als er folgendes schrieb: „Du, o Vaterland, stirbst nie! Von den Schlächtern des Nordens blutig geschlagen, dein Haupt von der Ferse vertierter Barbaren zertreten, der Heiland der Nationen seit zwei Monaten ans Kreuz geschlagen, bist du niemals größer und schöner erschienen. O unsere Mutter, du bedurftest dieses Märtyrertums, um zu erfahren, wie wir dich lieben. Wenn Paris, in welchem ein Genius lebt, der dieser Stadt die Herrschaft über die Welt gegeben, in die Hände der Barbaren fallen sollte, so könnte es keinen Gott mehr im Himmel geben. Als Gott existiert sie und als Gott ist sie unsterblich, Paris wird sich nie ergeben.“

So allerdings mußte man zu einem Volke sprechen, das es noch

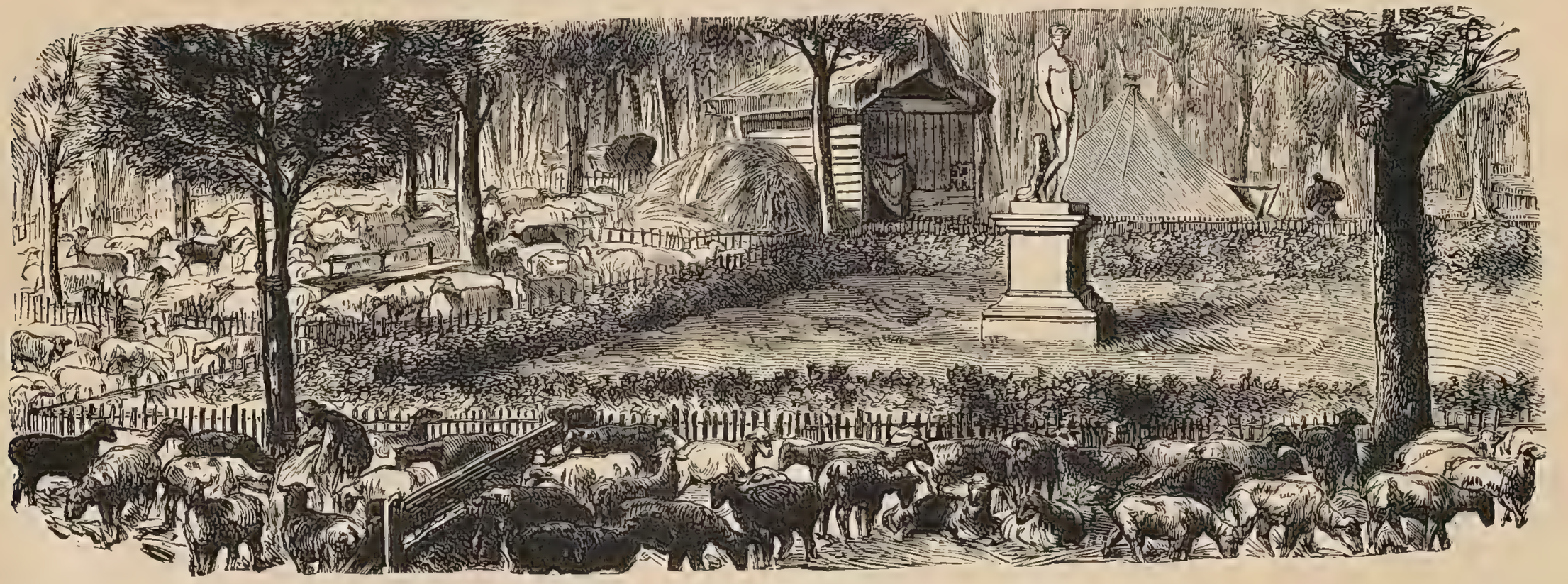


Schloß Ferrières bei Paris, vom 19. September bis 5. Oktober Hauptquartier des Königs von Preußen.

nie so weit gebracht hatte, einmal ernstlich über sich selbst nachzudenken. Was jeden halbwegs noch anständigen Menschen empört, ihm die Scham- und Zornesröte ins Gesicht gejagt hätte, die Pariser ließen es sich ruhig vom Bürger Blanqui bieten. Da hatte ein Mensch, Namens Malet, einen Offizier ohne weiteres niedergeschossen, weil dieser sich geweigert hatte, auf des ersteren Geheiß „vive la republique!“ zu rufen. Das war nun einfach ein brutaler Mord, aber Bürger Blanqui fand das schön, erhaben, herrlich. „Ich dachte neulich wieder daran,“ erzählte er uns in seiner Zeitung, „als ich auf dem Boulevard ein Regiment Bauernrekruten vorübermarschieren sah. Ich nahm meinen Hut ab, um diese Soldaten der Freiheit zu begrüßen, aber keiner antwortete mir. Malet hätte jedenfalls einem der Offiziere das Käppi vom Kopfe geschossen, und er hätte recht daran gethan. Niemand spreche von Mitleid oder Erbarmen. Es lebe Marat! Wir wollen selbst Gerechtigkeit üben.“ Ein pariser Journal wußte seinen gläubigen Schäflein aufzubinden,

Fritz, damit ist immer „unser Fritz," der Kronprinz, gemeint, „habe seinem Papa in einem Briefe Vorwürfe gemacht, daß er den Frieden, als er ihm und so wie er ihm von Jules Favre angeboten worden sei, nicht angenommen habe." Es ist nun zwar ganz eigentümlich, daß solche zwischen Vater und Sohn gewechselte Briefe ihren Weg in die Redaktionen französischer Blätter finden; wenn man aber freilich bedenkt, daß der Nationalcharakter der Deutschen sich im Rauben und Stehlen zeigt, man denke nur an die tausend und abertausend von Pendulen, die sie in Frankreich mitlaufen ließen, so darf es einen wahrlich nicht wundern, wenn selbst die vertraulichste Korrespondenz zwischen Vater und Sohn nicht sicher ist und von irgend einem schurkischen Kammerdiener für Geld oder Schnaps oder am Ende gar für eine Hose angeboten wird. Denn

Schutzhütten im Jardin des Plantes für das zur Ernährung von Paris vorhandene Vieh.



Die letzten im Luxembourg-Garten untergebrachten Hämmel.

es ist geradezu ein Skandal, wie die deutschen Soldaten vor Paris herumlaufen, man muß sich ordentlich schämen, von solchen Kerlen belagert zu werden. Und da sie sich schämen, in ihren Lumpen nach Hause zu kommen, bleiben sie in ihren Stellungen, obwohl sie recht gut wissen, daß der Kriegsrat in Versailles in seiner überwiegenden Majorität erklärt hat, daß Paris uneinnehmbar ist. Den deutschen Soldaten würde es nicht im Schlafe einfallen, ihre lieben französischen Brüder anzugreifen, aber was wollen sie machen; sie werden eben dazu gezwungen!

Machte da neulich ein Nationalgardist fünf preußische Gefangene, lauter Leute, die dem Hungertode nahe waren und ein Stück Brot mit großem Danke annahmen. Sie hatten einen verwundeten Kameraden auf einem Schubkarren, und dieser hob fortwährend mit drohender Gebärde die Faust in der Richtung des königlichen Hauptquartiers und murmelte wehklagend das einzige französische Wort, welches er wußte: „Misérable, misérable!" Und ein zweiter Nationalgardist kam in ein Haus, das von Bayern besetzt gewesen, nun aber geräumt worden war. In diesem Hause stand an einem Fensterladen angeschrieben: „Arme Franzosen, wir lieben euch! Man zwingt uns, gegen euch zu fechten." Ja die Bayern liebten die Franzosen, wie der Fuchs die Hühner, das hätten die Franzosen seit Weißenburg, Wörth und Bazeilles allerdings wissen können. Zuweilen kam aber auch ein lichter Augenblick. Ein Blatt schlug malitiös genug vor, man solle Blanqui, Felix Pyat und ihre hervorragendsten Anhänger auffordern, sich sofort, mit dem Range von Regierungsagenten bekleidet, per Bahn in die Provinzen zu begeben. Dort setzte das Blatt hinzu, können sie nicht so viel Schaden anrichten, wie hier, und übrigens — kann der Ballon auch platzen. Im übrigen hatten die guten Pariser jetzt eine kleine Zerstreuung. Die geheime Tuilerien-Korrespondenz war aufgefunden und veröffentlicht worden, aus der hervorging, daß gar viele, welche seither sich in die Toga der charakterfesten Männer gehüllt, nichts anderes waren, als gemeine Lumpen, welche des Kaisers Stiefel abgeleckt hatten. Daß Paul de Cassagnac und der Baron Jerome David jederzeit bereit waren, Geld zu nehmen, ohne sich darüber klar zu sein, daß dieses Geld, welches ihnen aus der Schatulle des Kaisers gespendet wurde, aus der Tasche des Volkes floß, das wußte man, aber wie unsinnig das Geld in den Tuilerien mit vollen Händen verschleudert wurde, das erfuhr man erst aus diesen Papieren. So beliefen sich beispielsweise die Kosten für die Taufe des kaiserlichen Prinzen auf nicht weniger als 898000 Franken. An die Vettern und Basen des Kaisers hatte das Land das Vergnügen, jahraus jahrein 1310975 Franken zu zahlen, und da die Napoleonische Lotterwirtschaft volle 18 Jahre lang dauerte, so mag sich der geneigte Leser die Summe selbst ausrechnen, die hier dem Lande abgestohlen

wurde. Fürsten und Fürstinnen, Grafen und Gräfinnen mästeten sich aus diesem Trog, ohne auch nur das Geringste geleistet zu haben. General de Failly erhielt einmal 1200 Franken für Zuckerwerk ausbezahlt, die Herzogin von Mouchy zu ihrer Aussteuer zwei Millionen Franken. Dem Prinzen Achilles bezahlte der Kaiser seine Schulden, und die waren nicht klein, wenigstens ein Dutzendmal. Napoleon machte es, wie der heilige Crispinus, er stahl seinem Volk das Geld aus der Tasche und verschwendete es an seine Verwandten und seine Hofschranzen. Die meisten Attentate, Komplotte und Verschwörungen waren gemacht und hervorgerufen durch Pietri, Lagrange und den Instruktionsrichter Barnier. Ein Mensch, Namens Lablot, der außerordentlich geschickt im Anzetteln von Verschwörungen war, die natürlich allemal von der klugen Polizei entdeckt wurden, erhielt hiefür 20000 Franken; Briefträger und Postbeamte waren bestochen, das Briefgeheimnis zu verletzen und gewisse Briefe zu öffnen, um von deren Inhalt dem Kaiser Mitteilung zu machen.

Von dieser Aufregung abgesehen, lebte man ziemlich gemütlich in Paris. An den verschiedenen Stadtthoren standen Compagnien von Mobil- und Nationalgardisten, welche jeden Civilisten, der zu passieren versuchte, ohne weiteres zurückwiesen. Auf den Boulevards begegnete man nur noch National- oder Mobilgarden, sowie auf den Trottoirs Tischen, auf welchen alles Mögliche, Bilder von Ulrich, Spottlieder auf Bismarck und den König, auf Trochu, auf die neue Regierung ausgestellt waren, daneben konnte man Kropfsalbe und andere nützliche Dinge kaufen, dabei aber auch versichert sein, alle fünf Minuten wenigstens zweimal angebettelt zu werden; die Kaufläden waren zum größten Teil noch geöffnet, aber die Käufer fehlten. Nur wer mit Eßwaren handelte und hievon einen ordentlichen Vorrat hatte, konnte, wie die Bäcker und Militärschneider, sich rühmen, glänzende Geschäfte zu machen; die Wirte machten auch ihren Schnitt, die großen Hotels dagegen standen öde, leer und verlassen. Mitte Oktober traten in der Fleischverteilung Änderungen ein. Es wurde bestimmt, daß täglich 450 bis 500 Rinder und 3500 Schafe geschlachtet werden sollten. Aus diesem Vorrat wurden sodann 20 Lose, für jedes Arrondissement eines, gebildet und die Größe eines jeden nach der Zahl der Bewohner des betreffenden Arrondissements bestimmt. Das Los wurde dann unter die Fleischer des Arrondissements zu zwanzig Centimes per Kilogramm unter dem Detailpreis verkauft, wobei übrigens jedem Arrondissement gestattet war, ein Rationierungssystem einzuführen. Bereits aber munkelte man in Paris, daß was man in den Gasthöfen in allerhand pikanten Saucen bekam, in Wahrheit eigentlich Pferdefleisch und kein Ochsen- oder Rindfleisch sei. Wer kein Geld mehr hatte, bekam auf Ansuchen in der Mairie seines Bezirks täglich ein gewisses Quantum Brot. Bereits verfertigte man Würste aus Rindsblut, sah aber bald die Schädlichkeit dieser Speise ein und mischte nun Schweineblut darunter; dadurch ward geholfen. Große Aufregung herrschte, als das Gerücht ging, die von Gambetta in seinem Ballon mitgenommene Taube sei zurückgekommen, nun würde man doch endlich Nachrichten erhalten, sichere Nachrichten, wie es draußen stand. Man kann sich die Neugier der Pariser denken. In der That, die Taube war in ihren heimischen Schlag zurückgekehrt, ihre Botschaft jedoch hatte sie unterwegs verloren. Natürlich war Gambetta durch seine immerhin höchst gefährliche Abreise aus Paris in den Augen seiner Mitbürger um weitere hundert Prozent gestiegen. Jetzt würden sie schon ihre blauen Wunder erleben diese Preußen, und im Hauptquartier zu Versailles hatte man alle Ursache, zu zittern. „Als der Ballon über den preußischen Armeen unter Wolken und Vögeln dahinschwebte," so wußte der „Gaulois" zu berichten, der von allen Pariser Blättern immer noch das vernünftigste war, „wendete der alte Wilhelm sich wahrscheinlich zu Bismarck und fragte diesen: „Was ist das für ein schwarzer Punkt am Himmel?" — „Es ist ein Minister," entgegnete Bismarck, „es ist der heldenmütige Gambetta, auf dem Wege nach der Loire. In Paris ernannte er Präfekten, an der Loire wird er Bataillone zusammenziehen. „Günstige Winde wehten den Ballon weiter; vielleicht landete Gambetta in Cahors, seiner Vaterstadt, vielleicht auch wo anders — vielleicht in den Armen Cremieux', dieses alten Löwen. Morgen werden die Provinzen von seiner Stimme wiederhallen, die sich mit dem Geklirr der Waffen und dem Wirbel der Trommel mischen wird. Gleich einer Trompete wird sie die Loire entlang schmettern, Herzen entflammen, Bataillone formieren und die Manen eines St. Just und Desmoulins in ihren Gräbern wecken." —

Phrasen und Reden, Reden und Phrasen. Vor jeder Nationalgardencompagnie glaubten die Mitglieder der provisorischen Regierung ihr Rednertalent entfalten zu sollen, aber „allen Leuten recht gethan, ist eine Kunst, die niemand kann." Schon richtete ein „aufgeklärter" Bürger an die Regierung die Frage: „Warum weist man den Nationalgarden nicht die Kirchen an? In diesen, einem veralteten Aberglauben angehörenden Gebäuden fänden sie nicht bloß Schutz gegen die Witterung, sondern es könnten auch von Zeit zu Zeit von den Kanzeln herab Reden gehalten werden. Die Kirchen, welche von der Nationalgarde nicht gebraucht werden, könnten als vortreffliche Ställe für die Rinder, Schafe und Schweine dienen, die jetzt unter freiem Himmel lagern müssen." Ein anderes Blatt tischte seinen Lesern auf: Eine Herde von 1500 Ochsen sei durch die preußischen Linien hindurch und in die französischen hereingelaufen, es waren französische Ochsen, und sie wurden von ihrem Patriotismus getrieben. Vielleicht verwechselte der Redakteur diese Vierfüßler mit seinen Abonnenten. Am Tage darauf erfuhren die Pariser wieder einmal, zwar nicht zum allererstenmal, große Neuigkeiten: „Moltke war jetzt wirklich tot, der Kronprinz lag an einem tödlichen Fieber darnieder, Bismarck war zu Unterhandlungen mehr als je geneigt und wurde nur von dem König daran gehindert, der es sich nun einmal in den Kopf gesetzt hatte, Paris zu bombardieren und in Paris einzuziehen. 300 preußische Soldaten, lauter Polen, waren zu den französischen Truppen übergegangen, und die Bayern und Württemberger konnten nur dadurch, daß man täglich etliche Dutzend von ihnen standrechtlich erschoß, davon abgehalten werden, in heller Empörung sich aufzulehnen und mit Sack und Pack heimzuziehen. Ja der „Electeur Libre" prophezeite seinen Lesern triumphierend, daß die Preußen nachgerade selbst daran verzweifeln, Paris jemals zu erobern. Mit viel Humor schilderte der Korrespondent einer Zeitung, wie er eine alte Dame, mit welcher er verwandt war, in Paris besuchte, und was bei diesem Besuche alles gesprochen wurde. Lassen wir ihn selbst erzählen. Er traf dort außer seiner Cousine zwei alte Herren, einen sanften jungen Mann und einen Geistlichen. „Kommen Sie, um uns Glück zu wünschen?" fragte meine Cousine, als ich eintrat. — Ich küßte ihr die Hand. — „Wie," fuhr sie fort, „haben Sie noch nicht von dem Siege gehört?" — Ich machte große Augen. — „Madame," sagte einer der alten Herren, „meint die Erstürmung von Choisy le Roi." — Ich gab zu verstehen, daß die Nachricht von diesem wichtigen Ereignis noch nicht bis zu mir gedrungen sei. — „Das ist sonderbar!" fuhr der alte Herr fort. „Ich habe General Vinoy gestern selbst gesprochen." — „Aber," entgegnete ich bescheiden, „daraus folgt wohl nicht, daß er heute Choisy erstürmt hat." — „Monsieur," mischte der alte Herr Nr. 2 in spöttischem Tone sich ein, „weiß wahrscheinlich auch nicht, daß 60000 Mann sich durch die preußischen Linien geschlagen haben, und nun Bazaine zu Hilfe marschieren." — „Ich bezweifle diese Thatsache nicht im mindesten, denn sie entspricht ganz dem, was ich erwartete," bemerkte ich. — „Was den Sieg betrifft," hob der sanfte junge Mann an, „so bürge ich dafür; ich habe die Gefangenen selbst gesehen." — „Sie müssen doch," setzte meine Cousine hinzu, „den Kanonendonner gehört haben. Ach, Ihr Engländer seid einer wie der andere. Ihr seid alle Preußen, eure Königin, eure Times und alles, was zu euch gehört." — Ich begann, meine Tasse Thee zu schlürfen. Einer der alten Herrn erhob sich, und stellte sich vor mich. Ich wußte sofort, was kommen würde — die alte, alte Frage: „Wohlan, was denkt England jetzt von unserer Haltung?" — Ich antwortete, daß nur ein Wort dieselbe bezeichnen könne, — das Wort „erhaben." — „Wir opfern unser Leben," sagte der sanfte, junge Mann. — Ich sah ihn an, und fürchte, daß ich ein wenig lächelte. — „Das heißt," fuhr er fort, „wir sind bereit, es zu opfern." — „Sie sind wohl mit bei der Nationalgarde, mein Herr?" fragte ich. — „Der Herr ist der einzige Sohn einer Witwe," mischte meine Cousine sich ein. — „Trotzdem aber habe ich die Absicht, mit auf die Wälle zu ziehen," bemerkte der junge Mann. — „Sie müssen sich Ihrer Mutter erhalten," sagte der Geistliche. — „O, es ist ein großartiges Schauspiel, wenn man sieht," bemerkte einer der alten Herrn, indem er ein drittes Stück

Zucker in seinen Thee warf und ein viertes in seine Tasche steckte, „wie eine Bevölkerung, von welcher man glaubte, sie könne nur in Luxus existieren, eine Woche nach der andern heiteren Mutes sich mit den einfachsten Bedürfnissen des Lebens begnügt." — „Ich habe dieses Jahr noch nicht ein einzigesmal Wildbret gegessen, und das Rindfleisch ist nichts weniger als gut," seufzte der alte Herr Nr. 2. „Wir wollen aber diese Entbehrungen monate- oder auch jahrelang, wenn es sein muß, tragen, damit nur die Preußen nicht nach Paris kommen." — Mit Worten freilich, wenn es gekämpft gewesen wäre, — kein Mann von den Deutschen wäre mehr heimgekommen!

Um jene Zeit wagte es der Exkaiser, eine Proklamation an die Franzosen zu erlassen, er war offenbar der Ansicht, daß auch jetzt noch die Franzosen nichts gelernt und nichts vergessen hätten. Achtzehn lange Jahre hatte er seine Macht behauptet, achtzehn Jahre lang seinen Hof zu einem Sammelplatz von allem, was schlecht und liederlich und moralisch faul war, gemacht, seine Umgebung bestand aus Schmeichlern, Kupplern und Schmarotzern. Betrug, Lüge und Spionage hatten seinen wankenden Thron halten müssen, und nur wenige waren es gewesen, welche den Mut fanden, gegen ein solches Regiment zu protestieren. Jetzt aber war er abgethan, abgethan für immer. Gebessert war freilich in der Lage, in welcher sich die Pariser befanden, dadurch nichts. Man konnte Paris allerdings in einen Widerstand hineinhetzen, der ebenso thöricht war, als er erfolglos bleiben mußte, denn die Stunde kam so sicher, als das Amen in der Kirche, da die stolze Stadt zu Kreuze kriechen und, am Ende aller Lebensmittel angelangt, kapitulieren mußte. Die Pariser hofften freilich auf den Winter. Weil *sie* ihn nicht zu ertragen vermochten, glaubten sie, auch die Deutschen würden nicht imstande sein, einen solchen auszuhalten.

Die Pariser waren, mit einem Worte, denkfaul. Sie erwarteten, daß die Provinzen ihnen zu Hilfe kommen würden, aber gleichzeitig ärgerten sie sich doch auch darüber, daß die Provinzen es wagten, selbständig zu handeln. Diese sollten gar nichts thun, gar nichts unternehmen, ehe von Paris Kommissäre angelangt sein würden, die ihnen gesagt hätten, was sie zu thun, was zu lassen haben. Die Provinzler waren ja in den Augen der Pariser lauter Dummköpfe, zu nichts anderem gut, als einfach die Befehle auszuführen, die ihnen von Paris aus zukamen, von dem großen, dem herrlichen Paris, dem die Liberté folgenden Ruhmeshymnus sang: „Ein Wort der Dankbarkeit an den großen Bürger Jules Favre. Möge er wissen, daß seine rechtschaffenen, beredten und mutigen Worte uns Kraft geben, unsere Thränen trocknen und unsere Wunden heilen. Armes, teures Frankreich! Provinzen sind zermalmt, Städte belagert, Bevölkerungen ins Verderben gestürzt. Und du, o Paris, einst die Stadt der Feen, jetzt die Stadt der schweren Zeiten des Altertums geworden, erhebe dein Haupt, sei vertrauensvoll, sei stark. Dein Herz hat gesprochen, deine unbesiegte, unbesiegbare Seele, die Seele deines Landes hat zur Welt gesprochen und ihr die Wahrheit gesagt." — Es wäre nach all dem in Paris eigentlich recht gemütlich und die Sache am Ende auszuhalten gewesen, hätte man es nicht mit dem dummen Hunger zu thun gehabt. Hundert Gramm Fleisch täglich auf den Kopf sind nicht allzuviel, und wenn man auch noch zwei Stunden darauf warten muß, so ist das gerade nicht angenehm. An Stelle des Rindfleisches war längst Pferdefleisch und an Stelle der in Paris, wie in ganz Frankreich, als Speise so außerordentlich beliebten Kaninchen (Lapins) waren längst die Katzen getreten. Übrigens verdarb all das den Parisern ihren Humor in gar keiner Weise. Eines Tages besuchten die Mitglieder der neuen Regierung die Tuilerien. Der Gouverneur empfing sie, wie es Brauch, Sitte und Anstand erheischte, und führte die Herren überall herum, auch in seiner Wohnung, die aus einer stattlichen Reihe von Zimmern bestand. Er ließ es als höflicher Mann sich durchaus nicht nehmen, die Herren zu einem frugalen Imbiß einzuladen, und diese Einladung wurde dankbar angenommen. Im Laufe des Gesprächs über Tisch fragte eines der Regierungsmitglieder den Gastgeber, wer ihn denn eigentlich zu diesem Posten, den er im übrigen ja ganz würdevoll ausfülle, ernannt habe? Der neugebackene Kommandant der Tuilerien aber, der allem nach weder auf den Kopf, noch aufs Maul gefallen war, entgegnete ganz ruhig: „Ich selbst habe mich dazu ernannt, gerade so, wie Sie, meine Herren, sich selbst zu Regierungsmitgliedern ernannt haben." — Jeder that eben, was ihm behagte. Es kam nicht bloß Dutzendmale, nein hundertmal vor, daß Offiziere der Mobilgarde, welche Dienst auf den Wällen hatten, ihre Mannschaften ruhig dort ließen und zum Essen nach Hause gingen. General Trochu war solchen Dingen gegenüber, die man in der deutschen Armee geradezu für unmöglich halten würde, vollständig machtlos. Was hätte er auch machen sollen? Waren doch, wie ein französisches Blatt herausgebracht hatte, die preußischen Ulanen, welche die Bauern mißhandelten, die französischen Soldaten niedermetzelten und Frankreichs Provinzen ausplünderten, von England bezahlt, heimlich mit englischem Gelde unterstützt. Im übrigen aber fing man schon zu Anfang November in Paris an, ziemlich nüchtern zu werden. Es war auch kein Wunder. Von einer Nation, die sich zwanzig Jahre lang hatte tyrannisieren lassen, die sich platt vor einem Menschen, wie Napoleon es war, auf den Bauch geworfen hatte, von einer solchen Nation durfte man keine patriotische Leistung erwarten. Es läßt sich leicht hinter der Weinkanne von Aufopferung und Hingebung an die Sache des Vaterlandes reden, leicht spricht es sich davon, daß man sterben wolle, wie Leonidas mit seinen Spartanern bei Thermopylä gestorben, aber in der Praxis macht sich die Sache in der Regel doch anders, und gerade wie diejenigen Hunde, die am lautesten bellen, am wenigsten beißen, so waren auch in Paris diejenigen Truppen, die mit so großem Aplomb in die Schlacht zogen, diejenigen, die am allerwenigsten standhielten. Man sollte es nicht glauben, wenn es nicht verbürgt wäre, auf welche unsinnige Geschichten die Pariser kamen. Da fabricierte einer preußische Pickelhauben und Säbel. Der Mann wurde von einem freundlichen Nachbar, an solchen ist ja nie ein Mangel, denunciert und gefänglich eingezogen. Man mußte ihn aber wieder laufen lassen, denn der Verdächtige rechtfertigte sich damit, daß er all diese Sachen nur aus dem einzigen Grunde herstellen lasse, um der großen Nachfrage nach Trophäen vom Schlachtfelde genügen zu können. Es waren dies jedoch nicht die einzigen Artikel, in welchen dieser Biedermann machte, er hatte auch noch ein großes Lager gefälschter Briefe von Müttern, Schwestern und Bräuten an ihre Angehörigen bei der Armee vor Paris. Diese wurden dann, als in den Taschen gefallener deutscher Soldaten gefunden, verkauft.

Leidig war nur das eine, daß bei all diesem blühenden Blödsinn, der heute da, morgen dort sich breit machte, die Lebensmittel in Paris mit jedem Tage weniger wurden, denn von einer Wiederverproviantierung konnte keine Rede sein, und doch brauchte Paris unter gewöhnlichen Verhältnissen jährlich 253803 Ochsen und Kühe, 120275 Kälber und 916388 Hämmel! Aus all dem läßt sich am besten entnehmen, wie es schon um Mitte November in Paris aussah. Wahrscheinlich um über den Hunger, der bekanntlich weh thut, hinwegzuhelfen, erfand man jetzt wieder einmal einen Sieg. Bei Hautes Bruyères fand angeblich ein Kampf statt, wobei die „braven Mobilgardisten" zwischen 2 oder 3000 Gefangene machten und Hunderte von Feinden erschlugen. Leider war an der ganzen Geschichte kein wahres Wort. Wohl um die guten Pariser zu trösten, kam am 14. November eine mit Blut bedeckte Brieftaube an, die auf ihrem Schwanz eine Depesche von Gambetta brachte, der am 11. November meldete, die Preußen seien nach zweitägigem Kampfe aus Orleans geworfen, man habe ihnen 1000 Gefangene, zwei Kanonen und viele Munitionswagen abgenommen, auch werden die Deutschen immer noch verfolgt. Diese Nachricht schlug wie eine Bombe in Paris ein, man war außer sich vor Freude und Jubel. Und da bekanntlich kein Unglück allein kommt, so war es ganz natürlich, daß auch das Glück nicht allein kommen durfte. Paris schwamm in einem Meere von Wonne zu hören, daß Chartres wieder genommen sei, und daß sich die Armee Kératrys mit der Loirearmee vereinigt habe, und im Norden hatte Bourbaki, wie das eigentlich gar nicht anders erwartet werden konnte, die Preußen gezwungen, die Belagerung von Amiens aufzuheben.

Trochu, der seinen „Plan" hatte, hielt es doch für gut, den Mut seiner Truppen, ehe er einen Ausfall wagte, auf die eine oder andere Art anzufeuern, so mußte denn eine von dem französischen Konsul in Basel abgelassene Brieftaube vermelden, daß die badischen Truppen geschlagen seien und ein Teil derselben sich auf schweizerisches Gebiet geflüchtet habe. — Endlich, endlich kam doch der Plan zur Geltung, die Sachsen und vor allem die Württemberger bekamen ihn zu verspüren!

Lagerplatz des 6., 7. und 8. Bataillons der Mobilgarde in den Steinbrüchen des Mont Avron

Eine verlassene französische Batterie auf dem Mont Avron.

Vom Morgen bis zum Abend des 29. Novembers rollten Kanonen und marschierten Soldaten durch die Straßen von Paris. Die Thore der Stadt waren für alle Civilisten streng geschlossen, und selbst solchen Leuten, die mit Pässen aus dem Hauptquartier versehen waren, wurde es entschieden verweigert, die Stadt zu verlassen. Der große Tag war da, der 30. November, der entscheiden sollte, entscheiden mußte, ob Sieg oder Niederlage, ob Paris triumphierte oder unterlag, und er entschied. Man hoffte die „dummen Schwaben" überrumpeln zu können, aber sie ließen sich eben nicht überrumpeln, und die Franzosen waren freundlich genug, dafür zu sorgen, daß man auf deutscher Seite dem Angriff wenigstens nicht ganz ungewarnt gegenüberstand. Die Hoffnung, die Deutschen zu überrumpeln, erwies sich als eine trügerische, denn wenn auch die Sachsen in Champigny, noch vollständig terrainunkundig und eben erst in die neue Stellung eingerückt, überrascht und über den Haufen geworfen werden konnten, die Schwaben, die dort nun schon seit einem ganzen Vierteljahr heimisch geworden und jeden Fußbreit Terrain unter ewigem Granatenhagel hatten kennen lernen, die waren nicht so leicht aus dem Konzept zu bringen und über den Haufen zu werfen. (Der Leser möge einen Blick auf die Karte werfen, welche im 1. Teil unseres Werkes, Seite 156 abgedruckt ist. Man sieht dort deutlich, wie die Marne eine halbe geographische Meile, bevor sie sich mit der Seine vereinigt, einen Bogen macht und mit der Seine über eine halbe Meile weit parallel läuft. Nördlich der Marne, nach Paris zu, liegt der Wald von Vincennes und jenseits des Bogens liegen die Dörfer Joinville, Nogent und Brie. Die Linie wird von den Forts Vincennes und Nogent und der Redoute La Faisanderie verteidigt. Südlich zwischen dem Bogen und der Seine liegt das Fort Charenton, ein wenig weiterhin das Dorf Créteil; jenseits desselben, dicht außerhalb des Bogens, liegt Mont Mesly, wo die Preußen schwere Batterien aufgepflanzt hatten. Auf der Nordseite des Bogens liegt das Dorf Champigny auf einer Hochebene, welche sich bis nach Brie erstreckt. Südlich von Paris kommt erst eine Reihe Forts, dann eine Reihe Redouten, ausgenommen da, wo Châtillon, dicht neben dem Fort Vanves, diese Linie schneidet. Jenseits dieser Linie von Redouten liegt eine Ebene, die sich nach den Dörfern L'Hay, Chevilly, Thiais und Choisy le Roi hinabzieht, welches letztere ungefähr eine Meile von Paris an der Seine liegt.) Bis zum Montag abend waren ungefähr 100 000 Mann und 400 Geschütze unter General Ducrot im Walde von Vincennes und den angrenzenden Dörfern zusammengezogen. Gegen 15 000 Mann standen unter General Vinoy hinter der südlichen Linie von Redouten dicht bei dem Dorfe Villejuif. Ebenso standen auch Truppen in der Nähe von St. Denis und auf der Halbinsel Gennevilliers, um die Aufmerksamkeit des Feindes irre zu leiten. Es war verabredet, daß zeitig am Morgen General Vinoy einen Vorstoß in der Richtung von L'Hay und Choisy machen und dann, wenn die preußischen Reserven durch diese Demonstrationen südwärts gelockt wären, Ducrot Brücken über die Marne schlagen und sich den Weg durch die Cernierungslinie auf der alten baseler Straße zu bahnen versuchen sollte.

Um 1 Uhr morgens begann eine furchtbare Kanonade von allen Forts und Redouten um Paris herum. Der Anblick war ein großartiger. Das dumpfe Dröhnen der schweren Geschütze, das helle Aufblitzen bei jedem Schuß, und die Bomben, welche mit ihren brennenden Zündern durch die Luft sausten und über den deutschen Linien explodierten — alles dies bildete zusammengenommen das, was die Franzosen ein „feu d'enfer" (Höllenfeuer) nennen. Gegen 3 Uhr ward das Feuer matter, um 4 Uhr aber ging es wieder los. Um 6 Uhr rückten General Vinoys Truppen in zwei Kolonnen vor, die eine gegen L'Hay, — die andere gegen La Gare aux Boeufs, eine befestigte Einhegung ungefähr eine halbe Stunde oberhalb Choisy le Roi. Letzteres ward rasch von einem Corps Marinesoldaten genommen, und die Preußen zogen sich zurück; in L'Hay dagegen stieß die Angriffskolonne auf hartnäckigen Widerstand. Sobald sie die Barrikade am Eingang des Dorfes passiert hatte, empfing sie ein heftiges Feuer aus den Häusern zu beiden Seiten der Hauptstraße, und es dauerte nicht lange, so rückte die preußische Garde als Verstärkung an. Während das Gefecht noch im Gange war, schickte General Trochu Befehl zum Rückzuge. Derselbe Befehl ward nach der Gare aux Boeufs geschickt, und gegen 10 Uhr befanden sich die Truppen südlich von Paris wieder in den Positionen, welche sie am Abend vorher eingenommen hatten. General Vinoy hielt mit seinem Stabe auf der Brücke, welche bei Charenton über die Seine führt. In seiner Nähe stand ein Bataillon Nationalgarde. Eine schlecht gezielte Granate riß einem dieser Helden die Beine weg, und seine Kameraden ergriffen mit Entsetzen die Flucht. Nur mit Mühe ließen sie sich wieder sammeln und zurückführen. Ein wenig später waren sie mit dem Kochen ihrer Suppe beschäftigt, als einige Blechtöpfe gegen einander fielen. In der Meinung, es sei wieder eine Bombe, stoben sie abermals auseinander, und der General mußte die Linie entlang reiten, mit dem Ruf: „Mut, Mut, Kinder! Es sind die Suppentöpfe!" Mittlerweile aber ereignete sich auf der Nordseite der Marne wirklich ein furchtbares Unglück. Am Montag übernachteten General Trochu und General Ducrot in Vincennes. Der letztere hatte eine Ansprache erlassen, in welchen er seinen Truppen mitteilte, er sei entschlossen, entweder zu siegen oder zu sterben. Während der Nacht waren zwischen französischen und preußischen Scharfschützen einige Schüsse gewechselt worden. Gegen Morgen hatten die Preußen sich zurückgezogen. Bei Tagesanbruch wurden die Truppen aufgestellt, um über den Fluß zu gehen, sobald das Gefecht auf den südlichen Linien die Aufmerksamkeit des Feindes abgelenkt haben würde. Eben wollte man die Brücke schlagen, als man entdeckte, daß die Marne ausgetreten und deshalb nicht zu passieren war. Ob nun, wie man sagte, die Preußen einen Damm durchstochen hatten oder ob die Pontons nicht in genügender Anzahl vorhanden waren, darüber ist man noch nicht klar. Mag dem jedoch sein, wie ihm wolle, so konnte der Plan, welcher General Ducrot und seinen Truppen den Weg nach Orleans bahnen sollte, nicht ausgeführt werden, und gegenwärtig sind sie noch in Vincennes und warten, daß das Wasser fallen werde." So berichtete einer, der die Sache aus eigener Anschauung kannte. Wie der Kampf ausging, weiß man ja. General Trochu machte wieder einmal in Phrasen. „Der Verlust des Feindes," schrieb er und posaunte es in Paris aus, „ist während der glorreichen Tage des 29. und 30. Novembers und des 2. Dezembers so groß gewesen, daß er sich gezwungen gesehen hat, eine Armee, die er den Tag vorher angegriffen, unter seinen Augen und am hellen Tage einen Fluß passieren zu lassen." Das war eitel Schwindel. Zu allem hin hatten die französischen Generale auch noch unter sich Händel. General Blanchard hatte die Frechheit, zu General Ducrot zu sagen: „Wenn Ihr Degen so lang wäre, wie Ihre Zunge, so wären Sie in der That ein bewunderungswürdiger Krieger."

Eine eigentümliche Erscheinung war auch der „Bischof" Bauer. Mit welchem Rechte er sich einen solchen nannte, wer weiß es? Ja, es wird behauptet, er habe eigentlich der mosaischen Religion angehört. Jedenfalls war seine Absicht die, Aufsehen zu erregen. Ein kurzer, dicker Mann, trug er einen Priesterrock, ein paar Reiterstiefel mit großen Sporen und einen Hut, wie man ihn sonst nur in Theaterstücken und auf der Bühne sieht. Auf der Brust trug er einen großen Stern, um den Hals eine goldene Kette mit einem großen goldenen Stern und an den Fingern, über den Handschuhen, prachtvolle Ringe. Das Geschirr seines Pferdes war dicht mit Genfer Kreuzen besät. Neben ihm ritt ein Fahnenträger, der eine hohe Fahne mit einem roten Kreuz trug. Acht Adjutanten in einer Art Phantasieuniform mit Purpur und Gold folgten ihm, und zwei Reitknechte in Stulpenstiefeln schlossen den Zug, der unverkennbare Ähnlichkeit mit einer Zirkusgesellschaft hatte. Der Bischof spielte den Gönner von Generalen und Admiralen, Ärzten und Kommissariatsbeamten, und sie suchten seine Gunst. Monseigneur Bauer, welcher den salbungsvollen Prediger und den flotten Dragoner in sich vereinigte, wurde in Paris vom schönen Geschlechte geradezu angebetet.

Wütend waren die pariser Journale darüber, daß die Deutschen die Frechheit besaßen, sich den Sieg bei Coeuilly, Villiers und Champigny zuzuschreiben. Als ob überhaupt ein Zweifel hätte bestehen können, daß die Franzosen die Sieger waren! Es bestritt ja niemand, daß sie nach Paris zurückgekehrt waren, aber warum hatten sie dies gethan? Lediglich aus dem Grunde, um in Paris auf ihren Lorbeeren auszuruhen.

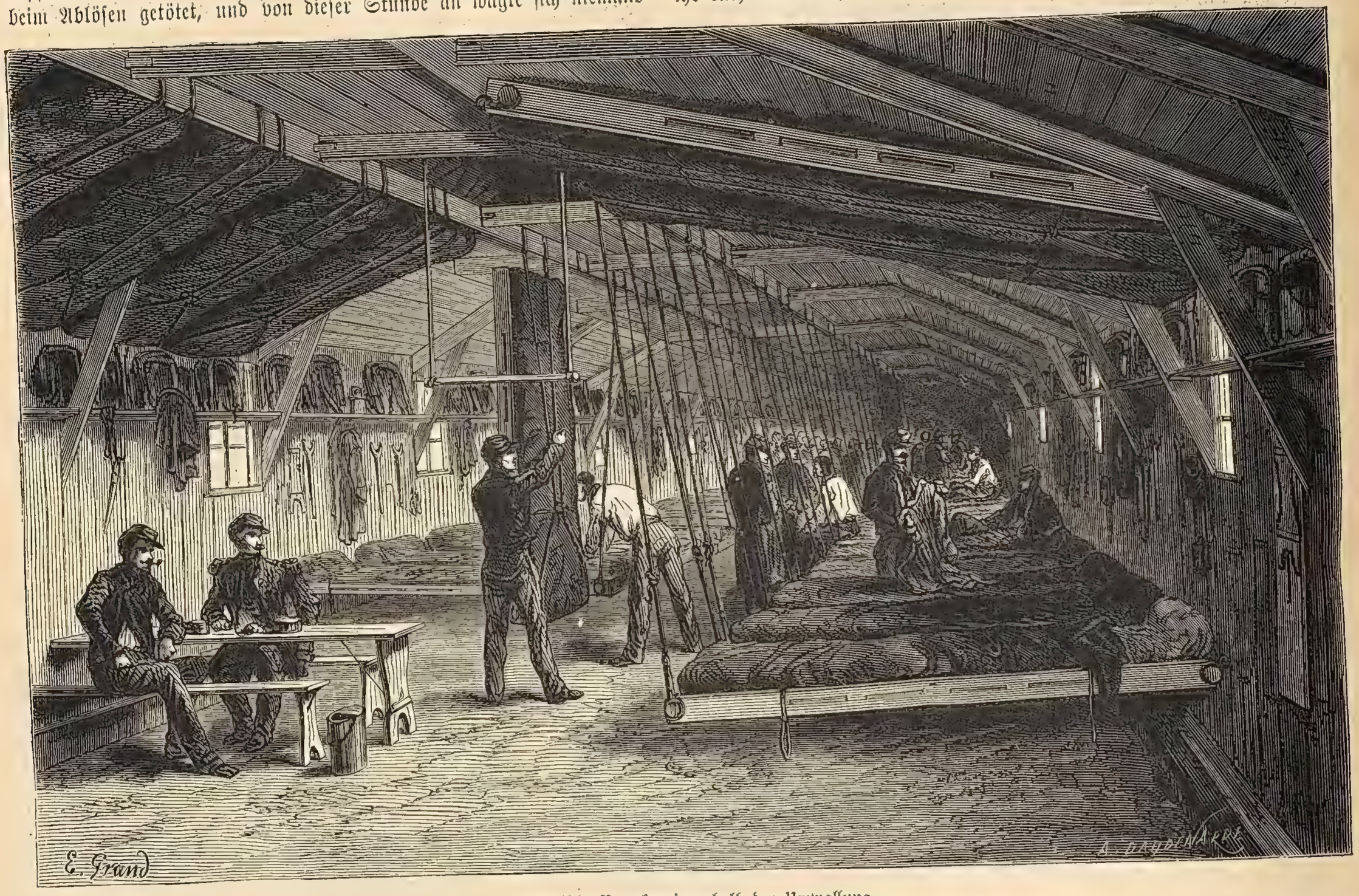
Ein köstliches Rezept, sich eine Mahlzeit zu verschaffen, gab das Paris-Journal in folgenden Worten: „Man nehme eine lange Schnur und einen großen Haken, stecke ein Stück Talg daran und bewege die Rute langsam hin und her. Binnen wenigen Minuten wird

eine Ratte herbeikommen und den Köder beschnuppern. Es wird einige Zeit dauern, bis sie sich entschließt, anzubeißen, denn sie ist von Natur schlau und vorsichtig. Hat sie den Bissen verschluckt, so lasse man ihr fünf Minuten Zeit, darüber nachzudenken. Dann ziehe man fest und stetig an. Sie wird krampfhafte Sprünge machen, aber man bleibe ruhig und lasse sich nicht zu gleicher Aufregung hinreißen. Wenn das Tier sich auf diese Weise abgemattet hat, zieht man es mit einem raschen Ruck in die Höhe, und man hat sein Mittagessen."

Da ist wenigstens Humor darin, aber was soll man dazu sagen, wenn die Ultraklubs verlangten, erstens die Regierung in die Hände einer Kommune zu legen, zweitens alle Generale und Obersten zu kassieren und andere an deren Stelle zu wählen, drittens das Stadthaus in die Luft zu sprengen, viertens eine weißgekleidete Deputation an den König von Preußen abzusenden und ihm die Präsidentschaft der Universalrepublik anzubieten. Die Leute hatten entschieden den Verstand verloren. — Zu allem hin wurden die Truppen auch noch genötigt, den Mont Avron aufzugeben. Warum dieser herrliche, das ganze Vorgelände dominierende Berg nicht schon zu Anfang der Einschließung von den Parisern besetzt wurde, warum er später nicht nach allen Regeln der Kunst befestigt wurde, warum man nicht bombensichere Räume auf demselben herstellte, Wall und Graben anlegte, warum man erst in den letzten Tagen sich dieses so ungemein wichtigen Punktes zu erinnern schien, wir wissen es nicht. Das aber wissen wir, daß, als die Deutschen den Berg unter ihr Feuer nahmen, dies so gründlich geschah, daß General Vinoy, der in der Krim mitgefochten, erklärte, alles, was Franzosen, Engländer, Türken und Russen damals ausgeführt, sei ein Kinderspiel gegen das, was die preußische Artillerie am Mont Avron geleistet. Die „Verité", ein in Paris erscheinendes Blatt, brachte, ihrem Namen Ehre machend, einen Bericht, welcher den tapferen Verteidigern des Berges gerecht wird. Es heißt dort: „Trotzdem, daß das Feuer der Preußen am 26. matter ward, waren sie doch nicht unthätig. Durch die Härte des Bodens und den Nebel begünstigt, hatten sie in allen ihren Batterien von Villemomble bis Montfermeil ihre Geschütze in Position gebracht. Der durch unser wohlgezieltes Feuer von Fort Nogent dem Park von Draucy zugefügte Schaden ward wieder gut gemacht. In die Tranchéen bei Ville Evrard, die wir den Tag zuvor besetzt, wurden Geschütze gebracht und zwölf neue Batterien weittragender Kanonen demaskiert. Den ganzen 28. hindurch dauerte das Feuer fort und die Bomben schlugen dicht in unsere Batterien und in das Dorf Rosny ein. Das Dach des Bahnhofs ward zertrümmert und mehrere Mobilgarden wurden in der Hauptstraße getötet. Die Räumung der in eine Ambulanz verwandelten Kirche ward rätlich befunden. Alles dies war jedoch nichts im Vergleich mit dem Feuer, welches während der Nacht losgelassen wurde. Das Plateau des Avron ward buchstäblich mit Bomben überschwemmt, darunter von solchen von ungeheurer Größe. Dabei zielten die Preußen viel besser als früher, denn ihre Geschosse explodierten fast alle dicht in der Nähe der Tranchéen. Jeden Augenblick wurden die Räder eines Munitionswagens getroffen oder eines der Pferde getötet. Mehrere Soldaten wurden in den Tranchéen verwundet, denn diese waren so seicht, daß sie nur wenig Schutz gewährten. Zwei Bomben, die in einem und demselben Augenblick platzten, töteten einen Marine-Offizier und drei Mann an einer der Kanonen. Alle, die so unklug waren, das Plateau überschreiten zu wollen, wurden niedergeschmettert. Es war ein trauriges und furchtbares Schauspiel, zu sehen, wie diese Seeleute kaltblütig ihre Kanonen richteten, ohne sich durch den feurigen Hagel stören zu lassen, während ihre Offiziere, die sie ermutigten, jeden Augenblick fielen und ihre Umgebung mit ihrem Blut bespritzten. Die Infanterie und die Mobilgardisten waren auch ohne Schutz, denn der Teil des Plateaus, auf welchem sie aufgestellt waren, ward ebenfalls von den preußischen Kanonen bestrichen. Manche lachten, wenn sie die Bomben über ihren Köpfen hinwegsausen hörten und in ihrer Nähe platzen sahen, viele aber wichen erschrocken zurück. Die Nationalgarde stand auf den Höhen vor dem Dorfe Rosny und wurde ebenfalls von einigen Bomben erreicht. Ein Offizier und ein Gardist vom 114. Bataillon wurden leicht verwundet. Die preußische Kanonade ward mit jeder Stunde heftiger. Auf unserer Seite ward das Feuer matter und hörte endlich ganz auf. Eine Stafette brachte den Befehl, das Plateau zu räumen und die Artillerie zu retten. Man verlor keine Zeit. Zum Glück ward in diesem Augenblick das Feuer des Feindes ebenfalls matter und man traf eiligst Anstalten zum Rückzuge. Die Kanonen wurden von ihren Lafetten genommen, die Bagage auf die Karren und die Munition auf die Wagen geladen. Die Soldaten luden sich ihre Tornister auf, brachen die Zelte ab, und schirrten die Pferde an. Alles dies geschah nicht ohne Schwierigkeit, denn es mußte geräuschlos und im Finstern geschehen, weil alle Feuer ausgelöscht worden waren. General Trochu erteilte, zu Pferde sitzend, seine Befehle und erhielt jeden Augenblick Meldung von dem, was vorging. Trotz der Vorstellungen seines Stabes weigerte er sich, seinen exponierten Standpunkt zu verlassen. „Nein, meine Herren," sagte er, „ich werde nicht eher von hier weichen, als bis das letzte Geschütz in Sicherheit ist." Um zwei Uhr war alles fertig, und der lange Zug begann sich in Bewegung zu setzen. Die Mitrailleusen eröffneten denselben, dann folgten die schweren Schiffskanonen, die Munitions- und Bagagewagen. Die Linientruppen, die Seesoldaten und die Nationalgarde hatten Befehl, den Rückzug zu decken. Es war keine leichte Aufgabe, von dem Plateau nach Rosny hinunterzukommen. Der Frost hatte die Straße buchstäblich zu einer Eisbahn gemacht. Die Wagenführer gingen neben den Pferden her, hielten sie kurz am Zügel und rissen sie, wenn sie stolperten, wieder in die Höhe. Bis vier Uhr ging jedoch alles gut. Der Marsch wurde langsam fortgesetzt und die preußischen Batterien waren verhältnismäßig ruhig. Ihre Bomben fielen noch dann und wann dahin, wo unsere Geschütze gestanden hatten. Das Knarren der Räder jedoch und das Ausbleiben jeder Kanonade von unserer Seite erweckte endlich den Argwohn des Feindes, und er richtete sein Feuer nun auf das Fort Rosny und die von dem Plateau dahin führende Straße. Der Zug der Kanonen und Wagen passierte in diesem Augenblick das Dorf — nur die Karren mit den Bagagen waren noch auf dem Plateau. Anfangs fielen die Bomben weit ab, dann töteten sie einige Pferde, einige Führer wurden getroffen und es trat eine gewisse Verwirrung ein. Der Teil unserer Marschlinie, welcher sich in Rosny befand, schwebte in großer Gefahr. Zum Glück verloren unsere Anführer nicht den Kopf. Die Kanonen, deren Pferde unverletzt waren, überholten die, welche Halt machen mußten. Einige schlugen sich seitwärts in die Felder, die Mannschaften schoben, und dank dieser Anstrengungen ward unsere Artillerie gerettet. Sobald als die Kanonen den dem Plateau gegenüber liegenden Hügel hinaufgeschleppt waren, setzten sich die Pferde in Galopp und blieben nicht eher stehen, als bis sie aus dem Bereich des feindlichen Feuers waren. Es dauerte nun nicht mehr lange, so waren die Kanonen in Vincennes und Montreuil in Sicherheit. Die Truppen hielten sich gut. Sie legten sich platt auf die Erde nieder, die Offiziere dagegen blieben stehen und rauchten ihre Cigarren, bis der letzte Wagen vorüber war. Der Tag war bereits angebrochen, als sie Befehl erhielten, wegzutreten. Die Nationalgarde kehrte nach Paris zurück und die Linie kampierte, nach kurzem Aufenthalte in Montreuil, in den Baracken von St. Maur. Um 8 Uhr war die Räumung des Plateaus vollständig, die preußischen Bomben fielen aber noch immer auf die verlassenen Häuser und einige der zurückgelassenen Lafetten. Nun lenkte der Feind seine Aufmerksamkeit auf die Forts Rosny und Noisy, die ein furchtbares Bombardement auszuhalten hatten. Das Getöse dieser Kanonade war so laut, daß man es in der Mitte von Paris hören konnte. Um das Fort Noisy herum schlugen die Geschosse bis dritthalb Meter tief in den gefrorenen Boden und schleuderten Erdklumpen von 15 Kilo Gewicht in die Höhe. In Romainville, in der Rue de Pantin, ward einem Tambour der Kopf weggerissen. Seine Kameraden begruben ihn an Ort und Stelle. Im Hofe des Forts Noisy warfen drei Mann, welche das Zischen einer Granate hörten, sich auf die Erde nieder. Die Idee war keine glückliche, denn die Bombe fiel auf den in der Mitte Liegenden und tötete alle drei. Dies waren die einzigen Fälle dieser Art, die sich in dem Fort ereigneten. Um zehn Uhr hörten die Batterien des Feindes auf, gegen dasselbe zu spielen und richteten nun ihre ganzen Anstrengungen gegen das Fort Rosny. Die Bomben bestrichen den offenen Hof, schlugen das Dach der Kaserne ein und rissen die Pfirsichbäume nieder, deren Früchte den Parisern so teuer sind. — Von elf Uhr an war es unmöglich, die Straße nach Montreuil sicher zu passieren. In diesem Dorfe suchten die wenigen noch zurückgebliebenen Personen Zuflucht in ihren Kellern. Um drei Uhr kam die

Sonne heraus und ich ging die strategische Straße nach Noisy entlang. Ich begegnete mehreren Regimentern, Zuaven, Infanterie und Marinesoldaten, die von Noisy und Bondy kamen. Ich sah die Batterien des Feindes ganz deutlich. Die von der französischen Artillerie in Bondy begonnene Zerstörung ist von den Preußen vollständig gemacht worden. Mittelst dreier Batterien im Park von Raucy haben sie die Kirchhofmauer, hinter welcher eine Batterie postiert war, und ein Erdwerk zerstört. Was von der Kirche noch übrig geblieben, ist buchstäblich in Staub verwandelt worden. Mit Ausnahme von den im Innern der Häuser versteckten Schildwachen sind alle französischen Truppen zurückgezogen worden. Einige Personen hatten sich aus Neugierde auf den Marktplatz begeben; ihr Vorwitz wäre ihnen aber beinahe teuer zu stehen gekommen und sie mußten sich schleunigst wieder davon machen. Um drei Uhr verdoppelte sich das feindliche Feuer; einige unserer Mobilgardisten wurden beim Ablösen getötet, und von dieser Stunde an wagte sich niemand mehr auf die Straße. — 9 Uhr abends. Der Mond ist aufgegangen, und scheint hell. Der Boden ist mit Schnee bedeckt und es ist fast tageshell. Die preußischen Positionen sind deutlich zu sehen. Das Geschütz kann man nicht unterscheiden. Längs der ganzen Linie zwischen Villemomble und Gagny aber zucken feurige Zungen, auf welche lange Rauchsäulen folgen. Das Feuer auf Rosny nimmt an Heftigkeit zu, das Dorf Noisy wird bombardiert.“ Soweit die Vérité, die hier, man darf es mit Vergnügen sagen, ihrem Namen („Wahrheit“) Ehre machte.

Auch diesen Schlag, so hart er war, die Pariser konnten ihn verwinden, was sie aber nicht verwinden konnten, nie, nie, das war, daß sie am Neujahrstage, der in Frankreich das ist, was bei uns der Christtag, das höchste Fest mit einem Worte, einander nicht wie sonst in die Arme fallen oder wenigstens gegenseitig schreiben konnten; entrüstet rief der Gaulois aus: „Ihr preußischen Bettler, ihr preußischen Schurken, ihr Banditen, ihr Vandalen, ihr habt uns alles genommen. Ihr habt uns ruiniert, ihr nehmt uns den letzten Bissen Brot, ihr bombardiert uns, und wir haben das Recht, euch mit einem königlichen Hasse zu hassen. Eure Raub- und Mordthaten hätten wir euch vielleicht dereinst vergessen; wir hätten euch vielleicht vergeben, daß ihr unsere Städte verwüstet, daß ihr uns auf schändliche Weise verraten habt. Das französische Volk ist so leichtherzig und gut, daß wir mit der Zeit unsern Groll vielleicht vergessen hätten. Was wir euch aber niemals vergessen werden, ist dieser Neujahrstag, den wir ohne Nachricht von unseren Familien haben verleben müssen. Ihr habt wenigstens Briefe von euren Gretchen gehabt, ohne Zweifel ganz erstaunliche Briefe, in welchen sich das Melancholische mit blauen Augen mischt, und die einen in seiner Art einzigen literarischen Salat repräsentieren, der aus Sauerkraut, Zephyrwolle, Vergißmeinnicht, Plünderung, Bombardement, reiner Liebe und Metaphysik zusammengesetzt ist. Ihr habt, was euch gefällt. Eure häßlichen Gesichter empfangen Küsse durch die Post. Ihr tötet aber unsere Brieftauben, ihr fangt unsere Briefe auf, ihr schießt auf unsere Ballons, und ihr schmunzelt in eurer plumpen deutschen Weise, wenn ihr euch eines unserer Briefbeutel bemächtigt, welche denen, die wir



Französische Baracken innerhalb der Umwallung.

lieben, unsere Wünsche, unsere Hoffnungen, unsere Erinnerungen und unsere Herzen bringen. Es ist eine lustige Posse, nicht wahr? Ihr bildet euch abgeschmackterweise ein, das einzige Volk in der Welt zu sein, welches zu lieben verstehe und bei welchem man das echte Familienleben antreffe. An dem Haß aber, den wir für alle Zeiten gegen euch hegen werden, sollt ihr sehen, daß auch wir zu lieben wissen — unsere Zeit wird kommen — dessen seid versichert. Mit dem 1. Januar 1871 beginnt eine furchtbare Ära blutiger Rache. Arme Philosophen des Weltfriedens! Nun seht ihr den Wert eurer hochtrabenden Phrasen und eurer Humanitätsträume! Vergebens bildet ihr euch ein, die Welt stehe schon im Begriff, in eine Periode ewigen Friedens und Fortschrittes einzutreten. Einen schönen Fortschritt in der That hat das Jahr 1870 uns gebracht! Wir hatten vergessen, die Existenz dieser Hunnen in Anschlag zu bringen. Wir sind wieder mitten in das Elend des 13. und 14. Jahrhunderts zurückversetzt. Die Erinnerung an den heutigen Tag wird den Herzen unserer Kinder eingegraben bleiben. „„Es war das Jahr,““ werden sie sagen, „„wo wir keine Geschenke bekamen, und wo wir unsere Väter nicht küßten. Daran waren die Preußen schuld, und

sie sollen dafür bezahlen. Wir wollen hoffen, daß die Bezahlung noch heute beginne. Sollten wir aber noch weiter besiegt werden, so wollen wir unsern Kindern die Erinnerung an das uns widerfahrene Unrecht hinterlassen und sie mögen es rächen.““

Halten wir, was an Übertreibung hier geleistet worden, dem patriotischen Schmerze zu gut, aber zum Lachen ist es, wenn die „Patrie“ vom 2. Januar schrieb: „Vielleicht ist Bourbaki nun mit General von Werder zusammengetroffen. Wenn er siegt, so ist die Straße nach Paris durch das Seinethal ihm offen, ebenso wie die Straße nach Süddeutschland über Besançon und Belfort und die Brücke von Basel, deren Neutralität wir ebenso wenig zu respektieren brauchen, als die Belgiens, seitdem Europa dem Grafen Bismarck gestattet hat, die Neutralität Luxemburgs zu verletzen. Ha, wenn Bourbaki ein Torstenson, ein Wrangel oder ein Turenne wäre, — vielleicht ist er es, — welch einen großartigen Feldzug könnten wir dann in wenigen Wochen an der Donau, am Lech und an der Saar haben!“

Ja wohl, daß es so hätte sein können, daran glaubten die Franzosen fest, aber überall lauerte eben Verrat und Niedertracht! War es nicht geradezu heillos, daß Mitglieder einer französischen Ambulanz während eines wenn auch nur nach Stunden zählenden Waffenstillstandes mit den Deutschen von dem gleichen Laib Brot genossen hatten? Solch verworfene Menschen standen doch offenbar im Dienste Bismarcks, der an all dem Elend, das Frankreich betroffen, schuld war. Auch der Sergeant Hoff, die populärste Figur, die es überhaupt je in Paris gegeben hatte, war nichts anderes als ein Spion Bismarcks. Anfänglich hatte der brave Mann, wie man es von einem guten Patrioten erwarten konnte und mußte, jeden Tag doch wenigstens auch drei bis vier Deutsche erschossen, aber seit dem Tag von Champigny fehlte der Bursche. Ob ihn die Deutschen in der Dummheit totgeschossen, ob er, was wahrscheinlicher, einfach zu den Württembergern hinübergelaufen war, um sich dort den ihm von Bismarck versprochenen Lohn für seine Verräterei ausbezahlen zu lassen? Man weiß es nicht. Sei dem, wie ihm wolle, nun er war eben ein Spion! Dieses verachtungswürdige Gesindel (heutzutage besorgen französische Offiziere dies Geschäft) war damals auf der Höhe der Zeit. — Im französischen Hauptquartier wimmelte es nur so von deutschen Spionen. Da war zum Beispiel der General Schmitz. Dieser General nun hatte die in der That verwerfliche Gewohnheit, alles, was in der Kriegsrats-Sitzung vorkam, brühwarm seinem Kammerdiener anzuvertrauen. Irgend jemand muß man ja am Ende haben, um sein Herz ausschütten zu können. Aber dieser Kammerdiener, — und nun enthüllt sich das ganze fluchwürdige Thun und Treiben dieses Kerls, — hatte eine Frau, und diese Frau war eine Deutsche! Nun war es natürlich ganz klar! General Schmitz, wenn er aus den Sitzungen des Kriegsrats kam, erzählte harmlos seinem Portier und Kammerdiener, was dort beschlossen worden, der hatte natürlich nichts Eiligeres zu thun, als es seiner Frau, einer Deutschen, man merke wohl auf, einer Deutschen anzuvertrauen, und so erfuhr alles — Gott weiß es, wir wissen es nicht, auf welchem geheimnisvollen Wege, — auch der Graf Bismarck. Und da soll sich ein Mensch wundern, daß die Franzosen von vornherein verloren sein mußten. Aber sie wehrten sich wenigstens ritterlich!

Wenn man den Franzosen, und den Parisern speziell, glauben durfte, so hatte Bourbaki um Belfort herum einen großen Sieg erfochten, diese Festung entsetzt, und ließ sich eben von seinem Bedienten die langen Kanonenstiefel wichsen, um in Deutschland, wo er natürlich jetzt einbrechen würde, möglichst glänzend aufzutreten. Leider war es mit der Siegesnachricht auch wieder einmal nichts, daß Bourbaki, wie ganz bestimmt versichert wurde, in Freiburg im Breisgau stehe, daß Nancy bedroht, Belfort entsetzt, Baden überschwemmt und Hamburg im Begriff war, bombardiert zu werden, und doch hatten die Franzosen ganz bestimmt darauf gerechnet, daß die in die Enge getriebenen Preußen ihre letzte Zuflucht in Paris suchen würden.

Jetzt tauchte auch der Name: „Commune“ auf. Was besagte er, was sollte er besagen? Es wußte wohl keiner, was damit gesagt sein sollte, denn daß jetzt alles gemeinschaftlich, von jetzt ab jeder und jede ein Herz und eine Seele sein sollte, davon wollten die wenigsten etwas wissen. Aber die Menge liebäugelte mit diesen Herrn, die Paris und das Vaterland retten würden. „Die Commune,“ so erklärte ein Redner jener Tage, „wird nicht nur bei den Viktualienhändlern Haussuchungen vornehmen lassen, sondern auch bei Privatpersonen, welche noch Lebensmittelvorräte besitzen. Überdies,“ setzte der Redner hinzu, „werden wir, wenn alle Hunde aufgegessen sind, die Verräter schlachten. Gleichzeitig wird die Commune einen Ausfall en masse organisieren, dessen Erfolg unfehlbar ist. Aus den von Gambetta angestellten Ermittlungen geht hervor, daß in diesem Augenblick nicht mehr als 75 000 Mann Preußen um Paris herum stehen. Und dieser Handvoll Deutschen gegenüber soll unsere Armee von 500 000 Mann sich unthätig verhalten? Abgeschmackt! Die Kommune wird diesen angeblichen eisernen Ring sprengen. Sie wird dem Verrat ein Ende machen. Sie wird jedem General zwei Kommissäre beigeben, und diese Kommissäre werden alle Bewegungen des Generals überwachen. Sobald er Miene macht, vor dem Feinde zurückzuweichen, schießen sie ihn nieder. Auf diese Weise unerbittlich zwischen Sieg und Tod gestellt, wird er den ersteren wählen.“

Inzwischen war der 19. Januar herangekommen. Der „große Ausfall“ sollte gemacht werden. Schade um das Menschenmaterial, das hier auch wieder einmal nutz- und zwecklos auf die Schlachtbank geliefert wurde. Am 18. Januar, an dem Tage, da zu Versailles der deutsche Kaiser ausgerufen wurde, war's, daß in Paris eine Unmenge von Truppen nach der Porte de Neuilly marschierte. Die Linientruppen unter ihnen machten gerade keinen besonders vertrauenerweckenden Eindruck, einen um so besseren dagegen die Nationalgarde mit ihren Marschbataillonen. So lange die Kugeln noch nicht pfiffen, war es allerdings billig, die Helden zu spielen. Allerdings, diesmal war es ernst. Man zieht mit 90 000 Mann und einer Feldartillerie, wie sie kaum bisher in solcher Stärke beisammen gewesen sein wird, nicht aus, um eine leere Demonstration zu machen, o nein, die Herren Pariser hätten sich gern wieder einmal Versailles angesehen, und vor allem, es mußte eine großartige Operation her, um jeden Preis. General Vinoy sollte Montretout und Garches angreifen, General Ducrot Rueil und Malmaison, sowie die Höhen von La Jonchère nehmen und zur Krönung des Ganzen sich mit General Vinoy in Garches vereinigen. General Trochu hatte sich auf den Mont Valérien begeben und leitete von hier aus den ganzen Angriff. Montretout war auch diesmal wieder der erste Angriffspunkt. Die dortige Besatzung aber leistete einen verzweifelten Widerstand, erst gegen halb zehn Uhr konnte die Schanze genommen werden, die Kanonen derselben waren aber in Sicherheit gebracht worden. General Ducrot machte seinerseits alle Anstrengungen, La Celle-St. Cloud zu nehmen und auf Garches zu marschieren, er mußte jedoch davon Abstand nehmen, an deutscher Tapferkeit brachen sich alle Versuche der Franzosen, sich zu befreien und einen Weg durch die deutschen Linien zu bahnen.

Bei diesem Ausfall fiel leider, ein schwerer Verlust für die Kunst, der talentvolle Maler Regnault, der sicher noch Schönes geschaffen hätte, und dessen eben erst errungene goldene Medaille für sein Bild „Salome“ ganz gewiß nicht die letzte Auszeichnung geblieben wäre. Aber dem Komödienhaften, das seiner Nation eigen, hatte auch er sich nicht zu entziehen vermocht; auf seiner Brust fand man, er lebte in jenem Augenblicke noch, eine Karte, auf welcher er seinen Namen und die Adresse einer jungen Dame verzeichnet hatte, mit welcher er seit ganz kurzer Zeit verlobt war. Als die Verwundetenträger ihn aufhoben, hatte er noch die Kraft, auf diese Karte zu zeigen. Auf dem Wege zu seiner Braut aber verschied er, und mit ihm starb der Welt und der Kunst viel, sehr viel! — Der Erfolg dieses Ausfalls für die Franzosen war wie immer. Es gelang ihnen, die ersten preußischen Linien zu durchbrechen, dann aber hieß es „Halt!“ Die deutsche Artillerie that ihre Schuldigkeit, Verstärkungen kamen heran, Angriff um Angriff wurde gemacht, und am Ende vom Lied hatten die Franzosen nichts erreicht, als daß sie am anderen Tage in den Blättern erklären konnten: „Unsere Verluste sind groß, die des Feindes ungeheuer. Unsere Truppen fochten mit ausgezeichneter Tapferkeit, aber —“.

O dieses „aber“, dieses verfluchte „aber!“ Man konnte dieses verhängnisvolle „aber“ gar nicht besser illustrieren, als dies ein französisches Blatt that. Da konnte man einen Löwen in Nationalgardenuniform erblicken, der von zwei Eseln in Generalsuniform zurückgehalten und verhindert wurde, sich auf einen Haufen Deutscher zu stürzen, die allem nach bereits auf dem Sprunge standen, davon zu laufen.

Auch bei diesem Kampfe waren die Marinetruppen wieder die tapfersten. Sie hielten aber auch etwas auf sich, und jener General hatte vollkommen recht, der sagte: „10,000 Mann wie diese sind mehr wert, als die ganze Nationalgarde," und ein Marineoffizier erklärte laut: „wenn ich jemals einen von meinen Leuten mit diesem Gesindel von der Linie würde umgehen sehen, so schickte ich ihn auf vierundzwanzig Stunden in Arrest." Mit all dem war aber dem belagerten Paris nicht geholfen, und es kam, wie es kommen mußte, die heilige Stadt kapitulierte, und die Franzosen mußten einsehen lernen, daß sie nicht unüberwindlich seien. Bisher hatten sie vom Kriegführen nur das eine Wort „Sieg" gekannt, nun mußten sie auch einmal die Kehrseite der Medaille kennen lernen. Aber sie fanden sich mit Würde darein, das muß man den Herrn Franzosen lassen.

Die Soldaten, die ja kriegsgefangen in Paris verblieben, schlenderten unbewaffnet durch die Straßen, die Hände in den Taschen, und vergnügten sich damit, die Schaufenster zu begaffen. Als dann die Deutschen die letzte Konsequenz zogen, als sie darauf bestanden, in Paris einzuziehen, schrieb ein pariser Blatt: „Attila steht vor dem besiegten Paris wie der Cimbrier vor Marius. Das Schwert entfällt seiner Faust, zurückgeschreckt durch die Majestät der Vergangenheit, flieht er und wagt nicht den Streich zu führen." Die Franzosen trösteten sich zuletzt mit der Phrase: „Im Felde sind wir besiegt worden, aber wir haben einen moralischen Sieg errungen." In was dieser, in was dessen Wert bestand, darüber Auskunft zu geben oder sich klar zu werden, muß immerhin als schwierig bezeichnet werden, aber es machte den Parisern Spaß, sich diese Phrase immer wieder vorzusagen, und so konnte man ihnen ja das Vergnügen gönnen. Übrigens hielten die Pariser das getroffene Übereinkommen pünktlich. Lange Züge von Geschützen fuhren aus der Stadt, um draußen ohne alle weitere Förmlichkeiten den Deutschen übergeben zu werden; ebenso durften die Pariser statt nur 10 000 Mann bewaffneter Soldaten deren 25 000 halten, um die Ruhe in Paris aufrecht zu erhalten. Zum großen Schaden für Paris vergaß aber Jules Favre, die Entwaffnung der Nationalgarde zu fordern. Wäre dies geschehen, nie hätte die Commune ihr scheußliches Medusenhaupt erheben, nie jene Orgien feiern können, wie es bald darauf der Fall war.

Zu essen hatte Paris nun auch wieder, dank der Fürsorge der Deutschen, und über den Wahlen zur Nationalversammlung, wobei natürlich die Phrase üppig in die Halme schoß, vergaßen die Pariser rasch die Leiden der hinter ihnen liegenden Tage. „Alles nimmt ein Ende," sagte der weise Salomon, auch die Belagerung von Paris hat ein solches genommen, was aber nie ein Ende nehmen, niemals aufhören wird in Paris und in ganz Frankreich, das ist und bleibt für alle Zeiten „die Phrase" und der „Selbstbetrug."

Die Schlachten von Villiers und Champigny.

30. November und 2. Dezember.

Am 31. Oktober war die französische Regierung dem von Flourens und den Sozialisten versuchten Putsche gegenüber anscheinend Herrin der Lage geblieben und neugestärkt worden durch eine Volksabstimmung, welche ihr Bestehen legalisierte und ihr Ansehen um ein Bedeutendes hob. (Vergl. 1. Teil, Seite 311.) Aber aus der Welt geschafft war der Tag, und was sich an demselben gezeigt, noch lange nicht, er wirkte noch immer in der gefährlichsten Weise nach. Daß der Aufstand überhaupt möglich gewesen, das lastete zentnerschwer auf den Siegern. Er war in erster Linie schuld daran gewesen, daß ein Waffenstillstand nicht zustande kommen konnte, nicht bloß deshalb, weil Herr von Bismarck ihn schlau benützte und zum Vorwand nahm, um neue Forderungen zu stellen und dadurch die schmerzlichen Unterhandlungen, welche Thiers in Versailles angeknüpft hatte, zum Scheitern zu bringen, sondern weil namentlich dadurch die in Paris eingeschlossene Regierung, obwohl sie die Oberhand behalten hatte und Siegerin geblieben war, in ihren freien Entschließungen gehindert war. — Hätte man freie Hand gehabt, hätte man etwas wagen können, so wäre vielleicht der Waffenstillstand schließlich auch ohne Wiederverproviantierung angenommen worden, da diesmal nicht, wie damals in Ferrières, die Rede davon gewesen war, von uns die Auslieferung einiger unserer sichersten Verteidigungsmittel zu verlangen. Man würde sorgfältig erwogen haben, ob es nicht für Frankreich vorteilhafter wäre, eine nationale Volksvertretung und eine anerkannte Regierung zu bekommen, als nur die Erlaubnis, Paris verproviantieren zu dürfen. Wenn Paris nur noch für einen Monat Lebensmittel besaß, dann war die Frage sofort gelöst: unter gar keinen Umständen durfte man Gefahr laufen, 25 wertvolle Tage zu verlieren, während derselben die Lebensmittel zu erschöpfen, um schließlich, wenn der Waffenstillstand zu Ende, unter dem Drucke der Hungersnot zur Kapitulation gezwungen zu sein, ohne daß man sich zu einer That aufgerafft und an das Waffenglück appelliert hatte. Wenn es aber sicher war, und das mußte sich ja leicht feststellen lassen, daß Paris am 1. November noch auf fast drei Monate verproviantiert war, dann allerdings bekam die Sache ein ganz anderes Gesicht, und das Opfer von 25 Tagen war dann nicht umsonst und ohne Gegenleistung gebracht. Während dieses zeitweiligen Waffenstillstandes hätte Frankreich sich eine regelmäßige Regierung geben können, die ebenso dazu bevollmächtigt war, in Unterhandlungen einzutreten oder den Kampf fortzusetzen, und den Armeen in der Provinz wäre Zeit verschafft worden, sich zu organisieren; Paris selbst hatte den großen Vorteil, daß es seine Verteidigung aufs allerenergischeste hätte betreiben können, und im alleräußersten Falle, wenn nach Ablauf des Waffenstillstandes der Krieg aufs neue begann, hatte man immer noch sieben oder acht Wochen, während welcher man die äußersten Anstrengungen machen und mit gewaltigen Mitteln, mit ganz andern als bisher, gegen den Feind auf den Plan treten konnte. Die Regierung besaß ruhig Blut genug, um sich klar darüber zu werden, daß sie sich in einer Zwangslage befand, noch war ihr Ansehen ein solches, daß sie die Aufregung und den Argwohn, welcher sich der irregeleiteten patriotischen Massen bemächtigt hatte, zu zerstreuen vermocht hätte, denn dieser Argwohn wurde bis zu einem gewissen Grad eben so gut von denen geteilt, welche die Regierung unterstützten, als von denen, deren Bestreben es gewesen und noch war, sie vom Ruder zu verdrängen. Die Regierung bot das Bild vollständigster Ratlosigkeit; sie scheute sich, einzugestehen, daß sie sich mit dem Gedanken eines Waffenstillstandes trage, sie wußte wohl, daß die Menge von einem solchen nichts wissen wollte und nur schwer zur Annahme eines solchen zu bewegen gewesen sein würde, sie erlag also schon in diesem Punkte dem Drucke einer Volksbewegung, deren sie Herr zu sein wähnte. — Eine weitere Konsequenz oder eine weitere Eigentümlichkeit dieses Tages, des 31. Oktobers, ist die, daß die Regierung, obwohl sie Siegerin geblieben war, in ihrer inneren Politik ebenso wenig mehr freie Hand besaß, als in den Waffenstillstandsunterhandlungen. Am Tage nach dem Putsche war man sich nicht einmal darüber klar, welche Repressivmaßregeln man demselben gegenüber zu ergreifen habe. Man hielt sich durch die von Unbekannten und unfaßbaren Unterhändlern in den Wandelgängen des Stadthauses getroffenen Abmachungen die Hände für gebunden. Die Regierungsmitglieder, der Polizeipräfekt, die Mitglieder des obersten Gerichtshofs waren keineswegs darüber einig, was zu geschehen habe. Die einen drohten mit ihrem Rücktritt, wenn man nicht die „Abmachungen mit den Insurgenten," wie sie sich auszudrücken beliebten, respektiere und den Schleier der Vergessenheit über diesen traurigen, tollen Putsch werfe; die andern wollten sich der Regierungsgewalt entschlagen, wenn man nicht mit aller Strenge gegen die Urheber des Putsches und ihre Helfershelfer vorgehe, und merkwürdigerweise war es in diesem Widerstreit der Meinungen und inmitten dieser verschiedenen Eindrücke gerade Henry Rochefort, der erklärte, er für seine Person verlange für ein solches Verbrechen die strengste Bestrafung. Hier könne und müsse man die äußerste Strenge walten lassen, zumal das Verbrechen von Leuten begangen worden sei, die ihren Posten vor dem Feind verlassen hätten, mit der ausgesprochenen Absicht, die Regierung zu stürzen, der doch gerade die nationale Verteidigung oblag; er wäre der Ansicht, entweder die ganze Schärfe des Gesetzes zu gebrauchen oder lediglich gar nichts zu thun. Man that weder das eine noch

das andere, man zog den und jenen zur Verantwortung, aber es war kein rechter Ernst dabei, es schien, als strafe man die Übelthäter, während man sie in der Hauptsache straffrei ließ, und das Ende vom Liede, das Resultat dieser Politik war, daß man die treu gebliebenen Nationalgarden vor den Kopf stieß und irremachte, während man die Aufwiegler und Aufhetzer keineswegs entmutigte.

Der 31. Oktober war somit weniger eine Lösung oder ein entscheidender Schritt gewesen, als vielmehr ein wohlzubeachtendes Symptom, ein erster Umschwung in den inneren Krisen, welche die Belagerung zeitigte. Dieser Tag brachte mit seinem schließlichen Resultat nur den einen Gewinn, das Hôtel de Ville war, für den Augenblick wenigstens, vor weiteren lärmenden Kundgebungen sicher, die Regierung vermochte etwas aufzuatmen, sie bekam Zeit, sich mit ernsthaften Dingen zu beschäftigen, mit der Verteidigung, mit allen notwendigen Maßnahmen, die getroffen werden mußten, der mächtig anschwellenden Gefahr zu trotzen und den Feind vor den Thoren zu bekämpfen, den man, schlimm genug, mehrere Stunden lang ganz und gar vergessen hatte.

Nun aber, nachdem dieser Herbststurm glücklich vorbei und die tosenden Wogen sich geglättet hatten, besann man sich wieder auf die Belagerung, darauf daß Paris eine belagerte Stadt sei, eine Thatsache, um die man sich einen ganzen Tag lang nicht das Mindeste gekümmert hatte, ohne sich zu fragen, was wohl geschehen wäre, wenn die Deutschen an jenem 31. Oktober zwischen zwei und zehn Uhr abends einen ernstlichen Angriff unternommen hätten. Kaum dem Aufruhr im Innern entronnen, der ihn um ein Haar verschlungen hätte, sah sich General Trochu jetzt wieder dieser kaltblütigen schrecklichen Sphinx, dem äußeren Feinde gegenüber, der keinen Augenblick seine Wachsamkeit vergaß und ruhig auf seine Beute lauerte.

Das war freilich bequem, über den Gouverneur von Paris zu schimpfen und zu schreien, das einemal, weil er etwas gethan, und wie er es gethan, das anderemal, weil er nichts gethan habe. Er allein wußte, welche Schwierigkeiten er zu überwinden gehabt hatte, um sein Werk der Verteidigung von Paris auf den dermaligen Standpunkt zu bringen, das so leicht am 31. Oktober hätte scheitern können, er allein auch wußte, was er noch zu thun hatte, was er noch zu thun wagen konnte. Er verkannte keineswegs die Gefahr der außergewöhnlichen Situation, die ihm die Umstände schufen. Um es richtig zu sagen, was er bis jetzt gethan, sah auch er nur für die Einleitung, für die erste Etappe der Verteidigung an. Er hatte an Terrain gewonnen und rings um den riesigen Platz Paris die französischen Linien erweitert und befestigt; es war ihm gelungen, durch unablässige Kämpfe den Mut seiner jungen Truppen zu heben und neue Regimenter zu bilden, die man, so gut es in der Eile anging, im Waffenhandwerk unterrichtete; er hatte ein riesiges Material angesammelt, das sich noch von Tag zu Tag vermehrte. Bald aber fühlte General Trochu, daß er hiebei nicht stehen bleiben könne, er erkannte bald, daß in diesem Falle ganz merkwürdigerweise die Rollen vertauscht waren, daß er, der Belagerte, gezwungen war, den Feind in seinen Verschanzungen anzugreifen, während der Feind seinerseits es verschmähte, Paris zu berennen, das, wie er wohl wußte, so gut wie uneinnehmbar war. General Trochu wußte ganz genau, daß die Stunde zu handeln gekommen, daß man in eine ganz neue Phase der Belagerung getreten war, daß die Verteidigung den Charakter des Angriffes annehmen müsse, und in dem nämlichen Augenblick, da es geschienen hatte, als sollte er in dem Strudel und dem tollen Streich des 31. Oktobers zu Grunde gehen, mußte er darauf bedacht sein, alle Mittel zu studieren und zu versuchen, um den Paris einschnürenden Eisengürtel zu sprengen; aber ehe es so weit kam, mußte er endgültig alle Streitkräfte, über welche er verfügte, organisiert haben, er mußte vor allem aus der aktiven Armee sich einen starken, soliden Kern schaffen, die Ausführung des Plans, über dem man zur Zeit saß und gründlich erwog, mußte bis in die kleinsten Details vorbereitet werden, und schließlich mußte man noch, und das war sehr wichtig, wissen, was man von der Provinz zu erwarten hatte, wie sich die Aktion von Paris und diejenige der Hilfsarmee vereinigen ließen, drei Dinge, die schlechterdings notwendig waren, wenn man ernstlich und nachdrücklich den Kampf aufnehmen wollte, — Dinge freilich, die wie immer den Phantasie-Strategen wenig Kopfzerbrechen machten, die aber denjenigen um ein gutes schwieriger sich darstellten, welche mit all den Beschwerlichkeiten zu rechnen hatten, an denen es niemals bei der Ausführung eines Unternehmens fehlt, bei dem sich nur dann einigermaßen auf Erfolg rechnen läßt und nicht wieder gut zu machende Fehler nur dann vermieden werden können, wenn man es versteht, geduldig zu sein und energisch alle seine Vorkehrungen zu treffen.

Die erste Bedingung war und blieb, alle in Paris vorhandenen Streitkräfte derartig zu organisieren, daß man sie wirklich in einer militärischen Rolle gebrauchen konnte, daß sie allen Anforderungen gewachsen waren, die ein Offensivkampf an eine Truppe stellt. Wenige Tage nach dem 31. Oktober, am 8. November, wurde diese Organisation durch ein Dekret verfügt, demzufolge drei Armeen gebildet werden sollten. Die erste dieser Armeen umfaßte die ganze Nationalgarde, aber konnte man das eine Armee nennen? Man tastete und tappte umher, entweder weil man diese Massen nicht verwenden konnte oder sie nicht zu benützen verstand. Frei und offen gesagt: Wollte man einen wirklichen Nutzen von der männlichen Bevölkerung von Paris haben, so gab es hiefür nur ein Mittel, und dieses Mittel hatte ein vom Gesetzgebenden Körper im Monat August geschaffenes Gesetz an die Hand gegeben; man hätte auf Grund desselben gleich in den nächsten Tagen alle Männer von 25 bis 35 Jahren ausheben, sie in Regimenter einteilen und aus Paris fortschicken müssen, um sie an irgend welchem Platze auszubilden und an Disziplin zu gewöhnen. Sicherlich hätte man auf diese Weise eine wirkliche Organisation und ein richtiges Menschenmaterial für den Kampf bekommen. Aber wer in aller Welt hätte wohl die Kühnheit besessen, eine solch einschneidende, entschiedene Maßregel vorzuschlagen? Ein einziger wilder Schrei würde sich dagegen erhoben haben, man hätte Zeter und Wehe über diesen Angriff geschrieen, den sich der Militarismus gegen die Unversehrtheit und die Unverletzlichkeit der Nationalgarde erlaube, die doch einzig und allein Paris zu retten vermöge. So kam dann schließlich dieser Rattenkönig von Bataillonen zusammen, diese Kohorte von 266 Bataillonen, in welchen neben wackeren, tüchtigen Leuten, die völlig bereit und entschlossen waren, ihre Schuldigkeit zu thun, mehr als 25 000 Kerls sich befanden, welche alle Ursache hatten, der Justiz möglichst weit aus dem Wege zu gehen und sich verborgen zu halten, die Sekretäre Blanquis und von Flourens, welche frühere Sträflinge waren, gar nicht zu rechnen, — und all diese 266 Bataillone wollten bekleidet, ausgerüstet und bewaffnet sein.

Die schwierige, aber auch die dringendste Aufgabe war es zunächst, aus diesem Chaos eine wirklich tüchtige Streitkraft, und zwar so bald als möglich eine brauchbare Streitmacht zu bilden. Im Monat Oktober hatte man geglaubt, alle Schwierigkeiten kurzweg damit überwinden zu können, daß man Kriegscompagnien auf dem Wege freiwilliger Anmeldungen und Einzeichnungen bildete; das war nun ja sehr schön, auch eine ganz getreue Kopie von 1792, und daß ja die historische Treue nicht notleide, so wurde auch der gleiche theatralische Pomp in Scene gesetzt. Vor dem Pantheon waren mehrere Tage lang auf einer Estrade rote und dreifarbige Banner aufgepflanzt und ebenso etliche Tische, welche den Altar des Vaterlandes vorstellten, wo sich die Freiwilligen einzeichneten. Nun ja, die Menge defilierte an dem Altar vorbei, sie schrie auch, wenn sie an den Altären vorüberkam, Hoch und Hurra, aber sie hielt nicht bei den „Altären des Vaterlandes," und nur wenige zeichneten sich in die Listen ein; die Ziffer der Freiwilligen überstieg niemals die Zahl von 15 000 Mann. Und doch hörte man während dieser ganzen Zeit nicht auf, allerhand Anklagen gegen den General Trochu zu schleudern, ihn zu beschuldigen, daß er nichts thue und es verschmähe, die Nationalgarde ins Feuer kommen zu lassen. Das Ende vom Liede war, daß man, nachdem lange genug herüber und hinüber gestritten worden war, beschloß, von jedem Bataillon vier Compagnien mobil zu machen; dies geschah auch, aber alsbald erhob sich ein jammerwürdiges Geschrei über Ungerechtigkeit, Willkür, und bei der Zusammensetzung der alten und neuen Bataillone ließen sich solche auch gar nicht vermeiden; schließlich hatte man aber doch die Elemente für mehr als 200 Kriegsbataillone zusammengebracht, die in Regimenter eingeteilt, in kurzer Zeit mehr als 100 000 Mann repräsentieren konnten. Diese Nationalgarde, welche seit dem 4. September mit mehr gutem Willen als Können von einem Herrn Tamisier befehligt worden war, wurde am Tage nach

der Katastrophe vom 31. Oktober unter die Befehle von Clément Thomas gestellt, unter einen Mann, der sicherlich allzureiche militärische Erfahrungen nicht besaß, der aber pflichtgetreu, hingebend und energisch war, und der seine Aufgabe mit einem Patriotismus und einem durch nichts zu erschütternden Gefühl für Disziplin durchführte, für die er fünf Monate später mit dem Leben bezahlen mußte. So war die erste Armee zusammengesetzt, offen gesagt ein sehr mittelmäßiges Ding und eine sehr zweifelhafte Kraft ohne jeden ordentlichen Zusammenhalt, und die mindestens erst in etlichen Wochen imstande war, gegen den Feind zu marschieren.

Der eigentliche Nerv, die wahre Seele der neuen Organisation war die zweite Armee, deren Kommando dem General Ducrot anvertraut worden war, und die aus allen zum Kriegsdienst wirklich tüchtigen Elementen, aus der Elite, der Blüte der belagerten Armee bestand. Das 13. und 14. Corps existierte eigentlich nicht mehr, wenigstens waren sie in dieser zweiten Armee aufgegangen, welche jetzt drei Corps, das erste unter dem General Blanchard, das zweite unter General Renault, das dritte unter General d'Exéa in sich schloß. Das waren so insgesamt mehr als 100000 Mann, unter ihnen namentlich die Zuaven des Obersten Meric, die ihre frühere Scharte bei Malmaison so tapfer ausgewetzt, sowie das 35. und 42. Regiment, die noch jedesmal, so oft sie ins Feuer gekommen waren, die prächtigste Haltung bewahrt hatten. Außerdem gab es auch noch Mobile von Ille et Vilaine, von Finistère, der Vendée, Côte d'Or, vom Loiret und von Tarn, die alle in Regimenter verwandelt worden waren.

Die dritte Armee, über welche sich der Gouverneur anfangs das Kommando selbst vorbehalten gehabt hatte, verblieb schließlich unter dem Kommando des Generals Vinoy. Ohne den gleichen einheitlichen Guß wie die zweite Armee zu besitzen, war sie doch wichtig genug; sie war beinahe 70000 Mann stark, die in sechs Divisionen unter den Befehlen der Generale Soumain, de Liniers, de Beaufort-Hautpoul, Corréard, d'Hugues und des Contre-Admirals Pothuau stand. Die Armee des Generals Vinoy bestand in der Hauptsache aus Mobilen, doch hatte sie einen ganz gesunden Kern: 2000 Mann von der „Garde der Republik", die zu den besten Truppen ohne weiteres gezählt werden konnten, mehr als 2000 Gendarmen, beinahe 4000 Zollwächter, 1200 Forstschutzwächter, eine 5000 Mann starke Marine-Brigade, und überdies erhielt er bald darauf auch noch einen Teil des früheren 13. Corps, die Division Maud'huy, die auch nicht weniger als 16000 Mann stark war. Trotzdem, daß ein Teil seiner Truppen noch sehr wenig Erfahrung hatte und eine gewisse Verzettelung der Divisionen sich nicht verkennen ließ, einige derselben waren auf dem rechten Seineufer verblieben, war General Vinoy doch imstande, auf den Linien im Süden, deren Bewachung ihm ausschließlich zufiel, sich im Respekt zu erhalten, und wenn es not that, konnte er auch in den Berechnungen, die gegenwärtig angestellt wurden, einen ganz gewichtigen Faktor bilden. Endlich wurde noch in St. Denis ein letztes, von den übrigen unabhängiges Corps unter dem Vice-Admiral de la Roncière le Noury gebildet, welchem gleichzeitig der Oberbefehl über sämtliche bei der Verteidigung von Paris beteiligten Marinetruppen übergeben worden war. Dieses Corps von St. Denis, welches aus drei starken Brigaden unter dem Befehl der Generale Lavoignet, Hanrion und des Fregatten-Kapitäns Lamothe-Tenet bestand, zählte etwas mehr als 30000 Mann Linien-Infanterie, Marine-Füseliere, teilweise auch Mobilgarden, namentlich Mobilgarden der Seine. Der Gouverneur von Paris hatte sich natürlich die Oberleitung dieser sämtlichen Streitkräfte vorbehalten, mit dem General de Chabaud la Tour als Höchstkommandierendem der Genietruppen, welche an der Verteidigung teilnahmen, an der Spitze, und dem General Guiod als Kommandant der gesamten Artillerie. — Solchergestalt war vor dem 15. November die Organisation der Streitkräfte, welche die Verteidigung dem Feinde gegenüberzustellen hatte, beinahe vollständig durchgeführt, so vollständig zum mindesten, als sie es bei den Elementen, über die man zu verfügen hatte, eben sein konnte. Immerhin war ein brauchbares Instrument geschaffen, die Frage war nur, was fing man jetzt mit demselben an. Offenbar hatte sich General Trochu seine Gedanken gemacht, denen er nun mit Zähigkeit, in aller Stille und mit einer eisernen Energie nachhing, welche die Belagerten in ihrer Ungeduld, sich befreit zu sehen, und stets zum Schimpfen und Murren geneigt, absolut nicht zu begreifen vermochten. Schon im Laufe des Monats Oktober hatte sich Trochu genötigt gesehen, in einem Brief an den Maire von Paris zu erklären, daß er nie einem Drängen, es komme von welcher Seite immer, nachgeben, sondern bis zum Ende und ohne ihn irgend jemand zu entdecken, seinen Plan verfolgen werde, den er sich vorgezeichnet. Einen Monat später, am 14. November richtete er an die Pariser eine neue Proklamation, in welcher er, nachdem des Langen und Breiten alles aufgeführt war, was inzwischen geschehen und versucht worden, und nachdem er die Neuorganisation der Armee gebührend breit getreten, mit einemmale durchblicken ließ, daß die Stunde, zu handeln, gekommen sei und nahe bevorstehe. Der Gouverneur von Paris und General Ducrot waren thatsächlich sechs Wochen lang auf diesen Plan, über den jeder spotten zu dürfen glaubte, ohne daß er ihn kannte, versessen, wie der Teufel auf eine arme Seele, auf diesen Plan, zu dem die Affaire von Malmaison nur das rätselhafte Vorspiel gewesen war, und der von einem Tage zum andern verschoben wurde, später sogar bis zum 20. November. Alles war genau erwogen, reiflich überlegt, kombiniert und als tiefstes Geheimnis bewahrt worden. Ein einziges Mitglied der pariser Regierung, Herr Jules Favre, war in die ernsthafte Unternehmung, die sich binnen kurzem abspielen sollte, eingeweiht worden, aber auch er sah trotz all seines Scharfblickes nicht mehr, als daß der Gouverneur „endlich einmal losschlagen wolle."

General Trochus Projekt war keineswegs, wie schon so vielfach behauptet wurde, ein Hirngespinst, o nein, zweifelsohne war es weniger gefährlich, als alle andere, die bisher aufgetaucht, und bot daneben sehr viele Aussicht auf Erfolg. Es gründete sich auf den an und für sich ja ganz richtigen und vollständig militärischen Grundsatz, daß, wenn man die preußischen Linien durchbrechen wolle, man es auf dem Punkte thun müsse, wo ein solcher Durchbruch am allerwenigsten vermutet werde, und diesen Punkt glaubte man im Westen von Paris in jenem Teil des Vorgeländes entdeckt zu haben, in welchem die Seine, mehrere mächtige Bogen in ihrem Lauf beschreibend, von Sèvres sich wieder gegen St. Denis wendet, dann gegen Chaton und Bougival fließt, um gleich darauf die Richtung nach Maisons einzuschlagen, und eben damit die beiden Halbinseln von Gennevilliers und d'Argenteuil bildet. Man hatte Grund, zu glauben, der Feind werde sich hinter den Krümmungen des Flusses hinlänglich geschützt wähnen und eben darum auch weniger Verteidigungswerke angelegt, weniger starke Linien aufgeworfen haben, dementsprechend würden dort dann auch weniger Truppen stehen. So konnte, was der Feind für sich als Schutz und Schirm betrachtete, uns dienen, wenn wir unser Unternehmen klug anlegten, verständig unternahmen und mit Wucht durchführten, und sein vermeintlicher Vorteil der unsere werden. Aus diesem Grunde hatte man so sehr darauf gedrungen, im Kampfe vom 21. Oktober die Preußen von der Halbinsel von Gennevilliers zu verjagen, und aus dem gleichen Grunde war die dortige Gegend durch eine ganze Reihe von Batterien, durch die Werke von Gibets, Charlebourg, de la Folie, Gennevilliers zu einem Punkt umgeschaffen worden, von dem aus sich, nachdem er mit 80 Marine-Geschützen des schwersten Kalibers armiert war und solchergestalt die Halbinsel von Argenteuil beherrschte, an dem für geeignet befundenen Tage die Marne überschreiten ließ. — Der Punkt, an dem die Truppen landeten, war Bezons, von dort aus debouchierte man, von Bezons bis Carrières St. Denis sich auf die Seine stützend; dabei bildete Houilles den Scheitelbogen, das für uns solchermaßen eine Art Brückenkopf wurde. Die Terrainbeschaffenheit dort im Innern dieses Triangels bot durch seine leichten Erhebungen uns einen Platz, wo wir wie in einem Hafen uns ausschiffen konnten und wo wir vorläufig geschützt waren. Übrigens war alles aufs beste für unsern Übergang vorbereitet. Die Eisenbahn führte alles erforderliche Material und die Fahrzeuge fast bis unmittelbar an den Platz her, auf welchem sich die Aktion abspielen sollte. Zur bestimmten Zeit näherten sich die gepanzerten Wagen dem Fluß, sie waren bestimmt, alles auf dem andern Ufer niederzuschmettern. In der Nähe von Bezons bildet die kleine Insel Marante einen Kanal, der den Blicken des Feindes völlig entzogen ist; von dort aus sollte während der Nacht eine Flotille überfahren, welche bestimmt war, vor Tagesanbruch die ersten Landungstruppen aufs andere Ufer hinüberzuschaffen. War dieses Übersetzen der Truppen erst einmal gelungen, so sollten unter dem Schutze einer ungemein zahlreichen Artillerie die Brücken

geschlagen werden, die ganze Operationsarmee dieselben überschreiten, sich zwischen Bezons, Carrières Saint Denis und Houilles formieren und sich sofort auf Sannois und Cormeil in Marsch setzen. Der Punkt, wo die Truppen ausgeschifft werden sollten, war in Bezons, von dort aus hatte man ein gewisses Dreieck, auf das man sich stützen konnte, von der Seine bei Bezons bis nach Carrières Saint Denis hinunter, wo die Anhöhe von Houilles für uns einen Brückenkopf hätte bilden können. Das Terrain in seiner ganzen Veranlagung bürgte uns dafür, daß man, mit etlichen Schwierigkeiten allerdings, hier den richtigen Platz gefunden hatte. Alles war hier für einen Übergang günstig. Alles Material, alle Fuhrwerke konnten hier mittels der Eisenbahn bis zu dem Platze gebracht werden, auf dem sich ein Gefecht abwickeln konnte. Zur bestimmten Stunde näherten sich die gepanzerten Wagen auf dem Flusse und nahmen das jenseitige Ufer unter ihr Feuer. Ganz nahe bei Bezons bildet die kleine Insel von Marante einen Kanal, der den Blicken des Feindes entzogen war, und von welchem aus sich recht wohl während der Nacht eine Flottille in Bewegung setzen ließ, die den Auftrag hatte, die ersten Landungstruppen überzuführen. Nachdem der erste Übergang unter dem Schutze einer kolossalen Artillerie erzwungen und die Brücken einmal da waren, ging die ganze, zum Angriff bestimmte Armee über den Fluß, um sich zwischen Bezons, Carrières St. Denis und Houilles zu vereinigen und sich gegen Sannois und Cormeil in Marsch zu setzen. Diese Bewegungen ließen sich freilich kaum ausführen, ohne daß man vom Feuer des Feindes belästigt worden wäre, aber man glaubte doch, die preußischen Batterien bei Marly, St. Germain und Sannois kaum fürchten zu müssen, sie waren vom Übergangspunkte noch sehr weit entfernt, dazu in diesem Augenblicke noch sehr wenig zahlreich, mit denen wollte man bald fertig werden und sich vor denselben wohl zu hüten wissen. Man war dabei allerdings auch darauf gefaßt, daß man während des Marsches von einer bedeutenden feindlichen Abteilung angegriffen werden könnte. Auf ihrem linken Flügel riskierten die Preußen, die nur ganz allmählich über eine oder höchstens zwei Brücken vorrücken konnten, durch das Feuer des Mont Valérien und die Batterien der Halbinsel in dem gleichen Augenblick, da sie auffuhren, zerschmettert zu werden. Auf dem rechten Flügel sollte ein 50 000 Mann starkes, von Saint Denis ausgehendes Corps die Höhen von Orgemont und Sannois umgehen und so unsern Marsch schützen. Wäre ihm auch nicht alles gelungen, was es beabsichtigte, es hätte doch den Feind hinzuhalten und ihn zu beschäftigen vermocht. Und während dieser Zeit hätte die Ausfallarmee, die ja nicht mehr als 50 oder 60000 Mann betragen sollte, den Knotenpunkt bei Herblay erreichen, durch das Departement Oise marschieren und sich dann auf die Straßen von Gisors und Magny stürzen, alle Seinebrücken abbrechen, die wenigen Streitkräfte, die ihr außerhalb der Belagerungslinie etwa begegnen konnten, zurückwerfen und vorwärts von Rouen, am Andellefluß, Stellung beziehen können. Dort konnte sie sich dann durch allerhand Truppen, die sie sofort auf dem Platze vorgefunden hätte oder durch vom Norden gekommene Detachements, allenfalls auch durch von der Loire ihr zugesandte Divisionen, verstärken, wenn überhaupt die von General Trochu gegebenen Instruktionen befolgt worden waren. Ein richtiger moralischer Effekt ließ sich allerdings von dieser Expedition ganz besonders erwarten. Vielleicht hatte man sich bei der Einschließungsarmee dazu entschlossen, vor Paris das Garn auf dem Boden laufen zu lassen, lediglich deren Positionen zu schützen und es dem Prinzen Friedrich Karl zu überlassen, wie er mit dem Corps des Generals Manteuffel zusammen kommen wollte; man hätte die Vereinigung der deutschen Streitkräfte verhindern, und wenn alles schief ging, wenigstens so viel bezwecken können, den Feind in Stellungen zu erwarten, die so gut wie uneinnehmbar waren. Mitten in der Normandie besaß man einen kräftigen Kern von 50000 Mann, lauter Leute, die ein erster Erfolg begeistert hatte, und die jetzt die eben von Paris ausgerückten Soldaten, welche zu der Armee gestoßen waren, mit sich hinrissen. Ein ganz neuer Horizont, vielleicht eine ganz neue Phase des Krieges that sich auf, vom nationalen Bewußtsein und Vertrauen getragen, und nicht das Wenigste trug zu all dem der unerwartete Glückswechsel bei.

Ich will nicht sagen, daß ohne weiteres alles hätte gelingen, daß man weder auf eine Schlappe, noch auf Enttäuschungen hätte rechnen müssen. Man konnte scheitern, beim ersten Schritt schon, den man that, das war ja immerhin möglich, aber daß es in solch furchtbarer Weise der Fall sein würde, das hätte doch niemand geglaubt. Es war ein kühnes, aber keineswegs ein undurchführbares Unternehmen, alle Bedingungen, daß es glücken werde, waren gegeben, der Plan aufs sorgfältigste durchgearbeitet, da, plötzlich am Tage, bevor er ausgeführt werden sollte, am 14. November abends, nachdem man in Paris schon volle vierzehn Tage lang ohne jegliche Nachricht aus der Provinz gewesen war, traf in Paris die Nachricht ein, die Loire-Armee, an deren Existenz man bereits zu zweifeln begonnen hatte, habe bewiesen, daß sie noch da sei, und zwar durch einen am 9. bei Coulmiers, gar nicht weit von Orleans, mit Glanz erfochtenen Sieg. Drei Tage später kam von Tours die Nachricht, daß man nicht allein die Bayern bei Coulmiers geschlagen, mehr als 2000 Gefangene gemacht und etliche Geschütze erbeutet habe, sondern auch, daß diese brillante Affaire die Wiedereinnahme von Orleans durch die französische Armee zur Folge gehabt habe, die sich nunmehr von dort aus zur Verfolgung ihres Sieges anschicke. — Das waren ebenso unerwartete, wie den Mut jedes einzelnen aufrichtende Neuigkeiten; die Verwirrung, in welche alles nach dem 31. Oktober geraten war, begann sich zu legen, man gab sich mit einemmale wieder den kühnsten Hoffnungen hin, was gab es denn Einfacheres, als daß die Loire-Armee jetzt auf Paris losmarschierte und die pariser Armee sich auf die deutschen Linien warf? Schon flüsterte man sich heimlich ins Ohr, daß sich die pariser und die Loire-Armee im Walde von Fontainebleau ein Stelldichein gegeben hätten. Unglücklicherweise hatte dieser Erfolg, der so sehr dazu angethan war, die gebeugten Herzen wieder aufzurichten, der an und für sich so ehrenvoll war und in der Einbildung noch viel, viel größer wurde, dieser Erfolg von Coulmiers, der einem Signal für das übrige Frankreich glich, hatte nur den einen Fehler, daß er einen von anderer Seite längst vorbereiteten Plan, dessen Ausführung nur noch von einem letzten Befehle abhing, über den Haufen warf. Was war zu thun? Bestand man auf dem Projekt, nach der untern Seine hin auszufallen, so riskierte man, daß dies aussah, als kehrte man der Loire-Armee den Rücken, und die öffentliche Meinung, welche die Regierung so sehr fürchtete und der sie nachgab, statt sie zu lenken, würde das niemals begriffen haben. Freilich war es hart, alle auf der Halbinsel von Gennevilliers aufgehäuften Hilfsmittel für das Unternehmen, wie man jetzt im Begriffe war, urplötzlich vom Westen nach dem Osten hinüberschaffen zu müssen und auf eine Operation zu verzichten, die man nun schon seit sechs Wochen vorbereitete und an deren Erfolg man felsenfest geglaubt hatte, und noch viel härter war es für General Trochu und General Ducrot, daß man so zu sagen auch nicht die geringsten Anhaltspunkte hatte, unter welchen Umständen die Schlacht von Coulmiers geschlagen worden war, daß man über die wirkliche Stärke der Armee von Orleans auch nicht das Geringste wußte, und ebensowenig von jenem unbekannten Element, das durch die Ankunft des Prinzen Friedrich Karl, den man im Marsch nach der Loire wußte, mit einemmale ebenfalls in Berechnung zu ziehen war. Man wußte nichts, oder wenigstens so gut wie nichts. Die Depeschen Gambettas, welche anfänglich mehrere Tage hintereinander eintrafen, waren mehr enthusiastisch als bestimmt. Es war sehr schwierig, das Wahre aus denselben herauszuschälen, und hier vor allem machte sich zum erstenmale eine der peinlichsten und gefährlichsten Widerwärtigkeiten während der ganzen Belagerung bemerklich, die Ungewißheit, der Mangel an Einheit, das Ausbleiben von Nachrichten, da die Ballons allen möglichen Gefahren zum Opfer fielen und die Brieftauben nur eintrafen, wenn sie nicht durch schlechtes Wetter in ihrer Reise aufgehalten worden waren. So war es nun schon seit zwei Monaten. Man lebte und handelte auf Nachrichten hin, die in mehr als einer Beziehung trügerisch sein konnten. Etliche Ballons fielen zwischen den deutschen Stellungen nieder, wieder andere verirrten sich, ja einer derselben ging in Christiania, in Norwegen, nieder. Von den Brieftauben brauchten einige fünfzehn, ja sogar 26 Tage, bis sie nach Paris gelangten, und von den Nachrichten war, bis sie endlich kamen, oft das meiste gar nicht mehr wahr. Mit vollem Rechte konnte General Trochu jenen Leuten, die sich über alles wundern, sagen: „Wie denkt ihr euch eigentlich solch einen großen Krieg, solch eine lange Belagerung, wenn man mit der-

artigen Mitteln rechnen muß?“ Schließlich war nur noch ein großer Wirrwarr vorhanden.

Als Gambetta am 8. Oktober Paris verließ, hatte ihm General Trochu von seinen Plänen so gut wie gar nichts mitgeteilt, wohl vor allem aus dem Grunde, weil er sein Geheimnis gewahrt wissen wollte, und dann ganz einfach auch deshalb, weil seiner Ansicht nach Gambetta wohl kaum je Diktator oder auch nur Kriegsminister werden würde. Drei oder vier Tage später erfuhr er dann freilich, welch hohe Persönlichkeit Gambetta nach seiner Ankunft in Tours geworden war; nun allerdings fühlte der Gouverneur von Paris die Notwendigkeit, den neuen Minister von seinen Plänen in Kenntnis zu setzen. General Trochu hätte, darüber läßt sich nicht streiten, einen seiner intelligentesten Generalstabsoffiziere mit genauen Instruktionen an Gambetta abschicken müssen, er glaubte jedoch einen andern Weg einschlagen zu können. Nachdem er erfahren hatte, daß Herr Ranc, der seit dem 4. September Maire eines der pariser Arrondissements geworden war, nach Tours sich begeben werde, ließ er denselben zu sich bitten, und gab ihm mündlich einen ganz vertraulichen Auftrag an Gambetta und an den Admiral Fourichon. Aus Klugheit — und gerade deshalb sage ich es noch einmal, aus Klugheit hätte er in erster Linie einen vertrauten Offizier wählen müssen, der mit allen militärischen Verhältnissen vertraut war und dadurch besonders geeignet gewesen wäre, so aber, da er die Lage der Dinge auf dem Kriegsschauplatz nicht kannte, schickte General Trochu keine Befehle, sondern gab nur Andeutungen. Er beauftragte Herrn Ranc damit, in Tours zu sagen, daß er mit 50 000 Mann seiner besten Truppen eine Operation nach der untern Seine vorbereite, bei den Schwierigkeiten aber, die all seinen Verbindungen mit der außerhalb Paris befindlichen Regierung im Wege ständen, könne man wohl nicht gut bestimmte, auf genannte Sache Bezug habende Anordnungen treffen. „Zum mindesten,“ fügte er hinzu, „müssen wir dahin gelangen, daß unsere Operationen sich nicht widersprechen, und ich halte es für meine Pflicht, der Regierung von Tours unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit, das Geheimnis mitzuteilen, wie ich meine Operationen vor Paris zu regeln gedenke. Natürlich wäre ein Bekanntwerden derselben höchst gefährlich ....“ General Trochu gab damit, ohne die Absicht zu haben, die Waffen der Provinz von Unternehmungen, in die man sich einmal eingelassen hatte, abzuziehen, doch zu erkennen, daß er es für unumgänglich notwendig halte, von seiten jener Armee ein starkes Detachement wenigstens gegen die untere Seine operieren zu lassen, das bereit gewesen wäre, den Ausfalltruppen die Hand zu reichen. So standen die Dinge seit dem 14. Oktober. — Was war nun der Erfolg jener Sendung? Eines von beiden muß der Fall gewesen sein: entweder begriff Ranc die Tragweite der ihm übertragenen Instruktionen nicht, oder Gambetta hatte deren Wichtigkeit nicht erkannt. Gambetta hatte in denselben, „so viel er sich erinnern konnte,“ lediglich eine „einfache Plauderei“ gesehen, „denn,“ sagte er, „so was konnte man doch nicht als einen Plan betrachten.“ — Es war allerdings bei jener Mitteilung von einem Ausfall nach jenen kleinen Plateaus die Rede, aber was wollte das besagen? Wenn Gambetta, bei allem Mangel an militärischem Wissen, — so was läßt sich ja nicht nur ohne weiteres erwerben, — nur auch ein wenig nachgedacht hätte, so mußte er sich sagen, daß wenn der Höchstkommandierende einer in einem festen Platze eingeschlossenen Armee Instruktionen schickt, es sich hiebei nicht um „Plaudereien“ handeln kann, und daß jene, ohne ausdrücklich den Charakter eines Befehls zu tragen, doch als Befehle angesehen werden müssen. Er hätte begreifen müssen, daß wenn General Trochu ihm zu wissen that, er breche gegen die untere Seine hin aus, dies nichts anderes bedeuten konnte, als daß er nach dieser Seite hin so viele Streitkräfte, als nur irgend möglich, werfen solle. Gambetta aber trug den Nachrichten, die ihm von Paris zukamen, nicht im mindesten Rechnung; er überließ die Normandie dem Schutze von etlichen tausend Mann, die sich dort unmöglich lange halten konnten, und konzentrierte alles, was er an Streitkräften aufzutreiben vermochte, an der Loire. Man begann jenen Feldzug auf Orleans, der anfänglich mit so außerordentlichem Erfolge gekrönt war, in der Folge aber durch die pariser Kombinationen vollständig vergeckte. Gambetta trug den Andeutungen, die ihm General Trochu hatte machen lassen, auch nicht im geringsten Rechnung, dagegen war er sehr dabei, namentlich seit dem Tage von Coulmiers, Trochu seine Unthätigkeit vorzuwerfen. Er begann gegen die Verteidigung von Paris und deren angebliche Langsamkeit jenen wenig noblen, leichtfertigen, fast möchte man sagen, mit Gift und Galle getränkten Krieg, der in Paris und sogar im Hôtel de Ville sein Echo fand, und General Trochu, dem man Schwierigkeiten aller Art bereitete, der doch in erster Linie als Vorsitzender der Regierung dazu ermächtigt gewesen wäre, Befehle zu erteilen, General Trochu fand es nicht unter seiner Würde, sich zu verteidigen. „Was Sie meine beständige Unthätigkeit zu nennen belieben,“ schrieb er unterm 24. November an Gambetta, „ist nur das unausbleibliche Resultat all der ungeheuren und verwickelten Dinge und Schwierigkeiten, die ich zu überwinden habe. Ich mußte 100 000 Mann organisieren, sie mit Artillerie versehen, sie 15 Meilen weit über die Positionen hinausdirigieren, welche sie besetzt gehalten hatten, und sie durch neue, noch nicht organisierte Truppen ersetzen.“ Das alles aber hielt man in Tours für nichts, für nicht einmal der Mühe wert, und solch hirnverrückte Gedanken machte man sich dort, daß man General Trochu allen Ernstes zumutete, er solle 200 000 Mann abmarschieren lassen, da man solche als nicht mehr für die Verteidigung nötig erachtete.

Wenn Gambetta, der sich mit einemmale so wenig entgegenkommend und so strenge gegen den Gouverneur von Paris zeigte, doch wenigstens sich die Mühe genommen hätte, ihn auch nur einigermaßen genau über das, was draußen passierte, auf dem Laufenden zu erhalten; aber o nein! Obwohl er für seine Person nicht hinter Mauern eingeschlossen war, obgleich er Tausende von Mitteln und Wegen besaß, aus den vom Feinde überzogenen Provinzen sich Nachrichten zu verschaffen, obwohl er militärische Nachrichten-Bureaus ins Leben gerufen hatte, wußte er nichts, oder richtiger gesagt, hatte er immer die schlechtesten Nachrichten über alles, was um ihn herum vorging, sonst hätte er nicht noch am 26. November nach Paris, natürlich mit seiner gewöhnlichen Selbstverherrlichung, melden können: „Was die militärische Lage anbelangt, so will ich Ihnen nochmals alles auseinander setzen. Als ich nach der Provinz kam, war gar nichts da, rein gar nichts! Keine Gewehre, keine Patronen, keine Leute, keine Offiziere, kein Artilleriematerial, keine Kavallerie. Betrachten Sie dagegen, was ich in 47 Tagen geschaffen. Eine vollständig organisierte Armee von 150 000 Mann, vortrefflich ausgerüstet, und mit einer Artillerie, sowie einer Kavallerie versehen, wie sie eine solche von dieser Trefflichkeit noch keine Armee des Kaiserreichs besaß ...“ Der Kriegsminister von Tours schilderte sodann des weiteren die Einteilung dieser vorwärts von Orleans aufgestellten Armee, die sich mit ihrem rechten Flügel an Gien, mit dem linken an Châteaudun lehnte, und fügte zum Schlusse noch bei: „Angesichts unserer starken Stellung hat Prinz Friedrich Karl seinen Marsch auf Lyon unterbrochen, Burgund geräumt und „Kehrt“ gemacht, um sich zwischen Chartres, Etampes und Nemours zu verschanzen. In dieser Stellung scheint er uns erwarten zu wollen, jedenfalls hat er darauf verzichtet, unsern wohlgeschützten rechten Flügel zu umgehen. Der Kronprinz von Preußen und Kronprinz Albert von Sachsen hatten allerdings ein Umgehungsmanöver auf unserer linken Flanke angeordnet gehabt. Man schwächte die vor Paris liegende Armee und schickte drei Armeecorps nach dem Westen ....“ Gambetta stellte aber die Geschichte so hin, als wäre Le Mans aufs äußerste bedroht gewesen, und als ob er es gerettet hätte. „Ich bin überzeugt,“ sagte er, „daß ich Le Mans gerettet habe, aber das Vorgehen der Preußen ist sehr bedenklich und gefährlich, wie ich bereits am 23. mitteilte, ich befehle daher eine sofortige und mit allem Nachdruck unternommene Diversion.“

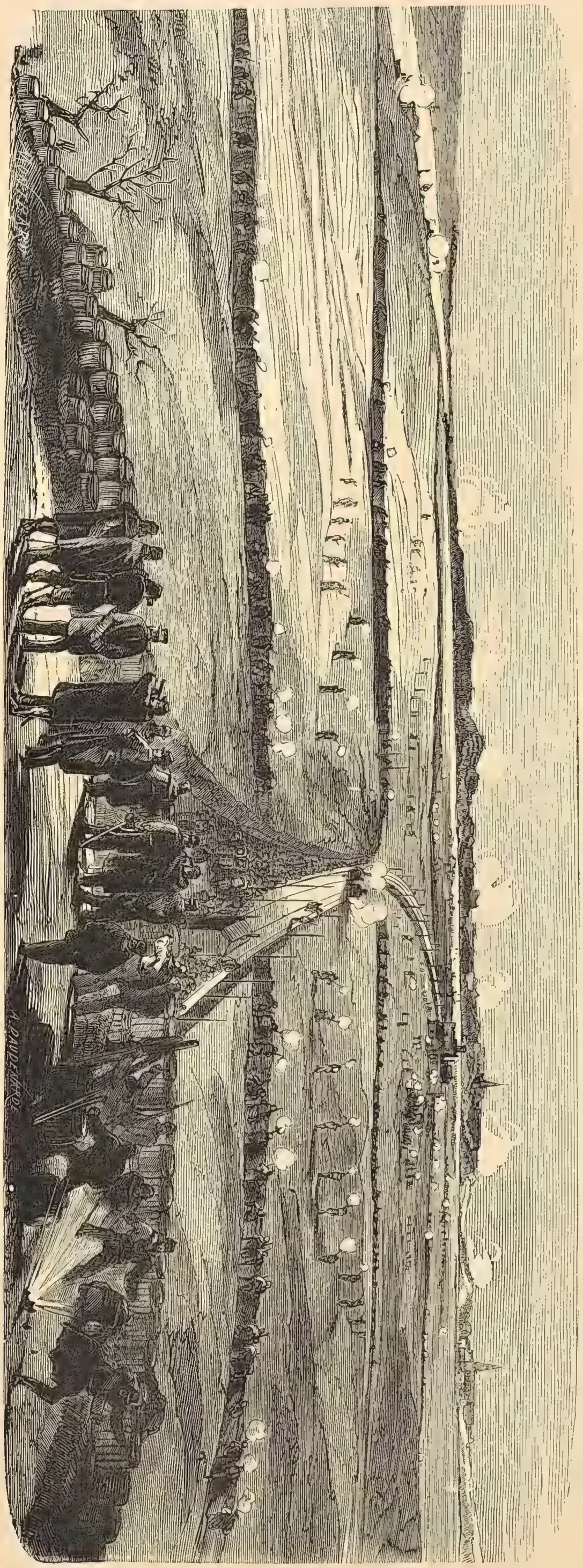
Zum allergrößten Glück kam diese am 26. November von Tours abgelassene Depesche erst nach den Kämpfen an, die vor Paris stattgefunden hatten, denn in dieser ganzen Depesche war auch nicht ein einziges Wort, das nicht ungenau oder grob oder nicht geeignet gewesen wäre, der Verteidigung von Paris zu schaden. Prinz Friedrich Karl hatte auch nicht im geringsten Miene gemacht, auf Lyon loszumarschieren, er hatte ebensowenig je einmal daran gedacht, Burgund zu räumen, denn seine Truppen standen gar nicht dort, — er war uns, zum Unglück, viel näher. Niemals hatten drei Armeecorps die Cernierungslinie verlassen, niemals waren sie aus derselben abgerückt. Die beiden Divisionen, die 17. und die 22. und noch etliche Kavalleriedivisionen, die auf Detachements

ausgeschickt worden waren, hatten im gleichen Augenblick durch das zweite preußische Corps, das in die Cernierungslinie einrückte, ihren Ersatz gefunden. Wollte man Le Mans ernstlich bedrohen, so bedurfte es hiezu lediglich einer gegen Westen vorgetriebenen scharfen Rekognoszierung, die den Zweck hatte, unsere Armee, die man von jener Richtung her im Anmarsch glaubte, aufzusuchen. Aber in demselben Augenblicke, als der Minister von Tours aus seine Epistel erließ, hatte der Großherzog von Mecklenburg, der diese Rekognoszierung unternommen, bereits seine Vereinigung mit dem Prinzen Friedrich Karl vor Orleans bewerkstelligt, und der rechte Flügel unserer Armee, dieser rechte Flügel, den man „für so sicher, so stark, so wohlbewacht gehalten hatte," war zwei Tage später bei der ersten Vorwärtsbewegung, die er machte, über den Haufen geworfen und zurückgetrieben worden. Das war die Hilfe, welche Gambetta in seinen Berichten dem Gouverneur von Paris versprochen hatte!

Mitten in all dem Dunkel, in welchem er herumtappte und welches die Depeschen von Tours nicht zu zerstreuen vermocht hatten, war General Trochus Blick überall und immer nur auf den einen Punkt gerichtet: Die Loire-Armee hatte einen glücklichen Tag gehabt, sie hatte Orleans wieder genommen, man meldete ihm, daß diese Armee, vorausgesetzt daß ihr das Glück treu bleiben würde, in den ersten Dezembertagen den Wald von Fontainebleau erreichen werde, und überdies, wenn am Ende auch nicht das bestimmte Rendezvous stattfand, wenn die von draußen nicht zu demselben kommen konnten, was hinderte General Trochu daran, seinerseits zu dem Rendezvous zu kommen, das man ihm gab? Die ganze Frage war nur die: Nach welcher Seite hin sollte er sich einen Weg zu bahnen suchen? Das war das Problem. Aber eine andere, noch viel einschneidendere Frage war die: Während man versuchte, dem Rufe des Landes und der Provinz folgend, sich einen andern Weg zu bahnen, würde nicht inzwischen die Loire-Armee vom Prinzen Friedrich Karl gestellt werden?

Unter solchen Verhältnissen, unter allerhand Widerwärtigkeiten, Unklarheiten und Wirrnissen bereitete sich Paris auf den ihm bevorstehenden harten Strauß vor. Am 9. war die Schlacht von Coulmiers geschlagen worden, am Abend des 14. war die erste Nachricht davon nach Paris gelangt, am 18. kamen neue Nachrichten, welche den errungenen Erfolg bestätigten, die Einnahme von Orleans verkündeten und die Marschrichtung bezeichneten, welche die Loire-Armee einzuschlagen gedenke; ein Zweifel war also ganz und gar ausgeschlossen. Da war es nun freilich keine Kleinigkeit, mit all diesem ungeheuren Material urplötzlich kehrt zu machen, und mitführen mußte man es doch. Aber etliche Tage waren unter allen Umständen hiezu nötig. Nachdem einmal der bestimmte Entschluß gefaßt war, hatte General Ducrot, dem der Befehl, den Ausfall zu leiten, übertragen worden, sich beeilt, nach Créteil und St. Maur sich zu begeben, um das Terrain zu rekognoszieren. Sein erster Gedanke war gewesen, wieder das Seinethal hinauf zu marschieren und als Angriffspunkt Choisy le Roi und vor allem Mont Mesly zwischen Seine und Marne zu nehmen, dergestalt, daß man sich hernach auf die von den Deutschen besetzten Punkte von Boissy St. Leger, Valenton, Villeneuve St. Georges stürzen konnte. Es hatte allerdings etwas Verführerisches, die Verbindungen des Feindes zwischen dem rechten Seineufer und Versailles abzuschneiden. Unseligerweise war das alles zwar sehr hübsch, aber bälder gedacht als gethan, und so blieb nichts anderes übrig, als den Angriffspunkt weiter oben, vorwärts der Marne, und unter dem Schutze der mächtigen, im Osten von Paris angelegten Verteidigungswerke zu suchen, dieses andere Schlachtfeld von Villiers und Champigny, wo um das endliche Geschick der belagerten Stadt, vielleicht um das von ganz Frankreich mit eisernen Würfeln gespielt werden sollte. O, man rufe sich dieses Schlachtfeld, das die Natur mit all ihren Reizen ausgestattet, ins Gedächtnis zurück, jene Stätten, denen jetzt der Krieg noch auf Schritt und Tritt seine Spuren aufgeprägt, man sehe sie sich an, diese nur notdürftig wieder hergestellten Parkmauern, diese von Feuersbrünsten zur Hälfte ruinierten, von Kugeln in Fetzen und Trümmer gerissenen Gebäude, diese Grabhügel ohne Zahl, die von buschigem Gesträuch und wild wachsenden Blumen überwuchert sind, und die heute noch, mitten unter den wogenden Getreidefeldern und den Weinbergen all jene Stellen bezeichnen, wo einst der Tod grausige Ernte gehalten. Die Marne füllt in ihrem Laufe auf Paris mit ihren vielen Krümmungen zwischen zwei Höhenzügen ein ebenso kurzes wie schmales Thal aus. Wo sie das kleine Dorf Brie verläßt, nachdem sie Neuilly sur Marne bei Seite hat liegen lassen, wendet sie sich wieder gegen Paris, fließt an Nogent, Joinville und dem Plateau von Vincennes vorüber, dessen Redouten von Faisanderie und Gravelle die vorgeschobensten und hervorragendsten Punkte in jener Gegend bilden, und unter den Mauern von St. Maur vorbei. Dann sich rasch gegen Champigny zurückwendend, fließt sie im Bogen an Chennevières und Ormesson vorbei, kehrt in der Richtung von Créteil und Gravelle in ihre ursprüngliche Richtung zurück und ergießt sich bei Charenton in die Seine. Durch diese mächtigen Krümmungen, welche im Osten von Paris fast das Gleiche sind, wie im Westen die Seinebogen, bildet die Marne zwei Halbinseln, von denen die eine, die von Champigny, ziemlich offen daliegt, während bei der von Saint Maur gerade das Gegenteil der Fall ist; diese Halbinsel wird von einem Kanal, der kaum mehr als einen Kilometer lang ist, durchzogen. St. Maur ist geschützt, Champigny ist es nicht. In dieser Gegend lag das Kriegstheater, auf dem der große Schlag fallen sollte, dort gedachte man, wenn nur erst einmal das Plateau von Brie genommen war, eine gewisse Aktionsfreiheit zu gewinnen; aber ehe man in die Aktion eintreten konnte, mußte man zuvor die ganze Ausfallarmee sammeln, mit ihr über die Marne setzen, eine ausreichend starke Artillerie über den Fluß schaffen, die Höhen des Mont Avron, um die sich vielleicht ein heftiger Kampf entspann, besetzen, und dabei hatte man kaum vier oder fünf Tage Zeit, um dies alles ins Werk zu setzen, ganz zu schweigen von den verschiedenen Diversionen und Scheinangriffen, die da und dort gemacht werden mußten. Dazu kam noch der weitere Umstand, daß all dies angesichts der Deutschen, welche Champigny und Brie besetzt hielten, und deren Vorposten bis an die Marne hinunter standen, geschehen mußte. Die Höhen waren von der württembergischen Division besetzt. (Thatsächlich war es nur die erste württembergische Brigade von Reitzenstein. D. H.) Durfte man sich, und bis zu welchem Punkte, darauf gefaßt machen, den Feind überraschen und überrumpeln zu können? — Augenscheinlich waren die Deutschen, die zwar keine rechte Vorstellung von dem, was vorging, hatten, auf ihrer Hut, sie hatten Verdacht geschöpft, daß irgend etwas im Werke sei, denn schon seit dem 26. November hatten die verschiedenen Abteilungen der Maasarmee, welche im Norden von Paris standen, Befehl erhalten, sich in Staffeln an die östliche Zone heranzuziehen. Eine Division des 12. sächsischen Armeecorps sollte in Noisy le Grand Stellung nehmen. Auf der andern Seite stand bei Villeneuve Saint Georges eine Infanteriebrigade des zweiten preußischen Armeecorps à cheval der beiden Seineufer bereit, beim ersten Allarmsignal sich in Marsch zu setzen. Die Deutschen waren auf der Hut, nur ahnten sie nicht, daß der entscheidende Schlag so bald fallen werde.

In der That war auch der definitive Beschluß, vorzubrechen, immer wieder verzögert worden, erst kurz vor dem 22. oder 23. November hatte man mit einer gewissen fieberhaften Hast Hand ans Werk gelegt und keinen Augenblick mehr verloren. Die drei Corps der zweiten Armee begannen sich zwischen Vincennes und Rosny zu konzentrieren. Die bei Gennevilliers versammelten Brückentrains waren unter der Leitung zweier hervorragender Ingenieure, Krantz und Ducros, — letzterer wurde später Präfekt von Lyon, — nach dem Osten von Paris hinübergeschafft worden. Es war dies eine schwere Arbeit gewesen, denn es handelte sich um nichts weniger, als darum, acht oder zehn Brücken zu schlagen, von denen gar nicht zu reden, welche die Pioniere der Armee schlugen. Contre-Admiral Saisset sollte den Kampf mit der Besetzung des Plateaus vom Mont Avron beginnen, wo Oberst Stoffel sodann dem ihm erteilten Befehle gemäß mehr als 60 Stück Geschütze auffahren lassen sollte. Zu gleicher Zeit wurde die Redoute von St. Maur mit Geschützen gespickt, neue Batterien wurden angelegt, und um ja nichts zu versäumen, stellte man diese Zone unter den speziellen Befehl eines wohlbekannten und geschätzten Artillerieoffiziers, des Generals Favé. Überdies führte man noch zwischen Avron und St. Maur mehr als 300 Positionsgeschütze auf, ohne die der Armee zugeteilten 54 Feldbatterien zu zählen, des weiteren sollten noch jene Diversionen, welche bestimmt waren, die Hauptbewegung zu unterstützen, im Süden von General Vinoy ausgeführt werden; vorwärts von St. Denis gegen Epinai hatte Admiral de la Roncière



Angriff auf Gare aux Bœufs durch die Marine-Füsiliere und das 103. und 116. Marschbataillon der Nationalgarde.

le Noury anzugreifen, und ebenso am Mont Valérien die Generale de Liniers und Beaufort. Sonach war alles bereit, und der 28. November brachte, gleichzeitig mit einer Proklamation des Generals Trochu, jenen bekannten Tagesbefehl General Ducrots, den man heute nicht mehr so recht begreift, nachdem jene Tage weit hinter einem liegen, der aber damals im richtigen gegebenen Moment, in seinem richtigen Rahmen den Rachedurst, die wilde Wut und den Heroismus eines Führers wiederspiegelte, der sich bemühte, seine Soldaten mit der gleichen Begeisterung und demselben Feuer zu erfüllen, von dem er selbst beseelt war, und der wie ein elektrischer Schlag ganz Paris durchzuckte: „Was mich betrifft, so bin ich entschlossen und ich schwöre es vor euch und der ganzen Nation, nur tot oder siegreich nach Paris zurückzukehren. Ihr könnt mich fallen, werdet mich aber nie zurückweichen sehen. Haltet euch nicht auf, sondern rächet mich dann!“

Nachgerade wurde es mit dem auf den 29. November bestimmten Unternehmen Ernst. Am Abend des 28. setzte sich Contre-Admiral Saisset, nachdem er zuvor den Einbruch der völligen Dunkelheit abgewartet hatte, mit seinen 3000 Marinesoldaten gegen den Avron in Bewegung, den er besetzte. Die Nacht war dunkel, und man benützte sie dazu, die Artillerie in Position zu bringen. Auf einer andern Seite aber klappte es mit den Vorbereitungen für den nächsten Tag keineswegs. Die auf der Seine und dem Kanal von St. Maur unterhalb Joinville nach der Marne verbrachten Brückentrains stießen dort auf die größten Schwierigkeiten und Hindernisse. Es handelte sich darum, unterhalb der Brücke von Joinville, deren einer Bogen beim Anrücken der Preußen zerstört worden war, den Fluß zu überschreiten. Der Übergang dort war an und für sich schon aus verschiedenen Gründen schwierig, und er wurde es noch mehr dadurch, daß am Abend der Fluß ganz unversehens zu steigen begann. Mehreremale hatte die kleine, von einem Marineoffizier, dem Fregatten-Kapitän Rieunier, geführte Flotille die Durchfahrt unter der Brücke mit Einsetzung aller Kraft zu erzwingen gesucht, es mißlang jedoch immer wieder. Indessen aber verrann die Zeit, man mußte erst die Mittel suchen und finden, die sich in den Weg stellenden Hindernisse zu überwinden, denn sonst, daran konnte kein Zweifel sein, hätte man nicht vor Tag die Brücken über die Marne im bestimmten Augenblicke noch schlagen können. Ingenieur Krantz, aufs höchste bestürzt, beeilte sich, den Gouverneur von Paris über die Sachlage unterrichten zu lassen, General de Chaband la Tour begab sich in Person nach Fort Nogent, wo der Chef der zweiten Armee sein Hauptquartier hatte.

Es war bereits ein Uhr morgens. General Ducrot seinerseits verfügte sich spornstreichs nach Fort Nosny, wo der Gouverneur sich aufhielt. General Trochu, aufs äußerste bestürzt, vielleicht auch allzusehr mit dem Gedanken beschäftigt, welche niederschlagende Wirkung dieses Mißgeschick in Paris hervorbringen müsse, dachte im Anfang an nichts Geringeres, als auf der Stelle einen ganz neuen Operationsplan zu entwerfen, was er nachher in einer seiner Depeschen, allerdings sehr dunkel, „eine umgekehrte Operation“ nannte. Er wollte jetzt durch das Thal von Chelles ausbrechen, aber die Gegend dort ist außerordentlich sumpfig, und er lief dabei Gefahr, in eine böse Lage, wie einst Varus, zu geraten, die ihm leicht zum Verderben hätte werden können. Er sprach auch viel von einem Angriff auf Raincy. Der damalige Seinepräfekt, Herr Ferdinand Duval, aber, der an Ort und Stelle war und das Terrain ganz genau kannte, gab Details über die Bodenverhältnisse dort, die nichts weniger als günstig, vielmehr sehr beunruhigend lauteten, denn wenn man schließlich auch nach Raincy kam, wohin in aller Welt wollte man von dort aus sich wenden? Ließ sich ein System, ein Plan von einer Stunde zur andern ändern, umdrehen wie ein Handschuh? Da war es doch entschieden besser, noch einen Tag zu warten, selbst auf das Risiko hin, des Vorteils, den Feind überraschen zu können, verlustig zu gehen. Man hielt es unter den gegebenen Umständen für das allein Richtige, die Aufmerksamkeit der Deutschen abzulenken, wenigstens die Unsicherheit, in der sie sich befanden, zu verlängern, indem man einige der Diversionen aus-

führte, die stattfinden sollten, und so kam es denn auch, daß während in der Morgenfrühe des 29. Novembers an der Marne unten alles still und ruhig blieb, General Vinoy sich ganz allein im Süden in ein Gefecht verwickelt sah, eine Zerfahrenheit, ein Mangel an einheitlicher Leitung, über die sich niemand klar zu werden vermochte.

Admiral de la Roncière le Noury hatte in St. Denis früh genug benachrichtigt werden können. Die Vorstöße General Beauforts und des General Liniers im Westen waren Demonstrationen, nichts weiter, und trugen keinen ernstlichen Charakter. Bei dem Angriff aber, den General Vinoy auf Befehl der Regierung unternahm, ohne daß ihm Gegenbefehl zugegangen wäre, standen die Sachen anders, hier handelte es sich um ein Unternehmen von Bedeutung. Die Divisionen Maud'huy und Pothuau sollten ganz energisch L'Hay und Choisy le Roi angreifen. Die Brigade Valentin von der Division Maud'huy drang nach einem lebhaften Feuergefecht noch vor Tagesanbruch, alle Streitkräfte befanden sich bereits im Vormarsch, in L'Hay ein, wo sie sich auch noch um 8 Uhr in der Frühe, mühsam zwar, zu behaupten wußte, doch waren ihre Verluste keine allzugroßen gewesen. Auf einem andern Punkt war Contreadmiral Pothuau mit seinen Marinesoldaten, denen zwei Bataillone mobilisierter Nationalgarden, dasjenige des Kommandanten Crisenoy und das des Kommandanten Langlois beigegeben worden waren, energisch gegen Choisy le Roi vorgerückt; diese Truppen, obwohl sie heute zum erstenmale ernstlich ins Feuer kamen, zeigten die beste Haltung. Mit einem kühnen Handstreich hatte Contre-Admiral Pothuau den Posten bei Gare aux Boeufs vorwärts von Choisy, in seine Gewalt gebracht und verschanzte sich dort stark.

Erst dort, ein wenig nach 8 Uhr, erfuhr General Vinoy mitten während des forttobenden Kampfes, was an der Marne sich abspielen sollte, und zugleich wurde ihm der Auftrag, diesem Zwischenfall gemäß seine weiteren Operationen einzurichten. Eine Stunde später erhielt er sodann den Befehl, wenn nur irgend möglich seine Positionen zu behaupten. Unglückseligerweise war aber die Verzögerung nicht ohne ernstliche Folgen geblieben. Die Brigade Valentin begann mehr und mehr ganz gewaltige Verluste zu erleiden, und nur mit Mühe hielt sie sich unter den schwersten Opfern und ihre letzten Reserven erschöpfend in L'Hay. Gegen 10 Uhr gab General Vinoy, der es ziemlich krumm nahm, daß man ihn nicht bei Zeiten von den Vorgängen benachrichtigt hatte, den Befehl, L'Hay und selbst den Gare aux Boeufs zu räumen, aber erst im Laufe des Nachmittags und ohne daß der Feind imstande gewesen wäre, uns daraus zu verdrängen, räumten wir dieselben. Anfänglich war der Kampf mit aller Energie aufgenommen worden und fest und zäh hatten ihn die Truppen weitergeführt, sie opferten sich auf, aber nicht hier lag die Entscheidung; die Lösung der Frage, die lag einzig und allein an der Marne, wo man, undankbar genug, den ganzen 29. November damit zubrachte, die Besetzung und Armierung des Mont Avron zu vervollständigen, den Mißerfolg vom Tage zuvor wieder gut zu machen und sich für den kommenden Tag gegen neue Enttäuschungen zu schützen. Diesmal, daran konnte kein Zweifel sein, handelte es sich um einen großen Schlag, der geführt werden sollte. Am 30. November in der Frühe donnerten gleichzeitig 300 Geschütze und überschütteten die Halbinsel mit einem Granatenhagel, um der französischen Armee einen Weg zu bahnen. Das erste Corps des Generals Blanchard, zwei Divisionen, Malroy und Faron, stark, sollte bei Joinville über die Marne gehen, sich sofort auf Champigny stürzen und alles, was sich ihm in den Weg stellen würde, vor sich niederwerfen. Das zweite Corps unter General Renault, mit Ausnahme der Division Susbielle, der eine andere Rolle zugedacht war, sollte bei Nogent an dem ihr bezeichneten Punkte über die Marne gehen und die Höhe von Villiers ersteigen. Das 3. Corps des Generals d'Exéa hatte mit den beiden Divisionen Bellemare und Mattat den Auftrag, in der Höhe von Neuilly unter dem Schutze des Mont Avron über die Marne zu gehen; als Angriffspunkt war ihm Noisy le Grand bezeichnet worden, von dort aus sollte es dann Villiers, das augenscheinlich das Centrum und der Schlüssel der deutschen Stellungen war, umgehen. Auf diese Weise und diesem Plane folgend, hoffte man, namentlich von dem gewaltigen Feuer des Mont Avron, von Rosny und Nogent, Gravelle und St. Maur gedeckt, und durch einen energischen Angriff des Generals Susbielle auf den Mont Mesly zwischen Seine und Marne unterstützt, es wagen oder wenigstens versuchen zu können, Mann gegen Mann diesen Teil der Cernierungsarmee, welcher die Höhen besetzt hielt, anzupacken, die Verstärkungen, welche sie erwartete und die jedenfalls vom Norden oder Süden her im Anzug waren, auf- und anzuhalten, und sich schließlich glücklich einen Weg zu bahnen. Dazu bedurfte es der Schlacht vom 30. November.

Kaum graute der Tag, es war ein schöner, aber bitter kalter Wintertag, so begannen auf allen Punkten die Bewegungen der Armee. In weniger als zwei Stunden hatten das erste und zweite Corps die Marne überschritten und beeilten sich, ihren Marsch fortzusetzen. Die Division Faron, zusammengesetzt aus der Brigade de la Mariouse, dem 35. und 42. Linienregiment, sowie den Mobilen aus der Vendée, und die Brigade Comte, 113. und 114. Linienregiment, marschierten, von der Division Malroy gefolgt, auf Champigny los. Nach ganz kurzer Zeit schon traf man auf den Feind und bekam dessen wohlgezieltes Feuer von den Höhen herab zu verspüren. Das 113. Linienregiment, das mit großer Entschlossenheit vorging, griff Champigny an und warf in wuchtigem Vorstoß die Sachsen aus demselben hinaus. In großer Unordnung gingen dieselben zurück. Sofort wurde das Dorf besetzt, und ein Teil der Division Faron eilte im Laufschritt bis an die Lisière vor, bereit, beim ersten Signal sich auf die Höhen von Coeuilly und Chennevières zu stürzen. Die Division Malroy schlug im Dorfe den Weg links nach den wohlbekannten „Kalköfen" ein, und griff ihrerseits in dem, Villiers von Coeuilly trennenden Gelände die dortigen Abhänge an. Das zweite Corps seinerseits war über die Champignyer Gabel vorgegangen und setzte sich unverzüglich auf der Straße von Villiers in Marsch. Mit Wucht griff man das kleine, ganz im Wald versteckte Le Plant an, das schon nach kurzer Zeit genommen war, wobei man auch einige Gefangene machte; kurze Zeit darauf aber sah man sich am Bahndamm der nach Mülhausen führenden Linie einer mächtigen Barrikade gegenüber, welche hier die Straße absperrte.

General Ducrot, der sich an die Spitze der Division Maussion gestellt hatte, bemerkte, daß deren Plänkler nicht recht vorwärts wollten; die Gefahr erkennend, die ein Zaudern, ein Stocken im Beginn des Angriffs mit sich bringen konnte, ritt er unbekümmert um das heftige Gewehrfeuer, das der Feind auf ihn richtete und durch welches wenige Schritte von ihm entfernt der Brigade-General Avril de l'Enclos vom Pferde geschossen wurde, auf die Barrikade zu, zerrte mit der Hand an einem der Schanzkörbe und rief seinen Soldaten freundliche, anfeuernde Worte zu. „Seht doch, das Ding ist gar nicht so schwer zu nehmen," rief er, und kurze Zeit darauf war die Barrikade erstürmt. Sofort ging es jetzt daran, den Abhang von Villiers zu ersteigen. Die Division Berthaut mit den Brigaden Bocher und Miribel folgte der Division Maussion rechts, indem sie sich auf die Bahnlinie stützte. In diesem Augenblicke, gegen zehn Uhr, wurde an der Straße von Villiers der alte, tapfere Kommandant des zweiten Corps, General Renault, durch einen Granatsplitter außer Gefecht gesetzt. An seiner Stelle übernahm General de Maussion das Kommando des Armeecorps, während er selbst an der Spitze seiner Division durch den Brigade-General Courty ersetzt wurde. Bis jetzt, abgesehen von diesem peinlichen Zwischenfalle, ging alles ganz gut, man hatte Terrain gewonnen; es entspann sich jetzt auf der ganzen Linie von Villiers bis Champigny ein ebenso erbitterter wie blutiger Kampf zwischen dem Feinde, der seine Stellungen hartnäckig verteidigte, und der französischen Armee, die ihre ganze Kraft einsetzte, auf den vor ihr liegenden Plateaus festen Fuß zu fassen.

Dem zweiten Corps war es auch mit leichter Mühe gelungen, die Abhänge zu ersteigen und bis zu dem Höhenrücken vorzudringen, von dem aus das Terrain allmählich abfällt, um dann wieder fast plötzlich gegen Schloß und Dorf Villiers anzusteigen. Etwa 500 Meter hinter dieser leichten Terrainwelle zog sich der Park von Villiers hin, der stark befestigt, mit Schießscharten versehen, und an seinen beiden Enden durch Geschütze verteidigt war. Auch im Innern des Parkes war Artillerie aufgepflanzt, und eine württembergische Brigade (es war nur das siebente Infanterie-Regiment), welche durch staffelförmig bis nach Coeuilly hin aufgestellte Batterien unterstützt wurde, verteidigte ihn. Die Abhänge des Plateaus zu nehmen, war nicht so schwer, die Hauptschwierigkeit

war, daß man völlig ungedeckt über das vor dem Park liegende Terrain vorgehen mußte, ehe man die Verschanzungen des Feindes erreichte und sich dieses mit Verteidigungswerken aller Art gespickten Punktes bemächtigen konnte, zumal es unserer Artillerie unmöglich war, die Parkmauer, welche ihr durch einen Terrainabhang halb verdeckt wurde, in Bresche zu legen. Dazu kam noch, daß unsere, den Bewegungen unserer Infanterie folgende Artillerie sich keinen Augenblick zeigen konnte, ohne von den deutschen Batterien bei Villiers und Coeuilly zerschmettert zu werden. Gleichwohl that man sein Möglichstes, und versuchte immer und immer wieder, die Parkmauer niederzulegen.

Es war jetzt beinahe 11 Uhr in der Früh. Die Batterien des zweiten Corps unter der energischen Leitung des Generals Boissonnet gingen tollkühn rechts und links der Straße vor und verwickelten die deutschen Batterien in ein ebenso heftiges als mörderisches Duell. Unsere Infanterie hatte die Höhen der Abhänge erklommen, dort aber vermochten sie keinen Schritt vorwärts zu kommen, ohne in das Schnellfeuer des nur 400 Meter entfernt stehenden Feindes zu geraten. Jetzt war der entscheidende Augenblick da. Eine erste Sturmkolonne warf sich auf den Park, bald aber mußte sie zurückgenommen werden, zahlreiche Tote auf dem Platze zurücklassend, unter ihnen den tapferen, kühnen Kapitän Neverlée von General Ducrots Generalstab, der erst vor wenigen Tagen noch in St. Cloud eine preußische Patrouille aufgehoben und gefangen genommen hatte. Die Württemberger brachen aus dem Kirchhof und dem Park von Villiers vor und versuchten, sich auf unsere Linien zu werfen, wurden aber ihrerseits heftig zurückgeworfen.

Eben wollte man aufs neue zum Sturm schreiten, als plötzlich zur Linken auf der Seite nach Noisy le Grand hin sich dichte Massen im Vorrücken zeigten. General Ducrot, der zugegen war, hielt solche anfänglich für sein drittes Corps, das er erwartete und im Anmarsch glaubte, aber bald sah er sich enttäuscht, es waren Sachsen. Rasch hieß er seine Leute sich niederwerfen und nicht bälder schießen, als bis der Feind ganz nahe herangekommen sei. Kaum waren die Sachsen bis auf hundert Meter herangekommen, so sprangen auf ein vom Höchstkommandierenden gegebenes Zeichen unsere Soldaten auf und überschütteten die Deutschen mit einem solch furchtbaren, verheerenden Schnellfeuer, daß sie wie Spreu vor dem Winde auseinanderstoben und in Unordnung zurückwichen. Sofort sprengte General Ducrot, seine Truppen mit sich reißend, gegen das Plateau vor, mit gefälltem Bajonett warfen sich dieselben auf die Sachsen, welche immer stärker zu wanken und zu weichen beginnen, der Höchstkommandierende, immer in der vordersten Reihe fechtend, zerschlägt auf einem von ihnen seinen Säbel. Das Handgemenge war grauenhaft, aber nochmals zwang das Feuer von Villiers her, das jetzt wieder mit aller Heftigkeit gegen uns begann, unsere Truppen zum Halten, nochmals mußten sie sich hinter den Anhöhen schützen und decken. Dieses blutige Ringen, bei dem der Feind ungeheure Verluste erlitt, war auch für uns von herben Verlusten begleitet gewesen. Von den vier Regimentern der Division Courty hatten zwei ihre Kommandeure, die Obersten de Podio und Sanguinetti verloren, beide waren tot, die beiden andern Obersten waren verwundet. Die meisten Offiziere vom Generalstab des Generals Ducrot waren verwundet oder die Pferde ihnen unterm Leibe erschossen worden. Der Boden war mit Toten und Verwundeten übersät und die Division Courty in völliger Auflösung die Abhänge hinuntergeeilt. Trotzdem aber hielt man immer noch mit Hilfe der Division Berthaut und der Artillerie, welche keinen Augenblick ihr Feuern einstellte, die Ränder des Plateaus von Villiers fest. Gegen Champigny hin nahmen die Dinge fast den nämlichen Verlauf. Nachdem in der Frühe das Dorf genommen worden war, galt es, weiter vorzudringen. Die Division Malroy, mit der Brigade Paturel und Martenot, von welchen die letzteren aus Mobilgarden von Ille et Vilaine und der Côte d'Or zusammengesetzt waren, hatte Befehl erhalten, gegen die „Kalköfen" vorzugehen; diese Truppen kamen während des ganzen Tages nur wenig ins Feuer, da auf diesem Punkte der Kampf fast ausschließlich von Artillerie, den Batterien Fly, Sainte Marie und Buloz geführt wurde, welche den Angriff auf Villiers und zu gleicher Zeit den gegen die Höhen von Champigny, Coeuilly und Chennevières sich richtenden Vorstoß der Division Faron unterstützten. General de la Mariouse, dem vornehmlich diese letztere Bewegung zugefallen war, hatte sich beeilt, über Champigny hinaus zwei Bataillone des 35. Linienregiments zu entsenden, welche im Sturmschritt den Gipfel der Höhen erreichten. General Faron, der zweifelsohne diese Streitkräfte nicht für ausreichend hielt, hatte allmählich auch noch das letzte Bataillon des 35. Regiments, das er seither in der Reserve behalten hatte, das ganze 44. Linienregiment, das 114. und die Mobilen der Vendée ins Gefecht abrücken lassen, all diese Truppen sammelten sich auf der Höhe an.

Sie hatten hier beinahe die gleiche Aufgabe zu erfüllen, wie dies bei Villiers der Fall gewesen war; es handelte sich darum, den Park von Coeuilly anzugreifen, in welchem sich der Feind hinter krenelierten (mit Schießscharten versehenen) Mauern und unter dem Schutze seiner Batterien stark verschanzt hatte. Mehreremale versuchte man gegen den Park von Coeuilly vorzudringen, die Angriffe scheiterten immer wieder. Auf einen dieser Angriffe bezieht sich zweifelsohne (stimmt! D. H.) ein Bericht von deutscher Seite über die Schlacht von Villiers, der später in der Darmstädter Militär-Zeitung erschien; es hieß darin: „Oberst Berger, der Kommandeur des ersten württembergischen Infanterie-Regiments und Major Schäfer fielen hier, schwerverwundet an der Spitze ihrer Truppen, allen berittenen Offizieren wurden die Pferde unter dem Leibe erschossen. Das Regiment wurde bis in den Park von Coeuilly zurückgeworfen, nachdem es an 400 Mann verloren hatte, und Major Haldenwang, der das Kommando des Regiments übernommen hatte, konnte eben nur noch so viel Zeit gewinnen, um die Parkmauern zu besetzen und von da aus, allerdings unter beträchtlichen Verlusten, die französische Infanterie zurückzutreiben, welche dem zurückgehenden ersten Regiment dicht auf den Fersen geblieben war. Also vierhundert Mann auf einem einzigen Punkte und während eines einzelnen Gefechtsmomentes!" Das hält aber den Verfasser dieses Berichts nicht ab, den Totalverlust der württembergischen Division auf 742 Mann zu schätzen, es blieben also für Villiers und die andern Teile des Schlachtfeldes nur noch 342 Mann. Übrigens zeichnet sich dieser Bericht keineswegs durch Genauigkeit in der Schätzung der beiderseitigen Streitkräfte aus. Er nimmt an, daß die Franzosen abends um 4 Uhr ihren Angriff mit 25 000 Mann gemacht haben. Nun war es aber die Division Bellemare, welche den Angriff ausführte und diese war sicherlich keine 25 000 Mann stark; kaum die Hälfte, und zudem hat auch nur ein Teil dieser Division sich an dem Angriffe beteiligt. Die Wahrheit ist, daß in der Schlacht von Villiers die Streitkräfte nicht so ungleich waren, als man so häufig behauptet. Von deutscher Seite kämpften hier, so viel steht fest, die württembergische Division (bei Villiers nur die erste württembergische Brigade, die zweite Brigade kämpfte am Mont Mesly, die dritte kam fast gar nicht ins Feuer. D. H.) und mindestens ein großer Teil einer sächsischen Division. Auf französischer Seite war, abgesehen von der Division Bellemare, welche zu spät eintraf, nur die Division Maussion oder Courty und die Division Faron ernstlich im Feuer. Aber keine dieser Divisionen kam, was die Stärke derselben anbelangte, der württembergischen Division gleich, welche, alles zusammen, sechs Infanterie-Regimenter und drei Jägerbataillone, in drei Brigaden eingeteilt, zählte.

Bei dieser Anhäufung von Truppen auf einem Punkte, von dem weiter oben die Rede war, hatte man ungeschickterweise nur eines übersehen, daß diese Massen auf einem solchen verhältnismäßig engen Raume eine leichte Beute des Feindes werden mußten, der hierher sein ganzes Feuer konzentrierte und in unseren Reihen furchtbare Verheerungen anrichtete; überdies verhinderte er unsere Batterien, auf dieser Seite auffahren zu können, und schließlich verbreitete er unter den Mobilen der Vendée eine förmliche Panik; in regelloser Flucht stürzten sie sich die Abhänge hinunter. Trotz alledem aber war man auf dieser Seite des Plateaus keineswegs bedroht. Das 42. Regiment, eines der tapfersten der in Paris eingeschlossenen Regimenter, zeigte die beste Haltung, und an seiner Spitze fiel, zum Tode getroffen, ein junger und tapferer Offizier, der Oberst Prevault, der das Regiment erst seit einem Tage führte. Das 35. zeigte ebenso viel Eifer und feste Haltung; eines seiner Bataillone war unter seinem Kommandanten Sancery bereits auf Chennevières im Marsch, als diese Truppen, die nichts anderes verlangten, als ins Feuer geführt zu werden, die seit dem frühen Morgen den Feind mehr als einmal vor ihnen hatten zurückweichen sehen, plötzlich zwischen zwei und drei Uhr den Befehl zum Rückzug erhielten. Woher

kam dieser so ganz unerwartete Befehl? Vom Höchstkommandierenden auf keinen Fall, soviel ist sicher. General Ducrot befand sich in diesem Augenblick gerade bei den „Kalköfen", und seine Laune war die denkbar schlechteste, da er finden mußte, daß sein Befehl, Brustwehren und Schützengräben aufzuwerfen, nicht ausgeführt worden war; nun erhielt er auch noch die Nachricht von diesem Rückzug, an den er so wenig gedacht hatte, daß er, als ihm ein Generalstabsoffizier meldete, was vorgegangen war, seinen Zorn und seine Entrüstung nicht zu bemeistern vermochte; er ließ dem General Blanchard, dem Kommandanten des ersten Corps, sagen, er verbiete ihm bei Todesstrafe, auch nur eine einzige seiner Positionen zu verlassen, aber das war eben bereits schon geschehen. General Ducrot eilte jetzt in Person nach Champigny, wo er einen Teil der Division Faron hinter dem schon fast völlig geräumten Dorfe gegen Paris hin zurückfluten sah. Auf der Stelle gab er den gemessenen Befehl, vorwärts Champigny Stellung zu nehmen, und in der That hatte auch nichts, aber auch gar nichts, eine solche Entmutigung gerechtfertigt. — Vor Champigny war man thatsächlich nicht zurückgeworfen worden und vor Villiers hielt man dem Feind immer noch stand. General Ducrot betrachtete sich keineswegs als geschlagen, er sagte sich vielmehr, daß er morgen mit seinem dritten Corps, das er heute so schmerzlich vermißt hatte, den Kampf jederzeit würde aufs neue aufnehmen können. So standen die Dinge, als man plötzlich in der Richtung von Villiers heftiges Gewehrfeuer hörte. Sofort sprengte Ducrot nach diesem Teil des Schlachtfeldes, da er an einen neuen Angriff der Deutschen dachte. Es war sein drittes Corps, das er vergebens um 12 Uhr erwartet hatte, und das jetzt, nach drei Uhr, eintraf.

Wie war das nur möglich gewesen, wie hatte das Corps so viel Zeit verlieren können, verlieren mögen? Die Divisionen Mattat und Bellemare waren den ganzen Morgen, trotz der dringenden Befehle des Höchstkommandierenden, der sie heranrief, sinn- und nutzlos am Marnefluß auf und abgeirrt. Dem Kommandanten des dritten Corps pressierte es ganz und gar nicht. Man hatte weder die Marne unterhalb Neuilly überschritten, obwohl General Princeteau sich bereit hielt, den Übergang auf 10 Uhr vorzubereiten, und ebensowenig hatte man den Versuch gemacht, über Noisy le Grand vorzudringen. Vor Brie hatte der Kommandant Niennier die größte Mühe gehabt, unter dem Feuer des Feindes, der um diese Zeit sich noch im Besitze dieses Dorfes befand, die Brücken zu schlagen. Erst gegen drei Uhr waren alle Schwierigkeiten überwunden. Nunmehr griff die Division Bellemare Brie mit dem größten Ungestüm an und warf die Sachsen aus Brie hinaus; rasch erstieg sie sodann ihrerseits die Abhänge von Villiers und suchte ihre Sturmangriffe vom Morgen zu wiederholen. Dreimal warfen sich die Zuaven der Brigade Fournès mit der größten Unerschrockenheit auf den Park von Villiers, ohne in denselben eindringen zu können; nur Schritt für Schritt wichen sie zurück, jeden Augenblick kehrt machend und feuernd, um den Feind einzuschüchtern, dem sie auch wieder zwei Geschütze abnahmen, welche am Morgen hatten im Stich gelassen werden müssen. Dieser Angriff, der nur ganz kurze Zeit gedauert hatte, kostete die Zuaven mehr als 600 Mann, welche hier den Boden bedeckten. Das war es gewesen, was General Ducrot bei Champigny gehört hatte, aber konnte er ahnen, daß es das dritte Corps war, das in diesem Augenblicke angriff? Hätte er es gewußt, so wäre dies der richtige, entscheidende Moment gewesen, die ganze Armee mit sich fortzureißen, aber erst in der Nähe von Villiers erfuhr er von diesen Vorgängen. Augenblicklich raffte er, was er von Truppen gerade zur Hand hatte, zusammen und ging neuerdings zu einem Angriff vor; aber bereits brach die Nacht herein und machte einem Kampfe ein Ende, der, man mag sagen, was man will, trotz alledem die französische Armee im Besitze verschiedener am frühen Morgen eroberter Positionen ließ.

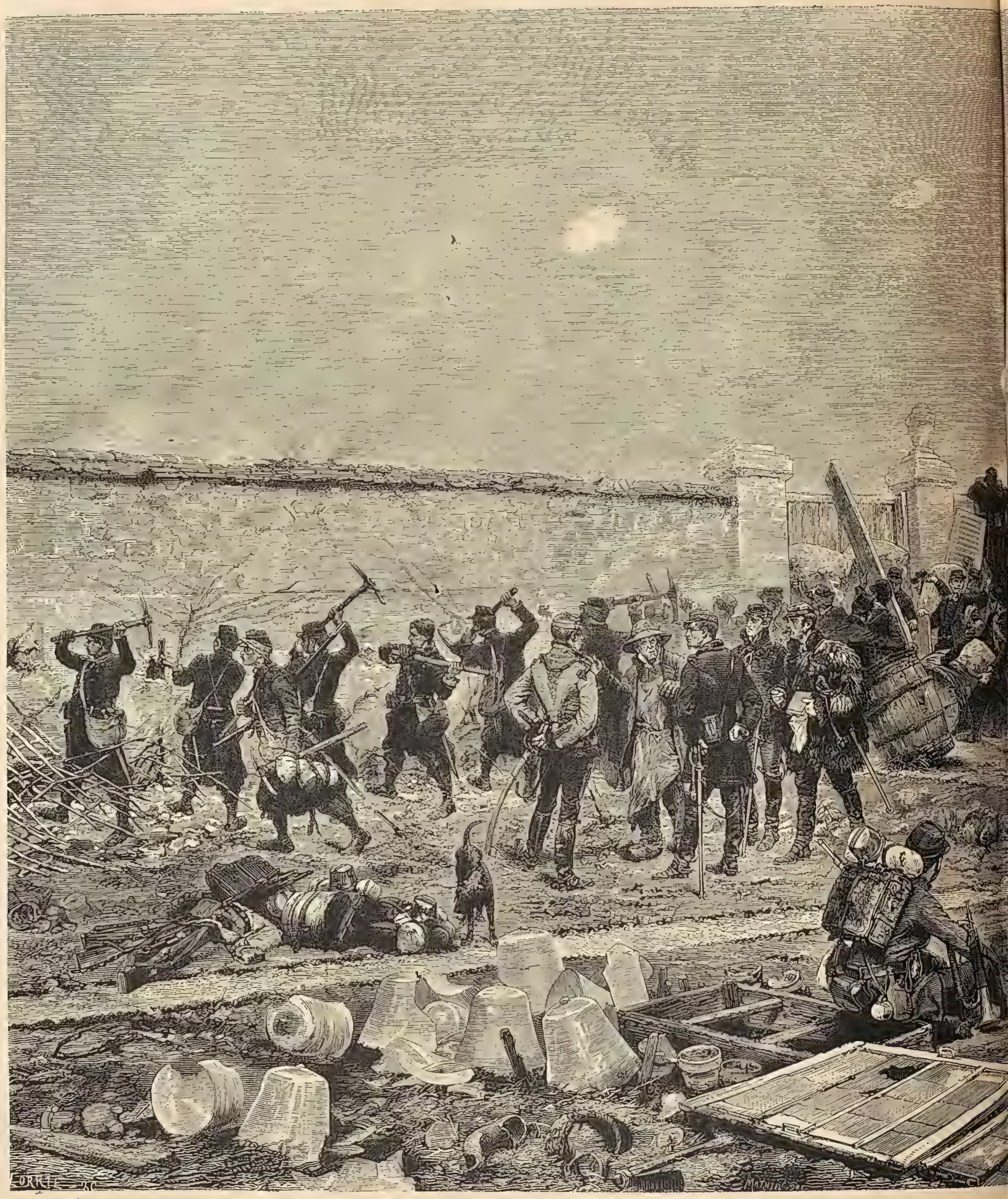
Während solchergestalt der Hauptschlag um Villiers und Champigny fiel, war auch den ganzen Tag, erst bei St. Denis, und dann zwischen Marne und Seine, gefochten worden. In aller Frühe hatte Admiral de la Roncière le Noury seine Streitkräfte in Bewegung gesetzt. Die Brigade Lavoignet, unterstützt von der Kavallerie-Division Bertin de Vaux, war über die Ebene von Aubervilliers vorgerückt und hatte ohne jeden Widerstand Drancy und Groslay besetzt; aber nicht hier fand der Hauptangriff statt, sondern er richtete sich gegen Epinay. Die Brigade Hanrion, aus den Marinefüselieren und drei Bataillonen Mobilen von der Seine, sowie dem 135. Linienregiment bestehend, sollte ihn ausführen. Aber erst gegen zwei Uhr begann der Tanz, den von der Seine aus eine schwimmende Batterie zu unterstützen hatte. Während zwei Compagnien Marinefüseliere auf dem linken Flügel gegen den Marktplatz vorstürmten, und alles, was sich ihnen entgegenstellte, niederwarfen, die Barrikaden erstürmten und mit starker Macht in das Dorf eindrangen, griff General Hanrion mit dem Reste seiner Streitkräfte unter einem furchtbaren Gewehrfeuer Epinay in der Front an. Gleichwohl drang er unter dem heftigsten Feuer vor und gab seinerseits dem Feinde mit der größten Kaltblütigkeit Salve auf Salve zurück. Seine Leute folgten ihm gern und willig, wie sie dies ja immer thun, sobald sie sehen, daß sie einen Vorgesetzten haben, der sie zu führen weiß. Baron Saillard, der auf seinen Posten als bevollmächtigter Minister verzichtet hatte, um Chef des ersten Bataillons der Mobilen von der Seine zu werden und der die erste Angriffskolonne kommandierte, erhielt bei seinem Vorgehen drei Verwundungen, denen er drei Tage darauf erlag. Nach einem zweistündigen Kampfe war Epinay genommen und 80 Gefangene gemacht worden. Es war dies ein ganz entschiedener Erfolg, den man errungen, aber kein Mensch dachte daran, ihn auszunützen; während der Nacht wurde die Brigade Hanrion wieder nach St. Denis zurückgezogen.

Auf dem entgegengesetzten Punkte, zwischen Marne und Seine, war es inzwischen nicht minder heiß hergegangen, aber diese Affaire, die sich dort entsponnen, war noch weniger glücklich verlaufen. Die vom zweiten Corps der Ducrotschen Armee abdetachierte Division Susbielle hatte den Auftrag gehabt, sich des Mont Mesly zu bemächtigen, und wirklich, diese Division hatte, in der Frühe von Créteil vorgehend, in einem brillanten Angriff diese Stellung genommen und sich in derselben festgesetzt, freilich nicht ohne erst einen ungemein heftigen Kampf bestanden zu haben, in welchem General Ladreit de la Charrière fiel. Der Fehler war einzig und allein der, daß man diesen Angriff nicht reiflich überlegt und vorbereitet hatte. Es war ja ganz natürlich, daß die Deutschen, die recht wohl wußten, welch hohe Bedeutung der Besitz des Mont Mesly für die Verbindungen, welche sie mit Choisy le Roi hatten und die er vollständig beherrschte, haben mußte, uns nicht im Besitze des Berges lassen würden, ohne ganz energisch zu versuchen, ihn uns wieder abzunehmen, und soweit kam es in der That auch sehr bald. Die Division Susbielle hätte, das ist wahr, an den Batterien von St. Maur eine tüchtige Unterstützung finden können, wodurch jedem Gegenangriff der Deutschen schwere Hindernisse bereitet worden wären, aber General Favé, der in Saint Maur kommandierte, schien sich um den Mont Mesly so gut wie gar nichts zu kümmern. Auch eine Division Vinoys hätte Hilfe bringen können, wenn deren Streitkräfte nach Süden demonstrierten, aber General Vinoy hatte unseligerweise keine „Instruktionen", und seine Truppen waren noch von dem Kampfe am Abend vorher erschöpft. Gleichwohl fand er gegen ein Uhr nachmittags, als sich bei der Division Susbielle ein gewisses Schwanken und Weichen bemerklich machte, als er sah, daß dieselbe aus einer ihrer Positionen nach der andern vertrieben wurde und daß die Preußen offenbar versuchten, sich zwischen Choisy le Roi und Mont Mesly zu schieben, um diese Division zu umgehen oder vielleicht gar abzuschneiden, sich doch bewogen, eine Demonstration zu machen, um den Feind aufzuhalten. Er ließ zwei Angriffskolonnen vorgehen, die eine auf Thiais, die andere auf Choisy le Roi, dessen erste Häuser man von Gare aux Boeufs aus energisch angriff. Der Angriff war energisch ausgeführt, aber er kam zum Stehen, sobald man sah, daß die in vollem Rückzuge befindliche Division Susbielle in Sicherheit zu sein schien; so war denn auf dieser Seite alles schon nach kurzer Zeit und ohne allzugroßen Schaden abgelaufen, das läßt sich ja nicht anders sagen, aber auch ohne jeden Nutzen und ohne jeden Einfluß auf die Gesamtheit der im Werke befindlichen Operationen.

Was war nun schließlich das Resultat dieses an Anstrengungen reichen, blutigen 30. Novembers, an dem die Kämpfe am Mont Mesly und bei St. Denis eigentlich nichts weiter als Episoden waren, und bei dem sich das ganze, wirkliche Interesse ausschließlich um Villiers und Champigny konzentrierte? Ein vollständiger, entscheidender Sieg war es zweifelsohne nicht, noch viel weniger aber war es eine Niederlage, denn

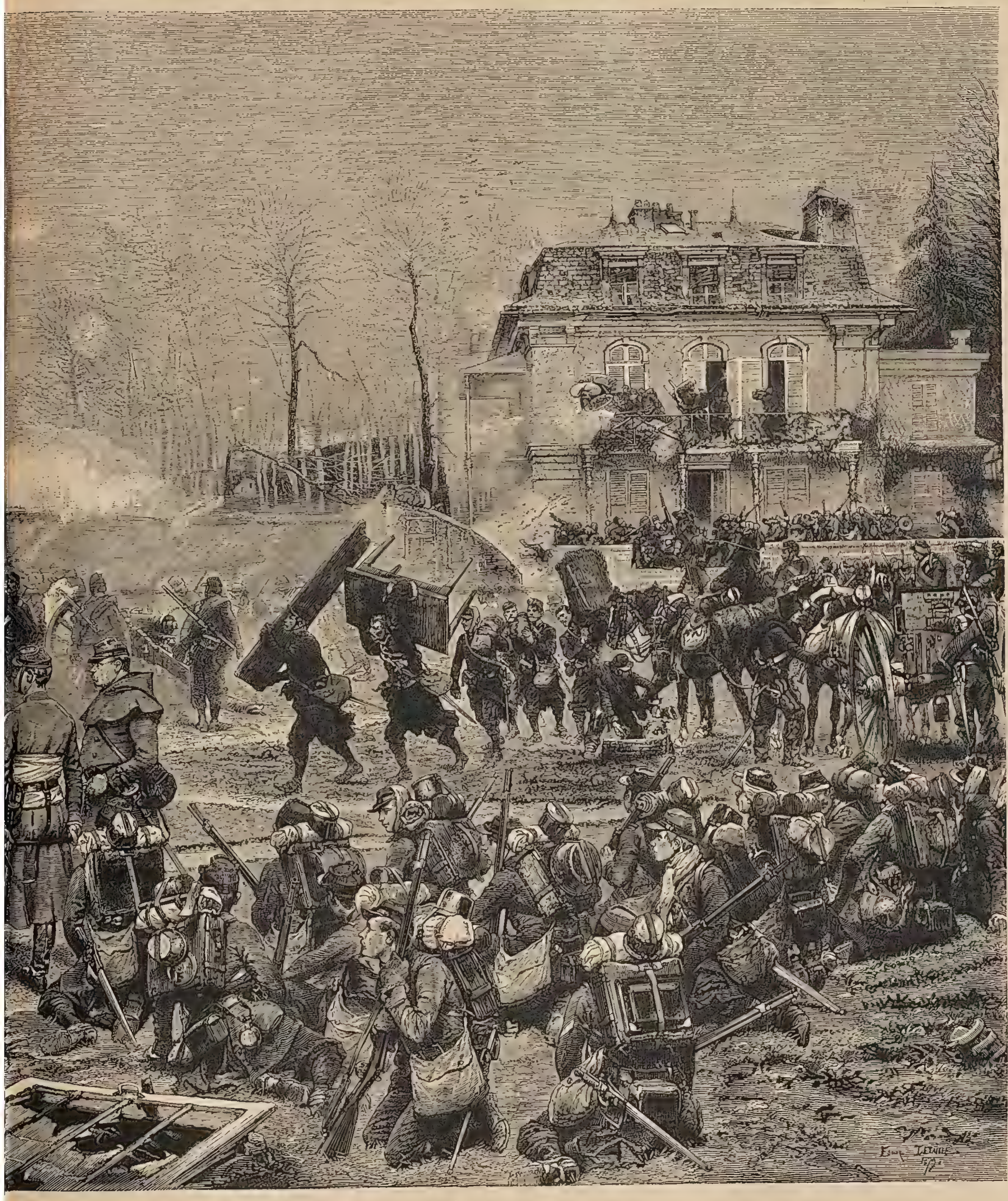
die französische Armee kampierte nachts in den Stellungen, welche am Morgen noch der Feind innegehabt hatte. Wenn dieser Tag, an dem so viel Tapferkeit fast möchte man sagen „im Detail" vergeudet worden war und in kleinlichen Dingen, wenn dieser Tag, an dem das Blut in Strömen geflossen, das nicht gehalten hatte, was man sich von ihm versprochen, so war das lediglich die Folge einer ganzen Reihe von Widerwärtigkeiten und Fehlern, die allerdings nur schwer sich vermeiden ließen.

Viel, viel zu bald war das Wort gefallen, man müsse die Höhen von Champigny und Coeuilly räumen, es war zu einer Zeit ausgesprochen worden, als noch gar nichts einen Rückzug rechtfertigte; war doch der Feind selbst am meisten erstaunt, uns eine Rückzugsbewegung machen zu sehen, zu welcher uns zu zwingen er sich absolut nicht imstande sah. Das Oberkommando des 3. Corps schwankte augenscheinlich in seinen Entschlüssen. Dasselbe hatte es nicht gewagt, einen Vorstoß gegen Noisy le Grand zu machen, und bei allem Heldenmut, mit dem der Angriff der Zuaven um 4 Uhr stattfand, er kam zu spät. Ja, hätte er morgens und gleichzeitig mit den Angriffen des 2. Corps stattgefunden, die ganze Sache hätte ein anderes Gesicht bekommen können, und um Mittag wäre die Schlacht vielleicht für uns gewonnen gewesen. Was die Artillerie auf der Halbinsel von St. Maur an diesem Tage ausgerichtet hatte, das war kaum der Mühe wert, nicht nur nach der Seite vom Mont Mesly hin, sondern noch mehr, wenn man in Betracht zieht, welch riesige Anstrengungen die französische Armee machte, bei Coeuilly und den dortigen Höhen durchzubrechen. General Favé schien unglückseligerweise von einer einzigen Idee beherrscht gewesen zu sein, leider nicht von der, daß es seine Aufgabe sei, unsere Soldaten auf ihrem Marsch noch vorwärts zu unterstützen und zwar thatkräftigst, sondern vielmehr von jener, an der Marne eine regellose Flucht decken zu müssen, die, so schien er zu glauben, von einem Augenblick zum andern beginnen konnte. General Vinoy hatte keine Befehle erhalten, — das war zweifelsohne ein großer Fehler, aber nachdem er sich einmal dazu entschlossen hatte, in den Kampf einzugreifen, hätte er dies thun müssen, so lange die Division noch am Mont Mesly im Gefecht stand, nicht aber durfte er sie erst auf dem Rückzuge decken. Nachdem er aber einmal in den Kampf eingegriffen hatte, mußte er auch entschieden aushalten und fortfahren, den Feind hinzuhalten; der beste Beweis, daß dies das Richtige gewesen wäre, ist der, daß sich General Tümpling, der Kommandant des 6. preußischen Corps, nachdem der Kampf im Süden schwieg, beeilte, eine Brigade auf das rechte Seineufer übergehen zu lassen, die naturgemäß die im Osten stehenden deutschen Streitkräfte verstärken mußte. Sei dem nun,



Die Schlacht bei Villiers-Champigny am 30. November 1870. Die F

wie ihm wolle, an einer Thatsache ändert sich nichts, und der ganze Erfolg dieses Tages, des 30. Novembers, läßt sich kurz dahin zusammenfassen: „unsere Soldaten hatten Champigny in ihrer Gewalt und standen vor Villiers; sie „lagerten auf ihren eroberten Positionen", um ein Wort General Trochus zu gebrauchen, und der Feind hatte schwere, ungemein schwere Verluste erlitten. Am Abend konnte man Flüchtlinge (das ist nicht wahr! D. H.) und Versprengte auf allen Straßen sehen. Ein württembergischer Offizier erzählte, als er in sein Quartier von Plessis-Lalande zurückkehrte, daß er von 200 Leuten, die er ins Feuer geführt, am Abend noch dreißig gehabt habe, und daß von einundzwanzig Offizieren seines Regiments nur noch sechs übrig seien. Wenn sich der Sieg auf dem moralischen Eindruck aufbaut, dem der Feind unterliegt, so waren wir allerdings Sieger; aber leider war damit so gut wie gar nichts erreicht, denn bis jetzt war erst die Hälfte des Werks gethan, und während wir nicht darauf hoffen durften, unsere Streitkräfte verstärken zu können, mußten wir im Gegenteil darauf gefaßt sein, es mit einem Gegner das nächstemal zu thun zu bekommen, der sich, ungeduldig, die erlittene Scharte wieder auszuwetzen, ausreichend verstärkt haben würde, um seine Revanche zu nehmen.



n richten das von ihnen genommene Champigny zur Verteidigung ein.

Wäre man dazu imstande gewesen, so hätte man gleich in der Frühe des nächsten Tages, am 1. Dezember den Kampf wieder aufnehmen müssen, dies wäre das einzige Mittel gewesen, den Deutschen, die durch die letzten Ereignisse gewitzigt waren, die Zeit zu entziehen, ihre Konzentrationen zu bewerkstelligen, an die man französischerseits zwar nicht recht glauben wollte, die sie aber gleichwohl schließlich bewerkstelligten; aber es kam da doch auch in Betracht, daß man einen Kampf, und welchen Kampf hinter sich hatte, und daß es gerade die besten Corps waren, welche die meisten und härtesten Verluste erlitten hatten. Die Munition war erschöpft und mußte erst wieder ergänzt werden, der Boden war mit Verwundeten und Toten überall, auf allen Hügeln und Thälern übersät, und die auf den 30. November folgende Nacht mit ihrer Grimmkälte war für die Armee oder wenigstens für einen Teil der Armee eine der härtesten im ganzen Feldzuge: ohne Zelte, ohne Decken, ohne Biwakfeuer, ohne allen und jeden Schutz galt es, die Nacht hindurch auszuhalten. Unter solchen Umständen am nächsten Tage den Kampf wieder aufzunehmen, war mehr als schwierig. Die Deutschen ihrerseits hatten ja wohl auch ein Interesse daran, uns abzuhalten, in den unsererseits genommenen Positionen uns einzurichten, aber ein noch viel größeres Interesse hatten sie daran, Zeit, und wenn auch nur 24 Stunden, zu gewinnen, um neue Streitkräfte heranziehen zu können. So kam's, daß aus den verschiedensten

Gründen, stillschweigend fast, am 1. Dezember hüben wie drüben Waffenstillstand herrschte, den man anfänglich dazu benützte, seine Toten zu begraben, dann gegenseitig so viel als möglich zu rekognoszieren und in beiden Lagern nach den ausgestandenen Strapazen wieder neue Kräfte zu sammeln. General Ducrot hatte, bevor er vom Schlachtfelde fortritt, seine schon vorher gegebenen Befehle nochmals ausdrücklich wiederholt. Darnach sollten Brustwehren für die Artillerie, und an allen Zugängen zu Villiers für die Infanterie Schützengräben aufgeworfen werden; bei den Kalköfen und in Champigny sollten diese sich sammeln und Champigny selbst gehörig in Verteidigungsstand setzen. Die Deutschen ihrerseits hatten auch nicht eine Minute versäumt, das ganze zwölfte sächsische Armeecorps und das zweite preußische, die Pommern unter General Fransecky heranzuziehen, der Brigade des sechsten Corps gar nicht zu gedenken, welche seit dem Nachmittag des 30. Novembers auf das rechte Seineufer detachiert worden war. Alle diese Streitkräfte, wie auch die Württemberger selbst, verblieben unter dem Befehl des Kronprinzen von Sachsen, denn augenscheinlich war der Kampf zwar aufgeschoben, aber nicht aufgehoben. Die wichtige Frage war eigentlich nur die, auf welcher Seite der Tanz zuerst wieder losgehen würde? Und in der That, ehe 24 Stunden vergangen waren, erneuerte er sich, heftiger, noch viel, viel heftiger als am 30. November, und traurig genug, daß man es sagen muß, auch diesmal begann der Kampf wieder, wenigstens auf einem Teil unserer Linie, mit einem Überfall. Um ein Haar hätten wir eben auch wieder einmal unseren Mangel an Vorsicht und Wachsamkeit teuer zu bezahlen gehabt.

Am 2. Dezember in aller Frühe warf sich plötzlich und mit Ungestüm der Feind, der sich auf den Höhen in Massen angesammelt hatte, auf unsere sämtlichen Stellungen von Brie bis Champigny, und einen Augenblick lang rief dieser urplötzliche Überfall unter unseren jungen, ermüdeten und erschütterten Truppen eine wahre Panik hervor, die sehr leicht verhängnisvoll hätte werden können. Der General-Profoß der Armee, Kommandant Lambert, hatte kaum mehr Zeit, sich nach den Marnebrücken so schnell als möglich zu begeben, um den Strom der Flüchtlinge aufzuhalten. General Ducrot, der in der Ferme von Poulangis auf der kleinen Ebene von Joinville im Quartier lag, eilte beim ersten Knallen der Gewehrschüsse herbei, und, sofort die Situation überblickend, traf er unverzüglich seine Maßnahmen, erst den Widerstand seiner Leute wieder herzustellen, und dann, ihn anzufeuern. Sein erster Gedanke war, die Division Bellemare, welche in aller Frühe über die Marne zurückgegangen war, und ebenso die Division Susbielle, die in Créteil verblieben, wieder an sich heranzuziehen. Gleichzeitig beauftragte er den General Clément Thomas, längs der Marne vor Nogent eine gewisse größere Schar mobilisierter Nationalgarden zu versammeln, vielleicht konnte er sie im Notfalle als eine Art Reserve benützen, und jedenfalls würde sie den Feind nötigen, ebenso ernstlich seine Streitkräfte zu entwickeln. Vorläufig hieß es warten, dem Sturme trotzen und die preußische Überflutung, die so unverhofft auf uns hereingebrochen war, aufhalten. — Seit Tagesanbruch tobte der Kampf überall und auf allen Punkten aufs heftigste und erbittertste; zum Glück war die Überraschung nicht eine allgemeine gewesen, und nachdem die ersten Augenblicke, in denen allerdings die Konfusion eine große gewesen, vorüber waren, zeigte sich die Lage in ihrer richtigen Gestalt, immer noch kritisch, daran war kein Zweifel, aber keineswegs hoffnungslos. Auf jenem Teil der Stellungen, die Front gegen Villiers hatten, entlang der Mülhauser Eisenbahn, stand die von ihrem Führer mit so großem Geschick aufgestellte und verschanzte Division Berthaut, so daß die feindliche Artillerie ihr kaum ernstlich etwas anhaben konnte, während sie einen Angriff auszuhalten und dem kühnen Vordringen der Preußen in ihrer Front Halt zu gebieten imstande war. Weiter entfernt, am andern Dorfeingang, hatte die klugerweise unter dem Gewehr und wach gehaltene Division Courty die Sachsen mit großer Heftigkeit empfangen und sie zurückgewiesen, trotzdem sie sich mit aller Wucht auf sie geworfen hatten. Wieder andere sächsische Abteilungen hatten versucht, sich auf Brie zu stürzen, offenbar in dem Gedanken, unsere Stellungen zu umgehen und uns den Weg nach der Marne abzuschneiden; sie hatten in der That auch schon die ersten Häuser genommen, waren dann aber mit einemmale auf die Brigade Daudel von der Division Mattat gestoßen, die ihnen den Weg versperrte und sie am weiteren Vordringen verhinderte. Übrigens wurde die Brigade Daudel von den hinter der Marne stehenden Batterien wirksam unterstützt; nicht sobald hatten diese gesehen, daß die Sachsen versuchten, aus Noisy le Grand gegen die Marne herabzukommen, als sie dieselben auch schon bei jedem Versuche mit Granaten zu überschütten begannen und sie dadurch zwangen, sich zurückzuziehen; mehrere Bataillone wurden auch auseinandergesprengt. Also auch hier war die Lage, obzwar sie immer noch eine ernste zu nennen war, keineswegs eine ungünstige; man hatte sich nicht zurückdrängen und in Verwirrung bringen lassen und den ersten Anstürmen des Feindes wacker widerstanden; das war schon viel, indem man auf diese Weise einen Teil des Plans, den der Feind ausführen wollte, vereitelte.

Die Gefahr lag thatsächlich vor Champigny, wo die Überrumpelung eine vollständige gewesen war. Gleich vor Champigny draußen läuft die neue Straße nach Chennevières, während links die alte sich gegen das Plateau hinanzieht. An der Stelle, wo sich die beiden Straßen schneiden, steht ein Haus, an welches sich ein Park anschließt. Diesem Park gegenüber liegt ein zweiter, und längs der alten Straße ziehen sich Gärten hin. Diese beiden Parke waren seit dem Nachmittag des 1. Dezembers durch Compagnien des 42. Regiments besetzt worden, aber es mangelte diesen Compagnien vollständig an dem nötigen Schanzzeug, um sich verbarrikadieren und die Mauern krenelieren zu können. Überdies glaubten sie infolge eines Mißverständnisses sich unter dem Schutze von Vorposten zu befinden, die in Wirklichkeit gar nicht ausgestellt worden waren. Bei den anstoßenden Positionen, an den Kalköfen, mit denen man in Verbindung stand und welche man durch die Mobilgardenbrigade des Generals Martenot besetzt glaubte, waren die Vorsichtsmaßregeln ebenso schlecht getroffen, teilweise auch gar keine; überall aber hatte man die Ausführung derselben schlecht überwacht. Die Mobilgardisten von der Côte d'Or, denen am Abend des 1. Dezembers der Vorpostendienst zugefallen war, wußten nichts Besseres zu thun, als nach Champigny hinein zu gehen und sich dort aufs Ohr zu legen, so daß man also, ohne es zu wissen und zu ahnen, vollständig ohne jeden Schutz und jede Deckung war, als die Deutschen in aller Frühe in drei Sturmkolonnen angriffen. Die eine derselben suchte zwischen dem Dorfe und der Marne vorzudringen, die andere griff den Eingang von Champigny und den Park an, die dritte nahm die Richtung auf die Kalköfen. Im ersten Augenblick war das eine unangenehme Geschichte. Gegen die Marne vermochten die Deutschen nur schwer vor- und in das Dorf einzudringen, dagegen war am andern Ende der Stellung, auf der Seite nach den Kalköfen hin, die Verwirrung eine grenzenlose. Umsonst bemühte sich der Kommandant der Mobilgarden von Côte d'Or, Oberst de Grancey, seine Leute zu sammeln, es gelang ihm nur, eine Handvoll derselben zusammenzuraffen, mit denen er unerschrocken gegen den Feind vorging und an deren Spitze er den Heldentod fand. Die Mobilen von Ille et Vilaine, welche sich anfangs etwas besser hielten und dem Feinde sogar ernstliche Verluste beibrachten, zogen sich ihrerseits bald in die nächste Nähe von Champigny zurück, durch den ungeordneten Rückzug der ganzen Brigade Martenot war jetzt aber ein höchst gefährliches Loch in unserer Linie entstanden. Die ganze Wucht des Angriffs lastete nunmehr auf der Brigade Paturel, die von den beiden Batterien Buloz und Fly St. Marie, welche mit aller Energie und Präzision in den Kampf eingriffen, unterstützt wurde. Die Batterie Buloz verlor ihren zweiten Hauptmann, der tödlich verwundet wurde, die beiden Lieutenants waren ebenfalls schwer verwundet, 23 Unteroffiziere und Kanoniere außer Gefecht gesetzt, 32 Pferde erschossen worden. Eine andere Batterie, die des Kapitäns de Chalain, welche nahe an der Straße von Villiers stand, verlor am 30. November und 2. Dezember 43 Mann und 70 Pferde; die Mitrailleusenbatterie von Kapitän Tremoulet verlor ihre sämtlichen Offiziere. Unsere Artilleristen thaten in diesen Tagen glänzend ihre Pflicht, sie hatten aber auch an den Höchstkommandierenden der Artillerie der zweiten Armee, dem General Frébault und dem General Boissonnet, die beide verwundet wurden, glänzende Beispiele von Mut und Unerschrockenheit. General Paturel hatte gleichzeitig seine Stellung gegen den andrängenden Feind zu verteidigen und die Lücke auszufüllen, welche durch den Rückzug der Brigade Martenot entstanden war. Der Widerstand, den er leistete, war ein äußerst zäher; General Paturel

war gleich in aller Frühe verwundet worden, und seine beiden Regimenter, das 121. und 122., hatten ihre Kommandeure, die Obersten Maupoint de Vandeuil und de la Monneraye verloren; die Mehrzahl der Bataillonskommandeure war gefallen, der letzte noch übrig gebliebene Bataillonschef übernahm schließlich das Kommando des Regiments, aber man hatte standgehalten und hielt immer noch stand.

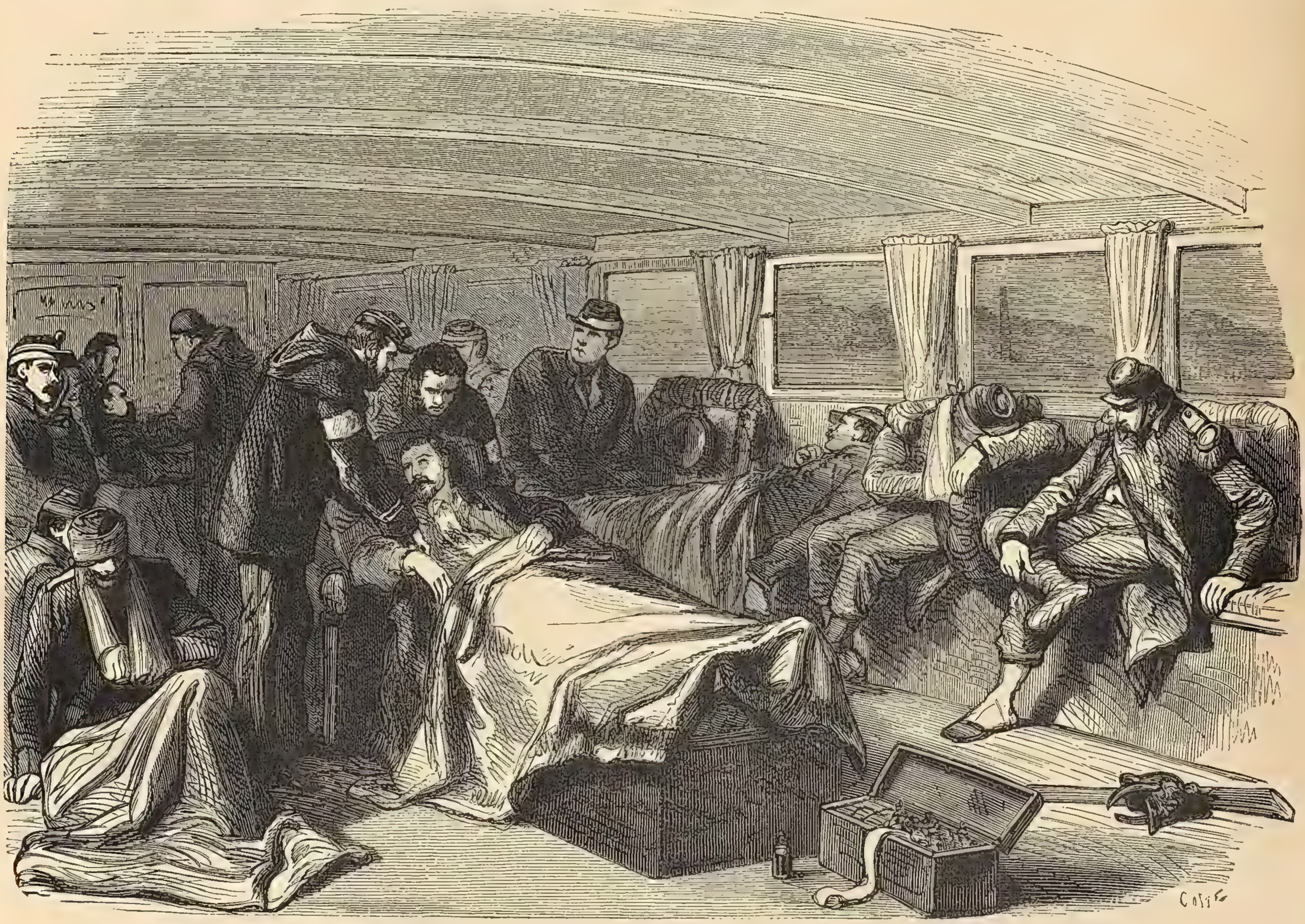
Am Eingang von Champigny war der Zusammenprall ein ebenso heftiger gewesen; die in den beiden Parken aufgestellten Compagnien des 42. Regiments hatten sich unversehens angegriffen und über den Haufen geworfen gesehen, noch ehe sie eigentlich recht wußten, wie ihnen geschah. Etliche derselben sammelten sich wieder allmählich, andere verschanzten sich in den Gärten und leisteten dort den zähesten Widerstand. Eine dieser Compagnien hielt sich volle sechs Stunden lang, ohne zu weichen, und verschoß ihre Munition bis auf die letzte Patrone, schließlich waren von der ganzen Compagnie nur noch 15 Mann übrig. Die Deutschen hatten die ersten Häuser genommen, und versuchten, über und durch die Mauern vorzudringen, aber man setzte ihnen die gleichen Mittel, Schaufel und Spitzhacke, entgegen und brach sich Bahn, wo und wie es notwendig war. Von Haus zu Haus griff man sich an, von einer Straße zur andern schoß man sich herum und ging einander mit dem Bajonett zu Leibe. Inzwischen hatte man auch im Innern des Dorfes auf einander folgende Verteidigungsabschnitte eingerichtet, an welchen sich alle Angriffe, so oft sie sich auch wiederholten, brachen. Gegen die Marne hielt die Brigade Comte in trefflicher Verschanzung und hinter Barrikaden den Feind im Schach. Mit einem Wort, die in ihrer Front so wütend angefallene Division Faron hatte allmählich ihr Gleichgewicht wieder erlangt und schlug sich in diesem Augenblicke prächtig, so daß General de la Mariouse kurz nach Mittag, als General Trochu diese Truppenteile aufsuchte, wobei er trotz des heftigsten Kugel- und Granatenhagels ruhig von einem Regiment zum andern ritt, diesem melden konnte, es sei nichts mehr zu befürchten, die Verteidigung des Eingangs von Champigny sei aufs trefflichste organisiert, und er werde sich mit Zähigkeit zu halten wissen. — Dies war in der That auch der Fall, und von diesem Augenblick an, eigentlich noch vor Mittag, konnte man füglich sagen, daß der Angriff der Deutschen endgültig gescheitert sei, da er mit den überraschten und überrumpelten französischen Truppen nicht hatte fertig werden können. Die französische Armee dagegen, die bisher gezwungen gewesen war, sich mühsam in der Verteidigung zu halten, konnte jetzt daran denken, vorzustoßen und ihrerseits den Feind anzugreifen. Mittlerweile waren auch die beiden Divisionen Susbielle und Bellemare angekommen, und bald darauf entwickelten sich auf den Höhen drüben über der Marne 30 Nationalgardenbataillone, beinahe 15000 Mann, die leider nur nicht günstig aufgestellt waren und schließlich in diesem großen militärischen Drama so gut wie gar keine Rolle spielten. Immerhin aber war der Kampf zum Stehen gekommen und alles wieder ins Geleise gebracht, es konnte alles noch gut werden und eine günstige Wendung nehmen. Diese beiden Divisionen, welche man zur Unterstützung herbeigerufen hatte, hätten zu gar keiner günstigeren Zeit auf dem Schlachtfelde eintreffen können. General Bellemare, der sich links gegen die Abhänge von Villiers wandte, sollte die tapfere Division Courty verstärken und unterstützen. General Susbielle, der rechts auf der Straße von Villiers marschierte, sollte einen Teil der Division Berthaut, die nun schon seit dem frühen Morgen im Gefecht stand, ablösen und gegen die Kalköfen hin die schwer mitgenommene Brigade Paturel unterstützen.

Die vorgezogenen Batterien der Division begannen nunmehr Villiers und Coeuilly aufs heftigste zu beschießen. Die Schlacht war in aller Form und tapfer wieder hergestellt worden, und so energisch drangen die Franzosen vor, daß die auf die Anhöhen zurückgeworfenen Deutschen ihre Angriffe nicht wiederholten. Ihre Infanterie räumte allenthalben das Feld, der hartnäckige Widerstand, dem sie überall begegnet, hatte sie ermüdet, nur ihre Artillerie unterhielt immer noch, das läßt sich nicht bestreiten, ein außerordentlich heftiges Feuer und überschüttete fortwährend die Abhänge von Villiers, namentlich jene Gegend, wo die Division de Bellemare stand, mit einem Granatenhagel. Hier war es, wo eine preußische Granate gegen drei Uhr den tapferen Kommandanten der „Eclaireurs de la Seine," Franchetti, in dem Augenblicke traf, als er eine vom höchstkommandierenden General angeordnete Bewegung ausführen wollte. Jeden Augenblick fielen neue Opfer. Ungeduldig und entschlossen, diesem hartnäckigen Widerstand und diesem anhaltenden mörderischen Geschützfeuer der Deutschen ein Ende zu machen, ließ General Ducrot sechs Batterien, die er bisher in der Reserve behalten hatte, vorrücken, welche ein furchtbares Feuer auf die Höhen eröffneten. Schon nach kurzer Zeit begannen die deutschen Batterien zu schweigen. Die Division Bellemare gab die letzten Salven gegen Coeuilly ab. Gegen vier Uhr krachten nur noch vereinzelte Schüsse, allmählich verstummte das Feuer ganz: die Schlacht war zu Ende, und zum zweitenmale sah sich die französische Armee an dem Rande des Plateaus und Herrin aller der Stellungen, welche sie mit ihrem Elan am 30. November den Deutschen abgenommen hatte, und die ihr diese an dem blutigen zweiten Dezember wieder hatten entreißen wollen. Wir waren Sieger, daran war kein Zweifel, und dieser Sieg war von um so größerer Bedeutung, weil der Angriff von lauter frischen Truppen, dem zweiten und dem zwölften (sächsischen) Corps, unternommen worden war, und diese nur Divisionen vor sich fanden, die durch die Schlacht vom 30. November aufs äußerste mitgenommen worden waren. Der durchgeführte Kampf machte den Führern wie den Soldaten gleich hohe Ehre; sie hatten ihre Stellungen mit ihrem Blute erkämpft und eine Menge Toter auf der Wahlstatt gelassen, aber sie hatten auch dem Feinde äußerst empfindliche Verluste beigebracht, größere als sie selbst gehabt, und sie ließen ihn, nach den eigenen Worten des Majors Blume vom Generalstab „in einem Zustand der Erschöpfung zurück, der die notwendige Folge der Kämpfe, Strapazen und Entbehrungen der letzten Tage war . . . ." Der Sieg vom zweiten Dezember war ein thatsächlicher, er war es in einer gewissen Beziehung noch mehr als der vom 30. November, und doch ließ er uns gleichzeitig, o welch trauriges Mißgeschick, noch weniger Hoffnung, als jener. Nein, General Trochu täuschte sich in seinem Bulletin; der Sieg vom zweiten Dezember war nicht noch entscheidender, als derjenige vom 30. November, denn er ließ uns auf demselben Punkte, wo wir an jenem waren, denn er hatte uns weder Coeuilly noch Villiers gebracht; dagegen mußte man sich angesichts dieser Höhen, die man nur zur Hälfte inne hatte, die Frage vorlegen, ob man wohl hoffen dürfe, daß ein dritter Schlachttag, eine dritte Anstrengung mit einer Armee, die nach General Trochus eigenen Worten den größten Teil ihrer feldtüchtigen Offiziere und die Mehrzahl ihrer Cadres verloren hatte, zur Eroberung jener Positionen führen würde?

Am Abend des zweiten Dezembers begab sich General Vinoy, so erzählt er uns selbst, nach dem Louvre, und ließ durch General Schmitz dem General Trochu, der sich in Nogent oder in Rosny befand, einen ganz ungewöhnlichen und außerordentlichen Vorschlag machen, der in nichts Geringerem bestand, als in der Nacht die ganze Armee vom Osten nach der Westseite hinüberzuwerfen, und tags darauf den Versuch zu machen, sich auf Versailles zu werfen. General Vinoy versichert, der Gouverneur von Paris habe, allerdings in den liebenswürdigsten Worten, diesen Vorschlag zurückgewiesen. Was hätte er auch anderes thun können, was erwidern sollen? Die Idee war kühn, das hatte keinen Anstand, aber sie war mehr kühn, als praktisch; sie stützte sich vor allem auf die falsche Annahme, die Deutschen hätten auf der Seite von Versailles ihre Cernierungslinie bedeutend schwächen müssen, und das war keineswegs der Fall gewesen. Aber nicht bloß das allein. Es hätte sich hiebei vor allem auch darum gehandelt, ohne auch nur eine Stunde Zeit zu verlieren, eine Armee einem neuen schwierigen, in seinem Ausgange ungewissen, jedenfalls aber blutigen Kampfe entgegenzuführen, eine Armee, die eben erst zwei große Schlachten geschlagen hatte und die jetzt am Abend des zweiten Dezembers dringend einiger Ruhe bedurfte. Es hätte sich einfach darum gehandelt, zwischen neun Uhr abends und sechs Uhr morgens ein Problem zu lösen, das kurzweg gesagt, in folgendem gipfelte: Man mußte mit 80000 Mann und einem ungeheuren Material quer durch Paris marschieren, und zwar über eine einzige Brücke, über die von Neuilly, welche der einzige Ausgang zu der Straße von Versailles geblieben war. Augenscheinlich war dieser Vorschlag eine Unmöglichkeit, diese Aufgabe konnte nicht gelöst werden. Wenn man bedenkt, daß ein so erfahrener General wie Vinoy auf eine soche Idee kommen konnte, so darf man sich nicht wundern, daß in den Köpfen etlicher Pariser, die weder von den praktischen Erfordernissen einer großen militärischen

Operation, noch von deren Ausführung einen Begriff hatten, solche Pläne spuken konnten.

Daß man sich unverzüglich darüber klar werden mußte, nach welcher Seite hin man neuerdings Versuche machen wollte, durchzubrechen, darüber konnte kein Zweifel bestehen. Wer weiß, im Grunde genommen verzweifelte General Trochu sogar am Abend des 2. Dezembers noch nicht daran, den Kampf an der Marne abermals aufnehmen zu können und nochmals einen Versuch zu wagen, diese deutschen Linien zu erschüttern, an denen man nun schon seit zwei Tagen schrecklich rüttelte; aber während man noch überlegte, war die Frage bereits durch General Ducrot an Ort und Stelle selbst gelöst worden, indem es dieser auf seine Verantwortung hin unternahm, seine Armee auf das rechte Marneufer wieder hinüberzuführen. General Ducrot hatte am Morgen des



Transport bei Champigny Verwundeter auf einem Dampfschiff nach Paris.

3. Dezember die Vorposten beritten und überall hatte er seine armen Soldaten erschöpft und vor Kälte zitternd gefunden. Diese Leute, welche sich während zwei Tagen geschlagen, die drei Nächte in sich immer steigernder Kälte zugebracht, und die nicht einmal eine warme Suppe zu essen bekommen hatten, sahen bleich und abgemattet aus, und bereits begann bei einzelnen die moralische Haltung notzuleiden, obwohl man ihnen gesagt hatte, daß sie Sieger geblieben seien. Dabei darf man ja nicht vergessen, daß man 6000 Mann und 600 Pferde allein bei der Artillerie verloren hatte, daß es Regimenter gab, die fast gar keinen Offizier mehr hatten, und daß die Batterien sich fast völlig aufgelöst hatten. Angesichts und in Anbetracht all dessen hatte General Ducrot keinen Augenblick gezaudert und die ersten Befehle zum Rückzuge gegeben, über die sich der Gouverneur anfänglich so furchtbar aufgeregt zeigte, weil er sich immer fragte, „was wird man in Paris dazu sagen?“ aber er hatte ihnen doch ohne langes Bedenken zugestimmt, da er deren Notwendigkeit einsah. — Seit dem Nachmittag des 3. Dezembers war man damit beschäftigt, die allerdings äußerst schwierige Unternehmung auszuführen, angesichts des Feindes einen Fluß zu überschreiten, aber man brachte das Wagnis ohne jede Störung in vollständiger Ordnung und ohne auch nur von einer Granate oder einem Gewehrschusse belästigt worden zu sein, fertig; am Abend war man wieder um Vincennes herum gelagert. — Es war hart und grausam, ein Schlachtfeld, das man behauptet hatte, räumen zu müssen, das mit so viel Blut getränkt worden war und auf dem noch so viele Opfer ihres Begräbnisses harrten, aber trotz alledem war es das Klügste, was man thun konnte, und zeigte, daß man die Vorsicht nicht außer acht ließ, denn wenn man unter den Umständen, in welchen man sich zur Zeit befand, sich einem neuen Kampf, einem neuen Anprall aussetzte, so konnte man gar leicht eine Katastrophe über sich hereinbrechen sehen, andererseits aber, wenn man an dem Gedanken festhielt, Villiers und Coeuilly anzugreifen, mußte man riskieren, sich etwa achtzig Bataillonen gegenüber zu sehen, welche der Feind während der Nacht zusammengezogen hatte. Angenommen aber auch, der Erfolg wäre den französischen Waffen verblieben, wohin wollte man denn marschieren? Man wäre in ein auf dreißig Meilen im Umkreis vollständig ausgesogenes Land gekommen, man hätte vom ersten Schritt, vom ersten Augenblicke an, drei, mindestens aber zwei deutsche Corps in seiner Flanke gehabt, sie wären uns gefolgt und hätten uns schon nach unserem zweiten Tagmarsch gezwungen, im freien Felde uns ihnen zu stellen. In Paris aber, wo man die Notwendigkeiten, die Verwicklungen und die Gefahren einer solchen militärischen Situation nicht begreifen wollte oder konnte, sah man nur das eine, daß ein Rückzug die Bevölkerung entmutigen müßte, und aus diesem Grunde verdammte man ihn, man schob die Schuld dafür auf die Leiter und Lenker der Verteidigung, die aber konnten natürlicherweise einer Bevölkerung, die gestern noch von Hoffnungen geschwellt, heute von einer neuerlichen

Täuschung gereizt und aus der Fassung gebracht war, den Stand der Dinge nicht täglich und stündlich auseinandersetzen.

Das letzte Wort, der Schluß dieser blutigen Schlachten von Villiers und Champigny, dieser großen und mannhaften Anstrengung während der Belagerung von Paris hieß: „Rückzug unserer Soldaten hinter die Marne.“ Wollte man, weil die Truppen müde waren, sie der Unthätigkeit anheimfallen lassen, und hegte General Ducrot thatsächlich keinen andern Gedanken, als sich ruhig hinter seine Befestigungen zurückzuziehen? In erster Linie war da maßgebend, daß man lediglich gar keine bestimmten Nachrichten von der Loire-Armee hatte; man wußte in diesem Augenblick, da es in Paris doch galt, einen entscheidenden Entschluß zu fassen, nicht einmal, ob diese Armee ihrerseits bereits vom Unglück betroffen war und es mit ihr bergab ging; es war leicht gesagt, ihr nach Fontainebleau entgegen zu marschieren, aber würde man sie dort getroffen haben? Man glaubte oder mußte wenigstens glauben, daß sie mit dem Feinde handgemein geworden sei, und niemand dachte daran einen Kampf aufzugeben, dessen Erfolg zum guten Teil von einem gemeinsamen Zusammenwirken der beiden Armeen abhängen konnte. General Ducrot allein war felsenfest überzeugt, daß bei Villiers nichts mehr zu holen sei; er hatte gesehen, daß die Artillerie in den beiden Schlachten vom 30. November und 2. Dezember, von General Frébault geschickt und tapfer geleitet, den Kampf aufs energischeste und nachdrücklichste geführt hatte, und daß die Infanterie, obwohl sie zu schwach und nicht genug geschult war, die sich ihr entgegenstemmenden Hindernisse zu bewältigen gleichwohl den brillantesten Mut gezeigt hatte; so gedachte er sich denn eben ein anderes Schlachtfeld auszusuchen, auf dem die Artillerie auch noch ihre Rolle würde spielen können, auf dem aber der französischen Infanterie bessere Gelegenheit gegeben sein würde, ihre sprichwörtlichen, und durch die Tradition vererbten Eigenschaften zu entwickeln. General Trochu hatte ganz den gleichen Gedanken.

Dieses Schlachtfeld glaubte man in der Ebene von St. Denis gefunden zu haben, dort hoffte man die deutsche Infanterie hinzulocken, und ihr dann, Mann gegen Mann, zu Leibe steigen zu können. General Ducrot dachte so wenig daran, den Kampf auf unbestimmte Zeit zu verschieben, daß er am Abend des 3. Dezembers, nach seinem Rückzug auf Vincennes, seine Corpsführer um sich versammelte, um sich mit ihnen über die Mittel, die Armee zu reorganisieren, zu verständigen, denn vor allem mußten die Cadres wieder hergestellt, für die gefallenen Offiziere Ersatz, und zugleich neue Divisionen, Brigaden und Bataillone geschaffen werden. General Ducrot hatte verlangt, daß man ihm, um an das Werk dieser Reorganisation zu gehen, mindestens achtundvierzig

In der Schlacht von Champigny Verwundete werden bei der Porte d'Italie ausgeladen.

Stunden Zeit lasse, am 6. Dezember erklärte er, wäre er auf alle Fälle bereit, den Kampf bei St. Denis wieder aufzunehmen. Aber in Wirklichkeit hieß dies seinen völlig erschöpften Truppen, ja sogar seinen Generalen übermenschliches zutrauen, und die letzteren machten auch gar keinen Hehl daraus, daß sie ein derartiges Unternehmen einfach für eine Unmöglichkeit, für eine Tollheit hielten.

Während dieser Zeit, am 5. Dezember, trat plötzlich ein Fall ein, der so recht geeignet war, die Lage grell zu beleuchten und sozusagen die entscheidende Stunde und die fatale Lage der Belagerten am Tage nach dem, was man für einen Sieg hielt, zu zeigen. Am Abend des 5. Dezembers erhielt der Gouverneur durch einen Parlamentär des deutschen Generalstabs ein eigenhändiges Schreiben Herrn von Moltkes, in welchem es hieß: „Es dürfte vielleicht nützlich sein, Euer Excellenz davon zu benachrichtigen, daß die Loire-Armee bei Orleans geschlagen und diese Stadt von den deutschen Truppen wieder besetzt worden ist. Sollten übrigens Ew. Excellenz es für wünschenswert halten, sich durch

einen Ihrer Offiziere hievon zu überzeugen, so werde ich nicht ermangeln, ihm einen Geleitsschein auszustellen, der ihn ermächtigt, unbelästigt hin und zurück sich zu begeben.“ An diesem Schritt erschien alles sonderbar. Der Brief war nicht an den Präsidenten der Regierung, sondern an General Trochu, als den Kommandierenden der französischen Armee, gerichtet. Er war in einer ziemlich rätselhaften Weise abgefaßt, die zu denken gab, es sah aus, als wolle er begreiflich machen, was man doch nicht sagen wollte und mochte. Daß sich General von Moltke soweit herablassen sollte, einen ganz gewöhnlichen Kunstgriff anzuwenden, um seinen Gegner zu täuschen, war bei einer derartigen Persönlichkeit von vornherein ausgeschlossen, und um so weniger konnte man dies annehmen, da es der oberste Leiter der Kriegsereignisse war, der sich hier an den obersten Leiter der französischen und speziell der pariser Kriegsereignisse wandte, aber was wollte er damit sagen? Was hatte dieser Brief zu bedeuten? Einige Mitglieder der Regierung, Jules Favre, Ernest Picard, sahen darin eine Art indirekte Aufforderung, in Unterhandlungen einzutreten. General Ducrot selbst zweifelte für seine Person gar nicht daran, und mit der ihm eigenen geistigen Lebendigkeit rief er: „Das ist ein Fingerzeig der Vorsehung; diese Leute da draußen haben genug, sie sind des Krieges satt und wollen unterhandeln! ... Warum sollen wir nicht annehmen dürfen, daß sie dies unter dem Eindruck der Verluste thun, die wir ihnen zugefügt haben?“ Diese Auffassung wurde noch verstärkt durch Nachrichten, welche von den Vorposten eingelaufen waren. Fast gleichzeitig hatten, während eines Waffenstillstandes, der behufs der Beerdigung der Toten abgeschlossen worden war, Doktor Sarazin, Generalarzt der zweiten Armee, und Herr de la Grangerie, Chef der Ambulanzen von der Presse, Gelegenheit gehabt, mit deutschen Offizieren sich zu unterhalten, die alle sich dahin äußerten, daß man im deutschen Heere des Krieges herzlich satt sei und nichts sehnlicher wünsche, als den Frieden; mit einer gewissen Beharrlichkeit kamen sie immer und immer wieder auf die Frage zurück: „Warum wendet sich General Trochu, den wir alle hoch verehren, nicht an den König? Er würde sicherlich die ehrenvollsten Bedingungen gestellt bekommen ...“ Sprach aus diesem, und dem Briefe Herrn von Moltkes nicht mehr oder weniger die neuerliche Geneigtheit, in Unterhandlungen einzutreten, die man jetzt, nach den Kämpfen von Champigny ganz gut und ohne irgendwie Schwäche zu zeigen, hätte anknüpfen können? Man hatte gut reden; der Gouverneur von Paris ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Der und jener sah in diesem Briefe ein Friedenszeichen, der Gouverneur nur eine Falle oder einen Hohn. Es kam dabei auch etwas persönliche Eitelkeit mit ins Spiel. „Diese Leute wollen mich an der Nase herumführen,“ sagte er, „sie wollen mich bloßstellen, wie sie Bazaine bloßgestellt haben;“ das war seine fixe Idee, von der man ihn nicht abbrachte. Die Wahrheit war, daß er von der Ehre der Stadt Paris einen sehr hohen Begriff hatte, deren vorderste und wichtigste Schildwache er war, und da vielleicht traten nun im entscheidenden Momente all die tragischen, hochdramatischen Konflikte zwischen Neigung und Pflicht in die Erscheinung, Konflikte, welche die Seele Trochus beständig beunruhigten und seine Situation ihm so außerordentlich erschwerten. Wäre General Trochu nur Politiker gewesen, der Vorsitzende einer Regierung, so hätte er ohne Zweifel auch, wie andere Leute, den Brief des Grafen Moltke verstanden und darin die Grundzüge, die Möglichkeit einer so wünschenswerten Unterhandlung erblickt. So aber, als Höchstkommandierender, sah er nichts anderes und wollte nichts anderes sehen, als die Verteidigung von Paris, die ihm nun einmal übertragen war und die durchzuführen er seine Hilfsmittel noch lange nicht für erschöpft hielt; in seinen Augen war die Mitteilung des Chefs des deutschen Generalstabes nichts weiter, als eine schlecht verhüllte Anmaßung, die er zurückweisen zu müssen glaubte. — Wer hatte recht? wer unrecht? Offen gesagt, wenn man alles genau und wohl erwägt, so ganz unrecht hatte am Ende General Trochu doch nicht, daß der Brief des Herrn von Moltke einen vagen Versuch, Unterhandlungen anzuknüpfen, in sich barg, und daß ja auch gerade jetzt, im gegebenen Momente, der König von Preußen dem Gouverneur von Paris die ehrenvollsten Bedingungen gestellt haben würde, ist möglich, aber, es war eben doch immer die Übergabe. Der Kriegsminister sprach auch in einer Beratung der Regierung es offen aus: „Das war die erste an Paris gerichtete Aufforderung, sich zu ergeben ...“ Eine derartige Aufforderung aber durfte der Gouverneur eines Platzes, der noch für sechs Wochen Lebensmittel hatte, nicht einmal anhören. Mochte man siegen oder unterliegen, gleichviel, die Pflicht gebot, auszuhalten bis zum äußersten, bis zum letzten Kanonenschusse. Das allein hatte General Trochu im Auge, und darum wies er auf Moltkes Brief hin jede Möglichkeit, sich von der Wahrheit des darin Gesagten zu überzeugen, kurzerhand ab, er mußte das thun, er konnte gar nicht anders handeln, aber er schnitt sich damit eben auch jeden Rückzug ab, er war von nun ab verurteilt, einen verzweifelten Kampf zu führen, denn niemals würde ihm eine solch günstige Gelegenheit wiederkehren, zu unterhandeln oder zu kämpfen. So bezeichnet denn dieser Zwischenfall mit dem Briefe des Herrn von Moltke und das energische, patriotische Zurückweisen des Generals Trochu eine in der Belagerung von Paris entscheidungsvolle Stunde, eine Stunde, mit welcher der Weg der Verhandlungen sich schließt und naturgemäß die Schwierigkeiten, den Kampf fortzusetzen, sich häufen, jene dunkle, dramatisch bewegte Stunde, da es für Paris mehr als jemals zweifelhaft werden mußte, ob ihm noch von außen Hilfe kommen könne, und ob es selber nochmals imstande sein würde, die Anstrengungen zu erneuern, die es zu machen beabsichtigte?

Übrigens war der pariser Bevölkerung der feste Wille, Widerstand zu leisten, noch keineswegs abhanden gekommen, im Gegenteil, in allen Kreisen spitzte sich das Verlangen nach Kampf zu, man spottete über die Schwierigkeiten, und zeigte sich mehr als ungeduldig, wenn Dinge sich verzögerten, die in Gottes Namen sich nun eben einmal nicht beschleunigen ließen. General Trochu hat, daran kann gar kein Zweifel sein, stets nur seine Pflicht und Schuldigkeit gethan, er konnte als Gouverneur eines belagerten Platzes gar nicht anders handeln, aber er sah sich unseligerweise schon nach kürzester Frist von glühenden Wünschen und Forderungen bestürmt, die er nicht zu erfüllen vermochte, vollends nicht mit seinen ihm zu Gebote stehenden Mitteln, die sich mit jeder Stunde verminderten, und die er nicht ersetzen konnte, angesichts von Hindernissen aller Art, gegen die er vergebens ankämpfte, an denen sein Wollen zerschellte und die mit jedem Augenblicke wuchsen. So lagen die Dinge in Wirklichkeit.

Die erste Wirkung dieses „Zwischenfalls Moltke“ und der Nachrichten, welche man aus der Provinz, von „draußen“, bekam, war naturgemäß die, daß man wenigstens für etliche Zeit die Aktion unterbrach, welche man ursprünglich auf jede Gefahr hin am nächsten Tage wieder hatte aufnehmen wollen. Jetzt natürlich, seit man wußte, daß die Loire-Armee geschlagen war und unglückseligerweise nicht mehr auf Paris losmarschieren konnte, um diesem die Hand zu reichen, pressierte es mit dem Ausfall nicht mehr so besonders. Man konnte sich ein wenig Zeit lassen, bis die Wunden, welche die letzten Kämpfe geschlagen, vernarbt waren, man konnte vor allem die pariser Armee, die sich in der kläglichsten Verfassung befand, in etwas reorganisieren, und was unbedingt notwendig war, sie rasch in zwei, statt wie bisher in drei Corps zusammenschmelzen. Man glaubte, wenigstens ein paar Tage Frist zu gewinnen, aber gerade jetzt begann eine wahre Konfusion einzureißen, keiner verstand mehr den andern. Nachdem General Trochu kurzerhand alle Verhandlungen rundweg abgewiesen hatte, durfte man keinen Augenblick mehr verlieren, sondern mußte kämpfen. Jules Simon, ein in Kriegssachen erfahrener Mann, sagte in einer Sitzung der Regierung: „Thaten und nicht Proklamationen!“ Wenn die Armee so ermüdet war, oder so mitgenommen, daß sie zu einem Angriff nicht mehr ausreichend war, warum machte man nicht mit der Nationalgarde einen Ausfall, die sich ja nichts sehnlicher wünschte, als sich, lieber heute als morgen, auf die Deutschen und auf ihre Verteidigungslinien stürzen zu dürfen, die man jedenfalls überschätzte, die sicher nicht so stark waren, als man sagte, und die man nur durchbrechen zu wollen brauchte, dann würde man sie auch durchbrochen haben.

Auf die deutschen Linien sich stürzen, ja das war gleich gesagt! Man wußte nicht, daß diese deutschen Stellungen, welche man allerdings vielleicht zu Beginn der Einschließung, wenn man genügend Truppen besaß, hätte durchbrechen können, jetzt zum Stärksten gehörten, was sich nur erdenken ließ; alle örtlichen Hilfsmittel waren beigezogen und nach einem ebenso tief durchdachten, als methodischen Plane angelegt worden: Redouten, Redults, Schutzwehren für die Infanterie. Unge-

heure Verhaue waren angelegt, die Dörfer verbarrikadiert, die Parkmauern mit Schießscharten versehen, zahllose Batterien rasch gebaut worden, und all das bildete um Paris eine feste Mauer, eine Reihe von Verteidigungswerken, welche alle Straßen beherrschten, alle Höhen krönten, und derartig angelegt waren, daß wenn auch die erste Linie dem andringenden Feinde nicht zu widerstehen vermocht haben würde, sich dessen Angriff doch an der zweiten oder dritten Linie hätte brechen müssen. Man hatte das schon bei Villiers und Champigny zu erproben Gelegenheit gehabt, und doch waren damals die dortigen Werke noch lange nicht so entwickelt und zahlreich gewesen, wie sie es wenige Tage darnach waren. Am Mont Mesly sah man sich all den steilen Abhängen von Boissy Saint Leger, Brevannes und Valenton gegenüber, welche in Etagen mit Batterien besetzt waren, die sich gegenseitig deckten und flankierten; sodann waren hinter diesen Verschanzungen wieder Wälder, groß und dicht genug, um neuerdings einen Widerstand leisten zu können, den auch die beste Truppe nicht würde haben brechen können. Auf der Südseite, angesichts von Hautes-Bruyères, wo vom Beginn der Einschließung an immer und immer wieder gekämpft wurde, befand sich die erste Linie in den Dörfern Thiais, Chevilly, L'Hay, die unter sich verbunden, verbarrikadiert, kreneliert und durch Batterien gedeckt waren. Die zweite Linie hatte ihren Ausgangspunkt in Choisy le Roi, ihr Centrum in La belle Epine, setzte sich von hier bis La Croix de Berny fort und zog sich dann von dort gegen Châtillon zurück, sie war bei Belle Epine durch zwei große Erdwerke gedeckt, welche mit ihrem Feuer die ganze Gegend zwischen Thiais und L'Hay zu bestreichen vermochten. Die dritte Linie war bei Choisy le Roi selbst, und nicht minder stark als die anderen angelegt. Eine über Villejuif vorbrechende Ausfallarmee hätte also vor allem die zwei ersten, von wohl verschanzter Infanterie verteidigten und von einer starken Artillerie gedeckten Linien wegnehmen müssen, und hätte sich dann erst den mächtigen Werken von Villeneuve le Roi gegenüber gesehen, von Châtillon gar nicht zu reden, das so gut wie sturmfrei war. Im Westen waren die deutschen Werke ebenso mächtig. Alle diese Höhen zwischen Paris und Versailles bildeten eine massige Befestigung, deren Gipfelpunkt, welcher alles beherrschte, sich auf dem Plateau von La Bergerie befand, auf welchem eine ungeheure Redoute angelegt war, die eine prächtige Verteidigung gestattete. Die erste Linie begann an der Seine, gegen La Malmaison, entfaltete sich dann gegen Saint Cucufa über Buzenval, La Bergerie, Villeneuve l'Etang bis nach St. Cloud und Sèvres. Die zweite Linie war dadurch, daß außerdem hier ein Verteidigungswerk sich befand, noch viel stärker und mächtiger; sie ging an Bougival, La Celle, St. Cloud, Beauregard und an dem Château du Butard vorbei. In all diesen Linien gab es keinen Hügel, keine Parkmauer, wo nicht irgend ein Hindernis oder eine Batterie angelegt gewesen wäre, Schanze um Schanze sich erhob. In diesem ungeheuren Verteidigungssystem war Montretout nur ein oft umstrittener Vorposten, dem man aber gerade keine besonders große Aufmerksamkeit schenkte. Die eigentliche Verteidigung begann erst etwas weiter hinten und setzte sich bis Versailles fort, sie war so trefflich berechnet und angelegt, daß wenn es auch dem Gegner gelungen wäre, einen der ersten Höhenkämme zu besetzen, er dort doch unmöglich eine Batterie hätte aufpflanzen können. Die Stärke der Cernierungslinie beruhte auf diesen Werken und der klugen vorsichtigen Verteilung der Streitkräfte des Feindes. Die Deutschen hatten vor Paris nie mehr als 250000 Mann liegen, und thatsächlich bedurften sie hinter ihren, alle Straßen beherrschenden Werken auch nicht mehr Truppen. Moltke hatte es selbst gesagt und sein Geheimnis preisgegeben. Die Truppen waren derart aufgestellt, daß sie imstande waren, einem ersten Angriffe standzuhalten und genügend Zeit gewinnen zu können, bis andere Truppenteile zu ihrer Unterstützung herbeizukommen vermochten. Genügten auch diese den Angegriffenen zunächst stehenden Truppen nicht, so mußten sie zum mindesten doch so lange Widerstand leisten, bis man ihnen neuerdings Unterstützung schicken konnte. So war's auch bei Champigny der Fall gewesen. Man hatte es auch nicht im geringsten nötig gehabt, Versailles von Truppen zu entblößen. Die Sachsen, welche auf dem rechten Ufer der Marne gegen Norden standen, brauchten sich nur näher an die Württemberger heranzuziehen, während das zweite bei Villeneuve le Roi stehende Corps seinerseits über die Seine ging und aufmarschierte. Am zweiten Schlachttage, am zweiten Dezember, hatte man deutscherseits, da jedenfalls ein blutiger, in seinem Ausgang nicht wohl abzusehender Kampf bevorstand, ganz besondere Anstrengungen gemacht; während einer einzigen Nacht vereinigte man all diese 80 Bataillone, die der Feind, wenn er angriff, vor sich finden sollte. Das war alles ebenso klug und weise durchdacht, wie es gewaltig war, und doch hatte auch diese mächtige, methodische und furchtbare Organisation einer Belagerung sondergleichen sicherlich ihren wunden Punkt, sie mußte ihn haben. Diese Armee von mehr denn 200000 Mann, welche hier fern von der Heimat, in einer durch den Krieg schon nach ganz kurzer Zeit total erschöpften Gegend festgehalten, welche dazu verdammt war, monatelang vor einer ungeheuren Festung zu liegen, nach deren Besitz es sie so sehr gelüstete, welche sie belagerte und die sie doch nicht mit Sturm zu nehmen wagte, diese Armee mußte sich immerwährend neu verproviantieren, für die Sicherheit ihrer Lebensmittelzufuhren sorgen, ihre Munition ergänzen und ungeheures Belagerungsmaterial nach der Cernierungslinie schaffen. Dazu aber mußte sie durchaus sichere und ununterbrochene Verkehrslinien haben. Der preußische Generalstab hatte das wohl bedacht, er wußte, wie wichtig dies war, und vom ersten Augenblicke an war es sein Bestreben, die Eisenbahnlinien, welche er in seinem Besitze hatte, den Bedürfnissen der Armee dienst- und nutzbar zu machen. Aber nur allmählich, langsam genug, und erst nachdem Toul am 23. September gefallen war, vermochte man die Verbindungen mit Deutschland über Weißenburg und Saarbrücken zu regeln; nunmehr besaß man ja auch in der Richtung auf Paris die über Reims, Soissons, Mitry, oder über Reims, Laon, La Fère, Gonesse führenden Linien, und endlich hatte man auch noch eine letzte, über Blesme, Chaumont, Troyes und Montereau führende Verbindung. Aber nachdem auch die direkte Linie über Nancy gesichert war, konnte man dieselbe doch nicht über Nanteuil hinaus, das etwa 60 Kilometer von der Cernierungslinie entfernt liegt, benützen, weil dort die Kunstbauten alle zerstört waren, namentlich der große Tunnel; erst anfangs Dezember kam man so weit, daß man Lagny mit der Bahn erreichen konnte. Bis dahin aber hatte man von Nanteuil aus die Chaussee benützen müssen, und dazu brauchte man 5—6000 Fuhrwerke, die man in Frankreich nicht aufzutreiben vermochte, und die man aus Deutschland kommen zu lassen sich genötigt sah. Die Transporte waren außerordentlich schwierig, sie wurden es täglich mehr, je näher man dem Winter kam, und der Verpflegungsdienst, die Verproviantierung, der Munitionsersatz war nichts weniger als geregelt und gesichert. Um allen Ereignissen trotzen zu können, wollte man die Munizipalität von Versailles zwingen, beträchtliche Lebensmittelvorräte aufzuspeichern, man wollte sich ihrer bedienen, um durch sie aus dem Innern Frankreichs sich Lebensmittel zu verschaffen, aber in Versailles that der Magistrat, als ob er taub wäre. Im deutschen Heerlager war man mehr als einmal in großer Unruhe, und Major Blume sagt selbst: „So oft im Verpflegungsdienst eine Störung eintrat, und vermeiden ließen sich solche ja nie, sahen sich die Verwaltungen und Expeditionen außerstande, den an sie gestellten Anforderungen zu genügen. Bedenkt man dabei, welch ungeheure Quantitäten nötig waren, die Verpflegung und Ergänzungen aller Art zu bewerkstelligen, so wird man leicht begreifen, wie oft und viel man sich völlig außerstand sah, auch nur die notwendigsten Dinge herbeizuschaffen." —

Hier lag der schwache Punkt dieser Belagerungsmaschine: sie war mächtig und gebrechlich zugleich. Die Deutschen kannten das sehr wohl, so wohl, daß sie beim geringsten Vorfall mit unbarmherziger Strenge vorgingen; das Schicksal, welches das kleine Dorf Fontenay an der Mosel zu erdulden hatte, weil die dortige Brücke zerstört worden war, redet laut und deutlich davon. Das Dorf wurde niedergebrannt, und Lothringen mußte eine Kontribution von zehn Millionen Franken bezahlen; dabei bedrohte man noch die von Nancy herbeigeholten Arbeiter mit augenblicklichem Erschießen, wenn sie sich weigern sollten, an der Wiederherstellung der Brücke zu arbeiten. Eine einfache Unterbrechung der Verbindungen, wenn sie auch nur etliche Tage angedauert hätte, wäre in der That hinreichend gewesen, die deutsche Armee vor Paris in eine verzweifelte Lage zu bringen, sie würde weder die Mittel mehr gehabt haben, die Belagerung fortzusetzen, noch diejenigen, sich Lebensmittel zu verschaffen. Gleichwohl, so schwierig es ja sein mochte, diese ewigen

Störungen zu vermeiden und zu beenden, unmöglich war es nicht, und diejenigen Persönlichkeiten, welche in der Provinz den Widerstand organisierten, hätten sich damit viel ernstlicher beschäftigen, sie hätten begreifen müssen, daß es verschiedene Arten, Mittel und Wege gab, Paris zu Hilfe zu kommen, daß aber zu den wirksamsten nicht gerade das gehörte, möglichst mit großen Armeen ins Feld zu rücken. Gambetta hätte viel besser daran gethan, wenn er statt General Trochu in Bezug auf seinen Plan, auf die Stärke oder Schwäche der Cernierungslinie, kurz in Bezug auf alles, was er nicht verstand, zu chicanieren, sich entschlossen hätte, jenen Krieg zu organisieren, auf dem vielleicht allein das Heil von Paris beruhte. Aber so oft man es versuchte, geschah es beinahe immer, ohne daß man sich zuvor mit der Regierung verständigt hatte, und somit auch ohne ein gleichzeitiges Zusammenwirken. Man liebte die „großen" Operationen, man zog sie vor, obwohl sie die Cernierung eigentlich nur aus der Ferne bedrohten, und das ganz naturgemäße Resultat davon war, daß an dem nämlichen Tage, an welchem sich die zu unserer Befreiung ausgesandten Armeen weit, weit von uns zurückgeschlagen sahen, Paris sich einfach selbst überlassen war, wie General Trochu eingestehen mußte; und doch selbst da, von allen verlassen, blieb ihm noch die Möglichkeit, den Kampf bis zur letzten Minute durchzukämpfen, seinen letzten Kanonenschuß abzufeuern, seinen letzten Bissen altbacken Brot zuvor hinunterzuwürgen, mit einem Wort, den Kelch des Jammers und des Elends bis zur Hefe zu leeren, nachdem ihm um eines Haares Breite bei Coeuilly, Champigny und Villiers die Erlösung aus seinen unwürdigen Banden sicher gewesen wäre.

Revüe de deux mondes 1873. 106. Band. Charles de Mazade.

Ein Monat in den Ardennen

bei Freund und Feind.

Von einem Mitgliede einer französischen Sanitätsabteilung.

Am 20. August verließ ich Paris, um unter dem Titel eines freiwilligen Krankenpflegers eine unserer internationalen Ambulanzen zu begleiten. Wir hatten den Auftrag, uns nach Châlons zu begeben und von Etappe zu Etappe einer der Divisionen vom ersten Armeecorps zu folgen. Um fünf Uhr abends fuhren wir von Paris ab und kamen am Nachmittag des nächsten Tages in Châlons an; der Weg war überall buchstäblich mit Truppen und Fuhrwerken jeder Art vollgepfropft und unsere Kolonne sah sich, kaum hatte sie einige Meilen zurückgelegt, bereits wieder zum Halten gezwungen, es galt, einige sehr wichtige und pressante Wagenzüge durchzulassen, gleichzeitig mußte man auf die Wagenkolonnen warten, die von allen Kreuzwegen und Himmelsgegenden herkamen; die Hauptsache war aber immer, daß die von den verschiedensten Richtungen anlangenden Regimenter eines und desselben Corps nicht aus- und ebensowenig durcheinander kamen, und da man hiebei beständig in der Furcht lebte, irgend ein Zwischenfall möchte einen regelrechten Dienst zur Unmöglichkeit machen, so konnte es gar nicht fehlen, daß sich die Ursachen der Verzögerung beständig vermehrten und verzehnfachten. Es giebt keine Entfernungen mehr, seit man die Eisenbahnen hat; wer aber Gelegenheit hat, aus nächster Nähe es mitanzusehen, wie langsam das Ein- und Ausladen, namentlich von Gepäck und Tieren vor sich geht, der kann sich der Überzeugung nicht verschließen, daß man selbst im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität mit den Stunden des Kampfes geizen muß. Die Ungeduld des lieben Publikums und die neuigkeitslüsternen Zeitungsschreiber haben dies bei mehr als zwanzig Gelegenheiten, so einfach diese Wahrheiten auch sind, immer und immer wieder vergessen; der Führer unseres Bahnzuges kannte die Verhältnisse besser, oft und viel äußerte er sich gegen uns: „Ich will mich glücklich schätzen, wenn ich jeden Tag um fünfzig Meilen vorwärts komme." Ich weiß es nicht, ob man es in Preußen besser versteht, die Dienste auszunützen, welche die Eisenbahnen im Kriegsfall leisten können, die Schnelligkeit aber, mit der man es deutscherseits verstanden hat, in zwölf Tagen eine ungeheure Armee zu vereinigen, läßt beinahe vermuten, daß dank einer peinlich strengen, überall gehandhabten Ordnung und einem einheitlichen, in allen Punkten genau durchgeführten Plan, daß dank ferner und vor allem dem Zonensystem und den Spezialkomitees, welche man im Feldzug von 1866 den glücklichen Gedanken hatte, ins Leben zu rufen, es gelang, oft und viel Verzögerungen und Stockungen zu vermeiden, die überall sonst Platz gegriffen haben würden.

Am 22. erfuhren wir, daß wir nach Reims gehen sollten, wohin wir aber von dort aus würden geschickt werden, davon wußte kein Mensch etwas; wir waren in dieser Beziehung um kein Haar besser daran als die Soldaten, von denen auch kein einziger unter all den uns Begegnenden zu sagen wußte, wohin sie marschierten; kaum daß einer von ihnen seinen General kannte oder zu sagen vermochte, wo irgend eine andere Division als die seinige stand. Die Nacht verbrachten wir vor Thuisy im Wagen; von den Bewegungen unserer Armee aber wußte der erste beste Spießbürger in London oder Paris jedenfalls mehr als wir. Den andern Morgen fuhr unsere Ambulanz in die sich an unserem Wege ausbreitende Ebene hinab. Da es für uns absolut nichts zu thun gab, benützten wir die Gelegenheit dazu, mit unseren die gleiche Straße benützenden Kameraden uns bekannt zu machen. Unsere Ambulanz war dreimal stärker, als sämtliche bislang von dem Komitee des Industrie-Palastes ausgesandten; sie zählte mehr als 120 Krankenwärter unter dem Befehl eines Ober-Quartiermeisters, der die Verwaltung zu leiten hatte, eines Lieutenants, zweier Chirurgen, Sergeanten und Korporale. Die Krankenträger waren in Sektionen, und diese wieder in Rotten eingeteilt. Der Chef-Arzt, ein alter erfahrener Praktikus und in jeder Hinsicht fein gebildeter Mann, hatte etliche zwanzig Assistenten unter sich, von denen mehrere, obwohl sie noch sehr jung waren, doch bereits schon als sehr geschickte Chirurgen sich erwiesen hatten. Zwei katholische Feldgeistliche, ein protestantischer Pastor und ein Fourier, dessen Obliegenheit es war, für Quartiere und Lebensmittel zu sorgen und der Ambulanz den Weg zu weisen, den sie einzuschlagen hatte, vervollständigten unseren Generalstab. Für all diese Leute war unsere Fahrt ein hartes Opfer; sie wußten, welche Prüfungen ihrer harrten, aber sie waren auch zu den schwersten Opfern bereit, und der Sache, für welche sie auszogen, mit Leib und Seele ergeben. Soviel an ihnen lag, suchten sie den Geist der Opferfreudigkeit, der sie selbst beseelte, auch ihren Krankenträgern einzuhauchen, so schwer dies auch zuweilen sein mochte. Diese, die vollständig aus freiem Willen und eigenem Antriebe eingetreten waren, erhielten außer Wein und den nötigen Lebensmitteln täglich noch zwei Franken. Die Gründe, welche sie veranlaßt hatten, in den ihnen durchgängig neuen Dienst einzutreten, waren allerdings sehr verschiedener Art. Für viele war der Sold ausschlaggebend, namentlich in einem Augenblick, da die hauptsächlichsten pariser Industrien zu feiern genötigt waren. Wieder andere sahen im Sanitätsdienst ein bequemes Mittel, dem Gesetze aus dem Wege zu gehen, das alle gedienten Militärs vom 25. bis 35. Jahr unter die Waffen rief. Die bevorstehende Reise lockte auch viele an, das Land sich besehen, großen Ereignissen beiwohnen zu können, das alles wirkt ja immer auf eine gewisse Sorte Geister. Ganz selbstverständlich unterstanden wir einer scharfen Disziplin, wir wurden ebenso strenge behandelt als ein im Marsch befindliches Armeecorps und bekamen sehr bald einen Vorgeschmack davon, es wurde uns nämlich ein Befehl wiederholt eingeschärft, daß wir aufs sorgfältigste alle Vorschriften bezüglich der Uniform zu befolgen und stets rechts und links der Straße zu marschieren hätten; täglich fanden mehrere Appelle statt; unsere Chirurgen gefielen sich darin, die Phrasen wieder auszugraben, deren sie sich in verflossenen Zeiten bedient hatten, mit einem Worte, den Feldton gegen uns anzuschlagen. Ein etwas größerer Marsch, als die bisherigen, brachte uns in eine große Ebene östlich von Reims, über welche unser Weg führte. Fünf Eisenbahnzüge, die vor uns waren, mußten erst in den Bahnhof eingelassen sein, ehe wir unsererseits auf Weiterbeförderung rechnen konnten, und auf uns warteten auch schon wieder fünf hinter uns befindliche Züge. Von Châlons bis Reims war alles mit Truppen und Material vollgepfropft. Schließlich verließen wir unsere Wagen, und jeder suchte sich ein Plätzchen, wo er unter seiner Decke schlafen konnte. — Die ganze Nacht über sah man auf den Hügeln jenseits der Stadt die Biwakfeuer brennen. Mit Tagesanbruch begann

sich Marschall Mac Mahons Armee in Bewegung zu setzen. Kaum graute der Tag, als schon einige Generale dahergeritten kamen; unmittelbar hinter ihnen marschierte Regiment um Regiment, und dieser Vorbeimarsch dauerte bis gegen Mittag. Das Theater, auf dem sich diese Scene abspielte, war wunderbar schön; zur linken Reims und die Türme seiner Kathedrale, vor uns eine ungeheure, am Horizont von einer Hügelkette halbkreisförmig begrenzte Ebene. Der Himmel war bleigrau, ein feiner, aber bis auf die Knochen gehender Regen rieselte herab. Im Schritt und in guter Ordnung marschieren die Regimenter, Kavallerie und Infanterie, ihre Obersten an der Spitze, auf den beiden großen Straßen dahin, aber kein Lied erklingt, kein lustiges Wort ist zu hören. Hinter der Armee kommt die lange Reihe der Bagagewagen, die großen Viehherden, die Kriegskassen, kommen die vielen zum Verwundetentransport bestimmten Maulesel und alle jene den Marsch einer Armee hemmenden Dinge und Fuhrwerke, die eben erst noch von Reims abziehen, während die vordersten Divisionen bereits ihre Plätze für das heutige Biwak erreicht haben. Die lautlose Stille und der verhältnismäßig kleine Raum, den auf dieser weiten, weiten Ebene diese Tausende und Abertausende von Soldaten einnahmen, trugen noch dazu bei, die so leicht erklärliche Aufregung, welche bei dem Anblick einer gegen den Feind marschierenden Armee unwillkürlich jeden ergreift, noch zu vermehren. Gegen Mittag lief das Gerücht durch die Reihen, daß der Wagenzug des Kaisers in Sicht sei; in der That fuhren die Wagen auch bald darauf vorbei, aber nur in ganz geringer Anzahl. Der kaiserliche Generalstab trug bereits die Spuren eines langen Feldzuges, die goldglitzernden Uniformen hatten ihren Glanz verloren, müde, abgemattet saßen die Gestalten auf ihren Pferden. Der Kaiser lehnte im Hintergrund eines großen, viersitzigen Reisewagens, in einen weiten schwarzen, rot gefütterten Mantel eingehüllt; er grüßte wie in den Tagen seines Glücks und seiner Triumphe, in seinen Zügen war nichts von Unruhe zu lesen, und um mich her flüsterten sich die Offiziere zu: „Er sieht siegesgewiß aus; das Glück, das seither gegen uns war, hat sich wieder bei unsern Fahnen eingestellt.“ Unser nächster Marsch war 28 Kilometer lang auf schlechten Wegen und unter strömendem Regen. Wir marschierten durch Berru, Epoy, Pont Faverger. Viele Häuser waren vollständig verödet und die Straßen dieser Städte erinnerten an Pompeji, jene Stadt, in der es einem zu Mute ist, als müßten jeden Augenblick die Bewohner wieder kommen. Die an La Suippe, vorwärts von Béthenivile grenzenden Hügel waren von Truppen besetzt, man glaubte ein Meer von Zelten und Wachtfeuern, Fuhrwerken, Kanonen und Pferden, zwischen denen sich die Soldaten herumtrieben, zu erblicken. Endlich kam auch für sie die Zeit der Ruhe; erschöpft von den Märschen legten sich die Leute auf den Boden nieder, Hunger und das Bedürfnis zu schlafen, sind zur Zeit die einzigen sie beherrschenden Gefühle. Einige dunkle Gestalten tauchen an der Landstraße auf und betteln uns um Brot an. In Béthenivile räumte man uns für die Nacht eine Scheuer ein, es war schon sehr spät und die wenigsten von uns dachten noch ans Essen, sie wollten nur schlafen, schlafen! Tags darauf schlugen wir zu schon vorgerückter Zeit die Straße nach Machault ein. Die dortigen Einwohner bereiteten uns den herzlichsten Empfang; sie hatten noch nie in ihrem Leben solch riesige Truppenmassen vorbeimarschieren sehen; freilich auf die Länge hält die Freude und der gute Wille, die Soldaten zu bewirten, weder in den Städten noch auf dem Lande an. An diesem Abend aber setzte jedes Haus seine Ehre darein, den Soldaten ein gutes Essen aufzutragen. In allen Küchen knisterte das Feuer auf dem Herde, und der geringe Strohwein (aus getrockneten Trauben hergestellter Wein) der Ardennen floß in Strömen. Man plauderte von Frankreich, von der Armee, vom Feinde, man brachte Toaste auf den Sieg aus, und allgemeine Heiterkeit herrschte ringsum. Den ganzen 24. August verbrachten wir in Attigny; die Zeltlager waren am äußersten Ende des Dorfes aufgeschlagen, und Soldaten aller Waffengattungen füllten Straßen und Häuser. Es war ein Durcheinander, in dem man sich weder bewegen, noch verständlich machen konnte. Wenn Truppen auch nur eine kurz Rast haben, vergessen sie im Augenblicke die Strapazen des verflossenen, die Gefahren des kommenden Tages. Die Schenken waren alle so voll, wie sonst nur an einem Jahrmarkt, man schrie, schimpfte und beleidigte sich, schließlich lief alles auf eine allgemeine Versöhnung und Umarmung hinaus, vom Krieg war im übrigen wenig zu verspüren, und noch weniger darüber zu erfahren. Nur selten vermögen ja Soldaten genaue Aufschlüsse über die Vorgänge zu geben; sie wissen, daß man sich an der Lisière dieses oder jenes Waldes herumgeschossen oder bei der und jener Mühle, sie wissen von Einzelheiten zu erzählen, was aber im großen Ganzen passiert, davon wissen sie kein Sterbenswörtchen. Heutzutage sehen sich die Gegner mehr als einmal und in den wichtigsten, entscheidensten Kämpfen einem unsichtbaren Feind gegenübergestellt, und eine Schlacht ist im Grunde nur eine Reihe von Manövern, deren Einheit und Zusammenhang der General en chef allein kennt. Der Soldat vollends vermag, wie alle einfachen Naturen, weder etwas zu sehen noch zu beobachten. Er schlägt sich mit Mut und Unerschrockenheit; ist er Sieger, nun ja, dann ist alles recht und gut, wird er aber geschlagen, so schreit er über Verrat. In den wenigsten Fällen vermag er sich zu einer höheren Auffassung von Feldherrnkunst aufzuschwingen. Der Eifer unserer Truppen hatte durch die vorausgegangenen Niederlagen in keiner Weise notgelitten; wir standen einer gegen sieben, laßt uns einmal einer gegen einen stehen, und man wird bald sehen! Nur die Regimenter, welche mit der Bahn von Belfort nach Châlons gekommen waren, schienen einen weniger großen Eifer an den Tag zu legen, der Reiz und Sporn der Biwaks und der forcierten Märsche ging ihnen ab, sie schimpften über alles und ärger als alle andern, die Journale, deren Artikel und Ansichten sie jeden Augenblick zum besten gaben, hatten ihr ganzes Vertrauen erschüttert.

Um uns her herrschte die greulichste Unordnung, die wach gewordene Bestie hatte die mannigfachsten und brutalsten Bedürfnisse, die Erbärmlichkeit machte sich ohne Scheu breit. Wir trafen einige uns befreundete Offiziere ganz ruhig im Café sitzend, und trotz der schweren Heimsuchungen, die Frankreich betroffen, ruhig ihre Cigarren rauchend. Sie waren bei Weißenburg, bei Reichshofen mit dabei gewesen, jetzt kamen sie von Châlons, sie hatten all die großen schweren Kämpfe sich abspielen sehen, die das Interesse von ganz Europa im allerhöchsten Grade erweckt hatten; der Feind war in allernächster Nähe, und vielleicht morgen schon lagen sie auf dem Schlachtfelde dahingestreckt, aber auch nicht ein einziger von ihnen schien daran zu denken. Was den Marsch der Armee anbelangt, so wußten die Soldaten auch nur so viel, daß es nach Norden ging, daß wir ein kühnes Manöver ausführten, und daß uns das Glück wieder zu lächeln scheine. Nach ihrer Ansicht waren die deutschen Truppen zwar gut, aber es mangle ihnen an Eifer; vorläufig wollten sie zwar mit ihrem Urteil über ihre Gegner noch zurückhalten und machten nur ins allgemeine gehende Bemerkungen. Übrigens raisonierten und kritisierten sie wenig; sie sind nun einmal in diesen Strudel, in das Treiben und Leben im Felde und einer Armee auf dem Marsche hineingezogen worden, und wenn es zum Schlagen kommt, werden sie schlankweg ihre Pflicht thun. Kommt das Gespräch auf die Angehörigen, die sie zu Hause gelassen haben, und von der Angst, in der diese um sie schweben werden, so geben sie einem zur Antwort: „Das Opfer ist nun einmal gebracht, wozu solch traurigen Gedanken nachhängen! Die Kameraden sind tot, nichts vermag sie wieder zu erwecken, das Freundschaftsband ist zerrissen, zu was daran rühren?“ Der Krieg erstickt im Soldaten alles, was nicht ausdrücklich auf den Krieg Bezug hat, und nur ein Gefühl bleibt, das der Ehre und der Pflicht! — Ich höre gegen Abend, daß einer meiner besten Freunde hier sei, wir rennen nach dem Lagerplatz der Turkos hinaus und fragen nach Albert Duruy. „Kennen wir nicht bei unserem Regiment.“ Wenige Worte führen die gewünschte Aufklärung herbei. „Ach so? jetzt wissen wir schon, wen Sie suchen, Sie meinen den Sohn des Staatsrats, der, wie seine Kameraden erzählten, dreizehn Preußen umgebracht hat; bei jeder Gelegenheit setzt er sich tollkühn der Gefahr aus, nun ja, er kann das, man weiß es, er hat einen Talisman, den trifft keine Kugel. Bereits hat er es zum Korporal gebracht, und wenn der Krieg fortdauert, wird er in kurzer Zeit auch schon Sergeant sein. Unser Korporal überwachte inzwischen die Herstellung des Mittagsmahls, was kümmerten ihn die dreizehn erschossenen Preußen, die man ihm andichtete und wobei er die Heldenrolle gespielt haben sollte. Wir nahmen im Graben, in welchem er kauerte, neben ihm Platz, und wieder erzählte er uns, wie schon so oft, die einfache ergreifende Geschichte, wie alles zugegangen sei in der Schlacht von Weißenburg. Aber die Zeit rückte weiter und immer weiter vor, und wir machten uns mit dem stillen

Wunsche auf den Weg, der Talisman, den er besaß, möchte all die ihm von den Arabern angedichteten Eigenschaften bewahren und bewähren.

Wir verließen Attigny am 27. und kamen bis nach Neuville, hatten also ganze anderthalb Stunden zurückgelegt und kampierten tagsüber bei dem Orte Semuy. Unser Marsch war wohl darum so langsam und tastend, weil er sich demjenigen des Armeecorps, dem wir folgten, anbequemen mußte. Seit dem 22. waren die Strecken, die wir zurücklegten, immer nur ganz kurze gewesen, und doch hörten wir immer und immer wieder, daß in kürzester Frist die Entscheidung fallen müsse. Bis zum Abend bestand unsere ganze Zerstreuung darin, den Fuhrtrain an uns vorüberziehen zu lassen, was dieser endlich auch mit viel Mühe und Fährlichkeiten auf grundlosen Wegen und in größter Unordnung fertig brachte. Meine ersten Eindrücke von dem Personal unserer Ambulanz hatte dadurch nur gefestigt werden können, ich hatte sie ja nunmehr an der Arbeit gesehen; eine solch große Anzahl Leute, mit einem ungemein umfangreichen Material in einem erschöpften, total ausgesogenen Lande zu erhalten, während man nicht weiß, was vielleicht schon die nächste Minute bringt, ist keine kleine Aufgabe. Die Chefs müssen von eiserner Entschlossenheit sein, eine unermüdliche Thätigkeit entfalten und sich mit Leib und Seele ihrer Aufgabe hingeben. Die Ärzte hielten sich mit Recht zurück; nach ihrer Ansicht hatten die Zahlmeister allein sich um das Verwaltungswesen zu kümmern. Ihnen lag die Einrichtung von Spitälern ob, keineswegs aber, über die Disziplin, über die Herbeischaffung von Lebensmitteln und über der Beschaffung von Quartieren zu wachen. Unser Generalarzt redete daher auch so wenig als möglich darein. Umsonst versuchten die Sergeanten und Chirurgen eine militärische Disziplin aufrecht zu erhalten, die Sanitäter wußten sich ihr immer und immer wieder zu entziehen. Es blieb gar nichts übrig, als die widerspenstigen Elemente zum Teufel zu jagen, so allein konnte geholfen werden; bereits waren zehn von ihnen ohne Strümpfe und ohne Schuh, in dürftigem Anzug zurückgeschickt worden. Von 120, die mit ausmarschierten, hatte man schließlich noch 60, hieß es wenig tröstlich im Industriepalast. Von unserer Ambulanz hatten wir in wenigen Tagen bereits zwanzig bis dreißig Leute zurückschicken müssen. Nicht als ob die Leute sich grobe Verfehlungen hätten zu Schulden kommen lassen, aber sie schimpften, namentlich wenn die Lebensmittel nicht zur richtigen Zeit eintrafen, und widersetzten sich, nichts weniger als mit Fug und Recht, solchen Befehlen, die nach ihrer Ansicht unverhältnismäßig schlecht wirken mußten.

Am 29. August kamen wir in Chesne an, das wir mit Truppen ebenso überfüllt fanden, wie dies tags zuvor in Attigny gewesen war, es bot ganz den gleichen Anblick, nur war die Unordnung noch größer, und die Einwohner beklagten sich bitterlich über die unverschämten Anforderungen ihrer eigenen Truppen; was man da zu hören bekam, war traurig, sehr traurig. Ob alles freilich auch auf Wahrheit beruhte, was die Leute in ihrer Angst und Verzagtheit erzählten, mag dahin gestellt bleiben. Der Armee fehlte es vor allem an Disziplin, Leute von 25 bis 35 Jahren fügten sich nur ungern in dieselbe, sie fanden das Gesetz hart und ungerecht, das sie jetzt nach siebenjährigem Dienst von neuem unter die Fahne rief; in ihrem bürgerlichen Leben hatten sie sich an Unabhängigkeit und an gar mancherlei Bequemlichkeiten gewöhnt, ihre Kommandeurs kannten sie so wenig als ihre Kameraden; der in einem Bataillon, wie in jeder Compagnie, so nötige Zusammenhalt war in einem großen Teil der Armee vollständig verloren gegangen. Dazu sollte ein großer Teil dieser Leute mit dem neuen Gewehr hantieren, das ihm vollständig fremd war und mit dem er nicht umzugehen wußte, das er nicht verstand. Diejenigen, welche von Wörth und Reichshofen kamen und nun schon seit beinahe einem Monat beständig auf dem Rückzuge waren, begannen den Mut sinken zu lassen; der Franzose will vorwärts geführt sein, ist dies nicht der Fall, so beginnt er an seinen Führern zu zweifeln, er kann es nicht begreifen, daß man ihm für nichts und wieder nichts fast einen vollen Monat lang Strapazen aller Art zumutet, ohne daß er vom Feinde auch nur das Geringste zu sehen bekommt. Bitterlich wurde über die Intendanz geklagt, welche, wie es hieß, nicht für die nötigen Lebensmittel sorgte, die unsinnigsten Gerüchte waren im Umlauf und fanden willig Gläubige unter der Menge, bereits hörte man es laut sagen: „Wir werden eben verraten.“ Marschall Mac Mahon war hier zwei Tage im Hause des Maire; man erzählte sich, die Offiziere hätten alle Karten des Ardennen-Departements requiriert, die sich nur irgendwo in der Gegend auftreiben ließen, beim Domänen-Verwalter und einigen Edelleuten hatte man denn auch ihrer zehn oder zwölf gefunden. Sie bestätigten uns die Wahrheit dieses Gerüchts, das wir unmöglich hatten glauben wollen, und fügten sogar noch hinzu, daß man die ganze Umgegend bis nach Sedan hin abgesucht habe, sich andere zu verschaffen. Auf der Place des Halles ging der Kaiser ein Weilchen spazieren, man sah deutlich, welche Mühe es ihn kostete, sich aufrecht zu halten, er vermochte kaum zu gehen; als er in die Mairie zurückkehrte, mußte ihn der Maire stützen, vergebens suchte er seine tiefe Niedergeschlagenheit zu verbergen. Erst bei der Abfahrt fand er ein paar höfliche Worte für seinen Gastwirt. Es ging die Rede von sehr heftigen Scenen und lebhaftem Streit, der zwischen den verschiedenen Corpschefs ausgebrochen sein sollte; so hatte, wenn anders das Gerücht nicht log, einer derselben dem andern die Worte ins Gesicht geschleudert: „Das wußte ich, General, daß Sie ein Dummkopf sind, daß Sie aber auch noch ein erbärmlicher Feigling sind, das war mir allerdings neu!“ Heute ging es wie ein Lauffeuer durch die ganze Armee, General Failly sei abgesetzt und seine Stelle anderweitig ausgefüllt worden, das Gerücht bestätigte sich in der That. Marschall Mac Mahon war in düsterer Stimmung und wies den Champagner, den ihm der Maire kredenzen wollte, zurück. Während dieser zwei Tage fand Kriegsrat auf Kriegsrat statt, er war sozusagen in Permanenz; im Speisesaal des Erdgeschosses wurden die Sitzungen in der Regel abgehalten. Der Kaiser nahm keinen Anteil an den Beratungen, wohl aber begab sich der Marschall von Zeit zu Zeit zu ihm auf sein gerade gegenüber liegendes Zimmer über dem Korridor drüben. Dreimal hatte der Marschall die Marschrichtung seiner Truppen geändert, er wartete noch immer auf Nachrichten aus Metz, auf Depeschen von der dortigen Armee, die eben leider immer ausblieben. Umsonst hatte er Eilboten dorthin gesandt, und als er fortritt, richtete er, so wird erzählt, an seinen Generalstab die kurzen, aber inhaltsschweren Worte: „Reiten wir in Gottes Namen, meine Herrn! Es ist ja doch schon alles entschieden. Uns bleibt nur noch eines, uns mit möglichst viel Humor töten zu lassen.“ — Beim Maire von Chesne traf eine große Anzahl Kranker ein, für welche er um Wartpersonal bat. Unser Generalarzt, der uns immer ein lebhaftes Interesse bezeugte, bot mir und meinem Freunde an, wir sollten hier bleiben und mit dem Doktor vom Platze die erste Hilfeleistung organisieren. Wir nahmen mit großem Danke an, und schon der folgende Tag sollte uns an der Arbeit sehen; für heute Abend aber galt es vor allem ein Nachtlager aufzufinden, denn so sehr wir suchten und forschten, alle Betten, alle Bänke, Billards, Parketböden waren besetzt oder doch wenigstens belegt, man mußte schon im Generalsrang stehen, wenn man einen Bund Stroh ergattern wollte. Wir marschierten bis an das Ende des Dorfes, und von da querfeldein, immer in dem Gedanken, ein einzelnes, wenn auch noch so armseliges Häuschen zu finden, denn darauf beruhte unsere ganze, unsere letzte Hoffnung, und in der That, unser gutes Glück ließ uns nicht im Stich, man gab uns, wenn auch nach längerem Bedenken und Schwanken in einer Hütte Unterkunft; unsere Gastgeber waren noch völlig erstarrt von dem Schauspiel, 80000 Mann an sich vorbeimarschieren gesehen zu haben, das malte sich auf allen Gesichtern ab, und es kostete uns viel Mühe, ihr Vertrauen wieder zu erwerben.

Am 30. August in der Frühe verließ die Ambulanz le Chesne, während wir dort zurückblieben. Den ganzen Tag über waren wir von unseren Kranken in Anspruch genommen; freilich unsere erste improvisierte Organisation war danach, aber mit der Zeit, hofften wir, würde sich die Sache schon machen. Die letzten Franzosen waren fort, das arme Dorf seinem Schicksal überlassen. Wo man hin hörte, tönte einem nur das einzige Wort entgegen: „Man läßt uns allein, man will uns dem Feinde preisgeben.“ Ach, sie mußten ganz in der Nähe sein, diese verdammten Preußen, und doch wußte niemand, wo sie waren. Um fünf Uhr abends brachte ein Eilbote dem Maire die Nachricht, die Vorhut des Feindes lagere eine halbe Meile vom Dorfe entfernt. Alles war vor Entsetzen außer sich. Kein Chronist des 17. Jahrhunderts kann schrecklichere Greuelscenen beschrieben haben, als von denen sich die armen verzweifelten Dorfbewohner bedroht wähnten. Die paar reichen Personen des Dorfes ließen ihre Häuser im Stich, der Munizipalrat war bereits in alle Winde

zerstoben, nur der Maire, Herr Le Fèvre, ein hochherziger Greis, hielt trotz seiner 71 Jahre dem das Land bedrohenden Unglück wacker stand. Seit fünf Tagen war er kaum ins Bett gekommen, hatte den Kaiser beherbergen müssen, auch Marschall Mac Mahon, General Failly, alle Bedienten der verschiedenen fürstlichen Persönlichkeiten, und viele Generale hatte er im Quartier gehabt. Bald galt es für ihn, sich seinen Gästen zu widmen, bald mußte er wieder auf der Mairie sein, um dort für die Bedürfnisse einer Armee von 80 000 Mann zu sorgen, welche Quartiere, Lebensmittel, Fuhrwerke und weiß Gott was sonst noch alles mögliche haben wollte. Umsonst versuchte er später dem Feinde begreiflich zu machen, daß der Ort erschöpft und an der Grenze seiner Leistungsfähigkeit angekommen sei; aber er hielt aus, zäh und fest, bis auch ihm die Kräfte versagten. Während dessen flüchteten die jungen Leute von 20 bis 25 Jahren nach Rethel, es ging das Gerücht, die Preußen zwängen sie, vor ihrer Front den Franzosen entgegen zu gehen; die wohlhabenden Bauern trieben ihre Pferde in abgelegene Klingen und Schluchten hinaus, um sie vor den Requisitions-Kommandos in Sicherheit zu bringen. Man zerlegte die Fuhrwerke, warf ein Rad in den Graben und das andere an einen entlegenen Ort, wieder wo anders hin den Kasten, auf einzelnen Häusern flatterte das Genfer Kreuz, die Hauptstraße von Chesne sah aus wie zu Zeiten einer Prozession, die Familien bildeten Gruppen, und die Frauen, deren Männer in den Krieg gezogen waren, hatten sich in den Schutz ihrer Nachbarn gestellt. Der Eigentümer des „Café de France" zog seinen Schild ein und sofort folgten mehrere Kaufleute seinem Beispiel. Der Domänenverwalter entfernte seinen Anschlagzettel, wer Waffen oder Geld hatte, vergrub es, sogar Lebensmittel wurden dem Boden anvertraut. Um 7 Uhr gingen wir über die große Straße, sie war völlig leer, alles still und tiefes Schweigen herrschte ringsum; kein einziges Lichtlein war zu erblicken, und doch schlief niemand in jener Nacht!

Am 31. August war das ganze Dorf voll preußischer Soldaten. Der Schreck von gestern hatte der Überraschung Platz gemacht, und gerne ließen sich die Einwohner überzeugen, daß sie unnötigerweise Angst gehabt hatten. Am Abend des 30. Augusts hatte der Feind, wie von einem Einwohner ganz richtig gemeldet worden war, eine Viertelmeile von Chesne entfernt angesichts des Ortes Biwak bezogen. Am andern Morgen um 4 Uhr klopfte ein Ulan an die Fensterläden der ersten Häuser. „Sind französische Soldaten im Ort?" — „„Sie sind abmarschiert,"" lautete die Antwort, und im Galopp sprengt er zu seinen Vorgesetzten zurück. Kurze Zeit darauf kommen vier neue Reiter, zwei von ihnen bleiben am Dorfeingang auf der Hauptstraße stehen, die beiden anderen reiten gemächlich im Schritt, die große Porzellanpfeife im Munde, den Karabiner gespannt auf dem Sattel ihrer Pferde aufgestützt, durchs Dorf. Man sieht es diesen Burschen an, das sind entschlossene, kaltblütige Gesellen, von kurzem Wuchs, aber mit hellen offenen Augen, die klar und scharf und vor allem stolz und selbstbewußt in die Welt hineinblicken. Um 7 Uhr reiten 14 Ulanen, welche die große Straße herabkommen, vor dem Telegraphenamt und der Mairie an, dann statten sie auch den kleinsten, unbedeutendsten Gäßchen ihren Besuch ab. Um 8 Uhr rückt die ganze Eskadron in Chesne ein, die Offiziere haben die Generalstabskarten in der Hand, die Soldaten singen mit gedämpfter Stimme ein Soldatenlied, und am Schlusse eines jeden Verses erschallt ein kräftiges, über das ganze Dorf hinschallendes Hurra! Auf dem freien Platze halten sie, wie aus Erz gegossen, auch nicht einer rührt sich; beinahe eine Stunde halten sie so unbeweglich auf dem gleichen Fleck. Inzwischen haben zwei Fouriere eine Scheune nach der andern untersucht und mit Kreide an die Thüre hingeschrieben, wie viel Mann und wie viel Pferde in jeder einzelnen Platz finden sollen, dann kehren sie auf den freien Platz zurück. Die Reiter, von den Fourieren geführt, nehmen von den ihnen angewiesenen Quartieren Besitz. Nun sind die Ulanen endlich Herren ihrer Zeit, zu zwei und zwei schlendern sie rauchend durch die Gassen des Orts; als wären sie in ihrer Heimat in ein fremdes Dorf gekommen, betrachten sie neugierig alles, was ihren Blicken auffällt. Wieder andere treten in eines der Cafés und zahlen, ohne zu feilschen, was man von ihnen fordert, ein Teil besucht die Kaufläden, um dort allerhand Dinge einzukaufen. Zum erstenmale sehen heute die Einwohner von Chesne die Thaler König Wilhelms und die süddeutschen Gulden. Den blauen Uniformen dieser eleganten Reiter sieht man es absolut nicht an, daß sie schon oft im Feuer, und wer weiß wie viel öfter noch im Regen gewesen sind, sie sind alle trefflich imstande. Diese neuen Gäste beabsichtigen nichts weniger, als das Städtchen in Schrecken und Angst zu versetzen, im Gegenteil, einige von ihnen, die französisch sprechen, richten ganz höfliche, artige Worte an die Bewohner und verspotten sie ob ihrer Furcht. Wollte Gott, daß die Armee des Feindes jederzeit so mild im Dorfe Chesne auftreten würde. Man hatte sich tags zuvor unnötig und allzusehr aufgeregt, um so williger überließ man sich jetzt frohen Hoffnungen.

Vom 1. bis zum 7. September verfloß ein Tag wie der andere: wir befanden uns mitten unter der preußischen Armee. Den größten Teil unserer Zeit nahm natürlich die Ambulanz in Anspruch. Als wir in Chesne ankamen, gab es dort 60 Kranke, die man in einem großen Hause untergebracht hatte; die Schwestern von der „heiligen Christina" hatten in ihren Sälen die am schwersten Verwundeten untergebracht, deren Zustand jeden Augenblick Hilfe und sorgliche Pflege erforderte. „Kümmert euch doch nicht um uns," sagten sie, „es giebt noch so viel anderes zu thun, wir wollen schon allein fertig werden," pflegten sie zu wiederholen, und in der That, sie bewiesen es. Das Anrücken des Feindes hatte sie nicht im geringsten aus der Fassung zu bringen vermocht, und sie hatten uns nur gebeten, in ihrer Nähe unser Quartier aufzuschlagen, um bei der Hand zu sein, wenn sie unseres Schutzes bedürftig sein sollten. Aber sie kamen nie in diese Lage, niemals hatten sie auch nur die geringste Gefahr zu bestehen; wir hatten ihnen nur noch mehr Geschäfte und Mühe gemacht. Was uns in ihrem improvisierten Spital am meisten auffiel, das war der Eifer, mit welchem sie ohne jeden Prunk und Lärm ihrem Werke der Barmherzigkeit oblagen, diesem Samariterdienste, der nicht viele Worte macht, sondern handelt. Wie viele Sterbende haben sie in dieser Woche getröstet, aber noch größer waren die Dienste, die es den Kranken und Verwundeten zu erweisen galt, überall gab es der Arbeit genug. Und doch schien in dem Kloster das Wort Müdigkeit nicht zu existieren, und über dem Hause lag keineswegs ein düsterer, an den Tod gemahnender Schatten. Die große Ambulanz war mit auf fünf Zimmer verteilten Kranken belegt; eines davon hatte die Pockenkranken aufzunehmen, die natürlich isoliert sein mußten, die anderen waren für die Fußkranken, für die an Dysenterie (Ruhr) und Fieber Leidenden bestimmt. Erst am 1. September bekamen wir wirklich Verwundete, doch waren es deren nicht weiter als ein Dutzend, im Anfang reichten wir mit etlichen Matratzen, Decken und reichlichem Stroh für unsere improvisierten Kranken- und Schlafsäle aus. Alle Morgen machte der Arzt von Chesne, Herr Dolizy, seinen Besuch; dann ging es an das Erneuern der Verbände, womit zwei Krankenwärterinnen und einige Männer beauftragt waren. Eine Nachbarin sorgte indessen für kräftige Fleischbrühe und das Mittagessen. Die Lebensmittel zu beschaffen, war bald die größte und vornehmste Sorge unserer Ambulanz, denn die Soldaten hatten fast durchgängig einen recht gesunden Appetit, aber man mußte bereits die Portionen einteilen und beschränken; auch wenn man noch so sehr rechnete und einteilte, Chesne hatte höchstens noch auf acht Tage Mehl. Die Einwohner drückten den Wunsch aus, die Kranken bei sich zu Hause verpflegen zu dürfen, die wackern Leute hatten sich ohne jeden Hintergedanken mit dieser Bitte an uns gewandt; bei dem und jenem mochte ja wohl am Ende der unlautere Wunsch vorhanden sein, aus der Fahne mit dem roten Kreuz Nutzen zu ziehen, es gab ja auch solch gemeine Naturen, weitaus in der Mehrzahl aber leitete diese Bittsteller der Gedanke und der Wunsch, nützlich sein zu können. „Ich habe einen Sohn bei der Armee stehen," sagte ein Familienvater zu uns, „geben Sie mir zwei Verwundete, ich werde sie verpflegen, wie ich wünschte, daß man meinen Sohn verpflegen würde," und die beiden Soldaten, die er mit sich heim nahm, waren so trefflich verpflegt, als wären sie seine eigenen Kinder gewesen. Leute, die selbst nichts übrig hatten, legten sich gerne lieber die größten Entbehrungen auf, nur um ihren Kranken alles, was sie wünschten, verschaffen zu können. Auch mir blieb es nicht unbekannt, daß etliche Mitglieder der internationalen französischen Gesellschaft sich bitter über das Vorgehen der preußischen Intendanturen beklagten; man sprach davon, es seien den Sanitätsleuten Zelte und Leinwand weggenommen worden, dem Führer der Kolonne habe man den Kittel vom Leib heruntergezogen, und französische barmherzige Schwestern, französische Ärzte seien mit Gewalt zurückgehalten und

gezwungen worden, deutsche Verwundete und Kranke zu verpflegen. Ob das wahr ist, weiß ich nicht, das aber kann ich versichern, daß wir beide, mein Freund und ich, solange wir in Chesne waren, von der dortigen Militärbehörde auch nicht im geringsten belästigt wurden, im Gegenteil, wir fanden das freundlichste Entgegenkommen, und wenn einmal deutsche Soldaten auf unseren Vorrat von Lebensmitteln die Hand legen wollten, so bedurfte es nur eines Wortes von uns an den deutschen Kommandanten, und den Beutegierigen, die den armen Kranken ihre kärglichen Bissen nehmen wollten, fuhr ein Donnerwetter über die Köpfe, und er versäumte nicht, sowohl uns, als unsere Kranken mit allen nur irgend wünschenswerten Garantien zu umgeben. Eines Tages teilte uns der Kommandant mit, er wünsche unser Hospital zu besuchen, fügte aber sofort hinzu, wir möchten das doch ja nicht als eine von ihm beabsichtigte Einmischung in unsere Angelegenheiten auffassen, wäre dies der Fall, so bliebe er dem Spital ferne, er wolle mit seinem Besuch nur Freund wie Feind seine Hochachtung bezeigen, daß beide ihre Pflicht so brav erfüllt hätten. Unter dem Schutze der Ambulanz gingen alle unsere Rekonvalescenten und sogar diejenigen, welche wieder vollständig hergestellt waren, in den Gassen des Ortes spazieren; wir hatten, und das war im ganzen Dorfe bekannt, in unserer Scheuer etliche fünfzig Chassepotgewehre, es fiel keinem Menschen ein, uns dieselben wegzunehmen. Als der Tag herangekommen war, an dem wir von Chesne scheiden mußten, hätten wir begreiflicherweise gerne gewußt, was aus unseren Verwundeten werden würde, die beinahe ganz wieder hergestellt waren, und wir baten den deutschen Kommandanten um Aufschluß hierüber. „Diese Leute sind meine Gefangenen," erwiderte er, „so lange sie aber im Spital oder in Chesne verbleiben, werde ich sie als Kranke behandeln, nur wenn sie sich entfernen wollten, wäre ich gezwungen, mit Gewalt sie zurückzuhalten. Geben Sie den Burschen Bauernkleider und lassen sie die Kerls nach Belgien oder nach Hause gehen, so lange ich nicht dienstlich davon etwas erfahre, ist mir die Geschichte gleichgültig."

Unsere Soldaten waren leicht zu verpflegen; sie ertrugen ihre Schmerzen mit einer Geduld, die unsere Bewunderung erregte. Eines Tages begegneten wir einem armen Teufel, der auf seinen Kameraden gestützt, aber immer ganz heiter plaudernd, sich zur Ambulanz bringen ließ. — „Sie sind verwundet?" — „Ja, ich habe einen Flintenschuß abbekommen, es hat aber nichts zu besagen; wissen Sie, wo mein Regiment steht?" — Es hatte nichts zu besagen! Die Kugel war ihm bloß im linken Arm durch und durch gegangen, in die Brust eingedrungen und auf der rechten Seite wieder hinaus! Ein Chasseur, der bei Beaumont mit dabei gewesen, war zu uns ins Spital gekommen, den Kopf dicht mit Leinwand umwickelt. „Sorgen Sie nur erst für die andern," sagte er, „ich kann warten." Als wir nach seiner Wunde sahen, war es ein langer klaffender Säbelhieb, der über den ganzen Kopf bis auf die Stirne ging. „Als ich an einem der letzten Tage," so erzählte uns ein Berichterstatter, „mich über gewisse Vorgänge genau unterrichten wollte, traf ich am Fuße eines Hügels auf acht oder neun Offiziere, die hier auszuruhen schienen. Ich redete sie an und wir kamen bald ins Gespräch; endlich wagte ich die schüchterne Frage an sie zu richten, warum sie eigentlich hier, hinter der Front seien? „Aber mein Herr," sagte der lustigste von ihnen, „Sie sehen doch, daß mir eine Kugel den Arm zerschmettert hat. Sein Nachbar, der bisher das Taschentuch vor den Mund gehalten, nahm es einen Augenblick weg; eine Kugel hatte ihm die ganze Oberlippe weggerissen. Alle zwei waren schwer verwundet und warteten auf das Eintreffen einer Ambulanz. Als unsere Kranken auch nur halbwegs wieder besser daran waren, fanden sie auch ihr ganzes lebendiges Wesen wieder, sie bedienten ihre Kameraden und ersparten uns, wo sie nur konnten, Mühe und Arbeit. Eine Korporalschaft hatte eine Küche und eine Art Apotheke eingerichtet, eine andere betrieb eine flotte Flickschneiderei. Man spielte viel Karten, und noch mehr Zeit verwendete man aufs Plaudern, wobei das Thema natürlich immer das nämliche, das „von dem verratenen Frankreich" war. Sagen ließ sich absolut nichts gegen diese naive, aber felsenfeste Überzeugung, erlaubte man sich nur das Geringste zurückhaltende oder kritische Wort, so begegnete man durchbohrenden Blicken, die besagten: „Glaubt ihr vielleicht, wir seien Feiglinge?" Über die Schlacht von Sedan rissen unsere Kranken nun schon seit acht Tagen ihre schlechten Witze, das alles konnte ja gar nichts anderes sein, als ein preußisches Ammenmärchen. Und obwohl man bald genug an der Wahrheit der Nachricht nicht mehr zu zweifeln vermochte, verzagten unsere Verwundeten doch nicht daran, daß sie sich noch einmal mit den Preußen messen würden, und daß ihnen der Sieg, schließlich wenigstens, nicht fehlen könne.

Abends kamen gewöhnlich die deutschen Soldaten, um mit den Elsäßern unserer Ambulanz zu plaudern; sie waren ungemein zutraulich, und ihre Gutmütigkeit half über vieles hinweg. Die Unterhaltung war so ziemlich immer die gleiche. „Im Grund genommen, sind wir ja alle Brüder!" Das war die regelmäßige Einleitung des Gesprächs, und keiner versäumte es, sich ihrer zu bedienen. „Ihr sprecht ja auch deutsch, wie wir; wir sind brave Burschen, ihr seid's gerade so. Ihr schlagt euch, daß es eine wahre Freude ist, aber eure Führer sind nichts nutz." Und die Kranken finden, daß ihnen dies ganz aus der Seele gesprochen ist, und so geht die Unterhaltung weiter: „Ihr seid viel waghalsiger als wir, und ihr habt auch schönere Leute, aber unsere Artillerie ist der eurigen weit überlegen, und wir haben viel mehr Leute als ihr, viel, viel mehr; eure Minister haben euch belogen und betrogen, die sind an all dem Unheil schuld." Dann kamen vertraulichere Ergüsse, nun schüttete man gegenseitig das Herz aus. „Ach Gott, wie hart ist doch solch ein Krieg! Ich habe daheim alles müssen liegen und stehen lassen, was wird aus meinem Feld, was wird aus meinen Kindern geworden sein?" Und wenn man auseinander ging, drückte man sich in aller Freundschaft die Hand. Die gemeinen deutschen Soldaten haben im allgemeinen eine sehr gute Schulbildung; mit wenigen, ganz verschwindenden Ausnahmen, können alle lesen und schreiben. Ihre Lieblingsbeschäftigung, so lange sie im Felde liegen, ist, ihre Gedanken den Feldpostkarten anzuvertrauen, die ihnen von Regimentswegen täglich zur Verfügung gestellt werden; gar nicht selten sieht man sie im Biwak ein Büchlein hervorziehen, in das sie Notizen machen und die tagtäglichen Erlebnisse eintragen, etliche haben Pläne und Karten, auf denen Weg und Steg verzeichnet sind, bei sich; manche von ihnen haben auch schon früher Lothringen und Elsaß, sogar beträchtliche Strecken von Frankreich bereist, aber alle, die gebildeten wie die ungebildeten, stimmen darin überein: „Ihr seid geschlagen worden, weil ihr schlecht geführt waret." Der größte Teil der Deutschen stammt nicht aus Preußen. „Wir können die Preußen nicht gut leiden," sagen sie, „aber wir verdanken ihnen den Sieg unserer Waffen, und zudem fragt jetzt niemand mehr, wo, in welchem Lande bist du zu Hause? Es giebt nur noch Deutsche in unserem Heere. Der Krieg ist ja hart, für uns noch härter als für euch. Heiß sehnen wir den Frieden herbei, der uns wieder zu Weib und Kindern bringen soll, aber, wir führen es durch, wir gehen mit der Katze durch den Bach, es handelt sich um Deutschland, um dessen Größe, dessen Namen und Ruhm. Lange genug ist Deutschland das Aschenbrödel unter den Völkern gewesen, jetzt, siegreich und bewundert, ist die deutsche Nation die erste der Welt, und dieser Gedanke ist's, der uns aller Strapazen spotten läßt." Die deutschen Soldaten sprechen viel von Paris. Manche von ihnen haben Adressen dorthin, die sie uns zeigen; vom Hörensagen kennen sie auch etliche Straßen und die hauptsächlichsten Denkmäler. Um diese Stadt, um ihren Namen schon, webt sich bei ihnen ein geheimnisvoller Zauber. Nicht eine einzige Stadt in ihrem Lande kommt jener gleich; soviel man aus ihren Gesprächen zu entnehmen vermag, ist bei ihnen Paris eine herrliche, eine wunderschöne Stadt, ein gelobtes Land, aber auch eine Art Babylon, in welcher Verführungen und Vergnügungen aller Art der Sieger harren, die aber Gift für Leib und Seele werden können. Die höheren deutschen Offiziere, mit denen wir nun einmal notgedrungen verkehren müssen, plaudern viel und gerne mit uns. Was ihnen am meisten auffällt, ist die Indisziplin in unserer Armee; sie sind höchlich darüber erstaunt, wie wenig ernst wir den Krieg nehmen und welch geringen Wert wir auf Ordnung, Schule und sorgfältige Vorbereitung legen. Von einem bayrischen Offizier erhielt ich die erste sichere Kunde von der Schlacht bei Sedan. „Sie kennen, wie es mir scheint," sagte er, „die neuesten Ereignisse noch gar nicht; sie sind traurig genug für Ihr Vaterland. Sie haben keine Armee mehr, der Kaiser hat seinen Degen übergeben, und er selbst ist bereits auf dem Wege nach Kassel, aber hoffentlich ist damit auch dieser schreckliche Krieg aus. Ende, Frieden wünschen alle unsere Soldaten." Ich konnte ihm nur erwidern: „Frankreich wird sich nie für

besiegt erklären, hinter unserer Armee steht die Nation." — „Sie wollen von der Belagerung von Paris reden, ich weiß es, wir lesen ja Ihre Journale, aber diese erweisen Frankreich einen schlechten Dienst, denn sie tragen insgesamt nur dazu bei, euch über eure Stärke und die Bedeutung der militärischen Vorgänge zu täuschen; hat es denn irgend einen Sinn, jetzt noch nutzlos, zwecklos den Widerstand zu predigen? Paris ist so gut wie schon genommen; wir haben weiter nichts nötig, als drauf loszumarschieren und es zu umzingeln. Die Lebensmittel auf zwei Monate, die ihr vielleicht, wenn es gut geht, in Paris habt, gehen nach und nach auf die Neige. Uns geniert das nicht; wir gehen bis in die Normandie, wir werden unsere Requisitionen bis in die Bretagne ausdehnen." — „Und fürchten Sie nicht, daß unsere Demokratie bis in Ihre Reihen hinein greifen und Wurzeln schlagen werde? Es giebt in Deutschland sehr viel Unzufriedene!" — „Aber nicht in diesem Augenblicke! Heute giebt es in Deutschland weder Unterdrücker noch Unterdrückte, sondern einzig und allein Soldaten und Patrioten. Ganz Deutschland steht wie ein Mann für die nationale Sache ein; und was Sie da von der Macht der Demokratie erhoffen, die Frankreich die Rettung bringen soll, ist lauter Selbsttäuschung." — Es hätte sich freilich viel dagegen sagen lassen, aber weder mein Freund, noch ich selbst, waren zu langen Auseinandersetzungen aufgelegt, wir waren zusammengebrochen unter der Wucht der entsetzlichen Nachrichten. Obgleich sie in der Form immer höflich sind, bricht doch in der Unterhaltung mit preußischen Offizieren gar nicht selten eine lebhafte Abneigung gegen Frankreich, die Sieger von Jena, gegen diejenigen durch, welche Preußen im Jahre 1806 gedemütigt hatten. „Ihr habt uns besiegt, ihr habt unserem Lande den Fuß auf den Nacken gesetzt, aber jetzt ist unsere Stunde gekommen. Die Zeit hat Deutschland seine Rache gebracht, und thöricht wäre es von Frankreich, wollte es sich darüber beklagen. Seine unerträgliche Anmaßung, unter welcher ganz Europa so lange zu leiden hatte, seine militärischen Promenaden in allen Weltteilen, sein Chauvinismus" — dieses Wort hört man beinahe jeden Augenblick, so oft sich Deutsche mit Franzosen unterhalten, — „Frankreichs Siege, seine Suprematie, die auf nichts anderem als der Waffengewalt beruhte, haben Europa vor den Kopf gestoßen." Für diese pommerschen Barone, die bei uns durchmarschieren, wie für diese Leute, die in Göttingen oder Heidelberg studierten und nun in der Landwehr stehen, sind wir in Gottes Namen eben einmal ein leichtsinniges, wenn vielleicht auch geistreiches Volk, das sich über anständige, ehrbare Nationen lustig macht, das heute so, morgen so denkt, und niemals moralische Skrupel bekommt, das in seinen raffinierten Vergnügungen Byzanz noch hinter sich läßt, ein schlechtes, erbärmliches Volk, dem aller Sinn für Wahrheit und jeder sittliche Ernst abhanden gekommen ist. Nun ja, über solch ungerechte Urteile muß man sich hinwegsetzen können. Dieser Vorwurf der mangelnden Sittlichkeit, den man uns macht, ist einfach ein kindischer. Auch die Deutschen haben ihre Fehler, gewaltige sogar, und der Sieg wird sie wohl kaum ins Gegenteil verkehren.

Inzwischen zogen immer neue deutsche Truppen durch Le Chesne; vom Morgen bis zum Abend ging das in einem fort. Wenn ein Regiment nicht aus irgend einem Grunde Halt machte, ließ es sich gewiß auch nicht ein einziger Soldat einfallen, aus Reih und Glied zu treten, die Haltung dieser Leute war schlankweg tadellos; man konnte glauben, dieses Corps marschiere zu einer Parade, keinem der Soldaten sah man Ermüdung oder Krankheit an, in unserem Lazarett blieben nur ganz wenige zurück, wie denn auch der Gesundheitsstand der deutschen Armee nicht anders als trefflich genannt werden kann. Der unsrige war dies am Ende ja auch, aber die Preußen hatten so und so oft in Wind und Wetter biwakiert, und nur die eine, auch in unserer Armee immer und immer wieder gehörte Klage hatten auch sie, daß sie nicht alle Tage zum Abkochen gekommen seien. — Jeden Morgen wurde dem Maire die Anzahl Leute mitgeteilt, die einquartiert werden sollten; im Durchschnitt hatte er jeden Tag für 500—600 Mann zu sorgen. Alle Ortschaften der Umgegend waren ebenfalls mit Einquartierung belegt, die Generale ließen es sich gewaltig angelegen sein, ihre Regimenter so thunlich als nur möglich auf einen größeren Raum zu verteilen, um nicht die Gegend, durch welche sie zogen, völlig auszusaugen. Die Requisitionen waren folgendermaßen festgesetzt: 700 Gramm Brot und 500 Gramm Fleisch pro Tag für jeden Mann, dazu noch Tabak, Kaffee und Zucker. Die Truppen trafen gewöhnlich um Mittag ein, und mußte um diese Zeit das Essen bereit sein. Solche Anforderungen treffen ein schon vorher ausgeraubtes Dorf hart, und oft ist es unmöglich, allem gerecht werden zu können. Man stelle sich doch einmal vor, wie es in dem Hauptorte eines Kantons aussehen mußte, den schon mehr als 200,000 Mann passiert hatten, der mehr als 100 Fuhrwerke zu stellen und täglich mindestens 500 Soldaten zu beherbergen hatte, oft und viel auch noch 300—400 Pferde füttern mußte, und all das in dem Zustande äußerster Erschöpfung, in den ihn die eigene, die französische Armee versetzt hatte. Was unserem Orte noch von Lebensmitteln geblieben war, das ging nahe zusammen. — Die Soldaten, welche einen halben Tag und eine Nacht lang in Chesne zugebracht hatten, machten keinen großen Lärm in dem Ort. Sie luden ihre Proviantwagen und sonstigen Fuhrwerke ab, lauter französische Wagen, welche unsere Intendanz in Sicherheit zu bringen unterlassen hatte, reparierten ihr Feldmaterial oder gingen plaudernd spazieren. Die Offiziere ließen sich in aller Ruhe und Stille auf dem Marktplatz unseren Champagner schmecken, der ganze Platz war voll mit Kisten, in denen sich die feinsten Marken der besten Fabriken befanden. Der deutsche Soldat pflegt zeitig sein Quartier aufzusuchen und für sein Nachtessen zu sorgen; den Schrecken, der vor ihm hergeht, weiß er trefflich auszunützen. Da man seine Sprache nicht versteht, ist eine Verständigung und Auseinandersetzung immer schwierig, so läßt man ihn denn eben auch in den Keller laufen; er nimmt sich Wein, so viel er will, Lebensmittel, so viel er zu finden weiß, und einen guten Teil der Nacht bringt er am wohlbesetzten Tische zu. Daß er sich jemals irgendwie Gewaltthätigkeiten gegen Personen hätte zu schulden kommen lassen, davon habe ich während meines Aufenthaltes in Chesne niemals etwas gehört. Fast nie kam es vor, daß irgend etwas gestohlen wurde, ein einziger Soldat nur wurde bezichtigt, eine Uhr und einen Shawl gestohlen zu haben, dagegen räumte einmal ein Bataillon im Laden eines Kaufmanns, der mit Strümpfen handelte, gründlich auf. — Die Truppen, welche wir zu Gesicht bekamen, gehörten vornehmlich bayrischen und württembergischen Kontingenten an; Preußen und Sachsen hatten, so schien es, einen größeren Stolz und waren eingebildeter als diese. Die Truppen, welche Chesne zu beherbergen hatte, waren verhältnismäßig auch nicht allzu zahlreich, und jene großartigen Requisitionen von Ochsen und Hämmeln, wie sie andere Gegenden des Departements so schwer trafen, kamen hier nicht vor. Der Ort freilich war klein, die Offiziere konnten somit auch besser zum Rechten sehen, und jeder Akt der Plünderung würde sofort strenge bestraft worden sein. Freilich wird man nicht aus dem, was wir gesehen haben, auf die Haltung der ganzen Armee schließen dürfen. — Die Deutschen, welche sehr gesetzeskundige Leute sind, nehmen für sich in Anspruch, nach jenem Gesetze zu handeln, welchem zufolge der Bürger neutral ist, und die siegende Partei diesem gegenüber kein anderes Recht, als dasjenige bei ihm zu requirieren, hat; leider aber reicht schon dieses einzige Recht hin, ein Land zu verwüsten. Fast alle Requisitionen, an Lebensmitteln wenigstens, fanden durch den Maire statt, und wurde darüber eine Urkunde aufgenommen; wie viel Stück Hornvieh, Pferde, Wagen von den Deutschen ihren Eigentümern weggenommen wurden, ist aus den Quittungen der preußischen Intendanturbeamten zu ersehen. Requisitionsscheine sind Anweisungen, bei denen es sich erst am Ende des Krieges zeigt, wer solche zu bezahlen hat; ist der Friede endgültig geschlossen, so dürfen die einzelnen Gemeinden vom Lande natürlich Bezahlung für das von ihnen Gelieferte verlangen, denn keine französische Kammer wird sich einer derartigen Forderung entziehen; es wäre ja schändlich, wollten die vom Krieg verschont gebliebenen Landesteile nicht auch ihren Anteil an dem gemeinsamen Unglück tragen. Diese armen Provinzen, welche so lange Zeit alle Schrecken der Invasion zu ertragen hatten, mit Geld schadlos zu halten, ist nicht mehr als recht und billig, aber was will das heißen? Nein, niemals wird Frankreich sich gegen diese Leute genug dankbar erweisen und ihnen seine Sympathieen bezeigen können, diesen Leuten, die so Schweres erduldet haben.

Die Nachrichten über den 2. September hatten sich vollständig bestätigt. Paris steht in aller Bälde einer Belagerung gegenüber. Werden wir noch so viel Zeit haben, dorthin zu kommen, ehe die Bahn-

linien gesperrt und abgeschnitten sind; wird man uns durch all diese Armeecorps hindurch passieren lassen, die zur Zeit alle Ardennenstraßen bedecken? Unsere Schwerverwundeten sind ihren Verletzungen erlegen, die anderen sind entweder vollständig wieder hergestellt oder auf dem Wege der Besserung, unsere Ambulanz ist somit in der glücklichen Lage, daß man ihrer Dienste kaum mehr bedarf. Wir setzten unsere Lage mehreren höheren Offizieren, welche durch Chesne kamen, auseinander, sie konnten uns aber keine regelrechte Erlaubnis geben, nur die Armeecorpskommandanten, so glauben wir wenigstens, deren es in der ganzen Armee etwa zwölf sind, waren berechtigt, einen derartigen Paß auszustellen. Man hat uns geraten, mit unserem Anliegen nach Attigny uns zu wenden, wo wir vom Kronprinzen sicherlich aufs beste aufgenommen sein würden, oder auch ohne alle weiteren Formalitäten abzuziehen und nach der Grenze zu marschieren, dadurch hätten wir einen Vorsprung von vierundzwanzig Stunden. Diesen letzteren Rat befolgten wir und sagten unseren Freunden in Chesne Lebewohl, nicht ohne ihnen versprochen zu haben, in besseren, schöneren Tagen sie wieder in dem armen Dörfchen aufsuchen zu wollen, in welchem wir so traurige Stunden durchlebt. Zu Fuß und ohne Gepäck schlugen wir die Straße nach Mouzon ein. Umsonst hatten wir uns überall bemüht, ein Fuhrwerk und ein Pferd aufzutreiben, es gab in Chesne weder das eine noch das andere mehr, und wenn je der Besitzer eines solchen den Requisitionen glücklich entronnen gewesen wäre, so hätten wir ihm doch nicht zumuten können, alles Risiko einer Reise bis nach Sedan auf sich zu nehmen.

Von Chesne bis Mouzon, sieben Stunden weit, war die Straße mit bayrischen Soldaten bedeckt, die von Sedan her kamen; sie hatten viele Nachzügler, und eine große Anzahl, denen man die Ermüdung ansah, lag an den Chausseegräben. Ihre Montur sah lange nicht so proper aus, wie wir es von Chesne her gewöhnt waren, die offenen Waffenröcke ließen eine nichts weniger als reine Leibwäsche sehen. Unter ihrem Waffenrock tragen die Soldaten in der Regel ein weißes leinenes Kamisol; sind sie im Quartier, so ziehen sie den Waffenrock aus, und behalten zum Kochen, Putzen und dergleichen nur ihr Kamisol an. Auf diese Weise schonen sie ihre Uniformen, und können, wenn es ihnen zweckdienlich erscheint, die Dörfer durch ihre flotte Erscheinung und ihre gute Haltung in Erstaunen setzen. Die deutsche Armee wendete all diese Mittelchen an, deren große Tragweite und Wert sie wohl kannte.

Gegen Mittag begegneten wir in Tannay einer ganzen Division, welche Halt gemacht hatte und nun für einige Stunden auf dem vor dem Orte liegenden Hügel ausruhte. Die Soldaten lagerten sich in Reih und Glied, nur ganz wenige hatten die Erlaubnis erhalten, ins Dorf hineinzugehen. Alles ist vollständig geordnet und bereit, im nächsten Augenblick in die Gefechtsformation überzugehen. Nach einiger Zeit kommen wir an einem Wagenpark vorbei. Wagen und Pferde stehen zu sechs oder sieben in gleicher Breite und Abstand am Wege, die Pferde sind an durch Eisendraht miteinander verbundenen Pfählen angebunden. Die Anlage dieses Parkes ist wie mit dem Zirkel abgemessen.

Bei unserer Ankunft in Grandes Armoises riefen uns zwei am Dorfeingang aufgestellte Schildwachen zu, das Dorf sei von der Armee besetzt. Ganz anders als in Tannay waren hier die Deutschen in allen Häusern, und die Einwohner ließen sie schalten und walten, wie sie mochten. Die Einquartierung schien sich vornehmlich damit zu beschäftigen, Kisten und Kästen nach Lebensmitteln zu durchsuchen und in den Kellern nach Wein zu fahnden, doch ging alles in der größten Ruhe vor sich. Am Ausgang von Grandes Armoises stand eine ganze Menge Fuhrwerke. Die deutschen Armeetrains haben keinen großen Umfang, es sind meistens kleine Wagen, manche unter ihnen sogar Korbwagen, aus Weiden geflochten, recht leicht, so wollen sie es haben. Wir dachten, solche Wagen seien einer großen Armee wie die deutsche eigentlich doch nicht würdig, aber eine eben des Weges kommende Husarenschwadron überzeugte uns bald von dem Vorteil, den diese einfachen Fuhrwerke bieten; sie sind so wenig breit, daß die Reiter im Galopp auf beiden Seiten des Trains vorbeizureiten vermögen, ohne daß dieser genötigt wäre, auch nur einen Augenblick zu halten. Die französische Armee hatte in Chesne mehrere Munitionswagen stehen lassen, die Deutschen nahmen nur ein paar davon, sie waren ihnen zu breit und zu schwer. So viel ist sicher, daß auf unseren französischen Vicinalwegen und selbst auf unseren großen Straßen, wenn sie schmutzig sind oder das Terrain uneben ist, wie dies in den Ardennen der Fall, die Trainsoldaten mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Die deutschen Fuhrwerke vermögen in den meisten Fällen den Regimentern, zu denen sie gehören, zu folgen, die Lebensmittel treffen somit fast zur gleichen Zeit wie die Truppen im Biwak ein, und das ist ein wesentlicher Vorteil. Dabei sind diese kleinen Militärfahrzeuge in der Regel mit ebensoviel Pferden bespannt, wie unsere schwerfälligen Kasten; schnell vorwärts zu kommen, ist augenscheinlich eines der größten Anliegen der deutschen Militärverwaltung. — Auf der Straße von Chesne nach Mouzon ist der Verkehr frei; die Bauern, welche auf gut Glück ihr Dorf verlassen oder dahin zurückkehren, können dies ganz nach Belieben thun, viele von denen, mit welchen wir uns in ein Gespräch einließen, kamen von Sedan, wohin sie mit den Preußen hatten ziehen müssen, sie haben's mitgemacht, wie die Granaten auf die Festung niederregneten, und oft sind ihre Kameraden in nächster Nähe von ihnen durch Granaten zerrissen worden; diese requirierten Fuhrleute teilten wohl oder übel die Gefahren der Armee. Zu erzählen wußten sie übrigens nicht viel, als daß es Tote zu Tausenden gegeben habe, Neuigkeiten wollten sie eigentlich von uns wissen. Einer von ihnen zog mit den Deutschen nun schon seit Pont à Mousson, ein anderer gar von Château Salins mit herum, vor zwei oder drei Wochen hatte man sie von der Straße hinweg mit Roß und Wagen fortgenommen, sie hatten nicht einmal ihre Weiber davon in Kenntnis setzen können. — Von Grandes Armoises an stießen wir auf Schritt und Tritt auf die Spuren der letzten Kämpfe. Die Fluren waren von den Rosseshufen zerstampft, die Bäume von Kugeln zerfetzt und zersplittert, tote Pferde, zertrümmerte Wagen lagen umher, die Feldlager waren verlassen, Trümmerhaufen lagen überall umher. Bei der Ferme Beaumont wurden diese Spuren immer zahlreicher, Straßen und Felder waren mit Tornistern, Tschakos, Feldflaschen und Eßnäpfen bedeckt. Die Leichname waren verscharrt worden, die Waffen zusammengetragen und die Tornister schleunigst geleert, überall aber lagen noch Papierfetzen und Briefe umher. Diese Spuren des Kampfes ließen auf die Vorgänge, die sich hier abgespielt, schließen. Eine Querstraße entlang bildeten die Toten eine lange Reihe; in Plänklerkette aufgelöst, fielen hier die Leute längs des Weges, von dem tödlichen Blei getroffen; etwas weiter entfernt lag ein ganzer Haufen von Leichen, eine ganze Compagnie ist hier zerschmettert worden. Der Waldboden ist mit preußischen Tornistern wie übersät, die Träger derselben haben sich hinter den Bäumen zu decken gesucht; über diesen völlig freistehenden Hügel hinweg hat Bataillon um Bataillon vormarschieren müssen, um in den Kampf einzugreifen. Umgestürzte Fahrzeuge, zerbrochene Lafetten zeigen den Platz an, wo eine Batterie gestanden hat. An zwanzig verschiedenen Stellen zeigt die frisch aufgeworfene Erde die Plätze an, wo die Gefallenen in großen Gruben ruhen, kein Gedenkstein wird die Namen der hier Begrabenen späteren Geschlechtern überliefern, nur wenige Soldaten sind in der Nähe der Häuser oder auf den Kirchhöfen der verschiedenen Dörfer begraben worden, ein schmuckloses Kreuz bezeichnet den Ort, wo sie ruhen. Was einen am meisten erstaunen läßt, ist der weite Raum, über den sich der Kampf ausgebreitet hat, und wie er doch wieder auf einzelne Stellen beschränkt war. In Terrainabschnitten, wo der Kampf am wütendsten tobte, sind weite Felder, ganze Gehölze vollständig unversehrt geblieben; etliche Bauern, die Augenzeugen gewesen, erzählten uns ihre Erlebnisse und bestätigten unsere Vermutungen. Inzwischen hat die Sonne die Nebel verscheucht, der Himmel glänzt im tiefsten Blau, die Erde, feucht und dampfend, erwacht aufs neue, von der Herbstsonne begrüßt, durch das Dickicht brechen und flimmern die Strahlen des Morgenlichts, die ganze Ebene prangt im frischesten Grün, rings um uns her hat die Natur ihr Festkleid angelegt, wenige Tage noch und auch die letzte Spur des heißen Kampfes, der hier gewütet, wird vom Erdboden verschwunden sein. — Als wir gegen die Ferme von Beaumont kamen, huschten drei Schatten ängstlich an der Waldlisière entlang und verschwanden in der lang hingestreckten Ebene. Es waren Landleute, die alles, was sie noch auf dem Schlachtfelde hatten finden können, in große Säcke stopften. Diese Begegnung überraschte uns gerade in dem Augenblicke, als wir uns einige der zerstreut herumliegenden Briefe, von denen es eine ganze Unmasse hier gab,

hatten aufheben wollen. Wir wagten es nicht, unser Vorhaben auszuführen. Diese zerstreuten Fetzen, mit denen der Wind spielt, die er noch in den nächsten Tagen bald da, bald dorthin treiben wird, in ihnen liegt das Herz, das ganze Gefühl, liegen die letzten Gedanken so vieler Tausende Opfer dieses unseligen Krieges; ihre Träume von Ruhm und Ehre sind zu Ende, rauh und kalt hat sie das Schicksal zerstört, und ihre heißesten, kühnsten Hoffnungen, was sind sie gewesen? Eitel Schaum und Seifenblasen, ein kurzes Weilchen nur haben sie vorgehalten, bis Mitrailleuse und Kanonen ihre furchtbare Arbeit gethan! In Mouzon gingen wir spornstreichs zu einem reichen Gutsbesitzer hin, für den wir einen Brief abzugeben hatten. Wir fanden das Haus Pierre D...'s überfüllt, etwa 1½ Dutzend Leute, alle seine Paten und Gevatter hatten sich zu ihm geflüchtet gehabt und wagten sich nicht mehr nach Hause zurück. Der Feind hatte unserem Gastfreunde zwölf Ochsen, vier Pferde und dem entsprechend noch sonstige Dinge abgenommen, er hatte nicht einmal mehr das notwendige Saatkorn. — Am Morgen in der Früh wollten wir uns vor unserem Abmarsch noch das Dorf besehen, etwa ein Dutzend Häuser war niedergebrannt. An Privat-Ambulanzen mangelte es nicht, und wie in Chesne leisteten die Bewohner in Werken der Barmherzigkeit das Menschenmöglichste. In einem großen weitläufigen Gebäude war eine französische Ambulanz eingerichtet; die Preußen hatten auch einige Lazarette am Platze. Wir bedauerten sehr, uns nicht aufhalten zu können; gar zu gerne hätten wir die Unterschiede zwischen unseren und ihren Lazaretten kennen gelernt, aber wir mußten heute noch Belgien erreichen, um dort Nachtquartier zu finden. So kehrten wir heim, um uns von unsern Quartiergebern dankend zu verabschieden.

Die sächsische Armee begann ihren Vormarsch auf der Straße von Mouzon nach Chesnè; alle unsere Tischgenossen von tags zuvor hatten sich im Keller verkrochen, aus Furcht, man würde aufs neue bei ihnen requirieren wollen. Diese Armee kam von Sedan, die Infanterie hatte ein viel kriegerischeres Aussehen als die bayrischen und württembergischen Divisionen, denen wir gestern begegneten. Musik an der Spitze, marschierte das Armeecorps vorbei, Walzer und Polkas spielend (!), die uns an die scheußlichen Musikbanden, die im Schwarzwald bei der „Kirwe" aufspielen, erinnerten. Die Kavallerie dagegen ist prachtvoll und bewunderungswürdig; diese Leute mit den mächtigen, breiten Schultern, ihren blonden Haaren und rosigen Gesichtern, strotzend von Kraft und Gesundheit, wie sie da droben sitzen auf ihren schönen Pferden, gleichen sie unter ihren Helmen und mit ihren blitzenden Kürassen und weißen Waffenröcken Soldaten aus dem Mittelalter. So mochten die Begleiter Barbarossas ausgesehen haben, da er als Kreuzfahrer ins heilige Land zog, so hat Holbein und seine Schule die deutschen Ritter dargestellt. Da ist alles Lebensfülle, Kraft und Solidität. Nach ihnen kommen rote Husaren; so weit das Auge blicken kann, ist die Straße von Sedan mit Soldaten bedeckt. Aber wir können nicht länger warten; bis diese Soldatenflut sich verlaufen hat, kann's noch lange dauern, so entschließen wir uns denn eben, über Douzy und Francheval unsern Weg zu nehmen. Die Straße nach Douzy war ganz verödet; erst als wir Mouzon hinter uns hatten, stießen wir auf einige vom dortigen Maire requirierten Bauern, welche damit beschäftigt waren, Pferde-Kadaver zu verscharren. Der Regen, welcher seit dem frühen Morgen heruntergoß, ließ nicht nach bis zum Abend. Unterwegs begegneten wir nur einigen Johanniter-Spitälern und schweizerischen Sanitätsleuten, welche ganz allein ihre Straße fürbaß zogen, sowie Ulanen, welche die Straßen-Polizei ausübten. Der ganze Weg führt durch prachtvolle Thäler, vor uns heben sich scharf und prächtig die Hügelketten von Sedan ab. Auf der Höhe des Hügels, der den Ort Douzy beherrscht, machten wir bei einem einsamen Weberhäuschen Halt, von dem nur noch die vier nackten Wände stehen geblieben waren; nichts war mehr da, Leinwand, Lebensmittel, ja sogar das Küchengeschirr, alles war verschwunden. Mit Thränen in den Augen erzählte uns der arme Mann, wie schlimm es ihm ergangen, und wie er um alles gekommen sei. Douzy war von etlichen Soldaten besetzt. Auch hier stand wie in Chesne an allen Thüren mit Kreide noch angeschrieben: „Wohnung von Hauptmann so und so;" — „für den Herrn General belegt;" — „Quartier für drei Sekondelieutenants;" „Stallung für acht Pferde." Und diese Einteilung hat dann für alle Regimenter, die nachkamen, ebenso gegolten. Eine Meile von Francheval entfernt kreuzte unser Zug vier Ulanen, gleich darauf kamen ihrer 14 oder 15, schließlich eine ganze Schwadron. Kurz darauf kamen wir an einem langen Zug französischer Gefangener vorbei, es mochten ihrer etwa zweitausend sein. Etliche Reiter und zweihundert Mann Landwehr an der Spitze und ebensoviele am Schluß, etliche Mann alle fünf Schritte auf beiden Seiten, — wahrlich ein schwaches Aufgebot, Grenadiere der französischen Garde und Chasseurs d'Afrique zu transportieren; nie, seit ich unterwegs war, bot sich mir ein solch jammervoller Anblick. Diese Männer in ihrer Vollkraft, diese energischen Gestalten, geführt und überwacht von Leuten, welche die reinsten Kinder ihnen gegenüber waren. Sie durften nur wollen, und sie konnten sich befreien, aber die ganzen Ardennen steckten voll vom Feinde, sein Eisengürtel war nicht zu sprengen, unerbittlich lastete das Schicksal auf den armen Leuten, die ein Bild der Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit boten. Diesem Zug folgte ein anderer, aus lauter Marine-Infanteristen bestehend, auch sie haben tapfer ihre Pflicht gethan, aber man sieht es, sie sind müde und abgehetzt. So weit war es nun mit unseren Freunden von Attigny und Neuville gekommen, diesen frohen, lustigen Kameraden, diesen unerschrockenen Burschen, die sich kindlich darauf gefreut hatten, an den Feind zu geraten und sich zu schlagen. Diese große Armee, die tags darauf damals von Reims abmarschierte, jetzt zieht sie in Abteilungen von 2000 Mann auf den Ardennenstraßen dahin, von deutschen Soldaten eskortiert. — In Francheval aßen wir bei Herrn D., einem früheren Notar, zu Mittag, er war erst vor kurzem aus dem Wald von Muno zurückgekehrt, wohin er sich während der Kanonade von Sedan geflüchtet hatte; sein Haus war vollständig ausgeplündert worden, man nahm ihm sogar sein Geld aus seinem, wie er geglaubt hatte, sicheren Versteck fort, der gute Mann hatte nichts mehr als seine Bluse, und die Kleider, die er gerade auf dem Leib hatte, als er in den Wald floh.

Wir hatten noch drei Stunden querfeldein und durch lange Wälder zu marschieren, um Zeit zu gewinnen. Auf unserem Marsch durch Pourru aux Bois erfuhren wir zu unserer Beruhigung, daß die Verwundung Mac Mahons, der seit dem vorigen Tage hier angekommen war, keine schwere sei. Die Bewohner von Francheval, die sich alle geflüchtet gehabt hatten, kehrten jetzt in Scharen zurück. All diese Tage herein hatten sie in den Wäldern gelebt und kampiert, größtenteils an der belgischen Grenze und über derselben drüben; auf Schritt und Tritt begegneten einem solche Leute, die alle ängstlich fragten, ob es gefährlich sei, zurückzukehren? Die Panik unter diesen Leuten war eine entsetzliche gewesen, sie waren von Hause einfach fortgelaufen, hatten aber nicht ihr wertvollstes Eigentum mitgenommen, sondern was ihnen gerade unter die Hände gekommen war. Da hatte eine Familie einen großen Fleischtopf und etliche Kochlöffel, dort schleifte einer einen Küchenschrank daher, der dritte floh mit einer Hacke auf der Schulter. Ein alter Bauer hielt krampfhaft eine Gans und ein Huhn unter die Arme gepreßt; Männer, Weiber, Kinder, alles war schwer bepackt. Die Vorsichtigsten führten ihre Wagen mit, oder trieben eine Kuh oder einen Ochsen vor sich her. Endlich hatten wir die Grenze erreicht. Um la Grande Hay, in Belgien, hatte sich in der letzten Zeit ein wahres Dorf entwickelt, große Zelte und Reisigschuppen, Holzhütten und Fuhrwerke aller Art mußten dieser unglücklichen, aus Frankreich hier zusammengeströmten Bevölkerung Schutz gewähren. Ein Weg von etwa 1½ Stunden führte uns nach Muno. Der Bürgermeister empfing uns in seiner großen flamländischen Küche, auf dem Herd brannte ein lustiges Feuer, auf dem Tisch prangte ein mächtiges Stück Butter zwischen einem welschen Hahnen und einem gewaltigen Stoß blendend weißer Servietten; der Frau vom Hause, den Kindern, den Dienstboten, kurz allem sah man es an, daß Wohlstand in diesem Hause herrschte. Eine auf einem Baume, wenige Schritte vom Hause weg, aufgepflanzte Fahne in den belgischen Farben schützte uns völlig vor allen Fährlichkeiten und viele vielleicht vor sicherem Tod. Auch einen Wagen waren wir so glücklich zu bekommen. Madame B... die sich aus ihrem Schlosse in den Ardennen hieher geflüchtet hatte, war so gütig, uns den ihrigen zu leihen, nun konnten wir in sechs Stunden in Marbehan und auf der Eisenbahn, des andern Tages um Mittag in Brüssel und abends in Paris sein. Man gab uns einige Zeitungen zu lesen, die ersten, die wir seit unserer Abreise von Paris zu Gesicht bekamen, aber alle noch so interessanten und ausführlichen Nachrichten

vermochten kaum unser Interesse zu erregen. Es ging uns wie dem Soldaten, wie dem Bauern in den vom Krieg überzogenen Landesteilen, die physische und moralische Abspannung war zu groß, zu stark. Morgen vielleicht, vielleicht noch später werden wir den Bericht über die großen Ereignisse, in denen wir mitten drin standen, die wir miterlebt haben, lesen, und von denen wir zu dieser Stunde eigentlich noch gar nichts, als kleine Bruchstücke wußten und einzelne Episoden. — Das französische internationale Comité, welches im Juli 1870 so ganz unerwartet an die Arbeit gerufen wurde, hat gleichwohl schöne Leistungen aufzuweisen gehabt; vom 4. August bis 1. September richtete es zehn Feldambulanzen ein, die sich der Armee anschlossen. Gegenwärtig sind seine Hospitäler überall in den vom Feinde überzogenen Provinzen, und gleichzeitig schuf man in Paris ein weitumfassendes Hilfssystem, dem sich die öffentliche Mildthätigkeit nicht entzog. Ein Blick in den von der Vereinigung am 10. Oktober veröffentlichten Rechenschaftsbericht genügt, um sich einen Begriff von den Hilfsquellen machen zu können, über welche sie verfügte, und wie sie solche zu benützen verstand. Wenn auch anfänglich, als die Probe auf das Exempel gemacht wurde, da und dort Fehler sich zeigten und Mängel zu Tage traten, so sind doch die meisten bald verschwunden, und die Gesellschaft war unablässig bemüht, auch die übrigen aus der Welt zu schaffen. Gleichzeitig erhielt unter unsern Augen das Prinzip der internationalen Barmherzigkeit seine schönste Weihe; diejenigen Völker und Nationen, welche sich der Wohlthat des Friedens zu erfreuen hatten, sandten ihre Vertreter auf die Schlachtfelder, um dort Hilfe zu leisten, die Schweiz, Holland, die Vereinigten Staaten schickte ihre Ambulanzen zu den kämpfenden Heeren, England reiche Geldmittel und hilfsbereite Männer. Belgien stellte uns Ärzte und Krankenwärter zur Verfügung, nahm unsere Verwundeten nach den Kämpfen um die Ardennen auf, und richtete eine Menge freiwilliger Lazarette ein. Europa zählt von nun an ein Banner weiter, das der Bruderliebe, und seine Träger werden sich noch darüber eines Tages freuen können, daß, was sie erhofft und ersehnt, kein leerer Traum geblieben, sondern Wirklichkeit geworden ist.

Revue de deux mondes 1870. 90. Band Albert Dumont.

Unter der Flagge der internationalen Ambulanzen.

Von Gabriel Monod, französischem freiwilligem Krankenpfleger.

Am 19. August begaben wir uns, veranlaßt durch Depeschen, denen zufolge unsere Armee bei Metz siegreich war, auf den Weg dahin, aber schon in Sedan vermochte uns keine Menschenseele zu sagen, wie wir dorthin gelangen könnten. In Montmedy trafen wir auf dem Bahnhof den Baron Larey, Generalinspektor der militärischen Ambulanzen, der uns fragte, ob wir wüßten, wo der Kaiser und die Armee sei? Wir wußten nichts, rein gar nichts, erst in Audun le Roman erfuhren wir einiges. Ein Feldgeistlicher, der am 18. August das brennende St. Privat verlassen hatte, sagte uns, daß Bazaine nach einem blutigen, erbitterten Kampfe nach Metz zurückgeworfen worden sei. Tausende von Verwundeten, sagte er, lägen noch draußen auf dem Schlachtfelde, Grund genug für uns, so schnell als möglich dorthin zu eilen. Es war halb fünf Uhr; ein feiner, kalter Regen rieselte hernieder, während wir die Straße nach Briey einschlugen. Flüchtende Bauern auf allen erdenklichen Kärren und Wagen oder zu Fuß, ihr Vieh hinter sich drein zerrend, kamen an uns vorbei, verstörten Blicks, und hatten auf all unsere Fragen nur die eine Antwort: „Sie kommen, sie sind schon da!“ Die Weiber heulten und zitterten. Ein Geistlicher kam an uns vorüber und las in seinem Brevier. Auf unsere Frage, was es Neues gebe, blickte er uns nur ganz erstaunt an, setzte dann aber Spaziergang und Lektüre ruhig fort. Eben waren wir vor dem Dorfe Landres angelangt, als uns zwei auf dem höchsten Punkt der Landstraße aufgestellte Ulanen schon von weitem anriefen und mit gespanntem Pistol uns Halt geboten. Mein Vorgesetzter, F. Monnier, stieg ab, während ein Ulanenoffizier heranritt und mit ausgesuchter Höflichkeit und unter Verdankung der Hilfe, die wir den Verwundeten bringen wollten, uns die Punkte bemerklich machte, wo unsere Hilfe am notwendigsten sein dürfte. Er wies uns nicht nach den sagenumwobenen Steinbrüchen von Jaumont, wo gar kein Kampf getobt hatte, sondern nach St. Privat, Sainte Marie aux Chênes und Amanvillers.

Den andern Tag, am 21. August in der Frühe, waren wir in St. Privat. Trotz der geradezu wunderbaren Thätigkeit der deutschen Ambulanzen, trotz des kolossalen Personals, über das sie, an Militär wie an Civilpersonen, verfügten, lagen noch Hunderte von Verwundeten unverbunden auf der Straße, auf ein paar Strohhalmen, ohne Verband, ohne einen Bissen Brot. Im Feld draußen, das alle Spuren des Kampfes trug, begrub man die Toten; nie vergesse ich das düstere Bild, das ich hier zum erstenmale sah, und dessen Erinnerung mir tief eingegraben bleiben wird, mit all diesen Haufen aufgetürmter Leichen, die förmliche Mauern bildeten, schwarz und düster. Was wir an Nahrungsmitteln und Verbandzeug bei uns hatten, war bald genug aufgebraucht. Auf den Rat eines Offiziers hin hatten wir den unglückseligen Gedanken, nach Doncourt, ins Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl, zu gehen, wo wir mit Vorwürfen (mit berechtigten! D. Verf.) seitens eines höheren Generalstabsoffiziers empfangen wurden. Bitter beklagte sich derselbe über die Nachlässigkeit und Faulheit der französischen Ärzte. Endlich, dank der wohlwollenden Dazwischenkunft des Major Löffler begnügte man sich deutscherseits damit, uns in Doncourt festzuhalten und uns den ausdrücklichen Befehl zu geben, das Dorf, wo es allerdings Arbeit genug gab, nicht zu verlassen. Wir waren noch keine 24 Stunden lang in Thätigkeit, als am 22. August um ½ 4 Uhr ein blonder, lang aufgeschossener Dragoneroffizier auf uns zuritt, nach Herrn Monnier fragte und diesem ein Schriftstück einhändigte, folgenden Inhalts: „Die Gesellschaft des Herrn F. Monnier, zusammengesetzt aus den Herrn . . . . ., abgereist aus Paris am 19. d. M. abends, angekommen in Doncourt am 21., hat sich infolge eingetroffenen Befehls unverzüglich nach Paris zurückzubegeben, und zwar auf folgenden Etappen: Den 22. August in Etain, — den 23. in Aubréville, — den 24. in Suippes, den 25. in Epernay, den 26. in Mézy, den 27. in Changis, den 28. in Chelles, den 29. in Paris. Die Herren dürfen sich nicht von der ihnen vorgezeichneten Straße entfernen, und würden sich, falls sie eine andere Straße einschlügen, der Gefahr aussetzen, als Kriegsgefangene behandelt zu werden. (Herr Monod ist ehrlich genug, zu gestehen, daß, wie es sich später herausstellte, einer der Ärzte thatsächlich eine in Berlin sehr übel vermerkte politische Rolle im Orient gespielt hatte.) Diese Marsch-Ordre ist sämtlichen Militärbehörden mitgeteilt, und der Chef der Gesellschaft, Herr Monnier, ist verpflichtet, diesen Paß jedem Kommandanten der von den Deutschen besetzten Plätze vorzuzeigen. Doncourt, den 22. August 1870. Der Kommandierende des Großen Hauptquartiers.“ (Unterschrift unleserlich, wahrscheinlich von Stiehle.) „Aber wir finden doch hoffentlich preußische Kommandanten bis Paris?“ „Oh,“ meinte der Offizier mit spöttischem Lächeln, „wenn auch nicht bis Paris, so doch ganz gewiß wenigstens bis Epernay.“ „Aber Sie schreiben uns Etappen von über 70 Kilometern zu. Das ist ja geradezu ein Ding der Unmöglichkeit.“ „Ach, Frankreich hat so schöne Straßen!“ erwiderte der andere mit der Selbstzufriedenheit eines Mannes, der sich bewußt ist, dem andern etwas Schmeichelhaftes gesagt zu haben. Es blieb nichts anderes übrig, als zu gehorchen; wir sollten und mußten am Abend in Etain sein, und schon war die Zeit bedeutend vorgeschritten. Seit dem frühen Morgen hatten wir nichts zu essen bekommen und wünschten nun begreiflicherweise, solches von den Herren Preußen zu kaufen, bei denen allein dasselbe zu haben war, und die auch tagtäglich den Einwohnern die gleiche Ration, welche der Soldat erhielt, zukommen ließen. Wir fanden es sehr seltsam, unsere Bitte von dem Platzkommandanten abgeschlagen zu sehen, dagegen den billigen Rat zu bekommen, wir möchten sehen, wie wir uns zurechtfänden. So zogen wir eben weiter. Wir mochten etwa zwei Kilometer entfernt sein, als uns eine Ordonnanz mit verhängten Zügeln nachkam. „Sie sind die französische Ambulanz von Doncourt?“ „„Ja!““ — „Major Löffler hat mir den Befehl gegeben, Ihnen das zu bringen.“ Es waren drei Würste und ein kolossaler Laib Brot, welche uns ein Kollege von der „Internationale“ zukommen ließ. Auf

der ganzen Straße von Doncourt nach Etain begegnete man nichts, als vollständig kopflosen Leuten, die absolut nicht begreifen konnten, was geschehen war: Der Kaiser, mit einem Reiterregiment auf der Straße nach Verdun flüchtend, die Armee Bazaines, welche sie noch am 16. August so zuversichtlich gesehen hatten, und die sie für siegreich hielten, auf Metz zurückgeworfen, die Preußen, welche bereits die ganze Gegend überschwemmten, und die, mit allen Verhältnissen vertraut, unbarmherzig brandschatzten. — „Kann denn der Kaiser uns gar nicht helfen?“ fragte unter Thränen eine Frau. Etain war von Sachsen unter General Steinbach besetzt, der unter seinen Truppen die strengste Manneszucht hielt. Wir waren Zeuge davon, wie ein Soldat, welcher ein Päckchen Tabak gestohlen hatte, aufs schwerste bestraft wurde. Dank der Bemühungen der „Brüder von der christlichen Lehre“ und dem Entgegenkommen des dortigen Steuereinnehmers fanden wir doch noch, obwohl es schon über 9 Uhr abends war, ein gutes Abendessen und gute Betten. Des andern Tags ging's nach Verdun. Die Straße war völlig öde, nicht einmal preußische Patrouillen auf ihr zu erblicken, in Verdun dagegen ging's um so lebhafter zu, die ganze Stadt befand sich in größter Aufregung. Die Stadt sollte ringsum vom Feinde eingeschlossen sein, und man riet uns da zu bleiben, die Ulanen würden uns übel mitspielen. Stark ungläubig, wie wir waren, machten wir uns gleichwohl in der Richtung gegen Clermont auf den Weg. Halbwegs von dieser Stadt, also etwa acht Meilen vor den preußischen Linien, stießen wir in der That auf der großen Landstraße auf zwei Ulanen, die uns auswichen, und ihre Cigarren weiterrauchend, uns musterten. Tags zuvor hatten sie in einem benachbarten Dorfe die Bauern gezwungen, die Telegraphenstangen und die Eisenbahn zu zerstören. Aubréville links liegen lassend, eigentlich hätten wir uns der Vorschrift nach dem dortigen preußischen Kommandanten vorstellen müssen, wandten wir uns rechts nach Clermont, wo unser Erscheinen eine kolossale Aufregung hervorrief. Die Bevölkerung, jeden Augenblick auf das Erscheinen der Preußen gefaßt, hielt uns, als wir anrückten, für solche. Alles stürzte uns auf der Straße entgegen, flehentlich baten uns die Weiber, ihnen doch kein Leid zu thun und die Stadt zu schonen. Wir für unsern Teil wünschten nichts sehnlicher, als die Stellungen der französischen Armee so bald als möglich zu erreichen. Schon am Abend waren wir in St. Menehould, erreichten am 25. Chêne Populeux, wo die Bevölkerung, ebenso närrisch wie diejenige von Clermont, an die Ankunft von 8000 Preußen als bevorstehend geglaubt hatte, unsere drei Wagen, die man von Ferne auf der Straße gesehen, hatten zu diesem Gerücht Anlaß gegeben. In Monthois und Vouziers waren wir auf Detachements der französischen Armee gestoßen und erfuhren von der Bewegung Mac Mahons auf Sedan. Sofort dirigierte unser Chef die Abteilung nach den Punkten, wo sie seiner Ansicht nach am nützlichsten würde sein können. Am 27. hatten wir uns in Raucourt, Sommehaut und Pouilly eingerichtet, zwischen welchen drei Punkten sich ganz genau die Schlacht von Beaumont abspielte. Am 28. und 29. August passierte Mac Mahons Armee die Ardennen, um das Marnethal zu erreichen, sie marschierte über Stonne und La Bagnole auf Beaumont und über Raucourt auf Mouzon und Remilly los; im Thal von Roncourt lagerte ein Teil der Truppen, im Ort selbst war der ganze französische Generalstab einquartiert.

Der Kaiser wagte bereits nicht mehr, sich öffentlich zu zeigen, er blieb den ganzen Nachmittag des 29. Augusts auf seinem Zimmer, welches im Parterre des von ihm bewohnten Hauses lag. Von Zeit zu Zeit schlug er die Vorhänge des Fensters zurück und preßte die Stirne gegen die Scheiben, ohne zu beachten, was auf der Straße vorging. Er war sehr bleich, seine Augen matt, Schnurrbart und Haare ganz weiß. Zwei „Hundertgarden“ hielten vor der Thüre Wacht, so proper und blitzblank wie auf der Bühne, die Generalstabsoffiziere in ihren glänzenden, gestickten Uniformen plauderten und lachten, aber es schien eine erzwungene Heiterkeit, denn unmöglich konnte sich jemand Illusionen über das, was bevorstand, hingeben. Am 30. August setzte die Armee ihren Marsch fort. Als die Morgensonne den Nebel durchbrach und das Thal in rosigem Scheine dalag, die Reveille ertönte und im Lager das Wiehern der Pferde, das Gewirr menschlicher Stimmen, sich vernehmen ließ, da konnte man beim Blinken und Blitzen dieser verschiedenartigsten Uniformen glauben, sie wiederzusehen, diese schöne brillante heroische Armee Frankreichs von ehedem. Wie dann aber der Abmarsch begann, da schwand auch der schöne Wahn. Das war eine durcheinandergewürfelte Horde, ein Trupp von Menschen, der fühllos zur Schlachtbank wanderte. Ich höre noch die Zuaven, die mir auf meine Frage, wohin der Marsch gehe, antworteten: „In die Metzig, in die Metzig!“

Um 11 Uhr stieg der Kaiser zu Pferde; täuschte mich mein Auge nicht, so hatte er sich geschminkt und seinen Schnurrbart gefärbt. Zwei oder drei Bauern riefen ein schüchternes „vive l'empereur!“ das aber sofort von den lautesten und schrecklichsten Verwünschungen der Soldaten übertönt wurde. Langsam ritt Napoleon III. durch die auf dem Platze angesammelte Menschenmenge, er grüßte nach rechts und links, aber niemand fiel es ein, wieder zu grüßen, kein Ruf ließ sich vernehmen. Ein Soldat neigte sich zu mir und flüsterte mir ins Ohr: „Wie gern schöß ich ihm eine Kugel zwischen die Rippen, dieser Kanaille da!“ Eine halbe Stunde nach der Abreise des Kaisers hörten wir bereits den Donner der Kanonen, die das Corps des General Faillys in die wildeste Auflösung stürzten. Mein Freund D. und ich erstiegen einen Hügel, um zu sehen, wo man sich schlug; eine Gruppe Kürassiere und Chasseurs spähten begierig nach dem Horizonte aus. Von den Truppen war nichts zu sehen, das waldige Terrain gestattete keinen Ausblick, aber man sah den Pulverdampf und hörte das Rollen des Gewehrfeuers, das sich rasch bald da, bald dort vernehmen ließ. Einer der Jägeroffiziere rief voller Freude: „Hei! wie sie fliehen, sie sind schon mindestens eine halbe Meile weit zurückgeworfen worden.“ Es ließ sich nicht verkennen, eine der beiden kämpfenden Parteien gewann sichtlich und wunderbar rasch Terrain, aber wir wußten besser, als dieser Offizier, von welcher Seite der Feind gekommen war, und trübe Blicke waren es, die wir uns zuwarfen. Nachdem wir uns hinlänglich orientiert hatten, ging es so rasch als möglich nach der nächsten Ferme, wo wir einen Wagen zu bekommen hofften, um nach dem Kampfplatze aufbrechen zu können. Aber das ganze Thal war mit in Schlachtordnung aufgestellten Truppen angefüllt, es war das Corps des Generals Douay. Wir trafen auf der Straße den General und baten ihn, uns passieren zu lassen. „Das ist ganz unnütz,“ erwiderte er, „Sie kommen nicht an Ihr Ziel, bleiben Sie in dem nächsten Dorfe, man wird Sie dort wohl brauchen können.“— „„Haben Sie gute Hoffnung?““ Eine Handbewegung des Generals zeigte uns, daß dies keineswegs der Fall war, „was kann man wissen?“ Er ließ die Truppen halten. „Niemand darf aus Reih und Glied treten,“ riefen die Korporale und Sergeanten, aber sie mochten rufen und schreien, so viel sie wollten, und die verzweifeltsten Anstrengungen machen, ihre Leute im Zaume zu halten, es half alles nichts, die Soldaten liefen aneinander und nach den nächsten Dörfern hin mit dem Rufe: „A bah! wir sind der Geschichte satt, hat man nichts zu essèn, dann schlägt man sich auch nicht. Guten Abend, ich mach' mich aus dem Staube.“ Der General sah wohl, daß mit solchen demoralisierten Truppen nichts anzufangen war, er schickte eine verläßliche Compagnie zu beiden Seiten des Dorfes in Plänklerkette vor, um den Rückzug zu decken, denn schon stürzten die Massen seines Armeecorps in Unordnung auf der Straße nach Remilly hin. General Douay selbst verließ Raucourt erst, als auch der letzte Soldat seines Armeecorps vorbeimarschiert war, er hielt aus, wie ein Schiffskapitän, der sein Schiff, das zum Wrack geworden, als letzter verläßt. Er stand als Armeechef nicht auf der Höhe seiner Aufgabe, aber als Soldat hat er seine Pflicht stets brav gethan.

Am Eingang von Raucourt begegnete uns ein Soldat vom 21. Linienregiment. „Was machen Sie hier?“ redete ich ihn an; „Sie sind vom Corps Failly?“ — „Was ich mache? Was die andern auch, machen Sie doch gefälligst die Augen ein wenig auf.“ In der That kamen Soldaten die Menge Hals über Kopf den Hügel heruntergerannt und warfen unterwegs ihre Waffen, Tornister und Käppis weg. Im Handumdrehen war die in der Mairie untergebrachte Ambulanz mit Verwundeten angefüllt. Die nächsten zwei Stunden werden mir unvergeßlich bleiben. Es galt die Verwundeten zu verbinden, die unverwundeten Soldaten, die in der Mairie eine Zuflucht zu finden hofften, hinauszujagen, nachdem man zuvor ihren brennenden Durst gestillt. Es war ein herzzerreißendes Bild, diese kopflose, verstörte Menschenmasse, unfähig auf die an sie gestellten Fragen auch nur das Geringste zu antworten, keiner wußte, woher er kam, keiner, wohin es ging; sie glichen

einer vom Sturm überraschten Viehherde. Es machte einen gewaltigen Eindruck auf mich, was ich da sah, so gewaltig, daß ich darüber gar nicht bemerkte, daß man sich rings um das ganze Dorf schlug, daß der Kampf in unserer nächsten Nähe tobte, ich hatte nicht auf das Kleingewehrfeuer, nicht auf den Kanonendonner geachtet, bis mich plötzlich D. aus meinem Hinbrüten mit den Worten riß: „Sieh nur, keine hundert Meter von uns sind Deutsche und Franzosen dort auf dem Gipfel und in halber Höhe des Hügels; wie sie aufeinander schießen!“

Seltsam! Was ich empfand, war nicht Schrecken und Furcht, ich fühlte nur das Thörichte ihres Treibens. Aber dieses Gefühl machte gleich darauf einem ganz anderen Platz. Die Bayern begannen das Dorf zu beschießen. Mit dumpfem Krachen schlug eine Granate in das Dach des unserer Ambulanz gegenüberliegenden Hauses und bedeckte die Straße mit Schutt und Trümmern. Schrecken und Verwirrung bemächtigte sich für einen Augenblick aller. Verwundete, welche bisher fast regungslos auf ihren Betten gelegen hatten, stürzten plötzlich nach der Thüre, um zu fliehen, oder sich im Keller zu verstecken. Man mußte sie mit Gewalt wieder zu Bette bringen. Die eben noch überfüllte Ambulanz hatte sich im Nu geleert, wir waren nur noch zu sieben dort: meine Frau und ich, zwei evangelische Diakonissinnen und drei Feldscherer, die in einer Ecke auf dem Boden hockten. Es gelüstete mich ein wenig, es ihnen nachzumachen, aber ich unterließ es angesichts der beiden Frauen, die standen. „Wollen Sie sich nicht setzen?“ sagte ich zu einer der Krankenpflegerinnen. „Nein! Es könnte die Verwundeten erschrecken.“ — Eine zweite Granate riß das Dach eines weiteren Hauses in unserer nächsten Nähe herab, die dritte, so dachten wir, wird uns gelten. Aber Totenstille herrschte jetzt für einige Zeit im Dorfe. Der letzte französische Soldat war verschwunden, die Straße völlig leer, die Häuser verschlossen. Mit einemmale ließ sich der dröhnende, abgemessene Tritt im Takt marschierender Truppen hören. „Halt,“ tönte es, und diesem Halt folgte das Klirren der auf dem Boden aufstoßenden Gewehrkolben. Von allen Seiten strömten kleine Leute heran, mit Helmen auf dem Kopfe, wie sie unsere Feuerwehrmänner tragen. Mein Freund D. brach zuerst das Schweigen. „Es sind Bayern,“ sagte er. In der That, es waren Bayern. Sie hatten tags zuvor einen Gewaltmarsch gemacht, und standen jetzt schon seit einigen Stunden im Feuer. Müde, wütend und hungrig stürzten sie sich auf das Dorf und durchsuchten die Häuser. Glücklicherweise vermochten wir unsere Gastgeber zu schützen, wir wußten einige deutsche Flüche und Schimpfwörter, welche wir den Soldaten an den Kopf warfen, wenn sie ins Haus zu dringen versuchten. Alle Lichter waren ausgelöscht, so daß sie uns nicht sehen konnten und der Meinung waren, sie hätten es mit einem ihrer Offiziere zu thun; schleunigst zogen sie sich zurück. Grobheit ist in deutschen Augen ein für allemal mit Macht verbunden und ein von derselben niemals zu trennendes Zeichen. Was aber gleichwohl gesagt werden muß, ist, daß in dieser Nacht voll Unordnung nicht ein einziges weibliches Wesen vergewaltigt wurde und daß andern Tags in der Früh all diese Soldaten im Gleichschritt und in wunderbarer Ordnung abmarschierten, ohne auch nur einen einzigen Nachzügler hinter sich zu lassen, und ebensowenig sah man einen Betrunkenen, auch nicht einen! Mit dem Abmarsch in der Frühe hatte die Disziplin wieder ihre volle Macht ausgeübt, nichts wurde mehr genommen, nirgends herrschte Unordnung. Aber viel Unheil war in dieser einzigen Nacht angerichtet worden, zwei unserer Pferde hatten die Bayern weggenommen, auch dasjenige des Doktors war verschwunden, es gelang uns aber, dasselbe wieder aufzufinden und mit uns zu nehmen.

Am 31. August marschierten den ganzen Tag und die ganze Nacht, und ebenso den ganzen Tag des 1. Septembers deutsche Truppen durch Raucourt, im Schritt und Tritt, Musik an der Spitze, in Sektionen, um die Hälfte der Straße für die auf derselben verkehrenden Reiter und Fuhrwerke frei zu lassen. Alle fünf Minuten ein kurzer Halt, die Reihen werden gerichtet, die Abstände genau eingehalten, dann geht's weiter, neue Regimenter kommen, das flutet immer zu, in regelmäßigen Abständen und in gleichmäßiger Geschwindigkeit.

Um 4 Uhr früh am 1. September begann die furchtbare Kanonade von Sedan. Bis um die Mittagsstunde erhielten wir von den Offizieren, welche wir fragten, wie es stehe? zur Antwort, daß noch nichts entschieden sei. Von Mittag an hieß es, daß es für die Franzosen ungünstig stehe und der Sieg sich auf die Seite der Deutschen neige. Um sechs Uhr wußte man bereits, daß die weiße Fahne aufgezogen worden war und Unterhandlungen stattfanden, Friedensunterhandlungen sagten die einen, es handle sich um die Kapitulation der französischen Armee behaupteten die andern. Übrigens kein Freudengeschrei, keine lärmenden Kundgebungen der Freude und des Triumphes; bei allen Deutschen, welche ich an diesem Abend sah, habe ich nur den Ausdruck des einen Gefühls gefunden, das der Freude, daß der Krieg nunmehr voraussichtlich zu Ende sein werde. — Wir, die wir die Katastrophe vorausgesehen hatten, waren nicht darüber erstaunt, die ewigen Aufregungen hatten uns schließlich für alles fühllos gemacht, auch wir hofften, es würde Frieden werden, und fanden gewissermaßen Trost in dem Gedanken, daß nun doch all dieses Blutvergießen ein Ende haben sollte. In Raucourt lagen mehr als 900 Verwundete, und Abscheu vor all diesen blutigen Scenen erfüllte unsere Herzen. — Der einzige Trost, der uns in diesen sich häufenden Unglücksfällen blieb, war, daß der Kaiser nicht tot, nicht einmal verwundet war. Wir waren fest überzeugt gewesen, daß ihn die Verzweiflung in den Tod getrieben habe, um den Zusammenbruch seiner Macht und seine Niederlage nicht überleben zu müssen. Wir zitterten bereits, die napoleonische Legende blutig und verklärt wieder erstehen zu sehen, dank selbst dem Gewaltigen dieses Mißgeschicks, gesühnt durch einen heldenhaften Tod. — Dieses letzte Unglück blieb Frankreich erspart. Der Kaiser lebte, nur das Kaiserreich war tot. — Von diesem Augenblick ab waren wir tagtäglich darauf gefaßt, die Republik proklamiert zu sehen, und als sie verkündet wurde, erschien uns dies so ganz selbstverständlich, daß ich das Datum, an dem wir die Nachricht von der Proklamierung erhielten, nicht einmal in meinem Tagebuch vermerkte. — Die Hoffnung, es würde Frieden werden, mit der man sich einen Augenblick getragen, wurde bald genug getäuscht. Am 4. September sagten uns deutsche Offiziere, daß man niemals ohne die Rückgabe von Elsaß-Lothringen Frieden schließen würde. Frankreich aber konnte nie darein willigen, einen Teil seiner Kinder zu verlassen, ohne um sie zu fechten, wenn man auch jetzt schon den schließlichen Ausgang vor Augen sah. Und dann konnte man glauben, daß sein Nationalstolz, an Siege gewöhnt, es über sich zu bringen vermöchte, sich für überwunden zu erklären? — Das war so unwahrscheinlich fast, als von Deutschland Großmut und Mäßigung in einem Augenblick erhoffen zu können, da es durch das ihm ganz neue Gefühl seiner wunderbaren Stärke förmlich berauscht war. — In der That setzte sich auch die deutsche Armee nach einigen Ruhetagen auf Paris in Marsch. Der „Schwäbische Merkur“ versäumte nicht, uns Franzosen auseinanderzusetzen, daß der Einmarsch in Paris eine Belohnung für die siegreichen Truppen sei, die man ihnen schulde, wie Elsaß-Lothringen der Siegespreis sei, der dem deutschen Volke gebühre.

Wir blieben in Raucourt bis zum 26. September. Die ersten Tage waren die schlimmsten gewesen. Das unglückliche Dorf hatte am 28. und 29. August 100 000 Portionen Brot, Wein und Fleisch der französischen Armee liefern müssen. Am 30. war es von den Bayern heimgesucht worden und vom 1. bis 10. September hatte es ununterbrochen feindliche Einquartierung zu verpflegen. Ich muß sagen, daß nachdem erst einmal jener erste Tag vorüber war, die Deutschen die größte Mäßigung in ihrem Auftreten an den Tag legten. Ihnen haben wir es zu verdanken, daß unsere Verwundeten nie Mangel an Lebensmitteln zu leiden hatten, und daß wir sie, nachdem sie sich auf dem Wege der Besserung befanden, sämtliche auf den französischen Linien evakuieren konnten. — Auch den Bewohnern von Raucourt muß ich meine Huldigung darbringen für die Hingebung, welche sie während dieser an Schmerzen und Jammer reichen Zeit bewiesen haben. Nirgends wieder habe ich die Verwundeten so aufgenommen, versorgt und mit so viel Herzlichkeit und wahrer Güte verpflegt gesehen, wie hier. Ich sah Arbeiter sich den Bissen vom Mund absparen, um ihre Verwundeten zu pflegen. Drei Wochen lang wurden die Verwundeten auf Kosten der Gemeinde unterhalten, und der Tag ihres Abmarsches war ein Tag der Trauer und des Schmerzes. Mehrere von ihnen, welche schwer verwundet worden, blieben bis zum Friedensschluß bei ihren Gastfreunden.

Im Oktober 1870, nachdem wir in England die uns so nötigen Mittel gefunden, uns auch noch fernerhin während des Feldzuges nützlich machen zu können, durchzogen wir die Normandie, wo Schlachten, die sich später als sagenhaft erwiesen, stattgefunden haben sollten, begaben uns von da nach Tours und von dort aus an die Loire, wo ein ernsthafter Zusammenstoß bevorstand. Schon war bei Toury und Artenay gekämpft worden, Orleans war in den Händen der Bayern, mit jedem Tag kamen ihre Plänkler dem Saume des Waldes von Marchénoir näher, der sechs Meilen östlich von Vendôme zwischen der Loire und dem Loir liegt. Zwischen diesem Wald und Vendôme, ebenso im Süden der Loire in der Sologne organisierte sich, allerdings nicht ohne gehörigen Wirrwarr, jene neue Armee, die unter dem Namen Loire-Armee bekannt werden sollte. Was man in Tours zu sehen bekam, war allerdings wenig geeignet, Mut und Hoffnungen zu erwecken. Heute waren die Minister voll der schönsten, oft geradezu wahnwitzigen Hoffnungen, dann waren sie bis zur Thorheit niedergeschlagen, je nachdem es gute oder schlimme Nachrichten gewesen waren, die sie erhalten hatten. Gambetta war neuerdings aus Paris angekommen und seine Energie, seine Hingebung ließen ihn für den hervorragenden Posten, den er einnahm, wie geschaffen erscheinen, leider aber setzte er das heillose offizielle Lügensystem fort, welches das Kaiserreich der Republik als Vermächtnis hinterlassen hatte. Die Zeitungen glaubten dem Vaterlande einen Dienst zu erweisen, wenn sie über den Feind die häßlichsten Verleumdungen ausstreuten, die alle erfunden waren und nur in der Phantasie existierten. Die Dementis, welche ihren Siegesbulletins regelmäßig folgten und sie Lügen straften, entmutigten diejenigen um so mehr, die sich von ihrem erkünstelten Enthusiasmus hatten täuschen und blenden lassen. Das Publikum nahm das alles ziemlich leichtfertig; man plauderte, lachte, fand die damalige Lage pikant und neu, in keiner Weise verspürte man die Tragik und das Verzweifelte der gegenwärtigen Lage. Die bizarrsten Kostüme und Uniformen machten sich in den Straßen breit: Franktireurs in allen Farben, Offiziere aller Waffengattungen, Garibaldianer, päpstliche Zuaven, Mobilgardisten aus allen Departements, daneben eine große Menge von Leuten, welche die Binde mit dem Kreuz der Genfer Konvention trugen, so daß man sich unwillkürlich fragte, ob es eigentlich nicht weiter Ärzte und Krankenträger als Soldaten gebe? Es war geradezu ein Skandal. Ich sah hier die nämlichen Gestalten wieder, denen ich in Sedan begegnet war, und hier gab es auch, leider Gottes, Offiziere, die sich auf Ehrenwort verpflichtet hatten, die Waffen in diesem Kriege nicht wieder zu tragen, und die sich anschickten, dieses Ehrenwort zu verletzen und zu brechen, dazu aufgemuntert von einer Regierung, welcher der Sinn für Ehre ebenso abhanden gekommen zu sein schien, wie derjenige für die Wahrheit. Niemals habe ich so lebhaft wie damals diesen nationalen unverbesserlichen Leichtsinn, der dem französischen Charakter eigen ist, kennen gelernt, die Macht der Einbildung, welche die Geister daran hinderte, der Wirklichkeit ins Gesicht zu sehen, so häßlich sie auch sein mochte, kurz, jenes freiwillige Blindsein, das die Franzosen unfähig macht, die Wahrheit zu sehen, zu reden und sie zu hören. Es läßt sich ja keinen Augenblick bezweifeln, sie sind heroisch angelegt, sie verstehen es, Gut und Blut zu opfern, sie besitzen eine wunderbare Spannkraft, um mitten im Elend heiter bleiben und über ihr Unglück lachen zu können, aber diese Eigenschaften verlieren viel an ihrem Wert, wenn sich mit ihnen nicht auch der Ernst, wohldurchdachte Entschlüsse und mannhafte Überzeugung verbinden. Gerne verließ ich die lärmvolle, beinahe lustige Stadt, um mich nach der Landschaft Beauce zu begeben, in die Zeltlager derjenigen, die im Begriff standen, zu kämpfen, zu leiden und zu sterben fürs Vaterland. Am 27. Oktober hatten wir hinter dem Wald von Marchénoir in Oucques und Saint Léonard zwei Ambulanzposten eingerichtet und begannen, die Kranken des 16. Corps, Rheumatismusleidende, vom Fieber Geschüttelte und Pocken-Kranke in unsere Pflege zu nehmen. Das Orléanais war auch jetzt wieder, wie schon zuvor, dazu bestimmt, den Hauptkriegsschauplatz für die deutschen und französischen Armeen abzugeben. Von hier aus konnten die Deutschen thatsächlich und gleichzeitig unsere Provinzialhauptstadt Tours, unser großes Arsenal Bourges, und Le Mans, unsere vornehmste, strategische Stellung bedrohen; auf der andern Seite bedrohten die Franzosen, während sie diese drei Punkte schützten, gleichzeitig die Cernierungsarmee vor Paris und zwar an ihrem schwächsten Punkte, wo sie am leichtesten verwundbar war. Die ersten Schläge mußten zwischen dem Wald von Mont Pipeau, vor welchem sich die Bayern verschanzt hatten, und dem Walde von Marchénoir, wo die französische Vorpostenkette aufgestellt war, fallen. In banger Sorge erwarteten wir dort den Moment, wo der Kanonendonner uns von neuem zur Arbeit rufen würde. Die Lage war eine feierliche, ernste: Paris vollständig blockiert, Metz vor der Übergabe stehend, Frankreichs Hoffnungen ruhten auf d'Aurelle de Paladines, dem das Kommando der neuen Armee anvertraut worden war. Zur Zeit freilich war sie eher eine Horde als eine Armee zu nennen: wenig Kavallerie und schlechtes Pferdematerial, eine schwache Artillerie, und deren Geschütze von kraftlosen Pferden gezogen; die Linientruppen, schmutzig und schlecht diszipliniert, aus entweder zu alten oder zu jungen Soldaten gebildet, Mobilgardisten, die mit ihrem Gewehre nicht umzugehen wußten und mit schlechten Perkussionsgewehren bewaffnet, nur mit dem Nötigsten und schlecht bekleidet, die Verpflegung unzureichend und unregelmäßig, all das konnte kein großes Vertrauen erwecken. Und doch hatte d'Aurelle de Paladines es verstanden, in 15 Tagen aus diesem Haufen eine Armee zu schaffen; mit einer schon längst nicht mehr gekannten eisernen Strenge hatte er die Disziplin wieder herzustellen gewußt, die Offiziere mußten biwakieren wie die Soldaten, alle Tage wurde manöveriert, Reisemärsche fanden statt, Inspektionen wurden abgehalten. Die Soldaten bekamen eine bessere Haltung, mehr Selbstvertrauen und ein kriegerisches Aussehen. Die Regimenter defilierten in guter Ordnung, von ihren Bagagewagen und Lebensmitteln gefolgt, und ohne hinter sich diese zahllosen Nachzügler zu lassen, die vom ersten Tage des Feldzugs an eine Schande für die französische Armee gewesen sind.

Kein Zweifel, das Herz blutete einem, wenn man sah, welche Härten es brauchte, diese Disziplin aufrecht zu erhalten; der Stall unserer Ambulanz diente gleichzeitig als Arrest, und mehr als einer hat ihn nur verlassen, um die wegen Diebstahls oder Insubordination über ihn verhängte Todesstrafe zu erleiden. Einer von ihnen, Familienvater, und bei seinen Kameraden ungemein beliebt, Unteroffizier der Artillerie, hatte seinen Kapitän einen Gelbschnabel geheißen. Ein zweiter, ein junger Bursche von 18 Jahren, hatte sich in einem Augenblicke patriotischer Aufwallung ins Heer einreihen lassen, bald genug aber fand er wenig Geschmack mehr an den Anstrengungen, welche ein Feldzug mit sich bringt, er hatte versucht, zu desertieren. Da hatte bald einer ein Huhn, ein anderer einen Truthahn gestohlen, Sünden, die alle Tage bei einer Armee vorkamen, die schlecht oder gar nicht zu ernähren die Intendantur die leidige Gewohnheit hatte. Aber so hart und streng all das war, es war doch vom besten Einfluß, und als am 7. November 2000 Mann bayrische Infanterie, Kavallerie und Artillerie unsere Vorposten angriffen, bei St. Laurent des Bois, wurden sie nachdrücklichst empfangen und zurückgeworfen. — Die Affaire selbst hatte nicht lange gedauert, und viel Blut war auch nicht dabei geflossen, denn unsere Ambulanz war imstande, sämtliche Verwundete, deren es kaum ein halbes Hundert war, aufzunehmen. Aber die Truppen waren durch diesen ersten Erfolg angefeuert worden, und diese gute Stimmung benützend, griff d'Aurelle de Paladines am 9. November die Stellungen der Bayern auf ihrer ganzen Linie an. Dank vorzüglicher strategischer Anordnungen, (deutsche Offiziere haben mir das selbst gesagt) der Überlegenheit an Mannschaften (50 000 Mann gegen 10 000) und der Tapferkeit unserer jungen Truppen, gestaltete sich die Schlacht von Coulmiers zu einem wirklichen Sieg. Aber seltsamerweise hatten die französischen Offiziere so wenig Vertrauen zu ihrer Armee, daß sie gar nicht an ihren Sieg glauben wollten. Als wir sie am Abend beglückwünschten, schüttelten sie die Köpfe und meinten: „Das von heute will gar nichts besagen, aber morgen, da wird es heiß hergehen. Gott weiß, ob wir den Verstärkungen, die sie heranziehen, werden standhalten können.“ — General Reyau ging mit seiner Kavallerie zurück, statt den Feind zu verfolgen; so hatten die Bayern am nächsten Tag mehr als zehn Meilen zurückgelegt, und wir hatten uns die Früchte des Sieges entwischen lassen.

Am 8. November abends hatten wir uns wieder auf Bauernwagen von jeder Form und Größe mit der Truppe vereinigt. Zum ersten- und leider auch zum letztenmale genossen wir die Seligkeit, mit unserer siegreich gewesenen Armee vorwärts marschieren zu können. Die Ver-

wundeten sagten uns: „Heute geht es gut," und langsam kamen wir längs der von Artillerie versperrten Straße vorwärts, erst um 5 Uhr abends, als gerade die letzten Kanonenschüsse donnerten, langten wir in Coulmiers, dem Centrum und am heißesten umstrittenen Punkte während der Schlacht, an. Welch schaurigschönes Schauspiel bot diese ungeheure, von acht Feuersbrünsten erhellte Ebene, über welche die schwarzen Massen unserer Truppen nach ihren Lagerplätzen wieder einrückten. Das Schloß des Herrn von Villeborne, in dessen Park sich ein erbitterter, blutiger Kampf abgespielt hatte, war mit Verwundeten überfüllt. Bayern und Franzosen durcheinandergemischt bedeckten den Boden. Ich kann sie noch sehen, alle blutbedeckt, die einen stöhnend, wieder andere, und zwar die Mehrzahl, vor sich hinbrütend. Ein großer Teil von ihnen wollte gar nicht verbunden sein und verlangte nur, man solle sie im Frieden und ruhig sterben lassen. Nachdem wir den Militärärzten geholfen hatten, die Verwundeten zu verbinden, brachten wir diese nach unsern Wagen, um sie im Rücken der Armee in Ouzouer le Marché auszuladen. Der Schnee fiel, aber man wußte nicht recht, schneite oder regnete es, nicht wenige unserer Fuhrwerke waren ohne Plane, an der nötigen Anzahl Decken mangelte es uns auch, die armen Verwundeten mußten auf dem feuchten Stroh liegen. Die Rückfahrt, mitten unter Lebensmittelfuhrwerken und Munitionsfahrzeugen, zwischen Artillerietrain und marschierenden Truppen, war von tödlicher Langsamkeit. Erst um 1 Uhr morgens kamen wir in Ouzouer le Marché an, das von diesem Tage an statt St. Léonard einer unserer zwei Ambulanzposten wurde. Wir mußten hier bis in den Februar 1871 bleiben. Während der auf den Sieg von Coulmiers folgenden drei Wochen warteten wir tagtäglich darauf, von einer neuen Schlacht zu hören. Die französische Armee, welche immerfort Verstärkungen erhielt, hatte vor dem Wald von Orleans Stellung genommen, das 18. und 20. Corps hatten auf dem rechten, das 17. Corps auf dem linken Flügel sich dem 15. und 16. Corps angeschlossen; alle diese Truppen waren voll freudiger Zuversicht, die Disziplin derselben ließ nichts zu wünschen übrig, die Soldaten begriffen nachgerade, um wie Hohes sie in den Kampf zogen. Es handelte sich nicht mehr vor allem darum, „Preußen zu töten," sondern um die Befreiung des Landes von den Fremden und um die Erhaltung zweier Provinzen bei Frankreich. Unglücklicherweise war Prinz Friedrich Karl mit einem Teil der Armee von Metz in Pithiviers angekommen. Unsere jungen Truppen, unsere unwissenden Offiziere konnten sich wohl mit diesen kampf- und schlachterprobten Soldaten messen, in einen Kampf einlassen, aber deren erfahrenen Führern und ihrer furchtbaren Artillerie waren sie nicht gewachsen. Die vier Tage von Patay, Bazoches und Loigny waren für unsere Armee ruhmreiche gewesen, aber sie hatten mit der Wiedereinnahme von Orleans und der wilden Flucht der französischen Armee geendet. Den 2. Dezember waren wir auf dem Schlachtfelde gewesen und hatten 130 Verwundete zu unseren bisherigen aufgelesen, am 3. Dezember hatte uns die französische Nachhut nicht passieren lassen, am 5. war kein französischer Soldat mehr zwischen uns und Orleans, am 6. erschien der erste Ulan, dem bald ein Detachement folgte.

Er wandte auf französisch sich an einen von uns, die wir auf dem Platze vor dem Spital standen, mit der Frage: „Sind Francstireurs hier?" Da wir ihm keine Antwort gaben, brach er in Verwünschungen und heftige Drohungen aus, da er aber sah, daß wir uns dadurch nicht aus unserer Ruhe bringen ließen, änderte er mit einemmale seinen Ton, und fuhr in verbindlicher Form fort: „Darf ich um ein wenig Feuer bitten?" Er hatte sich inzwischen eine Cigarre genommen. Am nächsten Tage traf Prinz Albrecht mit einer großen Menge Kavallerie ein. Am 7. Dezember begann links von uns die Schlacht von Beaugency-Cravant, wo es Chanzy verstand, die bereits in Unordnung gekommene Armee wieder zu sammeln, während vier Tagen dem Feinde die Spitze zu bieten und seinen Rückzug zu bewerkstelligen, ohne auch nur eine Kanone und einen Gefangenen in den Händen der Feinde zu lassen. — „Man kann von der Loire-Armee nur mit der größten Hochachtung sprechen," schrieb ein Generalstabsoffizier des Großherzogs von Mecklenburg, dessen Corps in diesen kampfreichen Tagen die Hauptrolle spielte, und das nämliche sagte ein Offizier vom bayrischen Generalstab. Wenn man bedenkt, daß Chanzy vier Tage lang, ohne besonderen Nachteil zu erleiden, mit Truppen kämpfte, die sich Tag für Tag vom 1. bis zum 4. Dezember schlagen mußten, um schließlich aufs Haupt geschlagen zu werden, so kann man nicht umhin, dem Führer, wie den Soldaten seine höchste Bewunderung zu zollen. Aber in welchem Zustand befand sich diese Armee! Den schlecht ausgerüsteten Mobilgarden blieben die Schuhe im Kot stecken; ihre Kleider waren nur Lumpen, sie mußten ihre Decken um den Leib wickeln, nur um die Löcher in ihren Hosen zu verbergen. Das Bataillon d'Eure et Loir hatte mit Fug und Recht den Spitznamen „Sansculotten"- (Ohnehosen-) Bataillon bekommen. Die Truppen waren dabei ebenso schlecht genährt wie bekleidet. Ich habe Leute gesehen, die vierzehn Tage lang nur von Zwieback sich nährten, und diese armen Teufel mußten gegen einen Feind fechten, der dreimal täglich Fleisch zu essen bekam, wenn nicht. Die Schlacht von Cravant hatte uns noch Verwundete gebracht, von da an aber entfernte sich das Kampfgetöse mehr und mehr aus unserer Gegend. Der Strom der Eindringlinge ergoß sich zwar immer noch durch unser Dorf, um in der Folge die Schlachten von Fréteval, von Vendôme und schließlich von Le Mans zu schlagen, wo der Feldzug endete. Wir unseresteils befanden uns vollständig unter preußischer Okkupation. Tag für Tag hatten wir das einförmige Schauspiel von Truppendurchzügen und Trainkolonnen vor Augen, die Aufregung in den Tagen des Kampfes war vorüber, regelmäßige Thätigkeit und die Ruhe eines seßhaften Lazaretts umfing uns.

Die Bauern in der Beauce standen denen in den Ardennen bedauerlicherweise in jeder Beziehung nach. Entsittlicht, nur an sich denkend, fiel es keinem von ihnen ein, auch nur das geringste Opfer für unsere Soldaten oder Verwundeten sich aufzuerlegen, dagegen ließ sie Furcht und Gewinnsucht mehr als einmal zu Helfershelfern der Deutschen werden. Es ist wahr, als wir bei Coulmiers siegten, da benahmen sich einige ebenso kampfesmutig, als sie vorher feig gewesen waren, und diejenigen, vor denen sie noch tags zuvor einen Katzenbuckel gemacht, thaten gut daran, auf ihrer Hut zu sein. In Oucques konnten wir nur mit Mühe zwei verwundete Bayern vor dem Schicksale, von der Bevölkerung gesteinigt zu werden, bewahren. In St. Léonard zerrte ein Bauer einen Deutschen an seinem gebrochenen Fuße, und sagte lachend zu mir: „Wie beliebt? Es macht mir Spaß, ihm weh zu thun." Die Mitglieder der internationalen Ambulanz hielten sie in ihrer jeder Beschreibung spottenden Dummheit für Deutsche und die Fahne mit dem roten Kreuz für die preußische Fahne. Sie waren steif und fest überzeugt, daß wir mit dem Feinde im Einverständnis seien, und daß wir Raketen steigen lassen, um dem Feind die Stellungen der französischen Armee zu verraten. Sie konnten und wollten es nicht glauben, daß wir unsere Dienste unentgeltlich in den Feldspitälern thaten, und waren und blieben der festen Überzeugung, daß wir unsere Verwundeten ausplünderten.

Die Moralität der Bauern in der Beauce scheint noch geringer, als in manchen Städten zu sein. Liederlichkeit, Haß, Rachsucht und Verleumdung machen sich breit, und selbst im Schoße der Familie kommen Dinge vor, die sich nicht einmal andeuten lassen. Und doch fanden wir auch hier aufopferungsfähige Herzen, edle Seelen.

Niemals werde ich die Einwohner von Villiers bei Vendôme vergessen, die uns wie alte Freunde, ja ich kann sagen, wie Kinder des Hauses aufnahmen. Wir haben hier aus dem Munde von schlichten Bauern und Bäuerinnen goldene, in unseren Herzen tief eingegrabene Worte gehört. Die Mutter eines Verwundeten, der in unserem Spital seinen Wunden erlag, kam nach dem Begräbnis zu D. und mir mit den Worten: „Meine lieben Herrn! Ich werde Sie wohl nie mehr sehen, nie mehr, aber nie werde ich Sie vergessen. Gestatten Sie mir, daß ich Sie umarme." Und unter Thränen fiel sie uns um den Hals. Eine Frau, deren Mann der Cholera erlegen war, sagte zu uns: „Wenn Sie wüßten, wie gut er war! Mit welcher Liebe er an seinen Kindern hing, wie zärtlich seine Blicke auf ihnen ruhten." — Auf der andern Seite aber, bei der weitaus größten Zahl, welche Herzenshärte, welch niedrige Gesinnung, welche Bösartigkeit bei einzelnen!

Die französische Ballonpost.

Wer hätte nicht schon einmal den Wunsch gehegt, sich aufschwingen zu können in das reine Blau des Äthers, sich emportragen zu lassen in die Lüfte, und im Fluge dahingeführt zu werden

über Thäler und Höhen, Wälder, Flüsse und Seen, der Erdscholle entrückt, an der wir kleben, dort oben vielleicht, wer weiß welche Herrlichkeiten zu entdecken, von denen wir uns auf unserem Planeten nichts träumen ließen. Zwar im Altertum scheint diese Sehnsucht nicht besonders groß gewesen zu sein, denn außer dem sagenhaften, höchst tragisch verlaufenen Flugversuch des Ikarus, der sich und seinem Sohne Flügel aus Wachs machte, die an der Sonne schmolzen, als sich der Junge zu nahe an dieselbe heranwagte, wissen wir von Luftfahrten im Altertum nichts. Auch das Mittelalter war derartigen Abenteuern nichts weniger als günstig, die Inquisition verstand in solchen, stark nach Teufelswerk schmeckenden Dingen keinen Spaß, und hätte der Reise durch die Luft bald eine Läuterung durch das Feuer des Scheiterhaufens folgen lassen, wie wir sehen werden. Erst die Neuzeit hat größere und umfassendere Versuche angestellt, aus der Spielerei, denn mehr war die Luftschifffahrt

Der Fesselballon Neptun auf dem St. Pierre de Montmartre-Platz, in der Nähe des Solferino-Turms.

anfänglich nicht, ein Transportmittel zu machen, mittelst dessen sich Menschen und Sachen von einem Ort an einen andern befördern ließen. Dies ist gelungen, dagegen harrt die Aufgabe heute noch ihrer Lösung, Menschen und Sachen an einen bestimmten Ort zu bringen; das „lenkbare" Luftschiff ist auch heute noch unerfunden.

In der vordersten Reihe derjenigen Nationen, welche die Luftschifffahrt betrieben und sie in jeder Weise zu vervollkommnen strebten, stehen die Franzosen. Von den Flugmaschinen können wir füglich hier absehen; von Laurents Luftschiff, das, die Gestalt eines Vogels habend, mit Flügeln versehen war, von Besniers und Degens Fliegmaschine, bis zu des Schneiders Berblinger von Ulm Versuch, über die Donau zu fliegen, der ihn jedoch in dieselbe führte, sind alle mißglückt zu nennen, nur einer, derjenige des Jesuiten Lana, der um das Jahr 1680 eine fliegende Barke herstellen wollte, ist einigermaßen gelungen und dadurch wichtig geworden, weil in diesem Versuche der Gedanke des Luftballons erstmals deutlicher zu Tage trat. Lana wollte seine Barke von vier großen Ballons aus höchst dünnem Kupferblech, die mittelst der Luftpumpe entleert worden wären, tragen lassen. Diese Idee, einen Körper leichter als Luft herzustellen, war keineswegs eine widersinnige, nur hatte Lana eine ganz falsche Vorstellung von der Wirkung des Luftdruckes und so mußte sein Versuch naturnotwendig scheitern. Ein Portugiese, Don Guzman, war es, der, wie die Chronik vermeldet, im Jahre 1736 vor dem König Johann V. mittelst eines mit Papier überzogenen Holzgeflechtes, unter welchem Feuer brannte, emporstieg. Unglücklicherweise stieß jedoch seine Maschine an das Gesims des königlichen Palastes, wobei sie derartig beschädigt wurde, daß sie ihren Flug nicht fortsetzen konnte, sondern, zum Glück für den Luftschiffer, langsam herabfiel, so daß dieser mit heiler Haut davon kam. Der unerschrockene Guzman ließ sich durch diesen kleinen Unfall nicht aus der Fassung bringen, er besserte seine Maschine aus, so gut es ging, um seinen Versuch zu wiederholen, diesmal aber sprang die Inquisition ein und sperrte den Zauberer ins Gefängnis, das er ohne ein vom König gesprochenes Machtwort wohl nur verlassen hätte, um den Scheiterhaufen zu besteigen. Dieser Versuch wird als der erste in Europa einigermaßen mit Erfolg angestellte zu betrachten sein, denn wenn wir anders amtlichen Aktenstücken glauben dürfen, stieg in China, in der Hauptstadt Peking, schon im Jahre 1306, als Kaiser Fo-Kien den Thron bestieg, zu Ehren dieses festlichen Ereignisses ein Luftballon auf.

Für die eigentlichen Erfinder des Luftballons aber müssen ein für allemal die Brüder Joseph und Etienne Montgolfier, die Söhne eines Papierfabrikanten in dem Städtchen Annonay, betrachtet werden. Die Idee, sich in die Luft zu erheben, dürfte wohl dem lebhaften Geiste Josephs entsprungen sein. Ein französischer Schriftsteller berichtet hierüber: „Die täglich an den Gebirgen ihrer Heimat aufsteigenden Wolken brachten die Brüder zuerst auf die Idee, künstliche Wolken zu machen. Sie sperrten daher Wasserdampf in leichte Umhüllungen ein; der Apparat hob sich, um alsbald wieder zu fallen. Sie nahmen nun Rauch, und die Sache ging nicht viel besser. Da lernten sie das damals neue Werk

Priestleys über die verschiedenen Luftarten kennen, das eine Menge wichtiger Entdeckungen über bis dahin noch unbekannte Gase enthielt. Die Idee lag nahe, daß besonders mit dem so leichten Wasserstoffgas Erfolge zu erzielen sein müßten; doch ihre papierenen Ballons ließen es zu schnell entschlüpfen, und zudem war seine Bereitung damals kostspielig, und seine Eigenschaften waren noch zu wenig bekannt, weshalb sie die Versuche damit wieder fallen ließen. Sie kehrten zur Dampferzeugung zurück, diesmal aber von der sonderbaren Idee ausgehend, daß wenn sie feuchtes Stroh und gehackte Wolle mit einander verbrennten, sich ein elektrischer Dampf bilden werde, der vielleicht eine größere Triebkraft besitze. Sie fingen den elektrischen Dampf in hohlen Taffetballons, die sie mit der unteren Öffnung über ein Feuer hielten, und in der That stiegen nun die Ballons, zu denen sie wahrscheinlich dichtere Hüllen genommen hatten. Einige Gelehrte bewiesen ihnen jedoch, daß sie sich mit ihrer Ansicht vom elektrischen Rauch in einem Irrtum befänden, und obwohl sie nach wie vor diesem ersten Versuche eine Bedeutung beilegten, die er thatsächlich nicht hatte, warfen sie sich jetzt doch auf andere neue Versuche. Ihren ersten Ballon ließen sie im Jahre 1783 in Annonay steigen; derselbe war aus Leinwand und mit Papier gefüttert, hatte $8\frac{1}{2}$ Meter im Durchmesser, wog beinahe $4\frac{1}{2}$ Centner, und vermochte bis zu 4 Centnern zu tragen. In der Zeit von zehn Minuten nach seinem Aufsteigen hatte er sich bereits zu einer beträchtlichen Höhe erhoben und fiel in einer Entfernung von 2000 Metern vom Aufsteigplatz nieder. Natürlich hatte dieses nie gesehene Schauspiel eine ungeheure Zuschauermenge herbeigeführt, die beim Anblick des sich rasch in die Luft erhebenden Ballons in laute Jubelrufe ausbrach. Alsbald wurde die Akademie zu Paris hievon in Kenntnis gesetzt, worauf diese ihre Mitglieder: Larochier, Cadet, Condorcet, Desmarets, Boffut, Brisson, Leroy und Billet zu einer Kommission zusammentreten hieß, um die Sache zu prüfen. Die Pariser aber, zu denen die Wundermär von dem Luftschiffe gedrungen war, wollten nicht erst lange warten, bis die Kommission mit ihrer Prüfung der Sache und ihrem Bericht fertig war, bei ihnen hieß es „probieren geht über studieren," und vor allem wollten sie sehen, mit ihren eigenen Augen das Wunderwerk betrachten können. Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. In kurzer Zeit hatte eine rasch gebildete Gesellschaft über 100 000 Franken zusammengebracht und einen Vorstand erwählt, der die Ausführung des Werkes, die Anfertigung des Ballons zwei geschickten Mechanikern, den Gebrüdern Robrot, und die Leitung des Unternehmens dem berühmten Physiker, Professor Charles, übertrug. Die Sache wäre soweit ja durchaus in guten Händen gewesen, nur ein Mißstand war da, und zwar ein recht großer, man kannte nämlich nicht die Bereitungsart des von den Montgolfiers angewandten Gases, und diese machten natürlich ein großes Geheimnis daraus. Charles war nicht der Mann, sich dadurch von seinen Versuchen abschrecken zu lassen; konnte er nicht das von den Montgolfiers angewandte Gas für seine Zwecke benützen, ei nun, so nahm er Wasserstoffgas, das war ja noch vierzehnmal leichter als die atmosphärische Luft, also mußte es auch viel wirksamer sein als jenes Gas, das wie verlautete, nur halb so schwer sein sollte. Aber wer wollte das bisher nur in ganz kleinen Mengen dargestellte Gas nun auf einmal in einer Quantität herstellen, daß sie genügte, vierzig Kubikmeter davon zu einer Füllung des Ballons verwenden zu können? Welches Unheil konnte nicht daraus entstehen! Endlich aber, nach dreitägigem Überlegen und Probieren, hatte man, wie alle Beteiligten hofften, endlich das Richtige gefunden, und am vierten Tage schwebte der zu zwei Dritteilen gefüllte, an Säulen befestigte Ballon flott in der Luft, und die Schwierigkeit war nur noch, ihn aufs Marsfeld zu bringen, wo er gefüllt werden und von wo aus er aufsteigen sollte. Auch das gelang in der Nacht vom 27. auf den 28. August 1783; natürlich hatte diese Überführung eine Menge Schaulustiger angezogen, die geduldig warteten und nicht von der Stelle wichen, bis die Füllung des Ballons beendet war. Um 5 Uhr abends, am 28. August gab endlich ein Kanonenschuß das Zeichen zur Abfahrt. Wie ein Pfeil schoß der Luftballon empor, und schon nach wenigen Minuten hatte er unter freudigem Jubel einer vielleicht 200 000 Köpfe starken Menschenmenge mehrere Wolkenschichten durchdrungen und verschwand von da ab den Blicken der neugierigen Menge. Fünf Stunden von Paris entfernt, kam er nach dreiviertel Stunden wieder zur Erde, er hatte einen Riß bekommen und war, da nun das Gas rasch zu entweichen vermochte, ungeheuer rasch mitten unter einen Haufen Bauern im Dorfe Gonesse geraten, die natürlich ein solches Ungetüm noch niemals zu sehen bekommen hatten und nicht anders glaubten, als der Mond sei vom Himmel gefallen. Wie sie dann aber sahen, daß das riesige runde Ding vor ihren Füßen herumkollerte, bekamen sie wieder Mut, und stachen und hieben mit Dreschflegeln und Mistgabeln so lange auf das unbekannte Ding los, bis es jämmerlich zerstochen und zerfetzt am Boden lag. Aber nicht genug damit, sie banden den Ballon auch noch einem Pferde an den Schweif und jagten dieses länger als eine Stunde querfeldein über Äcker, Wege und Gräben; der Besitzer fand, als er endlich an Ort und Stelle gelangte, von seinem teuren Besitztum nichts mehr vor, als einige Lumpen und Fetzen. Was half's, daß die Regierung hintendrein eine beruhigende und belehrende Bekanntmachung erließ, der erste mit Wasserstoffgas gefüllte Ballon war vernichtet! Nun wollte auch Montgolfier nicht zurückstehen und ließ am 19. September 1783 vor dem König und einer zahllosen Zuschauermenge einen in fünf Tagen aus festem Stoffe gefertigten, außen mit blau und gold bemalten Ballon steigen, der in einem Weidenkäfig die ersten lebendigen Luftreisenden, ein Schaf, einen Hahn und eine Ente mit sich führte. Diese allerersten Luftpassagiere stiegen anfänglich hoch, sehr hoch in die Luft, aber ebenso rasch fielen sie auch wieder mit dem Ballon, der aus irgend welcher Ursache einen Riß bekommen hatte. Die Tiere kamen vollständig unbeschädigt wieder zur Erde nieder. Kühn gemacht durch diesen Erfolg, machte sich Etienne Montgolfier daran, einen Ballon zu bauen, der in seiner Gondel Menschen mit sich in die Luft tragen könnte. Am 21. Oktober 1783 stiegen erstmals Menschen mit einem freien Ballon auf, es waren Pilâtre de Rozier und der Marquis d'Arlande. Seither hatte man, wenn Menschen in der Gondel saßen, den Ballon mittelst Stricken festgehalten und niedergezogen, nun sollte vom Schlosse La Muette bei Paris der erste Luftballon mit menschlichen Passagieren frei aufsteigen. Selbst Montgolfier war die Sache sehr bedenklich vorgekommen, und König Ludwig XVI. wollte nichts von einem solch gefährlichen Unternehmen wissen, er meinte, wenn es nun doch einmal gewagt sein solle, so wolle er lieber zwei zum Tode verurteilte Verbrecher begnadigen, wenn sie sich dazu hergeben würden, diese Reise zu machen. Damit war aber der kühne Luftschiffer ganz und gar nicht einverstanden; er sagte dem König frei und offen, daß es widersinnig wäre, „wenn gemeine, aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßene Verbrecher sich rühmen könnten, die ersten gewesen zu sein, welche sich mit einem Ballon in die Lüfte erhoben hätten. Endlich, von allen Seiten bestürmt, gab der König den Bitten des Marquis d'Arlande, der selbst mitfahren wollte, nach, und am 21. Oktober 1783 stieg Pilâtre de Rozier mit dem Marquis d'Arlande auf, und beide kamen ohne die geringste Beschädigung wieder herab. Unter den Zuschauern hatte sich auch Benjamin Franklin befunden, der auf die Frage, was er von dieser Erfindung halte, zur Antwort gab: „Es ist ein neugeborenes Kind!" Das ist sie noch bis auf den heutigen Tag, denn sie ist von allzu vielen Zufälligkeiten abhängig; die Vorteile, welche man von ihr erhoffte, hat sie bislang nicht gebracht. Wohl hat sie da und dort Anwendung gefunden, und im italienischen Kriege von 1859 begleitete Godard mit seinem Ballon captif, seinem an langen Seilen gehaltenen Ballon, die französische Armee, stellte auch oftmals Rekognoszierungen an, aber etwas Neues war das nicht, das kannte man bereits aus den Revolutionskriegen in Belgien und am Rhein, wo die Östreicher einmal einen Ballon vernichteten, den sie herabschossen. Der erste Napoleon seinerseits hielt nicht viel auf die Ballons, er ließ die Sache einschlafen. Man hörte auch seit jener Zeit wenig mehr von praktisch verwendeten Ballons, bis mit einemmale das Jahr 1870 sie wieder während der Belagerung von Paris zu Ehren bringen sollte, denn von allen Beförderungsmitteln, so viele deren Paris auch in ungeheurer Anzahl besitzen mochte und die sämtlich wohl geeignet gewesen wären, unter anderen Verhältnissen natürlich, den Verkehr mit der Außenwelt zu vermitteln, blieb ihm während der Belagerung nur noch ein einziges, das zuvor lediglich als ein Schau- und Spektakelstück dem lieben Publikum vorgeführt worden war, dasjenige der Luftschifffahrt. Vom Beginn der Belagerung an war die Gondel der Luftballons noch das einzige Mittel, dessen sich diejenigen,

welche Paris verlassen wollten, bedienen konnten, um ihren Zweck zu erreichen; der Gondel allein vermochten die Pariser in jenen Tagen ihre Korrespondenz anzuvertrauen. Nadar, der erfinderische Kopf, war es, der als der erste einen Luftballon-Postdienst schuf. Er hatte zwar bereits auf dem Platze St. Pierre de Montmartre seinen „Ballon captif", das heißt, einen Luftballon in Thätigkeit gestellt, der mittelst starker Drahtseile auf der Erde festgehalten wurde, nach Bedarf aufstieg, und nachdem er seinen Beobachtungsdienst aus der Vogelperspektive, hoch von oben herab beendet, auf ein gegebenes Zeichen mittelst einer Maschine wieder auf die Erde herabgezogen wurde. Das war schon viel, aber es genügte dem Patriotismus Nadars nicht. Paris dürstete darnach, von den Vorgängen draußen in der Provinz zu vernehmen, die Provinz ihrerseits wollte wissen, was in Paris vorging. Es war unbedingt notwendig, daß sie von wichtigen Vorfällen, die sich in und vor Paris abspielten, Kunde erhielt, sie konnte verlangen, daß sie durch Depeschen von allen Ereignissen erfuhr. Dies zu bewerkstelligen, nahm Nadar auf sich. Am letzten Septembersamstag um 7 Uhr in der Früh rasselte ein Fuhrwerk der Postverwaltung über den Platz St. Pierre und lud dort mehrere riesengroße, wohl versiegelte Säcke ab, auf welche bereits der Ballon Neptun, mit 1200 Kubikmetern Gas gefüllt, sich majestätisch in den Lüften wiegend, wartete. Um 7¼ Uhr war die Füllung des Ballons vollständig beendet. In der Gondel des Ballons hatte Herr Durnof, einer der beiden Nadar beigegebenen Lieutenants, mit einem höheren Postbeamten Platz genommen. Auf das Kommando: „Laßt los!" erhob sich der Ballon auf eine Höhe von 1500 Metern, und flog, vom Winde getrieben, in schnurgerader Richtung auf Calvados los. Die Strecke, die er während einer Stunde zurücklegte, betrug 15 Meilen trotz seines Ballastes und trotzdem er Briefe und Depeschen im Gewichte von 200 Kilos mit sich schleppte.

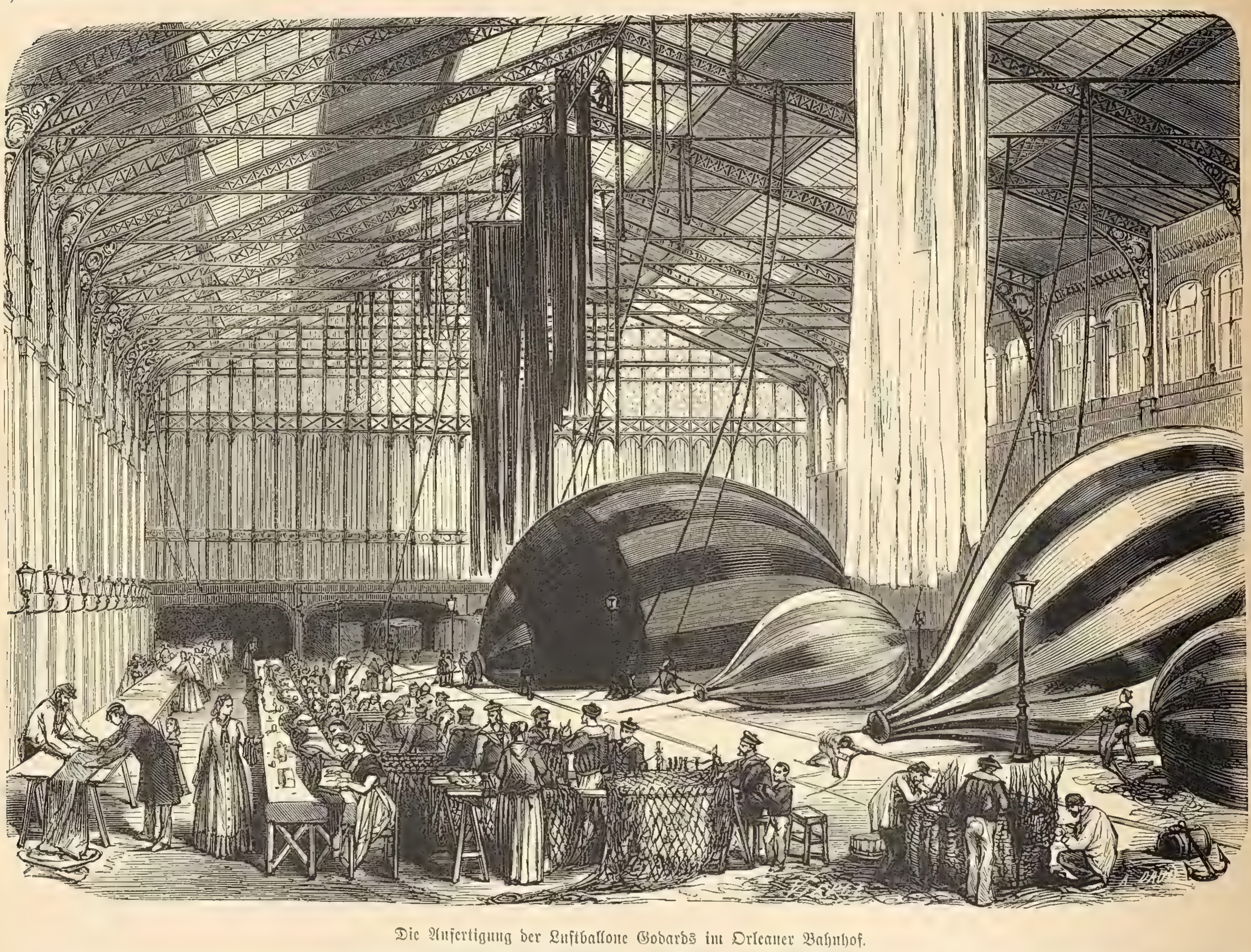
Dank der Ballonpost, behauptete ein Franzose, bekam Frankreich genaue Kenntnis von der Lage in Paris und wurde in den Stand gesetzt, Jules Favres Rundschreiben kennen zu lernen. Die Pariser wußten durch ihre Luftschiffer, daß die Provinz sich organisierte, um der Hauptstadt zu Hilfe zu kommen, daß sich Armeen bildeten, und die Mobilgarde zusammentrat, daß die Freiwilligen, wie beispielsweise die von Lyon, auf dem Terreaux-Platze gelobt hatten, die Preußen zum Lande hinauszujagen und vor Begierde brannten, sich mit der nationalen Armee zu vereinigen, und all diese Streitkräfte waren binnen kurzer Zeit bereit, ins Feld zu rücken! Wenn die erst einmal den Feind von vorn und im Rücken angriffen! Dann würde auch, dank ihres klugen Zusammenwirkens mit der Pariser Armee gar bald der Schlag fallen müssen, der Frankreich die fremden Horden vom Hals schaffen sollte. Begleiten wir einmal einen von Paris aufgestiegenen Luftschiffer auf seiner Fahrt.

Auf dem Bahnhof der nach Orleans führenden Linie hatten viele Dutzende fleißiger Hände daran gearbeitet, diese „Segler der Lüfte" herzustellen. Bis der Stoff kunstgerecht zugeschnitten und zusammengefügt, bis Faden um Faden die Netze, welche den Ballon zu decken und zu schützen hatten, gefertigt und die Gondeln aus schlanken Weiden geflochten waren, welche die kühnen Luftschiffer aufnehmen sollten, verging eine lange Zeit und dann mußten sie erst noch gefüllt werden, das wichtigste Geschäft, denn was die Luft für den menschlichen Körper, der Dampf für die Maschine, das ist für den Luftballon das Gas.

Es war eine naßkalte Dezembernacht, in welcher wir der Abfahrt des „Parmantier" und des „Gutenberg" beiwohnten. Vom nahen Turme schlug es Mitternacht, die Luft war ruhig. Majestätisch wiegten sich die beiden Luftballons, von denen jeder mit 25 000 Kubikmeter Gas gefüllt war, wie zwei in einer Bucht vor Anker liegende Fahrzeuge. Daß sie nicht unversehens durch die Lüfte davonsegeln konnten, dafür war durch schwere, mit Erde gefüllte Säcke vorgesorgt, die am Ende eines jeden Taues aufgehängt waren. Als die Zeit der Abfahrt gekommen war, entfernten die mit dem Ballondienst betrauten Marinesoldaten sämtliche an der Gondel als Gegengewicht aufgehängten Erdsäcke. Ein Postomnibus brachte die Säcke, in welchem sich die Depeschen und Briefe befanden, welche durch den Ballon befördert werden sollten; sorgfältig wurden sie alle außen an der Gondel befestigt. Über ihnen hakte man den Käfig ein, der die Brieftauben beherbergte, die Neuigkeiten von der Provinz und Antwort auf unsere Briefe bringen sollten. Auf das von Herrn Godard gegebene Kommando: „Eingestiegen, meine Herrn, wer mitfahren will, rasch in die Gondel!" sah man aus den umstehenden Gruppen verschiedene in Pelzröcke eingemummte Gestalten, welche die Kapuze derselben tief übers Gesicht gezogen hatten, auf den Ballon zuschreiten. Unter den vier Personen, welche in der Gondel Platz nahmen, bemerkten wir den gelehrten Herrn von Almeida, der beauftragt war, Gambetta Depeschen von Trochu zu überbringen, und Herrn Levy, einen Photographen, den Erfinder der Liliputphotographie, durch die allein es ermöglicht wurde, den Parisern ebenso gute, als ausführliche Nachrichten aus der Provinz zukommen zu lassen. Auf ein gegebenes Zeichen wurden sämtliche bisher straff angespannte Seile losgelassen und langsam stiegen die beiden Ballons unter dem jubelnden, hundertfachen Rufe: „Es lebe Frankreich!" empor. Wenige Minuten und sie waren in den Wolken verschwunden, die in dieser Nacht schwer auf Paris herabhingen. Während die kühnen Luftschiffer bereits den Augen des Publikums entschwunden waren, schallten ihre Lebewohlrufe immer noch herunter. Der „Parmantier" und „Gutenberg" kamen glücklich zur Erde nieder, und Herr Levy konnte in Bordeaux seine Mikroskop-Photographie, die Frankreich wichtige und große Dienste geleistet und so mancher Familie Trost und beruhigende Nachrichten gebracht hat, in vollem Maße anwenden.

Aber nicht immer verliefen die Ballonfahrten so einfach. Hören wir, was ein Franktireur der Seine an seinen Kommandanten über eine solche zu berichten wußte. Der Bericht lautete: „Bordeaux, den 24. Dezember 1870. Herr Kommandant! Am verflossenen 16. November stellten Sie acht Mann unseres Corps zur Verfügung der Regierung der nationalen Verteidigung, und schon am 18. fuhren zwei von unseren Kameraden mittelst Ballons ab, sie hatten den Auftrag, Erkundigungen über die Vorgänge außerhalb Paris einzuziehen und um jeden Preis durch die preußischen Linien zu kommen. Mir erwiesen Sie die Ehre, die Führung des dritten Ballons anzuvertrauen, und ließen mir am 24. November die Weisung zukommen, mich noch am nämlichen Abend zur Abfahrt bereit zu halten. Diese Abfahrt fand um 11 Uhr 40 Minuten nachts vom Nordbahnhof aus statt und zwar mit dem Ballon „Stadt Orleans," der 2300 Kubikmeter Rauminhalt hatte, und von dem Luftschiffer Paul Rollier geführt wurde. Ich hatte mich mit einigen Lebensmitteln versehen, die zur Not für 24 Stunden ausreichen mochten, und trug die Depeschen der Regierung bei mir. Außerdem hatten wir noch einen Käfig bei uns, in welchem sich sechs Staatscouriere befanden, sechs Brieftauben nämlich, mit denen ich mich rasch befreundet hatte, daneben noch Depeschen und Briefe im Gewicht von ungefähr 250 Kilos, meist Privatbriefe und zehn Säcke mit Ballast. — Mitternacht. Wir sind mit einer mäßigen Brise aus Süd-Süd-West aufgestiegen und nahmen folgerichtig die Fahrt nach Nord-Nord-West, oder um mich genauer auszudrücken, fast direkt auf Saint Valery sur Somme zu. Unser Ballon, der sich auf 800 Meter erhoben hatte, begann plötzlich zu fallen, wir sahen uns genötigt, ungefähr zweieinhalb Sandsäcke auszuschütten, um die Höhe von 1000 bis 1200 Metern zu erreichen, die uns erst völligen Schutz vor den Kugeln der Herren Preußen da unten gewährte. Etliche Schüsse hatten sie bereits nach uns abgefeuert, natürlich ohne jedes Resultat. — Zwölf einhalb Uhr. Wir sind bis zu 1400 Metern gestiegen, alles ist rings um uns ruhig und still. Die Nacht ist außerordentlich schön, der Himmel vollständig unbewölkt. — 1 Uhr. Wir sind jetzt 2700 Meter hoch und halten uns auf dieser Höhe, bis der Tag anbricht. — Zweieinhalb Uhr. Gerade unter uns breitet sich ein ungeheurer dichter Nebel aus, der uns jeden Blick auf die Erde hinab verbietet; ein Geräusch, das ich mit nichts anderem zu vergleichen vermochte, als mit dem eines rasch dahin rollenden Eisenbahnzuges, drang zu uns herauf und erweckte in uns die Meinung, daß wir uns gerade über einer Bahnlinie befänden, aber das Geräusch dauerte ununterbrochen bis zum Morgen fort, wir vermochten nicht aus demselben klug zu werden. — 6 ¼ Uhr früh. Der Tag beginnt zu grauen. Der Ballon ist wieder bis auf eine Höhe von ungefähr 1400 Meter gefallen, wir vermögen am Horizont nichts von der Erde zu erblicken, und unter uns breitet sich — das Meer aus .... Das Meer! Für uns war das so ziemlich gleichbedeutend mit Tod! Dieses beständige Rollen, das wir für das Geräusch eines fahrenden Eisenbahnzuges gehalten, war nichts anderes als das Brausen und Branden der Meereswellen gewesen. — 6 ½ Uhr. Einsam, verloren in der weiten Unendlichkeit, ohne jedes Instrument,

das uns gestattet hätte, den Grad, unter dem wir dahinsegelten, festzustellen und zu erkennen, wo wir uns befanden, fühlten wir nur das eine, daß uns der Wind nach Norden trieb, beständig nach Norden; wir setzen eine Depesche auf, vielleicht gerät sie in französische Hände und giebt denen, die uns ausgesandt, Kunde von unserem Schicksal. Sie lautete: „6 ½ Uhr morgens. Wir treiben über dem unendlichen Meere. Nirgends die Spur einer Küste zu erblicken. Möge Gott uns gnädig sein! Seiner Barmherzigkeit empfehlen wir uns.“ Dieses letzte Adieu vertrauten wir einer der armen Brieftauben, die unsere Fahrt teilen, an, aber der von Minute zu Minute dichter werdende Nebel läßt uns auf unsere Absicht verzichten; mit schwerem Herzen bringen wir unsere Taube wieder in ihr Gefängnis, in den Weidenkorb, zurück. — 11 ½ Uhr mittags. Wir halten uns immer noch auf der gleichen Höhe. Unter uns sehen wir viele Schiffe vorüberfahren, aber all unsere Signale und laute Zurufe sind nutzlos und vergebens, man sieht uns nicht und hört uns nicht rufen, oder vielmehr die ans Wunderbare grenzende Schnelligkeit unserer Fahrt macht es den Schiffern unmöglich, uns zu Hilfe zu kommen; wir glauben das wenigstens annehmen zu müssen und werden uns in dieser Annahme wohl kaum getäuscht haben. Wir waren inzwischen abermals bedeutend gesunken, und unser Luftschiffer kam auf den Gedanken, das Ankertau auf seine ganze Länge, 120 Meter, auszuwerfen und herabzulassen in der freilich ganz unsinnigen Hoffnung, ein unter uns vorbeisegelndes Fahrzeug könne das Tau mit Haken einholen und unsern Ballon anhalten; auch diese Hoffnung trog, es war nicht daran zu denken, daß wir in dieser Weise Hilfe bekommen könnten, mit großer Mühe mußten wir unser Tau wieder aufwickeln. — 11¾ Uhr. Ein großes Schiff, östlich von uns, hat unsern Ballon entdeckt und feuerte einen Notschuß ab. — 11 Uhr 55 Minut. Ein Zweimaster, das letzte Fahrzeug, dem wir auf unserer Luftfahrt begegnen sollten, signalisiert uns; die Matrosen sind an Deck und geben uns allerhand Zeichen, sie thun ihrerseits alles, was sie können, um das Schiff in unsere Nähe und uns Hilfe bringen zu können. Herr Rollier zieht die Ventilklappe, wir fallen reißend, kaum daß wir noch wenige Meter über der Meeresfläche uns hinbewegen, aber jetzt bemerken wir auch erst, mit welch fabelhafter, schwindelnder Schnelligkeit unsere Fahrt geht; die drei Minuten, die wir vielleicht zu unserem Sinken gebraucht, haben vollkommen hingereicht, uns mehr als acht Kilometer von dem Zweimaster abzubringen. An Rettung durch ein Schiff dürfen wir nicht mehr denken, das ist schlechterdings unmöglich, wir entschließen uns, es bleibt gar keine andere Möglichkeit wieder aufzusteigen, und da wir nur noch etwa 2½ Säcke mit Sand haben, die wir zu einem letzten, zum äußersten Versuch, uns zu retten, aufsparen müssen, opfern wir nach langem Bedenken einen der Säcke, der die Privat-Depeschen enthält und etwa 60 Kilos wiegt. Nachdem derselbe im Meere verschwunden, stieg unser Ballon wieder auf 3700 Meter. — Mittags 12 Uhr 20 Min. Ein ungeheuer dichter Nebel hüllt uns ein. Kaum vermögen wir die Umrisse unseres Ballons zu erkennen. Das Sinken der Temperatur ist ein ungemein rasches und wir haben stark unter der Kälte zu leiden. Unsere Haare, unser Schnurrbart, namentlich aber unsere Augenbrauen und die Wimpern sind nur noch lauter kleine Eiszapfen, unaufhörlich fällt starker Reif, wohl oder übel muß ich trotzdem meine Decke opfern, um meine armen Tauben damit zu bedecken. Herr Rollier versuchte auf meine Schultern zu klettern, um auf diese Weise den Fortsatz des Ballons völlig abschließen zu können; das Gas verdichtete sich in der Kälte und fiel als feiner Schneeregen unaufhörlich auf unsere Köpfe nieder. Es gelang ihm auch, aber nunmehr strömte das Gas aus und drängte mit Macht gegen den oberen Teil des Ballons empor, so daß Herr Rollier befürchtete, es könnte eine Explosion des Ballons herbeigeführt werden. Dreimal noch kletterte er auf meinen Schultern in die Höhe, um für



Die Anfertigung der Luftballone Godards im Orleaner Bahnhof.

etliche Augenblicke das Ventil zu öffnen. — 1 Uhr. Der Nebel wird immer dichter und zu unserem Unstern nimmt auch die Kälte von Minute zu Minute an Heftigkeit zu. Wir gaben uns vollständig verloren und faßten in unserer Verzweiflung den Entschluß, den Ballon zum Platzen zu bringen. — Mein Kommandant! Ich will keineswegs versuchen, diesen Verzweiflungsausbruch, der uns solche Gedanken eingab, diese Schwachheit, welche wir zeigten, zu beschönigen, aber es ist meine Pflicht, Ihnen offen und ehrlich die Wahrheit zu sagen, und kurz und gut, wir wollten so nicht länger leben, sondern unseren Leiden ein Ende machen. Einen letzten Abschiedsgruß sandte ich dem Vaterlande, von dem fern wir sterben sollten, meiner Frau, meinen drei armen, kleinen Kindern, während der Luftschiffer immer wieder versuchte, ein Zündhölzchen in Brand zu setzen, aber unsere Kleider, unsere Sohlen, alles, an was er rieb, war so feucht und naß, daß keines der Zündhölzchen brennen wollte; ich gewann wieder einiges Vertrauen, und wir sagten uns: „Gott will uns nicht verlassen." 2 Uhr 20 Minuten. Der Ballon fällt mit rasender Geschwindigkeit; in einer Höhe von etwa 30 Metern über dem Meeresspiegel, dahinschwebend erblickten wir, aus dem Nebel herausragend, den Gipfel einer schneebedeckten Tanne, im nächsten Augenblicke streifte die Gondel den Boden, der Luftschiffer sprang, ohne einen Augenblick zu verlieren, aus der Gondel, ich wollte das Gleiche thun, verwickelte mich aber mit den Füßen in dem Ankertau und hing mit dem Kopfe abwärts über die Gondel hinaus. Der um ein ziemliches Gewicht erleichterte Ballon begann sofort wieder mit größter Schnelligkeit zu steigen. Glücklicherweise vermochte Herr Rollier sich an den Korb anzuklammern, was die Geschwindigkeit des Ballons für einen Augenblick aufhielt. Diesen Aufenthalt benützte ich, mich loszumachen und nun ließen wir uns beide aus einer Höhe von 20—25 Metern in einen frisch gefallenen Schneehaufen, der etwa die Höhe eines Meters haben mochte, herunterfallen. Bei der weichen Unterlage nahmen wir keinen Schaden, aber unser Ballon und unsere Brieftauben, die armen Tierchen, waren verloren. —

Es war am Freitag den 25. November 1870 um 2 Uhr 25 Minuten nachmittags, als wir unsere so gefährliche, aber doch zuletzt noch glückliche Landung bewerkstelligten. Der Ort, wo dies geschah, hieß der Berg Lid, ganz oben im Norden von Norwegen, der 12 Grad und etliche Minuten nördlicher Breite liegt." — Wohl die interessanteste, weil für den Gang und die Dauer des Krieges folgenschwerste Luftfahrt war aber die des Ballons, mit welchem Gambetta Paris verließ. Ein Teilnehmer dieser Fahrt weiß darüber zu erzählen: „Der sehr wenig heftige Wind wehte aus Süden und verdoppelte die Gefahren der Expedition. In einer Höhe von 500 Metern angekommen, schwenkte der Ballon, statt das Steigen fortzusetzen, gegen Norden ab und näherte sich den preußischen Linien. Unglücklicherweise war der Feind, durch früher aufgelassene Ballons vorsichtig gemacht, auf seiner Hut, und nicht sobald war unser Luftschiff sichtbar geworden, als auch schon die deutschen Feldwachen allarmiert wurden. Ein Hagel von Geschossen empfing es, und die Beschießung machte wegen der geringen Entfernung die Lage der kühnen Reisenden sehr gefährlich. Noch mehr, das Schießen der ersten Posten rief die Aufmerksamkeit der anderen wach, so zwar, daß der Luftballon das Feuer einer ganzen Armee auszuhalten hatte. Nadar schätzte die Zahl der gegen den Ballon und dessen Insassen gerichteten Gewehrkugeln auf mehr als hunderttausend. (Warum nicht gleich gar auf eine Million?) Durch Zufall aber traf keine Kugel die Reisenden, doch wurde der Korb durchlöchert und hatte das Gewebe viel zu leiden. Man war der Erde nahe genug, um bestimmt die feindlichen Arbeiten sehen zu können, die verschiedenen Uniformen der Soldaten, und die Offiziere, die unten Feuer kommandierten. Die ganze Abteilung der deutschen Armee, über welche der Ballon ging, war auf den Beinen und unter den Waffen. Die Gefahr war eine sehr große. Nadar machte jetzt ungeheure Anstrengungen, um ein Herabkommen des Ballons inmitten des feindlichen Lagers zu verhüten; er warf seinen Ballast aus, seine Bänke, seine Instrumente und kletterte wie ein Eichhörnchen auf die Seiten seines Ballons, um die Löcher zu verstopfen. Er erreichte auch so viel, daß er sich in der Höhe zwischen 400 und 500 Metern halten konnte, alle seine Versuche aber, sich über die Tragweite der Kugeln zu erheben, blieben erfolglos. Das Gas entwich durch die Verletzungen, welche der Ballon erlitten hatte und die Nadars Nachforschungen entgingen. Während dieser Zeit schossen die Preußen fortwährend und die Kugeln pfiffen vorüber, seinen und Gambettas Kopf streifend, so daß sie, sich für verloren haltend, in Eile ihre letzten Befehle in ihre Schreibtafeln kritzelten. Endlich nach einer Stunde dieses seltsamen Kampfes kamen die Reisenden aus dem Okkupationsgebiet heraus, sie schifften jetzt über eine fast öde Landschaft. Es war hohe Zeit, denn der Ballon ging nieder. Die Reisenden bemerkten ein zahlreiches Militär-Detachement, welches aus einer Baumgruppe hervorkam, und das sie anfangs für Mobilgarden hielten. Ihre Hoffnung, auf Landsleute gestoßen zu sein, erwies sich bald als trügerisch; eine volle Gewehrsalve begrüßte sie und einige der Kugeln verletzten abermals den Ballon nahe am Mundloch, eine derselben verwundete auch Gambetta an der Hand. Infolge der erhaltenen Beschädigungen fiel der Ballon so tief, daß er nur noch etwa hundert Meter von der Erde entfernt war. Schon hörte man im Ballon die Hurrarufe der deutschen Reiter, welche dahersprengten, die ihnen, wie sie glaubten, sichere Beute in Empfang zu nehmen, da erfaßte plötzlich eine Brise den Ballon und erhob ihn wieder um etwa hundert Meter, ihn gleichzeitig nach Norden treibend. Zur nicht geringen Enttäuschung und zum großen Ärger der den Ballon verfolgenden Deutschen trieb er rasch nach Norden. Eine Stunde später schien den Reisenden die Gegend vom Feinde frei, und es geraten zu sein, sich auf die Erde herunterzulassen. In dem nämlichen Augenblick aber, als sie sich hiezu anschickten und ihre Vorbereitungen trafen, öffnete sich die Thüre des Hofes, in dessen Nähe sie landen wollten, und heraus kam ein Haufen bayrischer Soldaten, welche ein wohlgenährtes Feuer gegen den unglücklichen Ballon unterhielten, der sich natürlich sofort in die Lüfte hob, aber nur, um schon nach wenigen Kilometern sehr rasch zu sinken; der Ballon hatte durch die deutschen Kugeln allzuschwere Beschädigungen erlitten, als daß er noch länger diensttauglich gewesen wäre. Die Gondel verfing sich überdies in den oberen Ästen einer alten Eiche, und der gewaltige Stoß warf die Reisenden in der Gondel über den Haufen; in der allerkritischesten Lage fanden sie sich auf dem Gipfel der Eiche hängend. In diesem Augenblicke eilte eine Schar mit Heugabeln und Sensen bewaffneter Bauern auf die Eiche zu, schimpfend, fluchend und die Reisenden, welche sie für deutsche Spione hielten, mit Mord und Totschlag bedrohend. Rasch aber änderte sich die Scene, als Gambetta eine Fahne in den Nationalfarben ergriff und sie unter dem Rufe: „vive la republique!" grüßend schwenkte; im Nu waren aus den wild drohenden Feinden dienstwillige Freunde geworden, die sich beeilten, die fremden Gäste so rasch als nur möglich zur Erde niederzubringen, und aus der Gefahr, in welcher sie schwebten, zu befreien. Als sie von Nadar nun gar vollends erfuhren, wen ihnen der Ballon gebracht hatte, da kannte die Freude und der Enthusiasmus der Bauern keine Grenzen mehr, unaufhörlich riefen sie: „vive Gambetta!" und schüttelten ihm die Hände. Gambetta war von dieser ungekünstelten, so ganz und gar nicht gemachten Huldigung tief gerührt; seine erste Frage war natürlich die, wo er sich zur Zeit befinde? Er war bei Tricault, im Departement Oise, gelandet. Während man ihn im Triumph zum Maire des Ortes geleitete, eilte ein Mann herbei mit der Nachricht, daß feindliche Kavallerie, die den Ballon verfolgte, sich nähere. Rasch wurde daher ein Fuhrwerk angespannt und Gambetta mit seinem Begleiter in rasendem Lauf nach St. Didier gebracht, wo er beim Unterpräfekten, einem ehemaligen Offizier, aufs gastlichste empfangen und von demselben nach Amiens begleitet wurde, wo er inmitten der Nacht ankam. Der kühne Luftschiffer war in Sicherheit, und doch wie nahe hatte es ihm gestanden, abgefangen zu werden! Ein Soldat vom zweiten Garde-Regiment schrieb an die Elberfelder Zeitung über dieses Ereignis noch unter dem frischen Eindruck desselben folgendes: „Seit einigen Tagen beschäftigen uns viel die Luftballons, die von Paris aus aufsteigen. So sahen wir deren vier mit einemmale in die Höhe gehen, wovon einer über uns platzte und herabfiel. Er enthielt nichts als einen Brotbeutel mit einigen Stücken Brot, wohl ein Spott, um uns damit zu beweisen, wie gut sie drinnen noch verproviantiert wären. Einen zweiten schossen wir herunter, der eine Anzahl Briefe enthielt, die von uns ungelesen abgeliefert wurden. In voriger Woche machte unser zweites Garderegiment, um dem Treiben der Franktireurs Einhalt zu thun, einen Marsch nach Chantilly und rückte von da weiter über Creil und Beauvais. Bei diesem Marsche hätte unsere erste Compagnie

bald einen recht glücklichen Fang gemacht. Ein Ballon, in dessen Schiffchen mehrere Personen saßen, ließ sich herunter und aus einer Höhe von etwa hundert Metern warf man, wahrscheinlich in der Meinung, daß wir Mobilgarden wären, einen Strick herab. Zwei Dutzend Hände waren auch sogleich bereit, anzufassen und zogen aus Leibeskräften. Aus einer Höhe von ca. 200 Fuß aber mußten uns die Luftschiffer doch erkannt haben, denn mit einemmale wurde das Seil los und es regnete Sand, der aus dem Schiffchen ausgeschüttet wurde, um den Ballon zu erleichtern und ihn wieder steigen zu machen. Zwar lag sofort die halbe Compagnie im Anschlage, um die seltenen Vögel herabzuschießen; der Lieutenant verbot es aber, in der Meinung, sie würden jetzt von selbst herabkommen. Es wurden ihnen später noch mehr Kugeln nachgesandt, sie waren aber doch schon wieder zu hoch gestiegen. Aus späteren Berichten der französischen Zeitungen ersah man mit großem Leidwesen, daß der Luftschiffer niemand anders als Gambetta gewesen war. Wir wären gewiß alle dekoriert worden, wenn wir den französischen Kriegsminister gefänglich eingeliefert hätten." Allerdings dürfte eine reiche Belohnung für einen solch wichtigen Fang den Betreffenden kaum gefehlt haben.

Zum Schlusse geben wir eine Statistik der von Paris aufgelassenen Ballons. Die Postverwaltung ließ während der Belagerung vierundfünfzig Ballons aufsteigen, die ungefähr 2,500,000 Briefe in einem Gesamtgewicht von 10,000 Kilogramm aus Paris forttrugen. Die Liste der abgegangenen Ballons dürfte, so wie wir sie geben, wohl ziemlich genau und vollständig sein. Es gingen ab: am 23. September der „Neptun", am 25. Sept. die „Stadt Florenz", am 29. Sept. die „Vereinigten Staaten", am 30. Sept. die „Celeste", der erste Ballon, der Postkarten beförderte; am 7. Oktober „Armand Barbes", der Gambetta und die ersten Brieftauben an Bord hatte; am 12. Okt. „Washington" und „Louis Blanc"; am 14. Okt. „Godefroy-Cavaignac", in diesem Ballon reiste Keratry ab; am 14. Okt. „Wilhelm Tell" mit Nanc an Bord; am 16. Okt. „Jules Favre" und „Jean Bart"; am 18. Okt. „Victor Hugo"; am 19. „Lafayette"; am 22. „Garibaldi"; am 25. Okt. „Montgolfier"; am 27. Okt. „Vauban", dieser fiel in der Nähe von Verdun innerhalb der preußischen Linien nieder, die Luftschiffer vermochten sich jedoch zu retten; am 29. Okt. „Oberst Charras"; am 2. November „Fulton"; am 4. Nov. „Ferdinand Flocon", am nämlichen Tage „Galiläi", der aber dem Feinde in die Hände fiel; am 6. November „Châteaudun"; am 8. Nov. die „Gironde"; am 12. der „Daguerre", welcher ebenfalls vom Feinde erbeutet wurde; am 18. der „General Ulrich"; am 21. der „Archimedes", der in Holland niederging; am 24. Nov. der uns bekannte Ballon „Stadt Orleans", der in Norwegen landete; am 28. Nov. der „Jacquard"; am 30. Nov. der „Jules Favre" (der zweite dieses Namens), aber das Glück scheint diesem Ballon so wenig günstig gewesen zu sein, als der pariser Ausfallarmee an diesem Tage, man hat nie wieder eine Spur von demselben entdeckt, und alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß er ins Meer gestürzt ist; am 5. Dezember stieg der „Franklin" auf; am 7. der „Denis Papin"; am 11. der „Renault"; am 15. die „Stadt Paris". Gerade dieser Ballon, der den Namen der belagerten Festung trug, aus welcher er kam, fiel im ehemaligen Herzogtum Nassau nieder; der Luftschiffer Delamarne veröffentlichte später einen interessanten Bericht über diese Fahrt. Am 17. Dezember stiegen der „Parmentier" und der „Gutenberg"; am 18. der „Davy"; am 20. der „General Chanzy" auf. Am 22. Dez. folgte der „Lavoisier"; am 23. die „Délivrance"; am 27. der Ballon „Tourville, am 29. der „Bayard", zwei Tage später die „Loire-Armee", am 4. Januar „Newton", am 9. „Du Quesne", nach Frankreichs berühmtem Seehelden benannt, am nächsten Tage „Gambetta", am 11. der „Keppler", nach dem berühmten deutschen Astronomen geheißen; am 13. Januar der „General Faidherbe", am 15. der „Vaucanson", am 18. die „Pariser Post", am 20. der „General Bourbaki", am 22. der „General Dunesnil", am 24. der „Torricelli", am 27. der „Richard Wallace" und am 28. Januar als der letzte der „General Cambronne". Vom Orleans-Bahnhof gingen 26 Ballons ab, vom Nordbahnhof 16, vom Ostbahnhof 3, ebenso viele von Montmartre, dem Platze St. Pierre aus; zwei vom Tuileriengarten, und die gleiche Zahl vom Boulevard d'Italie, und je einer von Vaugirard und La Villette.

Von Ballons, die nicht im Dienste der Post aufstiegen und daher in obiger Zusammenstellung auch nicht vorkommen, wären noch zu erwähnen, der „George Sand", der am nämlichen Tage wie der „Armand Barbes" aufstieg, die „Liberté" des Herrn Wilfried de Fonvielle, (dieser Ballon wurde jedoch am 17. Oktober, noch ehe er zum Aufsteigen gekommen war, von einem Wirbelsturm erfaßt, in Stücke zerrissen, und die Fetzen in alle Winde zerstreut); am 25. November die „Egalité", am 30. Nov. „La Bataille de Paris", und am 1. Dez. der „Volta", der Janssen aus Paris entführte, welcher mit einer wissenschaftlichen Mission betraut war. Aus all dem erhellt zur Genüge, daß auch auf diesem Gebiete Frankreich seine ganze Kraft einsetzte, dem Feinde sich entgegenzustemmen, freilich — ohne Erfolg!

Die französische Taubenpost im Kriege.

Man müßte einen ganzen Band füllen, wollte man eine gründliche Abhandlung über die Taubenposten und ihre Postillone schreiben! Nicht erst in unseren Tagen hat man Tauben die Beförderung von Nachrichten anvertraut; die erste ist eigentlich jene zu nennen, welche, von Noah aus der Arche gelassen, ihm mit dem Ölblatt, das sie im Schnabel trug, die hochwillkommene Nachricht brachte, daß sich das Gewässer verlaufen habe und die Sintflut zu Ende sei. Auch im Altertum finden wir Spuren von Brieftauben bei den Römern, den Ägyptern, ja sogar auch bei den Israeliten. Aber in jenen primitiven Zeiten war die Verwendung der Brieftauben noch eine sehr beschränkte, und man weiß über dieselbe eigentlich nur so viel, daß die Römer das Gefieder der von ihnen aufgelassenen Tauben mit vorher vereinbarten Schriftzeichen mittelst einer unverwischbaren Farbe bemalten, welche den Text der zu übermittelnden Nachricht darstellten. Erst in der Neuzeit bildeten sich Liebhabergesellschaften des Taubensports, die erste im Jahre 1818; den damals in Europa mit solchen Tauben angestellten Versuchen ist jedoch keine allzugroße Bedeutung beizumessen, gleichwohl trug die Beschäftigung mit diesen klugen Tierchen ihre Früchte, abgesehen davon, daß man schon zu Anfang der zwanziger Jahre Wettflüge veranstaltete, bei welchen oft recht bedeutende Summen gewonnen oder verloren wurden. — Im Jahre 1828 wurden die beständigen Schwankungen der spanischen Fonds, welche ein ebenso arglistiges als schamloses Börsenspiel zum Gegenstand seiner Ausbeutung machte, die Ursache einer wilden Spekulation, welche alle schlechten Leidenschaften, vor allem die Sucht, recht rasch und mühelos reich zu werden, entfesselte. Um aber dieses Ziel zu erreichen, that es vor allem not, die hauptsächlichste Bedingung, oder richtiger gesagt, die einzige Bedingung vorher erfüllen zu können, die nämlich, vor allen andern Mitanbetern des goldenen Kalbes über „Hausse" oder „Baisse" (Steigen oder Fallen) dieser Papiere jederzeit genaue Nachricht zu haben, namentlich über den dermaligen Kursstand dieser Papiere in Paris und den übrigen großen Städten Europas. Um sich diese Vorteile zu verschaffen, bedienten sich mehrere Spekulanten der Brieftauben; jeden Tag ließen sie solche in Brüssel, London, Paris auffliegen, und hiemit gewannen diese Tiere, welche den neuesten Kurs überbrachten, mit einemmale eine außerordentliche Wichtigkeit, welche die Taubenzüchter natürlich dazu benützten, ihre Tauben zu ungemein erhöhten Preisen zu verkaufen oder auszuleihen. Die Art, auf welche die Tauben in jener Zeit versandt werden mußten, als es noch keine Schnellzüge und noch weniger Blitzzüge gab, verdient hier erwähnt zu werden. Galt es, solche Tauben nach einer vom Abfahrtsorte entfernten Stadt, die jedoch nicht allzuweit abgelegen sein durfte, zu schaffen, so schossen die Liebhaber das nötige Geld zusammen, um ein Fuhrwerk mit Kutscher zu mieten. Auf dem Wagen wurden sodann bogenförmige Gestelle angebracht und das Ganze mit einem hermetisch abschließenden Segeltuch überspannt. Zur Bequemlichkeit der geflügelten Reisenden waren im Innern des Käfigs Auffitzstangen angebracht und ebenso ein Napf mit Wasser; selbstverständlich war auch für allerhand Sämereien, welche die Tauben gerne fressen, gesorgt. Auf den Karren folgte mit der Zeit der Tragkorb. Dieser ungemein umfangreiche Tragkorb hatte in seiner ganzen Höhe vier oder

fünf Abteilungen, in deren jeder 6—10 Tauben Platz hatten. In der Regel nahm derjenige, welcher den Korb trug, 30 oder 35 zum Wettflug bestimmte Tauben mit; im Durchschnitt betrugen die Strecken, die er zurücklegte, pro Tag acht bis zehn Meilen, so daß, selbst bei verhältnismäßig geringen Entfernungen, die armen Tauben 14 Tage lang hin und hergeschüttelt wurden, bis endlich die von ihnen mit Ungeduld erwartete Stunde ihrer Befreiung schlug. Zu jener Zeit war es, als Frankreichs unsterblicher Liedersänger Beranger, anläßlich des von uns erwähnten Börsenschwindels, zu dem sie mithelfen mußten, die Tauben in folgendem reizendem Gedichte besang:

„Ihr Täubchen, die nach alten Sagen
Gekost um Venus Wagenzug,
Ihr müßt nunmehr nach Brüssel tragen,
Den Rentenkurs in raschem Flug.
Es haben aufgestutzte Wichte,
Die stets auf Wucher sich versteh'n,
Euch Liebesboten der Gedichte
Zu Börsenmaklern ausersch'n.

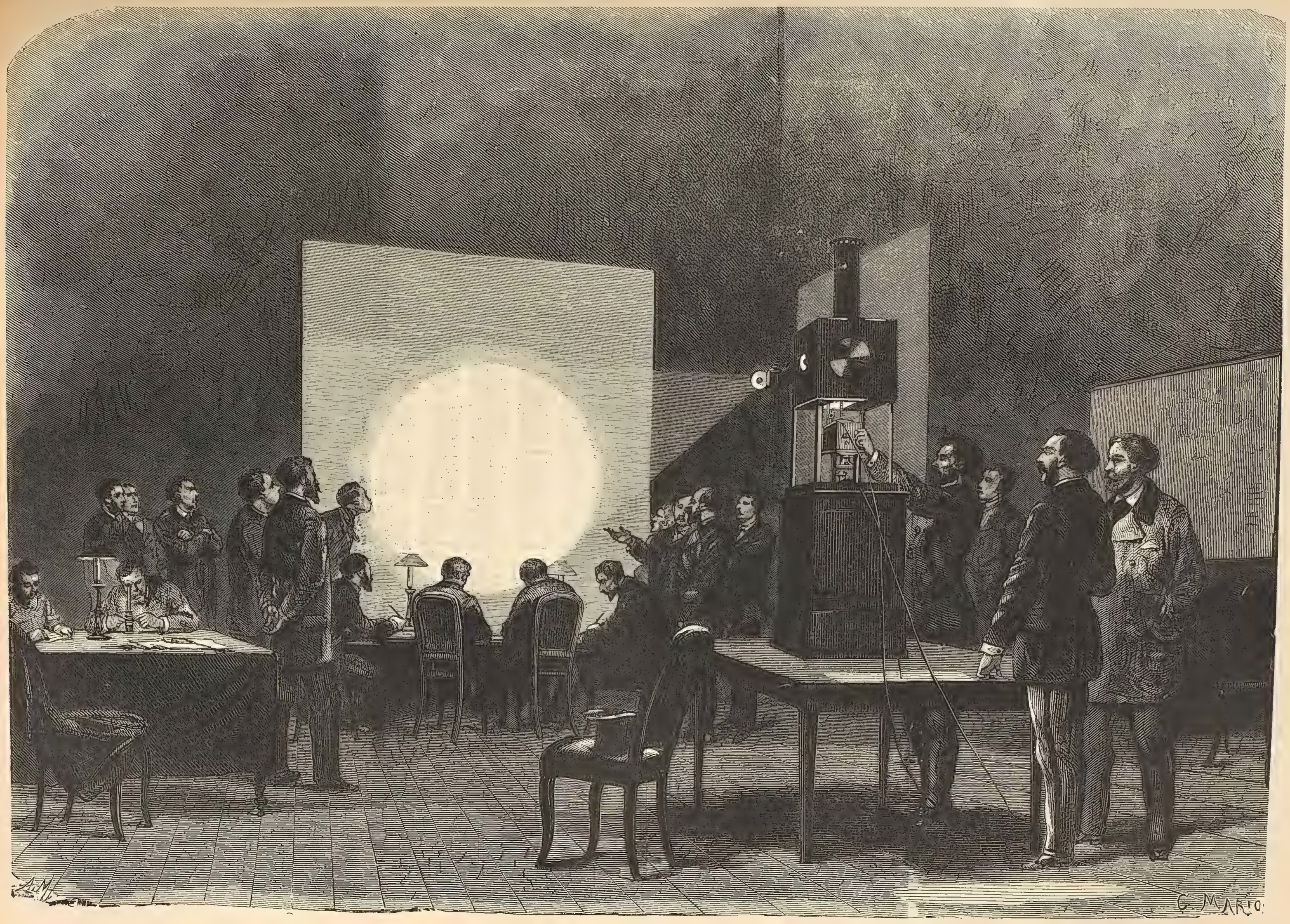
So muß der Lieb und Dichtung Zierde
Vergeblich uns verliehen sein!
Es drückt die schnöde Geldbegierde
Der Schönheit selbst ihr Brandmal ein,
Daß solcher Frevel nicht gelinge,
Flieht Vöglein unsern Geierchor,
Zum Himmel tragt auf zarter Schwinge,
Die Poesie, die Lieb' empor!"

Bald verdrängte der Telegraph die Tauben aus dem Dienste der Börse, und es schien, als sollten sie hinfort nur noch Dienste als Liebesboten versehen, da kamen sie, die man beinahe vergessen hatte, ganz unverhofft und plötzlich während des deutsch-französischen Krieges abermals zu umfassender Verwendung, indem sie in den Dienst der Verteidigung von Paris gestellt und dazu verwendet wurden, die Verbindung zwischen Paris und der Provinz aufrecht zu erhalten und Nachrichten aus der eingeschlossenen Stadt, sowie in dieselbe hinein zu bringen. Die ursprünglichen Boten der Venus, die von habgierigen Menschen zu Dienern des Merkurs und des Mammons herabgewürdigt worden, mußten jetzt die Boten des Kriegsgottes Mars werden und haben als solche den Franzosen treffliche Dienste geleistet.

Trotz des Telegraphen, dem in Friedenszeiten die Taubenpost natürlich eine erfolgreiche Konkurrenz nicht mehr machen konnte, war dieselbe, in sehr bescheidenem Umfange allerdings, immer noch bestehen geblieben, und nachdem sie das öffentliche Interesse nicht mehr zu vertreten hatte, in den Dienst der Liebhaberei gestellt worden, die sich ihrer bemächtigt hatte. In England, Holland und Belgien, später auch in Deutschland, nahm die Lust, Brieftauben zu züchten und abzurichten, mehr und mehr zu; in Belgien namentlich war die Brieftaubenzucht schon seit langer Zeit außerordentlich verbreitet und vortrefflich organisiert; die Gesellschaften von Taubenfreunden hatten dort längst ihre Fachzeitungen, welche einen Einblick in den großartigen geschäftlichen Aufschwung dieser etwas teuren Liebhaberei gewähren, die sich allerdings nur recht vermögliche Leute und der Staat erlauben können, dem sie ein Mittel zur Landesverteidigung, so gut wie Kanonen, Flinten und Säbel sind. So waren denn auch schon vor dem großen Kriege von 1870/71 in Deutschland da und dort Wett- oder Probefliegen von Brieftauben veranstaltet, und beispielsweise am 21. Juni 1869 morgens 5 Uhr 10 Minuten von einem Liebhaber aus Duisburg 36 Brieftauben, welche man zu diesem Zwecke nach Magdeburg gesandt hatte, daselbst abgelassen worden. Die erste nach Duisburg zurückgekehrte Taube, welche um 12 Uhr mittags eintraf, hatte ca. 47 Meilen direkter Richtung bei trübem Wetter in sechs Stunden, also die Meile in acht Minuten zurückgelegt, demnach pro Meile nur eine Minute mehr gebraucht, als der Kurier-Zug.

Diese Liebhaberei für Brieftauben war es denn auch, welche, wie schon gesagt, der Weltstadt Paris in den schweren Tagen der Belagerung zu einem wichtigen Hilfsmittel der Verteidigung wurde. Gleich auf die erste Kunde vom Anmarsch der deutschen Heere auf Paris stellte sich der Präsident der „Societé de l'Esperance," Cassier mit Namen, der Regierung der nationalen Verteidigung mit 3000 Brieftauben zur Verfügung, allein man wies ihn kurzerhand und nicht ohne spöttische Bemerkungen ab; die Deutschen würden es ja nie und nimmer wagen, Paris zu belagern! Erst nachdem diese es dennoch gewagt und die Stadt cerniert hielten, gelang es Cassier, den General Trochu für die Verwendung von Brieftauben zu gewinnen. In Gemeinschaft mit van Rosebecke und Dervuard richtete er den Brieftaubendienst ein, jedoch nur mit einer geringen Anzahl Tauben, da die meisten Besitzer und Züchter solcher Paris bereits verlassen hatten. Im Oktober 1870 reiste Cassier als erster mit 32 Brieftauben in einem Ballon aus Paris ab und wäre, bei Metz innerhalb des Bereichs der deutschen Armee gelandet, um ein Haar in die Hände der Deutschen gefallen; es gelang ihm aber noch im letzten Augenblicke, mit seinen kostbaren Tauben glücklich zu entwischen und Tours zu erreichen. Dort richtete Postdirektor Steenackers eine regelrechte Brieftaubenpost ein. Alle aus der Provinz eingehenden Telegramme wurden hier, als in einem Mittelpunkte, gesammelt und so wie sie lauteten, ohne etwas an ihrer Fassung zu ändern, kurz zusammengedrängt, indem man sie zuerst in Form eines Zeitungsblattes setzen ließ, welches sodann unter Reduktion der ursprünglichen Fläche auf den geringst möglichen Maßstab photographiert wurde. Diese photographisch hergestellten Depeschen wurden alsdann durch Tauben nach Paris an die Central-Postverwaltung gesandt, deren Aufgabe es war, den Inhalt der Depeschen, nachdem er, photographisch vergrößert, lesbar geworden war, (s. Bild) auf telegraphischem Wege an die betreffenden Adressaten in der Stadt weiter zu geben. Dieses System kam unterm 8. November 1870 zur Einführung. Am 14. November empfing die Regierung der nationalen Verteidigung die erste Nummer einer solchen, so zu sagen auf telegraphisch-photographischem Wege hergestellten Zeitung, deren Buchstaben jedoch so winzig kleine waren, daß man, um sie lesen zu können, einer starken Lupe bedurfte. Bei Mamme in Tours, dessen bedeutende Einrichtung allein für ein so ausgedehntes Unternehmen ausreichte, wurden die Nachrichten zusammengestellt, gesetzt und gedruckt, um sodann photographiert zu werden. Die auf solche Weise hergestellte erste Nummer von 12 Centimeter Grundfläche enthielt 226 Depeschen aus allen Gegenden Frankreichs und des Auslandes.

So war es möglich, daß eine einzige Kielfeder 1500 Privat-Depeschen und den Umfang von 500 Regierungs- also amtlichen Depeschen enthalten konnte, und zwar so, daß eine einzige Brieftaube dies zu befördern imstande war, ohne durch zwei gewichtige Faktoren, den Umfang und das Gewicht der Depeschen, in ihrem Fluge gehindert worden zu sein. Einen großen Fortschritt that man mit der Anwendung des durchsichtigen Collodiums, auf welches sich Depeschen photographieren ließen, die mit dem bloßen Auge so gut wie gar nicht sichtbar waren. Diese Collodiumdepeschen waren überdies noch zehnmal kleiner und leichter als auf Seidenpapier geschriebene, und aus diesem Umstand ist es auch leicht erklärlich, daß bei einem so geringen Umfang und leichten Gewicht eine einzige Brieftaube eine solche Menge Geschriebenes überbringen konnte. All diese Fortschritte und Verbesserungen hatte man dem Generaldirektor der Telegraphenanstalten, Herrn Steenacker, zu verdanken, der seinen Eintritt in die Verwaltung durch mehr als eine glückliche Erfindung bezeichnete, dank der Beihilfe, die ihm von dem in Tours befindlichen Herrn Bareswil und den mittelst Luftballon aus Paris entkommenen Herren Dagron und Fernique zu teil wurde, deren treffliche Dienste man sich selbstverständlich nicht hatte entgehen lassen. Glücklicherweise konnten die photographischen Aufnahmen auch an trüben Wintertagen so schnell ausgeführt werden, daß die um 12 Uhr mittags übergebenen Depeschen bereits um 5 Uhr nachmittags zur Absendung bereit waren. Um den richtigen Empfang der Depeschen zu sichern, wurden dieselben öfters, 20-, 35- und sogar 40mal vervielfältigt, abgesandt. Nunmehr galt es, all die zahlreichen Depeschen, die kamen, zu entziffern und zu expedieren. Für die in der ersten Zeit einlaufenden Depeschen genügten hiezu die aufgestellten Lupen vollständig, später aber sah man sich genötigt, ein richtiges Mikroskop anzuwenden, aber man erzielte mit demselben auch nur ein engbegrenztes, keineswegs ausreichendes Resultat, um so weniger, als ein einziges, vier Centimeter breites und sechs Centimeter langes Blatt 144 viereckige Seiten oder beiläufig 1600 Telegramme fassen und aufnehmen konnte. Das war eine Aufgabe, die sich selbst bei fünf und sechs Mikroskopen, die gleichzeitig in Thätigkeit waren und bei ebenso viel Kopisten, kaum bewältigen ließ. Da kam zum guten Glück das photoelektrische Mikroskop des Herrn Duboscq zu Hilfe, mittelst dessen die Collodiumblätter von einer großen weißen Fläche so deutlich sich abhoben, daß vier Expedienten zu gleicher Zeit vier Seiten Depeschen übersetzen konnten. Es mögen hier einige Details über die Vorgänge bei dieser Thätigkeit angeführt werden. Der Vergrößerungsapparat bestand aus einem photoelektrischen Mikroskop, oder besser gesagt, aus einem Solar-Mikroskop, welches einem Regulator elektrischen Lichtes angepaßt war. Dieses Solar-Mikroskop lieferte ein deutliches und vergrößertes Bild



Von einer Brieftaube aus der Provinz gebrachte Depeschen werden auf dem Telegraphenamt durch einen elektrisch beleuchteten Vergrößerungsapparat entziffert.

auch von dem kleinsten Gegenstande, aber erste Bedingung dabei war, daß dieser Gegenstand, mittelst eines Brennspiegels zum Beispiel, schnell beleuchtet wurde, auf den man die Sonnenstrahlen mittelst eines Systems von Linien einwirken ließ. — Da aber die Sonne bei der rasch enteilenden Zeit nur ein unbeständiges Hilfsmittel war, wandte man statt des Sonnenlichts das intensivere und leichter zu lenkende elektrische Licht an. Der Strahl dieses Lichtes ist in einer rechtwinkligen geschwärzten und durch kleine Bretter hermetisch verschlossenen Kiste untergebracht, auf der Kiste thront ein Kamin, der ganze Apparat hat die größte Ähnlichkeit mit einer Laterna magica, wie sie die Kinder bei ihren Spielen im Gebrauch haben. Das Licht wird durch den elektrischen Strom einer Säule von 50 Bunsenschen Elementen hergestellt. Diejenige Kohle, welche das beste rauchlose und nicht flackernde Licht liefert, ist der Rückstand aus den Gasretorten. Er ist härter als Stahl, dem Graphit gleich, und ein sehr guter Leiter. — Bei diesem Lichte ließen sich die Depeschen recht gut und deutlich lesen, aber es war doch das richtige immer noch nicht, und die Arbeitsteilung hatte auch ihre Schwierigkeiten. Glücklicherweise kamen die Herren Mercadier, interimistischer Generaldirektor, und Cornu, Minen-Inspektor, auf ein neues Verfahren, das allen Anforderungen entsprach. Bedenkt man, in welch kurzer Zeit, mit welcher Hast all diese Erfindungen ins Leben traten, wie rasch sie praktisch ausgenützt werden mußten, so muß man denen, die all dieses ins Werk zu setzen wußten, uneingeschränktes Lob und vollen Beifall zollen.

Die Beförderung von Depeschen war nunmehr eingerichtet; es handelte sich jetzt hauptsächlich noch darum, es dem Publikum zu ermöglichen, eine kleine Zahl von Depeschen möglichst auszunützen. Mehrere Familien in derselben Stadt, welche Verwandte oder Freunde in Paris hatten, vereinigten sich aus freien Stücken und sandten Gesamt-Telegramme in der Weise ab, daß 250 Depeschen in Wirklichkeit Nachrichten von mehr als tausend Familien brachten. Die gewöhnliche typographische Zusammenstellung wurde ebenfalls auf dem Wege der Photographie mikroskopisch reduziert, so daß sie ein winziges Papierblättchen von 30—40 Millimetern ausfüllte, welches zusammengerollt in einer Federpose verborgen wurde, welche man mit drei Fäden der Länge nach an eine Schwanzfeder der betreffenden Brieftaube band. — Das Blättchen, welches mittelst einer starken Lupe nicht ohne Mühe leserlich war, bot gleichwohl das Äußere eines Journals mit vier Spalten. Die Spalte der linken Seite enthielt die Worte: „Dienst der Brieftaubenpost. Steenackers à Marchandi, 103 rue de Grenelle.“ Die drei anderen Spalten enthielten sodann den Wortlaut der Depeschen, eine hinter der andern, ohne jeden Zwischenraum, und alles auf der Vorderseite. — Die am 25. November um 4 Uhr früh in Paris mit der Nachricht von der Wiedereinnahme von Orleans eingetroffenen 266 Depeschen waren in vier Stunden vergrößert und gesetzt. Um 4 Uhr abends hatten alle ihren Bestimmungsort erreicht. — Durch die Lupe betrachtet, hatten die Buchstaben die Größe der zu den Minuskelanzeigen der „Times“ verwendeten Lettern. — Die folgende Zeichnung ⊐ zeigt die erste Seite einer Depesche in der wirklichen Größe des Originals:

Vergrößerung derselben:

Faidherbe au Ministre de la Guerre.

Aujourd'hui 3 Janvier bataille sous Bapaume, de huit heures du matin à six heures du soir. Nous avons chassé les Prussiens de toutes les positions et de tous les villages. Ils ont fait des pertes énormes et nous des pertes sérieuses

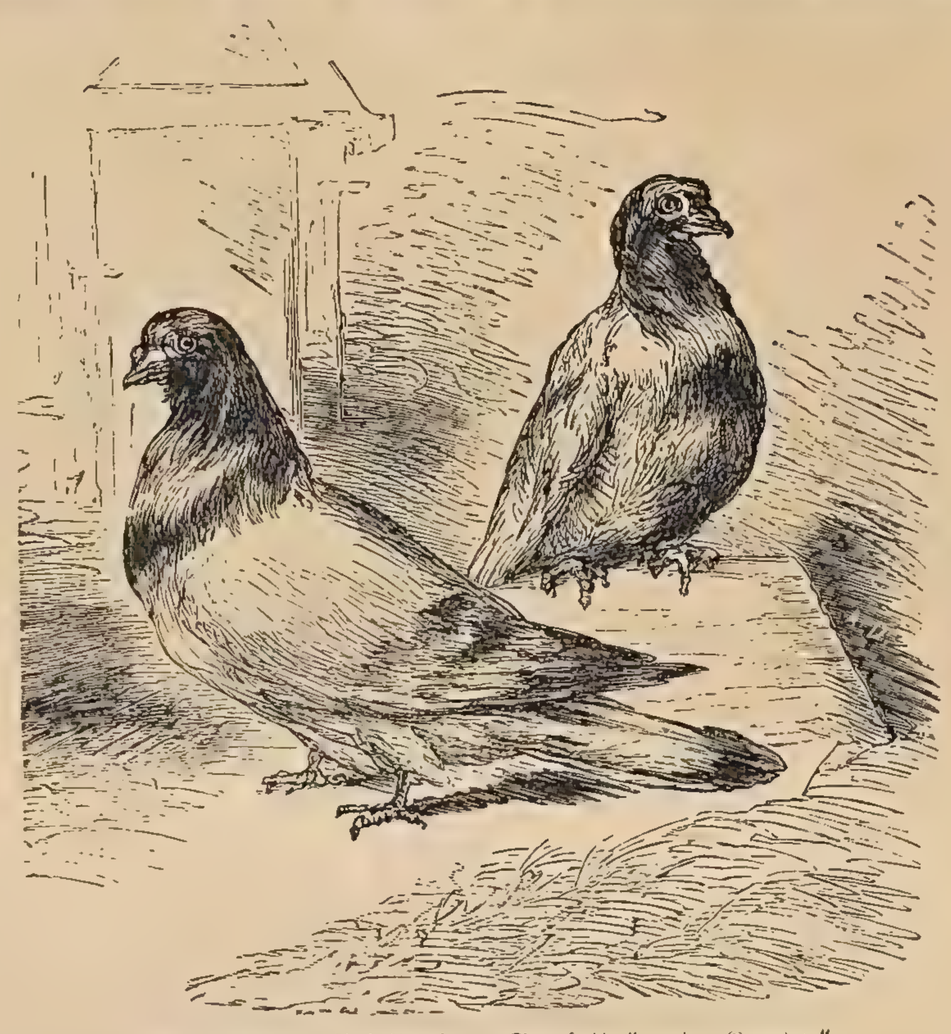
Avesne-Bapaume 3 Janvier

Faidherbe an den Kriegsminister.

Heute, den 3. Jan., Schlacht bei Bapaume, von 8 Uhr morgens bis 6 Uhr abends. Wir haben die Preußen aus allen ihren Positionen und aus allen von ihnen besetzten Ortschaften hinausgeworfen. Sie haben ganz enorme Verluste erlitten, aber auch die unsrigen sind beträchtlich.

Avesne-Bapaume, 3. Januar.

Vermittelst dieser Luftballons hatte man im ganzen 354 Brieftauben aus Paris herausgebracht, von denen etwa 100 wieder zurückkehrten. — Von den 115,000, und alle Copien mit inbegriffen 2,500,000 Depeschen, welche durch Tauben abgesandt worden waren, gelangten 52 Depeschen-Serien nach Paris. Dieses immerhin noch günstige Ergebnis hatte seinen Grund vorzugsweise darin, daß die Tauben auf der ihnen längst bekannten Linie Paris—Orleans—Blois—Poitiers zu fliegen hatten. — Aber nicht bloß Nachrichten, sondern auch Geld brachten die Brieftauben mittelst Postanweisungen aus dem vom Feinde nicht besetzten Frankreich nach Paris; nicht weniger als 190 000 Francs wurden auf diese Weise nach Paris gesandt und gelangten dort ohne weiteres zur Auszahlung. — Verschiedene Tauben haben eine Reise zwei und dreimal mit gutem Erfolge zurückgelegt. Die in der Öffentlichkeit am meisten berühmt gewordenen waren die auf unserem Bilde wiedergegebenen Brieftauben „Gambetta“ und „Keratry“, welche den Männern, deren Namen sie trugen, mehr als einmal hochwichtige Nachrichten überbrachten. — Die letzten im deutsch-französischen Kriege aufgelassene Taube trug, wie unsere Abbildung zeigt, den Stempel der Stadt Blois, von wo sie aufgeflogen war, auf einer ihrer Federn, und hatte ihre Depeschen in einer der für gewöhnlich angewandten Federspulen bei sich.

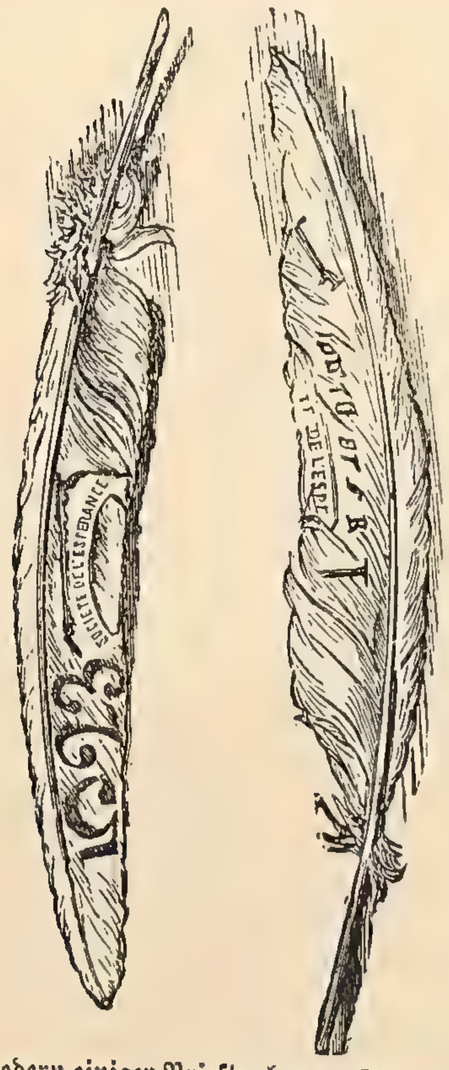


Die berühmten Brieftauben „Gambetta“ und „Keratry“.

Der Schwanz einer Brieftaube, mit der die Depeschen enthaltenden Federspule, und dem Stempel ihres Abgangsortes Blois.

Während der Belagerung von Metz wurden von den deutschen Vorposten zwei Brieftauben heruntergeschossen, beide Tierchen kamen in die von der Prinzessin Friedrich Karl von Preußen angelegte Sammlung ausgestopfter Vögel. Zwei weitere Paare französischer Herkunft sandte die Prinzessin auf eine im Jahre 1871 veranstaltete und am 3. Dezember des gleichen Jahres geschlossene Taubenausstellung. Das eine Paar hatte Gambetta während des Krieges von Bordeaux aus aufsteigen lassen, die damalige grimmige Kälte hatte aber den Tierchen so schwer zugesetzt, daß sie, noch ehe sie den heimatlichen Schlag zu erreichen vermochten, ermattet und halb erstarrt, vor Paris in die Hände der Deutschen fielen. Die Depeschen waren den Tauben um die Kiele der Schwanzfedern gewickelt. Es war ein vorzügliches Paar, von dem bereits ein junges Pärchen gezüchtet wurde. Das zweite Pärchen wurde bei der Belagerung von Metz erbeutet, dasselbe hatte sich in einem aus der Festung aufgelassenen Ballon befunden, der durch einige wohlgezielte Schüsse zum Sinken gebracht worden war. Die Tauben befanden sich in einem für dieselben besonders angefertigten Drahtkorbe; zum Festhalten und Verwahren der Depeschen hatte man den Tauben einen Gürtel mit Ring um den Hals und um die Flügel befestigt.

Die zum Transport der Depeschen verwandten Tauben gehörten einer Gattung an, welche etwa 15 Zoll lang und 750 Gramm schwer, also größer wie unsere gewöhnliche Haustaube ist; die meiste Ähnlichkeit hat sie mit unserer wilden Taube. Während jedoch diese grau von Gefieder ist, schwarze Flügel hat und ihre Flügel durch eine weiße Binde gezeichnet sind, ist die Brieftaube in der Regel dunkelbraun, oder ganz schwarz. Ihre Brustmuskeln sind stark entwickelt, und bekunden eine bedeutende Flügelkraft. Die Vorzüge dieser Tiere bestehen in ihrer Heimatsliebe und in ihrem scharfen Gesicht. — Ein berühmter Vogelkenner behauptet, das Auge allein sei die Ursache, daß die Taube jene außerordentlichen Leistungen vollbringen könne, welche von frühester Zeit an das Staunen der Menschen erregt haben. „Läßt man die Tauben," fährt er fort, „aus einem Sack, in den sie gesteckt wurden, um ihren Augen die Gegenstände umher zu entziehen, heraus, so umkreisen sie zunächst die Stelle, wo sie in Freiheit gesetzt wurden, in mit jeder Minute sich erweiternden Zirkeln, indem sie sich gleichzeitig in die Luft emporschwingen. So lange das Auge die Taube zu erkennen vermag, sieht man sie ihre kreisende Bewegung fortsetzen, jedenfalls so lange, bis sie bestimmte Gegenstände unterscheidet, welche ihr die eingeschlagene Richtung angeben. Ganz die entgegengesetzte Bewegung macht die aus einem Luftschiff entsandte Taube. Eine geraume Zeit stürzt sie sich perpendikulär herab, dann erst beschreibt sie stets sich vergrößernde Spiralen und senkt sich dabei tiefer und tiefer, bis sie die Umgebung so weit erkennen kann, daß sie sich zu orientieren vermag. Im Zustande der Wildheit, in welchem sie in Amerika getroffen wird, fliegt die Taube in großen Scharen über endlose Landstrecken stets in den höchsten Luftregionen dahin, bis sie ein für ihre Nahrung passendes Fruchtfeld erspäht, auf welches sie sich herabstürzt." Eine andere Autorität, Major L. du Puy de Podio stellt in körperlicher Beziehung, und in betreff der Farbe an die Brieftauben folgende Anforderungen: Bei Auswahl der zum Botendienst zu verwendenden Brieftauben soll vor allem darauf gesehen werden, daß dieselben bei kleinem Körperbau eine möglichst große Klafterweite aufweisen, dichtes Gefieder besitzen und stark beschwingte Flügel haben. — Durch große Klafterweite der Flügel solle dem Botendienste ein doppelter Vorteil erwachsen, indem einesteils eine derartige Flügelbeschaffenheit eine größere Leistung von Schnelligkeit garantieren könne, und andererseits stark entwickelte Innenflächen des Flügels für Anbringung von Depeschen sich am geeignetsten erweisen müßten, da dichtes Gefieder selbstredend besser vor Unwetter schütze und mehr Widerstandskraft gebe. —



Federn einiger Brieftauben m. Stempel.

Ebenso wird von kompetenter Seite darauf hingewiesen, daß bei Anwendung jener Methode, nach welcher der Name der Gesellschaft und die Depesche direkt auf die Flügelfedern gedrückt wird, (s. Bild) die Buchstaben und Zeichen von der weißen Farbe sich immer am deutlichsten abheben müssen.

In einem etwas vernachlässigten Garten, in welchem Brüsseler Kraut, Salat, Cichorien und Hagenbuchschößlinge sich breit machten, stand das Taubenhaus, eine Art Pavillon, das zur Zeit der Belagerung in Wirklichkeit nichts anderes als ein Observationspunkt war, der gerade dem Dachraume gegenüber lag, der den Tauben zum Aufenthaltsorte diente. Auf diesem Observationsposten war zu jeder Tagesstunde ein Beamter der Postverwaltung stationiert, dessen Aufgabe es bildete, auf die von Blois oder Tours heimkehrenden Tauben zu achten, und deren Eigentümer, sobald dieser Fall eintrat, in Kenntnis zu setzen, wenn derselbe durch anderweitige Geschäfte gerade verhindert war, in Person zur Stelle zu sein. Die zurückkehrende Taube vermag anstandlos jeden Augenblick in ihren Schlag heimzukehren, ist sie aber drinnen, so fällt das Thürchen des Schlages und sie kann denselben nicht mehr verlassen. War die Rückkehr einer Taube gemeldet worden, so genügte für den Wärter ein einziger Blick, die angekommene aus allen andern herauszufinden und zu erkennen. Anfangs ist sie in der Regel ganz ermattet, und hat nichts schleunigeres zu thun, als ihren Platz in dem Nest, das sie wenige Tage zuvor verlassen hat, wieder einzunehmen. Dort nimmt sie der Wärter zwischen die Hände und untersucht den Stempel ihres Abgangsortes, der auf einer ihrer Federn sich aufgedrückt findet, und vergewissert sich, ob sie die ihr anvertraute Depesche nicht etwa unterwegs verloren hat. Sobald festgestellt ist, daß die Taube eine Depesche gebracht hat, begiebt sich der Taubenwärter je nach den Umständen mit der Taube entweder zum Generaldirektor der Posten, oder in das Hôtel des Gouverneurs von Paris, wo die Entzifferung stattfindet. Hierauf wird die Taube zum zweitenmale in Freiheit gesetzt, und zehn Minuten später ist sie bereits wieder in ihrem Schlag. Solchergestalt werden, um die Prozedur kurz zusammen zu fassen, Depeschen durch Brieftauben abgesandt und zurückgebracht. Leider aber haben die armen Tierchen unterwegs viel Ungemach auszustehen. Oftmals ist es ein Sperber, der sie erspäht und auf ihrer Reise wegschnappt, dann wieder schickt ihnen ein Jäger das tödliche Blei zu, oder schießt sie flügellahm. In einen Schlag kehrten zwei Brieftauben zurück, von denen die eine noch die Spuren eines Schnabelhiebs von einem Raubvogel trug, während die andere von einem Jäger oder einem Soldaten angeschossen worden war. Sind sie aber erst einmal wieder in ihrem Schlage, so sind auch alle auf dem Fluge überstandenen Gefahren rasch vergessen, sobald ihr Herr sie lockt, und die Körner vor ihnen ausstreut, die ihre Lieblingsnahrung sind und die sie allem anderen vorziehen; man muß sie da sehen, wie rasch und munter sie herbeieilen, das Köpfchen stolz und aufrecht tragend, als wüßten sie, welch wichtigen Dienst sie dem belagerten Paris geleistet. Hochinteressant ist es, zu beobachten, wie eine Brieftaube, der sich auf ihrem Fluge irgend ein Hindernis, z. B. starker Wind, Regen oder Schnee in den Weg stellt, sofort zu rekognoszieren beginnt. Alsdann fliegt sie von Ost nach Westen, von Süden nach Norden und giebt sich alle Mühe, die Gegenden, welche sie früher durchflogen hat, in ihr Gedächtnis zurückzurufen, und aufmerksam späht sie in solchem Falle nach allen Merkzeichen, die sich ihrem Gedächtnis eingeprägt, so lange aus, bis sie den richtigen Weg gefunden hat.

Die französische Regierung hat übrigens die im 70er Kriege mit der Taubenpost gemachten Erfahrungen wohl beherzigt, und die nötigen Schlüsse aus dem, was sie damals geleistet, für die Zukunft gezogen, vor allem aber eingesehen, daß es von großem Übel wäre, wenn sie auch fernerhin von dem guten Willen der Züchter abhängen und sich von ihnen aus der Klemme helfen lassen müßte. Um dem vorzubeugen, wurden in Paris und ebenso in allen übrigen Festungen des Landes großartige Taubenzüchtereien eingerichtet und die wichtige Frage der Anlage von Kriegstaubenhäusern ihrer Lösung zugeführt. Zu diesem Zwecke wurde auf den mit dem Akklimatisationsgarten verbundenen Grundstücken ein riesiges Taubenhaus erbaut, in welchem die Direktion während der ersten fünf oder sechs Jahre 5000 Paar Zuchttauben unterhalten sollte, welche dazu bestimmt waren, die Kriegstaubenhäuser zu bevölkern; für die Folge sollte jede Festung ein solches Taubenhaus mit 1000 Kriegsbrieftauben besitzen, außerdem aber beabsichtigte man auch noch, da die Möglichkeit einer zweiten Invasion der Deutschen keineswegs ausgeschlossen erschien, zwei Sammelplätze zu errichten, auf derer jeden 60000 Brieftauben kommen sollten. Im Zuchttaubenschlag des Akklimatisationsgartens wollte man 5000 Paar Zuchttauben der belgischen Rasse halten, und diese je nach Bedürfnis zur Verfügung der Festungen stellen, damit man sich in denselben mit dem Dienst der Taubenpost vertraut machen konnte. Mit der Einrichtung dieser neuen Kriegspost wurden durchgehends Militärpersonen betraut.

In Deutschland brachte man, wie sich denken läßt, diesem im Kriege unter Umständen so hochwichtigen Verkehrsmittel ebenfalls die größte Aufmerksamkeit entgegen; der Direktor des zoologischen Gartens in Berlin, Dr. Bodinus, wurde mit der obersten Leitung des Brieftauben-Dienstes betraut, und durch ihn schon seit einer langen Reihe von Jahren die festen Plätze Köln, Straßburg, Metz mit einer Reihe anderer deutscher Festungen durch ein Brieftaubensystem verbunden. Eine Brieftauben-

station, deren Insassen lediglich für militärische Zwecke ihre Verwendung fanden, wurde in Waldenburg in Schlesien errichtet, und deren Leitung einem dortigen Bürger übertragen, einem leidenschaftlichen Brieftauben-Liebhaber, der sich schon seit Jahren mit der Zucht und dem Abrichten dieser Tiere beschäftigte. Auch in Östreich-Ungarn legte man, den hohen Wert dieser Posten erkennend, in der ungarischen Festung Komorn eine Brieftaubenpost an.

Französische Lügen und Aufschneidereien.

Wir haben auf Seite 403—408 des ersten Bandes ein genaues Verzeichnis aller Schlachten, Gefechte und größeren Zusammenstöße, welche während des Feldzuges stattgefunden haben, gebracht, wir haben vor allem an jenem Orte der Telegramme Kaiser Wilhelms I. gedacht und sie sämtlich im Wortlaute wiedergegeben. Machen doch diese Telegramme in ihrer Schlichtheit und Einfachheit auf den Leser einen gewaltigen Eindruck, wie ihn das Phrasengeklingel des Napoleonismus und die von Unwahrheiten strotzenden Depeschen Gambettas, so schlau sie für die urteilslose Menge abgefaßt und in ihrer Wirkung auf dieselbe berechnet waren, nie und nimmer hervorbringen konnten, denn Lügen haben, wie das Sprichwort sagt, „kurze Beine“ und zuletzt ringt sich doch immer wieder die Wahrheit zum Lichte durch. Während man in Deutschland ruhig darauf bauen konnte, daß eine vom Großen Hauptquartier ausgegangene Depesche von dem wirklichen Thatbestande weder etwas verschwieg, noch etwas hinzuthat, war dies auf französischer Seite das gerade Gegenteil, im dortigen Hauptquartier belog man nicht nur das Volk, sondern vor allem, was das schlimmste war, sich selbst.

Als der Rücktritt des Prinzen Leopold von Hohenzollern von seiner Kandidatur für den spanischen Thron bekannt wurde, schrieb das Pariser Blatt „Le Constitutionel“: „Dem gerechten Verlangen, daß kein Hohenzoller in Spanien regiere, ist Genüge geleistet. Wir verlangten nicht mehr und nehmen mit Stolz die friedliche Lösung an. Sie ist ein großer Sieg, der keinen Tropfen Blut gekostet hat.“ Es war dies, sozusagen, der letzte lichte Augenblick, den die französische Presse hatte, und selbst hier offenbarte sich der Größenwahn, an dem die französische Nation krankte. Es gab Leute, die ihn geschickt auszubeuten wußten. Während der Minister Ollivier jedem, der es hören wollte, die Freudenbotschaft von der Verzichtleistung des Erbprinzen von Hohenzollern, durch welche die Sache als erledigt zu betrachten sei, mitteilte, vergaß er darüber sich selbst nicht; als erster, der in den Besitz der damals hin und herfliegenden Depeschen kam, gewann er an diesem einzigen Tage an der Börse die Kleinigkeit von 2½ Millionen Franken. Zum Unglück für Frankreich aber war die Presse der Regierung vom ersten bis zum letzten Tage behilflich, den Parisern, wie den Bewohnern der Provinz Sand in die Augen zu streuen, und da in Paris jeder einzelne auf sein Blatt, welches er liest, zu schwören pflegt, auf dem Lande aber, vom nördlichsten Punkte Frankreichs bis herunter zu den Pyrenäen, von der Westküste bis an den Rheinstrom, in jenen Tagen die Zeitung Le petit Journal, die ganz gehörig zum Kriege hetzte, fast in jedem Hause zu treffen war, so läßt sich leicht denken, welchen Einfluß, und sagen wir es nur gleich, welch unheilvollen die Presse in jenen Tagen auf Frankreich haben mußte. — Den Pariser Blättern war die Verzichtleistung des Prinzen von Hohenzollern sehr unbequem. Die „France“ allein sprach sich dahin aus: „Die Provokation des Kabinets von Berlin würde uns berechtigt haben, Genugthuung für seine früheren Kühnheiten und Übergriffe zu verlangen. Wir hätten es mit Freuden gesehen, wenn das Gebiet der Debatte erweitert worden wäre. Wir haben den Streit aus freien Stücken beschränkt, damit wir nicht den Vorwurf auf uns ziehen, daß wir nicht sowohl Genugthuung, als vielmehr Streit und Gelegenheit zur Vergrößerung suchten. Begnügen wir uns daher für jetzt, Spanien für Preußen verschlossen zu haben. Dies allein ist unser Programm.“ Aber die Mehrzahl der Blätter: die „Liberté,“ „Presse,“ der „Gaulois,“ die „Opinion nationale,“ und wie sie alle hießen, tobten fort und hetzten zum Kriege. Der „Pays“ ging furchtbar ins Gericht mit den Ministern, die sich mit der Verzichtleistung des Prinzen Leopold zufrieden gegeben hatten; „man ist richtig zurückgewichen,“ rief er aus, „das Ministerium erklärt durch das Organ des Herzogs von Grammont, daß Frankreich durch die Depesche des Fürsten Anton von Hohenzollern zufrieden gestellt sei. Dieses Ministerium wird fortan nur noch einen Namen haben: das Ministerium der Schande! Das Kabinet glaubt sich befestigt und glaubt den Frieden verkündet zu haben; es irrt sich. Überall in der Kammer und auf der Straße antwortet man, „das ist der Sturz des Kabinetts und das ist der Krieg.“ — Ja wohl, es war der Krieg, aber als nach den französischen Niederlagen jemand den Herzog Grammont im Jokey-Club fragte, wie er denn dazu gekommen sei, diesen unseligen Krieg anzufangen, erwiderte derselbe ganz naiv: „Weil mich der Marschall Leboeuf versichert hat, er sei bereit, „erzbereit“; hätte ich wissen können, daß dem nicht so sei, so würde ich zwanzig Mittel gefunden haben, die Sache friedlich beizulegen!“ Ja, freilich hätte es mehr als zwanzig Mittel gegeben, das furchtbare Blutvergießen zu verhindern, leider aber war damals der edle Biedermann von einem französischen Minister an der Börse stark à la baisse engagiert, das heißt, wenn die Aussichten friedlicher geworden wären, wenn der Krieg vermieden wurde, dann wären die Papiere in die Höhe gegangen, der Herr Minister aber wollte das nicht. Er stak so schon bis über den Hals in Schulden und hatte seine kostbaren Dienste dem Kaiserreich nur gewidmet, weil der Kaiser ihm großmütig seine Schulden bezahlte. Und solch ein Gauner, der zuerst Legitimist, dann Fusionist und hierauf Anhänger des Kaiserreiches gewesen war, stand an der Spitze der Regierung Frankreichs. Solch ein Subjekt duldete das sogenannte Ministerium „der ehrlichen Leute“ in seinen Reihen, einen Menschen, der jederzeit bereit war, die brennende Lunte ins offene Pulverfaß zu werfen! Freilich der brave Mann stand nicht allein; sein Kollege Ollivier war der gleiche Ehrenmann, und versicherte die Kammer, welcher er die angeblich beleidigende preußische Depesche, welche ja gar nicht existierte, unterschlug, „er gehe leichten Herzens in den Krieg.“ Umsonst rief ein vernünftiger Abgeordneter dem Minister und seinen Anhängern das Wort zu: „Wenn es eure Kinder wären, die in den Krieg ziehen müssen, ihr würdet anders handeln!“ — Frankreich hatte damals noch das Loskaufsystem, die Reichen konnten also in aller Gemütsruhe den kommenden Dingen entgegensehen, „ihre Söhne würde es ja nicht treffen,“ wie der Abgeordnete Giraud, ein Müller, ganz richtig bemerkt hatte. Aber die guten Leute in Paris und im übrigen Frankreich, die ruhig zu Hause bleiben durften, die glaubten alle, daß Preußen nur einen kurzen Widerstand leisten könne, daß nach Deutschlands Niederlage der Friede dauernd hergestellt sein und die Geschäfte wieder glänzend gehen werden. Herr Thiers war weitschauender gewesen. Er hatte die Beweise in den Händen, daß Frankreich noch nicht gehörig vorbereitet sei, darum stimmte er zwar gegen den Krieg, verschwieg aber seinen Kollegen in der Kammer, daß Frankreichs Rüstungen vollständig ungenügende seien, und machte sich solchergestalt doch auch zum Mitschuldigen. Nicht daran stieß sich Thiers, nicht darum stimmte er gegen den Krieg, weil dieser ein heilloser, frivoler war, o Gott bewahre, auch in Thiers' Augen wäre jeder Vorwand erlaubt gewesen, sobald es sich um Befriedigung französischer Eroberungsgier handelte, aber man hätte dann eben auch in der That für alle Fälle bereit sein müssen! Man konnte freilich in Paris nicht wissen, mit welcher Einmütigkeit das deutsche Volk die französischen, vom Übermut diktierten Ansprüche zurückweisen würde! — In Berlin bedeckte sich eine unter den Linden aufliegende Adresse an den König in wenigen Viertelstunden mit tausenden von Unterschriften; in dieser Adresse hieß es u. a.: „Wie 1813 bis 15 zu Eurer königlichen Majestät erhabenem Vater, wird jeder Preuße mit Gut und Blut zu seinem glorreichen Kriegsherrn stehen, und Eurer königlichen Majestät getreues Volk bittet nur um eines: Nicht zu ruhen, bis dieser französische Übermut für alle Zukunft gedemütigt und Deutschland in seiner alten Größe hergestellt und gesichert ist. Wir haben nur ein Wort in dieser Zeit: Mit Gott für König und Vaterland. Hurra, drauf!“ Das war kurz, einfach, kernig und gut. — Wie anders in Paris! Als dort der Senat dem Kaiser seine Aufwartung machte, hielt der Minister Rouher folgende, von Byzantinismus geschwellte

und geschwollene Rede an den Kaiser: „Ew. Majestät! Die von Preußen verlangten Garantien sind verweigert worden. Die Würde Frankreichs wird verkannt. Ihre Majestät zieht das Schwert. Das Vaterland ist mit Ihnen, zitternd vor Unwillen und Stolz. Die Übergriffe eines durch einen Tag großen Glückes überreizten Ehrgeizes mußten früher oder später erfolgen. Hastiger Ungeduld widerstehend, beseelt von jener stillen Beharrlichkeit, in welcher die wahre Kraft liegt, hat der Kaiser zu warten gewußt; aber seit vier Jahren hat er die Ausrüstung unserer Soldaten zur höchsten Vollkommenheit gebracht und die Organisation unserer Militärkraft zu ihrer ganzen Macht erhoben. Dank Ihrer Fürsorge steht Frankreich fertig da, Sire, und durch seine Begeisterung beweist es, daß es, wie Sie, entschlossen war, kein vermessenes Unternehmen zu dulden. Möge unserer erhabenen Herrscherin wieder die kaiserliche Macht übertragen werden. Die großen Staatskörper werden sie mit ehrfurchtsvoller Zuneigung, mit unbeschränkter Ergebenheit umgeben. Die Nation kennt die Erhabenheit ihres Herzens und die Festigkeit ihrer Seele, sie hat Vertrauen in ihre Weisheit und in ihre Thatkraft. Wenn die Stunde der Gefahr gekommen, ist die Stunde des Sieges nahe. Bald wird das dankbare Vaterland seinen Kindern die Ehre des Triumphes zuerkennen!“ — (Phrasen, nichts als Phrasen!)

Der Kaiser erwiderte darauf: „Meine Herren Senatoren! Ich bin glücklich gewesen, zu vernehmen, mit wie lebhafter Begeisterung der Senat die Erklärung aufgenommen hat, welche der Minister der auswärtigen Angelegenheiten vor ihm abzugeben beauftragt war. In allen Zeitlagen, wo es sich um die großen Interessen und die Ehre Frankreichs handelt, bin ich gewiß, im Senate thatkräftigen Beistand zu finden. Wir beginnen einen ernsthaften Kampf, Frankreich bedarf der Mitwirkung aller seiner Kinder. Ich bin sehr erfreut, daß der erste patriotische Ruf vom Senate ausgegangen ist; er wird im Lande starken Widerhall finden.“

Außerhalb Frankreich war man von der „gerechten Sache“ des gekrönten Schwindlers auf dem französischen Throne nicht so ganz überzeugt; die erste englische Zeitung, die „Times“, schrieb: „Kaiser Napoleon hat das allerschwerste Verbrechen begangen, indem er allein absichtlich einen ungerechten Krieg hervorrief. Klarsehende Politiker haben es vorausgesagt, als Grammont von Wien nach Paris berufen wurde. Die Lockung, der Welt die Wunderkraft des Chassepot und der Mitrailleuse zu zeigen, scheint eine unwiderstehliche gewesen zu sein. Den Zweck dieses traurigen Krieges kennt die Welt jetzt: es ist das linke Rheinufer. Wird er auf Preußen und Frankreich beschränkt bleiben? Viele hoffen es. Aber Preußen darf die allgemeinsten Sympathien erwarten.“ Und eine New-Yorker Zeitung schrieb: „Kaum brauchen wir zu sagen, daß die Aufmerksamkeit unter den hiesigen Deutschen bis zur Ausschließlichkeit von der europäischen Verwicklung in Anspruch genommen wurde. Was das Vaterland bewegt, es erzitterte auch in uns, denn Deutschlands Ehre ist die unsere, Deutschlands Interesse auch das der ausgewanderten Deutschen. Alles, was drüben empfunden wurde, wir haben es mitempfunden, und mit demselben Gefühl wie unsere Brüder daheim sehen wir jetzt der Zukunft entgegen. Wir wünschen den Frieden, aber Deutschlands Ehre geht uns über alles. Kann der Friede nur durch eine nationale Erniedrigung erkauft werden, so wünschen wir den Krieg. Den Ernst der Situation können wir uns nicht verheimlichen. Es sind Dinge geschehen, die nicht rückgängig gemacht und nicht verziehen werden können. Der Übermut, welcher sich nicht mehr zügeln läßt, muß gezüchtigt werden, und ein Zusammenstoß, welcher die Verhältnisse klärt, ist einem faulen Frieden, dem nicht über den Weg zu trauen ist, vorzuziehen. Unter den Deutschen aller Schattierungen haben sich hier keine Meinungsverschiedenheiten ergeben. Allgemein ist die Empörung über Frankreichs Anmaßung und die Billigung der von Preußen eingenommenen ruhig würdevollen Haltung. Die amerikanische Presse war anfänglich in ihrer Auffassung gespalten und neigte sich teilweise auf die Seite Frankreichs; aber an der Veränderung, welche von Tag zu Tag in ihrem Tone vorging, erkannten wir, welchen Eindruck das Verfahren der französischen Regierung überhaupt bei Unbeteiligten hervorrufen muß. Die Deutschen in Amerika werden den Einfluß, den sie besitzen, mit allem Eifer zu Gunsten des Vaterlandes verwenden, und jede Gelegenheit ergreifen, um demselben zu nützen. So, wie die Lage sich gestaltet, muß ihr mit allem Aufwand nationaler Kraft begegnet werden. Und wären wir auch nicht, wie wir es sind, der teuren Heimat wandellos zu eigen, so würde uns doch schon das eigene Interesse den glühenden Wunsch des Sieges deutscher Waffen und deutscher Staatskunst einflößen müssen, denn ginge Deutschland gedemütigt aus dem Ehrenkampf hervor, — wir, die wir den deutschen Namen im Auslande vertreten, würden bitter darunter zu leiden haben. Keinem Fremden möchten wir ins Auge schauen, um nicht dem Blick des Hohnes zu begegnen. Der deutschen Fahne, welche wir mit Stolz und Jubel in Amerikas Häfen begrüßen, aus tiefstem Herzensgrunde wünschen wir ihr Ruhm und Sieg!“

Man erinnert sich wohl jener elenden und gemeinen Drohung der Franzosen, Baden gegenüber, die in dem Satze gipfelte: „Nicht einmal die Frauen sollen verschont werden.“ Man hat französischerseits später oft und viel diesen Ausspruch zu leugnen versucht, sehen wir uns also die Sache einmal etwas näher an, und zwar an der Hand eines amtlichen Berichts, der uns folgendes sagt: „In der Nacht vom 20. auf den 21. Juli erschien bei dem großherzoglich badischen Gesandten, Freiherrn von Schweitzer in Paris, der Sous-Chef des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, Herr von Ring, um ihm im Auftrage des Herzogs von Grammont Vorhalt darüber zu machen, daß nach einer von der Grenze beim kaiserlichen Kriegsministerium eingegangenen Nachricht explosive Flintenkugeln unter die badischen Truppen verteilt worden seien. Herr v. Ring fügte bei, daß das Großherzogtum Baden zwar der St. Petersburger Konvention nicht beigetreten sei, daß aber die Menschlichkeit und das Verdammungsurteil aller civilisierten Völker den Gebrauch solcher Geschosse verbiete. Herr von Ring verlangte im Namen des Herzogs von Grammont rasche und kategorische Auskunft über die schwere Beschuldigung; wäre die Thatsache richtig, so würde sich die kaiserliche Regierung zu Repressalien genötigt sehen, sofort auch an ihre Truppen Sprengkugeln zu verteilen und das Großherzogtum Baden als außerhalb des Völkerrechtes stehend zu betrachten; Baden würde verwüstet werden wie die Pfalz unter Ludwig XIV. und einer vollständigen Vernichtung ausgesetzt sein; selbst die Frauen würden nicht geschont werden. Es versteht sich, daß der großherzogliche Gesandte sofort die nötige Aufklärung gab und energische Verwahrung einlegte. Auf seine in derselben Nacht nach Karlsruhe gerichtete telegraphische Anfrage erfolgte am Morgen des 21. Juli zwischen 3 und 4 Uhr die Antwort, daß die ganze Nachricht von der Verteilung von Sprenggeschossen an die badischen Truppen eine reine Erfindung sei, daß die großherzogliche Regierung niemals gegen völkerrechtliche Grundsätze handeln werde, und daß an sich so unwahrscheinliche Gerüchte so schwere Drohungen nicht rechtfertigten. Freiherr von Schweitzer sandte dieses Telegramm mit einem Begleitschreiben am frühen Morgen des 21. Juli an den Herzog von Grammont, welchen an demselben Vormittag auch der kaiserliche Gesandte in Karlsruhe telegraphisch an den erfolgten Beitritt der großherzoglichen Regierung zu der St. Petersburger Konvention erinnerte und von der Grundlosigkeit der erhobenen Beschuldigung in Kenntnis setzte.

So schändlich es nun auch die französische Regierung den Badensern gemacht und deren Land mit Mord, Feuer und Schwert bedroht hatte, die französischen Zeitungen wußten doch zu melden, daß die Bevölkerung Badens ein Herz und eine Seele mit den Franzosen sei. Von St. Avold aus wurde die Nachricht verbreitet, die Badenser hätten es abgelehnt, die Avantgarde der preußischen Armee zu bilden, wie es General von Moltke angeordnet, und die „Patrie“ wußte aus allersicherster Quelle, daß in Karlsruhe ein Aufstand ausgebrochen war, weil die Regierung sich nicht für Frankreich erklärt habe. Da gute Nachrichten nicht allein zu kommen pflegen, vermeldete ein französisches Extrablatt: „Schlacht bei Thionville. Großer Sieg der Franzosen. Chassepot hat Wunder gewirkt. Ehe die Preußen einen Schuß abfeuern konnten, lagen sie schon hingestreckt, wie die Ähren durch die Sense des Schnitters. Die Preußen verloren 7000 Tote und 15 000 Verwundete.“ — Sie nahmen den Mund gleich gehörig voll, die Herren Franzosen, das muß man ihnen lassen. Wenn's gelogen sein mußte, wenigstens gleich recht, mochte es bei ihnen heißen.

In der „France“, dem Leiborgane aller, die mit dem Hofe irgendwie zu thun hatten, war schwarz auf weiß zu lesen, daß ein gewisser Herr Saldes es im Jahre 1866 mit seinen eigenen Augen gesehen hatte, „wie die preußischen Feldgendarmen hinter den im Kampfe be-

griffenen preußischen Truppen aufgestellt gewesen wären, um darüber zu wachen, daß die Vandalen und Pommern, da das Zündnadelgewehr nicht genügendes Vertrauen erwecke, den Kampfplatz nicht verließen. Diese Gendarmen hätten in der einen Hand Karabiner, in der andern

Un train, qui ne sera pas de plaisir pour M. M. les Prussiens. (Aus „Le monde illustré", 1870, Nr. 695.) — **Französischer Siegeszug nach Berlin,**

und wie derselbe in Wirklichkeit ausfiel.

in die Hand zu nehmen und sich zu drücken. Dazu kommt noch eine weitere Maßregel, die angewendet wird, um den Säumigen und Nachzüglern Beine zu machen. Dieselbe war in Böhmen bei der Armee des Prinzen Friedrich Karl fast an der Tagesordnung. Überall, wo die

den Säbel gehabt. „Derjenige, welcher eine rückgängige Bewegung macht, wird," so erfährt man aus der französischen Zeitung, „entweder erschossen oder mit Säbelhieben in die Reihen der Kämpfer zurückgetrieben. Bei der Landwehr ist diese etwas brutale Behandlung fast nicht zu entbehren, denn die Landwehrleute, meist Familienväter und Feiglinge, sind gar vielfach geneigt, die Gewehre fortzuwerfen, die Beine

Invasion ihren Marsch vorbeigenommen hatte, fanden sich an den Baumästen Früchte von ganz besonderer Beschaffenheit, — heulend und röchelnd. Es waren arme Teufel, die, von Strapazen erschöpft, den Gendarmen in die Hände gefallen waren. Diesen Leuten wurde ein Stock mit laufenden Knoten unter die Arme geschlagen und sie dann zum abschreckenden Beispiel an die Äste gehängt. Röchelnd hingen diese Ärmsten

an den Bäumen, wenn nicht, nachdem das Armeecorps die Straße passiert hatte, die Bauern sie erlösten. Ich fordere die Preußen auf, diese Thatsache zu widerlegen, sie ist authentisch. Aber werden derartige Disziplinarmaßregeln sich im Jahre 1870 ausreichend erweisen? Es giebt Preußen, deren größter Wunsch es ist, gefangen zu werden; nämlich Deserteure der Landwehr. Sie geben an der Grenze ihre Waffen an den Zollhäusern ab, welche so im wahren Sinne zu kleinen Arsenalen werden. Unter diesen Deserteuren befinden sich auch Offiziere. Einen solchen habe ich gestern gesehen, er fühlte sich sehr glücklich, einer Ronde entgangen zu sein, die ihm dicht auf den Fersen gewesen war. Die Prophezeiung des verstorbenen Marschall Niel: „In drei Wochen werden wir in Berlin sein!" ist jetzt die Hoffnung aller Herzen, in denen die Liebe zur Gloire, und die größten Interessen Frankreichs lodern."

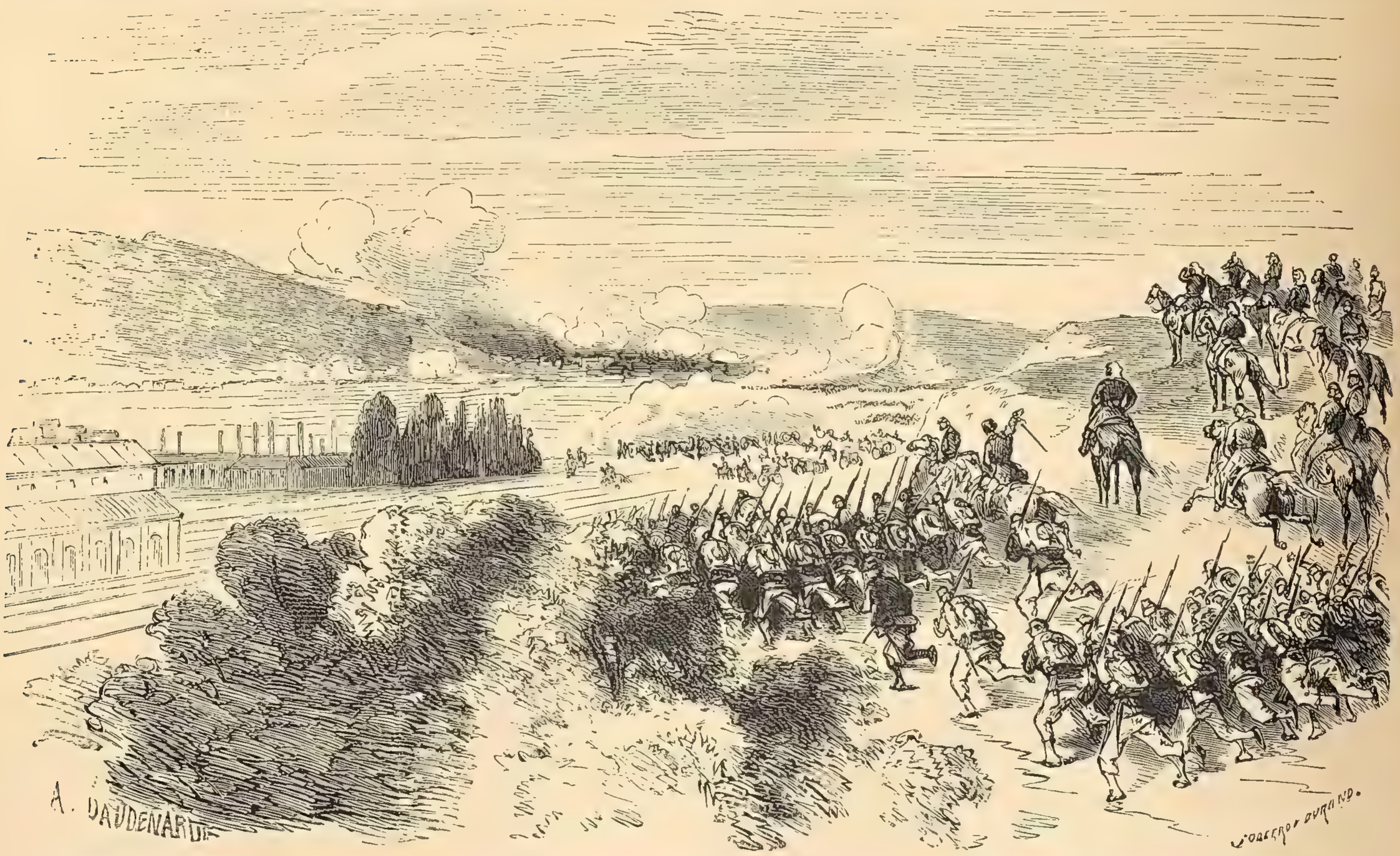
In Hannover fand man in den meisten Städten und in den kleinsten Dörfern französische, in deutscher Sprache abgefaßte Proklamationen, in welchen den Hannoveranern „ihre Rechte und Freiheiten wie vor dem Jahre 1866," versprochen, — (schöne Freiheiten waren das gewesen) — und die Erwartung ausgesprochen wurde, daß sie nicht die Waffen für den Unterdrücker ihrer Ehre und Rechte, für den Räuber des ruhmreichen Welfenthrones erheben werden. „Gedenket eures rechtmäßigen Königs," hieß es in einer andern Proklamation, „gedenket des Jahres 1866 und handelt danach, wie man es von der Klugheit des hannoverschen Volkes erwarten kann und wird." Aber diese Proklamationen machten keinen Eindruck, die Hannoveraner wußten, was sie dem deutschen Vaterlande schuldeten und kümmerten sich nichts um derartige Lockungen. Wie die französische Presse zum Krieg hetzte, das mag ein im „Journal de Paris" am 23. Juli erschienenes Gedicht zeigen, welches, übersetzt, also lautet: „Auf! auf! Die Stunde, höchste Opfer zu bringen, ist da! Lang genug wußten wir unseren Haß zurückdämmen, nun aber herbei, die Stunde hat geschlagen; Männer, Greise, Kinder, Weiber herbei, alle herbei! Hört ihr die Gesänge des Feindes? Bald genug werden sie verstummen! Wer über Frankreichs Grenze kommt, wird den französischen Staub küssen, wer töten kann, wird Deutsche töten! Wenn der Feind in der Scheune schläft, zündet sie an, ihr braucht euch nicht zu besinnen, nicht davor zurückzuschrecken, wer an Frankreich rühren will, kann im voraus sicher sein, daß er auf unsern Misthaufen röcheln wird. An jedem Ast soll einer von ihnen hängen! Der Herr giebt vollste Freiheit des Thuns den Wölfen, die ihr Lager verteidigen. Ohne Rast, ohne Ruh, haltet ein Treibjagen auf sie, versteckt euch in jedem Dickicht; sie zu töten wird eure Aufgabe sein, die Landstraßen sind eure Werkstätten. Beginnen wir alle die große Jagd, und glücklich mögen sie sich schätzen, wenn wir, nachdem wir ihnen die Mistgabel in den Bauch gejagt und sie in ihrer Höhle angespießt, nicht bei ihnen bleiben." Als ob Deutschland Frankreich hätte überfallen wollen? — Ein anderes Blatt, der „Figaro," enthielt folgendes Inserat, das sich jedoch später, wenn man dem Unterzeichner glauben darf, als eine Mystifikation erwies: „Ich wette 200000 Franken gegen 100000 Franken, daß die französische Armee den 15. August d. J. in Berlin einziehen wird. Das Geld ist deponiert. Thomas, Notar zu Paris, Offizier der Ehrenlegion. Paris, 20. Juli 1870." Einige Bürger von Baden-Baden nahmen die Wette an und deponierten 100000 Franken in Frankfurt, haben aber von Herrn Thomas nie mehr etwas gehört oder erfahren, geschweige denn einen einzigen Sous von der ganzen Wette bekommen. Jeden Tag brachten die Blätter etwas Sensationelles, so z. B. wenn ein Berliner Korrespondent des „Journal de Paris" Ende Juli zu erzählen wußte: „Die große Tagesneuigkeit, welche alle Kreise der Stadt beschäftigt, besteht in den lebhaften Debatten zwischen dem König, seinem Minister, dem alten Moltke und dem General von Roon. Diese beiden letzteren, welche besser als irgend jemand mit dem bejammernswürdigen Zustand der Magazine, der Arsenale und der ganzen Heeresausrüstung bekannt sind, können es ihrem Souverain nicht verzeihen, daß er das Spiel mit Frankreich anfing und durch seine unpolitischen Brutalitäten in Ems die Sachen überstürzte, während in Preußen nichts zum Kriege bereit war. Die Königin und der Kronprinz haben zweimal vermitteln müssen, da die Erörterungen zwischen dem König und seinen aufgebrachten Ministern in offenen Bruch auszuarten drohten. Wäre die Lage der Dinge nicht so ernst, so würde man in Berlin über diese Geschichten sich vor Lachen schütteln. Der Finanzpunkt ist das nicht am wenigsten Traurige bei der Sache. Wenn der Krieg nur zwei Monate dauert, wird man in Berlin keinen Centime mehr besitzen, weder an der Börse, noch im Staatsschatz. Der König ist sichtlich niedergeschlagen und völlig ratlos; um den Berlinern seinen traurigen Anblick zu entziehen, beabsichtigt Bismarck, ihn so schnell als möglich nach Koblenz zu schicken." Und über diese Reise selbst wußte der „Figaro" zu berichten: „Als König Wilhelm Ems verließ, um nach Koblenz zu fahren, ließ sich kein Laut vernehmen. Die Gesichter waren mürrisch. Niemand entblößte sein Haupt. Das dumpfe murrende Gelärm, wie nur Deutsche es von sich zu geben verstehen, durchlief die Menge. Freitags brach der König nach Berlin auf. Er weinte heiße Thränen, aber sein Empfang war überall eisig kalt. Es wurde in den Blättern gesagt, daß Graf Bismarck den König nur einen Augenblick während seines Aufenthaltes zu Ems gesehen habe. Das ist eine Lüge. Herr von Bismarck kam alle Abende um 10 Uhr nach Ems, konferierte mit dem König und fuhr um 3 Uhr morgens immer wieder weg. Diese Thatsache kann nicht in Abrede gestellt werden." Und nun vergleiche man den Triumphzug des Königs vom Rhein nach Berlin, die Begeisterung, welche ganz Deutschland bei der Kunde von der Mobilmachung durchbrauste, die einmütige Haltung Süddeutschlands, und man wird sich eines Lächelns nicht mehr enthalten können!

Sehr zur gelegenen Stunde erschien in der Times der Wortlaut des Offensiv- und Defensiv-Vertrages, den Frankreich Preußen während des Luxemburger Streites angetragen hatte und auch später nochmals antragen ließ, ohne jedoch bei Preußen Gehör zu finden. Jener Allianzantrag lautete: Artikel 1. Frankreich erkennt die von Preußen durch den Krieg vom Jahre 1866 gemachten Eroberungen an, sowie alle getroffenen oder noch zu treffenden Arrangements für die Herstellung des norddeutschen Bundes und verpflichtet sich, seine Stütze zur Konservierung dieses Werkes zu leihen. Artikel 2. Preußen verspricht Frankreich die Erwerbung Luxemburgs zu erleichtern, zu diesem Zweck in Verhandlungen mit dem König von Holland zu treten und ihn zur Abtretung Luxemburgs mit angemessener Kompensation oder auf andere Weise zu bestimmen. Zur Erleichterung dieser Transaktion wird Frankreich die allsfallsigen Geldkosten übernehmen. Art. 3. Frankreich wird sich einer Union des norddeutschen Bundes mit den süddeutschen Staaten unter Ausschluß Östreichs nicht widersetzen. Diese Union könnte auf ein gemeinsames Parlament basiert werden, dabei müßte jedoch die Souveränität der genannten Staaten in angemessener Weise respektiert werden. Art. 4. Falls Frankreich durch Umstände veranlaßt wäre, seine Truppen in Belgien einmarschieren zu lassen oder dasselbe zu erobern, wird Preußen Frankreich mit den Waffen zu Land und zu Wasser unterstützen gegen jede Macht, welche bei dieser Eventualität Frankreich den Krieg erklären würde. Art. 5. Zur Sicherung der Ausführung der vorstehenden Bestimmungen schließen Frankreich und Preußen eine Defensiv- und Offensivallianz und garantieren sich gegenseitig ihr Gebiet. — Natürlich leugnete die französische Regierung diesen Vertrags-Entwurf ab und ließ in den Blättern, namentlich im „Journal offiziell" die Sache also darstellen: „Nach Abschluß des Prager Friedens hätten allerdings in Berlin mehrere Besprechungen zwischen Bismarck und Benedetti, betreffend den Entwurf eines Allianzvertrages, stattgefunden. Einige der Gedanken, welche in dem von der „Times" veröffentlichten Dokumente enthalten waren, seien damals angeregt worden, allein die französische Regierung habe niemals Kenntnis von einem förmlichen Vertragsentwurfe gehabt, und was die Vorschläge betreffe, welche in jenen Unterredungen zur Sprache gekommen seien, so habe der Kaiser Napoleon dieselben zurückgewiesen. Natürlich war jetzt die Reihe, sich zu erklären, an dem Kanzler des norddeutschen Bundes, und er that dies in folgendem, an den Botschafter in London gerichteten Telegramme: „Ew. Excellenz wollen an Lord Granville, vorbehaltlich schriftlicher Darlegung, folgendes mitteilen: Das Aktenstück, welches die „Times" veröffentlicht hat, enthält einen der verschiedenen Vorschläge, welche uns seit Beginn des dänischen Streites bis vor kurzem durch amtliche und außeramtliche französische Agenten gemacht worden sind, um zwischen Preußen und Frankreich ein Bündnis zum Zweck beiderseitiger Vergrößerung herbeizuführen. Ich werde Ew. etc. noch den Text eines andern vom Frühjahr 1866 schicken, ebenfalls das Anerbieten einer Offensiv- und Defensiv-Allianz enthaltend,

vermöge welcher Frankreich 300 000 Mann gegen Östreich und 6—8 Millionen Vergrößerung für Preußen versprach, gegen Abtretung eines Landstriches zwischen Rhein und Mosel. Die Unmöglichkeit für mich, auf dergleichen einzugehen, war gewiß jedermann, nur nicht der französischen Diplomatie klar. Nachdem wir im Juni 1866 diese und andere Vorschläge abgelehnt, begann damals die französische Regierung auf unsere Niederlage und deren Ausbeutung zu rechnen und dieselbe diplomatisch vorzubereiten. Nach Eintritt der patriotischen Beklemmungen des Ministers Rouher hat Frankreich nicht aufgehört, uns durch Anerbietungen auf Kosten Deutschlands und Belgiens in Versuchung zu führen. Im Interesse des Friedens bewahrte ich das Geheimnis über diese Zumutungen und behandelte sie dilatorisch. Nach Störung der verschiedenen luxemburgischen Bestrebungen Frankreichs durch bekannte öffentliche Vorgänge, wiederholten sich die erweiterten Vorschläge, welche Belgien und Süddeutschland umfaßten. In diese Zeit, 1867, fällt die Mitteilung des Benedettischen Manuskripts. Daß der französische Botschafter ohne Genehmigung seines Souverains eigenhändig diesen Entwurf formuliert und mit mir darüber wiederholt verhandelt habe, ist unwahrscheinlich. Die verschiedenen Phasen französischer Verstimmung und Kriegslust, welche wir von 1866 bis zur belgischen Eisenbahnfrage durchgemacht haben, fielen mit der Neigung oder Abneigung, welche die französischen Agenten bei mir für diese Verhandlung zu finden glaubten, zusammen. Die schließliche Überzeugung, daß mit uns keine Grenzerweiterung Frankreichs zu erreichen sei, wird den Entschluß gereift haben, eine solche gegen uns zu erkämpfen. Ich habe sogar Grund, zu glauben, daß wenn diese Veröffentlichungen unterblieben wären, nach Vollendung der französischen und unserer Rüstungen uns von Frankreich das Anerbieten gemacht worden sein würde, an der Spitze beider gerüsteter Heere dem unbewaffneten Europa gegenüber gemeinsam das Benedettische Programm durchzuführen, d. h. auf Kosten Belgiens Frieden zu schließen. Der in unserer Hand befindliche Entwurf, welchen Lord A. Loftus gesehen hat, ist von Anfang bis zu Ende, einschließlich der Korrekturen, von der dem englischen Botschafter bekannten Hand des Grafen Benedetti geschrieben. Wenn das kaiserlich französische Kabinett Bestrebungen, für welche uns zu gewinnen es seit 1864, zwischen Versprechungen und Forderungen wechselnd, ohne Unterbrechung bemüht gewesen ist, heute ableugnet, so ist das angesichts der politischen Situation erklärlich." Die „Nordd. Allg. Ztg." knüpfte an diese Enthüllungen die Bemerkung, es könnte leicht sein, daß noch andere bevorständen, denn der Entwurf Benedettis sei durchaus nicht das einzige derartige Aktenstück. Auch vom Prinzen Napoleon seien in Berlin ähnliche Verhandlungen angeknüpft worden, wobei unter anderem von der französischen Schweiz die Rede war, und die nicht mißzuverstehende Andeutung fiel, daß „man in Piemont gar nicht wisse, wo das Französische aufhöre und das Italienische anfange."

Während man deutscherseits ruhig und entschieden sich rüstete, den Kampf zu bestehen, des Schweren, was kommen würde, wohlbewußt, hätte man glauben können, in Paris sei allgemein die Tollwut ausgebrochen. Oder grenzte es nicht an Tollheit, wenn im Rappel der junge Hugo, der Sohn des großen Viktor Hugo, folgendes schrieb: „Als ich vor einigen Jahren in Trier war, sah ich ein preußisches Regiment vorbeidefilieren. Das war etwas seltsam Ungewöhnliches. Wer ein preußisches Regiment marschieren sieht, hat eine feudale Horde gesehen. Das sieht sich lächerlich, wild und beunruhigend an. Die Pickelhaube macht uns lachen, das martialische Aussehen aber zwingt uns zum Nachdenken. Nichts Fremdartigeres und nichts furchtbar Lächerlicheres, als so ein schreckliches mit einem Blitzableiter behelmtes Regiment. Man glaubt bei irgend einem Kriegskarneval zu sein. Das Regiment defiliert; seht es euch an! Voran schreitet der Stabstrompeter. Es ist dies ein gestikulierender, buntscheckig aufgeputzter, tänzelnder, singender und schreiender Junge, der wie wahnsinnig in ein Blechinstrument bläst, das den ganzen Umfang der preußischen Militärmusik hält. Ein mißratener, tiefgründlicher Spaßmacher ist der Fanfaron. Das französische Regiment hat den Tambourmajor, das preußische seinen Stabstrompeter; Frankreich hat den Riesen, Preußen den Zwerg. — Hinter dem Stabstrompeter kommt die Musik mit ihren Pfeifen, Hörnern und flachen Trommeln, die zwei übereinander gestülpten Cymbeln gleichen. Nichts Wahnsinnigeres als dies verteufelte Orchester! All dieses Geräusch, Toben und Getöse stimmt wütend zu einer undeutlichen Symphonie zusammen, aus der man die musikalische Seele Deutschlands heraushört, und die mit der Wut die Träumerei und Melancholie verbindet. Man möchte glauben, der Sturmwind spiele ein Stück von Beethoven auf. Nach der Musik marschiert der Oberst heran. Das ist eine rein unmögliche Persönlichkeit. Er trägt eine andere Uniform als die des Regiments; sie ist verbrämt, federgebuscht, vergoldet, gestickt, phantastisch und extravagant. Er ist behelmt, hat Epauletten mit großen Kugeln und den gezückten Säbel und daran erkennt man seinen Rang. Nach seinen Lakaien kommen seine Adjutanten, denn in Preußen haben, wie in Frankreich die Generale, auch die Obersten ihren Adjutanten. Es sind dies junge Leute, aber große Herren. Sie tragen auffällige Kostüme. Sie sind hochfahrend und unbärtig. All das zusammen, der Stabstrompeter, die Musik, der Oberst, die Heiducken, die Adjutanten, das spreizt sich, courbettiert, macht Sätze, bläst und schreit den Krieg aus, fordert heraus, droht und verblüfft. Die schroffe deutsche Disziplin kündigt sich durch ein erstaunliches Capriccio an. Das ist zügellose Phantasie. Beethoven hat die Musik, Callot die Kostüme dazu gezeichnet. Man meint zu träumen. Sind das Gaukler oder Krieger? Wohin ziehen sie? In den Krieg. Das ist ein eigentlicher Todestanz. Nach dem Generalstab ändert sich rasch das Schauspiel. Das phantastische Gepränge muß der Disziplin das Feld räumen; Disziplin und Regiment ist gleichbedeutend. Hier der Hauptmann, ein Veteran, 50 Jahre alt; ein langer Graubart bedeckt Mund und Kinn. Er hat den Säbel gezogen; seine Epaulette besteht aus schmalen Goldfäden. Er ist in eine stramme, bis an den Hals zugeknöpfte Uniform wie in eine Scheide eingeklemmt. Er schaut weder rechts, noch links, sondern gerade aus; sein Schritt hält stoisch den Takt; sein Regulativ ist die stumme, resignierte, drohende Pflicht. Der Oberst ist der Renommist, der Hauptmann der Soldat. Hinter dem Hauptmann rückt die Compagnie in drei Gliedern vor. Jeder Mann bewegt sich wie eine Maschine. Sie sind blaß, erschöpft, durch das Kommando gebrochen, im Gehorsam verknöchert und von der Disziplin wie betäubt. Die Regelmäßigkeit ihres Marsches ist überraschend. Kein Arm und Bein, kein Gesichtsprofil tritt aus der Linie. Das ist alles korrekt, genau, tragisch. Nach der ersten Compagnie folgt die zweite. Der zweite Hauptmann ist jünger, sieht aber ebenso malerisch aus. Hinter jeder Compagnie geht der Lieutenant und der Unterlieutenant, das Auge fest auf die Mannschaft gerichtet, in steter Beobachtung; wenn ein Knopf an der Gamasche (!) fehlt, setzt es bei der Rückkehr in die Kaserne Hiebe. Kein Wort fällt in den Gliedern, kein Blick wagt sich zu den Fenstern hinauf, keine Bewegung, die nicht disziplinarisch richtig ist. Man möchte glauben, die Hauptleute, Lieutenants und Soldaten wären aus Holz geschnitzt. Sie tragen nichts vom Selbstbewußtsein des menschlichen Wesens zur Schau. Eine Art teutonische Wildheit hat sich in ihren Brauen eingenistet. Sie gehören nicht ihrem Jahrhundert an. Man meint die Cimbern defilieren zu sehen; die Barbarei zieht vorüber. Das ist nicht mehr die Maskerade, das ist die Todeslegion. Diese Armee hat eine Heimat: den Norden; einen Ruhm: Waterloo; einen Helden: Blücher. So sieht das preußische Regiment aus; wie ist das französische? Voran der Tambourmajor, bedeckt mit Stickereien, prächtig, lustig, kokett, stolz auf sich selber, auf seine Taille, auf seinen Schnurrbart, auf seine Uniform. Er hat sieben Fuß, ist ein Koloß. Weil aber die hohe Statur allein nicht genügt, hat er noch eine Pelzmütze, darauf ein Käppchen und darüber den trikoloren Federbusch, das Schwingen seines Stabes mit Goldfransen, mit dem er um das Lächeln der Frauen auf dem Balkon der zweiten Stockwerke wirbt. Der Tambourmajor ist die einzige gestattete Phantasie des französischen Regiments. Nach ihm kommen die Tambours mit ihren kleinen Lederschürzen am linken Beine, darüber die kupferne Trommel. Sie schlagen die Wirbel mit einer erstaunlichen Präzision, wechseln mit der Musik ab, und verstummen sofort auf das Kommando des Tambourmajors. Sie sind reizend, diese kleinen Trommler, wenn sie zur Reveille und zum Angriff schlagen. Kleber — ein berühmter General der französischen Revolutionsarmee — kannte sie schon, und Danton hat sie benutzt. Sie sind die Stimme des Volkes und der Lärm der Nation. Nach ihnen die große französische Militärmusik. Nichts Hinreißenderes und Schöneres! Man glaubt der Seele des Vaterlandes zu lauschen. Poesie, Harmonie, Freiheit, Befreiung, Humanität; alle diese erhabenen Noten

liegen in der französischen Militärmusik. Sie ergreift den Soldaten bis in die verborgensten Fasern seiner Natur. Wenn diese Musik vorüberzieht, ist es, als ob Frankreich gleichzeitig sänge und zuhörte; das ist die Musik der Freiwilligen, die Musik von 1792. Die große Trommel bedeutet Sambre und Meuse, und der klingende Halbmond Valmy. Pfeifen, Hörner, Cymbeln, Flöten, Trompeten und Trommeln, all dieser Donner von vierzehn Armeen ist mit dem einzigen Wort „Marseillaise" getauft. Nun defiliert das Regiment. Hier der Oberst, dort die Hauptleute, weiter die Lieutenants und Soldaten. Alle sind fröhlich. Die Offiziere schwingen ihre Säbel und die Soldaten tragen die Gewehre, wie es ihnen beliebt. Alle diese Männer sind passiv, und doch verleugnet keiner seinen freien Willen. Der französische Troupier hat seinen Willen und sein Selbstbewußtsein. Er ist keine Maschine, sondern menschlich, brüderlich. Er hat den Kultus für seine Familie wie für die Nation; er ist eben der Soldat der großen Nation. Diese Armee hat ein Vaterland, ist aufgeklärt; sie hat ihren Ruhm; die Revolution



Schlacht von Saarbrücken. Einnahme der Stadt durch die Franzosen. (Französische Darstellung und Aufschneiderei, aus Le monde illustré, 1870. Nr. 695.)

ihren Helden, Marceau. — Beide Regimenter, das preußische und das französische, haben ein Objekt der Verehrung, die Fahne. Nur bedeutet für den Preußen die Fahne den König und die Fuchtel; für den Franzosen einzig und allein das Vaterland. Alle beide sind unerschrocken, der eine in seiner deutschen Manneszucht, der andere in seiner freilebigen Disziplin. Der eine düster, mechanisch, eingemauert in seine Uniform, in seine Pickelhaube, in seine Instruktion, wie festgenietet an sein Gewehr; der andere frei und hingebend, immer sich selber angehörend, in der Kaserne, auf Markt und Straße, auf dem Schlachtfelde. Der französische Soldat ist der Freiwillige, der preußische der Gefangene der Fahne." — Wir haben des jungen Victor Hugos Phrasengeklingel ausführlich gegeben, weil wir überzeugt sind, daß recht viele der Leser herzlich darüber lachen werden; die Franzosen haben den Unterschied zwischen dieser Schilderung und der Wirklichkeit bald genug zu ihrem Schaden erfahren müssen.

Das Journal von Havre seinerseits wußte seinen Lesern einen Bericht aus Berlin aufzutischen, in welchem es hieß: „Depeschen aus Bayern versichern, daß in den meisten Provinzen die Landwehr sich weigert, zu marschieren. Die zur Aushebung geschickten Linientruppen mußten von ihren Waffen Gebrauch machen und wurden an gewissen Punkten zurückgetrieben. In der Gegend von Passau, an der unteren Donau, kämpften Männer und Weiber gegen die Soldaten, die Befehlshaber mußten um Verstärkungen bitten." Und von den Württembergern, die kurze Zeit später den Franzosen bei Wörth zum Kehraus aufspielten, erzählte eine solche französische Lügenkorrespondenz: „Ihre Offiziere befinden sich in der tiefsten Niedergeschlagenheit, weil sie wohl wissen, daß sie mit ihren Truppen ganz unnütz geopfert werden. Auch die Badenser beklagen sich," heißt es weiter, „daß man sie vornehmlich als Mitrailleusenfutter verwenden wolle. Straßburg sieht in seinen Mauern täglich Scharen von badischen und bayrischen Deserteure einrücken; sie kamen truppweise, je fünfzig Mann stark, an. O wie viel lieber wären sie bei ihren friedlichen Erntearbeiten geblieben, am rechten Ufer des französisch-deutschen Rheinstromes." Wenige Tage später hatte man den Franzosen für alle Zukunft klar gemacht, nicht bloß wem der Rheinstrom, sondern auch wem Elsaß-Lothringen fortab gehören werde. Zu einer Zeit, da noch keine einzige deutsche Compagnie den Elsaß betreten hatte, schrieen die französischen Blätter bereits Zetermordio darüber, daß sich die Deutschen im Elsaß wie Räuber und Mörder aufführten, die Bauern und deren Weiber plünderten und prügelten, ja einer hatte sogar gesehen, wie solch ein deutscher Barbar den zarten Sprößling eines Elsäßers auf sein Bajonett aufgespießt hatte, ein zweites Kind zappelte an einer Ulanenlanze, ein drittes war von einem Dragoner mit der Reiterpistole in die Ewigkeit befördert worden, kurz in der französischen Presse begann jener heillose Hexensabbat, der nicht bälder aufhören sollte, als bis die letzte französische Armee geschlagen war und Paris und Belfort zu den Füßen der Sieger lag.

Im „Constitutionel" erklärte ein Herr Mitchelli, wie es die Preußen im Jahre 1866 in Frankfurt, Nassau und Hannover getrieben, übersteige noch die Erinnerungen an Attila und Fra Diavolo. Aber dafür sollten sie jetzt auch büßen; denn die Turkos leckten sich schon den Mund darnach, daß sie jetzt endlich auf das Wild losgelassen würden; Schonung hätten sie diesmal keine zu üben, davon sei

Ein Trupp Turkos auf der Fahrt nach dem Bahnhof. (Aus Le monde illustré. 1870, Nr. 721.)

sei noch in keinem Befehle etwas gestanden, und man könne sich also der civilisatorischen Aufgabe widmen, die Männer niederzumetzeln und Wagen voll Frauen nach Frankreich zu bringen." — Die bezüglich der

so fett sie war, erwies sich als nur für wenige Stunden lebensfähig. — Bei der Meldung ihrer ersten Heldenthat, dem offenen Saarbrücken gegenüber, konnten die Franzosen nicht unterlassen, von der Stärke der feindlichen Positionen zu reden, während bekanntlich Oberstlieutenant von Pestel ein einziges Bataillon zu seiner Verfügung hatte. Zu einem Bajonettkampf kam es vor der, nach Angabe der Franzosen durch 20 000 Preußen besetzten Stadt in keiner Weise, und die von den Franzosen angeblich den Deutschen weggenommenen Höhen hatten diese gar nicht besetzt gehabt, wohl aber nahmen die Deutschen drei Tage später die Positionen der Franzosen, welche diese für uneinnehmbar gehalten hatten. Die Wegnahme der Positionen war den Franzosen nicht besonders teuer zu stehen gekommen, sie hatten dabei, nach ihrer Angabe, nur leichte Verluste; auf die Besetzung Saarbrückens verzichteten die Franzosen großmütig, weil es eine offene Stadt war, dagegen hatten sie den Zweck, sich des linken Saarufers zu bemächtigen, nach ihrer Ansicht völlig

Ein preußisches Bataillon wird bei Saarbrücken von einer französischen Mitrailleusenbatterie niedergemäht. (Franz. Darstellung aus Le monde illustré. Nr. 696.)

Thronkandidatur des Prinzen Leopold von Paris aus ergangenen Depeschen und die Zeitungsstimmen über diesen Fall kennen wir aus dem ersten Bande zur Genüge, wenden wir uns daher zu den Ereignissen, als die Waffen klirrten und die eisernen Würfel rollten. Harmlos und in einer Zeit, da jeder der kriegführenden Teile sich nach dem ersten Erfolge sehnt, wohl erklärlich, klingt die erste Nachricht, welcher zufolge eine Unzahl preußischer Spione von den Franzosen gefangen genommen wurde, in der Kirche von Forbach allein sollten deren an hundert eingesperrt sein; war die Zeitung „Liberté" recht unterrichtet, so pflückten sich die Marschälle Bazaine und Mac Mahon bereits im schönen Badener Lande die ersten Siegeslorbeeren. Tags darauf erfuhren die Pariser leider, daß die Nachricht schon aus dem einfachen Grunde sich als falsch erweise, weil der Vormarsch der französischen Truppen überhaupt noch gar nicht begonnen habe; war dies aber einmal der Fall, dann mochten sich die Deutschen allerdings in acht nehmen.

Um die Belgier aus ihrer Lethargie und Neutralität aufzurütteln, ließ man von Paris den Telegraphen die Nachricht verbreiten, Antwerpen solle von den Engländern besetzt werden, aber auch diese Ente,

erreicht, der Feind stand zwischen Saarbrücken und Saarlouis nicht mehr mit starker Macht. Und all diese immerhin nennenswerten Erfolge hatten die Franzosen nur mit dem Verluste von 6 Toten und 67 Verwundeten bezahlt. — Wie wir aus dem ersten Teile unseres Buches wissen, hatte für die Franzosen deren erste Heldenthat, die Einnahme von Saarbrücken und die Beschießung dieser offenen wehrlosen Stadt, den einzigen Zweck gehabt, die Ungeduld des auf Siege hoffenden pariser Publikums zu zähmen, und vor allem dem Thronerben von Frankreich zu einem militärischen Nimbus zu verhelfen, der ja bei einem Napoleoniden, einem Bonaparte, nicht fehlen durfte. Das wurde alles nach Pariser Rezepten und auf Kommando gemacht. Da hieß es beispielsweise in einem litterarischen Waschzettel, der von der Grenze nach Paris dirigiert wurde, folgendermaßen: „Der Privatsekretär des Kaisers an Se. Ex. den Minister des Innern zu Paris. Dem Befehl des Kaisers gemäß rücken Sie in den nicht offiziellen Teil des offiziellen Blattes folgende Note ein und geben Sie dieselbe an die Journale: Heute, 2. August, 11 Uhr morgens, haben die französischen Truppen einen ernsten Kampf mit den preußischen Truppen bestanden. Unsere Armee hat die

Offensive ergriffen, die Grenze überschritten und das preußische Territorium überfallen. Ungeachtet der Stärke der feindlichen Stellung reichten einige unserer Bataillone hin, um die Höhen zu nehmen, welche Saarbrücken beherrschen, und unsere Artillerie hat den Feind schnell aus der Stadt vertrieben. Der Elan unserer Truppen war so groß, daß unsere Verluste nur unbedeutend waren. Der Kampf begann um 11 Uhr und war um 2 Uhr zu Ende. Der Kaiser wohnte der Aktion an, und der kaiserliche Prinz, welcher ihn überallhin begleitete, hat auf dem ersten Schlachtfelde die Feuertaufe erhalten. Seine Geistesgegenwart, seine Kaltblütigkeit waren des Namens würdig, den er trägt. Der Kaiser ist um 4 Uhr nach Metz zurückgekommen. Die Division Frossard war allein gegen drei preußische Divisionen im Kampfe, Saarbrücken ist teilweise niedergebrannt. Die Höhen von Saarbrücken, die nun im Besitze der Franzosen sind, beherrschen die Eisenbahn nach Trier. Man versichert, daß zwischen Saarlouis und Saarbrücken 250000 Preußen stehen." — „Nachdem der Kaiser befohlen hatte," hieß es in einem weiteren Bericht, „mit Mitrailleusen nur dann zu schießen, wenn es notwendig wäre, schossen die Franzosen auf 1600 Meter auf ein Peloton Feinde, das über die rechte Eisenbahnlinie defilierte. Das Peloton verlor die Hälfte seiner Leute und wurde augenblicklich zerstreut. Ein anderes Peloton erfuhr dasselbe Schicksal. Artillerie-Offiziere konstatieren einstimmig die furchtbare Wirkung der Kugelspritzen. Die preußischen Gefangenen bestätigen alle die Überlegenheit des französischen Gewehres. Auch Bazaine hatte ein Engagement mit feindlichen Tirailleuren, wovon mehrere getötet wurden. Kein Franzose ist verwundet. Auf der preußischen Grenze zieht man viel Mannschaften der Reserve, die vorläufig wegen Mangels an Equipierung und Kleidung zurückgeschickt worden waren, wieder ein." Hörte man die Franzosen, so hatten ihre Kugelrätschen, wie seinerzeit die Chassepots bei Mentana, Wunder gethan. Der Kaiser Napoleon sollte sich geäußert haben: „Ich hatte größeren Widerstand erwartet," und der Kriegstheaterprinz sagte, wenn es nämlich wahr ist: „Papa, die Kugeln pfeifen hier stark." Er wird nicht allzuviele davon haben pfeifen hören. „Die Wirkung der Mitrailleusen ist schrecklich," log die „Opinion nationale" in Paris, „ganze Bataillone sind weggemäht," während doch der ganze Verlust der Deutschen in dieser „brillanten Affaire," wie die Franzosen sie zu nennen liebten, ein ganz geringer war. In Paris log die „France," die Franzosen hätten Saarlouis besetzt, eine andere Zeitung, welcher dies noch viel zu wenig war, ließ die Franzosen bereits Koblenz hinter sich haben und vor Mainz stehen, jedenfalls aber sei der Eindruck des französischen Sieges von Saarbrücken ein ungemein tiefer und vom größten Einfluß auf den ferneren Gang des Krieges. — Diesem Erfolg zu Land gesellte sich harmonisch ein solcher zur See bei; die französischen Zeitungen befanden sich in der glücklichen Lage, melden zu können, daß die Fregatte „Thetis" südlich vom großen Belt einen preußischen Monitor in den Grund gebohrt hatte; warum war der Racker auch nicht aus dem Wege gegangen? — Das war am 5. August, als die Blätter so Erfreuliches zu melden wußten. Am nächsten Tag klang's weniger stolz; mit ungeheurer Übermacht wären die Preußen gegen Weißenburg herangerückt und hätten trotz der schweren Verluste, welche ihnen von den Franzosen beigebracht wurden, diese genötigt, sich auf eine feste Stellung, welche die nach Bitsch führende Eisenbahnlinie beherrschte, zurückzuziehen, die Verbindung mit der Armee Mac Mahons wäre aber in gar keiner Weise unterbrochen. Das stimmt; die Franzosen liefen wie die Hasen übers Feld, um hinter der Linie Mac Mahons sich sammeln und ihre Trümmer wieder in Ordnung bringen zu können, niemand konnte deutscherseits daran denken, ihnen die Verbindungen abzuschneiden, die Kavallerie der 9. und 10. Division begnügte sich mit einer energischen Verfolgung der flüchtenden Franzosen.

Mit frecher Stirne log noch am 6. August das „Journal offiziel" in Paris: „7—8000 Franzosen waren vor Weißenburg in einen Kampf verwickelt. Sie hatten mit zwei Armeecorps zu thun, unter denen die Elite der preußischen Garde. Ungeachtet der Minderzahl widerstanden unsere Regimenter mehrere Stunden mit bewunderungswürdigem Heldenmut. Als sie zurückwichen, waren die Verluste des Feindes so bedeutend, daß er uns nicht zu verfolgen wagte. Während wir in Saarbrücken die preußische Linie gebrochen haben, ist unsere Linie nicht gebrochen." Wenige Tage zuvor hatte noch ein an den Ufern des Rheines sich herumtreibender Berichterstatter der „Monde" seinen Lesern vorgeplauscht, auf die Zähigkeit der Süddeutschen und namentlich der Bayern dürften sich die Preußen ja nicht verlassen. Wenn man nur erst einmal die Bayern tüchtig geklopft habe, dann stünden die Preußen allein, und mit denen fertig zu werden, sei ein Leichtes. — Den üblen Eindruck der Weißenburger Niederlage zu verwischen, tischte man den Franzosen die Märe auf, Saarlouis sei von den französischen Truppen besetzt worden, natürlich fügte die geschwätzige Fama noch weitere Erfolge dazu; eine ungeheure Menschenmenge wogte auf den Boulevards von Paris auf und ab, zwei deutsche Wechselstuben wurden geschlossen, und an denselben Tafeln angebracht, auf denen zu lesen war: „Geschlossen bis zur Einnahme von Berlin." Die Franzosen behaupteten, ein Commis von Dreher habe, als die Niederlage bei Weißenburg bekannt wurde, gerufen: „Das ist die Revanche für Saarbrücken, es lebe Preußen!" — Noch aber wollten die Franzosen „Siegesnachrichten" hören, und es fanden sich auch gefällige Leute, die solche verbreiteten und ausposaunten, bis die Polizei einige der Schreier ergriff und in Numero Sicher verbrachte. Lassen wir einen Franzosen die dortigen Vorgänge schildern: „Ach, welch grausame Enttäuschung hat unser Patriotismus erfahren, ein Elender hat es gewagt, mit unserem nationalen Enthusiasmus ein frevles Spiel zu treiben, indem er die Frechheit hatte, an der Börse die falsche Nachricht von einem ungeheuern Erfolg der französischen Waffen zu verbreiten. Wie schlugen in diesem Augenblick unsere Herzen vor Freude und Stolz, zwei Stunden lang berauschte sich Paris an dieser Nachricht und glaubte felsenfest an die Erfolge des ersten Armeecorps. Seinen früheren Erfolgen sollte Mac Mahon, wie es hieß, einen neuen großen Sieg angereiht haben. Aus den Fenstern wehten die Fahnen, und die Frauen hatten ihre Hüte mit dreifarbigen Kokarden geschmückt, man schüttelte sich die Hände und umarmte sich; aber die Freude war von kurzer Dauer, die Enttäuschung eine grausame. Kaum waren zwei Stunden verflossen, so erfuhr man, daß die Nachricht falsch gewesen. Einen Augenblick lang bemächtigte sich der Menge eine grenzenlose Wut, in Massen strömte das Volk nach dem Börsenplatz, es war wütend über den Frechen, der es gewagt hatte, ganz Paris zum besten zu halten und solch erlogene Nachrichten zu Hausse- oder Baisse-Spekulationen zu benützen. Über die Treppe des Börsengebäudes hinauf stürmte die Menge in das Innere, um nach dem Schuldigen zu suchen, aber ohne Erfolg. Bei dieser Gelegenheit war es zu ernstlichen Schlägereien gekommen, erst als man über Metz erfuhr, daß Mac Mahon fortwährend eine starke Stellung einnehme und sich mit einem andern Armeecorps vereinigt habe, (was aber bekanntlich nicht der Fall war, denn das vom Marschall sehnlichst erwartete 5. Corps blieb aus,) beruhigte man sich einigermaßen in Paris, doch zog man vor das Justizministerium und wollte den Namen des Menschen wissen, der Paris durch ein solch sträfliches, verächtliches Manöver erregt habe? Der Ministerrat antwortete mit einer Proklamation, in welcher strenge Bestrafung der Schuldigen versprochen wurde. Und so tröstete man sich über den Sieg der Deutschen bei Weißenburg mit jeder Stunde mehr und mehr." Als zwei Tage später die französische Armee unter Mac Mahon, aufs Haupt geschlagen, auseinandergesprengt, in regelloser Flucht zurückeilte, ohne Halt, ohne Rast, jeden Zusammenhaltes beraubt, meldeten die französischen Zeitungen: „Nach einer Reihe von Gefechten, in welchen der Feind beträchtliche Streitkräfte entwickelt hat, zog sich Mac Mahon von seiner ersten Linie nach rückwärts zurück. Das Corps Frossard hat seit 2 Uhr nachmittags gegen eine ganze feindliche Armee zu kämpfen gehabt. Nachdem es sich in seinen Stellungen bis 6 Uhr gehalten, wurde der Rückzug in guter Ordnung bewerkstelligt. Die Details über die Verluste fehlen noch, unsere Truppen sind voller Schwung. Die Sachlage ist nicht gefährdet, aber der Feind ist auf unserem Boden und eine ernste Anstrengung ist notwendig. Eine Schlacht ist bevorstehend." — Leider ließ sich auch der sonst so biedere Mac Mahon herbei, in das Lügenhörnlein zu blasen. Er hatte eine sehr starke und auserlesene Armee unter seinem Befehle, er konnte sich jederzeit aus der Hauptarmee verstärken, er war im Besitze ungemein fester Stellungen und von Bahnstrecken, auf denen er frische Truppen heranziehen konnte. Die Armee des Kronprinzen aber konnte nur allmählich herangebracht und in den Kampf geführt werden, da hätte er es nicht nötig gehabt,

in seinem nach der Schlacht bei Wörth ausgegebenen Tagesbefehl seine Soldaten folgendermaßen anzureden: „Soldaten! An dem Tage des 6. Augusts hat das Schicksal euren Mut betrogen; aber ihr habt eure Positionen erst nach einem heroischen Widerstand verloren, der nicht weniger als neun Stunden gedauert hat. Ihr waret 35 000 Streiter gegen 140000 und seid durch die Überzahl erdrückt worden. Unter solchen Umständen ist eine Niederlage ruhmreich, und die Geschichte wird sagen, daß die Franzosen in der Schlacht bei Fröschweiler die größte Tapferkeit entwickelt haben. Ihr habt empfindliche Verluste erlitten, aber diejenigen des Feindes sind noch beträchtlicher. Wenn ihr nicht verfolgt worden seid, so sucht die Ursache davon in dem Schaden, den ihr ihm zugefügt habt. Der Kaiser ist mit euch zufrieden und das ganze Land ist euch dankbar, daß ihr die Fahnenehre so würdig aufrecht erhalten habt. Wir haben schlimme Prüfungen durchgemacht, die wir vergessen müssen. Das erste Corps wird rekonstituiert werden, und mit Gottes Hilfe werden wir bald eine glänzende Revanche nehmen. Der Marschall-Kommandant des ersten Armeecorps. Gez. Mac Mahon."

Ja, der Feind war auf französischem Boden, und er blieb es, bis er mit seinem guten Schwerte den Frieden erzwungen hatte. Schon nahm man französischerseits den Mund nicht mehr gar so voll, der Kaiser gestand offen die Niederlagen von Wörth und Spichern ein, resigniert fügte er seiner Depesche bei: „Die Nacht war ruhig. Ich werde mich im Centrum der Position aufstellen. (Gez.) Napoleon." Das würde natürlich viel helfen. Viel nüchterner sprach sich auch schon die auf eine Depesche des Kriegsministers Leboeuf an den Minister des Innern, Chevandier, erlassene Antwort-Depesche aus, in welcher es hieß: „Angesichts der ernsten Nachrichten ist unsere Pflicht vorgezeichnet. Wir appellieren an den Patriotismus und die Energie aller; die Kammern sind einberufen, wir setzen mit Beschleunigung Paris in Verteidigungszustand; um die Ausführung der militärischen Vorbereitungen zu erleichtern, erklären wir den Belagerungszustand. Keine Schwächen, keine Spaltungen! Unsere Hilfsmittel sind ungeheuer. (Sie waren es auch damals, als nicht einmal der letzte Gamaschenknopf fehlte!) Kämpfen wir mit Festigkeit, und das Vaterland wird gerettet sein." — Der Ministerrat in Paris war inzwischen in Permanenz versammelt, Rouher und Schneider wurden zur Kaiserin in die Tuilerien berufen, der Belagerungszustand nunmehr thatsächlich über Paris verhängt, jede Zusammenrottung untersagt; das Journal „Soir" wußte zu vermelden, daß der Ministerrat über einen allgemeinen Appell an die Waffen beraten habe, und daß am nächsten Tage, am 9. August bereits, der Gesetzgebende Körper zusammentreten werde. — In Paris, wo die Nachrichten von Wörth und Spichern, so spärlich man sie auch in das Publikum dringen ließ, doch allmählich bekannt wurden, war am 9. August, als die beiden Kammern zusammentraten, die Erregung eine furchtbare; nur der Senat, dessen Mitglieder die langjährigen Kostgänger der Regierung gewesen und von ihr sich hatten bezahlen, bestechen, beschenken lassen, begrüßte noch die Mitteilungen Pariens mit Beifall. Dieser hatte namens der Regierung die allgemeine Organisation der Nationalgarde, die Einverleibung der Mobilgarde in die aktive Armee und Beschleunigung der Aushebung der Klasse von 1851 verlangt. Er warnte angesichts der kritischen Lage und der bedrohlichen Haltung eines Teils der Pariser Bevölkerung vor inneren Spaltungen, die lediglich für Preußen von Vorteil sein könnten und müßten. Gleichzeitig ließ er durchblicken, die Regierung habe recht wohl gewußt, was sie thue, als sie den Belagerungszustand verhängte; wenn die Ordnung gestört werden sollte, so würde von der Gewalt, welche der Belagerungszustand der Regierung verleihe, unnachsichtlich Gebrauch gemacht werden. „Wir würden," schloß er, „andere Kräfte als die Nationalgarde zu Hilfe rufen. In der Ordnung nur finden wir unser Heil." — Gewohnt, jedes Wort das vom Regierungstische kam, mit Beifallklatschen und Bravo aufzunehmen, ließ der Senat es auch diesmal nicht an seiner Zustimmung fehlen. — Die Sitzung der Kammer war das würdige Seitenstück zu jener, in welcher „leichten Herzens" dem Kriege zugestimmt wurde. Umsonst hätte man hier nach der so nötigen Ruhe und Fassung gesucht; war je einmal unter den Rednern ein einzelner, der nicht gegen die Preußen donnerte, so war das ein weißer Rabe; alle, alle waren darin einig, daß die Preußen vernichtet werden müßten, wenn sich auch mehr als einmal hinter den donnernden Phrasen die Angst vor dem Kommenden verbarg. Der Kaiser, der bisher das Ideal von neun Zehnteln dieser Versammlung gewesen, war ihnen jetzt nur noch ein Idiot, das fünfte Rad am Wagen, das man eben noch mit nebenher laufen ließ. Jetzt endlich entschloß man sich, in einer Proklamation der Minister an die Franzosen die „ganze Wahrheit" zu sagen, so weit man es natürlich für gut fand. Diese famose Proklamation schloß: „Wir haben die ganze Wahrheit gesagt, nun ist es an euch, eure Pflicht auf gleiche Weise zu thun. Das Volk erhebe sich von einem Ende Frankreichs zum andern und weihe sich dem Kampfe. Einige unserer Regimenter sind vor der Überzahl des Feindes gewichen, unsere Armee ist nicht besiegt. Der nämliche Hauch der Unerschrockenheit belebt sie immer noch. Handeln wir! Setzen wir der Kühnheit, die einen Augenblick glücklich war, jene Zähigkeit entgegen, welche das Schicksal bezwingt. Rufen wir das ganze Land unter die Waffen, und mögen die Eindringlinge auf einen lebendigen Wall von Männern stoßen, wie im Jahre 1792 und bei Sebastopol. Mögen die Unfälle uns zur Lehre gereichen, wie unsere Siege! Es wäre ein Verbrechen, einen Augenblick am Heil des Vaterlandes zu verzweifeln, und ganz besonders, zu demselben nicht beizutragen. Auf denn! Auf! ihr Bewohner des Centrums, des Nordens und des Südens unseres Landes, die ihr von der Last des Krieges nicht getroffen werdet. Eilet mit Begeisterung euren Brüdern aus dem Osten zu Hilfe. Möge Frankreich, einig im Glück, sich im Unglück noch einiger fühlen. Gott segne unsere Waffen!" — Das war würdig und den Verhältnissen entsprechend geredet. —

Weniger würdig war die Ausweisung der Deutschen aus Frankreich gewesen, am allerunwürdigsten aber, daß, als am 12. August der Abgeordnete Pelletan sich über diese ebenso unnötigen, wie barbarischen und die Betroffenen schwer schädigenden Ausweisungen von Deutschen im Gesetzgebenden Körper beklagte und dagegen protestierte, der französische Minister Duvernois die Stirne hatte, zu behaupten, die Preußen hätten die französischen Unterthanen zuerst ausgewiesen. Duvernois stellte diese freche, lügenhafte Behauptung auf, obwohl es ihm bekannt sein mußte, daß in den „Basler Nachrichten" folgende von Franzosen abgegebene Erklärung gestanden hatte: „Die Unterzeichneten fühlen sich gedrungen, gegenüber den allerorten, im Ausland und sonst ausgestreuten Gerüchten, als seien die in Baden ansässigen Angehörigen Frankreichs Mißhandlungen ausgesetzt, hiemit öffentlich zu erklären, daß ihnen bis heute kein einziger derartiger Fall bekannt wurde, daß sie sich vielmehr, wie jeder Deutsche, eines freien und ungestörten Verkehrs im Privat- und Geschäftsleben wie bisher zu erfreuen haben. Lörrach, 9. August 1870. Leon Baumgartner und Eugen Favre im Namen der vielen in Lörrach wohnenden Franzosen." — Nirgends in ganz Deutschland machte man auch nur Miene, den Franzosen gleiches mit gleichem zu vergelten. Die „Nordd. Allg. Zeitung" erklärte schlechthin: „Wenn, das Beispiel des ersten Napoleons nachahmend, Napoleon der Kleine im Augenblick, wo seine Armee hinter die Mosel flieht, einen solchen Schritt (die Ausweisung) wagt, so ist es weniger an uns, als an seinem Volke, an Frankreich ist es, — wenn es nicht seinen Namen mit unauslöschlicher Schmach bedeckt sehen will, wenn wir diesem Volke nicht auf Jahrhunderte hinaus sagen sollen, daß seine Civilisation eine gemeine Lüge sei, — gegen diesen Schritt zu protestieren. Es würde für Deutschland sehr leicht sein, auf diese Maßregel mit Vergeltungen zu antworten, und das Wort des Königs, der in seiner Proklamation sagte: „Ich führe Krieg mit den französischen Soldaten und nicht mit den Bürgern Frankreichs" wird durch diesen Akt der Barbarei hinfällig werden. Aber wir glauben nicht, daß Deutschland das Recht der Wiedervergeltung gebrauchen wird; wir glauben nicht, daß sich eine deutsche Regierung finden werde, welche den französischen Unterthanen, die sich unter dem Schutze unserer Gesetze in Deutschland niedergelassen haben, daraus ein Verbrechen machen wird, daß sie zu dem staatlichen Verbande jenes Landes gehören, welches das Unglück hat, einen Napoleon III. auf seinem Throne zu sehen. Mögen die in Deutschland lebenden Franzosen sich beruhigen. Sie werden sich höchstens ihrer Illusion, an der Spitze der Civilisation zu marschieren, beraubt sehen, und werden sich mit der übrigen Welt davon überzeugen, daß es Deutschland ist, welches in diesem Falle den Geboten der Civilisation entsprechend handelt."

Um aber seinen lieben Ministern und den ehrsamen Parisern, das

Recht zu lügen und zu schwindeln, nicht ausschließlich lassen zu müssen, konnte Napoleon III. in seiner offiziellen Depesche aus Metz nicht umhin, den Angriff der Preußen bei Forbach als bereits zurückgeschlagen hinzustellen, und nur dem Umstande, daß von Wenden an der Saar ein neues preußisches Corps anrückte, war es seitens der Preußen zu danken, daß sich Frossard zurückziehen mußte. Inzwischen lägen von Frossard zwar keinerlei Nachrichten vor, aber es könne als ganz zweifellos betrachtet werden, daß er sich, wie es ja auch allen Anschein habe, in guter Ordnung mit seinen Truppen zurückgezogen habe. — Wenn Napoleon in seiner Depesche ferner sagte: „Es fanden mehrere Kavallerie-Chargen statt, aber die Preußen hatten Mitrailleusen, welche uns viel Schaden zufügten," so kann man nur entweder die Naivetät des Kaisers bewundern, der nicht einmal wußte, wie die geguerische Armee ausgerüstet war, oder seine Meisterschaft im Lügen. Schon mußte zugegeben werden, daß man in Metz energische Maßregeln zur Verteidigung der Festung treffe, und daß sich Marschall Leboeuf bei den Vorposten befinde, „aber," hieß es tröstend in der Depesche, „in Metz verliert man weder die Kaltblütigkeit noch das Vertrauen." Als eine ernste Prüfung betrachtete man die seitherigen Niederlagen aber doch; freilich waren sie nur der Anfang einer ganzen Kette solcher. — Infam gelogen aber war es, zu behaupten, die Preußen hätten bei Forbach auf eine dortige Ambulanz geschossen und die Stadt in Brand gesteckt. — In Paris wurde dem Gerücht, die Preußen hätten Nancy besetzt, auf das entschiedenste widersprochen. Nun ja, besetzt hielten sie die Stadt allerdings nicht, aber ihren Besuch hatten, wie wir wissen, kühne Ulanen dort abgestattet und sich dann ebenso schnell wieder entfernt, wie sie gekommen waren. — In Metz hielt Kaiser Napoleon eine Revue über die dortigen Truppen ab, die zwar sehr zufriedenstellend ausfiel, aber wo Licht, ist auch Schatten, am nämlichen Tage spielte der Telegraph zwischen Metz und Straßburg nicht mehr, irgend ein böser Ulan hatte die Leitung mit Hilfe seiner Kameraden zerstört. — Edmund About, ein talentvoller Schriftsteller, vielleicht nächst Victor Hugo der talentvollste französische der damaligen Zeit, war mit ins Feld gezogen, er hatte den Siegeszug nach Berlin mitmachen wollen, war aber bei Wörth gefangen und, nachdem er seinen Namen genannt, ins Hauptquartier des Kronprinzen gebracht, dort mit der größten Aufmerksamkeit behandelt und wieder freigelassen worden; dieser Edmund About scheute und schämte sich nicht, in den pariser Blättern zu schreiben: „Dieser fromme König, der Gott alle seine Siege darbietet, diese Krautjunker-Generale, die da prahlen, daß sie uns mit dem Säbel civilisieren werden, diese Apostel des göttlichen Rechtes, die sich die Taschen mit gestohlenen Kronen vollstopfen, diese deutschen Patrioten, die ihre Arme bis an den Ellenbogen in deutschem Blute gebadet haben, sind bloße Barbaren in Uniform, als Soldaten verkleidete Räuber, Tartuffes in Rüstung, Basilios in Reiterstiefeln. Lügen, Bestechen, Denunzieren, sind ihre Lieblingswaffen. Wir wissen jetzt, was sie von uns wollen. Alles, was wir besitzen. Bis jetzt haben sie erst zwei Provinzen verwüstet, nun marschieren sie auf Paris, um einen großen Schlag auszuführen. Sie teilen sich schon im voraus die 1000 Millionen Franken in der Bank und rechnen auf die absurde Centralisation des Landes, um noch drei- oder viermal so viel zu erpressen, wenn sie im Besitz von Paris sind. Auf dieselbe Weise zwingen griechische und italienische Banditen reiche Familien, zu blechen, wenn sie das Haupt derselben in ihren schmutzigen Pfoten haben. Wir kennen die Rasse von Schuften, mit der wir zu thun haben, und da sie uns unsern Geldbeutel und unser Leben abfordern, so werden wir uns es jetzt ernstlich angelegen sein lassen, zuerst die preußische Armee und hintendrein Preußen zu vernichten. König Wilhelms Kumpane, die hier eingedrungen sind, werden nicht wieder hinauskommen. Wenn sie, wie sie prahlen, ihre ganze männliche Bevölkerung über unser Land verbreitet haben, so ist das um so besser für uns. Dann werden wir

Auf dem Börsenplatz von Paris am 6. August nach Verbreitung der falschen Nachricht von einem großen Siege Mac Mahons. (Aus „Le monde illustré" 1870, Nr. 696.)

nach Berlin gehen, um dies Barbarentum in seinem Nest zu zertreten. Alle Wege werden uns offen stehen, ich hoffe aber, daß wir den wählen, der durch Baden, Württemberg und Bayern führt. Da haben wir drei kleine Monarchien, die uns ihr Dasein verdanken, denn wir haben sie vor etwa 100 Jahren geschaffen. Und dennoch sind die Bayern Preußens Knechte geworden und auch die Württemberger haben sich die Freude gegönnt, bei uns einzufallen. Diese Kneipenwirte, diese Kuppler, diese Schmuggler von Baden und Kehl, diese miserablen Schurken, die unsere Stiefel mit ihren Schnurrbärten putzten, wenn wir unser Geld bei ihnen verschwendeten, sind gekommen, um die Beute des edlen französischen Volkes auf ihre Karren zu laden. Sie sind die Raben des Feindes. Wir werden dem schmutzigen Bettelpack aber alles mit Zinsen vergelten. Wir hatten nichts Böses gegen die deutsche Rasse im Sinne. Wer trägt die Schuld, wenn wir ihr Feind geworden sind? Wenn Frankreich die Civilisation nicht anders retten kann, als durch Zertretung des gesamten teutonischen Ungeziefers, so muß am 1. Januar 1871 Europa von allen diesen Hohenzollern, diesen Krautjunkern, diesen behelmten Jesuiten befreit sein. Wir müssen auf unserer Ostgrenze ein auf 100 Jahre zerrissenes, geknebeltes Deutschland haben."

Wie so ganz anders klang der Armeebefehl König Wilhelms an seine die französische Grenze überschreitenden Truppen: „Soldaten! Die Verfolgung des nach blutigen Kämpfen zurückgedrängten Feindes hat bereits einen großen Teil unserer Armee über die Grenze geführt. Mehrere Corps werden heute und morgen den französischen Boden betreten. Ich erwarte, daß die Mannszucht, durch welche ihr euch bisher ausgezeichnet habt, sich auch besonders auf feindlichem Gebiet bewähren werde. Wir führen keinen Krieg gegen die feindlichen Bewohner des Landes, es ist vielmehr die Pflicht jedes ehrliebenden Soldaten, das Privateigentum zu schützen und nicht zu dulden, daß der gute Ruf unseres Heeres auch nur durch einzelne Beispiele von Zuchtlosigkeit angetastet werde. Ich baue auf den guten Geist, der die Armee beseelt, zugleich aber auch auf die Strenge und Umsicht aller Führer.

Hauptquartier Homburg, 8. August 1870. gez. Wilhelm.

Wie die Minister, wie Herr About, so logen die französischen Blätter, und zwar die aller Parteien, es trifft somit auch alle eine gleich schwere Verantwortung und Schuld an dem Unglücke und den Niederlagen Frankreichs. Man konnte oder man wollte nicht den Verhältnissen, wie sie nun einmal lagen, fest ins Auge sehen. Man belog sich, man belog die Nation. — Im „Soir", einem offiziellen Blatte, konnte man damals lesen: „Es giebt im Leben der Völker entscheidende feierliche Stunden, wo Gott ihnen Gelegenheit giebt, zu zeigen, was sie sind und was sie vermögen. Ein solcher Augenblick ist für Frankreich gekommen. Man hat bisweilen behauptet, daß eine große Nation, unerschrocken und schwungvoll im Erfolg, das Unglück, das vor uns liegt, nur schwer ertragen würde. Die Haltung der Bevölkerung widerlegt diese Verleumdung. Sie ist nicht die der Entmutigung, sondern die der patriotischen und erhabenen Rache gegen die Verheerer Frankreichs, wo sie ihr Grab finden müssen. Alle Franzosen werden sich erheben wie ein Mann, sie denken an ihre Voreltern und an ihre Nachkommen; sie haben hinter sich Jahrhunderte des Ruhms, vor sich eine Zukunft, die ihr Heroismus frei und mächtig machen wird. Nie war das Vaterland besser für den Geist der Erhebung und Aufopferung vorbereitet. Nie hat es imposanter und großartiger die Stärke und den Stolz des Nationalcharakters gezeigt. Es ruft mit Begeisterung: Auf! zu den Waffen! Siegen oder sterben ist seine Losung." Worte, nichts als leere Worte. Mit Worten ließ es sich freilich besser kämpfen, als mit den Waffen in der Hand, und leichter siegen. — Im Vertrauen auf die Sympathien, welche Dänemark, das wegen Schleswig-Holsteins den Deutschen grollte, Frankreich entgegentrug, verkündete ein Bulletin des „Journal offiziell": „Große Ereignisse bereiten sich zur See vor. Unser Geschwader liegt vor Kiel. Es kann keinen Augenblick die Rede von Friedensunterhandlungen sein; der Gedanke, daß Frankreich von seiner seitherigen Höhe herabsteigen sollte, kann keinem Franzosen kommen." — Man weiß, in was die großartigen „Ereignisse" zur See auf französischer Seite bestanden haben, in einer heillosen Bummelei der französischen Flotte, die es nicht wagte, sich ernstlich mit der ihr keineswegs gewachsenen deutschen Flotte auf einen Kampf einzulassen. Als es vor Malaga einem französischen Kanonenboote gelungen war, vier deutsche Kauffahrtei-Schiffe,

Die aus Paris ausgewiesenen Deutschen warten auf ihre Pässe, um abreisen zu können. (Aus l'Univers illustré.)

darunter zwei, von denen das eine „der Brillant," das andere die „Perle" hieß, zu kapern, d. h. abzufangen, konnte man in allen pariser Blättern lesen, ein französisches Kriegsschiff habe ein mit Perlen und Brillanten befrachtetes deutsches Kauffahrteischiff weggenommen. „Ungeheurer Verlust, tiefe Bestürzung in Preußen!" lautete der Schluß dieser Tartarennachricht; wäre sie wahr gewesen, der Kommandant des französischen Kanonenbootes hätte sich auf seine alten Tage bequem zur Ruhe setzen können, so aber blieb ihm von all den Perlen und Brillanten nichts, als eine recht fette Ente! Da man aber nun gerade im Zuge war, dem Vogel „Wahrheit" die Federn auszurupfen, so verkündete man dem hoch aufhorchenden Paris, daß Hamburg, die reiche deutsche Handelsstadt, blockiert sei. Nun konnten sie wiederaufleben die Zeiten General Vandammes, der unter dem ersten Napoleon diese Stadt ausgeraubt und ausgepreßt hatte, wie eine Citrone, von dem es heute noch im Liede heißt: „General Vandamme, welchen Gott verdamm'!"

In Wirklichkeit leistete die französische Flotte so gut wie gar nichts, und die Presse Dänemarks, das doch Frankreichs bester Freund war und dessen Waffen den Sieg wünschte, weil es hoffte, mit Hilfe der Franzosen sich für Düppel und Alsen rächen zu können, sah sich genötigt, zu erklären, daß die französische Flotte in einem greulich verwahrlosten Zustande sich befinde, ja, daß an ihr noch mehr gesündigt worden sei, als an der Armee! Erst in Kopenhagen hätten die Mannschaften der französischen Flotte ihre Kleider und die Schiffe ihren Bedarf erhalten. — Doch kehren wir, nach diesem kurzen Ausfluge zur Flotte, wieder zur Armee zurück.

In Metz selbst hatte man den ersten Schrecken überwunden, trotzdem es hieß, die Preußen ständen bereits bei St. Avold; man faßte wieder Mut und begann die Dinge ruhiger zu betrachten, hatte man doch zwei vollständig unversehrt gebliebene Armeecorps zur Verfügung, da konnte man ja immerhin der in nächster Nähe vor Metz erwarteten Schlacht mit Ruhe entgegensehen. Hier bei Metz würde es anders sein, als bei Wörth, wo nach französischen Angaben 140000 Preußen die 33 000 Soldaten Mac Mahons angegriffen hatten. (Thatsächlich waren 6½ deutsche Divisionen gegen 5 französische gestanden.) Vor Metz würde man den Preußen ein „bis hieher und nicht weiter" zurufen, denn wie von dort nach Paris telegraphiert worden war, konzentrierte sich in der Riesenfestung die vom besten Mut beseelte französische Armee lediglich zu dem Zwecke, auf die Vogesen loszumarschieren und deren Übergänge zu verteidigen. — Mit der ausgezeichneten Stimmung der Truppen um Metz war es auch so eine eigene Sache, immerhin aber waren diese noch die verläßlichsten und einige dortige Armeecorps noch gar nicht im Kampfe gewesen. Daß die Deutschen ebenfalls viele Leute verloren hatten, wie die Franzosen, das stimmte, aber deren Vormarsch wurde dadurch auch nicht im geringsten aufgehalten, wie die Franzosen behaupteten, während letzterer Rückzugsbewegung und Konzentrierung um Metz nur mühsam von statten ging, wie auch die Verteidigung von Metz, welche General Coffinières ins Werk zu setzen hatte, zur Zeit noch manches zu wünschen übrig ließ. — Noch suchte die Regierung, die schon den Boden unter ihren Füßen wanken spürte, durch festes Auftreten den Parisern und dem Lande zu imponieren, es gelang auch noch halb und halb, und die Nachricht, daß sich de Faillys noch ganz intaktes Corps mit der Armee vereinigt habe, wirkte sänftigend auf die Gemüter wie Öl auf die stürmisch bewegte See. Die Mitteilung der Minister wurde allseitig mit aufrichtigem Enthusiasmus begrüßt. Als im Gesetzgebenden Körper nach einigen vorausgegangenen unerquicklichen Reibereien der Kriegsminister Graf Palikao erklärte: „Der vorübergehende Mißerfolg wird bald gutgemacht sein, baldige Wiedervergeltung ist sicher," da brauste lauter Jubel durch den Sitzungssaal, in bester Laune genehmigte die Kammer, da auch vor Metz kein weiterer Angriff stattgefunden hatte, einen weiteren Kredit von 500 Millionen und, unter gesetzlicher Feststellung des Kurses der Banknoten, die Begrenzung der Ausgabe derselben auf 1800 Millionen. Wie man in Paris erfuhr, sollte sich inzwischen die Kaiserin Eugenie durch den Fürsten Metternich telegraphisch um Hilfe nach Wien gewandt, von dort aber die Antwort erhalten haben, „für eine strategische Intervention (ein Einspringen Östreichs mit den Waffen) sei es bereits zu spät, für eine diplomatische noch zu früh." Nun erhoffte man in Paris von der Reise des englischen Botschafters Lord Lyons zu Konferenzen nach dem preußischen Hauptquartier einen günstigen Erfolg, aber auch vergebens. Den kaiserlichen Prinzen hatte der um seinen Sprößling besorgte Napoleon nach Paris zurückschicken wollen, die Kaiserin sprach aber ein energisches Nein und beharrte darauf, daß der Prinz im Feldlager bleibe. — Die französischen Soldaten hatten sich inzwischen ausgeruht, das Artilleriematerial war vermehrt worden, man wartete nur auf das Kommando „Marsch," die bisherigen Scharten glänzend auszuwetzen. Bereits war auch schon ein glückverheißender Anfang gemacht worden, eine Husaren-Escadron hatte eine Ulanen-Abteilung zurückgeworfen, — wenn bereits die Ulanen vor den französischen Husaren Reißaus nahmen, dann stand die Sache gut, und ebenso war es ein gutes Zeichen, daß der alte Republikaner Changarnier dem Generalstab zugeteilt und Palikao zum Kriegsminister ernannt worden war, der würde schon dafür sorgen, daß französischerseits der Kampf bis aufs äußerste fortgeführt würde. Wie man ihn führen wollte, dafür zwei Beispiele. Ein feines pariser Blatt tischte seinen Lesern als einen Beweis des prächtigen Geistes, welcher bei Turkos und Zuaven herrsche, folgende Geschichte auf. Ein Turko, dem man es ja am Ende nicht verargen konnte, da ihn die kurze Fahrt übers Meer noch nicht kultiviert hatte, sondern der immer noch an seinen heimischen Gebräuchen festhielt, rief: „Wir Kopf abschneiden den Soldaten von Monsie Mic Mac," (womit er natürlich den Bismarck meinte) und laden unsere Kanonen damit." Nun, die Burschen verstanden es am Ende nicht besser, aber jener Zuave dürfte sich schämen, welcher prahlte: „Wenn ich einen Preußen in seiner Ecke vorkriege, so werde ich ihm sein Teil geben, und ihn dann in den Abtritt werfen — man muß seine Tänzerinnen immer wieder an ihren Platz zurückführen." — Das ist so roh, so gemein, daß man es nicht für möglich halten sollte, wie ein pariser Blatt imstande war, seinen Lesern eine solche Geschichte auch noch mit gesperrter Schrift mitzuteilen! War es angesichts solcher Roheiten ein Wunder, wenn Hunderte von französischen Soldaten rein gar nichts, die französischen Offiziere fast gar nichts, und dieses Blutwenige falsch von der Genfer Konvention wußten? Brauchte man sich zu wundern, daß, wo solche Horden losgelassen wurden, Scheußlichkeiten, wie sie das Schlachtfeld von Wörth und noch manch anderes sah, vorkamen, — Dinge, die einem unwillkürlich die Frage aufdrängten, ob die hochcivilisierten Franzosen von der segensreichen Genfer Konvention einfach nichts wissen wollten? Aber trotz alledem nahmen sie für sich in Anspruch, „an der Spitze der Civilisation zu marschieren." — Wie es mit dem Aufklärungsdienst bei den Franzosen bestellt war, zeigt am besten, daß, während die französische Kavallerie am Morgen des 12. Augusts eine glänzende Rekognoszierung an der Nied unternommen und die Spitze der deutschen Plänkler zurückgeworfen, auch einen deutschen Offizier gefangen genommen haben wollte, dieselbe gleichzeitig meldete, das Gros der deutschen Streitkräfte sei allen französischerseits einlaufenden Nachrichten zufolge noch weit entfernt. Ja wohl, so weit entfernt, daß sie bereits am nächsten Tage schon mit verschiedenen Streifcorps im Moselthale erschienen und mit einer Abteilung, wenn auch allerdings nur vorübergehend, Pont à Mousson besetzt hatten, so daß die Kavallerie-Brigade Margueritte alle Mühe hatte, die Deutschen wieder aus dem wichtigen Punkte hinauszuwerfen, bei welcher Affaire etliche dreißig deutsche Soldaten in Gefangenschaft gerieten, deren Zahl natürlich sofort auf etliche hundert angegeben wurde.

Am 14. August, dem ersten blutigen Ehrentage der auf Metz losmarschierenden Truppen, warf in Paris in der Sitzung des Gesetzgebenden Körpers Gambetta den Ministern vor, daß sie sich sehr wenig mit der Lage des Landes, sondern fast ausschließlich mit der Erhaltung der Dynastie beschäftigten. Frankreich befinde sich in einer bedauernswerten Lage; in eine solche könnten nur Völker kommen, die von unfähigen Menschen regiert seien. Und als die Rechte nach alter Gewohnheit wieder einmal tobte, donnerte Gambetta den Gegnern zu: „Schweigen Sie; die einzige Haltung, die Ihnen zukommt, ist Schweigen und Gewissensbisse." Als hierauf der Abgeordnete Ferry den Minister fragte, ob Toul, diese hochwichtige, die Linie Straßburg-Paris sperrende Festung am Ende gar auch schon in den Händen der Deutschen sei, da hatte dieser keine andere Antwort auf die Frage, als: „Sie wüßten hierüber nichts!" — Bekanntlich fiel aber Toul, das, nachdem es fünf Tage später, am 19. August, von den Deutschen eingeschlossen und bombardiert worden war, sich ziemlich energisch verteidigte, erst am 23. September in die Hände der Belagerer. Von solchen untergeordneten Plätzen brauchte man doch in Paris keine Notiz zu nehmen, man hatte ja für Metz und Straßburg auch nur in der denkbar schlechtesten und erbärmlichsten Weise gesorgt, warum hätte man bei Toul eine Ausnahme machen sollen?

Wir kennen alle den einfachen schlichten deutschen Bericht über die Schlacht vom 14. August vor Metz, deren jetzt schon mit großer Wahrscheinlichkeit vorauszusehende Folgen dem Großen Hauptquartier klar waren; bereits war der Befehl erteilt, eine Eisenbahn von Remilly südlich an der Festung vorbeizubauen, eine Art nordamerikanische Prairiebahn, welche die besten Dienste leistete und der Festung es unmöglich machte, deutsche Proviantransporte und Zufuhren unter ihr Feuer zu nehmen. Und von dieser in ihren Folgen überaus wichtigen Schlacht erfuhren die Pariser, sowie das übrige Frankreich nur: „Unsere Armee beginnt auf das linke Moselufer zurückzugehen. Morgens hatten unsere Rekognoszierungspatrouillen die Anwesenheit eines feindlichen Corps nicht gemeldet, als aber die Hälfte der Armee über die Mosel gegangen war, griffen uns die Preußen mit beträchtlichen Streitkräften an. Sie wurden nach vierstündigem Kampfe mit großem Verluste zurückgeworfen." Das war nun zwar, wie man im gewöhnlichen Leben zu sagen pflegt, „gelogen wie gedruckt," aber es war die reinste Stümperei gegen die von der französischen Regierung „unter der Hand und mit Vorbehalt" verbreiteten Nachrichten, in deren Abfassung sich namentlich der Präfekt von Verdun auszeichnete. Der wußte, natürlich mit der nötigen großartigen Ausschmückung, über den Kampf vom 19. August zu melden, die

verdammten Preußen seien vollständig geschlagen worden und hätten nicht weniger als 40000 Mann verloren. „Amtlich," meinte Palikao in der Kammer zu Paris, „sei der Bericht allerdings nicht, aber er stamme aus ganz sicherer Quelle." — Freilich, sie lauteten auch gar zu lieblich, diese Nachrichten, als daß man sie nicht gierig verschlungen und gerne geglaubt hätte. — Daß ein schlichter Sous-Präfekt von militärischen Dingen nicht allzuviel versteht, darf uns nicht wundern, und so finden wir es auch begreiflich, wenngleich der Wahrheit keineswegs entsprechend, daß der Sous-Präfekt von Verdun am 16. August an die Regierung nach Paris meldete: „Keinerlei Nachricht von Metz. Gestern wurde den ganzen Tag Kanonendonner zwischen Metz und Verdun gehört. Eingetroffene Reisende berichten, daß seit der Frühe eine große Schlacht sich entwickelt habe. Die Preußen sollen in dem Kampfe am 14. mehr als 40000 Mann verloren haben. Gestern wurde den ganzen Morgen an der äußersten Grenze meines Arrondissements in einer Entfernung von 28 Kilometern von Verdun gekämpft und von den Franzosen ein glänzender Sieg erfochten. Prinz Albrecht von Preußen ist gefallen oder wenigstens so schwer verwundet, daß eine Amputation unbedingt nötig sein wird." Das mochte ein Trost für die Franzosen sein, denn der Ausdruck: „Die Preußen sollen 40000 Mann verloren haben," ließ es ja immer noch dahingestellt sein, ob dem auch wirklich so war, und so schloß der Herr Präfekt mit den Worten: „Es wurde gesehen, daß der Feind seinen Rückzug gegen Süden bewerkstelligt. Wir geben diese Nachrichten unter Reserve." Er that recht daran, die Nachricht unter Reserve zu geben, denn von einem „Rückzug" der Deutschen konnte auch nicht im entferntesten die Rede sein; gleichwohl behauptete auch Graf Palikao in der Sitzung des Gesetzgebenden Körpers auf Grund von der Gendarmerie ausgehender, jedoch nicht offizieller Telegramme, daß die Preußen sich nach drei oder vier aufeinander folgenden Gefechten nach Commercy zurückwendeten. „Die Preußen haben demnach eine Schlappe erlitten." Und von Brüssel wurde Ähnliches nach Paris gemeldet. — Jetzt wuchs der Großen Nation der Kamm. Der Gaulois wußte mit geheimnisvoller Miene zu verkünden, daß von Metz wichtige Depeschen im Kriegsministerium eintrafen, daß aber Bazaine deren Geheimhaltung empfehle. „Diese Depeschen," heißt es weiter, „sind geeignet, große Hoffnungen zu erwecken. Gerüchtweise verlautet, Prinz Friedrich Karl verlange einen Waffenstillstand, um die Toten zu beerdigen, aber Bazaine verweigerte denselben." Die Abendblätter behaupteten, Leboeufs Gemahlin sei eine Preußin, er selber verhaftet und nach Vincennes gebracht worden. Auch Graf Palikao behauptete in der Kammer, ein ganzes preußisches Kürassiercorps und zwar dasjenige des Herrn von Bismarck sei vernichtet worden. — Der „Constitutionel" log seinen Lesern vor: „Überall, wo die Preußen hinkommen, bemächtigen sie sich der Lebensmittel und des Viehs, der Pferde, der Wagen, der Fouragen, dabei nehmen sie noch alles Geld weg und verbrennen nachher die Dörfer. In allen Orten, wo sie bisher durchgekommen sind, sieht man nur noch Ruinen, und was die Kanonen und die Plünderung nicht zerstört haben, frißt das Feuer."

Diese Preußen, in allem hatten sie ihre Hände! 86 mit Dolchen und Revolvern bewaffnete Individuen griffen den Posten der Pompiers-Kaserne an, verwundeten zwei Pompiers und drei Stadtsergeanten schwer und töteten einen Stadtsergeanten. Die Unruhen wurden dank dem eifrigen Beistande der Bevölkerung unterdrückt. 50 Individuen wurden verhaftet. Die Bevölkerung wollte sie zusammenhauen. Man glaubt, daß die Unruhen von Preußen genährt sind. Ja wohl, „man glaubt." Glauben könnte man allerdings, das „amtliche französische Blatt" schreibe auch das ungereimteste Zeug in den Tag hinein, wüßte man nicht, daß in all dem Methode, wohldurchdachte Absicht lag. Eine derartige Lüge war so recht dazu angethan, den Zorn und die Wut der Pariser zu entflammen, und das war's, was man wollte, was man brauchte! Daß es auf Kosten der Wahrheit geschah, was verschlug's? — In der „Liberté" schrieb Herr von Girardin: „Dringen sie ein, die preußischen Banditen und Meuchelmörder, die unerbittlich waren gegen Frankreichs wehrlose Leichname, wohlan, dann laßt uns ohne Wahl zu allem greifen, was der Genius der Zerstörung zur Ehre des Todes erfunden hat. Unsere Paläste, unsere Häuser sollen sie unter ihrem Schutte begraben, unsere Katakomben sollen sich öffnen unter ihren verfluchten Leibern und sie verschlingen, Luft und Wasser sollen vergiftet sein, mag auch die Heimat leer und Frankreich eine Wüste werden. Tapfere Brüder aus den Vogesen, bewaffnet euch! Zu uns her, ihr Bewohner von Flandern, von Marseille, Lyon! Ihr Löwen der Bretagne und Normandie! Zu uns her ganz Frankreich! Wo seid ihr drei Millionen aus der Franche-Comté? Ihr seid zu Besançon! Auf zu Fuß nach Dijon, reißt das ganze Burgund mit euch! Ihr seid kräftig, wie die Eichen eurer Wälder! Ihr, die ihr Granit brecht, brecht fortan die Gebeine jener verruchten Banditen! Nehmt eure Doppelflinte mit, welche die Adler auf den höchsten Bergspitzen noch nie gefehlt, gilt es doch nur ekle Raben zu töten, und wenn die Gewehre schweigen, in der geheimnisvollen Stille der Nacht, im Feldlager, töten wir die Hunde mit dem Messer!"

Mit einer Hartnäckigkeit, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre, setzte Palikao vor dem Gesetzgebenden Körper sein Lügensystem fort: „Ich konstatiere hiemit," sagte er, „daß die Preußen, welche den Marschall Bazaine angegriffen haben, im Gegenteil in die Steinbrüche von Jaumont zurückgeworfen wurden." — Merkwürdigerweise aber ist von diesem Ereignisse deutscherseits nie etwas bekannt geworden, auch davon nicht, daß auf dem Schlachtfelde von Gravelotte über 40000 preußische Blessierte ohne Hilfe blieben. — Über die Kämpfe vor Metz wußte Graf Palikao zu erzählen: „Die Preußen haben darauf verzichtet, die Rückzugslinie unserer Armee zu durchbrechen und die Vereinigung unserer Armeen zu verhindern. Telegramme der Gendarmerie, die aber keine offiziellen sind, melden, daß die Preußen sich auf Commercy zurückziehen. Hieraus folgt, daß sie eine Schlappe erlitten haben müssen; die neue Armee," fuhr Palikao fort, „deren Oberbefehl ebenfalls dem Marschall Bazaine, dem alleinigen General en chef, anvertraut wurde, ist jetzt bereit, die Rheinarmee zu unterstützen." Infolge dieser Siege wehten am 19. August von vielen Häusern Flaggen; die ganze Nacht wurde mit Jubeldemonstrationen ausgefüllt. Das Gerücht, daß Prinz Albrecht von Preußen in der Schlacht gefallen sei, erhielt sich hartnäckig, die Pariser hätten tausend Eide darauf geschworen, daß dem wirklich so sei. Zuletzt war es aber der Regierung doch selbst nicht mehr ganz wohl bei ihren ewigen Lügennachrichten, sie entschloß sich, so etwas wie die Möglichkeit eines Mißerfolgs durchschimmern zu lassen, deshalb mußte das Journal officiel, statt klar heraus zu sagen: „Bazaine ist geschlagen," schreiben: „Da die Regierung wegen Unterbrechung der telegraphischen Verbindung noch keine Depesche von der Rheinarmee erhalten hat, so hat sie Grund, zu meinen, daß der Plan des Marschalls Bazaine noch nicht zum Ziele geführt hat." Und doch wußte die Regierung, als sie dies schreiben ließ, ganz genau, wie verzweifelt es um Bazaine und seine Armee stand, daß er geschlagen, gründlich geschlagen, und außerstande war, Metz zu verlassen, um sich mit Mac Mahon zu vereinigen. Angesichts dieser Lage forderte Gambetta ganz mit Recht im Gesetzgebenden Körper, daß das System des Verschweigens aufhöre, das Land müsse den Ernst der Situation wissen, — er selbst hat es aber später noch viel bunter und toller getrieben. Auf eine weitere Frage Gambettas erwiderte der Minister Chevreau: „Bazaine sei zu beschäftigt und habe keinen Bericht geschickt." Im Senat verkündete Busson, Präsident des Staatsrats, von Bazaine sei keine direkte Depesche angelangt, eingetroffene Nachrichten bestätigten jedoch, daß die Lage der Armee eine ausgezeichnete sei, und bemerkte des weiteren, der Marsch des Feindes auf Paris scheine eine Verzögerung zu erleiden. Dieser Ansicht huldigte jedoch Jules Simon allem nach durchaus nicht, denn er warf die Frage auf, ob das Kabinett, in der traurigen Voraussicht einer Belagerung, die nötigen Maßregeln für die Ernährung von Paris getroffen habe? Duvernois, der Ackerbauminister, half sich mit der oberflächlichen Versicherung, die allerumfassendsten und wirksamsten Maßregeln seien getroffen; nötigenfalls, fügte er hinzu, würde man auch die unnützen Mäuler entfernen. Das wäre natürlich aber nur eine halbe Maßregel gewesen, man konstituierte daher in Paris eine eigene Jagdgesellschaft, welche die „Preußen" als Wild aufs Korn nehmen sollte. Die Gesellschaft hatte sogar Statuten, denen zufolge es zwei Kategorien von Mitgliedern gab: aktive, kämpfende und passive, welche für die ersteren die Kosten zahlten. Wer 14 Preußen über den Haufen schoß, wurde Ehrenmitglied, wer 20 Preußen ins Jenseits beförderte, wurde unentgeltlich aufgenommen." Nun ja, man mußte sehen, wie man sich der Deutschen erwehrte, denn nicht umsonst hatte ein halb-

amtliches französisches Blatt, der „Public," geschrieben: „Wir kämpfen mit wilden Bulldoggen. Wo sie durchziehen, verheeren sie, wo sie sind, legen sie Feuer an, wo sie hinkommen, morden sie. Sie metzeln die Verwundeten nieder, stecken die Ambulanzen in Brand, sie töten die Kinder, schänden die Frauen, morden die Greise und zünden die Häuser an. Wölfe und Füchse, Tiger und Hyänen, mästen sie sich in unserem Blute!" Es ist geradezu toll, was die pariser Blätter schrieben und schreiben durften, ohne dem Fluche der Lächerlichkeit zu verfallen. Der „Figaro" z. B. begrüßte die 400000 Mann deutsche Truppen „lächelnd als Beute unserer Raubvögel und Dünger unserer Felder," kein einziger deutscher Soldat würde über den Rhein zurückkehren. Ein andermal schrieb ein offenbar um Stoff verlegenes Blatt: „Um die Lücken, welche unsere Waffen in ihren Reihen gemacht haben, auszufüllen, haben mehrere ihrer höheren Offiziere unsere Gefangenen mit den den Toten ausgezogenen Kleidern als Preußen bekleiden lassen, haben sie dann in die erste Reihe gestellt, und zwingen sie, gegen uns zu marschieren. Einem dieser Gefangenen ist es gelungen, zu entkommen, er kam vorgestern nach Boulay und erzählte die Geschichte. Die Preußen raffen außerdem alle jungen kriegstüchtigen Leute auf, die sie in unseren Städten finden und schicken sie nach Preußen, um Rekruten daraus zu machen. „Aber das alles werden die Preußen mit Zinsen zurückzuzahlen haben," schließt der wahrheitsliebende Bericht, „und der Zinsfuß ist bekanntlich zur Zeit sehr hoch."

Am 27. August wünschte in der Kammer der Abgeordnete Arago zu wissen, wo sich eigentlich die Armeen der Marschälle Bazaine und Mac Mahon befänden? Diese Neugier war verzeihlich und begreiflich, aber Graf Palikao erwiderte ganz geheimnisvoll: „Ich kann nichts sagen, und wenn irgend ein Offizier sagte, was Sie von mir zu wissen verlangen, so würde ich denselben noch heute Abend erschießen lassen." Die Kammer gab sich mit dieser Antwort zufrieden, sie verdiente allerdings auch nichts Besseres. Inzwischen amüsierten sich Mac Mahons geschlagene Truppen im Lager von Châlons aufs beste. „Der Anblick des Lagers ist im höchsten Grade merkwürdig," schrieb eine große englische Zeitung, „Truppen rücken ein, Truppen rücken aus, Munitionswagen rasseln durch die Straßen, Karren, Kanonen, Esel, Pferde, Mannschaften, Frachtfuhrwerke, Transporte mit Verwundeten und versprengte Ausreißer in großer Zahl; alles das zusammen, untermischt mit einem lärmenden Geschrei, von welchem die Lieder übertönt werden, die man allenthalben hört, erzeugt ein unaufhörliches, gewaltiges Getöse ohne Ruhepause. Ungeachtet dieser Zeichen jedoch, die unverkennbar die Zuckungen einer hart getroffenen Nation bekunden, ist der Ort voll von pariser Freudenmädchen, und die Café Chantants halten eine reiche Ernte, wie nie zuvor." — Wußten die Abgeordneten des Volkes nicht, sich würdig zu benehmen, wie wir gesehen haben, so durfte man es der Menge auch nicht übel nehmen, wenn sie Dummheit auf Dummheit häufte. „Die Ausrottung der Deutschen," das war nun einmal das Schlagwort bei allen Franzosen geworden, in diesem Zeichen mußten sie siegen. Der „heilige Krieg" wurde in den Blättern gepredigt, „für unsern Herd, für unsere Götter gilt es zu kämpfen," wurde dem Volke vorgepredigt, „im Namen der beleidigten Menschheit" forderte man Rache, die an dieser „vandalischen Horde," an diesen erbärmlichen „Mordbrennern von Forbach" genommen werden mußte. — An Verrücktheit, vollständige Verrücktheit aber grenzte ein Artikel des „Gaulois", in welchem es anläßlich der Thatsache, daß das kgl. Hauptquartier Varennes passiert hatte, hieß: „Varennes. Es ist das Gerücht verbreitet, daß der König von Preußen wahnsinnig geworden sei. Der König soll von Varennes auf Berlin dirigiert worden sein. Nichts autorisiert uns, diese Nachricht für unrichtig zu erklären oder sie zu bestätigen, aber es giebt eine Thatsache, die wir unmöglich übergehen können: Es ist dies die Wahl der Stadt, wo der König sein Hauptquartier aufgeschlagen hat. Varennes! Furchtbares Vorzeichen: dies ist der Ort, wo man die Könige festnimmt." Ludwig XVI. hatte bekanntlich in Varennes dieses Schicksal erlitten, weil er zu feig oder zu unfähig zum Handeln gewesen war. — Als der Kanonendonner von Stonne, Nouart und vor allem von Beaumont bereits deutlich genug davon gesprochen, wie es um das Kaiserreich stand, schrieb eines seiner Lakaienblätter, die Patrie, noch: „Wir erhalten über Belgien preußische Depeschen, Telegramme des Königs an die Königin Augusta, Mitteilungen, von Manteuffel unterzeichnet, welche den Sieg am 30. und 31. August und am 1. September der preußischen Armee zuschreiben. Wohlan, alle diese Depeschen beunruhigen uns durchaus nicht. Wir glauben nicht daran. Wir glauben nicht daran, weil seit dem Beginn des Krieges der König von Preußen, seine Verwandten und seine Generale, sich auf dem Papier stets den Gewinn der Schlachten zugeschrieben haben, in denen sie thatsächlich Terrain verloren hatten. König Wilhelm und seine Heerführer haben in der Vergangenheit immer gelogen, deshalb können sie gegenwärtig nicht anders, denn als Lügner betrachtet werden, und wir sind wahrhaftig nicht thöricht genug, ihren leeren Erklärungen Glauben zu schenken. Wir bleiben dabei, daß wir am 31. August und 1. September die Schlacht gewonnen haben." Leider hatte, als die Leser das Blatt, welches dies schrieb, in die Hände bekamen, Napoleon bereits seinen Degen in die Hände des Königs von Preußen niedergelegt. Nach dieses Blattes und des Generals Déjeans, des stellvertretenden Kriegsministers, Meinung, war für Paris absolut nichts zu befürchten, er zählte der Kaiserin alle getroffenen Maßregeln und sämtliche zur Verteidigung von Paris und zur Ausfüllung der großen Lücken in der Armee getroffenen oder wenigstens in Aussicht genommenen Vorkehrungen auf. Die Forts und die Enceinte (Ringmauer) von Paris waren nach General Déjeans Darstellung schon in allerkürzester Frist im besten Verteidigungsstande, 150000, den verschiedenen Waffengattungen entnommene Soldaten würde man sofort zur Ergänzung der Lücken in der Armee verwenden können, dazu kamen dann noch des weiteren, neben der Altersklasse von 1869, die Mobilgarde, die seßhafte Nationalgarde und die Franktireurs, was alles an die zwei Millionen Streiter ergab, denen es, immer nach General Déjeans Aussage, keineswegs an Gewehren fehlte, von welchen allerdings noch eine Reserve von einer Million Stück notwendig war. — Die Abgeordneten der Linken, welche noch kurz zuvor in der Kammer mannhaft der Regierung die Mittel zum Krieg verweigert hatten, forderten jetzt selbst die unverweilte Bewaffnung aller Bürger von Paris, ein aus Redaktionsmitgliedern der Oppositionsblätter gebildetes Comité verlangte die Bewaffnung aller französischen Bürger, lauter Wasser auf die Mühle der Minister und der von ihnen beratenen Kaiserin, welche nicht säumten, in einem energischen Appell an die Nation zur Verteidigung des Nationalterritoriums aufzufordern. Auch in den Departements erschollen die Rufe nach Waffen, alles wollte kämpfen, alles die Preußen verjagen, die immer frecher wurden; schon war ein deutscher Spion, natürlich ein preußischer Offizier, verhaftet worden, bei dem man ein Telegramm folgenden Inhalts fand: „Mut, Paris erhebt sich, die französische Armee wird zwischen zwei Feuern gefaßt werden." Also den Bürgerkrieg sogar zettelten diese verdammten Deutschen durch ihre Spione an; war's ein Wunder, daß man den elenden Burschen, der Frankreich zwischen zwei Feuer genommen wissen wollte, ohne alles weitere ins französische Hauptquartier schickte, wo er sicher sein konnte, den Lohn seiner schwarzen Thaten zu empfangen.

Es wäre jammerschade, wollten wir all diesen Augustschwindel nicht mit der Proklamation General von Wimpffens beschließen, die er, auf der Fahrt von Algier zur Armee begriffen, am 27. August an seine Landsleute in Soissons erließ, derselbe Mann, der eine Woche später die Kapitulation von Sedan unterzeichnen mußte. Diese Proklamation lautete: „Mitbürger! Meine Brüder! Von dem Donner des Krieges aus den Wüsten Afrikas aufgeschreckt, eile ich herbei auf den Schwingen kriegerischer Ungeduld. Ich bin da wie der Blitz. Schon küsse ich die Muttererde und schwöre, sie mit meinem Herzblut vom befleckenden Fußtritt fremder Eroberer rein zu waschen. Söhne derselben Mutter, deren Schoß mich gebar, Männer von Soissons, seid meiner, ich werde eurer würdig sein. Seid Franzosen, seid moderne Römer! Die Trikolore vereint in sich die Lilien der Bourbonen, jene Embleme der alten Chevalerie, die blutige Röte der aufgehenden Freiheitssonne, und das teure Veilchenblau des kleinen Korporals, unseres unsterblichen Cäsars. Begießet die Lilien und Veilchen mit eurem Herzblut! Möge die Begeisterung, welche eure Herzen und Wangen entflammt, die vorübergehenden Flecken tilgen, welche der vom Nordpol sich ergießende Eisstrom hunnischer Barbaren darauf gespritzt hat. „En avant, mes braves, en avant!" Wenige Tage darauf war der Held, der Frankreich retten, die Bayern in die Maas werfen, und wer weiß was alles sonst noch ausführen wollte, mit 80000 Mann gefangen, das Kaiserreich zusammengebrochen.

Wo man hinsehen mag, Schwindel, Lügen, Aufschneidereien! — Die Schlacht von Sedan und die ihr folgenden Ereignisse ließen die Lügen der französischen Blätter für einige Zeit verstummen. Der Schlag hatte doch allzuschwer getroffen! Wo die Thatsachen so klar vor aller Augen lagen, war mit Lügen und Schwindeleien nichts mehr auszurichten. Man warf sich inzwischen auf die Preußenjagd, zu welcher der „Figaro" tagtäglich aufforderte. Daneben wußte man fortdauernd von Siegen zu erzählen, die Bazaine erfochten haben sollte; Bestimmtes erfuhr man nicht, nur der Kriegsminister wußte zu melden, daß zehntausend Preußen Verdun angegriffen hätten, aber mit Verlust von der Nationalgarde zurückgeworfen worden seien. Und als ob's nicht genug gewesen wäre an dem Trubel und der Verwirrung, die schon in ganz Frankreich herrschten, ließ sich der Figaro aus Newyork telegraphieren, „daß aus verschiedenen Unionshäfen zwanzig Schiffe sehr starken Tonnengehalts und außerordentlich gut armiert, ausgelaufen seien, die eine Verstärkung der deutschen Kriegsmarine bilden sollten. Die Absicht dieser Flotte sei, die französischen offenen Seestädte zu plündern."

Am 2. September erfuhren die Pariser und Frankreich: „Über die gestrige Schlacht von Sedan ist noch nichts Genaues bekannt; allgemein aber wird sie als für die französische Armee günstig betrachtet. Nach einem Telegramm aus Arlon vom Donnerstag Abend, ist die Stellung Mac Mahons eine gute. Die Festungen, auf die er sich stützt, können 300 000 Preußen beschäftigen. (Man denke; das kleine Sedan und das noch kleinere Mézières!) Die Lage Bazaines ist gleichfalls eine gute; es fehlt ihm weder an Lebensmitteln noch an Munition, und er kann zu jeder Zeit ausbrechen." — In der Kammer bequemte sich Palikao, wenigstens einiges kund zu thun. „Schwere Ereignisse haben sich erfüllt," sagte er, „sie sind nicht offiziell bekannt, doch sollen sie wahr sein. Die Schlacht zwischen Mézières und Sedan war abwechselnd bald für uns, bald für den Feind erfolgreich. Zuerst wurden die Preußen über die Maas geworfen, dann wurden wir gezwungen, uns vor der Übermacht zurückzuziehen (in die Kriegsgefangenschaft)! Das Ergebnis dieser Schlacht ist, daß die gegenwärtige Lage es für einige Zeit nicht erlaubt, die Verbindung Bazaines und Mac Mahons zu bewerkstelligen." Dies war das Letzte, was von seiten der kaiserlichen Regierung im Vertuschen und Lügen geleistet wurde; sie wurde von der empörten Volksmenge fortgefegt, die Republik erklärt. — Wer aber der Ansicht huldigte, mit der Republik, als dem Gegensatz zu dem verlotterten lügenhaften Kaiserreich, werde nunmehr die Wahrheit wieder zu Ehren gelangen, der gab sich einer schweren Täuschung hin. — Die „Gazette de Nimes" war unter den vielen französischen Zeitungen eine der wenigen, welche es wagte, ihren Landsleuten einen Spiegel vorzuhalten, in welchem sie sehen konnten, wie vielen und schweren Illusionen sie sich schon seit Beginn des Krieges hingegeben. Sie schrieb: „Gleich die erste war die Illusion von dem Spaziergang nach Berlin. Hätte man es mit dem kleinen Monaco oder dem Operetten-Fürstentum der Großherzogin von Gerolstein zu thun gehabt, man hätte nicht gemütlicher und sorgloser zu Werke gehen können. Wehe dem, der gefragt hätte: „Ist aber auch alles sorgfältig vorbereitet für ein so wichtiges Unternehmen, wie dasjenige, Deutschland zu bekriegen?" Er hätte sich segnen können, wenn man ihn nur der Polizei zur Aburteilung überliefert und ihm kein schlimmeres Los bereitet hätte! An seinen Illusionen hielt man fest, zäh und unerschütterlich, nachdem bereits Weißenburg, Wörth und Spichern geschlagen, und Mac Mahons Feldherrntalent mindestens sehr in Frage gestellt worden war. Kein Mensch wußte, was die nächsten Tage bringen würden, aber man glaubte immer noch an die Unbesiegbarkeit der französischen Waffen, man gab sich Illusionen hin, bis der Donnerschlag von Sedan die ganze erträumte und erhoffte Herrlichkeit übereinanderpurzeln und wie in einer Theaterversenkung verschwinden ließ. Und trotzdem, wie wir mehr als zur Genüge wissen, Illusionen, immer und immer wieder Illusionen, Einbildungen, Wahnvorstellungen! Jeder überbietet den andern im Lügen und Erfinden wahnsinniger Nachrichten, sogar von einer rumänischen Legion, die zu Hilfe ziehe, wurde gefaselt; es fehlte nur noch ein bis jetzt unbekannter sechster Weltteil, der seine Armeen Frankreich zu Hilfe schickte, oder ein halbes Tausend Bataillone, die vom Mond im direkten Anzug gegen die verdammten Preußen wären; Illusionen nichts als Illusionen!" Die Welt will betrogen sein, sagt man; daß es die Franzosen sein wollten, darüber kann wohl kaum mehr ein Zweifel obwalten. Konnte doch sogar eine neue „Jungfrau von Orleans" auftauchen, die aber sehr rasch wieder verschwand, ohne die Deutschen vertrieben und ohne ihres Herzens Reinheit verloren, aber auch ohne das Schicksal ihrer berühmten Vorgängerin erlitten zu haben, die in Rouen als böse Hexe und Zauberin verbrannt wurde.

Noch aber gab sich Frankreich nicht für besiegt, ja das Journal de Havre war so siegesfroh und gewiß, als man es nur überhaupt sein konnte und sein ganzer Jammer war der, man könnte französischerseits auf die Friedensvermittlungen Englands eingehen. „Alle Potentaten," schrieb es, „haben mit dem Scheusal Bonaparte kokettiert; selbst die Königin Viktoria verschmähte es nicht, ihre weiße Hand in die blutbefleckte des Ungeheuers zu legen. Sie alle meinen es gleich schlecht mit Frankreich, am schlechtesten aber England. Diese Engländer merken, daß es, seitdem der Löwe „Republik" erwacht ist, mit den Deutschen auf die Neige geht. Da kommen sie denn mit ihrer Vermittlung herbei, nicht aus Freundschaft für Frankreich, — bei Leibe nicht, sondern lediglich, um ihre lieben Freunde, die Preußen, der unausbleiblichen Züchtigung zu entziehen. Diesen Verrätern ein Ohr zu leihen, wäre selbst Verrat. Man lasse sie schwatzen und verliere keinen Augenblick, die frechen deutschen Eindringlinge von dem heiligen Boden Frankreichs hinweg zu kehren. Die gleiche Verachtung, beziehungsweise Wut, wie sie sich gegen die fremden Monarchen kehrt, gebührt auch den Generalen und Admiralen Napoleons. Und le Petit Journal, die verbreitetste französische Zeitung, schrieb damals: „Wir werden aus allem Waffen machen, alles töten; wir werden morden, würgen, aus den Fenstern und Kellerlöchern schießen. Wenn wir kein Gewehr haben, nehmen wir Mistgabeln, Säbel und Piken, einerlei was, es handelt sich nur darum, zu töten. Die Frauen werden statt des Verbandzeugs Pflastersteine zur Hand nehmen und auf die Eindringlinge niederschleudern. Auch sie müssen Krieg führen, ihre Scheren müssen zu Mordwerkzeugen dienen; statt der Kugeln mögen sie Vitriol und siedendes Öl auf die Feinde schütten. Das ist der wahre Krieg, den wir verlangen und den wir segnen! Frankreich, das durch diese abscheuliche Invasion entehrt ist, muß in dem Blute germanischer Fürsten eine neue Jungfräulichkeit finden!" In seiner nächsten Nummer konnte das Blatt bereits als ganz bestimmt mitteilen, der Friede stehe bevor, denn der Kaiser von Rußland habe dem König von Preußen geschrieben: „Mein lieber Oheim! Ich wünsche den Frieden. Dreimalhunderttausend Mann meiner Armee erwarten Ihre Antwort an den Ufern der Weichsel." Und als wär's an solchem haarsträubenden Blödsinn nicht genug, ließ auch noch das Komitee der nationalen Verteidigung dem König von Preußen den Befehl zugehen, binnen 48 Stunden das Gebiet der Republik zu räumen! Leider fand der König von Preußen erst am 15. März 1871 die nötige Zeit, diesem Befehle nachzukommen, auch da that er es nur als — deutscher Kaiser und nachdem er die Schreihälse in Paris gedemütigt zu seinen Füßen gesehen hatte. — Zu den köstlichsten Blüten politischen Blödsinns aber gehört, was ein Franzose für Bedingungen aufstellte, unter welchen nach Sedan allenfalls Frieden hätte geschlossen werden können. „Allerdings," sagte der biedere Franzose, „wird niemand in Abrede stellen, daß Preußen von Frankreich herausgefordert worden ist, und daß es für seine Menschenverluste und seine ungeheuren Kriegskosten als Sieger eine Entschädigung zu fordern berechtigt ist. Es wäre also gerade die Sache der Diplomatie, ein Mittel ausfindig zu machen, das Preußen gewisse Entschädigungen zusicherte, welche von der republikanischen Regierung Frankreichs angenommen werden könnten. Vielleicht könnte man sich über eine pekuniäre Entschädigung einigen, und es wäre vielleicht, wie manche hierzulande jetzt schon andeuten, ganz zweckmäßig, wenn man die Imperialisten, welche die Mitschuldigen der seitherigen fluchwürdigen Wirtschaft gewesen, zur Haftbarkeit für das angerichtete Unheil herbeizöge. Ebenso gerecht wäre es, auch die Landbevölkerung der nicht vom Kriege betroffen Departements zahlen zu lassen. Die Leute, welche durch ihre Wahlen und durch ihr ewiges Jasagen das Kaiserreich allein aufrecht erhalten haben, mögen nun auch die Rechnung liquidieren helfen, welche der Bauernkaiser der Nation unbezahlt hinterläßt. Was nun diejenigen, die zu ihrem eigenen Vorteil das System ausgebeutet und das Land ausgesogen haben, was namentlich die Senatoren und Mamelucken der

Kammer betrifft, welche förmlich den Krieg angezettelt haben, so würde wohl alle Welt es als einen Akt der Gerechtigkeit ansehen, daß sie mit ihrem gesamten Besitztum in Mitleidenschaft gezogen würden. Doch gehört dies alles in das Reich der schönen Träume; Preußen will Elsaß und Lothringen, und vielleicht giebt in seiner Unbedachtsamkeit Europa dazu seine Zustimmung, und dann wird wohl später — leider ein gar zu trauriger Trost — Preußen uns für alle unsere Demütigungen an und in Deutschland rächen." — Was sich dieser Mensch dabei wohl gedacht haben mag? — Aber es ist bezeichnend für die Franzosen, die auch nach dem furchtbaren Schlage von Sedan noch nicht zur Einsicht kommen konnten und wollten, sich vielmehr unter der Republik und von dem großen Diktator ebenso und noch mehr belügen ließen, als dies das Kaiserreich in dem kurzen Zeitraum von nicht zwei Monaten, vom 4. Juli bis zum 4. September, in der allerergiebigsten Weise gethan hatte.

Die kurze Frist, welche den Parisern zwischen der Kapitulation von Sedan und der Einschließung von Paris verblieb, nützten sie gründlich dazu aus, ihrer Wut über die beständigen Niederlagen, welche sie betroffen, Luft zu machen, und sie thaten dies in einer Art und Weise, daß man hätte glauben können, sämtlichen Franzosen sei der Verstand vollständig abhanden gekommen. Sonst hätte nicht der Gaulois anfangs September schreiben können: „Man erzählt, daß gestern nachmittag mehrere Erdarbeiter, welche an den Befestigungen bei Montrouge beschäftigt waren, in eine solche Wut über die Äußerungen eines Deutschen gerieten, der sich unter sie gemischt hatte, daß sie ihn mit ihren Schaufeln und Hacken totschlugen. Vielleicht war dies als Justizverfahren etwas summarisch, allein hoffentlich wird die Lektion von Nutzen sein." Also einen brutalen Mord nannten gebildete Leute, — zu solchen muß man ja wohl Redakteure zählen, — ein etwas summarisches Justizverfahren und eine nützliche Lektion! Und in der Liberté war die schändliche, heillose Lüge zu lesen: „Die Preußen haben bei Wörth einer französischen Marketenderin beide Hände abgeschnitten und in Sulz vier barmherzige Schwestern erschossen." Das war nun doch das Tollste, was der Strohkopf eines Redakteurs aushecken konnte.

Victor Hugo war redlich bemüht, alle seine bisherigen Leistungen mit folgendem in den Schatten zu stellen: „Wir haben Deutschland brüderlich gewarnt. Deutschland setzt trotzdem seinen Marsch auf Paris fort. Es steht vor den Thoren ... Läutet Sturm! Sturm! Aus jedem Hause komme ein Soldat. Das Faubourg werde Regiment, die Stadt Armee! Der Preußen sind 80 000, ihr seid vierzig Millionen. Erhebt euch! Lille, Nantes, Tours, Bourges, Orleans, Colmar, Toulouse, Bayonne, gürtet eure Lenden, vorwärts! Lyon, nimm deine Flinte, Bordeaux nimm deinen Karabiner, Rouen, zieh deinen Degen, und du, Marseille, singe dein Lied und werde schrecklich! Städte, Städte, Städte, macht Wälder von Piken, verdichtet eure Bajonette, bespannt eure Kanonen, und du, Dorf, nimm deine Mistgabel. Es ist kein Pulver, keine Munition, keine Artillerie da? Irrtum! Alles ist da! Und hatten die Schweizerbauern nicht ihre Beile, die polnischen Bauern ihre Sensen, die bretagnischen ihre Stäbe? Und alles verschwand vor ihnen!.... Wälzt die Felsblöcke, häuft die Pflastersteine, verwandelt die Pflugscharen in Beile, die Furchen in Gräben, kämpft mit allem, was euch in die Hände fällt; nehmt die Steine unserer heiligen Erde, steinigt die Eindringlinge mit den Gebeinen unserer Mutter Frankreich! O Bürger! In den Kieseln der Straßen ist, was ihr ihnen in das Gesicht schmeißt, das Vaterland. Werde jeder Mann ein Camille Desmoulins; jedes Weib eine Theroigne, jeder Jüngling ein Barra. Macht's wie Bonbonnel, der Pantherjäger, der mit seinen fünfzehn Mann zwanzig Preußen erschlug und ihrer dreißig gefangen nahm. O daß die Städte den Feind verschlingen, die Wohnungen ihre Möbel, die Dächer ihre Ziegel werfen, daß die Gräber schreien, daß hinter jeder Mauer man das Volk und Gott fühlt, daß überall Flammen aus der Erde brechen, daß jeder Dornstrauch, jedes Gebüsch brenne! Reckt sie, zerschmettert sie! Fangt die Convois auf, zerstört die Brücken, grabt die Straßen ab, reißt den Boden auf, damit Frankreich der Abgrund unter den Preußen werde. O Volk, du bist in die Höhle gedrängt. Entfalte deine unerwartete Statur, zeige der Welt das furchtbare Wunder deines Erwachens. Der Löwe von 1792 sträube seine Mähne, auf daß man bei ihrem Schütteln den ganzen Schwarm der zweiköpfigen Geier davoneilen sehe. Krieg Tag und Nacht, Krieg in den Bergen, Ebenen, Wäldern! Auf, auf! Kein Waffenstillstand! Keine Ruhe! Kein Schlaf! Franzosen, ihr werdet euch der allgemeinen Sache weihen, denn Frankreich muß groß sein, auf daß die Erde befreit werde. Nicht soll so viel Blut fließen, nicht sollen so viele Gebeine bleichen, ohne daß aus ihnen die Freiheit erstehe. Alle die berühmten Schatten: Leonidas, Brutus, Arminius, Dante, Rienzi, Washington, Danton, Riego und Manin umschweben euch stolz und lächelnd. Es ist Zeit, der Welt zu zeigen, daß es eine Tugend, eine Pflicht, ein Vaterland giebt. Und ihr werdet nicht wanken, werdet bis zum Ziele gehen, und die Welt wird durch euch erfahren, daß, wenn die Diplomatie feig ist, der Bürger tapfer ist, daß, wenn es Könige giebt, es auch Völker giebt, daß wenn der monarchische Kontinent sich verdunkelt, die Republik aufstrahlt und daß, wenn es im Augenblick kein Europa giebt, es immer noch ein Frankreich giebt! Victor Hugo."

Neben diesem hochtrabenden Appell an die Franzosen, mag sich auch zur Erheiterung der Leser, ein praktischer Vorschlag aus jener Zeit präsentieren. Ein „alter Artillerist" schlug vor: „Jeder Bürger soll eine Anzahl leerer Weinflaschen nehmen und mit einem Überzuge von Pech und gehacktem Eisen und Nägeln versehen. Schließlich sollen diese Flaschen mit Pulver gefüllt und mit einer langsam brennenden Lunte im Halse verstopft und dann verkorkt und aufbewahrt werden, bis die preußischen Barbaren einziehen, denen man sie dann von den Hausdächern auf die Köpfe schleudert. — Auf wie vielerlei, teilweise nicht ganz besonders appetitliche Weise die Deutschen vor Paris aus der Welt befördert zu werden Aussicht hatten, das möge uns ein Katalog sagen, den der „Peuple francais" veröffentlichte. Da war einmal Nro. 1. Die Mitrailleuse Montigny, die im Gegensatz zur Meudoner Mitrailleuse, die es nur auf 155 Kugeln brachte, in der Minute 481 Kugeln ausstreute. Nro. 2. Die Mitrailleuse Durand. Hut ab! Die warf in der Minute auf eine Entfernung von 400 Metern 3 600 Kugeln. Dann gab es Bomben, eine zu 1000 Personen, so viele konnte nämlich solch ein Geschoß unschädlich machen; aus Luftballons konnte man Bomben schleudern, welche die Wagenparks, Magazine und sonstige Einrichtungen des Gegners vernichteten; es gab auch Stinkbomben, wer nicht von den Splittern derselben getroffen wurde, den brachte ihr scheußlicher Gestank um. Auf fünf Kilometer Entfernung konnte man in aller Gemütlichkeit ein ganzes Armeecorps anzünden, daß jeder einzelne Mann lichterloh brannte. Dann gab es auch noch griechisches Feuer, aber das hat's auch schon in früheren Zeiten gegeben, allerdings war das Rezept dazu viele, viele Jahre lang verloren gewesen, und man weiß heute noch nicht, ob es genau das alte griechische Feuer ist? Soviel aber steht fest, löschen kann man es nicht. Von all den verschiedenen Torpedos, Kugelschachteln, Giftgeschossen und sonstigem Teufelszeug können wir füglich schweigen. — Die Liberté rang mit dem Gaulois um die Palme der Verrücktheit und tischte ihren Lesern folgenden Blödsinn auf: „Im Augenblick, wo wir zur Presse gehen, steht der Schwarzwald, dieser so furchtbare Bundesgenosse der deutschen Invasion, vielleicht schon in Flammen und wird, wie wir hoffen, ganz niedergebrannt werden. Unsere Freicorps haben die Mission, ihn in Brand zu stecken und man hat schon vor drei Tagen ihre so unerwartete Gegenwart auf badischem Gebiet gemeldet. Jeder dieser früheren Freiwilligen ist zu diesem Zwecke mit zwei Flaschen Petroleum versehen." Was soll man zu solchen Dingen sagen? Ihrer Dummheit die Krone aufzusetzen, predigte die Liberté in einer ihrer nächsten Nummern sodann folgendes: „Es giebt im „Jardin des Plantes" unnütze Esser, welche während einer Belagerung sehr schwer zu ernähren sein würden. Die Verwaltung könnte sich diese sehr nutzbar machen und zwar in folgender Weise: Sowie die Annäherung des Feindes signalisiert wird, läßt die Verwaltung die Tiger und Löwen in die von ihren Bewohnern verlassenen Gehöfte bringen. Wenn dann die Preußen in die Bannmeile kommen und plündern und stehlen wollen, dann stoßen sie auf diese ausgehungerten Tiere, die man ja vorher zur Vermehrung ihres Zornes durch als Ulanen verkleidete Wärter peitschen lassen könnte. Dieses Mittel würde der Armee „unseres Fritz" einen solchen Schreck einjagen, daß sie ihren Marsch um einige Tage verzögerte." Recht hübsch, nur ein bißchen arg dumm; der Figaro war praktischer, er verlangte schlechtweg, man solle doch endlich einmal mit allen noch in Paris befindlichen Deutschen kurzen Prozeß machen, sie auf einen Haufen zusammentreiben und dann niedermetzeln. Vollständig genügte dem Figaro dieser

nette Vorschlag aber doch nicht. Ein paar Tage später schrieb er: „Eine gute Idee! Unsere Schmuggler und Wilddiebe sollen, wie man sagt, ein sicheres Auge und eine feste Hand haben, warum bildet man aus ihnen keine Truppe? Eine kleine Prämie auf jeden Preußen wäre unserer Ansicht nach gut angewandtes Geld!" — Aus der Provinz kamen auch etliche fette Enten angeflogen; so wurde aus Straßburg, welches sich damals noch hielt, gemeldet: „Bei einem der zahlreichen Ausfälle, welche unsere Garnison machte, wurden 8—10 000 Mann getötet, mehrere Kanonen erbeutet, und eines Tags feindliche Truppen, welche auf Pontons zwischen die Porte Juif und Porte Austerlitz gelangten, beim Passieren der Porte Pêcheur bis auf den letzten Mann durch Kartätschen niedergeschossen." — Von Pfalzburg wußte die Regierung zu vermelden: „Pfalzburg fährt fort, sich heldenmütig zu verteidigen. Zwei versuchte Sturmangriffe wurden abgewiesen. Die Preußen verloren bei dem ersten Angriff 500, bei dem zweiten 1000 Mann." Diese Lüge mußte sich jedem sofort als eine solche erweisen, denn wem könnte es einfallen, Pfalzburg mit Sturm nehmen zu wollen, und was die 1500 Mann Verluste anbelangt, so ist zu bemerken, daß man deutscherseits während der ganzen Einschließung von Pfalzburg bis zu dessen Kapitulation, also vom 12. August bis zum 14. September, 52 Mann verloren hatte, darunter drei Offiziere verwundet; tot blieben acht Mann, vermißt wurden fünf. — Der Abgeordnete des Ober-Rheins, Namens Keller, seinem Auftreten nach zu schließen, ein braver, frommer, gottesfürchtiger Mann, predigte in der „Union" den heiligen Krieg und entblödete sich nicht, jeden auf die Deutschen meuchlings abgegebenen Schuß ein „gutes Werk" zu nennen. Zum Schluß bot sich der Herr an, Nachfolger eines Schinderhannes und Rinaldini zu werden und sich als Bandenführer aufzuthun. Ob er „in die Berge gegangen" und Deutschenköpfe abgeschnitten hat, vermögen wir leider nicht zu sagen, wir wollen aber annehmen, es sei beim guten Willen geblieben. — Es war geradezu ein Jammer und ein Elend, wie furchtbar unwissend die französischen Offiziere in ihrer Mehrzahl waren. Immer noch träumten sie von Siegen. Gebietsabtretung gab's einfach nicht, die Deutschen mußten froh sein, wenn man sie wieder zum Loch hinausließ, in das hereinzukommen sie dumm genug gewesen waren, und wenn man sie nicht dazu anhielt, allen Schaden, den die täppischen Menschen im schönen Frankreich angerichtet hatten, Pfennig um Pfennig wieder zu ersetzen. Diesen würde es vergehen, Frankreich noch einmal mit Krieg überziehen zu wollen! Unter 30 000 toten Deutschen in einem Gefecht thaten es die Pariser schon gar nicht mehr, und die preußischen Kanonen wurden nur so schockweise erobert, nächstens wußte man gar nicht mehr, wohin damit! Ja, wenn es mit dem Singen, dem Plärren und Ableiern der Marseillaise gethan gewesen wäre, dann war Frankreich allerdings gerettet, aber nichts ließ darauf schließen, daß der zweite Carnot vorhanden sei, der den Widerstand und den Sieg organisieren würde. — Am 17. September meldete eine Depesche aus Ablon: „Der Kronprinz Albert ist gestern mit seinem Generalstabe in Provins angekommen und morgens nach Nangis weitermarschiert, woselbst 18 französische Bauernanzüge requiriert wurden, um ohne Zweifel Spione damit zu verkleiden." Wenige Tage später kam von Gien die erfreuliche Nachricht, daß zwischen Pithiviers, Malesherbes und Puiseau 2000 erschöpfte und versprengte Preußen mit zahlreichen Kanonen stehen, dieselben sollen geneigt sein, sich zu ergeben. Was aus diesen armen erschöpften Preußen geworden ist, ob sie eine barmherzige Seele gefunden haben, welcher sie sich ergeben konnten, davon wird leider nichts gemeldet. — Man sieht, die in der Provinz waren gelehrige Schüler der Pariser, welchen in jenen Tagen die Barrikaden-Kommission, an deren Spitze bekanntlich Rochefort stand, zurief: „Wir schwören, Paris, das Bollwerk der Freiheit und Republik, schrittweise und blutig zu verteidigen." Zum Glück entband die Kapitulation die Helden ihres Manneswortes, welche von ihren Wällen oder Barrikaden höchstens einmal auf Parlamentäre schossen, und dann nach dem Satze: „Hast du's gethan, so leugne frischweg", behaupteten, nicht *sie*, sondern die Deutschen hätten auf drei französische Parlamentäre geschossen. — Der 21. September, der Jahrestag der Proklamierung der ersten französischen Republik, durfte natürlich nicht vorübergelassen werden, ohne tüchtig Kapital daraus zu schlagen, und das Bum bum der großen Trommel erschallen zu lassen. „Bürger!" rief ein Blatt, „heute ist der 21. September. Vor 80 Jahren, an demselben Tage, gründeten unsere Väter die Republik und schwuren sich gegenseitig zu, dem Fremden gegenüber, welcher den geheiligten Boden des Vaterlandes befleckte, frei zu leben oder im Kampfe zu fallen. Sie hielten ihren Eid; sie siegten und die Republik von 1792 ist in dem Andenken der Männer als das Symbol des Heroismus und der nationalen Größe geblieben. Die auf dem Hotel de Ville unter den begeisterten Rufen: „Es lebe die Republik!" installierte Regierung konnte diesen glorreichen Jahrestag nicht vorübergehen lassen, ohne ihn als ein großes Beispiel zu begrüßen. „Möge der mächtige Hauch, welcher unsere Vorgänger beseelte, in unsere Seelen dringen, und wir werden siegen! Ehren wir heute unsere Väter und verstehen wir, wie sie, morgen den Sieg zu erzwingen, indem wir dem Tode Trotz bieten. Es lebe Frankreich! Es lebe die Republik! Paris, 21. September. Gambetta."

Wesentlich verstärkt wurden die Aussichten auf baldigen Sieg durch folgende, verschiedenen Pariser Blättern aus Honfleur am 21. September zugegangene hocherfreuliche und wichtige Nachricht: Vor einigen Tagen haben Franctireurs bei Villers Cotterêts bei Soissons einen Wagen angefallen, worin Bismarck, Wilhelm, (der König nämlich) und drei hohe Persönlichkeiten waren. Unglücklicherweise haben wir sie nicht gefangen nehmen können. Die Thatsachen ereigneten sich so: Bismarck und Wilhelm sprangen aus dem Wagen, nachdem sie zwei Franctireurs getötet hatten, die drei andern entwischten auch, aber die Franctireurs verfolgten sie und töteten einen; man weiß nicht, wie er heißt. Eine Armee von 10 000 Mann kam diesen hohen Personen zu Hilfe; unsere Franctireurs versteckten sich im Walde und töteten 1500 Mann von dieser Armee. Die Preußen brachten ihre Toten in einem mit sechs schönen Rappen bespannten Wagen, der von Generalen eskortiert wurde, nach Reims. Dieser Leichnam wurde in Reims einbalsamiert. Die Priorin des Hospitals in Reims kennt den Namen dieser Persönlichkeit, aber man hat sie gewarnt und ihr gedroht, wenn sie den Namen nenne, so würde sie mit dem Tode bestraft werden." — Der „Ami de l'Ordre," das in Noyon erscheinende Blatt, wußte sogar Näheres, und teilte seinen Lesern mit: „Wir erfahren den Tod des Generals Moltke, welcher vorgestern vor Reims getötet worden ist. Jedermann weiß, daß der General Moltke der eigentliche Generalissimus der preußischen Armeen war. Er hat den jetzigen Feldzug geleitet, das sagt genugsam, welchen Verlust Preußen erlitten hat. Sollte dieser Tod nicht der Anfang der Unfälle sein, die ein Sieger zu dulden berufen ist, der sich durch unerwartete Siege zu sehr hat verblenden lassen." Während General von Moltke nach den Berichten französischer Blätter bereits in seiner stillen Gruft in Berlin schlummerte, feierte einen Monat später der große Schlachtenlenker in aller Gemütlichkeit seinen 71. Geburtstag, bei welchem Anlaß in ganz Deutschland freudige Ovationen stattfanden. — Wo alles so gründlich log, konnte die Regierung doch unmöglich zurückbleiben, sie erließ daher folgende Proklamation an das französische Volk: „Französische Republik, Regierung der nationalen Verteidigung. Man hat das Gerücht verbreitet, daß die Regierung der nationalen Verteidigung daran denke, die Politik aufzugeben, infolge deren sie auf den Posten der Ehre und der Gefahr gestellt wurde. Diese Politik ist die, welche sich in folgenden Ausdrücken formuliert: Weder einen Zoll unseres Gebiets, noch einen Stein unserer Festungen. Die Regierung wird sie bis zum Ende aufrecht erhalten. Gegeben im Hotel de Ville, am 20. September 1870. General Trochu. Emanuel Arago. Jules Favre. Gambetta. E. Picard. Rochefort. Jules Simon. Der Kriegsminister General Le Flô. Der Ackerbau- und Handelsminister Magnin. Der Minister der öffentlichen Bauten Dorian."

Unterm 25. September meldet ein Pariser nach Tours, daß sich die Mobilgarden bewunderungswürdig benehmen; der gute Mann hatte offenbar die Affairen von Villejuif, Moulin Saquet und Hautes Bruyères vollständig verschlafen. Am gleichen Tage log der „Moniteur": „Zwei badische Regimenter hatten am 25. September in Versailles rebelliert, weil sie nicht ins Feuer geschickt werden wollten, weshalb 24 Mann von ihnen standrechtlich erschossen wurden, und in Paris waren die ersten zehn Dampfmitrailleusen fertig geworden, die nun demnächst an den verdammten Prussiens probiert werden sollten. Es war ohnedies nicht mehr am besten um die Deutschen bestellt. Bei ihren von den Bauern totgeschlagenen Nachzüglern hatte man Briefe gefunden, in denen sie kläglich über ihre ungeheuren Verluste und den Mangel an Lebensmitteln

jammerten, und den Krieg verfluchten, der ihnen nichts als Strapazen bringe. Durch solche Nachrichten stieg der Mut der Bevölkerung wieder um einiges, bis die Hiobspost vom Fall Straßburgs eintraf. Das Schriftstück, durch welches der Bevölkerung die Nachricht kundgethan wurde, war von sämtlichen Ministern unterzeichnet. Felix Pyat tobte in seinem Blatte, das von jetzt ab mit einem dicken Trauerrande erschien. „Solche Schläge," donnerte er den Ministern zu, „waren von Eurer Kopflosigkeit zu erwarten. Ruhm dem heldenmütigen Toul und Straßburg, die wacker aushielten, für euch aber nur ein Schrei des Fluches. Weg mit den Phrasen, Reden und Plakaten! Seit dem 4. September lag Frankreichs Schicksal in eurer Hand. Was habt ihr gethan? Nichts. Ihr werft euch vor Bismarck auf die Kniee, und gleich darauf ergeben sich Toul und Straßburg. Wenn nur die Hälfte von denen, welche das Standbild des letzteren bekränzten, der Stadt Waffen und Schießbedarf zugeführt hätten, würde sie sich bis heute haben halten können. Jetzt wollt ihr dessen Standbild in Bronze gießen lassen. Die Bronze wird euer, die Preußen aber werden Herren von Paris sein. Auf solche Weise verstärkt ihr die Preußen. Toul bedeutet eine verlorene Grenze, Straßburg ist ein Thor von Paris. Ihr aber findet Muße, rhetorische Blumen auszustreuen und Plakate anzuschlagen, während ihr die Gemeinde, die Revolution und die Volksbewaffnung hinzieht. Nehmt euch in acht! Ihr seid das Kaiserreich unter dem Deckmantel der Republik. Durch Sedan fielen eure Vorgänger, ihr werdet an Straßburg zu Grunde gehen. Hebt euch von dannen! Eure Absetzung ist beschlossen!"

Was es mit den gefürchteten Ulanen für eine Bewandtnis hatte, erfahren wir zu unserer großen Freude durch das „Journal de Paris". Wir hatten immer geglaubt, es habe im Jahre 1870 drei Garde- und 16 Linien-Ulanen-Regimenter gegeben, haben uns aber damit in gewaltigem Irrtum befunden; nach dem „Journal de Paris" giebt es überhaupt gar keine Ulanen-Regimenter. Diese Ulanen sind nichts anderes als mit einem Patent versehene Freibeuter, Räuber, welche keinem General und keiner Disziplin folgen, sich auf eigene Kosten ausrüsten und unterhalten, den Krieg auf eigene Rechnung führen, nur für Gewinn kämpfen, und von rechtswegen behalten, was Fortuna ihnen sendet. Die Ulanen sind mit einem Wort Korsaren zu Lande; ihr Patent ist ein Kaperbrief. Die civilisierten Völker haben mit Recht das Kaperwesen als organisierten Seeraub betrachtet und unterdrückt. Die Ulanen hat man dabei vergessen, und Preußen weiß dies zu benutzen. Niemals findet man unter den Ulanen einen Menschen von guter Erziehung oder einen Offizier, der irgend welche Zukunft hat; niemals Großherzigkeit oder einen Schatten von Patriotismus. Sie rauben bei uns, sie werden in ihrer Heimat rauben; Raub ist Bedingung ihrer Existenz. Deshalb eben löst man sie jedesmal gleich nach Beendigung des Krieges auf. Gelegentlich mag es unter ihnen ein Tapferen geben; im allgemeinen haben sie nichts als Räuberkühnheit. — Die Präfekten wetteiferten förmlich, es Gambetta im Lügen gleich zu thun, so stand z. B. im „Vexin", vom Präfekten eingeschickt, folgender Bericht: „Eine starke Detonation wurde letzte Woche von mehreren Personen in Gisors vernommen. Ein Mann aus Pierrefitte teilt uns darüber folgendes mit: Französische Soldaten waren auf den Steinbrüchen von Pierrefitte, welche zwischen Montmorency und St. Denis liegen, aufgestellt, als sie von den Preußen angegriffen wurden; in dem Augenblick aber, wo die Preußen auf dem Plateau erschienen, flogen die Steinbrüche, welche im voraus unterminiert worden waren, in die Luft und Tausende von Preußen wurden getötet. Hierauf gründet sich das Gerücht, demzufolge hunderttausend Preußen vernichtet worden sein sollten." Der Präfekt des Eure-Departements wollte hinter seinem Kollegen nicht zurückstehen und log, in der dortigen Gegend seien drei preußische Kürassierregimenter vollständig vernichtet worden. Darob natürlich großer Jubel in der französischen Bevölkerung, der sich noch steigerte, als das „Journal de Mâcon" zu berichten wußte: „Wenn wir einem seit heute früh in Mâcon verbreiteten Gerüchte Glauben schenken dürfen, so steht Berlin in Flammen. Ein von unserer Flotte ausgeschifftes Armeecorps von 40 000 Mann, verstärkt durch alle französischen Gefangenen, welche sich der für die Hannoveraner bestimmten Waffen bemächtigten, wäre bis zur preußischen Hauptstadt vorgedrungen und hätte dieselbe in Brand gesteckt. Wir sind nicht in der Lage," fügt das Blatt vorsichtig bei, „dieses Gerücht zu bestätigen oder zu widerlegen, wie wir auch über dessen Ursprung nicht unterrichtet sind. Wir können aber das eine behaupten, daß die preußischen Truppen Colmar und Mülhausen räumen und in aller Hast nach Deutschland zurückkehren." — Wo alles in dieser Weise zusammenhalf, zu lügen, wollte die Delegation in Tours ihrerseits auch etwas leisten, und erließ folgende Proklamation: „An Frankreich! Vor der Belagerung von Paris hat Jules Favre Bismarck sehen wollen, um die Dispositionen des Feindes kennen zu lernen. Folgendes ist die Erklärung des Feindes: Preußen will den Krieg fortsetzen und Frankreich zu einer Macht zweiten Ranges herabsetzen. Preußen will Elsaß und Lothringen bis Metz durch das Recht der Eroberung. Preußen, um in einen Waffenstillstand einzuwilligen, wagte die Übergabe Straßburgs und des ganzen Mont Valérien zu verlangen. Paris, auf das höchste erbittert, würde sich eher unter seinen Trümmern begraben. Auf so freche Ansprüche antwortet man nur durch einen Kampf aufs Messer. Frankreich nimmt diesen Kampf auf, und zählt auf alle seine Kinder." Und am 29. September kam von Tours die frohe Kunde, der französische Konsul in Basel habe telegraphiert, daß am 27. Sept. drei Stürme auf Straßburg abgeschlagen worden seien. Offenbar hatte der französische Konsul, trotzdem Basel nicht allzuweit von Straßburg entfernt ist, gar nichts davon erfahren, daß eben an diesem Tage Straßburg kapituliert und sich ergeben hatte.

Den Monat Oktober läutete der von der Republik nach Madrid gesandte Keratry, (er hatte sehen sollen, ob von dort keine Hilfe für die Republik zu erwarten wäre,) auf seiner Rückreise von dort in Bordeaux mit folgender Lüge ein, die er seinen Landsleuten auftischte: „Paris ist heute uneinnehmbar," begann er. „Es erwartet die Unterstützung der Provinz. Bazaine ist nicht mehr cerniert. Er steht in direkter und freier Verbindung mit Thionville; er hat drei ungeheure Züge mit Lebensmitteln und Munition nach Metz hineingeschafft. Er bereitet sich vor, und im gegenwärtigen Augenblick ist dieses bereits geschehen, die preußische Armee unter den Mauern von Metz zu cernieren. Ehe sechs Wochen vergehen, werden die Preußen vernichtet sein. Vor einem Monat wollte Bismarck die Regierung der Republik nicht anerkennen, und heute sandte er den amerikanischen General Burnside nach Paris, um den Frieden anzubieten. Er stellte aber die unannehmbare, wenn auch weniger harte Bedingung auf, daß Frankreich eine konstituierende Versammlung wähle, daß aber Elsaß-Lothringen nicht mitstimmen dürfte. Die Regierung hat diese demütigende Bedingung energisch zurückgewiesen; heute ist vor der Verjagung des letzten Preußen kein Friede mehr möglich. Ich gehe wieder nach Madrid, und heute in vier bis fünf Tagen werde ich eine gute Nachricht zurückbringen." Täuschung, ewige Selbsttäuschung, und freches Belügen seiner Mitbürger!

Unterm 7. Oktober erfahren wir aus französischer Quelle, daß der Feind Pithiviers geräumt und sich nach Toury zurückgezogen habe. Stolz fährt die Depesche fort: „Es soll ein Posten von dreißig Mann und 180 Kühen aufgehoben sein. Es giebt somit keinen Feind mehr." Endlich einmal ein bescheidener Franzose, der den Feind schon für vernichtet hält, wenn er 30 Mann und 180 Kühe eingebüßt hat!

Ein gewaltiger Held und Feldherr war offenbar auch der Präfekt in St. Quentin, welcher der Regierung in Tours am 7. Okt. meldete: „Die Preußen sind drei Meilen von hier signalisiert. Sie werden morgen früh 4 Uhr St. Quentin angreifen, (es war von den Preußen wenigstens recht höflich, daß sie die Zeit, um welche sie St. Quentin anzugreifen gedachten, zuvor mitteilten,) ich werde mit der Nationalgarde und den Pompiers (Feuerwehr) die Barrikaden verteidigen." — Köstlich, und den Helden vom 7. Oktober, von Grandes und Petites Tapes, gewidmet, ist folgende Schilderung der Landwehr, welche der „Figaro" seinen Lesern gab. Sie lautete: „Da sind sie, die letzten, die allerletzten Soldaten der preußischen Armee. Es sind ehrwürdige Greisenhäupter; der jüngste von ihnen zählt 55 Jahre. Ihr Kopf wackelt ein wenig unter dem Helm; diejenigen, welche noch Haare haben, zeigen sie mit Stolz, — diejenigen, welche keine mehr besitzen, ersetzen sie geschickt durch ein schwarzseidenes Mützchen mit einer Troddel dran. Die Arrièregarde ist aus lauter Leuten zusammengesetzt, die vom Zipperlein geplagt sind. Die Lungenkranken, Schwindsüchtigen und Hustenden gehen voran, sie ersetzen in glücklichster Weise die Militärmusik. — Sie marschieren;

von Zeit zu Zeit hält man an, um eine Prise zu nehmen, eine unentbehrliche Erquickung für diese ehrwürdige Schar. Auf Kommando öffnet man die Dosen, nimmt die Prise, wirbelt sie zwischen den Fingern, zieht sie in die Nase, schließt die Dose und niest. Alsdann nimmt das Bataillon seinen Marsch wieder auf. Bald verpustet man sich abermals ein wenig. Auf Kommando nehmen sie die Brillen von den Nasen und ziehen die Taschentücher hervor. Mit dem Tuche putzen sie die Brillengläser, mit demselben putzen sie ihre oft feuchte Nase. — Es ist das schönste Bataillon der Landwehr. Der Sieg begleitet schon ihre Wege. Gestern haben sie nach einem glorreichen Marsch von 200 Schritten (mit der Morgenröte begonnen und am Abend beendet), ein französisches Dorf eingenommen. Hier ist die Proklamation des Obersten: „Die Einwohner sind gehalten, pro Tag und pro Mann zu liefern:

Deutscher Landwehrmann in französischem Lichte.
(Aus „Le monde illustré", 1870, Nr. 696.)

Drei Unzen Lakritzen (auch Bärendreck genannt) und Eibischthee für die Asthmatiker. — Eine täglich zu wechselnde Flanelljacke. — Wollene Strümpfe; zwei Tassen Milch, eine morgens und eine abends. — 700 Gramm fliegend Liniment für die an Rheumatismus, Hüft- und Lendenweh-Leidenden. Ein Glas Brustsyrup. — Zwei Sous für Schnupftabak und fünf Cigaretten. — Es wird ein jeder erschossen, der sich untersteht, die Landwehr mit Mandelkuchen, Schiffszwieback, Nüssen u. s. w. zu füttern, lauter Dingen, die man nur mit Zähnen essen kann, welche eben die Landwehr nicht mehr hat. — Ein Unglücksfall ist zu registrieren. Der tapfere Oberstlieutenant Klops, der im Alter von 82 Jahren von Berlin abmarschierte und bei Rastatt kindisch wurde, ist beim Betreten Frankreichs an Altersschwäche gestorben. Friede seiner Asche! — Prinz Friedrich Karl erwartet mit Ungeduld die Landwehr, die ihren Marsch Meter für Meter fortsetzt." Und mit der ernstesten Miene las und glaubte man so etwas in Frankreich. Prächtig schildert der Korrespondent der Londoner „Daily News," der die Belagerung in Paris mit aushielt, das Leben und Treiben in Belleville, dem bekannten roten Arbeiterviertel von Paris, das späterhin der Commune ihre tapfersten Kämpfer lieferte; „ich nahm einen Fiaker," sagt er „und fuhr, mich nach dem Befinden der Bürger von Belleville zu erkundigen, da jedermann sagte, sie gedächten sich zu erheben und die ganze Stadt zu plündern. Natürlich fraternisierte ich mit dem Kutscher. Unterwegs fanden wir einen seiner Freunde in blauer Bluse, der auf dem Wege zu seiner Wohnung in Belleville war, und ich lud ihn ein, Platz zu nehmen. Patriot sehr kriegerisch! Kutscher, Patriot und ich gehen durch die Hauptstraßen von Belleville und singen die Marseillaise, Männer von Belleville wohnen auf der Straße, man hat Waffen und exerziert den ganzen Tag, wenn man nicht patriotische Toaste ausbringt und trinkt. Weiber von Belleville stecken den Kopf aus dem Fenster und schwatzen nach Belieben. Lud den Patrioten und den Kutscher zum Frühstück; hatte die Ehre. Wir gehen in eine Kneipe, wo nach des Patrioten Versicherung der Wein und die Küche excellent sind und die Gesinnung der Gäste ebenfalls. Von Wein und Küche kann ich nicht viel sagen, von den Gefühlen desto mehr. Konversation allgemein — Belleville wird aushalten bis zum letzten Ende, — Jules Favre und die Regierung sind zu mäßig, — sollten sich in acht nehmen, oder Belleville schlägt sie tot — Rochefort hat seine guten Seiten, fängt aber an, lau zu werden, — schließlich gedenkt Belleville das Eigentum der Reichen zu verteilen, vorher aber die Preußen zu verjagen. Ich spreche meine Meinung frei aus. Ein schmieriges Individuum in einer alten Uniform vermutet, ich sei kein Franzose, — vielleicht ein Spion — wer weiß? Mir zittern die Knie; Patriot haut mich heraus, schwört, er kenne mich von Kindesbeinen an, ich sei ein brennender amerikanischer Republikaner. Patriot und ich umarmen uns — andere Patrioten umarmen mich — Kutscher umarmt mich. — Die Kneipe ist inzwischen ganz voll. Der amerikanische Republikaner, der Freund Washingtons, soll eine Rede halten, ich werde auf den Tisch gehoben. Da ich Victor Hugos letzte Adresse ans Volk gelesen hatte, war ich hinreichend instruiert. Ich denunciere die Könige im allgemeinen und Napoleon als unheilvollen Coquin (Schuft) im besonderen. Ich stelle meine republikanische Heimat im fernen Westen als ein Land dar, in dem jedermann reich ist, wo es keine Könige, keine große Herren giebt, sondern nur „le peuple" (das Volk.) Ich nehme meinen Sitz wieder ein unter dröhnendem Applaus und werde von vielen Patrioten umarmt. Der Bürger Kutscher hat keine Lust, zurückzufahren; er ist ein wenig betrunken, somit bezahle ich ihn, umarme ihn und gehe „mit Gefolge" zur nächsten Omnibus-Station. Das Dach des Omnibus ist voller Mobilen mit Bajonetten; es sieht aus wie ein Stachelschwein. Ich gehe hinein, finde einen alten Mann, eine alte Frau und zwei Mobile. Wir unterhalten uns über die Bombardementsfrage. Alter Herr meint, die Abzugskanäle würden der beste Platz sein; alte Dame hat gehört, sie würden mit Pulver gefüllt, um die Preußen in die Luft zu sprengen. Im ganzen entscheiden wir uns, die Abzugskanäle nicht zu beziehen, ehe das Schlimmste kommt. Alter Herr erzählt den Mobilen, daß er drei Söhne in der Armee hatte, welche alle den Heldentod fürs Vaterland starben, lügt ganz offenbar; jedermann, der alt genug dazu ist, behauptet dasselbe, und dieser trägt nicht einmal Trauer. Die Mobilen sind Bauern aus der Gironde; sie sehen mehr wie plumpe Mädchen als wie Soldaten aus. Wenn ich zu ihnen rede, machen sie ein Schafsgesicht, und grinsen einander an. Ich frage sie, was sie von Trochu halten, und sie scheinen seinen Namen nicht einmal zu kennen. Sie steigen aus, die Dame gleichfalls, ich bleibe mit dem alten Herrn allein zurück. Lord Palmerston sagte einmal: „Wenn ihr wirklich etwas von der öffentlichen Meinung kennen lernen wollt, fragt den Mann mit dem Filzhut in dem Omnibus." Der alte Herr hat einen Filzhut und sitzt im Omnibus, also folge ich dem Rate Palmerstons und horche ihn aus. „Paris wird nicht lange widerstehen, — die Bourgeoisie wird sich nicht ruinieren lassen." „Und was werden die Ultras thun?" frage ich. „Die Bourgeoisie wird sie niederducken, wenn sie losbrechen," lautete die Antwort, womit der Weise mich verließ." — Man braucht dieser köstlichen Schilderung nichts beizufügen, sie redet ganze Bände. —

„Berlin ist in Trauer!" schrieb auf Veranlassung Gambettas die „Union", „dreitausend Frauen in langen Trauerkleidern zogen unter die Fenster der Königin und schrieen hinauf: Frieden, Frieden! 14000 Frauen hat, allein in Berlin, der Krieg zu Witwen, 29000 Kinder zu Waisen gemacht; bei solchen Verlusten, die natürlich jeder Tag steigert, konnte Deutschland unmöglich einen zähen Kampf von längerer Dauer aushalten." Nach Herrn Gambettas Ansicht und nach seinen erlogenen Telegrammen nämlich, und das Volk jauchzte vor Freuden darüber, all das konnte ja nur dazu beitragen, sie in ihrem Trotz und ihrer Störrigkeit zu bestärken. „Nur Krieg aufs äußerste," rief der Siècle, „vermag uns eine glänzende Revanche, einen ruhmvollen Frieden und die unsterbliche Republik zu bringen." — Von Herzen zu gönnen, war es Bazaine und seinen Truppen, daß sie, die bereits stark am Hungertuch nagten, am 8. Oktober den Deutschen 600 Ochsen und 500 Schafe abnahmen, aber was wollte das unter so viele? An der ganzen Geschichte war natürlich kein wahres Wort, und ebenso erlogen war die officielle Nachricht aus Tours, daß die Deutschen im Elsaß unbarmherzig brandschatzen. — Wohl aus Rache für die 600 Ochsen, verübten die Deutschen an dem offenen Montdidier, einem kleinen Städtchen, eine Scheußlichkeit ohne gleichen. Wenn man nämlich die Franzosen hört, so griffen 800 Preußen mit Artillerie diese Stadt an, töteten drei Einwohner und schrieben eine Requisition von 50 000 Franken aus, führten auch den Maire Beaudeloque und dessen Adjunkten Durand als Geißeln ab. 150 Mobilgarden wurden gefangen. Jedenfalls hatte die offene Stadt Besatzung, und hatte Widerstand geleistet. — Am 18. Oktober erfuhr das entrüstete Frankreich, daß der Feind Ablis in Brand gesteckt, die Gemeinderäte verhaftet und diesen mit Erschießung gedroht habe. Daß aber zuvor Franctireurs

preußische Husaren in Ablis im Schlafe überfallen und viele derselben niedergemetzelt hatten, davon spricht die französische Depesche nichts, das Vorgehen der Deutschen wäre ja sonst ein vollständig gerechtfertigtes gewesen. — Ein Glückstag für Bazaine war der 14. Oktober. Bei einem an diesem Tage unternommenen Ausfalle war es ihm gelungen, die Deutschen aus ihren Stellungen zu werfen, die dabei vier Kavallerie-Regimenter und 26 Bataillone verloren. Dreizehn Regimenter wurden am nämlichen Tage vor dem Fort Belle-Croix aufgerieben, eine ganz hübsche Anzahl, bei der es sich für das Fort verlohnte, sein gröbstes Geschütz spielen zu lassen. Und während man in diesem Augenblicke Bazaine in den Himmel erhob, bewarfen die pariser Blätter den vor kurzem von ihnen noch vergötterten Verteidiger von Straßburg, den tapferen General Uhrich, der vom ersten bis zum letzten Augenblick seine Schuldigkeit gethan hatte, mit Kot. Jene Bitte in dem pariser Blatte „France", in welcher der General, dessen ganzes Verbrechen darin bestand, ein Elsäßer, also ein Deutscher zu sein, flehentlich seine Mitbürger beschwor, ihm nicht das einzige zu rauben, was er noch besitze, das Bewußtsein, seine Pflicht als Mensch gethan zu haben, es spricht mehr als Dutzende von Bänden dafür, wie breit sich die Lüge bereits in Frankreich machte und wie sehr dort das Chaos herrschte.

Ein einziges Blatt, die „France", hatte sich noch ein unbefangenes Urteil zu bewahren gewußt, als sie, der Wahrheit die Ehre gebend, schrieb: „Wir sind keine Franzosen mehr, denn unsere Soldaten nehmen die Gewohnheit an, sich zu Gefangenen machen zu lassen, unsere Armeen kapitulieren, unsere Generale haben zu siegen verlernt. Wir sind nicht mehr Franzosen, denn zu Paris weicht ein Regiment vor dem Feinde, ohne eine Patrone verschossen zu haben; vor Orleans laufen unsere Soldaten, die für die ersten der Welt galten, davon, nur die Mobilgarden und die Freiwilligen des Westens zeigen gute Haltung und geben ein Beispiel, welches leider nicht befolgt wird. Wir sind nicht mehr Franzosen, denn unsere Offiziere studieren nicht mehr den Krieg, und folglich verstehen sie nichts davon. Diese große Kunst des Krieges, worin es unsere Väter so weit gebracht hatten, haben sie vergessen. Unser militärisches Ansehen ist verloren. Wir sind nur noch ein Volk von Schwätzern, von Genußmenschen und Schönrednern, welche im Theater und auf den öffentlichen Plätzen Demonstrationen machen, über Regierungsformen verhandeln, eifersüchtig auf einander, uns gegenseitig überwachend, beneidend, uns teilend, wenn der Feind uns das Schwert an die Kehle setzt. Wir sind nicht mehr Franzosen; nichts mehr, als was die Griechen zur Zeit Philipps waren, nichts mehr, als was die Römer zur Zeit der Völkerwanderung waren. Die neuen Macedonier werden uns behandeln, wie Philipp und Alexander die Athenienser behandelten, oder vielmehr, wie Alarich die Römer behandelte und die Türken Konstantinopel. Sie werden nicht nur die Einheit Deutschlands schaffen, sondern Europa unterjochen, ohne uns, trotz uns und gegen uns." — Als ob Deutschland je etwas anderes verlangt hätte, als im Frieden leben und seinen Geschäften nachgehen zu können! — Sehr bezeichnend, höchst naiv und der Wahrheit wohl kaum entsprechend darf jener Bericht eines französischen Generals nach dem Gefechte von Buzenval am 21. Oktober genannt werden, in welchem es heißt: „Ich kenne unsere Verluste nicht. Von Gefangenen haben wir erfahren, daß die Verluste des Feindes sehr beträchtlich sind." Recht hübsch; die Verluste des Feindes zu erfahren, gelang dem Herrn General; um das für ihn viel Wichtigere aber, um die Frage, wie stark seine eigenen Verluste seien, kümmerte er sich nicht, er überließ es dem Zufall, ob er etwas hierüber erfuhr. Aber was will ein derartiges Geflunker besagen gegenüber der Proklamation der französischen Regierung, die zu einer Zeit, als noch kein einziges deutsches Belagerungsgeschütz vor Paris aufgefahren war, frech log: „Der Feind tötet unsere Frauen und Kinder; er bombardiert Paris Tag und Nacht und bedeckt unsere Spitäler mit Granaten! Der Ruf zu den Waffen ertöne aus der Brust aller; diejenigen unter euch, welche ihr Leben auf dem Schlachtfelde opfern können, werden gegen den Feind marschieren. Die Zurückbleibenden, eifersüchtig, sich des Heroismus ihrer Brüder würdig zu zeigen, werden nötigenfalls die härtesten Opfer als ein anderes Mittel ertragen, um sich für das Vaterland hinzugeben." — Als nun erst noch Garibaldi angelangt war, um der französischen Republik seinen Degen zu leihen, wuchs der Jubel und der Blödsinn erst noch recht bis zur Riesenhöhe. — „Meine Herren!" hatte der alte Einsiedler von Caprera in Tours die versammelte Volksmenge angeredet, „Sie alle sind Republikaner!" — Brausende Zurufe: „Ja, ja! Wir sind es alle!" — Vor wenigen Monaten noch hatten sich aber alle diese Republikaner vor Napoleon platt auf den Bauch geworfen. „Nun wohl, ein Dichter hat gesagt, daß die Unterthanen einer Monarchie Kinder, und die Republikaner Männer sind. Es handelt sich darum, Europa zu zeigen, daß wir keine Kinder mehr sind, und daß wir würdig sind, Republikaner zu sein." Und das französische Volk, wenn man anders dem „Siècle" glauben darf, weinte vor Rührung, als es diesen Paladin der Freiheit die Beschwerden seines Alters vergessen und am Ende seines Lebens seine ritterliche Epopöe (Heldengedicht) wieder aufnehmen sah, indem er, „was von ihm noch übrig ist," dem Dienste der besiegten Großen Nation zur Verfügung stellte. „Dem Dienste der edlen Sache der Republik haben Gambetta und Garibaldi, der eine seinen Arm, der andere seine Intelligenz gewidmet. Ihr in Scene Treten beruhigt die Gemüter und verändert das Aussehen der Dinge." — Wirklich, thatsächlich richtig, wurden die Franzosen eigentlich nur von ihren Bundesbrüdern, den garibaldischen Freischaren, erkannt. Ein Italiener schrieb aus den Vogesen an die „Gazetta d'Italia": „Welcher Betrug! Was hat uns die französische Regierung nicht alles versprochen! Und statt dessen überläßt sie uns unserem Schicksal. Wir haben keine Lebensmittel, keine Kleidung, keine Schuhe, uns fehlt alles. Viele von uns müssen barfuß gehen. Es ist infam! Dazu schickt man uns unter eine offenbar feindselige Bevölkerung, unter Klerikale und Imperialisten, denn das sind sie alle, von den obersten Beamten an bis zu den niedrigsten Bettlern. Sie halten uns für höllische Brandstifter und Vielfresser, vor denen nichts sicher ist. Und zu unserer Verstärkung schicken sie uns einen Schwarm von Freischützen, Kerle, meuterisch gegen alle Disziplin, Raufbolde, welche fortwährend einander in den Haaren liegen und Garibaldi nicht parieren wollen. Und viele von ihnen verstehen nicht einmal, wie das Chassepot angefaßt werden muß. Es ist die Quintessenz der Konfusion. Glauben Sie es ja nicht, wenn die Leute von Enthusiasmus, Krieg bis aufs Messer, Kämpfen mit Zähnen und Nägeln u. s. w. reden. Das Gegenteil ist wahr. Die Vogesen könnten 80 000 robuste Burschen stellen, aber nur ein paar Tausend sind gekommen, und von diesen suchen die meisten sobald wie möglich sich wieder fort zu machen oder reißen aus, wie neulich die unter Cambriels, welche die Flinten wegwarfen und Fersengeld gaben. Diese schamlose Flucht vermehrte natürlich die Panik, welche die ganze Bevölkerung ergriffen hat. Und trotz alledem fährt die ballongeschwollene Regierung fort, die Hauptstadt durch systematische Lügen zu bethören. Man glaubt ihr aber nur wenig, und sie verliert mehr und mehr ihren Halt." — Sogar Louis Blanc, der bisher noch sich seine fünf gesunden Sinne zu wahren gewußt hatte, begann nachgerade auch, wie Viktor Hugo, zu delirieren. Der gute Mann verstieg sich zu einem Briefe an das englische Volk, in welchem er den Briten darlegt, die Belagerung von Paris sei ein monströses Phänomen, ein Skandal der Weltgeschichte; die Civilisation sitze in Paris gefangen, und König Wilhelm erhielt den wenig schmeichelhaften Titel des „Attila des 19. Jahrhunderts." Der „tollgewordene Pangermanismus" war es, der den Krieg in die Welt gebracht hatte, und doch hatten wir Deutsche nichts anderes gewollt und für uns in Anspruch genommen, als in Ruhe und Frieden über die Geschicke unserer Nation selbst zu bestimmen, sie uns nicht vom Auslande diktieren lassen zu müssen; aber freilich wir verstanden das offenbar nicht recht, denn Louis Blanc sagte, „die Sache Frankreichs ist die der Gerechtigkeit, folglich die der gesamten Welt," und natürlich war's auch so, Louis Blanc würde es doch sonst nicht gesagt haben, und England sollte sich nur schämen, daß es wie Herr Blanc sagte, „gleichgültig den Saturnalien der Gewalt zusah."

Felix Pyat eröffnete im „Combat" eine Subscription, aus deren Ertrag ein Ehrengewehr angefertigt werden sollte, um es dem zum Geschenke zu machen, welcher den König von Preußen ermorden würde.

Über die musterhafte Mannszucht, welche die Deutschen während des ganzen Krieges hielten, braucht man kein Wort zu verlieren, nur der „Constitutionel" weiß es auch hier besser. „Wenn man hört," schreibt er, „die Preußen hätten sich irgendwo nicht übel benommen, so nehme man das Wort nicht in seiner eigentlichen Bedeutung; denn jene, welche

sich mitunter anständig benehmen, sind keine Preußen, sondern Hessen, Badenser, Bayern, Hannoveraner oder Polen. Es sind diejenigen, welche, sie wissen selbst nicht warum, plötzlich die Bundesgenossen ihres grausamen Feindes geworden sind und die, da sie sich fragen, warum man sie zur Schlachtbank führe, demoralisiert sind. Die echten Preußen, die Brandenburger, Pommern und Ostpreußen betreiben, den Krieg mit wahrer Herzenslust, sie rücken bei großen Gelegenheiten ins Feuer und werden gemeiniglich zum Plündern und Rauben verwendet. Man spricht hier von einem erbitterten Kampfe, der in Versailles zwischen Preußen und Deutschen (!) geliefert wurde, man habe sich mit Bajonettstichen gemordet wegen der Gegenstände, die man den Bürgern gestohlen hatte, und welche die Preußen allein für sich in Anspruch nahmen." — Nach dem „Figaro" hatte sich drüben über dem Ozean eine amerikanische Gesellschaft gebildet, welche der französischen Regierung so viel Geld geben wollte, als notwendig werden dürfte, um den Grafen Bismarck einzufangen und ihn, wie weiland den Juden Süß, in einem Käfig zum warnenden Beispiel dem Volke zu zeigen. Die „Semaine" war nicht so grausam, sie forderte nicht, man solle die Preußen totschlagen, sondern nur, man solle sie tot beten, waren es doch preußische Unholde, die ebenso wie die Türken verjagt gehörten. — Recht Erfreuliches wußte ein Blatt, das in Tours erschien, zu melden: „Durch unsere Franktireurs" hieß es dort, „werden täglich 10 bis 12000 Deutsche getötet; Pardon wird nicht gegeben. Das macht allein monatlich 300000 getötete Deutsche." Die Bewohner der Vendée, die sich bekanntlich noch nie durch gründliches Nachdenken ausgezeichnet haben, wurden durch eine Proklamation aufgehetzt, in welcher es hieß: „Vendéer! Frankreich ist von den wilden Horden des protestantischen Deutschlands angegriffen worden. In wenigen Tagen werden 120 Schwadronen Ulanen, vom feindlichen Armeecorps detachiert, in eure Departements einbrechen, um sie der Plünderung, dem Mord und dem Raube zu überliefern, um Frauen zu schänden, Kindern den Hals abzuschneiden, Greise zu erschießen, alle waffenfähigen Männer auf die Gefangenenschiffe zu schleppen, Häuser zu plündern, Dörfer zu verbrennen, Kirchen zu zerstören, die Bildsäulen der Jungfrau Maria zu zerbrechen und Kriegsgefangene zu ermorden. Dies ist die Methode, wonach die Preußen Krieg führen. Sie suchen unser Land als ein erobertes zu behandeln. Vendéer! Ihr werdet euch erinnern, daß ihr nie von der Religion eurer Väter, noch von der Liebe zu eurem Vaterlande gelassen habt. Zu den Waffen!" — Während Gambetta auf die Nachricht vom Fall der Festung Metz erklärte, Bazaine müsse für vogelfrei erklärt werden, wurde ihm selbst die ungemein zweifelhafte Ehre zu teil, von dem Klub der „Alhambra" in Marseille als Verräter des Vaterlandes zum Tode verurteilt zu werden. Vorläufig aber atmete der Diktator noch gerne im rosigen Lichte, und gab sich seiner Lieblingsbeschäftigung, der Abfassung von hochtrabenden Proklamationen, hin. Nach dem Fall von Metz hatte er gerufen: „Franzosen! Erhebet eure Seelen und eure Entschließungen auf die Höhe der erschrecklichen Gefahren, welche über das Vaterland hereinbrechen; es hängt noch von uns ab, das Unglück zu ermüden und der Welt zu zeigen, was ein großes Volk ist, welches nicht untergehen will, und dessen Mut sich selbst inmitten der Schicksalsschläge steigert. Metz hat kapituliert! Der General, auf welchen Frankreich, selbst nach der Expedition von Mexiko, rechnete, nimmt dem Vaterlande in Gefahr mehr als hunderttausend Verteidiger. Bazaine hat Verrat geübt, er hat sich zum Werkzeuge des Mannes von Sedan gemacht und zum Mitschuldigen der Eroberer, und mit Verachtung der Ehre der Armee, über welche er die Obhut hatte, hat er, selbst ohne eine letzte Anstrengung zu versuchen, 120000 Kämpfer, 20000 Verwundete, seine Gewehre, seine Kanonen, seine Fahnen und die stärkste Citadelle Frankreichs, Metz, jungfräulich bis auf ihn von aller Befleckung, den Fremden überliefert! Ein solches Verbrechen steht selbst über den Strafen der Gerechtigkeit; und jetzt, Franzosen, ermesset die Tiefe des Abgrundes, in welchen euch das Kaisertum gestürzt hat. Zwanzig Jahre lang hat Frankreich diese korrumpierende Gewalt ertragen, die in ihm alle Quellen der Größe und des Lebens versiegen machte. Das Heer Frankreichs, seines nationalen Charakters beraubt, ohne es zu wissen, ein Werkzeug der Regierung und der Knechtschaft geworden, ist trotz dem Heldenmute der Soldaten durch den Verrat der Anführer in den Unfällen des Vaterlandes verschlungen; in weniger als zwei Monaten sind zweimalhundert und zwanzigtausend Mann dem Feinde ausgeliefert worden. Unheilvolles Nachspiel zu dem militärischen Handstreiche vom Dezember! Es ist Zeit, uns wieder zu erheben und unter der Ägide der Republik, welche wir weder im Innern noch im Äußern kapitulieren zu lassen entschlossen sind, aus dem äußersten Maße unseres Unglückes selbst die Wiederverjüngung unserer Moralität, unserer politischen und sozialen Männlichkeit zu schöpfen. Ja, welchen Umfang unser Unglück auch haben möge, es findet uns nicht bestürzt noch zaghaft; wir sind bereit zu den letzten Opfern, und angesichts von Feinden, welche alles begünstigt, schwören wir, uns niemals zu ergeben; so lange wir noch einen Zoll des geheiligten Bodens unter unsern Sohlen haben, werden wir die glorreiche Fahne der französischen Revolution festhalten. Unsere Sache ist die der Gerechtigkeit und des Rechtes. Europa sieht es; Europa fühlt es; vor so viel unverdientem Unglück ist es aus eigenem Antriebe, ohne von uns weder Aufforderung noch Zustimmung erhalten zu haben, gerührt worden, und rührt sich; keine Illusionen! Lassen wir uns weder entkräften, noch entnerven, und beweisen wir durch unsere Handlungen, daß wir durch uns selbst die Ehre, die Unabhängigkeit, die Integrität, alles, was das Vaterland frei und stolz macht, festhalten können. Es lebe Frankreich, es lebe die einige unteilbare Republik! Die Mitglieder der Regierung. (Unterz.) Crémieux. Glais-Bizoin. Gambetta."

Erst hatte Gambetta in Bazaine den Helden, den Retter des Vaterlandes gesehen, nun schleppte er ihn selbst auf den tarpejischen Felsen, um ihn von da unerbittlich in den Abgrund hinunterzustoßen. Wir brauchen uns nicht zum Verteidiger des Marschalls aufzuwerfen und können doch der Ansicht huldigen, daß Gambetta, wenn er in Bazaines Haut gesteckt wäre, wohl auch nicht viel anders hätte handeln können.

Ohne Zweifel, um lindernden Balsam in die Herzen der Franzosen zu träufeln, erfand Gambetta einen Sieg im Osten. Dort hatte Garibaldi zwischen Besançon und Mömpelgard die Badenser total auseinandergesprengt; 1200 Deutsche deckten die Wahlstatt, 300 Badenser waren in die Schweiz geflohen, dort entwaffnet und interniert worden. Diese 300 Badenser wären der Schweiz ohne Zweifel lieber gewesen, als hernach in den Februartagen von 1871 Bourbakis 80000 Mann! Am 1. November erließ Gambetta von Tours aus folgende Proklamation an die Armee: „Soldaten! Ihr wurdet verraten, aber nicht entehrt! Jetzt, wo ihr der unwürdigen Führer entledigt seid, kämpfet für die Rettung des Vaterlandes, für den heimatlichen Herd, eure Familien, für Frankreich, eure Mutter! Rächet eure Ehre, welche die Ehre des Landes ist. Eure Brüder von der Rheinarmee haben ihre Stimme gegen jenes feige Attentat erhoben, ihre Hände von der fluchwürdigen Kapitulation freigehalten. Führet ihr den Sieg zu uns zurück, euch sind die Geschicke des Landes anvertraut."

Der Vormarsch bei Orleans steigerte natürlich den Wahnsinn der Franzosen ins ungemessene, vollends als eine Depesche einlief, des Inhalts, „die französischen Truppen haben gegen Vernon die Offensive ergriffen und einen ungeheuren Proviantransport dem Feinde, welcher von Pacy nach Mantes ging, weggenommen. Die Bedeckungsmannschaft, 1500 Mann stark, ergriff nach einem leichten Gefecht die Flucht." Es war so wenig etwas an dieser Geschichte, wie an jener, daß bei einer gegen Champigny vorgenommenen Rekognoszierung die Deutschen zurückgedrängt und ihre Vorräte vernichtet worden seien. — Der Überfall in Châtillon sur Seine am 19. November wurde natürlich gehörig aufgebauscht; nach französischen Berichten fanden dort alle deutschen Soldaten, 7—800 Mann, entweder ihren Tod oder gerieten sie in Gefangenschaft. — Wohl das Erbärmlichste, was eine französische Zeitung leistete, war die Behauptung, die Deutschen wollten ihre Geschosse vergiften oder hätten wenigstens versucht, dies zu thun. Dabei aber wurden in Paris selbst die unsinnigsten Projekte ausgeheckt, wie man die Deutschen vertilgen könnte. Daneben sollte vor Belfort ein glücklicher Ausfall stattgefunden haben.

Am 21. November meldete der Telegraph: „Die Festung Mézières ist entsetzt;" am Neujahr 1871 mußte sich die „Entsetzte" den Siegern übergeben. — Am 26., 27. und 28. November fochten die Franzosen bei Giens, Le Mans und Vendôme überall „mit Glück", ungeschickterweise waren aber die Erfolge abends jedesmal wieder verloren gegangen. Nach französischen Berichten ging es in den Gefechten zwischen Montargis und Pithiviers recht lebhaft zu, die Deutschen wurden nach und

nach aus ihren Positionen mit erheblichen Verlusten zurückgedrängt, wobei die Franzosen nicht nur zahlreiche Gefangene machten, sondern auch eine Kanone eroberten. — Auch im Norden stands gut. In Etrepagny, das von den Franzosen erstürmt wurde, ergriffen die Deutschen die Flucht nach allen Seiten und verloren acht Offiziere und 50—60 Mann an Toten, dabei ließen sie 100 Gefangene, eine Kanone, viele Pferde und drei Munitionskarren in den Händen der Franzosen, die nur 5 Tote und 15 Verwundete hatten. — General Aurelle de Paladines und General Cambriels hatten vollauf zu thun, auch nur einigermaßen Zucht in ihre Soldaten hineinzubringen, namentlich der erstere trat energisch auf: „Ich verlange von euch," hieß es in einem Tagesbefehl des Generals, „vor allem die Disziplin und die Beharrlichkeit. Ich bin übrigens vollständig entschlossen, jeden Soldaten, der vor dem Feinde wanken sollte, über die Klinge springen zu lassen — (der General that es auch mehr als einmal) — und wenn ich zufällig selbst einst meine Pflicht nicht thun sollte, so gebiete ich euch, mich zu füsilieren." Aber der Erfolg war kein großer, den Franzosen war jeder Sinn für Sitte, Zucht und Disziplin abhanden gekommen. Des Kaiserreiches elende, erbärmliche Losung: „Enrichissez vous!" hatte das ganze Volk bis aufs Mark entnervt. „Bereichert euch!" Nach diesem Rezepte handelten Tausende und Abertausende, was dabei aus dem Staat, der Gesellschaft, dem Vaterlande wurde? Bah, wer wird sich um solche Geschichten kümmern, nach solchen Dingen fragen? — Um so rühmlicher, aber eigentlich ganz selbstverständlich ist es für die deutschen Truppen, wenn der Kriegskorrespondent der „Times" im preußischen Hauptquartier schreiben konnte: „Wenn ich sage, daß Versailles mit einer Garnison von etwa 6000 Preußen viel ruhiger um 9 Uhr abends, als Portsmouth um 10 Uhr ist, so gebe ich nur eine schwache Idee von der vorwaltenden Ordnung und Regelmäßigkeit. Auf mein Ehrenwort kann ich versichern, daß ich seit meinem Aufenthalt in Versailles noch keinem betrunkenen Soldaten begegnet bin. Es ist hart, die Tugend eines Siegers anerkennen zu müssen, aber die Einwohner von Versailles würden, darüber befragt, zugeben müssen, daß die Deutschen sich besser als ihre eigenen Truppen betragen."

So ganz umsonst und nutzlos wollten die Franzosen das Geld für ihre Flotte doch auch nicht angelegt haben, und so ließen sie sich vom „Constitutionel" erzählen: „An der Börse von Bordeaux kursierte gestern das Gerücht, daß unsere Flotte die neue Phase ihrer Campagne durch einen Hauptstreich eingeleitet habe: Nachdem sie Hamburg bombardiert, soll es ihr gelungen sein, in den Jahdebusen einzudringen und dort die ganze preußische Flotte gefangen zu nehmen. Außerdem haben die Landungstruppen bei ihrem Streifen an den Küstenstrichen mehrere Tausende französischer Gefangenen befreit, die in den Küstenstädten der Nordsee gefangen gehalten wurden." Das hieß nun doch im Lügen Großes leisten. Aber es blieb nicht dabei. Die Franzosen hatten das Bedürfnis, sich wieder einmal gründlich anzulügen, und so wurde an der Börse von Havre folgender Aufruf angeschlagen: „Bürger! Die Republik hat dekretiert: „Es muß gesiegt werden!" Die Stunde der Befreiung hat geschlagen! Der Feind hat die ringsum gewonnenen Positionen eiligst verlassen. Von uns allein hängt es ab, seinen Rückzug in Flucht und Untergang zu verwandeln. Havres Flagge muß als eine der ersten auf den Mauern des befreiten Paris wehen! Erhebt euch! Schwören wir, nicht zurückzukehren, solange Frankreich nicht wieder an der Spitze der befreiten Nationen marschiert! Oberkommandant Rallio, Sousprăfekt Chamel, Maire Guillemard." — Von Tours meldete der Telegraph am 1. Dezember: „General Ducrot machte gestern mit mehr als 100 000 Mann einen großen Ausfall, überschritt die Marne und hatte vollständigen Erfolg." Sogar der nüchterne, sonst so kalt berechnende General d'Aurelle sagte seinen Truppen in einem Tagesbefehl: „Paris hat die preußischen Linien gebrochen. General Ducrot an der Spitze seiner Armee marschiert gegen uns. Marschieren wir mit jenem Aufschwunge, von welchem die Armee von Paris uns ein Beispiel giebt, ihm entgegen." Aber der Aufschwung der pariser Armee hatte am 2. Dezember bedenklich nachgelassen, lahm und mit geknickten Flügeln mußte sich der gallische Hahn, den der deutsche Adler am 2. Dezember bös zerzaust hatte, dazu bequemen, am 3. Dezember über die Marne zurückzugehen und seine Brücken wieder abzubrechen, und aller Wahrheit spricht es Hohn, wenn die Franzosen behaupten, die Deutschen hätten Champigny wiedergenommen, die Franzosen es aber von neuem erobert, und ebenso erdichtet war die weitere Behauptung, die Preußen hätten bei Champigny eine Waffenruhe nachgesucht, die ihnen von den Franzosen für zwei Stunden bewilligt worden sei. — Daß die Deutschen kein Recht achteten, dem Völkerrecht ins Gesicht schlugen, wenn es ihnen paßte, war für jeden Franzosen eine klare, unumstößliche Wahrheit; so hatten sie z. B. in Duclair sechs neutrale englische Schiffe versenkt, nachdem sie zuvor auf drei derselben geschossen und um ein Haar einen Sekondelieutenant getötet hatten. — Wie die Franzosen, die uns die Civilisation bringen wollten, — sie marschierten ja an der Spitze derselben, — diese Civilisation verstanden, geht aus einem Bericht von Tours hervor, in dem es heißt: „Die arabische Kavallerie, die an den Kämpfen von Orleans teilnahm und sich gut schlug, schnitt den Toten und Verwundeten die Köpfe ab, und brachte sie als Trophäen in das verschanzte Lager von Orleans zurück. Mehrere derselben waren im Besitz von 5—6 Totenköpfen." Der Auftrag, der den Gums erteilt worden war, ging kurz und bündig darauf hinaus, die Dörfer, nachdem sie zuvor geplündert worden, und die Wälder zu verbrennen. Ja, es war nicht zu spaßen mit diesen Gums, und diese Wilden standen bei ihren Mitbürgern in hoher Achtung!

Nicht bloß das französische Blei that unter den verruchten Deutschen seine Schuldigkeit, in den nördlichen und nordöstlichen Regionen waren deren Verluste durch Krankheiten ebenfalls ganz enorme. In Châlons sur Marne lagen, und die französischen Zeitungen konnten das ja ganz genau wissen, vor ihnen blieb nichts verborgen, — 18 000 Kranke und Verwundete, und in ähnlicher Weise waren andere Städte angefüllt. Von Paris kamen viele preußische Soldaten total erblindet in die Heimat zurück, offenbar hatten sie den Glanz, welchen Paris ausstrahlte, nicht zu ertragen vermocht. In Limoges kam der Ballon „Trouville" an, dessen Insassen Paris und seine Bevölkerung, was Stimmung, und die Armee, was Kampflust anbelangte, als über jedes Lob erhaben schilderten. Allerdings seien alle militärischen Operationen der großen Kälte halber eingestellt worden, welche sogar zwölf Grad erreichte. Was die Kriegsmittel anbelangte, über welche Paris noch verfügen konnte, so waren solche geradezu großartig, und an Ruhmesthaten gebrach es auch nicht. Die mobilisierte Nationalgarde hatte aus dem Park von Maison Blanche ein Bataillon Sachsen hinausgeworfen. — Auch der Humor und der Magen des Feinschmeckers kam zu seinem Rechte. Aus dem Staatsparke von Arpachon wurden zwei Millionen Austern zum Verkauf bestimmt, um mit dem Erlös die Familien gefallener und verwundeter Marinesoldaten zu unterstützen. Aber woher sollte man schließlich das Geld zum Austernessen hernehmen, wenn die Preußen alles vorhandene Geld in ihren großen Sack steckten? Da waren z. B. die braven, biedern Bürger von Orleans wahre Muster von Unterthänigkeit; nur einen einzigen hatte der Hafer gestochen, und er es sich beikommen lassen, einen preußischen Soldaten zu mißhandeln. Anstatt dies aber als eine allerdings etwas unzeitgemäße Privatbelustigung eines einzelnen Orleanesen zu betrachten und aufzufassen, waren die Deutschen unhöflich genug, der Stadt abermals eine Kontribution aufzuerlegen, und zwar in der Höhe von 600 000 Franken. General von der Tann verstand diesmal keinen Spaß, und als an der Summe noch 10 000 Franken fehlten, drohte er kurzweg, wenn nicht bis zum Abend das fehlende Geld herbeigeschafft werde, 50 der angesehensten Bürger als Geiseln nach Deutschland abführen zu lassen. Das half mit einemmale; das Geld kam zur Stelle.

Was soll man dazu sagen, daß beispielsweise am 19. Dezember in Breteuil amtlich bekannt gemacht werden konnte: „160 000 (sage mit Worten hundertsechzigtausend) Preußen sind getötet oder verwundet, 6600 Mann in der Marne ertrunken, 270 Kanonen genommen, 180 vernagelt, 67 000 Gefangene. Bourbaki getötet. Bismarck verwundet und mit seinem Generalstab zu Gefangenen gemacht. Ganze preußische Armee auf dem Rückzuge gegen Osten. Wilhelm in Metz. Vinoy und Ducrot verfolgen die fliehende preußische Armee und machen viele Gefangene. Trochu marschiert auf die Normandie zu, seine Vorposten sind in Mantes, Briant steht mit 70 000 Mann zwischen Havre und Rouen." Und unter eine solche General-Lüge setzte Gambetta seinen Namen, und was noch ärger, das französische Volk glaubte es und nahm alles für bare Münze. Es glaubte auch die Lüge, daß die Deutschen bei Nuits viermal mehr Leute verloren hätten, als die Franzosen,

daß Prinz Wilhelm von Baden tödlich verwundet worden sei und daß vor Belfort ein Ausfall stattgefunden habe, bei dem die Deutschen einfach alle ausgerottet wurden. — Gelogen war es, wenn von Lille berichtet wurde, in Péronne habe das Spital trotz der darauf wehenden Ambulanzflagge die ersten Geschosse erhalten und sei zerstört worden, es war den Franzosen nachgerade zum Bedürfnis geworden, die Deutschen als grundsätzliche Zerstörer der Spitäler hinzustellen. Welchen Zweck sie dabei verfolgten, wer vermöchte das zu sagen! Aber der Zweck, den Haß gegen die Deutschen zu schüren, wurde damit erreicht und das genügte.

Auch Trochu bekam sein Fett ab, und da er sich aus irgend welchem Grunde die Ungnade des Diktators zugezogen hatte, wurde ihm von Gambetta sein Sündenregister vorgehalten. — Da war Numero eins der schwere Vorwurf, daß Trochu, entgegen den Anfangsregeln der Kriegswissenschaft, die gesamte verfügbare Streitmacht des Landes in eine Stadt eingeschlossen habe, die auf dem Punkte stand, belagert zu werden, ferner habe es Trochu versäumt, auch nur einen einzigen Mann in die Provinzen zu schicken, der es verstanden hätte, das Land in militärischer, politischer und administrativer Beziehung zu organisieren. Trochu habe ferner den verfehlten Plan gehabt, die Nationalgarde in der nächsten Umgebung von Paris zu bewaffnen, statt dieselbe in die Städte zu führen und eine Wüste rings um die Stadt zu erzeugen. Obwohl er wußte, daß in der Provinz niemand vorhanden war, der imstande gewesen wäre, die Kriegsoperationen zu leiten, so habe er doch mehrere Monate lang die Provinzen ohne Verhaltungsmaßregeln gelassen. Statt der Entsatz-Armee entgegen zu marschieren, wie es die Umstände und der verabredete Plan erheischten, habe er am 30. November und 2. Dezember eine Art platonischer Ausfälle gemacht, und so der Gnade des Feindes die Armee außerhalb Paris überlassen und dieselbe dadurch in eine geradezu lächerliche Lage gebracht. Um diesem Verhalten die Krone aufzusetzen, habe er noch ganz neuerdings einen Ausfall gemacht, den man nur als einen Ausfall à la Bazaine bezeichnen könne. — Schlimm erging es den Preußen vor La Fère; sie hatten sich angeschickt, dieses zu belagern, ließen aber plötzlich den Platz, die aufgeführten Erdarbeiten und ihre Lebensmittel im Stich, und zogen gegen Laon ab. Es mußten ernste, mit Stafette eingelangte Nachrichten sein, was sie zu solch plötzlichem Abmarsche veranlaßt hatte, sagten sich die Franzosen, und freuten sich schon, daß wie La Fère bald auch die übrigen französischen Plätze vom Feinde befreit sein würden. — Am 31. Dez. log die Regierung in Bordeaux: „Berichte aus Paris sagen: Der Angriff der Preußen auf den Mont Avron wurde ruhmvoll zurückgeschlagen, 7—8000 Preußen dabei getötet. Am gleichen Abend gaben die Mobilen ein Konzert zum Besten der Armen. Paris ist zauberhaft, wiedergeboren, antik. Wenn jemand wagen würde, von Kapitulation zu sprechen, er würde auf der Stelle niedergeschossen werden. Paris kann sich sehr reichlich bis Ende Februar halten." General Faidherbe telegraphierte: „Ich habe die Operationen wieder begonnen und das Land um Arras herum durchzogen, ohne den Preußen zu begegnen." Er siegte, dieser brave General, immer und zu allen Zeiten, er siegte auch bei Bapaume, obgleich er von der deutschen Kavallerie nachdrücklichst verfolgt wurde; diese Herren Generale der Republik konnten sich bloß dann dazu verstehen, sich für besiegt zu erklären, wenn die Deutschen sie alle, vom General bis zum Tambour abwärts, am Kragen hatten, dann aber waren sie nicht besiegt, sondern verraten. — Gambetta war unermüdlich im Lügen. Dem Gemeinderat von Bordeaux schwindelte er vor: „Ich habe unsere junge Armee gesehen, sie ist voll Entschlossenheit und Mut, und ich bekräftige Ihnen, daß diese jungen, zuerst unerfahrenen Soldaten heute mehr wert sind, als unsere ehemalige Armee. Aber man muß sie unterstützen, ihnen die Erinnerung an das zerschlagene, mit Blut bedeckte Vaterland, das sein Heil von ihrem Patriotismus erwartet, zurückrufen. Man gebrauchte Zeit, d. h. einige Monate, um sich Waffen zu verschaffen, die Streitkräfte zu organisieren, sie an die Mannszucht zu gewöhnen, aus den Reihen der Offiziere Führer zu wählen, um die alten Generale zu ersetzen, die, nicht das Vertrauen dieser neuen militärischen Organisation besitzend, solches auch ihren Truppen nicht einflößen konnten. Heute ist alles dies vollbracht. Wir haben ebenso viele Kanonen, wie die Preußen; unsere Niederlagen selbst haben uns als Lehren gedient, und das Vertrauen herrscht überall in unserer Armee, während unsere Feinde, die kühn bis in das Herz Frankreichs vorgerückt, entmutigt, sogar ihrer Triumphe müde sind, die sie schwächen und dezimieren. Sie glaubten, daß sie nur einen Sadowafeldzug zu machen hätten, und Paris fesselt sie seit drei Monaten. Die Verluste, welche sie erleiden, sind enorm. Deutschland ist erschöpft an Leuten und Geld; noch einige Tage, noch einen Monat voll Energie und Anstrengungen, und die Niederlage der preußischen Armee ist sicher. Helfen Sie uns bei diesem Werke des Widerstands, und wir werden die Befriedigung haben, das Land aus der größten Gefahr zu retten, von der es jemals bedroht war." — Der bekannte Geschichtsschreiber Laufrey hatte allein den Mut, Gambetta die Wahrheit ins Gesicht zu sagen mit folgenden Worten: „Sollen wir etwa so lange warten, bis alles verloren gegangen ist, ehe wir anerkennen, daß wir den größten und gröbsten Mißgriff thaten, als wir diesem Advokaten die Leitung des Krieges anvertrauten? Ist die Erfahrung denn nicht schon vollständig genug? Wir hatten drei Monate Frist, um eine solide Armee herzurichten; die Elemente fehlten nicht, sie wollten nur geschult sein. Aber man zog es vor, große Massen Menschen zusammen zu bringen, die nicht bewaffnet, gekleidet und ernährt werden konnten. Alles brachte man außer Schick und Ordnung, ohne darum die alte administrative und militärische Routine abzuthun. Man vernichtete das Vertrauen der Soldaten durch die unbegründete Absetzung ihrer Führer. Aus Journalisten dritten Ranges machte man Befehlshaber, unsere Finanzen überlieferte man finanzwirtschaftlichen Abenteurern; die wichtigsten Ämter vertraute man politischen Zigeunern an, die vom Morgen bis zum Abend Pakte mit dem Tode schlossen, in Wahrheit aber nur einen Pakt mit ihrer Gage geschlossen haben. Jedermann wird die Richtigkeit dieses Gemäldes zugeben. Und das Schlimmste haben wir noch vergessen. Niemals hat man dem Lande die Wahrheit über seine eigene Lage gesagt. Die wichtigsten Nachrichten erhielten wir immer erst durch die fremden Blätter. Erst von ihnen erfuhr man den Fall von Toul, Verdun, Schlettstadt, Neubreisach, Amiens, Thionville, Rouen u. s. w. Europa wußte schon drei Tage lang die traurige Kapitulation von Metz, als man uns noch von glücklichen Ausfällen Bazaines vorschwatzte. Man erzählte uns von Ausfällen von Paris, die nie anderswo als auf dem Papier existiert haben, man ließ Truppen auf geographischen Punkten auftreten, wo es nie welche gegeben hatte. Und wenn man nicht länger die Wahrheit ganz verschweigen konnte, so nahm man die seltsamsten Verkleidungen mit ihr vor. Der Rückzug der Loire-Armee wurde zu einer fein ersonnenen strategischen Bewegung gemacht, um den Feind nachzulocken; die Räumung von Tours war eine schon vor zwei Monaten beschlossene Maßregel. Die Lektüre dieser Bulletins, eingeweiht durch die famose Geschichte von den drei Särgen, (es sollten von Versailles aus drei Särge nach Deutschland gebracht worden sein, im ersten lag der König von Preußen, im zweiten Bismarck, im dritten Moltke) wird einmal höchst ergötzlich sein. Es ist die höchste Zeit, daß die Nation durch Männer repräsentiert wird, die sie ihrer würdig erachtet. Vor drei Wochen verlangten wir dies im Interesse der Befestigung der Republik; heute verlangen wir es um des Heiles Frankreichs willen. Frankreich hat viele Diktaturen über sich ergehen lassen, aber eine, die es nie lange geduldet hat, ist die Diktatur der Unfähigkeit."

Unterdessen blühte in Paris das Wirtshaus- und Klubwesen. Kein richtiger Pariser, der nicht abends in seinen Klub gegangen wäre, wo man die Männer zu hören bekam, die es mit dem Vaterlande gut meinten und dies in schönen Reden kund thaten! Der alte Ledru-Rollin, der die Eigenschaft besaß, ein vernünftiger Mensch zu sein, und der dieser Eigenschaft entsprechend geredet hatte, wurde beinahe totgeschlagen, hatte er doch verlangt, die Regierung solle auf einen Massenausfall verzichten! Vernünftig war ja dieser Vorschlag, folglich war Ledru-Rollin ein dummer Kerl. Paris bildete sich mehr und mehr zu einem Tollhause aus und das Land folgte dem glorreichen Beispiel der Hauptstadt. — Gründlich aufgeschnitten ward in der angeblich von General Faidherbe herrührenden, von Bordeaux aus verbreiteten und wahrscheinlich auch dort fabrizierten Depesche vom 3. Januar, in welcher es hieß: „Heute fand unterhalb Bapaume eine Schlacht statt, welche von 8 Uhr morgens bis 8 Uhr abends dauerte. Wir haben die Preußen aus allen Stellungen und allen Ortschaften verjagt. Die

Preußen erlitten enorme Verluste, unsere Verluste sind unerheblich." — Laut begannen die Franzosen um die Mitte des Januars 1871 Namen von Generalen zu nennen, welche Verrat geübt haben sollten. So konnte man beispielsweise am 11. Januar im Siècle lesen, tags zuvor hätte ein Ausfall stattfinden sollen, aber als die Truppen im Begriffe standen, vorzugehen, wurde Gegenbefehl gegeben, weil es sich herausstellte, daß der Feind seine Truppen bereits auf den anzugreifenden Punkten gesammelt hatte. „Da nun aber," so fährt das Blatt fort, „nur die vier Generale Trochu, Ducrot, Vinoy und Schmitz um den Angriffspunkt wußten, so erhebt sich die Frage, wer von ihnen ist der Verräter? Die einen beschuldigten Ducrot und gaben deutlich zu verstehen, wer bei Sedan sein Ehrenwort gebrochen, dem könne man auch einen schnöden Verrat zutrauen! Ein anderes Blatt dagegen wies auf General Schmitz hin, dessen deutscher Name ja schon darauf schließen lasse, daß ihm eine Verräterei gleich sehe." — Wie es kam, daß der Ausfall von Clamart für die Franzosen unglücklich endete, weiß die Presse von Paris zu erzählen. Die Blätter sagen, man habe die Truppen zu lange warten lassen, und um sich gegen die Grimmkälte einigermaßen zu wehren, hätten die Soldaten mit den Füßen gestampft, dadurch aber ein solch großes Geräusch gemacht, daß die Preußen von dem Vorhaben Wind bekamen. Wie dann die Franzosen auf Clamart losgingen, wurden sie von furchtbarem Salvenfeuer empfangen, das sie zu eiligstem Rückzug zwang. — Aber trotzdem auch jetzt nur leere Phrasen. „Paris zeigt in diesem Augenblicke wiederum," ließ die Regierung durch die Blätter verkündigen, „wie groß seine Beharrlichkeit ist in dem Kampfe, den es mit den Armeen der Provinz gegen den unversöhnlichen Feind besteht, welcher, nachdem er uns zerstückelt und ausgeplündert hat, uns schließlich sowohl als militärische Nation, wie als Inhaberin der Oberherrschaft der Ideen, vernichten will. Paris erhielt, ohne seinen patriotischen Stoicismus zu verleugnen, gleichzeitig die Nachricht von der Niederlage Chanzys und von dem plötzlichen Einhalten unserer Bewegungen gegen die feindlichen Stellungen, welche dem Mont Valérien und unseren Verteidigungslinien des Westens gegenüber liegen. Sein Mut, der ohne zu wanken, so vielen andern Unglücksfällen die Stirn geboten, würde gewiß noch grausamere Unfälle beherrschen. Man hat darum nicht daran zu zweifeln, daß Paris den Anprall der Preußen bis zu seiner letzten Granate, bis zu seinem letzten Stück Brot aushalten wird."

Daneben raubte die Wut, daß man es deutscherseits gewagt hatte, die heilige Stadt Paris zu bombardieren, den Bewohnern der „Leuchte der Menschheit" vollends das letzte Quentchen Verstand. Bis in die tiefste Hölle wurde Deutschland verflucht, und die „Gironde" in Bordeaux, eines der Gambettaschen Leibblätter schrieb: „Möge der heilige Haß, unsere Rettung für jetzt, unser Hort für die Zukunft, in den Herzen unserer Kinder fortleben; nicht einer des heutigen Geschlechtes, der das Bombardement von Paris gesehen, wird jemals den mit dem verruchten deutschen Namen besudelten Bösewichtern Verzeihung erteilen können, bis München, Berlin, Dresden, Karlsruhe, Weimar, Stuttgart, alle die Burgen dieser Banditen durch die französischen Brandfackeln und Kugeln gereinigt und imstande sind, die Gaben der occidentalen Civilisation aufzunehmen. Denn wir müssen nunmehr die „Civilisation" civilisieren. Die Nibelungen und die Chemie ließen sie die Exegese und die Petrolbomben erfinden, nunmehr müssen unsere Chassepots und unsere Büchsen ihnen Vernunft und werkthätige Moral beibringen!"

Einen Sieg errang nach französischen Berichten in Montoire, bei St. Quentin, General Jouffroy; fünf Kilometer über Montoire hinaus verfolgte er die Deutschen, welche 100 Gefangene, Gepäck und Munitionswagen verloren, und an Offizieren zwei Tote und mehrere Verwundete hatten. Es ist wahr, 70 Gefangene hatten die an Zahl weit überlegenen Truppen General Jouffroys gemacht, aber die Deutschen zu verfolgen, und gar fünf Kilometer weit, das ließen sie hübsch bleiben. — Ganz famos wußte General Faidherbe die Pille der von ihm verlorenen Schlacht von St. Quentin zu überzuckern, er meldete: „Unsere Truppen haben sich bewunderungswürdig gehalten und die Linien bis zur Nacht behauptet. Bei Einbruch der Nacht waren aber die Leute so ermattet, daß es unmöglich war, daran zu denken, ihre Positionen festzuhalten. Sie in die Stadt rücken lassen, hieße ein Bombardement derselben herbeiführen. Mehrere Granaten fielen ohnehin in dieselbe und verbreiteten Schrecken unter der Bevölkerung. Es wurde also der Rückzug auf einen Punkt hinter Saint Quentin angeordnet. Wir haben starke Verluste erlitten, aber noch stärkere dem Feinde beigebracht." — Frech muß folgende Depesche aus Dijon genannt werden: „Heute morgen (22. Januar) erfolgte nach einer Nacht fortwährender Überfälle ein neuerlicher Angriff des Feindes. Wir haben die Preußen auf der ganzen Linie zurückgewiesen und verfolgen sie mit Ungestüm. Die Garibaldiner und die Mobilgarden haben an Mut gewetteifert. Die Wirkung unserer Artillerie war furchtbar. Mehrere feindliche Kanonen wurden demontiert. Die Positionen von Daix und Hauteville wurden den Preußen mit Sturm weggenommen. Die Preußen haben in der Eile ihres Rückzuges ihre Verwundeten und ihre Ambulanzen zurückgelassen. In Hauteville haben die Preußen Akte unerhörter Grausamkeit begangen, sie haben daselbst neun Ärzte und Krankenwärter trotz ihrer Abzeichen massakriert. Es wurde hierüber eine Untersuchung eingeleitet." Kann man über den sonstigen Inhalt der Depesche lächeln, der Schluß derselben muß jeden Deutschen empören, denn er ist geradezu infam. Es hieße die ganze deutsche Armee aufs schwerste beleidigen, wollte man hier auch nur ein Wort zur Widerlegung sagen. — Man kann füglich behaupten, nachgerade log alles in Frankreich, die Regierung belog die Armee, die Armee die Regierung, beide aber das arme Volk, das die Zeche für diesen Schwindel und all die Lügen bezahlen mußte. An die Präfekten erging noch am 24. Januar von Bordeaux ein Rundschreiben des Inhalts: „Nach der gestrigen Schlacht bei Dijon floh der Feind in der Richtung von Messigny, Noyes und Sevigny le Sec. Alle beteiligten Corps thaten ihre Pflicht. Im Westen scheint der Feind sich zurückzuziehen."

Der alte Garibaldi wußte in einer an die Vogesen-Armee gerichteten Proklamation seinen Scharen zu erzählen: „Alle Tage erkämpfen unsere tapferen Franktireurs neue Trophäen für die Republik, während wir mit Ungeduld den Augenblick erwarten, um ihre glorreichen Anstrengungen teilen zu können. Junge Milizen der heiligen Sache der Republik! Ihr werdet an euren Feinden den Unterschied kennen lernen, der zwischen den Sklaven eines Despoten und den Vorkämpfern der Freiheit besteht. Die furchtbaren Soldaten des Königs von Preußen, einst so stolz gegen einen Tyrannen, sie beginnen zu weichen vor den edlen Verteidigern des Rechts und der Gerechtigkeit. Euch, dem auserkorenen Geschlecht, hat das Schicksal die Sorge anvertraut, nicht nur den Eindringling von dem Boden unseres schönen Vaterlandes zu verjagen, sondern auch auf beständigen Grundlagen die heiligen Prinzipien der Freiheit und der Brüderlichkeit der Nationen aufzurichten, welche trotz der von den vergangenen Geschlechtern während zwanzig Jahrhunderten gemachten Anstrengungen nicht erreicht werden konnten, da ihnen der zähe und teuflische Bund des Tyrannen mit dem Priester entgegen war. Die blutigen Unglücksfälle, welche Frankreich erlitten hat, sind eine harte, aber wirksame Lehre für den Sybaritismus, welchen die Könige eurem edlen Lande aufdrängen wollten. Lüge und Verderbtheit, das ist das Symbol dieser Übelthäter. Wahrheit und Gerechtigkeit stehen geschrieben auf den Oriflammen unserer jungen Legionen, und das Blut, die Thränen, die Verzweiflung dieser beiden großen betrogenen Völker haben diese neue Aera heraufbeschworen, in welcher die menschliche Familie die blutigen Blätter vergessen wird, welche das Kaiserreich und das schwarze Gewürm, das ihm als Sockel dient, beschrieben haben. Beinahe am Ende meines Lebenslaufes, bin ich stolz, an eurer Seite der edelsten Sache dienen zu können, und ich vertraue eurer Tapferkeit, auf daß ihr eure humanitäre Mission erfüllet. G. Garibaldi."

Nun, an Garibaldi war man die Phrasen längst gewöhnt, daß aber ein Mitglied der „Academie française", jener hochberühmten Gelehrtengesellschaft, deren Mitglieder man die „Unsterblichen" zu nennen pflegt, sich so weit vergessen könnte, zum Morde des Königs von Preußen in einem Gedichte aufzufordern, das hätte man doch nicht für möglich gehalten! De Laprade hieß der Gelehrte, der dieses Stück fertig brachte.

Der biedere Bordone, Garibaldis Generalstabs-Chef und Ex-Zuchthäusler, — (er hatte sich verschiedene Betrügereien zu schulden kommen lassen) — erließ, als schon alles verloren und Bourbakis Armee unaufhaltsam nach der Schweiz getrieben worden war, einen Tagesbefehl, der mit den Worten schloß: „Schwören wir, die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis der Boden Frankreichs gesäubert sein wird von diesem

Haufen von Füchsen und Wölfen, welchen man die Armee des Kaisers Wilhelm nennt; von nun an werden wir auf sie losgehen wie gegen wilde Tiere, denen man noch, wenn sie verendend am Boden liegen, Pfähle und Mistgabeln in den Leib stößt." — Ebenso thöricht handelte Chanzy, als er nach Abschluß des 21tägigen Waffenstillstandes vom 31. Januar seine Truppen aufforderte, sich zum Kampfe bis aufs Messer bereit zu halten, wenn Deutschland beabsichtigen sollte, Frankreich zu demütigen. Natürlich, wenn sich Deutschland wieder nahm, was man ihm im tiefsten Frieden geraubt, so hieß dies den Räuber, Frankreich nämlich, demütigen. Nun man trug deutscherseits der nationalen Erregung der Franzosen Rechnung, und so legte man auch an höchster Stelle, legte des Kaisers Majestät den Brief des Bischofs von Angers, Monseigneur Freppel, zu den übrigen, der dem Kaiser Wilhelm brieflich den Rat gegeben hatte: „Sie hatten das höchste Glück, welches ein Militär haben kann, indem Sie Frankreich besiegten; (!!) besiegen Sie nun sich selbst, verzichten Sie auf eine territoriale Vergrößerung." Die Franzosen mochten die in der Schlacht allerdings nicht zu unterschätzenden Deutschen im übrigen doch für recht einfältige, leicht über den Löffel zu barbierende Menschen gehalten haben!

Als die Abmachungen bezüglich des Einmarsches der deutschen Truppen in Paris zum Abschluß gekommen waren, tauchte sofort das Gerücht auf, die Artillerie der Nationalgarde beabsichtige, ihre Kanonen gegen die Elyseeischen Felder zu richten, um den Einzug der Preußen zu verhindern. Picard und Thiers warnten in einer Proklamation die Pariser vor Gewaltthaten: „Falls die Konvention gebrochen werden sollte," hieß es in dieser Proklamation, „würde ganz Paris besetzt und die Verwüstung bis zu den Pyrenäen ausgedehnt werden. Die Aufrechthaltung der Ordnung sei daher dringend geboten." Das war vernünftig geredet, zehnmal vernünftiger als dies Trochu, der Viel- und Gernsprecher in seiner Proklamation an die Pariser that, wie sie der Absicht der Deutschen gegenüber, in Paris einzuziehen, sich verhalten sollten. Nach General Trochus Ansicht mußten die Franzosen das ganze Odium dieses Gewaltaktes den Deutschen überlassen. Unter feierlichem Protest sollte Paris seine Thore schließen und es dem Feinde überlassen, dieselben mit seinem Geschütze wieder zu öffnen. Das bewaffnete Paris könne der Geschichte das Urteil über ein solches Verfahren überlassen. Das gefiel natürlich den Parisern, und sie waren Feuer und Flamme für diesen Plan; zum Glück siegte aber schließlich doch die Vernunft, und die Deutschen sahen sich nicht wie bei Weißenburg genötigt, die Ketten der aufgezogenen Zugbrücken abzuschießen. — Das „Journal de Fécamp" war eigentlich das einzige Blatt, das den Mut hatte, zu erklären, daß aller weitere Widerstand eine Dummheit wäre. — „Ja, der Friede," schrieb es, „der Friede ist das sehnliche Verlangen aller menschlich fühlenden Herzen in Frankreich, Deutschland und Amerika. Ja, der Friede ist der Wunsch Frankreichs. Ja, Frankreich besiegt und gedemütigt, wünscht und verlangt den Frieden. Jeder Widerstand ist künftig ohnmächtig. Er wird nur eine neue Hekatombe von einer Million Leichen zu der Million von Leichen hinzufügen, welche auf den Feldern von Weißenburg, Reichshofen, Jaumont und Sedan modern. Wir sind besiegt, zertreten, wie zu keiner Zeit eine Nation es gewesen ist! Hören wir auf, uns mit neuen Hoffnungen zu verblenden und auf eine unmögliche Verteidigung zu viel Hoffnung zu setzen. Wir sind ehrenhaft besiegt. Unsere Armee, die nicht mehr ist, hat heldenmütige Anstrengungen gemacht. Sie hat sich auch die Achtung der Sieger erworben. Die Ehre ist gerettet. Wir sind besiegt. Demütigen wir uns! Haben wir die Würde des Unglücks, unterwerfen wir uns schweigsam, bescheiden! Der Friede, der Friede allein, der überall von ganz Frankreich gefordert wird, kann die Zukunft des Landes retten, indem seine Menschen und Hilfsquellen geschont bleiben. Zur Stunde müssen wir im Hinblick auf das Unglück des Vaterlandes den Mut haben, den Nacken zu beugen und um Frieden zu bitten." — Das war ein seltener Vogel, der das übrige verlogene französische Preß-Federvieh nur um so bestimmter hervortreten ließ.

Lassen wir zum Schlusse die höchst lehrreiche Depesche des Bundeskanzlers Grafen Bismarck vom 9. Januar 1871 folgen. Man erfährt und lernt aus ihr sehr viel. Sie lautet: „Versailles, den 9. Januar 1871. Ew.... werden gleich mir in den Zeitungen ein von dem Grafen Chaudordy unterzeichnetes Schriftstück bemerkt haben, welches mit Anklagen gegen die deutschen Heerführer und Truppen angefüllt ist, und den neutralen Mächten im Namen der Regierung der nationalen Verteidigung mitgeteilt sein soll. Ob dies wirklich geschehen ist, weiß ich nicht, und möchte es fast bezweifeln, so sichtlich ist das Schriftstück auf ein französisches Publikum und auf das Bedürfnis des uns feindlich gesinnten Teiles der Presse anderer Länder berechnet. Es ist kaum zu glauben, daß der Graf Chaudordy und die Personen, die ihn beauftragt haben, bei einer Regierung dieselbe Unbekanntschaft mit auswärtigen Dingen vorausgesetzt haben sollten, auf die sie in Frankreich ihre Berechnungen gründen können. In andern Ländern aber ist man gewöhnt, auch die Kulturzustände fremder Völker zum Gegenstand des Studiums und der Beobachtung zu machen. Die Welt kennt das Unterrichtswesen und seine Früchte in Deutschland und in Frankreich, die allgemeine Wehrpflicht bei uns, und die Conscription mit Loskauf bei unsern Gegnern; sie weiß, welche Elemente in den deutschen Heeren den Ersatzmännern, den Turkos und den Strafbataillonen gegenüberstehen, sie erinnert sich aus der Geschichte früherer Kriege und in vielen Gegenden aus eigener Erfahrung, wie französische Truppen in Feindesland zu verfahren pflegen. Bereitwillig bei uns zugelassene Vertreter der europäischen und der amerikanischen Presse haben beobachtet und bezeugen, wie der deutsche Soldat Tapferkeit mit Menschlichkeit zu paaren weiß, und wie zögernd die strengen, aber nach Völkerrecht und Kriegsgebrauch berechtigten Maßregeln zur Ausführung kommen, welche anzuordnen die deutsche Heeresleitung durch das völkerrechtswidrige Verhalten der Franzosen und zum Schutze der eigenen Truppen gegen Meuchelmord gezwungen worden ist. Auch der größten und ausdauerndsten Wahrheitsentstellung wird es nicht gelingen, die Thatsache zu verdunkeln, daß die Franzosen es sind, welche diesem Kriege den Charakter gegeben haben, den ein jeder Tag tiefer und breiter ausprägen muß. Schon vor mehreren Monaten, nachdem wiederholte Fälle uns die Überzeugung verschafft hatten, daß die französischen Truppen das allgemeine Völkerrecht, sowie die besonderen Abmachungen, an denen Frankreich teil genommen hatte, grundsätzlich mißachteten, nachdem wiederholt, man darf sagen, fast regelmäßig auf unsere Parlamentäre geschossen, sowie gegen Ärzte und Ambulanzen vertragswidrige und rohe Feindseligkeiten verübt worden waren, habe ich Ew.... ersucht, dieserhalb bei dortiger Regierung Protest zu erheben. In der seitdem verflossenen Zeit haben wir nicht nur die damals vorbehaltenen Beweisstücke sammeln können, sondern auch eine lange Reihe neuer Fälle zu konstatieren gehabt. Unter Umständen, welche die Annahme eines Zufalles oder eines Irrtums auf seiten der französischen Truppen völlig ausschließen, ist auf Parlamentäre, welche eine weiße Fahne und einen blasenden Trompeter mit sich hatten, bei den in der Anlage A. aufgeführten 21 Gelegenheiten geschossen worden, teils mit Kleingewehr, teils mit Granaten, zuweilen von einzelnen Schützen, zuweilen in Salven. Einige Trompeter sind dabei getötet, Fahnenträger verwundet worden. Die gerichtlichen Protokolle, durch welche diese Fälle konstatiert sind, liegen mir vor und werden gedruckt werden. Nach der Schlacht von Weißenburg stellte es sich heraus, wie Ew.... aus meinem Erlaß vom 27. September v. J. erinnerlich sein wird, daß nicht nur die in unsere Gefangenschaft geratenen Verwundeten, sondern auch höhere französische Militärärzte von der Genfer Konvention gar nichts wußten, und daß einige der letzteren, nachdem sie von diesseitigen Delegierten belehrt worden waren, sich das vorgeschriebene Abzeichen notdürftig und unkenntlich selbst herstellten. Freilich kann uns das weniger Wunder nehmen, seit wir aus den durch die pariser Machthaber veröffentlichten amtlichen Depeschen aus dem Juli und August v. J. erfahren haben, wie unvollkommen vorbereitet für diesen so lange beabsichtigten und so frevelhaft herbeigeführten Krieg Frankreich gewesen ist. Allmählich hat man sich auf französischer Seite mit der Genfer Konvention so wohl vertraut gemacht, daß man die Vorteile derselben in vollem Maße in Anspruch zu nehmen weiß; um die Erfüllung der entsprechenden Pflichten aber ist es nicht besser geworden. Während wir auch die unzweckmäßigen Bestimmungen der Konvention um den Preis großer Unbequemlichkeiten und militärischer Nachteile durchzuführen uns angelegen sein lassen, während mehr als hundert französische Militärs hier am Sitze des Hauptquartiers als Ärzte und Krankenwärter sich mit der größten Freiheit bewegen, während französische Delegierte in Gefangenendepots in Deutschland zuge-

lassen worden sind, obwohl zu vermuten war und sich zu bestätigen scheint, daß ein solcher Verkehr verräterische Anzettelungen zur Folge haben würde, so haben von französischer Seite die Angriffe auf Verbandplätze und Ambulanzen, die Mißhandlungen und Beraubungen von Ärzten, Delegierten, Lazarettgehilfen und Krankenträgern, die Ermordungen von Verwundeten bis auf die neueste Zeit fortgedauert, und wo Ärzte in die Gewalt der feindlichen Truppen gefallen sind, sind sie nicht selten mißhandelt und eingekerkert, im günstigsten Falle ihrer Effekten beraubt und auf beschwerlichen Wegen nach der schweizer oder italienischen Grenze gebracht worden. Bei den häufigen Bewegungen der Truppen und Sanitätskolonnen ist es noch nicht möglich gewesen, alle zur Sprache gekommenen Fälle gerichtlich zu konstatieren; aus dem vorhandenen reichhaltigen Material mögen die in Anlage B. kurz aufgeführten Beispiele genügen. Nur ein Zeugnis kann ich mich nicht enthalten, gleich hier ausführlicher mitzuteilen, das des schweizer Arztes Dr. Burkhard, datiert aus Puiseaux vom 18. Dezember: „Die Genfer Konvention ist in den Gefechten in den Wäldern von Orleans vielfach verletzt worden. Ich sah den 30. November einen französischen Militärarzt, von dem nicht nur französische Gefangene behaupteten, sondern der es selbst offen eingestand, daß er mit seinem Revolver viele preußische Gefangene erschossen. Viele Franktireurs, so erzählen uns zahlreiche Verwundete, zogen bei rückgängigen Bewegungen Genfer Binden aus der Tasche. Das Schießen auf Verwundete kam öfters vor.“ Einer so konsequenten Mißachtung der Genfer Abmachung gegenüber werden die verbündeten deutschen Regierungen zu der Erwägung genötigt werden, ob oder in welchen Grenzen sie sich Frankreich gegenüber ferner an dieselbe gebunden erachten können. Außer der in meinem Cirkular vom 27. September v. J. erwähnten, sind von französischer Seite auch Zuwiderhandlungen anderer Art gegen Vertrag, Völkerrecht und Kriegsgebrauch civilisierter Völker vorgekommen. In der Schlacht bei Wörth wurde bemerkt, daß Flintenkugeln in die Erde einschlugen und dann mit einem sehr vernehmlichen Explosionsknall das Erdreich aufwarfen. Unmittelbar nach dieser Wahrnehmung wurde der Oberst von Beckedorff durch eine explosive Flintenkugel schwer verwundet. Ein eben solches Geschoß hat in dem Gefecht bei Tours am 20. Dezember v. J. den Lieutenant vom zweiten pommerschen Ulanenregiment, von Oertzen, getroffen. Bei angestellten Nachforschungen, die noch nicht abgeschlossen sind, haben sich unter der in Straßburg erbeuteten Munition Sprenggeschosse für das sogenannte fusil à tabatière vorgefunden. Ich behalte mir vor, über diese Verletzung der petersburger Konvention an die Unterzeichner derselben eine besondere Mitteilung zu richten. Schon jetzt aber verdient es, in die Erinnerung zurückgerufen zu werden, daß ein französischer Befehlshaber die badischen Truppen, bei denen so wenig, wie in den übrigen deutschen Heeren, Sprenggeschosse für Handfeuerwaffen vorhanden sind, der Benutzung von konventionswidrigen Explosivgeschossen beschuldigt und die badische Bevölkerung deswegen amtlich mit dem Schicksal der Pfälzer unter Louis XIV. bedroht hat: „même les femmes.“ Eine nahe Verwandtschaft mit dieser Kampfweise hat es, daß in den Taschen gefangener Franzosen eine Patrone gefunden worden ist, deren Geschoß aus einer in 16 oder mehr kantige Stücke zerschnittenen, lose wieder zusammengelegten Bleikugel besteht. Eins der vielen eingelieferten Exemplare dieses Geschosses, welches in seinen Wirkungen dem gehackten Blei gleichkommt, ist dem Auswärtigen Amte in Berlin übersandt und daselbst den Herren Vertretern der fremden Mächte vorgelegt worden. Auch im Seekriege setzen sich die Franzosen ebenso über das Völkerrecht hinweg. Der französische Kriegsdampfer „Desaix“ hat drei deutsche Kauffahrer, die er aufgebracht hatte, „Ludwig“, „Vorwärts“ und „Charlotte“, anstatt sie in einen französischen Hafen zu bringen und den Spruch eines Prisengerichtes herbeizuführen, auf hoher See durch Verbrennen, beziehungsweise Versenken, zerstört. Die deutschen Schiffe werden deshalb zu Repressalien gegen französische angewiesen werden. Es kann nicht befremden, daß Machthaber, welche für Gesetz und Vertrag so wenig Achtung haben, noch weniger Anstand nehmen, sich von der Sitte der heutigen Völker loszusagen und zu Verfahrungsweisen längst vergangener Kulturperioden zurückkehren, ja Dinge billigen, die in allen Zeiten und bei allen Völkern, welche irgend einen, wenn auch noch so eigentümlichen Begriff von Ehre haben, für besonders schimpflich gehalten worden sind.

Wie die französischen Gefangenen, deren wir eine beispiellose Menge unterzubringen haben, die verwundeten und kranken wie die gesunden, in Deutschland behandelt werden, darüber haben Krankenpfleger aus neutralen Staaten aus eigener Anschauung öffentlich und mit Nennung ihrer Namen unaufgefordert Zeugnis abgelegt. Die deutschen Gefangenen in Frankreich, obwohl sie nicht den zehnten Teil jener Zahl erreichen, sind an manchen Orten mit unmenschlicher Härte und Vernachlässigung behandelt worden. Ein Transport von ungefähr 300, in den Lazaretten von Orleans „gefangenen“ bayrischen Kranken, die meisten entweder von Typhus und Dysenterie befallen, oder verwundet, wurden in Pau in den Zellen und Gängen des Gefängnisses zusammengepfercht, mit einem Strohbündel als Lager, und erhielten sechs Tage lang keine andere Nahrung als Brot und Wasser, bis deutsche und englische Damen sich ihrer annahmen, mit eigenen Mitteln zutraten, und die widerstrebenden Behörden zu einiger Fürsorge bewogen. An anderen Orten, insbesondere bei der Armee des Generals Faidherbe, werden die Gefangenen bei einer Kälte von 16 Grad in unheizbaren Bodenräumen gehalten und nicht mit Decken, nicht einmal mit warmer oder ausreichender Nahrung versehen, während in Deutschland alle zur Aufnahme von Kriegsgefangenen bestimmten Gelasse beim Eintritt des Winters mit Öfen versehen worden sind. Die Mannschaften deutscher Kauffahrer wurden nicht allein als Kriegsgefangene festgehalten, sondern zu Anfang wie Verbrecher behandelt, zu zwei und zwei mit Ketten zusammengeschlossen, von Ort zu Ort transportiert, und erhielten eine Nahrung, die nach Beschaffenheit und Menge zu der Ernährung eines Menschen unzureichend war. Einem rechtswidrig zum Gefangenen gemachten Civilisten wurde auf seine Beschwerde über Zurückhaltung des für ihn eingesandten Geldes schriftlich der amtliche Bescheid, es höre jede Rücksicht gegen die Gefangenen auf. — Gegen empörende Mißhandlungen der durch Städte transportierten Gefangenen durch die Bevölkerung werden letztere außerhalb Paris noch heute nicht beschützt. In Deutschland dürfte kein Fall vorgekommen sein, daß die Bevölkerung auch nur mit einem kränkenden Worte die Achtung verletzt hätte, welche das Unglück bei gebildeten Völkern findet. Ungeachtet der von Turkos begangenen Barbareien ist keiner derselben in Deutschland beleidigt oder gar mißhandelt worden. Die von den Turkos und Arabern an Verwundeten verübten Grausamkeiten und unnennbaren Bestialitäten sind ihnen selbst nach dem Grade ihrer Civilisation weniger anzurechnen, als einer europäischen Regierung, welche diese afrikanischen Horden, mit aller Kenntnis ihrer Gewohnheiten, auf einen europäischen Kriegsschauplatz führt. Das „Journal des Debats“ hat sich so viel menschliches Gefühl und Scham bewahrt, um seine Entrüstung darüber zu äußern, daß Turkos den Verwundeten oder Gefangenen mit dem Daumen die Augen aus dem Kopfe drücken. Aber die „Independance Algerienne“ und nach ihr andere französische Blätter richten an die neuerdings gebildeten afrikanischen Soldtruppen, die Gums, indem sie ihnen einen Einfall in Deutschland empfehlen, folgende Ansprache: „Wir kennen euch, wir schätzen euren Mut, wir wissen, daß ihr energisch, ungestüm, unternehmend seid, geht und schneidet Köpfe ab; je mehr, desto höher wird unsere Achtung vor euch steigen. — Fort mit dem Erbarmen, fort mit den Gefühlen der Menschlichkeit! — Die Gums werden Ehre einlegen, wenn wir ihnen die Losung geben: „Tod, Plünderung, Brand!“ Man mag es auf Rechnung der Turkos schreiben, daß nicht nur Leichen, sondern auch Verwundeten in dem Dorfe Coulours bei Villeneuve le Roi die Köpfe, und in dem Dorfe Auxon bei Troyes und anderwärts Nasen und Ohren abgeschnitten worden sind. Vielleicht ist es der langjährigen Beziehung zu Algier und den Nachkommen der Barbaresken zuzuschreiben, daß französische Behörden ihren Mitbürgern Handlungen gestatten, und sogar Vorschriften geben, in denen alle Kriegssitte christlicher Völker und jedes militärische Ehrgefühl verleugnet ist. Während bei den übrigen europäischen Völkern der Soldat eine Ehre darein setzt, sich als das, was er ist, als Feind dem Feinde kenntlich zu machen, hat zum Beispiel der Präfekt des Departements Côte d'Or, Luce Villiard, am 21. November v. J. an die Unterpräfekten und Maires ein Cirkular erlassen, in dem der Meuchelmord durch Nichtuniformierte empfohlen und als Heldenmut gefeiert wird. „Das Vaterland,“ heißt es darin, „verlangt von euch nicht, daß ihr euch in Massen versammelt und euch dem Feinde offen entgegenstellt, es erwartet von euch, daß drei

oder vier entschlossene Männer jeden Morgen von ihren Communen ausgehen und sich an einem durch die Natur selbst bezeichneten Orte aufstellen, von wo sie ohne Gefahr auf die Preußen schießen können. Vor allem müssen sie auf feindliche Reiter schießen, deren Pferde sie an dem Hauptort des Arrondissements abzuliefern haben. Ich werde ihnen eine Prämie erteilen und ihre heldenmütige That in allen Departemental-Zeitungen und im „Journal offiziel" bekannt machen lassen." Eine Verleugnung nicht nur des militärischen Ehrenpunktes, sondern auch der gewöhnlichsten Rechtlichkeit ist an den gegenwärtigen Machthabern wahrzunehmen in Bezug auf den Ehrenwortsbruch französischer Offiziere, über den ich mich in meinem Cirkular vom 14. Dezember ausgesprochen habe. Wie dort bemerkt, kommt es weniger darauf an, eine verhältnismäßig geringe Anzahl von Individuen des französischen Offizierstandes zu beurteilen, welche ihr Ehrenwort brechen, nachdem sie sich durch Verpfändung desselben die Freiheit der Bewegung innerhalb einer deutschen Stadt erschlichen haben, sondern es kommt hauptsächlich darauf an, das Verfahren einer Regierung zu würdigen, welche den Ehrenwortsbruch durch Aufnahme des Wortbrüchigen in die Armee thatsächlich gutheißt, ihn durch Agenten und Prämien fördert. In den letzten Tagen haben wir den Beweis erhalten, daß der gegenwärtige Kriegsminister den Wortbruch ausdrücklich gutheißt, dazu ermuntert und ihn durch Barzahlung zu belohnen verspricht. Ein in die Hände unserer Truppen gefallener Erlaß des Kriegsministers vom 13. November, (welcher den Wunsch ausspricht, die Offiziere anzuspornen, sich der deutschen Gefangenschaft zu entziehen,) verheißt jedem aus Deutschland Entflohenen, abgesehen von der nach älteren Bestimmungen zulässigen Entschädigung für erlittene Verluste, eine Gratifikation von 750 Franken. Eine Regierung, welche darauf rechnete, unter regelmäßigen Zuständen an der Spitze des Landes zu bleiben, würde solche Maßregeln im Interesse der Zukunft ihres Vaterlandes verschmähen. Die Diktatur aber, welche sich in Frankreich der Gewalt durch einen Handstreich bemächtigt hat, und welche weder von den europäischen Mächten noch von dem französischen Volke anerkannt ist, rechnet mit der Zukunft des Landes nur nach Maßgabe ihrer eigenen Interessen und Leidenschaften. Die Machthaber in Paris und Bordeaux unterdrücken das im Volke lautgewordene Verlangen nach der Möglichkeit einer Willenserklärung ebenso gewaltsam, wie jede freie Meinungsäußerung in Wort und Schrift; durch eine Schreckensherrschaft, wie sie so willkürlich in keinem andern europäischen Lande möglich wäre, zwingen sie das Volk zur Hergabe seiner Geld- und Streitmittel und zur Verlängerung des Krieges, weil sie voraussehen, daß dessen Beendigung auch ihrer Usurpation ein Ende machen würde. Eine solche Regierung bedarf, um zu bestehen, der fortdauernden Erregung der Leidenschaften und der gegenseitigen Verbitterung der beiden kämpfenden Nationen, weil sie der Fortdauer des Krieges bedarf, um sich die Herrschaft über ihre Mitbürger zu erhalten. Diesem Zwecke dient eine Art der Kriegführung, welche den sittlichen Begriffen des Jahrhunderts widerstrebt, und für welche, abgesehen von den afrikanischen Elementen des französischen Heeres, wesentliche Bestandteile desselben nur durch die Entwöhnung von europäischer Kriegssitte in überseeischen Kämpfen so weit vorbereitet werden konnten, daß sie in den militärischen Traditionen Frankreichs keine allgemeine Verurteilung mehr findet. Wenn es in der Absicht der Machthaber in Frankreich läge, nicht den Haß der beiden kämpfenden Nationen zu steigern, sondern ihnen die Herstellung des Friedens zu ermöglichen, so würden sie dem französischen Volke die Möglichkeit gewähren, auf dem unfehlbaren Wege freier Presse die Wahrheit zu erfahren und seine Meinungen zu äußern, und sie würden sich beeilen, die auf ihnen lastende Verantwortlichkeit mit den Vertretern der Nation zu teilen. Statt dessen sehen wir, daß die Presse in Frankreich als Monopol einer gewaltthätigen Regierung nur zur Entstellung der Ereignisse, zur Fälschung der Situation und zur Ausbeutung der Vorurteile benutzt wird, welche die französische Staatserziehung den Franzosen bezüglich ihrer Überlegenheit und ihres Anspruchs auf Herrschaft über andere Völker systematisch anerzogen hat.

Die Regierung der nationalen Verteidigung regt die Volksleidenschaften auf, ohne irgend welches Bestreben, ihre Wirkungen in den Schranken der Gesittung und des Völkerrechts zu halten; sie will den Frieden nicht, denn sie beraubt sich durch ihre Sprache und ihre Haltung der Möglichkeit, ihn, selbst wenn sie wollte, der von ihr erzeugten Stimmung der Massen gegenüber, zur Annahme zu bringen. Sie hat Kräfte entfesselt, welche sie nicht zu beherrschen und nicht innerhalb der Schranken des Völkerrechts und der europäischen Kriegssitte zu halten vermag. Wenn wir dieser Erscheinung gegenüber zur Handhabung des Kriegsrechts in einer Strenge genötigt sind, welche wir bedauern, und welche weder in dem deutschen Volkscharakter, noch, nach Ausweis der Kriege von 1864 und 1866, in unserer Tradition liegt, so fällt die Verantwortung dafür auf die Personen, welche ohne Beruf und ohne Berechtigung die Fortsetzung des napoleonischen Krieges gegen Deutschland, unter Lossagung von den Traditionen europäischer Kriegführung, übernommen und der französischen Nation aufgezwungen haben.

Ew. .... ersuche ich ergebenst, dem Herrn Minister der auswärtigen Angelegenheiten eine Abschrift dieses Erlasses und seiner Anlagen zu übergeben.

v. Bismarck.

Geholfen hat es natürlich nichts; die Franzosen logen und schwindelten fort. Vom ersten bis zum letzten Tage des Krieges betrogen sie sich gegenseitig und gefielen sich in Wahnideen, die nur allzudeutlich zeigten, wie tief unter dem 18jährigen napoleonischen Gewaltregiment, und durch Gambettas unsinniges Thun und Treiben, das französische Volk gesunken war! Vergleichen wir mit diesem hohlen Phrasengeklingel, mit diesen offenkundigen Lügen der Franzosen die schlichten, einfachen Depeschen aus dem deutschen Hauptquartier und die Telegramme des Königs an die Königin, — welch gewaltiger Unterschied! Auch auf diesem moralischen Gebiet war der Sieg unbestritten auf deutscher Seite. — — —

Vom Thüringer Wald bis Le Mans.

Erlebnisse eines Unteroffiziers des 94. Thür. Infanterie-Regiments.

Und viel wurde ich von Kameraden aufgefordert, meine Kriegserlebnisse zu schildern und solche dem Drucke zu übergeben. Wenn ich dies nunmehr thue, so geschieht es nicht, weil ich etwa der Meinung wäre, ganz besonderes erlebt zu haben, sondern weil ich glaube, daß mancher der Kameraden mit Vergnügen sich wieder in jene große Zeit zurückversetzt sehen wird, und weil ich überzeugt bin, daß auch die Jungen gerne lesen, was die Alten damals geleistet. — — —

Durch die deutschen Gaue scholl der Kriegsruf; frech und übermütig hatte Frankreich an Preußen und die ihm verbündeten süddeutschen Staaten den Krieg erklärt, aber wenn es gehofft hatte, die Deutschen damit ins Bockshorn zu jagen, so war die Täuschung, in der sich Frankreich befand, eine gewaltige und gründliche. Höher flammten alle deutsche Herzen, als der König von Preußen den Befehl zur Mobilmachung erließ; mit freudigem Stolz empfing ich die Ordre, die mich unter die Fahne rief. Dem Sängerfest in Erfurt hatte ich beizuwohnen gedacht, das gerade in jenen unvergeßlichen Tagen abgehalten wurde, nun konnte keine Rede mehr davon sein; statt der Lieder, die von Lenz und Liebe, von sel'ger, goldner Zeit erzählten, schollen Arndts und Körners schwertfrohe Lieder, und brauste landaus, landein, von jung und alt gesungen, die „Wacht am Rhein!“ Hatte ich und mit mir so viele meiner Kameraden den herrlichen Strom auch noch nie gesehen, er war uns drum doch nicht weniger ans Herz gewachsen, und fest gelobten wir uns, während uns der Bahnzug nach Weimar führte, dem Strome Deutschlands, der nie wieder dessen Grenze werden sollte, tapfere und unerschrockene Hüter zu sein, bis in den Tod. Um 5 Uhr in der Frühe des 20. Julis hatte ich mit noch zehn Kameraden, alle aus Großrudestedt, mich auf dem Kasernenhof in Weimar zu melden. Wohl war die Trennung von den Lieben, die in der Heimat zurückbleiben mußten, von Haus und Hof, vom Geschäft und dem Berufe eine schwere, und wehmütig scholls: „Ade, die Trommel wird gerührt, es muß geschieden sein,“ aber dem Soldaten ziemt es nicht, lange zu grübeln und sich abzuhärmen; vorwärts, dem Ruhm, dem Sieg, der Ehre muß sein Blick sich zuwenden, und kein anderer Gedanke darf ihn beseelen, als seinem Regimente und dem Lande, dem er angehört, Ehre zu machen. So bestiegen wir denn die mit Bändern und grünen Maien geschmückten Leiterwagen, die uns ein patriotisch gesinnter Mitbürger, Herr Ökonom S., in liebenswürdiger Weise zur Verfügung gestellt hatte, und flott gings Weimar zu, dem alten Sitz der Musen, die jetzt unter dem Kriegslärm und dem Waffengeklirr zu schweigen verurteilt waren. Wohin das Auge blickte, traf es auf Reservisten und Landwehrleute; manch freudiges „Grüß dich Gott, alter Kamerad,“ scholl herüber und hinüber, Erinnerungen wurden ausgetauscht und aufgefrischt, des Fragens und Antwortens war kein Ende, nur allzurasch verstrich die Zeit, und als der Abend hereinbrach, galt es, sich nach einem Obdach umzusehen, das einen für die Nacht beherbergen würde. Mit meinem Freunde B. war ich denn auch so glücklich gewesen, im Hotel Ziegler eine Schlafstätte zu erobern, die bisher den Kellnern dort als Aufenthaltsort gedient hatte. Daß unser Quartier allzu prächtig gewesen wäre, könnte ich nicht behaupten, wohl aber schien der Wirt der Ansicht zu sein, daß man die Ehre, unter seinem Dache schlafen zu dürfen, gar nicht hoch und teuer genug bezahlen könne, wenigstens entsprach dieser Annahme die Höhe der Zeche, die er uns machte. Wir waren etwas verschnupft, ließen es uns aber nicht anmerken, und suchten bei Zeiten unser Nachtlager auf, wußte man doch nicht, ob die Tagwache einen schon in aller Frühe aus dem Schlummer wecken würde. Und richtig, kaum graute der Morgen, so rasselte auch schon die Reveille durch die Straßen Weimars und in raschem Tempo gings nach dem Sammelplatze. Dort wurden die einberufenen Mannschaften bezirksweise zusammengestellt, verlesen, und zu ihren ständigen Truppenteilen abkommandiert. Das dauerte natürlich geraume Zeit, und es war nachmittags 2 Uhr geworden, ehe wir, vom 2. Bataillon, wegtreten konnten. Es war uns jedoch eingeschärft worden, jeden Augenblick parat zu sein, um mit der Bahn nach Eisenach befördert zu werden. Das war denn auch bald nachher der Fall, und um 5 Uhr mittags trafen wir in unserer Garnison, in Eisenach, ein. Unsere Compagnie-Chefs empfingen uns herzlich, waren wir für sie doch eine willkommene Ergänzung ihres jungen Materials; die meisten von uns hatten schon eine Reihe von Manövern hinter sich, und waren für den Kriegsfall tüchtig eingeschult. Der erste Gang war natürlich zur Montierungskammer, wo man alles bekam, was der Soldat im Feld haben muß; „die schönen jungen Leute zum Streite“ waren wir selbst. Noch keine Stunde war verflossen, und schon hatten wir, bis auf Gewehr und Feldkessel, unsere vollständige Ausrüstung erhalten. Zum Quartier wurde uns das sogenannte Lagerhaus angewiesen, in welchem wir aber erst im Schweiße unseres Angesichtes Ordnung schaffen mußten, ehe wir

daran denken konnten, die uns angewiesenen Strohsäcke, nachdem wir sie gründlich ausgeklopft, dahin zu verbringen Es hatte den Tag über tüchtig zu thun gegeben, kein Wunder daher, daß wir uns auch heute zeitig auf unserem Lager ausstreckten, und bald den Schlaf des Gerechten schliefen. Der neue Tag brachte neues rühriges Thun und Treiben, denn es galt, die eingezogenen Mannschaften so rasch als immer möglich in kriegsmarschmäßigen Stand zu bringen. Von Magdeburg waren riesige Kisten mit nagelneuen Zündnadelgewehren, die natürlich alle die Probe hinter sich hatten, eingetroffen; rasch waren sie unter uns verteilt, und sofort begannen auch die Schießübungen und das Exercitium im Bataillon. Nur die allernotwendigsten Ruhepausen wurden der Mannschaft verstattet, konnten ihr verstattet werden; sollte draußen im Felde die Feuerdisziplin vollständig gewahrt werden können, so mußte jetzt schon so viel als nur immer möglich darauf hingewirkt werden. Dabei wurde auf dem Schießplatze nach einer Scheibe geschossen, welche einen Franzosen darstellte, und die vielen Treffer, welche diese Figur aufwies, zeigte zur Genüge, daß es unserem Bataillon an der erforderlichen Kriegstüchtigkeit nicht mangelte.

Am 23. Juli mittags 12 Uhr hatte unser Bataillon sich vor dem Schlosse in Weimar aufzustellen; der Großherzog wollte dasselbe nochmals Revue passieren lassen, ehe auch er mit seinem Sohne, dem Erbgroßherzog, zur Armee und ins Hauptquartier abging. Tags darauf, zur selben Stunde traten wir abermals mit Sack und Pack an, es wurde uns dabei mitgeteilt, daß wir bis abends 6 Uhr in die Stadt gehen dürften, pünktlich um diese Zeit aber wieder in der Kaserne zu sein hätten. Kurz nach 6 Uhr fand auf dem Marktplatz noch ein Abschiedsgottesdienst statt, dann gings zurück in die Kaserne, um dort auf den Befehl zur Abfahrt zu warten. An unserem Gottesdienst hatten die Einwohner Eisenachs in der großen Mehrzahl teilgenommen, man spürte es, daß Volk und Heer zusammengehöre, und gemeinschaftlich beugte man sich in diesen tiefernsten Tagen vor dem Lenker der Schlachten. Feierlich klangen die Abschiedsworte des Geistlichen über die dicht gedrängt stehende Menge hin, und gar mancher hat da nochmals stille Einkehr gehalten in seinem Innern. Nach beendigtem Gottesdienst teilten die Jungfrauen Eisenachs Eichenzweige an uns aus, mit dem sinnigen, patriotischen Wunsche, sie möchten sich bei unsrer Heimkehr in grüne Lorbeerreiser verwandelt haben.

Öffentlicher Gottesdienst vor dem Abmarsche.

Nach unserer Rückkehr in die Kaserne wurden die Thore derselben geschlossen, kein Soldat durfte sich mehr, aus welchem Grunde immer, entfernen; die Gewehre wurden zusammengesetzt, die Tornister abgelegt, und nun plauderte man von dem, was einem bevorstand, wie's wohl gehen werde, und wo man mit den Herren Rothosen die ersten Kugeln wechseln würde, ob auf deutschem, ob auf französischem Boden, wer konnte es wissen? Vor dem Kasernenthor stand dichtgedrängt die Volksmenge, jedes hatte das Bedürfnis, nochmals einen letzten Scheidegruß zu wechseln, einen letzten Händedruck zu erobern, längst war Mitternacht vorüber, aber die biederen Bürger hielten getreulich aus, bis endlich um 2 Uhr nachts das Bataillon auf die telegraphisch eingetroffene Ordre mit klingendem Spiel nach dem Bahnhofe abmarschierte, um dort einparkiert zu werden. Ein letztes brausendes Hoch, und hinein gings in die Nacht, in den taufrischen Morgen, dem ersehnten Ziele, dem Rhein, entgegen; doch galt's die allzu ungestüme Sehnsucht zu zügeln. Nach fünfzehnstündiger Fahrt erst fuhren wir zwischen 5 und 6 Uhr abends, — im Fluge hatten wir die verschiedenen deutschen Länder durchstreift, — über den Rhein, selbstverständlich unter den Klängen der „Wacht am Rhein", die in diesen Tagen zu jeder Stunde von alt und jung gesungen wurde, und weiter ging's bis nach dem goldenen Mainz, der trutzigliehen Festung, wo wir von der Einwohnerschaft, Herrn und Frauen, aufs herrlichste bewirtet wurden; der treffliche Wein, den sie uns kredenzten, war gar manchem von uns etwas Ungewohntes oder gar Unbekanntes, aber er mundete ohne Ausnahme allen aufs Beste, und in der fröhlichsten Stimmung ging es weiter über Worms, Ludwigshafen und Neustadt an der Haardt, überall von der Bevölkerung mit Jubel begrüßt. Schon war die Beklemmung, die in den ersten Tagen nach der Kriegserklärung auf allen Gemütern gelastet hatte, der freudigen Zuversicht gewichen, daß wir den Kampf gegen Frankreich getrost aufnehmen könnten und mit Ehren bestehen würden. Nach langer, uns beinahe endlos dünkender Fahrt, war endlich, nachts um 2 Uhr, unser Ziel, Landau, erreicht. Mochte die Fahrt auf der Eisenbahn anfänglich für viele einen mächtigen Reiz besessen haben, auf die Länge wirkte sie doch, namentlich da alles in den Coupéwagen eingepreßt beisammen saß, ungemein ermüdend und erschlaffend; man war froh, als man in Landau dampfend und schwitzend die Waggons verlassen konnte, um hinter einigen Güterschuppen sich aufzustellen. Der Himmel glaubte uns offenbar einige Abkühlung schuldig zu sein, er öffnete seine Schleusen, that dabei aber des Guten allzuviel, und da bei weitem nicht die ganze Mannschaft in Schuppen und sonstigen Gebäulichkeiten untergebracht werden konnte, so war der größte Teil von uns, darunter auch meine Wenigkeit, dazu verdammt, unter strömendem Regen im Freien auszuhalten. Es goß auch noch weiter, als wir bereits auf der Landstraße nach Godramstein durch den Schmutz dahinpatschten. Godramstein lag nur noch drei Stunden von der französischen Grenze entfernt; wir bezogen daselbst Quartiere auf Dach und Fach, auch stießen im Laufe des Tages unser 1. und 3. Bataillon zu uns, so daß jetzt das ganze Regiment beisammen war. Herrlich hatte bis jetzt unser ganzer Aufmarsch geklappt. Bälder, als ursprünglich bestimmt war, marschierte das Regiment von Godramstein ab, und erreichte nach sechsstündigem Marsch, währenddessen die Leute durch ein ungemein schweres Gewitter bis auf die Haut durchnäßt wurden, das Dorf Sondernheim, wo einquartiert wurde. Aber von der Poesie und der Behaglichkeit, welche der Soldat mit Manöverquartieren so gerne verbindet, war hier nichts zu verspüren, die von der Kavallerie und die Schwarzen von der Artillerie hatten sich bereits in den Häusern und Ställen des Dorfes festgesetzt, so blieb für die vielgeplagte Infanterie nichts anderes übrig, als so gut es eben ging, sich nach einem Unterkommen umzusehen, man lernt es aber im Felde genügsam zu sein, und so waren auch wir schließlich untergebracht. Mich und meine Leute hatte ein armer Taglöhner die Ehre ins Quartier zu bekommen; eine einzige Stube war alles, über was der Mann zu verfügen hatte, aber redlich teilte er und seine Frau alles mit uns, und bald brannte, für den Augenblick das erwünschteste, ein tüchtiges Feuer auf dem Herde, an dem wir unsere durch und durch naß gewordenen Kleider trocknen konnten. Am Abend wartete unsrer ein gutes Strohlager, auf dem wir prächtig schliefen. Vier Tage lang blieben wir in Sondernheim, daß es aber keine Bummeltage waren, brauche ich wohl nicht erst zu sagen; es wurde stramm exerziert und nach der Scheibe geschossen, zum Felddienst ausgerückt, und da die Festung Germersheim in der Nähe von Sondernheim lag, konnten wir uns auch auf den Festungskrieg vorbereiten. Daß wir mit den Bayern, wo wir mit ihnen zusammentrafen, gute Kameradschaft hielten, ist selbstredend. Hochinteressant war es, wie hier der Rhein wahrscheinlich wegen der Kanonenboote, die in Straßburg waren, und von denen die Franzosen so viel Aufhebens machten, blokiert wurde; hunderte von mit Steinen beladenen Schiffen und eine Unzahl von Baumstämmen wurden hier in den Rhein versenkt, und es hätte die Franzosen wohl manchen Schweiß-

tropfen gekostet, ehe es ihnen gelang, hier wieder freies Fahrwasser zu schaffen. Am 2. August abends um 6 Uhr marschierten wir von Sondernheim nach Herxheim ab, in dessen Nähe sich die Division zu sammeln hatte; man spürte, daß es jetzt Ernst wurde, daran ließen auch die Worte unseres Hauptmanns, „daß zu dem jetzt Bevorstehenden gute Nerven und Männerkräfte gehörten," keinen Zweifel. Es war nicht das erste Mal, daß er Pulver roch, er verstand sich somit auf die Anzeichen eines nahen Kampfes, doch blieben wir noch bis zum 4. August um Mitternacht in unserem Biwak, das jedoch keineswegs zu den angenehmen zählte. Es regnete anhaltend, zuweilen goß es wie mit Kübeln, und von Strohfassen war keine Rede; was würde es uns auch genützt haben? Eine einzige Nacht hätte dasselbe vollständig verdorben. Da

Deutsche Truppen auf dem Wege nach Frankreich. Halt an einer rheinischen Eisenbahnstation.

und dort rauften einige einen Arm voll Hauf aus, aber das war ein schlechter Ersatz, wir sehnten uns nach unserem Strohlager von Sondernheim zurück. Um 1 Uhr nachts wurde unser Bataillon geweckt, in einer Stunde sollte der Abmarsch stattfinden. Der strömende Regen machte es ungemein schwierig, Kochfeuer aufzumachen und zu unterhalten, um unsern Kaffee über denselben bereiten zu können, immer wieder löschte der Regen die glostenden Holzscheite aus. Um 2 Uhr brach unser Bataillon aus dem Lager auf, die andern Bataillone hatten das zweifelhafte Vergnügen, noch zwei Stunden länger die Annehmlichkeiten des Biwaks von Herxheim genießen zu dürfen. Unser Bataillon hatte von dem Kommandeur unserer Division den Befehl erhalten, die linke Flanke derselben zu decken und die Verbindung zwischen der badischen und württembergischen Division herzustellen. Naturgemäß mußten wir, um unserem Auftrage gerecht zu werden, tüchtig ausgreifen und nur selten wurde ein kurzer Halt gemacht, den man dazu benützte, das Wasser aus den Stiefeln zu schütten, denn der Regen goß unaufhörlich. Natürlich ging es ohne den einen oder andern Fußkranken nicht ab, solch scharfe Märsche lernen sich erst nach und nach ertragen, und das bißchen Kaffee, das man genossen hatte, war ja wohl geeignet gewesen, den Magen zu erwärmen, nicht aber ihn zu sättigen.

Da war es denn hochwillkommen, daß uns die Bewohner der Dörfer, durch die wir kamen, durch vorausgeschickte Mannschaften hiezu aufgefordert, während unseres Durchmarsches Brot in die Reihen reichten. Nach einem mehr als siebenstündigen Marsche machten wir endlich vor dem Dorfe Schaidt Halt. Durch einen vorwärts desselben liegenden Wald führte der Weg an die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich, wenigstens damals noch. Schon seit einiger Zeit hatte man dumpfe Schläge vernommen, jetzt hörte man ganz deutlich Kanonendonner. Es war ein feierlicher Augenblick, als das Kommando: „Geladen!" erscholl, die Kammern der Zündnadelgewehre rasselten und die erste Patrone in den Lauf geschoben wurde, das war doch ganz, so ganz anders, als auf dem Schießplatze. „Das Gewehr über!" und weiter gings in den Wald hinein. Jetzt erdröhnte ein Kanonenschuß um den andern, dazwischen ließ sich ein ganz eigentümliches Knattern und Gerätsch vernehmen, es waren die Mitrailleusen, die wir hier zum ersten Male zu hören bekamen; da vorne mußte man tüchtig aneinander geraten sein. Der Wald schien kein Ende nehmen zu wollen, schwere Schweißtropfen rannen uns über's Gesicht, manch einer vermochte nicht mehr weiter zu kommen, und sank erschöpft am Waldrand und im Gebüsche zu Boden. Endlich lag der Wald hinter uns, und vor uns, — nur durch den Lauterbach getrennt, — die französische Grenze, das uns vor zweihundert Jahren geraubte Elsaß. Bis wir die Lauter erreichten, war es 12 Uhr geworden.

Mit Genehmigung von Franz Hanfstängl's Kunstverlag, München.

Lichtdruck von M. Ruoff, Pforzheim.

Ensslin & Laiblin's Verlag, Reutlingen.

G. BLEIBTREU.

DIE TRUPPEN DER III. ARMEE BEGRÜSSEN AM ABEND DES 6. AUGUST DEN SIEGER VON WÖRTH BEI SEINEM RITT DURCH FRÖSCHWEILER.

Die Franzosen hatten vorsorglich alle Brücken und Stege abgebrochen, so daß wir genötigt waren, durch den Bach zu waten, dann ging es mit donnerndem Hoch und Hurra nach einigen anfeuernden Worten unseres Bataillonskommandeurs ins schöne Elsaß hinein, brennend vor Ungeduld, an den Feind zu geraten. Bei dem Dorfe Lauterbach bezogen wir auf einer Anhöhe Stellung, von wo wir einen prächtigen Ausblick auf Weißenburg, das vorliegende Terrain und die Stellungen, um welche blutig gerungen wurde, hatten. Wir hörten jeden Kanonenschuß, sahen jedes Geschütz abfeuern; nach allem, was man hörte und sah, stand das Gefecht für die deutschen Waffen gut, wir bedauerten nur, daß es uns und den mit uns Fühlung haltenden Württembergern, sowie den badischen Kameraden nicht vergönnt sein sollte, an diesem ersten Waffenstrauß der 3. Armee teilzunehmen. Der Kanonendonner wurde allmählich schwächer und nur noch vereinzelt schollen Schüsse von Weißenburg herüber, es waren die Granaten, welche man dem fliehenden Feinde nachschickte. Wir unsererseits hielten nach wie vor in unserer Stellung auf dem Hügel, weiterer Befehle harrend. Wie wir erfuhren, hatten an dem Gefechte Truppen des 5. und 11. Armeecorps, sowie des 2. bayrischen Corps teilgenommen; ihnen dankte man diesen ersten, „glänzenden, aber blutigen Sieg", wie es in dem Telegramm des Königs an die Königin hieß. Manch braver Kamerad schlief dort drüben den Todesschlaf, er war gestorben im Kampfe um die höchsten Güter, für des Vaterlandes Größe und Ehre, Gott schenke ihnen die ewige Ruhe; viel hunderte lagen dort auf dem Schmerzenslager, ächzend und stöhnend, nur allzu gut hatte sie das tückische Blei getroffen und niedergestreckt, aber sie achteten der Wunden nicht groß, sie waren stolz darauf, daß sie den Sieg mit ihrem Blute hatten erringen helfen dürfen.

Freudig hob sich, von Siegeszuversicht geschwellt, jede Brust in diesem ersten Biwak auf französischem Boden. Natürlich wurde über dem Siegesjubel nicht vergessen, die Uniform wieder in stand zu setzen, namentlich die durchnäßten Mäntel zum Trocknen auf dem Boden auszubreiten. Dann aber heischte auch der Magen sein Recht, freilich ohne zunächst zu demselben zu gelangen. Der Lebensmitteltrain hatte unserem schleunigen Vormarsch nicht zu folgen vermocht, so blieb nichts anderes übrig, als zu requirieren. Unserem Hauptmann von Rhaden fiel dieser Auftrag zu. Er rief Freiwillige zu seiner Begleitung auf, sofort meldeten sich mehrere der Mannschaften, ein Unteroffizier Namens Will und ich. Im nächsten Dorfe angelangt, war es unser erstes, dem Herrn Maire (Ortsvorstand) unsere Aufwartung zu machen. Das ehrwürdige Dorfoberhaupt war nicht wenig erstaunt und entsetzt, als ihm unser Hauptmann befahl, für das vor dem Dorfe liegende Bataillon binnen zwei Stunden 1000 Bund Stroh, 250 Laib Brot, 2 Stück Rind, 4 Centner Speck, 4 Eimer Wein, ebenso viel Eimer Trinkwasser und das nötige Holz ins Biwak hinausschaffen zu lassen. Vergebens versuchte der Maire alle möglichen Einwendungen zu machen, unser Hauptmann bestand auf seiner Forderung, und die Drohung, daß wir selbst das, was wir brauchten, suchen würden, machte mit einemmale den bisher halsstarrigen Maire gefügig. Zur bestimmten Zeit war alles im Biwak abgeliefert, und es konnte im Bataillon abgekocht werden. Nunmehr wurden auch die Feldwachen bezogen und Vorposten ausgestellt, denen die größte Aufmerksamkeit anbefohlen wurde.

In der Frühe des 5. Augusts marschierten wir zeitig aus dem Biwak ab, wir hatten Befehl, zu unserem Regiment zu stoßen, das direkt nach Weißenburg marschiert war. Zur Abwechslung war es heute einmal drückend heiß, so daß wir herzlich froh waren, als wir nach einem ebenso langen als anstrengenden Marsche endlich am Nachmittage bei dem Dorfe Oberseebach unsere Division im Biwak antrafen. Das Marschieren hatte für heute nunmehr ein Ende, aber es gab im Biwak noch so manches zu thun, Wasser mußte geholt, Holz gesucht, Kartoffeln ausgegraben werden, die Fassungen fanden statt, kurzum es galt bald dies, bald jenes zu besorgen, namentlich mußte das Wasser von weit her gebracht werden, da die Kavallerie fast alle Brunnen in der Nähe mit Beschlag belegt und zum größten Teil geleert hatte. — Die Kessel hingen noch nicht allzulange über den Kochlöchern, die um dieselben herumstehenden Mannschaften berechneten schon die Zeit, die noch verfließen würde, ehe sie ihre Löffel in Thätigkeit treten lassen konnten, da mit einemmale ertönte das Kommando: „An die Gewehre!" Feindliche Kavallerie sollte sich gezeigt haben. Gute Nacht Suppe, adieu Rindfleisch, da lag beides halbfertig auf dem Boden ausgeschüttet, im Nu waren die heißen Feldkessel auf die Tornister geschnallt, diese umgehängt, die Compagnien traten an. Nach wenigen Minuten lag das Biwak hinter uns. Nachdem wir längere Zeit marschiert, zeigte es sich jedoch, daß die eingelaufenen Meldungen falsch gewesen waren, nun, immerhin war es besser, unsere Patrouillen paßten zu viel als zu wenig auf. Bei der Verschiedenheit der Uniformen hatten sie süddeutsche Abteilungen, deren Uniform ihnen noch nicht völlig geläufig war, für französische gehalten, und so den Alarm herbeigeführt. Der Alarm war nun allerdings aufgeklärt, unser Magen wurde dadurch aber nicht voller und die Rebellion desselben gegen die ihm zuteil gewordene stiefmütterliche Behandlung eine immer heftigere. Daß wir einquartiert würden, daran war nicht zu denken, der Feind stand viel zu nahe, so hieß es denn eben wieder biwakieren; nun war es schon die vierte Nacht, daß wir unter dem freien Himmel schliefen, für gar viele Kameraden war es die letzte, für alle aber eine an Störungen überreiche. Ein ungemein heftiges Gewitter war losgebrochen, mächtig rollte der Donner, zuckten die Blitze, rauschte der Regen nieder, alles bis auf die Haut durchnässend. Unter einem Kirschbaum suchten und fanden etliche meiner Kameraden mit mir dürftigen Schutz und Schirm.

Dicht aneinandergedrängt, die Gefahr nicht achtend, die darin liegt, bei einem Gewitter sich unter einen Baum zu stellen, standen wir da, einige von uns schliefen sogar, und nur wenn ein gar zu greller Blitz herniederzuckte, dem ein furchtbarer Donnerschlag folgte, fuhren die Kameraden aus dem Schlummer empor. Nachdem es längere Zeit gerade über unsern Häuptern gewütet, verzog sich das Gewitter; nur aus der Ferne hörte man noch den Donner rollen. Im Osten begann es zu dämmern, der Morgen zog herauf, — der Ehrentag, an welchem unser Regiment die Feuertaufe erhalten sollte, war angebrochen.

Um 6 Uhr in der Frühe, Samstag den 6. August, marschierten wir aus unserem Biwak ab; die Wege waren grundlos. Kavallerie und vor allem die vor uns marschierende Artillerie hatte die ganze Landstraße in einen zähen, unpassierbaren Kotbrei verwandelt, so daß nur schwer vorwärts zu kommen war, teilweise mußte man querfeldein über Äcker marschieren, um nur überhaupt vorwärts zu kommen. Und doch drängte alles nach vorn, denn man wußte, daß die Franzosen eine Stellung bezogen, ihre bei Weißenburg geschlagenen Trümmer des Douay'schen Corps aufgenommen hatten, und uns hinter rasch aufgeworfenen Feldverschanzungen erwarteten, darnach dürstend, die Scharte von Weißenburg gründlich auszuwetzen! Heftiger, unausgesetzter Kanonendonner machte die Luft erzittern, wir sahen, wie sich vor uns auf den lang dahingestreckten Höhenzügen feindliche Batterien entwickelten und ihr Feuer eröffneten, über den Waldparzellen wogte wie ein Herbstnebel der Pulverdampf auf und ab, und verhüllte jede weite Aussicht. „Marsch, marsch!" „Vorwärts, vorwärts!" schollen immer wieder die Kommandos, es hätte ihrer nicht bedurft, wir selbst wußten, daß heute jeder sein Bestes thun müsse, und alle brannten vor Verlangen, an den Feind zu kommen. Ein ziemlich breites Wasser, die Sauer, hemmte plötzlich unser bisher so flottes Vordringen, denn nirgends war etwas von einer Brücke zu sehen. „Gute Schwimmer vor!" ertönte der Befehl, „seht mal nach, wie tief der Bach ist, und ob man gut hinübergelangen kann?" Und schon sprang ein Dutzend Leute unseres Bataillons in den von dem beständigen Regen angeschwollenen, für gewöhnlich ziemlich harmlosen Bach, um alsbald die Bemerkung zu machen, daß heute das Wasser einem Mann bis zur Brust reichte. Es galt also Gewehr und Patrontasche hoch über dem Kopfe zu halten, und so den Bach zu durchwaten. Alles ging trefflich von statten, die Schwierigkeit des Übergangs bestand nur darin, auf der andern Seite das steil abfallende, von dem Bach unterwaschene Ufer zu erklettern, aber dank den Kameraden, die sich gegenseitig schoben und einander halfen, gelang es, festen Fuß am jenseitigen Strand zu fassen. Kaum hatte unser Bataillon festen Grund unter den Füßen, als es sich auch schon wieder formierte, aber über die vom Regen durchweichten Ackerfelder war nur schwer vorwärts zu kommen, die vollständig durchnäßte Uniform hing wie Blei am Körper der Mannschaften, der Tornister schien dreimal schwerer geworden zu sein, als zuvor. Trotz alledem

gings vorwärts und ein zweites Wasser wurde in gleicher Weise überschritten, die Gefechtslinie war erreicht, wir standen im Bereich des feindlichen Feuers. Ein ganz eigentümliches Summen und Zischen erhob sich über uns, dann erfolgte hinter uns ein Donnerschlag, und unheimlich surrend pfiffs durch die Luft, vor uns, neben uns; die ersten Granaten waren geplatzt, ohne uns den geringsten Schaden gethan zu haben, unwillkürlich war aber doch jeder von uns zusammengefahren, man muß sich eben an alles erst gewöhnen, auch an die Granaten! Die oben am Albrechtshäuserhofe postierte französische Batterie hatte es ganz vornehmlich auf uns abgesehen, aber schon nach ganz kurzer Zeit kümmerten wir uns wenig mehr um ihr Geschieße, die Granaten gingen fast alle viel zu hoch und wenn sie uns in unserem Vormarsche hätten aufhalten sollen, so war ihr Zweck ein total verfehlter gewesen; unsere Verluste standen in gar keinem Verhältnis zu der Menge der Granaten, die über uns ausgeschüttet wurden, überdies hatten wir indessen eine große Hopfenanlage erreicht, die uns der französischen Batterie verdeckte, und ihrem Feuer entzog. In einem Dorfe, durch das wir kamen und das vom Feinde unbesetzt war, stand ein Bauer mit einem Gewehr auf der Straße, ehe er aber mit seinem Schießprügel Unheil hatte anstiften können, war er durch den wohlgezielten Schuß eines unserer Leute niedergestreckt. Wer nicht hören will, muß fühlen. Die deutsche Armee führte mit dem französischen Kaiser und dessen Armee, nicht mit den Bürgern Krieg, wo diese letzteren sich aber so weit vergaßen, uns mit den Waffen in der Hand entgegenzutreten, nun, da mußten sie eben auch die ganze Härte des Kriegsrechts fühlen. Natürlich wurde auf diesen Vorfall hin das ganze Dorf abgesucht, ohne daß sich übrigens weitere Waffen und Bewaffnete vorgefunden hätten, man hatte auch keine übrige Zeit, sich lange mit Suchen aufzuhalten; immer wilder tobte die Schlacht, und immer größere Ausdehnung gewann sie, die Deutschen zogen, was ihnen an Truppen zur Verfügung stand, heran, und drückten mit Wucht auf den Feind. Unser Bataillon, das in Compagniekolonnen auseinander gezogen war, ließ die an der Spitze marschierenden Züge ausschwärmen, mit Richtung auf einen in der Ferne aufragenden Kirchturm. Über Korn-, Tabak- und Rübenfelder gings nach einer Anhöhe vor, die wir endlich, in Schweiß gebadet und mit Staub überzogen, keuchend und nach Atem schnappend, erreichten. Ein kurzer Halt wurde der Mannschaft vergönnt; hinter den auf der Höhe stehenden prächtigen Nußbäumen vermochten wir für einige Augenblicke zu verschnaufen, aber schon prasselten auf der ganzen Front die Chassepotkugeln und fuhren klatschend in die Nußbäume. Französische Infanterie, meist aus Turkos bestehend, kam in mächtigen Schützenschwärmen gegen uns angerückt. Einen Augenblick, aber auch nur einen einzigen Augenblick hatten wir gestutzt, *solche* Kerls ließ man auf uns los? Nun, mochten sie sehen, ob sie unseren Kugeln standzuhalten vermochten! „Schnellfeuer!“ und hageldicht schlugen unsere Kugeln in ihre Reihen. Auf einen derartigen Empfang mochten die Wüstensöhne, die uns doch die Civilisation hatten bringen wollen, nicht gefaßt gewesen sein, sie machten schleunigst kehrt und flohen nach dem nahen Walde zu. Natürlich wurde jetzt kein Pardon mehr gegeben, Bestien muß man wie Bestien behandeln und ein für allemal unschädlich machen. Während wir auf einem sich längs eines Waldes hinziehenden Wiesengrund vorgingen, gerieten wir neuerdings in das Feuer des Feindes. Auf einer Chaussee rückten dichte Infanteriekolonnen heran, aber nicht von diesen drohte uns zunächst Gefahr, feindliche Kavallerie, und zwar Kürassiere waren es, die gegen uns ansprengten. Anfänglich waren wir im Zweifel gewesen, ob wir es hier mit französischer Kavallerie zu thun hätten, wurden jedoch bald durch die in unseren Reihen einschlagenden Kugeln, die nur von Pistolen, also von Kavallerie herrühren konnten, eines besseren belehrt. „Schnellfeuer!“ schmetterten die Signalhörner und auf einer etwa 800 Schritt langen Linie krachten die Zündnadelgewehre der Schützen, die Salven der hinter ihnen haltenden Unterstützungen; wie Erbsen prasselten die Kugeln auf die Angreifer, deren Panzer sie nicht zu schützen vermochte. Auf-, über- durcheinander lagen die Kürassiere, Tote und Verwundete, Sterbende und solche, welche sich unter den Leibern ihrer erschossenen Pferde hervorzuarbeiten suchten. Weiter rechts, an einem Bergabhange hatten zwei Züge der 6. und zwei der 8. Compagnie ebenfalls den Angriff feindlicher Kavallerie abzuwehren, es gelang ihnen glänzend, einige französische Kürassierschwadronen fanden hier fast Mann für Mann ihren Untergang. Fast bis zum Abend dauerte der blutige Kampf, den die Armee des Kronprinzen von Preußen auf einem drei bis vier Stunden weit sich ausdehnenden Schlachtfelde durchzuführen hatte, der Donner der Geschütze, das Mark und Bein durchdringende Rätschen der Mitrailleusen, das Salvenfeuer der Infanterie, das Ächzen und Stöhnen der Verwundeten, all das gab Kunde, daß hier eine große, entscheidende Schlacht geschlagen wurde, und so war es auch in der That. Unser Bataillon kam mehr als einmal mit der französischen Infanterie ins Handgemenge und unsere Verluste waren äußerst empfindliche, ein wilder, erbitterter Kampf hatte sich um Elsaßhausen entsponnen, mörderisch wurde nun um und in Fröschweiler gekämpft, das in hellen Flammen stand und dessen Kirchlein niederbrannte, bis weit in den Abend hinein das Schlachtfeld und dessen schauerliche Scenen beleuchtend. Auf dem rechten Flügel das 2. bayrische Corps vom Norden, das 5. Corps vom Osten im Centrum, das 11. Corps mit der württembergischen Brigade Starkloff vom Süden auf dem linken Flügel, so drangen wir nach wiederholten vergeblichen Angriffen schließlich doch stürmend in dem Dorfe ein; schwere Opfer hatte es gekostet, bis die am Dorfeingang errichtete und hartnäckig verteidigte Barrikade genommen war, in Reih und Glied lagen unsere Tapferen niedergemäht an den Häusern entlang; auch unser 1. Bataillon hatte schwere Verluste, da wir fast immer ungedeckt hatten vorgehen müssen, und trotz alledem war es demselben geglückt, fünf Mitrailleusen zu erobern. Erst die einbrechende Dunkelheit fand die Schlacht beendet, den Feind aufs Haupt geschlagen und in toller Flucht. — Ein solcher Tag prägt sich unverlöschlich dem Gedächtnis ein, namentlich wenn es noch am Abend gilt, die armen verwundeten Kameraden auf die Verbandplätze zu schaffen. O, es ist ein jammervolles Bild, das einem da vor die Seele tritt, diese durch die Abendstille grell und markerschütternd tönenden Hilferufe, dieses Wimmern, Ächzen, Stöhnen, diese wilden Flüche und diese Gebete, die von einer bleichen, stammelnden Lippe sich ringen, vielleicht zum letztenmale, hier in deutschen, dort in französischen Lauten, da drüben unter der Eiche in der eintönigen Weise des Korans, — ein brauner Wüstensohn, das brechende Auge nach Mekka gewandt, haucht hier sein Leben aus; o sie alle sind ebensoviele schwere furchtbare Anklagen gegen diejenigen, die in frechem, frevelhaften Leichtsinn diesen Krieg heraufbeschworen! Todmüde und hungrig warfen wir uns zur Erde nieder, aber die Aufregung war zu groß, an Schlaf nicht zu denken. Wohl nickte der und jener für einen kurzen Augenblick ein, aber nur, um schon nach ganz kurzer Zeit wieder emporzufahren, sich bemühend, die wilden wüsten Bilder abzuschütteln, die sich in seine Träume gedrängt. Leider waren diese Bilder Wirklichkeit! An eine wirkliche erquickende Ruhe war bei dem vom Regen durchnäßten Boden, auf dem wir biwakierten, nicht zu denken. — Bei Wörth sammelte sich in der Frühe des 7. Augusts unser Regiment; es galt in erster Linie die Toten zu begraben und dann für die Lebenden zu sorgen, die seit 24 Stunden, ohne etwas zu essen bekommen zu haben, im Marsch gewesen waren und im Kampf gestanden hatten. Gierig wurden die Tornister der gefallenen Franzosen nach Lebensmitteln durchsucht, aber die Ausbeute war nur eine geringe. Trostlos sah es in Wörth aus, wo wir einige Lebensmittel auftreiben zu können gehofft hatten; da gab es Häuser, auf denen kein Ziegel mehr ganz, alle Wände von den Granaten durchlöchert waren, in den Straßen und den Vorgärten der Häuser lagen die Toten noch massenweis herum; wohin das Auge blickte, traf es auf Jammer, Vernichtung, Tod! — Um so reger flutete das Leben draußen im Biwak der Sieger. Hinter demselben gruben die aus den umliegenden Dörfern zusammengetriebenen Bauern lange, breite Gruben, in welche die von den damit betrauten Kommandos herbeigeschleppten Leichen der Erde übergeben wurden, wieder andere schrieben Briefe und Feldpostkarten nach Haus, in denen sie Kunde von ihrem und der Freunde Befinden, vom Tode so manches lieben guten Kameraden gaben, hier baute sich eine Korporalschaft eine Hütte aus grünem Gesträuch, die ihnen Schutz gegen die drückende Hitze gewähren sollte, welche auf das Regenwetter der letzten Tage gefolgt war, an den Kochlöchern mühten sich Köche ab, die leider nur allzu oft vom Kochen lediglich nichts verstanden, das Wenige, was sich von eisernem Bestand in den Feldtaschen noch vorfand,

mundgerecht herzustellen, und während Kommandos der verschiedenen Regimenter und Compagnien sich auf den Weg machten, um die Patronenvorräte zu ergänzen, denn die Schlacht hatte in den Patrontaschen große Lücken gemacht, gaben sich andere dem hochwichtigen Geschäfte hin, ihre vom Pulverschlamm dick geschwärzten und verrußten Gewehre zu putzen und wieder in völlig propren Stand zu setzen. Mit Jubel wurde die Ankunft der Feldpost begrüßt, war es ja immer ein Freudentag, wenn sie erschien, und doch, heute fiel auch in diesen Freudenbecher manch bitterer Tropfen, denn nur zu viele der Briefe mußten, mit der kurzen aber so viel besagenden Bemerkung versehen: „Adressat ist tot," in die Heimat zurückwandern, wo sie der Postbeamte dem Pfarrer oder Bürgermeister des Ortes einhändigte, damit er die Hinterbliebenen schonend auf den schweren Verlust, der sie betroffen, vorbereite. In der auf die Schlacht folgenden Nacht wurde der wieder reichlich niederströmende Regen viel mehr als eine Wohlthat, denn als eine Last empfunden, denn hätte die Hitze angedauert, so wäre es in den Biwaks kaum vor dem sich rasch entwickelnden entsetzlichen Leichengeruch auszuhalten gewesen; unser Regiment hatte an Toten und Verwundeten beinahe 300 Mann verloren, eine sehr hohe Ziffer für eine einzige Schlacht.

Als wir nach den Rasttagen vom 7. und 8. August wieder von Wörth aufbrachen, führte unser Weg noch stundenlang über das Schlachtfeld, auf welchem noch tausende von Leichen hüben und drüben lagen. Aus den Chausseegräben ragten Arme und Beine oder Köpfe von Toten hervor, was ein schauerlicher Anblick war. Bald nachher stießen wir auf einem freien Platze auf viel hundert französische Militärfahrzeuge, die der Feind bei seiner tollen Flucht über Hals und Kopf im Stiche gelassen hatte. Die Straße, auf der wir marschierten, war buchstäblich mit weggeworfenen Tornistern, Zelttüchern und Zeltstecken übersät, das „sauve, qui peut!" hatte auch diesmal sinnverwirrend auf den Verstand der Franzosen gewirkt, davon zeugten alle Spuren, die wir auf unserem heutigen Marsche fanden, der erst um 8 Uhr abends in dem kleinen Städtchen Pfaffenhofen sein Ende erreichte; der kleine Ort hatte nicht weniger als 6000 Mann unterzubringen, ein schweres Stück Arbeit, aber es mußte gehen und es ging. Ich für meine Person kam mit meiner Korporalschaft, 24 Mann, zu einem Schmied, in dessen Werkstatt wir uns häuslich einrichteten; dieselbe war aber so baufällig, daß wir keinen Augenblick wußten, ob uns nicht die ganze Geschichte über dem Kopfe zusammenfallen werde, gleichwohl priesen wir uns glücklich, doch endlich wieder einmal unter ein Dach gekommen zu sein, unter dem wir wenigstens Schutz vor dem Regen fanden. In dem ganzen Hause war außer einer steinalten Frau, die offenbar zu schwach gewesen war, um auf der Flucht der Hausbewohner mitgeschleppt zu werden, kein lebendes Wesen zu treffen, wenigstens kein menschliches. Die alte Frau kochte uns den Kaffee, dafür regalierten wir sie aber auch reichlich mit ihrem Lieblingsgetränke. Wir hatten gehofft, in Pfaffenhofen so manches, was uns an notwendigen Dingen, Tabak, Zündhölzchen, Lichtern und wie sie alle heißen, ausgegangen war oder auszugehen drohte, ergänzen oder neu beschaffen zu können, fanden uns aber in unserer Hoffnung schnöde getäuscht; Geld hatten wir alle, daran fehlte es mit verschwindenden Ausnahmen, keinem, aber die Gelegenheit und die Möglichkeit fehlte nur allzuoft, sein Geld los — und dafür etwas ordentliches zu bekommen, das dem Magen willkommen gewesen wäre.

Am 9. August früh 5 Uhr marschierten wir ab und erreichten, nachdem wir volle elf Stunden unterwegs gewesen, um 4 Uhr mittags das Dorf Dossenheim, vor welchem biwakiert wurde. Ich selbst kam auf Dorfwache. Dieselbe war in einem Hause eingerichtet, dessen Bewohner sich bitter darüber beklagten, daß sie nach der Schlacht von Wörth durch ihre eigenen marodierenden Soldaten ausgeraubt, ja sogar mit Erschießen bedroht worden seien, in einer der Stubenwände steckte thatsächlich noch ein Chassepotgeschoß. Das waren ja recht nette Zustände in der französischen Armee! Tags darauf gings in die Vogesen hinein, die nach sechsstündigem Marsche glücklich hinter uns lagen; der Marsch war an diesem Tage reich an Naturschönheiten und sonstigen Sehenswürdigkeiten gewesen. Abends kam unser Bataillon auf Vorposten, etwa eine Stunde vor dem Gros des Armeecorps. Da Pfalzburg in der Nähe lag, gehörte ein Zusammenstoß nicht zu den Unmöglichkeiten, der Kommandant des Felsennests war als ein energischer, unternehmender Mann bekannt. Woher das Gerücht kam, weiß ich nicht, es hieß aber, 40000 Franzosen seien in der Nähe, es wurde infolgedessen fleißig patrouilliert, ohne daß vom Feinde etwas hätte entdeckt werden können; die folgende Nacht mußten wir in einem Sturm und Regen, der jeder Beschreibung spottet, auf Vorposten zubringen, das Wasser stand einem buchstäblich in den Stiefeln, und da wegen der angeblichen Nähe des Feindes kein Feuer angezündet werden durfte, froren wir wie nasse Pudel, wir waren froh, als die Nacht herum war, die Vorposten eingezogen wurden und wir unser wässeriges Biwak hinter uns hatten. In Saarburg, wo wir in Quartiere kamen, waren alle Thüren und Läden fest verschlossen, es brauchte alle Energie, die Leute zum Öffnen der Häuser zu bewegen, bald jedoch bekam die Stadt ein freundlicheres Aussehen; nachdem sich die Leute erst einmal überzeugt hatten, daß sie es nicht mit wilden Kannibalen, sondern mit wohldisziplinierten Truppen zu thun hatten, wurden sie zugänglicher, die Geschäftsläden öffneten sich und Handel und Wandel kehrten wieder. Da fast in jeder Korporalschaft ein Einjähriger oder mehrere vorhanden waren, die des Französischen mächtig waren, so stellten sich dem Verkehr mit den Quartierleuten keine allzugroße Schwierigkeiten in den Weg. In dem Hause, das uns zum Quartier angewiesen worden war, wies alles auf eine überstürzte kopflose Flucht der Bewohner hin, in den Zimmern lag alles wirr und wild durcheinander, nur ein alter Diener war da, der uns mit allem, was wir brauchten, versah, auch an Wein ließ er es nicht fehlen. Vom 13. August an, nachdem wir Saarburg verlassen, wurde unser Regiment fast beständig der Avantgarde zugeteilt. Tags darauf kamen wir durch Luneville, die erste größere französische Stadt, die wir bisher berührt; mit klingendem Spiele hielten wir unsern Einzug in dieselbe, aber unsere Hoffnung, dort ins Quartier zu kommen, betrog uns, es wurde durch die Stadt marschiert und Biwak bezogen. Wir hatten in diesen Tagen ziemlich starke Märsche und infolge derselben viele Fußkranke bekommen, denen es wohl zu gönnen gewesen wäre, wenn sie in Luneville ihre Füße hätten pflegen können. Ein Marsch im Schritt und Tritt über das holperige Pflaster gehört keineswegs zu den Annehmlichkeiten des Soldatenlebens, und zweimal nicht, wenn man Blasen an den Füßen hat. So begrüßten wir es denn mit Freuden, als wir am Ende unseres Marsches, der uns am 15. August, am Napoleonstage, nach Bayon an der Mosel gebracht hatte, erfuhren, daß am nächsten Tage ein Rasttag sei. Die Franzosen hatten in Bayon die Moselbrücke gesprengt, nutzloserweise, denn unsere Pioniere stellten in kürzester Frist eine Notbrücke her und der Fluß konnte wieder ohne sonderliche Fährlichkeiten passiert werden. Am Rasttage wurde Feldgottesdienst gehalten, dem fast die gesamte dienstfreie Mannschaft beiwohnte. Tags darauf begannen wieder anstrengende Märsche, welche bis zum 21. andauerten. An diesem Tage erfuhren wir die hocherfreuliche Nachricht von den Kämpfen und Siegen um Metz und der Einschließung Bazaines unter den Mauern dieses Platzes. Im Dorfe Abainville kamen wir endlich einmal wieder in ein Quartier, das jedoch nicht zu meinen schönsten Erinnerungen zählt. Wir hatten, da unser Quartierträger uns zwar freundlich aufgenommen, Speise und Trank aber entschieden verweigert hatte, da er selber nichts habe, uns genötigt gesehen, Umschau nach etwas Eßbarem zu halten, und dies auch in der Gestalt von zwei großen Lapins gefunden. Ein Mann meiner Korporalschaft hatte dieselben rasch vom Leben zum Tod befördert und führte sie eben im Feldkessel ihrer Bestimmung, verzehrt zu werden, zu, als die Quartierfrau erschien, über den irdischen Überresten ihrer gemordeten Lieblinge in jammervolles Wehklagen ausbrach und dann spornstreichs davonlief, um mit einem Offizier unseres Regiments zurückzukehren, der uns, nachdem wir ihm die Sache auseinandergesetzt, befahl, der Alten als Buße für unsern Frevel drei Franken zu bezahlen. Ein etwas teurer Hasenbraten, über den ich auf der Wache, zu welcher mich das Kommando noch am gleichen Tage getroffen hatte, nachzudenken Zeit und Muße genug besaß! Das Wachlokal befand sich in einem geräumigen Schulzimmer. Der Unteroffizier, den ich ablöste, übergab mir einen etwa 18jährigen Burschen, der beschuldigt war, auf eine Ulanenpatrouille geschossen zu haben; bestätigte sich die Sache, so war sein Leben verwirkt; jammernd und wehklagend beteuerte er hoch und teuer seine Unschuld, und zitterte wie Espenlaub, als ihm gesagt wurde, daß er

um 10 Uhr vors Kriegsgericht gestellt werden solle. Verzweiflungsvoll rang er die Hände und seine Angst stieg zum Gipfel, als einige von der Wachmannschaft ihm mit Gebärden bedeuteten, daß er erschossen werde. Als vollends der Ortsgeistliche erschien, um ihm Mut einzusprechen, glaubte er sein letztes Stündlein gekommen. Seine Eltern hatten beim General um Gnade für ihren Sohn gebeten, der natürlich dem Spruche des Kriegsgerichts nicht vorzugreifen vermochte; dieses aber sprach den Burschen nicht sowohl, weil dessen Unschuld erwiesen, sondern wegen mangelnden Beweises seiner Schuld frei, ich hatte daher auf Befehl des Regimentsadjutanten den Angeschuldigten in Freiheit zu setzen. Die Freude des Burschen, der sich schon eine Beute des Todes glaubte, war unbeschreiblich und ebenso die seiner Eltern und sonstigen Angehörigen. Jedenfalls war der Bursche von allen Gedanken an Franktireurtum gründlich geheilt. Durch diesen Zwischenfall, der beinahe tragisch geendet hätte, waren meine Gedanken vollständig von den teuren Lapins abgezogen worden, ich wurde erst wieder an sie erinnert, als ich von der Wache abgelöst in mein Quartier zurückkehrte. Einer von der Mannschaft, der „Findigsten" einer in des Wortes ganzer Bedeutung, vertraute mir an, daß er in einem Reisighaufen versteckt eine riesige Speckseite gefunden habe; sobald es Nacht war, wurde dieselbe unter peinlicher Beobachtung aller Vorsichtsmaßregeln geholt und auf dem Heuboden verteilt. Nun waren unsere Lapins wenigstens nicht allzuteuer bezahlt. — Am 23. August brach das Regiment wieder auf. Während des ganzen Marsches hörte der Regen kaum eine Viertelstunde auf. Naß bis auf die Haut, erreichten wir um 4 Uhr mittags ein ärmliches kleines Dorf, in welchem die ganze Division sich, so gut oder so schlecht es eben ging, unterzubringen hatte. Es ging uns schlecht genug. Unsere Compagnie, 250 Mann, mußte sich mit einer Scheuer und etlichen Schuppen behelfen; am nächsten Tage brachte uns ein anstrengender Marsch nach St. Dizier, wo wir im Theater auf einem Strohlager, das den Schweineställen des Städtchens zu entstammen schien, untergebracht wurden. Die in diesen Räumen herrschende Luft war kaum erträglich. Am 24. und 25. August hatten wir abermals große Märsche zurückzulegen, die uns bis zum berühmten Lager von Châlons brachten, das man stark verschanzt und wohlverteidigt zu finden glaubte, wie groß war daher unser Erstaunen, dasselbe vollständig verlassen und halb zerstört anzutreffen. Wo war der Feind hingeraten, hatte er sich auf Paris zurückgezogen? Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten, nicht auf Paris war er marschiert, sondern nach Norden, um, an der belgischen Grenze entlang ziehend, seine Vereinigung mit Bazaine zu bewerkstelligen. Das mußte verhütet werden, und so schwenkten wir am 26. August rechts, um von jetzt ab auch in nördlicher Richtung zu marschieren; nach zwölfstündigem Marsche war die Spur des Feindes wiedergefunden. Auf den Märschen, die in diesen Tagen zurückzulegen waren, lauter Eilmärschen von riesiger Dauer, konnte weder von regelrechter Verpflegung, noch von ordentlichen Quartieren die Rede sein. Das Dorf, in dem unsere Division lag, wimmelte von Soldaten aller Truppengattungen; in einem kleinen, alten, ganz verfallenen Hause fanden wir unserer zwölf ein ärmliches Obdach, das wir überdies zuvor erst von allerlei altem Gerümpel und unzähligen Spinnengeweben befreien mußten, ehe wir daran denken konnten, uns dort niederzulassen; trotzdem hatten wir kaum hinreichend Platz, um unser Gepäck niederzulegen. So armselig und traurig nun auch unser Quartier aussah, es barg doch einen Schatz und wir waren so glücklich gewesen, ihn zu finden, einen halben Sack Mehl, der in einem alten Aschenkasten gelegen hatte, und nun sofort einem Kameraden aus Niethnordhausen, der sich auf die edle Kunst des Brotbackens verstand, (so behauptete er wenigstens,) überantwortet wurde. Es bedurfte aber vielerlei Manipulationen und eines zweimaligen Anheizens des Backofens, bis wir endlich statt halbgarer Teigklumpen ordentliches Brot bekommen hatten. Am 30. August marschierten wir um 7 Uhr in der Früh ab, um wieder einen jener Riesenmärsche zurückzulegen, wie sie jetzt an der Tagesordnung waren, erst abends 6 Uhr sollten wir zu einem etwa einstündigen Halt kommen, dann ging es wieder weiter; wir erfuhren, während wir auf den von fernher dröhnenden Kanonendonner losmarschierten, daß ein Gefecht im Gange sei, weitere Nachrichten fehlten. Während unsere Artillerie vorgezogen wurde, erwarteten wir an Ort und Stelle weitere Befehle; in unserer nächsten Nähe hielten die Württemberger, welche, wie wir, bereits einen riesigen Marsch hinter sich hatten. Das Kanonieren dauerte bis zum Anbruch der Dunkelheit ununterbrochen fort; allmählich erfuhr man auch das neueste: „Die Bayern und das 4. Armeecorps hatten bei Beaumont die Franzosen in ihrem Biwak überrascht und ihnen eine schwere Niederlage beigebracht." Bald nach Bekanntwerden dieses neuen Sieges wurde der Weitermarsch angetreten, die Nacht brach herein. In tiefster Dunkelheit, querfeldein gings weiter bis 11 Uhr nachts, jetzt endlich wurde Halt gemacht; mehr tot als lebendig sanken die Mannschaften auf den Boden nieder, — ein mehr als fünfzehnstündiger Marsch mit Sack und Pack, wahrlich vor einer solchen Leistung mußte man Respekt haben! Am 31. August wiederum Marsch ohne Ende, während der ganzen Dauer desselben vernahmen wir aus der Ferne Kanonendonner; um 4 Uhr mittags endlich wurde gehalten, etwas Speck verteilt, und nach dem bekannten Rezept der Löfflerin: „So man hat, nimmt man," den Mannschaften Erlaubnis zum Abkochen gegeben. Die wenigsten waren aber in dieser glücklichen Lage, die winzige Portion Speck, welche man bekam, sie wog ganze zwei Lot, war alles, was dem knurrenden und bellenden Magen zugeführt werden konnte, der im übrigen auf halbreife Kartoffeln vertröstet wurde, die man aus den noch blühenden Stöcken auszugraben sich anschickte. Rasch mit der lieblichen Frucht in die Kochkessel, aber o weh, noch waren die Kartoffeln kaum halb gesotten, da ertönten die Kommandos zum Antreten und zum Abmarsch, die Kartoffeln mußten zurückgelassen, ausgeschüttet werden; wer klug war, steckte sich die Taschen mit den Halbgaren voll, oder füllte den Kochkessel damit, man hatte auf diese Weise doch wenigstens im nächsten Biwak etwas zu sieden, wenn sie nicht schon vorher aufgezehrt wurden.

Einige Zeit marschierten wir im Corpsverband, dann schlug das 94. Regiment eine Nebenstraße ein; es war zur Bedeckung des Hauptquartiers, das vom König von Preußen nach Vendresse verlegt worden war, bestimmt. Auf diesem Marsche zog unser Regiment am Erbprinzen von Sachsen vorbei und begrüßte denselben mit freudigem Hurra. Der Erbprinz dankte freundlich und ließ unter die Compagnien Zigarren verteilen. Während unser 3. Bataillon, die Füseliere, als Ehrenwache im Hauptquartier verblieben, erhielt das 1. und 2. Bataillon den Auftrag, den Ardennenwald, in welchem man versprengte Truppenteile des Feindes vermutete, abzusuchen. Auf verschiedenen Wegen drangen die beiden Bataillone in die Nähe des Waldes vor, mehrere Compagnien wurden nach rechts und links auf Seitenwege detachiert; auf eine ziemliche Strecke zerstreut, gelang es uns, mit Einbruch der Nacht in den Wald einzudringen, der immer dichter, und selbstverständlich auch immer dunkler wurde, so daß uns das Vorwärtskommen ungemein erschwert war; bald ging es steil, fast dachgäh bergauf, dann wieder in die wildesten Schluchten hinein, war's ein Wunder, daß nach all den Strapazen der letzten Tage gar viele müd und kraftlos, mit wunden blutenden Füßen zusammensanken? Natürlich konnte man die Kameraden nicht liegen lassen, die einen trugen ihnen die Gewehre, die andern unterstützten die sich mühsam Fortschleppenden, da ja alle den besten Willen, leider aber nicht mehr die Kräfte hatten, mitzukommen. In jener Nacht haben Soldaten, die sonst wetterhart allem trotzten, geweint, es war auch kein Wunder, selbst die stärksten Nerven leiden schließlich not. Nachts um 11 Uhr erreichten wir endlich ein einsames blutarmes Walddorf; ohne einen Bissen Brot, ohne ein einzigesmal gerastet zu haben, waren wir 18 Stunden lang marschiert, eine Leistung, die gewiß anerkannt zu werden verdient. Die Bestürzung der Dorfbewohner, als sie mit einemmale durch feindliche Truppen aus dem Schlafe geweckt wurden, war keine geringe, es war aber auch wie ein Zauberspuk, die Helme und Gewehre in den eben noch so stillen Gassen blitzen zu sehen, die taktmäßigen Tritte der Einziehenden zu hören. Für heute konnte es sich nur darum handeln, die Leute so schnell als möglich unter Dach und Fach zu bringen; sobald eine Abteilung ihr Quartier, eine Scheune, eine Stallung erreicht hatte, fielen sie auch schon um, wie die Fliegen, und versanken in einen Schlaf, aus dem sie kaum die heftigste Kanonade zu erwecken vermocht haben würde. Längst waren sie ja schon mit ihrer physischen Kraft zu Ende, aber die moralische Kraft, die vom ersten Tage dieses Feldzuges bis zu seinem letzten in dem deutschen Heere ungeschwächt blieb, sie war es, der man solche Leistungen verdankte. Erschöpft sanken

auch wir auf den nackten Boden nieder; aber kaum hatten wir eine kleine Weile geschlafen, so riß uns auch schon jäh eine furchtbare Explosion wieder aus dem Schlummer; eine Maasbrücke war mit Donnerkrachen in die Luft geflogen; — das war die Einleitung zu dem blutigen Tage von Sedan gewesen, zu der Schlacht, von der man noch in den spätesten Zeiten singen und sagen wird, zu der Schlacht, in welcher man einen Kaiser fing! —

Daß diese Schlacht eine entscheidende und blutige werden würde, darüber war sich jeder klar. Die Artillerie rasselte in endlosen Zügen in den dichten Morgennebel hinein, oft vermeinte man, es fahre in der Ferne eine Reihe von Eisenbahnzügen vorbei, so stark war der Lärm, den diese vorbeijagenden Artillerieabteilungen verursachten. Von den Abteilungen, welche sich bei unserem gestrigen Marsch durch den Ardennenwald verloren hatten, fehlten noch viele, aber es ging nicht an, noch länger auf sie zu warten, mochten sie nun Franzosen gefunden haben oder nicht, wir mußten weiter marschieren. Nach etlichen Stunden befanden wir uns auf einer waldigen Anhöhe, wo wir auf größere marschierende Truppenmassen stießen, durch welche wir uns genötigt sahen, Halt zu machen. Während wir noch hier hielten, brach die Sonne siegreich durch den Nebel und gewährte uns einen entzückend schönen Ausblick in das Maasthal und auf Sedan; deutlich konnten wir schon die um die Festung her sich entwickelnde Schlacht erblicken. Es giebt wohl kein unbehaglicheres Gefühl für einen Soldaten, als: solch ein Bild, eine Schlacht vor Augen, unthätig stehen bleiben zu sollen. Nun, unsere Unthätigkeit hatte ihren Grund; es mußte erst eine Brücke über die Maas geschlagen werden, ehe die Truppenmassen, die sich inzwischen angesammelt hatten, über dieselbe gehen konnten. Unser Bataillon war eines der letzten, die hinüber kamen, gleichwohl gab es für dasselbe gar bald darauf blutige Arbeit. Es war Mittag vorbei, als wir über die Maas gingen; wir marschierten durch das Gehöft St. Albert, das in Flammen stand; schon kamen uns ganze Scharen Verwundeter entgegen. Im Laufschritt gings vorwärts, hinter dem Gehöft formierten wir uns zur Angriffskolonne. Eine steile Anhöhe, auf welcher mehrere deutsche Batterien ein wohlgezieltes regelmäßiges Feuer auf die Franzosen unterhielten, war uns als Richtungspunkt unseres Marsches bezeichnet worden, im Schweiß gebadet kamen wir endlich oben an. „Nieder! Die Gewehre hoch!“ lautete der Befehl, und schon fuhren auch Granaten auf Granaten zischend daher, und schlugen krachend und großen Schaden anrichtend in unseren Reihen ein. Hinter der Mauer eines auf dem Gipfel des Berges angelegten Parkes fanden wir für einige Zeit lang Deckung, unschädlich flogen die Kugeln über unsere Köpfe weg, aber unseres Bleibens war hier nicht auf die Dauer, „vorwärts, vorwärts!“ lautete der Befehl; durch eine etwa zwei Meter breite Lücke, welche die Granaten in die Mauer gerissen, gings weiter, dem Feinde entgegen. Da hat manchem das Herz schneller geschlagen, hat mancher mit der Welt abgeschlossen, und mancher ging auch hier seinen letzten Gang. „Nur hinab ins Thal!“ das war der Gedanke, der jeden erfüllen mochte, als wir, durch die Mauerlücke vorbrechend, in Schützenschwärmen aufgelöst, dem Feinde entgegenstürmten. Kaum aber lag die schützende Parkmauer hinter uns, als der Feind ein unerhört heftiges Schnellfeuer auf uns abgab. Wenn wir es nur wenigstens hätten erwidern können, aber auf diese Entfernung reichten unsere Zündnadelgewehre nicht. Wir hätten auch nur unnütz Zeit verloren, wenn wir uns mit Schießen aufhielten; je schneller wir ins Thal hinunter kamen, je bälder wir den Franzosen mit der blanken Waffe auf den Leib rückten, um so besser war es für uns; also hinüber gesetzt über die Hecken, hinab die Raine und die Hindernisse übersprungen, aber die Franzosen gingen eben auch nicht müßig, und diesmal hatten sie nicht bloß die Distanz richtig geschätzt, sondern sie zielten auch gut. Offiziere und Mannschaften sanken zum Tode getroffen und verwundet zu Boden, noch ehe der schützende Grund erreicht war; nicht alle, aber viele, sehr viele. Oberst von Bessel, der tapfere Regimentskommandeur, der seinen Leuten vorausgestürmt war, sank schwer getroffen zu Boden, bald darauf auch Generallieutenant von Gersdorff. Nicht ohne Mühe sammelten und formierten wir uns neuerdings, dann ging es zum Angriff auf die gedeckte Stellung des Feindes vor, wobei die hinter uns stehenden Batterien, welche mit bewundernswerter Treffsicherheit Granate um Granate in die Reihen des Feindes sandten, unseren Angriff wesentlich unterstützten. Aber wer, der nicht mit dabei gewesen, vermöchte sich einen Begriff von diesem Feuer zu machen, das uns hier empfing, es blieb uns nichts anderes übrig, als platt auf den Boden zu liegen; die Kartoffelstauden, von den Kugeln zerfetzt und aus der Erde gerissen, flogen uns nur so um die Ohren und wie Hagelschauer prasselten die Chassepotkugeln um uns her. Während wir uns noch überlegten, ob es überhaupt menschenmöglich sei, in solchem Feuer auszuhalten, schmetterten die Signalhörner auf der ganzen Linie zum Avancieren: „Auf, Auf!“ tönt das Kommando, und wie ein Mann springen alle auf; die liegen bleiben, sind tot oder schwer verwundet, und wieder geht's mit lautem Hurra vorwärts; ein letzter energischer Vorstoß, ein letzter Anprall mit schlagenden Tambours und die Schützengräben des Feindes waren genommen. Die Franzosen hatten sich bis zum letzten Augenblicke in ihren Schützengräben zu halten versucht, als sie die Unmöglichkeit jedes ferneren Widerstandes einsahen, flohen sie über die Hochebene dem Walde zu, in welchem sie Schutz zu finden hofften. Nun aber waren sie auf ihrer Flucht das Zielobjekt für die Zündnadelgewehre und blutig wurde jetzt der Tod so manches braven Kameraden gerächt, auf weithin leuchteten aus dem grünen Gras die roten Hosen der hier gefallenen Feinde. Aber neue Abteilungen derselben, frische Bataillone griffen in den Kampf ein, etliche Batterien jagten daher und sandten ihre Granaten zu uns herüber; sofort führte der Hauptmann der 7. Compagnie seine Leute und alles, was er gerade bei der Hand hatte, gegen die Batterien vor, die sich zum Abfahren genötigt sahen, nachdem eines ihrer Geschütze in die Hände der Deutschen gefallen war. Nun gab es keinen Halt mehr, der Feind floh Hals über Kopf nach der Festung hin, schon war auch Fühlung mit der Garde genommen; enger und enger schloß sich der Eisengürtel um Sedan, kein Entrinnen gab's mehr für den geschlagenen Feind, ein herrlicher, folgenschwerer Sieg war errungen, das Schlachtfeld behauptet; der Früchte aller in den letzten Tagen erduldeten Strapazen, Mühen und Entbehrungen, nun durften die Sieger sich ihrer erfreuen. Hell und strahlend, eine leuchtende Siegerin, war am Morgen die Sonne durch die Maasnebel gebrochen, blutrot tauchte sie an diesem Abend hinter einer dichten schwarzen Wolke unter, war es der Wiederschein des Blutes, das heute in Strömen geflossen, der ihr so purpurnen Schein verliehen? Mit Blut begonnen, endete Napoleons Werk auch mit Blut. Auf dem Schlachtfelde aber lagen tausende von Toten, Verwundeten und Sterbenden, die noch in der Morgenfrühe des heutigen Tages frisch und hell mitgesungen und mit den Kameraden gescherzt und gelacht, — „mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen!“ Der Donner der Kanonen ist verstummt, da und dort knallen noch einzelne Schüsse, die einem armen klagenden Pferde, das eine Kugel nicht gleich zum Tode getroffen, den Rest geben, unser Bataillon, die Compagnien, sammeln sich am Waldrande, ernst, stumm und still und manch brünstiges Dankgebet steigt zum Himmel auf für die gnädige Bewahrung, die einem zuteil geworden, ach, es fehlen ja so viele, gar so viele! Bis die Dunkelheit anbrach, blieb das Bataillon in seinen Stellungen, und marschierte sodann zurück, um am Abhang der Höhe von Floing ein Biwak zu beziehen. Die Artillerie, die heute so vorzügliches geleistet, — sagte doch tags darauf Napoleon bei seiner Begegnung mit dem König Wilhelm, diesem: „Ihre Artillerie, Sire, gewann die Schlacht, die preußische Artillerie ist die beste der Welt,“ — verblieb in ihren Stellungen, bereit, auf den ersten Wink Sedan und die dort eingeschlossene Armee zu vernichten, wenn deren Führer die Kapitulation verweigerten.

Müde bis in die Knochen suchte jeder ein Plätzchen, wo er sich zur Ruhe ausstrecken konnte; der und jener hatte in dem Tornister eines gefallenen Franzosen einen harten Schiffszwieback gefunden, der nun gierig verzehrt wurde, aber dieser Glücklichen waren es nicht viele, die meisten hatten auch heute wieder einen Fasttag, denn die Proviantkolonnen konnte man schon seit vollen acht Tagen unter der Rubrik „vermißt“ aufführen. Ja, das waren sie in diesen Tagen, „schmerzlich vermißt!“ —

Da uns bei den riesigen Märschen, die wir zurückzulegen hatten, nicht allen unseren Kameraden erging es so gut, die Tornister nachgefahren wurden, so mußten wir uns, statt ihrer, der Feldkessel als Kopfkissen bedienen. Kaum aber lagen wir eine Weile, so fing es wieder an wie mit Kübeln zu gießen, und wenn auch unsere Siegesfreude keines-

wegs darunter notlitt, so war es doch mit jeder Nachtruhe aus und vorbei, denn der Regen schoß unter uns, über uns weg, wir lagen buchstäblich in einem See. Da mochte liegen bleiben, wer wollte, ich für meine Person dankte; ich sprang auf, aber was anfangen, was thun? Beim Schein einiger in einem unsrer Kochlöcher (es klang wie ein Hohn, dieses Wort!) noch matt glimmender Holzscheite, versuchte ich auf meiner Uhr die Tages- oder vielmehr die Nachtzeit zu entziffern. Hilf, Himmel! es war erst 11 Uhr. Da galt es vor allem, unser Feuer zu unterhalten, sonst würde es uns schlecht ergehen, wenn der Morgen und mit ihm der kalte scharfe Luftzug kam. Also auf, zum Holz suchen! Ich war so glücklich, eine Leiter aufzufinden, die, wer weiß von wem, aus irgend einem benachbarten Dorfe aufs Feld geschleppt worden war; triumphierend kehrte ich mit meiner Beute nach dem Kochloche zurück, in welchem zuvörderst Sprosse um Sprosse, und nach diesen die Leiterbäume verschwanden. Ein wahres Glück, daß auch auf die allerschlimmste Regennacht ein Morgen kommt; man kann doch wenigstens von ihm Besserung erhoffen. Aber wie gründlich wurde unsere Hoffnung zu Schanden, ein wirklicher wahrhaftiger Landregen wars, mit dem uns der junge Tag beschenkte. In solcher Lage im Biwak unthätig verharren zu müssen, wäre schrecklich gewesen, und so traurig die uns übertragene Beschäftigung war, unter Aufsicht eines Feldgendarmen große Gruben aufzuwerfen und die Gefallenen zu bestatten, sie bot doch wenigstens einige Zerstreuung. Mit der Verpflegung sah es noch gleich schlecht aus, mit Ausnahme von etwas Mehl, das, in heißes Wasser geworfen, für eine Suppe gelten mußte, erhielten wir nichts. Mit freudigem Hurra begrüßten auch wir den König, als er, seinen ritterlichen Sohn zur Seite, gefolgt von den im Hauptquartier anwesenden deutschen Fürsten, von Moltke und Bismarck und einer glänzenden Suite, das Schlachtfeld beritt. Die Nachricht von der Gefangennahme des Kaisers fand durch den Mund des Königs ihre Bestätigung; wohl hatte schon vormittags verlautet, „Er“ sei in Sedan, aber die Nachricht klang so unglaublich, so unwahrscheinlich, daß man die Köpfe darüber schüttelte, nun war's also doch so! Wer hätte da noch an die erduldeten Strapazen und Entbehrungen, wer an die endlosen, hinter uns liegenden Märsche denken wollen, was verschlugs, daß wir nochmals eine Regennacht im Biwak, durchnäßt bis auf die Haut, zubringen mußten, dicht zusammengedrängt wie eine Hammelherde, um die Gewehrpyramiden stehend, denn wer hätte Lust gehabt, sich in diesen zolltiefen Schmutz und Morast, in welchem einem die Stiefel stecken blieben, niederzulegen? freiwillig that das sicherlich keiner, und wer unfreiwillig, — es kam häufig genug vor, — mit der Mutter Erde in nähere Berührung kam, der durfte sicher sein, daß sie ihn in ihrem zähen Elemente so festhielt, daß es aller Anstrengungen der helfenden Kameraden bedurfte, den zu Boden Gekommenen dem Urbrei zu entreißen. Daß er zum Schaden, den er hatte, für den Spott nicht zu sorgen brauchte, ist ja ganz natürlich.

Am 3. September nachmittags 5 Uhr sagten wir unserem kotstarrenden Lager Valet; der Abschied fiel keinem schwer, zumal wir als die Ersten in Sedan einrücken sollten. Der Himmel war uns immer noch ungnädig. Unter grellen Blitzen und Donnerschlägen, daß man sich in die Schlacht vom 1. zurückversetzt wähnen konnte, brach ein schweres Gewitter mit wolkenbruchartigem Regen über uns los, doch kümmerten wir uns eben nicht viel darum, mit klingendem Spiel und in bester strammer Haltung marschierten wir in Sedan ein. Unseres Bleibens war dort jedoch nicht lange; es ging da drinnen zu, daß es ein wahrer Skandal genannt werden mußte. Unter zehn französischen Soldaten waren so ziemlich neun sinnlos betrunken, der zehnte zum mindesten nicht nüchtern, und in ihrer Trunkenheit plünderten diese, längst aller Disziplin baren Horden die Häuser, und stahlen und raubten bei ihren eigenen Landsleuten. Ein pestilenzialischer Gestank erfüllte die Straßen, welche von Kot, weggeworfenen Gegenständen und Kadavern starrten; halbverfaulte, durch ganze Straßen sich hinziehende Strohlager vermehrten noch den Unrat, und die geplünderten Läden, deren Inhalt auf die Straße, in die Gosse geleert worden war, redeten eine beredte Sprache von dem Zustand, in welchem sich die französische Armee befand. Es war ein Ding der Unmöglichkeit hier zu bleiben, wir machten Kehrt und besetzten die Wälle. Glücklicherweise dauerte es nicht mehr allzulange, bis die Franzosen abzogen; aus allen Thoren strömten die Transporte nach der Maas-Halbinsel von Iges hinüber, die ihnen zum Aufenthaltsort angewiesen war, bis die Reihe des Transports nach Deutschland an die einzelnen Abteilungen kam. — Nachdem die Franzosen abgezogen, marschierten wir zum zweitenmale in der Festung ein, deren Werke nunmehr ordnungsmäßig durch einen alten französischen General an unseren Major von Gelieu, welcher das Regiment interimistisch führte, übergeben wurden. Als der alte General die Schlüssel der Festung übergab, in welcher das Denkmal Turennes, des berühmten französischen Heerführers steht, der hier geboren wurde, liefen ihm Thränen des Zorns und der Scham über die Wangen herab. Mit stummem Gruß verbeugte er sich, das Käppi abnehmend, nachdem er seines Amtes gewaltet, und schritt mit seinen übrigen Leidensgenossen in die Gefangenschaft. Mit angefaßtem Gewehr hatten wir dieser hochinteressanten Scene beigewohnt.

Mit welch wonnigem Gefühl wir uns, nach so langer Zeit wieder einmal unter Dach und Fach, der Aufgabe unterzogen, unsere äußere Erscheinung wieder etwas menschlicher und soldatischer zu gestalten, als dies bisher der Fall gewesen war, läßt sich denken, all die Tage herein hatten wir unsere Kleider auf dem Leibe trocknen müssen, nun mochte die liebe Sonne dieses Geschäft auch einmal allein besorgen. Arbeit gab es übrigens in Sedan in Hülle und Fülle; während etliche Compagnien den Befehl hatten, die Straßen zu räumen und zu säubern, überhaupt den freien Verkehr wieder herzustellen, waren andere damit beschäftigt, die viele Tausende von Waffenstücken, Gewehre, Säbel, Pallasche und Ausrüstungsgegenstände, Tornister, Patrontaschen, Zelttücher, Mäntel, Käppis, die auf den Straßen, den Wällen, in den Festungsgräben umherlagen, aufzulesen und auf bestimmten Plätzen zusammenzutragen. Kavalleristen hatten die zu Hunderten frei in der Stadt umherlaufenden Pferde einzufangen oder aus der Festung hinauszujagen; jedes rotzkranke oder rotzverdächtige Pferd wurde erschossen. Da sich zuletzt niemand mehr um die armen Pferde gekümmert und ihnen ihr Futter gereicht hatte, so waren sie zu einem großen Teil ganz entsetzlich abgemagert; gierig suchten sie an den steilen Festungsböschungen das Gras abzurafen, wobei viele von ihnen ausglitten, in die Wallgräben stürzten und dort zerschmetterten. Mit besonderer Aufmerksamkeit suchten die Aufräumenden in den Wallgräben, deren Wasser natürlich sofort abgelassen worden war, nach französischen Adlern; mit Recht vermutete man, daß gar manches dieser Feldzeichen, um es dem verhaßten Sieger zu entziehen, hier versenkt worden sei. Es wurden ihrer etliche aufgefunden und erhielten die Finder die hiefür ausgesetzte Belohnung von 50 Franken.

Am 9. September rückte ein rheinisches Landwehrbataillon ein, mächtige, bärtige Gestalten vom Rhein, wahre Recken und stramme Soldaten, welche die ungeteilte Aufmerksamkeit und Verwunderung der Bewohner von Sedan erregten; dieses Bataillon sollte inskünftig die Besatzung von Sedan bilden und uns ablösen. Am gleichen Abend noch kam für uns der Befehl, am 10. September, um 7 Uhr in der Frühe, abzumarschieren; dem 11. Armeecorps fiel der Transport der gefangenen Armee zu, auch von unserem Regiment hatte die 5. und unsere, die 6. Compagnie, einen solchen zu übernehmen. So beschwerlich dieser Transport war und so große Aufmerksamkeit derselbe erforderte, bot er des wirklich Erzählenswerten doch nur wenig oder gar nichts, langweilige Märsche, viel Ärger, wenig Vergnügen bis nach Pont à Mousson, von wo aus die Bahn benützt werden konnte. Nun ging es rasch dem Ziele zu, dem schönen Köln mit seinem prächtigen Dom und seinen mächtigen Festungswerken. Nachdem unser Gefangenentransport von Landwehr übernommen worden war, welche denselben nach der Festung Wesel zu verbringen hatte, wurden wir in Köln einquartiert, wo wir anfangs herzlich schlechte Quartiere, durch die Dazwischenkunft einiger Bürger dann aber um so bessere bekamen; gerne hätten wir uns in Köln länger aufgehalten, aber schon am nächsten Morgen in aller Früh wurde die Rückfahrt nach Frankeich angetreten. Über Mainz, wo wir zu unserer großen Freude unsern bei Wörth verwundeten Bataillonskommandeur, Herrn Major von Wussow, trafen, der, von seinen Wunden ziemlich hergestellt, uns seine baldige Rückkehr zum Regiment in Aussicht stellte, fuhren wir weiter, die ganze Nacht hindurch, und waren am 20. September bereits wieder im Elsaß. Von da ab ging es bedeutend langsamer mit der Bahnfahrt, und bei Nacht wurde überhaupt nicht gefahren, da längs der Bahn bald da bald dort Franktireursbanden auftauchten und ihr Un-

wesen trieben. Glücklich erreichten wir Nancy, wo wir übernachteten und uns tags darauf einer größeren nach Frankreich zurückkehrenden Truppe anschlossen; sie mochte etwa 2000 Mann stark sein, auch zwei bayrische Compagnien, welche Gefangene nach Berlin verbracht hatten, gesellten sich uns bei; sie konnten nicht genug rühmen, wie vortrefflich sie dort aufgenommen worden seien und wie viel herrliches sie dort zu sehen bekommen hatten. Die Bayern wurden von einem Major kommandiert, der nunmehr als der Rangälteste den Befehl über unsere ganze Abteilung, zu der sich auch noch eine große Kolonne mit Liebesgaben aus Hamburg und Mainz gesellt hatte, übernahm. So gings denn, eine richtige Musterkarte des vereint gegen Frankreich zu Felde liegenden Deutschlands, auf der Straße nach Toul weiter. Nach einem Marsche von fünf Stunden hatten wir die Mosel hinter uns. Schon seit etlichen Stunden hatten wir heftigen Kanonendonner vernommen, es waren unsere Belagerungsbatterien vor Toul, welche dieser Festung und ihrem starrsinnigen Kommandanten, Major Huck, ins Gewissen redeten, sich zu übergeben. Wir kamen im Verlaufe unseres Marsches den Stellungen unserer Batterien so nahe, daß wir rechts ausbiegen mußten, um nicht in den Schußbereich der feindlichen Kugeln zu geraten. In der Stadt selbst verkündeten etliche Feuersbrünste, daß die deutsche Artillerie ihr Handwerk verstand, daß sie zu zielen und zu treffen wußte. Der Umweg, den wir um die Festung machten, hatte einige Stunden weggenommen, dann befanden wir uns wieder auf der Hauptstraße. Auffallend war es uns, daß, während vorhin ein Höllenspektakel vor der Festung gewesen, jetzt plötzlich alles mäuschenstill war. Mit einemmale hieß es, Toul sei über, die Festung kapituliere! Und richtig, von einem Turme sahen wir, allerdings in weiter Entfernung, aber doch deutlich sichtbar, eine weiße Fahne wehen! Das war ein Ereignis von hoher Wichtigkeit; nun war die Bahnlinie nach Deutschland nicht mehr gesperrt, frei konnten jetzt die Züge bis weit in Frankreich hinein verkehren, dem Transport von Munition und Proviant standen nun nicht mehr diese gewaltigen Hindernisse wie bisher im Wege, und vor allem konnte man jetzt, sobald Moltke es für gut fand, den Belagerungspark für Paris herbeischaffen, um die Pariser und ihre Stadt, die Leuchte der Welt, damit zur Vernunft zu bringen. Unsere Truppen waren ja, während wir die Gefangenen zurücktransportierten, inzwischen vor Paris angekommen und hatten die Riesenstadt cerniert. Metz cerniert, Paris cerniert, Toul gefallen, Straßburg dem Falle nah, — begriffen die Franzosen gleichwohl immer noch nicht, oder wollten sie nicht begreifen, wie es um sie und ihre Herrlichkeit seit dem Tage von Sedan stand?

In dem Dorfe Fouy, eine Stunde von Toul, wurden wir bei einem Bürger einquartiert, der samt seiner Frau recht gesprächig wurde, nachdem wir sie mit einer ordentlichen Anzahl Sousstücke versehen hatten, um uns ein bescheidenes Mittagessen und etliche Flaschen Wein zu verschaffen. Unser Quartierwirt, d. h. wir bewirteten eigentlich ihn, ward mit jeder Viertelstunde aufgeräumter und lustiger, schließlich erzählte er uns von seinen Abenteuern und Kämpfen gegen die wilden Kabylenstämme in Afrika, die er mitgemacht, und um uns zu beweisen, daß seine Erzählungen Wahrheit seien, schleppte er aus einem Kleiderschranke seine alte, mit mehreren Medaillen dekorierte Uniform herbei. Nicht immer aber waren die Dorfbewohner so harmlos und friedlich gesinnt, wie unser alter Kabylenbekämpfer; einige Tage später war in einem Dorfe der dortige Hufschmied mit einer Sense auf einige unserer Leute losgegangen, jedoch in ganz kurzer Zeit samt seiner Sense unschädlich gemacht und jämmerlich durchgeprügelt worden; natürlich war es dabei nicht geblieben, und die Soldaten hatten den rabiaten Kerl vor den bayrischen Major geschleift. Der mochte beim Anblick des von seinen Altbayern windelweich geprügelten Maréchals (Schmied) ein menschliches Rühren verspürt haben, denn er begnügte sich, seinen Richterspruch unter dem Beifall der ihn umstehenden Offiziere dahin abzugeben: „Zu wos soll'n wir den Kerl verschießen? sein Fett hot er so wie so schon g'hörig bekommen, der wird noch lang dran denken!“ Die Offiziere waren auch der Ansicht, daß es dem Schmied, der heute einmal der Amboß hatte sein müssen, auf Jahrzehnte hinein eine Warnung sein werde, auf deutsche Soldaten mit der Sense loszugehen, und so wurde der Kerl in Freiheit gesetzt, worauf er schleunigst verschwand. Den 30. September erreichten wir Châlons, blieben aber nur eine Nacht dort, trugen auch kein sonderliches Verlangen, länger in der Kaserne, in welcher wir einquartiert worden waren, zu verweilen; das Äußere derselben war zwar prachtvoll, die Strohsäcke, auf denen wir schliefen, beherbergten aber eine ungeheure Menge braunroter Tierchen, welche nach unserem Blute lechzten. So gerne wir bereit waren, dasselbe auf dem Schlachtfelde für Deutschland zu verspritzen, so waren wir doch keineswegs gewillt, uns dasselbe von Wanzen und ähnlichem blutdürstigem Zeug aussaugen zu lassen.

Am 1. Oktober brachen wir von Châlons auf. Wir sehnten uns alle nach dem Regiment und den Kameraden zurück, waren wir doch während der ganzen Zeit unserer Abkommandierung vom Regiment ohne alle Nachrichten von zu Hause, ohne Geld und ohne Löhnung geblieben, da man uns solche doch nicht durch einen Extrapostillon nachsenden konnte. Den 5. Oktober kamen wir durch Coulommiers; wir hatten gedacht, hier Quartiere zu finden, alle Häuser waren aber bereits von der 17. Division, Oldenburger und Hamburger, besetzt. Diese Truppen, ursprünglich zum Küstenschutz bestimmt, waren nach Frankreich dirigiert worden, da man jetzt, so wie die Dinge lagen, keinen Angriff der französischen Flotte und noch weniger die Landung eines Corps zu fürchten hatte, es war dafür gesorgt und das Wort: „Betritt kein Welscher deinen Strand,“ zur Wahrheit geworden. Unser nächster Marsch ging bis Corbeille an der Seine, die dortige Brücke war gesprengt; schade um das wirklich schöne Bauwerk, von dem nur noch einige Brückenpfeiler über der Wasserfläche sichtbar waren, genützt hatte ja diese vandalische Zerstörung auch nicht das geringste, denn bereits hatten unsere Pioniere eine ganz treffliche Holzbrücke hergestellt. Am 8. Oktober stießen wir wieder zu unserem Regiment, es lag auf der Südfront von Paris auf Vorposten; nach einem fünfstündigen Marsch, der uns, immer der Seine entlang, durch prachtvolle Parks, an wunderschönen Villen, den Sommersitzen der reichen Pariser, vorbeigeführt hatte, kamen wir mit einemmale nachmittags zu unserem 2. Bataillon, das unweit Valenton in der Nähe eines großen Gutes auf Vorposten gezogen war. Groß war die Freude von Offizieren und Mannschaften, als sie uns erblickten, und aufs herzlichste wurden wir von allen begrüßt. So waren wir denn also vor Paris, und daß es denen in ihrer Hauptstadt drinnen Ernst mit ihrer Verteidigung war, das bekam man zu verspüren. Kaum angelangt, machten wir auch schon mit ihren Zuckerhüten Bekanntschaft. Für die nächste Zeit war unserer Compagnie ein großer Schuppen als Quartier angewiesen worden, dort legten wir unser Gepäck ab, während einer unserer Offiziere auf dem Bataillonskommando die für die Compagnie eingetroffenen Briefe und Päcke, deren es eine ganze Menge war, abholte. Diese Briefe und Päcke enthielten so manches, was nicht bloß das Herz erfreute, sondern auch dem irdischen Menschen zu gute kam, und wohl jeder, ob er viel, ob er wenig erhalten, segnete unser treffliches Institut der Feldpost, die ihre Fäden mehr als einmal bis in das Schlachtgewühl hinein spann, um den armen Verwundeten Gelegenheit zu bieten, Grüße nach Hause und Mitteilung über ihr Befinden zu senden, und wahrlich: unter denen, die in diesem Feldzuge treffliches geleistet haben, ist an einer der vordersten Stellen die Feldpost zu nennen; sie verband uns mit dem Vaterlande, mit den Lieben daheim, durch ihre Vermittlung ward uns jene Kraft, die uns allem trotzen ließ, weil wir wußten, „in der Heimat sehen sie auf euch, in der Heimat denken sie an euch, und in der Heimat beten sie für euch.“ —

Am 9. Oktober hatte unser Vorpostendienst für die nächsten Tage ein Ende, wir marschierten wieder nach Valenton, das von seinen Bewohnern völlig sinnlos, zwecklos verlassen war; so nahm von den verlassenen Häusern selbstredend jeder Besitz, der es und wie er es bedurfte. Fand ein Kavallerist keinen Stall für sein Pferd, so stellte er es eben in der nächsten, ihm passend dünkenden Stube ein, „Not kennt kein Gebot,“ und zweimal nicht im Kriege, wo der Mann nicht nur für sich selbst, sondern auch für sein Pferd zu sorgen verpflichtet ist, sofern er ein solches besitzt. Man merkte es wohl, daß Valenton zu den verhältnismäßig ruhigeren Quartieren vor Paris gehörte, der Soldatenhumor, der unter dem ewigen Einerlei des Vorpostenstehens, dem Dienst auf Feldwache, Repli und in Alarmstellung unbedingt notleiden muß, trieb in Valenton noch üppige Blüten; an Geschäftslokalen, welche ihre Besitzer im Stich gelassen hatten, konnte man Inschriften lesen, wie: „Gänzlicher Ausverkauf.“ An einem andern Lokal prangte die Inschrift:

„Gasthaus zum Raubvogel," ein anderes trug den Schild „Zur Erbswurst", und die in unserer Nachbarschaft liegenden Württemberger hatten gar, wie ich mich mit eigenen Augen überzeugen konnte, an das Quartier, in welchem einer ihrer Feldgeistlichen lag, angeschrieben: „Gasthaus zum heiligen Geist." Daß man bisher auf dem ganzen Marsche nach Paris überall Pfeile an den Häusern mit der Inschrift: „Fußweg nach Paris," angetroffen hatte, das war längst nichts neues mehr. Hier in Valenton aber stand groß und deutlich zu lesen: „Straße nach Berlin mit Hindernissen." Dieser lachende Philosoph der Cernierungsarmee hatte auch recht. Von Valenton kamen wir nach Joui ins Quartier, das etwa eine Stunde von Versailles liegt. Auf einer Pontonbrücke überschritten wir, von Süden nach Westen marschierend, die Seine, an den Stellungen des 6. und des 2. bayrischen Corps vorbei, wo am 30. September bei Chevilly heiß gerungen worden war. Vorläufig wurden wir jetzt vom Vorpostendienst befreit, aber zu thun gab es trotzdem noch genug; Schanzkörbe mußten geflochten, Faschinen angefertigt, und das dazu nötige Strauchwerk in den umliegenden Wäldern mit den Faschinenmessern ausgehauen werden. Es war das ein hart Stück Arbeit. Bis man auf den Arbeitsplatz im Walde kam, hatte man zwei Stunden weit zu marschieren, dann wurden die Gewehre zusammengesetzt und die Tornister abgelegt. Unter Anleitung der an Ort und Stelle befindlichen Pioniere gings sodann ans Werk. Die Regel war, daß ein Mann zehn Stück Reisigbündel aushieb, zusammenband und auf den Arbeitsplatz trug, oder daß drei Mann fünf Schanzkörbe flochten. Was nicht pünktlich nach Vorschrift geliefert oder schlecht geflochten war, erfuhr unbedingt Zurückweisung. Ging die Arbeit aber ordentlich von statten, und waren die Bedingungen richtig erfüllt, so wurde um 2 Uhr mittags die Arbeit eingestellt, und von 4 Uhr ab, zu welcher Zeit man wieder in den Quartieren eintraf, mochte dann jeder, vorausgesetzt, daß es keinen Alarm gab, thun und treiben, was ihm beliebte. Die Hauptsache war dann natürlich das inzwischen von den zurückgebliebenen Kameraden bereitete Mahl; die Herbstluft zehrt, und über Appetitlosigkeit hatte sich auch nicht ein einziger von unserer ganzen Compagnie zu beklagen. — War die Witterung gut, so machte uns das Strauchhauen immer viel Spaß, anders aber war es, wenn Regenwetter eintrat; aber ob Regen, ob Sonnenschein, ob Werktag, ob Sonntag, gearbeitet mußte werden. Nach hunderten von Morgen zählten bereits die Waldflächen, welche unbarmherzig unter unseren Äxten gefallen waren, auf weithin sah man nur noch fußhohe, wild aussehende Baumstümpfe. Oft, so lange wir bei der Arbeit waren, zog über unseren Häuptern und unseren Arbeitsplätzen wie zum Hohne ein Luftballon dahin, leider immer so hoch, daß unsere Kugeln ihn nicht erreichen konnten. Welche Freude, wenn es gelungen wäre, den herunterzuschießen, der Gambetta in seinem Korbe aus der belagerten Hauptstadt trug. Aber die Herren Ballonreisenden sorgten durch Auswerfen von Ballast, daß sie hübsch oberhalb der Tragweite unserer Zündnadelgewehre durch die Lüfte segelten, immer freilich waren ihre Ballons nicht so glücklich, wie wir sehen werden. — So hatten wir nun schon an die vierzehn Tage Schanzkörbe geflochten, als unser 2. Bataillon Befehl erhielt, zum Regiment, resp. zur 22. Division zu stoßen, welche bei Orleans schon mehrfach in blutige Kämpfe verwickelt worden war, die mit der Einnahme dieser Stadt geendet hatten. Herzlich froh, dem Faschinenflechten entronnen zu sein, machten wir uns auf den Marsch, der neugeschaffenen Loire-Armee entgegen; auf dem Marsch bot sich uns manches Neue, und es wäre eine Lust gewesen, durch das schöne Frankreich zu marschieren, wenn einem die Freude nicht durch die unaufhörlichen Regengüsse verdorben worden wäre. In Rambouillet, das durch seine Zucht von Merinoschafen einen Weltruf hat, wurden wir in der Gensdarmeriekaserne einquartiert, waren also bezüglich des Kochens lediglich auf uns selbst angewiesen, ein Glück, daß wir mit Erbswurst zur Genüge versehen waren, das Holz nahm man, wo man es fand. Am 27. Oktober kamen wir nach Charlodan, mich hatte mein Quartierbillet zu einem Metzgermeister geführt, dessen geräumiger Laden mit Fleisch- und Wurstwaren aller Art wohl gespickt war, was natürlich auf unsere Soldaten eine große Anziehungskraft ausübte. Wir halfen unserem Quartierherrn beim Verkauf seiner Ware, die schon nach ganz kurzer Zeit vollständig ausverkauft war. Am 28. Oktober hatten wir Chartres erreicht: die Thürme der Kathedrale waren meilenweit ins Land hinein sichtbar gewesen. Vor der Stadt empfing uns der Regimentsstab und die Musik, mit klingendem Spiele marschierten wir in der Stadt ein, wo unser wieder völlig hergestellter Hauptmann von Rhaden das Kommando der Compagnie übernahm. Auf dem Marktplatze, wo wir aufmarschierten, teilte uns der Divisionskommandeur, Generallieutenant von Wittig mit, daß Metz gefallen sei und Bazaine mit seiner ganzen Armee sich ergeben habe, eine Nachricht, die mit schallendem Hurra begrüßt wurde. Nachdem wir noch im Parademarsch vor dem General vorbeidefiliert, brachen wir nach unseren Quartieren, die uns in dem dicht an die Vorstädte von Chartres grenzenden Dorfe Leves angewiesen waren, auf. Während wir in Chartres lagen, war unser Dasein ein zwiespältiges, heute waren wir friedliche Garnisonssoldaten, vergnügten uns mit Detailexerzieren, machten Wendungen, Griffe, Gewehrübungen und was eben sonst noch auf dem heimatlichen Kasernenhofe geübt zu werden pflegt, und morgen schon hatten wir uns wieder in Feldsoldaten verwandelt, bezogen Vorposten und unternahmen Tage lang anhaltende Rekognoszierungen. So waren wir auch am 29. Oktober etwa eine Stunde östlich von Chartres auf Vorposten kommandiert; unsere Feldwache war in einem kleinen zerfallenen Häuschen an der Landstraße und hatte mehrere Doppelposten ausgestellt, welche Verbindung mit den Posten der Nebenfeldwachen hatten. Man spürte, daß der Herbst das Regiment führte, die Witterung war mehr als unfreundlich, Sturm und Regen peitschten und klatschten übers Feld, die von der Ablösung kommenden Posten hatten keinen trockenen Faden mehr auf dem Leibe. Der die Feldwache befehligende Offizier schickte mich mit einigen Mann als Schleichpatrouille längs der Postenlinie und zu den Nebenfeldwachen vor, nach Verfluß von zwei Stunden sollten wir wieder zurück sein. Zu den Doppelposten kamen wir ohne sonderliche Mühe, bedeutende Schwierigkeiten aber hatte es, die Nebenfeldwachen aufzufinden, wir mußten uns auf gut Glück und den Zufall verlassen; mehr als einmal stolperten und stürzten wir in der uns einhüllenden egyptischen Finsternis über Baumwurzeln und sonstige Hindernisse, ohne von unsern Feldwachen das Mindeste entdeckt zu haben, plötzlich standen wir vor einem Wald. Vorsichtig betraten wir denselben und strichen unter dem Buschwerk hin, dessen Blätter uns mit einem Sprühregen überschütteten. Es war nicht möglich, die Hand vor den Augen zu sehen, plötzlich scholl uns ein „Halt! Werda?" entgegen. Wir gaben Losung und Feldgeschrei, worauf uns der Posten passieren ließ, es war der erste der Nebenfeldwache. Nun war es natürlich leicht, auch die Feldwache aufzufinden, von deren Kommandanten wir uns die Zeit unseres Eintreffens bescheinigen ließen. Bis wir zu unserer Feldwache zurückgelangten, waren inzwischen vier Stunden verflossen, und unsere Kameraden hatten nicht anders geglaubt, als daß wir dem Feinde in die Hände gefallen seien.

In der Nacht des 31. Oktobers wurden wir plötzlich alarmiert, Teile der Loire-Armee hatten sich in der Nähe gezeigt; sofort brach die ganze Division auf, und nahm südlich von Chartres Stellung, in welcher man volle fünf Stunden lang auf einen Angriff des Feindes wartete, aber er kam nicht, die ausgesandten Kavalleriepatrouillen meldeten vielmehr übereinstimmend, daß er sich zurückgezogen habe. Am 3. November standen wir wieder auf Vorposten, diese wurden jedoch bald eingezogen, und nun beteiligten wir uns an einer großen Rekognoszierung nach einer andern Richtung, in welcher sich ganz in nächster Nähe feindliche Patrouillen gezeigt haben sollten. Während die bayrische Artillerie allein in Chartres zurückblieb, brach die ganze Division auf und erreichte nach vierstündigem Marsche Courville. Unter Beobachtung aller Sicherungsmaßregeln rückten wir in der Stadt ein, die wie ausgestorben war; alle Thüren, alle Fensterläden waren geschlossen. Unsere 5. Compagnie marschierte links von der Straße weiter, sie hatte den Befehl, ein Dorf abzusuchen. Während sie vorging, wurde eine ihrer Patrouillen, die aus drei Mann bestand, vom Dorfe aus mit Feuer begrüßt, zwei Mann der Patrouille fielen tödlich getroffen, der dritte machte vom Vorgefallenen Meldung. Augenblicklich wurden einige Schwadronen Husaren und etliche Züge Infanterie mit dem Befehl abgesandt, das Dorf abzusuchen. Der Ort wurde besetzt und es stellte sich heraus, daß die Schüsse nur von den Bewohnern desselben abgegeben sein konnten. Alle Männer des Dorfes wurden zusammengetrieben, wobei die sich Sträubenden und Wider-

setzenden gerade nicht mit Sammthandschuhen angefaßt wurden, mehr als einmal setzte es blutige Köpfe, denn unsere Husaren waren, wie wir Infanteristen, aufs tiefste empört über den an unsern Kameraden begangenen Meuchelmord. Sie mochten ahnen, welches Schicksal ihrem Dorfe bevorstand; laut heulend und jammernd verließen sie dasselbe unter der Escorte der Husaren, bald darauf loderten an allen vier Ecken des Dorfes die Flammen auf und legten dasselbe in Schutt und Asche, eine harte, aber gerechte Strafe; wo hätte es hinkommen sollen, wenn unsere Patrouillen keinen Augenblick vor den meuchelmörderischen Kugeln der Einwohner sicher waren, die aus Verstecken schossen? Da konnten nur ganz exemplarische, unbarmherzige Strafen Wandel schaffen; wollten diese hirnverbrannten Menschen nicht auf die Proklamation des Königs hören, in welcher er erklärte, daß er mit der französischen Armee, nicht mit den friedlichen Bewohnern Krieg führe, schlugen sie diese Proklamation in den Wind, nun, so mußten sie eben fühlen! Nachdem hier unser trauriges Werk beendet, gings wieder vorwärts, bald stießen wir auf feindliche Truppenteile; die hereinbrechende Nacht setzte jedoch unserer Verfolgung ein Ziel, wir bezogen in Courville Alarmquartiere; es waren in der That solche, denn schon um halb drei Uhr wurde alarmiert und abmarschiert, wir gingen in unsere Kantonnementsquartiere nach Chartres zurück. Die Nacht war empfindlich kalt, in den Wassergräben zu beiden Seiten der Chaussee hatte sich Eis gebildet, wir froren tüchtig an die Hände, zumal wir keine Handschuhe hatten, sie waren zu Hause geblieben. — Weiter oben war von der Jagd auf Luftballons die Rede. Wir waren so glücklich, einen derselben zu fangen. Es mochte gegen 3 Uhr mittags sein, als unsere auf Wache befindliche Mannschaft, etwa eine Stunde vor unserer Vorpostenstellung draußen, einen Luftballon bemerkte, der ziemlich rasch sich senkte und zuletzt rapid zur Erde niederfiel.

Hauptmann von Bodmann, welcher unserer Compagnie zugeteilt worden war, schlug sofort mit einem Unteroffizier und einer Sektion die Richtung ein, in welcher man den Ballon hatte niederfallen sehen; unterwegs begegnete ihm ein Fuhrmann mit zwei Pferden und einem Wagen, ohne weiteres wurden diese mit Beschlag belegt, rasch war alles aufgestiegen und vorwärts gings in scharfem Trab in der Richtung, wo der Ballon liegen mußte. Hauptmann von Bodmann kam eben recht; eine Husarenpatrouille hatte den Ballon ebenfalls bemerkt, ihn verfolgt, und als er zur Erde kam, mittelst ihrer Säbelklingen zu allen ferneren Luftreisen unbrauchbar gemacht. Der Ballon war in nächster Nähe eines Dorfes, Namens Fresnay, niedergegangen und die Einwohner des Dorfes hatten, ihren drohenden Gebärden nach, gar nicht übel Lust bezeugt, den Husaren ihre Beute streitig zu machen und abzujagen; wer weiß, was geschehen wäre, ohne das rechtzeitige Eintreffen der Infanterie, viele Hunde sind des Hasen Tod und die paar Husaren wären bald überwältigt gewesen. Die Drohung Hauptmann von Bodmanns: bei der geringsten Feindseligkeit das ganze Dorf niederzubrennen und dem Erdboden gleich zu machen, half jedoch; von jetzt ab verhielten sich die Einwohner vollständig ruhig. Gegen 10 Uhr abends fuhr der Luftballon, welcher samt den Personen, die in demselben aufgestiegen waren, nunmehr auf zwei Leiterwagen verladen war, an unserer Wache vorbei. Die Luftschiffer warfen uns böse Blicke zu, ahnten sie vielleicht, daß wir an ihrer Gefangennahme mit schuld waren? In dem Korbe des riesigen Ballons, — noch die wenigsten von uns hatten ein solches Riesenungetüm in der Nähe gesehen, — fanden sich mehrere Säcke mit Briefen und ein Käfig mit mehreren Brieftauben vor, welche natürlich ans Hauptquartier abgeliefert wurden. Der 6. November wurde fast ausschließlich der Wiederinstandsetzung der Gewehre gewidmet, die wenigsten von uns waren mehr im Besitze ihres Mündungsdeckels, so hatten Schnee und Regen, Nebel und Staub die Läufe und ihr Inneres in einen bösen Zustand versetzt, leider fehlte es sehr an gutem Putzmaterial. — Am 7. November zogen wir, abermals das 2. Bataillon, einige Schwadronen Kürassiere und 4 Geschütze zu einer Rekognoszierung südöstlich von Chartres aus; in dem etwa sechs Stunden entfernten Städtchen Chateauneuf sollte eine Husarenpatrouille erschlagen worden sein. Unser Marsch war ein außerordentlich anstrengender, wir konnten fast nur Feldwege, die in einem bösen Zustande sich befanden, benützen, und sollten dabei gleichwohl stets mit unseren Kürassieren und unserer reitenden Batterie in gleicher Marschhöhe sein. In den ersten Nachmittagsstunden bekamen wir Chateauneuf zu Gesichte, dessen Bewohner nicht ahnten, welcher Besuch ihnen bevorstand. Unsere Geschütze fuhren auf, die Mündung der Stadt zugekehrt, etwa 2000 Schritt von derselben entfernt. Im nächsten Augenblicke krachten die ersten Schüsse, ganz deutlich sah man das Einschlagen der Granaten. Gleich die erste hatte einen hohen, weithin sichtbaren Schornstein eingerissen, an dessen Stelle nun eine große Rauch- und Staubwolke aufwirbelte. Jedes der Geschütze mochte zwei Granaten abgefeuert haben, als der Maire von Chateauneuf erschien, um von dem Kommandanten das Einstellen des Feuers und Mitteilung des Grundes zu erbitten, aus welchem Chateauneuf eine solche Behandlung zu erfahren habe? Als man ihm die Ermordung der Husaren vorhielt, leugnete er aufs bestimmteste, etwas hievon zu wissen, und schwur hoch und heilig, allem aufbieten zu wollen, um die Schuldigen zu entdecken und sie ihrer wohlverdienten Strafe entgegenzuführen. Der Kommandant ließ das Schießen einstellen und wir rückten in der Stadt ein, auf deren Straßen wir biwakierten. Chateauneuf mußte als Kontribution 18 000 Franken zahlen und die einmarschierten Truppen bewirten. Umsonst versuchten der Maire und die Geistlichkeit eine Herabsetzung dieser für Chateauneuf, wie sie hoch und teuer schwuren, unerschwinglichen Kontribution zu erwirken; sie stellten dem Kommandanten vor, daß es ihnen absolut unmöglich sei, diese Summe herbeizuschaffen, unser Kommandant aber ließ sie reden, und erklärte ihnen rund heraus, daß er sich auf keinerlei Unterhandlungen einlasse und noch weniger sich etwas abschachern lasse. Schon nach ein paar Stunden war denn auch das Geld bis auf wenige tausend Franken, welche der Stadt erlassen wurden, beisammen.

Nachdem noch ein verdächtiger Wald abgesucht worden war, ohne daß man etwas in demselben hätte entdecken können, wurde der Rückweg nach Chartres angetreten; todmüde trafen wir nachts um 12 Uhr dort ein. Nachdem wir in den nächsten Tagen zur Abwechslung wieder einmal Detailexerzieren genossen hatten, erhielten wir ganz unvermutet Befehl zu schleunigstem Abmarsch. In aller Frühe brach am 9. November die ganze 22. Division auf und marschierte in Eilmärschen auf der Straße nach Orleans vorwärts. Das erste bayrische Corps unter General von der Tann war, den eingelaufenen Meldungen zufolge, von der Loire-Armee mit gewaltigen Streitkräften angegriffen worden, und hatte sich nach verzweifelten Kämpfen, in denen seine Truppen wie die Löwen fochten, genötigt gesehen, Orleans zu räumen. Um diese im Rückmarsch befindlichen Truppen, falls es notwendig wäre, aufzunehmen und sie zu unterstützen, mußten wir vorrücken. Ohne einen Augenblick zu rasten, waren wir bis mittags 3 Uhr marschiert, als bayrische Kavallerie-Patrouillen auftauchten, welche Befehle für die Division überbrachten. Unsere Verbindung mit dem bayrischen Corps war glücklich hergestellt. Während eines kurzen Haltes, der uns vergönnt wurde, vernahmen wir bereits anhaltenden Kanonendonner, ein Beweis, daß die Bayern auf ihrem Rückzuge den Franzosen nichts destoweniger scharf die Zähne wiesen und Schritt vor Schritt ihnen das Vordringen erschwerten. Bald darauf wurde weiter marschiert; wir bogen von der Straße ab und marschierten gerade aus durch Felder und kleine Waldungen, immer der Richtung folgend, aus welcher der Kanonendonner herüberscholl, vorwärts, bis die Dunkelheit hereinbrach. Bei dem fortwährenden Regenwetter war der Marsch über die zum völligen Moor gewordenen Äcker furchtbar anstrengend, der Weg, wenn überhaupt einmal ein solcher vorhanden war, bodenlos schlecht. Nach Einbruch der Nacht bezog das 2. Bataillon in dem kleinen Dorfe Melleville Quartier, nachdem zuvor Posten ausgestellt worden waren; drei kleine Häuser waren alles, was auf die einzelne Compagnie kam, mochte sie sehen, wie ihre Leute darinnen untergebracht wurden! In dem Hause, das unserem Zuge zugefallen war, fand sich nur eine einzige Stube vor, die natürlich im Augenblicke überfüllt war, der Rest der Mannschaft konnte sehen, wie er im Stall und dem elenden Schuppen, der neben dem Hause stand, für die Nacht ein Obdach fand. Das uns angewiesene Haus fanden wir, ebenso die Läden, dicht verschlossen; da kein Rufen und Klopfen half, wurde kurzer Prozeß gemacht, und die Thüre eingeschlagen, wir dankten dafür, auf der Straße zu stehen und zu frieren, während wir drinnen im Haus wenigstens Feuer aufmachen, unsere Kleider trocknen und uns etwas zum essen kochen konnten! Ein ordentlicher Stoß mit dem Kolben und krachend flog die Thüre auf. Unsere Annahme, das Haus sei leer, war

falsch gewesen, eine junge Frau mit mehreren kleinen Kindern stand in der Stube und bat zitternd um ihr und ihrer Kinder Leben. Als ob wir Indianer gewesen wären! Als aber ein Einjähriger von unserer Compagnie ihr auf französisch sagte, daß sie so wenig wie ihre Kinder auch nur das geringste von uns, und ebenso wenig für ihr Eigentum zu befürchten hätte, war die Frau hocherfreut und gab sich alle erdenkliche Mühe, uns den Aufenthalt in ihrer ärmlichen Hütte so bequem als möglich zu machen.

Am Morgen des 10. Novembers sammelte sich die Division wieder und marschierte auf Toury. Das war ein Marsch, den so leicht keiner vergißt, der ihn mitgemacht. Bodenlose Wege, strömender Regen, und Schuhwerk an den Füßen, das überall, oben, unten, von den Seiten den Regen ungehindert eindringen ließ. Die vor unserem Regiment marschierenden Artillerieabteilungen ruinierten die ohnedies schlechten Wege vollends ganz und gar, oftmals blieben die Geschütze stecken, und um eine leichte Vierpfünder-Batterie aus dem Morast herauszuschaffen, war mehr als einmal die doppelte Bespannung nötig. Hatte es den ganzen Vormittag geschüttet wie mit Kübeln, so verwandelte sich das Regenwetter am Mittag in einen eisigen Schneesturm, daß wir oben aussahen wie die Eskimos, während wir uns mit den Füßen nach wie vor durch den tiefen, zähen Morast weiterschleppten. Endlich wurde für längere Zeit Halt gemacht, wir vom 2. Bataillon marschierten nach Villermont und stellten eine Feldwache aus. — Was man über die bayrischen Corps erfuhr, lautete nicht gerade günstig, aber auch nicht schlecht; erfreulich war es jedenfalls, daß wir dank unserer zwei anstrengenden Tagemärsche unsere Verbindung mit ihnen hatten bewerkstelligen können. Den ganzen 11. November hatten wir uns in den Quartieren marschbereit zu halten. Wir hatten das unserige in einer alten Dachkammer aufgeschlagen, der nur das einzige nachzurühmen ist, daß sich in ihr, ein hochwillkommener Schatz, ein großer Haufen Kartoffeln vorfand. Nun wurde gesotten und mittelst Speck nach Herzenslust gebraten. Die Nachricht von unserem Kartoffelreichtum verbreitete sich bald im Bataillon, hätten wir das große Los gewonnen, wir hätten nicht mehr von Steifbettlern mit der Bitte überlaufen werden können, ihnen auch von unserem Überflusse mitzuteilen. Gerne ließen wir, natürlich unter weiser Beschränkung, unsere Kameraden an unserem Schatze teilnehmen, zuerst kamen wir und nochmals wir, denn wie Schiller vom Soldaten im Felde sagt: „Auf sich selber steht er da ganz allein," auch bezüglich der — Kartoffeln.

Nach gar mancherlei Kreuz- und Querzügen, auf denen wir etlichemale auf den Feind gestoßen waren, der unsere Kavallerie wiederholt mit Feuer begrüßt hatte, kamen wir, uns Soldaten ganz unverhofft und unerwartet, wieder in die Nähe von Chartres. Traulich winkten die Türme zu uns herüber, es war uns, als wären wir schon längst alte Bekannte, diese grauen Türme da drüben und wir Weimaraner vom 94. Regiment. — Wie wohl thaten nach allem, was man bisher durchgemacht, diese Ruhetage, die leider von nur allzu kurzer Dauer waren. Es ließ sich nicht länger an der Richtigkeit der eingelaufenen Meldungen zweifeln, denen zufolge die ganze Loire-Armee vom Westen heranrückte; ihre Vortruppen waren bereits bis Chateauneuf vorgedrungen, kaum ein Tagmarsch lag zwischen uns und ihnen. Wollte man verhindern, daß die Belagerungsarmee von Paris nicht im Rücken von der starken Loire-Armee angegriffen wurde, wodurch der Krieg leicht eine ganz andere Wendung hätte bekommen können, so war es unbedingt nötig, dem Feinde den Weg zu verlegen. Dies war unsere nächste Aufgabe. Nach sechsstündigem Marsch waren wir in Chateauneuf; jenseits des Städtchens in dem waldigen Terrain stak der Feind. Von Zeit zu Zeit zeigten sich am Waldrande feindliche Kolonnen, auf welche einige Batterien, die aus einer unserem Marsche nicht entsprechenden Richtung bei uns eingetroffen waren, ungesäumt ihr Feuer eröffneten. Wir selbst marschierten rechts von dem Städtchen ab, unsere Aufgabe war es, den Feind in der Flanke anzugreifen, es schien jedoch, als ob er es auf einen ernstlichen Angriff gar nicht erst ankommen lassen wolle, gleichwohl wurde unsererseits die Gegend während mehrerer Stunden scharf beobachtet und abpatrouilliert, bei welcher Gelegenheit eine Patrouille des Gegners in unsere Hände fiel. Mit Einbruch der Dunkelheit wurden unsererseits Vorposten ausgestellt und Feldwachen bezogen; unser Bataillon blieb heute glücklicherweise von diesem Dienst verschont, in einigen nahe bei einander liegenden Fermen (Bauernhöfen) bezogen wir Quartiere, und zwar Alarmquartiere. Der Hof, welchen wir besetzten, war von seinen Bewohnern verlassen, vielleicht waren sie vor ihren eigenen Truppen geflohen, denn herumliegende Uniformsstücke bewiesen, daß solche dagewesen waren, und wenn überhaupt noch ein Zweifel daran hätte sein können, so mußte er schwinden, angesichts des tollen Wirrwarrs, der sich einem in dem Hause bot. Selbstverständlich hatten wir alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, uns vor einem Überfall zu schützen. Am Eingang des Gehöftes war eine Wache bezogen und das ganze Gehöft zur Verteidigung eingerichtet worden, vom untersten Stockwerk an bis hinauf zum obersten Giebel. Wir hätten uns ruhig zum Schlafen niederlegen können, wenn wir in diesen Tagen überhaupt noch an Schlaf gedacht hätten, der Hunger hielt uns wach, und lauter Jubel erscholl, als einige unserer Leute in dem Gehöft noch eine bisher sorgfältig versteckte Kuh entdeckten, die schon nach wenigen Viertelstunden das Los der schon früher fortgeführten teilte. Lustig brannten im Hofe die Kochfeuer, über denen die Kessel hingen, in welchen diese Kuh ihrer Bestimmung, zur Ernährung der deutschen Armee zu dienen, zugeführt wurde. Wir konnten eine Stärkung brauchen, denn mit leerem Magen ist nicht gut kämpfen, das weiß jeder, der schon einmal vor dem Feind gestanden. Kaum graute der Morgen, als sich heftiges Gewehrfeuer hören ließ, das jäh unsern Schlaf unterbrach; in unserer nächsten Nähe sollte eine Feldwache angegriffen worden sein. Vorwärts gings, aber der Nebel, der bleischwer über der ganzen Gegend hing, verhinderte jede Aussicht, es bedurfte derselben auch nicht einmal, denn die uns rechts und links wie Bohnen um die Ohren surrenden Kugeln bewiesen uns deutlich genug, daß der Feind vor uns stand; er hatte ein Dorf besetzt, das wir des dichten Nebels wegen nicht hatten sehen können, dagegen hatte er das Geräusch, welches unser Anmarsch verursacht hatte, vernommen und Feuer gegeben. Unter solchen Umständen blieb nichts anderes übrig, als möglichst rasch vorwärts zu kommen, und hinter den ersten besten Gebäulichkeiten sich zu decken. Sofort wurde das 1. und 3. Bataillon, denen das 2. als Reserve folgte, gegen dieselben in Marsch gesetzt. Das Vernünftigste wäre es ja von vornherein gewesen, das ganze Nest zusammenzuschießen, aber bei diesem undurchdringlichen Nebel war nicht daran zu denken, die Artillerie in Aktion treten zu lassen. Obwohl der Feind Torcay wacker verteidigt hatte, mußte er dasselbe doch räumen; er nahm aber sofort wieder in den nahen dichten Waldungen neuerdings Stellung und wehrte sich so energisch, daß es häufig zum Kampf mit der blanken Waffe kam. Das Füsilierbataillon der 94er hatte mit Kolben und Bajonett tüchtig gearbeitet, aber auch schwere Verluste erlitten, die Franzosen mußten sich nach hartnäckiger Gegenwehr, und etwa 200 Gefangene in unseren Händen lassend, zurückziehen. Allgemeines Lob und uneingeschränkte Hochachtung wurde deutscherseits der 4. Compagnie des 36. französischen Regiments gezollt. Diese Compagnie war beinahe gänzlich aufgerieben worden, ein kleiner Rest derselben hatte sich, die Unmöglichkeit jedes ferneren Widerstandes einsehend, ergeben. Unser Regiment war diesmal gut weggekommen, es hatte nur ungefähr 40 Mann verloren. Der Zug, dem ich angehörte, hatte das Schlachtfeld abzusuchen und nebenher die Bedeckung der englischen Ambulanz und der Krankenträger-Compagnie zu bilden. Zu thun gab es genug; erst um 9 Uhr nachts trafen wir mit unsern Verwundeten, (alle unsere Wagen waren voll) in Chateauneuf ein, wo wir dieselben in der Kirche unterbrachten. In diesem kleinen, damals kaum etwas über 3000 Einwohnern zählenden Orte lagen an die 15 000 Mann. Es dauerte lange, bis wir endlich das Quartier unserer Compagnie fanden. Am 19. hatten unsere 6. und 7. Compagnie noch vollauf zu thun, das Gefechtsfeld von Torcay nach Verwundeten, die man bislang nicht hatte auffinden können, zu durchsuchen und die Toten zu begraben. In einem Dorfe trafen wir noch zwölf Verwundete unseres Regiments, die ihren Aussagen zufolge von den Franzosen recht gut verpflegt und von einigen barmherzigen Schwestern aufs beste versorgt worden waren. Nachdem die Toten, Freund und Feind, zusammengetragen und gemeinschaftlich in einem großen, von den Bauern der benachbarten Orte geschaufelten Grabe bestattet worden, und die Verwundeten in die Krankenwagen gebracht waren, was natürlich zuerst geschah, kehrten wir nach Chateauneuf zurück, das den Kelch feindlicher Einquartierung bis auf die Hefe zu

kosten bekam, außer der 22. Division lagen hier auch noch etliche tausend Bayern; so viele Mäuler aber wollen gefüttert sein, und da ist es gar nicht zu verwundern, daß die Requisitionen unserer Truppen hart auf der Stadt lasteten.

In der Frühe des 20. Novembers befanden wir uns bereits wieder auf dem Marsche und saßen dem Feinde auf seiner Rückzugsstraße, die er sich erwählt, im Nacken; man konnte dieselbe ganz genau an seinen verlassenen Biwakplätzen erkennen, auf denen Felle, Rinder- und Hammelsköpfe in Menge, von den geschlachteten Tieren herrührend, herumlagen. Mehrere der Dörfer, welche wir passierten, waren teilweise abgebrannt, wir waren nicht schuld daran. Im Verlauf des Tages traf uns der Befehl, eine Munitionskolonne zu begleiten. Wenn wir nun doch schon wieder einmal abkommandiert wurden, so war es uns lieb, diesmal zu einer Munitionskolonne zu kommen, man lernte auf diese Weise doch auch das Treiben und Leben einer solchen kennen. Eine stattliche Kolonne war es, das mußte man sagen, sie bestand aus hundert mit Infanteriepatronen und Granaten gefüllten Wägen. Meistenteils wurde bei Nacht der Marsch und die Fahrt angetreten, es richtete sich das ganz nach dem Vorrücken der vor uns befindlichen Truppen, in der Regel waren wir einen Tagmarsch zurück. Kavalleriepatrouillen sorgten beständig dafür, daß wir, vom Feinde ungefährdet, auf der richtigen Straße unsern Weg fortsetzen konnten. Am 21. waren wir mit unsrer Kolonne bis an das Städtchen Le Loup vorgerückt, wo wir beinahe drei Stunden lang warten mußten, um den Ausgang des Gefechtes abzuwarten, in das unsere Division in einem Walde verwickelt war. Die Franzosen wurden aus dem Walde hinausgetrieben; zahlreiche Gefangene und eine kleine Gebirgskanone waren den Deutschen in die Hände gefallen. Unser nächster Marsch führte uns über das Gefechtsfeld vom Tage zuvor, es sah dort bös aus; der Bahnhof von Bretoncelles war von Granaten zusammengeschossen und abgebrannt, der Kirchturm von solchen durchlöchert; dabei regnete es wie mit Kübeln, wir segneten uns, als wir in einem Dorfe, ich meine, es hieß Beben, endlich ins Quartier kamen, leider führte mich das Schicksal auch einmal wieder auf Ortswache. „Wanzen — Flöhe, Flöhe — Wanzen;" mehr wird auch der findigste Unteroffizier wohl kaum von solcher Ortswache zu vermelden gehabt haben, wenn man von etwas Spektakel absieht, den da oder dort ein Betrunkener verübte. Herzlich froh, nachdem meine Zeit vorüber, von der Wache abgelöst zu sein, begab ich mich in mein Quartier, mir schon die Wonne ausmalend, wieder einmal in ein Bett zu kommen, aber ich hatte mich umsonst gefreut; um 8 Uhr abends wurde weiter marschiert, und es war schon Mitternacht, als wir endlich in einem Dorfe, etwa eine Stunde von Nogent le Rotrou entfernt anlangten. Die Nacht war pechschwarz, nur mit Hilfe angezündeter Streichhölzer, die nachgerade auch ein rarer, gesuchter Artikel zu werden begannen, vermochte sich unser Führer auf der Karte zurecht zu finden. Öde und einsam lag das Dorf vor uns; als die lange, mächtige Munitionskolonne durch das stille, nächtliche Dorf rasselte, hätte man glauben sollen, alles müsse aus dem Schlafe auffahren, aber nichts, rein gar nichts regte sich. Am Ende des Dorfes erscholl das Kommando Halt; mein Hauptmann hatte mir befohlen, in den nächsten besten Häusern Quartier aufzusuchen, was wir auch thaten; zu den glänzendsten während unseres Feldzuges gehörten sie aber nicht.

Am 24. November ging unser Marsch auf der gleichen Straße rückwärts, auf der wir gekommen waren, was unseren Soldaten, die nur vorwärts zu kommen strebten, keineswegs angenehm war; wir konnten ja nicht wissen, daß durch die Ankunft unseres 10. Armeecorps, das in Eilmärschen von Metz seine Vereinigung mit uns angestrebt hatte, sich unsere ganze Marschrichtung änderte. In der Vorstadt von Nogent le Rotrou blieben wir einen Tag lang, die 22. Division lag in der Stadt. Daß wir unter solchen Umständen uns mit den ärmlichsten Quartieren begnügen mußten, liegt auf der Hand, unsere ganze Korporalschaft lag in einer kleinen Kammer, und der halbe Rasttag, der uns gewährt worden, verdiente seinen Namen keineswegs; denn statt rasten zu können, mußten wir alle unsere freie Zeit dazu benützen, unsere in schauderhaftem Zustande befindlichen Stiefel reparieren zu lassen, und unsere Hosen und Röcke wieder in ordentlichen Stand zu setzen; kurz man gab sich allerhand nützlichen Beschäftigungen hin, die man zu Hause sicherlich anderen überlassen hätte. Eine willkommene Unterbrechung dieser verschiedenartigen Beschäftigungen war es, als etliche unserer Leute einen Hammel daherbrachten, den ihnen Bayern aus einer Herde, welche sie vorbeitrieben, geschenkt hatten. Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft, in unserer Compagnie schwärmte fortab alles für die Bayern. Der Hammel hatte nicht erst Zeit, sich bei uns einzugewöhnen, er wurde schleunigst in der Kammer geschlachtet und verteilt. Tags darauf rückten wir in das von der Division bereits wieder verlassene Städtchen Nogent ein. Es war eine Wohlthat, hier einmal wieder bessere Quartiere zu bekommen, unsere Beschäftigung in jenem Städtchen war aber eine ganz besondere. Sie bestand nämlich darin, eine ganze Masse nagelneuer französischer Tornister, welche auf dem dortigen Bahnhofe aufgefunden worden waren, und die mitzuschleppen für uns eine große Last gewesen wäre, kurzerhand zu verbrennen. Bis zum späten Abend hatten wir mit diesem Geschäfte zu thun.

Offenbar weil wir uns ein wenig ausgeruht, hatte man für uns wieder einmal einen Riesenmarsch angeordnet. Abends 9 Uhr kündete die von der Hauptwache kommende Ordonnanz an, daß um 10 Uhr abmarschiert werde; wer im Feld gewesen, der weiß, was es heißt, in stockfinsterer Nacht einen Marsch von sieben Stunden zurücklegen zu müssen; die „Kilometer-Division" brachte es fertig, und nicht bloß das. Nachdem sie morgens um 5 Uhr im Dorfe Ming Halt gemacht und so gut es ging, für Erquickung ihrer Leute gesorgt hatte, diesen auch eingeschärft worden war, sich ja recht gründlich auszuruhen, da vielleicht noch eine neue Marschleistung von ihnen verlangt werde, ging es richtig mittags um 3 Uhr wieder fort. Ausgangs November pflegt die Nacht bald anzubrechen, und so hatten wir das Vergnügen, auch diesmal wieder den größten Teil unseres Marsches in stockpechfinstrer Nacht, und nachdem wir von der Landstraße ab und auf grundlose Nebenwege eingebogen waren, auf solchen zurückzulegen. Alle Augenblicke fielen etliche von der Mannschaft über Stein- und Erdhaufen, von den schweren, mit je sechs Pferden bespannten Munitionswagen waren etliche umgestürzt und hatten für einige Zeit heillose Stockungen und Verwirrungen in die marschierenden Kolonnen gebracht. Nachts 1 Uhr erreichten wir endlich ein brennendes Dorf, den Wiederschein der Flammen hatten wir schon längst auf unserem Marsche beobachtet. Wir mußten das Dorf brennen lassen, wie hätten wir auch löschen sollen, — und suchten uns in den vom Brande verschont gebliebenen Häusern, so gut es eben noch ging, einzurichten. — Wie froh wir alle waren, als wir am 29. November von einer Compagnie des 32. Regiments abgelöst wurden, brauche ich nicht erst zu sagen, kamen wir nun doch wieder zu unserem Regiment und zur Avantgarde. Um 7 Uhr in der Früh brachen wir auf und erreichten nach einem tüchtigen Marsch unsere Division in ihrer Rendezvous-Stellung. Bald ging es weiter, und zwar bis um 6 Uhr abends. Während des ganzen Nachmittags hatten wir starken Kanonendonner vernommen; wie wir erfuhren, waren die Bayern mit Franktireursbanden zusammengeraten und trieben die Burschen zu Paaren. Immer enger wurden die Truppen zusammengezogen, ein sicherer Beweis, daß wieder etwas in der Luft lag und eine größere Schlacht in Aussicht stand. Auf einem Bauernhofe kamen wir ins Quartier; dessen Besitzer jammerte entsetzlich, daß man ihm alles, sein Brot, seine Frucht, sein Vieh genommen habe, er könne nicht einmal seinen Kindern mehr Brot geben. Hätten wir selbst solches gehabt, gewiß, wir würden es mit dieser Familie geteilt haben, so konnten wir erst am Abend alt und jung zu unserer Erbssuppe einladen, was dankbarst angenommen wurde und allen trefflich schmeckte. Unser Nachtquartier war auf Stroh im Stall, aber wir waren recht wohl damit zufrieden.

Wenn wir geglaubt hatten, im November so ziemlich das großartigste geleistet zu haben, was man von einer Truppe im Marschieren verlangen konnte, so hatten wir uns auch wieder einmal geirrt; der Dezember stellte noch ganz andere Anforderungen an unsere Marschfähigkeit. Es war in der Compagnie zwar das Gerücht verbreitet gewesen, in dem von seinen Einwohnern, wie es schien, eiligst verlassenen Flecken Bazoches sollten wir Standquartiere beziehen; nein, so gut meinte es das Schicksal nicht mit uns, aber es ließ uns doch wenigstens einige Brotlaibe auffinden, ein Leckerbissen, um den man sich in des Wortes vollster Bedeutung prügelte. Hier stieß ein Nachschub von Mannschaften

zu uns, der von den „Alten", den „Feldsoldaten", jedoch nichts weniger als liebreich empfangen wurde. „Was wollt denn ihr dahinnen bei uns?" hieß es, „'s wär besser gewesen, man hätte uns Brot und Stiefel geschickt!" Das war aber nur so obendrauf. Bald waren wir alle die besten Kameraden. Ob es gerade notwendig war, daß wir am Rasttage unser buchstäblich in militärischen Ehren grau gewordenes Lederzeug mit Kreide auffummeln mußten, weil es an weißem Thon mangelte, ist auch wieder eine jener Fragen, auf welche heute, nach einem Vierteljahrhundert die Antwort überflüssig ist. — Statt des erhofften Standquartiers wurde uns um 5 Uhr morgens am 2. Dezember, es war dies ein kritischer Tag erster Ordnung nach Falb'scher Theorie, durch die Zugsordonnanz der Befehl zuteil, in einer halben Stunde anzutreten; wo Patronen fehlten, sollten sie sofort durch die Korporalschaft gefaßt werden, Compagniehandwerker und sämtliche Bagage hatten in den Quartieren zurückzubleiben. Wir hätten nicht schon so und so viel Monate im Felde liegen müssen, um nicht zu wissen, daß dies kurzweg hieß: „Morgen kommt's zur Schlacht, macht euch darauf gefaßt, daß es heiß hergehen wird!" — Kaum graute der Tag, als wir uns auch schon im Marsche befanden, aber still und ernst eilten alle vorwärts, man schloß wieder einmal ab mit dem Leben. Bald hatten wir im freien Felde einen Platz erreicht, der rechts von einer großen Landstraße begrenzt war, links führte die Bahn vorbei, deren Schienen unsere Pioniere eben aufrissen. Die Division sammelte sich in aller Stille, jedes laute Geräusch mußte vermieden werden. Nach kurzer Zeit kam der Befehl zum Abmarsch, und noch waren wir keine Stunde unterwegs, als schon Kanonendonner zu uns herüberdröhnte und dichter Pulverdampf aufstieg, die 17. Division stand im Feuer. In rascherem Tempo gings vorwärts, auf Baigneaux los, das besetzt wurde. Die Division griff an; die Artillerie spielte mit sechs Batterien zum Tanze auf, dann ging unser Regiment, vom 83. gefolgt, zum Angriff vor, das 1. Bataillon voraus, ihm folgte das 2. Die Batterien avancierten nochmals, feuerten und schwiegen dann. Wir stießen zu dem 1. Bataillon; es hatte sich wacker gehalten und gemeinschaftlich mit den Jägern der 17. Division den Feind stark erschüttert; auf einem Stoppelfelde, in der Nähe einer Windmühle und in den Chausseegräben lagen die Franzosen wie gesät.

Wir hatten Befehl erhalten, auf einer Höhe, das Gewehr hoch, niederzuknieen und auf weitere Befehle zu harren; obwohl wir vom Feinde nichts mehr sahen, wurden einige unserer Leute verwundet. Nach etwa 20 Minuten gings wieder in Angriffskolonnen vorwärts, dann wurde rechts geschwenkt und auf den Kanonendonner losmarschiert. Kaum aber hatten wir unsere Schwenkung ausgeführt, als der Divisionskommandeur, Generallieutenant von Wittig, unserem Bataillonskommandeur zurief: „Wir sind in unserer linken Flanke angegriffen, schwenken Sie wieder ein." Der Befehl wurde schleunigst ausgeführt, denn jeder fühlte, daß sich hier ein schweres Gewitter vor unserer Division zusammenzog. So war's auch. — Nicht weniger als 30 000 Mann mit 84 Geschützen rückten über Poupry und Artenay an, wir marschierten ihnen auf dem hartgefrorenen Boden entgegen, auf das von ihnen besetzte Poupry und die es begrenzenden dichten Waldungen los. Das Bataillon war in Compagniekolonnen auseinandergezogen; unter der Führung unseres Hauptmanns überschritten wir eine Straße, und bald prasselten uns die Kugeln hageldicht um die Ohren.

In Schützenkette aufgelöst, gingen wir im stärksten feindlichen Feuer vorwärts, bis wir einen Graben erreichten, in welchem wir einigermaßen Deckung fanden. Von hier aus konnten wir auch beobachten, wo das Feuer herkam, das uns so schwer zugesetzt hatte; der Feind stand, trefflich gedeckt, keine 4—500 Schritte vor uns an einem Waldrande, hinter jedem Baum, hinter jedem Busch tauchten Gestalten auf. Unsererseits wurde eine Batterie vorgezogen, welche die feindliche Stellung energisch mit Granaten bewarf, der Gegner blieb jedoch die Antwort nicht schuldig. Ich war eben im Begriffe, zu schießen, als mir eine dicht vor meinem Gewehrlauf einschlagende Kugel Sand und Erde ins Gesicht warf, im nämlichen Augenblick hörte ich einige Leute neben mir aufschreien, sie waren getroffen worden und sanken kurz darauf lautlos in den Graben. Es war unerträglich, hier im Graben die Zielscheibe des Gegners sein zu sollen, wir stürmten gegen die feindliche Stellung vor, mit uns waren auch die Batterien um mehrere hundert Schritte vorgegangen. Auch der Feind ließ seine Artillerie energisch mitreden, und überschüttete uns mit Granaten und Shrapnels, unsere Batterien mußten zurück und überließen es uns, mit dem Feinde fertig zu werden. Mit Hurra brachen wir aus unseren Stellungen vor, stürmten auf den Feind los, erreichten glücklich den Waldsaum und machten dort eine Anzahl Gefangene, die mitten im feindlichen Feuer zurückgebracht wurden. In diesem Augenblicke aber brach der Feind mit gewaltiger Übermacht aus dem Walde hervor, gegen unsere linke Flanke sich wendend. Wir standen jetzt in einem Kreuzfeuer und wollten wir nicht Gefahr laufen, gefangen zu werden, so blieb uns nichts anderes übrig, als uns, lebhaft feuernd, zurückzuziehen. Der Feind drängte mit Wucht und Energie nach und es gelang ihm, 40 Mann von uns samt einem Offizier abzuschneiden. Reserven hatten wir nicht, an Verstärkungen durften wir nicht denken, da die ganze Division im heftigsten Gefechte stand, sogar einige Pioniercompagnien waren in die Gefechtslinie vorgezogen worden, immer dünner wurde unsere Linie, nur mit Mühe vermochten wir unsere Stellungen zu behaupten. Premierlieutenant von Egloffstein sammelte die Trümmer unserer Mannschaften und hielt, ehe er wieder zum Vormarsch kommandierte, eine kurze Ansprache. „Leute!" sagte er, „oft und viel habt ihr in Friedenszeiten das Lied gesungen: „Ich bin Soldat und nur der Ehre," jetzt zeigt, daß es euch Ernst damit ist, erweiset euch als tapfere und entschlossene Soldaten!" Voller Begeisterung stimmten wir das Lied an und mit schlagenden Tambours ging es wieder vorwärts; keinen Schritt weiter vermochten die Franzosen vorzudringen, einige ihrer Bataillone wurden durch eine brillante Attacke unseres Thüringer Ulanenregiments auseinandergesprengt. Dieser schneidige Angriff machte der hartbedrängten Infanterie Luft. Das Artilleriefeuer dauerte bis zum Anbruch der Dunkelheit fort, die aufleuchtenden Blitze der Schüsse ließen die beiderseitigen Stellungen erkennen. Eine Granate zerschmetterte dem Unteroffizier Ebert von unserer Compagnie den Kopf, daß die Knochensplitter und das Gehirn den nächsten Leuten ins Gesicht und auf die Uniform spritzten. Unser Compagniechef hatte einen Bajonettstich bekommen und mußte auf den Verbandplatz gehen; 300 Mann, tot oder verwundet, verlor das Regiment, der Oberst von Palmenstein, der erst vor wenigen Tagen die Führung des Regiments übernommen hatte, starb an seinen Wunden, vom 3. Bataillon waren sämtliche Compagniechefs verwundet. — Die Nacht hatte dem blutigen Kampfe ein Ende gemacht, vergeblich aber hofften wir nunmehr einige Zeit ruhen zu können, wir kamen auf Feldwache, wo wir, da uns der Feind in nächster Nähe gegenüberstand, nicht einmal Feuer aufmachen durften. Eisig fegte der Ostwind über's Feld und machte einem das Mark in den Knochen erstarren, wir mußten uns dicht aneinander schmiegen, um nur einigermaßen warm zu bleiben, dabei hatten wir nicht einen Bissen Brot, und die Feldflaschen waren alle leer. Um Mitternacht löste uns das 32. Regiment ab, durch den Marsch kam doch wenigstens unser Blut wieder ein bißchen in Bewegung. In der Nähe einer Ferme machten wir, Mitternacht war längst vorüber, endlich Halt; bald brannte ein lustiges Feuer, über dem wir uns eine Erbswurstsuppe kochten, es war dies das erste und einzige, was wir während voller 24 Stunden über die Lippen brachten. Dann streckte sich alles auf dem Boden aus, und müde, wie wir waren, sanken wir bald in tiefen Schlaf, aus dem uns nach einigen Stunden eine empfindliche Nässe weckte. Beim Schein des Mondes, der zuweilen durch das Gewölke brach, sah man da und dort große weiße Haufen, — der Himmel hatte, während wir schliefen, eine Schneedecke über uns gebreitet. Um 4 Uhr morgens marschierten wir weiter, nochmals kamen wir über das Schlachtfeld von gestern, rechts und links am Straßenrand lagen noch die starren Leichen, die, vom Monde hin und wieder beschienen, ein gespensterhaftes Aussehen hatten. Mit Tagesanbruch erreichten wir müde und matt und aufs äußerste erschöpft das Dorf, von dem aus wir tags zuvor ins Gefecht marschiert waren, aber noch drei volle lange Stunden mußten wir warten, bis wir in dem Dorfe einmarschierten, in welchem wir etwas zum Essen zu finden hofften. Auf Befehl des Bataillonskommandeurs Major von Schauroth traten wir an die Gewehre. Bewegt gedachte derselbe in einer kurzen Rede des gestrigen an Opfern so reichen Tages, zu dessen Erfolgen das Regiment durch sein tapferes, zähes Aushalten so viel beigetragen habe, indem dadurch die Stellungen gehalten und die andern Armeecorps

herangezogen werden konnten, um in den Kampf einzugreifen. Er hoffe, daß unser Bataillon auch fernerhin stets den gleichen Mut und dieselbe Tapferkeit bewähren und sich durch freudiges Ertragen aller Strapazen auszeichnen werde. — Prinz Friedrich Karl, welcher mit drei Armee-Corps von Metz eingetroffen war, übernahm den Oberbefehl über die zweite deutsche Armee, freudig wurde diese Nachricht von uns begrüßt, denn unmöglich hätten die stark zusammengeschmolzenen Regimenter der 22. Division den Anprall der mächtigen Loire-Armee auf die Länge zurückzuweisen vermocht, es mußte als ein wahres Wunder erscheinen, daß wir sie überhaupt volle sechs Wochen lang an ihrem Vormarsch auf Paris verhindert hatten. Wieder marschierten wir in Gefechtsformation, da man jeden Augenblick auf den Feind zu stoßen glaubte, über Felder und durchs Gebüsch, in dem noch viele Tote lagen, die fast sämtlich durch den Kopf geschossen waren; das aus den Schußwunden gequollene Gehirn war auf dem Boden angefroren. Ein wertvoller Fund war der harte Schiffszwieback, den die Franzosen in ihren Tornistern hatten, gierig bissen wir von den steinharten Tafeln herunter. Nachdem wir eine Zeit lang marschiert, vernahmen wir südlich von uns starkes Geschützfeuer, wir gingen daher in Angriffskolonnen vorwärts, wurden jedoch bald darauf dem Generalstab zu dessen sicherer Bedeckung zugewiesen; seiner schweren, am Tage zuvor erlittenen Verluste wegen wurde das Regiment in Reserve gestellt. Das Gefecht, welches sich entsponnen, nahm einen sehr ernsten Charakter an; die Erde bebte unter dem Dröhnen der Geschütze, in unserer nächsten Nähe schlugen die Granaten des Feindes ein. Zwei volle Stunden lang wütete der Kampf an einer und derselben Stelle, ohne daß es uns gelungen wäre, auch nur einen Schritt vorwärts zu kommen, erst als schon die Dämmerung hereinbrach, gewannen wir Terrain und gelang es, den Feind bis zum Walde von Orleans zurückzudrängen. Ein mit großer Geschwindigkeit vor unseren Linien vorbeibrausender Eisenbahnzug wurde energisch beschossen, es hieß, Gambetta sei in demselben gewesen. Stundenlang standen wir so auf dem freien Felde mit der erbaulichen Aussicht auf ein abermaliges eisiges Biwak, endlich traf, uns hochwillkommen, der Befehl zum Abmarsch ein. Um 9 Uhr abends erreichten wir Chevilly, wo wir, wenn auch stark überfüllte, so doch ordentliche Quartiere fanden. Wir hatten doch wenigstens ein Dach über uns. Vom Keller bis zum Dachboden war jedes Plätzchen, jeder Winkel belegt. Wir hatten das große Glück, etliche Kartoffeln zu erobern, es war irgendwo ein Kartoffelhaufen entdeckt worden, um den sich nun eine Menge Hungriger stritten und balgten; während sie schimpften, griffen wir zu und nahmen, so viel in unsern Taschen Platz hatte. Unserer Beute froh, eilten wir nach unserem Quartier zurück, kochten die Kartoffeln an einem auf der Straße angezündeten Feuer und verzehrten sie mit etwas Salz auf dem Dachboden. Es war ein fürstlicher Leckerbissen, den wir da verzehrten. Auf einem Spreuerhaufen legten wir uns nachts um 1 Uhr zur Ruhe nieder, die grimmigste Kälte weckte uns jedoch bald wieder, und heulend fegte der eisige Nordwind durch die Lücken der Dachziegel, welche, steif gefroren, wie Silber glänzten. — Kaum zog der neue Tag herauf, so begannen auch schon wieder die Geschütze zu donnern, den ganzen Tag über wurde blutig gekämpft, schließlich mußten die Franzosen sich zurückziehen, wieder einmal war um Orleans gerungen worden, und wieder einmal hatte es der Feind in unsere Hände fallen lassen müssen; 70 Kanonen hatten wir erbeutet, und an die 20 000 Gefangene gemacht; mit jubelndem Hurra begrüßten wir den Prinzen Friedrich Karl, als derselbe mit seinem Stabe in unserer Nähe vorbeiritt. Erst spät in der Nacht, gegen 11 Uhr, verstummte das Geknatter des Gewehrfeuers in den Vorstädten und auf den Bahnhöfen, zum zweitenmale hielten die Deutschen ihren Einzug in Orleans. Wir selbst kamen in dem eine halbe Stunde von Orleans gelegenen Dorfe Saran ins Quartier, aber der Ort war von Truppen aller Waffengattungen derartig überfüllt, daß man sich nur mit der größten Mühe ein Quartier verschaffen konnte. Eine ganze Menge Munitions- und Bagagewagen versperrten zudem die Straßen, und die zu denselben gehörige Trainmannschaft hatte bereits die besten Quartiere für sich in Beschlag genommen, ja sie hatten sogar einige ihrer Pferde in die Stuben gestellt. Die Einwohner waren auch hier dummer Weise geflohen, oder hielten sich versteckt. In der Kirche des Ortes waren die Gefangenen untergebracht, aber auch Pferde standen in den Hallen des Gotteshauses, in welchem überdies eine starke Infanteriewache sich eingerichtet hatte. — Am 5. Dezember hatten wir endlich einmal wieder einen Ruhetag mit Feldgottesdienst und sich daran reihender Kommunion, an der die meisten von uns teilnahmen. Nachher gings an eine gründliche Reinigung der Gewehre, frische Patronen wurden gefaßt, die verschossenen ergänzt, die Patrontaschen gefüllt, die Reservepakete im Tornister untergebracht, dann wurden die Montierungsstücke nachgesehen, sie bedurften so ziemlich alle einer gründlichen Reparatur, in erster Linie die Stiefel, welche bei dem größten Teil der „Kilometer-Division", wie man uns unserer Gewaltmärsche wegen hieß, durchgelaufen waren. Wer schon einmal in seinem Leben mit Pfriemen und Pechdraht hantiert hatte, wurde an diesem Rasttage aufgeboten und mußte im Schweiße seines Angesichts arbeiten, um die Kameraden wieder auf guten Fuß zu bringen. In den Nachmittagsstunden erhielt das Bataillon Befehl, anzutreten, es hatte geheißen, das in der Nähe gelegene Dorf, welches von der 17. Division besetzt war, sei von dieser geräumt worden und die Division abmarschiert; das wollten wir uns zu Nutze machen, aber als wir ankamen, sahen wir uns gründlich getäuscht, wir mußten, um eine Hoffnung ärmer, nach Saran zurückmarschieren, um dort aus dem Regen gründlich unter die Traufe zu kommen, denn unsere dortigen Quartiere waren inzwischen allesamt von neu eingerückten Truppen besetzt. So wurde denn befohlen, eine jede Korporalschaft solle zusehen, wie und wo sie unterkomme, und die Unteroffiziere, so gut es eben ging, hiefür sorgen.

So irrten wir denn, ich mit meiner Mannschaft selbstverständlich auch, auf gut Glück umher, aber überall scholl uns ein barsches, abweisendes „besetzt!" entgegen, namentlich die vom Train benahmen sich wenig kameradschaftlich. Was thun? Die Nacht war bitterlich kalt und die Aussicht, sie im Freien verbringen zu müssen, keineswegs verlockend, wir hielten Kriegsrat, was wohl zu beginnen wäre? Während wir noch beratschlagten, kam Major von Schauroth des Weges, der uns fragte, ob wir noch kein Quartier hätten? Auf unsere verneinende Antwort hieß er uns in sein eigenes Quartier mitkommen, das in der Dorfschule sich befand, dort werde sich schon noch ein Plätzchen für uns finden lassen. Zwar lag bereits der ganze Regimentsstab dort, aber trotzdem wurde uns hoch oben auf einem Kornboden ein Quartier angewiesen. So kalt und luftig es auch sein mochte, es war uns doch hochwillkommen; besser als im Freien kampieren zu müssen, war es auf jeden Fall. Es mußte bekannt geworden sein, daß es im Schulhaus noch Quartiere gebe, ein Obdachloser um den andern kam die Treppen heraufgepoltert, warf seinen Tornister auf den Boden und streckte sich daneben, den „Affen" als Schlummerkissen benützend; schließlich hörten wir gar auf der Bodentreppe das Klirren eines Offiziersäbels, es war unser Hauptmann, den wir in dem Eintretenden erkannten; in seinen Mantel gehüllt, legte er sich neben uns auf die harten Dielen des Fruchtbodens nieder und teilte so unser ärmliches Nachtquartier. Auch am 6. Dezember waren wir noch vor Orleans in einer der dortigen Vorstädte; hier konnten die Mannschaften besser in die Quartiere, die durchgängig gute zu nennen waren, verteilt werden. Wir kamen unserer sechs in ein Haus, das, eine seltene Ausnahme, vom Besitzer nicht verlassen worden war und der uns sehr gastfreundlich aufnahm. Wir kochten gemeinschaftlich unser bescheidenes Essen und bald bestand das beste Einvernehmen zwischen uns, überhaupt war das Einvernehmen zwischen den Truppen und der französischen Einwohnerschaft, sofern sie sich nicht feindselig, widerhaarig oder gar bösartig zeigte, immer und überall ein gutes, wie denn auch Excesse unserer Truppen höchst selten waren. Wo solche vorkamen, wurden sie auf der Stelle und exemplarisch bestraft!

Am 6. Dezember war bekannt gegeben worden, daß in der Frühe des 7. abmarschiert werden solle, wohin? darüber zerbrachen wir uns vergeblich die Köpfe; nach unserer Ansicht waren die Franzosen so gründlich geschlagen, daß es dieselben wohl kaum gelüsten dürfte, so bald wieder im Felde zu erscheinen; drei Tage hintereinander hatten wir sie geklopft und *wie* geklopft! Man glaubte und hoffte, Winter-Standquartiere beziehen zu dürfen, aber Moltke war anderer Ansicht und dessen Ansicht war in diesem Falle die maßgebende. Im Morgengrauen des 7. Dezembers marschierte unser Bataillon ab, um rechtzeitig auf dem Platze, wo das Rendezvous der Division bestimmt war, eintreffen zu können. General von Wittich versammelte die Stabs-

offiziere um sich und hielt eine längere Besprechung mit denselben; die ernsten Gesichter der Offiziere verrieten, daß die Luft wieder einmal stark nach Pulver roch. In der That wurde auch fast unmittelbar nach Beendigung dieser Besprechung abmarschiert, aber in einem Tempo, das mit einem Eilmarsche verzweifelte Ähnlichkeit hatte, und zu allem hin dauerte unser Marsch beinahe den ganzen Tag. Wir erfuhren bald, weshalb? Die Bayern waren auf ihrem Vormarsch bereits wieder an den Feind geraten. Eine neue französische Armee war aufgetaucht, die nicht weniger als vier Armeecorps mit 300 Kanonen stark sein sollte, und die von General Chanzy, einem auch von dem Gegner als ungemein tüchtig anerkannten General, geführt wurde. Gut bedient über unsere Verhältnisse war General Chanzy offenbar; aber daß er glaubte, die vor ihm stehenden Truppen, welche vor Orleans nun schon drei Tage lang gefochten und gleich darauf zwei anstrengende Marschtage hinter sich hatten, würden nachgerade des Kämpfens müde sein und mit Leichtigkeit sich schlagen lassen, war eine große Täuschung; die deutsche Heeresleitung läßt sich kein X für ein U machen.

Wir marschierten nun schon stundenlang durch die Nacht hin, und die Ermüdung, die nachgerade in unseren Reihen Platz griff, war eine große. Das Dorf, in welchem wir einquartiert werden sollten, war schon vom 83. Regiment belegt, wir mußten also sehen, wie wir unterkommen konnten. In dem Häuschen, in das ich mit meiner Mannschaft gewiesen war, fanden wir bereits Leute vom 83. Regiment vor, es konnte daher nur ein Teil unserer Korporalschaft dort Unterkommen finden, ich selbst mit dem Rest meiner Leute stieg mittelst einer Leiter auf den Boden des Häuschens. Der war aber so schlecht und morsch, daß wir jeden Augenblick befürchten mußten, in den untern Raum mitsamt der Decke hinabzustürzen. Hier konnten wir nicht bleiben, also fort und ein neues Quartier gesucht. Wir fanden eines, aber daß es viel besser gewesen wäre, als unser bisheriges, möchte ich nicht zu behaupten wagen; viel schlimmer hätte es uns im Biwak draußen auch nicht ergehen können, wir begrüßten die Tagwache, welche uns zu neuen Märschen rief, als eine wahre Erlösung, die Füße, die uns eingeschlafen, kamen dadurch doch wieder in einige Bewegung. Auf unserem Marsche passierten wir verschiedene Dörfer, in denen nachts zuvor noch die Franzosen im Quartier gelegen hatten; weit auseinander waren wir also nimmer, ein französischer Feldtelegraphenapparat, den der Beamte, welcher ihn zu bedienen hatte, treulos im Stiche gelassen, erregte selbstredend in hohem Grade unser Interesse, nun war's ja klar, daß uns die allerkürzeste Zeit, vielleicht die nächste Stunde schon, wieder an den Feind würde geraten lassen und in der That unsere Vermutung bestätigte sich; schon in der nächsten Viertelstunde donnerten rechts von uns die ersten Kanonenschüsse, die 43. Brigade stand im Feuer. Sofort wurde unsererseits rechtsum gemacht, und in Kolonnen nach der Mitte, dem Feinde entgegenmarschiert; bald bewiesen uns auch die rechts und links vorbeizischenden Kugeln, daß wir auf der richtigen Spur waren. Ohne Kugeln geht es in einem Kampfe nun eben einmal nicht, wir ließen sie uns ruhig gefallen, aber die Schneeflocken, welche uns der Westwind ins Gesicht peitschte, die wollten uns nicht recht behagen. Darnach fragt nun natürlich das Oberkommando nichts, und so gingen wir hinter der voranmarschierenden 5. Compagnie gegen den Feind los, die beiden andern Compagnien folgten geschlossen. Noch denke ich daran, wie ein Ulanen-Oberst, an dessen Regiment wir vorbeimarschierten, uns zurief: „Geht mit Gott, Leute!" Ja, es war ein böser Gang, den wir da antraten, beinahe 800 Schritte hatten wir im dichtesten Kugelregen und Granatfeuer des Feindes zurückzulegen, ehe wir nur daran denken konnten zu feuern, denn abgesehen von der Tragweite unserer Gewehre lagen auch noch die Plänkler der 5. Compagnie vor uns, so daß wir zur Unthätigkeit verdammt waren, während der Feind wacker auf uns losknallte. Wir hatten keinen andern Wunsch, als vorwärts stürmen zu können, aber er wurde uns nicht erfüllt. „Was sollen wir denn eigentlich hier uns für nichts und wieder nichts totschießen lassen?" tönte es mehr als einmal aus unseren Reihen, „wir wollen vorwärts, nur vorwärts!" Verwundete hatten wir auch schon eine ziemliche Anzahl, dicht neben mir wurde ein Mann meines Zuges durch die linke Schulter geschossen, deutlich hörte ich das Aufklatschen der Kugel auf dem Schulterknochen. Da mit einemmale, kaum trauten wir unseren Ohren, ertönte das Signal „zurück!" Wir sollten zurück! Ja, um des Himmels willen, was ging denn da vor? Bald sollten wir es erfahren. Die Division hatte den Auftrag, sich sofort, etwa eine halbe Stunde links von unserer Stellung entfernt, in den Besitz der Dörfer Cravant und Beaumont zu setzen, da es uns nur so möglich wurde, der kolossalen Übermacht des Feindes, der mit seinen Massen bereits unsere linke Flanke zu umgehen drohte, in festen Stellungen entgegentreten zu können. Unser Rückzug (jeder Rückzug ist und bleibt nun einmal eine mißliche Sache,) ging etwas rascher vor sich, als gut und angezeigt war, namentlich unsere jungen, des Krieges ungewohnten Ersatztruppen, die glaubten, daß ihnen die Franzosen bereits im Nacken säßen, liefen etwas geschwinder zurück, als notwendig gewesen wäre, der Feind seinerseits sandte Granaten auf Granaten herüber, von denen eine mitten in unserer Abteilung platzte, wir hatten uns aber rechtzeitig zu Boden geworfen, und kamen mit einem Regen von Erdschollen, der auf uns niederprasselte, davon. In kurzer Frist waren die Bataillone wieder gesammelt, acht Batterien fuhren unsererseits auf, und eröffneten ein äußerst nachhaltiges Feuer, während wir gegen Cravant vorstürmten. Cravant! An diesen Ort wird manche Mutter in Jahren noch gedenken! Unter einem Hagel von Granaten und Chassepotkugeln erreichten wir den Ort, nach dessen Südseite wir befehligt wurden. Ein allgemeiner, umfassender Angriff auf Cravant seitens der Franzosen stand bevor, offenbar wollten sie uns den Besitz dieses Dorfes mit allen Mitteln streitig machen; fünfzig Geschütze spieen ihre Verderben bringenden Geschosse über uns aus, die Häuser, die Straßen, die Gärten, alles war von diesem unaufhörlichen Granatenhagel bedroht. Durch die Weinberge drangen starke feindliche Schützenschwärme gegen unsere Stellungen vor, mit einem mörderischen Schnellfeuer leiteten sie den Sturmangriff ein. Wir kannten dieses Vorgehen der Franzosen zu gut, als daß wir uns hätten aus der Fassung bringen lassen, ruhig ließen wir den Gegner bis auf etwa 350 Schritte herankommen, dann aber brach ein Schnellfeuer gegen denselben los, so daß einem weiteren Vordringen augenblicklich Halt geboten ward; der Feind zog sich zurück, jedoch nur für so lange, um durch frische Kräfte verstärkt wiederzukehren. Auch dieser Angriff scheiterte an dem ruhigen Zielen unserer Leute, das Feld vor unsern Stellungen war mit französischen Toten und Verwundeten übersät, gleichwohl ließen die französischen Bataillone nicht ab, bis zum Einbruch der Dunkelheit immer und immer wieder anzugreifen, wobei wir natürlich auch schwere Verluste erlitten. Die Compagnien waren sämtlich bedenklich gelichtet, unsere Korporalschaft hatte allein zwei Mann tot und vier schwer verwundet; als wir abends in unsere Quartiere zurückgekehrt waren, herrschte überall dumpfes, vielsagendes Schweigen, man dachte an die gefallenen Kameraden, und daran, was der morgige Tag denen bringen würde, die der Würger Tod heute verschont hatte. — Und in der That, kaum dämmerte der Morgen herauf, so knatterte auch schon längs der ganzen Postenlinie aufs neue heftiges Gewehrfeuer; unsere Posten standen keine 400 Schritte vom Dorfe entfernt, es war somit ganz natürlich, daß sämtliche Compagnien aufs schleunigste unter das Gewehr traten und in ihre alten Stellungen, ja sogar noch etliche hundert Schritte über dieselben hinauseilten, wobei uns übrigens ein furchtbar heftiges Feuer entgegenprasselte; ein Gefreiter unserer Korporalschaft fand hier den Heldentod. Das Gefecht zog sich den ganzen Tag hin, doch gewannen wir in den Nachmittagsstunden so viel Terrain, daß wir im Verein mit dem 83. Regiment einen Vorstoß gegen das Dorf Cernay wagen konnten, der dasselbe auch in unsere Gewalt brachte. Hierauf stießen wir zu unserem 1. Bataillon, das westlich von Cravant in einem ungemein heftigen Feuer stand und sich bereits zu wiederholtenmalen vollständig verschossen hatte. Mit Freuden wurde unser Munitionswagen begrüßt, als er, trotz des heftigsten Granatfeuers des Feindes, bis in unsere exponierte Stellung vorfuhr, um uns frische Patronen zuzuführen; nun konnte man doch wieder feuern, ein schwerer Alp fiel allen vom Herzen. Mit Einbruch der Nacht schwieg auch der Kampf, aber Cravant war jetzt nur ein einziges großes Lazarett geworden, nach welchem die Verwundeten zu vielen Dutzenden hereingeschleppt wurden, während man draußen vor dem Dorf die Gruben ausschaufelte, welche die Gefallenen aufzunehmen bestimmt waren. — Der 10. Dezember sah uns in aller Frühe bereits wieder unter den Waffen, die Franzosen wollten offenbar

nicht darauf verzichten, das Glück am Ende doch noch zu ihren Waffen zurückzuzwingen; sie ersparten unseren Tambours und Hornisten die Mühe, uns zu wecken, ihre Granaten besorgten das gründlich und nachdrücklichst. In Compagnien über das ganze Dorf Cravant verteilt, deckten wir uns hinter dessen massiv gebauten Häusern, und das war notwendig, denn mit jedem Augenblicke nahm die Kanonade an Heftigkeit zu; schließlich stellten wir die Gewehre auf höheren Befehl zusammen und deckten uns in den Häusern, so gut es eben ging, vor dem Kugelregen. Unaufhörlich donnerten die Kanonenschüsse, krachten die explodierenden Granaten; prasselnd, klirrend, krachend splitterten und fielen Dachziegel und Sparren auf die Straße. Eine einzige Granate warf eine ganze Reihe vor unserem Hause stehender Gewehrpyramiden um; erst in den Nachmittagsstunden ließ das tolle Granatenfeuer nach; das Infanteriefeuer hatte wenig zu bedeuten gehabt. — Im Orte Cravant lagen die Toten haufenweise, nur langsam ging deren Begräbnis vor sich; wir vom zweiten Bataillon hatten unsere Gefallenen schon am Abend des 10. Dezembers begraben wollen, waren aber, noch ehe wir mit unserer Arbeit zu Ende zu kommen vermocht hatten, durch feindliche Granaten vertrieben worden. Einzelne der Einwohner krochen jetzt, nachdem der Donner der Geschütze verstummt war, aus ihren Verstecken hervor; jammernd und laut wehklagend, standen sie vor den Resten ihres einstigen Besitzes, das wenige Stunden in einen wüsten Trümmerhaufen zu verwandeln hingereicht hatten. Und wie sahen die Truppen aus, die diesen schweren Kampf zu bestehen gehabt hatten! Aufs äußerste erschöpft und ermattet, wie hätte es auch anders sein können? Mit Schmutz von unten bis oben bedeckt, alles Messing der Ausrüstung durch den Pulverdampf geschwärzt, waren das die sonst so schmucken, properen Burschen vom 94. Regiment? Und wie kamen erst die Artilleristen daher? Wenn man jeden einzelnen von ihnen eine Stunde lang durch ein Kamin gezogen haben würde, sie hätten nicht schrecklicher aussehen können; vier von den Batterien waren durch das fortgesetzte, vier Tage anhaltende Feuern vollständig unbrauchbar geworden, die Züge der Geschützrohre verbleit, es blieb gar nichts anderes übrig, als die Batterien nach Versailles zurückzunehmen. Auch das 1. bayrische Armeecorps war nicht mehr imstande, noch länger mitzuthun, schließlich hat eben alles seine Grenzen, — es marschierte nach Orleans, um dort Standquartiere zu beziehen.

Nachdem wir am 12. Dezember morgens in der Früh aus dem Biwak, in welchem vor Kälte eitel Schaudern und Zähneklappern geherrscht hatte, abmarschiert waren, — man wußte jetzt ganz bestimmt, daß der Feind abgezogen, eine Verfolgung war dem 10. hannöverischen Armeecorps zugefallen, das noch im Laufe des Mittags am 10. November von Orleans zu Hilfe geeilt war und den im heftigsten Feuer stehenden Truppen Luft gemacht hatte, — sammelte sich die ganze Division nicht weit von Cravant, um ihren Marsch westlich nach Tours fortzusetzen. Dieser Marsch war ein ungemein anstrengender. Teilweise hatte er wieder über das Schlachtfeld geführt, das noch die vollen Spuren des hartnäckigen, erbitterten Kampfes trug, der hier gewütet. Der bisherigen grimmen Kälte war Tauwetter gefolgt, und nun war es vollends aus, rein ganz aus mit unserem Schuhwerk — das Marschieren auf holperigen, steinigen Nebenwegen, querfeldein über das Ackerfeld, hatte dessen Untergang noch beschleunigt. Die marschierenden Kolonnen waren beständig in Dampf und Nebel gehüllt. Auf dem Marsche wurden viele französische Nachzügler aufgegriffen, sie schleppten sich nur noch mühsam durch den fußtiefen, zähen Schmutz und waren froh, durch ihre Gefangennahme allen ferneren Leiden dieses trostlosen Winterfeldzuges überhoben zu sein, Fluchtversuche ihrerseits waren nicht zu befürchten, trotzdem unser Marsch sich bis tief in die Dunkelheit ausdehnte. Während das erste Bataillon unseres Regiments in Quartiere kam, mußten wir vom zweiten Bataillon und das dritte noch in stockfinsterer Nacht eine Stunde weit marschieren, wobei wir im Dorfe Villiers beschossen wurden. Natürlich wurde nunmehr der Ort gründlich abgesucht, wobei noch etliche hundert Nachzügler, welche sich in den Häusern und deren Nebengebäuden versteckt hatten, entdeckt und zu Gefangenen gemacht wurden. Unsere Abteilung kam, 50 Mann stark, auf einen großen Bauernhof, in welchem es unser erstes war, nach Lebensmitteln zu suchen. Unsere Mühe blieb nicht unbelohnt, und zufrieden streckten wir uns nach den Strapazen, welche dieser Tag gebracht, zur Ruhe aus, um bald in einen bleiernen Schlaf zu sinken. — Am 13. Dezember hatten wir einen Rasttag, an dem man versuchte, die Ausrüstung wieder instand zu setzen, soweit das nötige Material vorhanden war und die Zeit es erlaubte; ein guter Teil der Mannschaft lief auf den Brandsohlen, die Hosen waren bis über die Knöchel verfault oder abgewetzt, die Achselstücke von dem ewigen Gewehrtragen durchgerieben und zu Lumpen geworden. Fast zweihundert Mann vom Regiment waren fußkrank. Man versuchte in den umliegenden Dörfern Schuhwerk zu requirieren, aber ohne sonderlichen Erfolg, es fiel schwer, passendes zu finden, und in „Sabots“ (Holzschuhen) zu marschieren, hätten unsere Leute erst lernen und sich daran gewöhnen müssen. Wer „stiefelkrank“ war, wurde von jetzt ab einer besonderen, mit der Bagage marschierenden Abteilung unter dem Befehl eines Offiziers zugeteilt, dieselbe nannte der Soldatenwitz nur die „Barfüßer-Brigade.“ Viel zu rasch verfloß der Rasttag, der fleißig auch dazu benützt worden war, nach der Heimat zu schreiben; hochwillkommen waren die von dort eingetroffenen Briefe, die an diesem Rasttag zur Verteilung kamen. Am 14. Dezember, früh 6 Uhr, marschierten wir auf schlechten Wegen weiter, den ganzen Tag über vernahm man in der Ferne Kanonendonner, das vor uns marschierende 10. Armeecorps stand im Gefecht; spät nachmittags erreichten wir die Ferme La Dulnise, auf welcher unsere ganze Compagnie untergebracht wurde, und wo wir auch noch den folgenden Tag, jedoch in steter Alarmbereitschaft, verblieben. Hier hatten wir das seltene Glück, einige Schweine aufzutreiben, welche natürlich in kürzester Frist vom Leben zum Tode gebracht waren und hochwillkommenen Stoff zu einer Metzelsuppe, oder wie der Ausdruck in Norddeutschland lautet, zu einem „Schlachtfest“ boten. Ein Fest war allerdings für uns dieses Schlachten, eine angenehme Abwechslung in der Reihe der Schlachten, die wir seither mitgemacht und noch fernerhin mitmachen würden. — Am 16. hatten wir die 17. Division abzulösen; zu diesem Zwecke bezogen wir nach einem ziemlich anstrengenden Marsche, in einem Walde bei Fréteval Stellung. Da die Division Befehl hatte sich mit dem Gegner in keinen Kampf einzulassen, so wurden die Granatschüsse, welche der Feind auf uns abgab, nicht erwidert. Bis zum Einbruch der Dunkelheit hielten wir den Wald besetzt, und bezogen hierauf in der Nähe eines schönen alten Schlosses auf einigen Fermen Quartier; in einem halbverfallenen Stall mußten wir, so gut es eben ging, unterzukommen trachten. In aller Frühe am 17. nahmen wir unsere Stellung im Walde wieder ein, und blieben dort, ohne uns von der Stelle zu rühren, die Füße auf dem nassen Boden und durch die überhängenden Zweige bei der geringsten Bewegung mit einem kalten Sprühregen durchnäßt, stehen. Nur mit größter Mühe und unter Anwendung peinlichster Vorsicht brachten wir einige Feuer in den Kochlöchern zustande, an Wasser mangelte es nicht, wir durften es nur aus dem Straßengraben oder den Geleisen schöpfen, welche die Räder der Fuhrwerke verursacht hatten; solchergestalt vermochten wir wenigstens unsere Erbswurst zu kochen. Mit Freuden wurde der Befehl zum Abmarsch begrüßt; über dem Loir, einem Nebenfluß der Loire, stießen wir auf eine vom Feinde mit außerordentlichem Geschick angelegte Reihe von Verhauen und Verschanzungen, die er im Stiche gelassen hatte, um sich rückwärts zu konzentrieren, wozu ihm aber das 10. Armeecorps wenig Zeit ließ, wie der aus der Gegend von Vendôme herüberschallende Kanonendonner bewies. Der Feind wurde auch diesmal geschlagen und in der Richtung auf Tours verfolgt. Gegen 8 Uhr abends rückten wir in Fréteval ein. Am Abend zeigte sich am Himmel ein prachtvolles Nordlicht, dessen blutigroten Schein gar viele als ein sicheres Anzeichen neuer, blutiger Kämpfe betrachteten. In Fréteval selbst war tags zuvor gekämpft worden, die Franzosen hatten eine ziemlich starke Barrikade errichtet gehabt, wozu sie namentlich mehrere Billards benützt hatten, die jetzt aber von den deutschen Granaten gründlich ruiniert waren. Auf der Straße lagen noch etliche Tote. Unsere Quartiere dort waren herzlich schlecht; das Nachtlager bestand aus nassem, halbverfaultem Stroh, das einen pestilenzialischen Geruch verbreitete, wir konnten es nicht über uns bringen, auf dasselbe zu liegen, und verbrachten die Nacht in allen möglichen Stellungen auf Bänken und Tischen. Es stand jetzt unzweifelhaft fest, daß sich der Feind auf Tours und Le Mans zurückgezogen hatte, es wurde daher vom Hauptquartier der Befehl gegeben, daß sich die Armee-Abteilung des Großherzogs von Mecklenburg in und

bei Chartres konzentrieren, und die zweite Armee bei Orleans sich aufstellen solle. Wir nahmen das für ein günstiges Zeichen, daß unsere Aufgabe erfüllt und der Feind gründlich aus dem Felde geschlagen sei, ja wir dachten gar nicht anders, als daß es nunmehr in aller Bälde nach Hause gehen werde, (womit es allerdings noch nicht pressierte,) und da auch unser heutiger Marsch nur ein ganz mäßiger gewesen war, den wir im flottesten Marschtempo zurücklegten, so war die Stimmung allgemein eine heitere. Der größte Teil von uns wurde in zerstreut liegenden Gehöften untergebracht, in denen wir bis zum 20. Dezember verblieben. Die uns vergönnten Rasttage wurden wieder fleißig zur Ausbesserung und zum Instandsetzen der Uniform und Ausrüstung benützt; zu unserer großen Freude trafen auch in diesen Tagen mit einem Transport Ersatzmannschaften die uns so sehr notwendigen Stiefel und Hosen, sowie viele Liebesgaben ein, namentlich hoch willkommene warme Unterkleider. Nun waren wir doch endlich einmal wieder ordentlich ausgerüstet und konnten die französischen Lappen und Fetzen, mit denen wir uns seither hatten behelfen müssen, abthun. Nur der sonst so peinlich gehandhabten Haar- und Bartpflege konnten wir uns nicht widmen, es gab wahre Prachtexemplare von Vollbärten beim Regiment, kein Wunder, daß in Frankreich die Sage ging, unter den Deutschen befänden sich viele Russen; hie und da mochten wir etwas russisch ausgesehen haben, und bei dem und jenem fehlten auch die bei den Russen so häufig vorkommenden, vom gewöhnlichen Mann dort beinahe unzertrennlichen Tierchen nicht. Das ist im Kriege nun eben einmal nicht zu ändern. Am 21. Dezember begann das Marschieren wieder; ein schneidender Ostwind pfiff uns auf dem Marsche um die Ohren, der uns am Nachmittage nach Chateaudun brachte, wo die 22. Division am 18. Oktober einen blutigen Strauß zu bestehen gehabt hatte; noch lag die halbe Stadt in Trümmern und lange mochte es wohl anstehen, bis die letzten Spuren des Elends verschwinden würden, das ein Pole, Graf Lipowski mit seinen Franctireursbanden durch die sinn- und völlig zwecklose Verteidigung Chateaduns, über diese Stadt gebracht hatte. Unser zweites Bataillon, welches damals vor Paris lag, hatte an diesem heftigen Kampfe nicht teilgenommen. Wir wurden in Marboue, einem südlich von Chateaudun gelegenen Dorfe einquartiert, von wo aus wir in der Frühe des 22. Dezembers abmarschierten. Die Kälte war wieder bis auf zehn Grad gestiegen, die Fenster in den Ortschaften, durch die wir kamen, mit dichten Eisblumen bedeckt, wir bemühten uns, die fehlenden Handschuhe und Ohrenklappen durch abgeschnittene wollene Strümpfe und Taschentücher zu ersetzen; freudig begrüßten wir die im Laufe des Nachmittags vor unseren Blicken auftauchenden Türme der Kathedrale von Chartres. Da waren wir also wieder nach vierwöchentlicher Abwesenheit, aber wie viele der Kameraden marschierten nicht mehr mit uns ein! Die einen deckte die kalte Erde, und der Schnee breitete sein weißes Leichentuch über die Stätten, wo wir die Tapferen zur ewigen Ruhe gebettet, die anderen lagen verwundet, siech und krank in den Spitälern. Unser zweites Bataillon kam in die Vorstädte von Chartres ins Quartier, ich selbst gleich am nächsten Tage mit zwölf Mann bei einer Kälte von vierzehn Grad auf Wache; da uns von französischer Seite kein Brennmaterial geliefert wurde, machten wir kurzen Prozeß und rissen einen Staketenzaun ein, der uns nun das Holz liefern mußte.

Wir hatten gehofft, die Weihnachtsfeiertage in Chartres zubringen zu dürfen, es wurde jedoch nichts daraus, die 22. Division erhielt den Befehl, sich anderwärts zu konzentrieren, an ihrer Stelle rückte die 17. Division in Chartres ein. Es war ein armseliger Ort, namens Bachères, in welchen unsere Compagnie zu liegen kam; ich selbst hatte mit sechs Mann mein Quartier bei zwei alten Leuten, die uns beständig mit mißtrauischen Blicken maßen, es war ihnen offenbar höchst unbequem, auf ihre alten Tage noch eine solche Menge ungebetener Gäste ins Haus zu bekommen. Uns kümmerte dies natürlich wenig, wir ließen die alten Leute ruhig ihres Weges gehen, bemühten uns weiter nicht um sie, und machten uns aus Stroh ein Nachtlager auf der steinernen Fliese des Zimmers, das nur ein einziges Fenster hatte, so daß es fast beständig dunkel war. Es waren trübe Weihnachten hier im Feindesland, um so mehr schweiften die Gedanken in die Heimat, wo am Tannenbaum die brennenden Wachslichter strahlten und jauchzende Kinder den Tisch mit all den Herrlichkeiten umstanden, die das Christkindlein gebracht hatte. „Und Friede auf Erden!“ Hatte sich etwas bei uns mit dem „Friede auf Erden,“ während die Kanonen ringsum donnerten und nicht einmal in diesen Tagen schwiegen; wurde doch gerade am heiligen Abend die Schlacht an der Hallue geschlagen! Dazu kam noch, daß unsere Verpflegung eine erbärmliche war; eine Hand voll Nudeln war alles, was wir faßten, aber was nützten sie uns viel ohne ein Stück Fleisch dazu? Mochte es begreifen, wer konnte und wollte, wir verstanden es nicht, daß man den noch ziemlich vollzähligen Viehstand des Dorfes nicht angreifen durfte; es war den Compagnieführern untersagt, zu requirieren. Das machte viel böses Blut, aber Befehl war Befehl und somit mußte gehorcht werden, für uns existierte der Viehstand im Dorfe nicht. Mit einem Festmahl war es also nichts; das Einzige, was an Weihnachten erinnerte, war ein Feldgottesdienst, den unser Feldprediger, die Pelzmütze auf dem Kopfe und mit aufgeschlagenem Pelzkragen hielt; gleichwohl fehlte es nicht an der Weihe, wir waren alle tief ergriffen von dieser Feier. Natürlich waren auch jetzt wieder Herzen und Gedanken in der Heimat. Am 28. Dezember marschierten wir weiter und erreichten am Nachmittage das uns schon bekannte Chateauneuf, wo außer uns noch Thüringer Ulanen und Artillerie lagen, die, wie wir, sich in beständiger Alarmbereitschaft halten mußten; so lange wir dort waren brachten wir die Tornister nicht vom Rücken, und, selbst wenn wir für einen Augenblick in einer Ecke schliefen, das Gewehr nicht aus dem Arm. Täglich fanden größere Rekognoszierungen statt, es war somit anzunehmen, daß es in Bälde wieder zu neuem Marschieren und neuem Schlagen kommen werde. Die Neujahrsnacht und das neue Jahr traf mich mit meinen Leuten auf Wache; herzlichst wünschten wir einander ein „Gutes Neujahr“ und alles Glück für die uns noch beschiedene Arbeit in diesem Kriege, dessen Ende immer noch nicht abzusehen schien. Nun ja, mochte kommen, was da wollte, unsere Kraft, unser letzter Hauch gehörte dem Vaterlande. Mit diesem Gedanken, mit diesen Vorsätzen überschritten wir die Schwelle des neuen Jahres.

Der 4. Januar 1871 brachte uns eine völlig veränderte Lage. Feldmarschall Prinz Friedrich Carl hatte den Vormarsch nach Le Mans anbefohlen, 150 000 Mann stark stand dort der Feind, und bereits hatten sich dessen Vortruppen schon zu wiederholtenmalen gezeigt. Nach gründlicher Überlegung und nach reiflichem Entschlusse hatte das deutsche Oberkommando den unverzüglichen Vormarsch gegen diese stärkste, der noch im Felde stehenden französischen Armeen anbefohlen. — Am 4. Januar begann er. Unser Regiment mit einer Batterie und etlichen Pionier-Compagnien ging auf der Straße Chateauneuf—Le Loup vor, welch letzteren Ort wir nach sechsstündigem Marsche erreichten, die 6. Compagnie bezog Feldwache; sie hatte den Auftrag, den vorliegenden Wald zu bewachen, da sich dort der Feind schon zu wiederholtenmalen hatte blicken lassen. Die Feldwache stellte drei Doppelposten aus. Die Nacht war schneidend kalt; vor Kälte schauernd, den Bart voll Eis, hinter den Bäumen sich deckend, so gut es ging, standen unsere Posten, nach dem Feinde ausspähend und die Stunde herbeisehnend, die ihnen die Ablösung bringen sollte. Aus dem nahen Wald herüber schollen deutlich Axtschläge, man hörte das Geräusch von Sägen, kein Zweifel, der Feind arbeitete dort an Straßenverhauen und Barrikaden, wie man sie gegenwärtig auf dem Marsche so ziemlich regelmäßig auf Strecken von einem Kilometer fand. Unsere Feldwache, die uns durch Verteilung der von der Großherzogin dem Regiment übersandten Weihnachtsstollen wesentlich versüßt wurde, verlief ohne alle Störung; mit Tagesanbruch wurde dieselbe eingezogen und unsere Compagnie zur Bedeckung der Liebesgaben und Postpakete, welche den Abend zuvor eingetroffen waren und natürlich nicht sofort hatten verteilt werden können, verwendet. Wie viele dieser Pakete konnten nicht mehr zur Verteilung kommen, weil die Empfänger tot oder in irgend einem Lazarett untergebracht waren. Diese Pakete durch die Feldpost, die so schon Arbeit genug hatte, in die Heimat zurückzuschicken, ging nicht wohl an, man verteilte sie daher in die Korporalschaften, sie wurden so gewissermaßen ein Gruß übers Grab von denen, die im ewigen Leben noch die guten Kameraden blieben. Während unser Regiment im Laufe des Tages weiter vorgegangen war, hielt unsere Compagnie mit der Bagage des Regiments hinter Le Loup. Es war starker Kanonendonner hörbar, unsere Avantgarde griff den in dem hochgelegenen Dorfe La Fourche stark verschanzten Gegner an, der

dort mehrere Straßenkreuzungen beherrschte. Ehe wir weiter vormarschieren konnten, mußte erst das Resultat des Gefechts, das sich da vorn entwickelt hatte, abgewartet werden; es war kein günstiges zu nennen. Die Franzosen hatten die ganz genaue Kenntnis des dortigen Terrains vor uns voraus, dabei war es eine grimmige Kälte, unter welcher unsere Truppen schwer litten, über zwölf Grad, und zu allem hin ließ die bald einbrechende Nacht es nicht rätlich erscheinen, das Gefecht noch länger hinzuhalten, das Regiment erhielt den Befehl zum Rückzuge. Ungern genug trat es denselben an, leider mußte es auch noch seine Verwundeten in den Händen des Feindes lassen. Wir waren froh, als wir am 6. Januar durch aus Deutschland nachgeschobene Ersatzmannschaften von unserem Bedeckungskommando erlöst wurden, es giebt nichts ärmlicheres, als solche Kommandos, während die Kameraden am Feinde sind und sich mit demselben herumschlagen. Der 6. Januar, das Erscheinungsfest, sollte ein blutiger Tag werden. Wir hatten uns dem 2. Bataillon angeschlossen, welches die Avantgarde bildete und mit Tagesanbruch aufgebrochen war, flott an der Spitze des Regiments! Das bisher so kalte Wetter hatte völlig umgeschlagen; wir streiften unsere improvisierten Strumpfhandschuhe ab, die Sonne schien prächtig warm und so kräftig, wie sie dies bei uns zu Hause um diese Jahreszeit niemals vermag, rasch taute der Reif und Schnee von den Bäumen und Sträuchern, die noch am Morgen die ganze Gegend als eine prächtige Winterlandschaft hatten erscheinen lassen. Wir mochten etliche Stunden marschiert sein, als wir, auf einem hochgelegenen Punkt unserer Straße angelangt, hinter einigen Häusern Halt machten. Ein tiefes, wohl eine halbe Meile weit sich ausdehnendes und wieder zu einem Höhenzuge auslaufendes Thal lag vor uns. Auf der Höhe ganz oben lag das Dorf La Fourche, wo sich der Feind ungemein stark verschanzt hatte. Sofort fuhr unsere Batterie rechts der Straße auf und sandte dem Feinde etliche Granaten als guten Morgengruß, bald erhielten auch wir Befehl zum Vorgehen. Die 5. Compagnie ging links, die 6. rechts der Straße vor, die übrigen folgten als zweites Treffen; das Terrain, das wir zu passieren hatten, bot alle möglichen Schwierigkeiten und Hindernisse, dichte Dornhecken mußten überklettert, Knicks (lebendige Hecken, deren Zweige eingeknickt, daher der Name, und künstlich ineinander geflochten sind,) überwunden, breite Gräben übersprungen, steile Böschungen erklettert werden. Da mußte das Faschinenmesser helfen, sich einen Durchgang zu bahnen, aber in dem Dorngestrüpp blieb gleichwohl mancher Fetzen der Uniform hängen. Während wir uns so mühselig vorwärts arbeiteten, feuerte die hinter uns stehende Batterie über unsere Köpfe weg; anfänglich war die Sache gut, bald aber feuerte die Batterie zu kurz und mehrere ihrer Granaten schlugen dicht vor uns in den Boden; unser Oberst sandte einen Unteroffizier im Laufschritt nach der Batterie zurück, um derselben zu melden, daß sie viel zu kurz schieße, und wenn es so fort gehe, die eigenen Leute zerschmettere. Sofort natürlich nahm die Batterie weitere Distanz und bald gingen die Granaten im höheren Bogen über uns hinweg, so daß wir ungehindert weiter vordringen konnten. Endlich, nach vielen Hindernissen, waren wir dem Feinde so nahe gekommen, daß wir unser Feuer erfolgreich eröffnen konnten, links von uns knatterte das Gewehrfeuer des 83. Regiments; der Feind hatte, durch das dichte, fußhoch werdende Heidekraut aufs trefflichste gedeckt, sich dort am Fuße des steil aufsteigenden Höhenzuges, sowie auf dem Plateau des Berges wohl verschanzt aufgestellt. Es waren Vortruppen des Feindes, etwa 5000 Mann; mit seiner Hauptmacht stand er bei Le Mans. Eine Anzahl Batterien und mehrere Mitrailleusen bestrichen die Straßen und Abhänge. Kaum waren wir am Fuße des Berges angekommen, so empfing uns auch schon heftiges Infanteriefeuer, auf das wir aber die Antwort nicht schuldig blieben, und unterdessen hatte auch unser 3. Bataillon einen erfolgreichen Flankenangriff ausgeführt. — Unser Regimentskommandeur hieß uns im Laufschritt das feindliche Feuer passieren, was natürlich viele Opfer kostete und keine geringe Anstrengung war, aber unser Angriff glückte, die Höhe war bald erstürmt; links von uns gingen ebenfalls Truppen mit lautem Hurra vor und auch dort kam die Stellung des Feindes in unseren Besitz. Um eine feindliche Batterie, deren Bedienung sich löwenmutig verteidigte, wurde mit dem Bajonett gekämpft, auf zehn Schritte Distanz schossen die Gegner noch die Gewehre auf einander ab; drei Geschütze der Batterie wurden genommen und einige hundert Franzosen zu Gefangenen gemacht; sie hatten sich in Häusern und Gehöften zu verstecken gesucht, wurden aber von uns aus ihren Schlupfwinkeln herausgeholt. — Die Franzosen gingen immer und immer wieder zum Angriff vor, es lag ihnen offenbar sehr viel daran, ihre verlorenen Stellungen wieder zu nehmen, aber wir hielten sie mit größter Zähigkeit, und brachten dem Feinde bedeutende Verluste bei, welche die unsrigen so ziemlich um das dreifache überragen mochten; wir hatten 200 Mann verloren, während wir von Franzosen am Eingange des Dorfes und in ihrer Batterie allein über 40 Tote und Verwundete, unter ihnen mehrere Offiziere, zählten. Immer noch knatterten einzelne Gewehrschüsse, immer wieder gingen die Franzosen zum Angriffe vor, freilich mit keinem besseren Erfolge, als sie bisher gehabt. Unaufhörlich tönten in den Waldungen die französischen Signale, welche zum Sammeln riefen. Auch uns traf der Befehl, unsere Stellungen zu räumen, das 2. Bataillon hatte die Vorposten zu geben; unsere Compagnie bezog am nördlichen Bergabhange Feldwache und stellte etliche Doppelposten aus, ein Gehöft hatte sich, uns hochwillkommen, als zu einer Feldwache ganz besonders geeignet erwiesen, es vereinigte mit allen sonstigen Vorzügen einer Feldwache auch noch den, daß man seine Leute wenigstens unter einem Dache unterbringen wußte. Ungeschickterweise war in der Nacht durch die Unvorsichtigkeit einer unserer Abteilungen, deren Leute ein brennendes Licht, in die Öse eines Bajonetts gesteckt, auf dem Heuboden angebracht hatten, dabei aber eingeschlafen waren, durch Herabfallen des Lichtes ein Brand entstanden. Nur mit größter Mühe hatten sich die dort lagernden Mannschaften aus Rauch und Flammen, freilich mit Hinterlassung von Gewehr und Gepäck zu retten vermocht; was half's, daß der Hauptmann die Unvorsichtigen dazu verdonnerte, den Rest der Nacht im Freien zubringen zu müssen, der Feind war seinerseits auch nicht auf der Nase gelegen; er hatte recht wohl den Feuerschein bemerkt und eröffnete ein heftiges Feuer auf unsere Stellungen. Wir sandten einen Zug in der Richtung aus, von welcher her das Feuer der Franzosen sich bemerklich gemacht

Absuchen eines Dorfes nach dem Feinde. (Seite 363.)

hatte, sie mußten aber bereits zurückgegangen sein, denn es kam zu keinem Zusammenstoße. — Am 7. Januar wurden wir von den Vorposten abgelöst, und kamen nach la Fourche hinein. An Beschäftigung fehlte es uns aber auch jetzt nicht; es mußte das ganze Schlachtfeld nochmals abgesucht werden, des weiteren galt es, die Toten zu bestatten, ein trauriges Geschäft, das uns noch abends spät, beim trübseligen Schein einer halbblinden Laterne, oblag. Zunächst dem Dorfe, rechts von der Straße, schaufelten wir den gefallenen Kameraden ihr Grab, ein einfaches, schmucklos aus zwei Lattenstücken zusammengenageltes Kreuz kündete die Stelle, wo tapfere Deutsche ruhten. — Mich hatte das Geschick wieder einmal auf Wache geführt; im Frieden und in der Garnison ist das ja nun zuweilen eine recht angenehme Unterbrechung des ewigen Einerleis in der Kaserne, im Felde aber ist das etwas ganz anderes, und von Ruhe kann auch nicht einen Augenblick lang die Rede sein; jede halbe Stunde mußten Patrouillen zu den Nachbarwachen geschickt werden, denen ihr rechtzeitiges Eintreffen dort schriftlich vom Wachtkommandanten bescheinigt werden mußte, so hatte man stets eine Kontrolle über die abgegangenen Patrouillen.

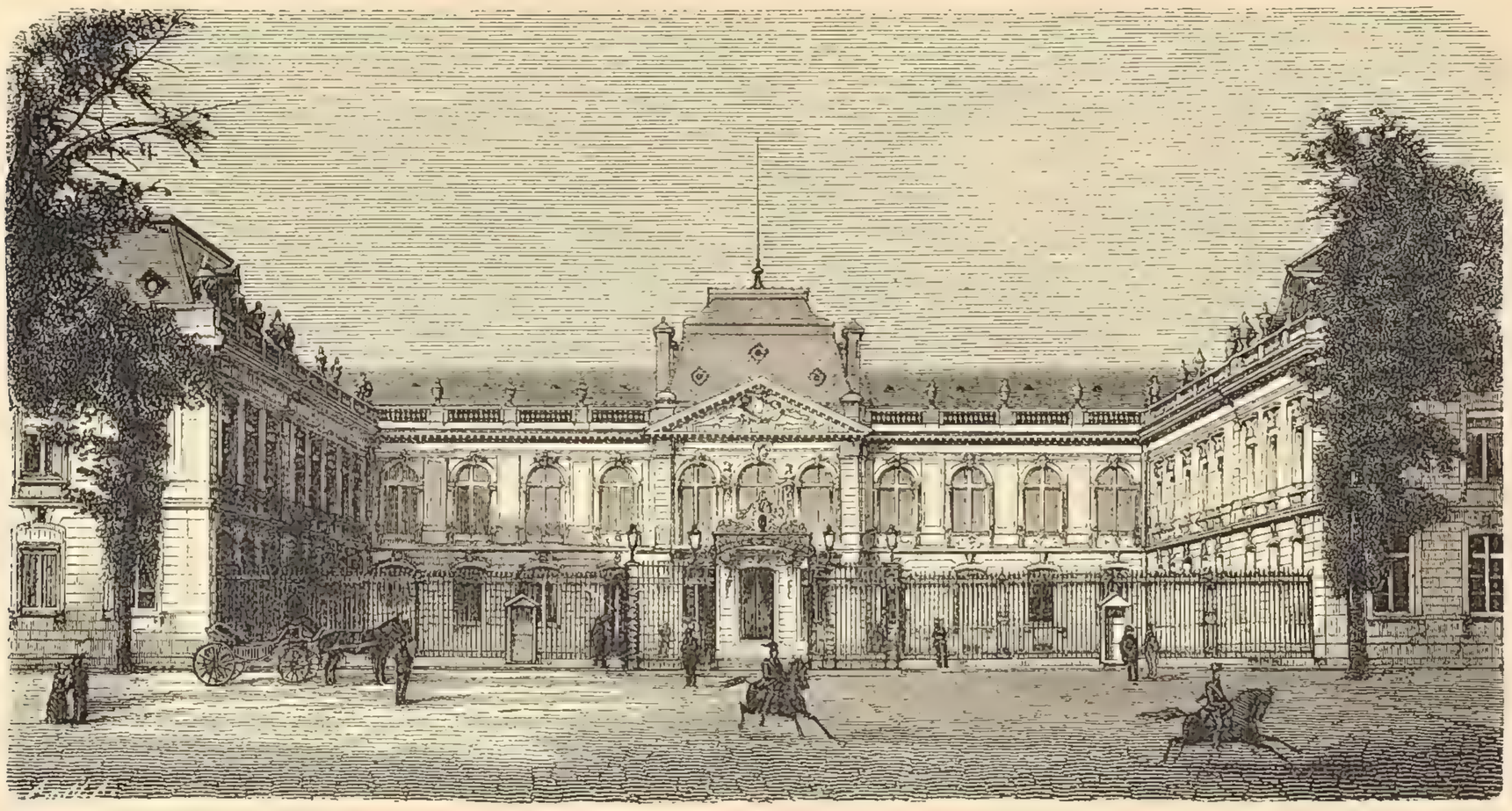
Am 8. Januar schieden wir aus dem Regimentsverband. Das Regiment war der 22. Division zugeteilt und mit ihr auf Le Mans abgezogen, wir vom 2. Bataillon aber hatten Befehl, zu einer fliegenden Kolonne zu stoßen, die aus der 12. Kavalleriebrigade von Bredow, welche das 7. Bismarck-Kürassier-Regiment, die 16er Ulanen und die 13er Dragoner, sowie eine reitende Batterie in sich vereinigte, bestand. Wir unsererseits hatten die Aufgabe, die rechte Flanke unserer vorrückenden Armee zu decken und den immer kecker auftretenden Franktireursbanden entgegenzutreten. In Madeleine, das wir nach einem mehrstündigen Marsche erreichten, trafen wir Kavallerie an, die erfreut war, endlich einmal wieder Infanterie zu sehen. Gerne teilten sie den Inhalt ihrer Feldflaschen, welche die Kavallerie zweimal gefüllt bekommt, bis der Infanterist einmal, mit uns. Nachdem wir kurze Zeit gerastet, brachen wir nach Regnalard auf. Tags zuvor war die Stadt noch, allen Meldungen zufolge, vom Feinde besetzt gewesen, ohne Infanterie hätte also die fliegende Kolonne nichts auszurichten vermocht. Die Kavalleristen sagten uns, der Weg dorthin betrage etwa drei Stunden, wir machten uns aber gleich von vornherein darauf gefaßt, daß die Stunden der Kavallerie mindestens das doppelte für den Infanteristen bedeuten würden. Endlich und endlich war Regnalard erreicht, das wir vom Feinde verlassen fanden. Über die Quartiere konnte man nicht klagen, die Gegend hatte dort aber auch noch so gut wie gar nichts vom Kriege zu leiden gehabt, die meisten Einwohner waren vernünftig genug gewesen, in ihren Häusern zu bleiben, während die von den Einwohnern verlassenen nicht von deutschen Soldaten, das wäre diesen teuer zu stehen gekommen, nein, von französischem Gesindel geplündert wurden. Die Besitzlosen glaubten, jetzt ihr Mütchen an den Besitzenden kühlen zu dürfen. Schließlich mußten deutsche Posten vor die gefährdeten Häuser gestellt werden, um französisches Eigentum vor den Händen räuberischer Franzosen zu schützen. Am 9. Januar marschierten wir wieder ab. In der Nacht vom 8. zum 9. hatte es stark geschneit, wir mußten uns mühsam Bahn brechen und kamen nur sehr langsam vorwärts, denn der fußhohe Schnee war jetzt durch das Tauwetter zum Schmelzen gebracht worden und erschwerte unseren Marsch ungemein. Gehörig müd erreichten wir die Stadt Bellême, wo wir einquartiert wurden; aber noch nicht lange erfreuten wir uns der dortigen guten Quartiere, als plötzlich das Signal: „Das Ganze sammeln!“ durch die Straßen schmetterte. Wir mußten alles, was wir am Feuer hatten und mit Appetit verzehren zu können glaubten, liegen und stehen lassen, um auf den Alarmplatz zu eilen. In wenigen Minuten stand die ganze Compagnie zum Abmarsch fertig aufgestellt. Im Laufschritt gings nunmehr nach der Westseite der Stadt, vor der, ungefähr 1000 Schritte entfernt, ein Wald lag, an dessen Saum aufgestellte Posten feindliche Kolonnen gesehen haben wollten. Es wurde diese Wahrnehmung jedoch durch sofort ausgeschickte Patrouillen nicht bestätigt, und so konnten die Truppen wieder in die Stadt abrücken, wo sie ihre so jäh und plötzlich unterbrochene Kocherei wieder aufnahmen. Abends wurde die ganze Compagnie für Wachzwecke mobil gemacht, zwei Züge kamen auf Feldwache an den verschiedenen Stadtausgängen. Ein Schneegestöber, das aller und jeder Beschreibung spottet und alle Wege und Gräben verwehte, war die Zugabe zum Wachtdienst. Das Unwetter dauerte die ganze Nacht hindurch an, die auf Posten stehenden Leute, die keinen andern Trost hatten, als den, daß es den Franzosen auch nicht besser erging, waren wirklich zu bedauern. Nachdem vom 11. bis 13. Januar beständig Alarmbereitschaft hatte gehalten werden müssen, marschierten wir am 14. Januar von Belême ab; der Schnee lag so hoch, daß uns die Kavallerie erst einen Weg durch denselben bahnen mußte, wir von der Infanterie allein wären hiezu kaum imstande gewesen; endlich, es dunkelte schon stark, erreichten wir die Stadt Mamers, in der noch kurz zuvor etliche tausend Franzosen sich befunden hatten, die aber bei der Nachricht von unserem Anmarsch Hals über Kopf schleunigst Reißaus nahmen. Nun schliefen wir in den Betten, die tags zuvor noch von den Franzosen belegt waren, und es darf den Quartieren von Mamers nachgerühmt werden, sie waren gute. In einem wirklichen und wahrhaftigen Bette wieder einmal schlafen zu können, nur der kennt diese Wonne, der sie schon seit Wochen entbehren mußte. Ich gehörte nicht zu diesen Glücklichen, bei dem geringen Stand unseres Bataillons (meine Compagnie zählte nur noch 100 Mann mit 4 Unteroffizieren,) war ich eben auch wieder einmal auf Wache kommandiert worden. Ich hatte mit 20 Mann den Ausgang der Stadt zu besetzen, da hieß es aufpassen! Der Überfall von Ablis und ähnliche Vorkommnisse lehrten einen die größte Aufmerksamkeit, denn was hängt nicht alles von einem richtig gehandhabten Wach- und Patrouillendienst ab! Am 15. Januar morgens wurde ich mit meinen Leuten von der Wache abgelöst. Vom Kirchturme klang die Frühglocke, den Sonntag einläutend; wie schön mußte es sein, einmal wach- und dienstfrei durch dieses französische Städtchen schlendern, sich alles mit Muße besehen zu können, in Sabots (Holzschuhen) natürlich, während daheim am flackernden Feuer die von Schnee und Regenwasser fuchsig gewordenen Stiefel und die patschnassen Strümpfe langsam zwar, aber gründlich trockneten, — welch herrliche Aussicht! Aber wenn man einem Feldsoldaten einen guten Rat geben kann, so ist es der, sich nie zuvor, sondern höchstens nachher über etwas zu freuen, sonst riskiert er leicht, auch solche schmerzliche Enttäuschung zu erleben, wie dies bei uns der Fall war. Wir waren noch keine ganze Stunde von unserer Wache abgelöst, als uns der Befehl zum Abmarsch traf. Von 8 Uhr in der Früh marschierten wir auf der Straße nach Alençon, immer dicht hinter dem abziehenden Feinde her, der hartgefrorene Schnee knirschte unter dem Tritt der Sektionen unseres Bataillons. Wir hatten tüchtig die Beine gerührt, um dem Feinde immer im Nacken zu sitzen und unsere Ausdauer ward belohnt; bei dem Dorfe Neufchatel, das er besetzt hatte, trafen wir zuerst auf ihn, doch hielt er nicht lange stand; schon nach den ersten Granatschüssen, die unsere Artillerie in das Dorf warf, räumte er dasselbe, und suchte im Walde von Perseigne, wohin er in großen und kleinen Trupps sich zurückzog, Schutz und Deckung.

Links von uns, allerdings in ziemlicher Entfernung, ließ sich Kanonendonner vernehmen, es wurde auf der Straße und um die Straße von Le Mans gekämpft. Da konnte das Eintreffen auch des kleinsten Truppenteils von der höchsten Wichtigkeit sein. Wir verdoppelten unsern Marsch, bogen von der Hauptstraße in einen Seitenweg und drangen in den Wald ein. Trotzdem wir durch das ewige Stampfen im Schnee auf den erbärmlichen Waldwegen stark ermüdet worden waren, (konnten wir doch nur „in Reihen gesetzt“, einer hinter dem andern, marschieren,) gings energisch vorwärts, der Kanonendonner, der beständig zu uns herüberdrang, beflügelte unsere Schritte, aber drei volle Stunden hatten wir noch zu marschieren, bis wir das Ende des Waldes erreichten. In einem Dorfe, durch welches unser Marsch gegangen war, hatten wir einen ganzen Trupp französischer Soldaten, Zuaven und Turkos, die alle des Kämpfens müde zu sein schienen, gefangen genommen. Trotzdem wir selbst keinen Augenblick wußten, wenn wir in die Gefechtslinie einmarschieren mußten, nahmen wir dieselben doch mit uns. — Gegen 3 Uhr nachmittags etwa, stießen wir in dem Dorfe St. Pater, das ganz nahe bei Alençon liegt, auf den Feind. Unsere Kavallerie, die bisher immer keck vorausgeritten war und uns mühsam hintendrein schleichende Infanteristen noch immer über die Achseln angesehen hatte, sah sich mit einemmale genötigt, Halt zu machen. Die Franzosen hatten etliche starke Straßenverhaue angelegt und schossen hinter denselben

hervor auf die Kavallerie. Unser Zug, unter Lieutenant Lenz, bog auf dieses hin rechts ab und ging, in Schützenschwärmen aufgelöst, auf den uns gegenüberliegenden Häuserkomplex los; mit jedem Tritt sanken wir bis an die Kniee in den Schnee ein, dabei mußten wir uns immer unter dem stärksten Feuer des Feindes vorwärts arbeiten. Nachdem wir die ersten Häuser erreicht, konnten wir endlich das Feuer des Feindes nachdrücklich erwidern, auch wurden unsere dünnen Reihen durch nachrückende Züge verstärkt; der Feind begann sich allmählich zurückzuziehen, und besetzte einen mit unserer Stellung parallel laufenden Eisenbahndamm. Eine Zeit lang kam hier das Gefecht zum stehen; der Feind, welcher hinter dem Eisenbahndamm in prächtiger Deckung lag, war allem nach entschlossen, diese seine Deckung aufs hartnäckigste zu verteidigen. Kaum aber hatten wir durch die 7. Compagnie Verstärkung erhalten, so machten wir auf dem Damme einen Vorstoß, dem der Feind nicht länger standhielt, sondern sich unter großen Verlusten immer näher gegen Alençon heranzuziehen strebte. Wir hatten verhältnismäßig wenige Verluste gehabt. Unsere reitende Batterie bewarf den Feind noch eine Zeit lang mit Granaten, dann war das Gefecht zu Ende; auch bei der 22. Division, die links von uns kämpfte, war alles ruhig geworden. Während der Nacht wurde alles in strengster Alarmbereitschaft gehalten, und um jede Bewegung des Feindes genau beobachten zu können, ein großes Holzlager angezündet, so daß dadurch das ganze Vorterrain taghell beleuchtet wurde, gleichzeitig gingen beständig Patrouillen ab; bis nachts 12 Uhr hatten alle, die zurück kamen, gemeldet, daß sie vom Feinde beschossen worden seien; als nun einige nach Mitternacht ausgesandte Patrouillen auffällig lange ausblieben, nahm man nicht anders an, als dieselben seien vom Feinde gefangen genommen worden. Sie kamen aber doch noch wohlbehalten mit der Meldung zurück, Alençon sei nicht mehr vom Feinde besetzt, und bewiesen dies mit reichen Vorräten an Wein, Wurst, Speck und sonstigen, bislang von uns schmerzlich entbehrten Leckerbissen, die sie in der Stadt eingekauft hatten. Um Mitternacht war der Feind aus Alençon ab-, wir in der andern Frühe dort eingezogen; die zweitgrößte Stadt der Normandie war jetzt auch in unsern Händen, und gottlob ohne Blutvergießen, denn ein umfassender Angriff hätte seitens der 17. und 22. Division in der Frühe stattgefunden, und es möchte der Stadt dabei übel mitgespielt worden sein. — Unter Beobachtung der größten Vorsicht rückte unser Bataillon in die stark bevölkerte Stadt ein; der süße Pöbel dort war bereits an der Arbeit, die zurückgebliebenen französischen Gepäckwagen zu durchwühlen und zu plündern. Die fünfte Compagnie unseres Regiments hatte Vorposten bezogen, die unserige, die sechste, verfolgte mit einer Kürassierschwadron und zwei Geschützen den Feind, um festzustellen, wo er zur Zeit sich befand. Die Vorstadt von Alençon wurde nach Waffen durchsucht und, was an solchen gefunden wurde, vernichtet. Vor der Stadt draußen, etwa eine halbe Stunde davon entfernt, fanden wir einen jungen Dragoner tot; derselbe war meuchlings, höchstens auf hundert Schritte Entfernung, erschossen worden, der Schuß konnte nur aus einem der an der Straße liegenden Häuser abgegeben worden sein. Natürlich wurden dieselben abgesucht, um den feigen Meuchelmörder womöglich zu entdecken und seiner wohlverdienten Strafe zuzuführen. Gleich in einem der ersten dieser Häuser hatten einige Kürassiere und etliche Leute unserer Compagnie bei einem schon an der Schwelle des Greisenalters stehenden, mit einer blauen Bluse, der französischen Tracht auch der reichsten und wohlhabendsten Bürger auf dem Lande, bekleideten Manne in dessen Westentasche Patronen gefunden, und waren nun fest überzeugt, den Mörder ihres Kameraden gefunden zu haben. Voll Wut drangen sie mit gezogenen Säbeln und Faschinenmessern auf den Alten ein, den ein junges Mädchen vergebens in Schutz zu nehmen und dessen Unschuld zu betenern suchte, er mußte, aus mehreren unbedeutenden Wunden blutend, mit uns gehen, und wurde der von den Vorposten zurückkommenden 5. Compagnie übergeben. Kurz darauf krachte ein Schuß, die von der 5. Compagnie hatten kurzen Prozeß gemacht, den Alten als durch seine Patronen überführt betrachtet (er brauchte auch keine Patronen bei sich zu tragen,) und ihn erschossen. Der junge Dragoner war gerächt. — Nachdem wir abmarschiert, und etliche Stunden unterwegs waren, fuhren unsere beiden Geschütze auf, da feindliche Kolonnen entdeckt worden waren, und sandten den Fliehenden noch etliche Granaten nach, die das Marschtempo der Franzosen um ein erkleckliches beschleunigten. Unsere Artillerie, die im Galopp vorzugehen Befehl hatte, hieß uns, die wir zur Bedeckung kommandiert waren, nämlich zehn Mann und meine Wenigkeit, auf- und neben die Geschützrohre und Protzen sitzen, und nun gings vorwärts wie der Wind; wir hatten Mühe uns festzuhalten, hätten wir losgelassen, wir würden einen bösen Luftsprung gemacht haben. Die Rippen thaten uns auch ohnedem noch viele Tage weh. Von unserer Compagnie, die hinter uns drein kam, sahen wir bald nichts mehr, dagegen kam jetzt der Feind in Sicht, das eine Geschütz wendete rasch rechts, das andere links und feuerten beide, worauf die Franzosen noch rascher als bisher zu laufen begannen. Nachdem wieder alles aufgesessen, ging es von neuem vorwärts, und bald hatten wir die Höhe erreicht, hinter welcher der Feind verschwunden war. An der Straße lag ein größeres Dorf; dieses abzusuchen war nunmehr meine und meiner Infanteristen Aufgabe. Mit aller nötigen Vorsicht, das schußfertige Gewehr in der Hand, schlichen wir uns, während die Artillerie Aufstellung genommen, rottenweis vor, und suchten möglichst gedeckt durch einige Gärten und Straßenhecken zu gelangen, es glückte uns auch, die ersten Gehöfte zu erreichen, ohne daß sich irgend etwas besonderes ereignet hätte. Der erste Einwohner, der uns in die Hände lief, wurde scharf über Stellung und Stärke des Feindes examiniert, und ihm mit dem Tode gedroht, falls sich auch nur ein einziges seiner Worte als falsch erweise. Er gab an, daß die Franzosen, mehrere tausend Mann stark, vor einer Viertelstunde abgezogen seien, zur Zeit befänden sich nur noch kranke oder verwundete Franzosen im Dorfe. Es zeigte sich, während wir das Dorf absuchten, daß der Bauersmann die Wahrheit gesprochen; im Pfarrhaus, auf der Mairie, in verschiedenen Häusern trafen wir Kranke an. Erst am entgegengesetzten Ende des Dorfes wurden wir mit Gewehrschüssen empfangen; der Feind hatte eine vor dem Dorfe gelegene Waldparzelle besetzt, und uns durch sein Feuern an weiterem Vordringen zu hindern gesucht. Da wir jetzt wußten, was wir wissen wollten, nämlich wo der Feind steckte, machten wir kehrt und marschierten zurück. Im Dorfe wurden wir von einem unserer Kürassiere eingeholt, der uns den Befehl überbrachte, nach Alençon zurückzukehren. Nachmittags 3 Uhr trafen wir dort ein. Die Stadt wimmelte jetzt von Militär, da inzwischen auch noch die 17. und 22. Division eingerückt war.

Unser erstes und drittes Bataillon hatten in den achttägigen Kämpfen um Le Mans mitgefochten, und wie wir nicht bloß mit dem Feinde, sondern fast mehr noch mit der Witterung, mit Schnee und Eis zu kämpfen gehabt. Bald hatten wir die Straße gefunden, in welcher unser Bataillon in verhältsnismäßig recht guten Quartieren lag; von großem Werte war es uns auch, daß wir bei den Kaufleuten so ziemlich alles, was wir brauchten, haben konnten. An Geld mangelte es uns nicht, und so konnten wir namentlich unser Schuhzeug wieder in gehörigen Stand bringen. Leider aber war ich mit meiner physischen Kraft am Ende. Heftige Fieberanfälle schüttelten mich, sie waren die natürliche Folge der ausgestandenen Strapazen, der Appetit fehlte, und so nahmen auch die Körperkräfte rasch ab. Glücklicherweise hatte ich in meinem Quartier ein ordentliches Bett, und da mein Quartierwirt etwas deutsch sprach, allerdings nur sehr gebrochen, (er war in früheren Jahren als Roßkamm etlichemale längere Zeit in Mecklenburg gewesen,) so konnte ich ihm meinen Zustand einigermaßen schildern. Der wackere Mann erschien bald nachher mit einer mächtigen Kanne Fliederthee, den ich trinken mußte, und nachdem noch sechs Soldatenmäntel über mein Bett gedeckt worden waren, geriet ich bald in einen wohlthätigen Schweiß, durch den mir etwas besser wurde. Tags darauf kam der Bataillonsarzt, der mich untersuchte und mir befahl, im Bette zu bleiben, da sich aus meinem Unwohlsein leicht der Typhus entwickeln könnte; am dritten Tage fühlte ich mich jedoch kräftig genug, aufzustehen. Der Arzt erkannte jedoch meinen Zustand besser, und sprach mich, da meine Fieberanfälle sich immer wiederholten, ins Lazarett. Wehmütig blickte ich dem Regimente nach, als es mit klingendem Spiele durch die Straße, in der ich lag, aus Alençon zog, neuen Kämpfen und Siegen entgegen, die es bis nach Havre, bis an den atlantischen Ozean, führten. Ich selbst kam mit noch einem kranken Kameraden, Namens Will, nach Le Mans ins Spital. — Unsere Ärzte hatten bei der Masse Verwundeter und Kranker, die es zu behandeln gab, alle Hände voll zu thun und ebenso leicht ist es

begreiflich, daß unsere Hals über Kopf eingerichteten Lazarette gar manches zu wünschen übrig ließen, doch geschah alles mögliche für uns. Nach 14 Tagen fühlten wir uns, mein Freund Will und ich, so weit wiederhergestellt, daß wir uns aus dem Lazarett hinaus- und zu unserem Regiment zurücksehnten. Durch wiederholtes Forschen und Nachfragen bei verschiedenen deutschen Feldpostämtern hatten wir endlich in Erfahrung gebracht, daß die 22. Division nach Versailles abmarschiert sei. Nunmehr war unser ganzes Dichten und Trachten darauf gerichtet, möglichst bald nach Versailles und wieder zu unserem Regiment zu kommen, wir mußten jedoch manchesmal bei unseren Ärzten vorstellig werden, bis sie uns endlich unsere Gesundheitsscheine ausstellten. Am 12. Februar früh 7 Uhr fuhren wir per Bahn von Le Mans ab und erreichten mit einem der ersten Züge, welche seit dem abgeschlossenen Waffenstillstand wieder gingen, um 3 Uhr nachmittags Versailles, wo wir richtig unser Regiment vorfanden, das tags zuvor, aus seinem mit Ehren bestandenen Winterfeldzuge heimkehrend, vor Kaiser Wilhelm vorbei defiliert war. Unser 1. Bataillon lag in der Genie-, das 2. und 3. Bataillon in der Artilleriekaserne. Von meiner Korporalschaft, welche während meines Krankseins ein Gefreiter geführt hatte, wurde ich aufs herzlichste begrüßt. Der Aufenthalt in Versailles gab uns Gelegenheit, manches Schöne und



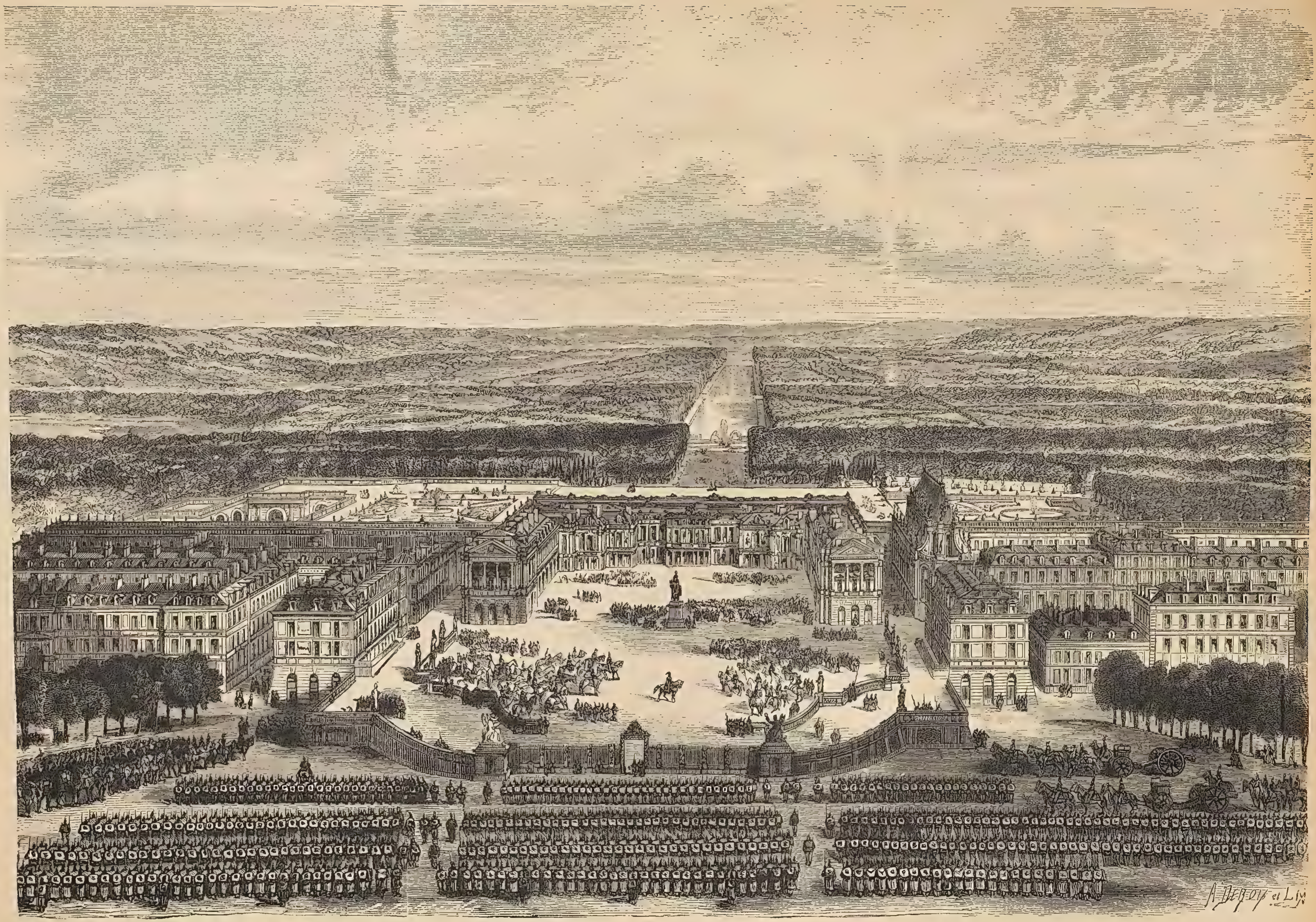
Das Präfekturgebäude in Versailles, Residenz des Königs von Preußen

Interessante zu sehen, am Sitze eines Hauptquartiers herrscht ja immer ein buntes Wogen und Treiben, nicht nur von Militär- sondern auch von Civilpersonen, daneben gab es aber auch genügend zu thun. Es ist ja ganz natürlich, daß die Truppen, welche während der Belagerung in den Versailler Kasernen gelegen hatten und jeden Augenblick zum Abmarsch und Gefecht bereit sein mußten, ihre Kasernen nicht in der wünschenswerten Ordnung hatten halten können, nun aber ging es an ein Putzen, Aufwaschen und Scheuern, daß es eine wahre Pracht war, unsere Kasernen zu sehen; die zu Hause konnte nicht blitzblanker sein. Auch der Menagedienst wurde regelrecht gegeben, zweckmäßige Kocheinrichtungen getroffen, man erhielt jetzt regelmäßig seine Rationen und brauchte nicht mehr für des Leibes Notdurft und Nahrung zu sorgen, die Zeit des Requirierens war vorbei. Vor allem aber war es der Wachtdienst, welcher einen großen Teil unserer Beschäftigung bildete. Er wurde ganz parademäßig gegeben, und da es in Versailles mehr als 30 kleine Wachen gab, so kamen täglich an die tausend Mann auf Wache. Wenn Generallieutenant von Voigts-Rhetz die große Wachtparade abnahm, strömten die Bewohner von Versailles stets in Scharen herbei. Waren wir nicht im Wachtdienst, so wurde stramm in der Compagnie oder im Bataillon exerziert; voll Verwunderung sah die französische Bevölkerung den schneidigen Griffen, Wendungen und Übungen der deutschen Soldaten vor dem Schloßhofe zu, das gabs beim französischen Militär freilich nicht! Eines Tages kam der Doppelposten, der vor dem Quartier des Feldmarschalls Graf Moltke schilderte, nach der Ablösung mit der Freudenbotschaft auf die Wache zurück, daß der provisorische Frieden zustande gekommen sei. Der Jubel, der bei dieser Nachricht unter der Wachmannschaft ausbrach, läßt sich denken. Von der Wache abgelöst, erhielten wir Befehl, alles in den besten Stand zu setzen, da wir am 4. März in Paris einziehen sollten, um die schon am 1. März eingerückten Truppen abzulösen. Mit welchem Feuereifer wir die ganze Nacht hindurch putzten! Alles und jedes, was blank gemacht werden konnte, glitzte und glänzte, daß es eine Pracht war; in freudiger Erwartung marschierten wir ab, sollten wir doch heute das stolze Paris, das sich so lange für unbesieglich gehalten hatte, betreten. Aber o weh! während unseres Marsches traf die Nachricht ein, daß die französische Nationalversammlung in Bordeaux die Friedenspräliminarien angenommen hatte. Mit dieser Annahme hörte auch die Besetzung von Paris auf. Gründlich enttäuscht, mit langen Gesichtern kehrten wir um und marschierten heim, wir vermochten unsern Ärger und unsere Enttäuschung nur schlecht zu verhehlen, aber zu machen war da nichts. Am 12. März mußte nach den Friedenspräliminarien Versailles und das rechte Seineufer geräumt werden. So marschierten wir denn ab. Unser drittes Bataillon übergab die Stadt an eine französische Division, welche das Arsenal von Satory besetzt hatte; es war somit ein Bataillon unseres Regiments, das als letzte Truppe Versailles verließ. Nicht das geringste war bei der Räumung von Versailles vorgekommen, bis zur letzten Minute hatte ein freundliches Einvernehmen zwischen unsern Truppen und den Bewohnern von Versailles bestanden, wozu unsere strenge Mannszucht nicht wenig beitrug. Im Brigade-Verbande marschierten wir nach St. Cloud, von da über die Seine nach Asnières. In einer der an Versailles grenzenden Waldungen, wo sich mehrere Massengräber gefallener Kameraden befanden, war die Regimentsmusik ausgebogen und spielte als letzten Abschiedsgruß: „Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern findst du nicht." So schieden wir von denen, die wir in fremder Erde zurücklassen mußten, und wehmütig klangs aus einzelnen Sektionen:

„Und wer den Tod im heil'gen Kampfe fand,
Ruht auch in fremder Erde im Vaterland." —

In Asnières wurde Halt gemacht, und für die Nacht einquartiert; am 12. in der Frühe, um 7 Uhr, setzten wir unsern Marsch fort, wobei wir durch St. Denis, die Begräbnisstätte der französischen Könige, kamen. Nach anstrengendem Marsche, auf dem sich uns noch überall die Spuren der Verwüstungen und Zerstörungen zeigten, welche der eben beendete Krieg hinterlassen hatte, erreichten wir die Ostseite von Paris.

Unser Regiment hatte Befehl, die Forts Romainville, Noisy und Rosny zu besetzen. Während der Dauer dieser Besetzung, die ganz wider unser Erwarten beinahe ein volles Vierteljahr dauerte, hatte unser



Versailles, deutsches Hauptquartier. Revue auf dem Waffenplatze.

2. Bataillon die Garnison des Forts Romainville zu bilden. Zwei Compagnien bezogen das Fort alsbald, nachdem sie auf der Ostseite von Paris eingetroffen waren, die übrigen Compagnien, darunter die unsrige, die 6., wurden in dem etwa 800 Schritte von den Befestigungen entfernt liegenden Dorfe Romainville einquartiert. Nach acht Tagen wurde das ganze Bataillon auf das Fort verlegt, dessen Besatzung außer uns noch aus einer Compagnie Festungsartillerie und einem Pionierdetachement bestand. Dieses sehr hoch und Paris am nächsten gelegene Fort hatte unter dem deutschen Bombardement nicht zu leiden gehabt, umsomehr dagegen die übrigen Ostforts; der Aufenthalt auf denselben konnte keineswegs ein angenehmer genannt werden, die Dächer waren alle zusammengeschossen, die Scheiben in tausend Splittern, die Wände von Granaten wie ein Sieb durchlöchert. Herrlich war dagegen, solcher Zerstörung gegenüber, die Aussicht auf und über das bezwungene Paris. Da lag sie vor unsern Blicken die entzückend schöne Stadt mit ihrem Häusermeer, ihren Türmen und Kuppeln und Bildsäulen, nordwestlich das Seinethal mit seinen vielen Bahnlinien, Kanälen und Landstraßen, mit dem Mont Valérien und der zum Fort heraufgrüßenden, blitzenden und schimmernden Seine. Südwestlich traf der Blick auf die Südforts, die waldigen Höhen von Clamart, Meudon, St. Cloud und St. Germain mit ihren prächtigen Villen und Schlößchen, Windmühlen und Ortschaften, die sich über Berg und Thal bis zu den Forts und der Enceinte von Paris hinziehen. Es hatte keine geringe Mühe gekostet, die von den Franzosen im verwildertsten Zustande verlassenen Forts wieder in sauberen Stand zu bringen, erst nach Wochen gelang dies uns, und ebenso den durch Erdtraversen gesperrten Kasernenhof frei zu legen. Diese Erdtraversen, durch welche einzelne Gänge führten, hatten den Zweck, die Sprengstücke einschlagender Granaten am Umherfliegen zu verhindern und aufzufangen. Da waren auch noch überall die in den Wallmauern angebrachten, durch Eisenbahnschienen geblendeten und mit unzähligen Sandsäcken bedeckten Kasematten, die obern Stockwerke der Kasernen waren ebenfalls mit Sand ausgefüllt, um die Mannschaften vor einschlagenden Bomben und Granaten zu sichern. Natürlich gab es genug zu thun, bis das alles weggeschafft war. — Daß der 22. März, der Geburtstag des deutschen Kaisers, so festlich und glänzend als nur immer möglich gefeiert wurde, versteht sich von selbst, von allen Kasernen und Bastionen wehten Fahnen und Flaggen, auf den Höhen spielten die Regimentsmusiken einen Choral, dem noch andere, heitere Weisen folgten, auf Fort Rosny fand Feldgottesdienst statt und Generalmajor von Wittig brachte das Hoch auf den Kaiser aus. Punkt 12 Uhr gaben sämtliche Forts aus den schweren Festungsgeschützen den Kaisersalut ab, der mächtig über Paris hindonnerte, dessen Bewohner sich anfänglich den Grund dieses plötzlichen heftigen Schießens gar nicht denken konnten, stand denn Paris ein zweites Bombardement bevor? Allerdings, aber nicht von deutscher Seite. Nein, das hier waren nur Freudensalven gewesen. Am Nachmittage fanden bei allen Compagnien die üblichen Belustigungen der Mannschaften: Wettlaufen, Turnen und Sacklaufen statt, welche bis tief in die Nacht hineindauerten und ihren Abschluß mit einem brillanten Feuerwerk fanden, das etliche Artilleriefeuerwerker mit dem ihnen reichlich zu Gebote stehenden Material herzustellen verstanden hatten. Aus französischem Pulver gefertigte Raketen, Feuerräder und Leuchtkugeln wurden abgebrannt und stiegen zum nächtlichen Himmel empor. Am Napoleonstage, den 18. August, hatten die Franzosen in Berlin einziehen wollen, jetzt brannten die deutschen Soldaten zu Ehren des Geburtstages ihres Kaisers auf den Forts von Paris ein Feuerwerk ab. Das war der gewaltige Unterschied! — Nach Verfluß einiger Wochen war auf den Forts die Aufräumungsarbeit so ziemlich gethan, der Kasernendienst trat in den Vordergrund, es wurde exerziert und geturnt ganz wie daheim. Reck und Barren wurden angefertigt und aufgeschlagen, an denen alles, bis zum ältesten Reservisten, die vorgeschriebenen Übungen machte. In den Wallgräben wurden Schießstände angelegt, auf denen den lieben langen Tag nach der Scheibe geschossen wurde; daneben tauschte man die in den verschiedenen Gefechten in dieses und jenes Regiment fälschlich geratenen Gewehre aus, so weit dies eben möglich war, ein mühsames und zeitraubendes Geschäft; auch mit den Feldkesseln, Tornistern und Faschinenmessern war das gleiche der Fall. Dann wurden Exerzierplätze angelegt; es sah ganz darnach aus, als ob wir uns hier häuslich niederlassen, jedenfalls aber für lange Zeit dableiben wollten oder vielmehr sollten, denn alle hatten nachgerade Frankreichs Herrlichkeiten satt und jeder sehnte sich nach dem Rhein und der Heimat zurück. Um in den dienstfreien Stunden einige Zerstreuung und Unterhaltung zu haben, bauten sich die Compagnien Kegelbahnen, die Kegel waren bald gedreht und als Kegelkugeln fanden Kanonenkugeln ihre Verwendung. Einst dazu bestimmt, die Deutschen zu zerschmettern, dienten sie jetzt zu deren Unterhaltung und Vergnügen. Die Offiziere hatten sich ebenfalls eine Kegel- und Reitbahn bauen lassen, die täglich sehr fleißig benützt wurden.

Inzwischen hatte die „Regierung der nationalen Verteidigung", weil sie sich von vornherein schwach und unentschlossen gezeigt, immer mehr und mehr an Boden verloren, die Macht war ihren Händen entglitten, diejenigen Forts, welche nicht von deutschen Truppen besetzt waren, fielen mit Ausnahme des Mont Valériens ohne Schwertstreich in die Hände der Kommune, einer sozialen Partei, die sich über ihre Ziele, und das, was sie wollte, zum mindesten ebenso unklar war, als die Regierung zunächst es darüber sich blieb, wie sie diesen neuen furchtbaren Sturm beschwören sollte, denn von allen Schrecken ist der des Bürgerkrieges der größte (vergl. 1. Bd. S. 433 u. f.). Dumpfe, sich oft und viel wiederholende Gewehrsalven kündeten laut und deutlich, daß im Innern von Paris Straßenkämpfe stattfanden. Natürlich konnte uns all das nicht gleichgültig sein, man wußte ja nie, was aus all dem entstehen konnte; zunächst bekamen wir die Geschichte einmal dadurch zu verspüren, daß unser Wachdienst bedeutend anstrengender als seither wurde und man keinen Augenblick sicher war, nach irgend einem Observationsposten geschickt zu werden. Stand es so, dann war es auch ganz und gar nicht ausgeschlossen, daß wir eines schönen Tages die Friedensstifter zwischen den feindlichen Brüdern zu machen hatten. Bisher war über dem zu unseren Füßen liegenden Paris immer noch die Nacht hindurch der Wiederschein der dort brennenden Gasflammen gelegen, das hatte jetzt aufgehört; nur noch vereinzelte Flammen breiteten nächtlich einige Helle über die Pariser Festungsumwallung aus. Kein Schornstein rauchte, die Eisenbahnzüge, welche durch die Ebene bisher gesaust, wurden seltener, nur das alte Bild war's auch jetzt wieder, das man auf den die weite Ebene durchquerenden Landstraßen zu sehen bekam: Flüchtende Familien und zahllose, das Land weit hinein bedeckende Möbelwagen. Wir waren diesem Bilde, seit wir die französische Grenze überschritten hatten, schon allzuoft begegnet, als daß wir nicht unwillkürlich zu dem Schlusse gekommen wären, die nächsten Tage schon würden wichtige Entscheidungen bringen. — Vom 4. auf den 5. April bezogen wir bei Pantin eine Feldwache, um die Demarkationslinie, welche dort vorbeiführte, zu bewachen. Während der Nacht ließ sich von der Süd- und Westseite her heftiger Kanonendonner vernehmen. Die Versailler Regierungstruppen schritten zum Angriff gegen die Bataillone der Kommunarden, und wollten ihnen die von denselben besetzten Forts wieder entreißen. Dies ging nun allerdings nicht so schnell, als die Versailler Generale gedacht hatten, und so blieb uns noch das seltsame Schauspiel, wie sich unter unsern Augen Franzosen gegenseitig zerfleischten, was gewiß nicht der Fall gewesen und nicht so weit gekommen wäre, wenn in Paris deutsche Truppen gelegen hätten; sie allein wären imstande gewesen, in Paris Ordnung zu schaffen und zu erzwingen. Daß man, der nationalen Eitelkeit fröhnend und nachgebend, der Nationalgarde ihre Waffen ließ, statt sie derselben sofort nach dem Falle von Paris, das sie liederlich genug verteidigt hatte, abzunehmen, das rächte sich jetzt bitter. — Von Romainville aus machten wir des öfteren Ausflüge nach solchen Punkten, die während der Dauer der Belagerung und in unserem Leben eine Rolle gespielt hatten; so besichtigten wir beispielsweise am 6. April die von den Bayern besetzten Forts Nogent und Rosny und den Mont Avron, den die deutsche Artillerie in kürzester Frist zum Schweigen und den dort stehenden Feind zum Rückzuge genötigt hatte, wobei er noch viele seiner Geschütze hatte im Stiche lassen müssen. — Am 11. April unternahm unser Bataillonskommandeur mit dem Bataillon einen Reisemarsch nach den Nordforts und dem uns durch die dort gelieferten blutigen Kämpfe wohlbekannten Le Bourget. Noch zeugten dort allenthalben zahlreiche Spuren von dem heißen Kampfe, der hier getobt, da war auch nicht ein einziges Haus, das nicht von

Kugeln bös mitgenommen gewesen wäre, sämtlich trugen sie jetzt noch schwere Beschädigungen zur Schau. Es wurde uns auch noch die Steinbarrikade gezeigt, auf welcher der Gardegeneral von Budritzki die Fahne aufgepflanzt haben sollte, so erzählte man sich damals allgemein, inzwischen hat ja der General längst selbst erklärt, daß dies nicht der Fall gewesen sei; aber das zeigten auch jetzt noch die Massengräber am nördlichen Ende des Dorfes, wo so viele Kameraden ruhten, wie heftig hier der Kampf getobt hatte! Da, auf diesem Punkte, war auch Oberst Graf von Waldersee mit seinem Adjutanten gefallen, ob in ehrlichem Kampfe, ob meuchlings erschossen, man wird die Wahrheit darüber niemals erfahren. Tief bewegt schieden wir von diesem Orte und kehrten auf unser Fort heim. So war uns der April, der in jenen Tagen die ganze Umgegend von Paris in ein großes Blütenmeer verwandelt hatte, nur allzuraſch vergangen. Während Nachtigallen vor unseren Fenstern sangen, tobte in Paris der Bruderkampf immer wilder, immer mörderischer, mehr als einmal blieb die Hälfte der Besatzung unseres Fort bis Mitternacht auf den Wällen beisammen, um das Höllenfeuer zu beobachten, mit dem der Mont Valérien, dessen Kommandant der Versailler Regierung treu geblieben war, die Kommunarden überschüttete. Je nachdem gerade der Wind ging, hörten wir ganz deutlich die Signale und das Gewehrfeuer in den Straßen von Paris, und deutlich tönte zu uns das Heulen der Sturmglocken aus der unglücklichen Stadt herauf.

Mitte April war auch zur großen Freude der ganzen Compagnie unser bei Poupry verwundeter Compagniechef genesen zur Compagnie zurückgekehrt; gar mancher gedachte dabei des heißen Tages, an dem er mit so vielen von der Compagnie geblutet hatte, und doch, — nach wenigen Tagen der Waffenruhe, wie weit, wie weit schien all das schon hinter einem zu liegen! Der 23. April war für unsere Compagnie ein Freudentag. Wieder einmal hatte die Heimat getreulich unserer gedacht und uns einen großen Wagenzug mit Liebesgaben gesandt. Der Führer desselben, Herr von Eichel, wurde von dem ganzen Offizierscorps feierlichst begrüßt, von der gesamten Mannschaft mit Jubel empfangen und ihm zu Ehren abends von den Artilleristen ein prächtiges Feuerwerk, an dessen Schlusse der Namenszug des Herrn von Eichel hell aufflammend erschien, abgebrannt. So war auch der April zu Ende gegangen, und die erste Hälfte des Mai brachte uns eigentlich nur strammes Exerzieren, denn es stand eine Compagniebesichtigung durch den Regimentskommandeur bevor.

Mehr aber als diese Besichtigung interessierten uns die Kämpfe zwischen der Kommune und den Versailler Truppen, die tagtäglich an Terrain gewannen; die Entscheidung konnte nicht mehr lange ausbleiben, ob sie nun so oder so fiel, jedenfalls mußten wir auf unseren Forts die Augen offen behalten. Vorsorglich waren von uns in den Wäldern, die hinter dem Fort lagen, mehrere tausend Schanzkörbe und Faschinen geflochten worden; würden die Kommunarden die Demarkationslinie überschritten haben, so wären sie unseren dicht zusammengezogenen Truppen begegnet. Die Versailler waren inzwischen in Paris eingedrungen, und trieben die Aufständischen von einem Viertel ins andere, das vernahm man deutlich aus dem Schall des Gewehrfeuers. Wenn man ein gutes Fernrohr besaß, konnte man ganz deutlich den Kampf der beiden Gegner auf dem Montmartre, dieser Festung innerhalb der Festung Paris, beobachten; mit einemmale verschwand die rote Fahne auf dem Turme des Montmartres und an ihrer Stelle flatterte die französische Trikolore: blau-weiß-rot; die Versailler schienen zu siegen. Aber zu Ende war der Kampf darum noch lange nicht. Während wir am 25. Mai auf Feldwache waren, biwakierte der ganze Rest der Compagnie in einem nahe gelegenen Garten, um sofort einschreiten zu können, falls die Kommunarden nach unserer Seite durchzubrechen versuchen sollten. Die liebe lange Nacht hindurch wüteten in Paris entsetzliche Feuersbrünste, die ganze Stadt glich einem Feuermeer, auf viele Meilen hin war die ganze Umgegend taghell erleuchtet und von dem eroberten Montmartre herab donnerten die Geschütze der Regierungstruppen und schleuderten ihre Granaten in die sich nach der Ostseite ausbreitenden Stadtteile, auf welche sich die Standquartiere der Insurgenten, Belleville und die Buttes Chaumont, erstreckten. Die Kommunarden kämpften einen Verzweiflungskampf; konnten sie nicht siegen, so wollten sie wenigstens vernichten, und sie thaten es so gründlich, daß man hätte glauben können, das Ende der Welt sei gekommen, Paris stehe vor seinem Untergange. „Taghell war die Nacht gelichtet," mächtige Rauchwolken und haushohe Flammen schlugen zum Himmel empor und zwischen dieses Chaos hinein erschollen unsere Lieder, ernste und heitere, vor allem aber jenes Lied, das in jenen Tagen in Deutschland jeden Parteizwist bannte: „Die Wacht am Rhein." Dieses Lied, es hat eine große Rolle gespielt in jenen Tagen, vieles danken ihm unsere Heere und das ganze Vaterland. — Am 26. und 27. Mai hatten wir uns auf dem Fort in Alarmbereitschaft zu halten, man konnte nicht wissen, was passierte und ob nicht unser Eingreifen nötig sein würde. Oft zählte man zur Mittagsstunde, am Abend, am Morgen acht bis zehn Feuersbrünste, wie ein schweres, dunkles Leichentuch wälzte sich der dichte schwarze Rauch in massigen Wolken über die unglückliche Stadt hin, ein schauerlich-schönes Schauspiel, das tausende und abertausende von Zuschauern angezogen hatte. Manches kräftige Wort wurde in der französischen Menge laut, aber es erstarb, so bald einer der scharf auf jedes verdächtige Wort lauschenden Gendarmen auftauchte. Deutlich unterschied man jetzt schon, ohne daß man ein Glas gebraucht hätte, wie die Versailler die Insurgenten auf den Wällen von Bastion zu Bastion trieben, schon verirrten sich auch einzelne Kugeln bis in unsere Stellungen, und verwundeten mehrere Civilisten, sowie zwei Mann unseres Füsilierbataillons, da konnte einem das Zusehen schon entleiden. Samstag den 27. Mai verstummte endlich das Tosen des Kampfes, die Kommune war niedergezwungen, Paris wieder in den Händen der Regierung. Nach tausenden zählten die Verluste an Menschenleben, nach Millionen der Wert der nutz- und zwecklos niedergerissenen, verbrannten und zerstörten Prachtbauten und Denkmäler. Die sonst gewohnte Stille der Pfingstfeiertage unterbrach nun das Krachen der Gewehrsalven, welche die in Bausch und Bogen vor ein Kriegsgericht (die Form mußte doch gewahrt sein) gestellten und zum Tode verurteilten Kommunarden ins Jenseits beförderten. Aus den Thoren von Paris zogen in langen Reihen tausende von Frauen und Kindern, zerlumpt, abgemagert, in jammerwürdigem Aufzug, sie sollten in den nächsten Dörfern untergebracht und dort mit Lebensmitteln versehen werden, ehe über ihr ferneres Geschick entschieden wurde. Unter den Gefangenen, meistens Nationalgarden, waren auch etliche Franktireurs und Garibaldiner, ein Sammelsurium aus aller Herren Ländern, in welchem auch Amazonen nicht fehlten, die freilich mehr frech als kühn dreinschauten.

Es waren bewegte Tage, die wir da noch vor Paris auf unserem Fort erlebt hatten, wer hätte sich all das je träumen lassen? Man vermag sich unser Glück und unsere Freude zu denken, als es hieß, daß wir am 1. Juni das Fort verlassen sollten. Wo konnte der Marsch denn anders hingehen, als heim, nach Deutschland? Willig überließen wir an diesem Tage das Fort den Truppen der 21. Division, welche fortab dessen Besatzung bilden sollten. Wir marschierten so leicht, so flott und so fröhlich, was kümmerte uns die Hitze, mochte sie noch so sehr drücken, wir fragten nichts danach! Nach Verlauf von etwa zwei Stunden überschritten wir bei Brie die Marne. An dieser Stelle war am Morgen des 30. Novembers das französische Corps d'Exea über die Marne gegangen und hatte sich in jenen blutigen Kampf gestürzt, den die Sachsen und Württemberger an jenem Tage auszuhalten gehabt. Auf einem damals heiß umstrittenen Höhenzuge, wo an jenem Tage Blut, viel Blut geflossen war, ließ unser Bataillonskommandeur Halt machen, und richtete eine kurze Ansprache an uns, in welcher er die heißen Kämpfe des 30. Novembers und 2. Dezembers schilderte. Noch zeugten die vielen, sich ringsum erhebenden Massengräber von dem blutigen Ringen, das zwei Tage lang hier gedauert, und wo so viele Kameraden, Pommern, Sachsen, Schwaben, im Tode vereint, ihre letzte Ruhestätte fanden. Mit größter Aufmerksamkeit waren wir alle den Worten unseres Bataillonskommandeurs gefolgt, und als er nun am Schlusse seiner Ansprache uns sagte, daß wir von dem Platze aus, wo wir jetzt ständen, zum letztenmale einen Blick auf Paris werfen könnten, da wandten sich alle Blicke nach rückwärts und jeder bemühte sich nochmals, das herrliche Bild seiner Seele fest und unauslöschlich einzuprägen. Aber der Befehl: „An die Gewehre!" rief jäh und rauh in die Wirklichkeit zurück; „das Gewehr über!" und vorwärts gings auf der staubigen Landstraße bis in das Dorf Croissy, wo wir nach etlichen Stunden Quartiere bezogen. Wie wohl that einem nach all den Kriegsstürmen und den Märschen

in glühender Hitze und Sonnenbrand, dann wieder im Regen, in Eis und Schnee, diese Ruhe in dem stillen, friedlichen Dörfchen, was hätte man darum gegeben, wenn man hier längere Zeit verweilen könnte. Aber weiter gings; es war auch so recht, brachte uns doch jeder Marsch der Heimat näher, wie wir nicht anders glaubten. — Wieder einmal eine herbe Enttäuschung; nicht wir, die 21. Division war die glückliche, welche den Rückmarsch in die Heimat antreten durfte. Diese Nachricht traf uns wie ein Blitzschlag aus heiterem Himmel, aber was war zu machen? So bezog denn eben unser Bataillon Standquartiere in Lagny, die beiden andern Bataillone solche in den nächsten Ortschaften. Acht Wochen lang blieben wir noch dort, und hatten nunmehr die beste Gelegenheit, das französische Landleben kennen zu lernen. Während unseres Aufenthaltes hatten wir meist in dem großen Centralmagazin zu arbeiten, aus welchem die deutschen Truppen ihre Verpflegung erhielten; täglich wurden etwa hundert Mann hiezu kommandiert. Statt wie bisher auf Vorposten zu stehen und zu patrouillieren, mußten hier Eisenbahnwaggons ausgeladen und deren Inhalt auf die bereits sehnsüchtig harrenden Fuhrkolonnen verteilt und verladen werden. Es war manchem von uns ein ungewohntes Ding, Säcke, die oft bis zu zwei Centnern wogen, zu schleppen, die Mannschaften und Unteroffiziere erhielten denn auch eine Vergütung ausbezahlt, denn mit ihren gewöhnlichen Rationen, die gefaßt wurden, hätten sie unmöglich eine solch schwere Arbeit zu leisten vermocht, daneben wurden starke Wachen zum Schutze der Magazine kommandiert, da in den Lagerschuppen oft und viel Diebstähle vorkamen; die französische Civilbevölkerung machte sich zu einem Teil die Gelegenheit, hier billige Eßwaren zu bekommen, oft und viel zu Nutze. Über unser Quartier in Lagny, das ich mit einem Landsmann teilte, war nicht zu klagen, im Gegenteil, dasselbe ließ nichts zu wünschen übrig. Auf den Forts hatte unsere Verpflegung auch nicht annähernd den vorschriftsmäßigen Ansprüchen, die der Mann zu machen berechtigt war, entsprochen; alter, gelber, ranziger Speck, mageres Schaffleisch und oft und viel sehr schlechtes Kommisbrot hatten dort in der Regel unsere Nahrung gebildet, hier lagen wir bei einem alten Ehepaar, wohlhabenden Leuten, im Quartier, die ein schönes Anwesen, ein schmuckes Haus mit prächtigem Garten besaßen; wir waren wie in Abrahams Schoß. Wir gaben, wie dies allgemein üblich war, unseren Quartierleuten unsere gefaßten Lebensmittel, die spärlich genug waren, zur Zubereitung, niemals aber erhielten wir dieselben aufgetischt, sondern wir nahmen sowohl am Frühstückstisch, als an der Mahlzeit der beiden alten Leutchen teil. Morgens gab es guten Kaffee mit Zucker und Weißbrot, mittags Suppe, sehr gutes Fleisch und Gemüse, am Abend kamen wir auch nicht zu kurz, dabei fehlte es nie an einem Glase guten Rotweins. Das war doch etwas anderes, als draußen im Feld, wo es mehr als einmal überhaupt gar nichts, sehr oft nicht viel und nur selten etwas gutes zu essen gab, wo häufig Messer und Löffel fehlten und wir mit den Fingern zugreifen oder unsere magere Suppe, die Erbswurst aus den Deckeln unserer Feldkessel schlürfen mußten. So verflossen die Tage friedlich und gemütlich; am 24. Juni wurde das Geburtsfest unseres Regiments-Chefs, des Großherzogs von Sachsen-Weimar gefeiert, wobei es hoch herging. Abends erhielten die Mannschaften treffliches Straß-

Vor dem Weitermarsche. (Zu Seite 365.)

burger Bier, das in Lagny in ganz besonderer Güte zu haben war, und fröhlich erschollen die deutschen Lieder, fern von der Heimat, am schönen Strand der Marne in die prächtige Sommernacht hinein.

Inzwischen war am 18. Juni im Hotel Schwan zu Frankfurt am Main der definitive Frieden unterzeichnet worden, und unser Regiment, das nicht so glücklich war, zu denen zu gehören, welche jetzt den Heimmarsch antreten durften, trat zu der in Frankreich verbleibenden Okkupationsarmee, welche unter dem Oberbefehl des Generals von Manteuffel stand; nur die älteren Jahrgänge der Reservisten, etwa 260 Mann, wurden entlassen und mit Musik bis nach der Bahnstation Mitry begleitet, von wo aus sie das Dampfroß nach der Heimat führte. Wie gerne wären wir auch mit, heim zu den Eltern, zur alten Beschäftigung, in die Werkstätte, hinter den Pflug, und was eben sonst jedes einzelnen Beruf war, aber noch hieß es für uns: „Dageblieben!“ Vier lange und heiße Wochen mußten wir noch warten. Glühend und sengend brannte die Julisonne, mehr als einmal zeigte das Thermometer 40 Grad; da war an Exerzieren natürlich nur in den allerfrühesten Morgenstunden zu denken, und erst am Abend fand der Appell statt. Ein Labsal war es stets, wenn unter der Aufsicht eines Bataillonsarztes in der Marne gebadet wurde. Der Verkehr mit der Einwohnerschaft in Lagny war ein durchaus ruhiger und friedlicher, Civilisten und Soldaten verkehrten in den Wirtschaften miteinander, als wäre nie Krieg gewesen zwischen den beiden Nationen, und wenn in den Bahnhofanlagen die Militärmusik sich hören ließ, strömte die ganze Einwohnerschaft, alt und jung, dahin. Handel und Geschäft blühten in Lagny wieder auf, es war den Leuten zu gönnen; als Endstation der Bahnlinie Straßburg—Paris hatte die Stadt während des Krieges viel Ungemach und schwere Quartierlasten zu tragen gehabt. — Endlich, nach langem Hoffen und Harren schlug auch für uns die Stunde des Abmarsches in die Heimat. Die Stärke unseres Ersatzbataillons war vermindert worden, und da neue Rekrutentransporte aus der heimatlichen Garnison eingetroffen waren, konnte man weitere Jahrgänge der Reserve entlassen. Unsere Freude, endlich wieder in die Heimat zurückkehren zu dürfen, war groß. Am 27. Juli waren unsere Ersatzmannschaften aus Weimar eingetroffen, am 28. schon sollten wir nachmittags um 3 Uhr in die Heimat abfahren. Tiefbewegt nahm ich von meinen alten Quartierleuten Abschied, die ich nach menschlichem Ermessen heute zum letztenmale sah; die gute alte Frau hatte meinen Helm mit einem Rosensträußchen geschmückt; als ich ihr zum letztenmale die Hand reichte, wischte sie sich mit der blendend weißen Schürze, die sie immer trug, die Thränen aus den Augen, und drückte mir noch ein Zehnfrankstück in die Hand, damit ich mir unterwegs Erfrischungen kaufen könne. Kaum vermochte ich

Im Cantonnement.

Worte des Dankes zu finden, auch mir drängten sich die Thränen in die Augen, es war gut, daß die gleichzeitig mit mir entlassenen zwölf Mann meiner Korporalschaft in diesem Augenblicke vor meinem Quartier antraten, schnell eilte ich zu ihnen hinunter; auch sie hatten alle Blumensträußchen am Helme oder im Gewehrlauf, Kinder kamen noch herbei gesprungen, um uns Blumen zu reichen, manch knebelbärtiger Franzose drückte hier noch seinem Quartiermann die Hand und „adieu, bon camarade!“ scholl's herüber und hinüber, unsere Soldaten hatten es dank ihrer musterhaften Manneszucht verstanden, sich die Achtung und Zuneigung ihrer Quartiergeber zu erwerben. Aus allen Fenstern der Straße, in welcher wir einquartiert gewesen, winkte man uns noch grüßend zu und wünschte „glückliche Fahrt.“ Auch ich grüßte nochmals, dann ließ ich das Gewehr übernehmen und marschierte nach dem Bahnhofe, wo wir nach dem Regimentsbefehl um 2 Uhr anzutreten hatten. Unsere drei Bataillone marschierten auf, und der Regimentskommandeur hielt eine kernige Ansprache, in welcher er uns allen ferneres Glück und

Wohlergehen wünschte, und die Hoffnung aussprach, daß wenn je der Kaiser und das Vaterland nochmals uns unter die Waffen rufen sollten, wir nicht fehlen würden. Mit einem brausenden Hurra auf den Kaiser beantworteten wir seine Ansprache. Kurz nach 3 Uhr traf von Paris her der Bahnzug ein, der uns befördern sollte. In einem Nu hatten wir den Wagentritt erklettert und in dem uns angewiesenen Wagen jeder sich ein Plätzchen ausgesucht; wie flink das alles gegangen war! Das Signal zur Abfahrt ward gegeben, nochmals trat unser Hauptmann mit den Offizieren an unseren Wagen, um seinen alten Reservisten, die getreulich mit ihm ausgehalten in Freud und Leid, in Not und Kampf, die Hand zu drücken. Der Zug setzte sich in Bewegung, und während wir zum Bahnhofe hinausdampften, spielte unsere Regimentsmusik zum Abschiede, nur aus der Ferne vernahmen wir noch ihre Klänge, mit vollem Dampf brauste der Zug durch das schöne Marnethal dahin. Gegen Abend hatten wir Epernay, um Mitternacht Châlons erreicht, wo wir erstmals ausstiegen, und ein für uns bereit gehaltenes Essen verzehrten. Nach einem Halt von etwa einer Stunde gings weiter, an vielen Ortschaften und Städten vorbei, deren Namen uns wohlbekannt klangen, waren wir doch vor einem Jahre an ihnen vorbei- oder durch dieselben marschiert. Wie viele Erinnerungen, heitere und traurige, namentlich letztere, tauchten auf. Jetzt kam Toul, um das wir damals im Bogen herum marschiert, dann Nancy und Lüneville, und jetzt, o herrliches, wonniges Gefühl, jetzt passierten wir in Avricourt die neue deutsche Grenze, die wir mitbestimmen halfen. Das muß man erlebt haben, um es mitfühlen zu können. Eine deutsche Lokomotive führte von hier an unseren Zug, deutsche Bahnbeamte begleiteten ihn. Vor dem Eingange des großen Vogesentunnels hielt der Zug, wir benützten den Aufenthalt, um unsern Wagen mit grünen Reisern und Zweigen zu schmücken. Vor dem Tunnel stand eine starke Wache, die dortige Bevölkerung zeigte sich noch sehr feindselig, und es war nicht ausgeschlossen, daß etliche verzweifelte Kerle den Tunnel zu zerstören, oder doch die Bahnlinie durch Aufreißen der Schienen unfahrbar zu machen, einen Zug zum Entgleisen zu bringen versuchen würden. Doch kamen wir glücklich durch den Tunnel und die Vogesen, und fuhren abends 8 Uhr im Straßburger Außenbahnhof ein, wo wir wieder zu essen bekamen.

Bis nachts 12 Uhr mußten wir hier liegen bleiben, dann erst ertönte das Signal zur Weiterfahrt, und donnernd fuhr der Zug über die Rheinbrücke bei Kehl, die längst wieder fahrbar gemacht worden war, hinüber über den grünen Rhein, für den wir in Schnee und Eis getreulich Wache gehalten, den so viele, die ihn in Frankreich verteidigten, niemals wieder sahen! Nun aber machte sich das Bedürfnis der Ruhe bei den meisten von uns mächtig geltend, der größte Teil unserer Mannschaften lag schnarchend auf den Sitzen oder auf dem Boden des Wagens ausgestreckt, und mußte erst mit Mühe aus dem Schlafe geweckt werden, als wir in den Karlsruher Bahnhof einfuhren. Den kurzen Aufenthalt, den wir daselbst hatten, benützten wir, an einem Brunnen uns zu waschen, dann gings weiter durch das schöne fruchtbare Badener Land, nach dem durch sein herrliches, von den Franzosen mutwillig und mordbrennerisch zerstörtes Schloß berühmten Heidelberg. Auf dem dortigen Bahnhofe labten wir uns an einem Glas guten deutschen Bieres, es war das für uns ein langentbehrter Genuß, dann ging die Fahrt weiter nach Frankfurt a. M. Nachmittags um 3 Uhr kamen wir in Gießen an, wo wir trefflich bewirtet wurden. Unsere ganze Fahrt durch Deutschland war eine Festfahrt. An vielen Orten wurden wir prächtig empfangen, wehende Fahnen, im Winde flatternde Taschentücher riefen uns schon von weitem ein „Willkommen“ entgegen. Endlich lag, wir fuhren fast ununterbrochen seit Lagny, die dritte Nacht hinter uns, der lang herbeigesehnte Tag, an dem wir unser liebes, schönes Thüringen wieder sehen sollten, brach sonnigheiter an, und auch von unsern Gesichtern strahlte die Freude, die Heimat und unsere Lieben wiederzusehen. Die Fenster unseres Wagens waren mit lauter sehnsüchtig nach den blauen Bergen der Heimat ausspähenden Kriegern besetzt, da mit einemmale erbrauste ein lautes Hurra: es grüßte die Wartburg, des Thüringer Landes herrliches Juwel! Da vornen liegt die Heimat, dort warten sie auf uns, dort breiten sich sehnend die Arme unserer Lieben nach uns aus, donnernd fährt der Zug in den festlich geschmückten Bahnhof ein, wir sind in Eisenach, wir sind wieder daheim; langsamer rollt der Zug dahin, jetzt hält er! Wie eine Flutwelle kam die Menschenmenge, welche unserer Ankunft harrte, auf die Wagen zugestürzt, Umarmungen und Küsse wollten kein Ende nehmen, die jungen Eisenacherinnen hatten getreulich Wort gehalten, schon stürzten sie auf uns zu, mit den versprochenen Lorbeersträußchen uns zu schmücken; Freudenthränen im Auge hielten sich Vater und Sohn, Mutter und Kind fest im Arme, aber auch des irdischen Menschen wurde treulich gedacht, ganze Körbe voll Eßwaren wurden herbeigeschleppt, und an Wein und Bier war kein Mangel. Und in all diesen Jubel und die Freude hinein tönten die unserer Feststimmung entsprechenden patriotischen Weisen einer Musikkapelle. Aha, und da sehen wir auch einen lieben alten Bekannten wieder, den Herrn von Eichel, der uns in Frankreich so manchesmal mit seinen Liebesgaben die Heimat vor die Seele gezaubert; auch jetzt wieder hatte er es sich nicht nehmen lassen, seine Thüringer zu begrüßen; da schritt er auf unsern Wagen zu und teilte, unermüdlich im Geben und Erfreuen, jedem von uns eine prächtige Tabakspfeife aus, deren Porzellankopf in einem Lorbeerkranz die Namen aller Schlachten und Gefechte trug, bei welchen unser Bataillon mit dabei gewesen war. Nur zu bald ertönte das Signal zur Weiterfahrt, und weiter gings unter tausendstimmigen, von uns jubelnd erwiderten Hochs und Hurras über Gotha, Neudietendorf, Erfurt und Vieselbach nach Weimar, in dessen festlich geschmückten Bahnhof wir mittags ½ 12 Uhr einfuhren. Auch hier harrten tausende und abertausende unserer Ankunft, auch hier der gleich herzliche warme Empfang, auch hier die gleichen Scenen freudigen Wiedersehens! Nachdem wir unsere Tornister umgehängt, die Gewehre zur Hand genommen, und uns in Reih und Glied gestellt hatten, wurden wir vom Oberbürgermeister im Namen der Stadt Weimar begrüßt und willkommen geheißen. Die Musik voraus, welche einen prächtigen Marsch spielte, zogen wir nach siegreich beendigtem Kampfe wieder in unsere alte Garnison ein. Wie wir aber auch dahermarschierten; der Parademarsch durfte sich sehen lassen! Jubelnd begrüßten uns die Einwohner, sie schienen ihre helle Freude zu haben und ordentlich stolz zu sein auf diese wettergebräunten, sonnverbrannten Gesichter, auf diese Tapferen, deren Uniform bei einem guten Teil mit dem eisernen Kreuze geschmückt war, das sie trugen, — aber nur für alle ihre Kameraden, die es so gut verdient hatten wie sie. So, meine ich, in diesem Sinne wird es wohl jeder tragen, dessen Brust dieser höchste, schönste deutsche Orden ziert. Unter dem Zujauchzen der Menge und aus allen Fenstern mit Blumensträußen und Lorbeerkränzen beworfen, kamen wir auf dem Fürstenplatz an, wo Halt gemacht wurde. Dort erhielten wir unsere Quartierbillets, sowie eine Anzahl Eß- und Biermarken; auf den Nachmittag waren wir nach dem Schießhausplatze eingeladen, wo es hoch herging und allerlei Vergnügungen unserer harrten. Doch that keiner von uns des Guten zu viel, wir benahmen uns, wie es gesetzten Männern, erprobten Soldaten geziemt, die den Ernst des Krieges kennen gelernt hatten. — Am nächsten Tage gaben wir unsere Ausrüstung auf der Kammer ab; die Abrechnungsbüchlein wurden hervorgeholt, bis zum Mittag war auch dieses Geschäft zu Ende, wir hatten, was uns an Löhnung noch traf, im Sacke, reich ist freilich keiner von uns heimgekehrt. „Hat jeder erhalten, was ihm gebührt?“ lautete die Frage des die Abrechnung beaufsichtigenden Offiziers. „Ja,“ lautete die Antwort. „So geht mit Gott, und viel Glück in eurem ferneren Leben. Weggetreten!“

Wir waren entlassen; aus dem Krieger, der eben erst seine treue Waffe abgegeben, war wieder der schlichte Bürger, der Handwerker, der Arbeiter, der Künstler, der Gelehrte geworden, und ruhig kehrten alle, im freudigen Bewußtsein, ihre Pflicht gethan zu haben, zu ihren alten Beschäftigungen zurück. So ist es deutscher Brauch, und so möge es bleiben, dem Feind zur Wehr, dem Vaterland zur Ehr! — Noch mögen einige Zahlen, kurz zusammengefaßt, zeigen, was unser Regiment geleistet. Nach der auf Grund der Regimentsakten und der besten amtlichen Quellen beruhenden Geschichte des 94. Regiments von Major Franke betrug der Gesamtverlust des Regiments an Toten und infolge ihrer Verwundungen Gestorbenen 250 Mann; verwundet waren ca. 800 Mann geworden; ein sehr bedeutender Verlust für ein einziges Regiment. Auf 27 Gefechte und Schlachten darf das Regiment zurückblicken, und in allen haben die Fahnen des Regiments den unter ihnen Fechtenden auf dem Pfade der Ehre und des Sieges vorangeweht. Am 24. September

1871 kehrte das ganze Regiment in die Heimat zurück, mit denselben Ehren überhäuft, wie wir. Auch von seiten des obersten Kriegsherrn wurden die Leistungen des Regiments voll anerkannt, das bewiesen die ihm zu teil gewordenen und unter dasselbe ausgeteilten Dekorationen.

Ich kann von dem freundlichen Leser nicht Abschied nehmen, ohne zuvor des 1. Augusts 1871 zu gedenken, der einer der schönsten meines Lebens werden sollte. An diesem Tage, so hatte unser Heimatsort beschlossen, sollten wir daheim, in Großrudestedt festlich empfangen, und schon auf der Bahnstation Vieselbach abgeholt werden. Mit dem ersten Zug fuhren wir von Weimar ab, es war ein herrlicher Sommertag, golden wogten bei jedem Windstoß die Ährenfelder, und Frieden atmete hier alles, doppelt wohlthuend für uns, die wir zurückkehrten aus Kampf und Streit und nun wieder das selige Gefühl, „daheim" zu sein, kennen lernen sollten. Inzwischen war die Station Vieselbach erreicht. Kaum waren wir aus dem Zuge gestiegen, so erblickten wir auch schon die ersten Vorreiter der zu unserem Empfange ausgerückten Schar; wir erfuhren von ihnen, daß ganz Großrudestedt auf den Beinen sei, uns einen festlichen Willkomm zu bereiten, daß Festjungfrauen, die ganze Jugend des Dorfes, alle Vereine und eine besondere Deputation der Gemeindevertretung im Anzug seien, uns zu empfangen. Wie lange hatten wir an der Loire und dem Loir von nichts anderem gehört, als daß der Feind im Anzug sei; heute rückte der Freund an, da durfte man sich wohl freuen! Und richtig! In langer Reihe kamen Wagen auf Wagen die Chaussee dahergefahren, jetzt halten sie, und nun will von denen, die oben sitzen, jeder der erste sein, uns zu begrüßen. Welches Wiedersehen! Wie man sich in die Arme fiel, die Lieben alle, Eltern, Frau, Brüder, Schwestern, die Freunde umarmte und ans Herz drückte, — Worte vermögen das nicht zu schildern! In dankbarem Aufblick zu dem, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dach, kein Haar von unserem Haupte fällt, genossen wir in stummem, seligem Dankgefühl die Wonne dieses Wiedersehens, die Wonne, wieder daheim zu sein. Vergessen war in diesem Augenblicke alles, was wir seit einem Jahre erduldet, vergessen die Strapazen, vergessen der Hunger, der Durst, die uns gequält, vergessen all die schändlichen Biwaks, in denen man heute zu ersaufen, morgen zu erfrieren befürchten mußte, das alles lag angesichts all der Liebe, die uns hier umfing, hinter uns wie ein wüster, schwerer Traum. Aber zum Träumen blieb uns nicht lange Zeit. Unsere Landsleute brachten uns beinahe um mit all den Erfrischungen und Erquickungen, welche sie nicht müde wurden, herbeizuschleppen, dann aber ging es zu den Wagen, welche unser Herr Schwarz, diese gute, treue Seele, unser Tröster in den Trübsalen des Feldzuges, hatte auffahren lassen, um uns in die Heimat zu verbringen. Ein Musikcorps auf dem ersten Leiterwagen eröffnete unsern Zug, in flottem Tempo gings vorwärts.

Wo wir durch eine Ortschaft kamen, da grüßten die Leute so herzlich und winkten uns zu, und die liebe Jugend schrie Hoch und Hurra, fast lauter noch, als wir im Felde geschrieen. Als wir in dem schönen großen Ort Ildestedt ankamen, sahen wir uns den Weg versperrt, die guten Leute ließen uns nicht weiter, bis wir auch mit ihnen das Fest unserer Rückkehr gefeiert hätten. Amtsphysikus Dr. Porsche hatte es sich nicht nehmen lassen, uns zu bewirten, und mit ihm wetteiferten die übrigen Bewohner von Ildestedt. Gegen Mittag trafen wir in der alten, lieben Heimat Großrudestedt ein. Einen solchen Empfang hatte sich unser Herz nicht träumen lassen! Die ganze Schuljugend, ihre Lehrer an der Spitze, die Beamten, die gesamte Ortsbürgerschaft empfingen uns vor der prächtigen, uns zu Ehren errichteten Triumphpforte, vor welcher uns der Gemeindevorstand, namens der Gemeinde, in herzlichen Worten begrüßte. Nach ihm sprach der Geistliche des Ortes, es war eine erhebende Fest- und Dankrede, und als am Schlusse derselben die ganze Gemeinde den Choral anstimmte: „Nun danket alle Gott," da wurde manch Auge feucht, und manche Lippe flüsterte: „Der Herr hat Großes an uns gethan, dem Herrn allein die Ehre!"

Bewachung des Eisenbahntunnels bei Saarburg durch norddeutsche Landwehr.

Meine Kameraden ließen mir keine Ruhe, ich mußte in ihrem Namen sprechen und danken. Das that ich denn auch, wie es mir das Herz und der Augenblick eingab, und wenn ich auch meine Worte nicht sonderlich kunstreich zu setzen wußte, dem konnte ich doch Ausdruck geben, wie unendlich viel wir im Felde der treuen, nie ermüdenden Fürsorge in der Heimat verdankten, und wie uns dieses Gefühl: man denkt an uns, man sorgt für uns in der Heimat, aufrecht gehalten habe auch in den trübsten, schwersten Stunden.

Das sind meine Erlebnisse im Feldzuge 1870/71. Und mit keinem besseren Wunsche, so denke und fühle ich, vermag ich diese zu schließen, als mit dem von Herzen kommenden: „Gott schütze, Gott segne unser liebes deutsches Vaterland, und sein starker Arm walte über Kaiser und Reich!"

J. Büchner,

Unteroffizier im 94. Inf.-Reg. (Großherzog von Sachsen,) 6. Comp.

Kriegserinnerungen eines bayrischen Jägers.

1. Der Ausmarsch. Bis Weißenburg.

Es war am 22. Juli 1870. Die aufregenden Stunden seit dem 19. Juli, an welchem Tage die französische Kriegserklärung übergeben wurde, waren glücklich vorüber, und das 6. bayrische Jägerbataillon, bei welchem ich bereits die erste Stufe zum künftigen Feldmarschall erklommen hatte, (ich war neugebackener Korporal, mit frischen glänzenden Tressen,) stand marschbereit auf dem freien Marktplatze zu E. Die ganze Stadt war auf den Beinen und freigebig wurde allen Soldaten noch gar manches Nützliche zugesteckt. Jetzt erschien unser Chef, Oberstlieutenant von G.; nachdem derselbe die Rapporte der Compagnieführer entgegen genommen, wurde „zum Gebet" kommandiert. Die Bataillonsmusik intonierte einen Choral und unwillkürlich neigte sich jedes Haupt. Nun war es Ernst, und keiner von uns hatte den Freibrief in der Tasche, wann und ob er je die freundliche Universitätsstadt an der Regnitz wiedersehen würde. In manchen Augen glänzten Thränen und hin und wieder schlüpfte noch, ganz ordonnanzwidrig, ein weibliches Wesen durch die Reihen, um dem Sohn, dem Bruder oder dem Liebsten einen letzten Kuß mit auf den Weg zu geben. Bald nachher ertönte das Kommando zum Abmarsch, in Sektionskolonnen wurde abgeschwenkt und dem Bahnhofe zumarschiert, wo das Gedränge der anströmenden Menge so stark wurde, daß wir nur im langsamsten Tempo vorwärts zu kommen vermochten; als die ersten Züge zum Einsteigen kamen, stockte unser Marsch vollständig, eine Gelegenheit, die von Freunden und Verwandten nochmals zum allerletzten Abschiede ausgenützt wurde, der es für viele in der That auch war. Man glaubte damals, daß, wie im Jahre 1866, der Feldzug in einigen Wochen beendigt sein werde, und niemand dachte daran, daß wir erst nach Jahresfrist die heimatlichen Gefilde wieder sehen sollten, viele sahen sie überhaupt nicht wieder! — Endlich lag auch das hinter uns, wir waren glücklich in den Waggons untergebracht, und saßen Rücken an Rücken, zusammengepreßt wie Häringe in einer Tonne, in den mit Sitzbänken versehenen Packwagen. — Ein gellender Pfiff, draußen ein donnerndes Hurra, allgemeines Schwenken der Hüte und Taschentücher, die Musik spielte „Deutschland, Deutschland über alles" und fort gings, hinein in den Krieg. — Ohne Aufenthalt brauste das Dampfroß davon, bis endlich in Würzburg, in der schönen Bischofsstadt am Main, zu kurzer Rast gehalten wurde; doch nach wenigen Stunden schon gings wieder weiter, immer weiter, die ganze Nacht hindurch ohne Rast und Ruh, über Heidelberg, das wir in der Nacht passierten, in die Pfalz hinein. Die Neustädter kredenzten uns früh 4 Uhr einen Morgentrunk guten Pfälzer Weines, der manchem für den Rest der Fahrt zum Schlaftrunk wurde. — Von der kleinen Eisenbahnstation Winden aus erreichten wir nach zweistündigem Marsch müde und abgespannt unser erstes Kantonnement Niederrohrbach, wo wir uns bald häuslich einrichteten. — Wir erhielten Naturalverpflegung und übten uns, so gut es ging, im Kochen und Braten, denn wir wußten, obwohl noch die Mehrzahl von uns kein Pulver gerochen, daß wir draußen vor dem Feinde selbst die Küchenmeister sein müßten. Der Feldwebel und ich hatten damals alle Hände voll zu thun, da ich zum Überfluß die Verpflegung und Ablöhnung der Compagnie zu führen hatte, wir suchten uns daher unter den Soldaten einen anstelligen Burschen aus, der Anlagen zu einem „Mädchen für alles" besaß. Unser Gefreiter R., auf den die Wahl fiel, erwies sich als in jeder Beziehung hiezu geeignet, er war nüchtern und treu, nur etwas sentimental und sehr verliebt. — Acht Tage waren wir nun schon in unserem Kantonnement, die Sache wurde uns schließlich langweilig; man spielte zwar einstweilen „Krieg", es fehlte nicht an Alarmierungen, Vorposten wurden bei Tag und Nacht ausgestellt, aber das war doch nicht das Rechte, was uns auf die Dauer befriedigen konnte; wir wollten, nachdem es einmal Ernst sein sollte, auch den Ernst haben. Nun, er blieb nicht aus, und gar mancher mußte zu seinem bitteren Leidwesen daran glauben lernen. Inzwischen war zu unserem größten Bedauern unser allgemein beliebter Bataillonskommandeur versetzt worden und ein, wenn auch mit Unrecht, weniger beliebter Stabshauptmann C. wurde Kommandant des Bataillons. — Endlich kam auch der längst ersehnte Tag des Abmarsches, und nach herzlichem, dankbarem Abschiede von unserer Quartierfrau gings mit klingendem Spiel zum Dorfe hinaus. Unser Marsch brachte uns an die südliche Grenze der Pfalz, wo wir einen Tag lang ziemlich beschwerlichen Vorposten- und Patrouillendienst von Schaidt aus in den sog. Bienwald hatten. Doch waren wir auch hier noch auf Dach und Fach einquartiert; das Vergnügen des ersten Biwaks wurde uns erst am folgenden Tag, am 3. August, dicht vor Bergzabern zu teil. Es war das erste, reich bewegte Lagerbild, welches wir vor Augen hatten, denn es mochte so ziemlich die ganze 4. bayrische Division ringsum auf den Wiesen und Äckern sich zum Abkochen anschicken, zudem war es ein schöner, sonniger Tag, an dem man es sich schon zur Not gefallen lassen konnte, unter freiem Himmel zu lagern; im Feldzug sollte manchmal noch schlimmeres auf uns warten. Die Sonne war hinter den Bergen versunken und kühl strich der Wind über Wiesen und Felder; es war allmählich ruhig geworden in dem Lager, ich lag zwischen einer Ackerfurche, den Tornister unterm Kopf, und schaute hinauf zum klaren Firmament, an dem ein Stern um den andern aufging; allen voran aber leuchtete die Venus mit ihrem hellen, glückverheißenden Glanze. Die Gedanken eilten zurück in die Heimat. Ich hatte dort zwar keine Eltern und Geschwister mehr, die sorgend und liebend meiner gedachten, der einzige Angehörige, welchen ich besaß, mein Bruder, stand selbst in Reih und Glied, aber doch wußte ich, daß vielleicht zur selben Zeit in unserem Garnisonsstädtchen ein treues dunkles Augenpaar sehnsüchtig in die Nacht hinaussah, und sich dann mit stillem Schmerz am mondbeschienenen Erkerfenster wieder auf die Arbeit senkte. — Kaum graute der Tag im Osten, als wir schauernd aus unserem Schlaf erwachten; ein dichter Nebel fiel nieder, uns bis auf die Haut durchnässend. Verschlafen rieben wir uns die Augen und hätten uns trotz des naßkalten Morgens gerne nochmals auf die andere Seite gelegt. Aber da ertönten bereits von allen Windrichtungen Trompeten- und Trommelsignale, die zum Aufstehen riefen. Und bald darauf erklang auch der langgezogene Ruf der Jägerhörner melodisch durch den nach und nach lichter werdenden Nebel. In wenigen Minuten war alles munter, und nun gings, es mochte ungefähr 3 Uhr sein, ans Toilettemachen, Putzen und Kochen; wir hatten schon tags vorher unsere Fleischration empfangen, mit dem Bedeuten, daß unsere Mittagssuppe am kommenden Morgen gekocht werden müsse. Das war ein Vorzeichen, daß man heute wahrscheinlich mit dem Feinde Fühlung bekommen werde. Allein zu allen diesen Verrichtungen wurde uns wenig Zeit gelassen und bald rief der Generalmarsch zum Aufbruch. In langgestreckten dunklen Zügen bewegten sich die Marschkolonnen auf der Straße, alles bunt durcheinander: Infanterie, Reiterei und Artillerie, dann aufs neue Fußsoldaten, und so fort, als wollte es gar kein Ende nehmen. Durch das hübsche Städtchen Bergzabern hindurch gings nach Süden dem Feind entgegen; das Fleckchen Bayernland, das uns noch von der Grenze trennte, wurde immer schmäler. — Einige Stunden mochten wir so, mit wenig Haltpausen, bergauf, bergab marschiert sein, als auf einer Anhöhe wieder das Signal zum Halten gegeben wurde; plötzlich ging eine Bewegung durch die Reihen unseres Bataillons, wir hörten aus der Ferne Kanonendonner, — und da kam auch schon eine Ordonnanz mit einer Meldung an unseren Kommandeur herangesprengt; in höchster Spannung erwarteten wir den nächsten Befehl. Es ereignete sich aber vorerst gar nichts besonderes; es wurde links abgeschwenkt, und in einem Kartoffelacker, dicht an der Straße, in Compagniekolonnen Aufstellung genommen. Hier wurde nun von den Zugführern eingehend untersucht, ob jeder mit ausreichender Munition versehen war und das nächste Kommando war zum „Laden." Es war also vorauszusehen, daß wir noch in das Gefecht eingreifen sollten. Hin und wieder trug der Wind den Geschützdonner herüber, und schon gingen auf der Straße Leichtverwundete vom 5. Regiment mit verbundenem Arm oder Kopf vorüber. Auf unser Befragen, wie es vorne stehe, erhielten wir die Kunde, daß Weißenburg an allen Ecken brenne und die Franzosen sich auf den Höhen tüchtig verschanzt hätten. Die Aufregung und gespannte Erwartung wuchsen in unserem Bataillon fortwährend, denn die Wenigsten von uns hatten noch die Feuertaufe erhalten. Viele meiner Kameraden nahmen ihre Zuflucht zu den geweihten Amuletten, welche ihnen vor-

sorgliche Hände umgehängt, um sie gegen Hieb und Stich und Kugel zu sichern, gar manchen hat aber die Folge belehrt, daß weder Chassepotkugel noch Granate nach derartigen Dingen etwas fragen; in der nächsten Stunde schon sollten gar viele aus ihrem guten Glauben sehr unsanft gerissen werden. — Nach einer Rast von ungefähr einer halben Stunde gings endlich wieder vorwärts und mit beschleunigtem Schritt der Richtung zu, von woher zuvor noch immer das Geschützfeuer herübergetönt hatte. Wie lange es von da an noch gedauert, und ob wir noch irgend eine Ortschaft passierten, heute weiß ich es nicht mehr, ich bin mir nur das Eine bewußt, daß wir auf einmal dicht hinter einer im Feuer stehenden Batterie links von der Straße abbogen und dann ausschwärmten. Zu unseren Füßen in einem Thale lag die befestigte Stadt Weißenburg, drüber hin zog in dicken Wolken der Rauch der brennenden Gebäude und der Pulverdampf; von den Wällen blitzte es noch hin und wieder auf und zischend fuhren die Granaten über unsere Köpfe weg. Die Hauptarbeit war aber schon gethan, wir sahen nur noch den Todeskampf der Besiegten. Uns gegenüber, auf dem Kamm der im Süden aufsteigenden Hügelreihe, zogen sich die Franzosen bereits in langen schwarzen Linien auf den weiter südlich nach Straßburg und nach Westen in die Vogesen führenden Straßen zurück. Augenscheinlich hielten sie die befestigte Stadt nur noch zur Deckung ihres Rückzuges. Wir hatten jedoch nicht lange Zeit, uns das blutige Schauspiel anzuschauen. Schon ging es bergabwärts durch die Weinberge auf Weißenburg zu, und nun mußten wir auch vom Feinde bemerkt worden sein, denn immer häufiger zischten die Flintenkugeln uns um die Ohren, und schon schlugen in nächster Nähe, Tod und Verderben bringend, auch die Granaten ein. Wir lagen eben einige Sekunden ruhig hinter einer niederen Weinbergsmauer, als mich mein Nebenmann darauf aufmerksam machte, daß die Franzosen sich in die Festung zurückziehen und nur noch von der Umwallung aus geschossen würde, R. drehte den Kopf nach mir und richtete sich etwas auf, als er auf einmal, er hatte sich noch nicht vollständig erhoben, ohne auch nur einen Laut von sich zu geben, rücklings zwischen die Weinbergspfähle fiel. Ich beugte mich zu ihm nieder, ein schmaler roter Streifen, der unter dem Helm hervor über das Gesicht lief, zeigte mir, wo ihn das tödliche Blei getroffen: mitten in die Stirne. Auch nicht ein Zucken der Wimpern mehr, keine Bewegung, kein Laut war vernehmbar, es war vorbei mit ihm. Glücklich, wem ein solcher Tod auf dem „Feld der Ehre“ zuteil wird, wer nicht erst als Krüppel Monate und Jahre lang einen siechen Körper herumschleppen muß, bis ihn endlich der Tod gnädig von seinen Leiden erlöst. — Immer mehr von unsern Leuten mußten dran glauben und lagen mit zerschossenen Gliedern zwischen den Weinbergsfurchen, und das schlimmste dabei war, daß unsere Krankenträger nirgends zu sehen waren; es fehlte an dem Allernotwendigsten, um die Verwundeten verbinden zu können. Auch einen meiner Altersgenossen und Freunde, den Korporal Sch. von Fürth, hatte es getroffen und zwar sehr schmerzhaft durch die inneren Fleischteile des linken Oberschenkels, in die rechte Wade und Ferse; im Liegen hatte ihn das mörderische Blei erreicht. Unser Hauptmann stand neben ihm, um ihn zu beruhigen, denn er jammerte und schrie anfangs entsetzlich, was auf die Soldaten einen sehr peinlichen Eindruck machte, und immer noch kam keine Hilfe für die Armen! — Nun erhielt ich Befehl, zurückzugehen und unsere Sanitätssoldaten herbeizuholen. Es war kein angenehmer Auftrag, die Anhöhe unter glühendem Sonnenbrand und im Kugelregen wieder zu ersteigen, aber ich dachte an die Armen, die der Hilfe so dringend bedürftig waren, und eilte, den Befehl auszuführen. Erschöpft, von brennendem Durst gequält, fand ich endlich, was ich suchen sollte, den Unteroffizier B. mit seinen Krankenträgern und zeigte ihnen die Stelle, wo ihre Hilfe so nötig war. Ich sah mich dann nach einem Trunk Wasser um, denn niemand konnte etwas aus seiner Feldflasche entbehren, und die meine war bereits leer. — Endlich erreichte ich dicht an der Straße, auf der wir vor einigen Stunden heranmarschiert waren, einen großen Bauernhof, das letzte Gehöft von Rechtenbach. Derselbe war zu einem Feldlazarett für Schwerverwundete eingerichtet, von dem Dache wehte die weiße Fahne mit dem roten Genferkreuz. Nie im Leben werde ich den kurzen Aufenthalt in diesem Gehöft vergessen, Durst und alles war mir vergangen, als ich den mit Verwundeten, Sterbenden und Toten überfüllten Raum betrat. Zehnmal lieber im dichtesten Schlachtgewühl und Kugelregen, als nur wenige Minuten an einer solchen Stätte des grausigsten Jammers! Die Gebäude hatten nicht ausgereicht, um die Unglücklichen, die sie da mit zerschossenen Gliedern immer und immer wieder herantrugen und fuhren, unterzubringen, so daß notgedrungen der freie Hof gleichfalls zur Unterkunft für die Verwundeten benützt werden mußte. Und der bot ein schauerliches Bild: hier hob man aus dem Krankenwagen einen stöhnenden, keinem Menschen mehr ähnlichen Fleischklumpen, während dort in einer Ecke mehrere Ärzte beschäftigt waren, eine Amputation vorzunehmen. Von Chloroformieren war natürlich hiebei keine Rede; man kann sich daher die Klagelaute der unter der Operation Stöhnenden denken, sie tönen mir heute noch schrecklich in den Ohren. An einem andern Platze thaten Priester ihre schwere Pflicht, hier Sterbende mit den letzten Tröstungen versehend, dort einem eben Verschiedenen, den der Tod vor dem elenden Dasein eines Krüppels barmherzig bewahrt hatte, ein stilles Gebet weihend; dazwischen ging das Sanitätspersonal mit Verbandzeug und den Operationsinstrumenten still und ernst ab und zu, und andere schafften die Toten bei Seite, um Raum für neue Ankömmlinge zu gewinnen. — Die Feder ist zu schwach, um ein solches Bild in seiner ganzen entsetzlichen Schrecklichkeit wiederzugeben. — Das erste blutige Gefecht war vorüber, die Franzosen waren geschlagen und auf dem Rückzuge; Weißenburgs Thore hatten die bayerischen Kanonen aufgesprengt und in endlosen Zügen waren die jubelnden Sieger durch die mit rauchenden Trümmern besäten menschenleeren Straßen einmarschiert. Unser Bataillon lag einen Büchsenschuß weit über Weißenburg draußen, auf französischem Grund und Boden, so friedlich unterm abendlichen Sternhimmel auf freiem Felde, wie gestern, aber gar mancher war nicht mehr dabei, wir hatten die Feuertaufe erhalten. Trotz der Aufregung, in welche uns das heute Erlebte versetzt hatte, trotz der trüben, schrecklichen Scenen des Tages, die einem immer und immer wieder vor die Seele traten, vergaß ich doch nicht der treuen, sorgenden Herzen daheim und schrieb noch beim Scheine des Wachtfeuers auf dem Tornister nach Hause, daß wir, der Bruder und ich, den ersten Strauß glücklich und mit heiler Haut überstanden hätten. Als ich mit meinem Briefe zu Ende war, waren auch rings die Wachtfeuer am Erlöschen und allenthalben herrschte bereits tiefe Ruhe. Nirgends war mehr ein Laut von dem nervenerschütternden Lärm des Schlachtgetümmels zu hören, kaum verriet mehr eine Spur, daß sich noch vor wenigen Stunden Tausende hier gegenübergestanden hatten, entschlossen, den Gegner zu töten, der nicht weichen wollte. Aller Schmerz und Jammer war verstummt, und friedlich beleuchtete der milde Schein des Mondes das stille Antlitz der Toten, die Gestalten der nach des Kampfes Toben ruhig und friedlich Schlummernden.

2. Wörth-Fröschweiler.

Am 5. August, am Morgen nach dem Treffen bei Weißenburg, gings mit Tagesanbruch weiter, und zwar schlugen wir die Richtung nach den bergigen und waldreichen Ausläufern der Vogesen ein. Auf dem der Straße zunächst gelegenen Terrain trafen wir noch öfters Spuren des Kampfes; die französische Arrièregarde war hier offenbar von unserer sie verfolgenden Kavallerie beunruhigt worden, wir saßen also dem Feinde dicht im Nacken. Über Climbach marschierten wir nach Lembach und bezogen südlich von diesem Orte, auf einem Abhang in einer engen Thalmulde, durch welche die Sauer fließt, ein Biwak. Der Tag war schön, wir hatten reichlichen Proviant und waren munter und guter Dinge. Die Nacht ließ sich dafür um so schlechter an, wir sollten zum ersten Male erfahren, was es heißt, ohne jeden Schutz den Unbilden der Witterung preisgegeben zu sein. Der Abend brachte ein heftiges Gewitter mit wolkenbruchartigem Regen, und die ganze Nacht hindurch goß es wie mit Kübeln. Von Schlaf oder Ruhe war unter solchen Umständen keine Rede, überdies war beständig eine Compagnie im Dienst, während eine Schleich- und Verbindungspatrouille um die andere während der Nacht kam und ging; wir waren dicht vor dem Feind.

Der Feldwebel und ich hatten vergeblich gesucht, irgendwo unter einem Baume Schutz gegen das unbequeme Naß zu finden; auf dem Biwakplatze, einem Kartoffelacker, der bald einer sumpfigen Lehmgrube glich, konnte man es unmöglich lange aushalten. — Wir hatten anfangs sogar einen überbrückten Wegdurchlaß als Zufluchtsort aufgesucht, aber

die Wasser kamen mit solcher Mächtigkeit von den Hügeln herabgeschossen, daß wir darin bei längerem Verweilen dem weniger rühmlichen Soldatentod des Ertrinkens ausgesetzt gewesen wären. Wir flüchteten uns daher schleunigst hinauf auf die Chaussee, setzten uns in stiller Ergebung auf einen Haufen Steine und ließen das Wasser über uns hinunterströmen; weiter als bis auf die Haut ging es ja nicht. Wir trösteten uns damit, daß auch den Offizieren nichts besseres beschieden war; nur unser Regimentsquartiermeister N. hatte es verstanden, einen einigermaßen erträglichen Unterschlupf aufzufinden. Mitten in der Nacht wurde noch Befehl gegeben, die Soldaten für den andern Tag mit Wein- und Brotration zu versehen, unser Quartiermeister war aber nirgends zu finden gewesen. „Nun," meinte der Bataillonskommandeur, „wir werden auch ohne ihn die Brote abzählen und den Wein verzapfen können." Gesagt, gethan. Wir suchten den in der Nähe stehenden Proviantwagen auf, und waren eben im Begriff, an demselben emporzuklettern und ihn zu öffnen, als sich zu unserem Erstaunen die Stimme des Quartiermeisters fluchend und schimpfend vernehmen ließ: „Was für eine Bande hat denn da an dem Proviantwagen etwas zu thun?" Wir fürchteten uns aber nicht, schlugen den schweren Deckel auf — und siehe da, im Proviantwagen, auf Kaffee- und Reissäcken, zwischen Brotlaiben und Speckseiten hatte sich unser Quartiermeister ein ganz erträgliches Lager eingerichtet. Wie ihm nun aber der kalte Regen auf das spärlich behaarte Haupt und in sein verschlafenes Gesicht schlug, fuhr er wie ein angeschossener Fuchs wütend aus seiner Höhle; als er jedoch im Scheine des Wachtfeuers die hohe dunkle Gestalt des Bataillonskommandanten dicht in der Nähe sah, lenkte er rasch ein, und begnügte sich, nur noch einige Bemerkungen leise in den Bart zu brummen. Mit seiner so klug erdachten Nachtruhe war es aber jetzt vorbei, denn er konnte doch nicht vor den Augen seines Vorgesetzten, der wie eine eiserne Säule unbeweglich im strömenden Regen dastand, nach der Proviantausteilung wieder seinen improvisierten Bettkasten besteigen! Er mußte wohl oder übel sein geliebtes, sorgsam behütetes Ich gleichfalls dem „unerbittlichen" Regen preisgeben. Welche Wassermassen übrigens der Himmel auf uns niedergoß, läßt sich daraus beurteilen, daß der Wein, den wir um Mitternacht „gefaßt" und leider in offenen Feldkesseln hatten stehen lassen müssen, am Morgen zu ungenießbarem „Schorle-Morle" mit Regenwasser geworden war, aber mehr Wasser wie Wein. An Schlaf und Ruhe in dieser Nacht war also nicht zu denken, und doch hätten wir beides für den andern Tag, den 6. August, so notwendig brauchen können, es war dies für mich, mit Ausnahme einer späteren vor Paris, die ungemütlichste Nacht, die ich während des ganzen Feldzuges erlebte. Mit großer Mühe gelang es endlich, einige Wachtfeuer anzuzünden, die aber wenig nützten, da man es auf der einen Seite vor Hitze nicht auszuhalten vermochte, während auf der andern der Regen über einen hinabströmte. Nun, auch diese Nacht ging vorüber, und gegen Morgen ließ der Regen endlich nach; wir aber standen durchnäßt und fröstelnd in Reih und Glied, bis endlich das Kommando zum Abmarsch gegeben wurde. Auf schlechten Ortswegen trabten wir einher, denn ein Marschieren konnte man es eigentlich nicht nennen, und ich sah manchen, dem im Gehen die Augen vor Müde und Mattigkeit zufielen; nach einer solchen Nacht konnte man dies niemanden verargen. Nachdem wir den kleinen Ort Mattstall passiert hatten, kamen wir aus einem kleinen Gehölz heraus, auf das Plateau einer Anhöhe, an dessen südlichem Ende unten die Kirche und Häuser von Langensulzbach sichtbar waren, uns gegenüber lag ein bewaldeter Hügel, von dessen Grat gleichfalls die Dächer einer Ortschaft nebst Kirche herübersahen, — Fröschweiler. Es wurde Halt gemacht, — das Bataillon war diesmal an der Spitze, — und kaum standen wir, als aus der Ferne, von Langensulzbach her, einige Schüsse ertönten, gleich darauf kam eine Ordonnanz herangesprengt, welche unserem Major einen Befehl überbrachte. Das Kommando zum Laden der Gewehre ertönte, die gefüllte Patrontasche wurde vorgeschoben und nun hieß es: „Erste und zweite Compagnie rechts und links des Weges mit halben Compagnien schwärmen, dritte und vierte Compagnie rechts und links als Reserve nach!" So ging es auf Langensulzbach zu, wir wußten, wie viel es geschlagen hatte! Viel später erst erfuhren wir, daß eigentlich für heute vom Oberkommando der dritten Armee keine Schlacht geplant war und der Kronprinz von Preußen die Schlacht erst aufnahm, nachdem wir, das zweite bayrische Armeecorps, den Feind zum Stehen gebracht und den Kampf begonnen hatten.

Ich erhielt den Befehl, den nachkommenden Proviant- und Bagagewagen die entsprechende Ordre zukommen zu lassen, weshalb ich zurückbleiben mußte. Es war etwas Schreckliches, in dieser Ungewißheit und Unsicherheit hinter der Abteilung, der man angehörte, zu sein. Zu langem Nachdenken und Grübeln blieb mir aber nicht viel Zeit, denn schon wurde es vorne lebendig; unsere ersten Plänkler mußten, kaum über Langensulzbach draußen, bereits mit dem Feinde zusammengeraten sein. Sehen konnte man nichts, ringsum war hügeliges, bewaldetes Terrain und nur das Knattern des Kleingewehrfeuers gab mir die Richtung an, in welcher unsere Leute vorrückten. Glücklicherweise mußte ich nicht lange warten; bald kamen unsere Wagen nach, so daß ich meinen Auftrag unserem Quartiermeister übermitteln konnte. Währenddem hatte sich vorne das Feuergefecht auf der ganzen Linie entwickelt und dumpfer, ferner Kanonendonner verkündete, daß auch das Centrum und der linke Flügel bei Wörth und Gunstett 2c. 2c. eingegriffen hatten. Ich war nach vorwärts geeilt und stand nun neben dem Generalstab des 2. Armeecorps, der nur den einzigen freien Aussichtspunkt hatte, von wo man das Thal bei Langensulzbach und das gegenüberliegende Fröschweiler, d. h. eigentlich nur dessen Kirche übersehen konnte. Die Schlacht war in vollem Gange, unaufhörlich ertönte das Gewehrfeuer im Thale, dazwischen hinein mengte sich das eigentümliche rätschende Geräusch der feuernden Mitrailleusen, welches aus der Ferne ungefähr so lautete, als wenn man eine Kaffeemühle einmal im Kreis herumdreht. Der nächste Augenblick aber, als die Ladung einer Mitrailleuse wie ein Taubenschwarm über unsere Köpfe hinweg in die Bäume fuhr, belehrte uns, daß es keine Kaffeebohnen waren, mit denen die Franzosen ihre Kugelspritzen luden. Ebenso fleißig sandten uns die Franzosen auch ihre Granatengrüße herüber, während wir leider des bewaldeten Terrains wegen nicht so nachdrücklich zu erwidern imstande waren, als wir andernfalls gekonnt und gemocht hätten. Eine Mitrailleusenbatterie, welche unten an der Stützmauer des Terrains, auf dem die Fröschweiler Kirche steht, Posto gefaßt hatte, war besonders eifrig, und schien unsere Leute stark zu belästigen. Ein kurzer Befehl, und sofort fuhr, keine zwanzig Schritte vor uns, eine halbe 4pfünder Feldbatterie auf, die unverzüglich in Thätigkeit trat. Die erste bayrische Granate flog in die Kirche, auch die zweite ging noch zu hoch und hatte nur den oberen Rand der Mauer getroffen; die dritte aber saß, und wie sich drüben der Pulverdampf der krepierenden Granate verzogen hatte, waren auch die Rothosen samt ihren Mitrailleusen verschwunden. — Deutlich ist mir noch erinnerlich, mit welcher Ruhe der greise Generallieutenant v. Hartmann, unser Corpskommandeur, mitten in dem Kugelregen in dem Schatten eines Obstbaumes auf seinem Feldstühlchen saß, auf den Knien die Karte, in der Hand den Feldstecher, den er fleißig brauchte. Nicht weit von ihm hielt eine Abteilung Chevaulegers, die zum Ordonnanzdienst bestimmt war; eine einzige französische Granate setzte jedoch fast ein Drittel derselben außer Gefecht. — Nachdem ich endlich erfahren, in welcher Richtung ungefähr unser Bataillon zu suchen sein könnte, eilte ich den Abhang hinunter, auf Langensulzbach zu. Unterwegs begegnete mir der spätere Kriegsminister v. Maillinger, damals Kommandeur der 8. Brigade, mit verbundenem Kopfe, eine Gewehrkugel hatte ihn dicht hinterm Ohr gestreift, ein Zoll weiter einwärts, — und Herr v. Maillinger wäre nie Kriegsminister geworden! Einmal auf dem Schlachtfelde angelangt, konnte ich nach den umherliegenden Toten ganz gut der Spur unseres Bataillons folgen, die sich über einen kleinen Bach, die Sauer, an der mancher von den Unsern still und kalt lag, am jenseitigen Hang gegen Fröschweiler hinaufzog. Nach langem Umherirren gelang es mir endlich, unser Bataillon zu finden, welches sich an der Lisière eines Gehölzes festgesetzt hatte. Vor uns breitete sich der grüne Teppich einer Waldwiese aus, an deren entgegengesetztem Ende wieder Unterholz, in welchem die Franzosen auf ungefähr 800 Schritte vor uns sich eingenistet hatten, anfing. Das Gefecht war für kurze Zeit zum stehen gekommen, und das Schießen schwächer geworden, denn Freund und Feind lagen in guter Deckung im Walde, man konnte höchstens nach der Richtung eines drüben aufblitzenden Schusses zielen. Das mußte unseren heißblütigen Gegnern auf die Dauer zu langweilig geworden

sein, denn mit einem Male tänzelten etliche Rotten Franzosen aus ihrem sicheren Versteck drüben hervor, hüpften etliche Schritte über die Wiese und warfen sich hinter einem Heuhaufen zu Boden. Das geschah alles so leichtfüßig, elegant und mit einer gewissen Koketterie, als hätten sich die braven Franzmänner auf dem Parkett eines Pariser Tanzsalons befunden, und nicht auf einem Schlachtfelde; unwillkürlich mußten wir darüber lachen. Inzwischen waren ihnen noch mehrere gefolgt, es mochte jetzt etwa ein Zug — 60 Mann — sein, die nun zusammen unter großem Geschrei einen Sturmangriff auf unsere Linie unternahmen. Thörichtes, prahlerisches Unterfangen! Man ließ sie auf 300 Schritte herankommen, dann hieß es bei uns „Schnellfeuer", und wie weggeblasen war die ganze Gesellschaft. Einige der Angreifer erreichten nicht mehr das schützende Waldesdickicht, tot oder schwer verletzt lagen sie auf dem Wiesenplan hingestreckt. Auch unserem Hauptmann Schw., dem dieses Stilliegen durchaus nicht paßte, ließ es keine Ruhe; ganz nervös erregt ging er beständig hinter der Linie seiner Compagnie auf und ab, die Leute zum Vorgehen anfeuernd, obwohl dies für eine kleinere Abteilung, wenn nicht auf der ganzen Front vorgegangen wurde, ein völlig zweckloses Beginnen war. Einwendungen waren hier nicht am Platze, so sprang denn endlich der Führer des einen Zuges, Lieutenant E., dem fortwährenden Drängen des Hauptmanns nachgebend, in der Absicht auf, vorwärts zu stürmen. Er rief noch seinen Leuten ein „Marsch vorwärts!" zu, und zeigte mit erhobenem Säbel auf die weiter vorn liegenden Heuhaufen als Deckung, im nächsten Moment sank er, von einer Kugel getroffen, lautlos zu Boden, einer der beliebtesten Offiziere des Bataillons war zwecklos gefallen, denn die wenigen Soldaten, die mit ihm vorgesprungen waren, mußten unter dem heftigsten Kugelregen wieder zurück.

Auch Hauptmann Schw. kam nicht ungerupft davon, er war jedoch so erregt, daß er es gar nicht spürte, als ihn die Kugel traf. Unser Oberjäger A. mußte ihn erst darauf aufmerksam machen, daß seine Säbelscheide zerschossen war und ihm an der linken Wade das Blut in einem dünnen Bächlein herabsickerte. Überhaupt mußten, trotz des bedeckten und schützenden Terrains, viele von unserem Bataillon an jenem Tage ihr Leben lassen, der Tod hielt reiche Ernte. Noch lange mußten wir still halten; ohne große Verluste konnten wir die Franzosen unmöglich aus ihrer ausgezeichneten Stellung verdrängen, vollends nicht, da wir fast gar keine Artillerie ins Feuer bringen konnten. Ohne die Flankenschwenkung des linken Flügels unserer Armee wäre es wohl an diesem Tage unentschieden geblieben, wer das Schlachtfeld behauptet hätte.

Fünf Stunden mochten wir im Gefecht gestanden haben, aber die Aufregung des Kampfes hatte bis jetzt alle Müdigkeit ferngehalten, auch ans Essen dachte niemand. Endlich, am Nachmittag, wurden wir abgelöst und bezogen zunächst Reservestellung an dem Rande des Plateaus oberhalb Langensulzbach. Es war ein von der Augustsonne steinhart gebrannter Lehmboden, auf dem wir uns lagerten, und glühend heiß brannten die Sonnenstrahlen darauf, aber das genierte uns gar nicht, kaum hatten wir uns zur Ruhe hingestreckt, so schliefen wir auch schon in wenigen Minuten tief, totenähnlich. Weder der harte Boden, noch die Augustsonne, die unser Antlitz versengte, — denn nichts bot den erschöpften Schläfern Schatten, — konnte mehr die abgespannten und übermüdeten Geister aufrecht erhalten, Ruhe, Schlaf war das einzige und notwendigste Bedürfnis. — Wie lange wir im Sonnenbrand geschlafen, ich weiß es nicht, der Generalmarsch weckte uns, und es wurde Verles gehalten, bei dem gar mancher fehlte, welcher noch am Morgen mit „hier" geantwortet hatte. Dann wurde uns mitgeteilt, daß die Schlacht zu unseren Gunsten entschieden war, worauf wir wieder zurückmarschierten und fast auf demselben Platze wie am Tage vorher, in der Nähe von Lembach, abends um 6 Uhr Biwak bezogen. — Da wir seit dem Morgen nichts mehr genossen hatten als regennasses Brot, (wer einen Bissen kaltes Fleisch und einen Schluck Wein dazu gehabt hatte, konnte sich glücklich preisen,) suchte man nunmehr das Versäumte nachzuholen, und allenthalben prasselten lustige Feuer empor, um die sich die Soldaten lagerten, und bis die frugale Mahlzeit fertig war, ihre Gewehre und Montur nachsahen und herrichteten, wobei sie heitere Weisen in den lauen Abend hinein sangen. Die folgende Nacht war köstlich, d. h. sie war trocken und wir schliefen auf unserem Acker so vortrefflich, als hätten wir zu Hause in unserem weichen Bette gelegen. Am andern Morgen erfüllten wir zunächst wieder eine heilige, teure Pflicht, indem wir unseren Lieben zu Hause meldeten, daß uns auch diesmal das feindliche Blei verschont habe. Am Abend dieses Tages lagerten wir auf der Höhe von Niederbronn, in der Nähe des durch die bekannte Kürassierattake berühmt gewordenen Reichshofen; es war ein prächtiges Lagerbild, noch farbenbunter dadurch, daß unsere Mannschaft mit den erbeuteten französischen Käppis oder kurzen Kapuzkragen herumstolzierte. Französischen Zwieback, Schokolade, Speck 2c. gab's in Menge, da unsere Avantgarde einen ganzen französischen Proviantzug erwischt hatte. Um den Zwieback rissen wir uns nicht, denn erstens war er steinhart, daß ihm selbst mit dem besten Gebiß nicht beizukommen war, und dann schmeckte er, aufgekocht, so süßlich und kraftlos, daß wir demselben unser schwarzes, wenngleich manchmal schimmeliges Kommißbrot weitaus vorzogen ... Später wären wir allerdings oft sehr froh gewesen, wenn wir nur von dem damals verschmähten Zwieback gehabt hätten!

3. Bis Sedan.

Nach der Schlacht bei Wörth hatte unser Armeecorps, und speziell unser Jägerbataillon ziemlich Ruhe, und erst bei Marsal, einer unbedeutenden französischen Festung, stießen wir wieder auf feindliche Truppen. In Niederbronn, von wo wir am 8. August wieder abmarschierten, erreichte uns die Siegesnachricht von Saarbrücken. Immer tiefer gings in die französischen Lande hinein, rastlos ohne Aufenthalt. Nachdem wir Niederbronn hinter uns gelassen, durchzogen wir einige Tage lang eine prächtige, romantische Gegend. Wunderschöne Bergformationen, die meist mit herrlichen Buchenwäldern bestanden waren, aus denen frische Quellen sich über die Thalwiesen und die Straße schlängelten, entzückten das Auge. Dann begegneten wir wieder wildzerklüfteten, seltsam geformten Felspartien, die grau und verwittert, malerisch aus dem frischen Waldesgrün gen Himmel strebten. — Leider aber sahen wir diese Schönheiten nur selten im goldenen Sonnenlicht, öfter im grauen Schein eines unaufhörlich niederrieselnden Regens. Wir sahen aber auch darnach aus. Am Abend des 8. Augusts waren wir ziemlich nahe an die kleine Festung Bitsch vorgeschoben worden und hatten scharfen Vorpostendienst im Walde. Während dieses Dienstes ereignete es sich, daß in der Nacht bei der Visitation der Vorpostenkette eine unserer Schleichpatrouillen einen Soldaten unseres Bataillons, draußen an einen Baum gelehnt, schlafend antraf. Harte Strafe, wenn nicht der Tod, stand ihm bevor, und doch war er nur zu bemitleiden, denn sein ganzes Verbrechen bestand darin, daß er nach einem den ganzen Tag durch morastige Straßen führenden Marsche am Abend mit schlecht gefülltem Magen sofort wieder auf Vorposten hinaus mußte, ohne daß er zuvor, wenn auch nur kurze Zeit, hätte schlafen können. Als ihn dann die Nummer zum Postenstehen traf und er in der stillen Nacht draußen am Baume lehnte, überwältigte ihn der Schlaf, die Natur machte mit Gewalt ihr Recht geltend, so war es der Patrouille möglich gewesen, unangerufen heranzukommen und ihm das Gewehr zu nehmen. Allerdings kann durch ein solches Versehen über viele Tausende grenzenloses Unheil hereinbrechen, und deshalb hat auch das Kriegsgesetz für dasselbe die schwersten Strafen in Aussicht genommen. Doch für diesmal kam der arme Schelm noch gut davon, der Pikettkommandant fühlte ein menschliches Rühren, und ließ es bei einem strengen Verweis bewenden. Andern Tags mußten uns die Genietruppen erst einen Weg quer durch den Wald bahnen, um auf dem kürzesten Wege aus der Sackgasse, in der wir steckten, wieder hinaus und in die freie Marschrichtung nach Westen zu gelangen. Es war ein furchtbarer Marsch, Mann hinter Mann, auf wirklich bodenlosem Grund, der reine Gänsemarsch; unser Bataillon hatte manchmal die Länge einer Stunde, dazu kam noch, daß wir hin und wieder unseren Bagagewägen aus dem Morast heraushelfen mußten, in dem sie öfter stecken blieben. Alles atmete erleichtert auf, als wir endlich aus diesem Sumpf heraus auf einen einigermaßen gangbaren Fuhrweg kamen. Am Abend dieses Tages bezogen wir ein leidliches Biwak im Walde in der Nähe von Lemberg. Am andern Tag galt es nochmals einen solch schrecklichen Weg quer durch den Wald zurückzulegen, bis wir uns am Nachmittag bei einem starken Gewitter mit Platzregen bei Montbrunn auf einem herrlichen, weichen Lehmacker zum Biwak einrichteten. Wir waren aber schon praktisch geworden und bauten uns Hütten von Baumzweigen,

auf die wir die Mäntel als wasserdichte Dachpappen deckten, dies hatte jedoch leider nur den einen Übelstand zur Folge, daß die Hütten unter dem Regen durch die Schwere der nassen Mäntel nachts einstürzten und die müden Schläfer mehr deckten, als ihnen lieb war. Ich höre heute noch den Einjährigen W. in qualvoller Angst rufen: „Herr Feldwebel, helfen Sie mir, ich muß ersticken!“ Es dauerte lange, bis wir ihn glücklich aus dem Gewirr von Zweigen und Mänteln herausgefischt hatten. — Es ging in jenen Tagen, wo wir immer auf dem freien Felde lagerten, niemand besser, wie eine Notiz meines Tagebuchs vom 12. August beweist, dort heißt es wörtlich: „Endlich wieder einmal nach 9 Tagen in einem Bette geschlafen, und seit 4 Tagen wieder einmal ordentlich gewaschen.“ Das mag genügen. Der unvergeßliche Ort, wo uns dieses große Labsal zuteil wurde, hieß Riemsdorf. Andern Tags kamen wir über das hübsche Städtchen Finstringen nach Mittersheim, in dessen Nähe sich ein Kanal befindet, welcher lebhaft die Erinnerungen an unseren mittelfränkischen Garnisonsort in uns wachrief. Bis hierher war es uns im Feindeslande ganz gut gegangen, weil die Bevölkerung noch überall deutsch sprach und verstand. Über Nacht wurde das anders. Am 13. August war bezüglich der Dislokation der Truppenabteilungen noch spät am Abend eine neue Ordre ausgegeben worden und so kam es, daß wir von unserem Biwak bei Roche noch am Abend um 8½ Uhr aufbrechen mußten und in das hübsche Städtchen Dieuze ins Kantonnement kamen. So urplötzlich und spät in der Nacht angekommen, richteten wir in dem Orte eine heillose Verwirrung an. Die meisten Bewohner schliefen schon oder waren im Begriffe, sich zur Ruhe zu begeben, als sie plötzlich durch die Klänge unserer Musik geweckt oder gestört wurden. Ich war mit noch einigen Kameraden bei einem ehrsamen Hafnermeister einquartiert worden. Die Frau Hafnermeisterin schlug bei dem Anblick so vieler Soldaten jammernd die Hände über ihrem Negligéhäubchen zusammen. „O mon dieu, mon dieu!“ seufzte sie fortwährend, indes ihr Gatte mit stummer Ergebung uns ein Lager bereitete, zu dem wir erst gelangen konnten, nachdem wir ganze Berge von Geschirr behutsam überklettert, und zwischen Kaffeetassen, Suppenschüsseln, und anderen Gerätschaften zu minder edlen Zwecken, einen wahren Eiertanz aufgeführt hatten. Doch das störte uns nicht, unser Lager war weich, und vor allem, es war nicht unter freiem Himmel.

Unsere Soldaten sahen einander anfänglich sehr verblüfft an, als sie jetzt nur noch welsche Laute um sich hörten und ihre wenigen französischen Brocken durchaus nicht mehr ausreichten, um sich verständlich zu machen. Von einem Verstehen ihrerseits war schon gar keine Rede mehr. Der Mangel an Sprachkenntnissen seitens unserer Soldaten und auch mancher Offiziere führte natürlich oft zu den komischsten Scenen, obwohl unsere Mannschaft sich zum großen Teil mit kleinen deutsch-französischen Wörterbüchern, sogenannten kleinen Franzosen, versehen hatte. Alles stand eben doch nicht darin und selbst das Wenige, was darinnen stand, war nicht so bald dem Gedächtnis eingeprägt. Am drolligsten war es immer, wenn einer unserer Soldaten sich bemühte, irgend einen französischen Brocken herauszubringen, um sich verständlich zu machen und dies absolut nicht gelang, sondern der Franzose immer nur achselzuckend und kopfschüttelnd zuhörte, höchstens das stereotype „nix comprend“ zwischen den Zähnen hervorstoßend; dann riß gewöhnlich dem Betreffenden die Geduld und mit einer wahren Stentorstimme brüllte er sein Kauderwelsch dem unglücklichen Franzosen ins Ohr, als wenn derselbe auf beiden Ohren mindestens dreiviertel taub wäre, so daß dieser mit einem: sapristi! erschrocken zurückfuhr.

Am 14. August bekamen wir nach verhältnismäßig kurzem Marsche den befestigten Platz Marsal zu Gesicht. Trotzdem, wie sich später herausstellte, der Platz nur schlecht armiert, eigentlich nur ein Etappen-Magazin war, und obendrein in einer Thalmulde lag, machte die kleine französische Besatzung doch Miene, sich zu verteidigen. Sie ließ sich aber sehr bald durch einige Granaten eines Besseren belehren. Tags zuvor hatte die preußische Avantgarde sich bereits angemeldet und einige eiserne Grüße in das Städtchen geschickt; das hatte genügt. Als wir hinkamen, waren schon die Kapitulationsverhandlungen im Gang, d. h. sie begannen erst bei unserer Ankunft, wäre das nicht der Fall gewesen und hätten die Franzmänner noch Lust gehabt, „ein Tänzchen mit uns zu wagen,“ so wäre es besonders unserem Jägerbataillon schlecht bekommen. Wir mußten, ich weiß nicht mehr durch wessen strategische Weisheit beordert, von der Straße links abschwenken, einem Feldweg folgend, um im Flankenmarsch mit Compagniekolonnen Frontstellung vor den Festungsmauern zu gewinnen. Nach kurzem Marsche hatte unser Weg ein Ende, d. h. er verlief sich im Wasser; die Franzosen hatten durch Stauung eines Baches die Thalsohle unter Wasser gesetzt. Unser Bataillonschef ritt ein Stück ins Wasser hinein, in welchem sein Pferd sofort bis an den Bauch versank. Mit dem Hindurchwaten war es also nichts, denn in einer breiten seeartigen Fläche breitete sich das Wasser vor uns aus. Da standen wir nun schutzlos, ohne Deckung, auf einen Haufen zusammengedrängt, kaum büchsenschußweit von den Festungsmauern entfernt, von wo die Geschütze, Tod und Verderben drohend, auf uns niederstarrten. Hätten die Franzosen gewollt, unser Bataillon wäre verloren gewesen, denn sie konnten unsere ganze Front mit Kartätschen bestreichen und wir konnten weder rück- noch vorwärts, sondern saßen wie weiland Meister Reineke in einer anständigen Falle: vor uns und rechts und links das Wasser, und von hinten drängten immer neue Haufen nach. Bis diese kehrt und uns dadurch Luft gemacht hätten, wären wir durch einige Salven über den Haufen geschossen gewesen. Doch von alledem geschah glücklicherweise nichts, die schwarzen, gähnenden Rachen da drüben auf den Wällen blieben stumm, und ließen uns Zeit, wieder glücklich aus dieser unangenehmen Lage herauszukommen. Nun marschierten wir direkt auf die Festungsthore zu; der Kommandant, die Unmöglichkeit eines längeren Widerstandes einsehend, kapitulierte. Rechts und links an der Straße, in schier endlosen Reihen, standen unsere Truppen, endlich ging das Festungsthor auf und ließ das kleine Häuflein Franzosen — es waren vielleicht 200 Mann — heraus, welches unter dem Klang französischer Trommeln an den das Gewehr präsentierenden bayrischen Heeresabteilungen vorbeimarschierte. Hierauf stellten die Franzosen ihre Gewehre in Pyramiden, hingen Yatagan und Lederzeug daran, die Offiziere behielten ihre Degen und damit war der Akt der Kapitulation zu Ende. Die Franzosen zogen gen Deutschland in die Gefangenschaft, und wir setzten uns in den Besitz von Marsal, sowie der darin aufgespeicherten Proviantvorräte und Waffen. — Manchen der französischen Soldaten rannen die Thränen über die wettergebräunten, trutzigen Gesichter, als sie von dannen zogen. Andere zerschmetterten in ohnmächtiger Wut lieber ihre Gewehre, als daß sie dieselben in die Hände der verhaßten Deutschen fallen ließen; ruhig und ernst sahen wir solchen Ausbrüchen patriotischer Wut zu. In Marsal wurden wir in den von den Franzosen verlassenen Kasernen einquartiert, wo wir uns bald nach Thunlichkeit häuslich eingerichtet hatten. Der Ort selbst war ein ganz unbedeutendes Nest mit kaum 1000 Einwohnern, wo selbst für gutes Geld nichts zu haben war. Gegen Abend besahen wir uns das eroberte Städtchen näher; einige der größeren Baulichkeiten, darunter auch das Pulvermagazin, waren durch die preußischen Granaten schwer beschädigt worden. Die Kirche, welche hübsch gemalte Chorfenster hat, trug gleichfalls Spuren der Geschosse; es waren leider von den schönen Glasmalereien wenige mehr ganz und die Abendsonne sandte, statt durch bunte Scheiben, ungehindert ihre Strahlen in das öde Kirchenschiff. Auch die Geschütze auf den Wällen, deren Ladung für uns bestimmt gewesen, besichtigten wir näher. Eine Kartätschenkugel nahm ich als Andenken mit, sie dient mir noch heute als Briefbeschwerer und trägt das Datum: 14. August 1870. — Als ich später mit einem Kameraden die dämmerigen Gassen des Ortes durchschritt, passierte uns in einem abgelegenen Winkel ein kleines Abenteuer. Es war nicht weit weg vom Pulvermagazin und die ärmlichen Häuser, an denen wir vorüberschritten, waren mehr oder minder von Kugeln durchlöchert; wir sprachen gerade von dem nächsten Tag, an dem es wieder weitergehen sollte, und was uns der wohl neues bringen würde, als sich mit einem Male die Thüre eines dieser Häuser öffnete, eine weibliche Gestalt herauskam, sich forschend nach allen Seiten umsah und dann hastig auf uns zustürzte, jeden von uns bei der Hand nahm und durch stumme Gebärden zu verstehen gab, daß wir ihr folgen möchten. Wir sahen einander verblüfft an und zauderten einen Augenblick, doch was hatten wir zu fürchten, — wir waren unserer zwei und mit dem Seitengewehr versehen. Wir folgten also unserer Führerin, die augenscheinlich längst die erste Jugend hinter sich hatte. Sie geleitete uns in ein zu ebener Erde gelegenes

Gemach, welches, wie man beim Schein einer Lampe erkennen konnte, zwar ärmlich, aber sehr sauber ausgestattet war; vor den Kamin war ein weiß gedeckter Tisch gerückt. Nachdem die Thüre sich hinter uns geschlossen und die Führerin auf uns zugetreten war, sahen wir in das Gesicht einer älteren Frau, deren Augen voll Thränen standen. Fragend mochten wir sie ansehen, denn sie sagte in gutem Deutsch: „Die Herren sind erstaunt, was ich von Ihnen will? Ich hätte eine Bitte: Mein Sohn gehört zu denen, die heute in die Gefangenschaft fortgeführt wurden, ich hatte ihm für heute Abend seine Lieblingsspeise gekocht. Er ist jetzt unterwegs nach jenem Lande, das einst meine Heimat war — wir sind seiner Zeit vom badischen Schwarzwald ins Elsaß eingewandert — und da hab' ich halt, wie ich die zwei Herren vorbeigehen sah, gedacht, die armen deutschen Soldaten müssen jetzt auch Hunger leiden und harte Strapazen ertragen, sie sollen sich an dem erquicken, was mein Sohn nicht mehr genießen konnte, vielleicht findet er über dem Rhein, in der Heimat seiner Mutter, wenn es ihn hungert und dürstet, auch eine mitleidige Seele, die an ihm das vergilt, was ich jetzt an den Deutschen — an meinen Landsleuten — thue. Und nun wollte ich die Herren bitten, sich mit dem zu begnügen, was ich für meinen Sohn gekocht; ich weiß, auf dem Marsch im Feindesland ist Schmalhans oft Küchenmeister, und hier im Ort ist nichts zu haben." — Gerührt dankten wir und setzten uns an den Tisch, wir hätten der guten Frau weh gethan, wären wir ihrer Einladung nicht gefolgt; sie sah uns mit ihren thränenfeuchten Augen so bittend an. Vortrefflich mundete uns der nach französischer Art zubereitete Lapin mit den geschmorten Kartoffeln, auch eine Flasche Rotwein fehlte nicht; was uns aber besonders wohlthat, das war, wie die sorgsame, geschäftige Frau uns bewirtete: es waren Mutterhände, die uns bedienten. Spät am Abend kehrten wir zur Kaserne zurück, nachdem wir noch lang und viel von der deutschen Heimat geplaudert hatten. Hoffentlich hat der Sohn unserer freiwilligen Wirtin von damals durch deutsche Gastfreundschaft Vergeltung dafür gefunden was seine Mutter an uns im Feindesland gethan. Mit herzlichem Danke schieden wir von der alten Frau. — Tags darauf ging es bei Zeiten wieder fort, nur eine kleine Besatzung wurde in Marsal zurückgelassen, die aber bald durch ein aus Landwehr bestehendes Etappenkommando abgelöst wurde. Am zweiten Tage nach unserem Abmarsch von Marsal zogen wir mit klingendem Spiel in dem schönen Nancy ein. Auf dem prächtigen, mit Bäumen bepflanzten Place de l'Academie mußten wir warten, bis uns die Quartierzettel ausgeteilt wurden. Ich erhielt mit noch einem Kameraden Quartier in der Rue Poisonnerie, die direkt hinunter auf den imposanten Stanislausplatz, wo das Stanislausdenkmal steht, und zu der schönen Mairie mit den prächtigen vergoldeten Gitterabschlüssen in den Ecken führt. Unser Quartierherr, ein alter Edelmann, der mit der deutschen Sprache ziemlich umzugehen verstand, war höflich und zuvorkommend wie jeder gebildete Franzose, aber kühl und zurückhaltend. Er that sich etwas darauf zu gute, den Feldzug gegen Preußen zu Anfang dieses Jahrhunderts als Freiwilliger mitgemacht zu haben und sagte uns, an dem befestigten Lager von Châlons, wo Mac Mahon alle französischen Streitkräfte sammle, würden wir uns die Köpfe einrennen, denn dort würde die deutsche Armee vernichtet werden. Uns Bayern bedauerte er, denn es war damals bei den Franzosen allgemein die Ansicht vorherrschend, daß wir katholische Bayern nur gezwungenerweise mit dem protestantischen Preußenkönig gegen Frankreich zögen. Sie glaubten nicht, daß wir in vier Jahren unsere Niederlage von 1866 schon vergessen haben könnten. — Da wir einen Rasttag in Nancy hatten, so besahen wir uns die Stadt recht eingehend. Am 17. August nachmittags trafen die Siegesnachrichten von Mars-la-Tour und Bionville und den blutigen Kämpfen um Metz ein. Großer Jubel herrschte in unseren Reihen. Am Abend spielte die Musik unseres 9. Infanterie-Regiments vor dem Hotel de France, dem Quartier des Kronprinzen von Preußen; man wußte ja noch nicht, welch riesige Opfer an Menschenleben jene Siege gekostet; das wäre ein bitterer Wermutstropfen in den Freudenbecher gewesen!

Am 18. August marschierten wir in aller Frühe aus Nancy, der schönen Stadt an der Meurthe, der Residenz der Herzöge von Lothringen. Wir hatten an diesem Tag einen starken Marsch zurückzulegen, einen der größten, den wir je während des Feldzuges gemacht. Lange Zeit marschierten wir durch eine waldreiche Gegend auf einer trefflich gehaltenen Straße, (überhaupt sind die Straßen in Frankreich zum großen Teil um vieles besser als bei uns in Deutschland) direkt auf Toul los. Einige Kilometer davor, bei Gondreville, schwenkten wir von der Heerstraße links ab, schlugen einen schlechten Waldfuhrweg ein, überschritten in einem lieblichen Thale auf einer von unseren Pionieren geschlagenen Pontonbrücke die hier nicht sehr tiefe, krystallklare Mosel und langten, nachdem wir unseren Riesenmarsch nur durch kurze Rasten unterbrochen, abends um 6 Uhr auf dem für uns bestimmten, südwestlich von Toul gelegenen Biwakplatze an. Wir waren seit morgens 6 Uhr unterwegs, also 12 Stunden marschiert und hatten um Toul so ziemlich einen Halbkreis beschrieben. Todmüde warfen wir uns zwischen die Ackerfurchen und wer ein Bündelchen Stroh oder ungedroschenes Getreide erwischte, dünkte sich ein König zu sein; gekocht wurde an diesem Abend nicht mehr. Die Mannschaft begnügte sich mit dem, was der Brotsack bot. Bald lag alles, was nicht zur Wache gehörte, in festem, tiefem Schlafe.

Am andern Morgen waren wir nicht wenig erstaunt, als wir, statt festes Kantonnement zu beziehen, wieder den gestrigen weiten Weg bis zum Moselthale zurück- und wieder auf's andere Ufer hinübermarschieren mußten, dort hatten wir einige Stunden Zeit zur Rast und zum Abkochen. Und dann? Ja, dann gings zu unserem noch größeren Erstaunen wieder den am Morgen gemachten Weg vorwärts, an unserem gestrigen Biwakplatz vorüber, und weiter, immer weiter, bis wir auf schmalen holperigen Weinbergwegen in stockfinsterer Nacht gegen 9 Uhr unseren Lagerplatz erreichten. Meine und die 2. Compagnie traf das Los, auf Vorposten zu ziehen, während die andern zwei Compagnien in dem hinter uns liegenden Orte Bruley einquartiert wurden. Später schickten uns die Kameraden noch Wein heraus. Ich glaube aber, es hat ihn in jener Nacht niemand versucht, die Leute waren bis auf den Tod erschöpft und lagen wie betäubt auf den harten Ackerschollen.

Unser Aufenthalt vor Toul, als Teil der Cernierungsabteilung, erstreckte sich nur auf vier Tage, dann wurden wir von preußischen Landwehrtruppen abgelöst. Unsere feste Stellung war in den letzten Tagen nordwestlich von Toul in der Nähe der Ferme Longeau. Am 23. August hatte unsere Compagnie das zweifelhafte Vergnügen, bei der ersten Beschießung Touls als Geschützbedeckung zu dienen. Unsere Artillerie, wenn ich mich recht erinnere, eine halbe Batterie 6- und eine halbe Batterie 4-Pfünder, hatte sich eine ganz ausgezeichnete Stellung gewählt, sie konnte Stadt und Wälle nach allen Seiten bestreichen, während ihr die feindlichen Geschosse nichts anhaben konnten. Der Mont St. Michel nördlich der Stadt war unser Standpunkt. Es ist dies ein nach allen Richtungen ziemlich steil abfallender isolierter Bergkegel, ringsum fast bis zum Plateau mit Reben bepflanzt und kaum auf Flintenschußweite von der Stadt entfernt. Auf dem Plateau dieses Berges war unsere Artillerie postiert; um sie hinaufzuschaffen, hatten eigene, sich in Serpentinen hinaufwindende Wege angelegt werden müssen. Wir lagen am Rand des Plateaus dicht unter den Geschützrohren und genossen eine herrliche Aussicht auf die Stadt, und ziemlich weit nach Süden und Osten in's Land hinein. Am Morgen fiel ein feiner Regen, dies und die begreifliche Aufregung, sowie das Stillliegen waren die Ursachen, daß wir an diesem Augusttage froren, wie im November. — Uns gegenüber, an der südöstlichen Seite Touls, in der Nähe von Dammartin waren, wie wir erfuhren, hinter einer Terrainwelle preußische Geschütze aufgefahren und von dort sollte unserer Artillerie durch einen Kanonenschuß das Zeichen zum Beginn der Kanonade gegeben werden. Mit Spannung sahen wir durch die Feldstecher hinüber, lange regte sich nichts. Ein Parlamentär war am Morgen nochmals mit der Stadt, die sich kaum lange zu halten vermochte, in Verbindung getreten und noch wußten wir nicht, wie diese Verhandlung geendigt. Da, mit einem Male — es mochte gegen ½9 Uhr früh sein — stieg drüben bei Dammartin ein weißes Rauchwölkchen auf, gleich darauf hallte der Donner eines Kanonenschusses herüber und als wäre das für unsere Kanoniere das Kommando gewesen, entluden sich auf einen Schlag mit einem das Trommelfell zersprengenden Getöse die acht Geschütze und spieen ihre mörderischen Geschosse über unsere Köpfe hinweg auf die jetzt im Sonnenlichte so friedlich zu unseren Füßen liegende Stadt. Zugleich begannen auch die Preußen drüben ihre Arbeit, aber auch drunten auf den Wällen regte

es sich und lange blieben die Franzosen die Antwort nicht schuldig. Es war ein grausiges Rumoren: hinter uns, in nächster Nähe, der Donner der eigenen Geschütze, drunten in der Stadt mischte sich in den Knall der schweren Festungsgeschütze der dumpfe Krach der einschlagenden und krepierenden Granaten, daß einem fast Hören und Sehen verging, und doch hing Aug und Ohr wie gebannt an dem interessanten, die Nerven aufregenden Schauspiele. Wir und unsere Artillerie saßen gut geschützt hier oben, der Berg war zu steil und zu nahe an den Wällen; sie mußten drunten ihre Geschütze fast senkrecht richten und dann überschossen sie uns, die Granaten flogen über den Berg in das jenseitige Thal. Höchstens eine Flintenkugel schlug manchmal klatschend, ohne Schaden zu thun, an die Weinbergsmauern vor uns. Meines Wissens bekamen unsere Sanitätssoldaten an jenem Tage glücklicherweise keine Arbeit. — Auf dem einen abgestumpften Turm der schönen gothischen Kathedrale in Toul war in einem Bretterhäuschen ein Beobachtungsposten untergebracht; wir sahen öfter eine dunkle Gestalt mit dem Fernrohr Umschau da drüben halten. Diesen Punkt nahmen sich unsere Artilleristen zum Ziel; eine der ersten Granaten fuhr dicht über der Uhr in den Turm, wenige Minuten darauf war auch das Bretterhäuschen und der Mann von der Plattform verschwunden. Mehrere Stunden hatte die Beschießung nun schon gedauert, an verschiedenen Enden brannte es in der Stadt, es schienen öffentliche Gebäude zu sein, die in Flammen standen und immer noch war das ohrenzerreißende Konzert nicht zu Ende. Um 2 Uhr nachmittags trat eine Pause ein; um 6 Uhr abends begann der Tanz auf's neue, und dauerte bis nach 7 Uhr, dann rückten wir ab. Man hatte den Herren Franzosen gezeigt, was man wollte und daß auch die Mittel und die Macht da waren, Touls Widerstand zu brechen, sie konnten sich's überlegen. Und sie besannen sich lange, denn erst vier Wochen darnach, am 23. September, kapitulierte Toul, das sich wacker gehalten hatte. — Am 24. August wurden wir vor Toul abgelöst und in Eilmärschen unserem Armeecorps nachgeschoben, denn wenige Tage darnach begann jenes berühmte Treibjagen, welches mit der vollständigen Vernichtung der Mac Mahonschen Armee im Thale bei Sedan endigte. Anfänglich hieß es noch, Mac Mahon werde sich mit den gesammelten Resten seiner Armee in dem befestigten Lager von Châlons verteidigen, und bis zum 27. August marschierten wir geradewegs auf Châlons los, bald aber kam es anders. Doch ich will dem Gang der Dinge nicht vorgreifen und mich genau an meine Tagebuchnotizen halten.

Am 25. August passierten wir das nette Städtchen Ligny und bezogen Kantonnement in Tannois. Dort wurde der Geburts- und Namenstag des Königs festlich begangen. Am andern Tag (27. August) kamen wir durch das wirklich reizende Städtchen Bar-le-Duc. Malerisch baut sich die Altstadt und amphitheatralisch an einer Anhöhe hin auf, die Neustadt zeigt schöne Läden und breite mit Kugelakazien bepflanzte, sorgfältig gepflegte Straßen. In Bar-le-Duc lag der große Generalstab und defilierten wir infolge dessen vor dem König von Preußen und dem General v. d. Tann. Am Abend wurde uns das Glück zuteil, unter Blitz, Donner und Platzregen auf einem Felde bei Laimont Biwak beziehen zu dürfen; wir hatten also die schönste Aussicht auf eine recht erquickende Nacht. — Alles kann der Soldat ertragen: Hunger, Durst, Kälte, lange Dauermärsche, aber nur kein nasses Lager auf durchweichtem Lehmboden; das ist der schrecklichste der Schrecken. Mir war das Schicksal an jenem Abend gnädig; ich hatte einige notwendige schriftliche Arbeiten für die Compagnie zu fertigen, was bei strömendem Regen doch nicht wohl geschehen konnte, und erhielt ich daher den Auftrag, mir in dem vor uns liegenden Laimont ein trockenes Nachtquartier zu suchen. Das war aber auch leichter befohlen als ausgeführt. Als ich in die Ortschaft kam, wimmelte es dort von Soldaten; das ganze Kommando des 3. Armee-Corps mit dem Kronprinzen von Preußen lag in Laimont. Lange suchte ich vergebens die Straßen auf und ab; endlich, erst bei Einbruch der Dämmerung, kam ich an ein kleines Häuschen; als ich die Thüre öffnete und die vor dem Kaminfeuer sitzenden Hausbewohner meiner ansichtig wurden, eilten dieselben, ein ältliches Paar, mit aufgehobenen Händen auf mich zu und bedeuteten mir, daß ihre Tochter todkrank im Hause liege und sie keine Soldaten brauchen könnten, und wie zur Bekräftigung riß der Alte die Thüre zu einem Seitengemache auf. Dort lag in einem blütenweiß überzogenen Bette ein junges Mädchen bleich und abgezehrt, aber trotzdem schön, mit dunklen Haarflechten um das blasse Gesicht, und starrte mich mit ängstlichen, weitgeöffneten Augen an. Ich beschwichtigte die Leutchen, die sich schon etwas beruhigten, als sie mich allein kommen sahen, so gut ich konnte; sie überließen mir denn auch in ihrem Vorzimmer, das in den meisten französischen Bauernhäusern zugleich Flur und Küche ist, einen Tisch und Licht, weiter wollte ich nichts. Schließlich wurden die beiden Alten noch recht zutraulich, kochten mir unverlangt eine frugale Mahlzeit, — Fleisch hatte ich vorsichtshalber mitgenommen, — und erzählten mir von ihrem Unglück. Ihr einziger Sohn war Soldat bei der Armee Bazaines, der Bräutigam der Tochter bei Wörth gefallen; dies hatte das Mädchen so alteriert, daß es unheilbar dahinsiechte und von Tag zu Tag kränker wurde. „C'est la guerre!" sagte schmerzlich seufzend der alte Blusenmann. Ja, ja, der Krieg! — Meine Lagerstätte war an diesem Abend in einer gegenüberliegenden Scheune auf duftigem Heu, und noch lange verfolgte mich im Traume der ängstlich flehende Blick jener dunklen Augen des dem Tode verfallenen armen Kindes. — Andern Tags verabschiedete ich mich herzlich von Monsieur Gordon und seiner wackeren guten Frau, nachdem ich noch an die Thüre des Häuschens mit Kreide geschrieben: „Hier liegt ein Schwerkrankes!" um sie so wenigstens vor allzugroßer Belästigung durch unser Militär einigermaßen zu bewahren. Ob die arme Marguerite ihrem Leiden erlegen, konnte ich nie erfahren.

Als ich morgens bei meinem Bataillon eintraf, war bereits das ganze zweite bayrische Armeecorps auf dem Marsche, aber es wurde jetzt von der alten Marschrichtung abgewichen. Bisher waren wir immer westlich gezogen, jetzt schwenkten wir nach Norden ab. Es hieß, Mac Mahon habe Châlons verlassen und wolle einen Vorstoß gegen Metz machen, um sich mit Bazaine zu vereinigen. Diese Vereinigung zu verhindern war unsere Aufgabe, deshalb wurde von uns an diesem Tage (27. August) eine Marschleistung gefordert, wie sie uns kaum ein zweites Mal während des Feldzuges vorgekommen sein dürfte. Keilförmig wurden wir fast bis Verdun vorgeschoben, und deckten so die deutschen Truppen vor Metz im Rücken gegen einen Angriff Mac Mahons; das war der erste Schritt zu dem für die Franzosen verhängnisvollen 1. September. Unaufhörlich trieben wir die französische Armee vor uns her, bis sich endlich an der belgischen Grenze der eiserne Ring um dieselbe schloß, und jedem weiteren Zurückweichen der Franzosen ein Ende gemacht wurde. — Um 7 Uhr morgens waren wir von Tannois abmarschiert und erst nach siebenstündigem Marsch wurde uns eine größere Rast gegönnt. Vor Triancourt wurde abgekocht und nun hätten wir einige Stunden ruhen können, wenn nicht durch ein starkes Gewitter unsere Ruhe vereitelt worden wäre. Am späten Nachmittage wurde wieder aufgebrochen und weiter marschiert, daß wir schließlich gar nicht mehr wußten, in welcher Gegend Frankreichs wir waren. Die Nacht brach herein und wir waren immer noch auf dem Marsche; die Uhren auf den Türmen der Ortschaften, welche wir passierten, schlugen 10, 11 und 12 Uhr, wir zogen immer weiter! Und dabei mußten wir noch vom Wege abbiegen und lange Zeit über vom Regen durchweichte, morastige Felder marschieren. Die Erdklumpen hingen sich schwer an die Stiefel und es kam vor, daß, wenn einer den Versuch machte, sich durch eine kräftige Bewegung des Fußes dieser Erdenlast zu entledigen, der Stiefel samt dem Lehmklumpen davonflog. Dazu war es auch noch stockfinster. Die Leute blieben wie Fliegen am Wege liegen; die Reihen unserer Compagnien lichteten sich immer mehr, wer noch einen Rest von Kraft besaß, schleppte sich mühsam weiter, denn es wollte schon etwas heißen, mitten in der Nacht in Feindesland auf durchweichtem nassem Boden ganz verlassen und hilflos mit wunden Füßen liegen zu bleiben! Unser Hauptmann machte dem Bataillonskommandeur Rapport von dieser Not. „Ich kann es nicht ändern, und wenn das ganze Bataillon liegen bleibt und ich allein an dem Ort unserer Bestimmung ankomme!" Das war der Trost, den uns Major C. spenden konnte, — er folgte seiner Ordre — aber ich höre heute noch seine harte, eiserne Stimme durch die Stille der Nacht bis ins hinterste Glied zu uns dringen. Es wurde also zumarschiert, wer und wie viele liegen blieben, galt gleich. Unser Hauptmann versuchte uns einen besseren Trost zu geben: „Wir werden einquartiert," sagte er, „dann könnt ihr ausruhen." Das war eine schlechte Hoffnung, wir hätten uns in diesem Augenblick gerne mit der

Ackerscholle als Unterbett begnügt, wenn nur der Marsch einmal sein Ende gefunden hätte. — Der neue Tag dämmerte schon im Osten, als endlich eine Ortschaft vor uns auftauchte, die das Ziel unseres heutigen Marsches sein sollte. Um halb 3 Uhr zogen, nein, wankten wir in Remhort ein. Die Freude, nun endlich ein trockenes Lager und Ruhe zu bekommen, richtete uns etwas auf, aber wie sehr wurden wir enttäuscht! Das Nest mochte vielleicht etwas mehr wie 2000 Einwohner haben und diesen war eine Quartierlast von 15 000 Soldaten aufgebürdet, es lag, so viel ich mich entsinne, nahezu die ganze 4. Division in diesem Orte. Wir — das Bataillon — wurden in einen Winkel — Straße oder auch nur Gasse konnte man es absolut gar nicht nennen, — geführt, in dem ungefähr drei Häuser und einige Scheunen standen; hier durften wir uns einquartieren, wie und wo wir nur wollten. Wie ich mir die Hütten von außen besah, hatte ich schon genug und nicht die geringste Lust, hier einquartiert zu werden; der Feldwebel und ich eilten daher in eine Scheune, dort war es vielleicht besser. Aber o weh, diese stand voll mit Kavalleriepferden. Wir machten aber nicht lange Umstände und stiegen über die Pferde hinweg auf die Futterböden. Hiebei passierte einem von uns das Unglück, daß eines der untenstehenden Pferde nach dem Rockschoß des Emporkletternden schnappte und denselben radikal wegriß. Oben im Heu angekommen, tasteten wir uns weiter, aber wo wir auch hingriffen, nichts als Köpfe und Gesichter. Mancher Fluch über die unwillkommene Störung wurde uns nachgeschickt, endlich aber fanden wir doch noch so viel Raum, um uns ziemlich bequem ins weiche Heu zu betten. Wir nahmen uns nicht Zeit, die Armatur abzunehmen und schliefen in wenigen Sekunden fest und gut. Leider war uns nur kurze Rast vergönnt, denn um 6 Uhr ertönten schon wieder die bekannten Klänge des Generalmarsches. Ich selbst war schon vorher einmal unsanft aus dem Schlafe geweckt worden. Im Traume war mir, als hörte ich meinen Namen rufen; es dauerte lange, ehe ich zum Bewußtsein kam, daß ich mich nicht getäuscht hatte, sondern daß wirklich jemand laut und kläglich nach mir um Hilfe rief. So tastete ich mich denn in der Dunkelheit nach jener Richtung fort, und erkannte bald am Klang der Stimme, daß es Korporal Z. war, der mich bat, ich möge ihm die Hand reichen, er sei in eine Spalte gerutscht und könne nicht heraus, sondern sinke immer tiefer ein. Es gelang mir, dem bedrängten Kameraden glücklich herauszuhelfen; später, als es Tag wurde und wir den Platz untersuchten, wo die Geschichte passiert war, fanden wir, daß das Heu nicht auf einem Bretterboden ruhte, sondern daß der Grund aus Sparren bestand, die hin und wieder ziemlich weit auseinander standen. Durch eine solche Lücke war Kamerad Z. gerutscht, und wäre, — wenn ich ihm nicht zu Hilfe gekommen, — in einen Schweinestall hinabgefallen, in dem ein Paar riesige Mutterschweine hausten, die sich wahrscheinlich nichts daraus gemacht hätten, einen kgl. bayr. Jägerkorporal anzufressen.

Kaum daß man uns Zeit gönnte, unsere Morgensuppe zu kochen, so gings auch schon wieder weiter; wer Fleisch am Feuer stehen hatte, mußte dasselbe halb gargekocht mitnehmen. Als das Bataillon sich außerhalb des Ortes sammelte, sah man erst, wie furchtbar dezimiert die Reihen durch den gestrigen Marsch waren. Doch man konnte auf niemand warten und nach keinem schicken. Fort gings; wieder mußten wir ein Stück des schönen Weges zurück; in Clermont en Argonne defilierten wir, von Kot und Schmutz starrend, an dem König von Preußen vorbei und erreichten mit eintretender Dunkelheit unseren neuen Bestimmungsort, Four de Paris, wo wir in einem Schlosse wenigstens trockene Unterkunft fanden. Der harte, hölzerne Zimmerboden war uns doch zehnmal lieber, als ein durchweichter Kartoffelacker.

Andern Tags, am 29. August, hatten wir wieder einen ziemlich starken Marsch zurückzulegen; von früh halb 8 Uhr bis abends 7 Uhr, also nahezu 12 Stunden waren wir auf dem Wege. Die Franzosen hatten es verdammt eilig damals, und wir mußten ihnen offenbar zeigen, daß wir, wenn's zum Laufen kam, mindestens eben so lange Beine hatten, wie sie. Wir waren ihnen von da ab immer dicht auf den Fersen. Die Abteilungen wurden jetzt auch immer möglichst konzentriert; an diesem Abend lagerten in dem Biwak bei Juvin so ziemlich das ganze zweite bayrische Armeecorps, Teile des ersten, und auch einige preußische Truppenabteilungen in einer Thalmulde; es war ein ungemein farbenprächtiges, belebtes Bild, welches man von Juvin aus, das auf einer kleinen Anhöhe liegt, vor Augen hatte. An diesem Tage hatten sich auch wieder viele Angehörige unseres Bataillons eingefunden, die gestern den Strapazen des Marsches erlegen und zurückgeblieben waren. Die meisten hatten wunde Füße, und bevölkerten lediglich unsere Proviant-, Montur- und Doktorwagen.

Am 30. August bekam unsere Avantgarde mit der Nachhut des Feindes Fühlung, und es kam zu einem Gefecht, welches sich bis zur einbrechenden Dunkelheit hinzog; wir unsererseits hatten keinen Anteil an demselben, sondern hörten nur hin und wieder den dumpfen Geschützdonner und sahen, als wir nach einem 9stündigen Marsche am Abend Biwak bei Sommauthe bezogen, drüben an den uns gegenüberliegenden bewaldeten Bergabhängen noch Kanonenschüsse aufblitzen; unsere Kameraden waren demnach noch bei der Arbeit. Für uns war die Nacht äußerst ungemütlich; ein scharfer Wind pfiff über das Plateau, während wir für alle Fälle zwischen einer Batterie als Geschützbedeckung lagerten. Wir konnten uns vor dem Sturme nicht besser schützen, als indem wir uns der Länge nach zwischen die Kanonen in die Ackerfurchen legten, um wenigstens dem Winde zu entgehen. Ein behagliches Lager war das aber keineswegs zu nennen. Einige von unseren Leuten wagten sich in das hinter uns liegende Dorf, allein dort war nicht viel zu holen. Die meisten Häuser waren mit Verwundeten belegt und das Dorf überdies vollständig ausgesogen, selbst für teures Geld war nichts zu haben. Nur Freund Z. hatte Glück, er kam in ein Haus, wo er ein gutes Bett und etwas zu essen fand. — Unter Umständen hätte ihm übrigens dieses unerlaubte sich Entfernen teuer zu stehen kommen können, denn Major C. verstand in solchen Dingen keinen Spaß; doch ging es gut ab und am andern Morgen brachte er uns einen großen Topf Milch und einen Feldbecher voll Honig mit ins Biwak heraus; namentlich die Milch war uns hochwillkommen, nun konnten wir doch wenigstens einen ordentlichen Kaffee kochen. Sonst aber war in diesen Tagen Schmalhans Küchenmeister bei uns. Da wir den Spuren der Franzosen in Eilmärschen folgten, mußten wir uns mit dem begnügen, was diese uns übrig ließen, und das war blutwenig. Wer das Unglück hatte, auf Requisition geschickt zu werden, der konnte sicher sein, am Abend müde und abgehetzt, und meist mit leeren Händen zur Abteilung zurückzukommen, um dort nichts weniger als Lobsprüche von unserem Bataillonschef zu ernten. Noch ärger schimpfte gewöhnlich unser Regimentsquartiermeister, obwohl, wenn er zum Requirieren ausgesandt wurde, der Fall ganz der gleiche war; — wo nichts war, da war eben auch nichts zu holen. Schon seit vielen Tagen hatten wir nichts anderes genossen als Hammelfleisch, — mit solchem wurde auch nicht gespart, aber an Brot war großer Mangel, und gerade Brot wars, was wir am meisten vermißten. Die kärglich zugemessenen Rationen französischen Gebäckes konnte man kaum zum Kaffee genießen, — es war weiß und ungesalzen, ohne jede Kraft und schmeckte ungefähr so, wie das ungesäuerte Brot, welches die Juden an Ostern essen; schließlich wurde auch dieses immer seltener; und Hammelfleisch ohne Brot oder Kartoffel, brr! Begegnete uns in diesen letzten Tagen des Augusts eine Herde feister Hämmel, so beschlich uns gelindes Grauen, und wurde einem ganz krabbelich im Magen.

Am Tage vor der Schlacht bei Sedan, also am 31. August, war der Brotmangel am größten. Wir waren an diesem Tage, wie ja die beiden nächsten lehrten, dem Feinde dicht auf den Fersen. Wir kamen an einem französischen Feldlazarett vorüber, ebenso sahen wir schmale, uns wohlbekannte Radspuren hin und wieder auf Anhöhen in der Nähe unserer Straßen hinaufführen. Da waren Mitrailleusen hinaufgebracht worden; am späten Nachmittag, als wir an einem steilen Abhang einer engen Thalmulde, ein Stück über Raucourt draußen, Biwak bezogen, vernahmen wir in der Ferne, nördlich von uns, heftigen Kanonendonner. Es war die Einleitung zu dem Drama des 1. und 2. Septembers. Raucourt selbst, welches noch zwei Tage vorher das französische Hauptquartier beherbergt hatte, war greulich verwüstet, und lag voll Verwundeter, Deutsche und Franzosen durcheinander. Hat das mörderische Blei seine grausige Arbeit gethan, dann hört der Unterschied zwischen Freund und Feind auf; als bedauernswerte Opfer der Kriegsfurie lagen beide auf ihren Schmerzenslagern neben einander und waren sich jetzt nur des einen bewußt, arme, elende Menschen zu sein. Auch an der

Straße, die an unserem Biwakplatz vorüber die Berglehne hinaufführte, fanden sich Spuren geflohener Franzosen, Tornister und sonstige Ausrüstungsgegenstände aller Art. Am Wege fand ich ein Zelttuch, wie es in der französischen Armee für den einzelnen Mann eingeführt und sehr praktisch ist, dasselbe that uns in dieser Nacht, und noch manch andere, sehr gute Dienste. Doch ich wollte ja davon erzählen, wie schlimm es bei uns am 31. August mit Brot und Proviant überhaupt aussah; Fleisch, Kaffee, Wein, alles ohne Brot, das waren schlechte Mahlzeiten, der Kaffee ohne Milch und Zucker war auch kein den Hunger stillendes Gericht. Mit einemmale hieß es: „Jetzt ist Brot da," und richtig, auf einem der bekannten zweiräderigen Karren wurden einige Brotlaibe gebracht. Aber wie wenig war das für so viele! Jede Compagnie erhielt vier, sage vier ganze Laibe, im ganzen waren das 16 Pfund (8 Kilo) für ca. 250 Mann! Ich war in Verzweiflung, wie ich das verteilen sollte, nachdem der Herr Major noch ausdrücklich anbefohlen hatte, mit dem Brote „sparsam" zu sein; da unser Hauptmann aber auch nicht wußte, wie aus den 4 Broten 250 Portionen zu machen wären, gab ich beim Appell oder Verlesen, wie es damals bei uns noch hieß, jedem der vier Züge — der Zug zu 30 Rotten ohne Unteroffiziere gerechnet — einen Laib, und überließ es den 60 Mann, sich mit demselben abzufinden, so gut sie es vermochten. Da ich tüchtig darüber loszog, daß man das im Proviantwagen befindliche Mehl nicht durch Bäcker, die wir als Soldaten beim Bataillon hatten, zu Brot verarbeiten lasse, was doch in jeder beliebigen Ortschaft in einer Nacht geschehen könnte, so ereilte mich auch die Strafe hiefür am nächsten Tage. Der Compagniechef hatte in ähnlicher Weise mit dem Major gesprochen und so wurde ich als Urheber des Gedankens kommandiert, in der Nacht vom 1. auf den 2. September „irgendwo" mit vier Bäcker-Soldaten Brot für das Bataillon zu backen. Das hieß mit andern Worten, ich durfte zurückbleiben und konnte dann anderen Tags sehen, wann, wo und wie ich das Bataillon wieder fand. Aber das war noch nicht alles, das Maß meiner Leiden war noch nicht voll: ich mußte einen requirierten zweiräderigen Karren lenken, obwohl ich noch nie in meinem Leben mit einem Pferde gefahren war. Allein im Kriege mit seinem eisernen „Muß" lernt sich alles rasch; bald verstand ich mich mit meinem wohlgenährten Braunen aufs vortrefflichste, derselbe trottete gleichmütig auf der Straße dahin und ließ sich von mir lenken wie ein Lamm. Noch waren unsere Abteilungen erst kurze Zeit auf dem Marsche und schon ließ sich aus der Ferne Kanonendonner vernehmen, der von Minute zu Minute stärker und immer stärker wurde. Es war der Morgen des 1. Septembers; der erste Teil des Krieges fand mit diesem und dem nächsten Tage seinen großartigen, weltbewegenden Abschluß. Nicht nur fiel an diesen Tagen der größte Teil der französischen Armee mit ihrem Kaiser in die Hände der Deutschen, mit ihm stürzte auch ein auf Lug, Trug und Mord aufgebautes Kaiserreich in Trümmer, und aus denselben ging die französische Republik hervor. Es war für uns alle ein ungemein peinliches Gefühl, den Tag über in qualvoller Langweile zwischen der Wagenkolonne des Divisionstrains uns herumdrücken zu müssen. Nur langsam und ruckweise schob sich dieser vorwärts und von dem, was vor uns sich abspielte, erfuhren wir nur spärlich etwas; ab und zu, je nachdem wir uns gerade auf einer Höhe oder im Thale befanden, donnerten die Kanonensalven der Entscheidungsschlacht, die um Sedan geschlagen wurde, zu uns herüber. Wir bewegten uns zuerst westwärts, bis wir die von Châlons nach Sedan führende Straße kreuzten; auf dieser gings dann langsam Sedan zu. Wir waren nun schon den ganzen Morgen hindurch gefahren und konnten am Nachmittag an der nächsten Umgebung der Landstraße bereits bemerken, daß wir uns dem eigentlichen Schlachtfelde immer mehr näherten. Rauchende Brandstätten, einzelne niedergebrannte Gehöfte, teilweise noch brennende Ortschaften, zerstampfte Saatfelder, Leichen an den Straßengräben und Waldrändern, das waren die Spuren der Kriegsfurie, die hier vorbei gezogen, und die einen ungemein ernsten Eindruck auf uns machten. Der Abend senkte sich auf die blutgetränkten Gefilde; gar viele, die heute den Morgen noch fröhlich begrüßt, fand der Abend auf dem Schmerzenslager, hunderte lagen stumm und kalt mit zerschmetterten Gliedern an irgend einem Rain, — sie hatten ausgekämpft. Wohl denen, die es überstanden hatten und nicht als Krüppel oder Kranke die Heimat wiedersehen sollten. Wir fuhren noch immer auf der Landstraße dahin, noch wußten wir nicht, wie die eisernen Würfel gefallen waren, doch flammten allenthalben, rechts und links von der Straße, Wachtfeuer auf, wir waren jetzt mitten im Kriegsgetümmel; klagend, langgezogen klangen die Trompetensignale der Reiter- und Jägerabteilungen durch die kühle Abendluft. Endlich erhielt ich Befehl, in eine der nächstgelegenen Ortschaften zu fahren und dort Brot backen zu lassen; obwohl wir weder Weg noch Steg kannten, fuhren wir doch frisch in den dämmernden Abend hinein, in der Hoffnung, irgendwo das uns zunächst Notwendigste, einen Backofen nämlich, zu finden. Schon kamen uns auch Truppenabteilungen entgegen, die den heißen Strauß heute mitgefochten hatten und abgelöst worden waren. „Sieg und Frieden! Der Kaiser Napoleon ist mit seiner ganzen Armee gefangen worden!" jubelten sie uns entgegen. Wie klang das Wort Friede so lieblich in unseren Ohren, aber er kam noch nicht so geschwinde, und ließ noch mehr wie 5 Monate auf sich warten. Unvergeßlich bleibt mir eine Lager-Scene, an der wir vorüberkamen. Um ein riesiges Wachtfeuer lagerten Garde-Kürassiere und sangen das bekannte Hauff'sche „Reiters Morgenlied": „Gestern noch auf stolzen Rossen, heute durch die Brust geschossen, morgen in das kühle Grab." Wehmütig scholl der Gesang durch die stille Nacht, und gleichsam als Illustration dazu lag am Wegrande ein deutscher Reiter mit zerhauener Stirne und über ihm ein französischer, beide durch den Tod vereint, um „morgen in das kühle Grab" gebettet zu werden! — Wir waren endlich genötigt, da wir auf der Straße keine Ortschaft erreichten, von derselben abzubiegen, und fuhren nun querfeldein. Es war stockfinster, wir überließen es daher unsern Pferden, wohin sie uns führen würden. Auf einmal standen diese still. Angestrengt sahen und lauschten wir in die finstere Nacht hinaus und fanden schließlich, daß wir dicht vor einem kleinen Fluß hielten; nur wenige Schritte noch und wir hätten ein unfreiwilliges Bad genommen. Aber drüben über dem Wasser sahen wir deutlich die Umrisse einer Ortschaft. Wir fuhren dem Fluß entlang, bis wir eine Brücke erreichten und endlich waren wir in einem Dorfe. Als ich von dem Maire nichts weiter als einen Backofen oder eine Bäckerei verlangte, wurde mir eine solche bereitwilligst angewiesen. Während nun, nachdem die Pferde versorgt waren, die Bäcker sich an die Arbeit machten, hielt ich Rast auf einem Bündel Stroh in einer Ecke der Backstube, und schlief nach all den Strapazen des Tages, wenn auch mit leerem Magen, einige Stunden köstlich. Als der Morgen graute, waren bereits so viele Brote fertig, daß wir einen Wagen damit beladen konnten. Ich übernahm wieder das Amt des Kutschers und fuhr getrost weiter; nachdem ich die Heerstraße wieder erreicht und mich nach der Karte einigermaßen orientiert hatte, gings direkt auf Sedan los. Unterwegs erfuhr ich glücklicherweise von einem unserer Generalstabsoffiziere, daß ich mein Jägerbataillon in Wadelincourt finden würde. — Ich fuhr bis zu unserer äußersten Vorpostenlinie, die ich nach wenigen Stunden erreichte, dort aber mußte ich von der Straße rechts abbiegen und über einen öden, weglosen Höhenkamm fahren. Dort entrollte sich vor meinen Augen das ganze furchtbare Bild des gestrigen Verzweiflungskampfes, dessen Schauplatz gerade vor mir lag. Drunten im Thale, dicht zu meinen Füßen, wie eine Insel aus einem großen See aufragend, lag die Festung Sedan. Die Franzosen hatten die Maas gestaut und geglaubt, sich dadurch gegen die eiserne Umarmung der Deutschen schützen zu können. Aus manchen Ortschaften drang noch dichter Qualm in die Luft, die deutschen Brandgranaten hatten ihre Schuldigkeit gethan. Und je weiter sich der Blick wandte, nichts als rauchende und teilweise noch brennende Ortschaften. Drüben an den Abhängen des Maasthales, südlich von Sedan, lagen qualmend die Ortschaften Bazeilles und Balan, dazwischen sah der Turm von la Moncelle herüber; nordwestlich von Sedan sah man Floing, weiter nach Westen hin Glaire, und noch weiter nach links lag das teilweis brennende Douchery, über dessen Häusern dichter schwarzer Rauch wie eine dunkle drohende Gewitterwolke hing. Links von mir, kaum einen Kilometer entfernt, lag das Schlößchen Bellevue, welches durch die an diesem Tage dort erfolgte Zusammenkunft Napoleons III. mit dem König von Preußen und dem Grafen Bismarck ein ewig denkwürdiger Punkt geworden ist. — So war das Landschaftsbild, welches da vor mir lag und sich mir so tief eingeprägt hat, daß ich es heute, fast ein Vierteljahrhundert später, nach dem Gedächtnis zu Papier

bringen könnte. Nach Wadelincourt hatte ich von hier oben nicht mehr weit, die ziemlich große Ortschaft lag dicht am Fuße des Hügels, von dem ich, mitten unter den Batterien des 2. bayrischen Artillerieregiments, diese Rundschau genoß. Mit klopfendem Herzen nahte ich mich dem Orte: wie mochte es den Kameraden an dem gestrigen heißen, blutigen Tage ergangen sein? Die ersten Jäger, die mir begegneten, brachten gute Nachrichten. Nur zwei Mann waren verwundet worden. Das Bataillon traf erst auf dem Kampfplatze ein, als die französische Armee, bereits aus tausend Wunden blutend, hinter den Mauern Sedans eingeschlossen lag. Wohl sandten noch die französischen Feuerschlünde ihre Tod und Verderben bringenden eisernen Grüße von den Wällen, als das Bataillon den kahlen Abhang hinunter rückte, um Wadelincourt zu besetzen, aber die Granaten waren, ohne zu schaden, zwischen die Abstände der Zugskolonnen gefallen. Erst drunten im Thal sollte das feindliche Blei noch zwei von der Compagnie erreichen. Die zweite Compagnie war über den Ort hinaus vorgegangen und hatte gedeckte Stellung hinter dem Eisenbahndamm genommen. Da trieb es einen Offizier, den Damm hinaufzusteigen, um über dessen Kamm hinweg sich Sedan zu besehen, ein Unteroffizier folgte ihm. Kaum waren sie oben angelangt, so kam das tückische Blei, eine Wallbüchsenkugel aus der Festung fuhr dem Offizier durch die Wade und dem hinter ihm stehenden Unteroffizier an den Knöchel des rechten Fußes. Die Verwundung erwies sich bei beiden als nicht gerade schwer, sie wurden gleich am andern Tag über Belgien nach Deutschland geschafft. Als ich mich nach dem Namen der beiden erkundigte, erfuhr ich zu meinem Schrecken, daß es Freund Z. und Oberlieutenant D. waren. Wadelincourt war von seinen Bewohnern vollständig verlassen, keine Seele ließ sich sehen. Lebensmittel aber, besonders Wein, gabs in Hülle und Fülle. Zu den Vorräten, die wir in dem Orte gefunden, waren meine Brotrationen eine willkommene Zugabe, und wir hatten einen guten Tag vor uns, zumal ich mit dem Feldwebel und noch einigen Kameraden in einem reichlich mit Betten versehenen Haus untergebracht war. Wir freuten uns königlich auf eine gute ruhige Nacht, leider hatte ich aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Die Bewohner des Hauses, in dem wir uns einquartiert hatten, mußten von dem Kriegsgetümmel überrascht worden und Hals über Kopf geflohen sein, denn wir fanden noch den Kaffeetisch gedeckt und die Tassen nicht einmal ganz ausgetrunken vor. Nur das Wertvollste war in der Hast aus den Kisten und Kasten gerissen und mit fortgenommen worden. Wir richteten uns häuslich ein und bereiteten uns eine köstliche Mahlzeit; als Dessert gabs sauren Rahm, den wir im Milchkeller des Hauses entdeckt hatten, mit Kartoffeln. Seelenvergnügt saßen wir am Abend vor dem Kamin, in welchem ein helles Feuer lustig brannte; draußen hatte sich Regen eingestellt, der fein und unablässig wider die wohlverwahrten Fenster rieselte; da war es doppelt behaglich, unter schützendem Obdach zu sein. Wir sprachen von den Friedensaussichten, die uns nach dem außerordentlichen Fang, den wir Deutsche eben erst gemacht, (einen Kaiser und eine 80000 Mann starke Armee) in rosigstem Lichte erschienen. Während unserer Unterhaltung war es mir schon einmal gewesen, als hätte ich meinen Namen drunten von der Straße rufen hören, und richtig, jetzt vernahm ich deutlich eine mir nicht unbekannte Stimme, die meinen Namen rief. Als ich vom Fenster aus nach Wunsch und Begehr fragte, erkannte ich meinen Compagniechef, der fluchend und scheltend drunten im Regen stand: „Donnerwetter, wo stecken Sie denn? Ich suche seit einer halben Stunde im ganzen Neste nach Ihnen, Sie sollen sich sofort beim Herrn Major in voller Ausrüstung melden!“ so lautete die Botschaft, die mich aus allen meinen Himmeln riß; irgend etwas war wieder los, denn was sollte ich noch am späten Abend bei dem Bataillonskommandeur? Seufzend machte ich mich fertig, und stand in wenigen Minuten vor dem Major: „Sie müssen um 10 Uhr mit Oberlieutenant M. zum Gefangenentransport nach Buzancy, und zwar als funktionierender Verwaltungsbeamter. Sie erhalten noch ein Kommando vom 10. Jägerbataillon dazu.“ Das war ein Schlag aus heiterem Himmel; ich hatte mich so sehr auf mein gutes Bett und eine ruhige Nacht gefreut, damit wars nun nichts! Das hatte ich, wie ich später erfuhr, nur unserem Quartiermeister zu danken. Von Rechtswegen hätte er mitmüssen, da ihm aber die Geschichte nicht recht geheuer vorkam, empfahl er mich mit allen möglichen Lobeserhebungen dem Bataillonschef und wußte diesem vorzustellen, daß er für das Bataillon ganz unabkömmlich sei. — Was war zu machen? Beim Militär heißt's gehorchen! Also bestieg ich um 10 Uhr in der Nacht unter strömendem Regen mit dem Offizier einen requirierten zweiräderigen „Chariot“ (wie die französischen Wagen von unseren Soldaten genannt wurden), mit der trostreichen Aussicht, in dieser erquicklichen Situation die ganze Nacht hindurch fahren zu dürfen. Am Morgen sollten wir in Buzancy sein, und bis dahin waren es circa 48 Kilometer.

In Frénois trafen wir mit den Kameraden, einem Unteroffizier und 10 Jägern zusammen. Dort fanden sich aber auch noch einige Offiziere von anderen Abteilungen, welche gleichfalls zum Gefangenentransport nach Buzancy kommandiert waren. Diese freuten sich unseres Wagens, wir durften absitzen, die Herren Offiziere saßen auf und fuhren fort, gaben uns aber vorher noch die freundliche Erlaubnis, uns Wagen und Pferde requirieren zu dürfen. Im ganzen Dorfe war aber weder das eine noch das andere mehr aufzutreiben. Da standen wir nun auf der Landstraße im strömenden Regen, und wußten nicht, was anfangen; denn zu Fuß war es unmöglich, den Ort unserer Bestimmung bis zum Morgen zu erreichen. Endlich erschien Hilfe. Auf einem großen, mit zwei kräftigen Pferden bespannten Leiterwagen kamen zwei Offiziere des 5. Infanterie-Regiments dahergefahren, die gleichfalls nach Buzancy beordert worden, und diese waren, nachdem wir ihnen die Sache vorgestellt hatten, einsichtsvoll genug, uns mitzunehmen. Aber so ganz glatt sollte die Fahrt nicht verlaufen. Bei anbrechendem Morgen kamen wir in eine Ortschaft. Dies sei der Ort unserer Bestimmung, sagten die Offiziere. Ich machte jedoch verwunderte Augen; das war nicht Buzancy, das kannte ich, war ich doch erst vor wenigen Tagen dort durchgekommen, und richtig, als wir die Ortstafel näher betrachteten, ersahen wir, daß wir den rechten Weg verfehlt hatten und mindestens drei Stunden umgefahren waren. Wir mußten unsere Pferde tüchtig ausgreifen lassen, bis dieses Versäumnis eingebracht war. Endlich am 3. September, vormittags gegen 10 Uhr, erreichten wir Buzancy. Ehe wir jedoch in das Städtchen einfuhren, bekamen wir schon einen Vorgeschmack von dem, was Gefangenentransport heißt. Außerhalb des Ortes, auf den Feldern neben der Straße, hatten einige tausend Franzosen die Nacht über biwakiert und, wie man uns erzählte, einen Ausbruchversuch gemacht, bei welchem einige derselben von den Wachen niedergeschossen wurden. Zum Unglück kam um dieselbe Zeit ein Nachschub für die bayrischen Truppen des Weges marschiert; als diese nun schießen und die Kugeln pfeifen hörten, glaubten sie, von Franktireurs oder einer Abteilung versprengter Franzosen angegriffen zu werden und schossen tapfer auf ihre eigenen Landsleute. Einige derselben mußten den unheilvollen Irrtum leider mit dem Leben bezahlen, sie lagen samt den erschossenen Franzosen am Morgen, als wir in Buzancy einfuhren, dicht an der Straße; auf einem Baumgut gruben eben die Kameraden ein Grab, das die einem Mißverständnis zum Opfer Gefallenen aufnehmen sollte. Eine recht nette Überraschung erwartete uns übrigens hier. Als wir uns bei dem Etappenkommando meldeten, erfuhren wir, daß nicht das zweite, sondern das erste bayrische Armeecorps den Gefangenentransport zu besorgen habe. Die Ordre, welche uns hierher berufen hatte, war falsch. Da standen wir nun, sahen uns an und fragten uns, was zu thun sei? Um sofort zurückzufahren, dazu waren unsere Pferde viel zu sehr abgetrieben, außerdem mußten wir auch riskieren, daß unsere Abteilungen schon wieder auf dem Marsche waren; wo, und wohin? das wußten die Götter! Zu allem hin machte sich bei uns der Hunger und das Bedürfnis nach Ruhe nachgerade energisch geltend, und so beschlossen denn unsere Offiziere, etwas von der Straße abzubiegen, um in einigen Orten, die nicht an der großen Heerstraße lagen, und wo voraussichtlich noch Lebensmittel und Futter für die Pferde zu finden waren, zu requirieren, einen Rasttag zu halten, und dann aufs Geratewohl das zweite bayrische Armeecorps wieder aufzusuchen. Die Offiziere, deren Pferde etwas ausgeruht, fuhren voraus und wir einige Stunden später nach. Zuvor hatte ich mir in einem Garten als Frühstück und Mittagsmahlzeit eine Tasche voll halbreifer Pflaumen von einem Baume geschüttelt, denn sonst war selbst für Geld im ganzen Städtchen nichts zu bekommen. — Wir hatten uns die Orte genau aufgeschrieben, welche unsere Offiziere berührten und in denen wir wieder mit ihnen zusammentreffen sollten, aber bereits lagen schon zwei und

drei Ortschaften hinter uns, ohne daß wir auf sie gestoßen wären; da und dort hatte man sie gesehen, aber wir fanden sie nirgends. Es wurde Abend und noch immer waren wir allein, ich und die Mannschaft vom 10. Jägerbataillon mit ihrem Unteroffizier. In Marlhomme quartierten wir uns endlich spät am Abend in einer Scheuer ein, dort fanden wir auch Stroh zum Lager und im Stall ein Kalb, welches wir schlachteten; Brot hatten wir unterwegs requiriert, also keinen Mangel zu leiden, nur die Sorge drückte uns, wie wir wieder zu unseren Abteilungen gelangen sollten. — Andern Tags fuhren wir weiter, und waren mit einemmal wieder in Buzancy, von wo aus wir gestern unsere Irrfahrt angetreten hatten. Das war eine schöne Geschichte! Die Offiziere verloren, und einen ganzen Tag im Kreis herumgefahren. Nun, sie hatte wenigstens das eine Gute, daß wir auf dem Etappenkommando erfuhren, die deutsche Armee marschiere über Châlons nach Paris; wir mußten also von Buzancy aus westwärts ziehen, um den Weg, welchen unsere Abteilungen machten, zu kreuzen. Auf unseren guten Stern vertrauend, fuhren wir weiter, zu fragen brauchten wir nicht viel, eine gute Karte und deutlich geschriebene Ortstafeln zeigten uns den Weg. Am 5. September erreichte ich unsere Divisionsverpflegungsabteilung, bei der ich einen Bekannten traf, welcher mir zu meiner größten Freude mitteilte, das 6. Jägerbataillon müsse ganz in der Nähe liegen. Während wir noch im Gespräch waren, tönten bekannte Hornsignale an mein Ohr. Richtig, „6. Jägerbataillon, Oberjäger!“ lautete das Signal. Nun ließ ich mich nicht mehr halten, ich stürmte querfeldein auf das Städtchen zu, von wo ich das Signal gehört hatte. Als ich in meinem Eifer meinte, dasselbe bereits erreicht zu haben, stand ich mit einem Male vor einem kleinen Flüßchen, über das ich mir erst einen Übergang suchen mußte. Doch auch der wurde gefunden, und als ich das Städtchen betrat, war der erste, der mir begegnete, unser Bataillonschef. Ich war sonst nie sehr erbaut, wenn ich ihm oder er mir in die Hände lief, er war ein kalter, eigener Mann, diesmal aber war ich hocherfreut, als ich seine lange hagere Gestalt auf mich zukommen sah. Ich meldete mich vorschriftsmäßig, und sah zum ersten Mal bei dem Herrn Major etwas wie ein Lächeln über sein ernstes Gesicht fliegen, als ich ihm die Abenteuer meiner Irrfahrt rapportierte. Der Herr Oberlieutenant war schon tags vorher bei dem Bataillon eingetroffen. In Attigny, so hieß das hübsche Städtchen, wo ich wieder zu meiner Abteilung stieß, wurde Rasttag gehalten, was meiner etwas des Putzens bedürftigen Uniform sehr zu statten kam. Von da ab begann unser 14tägiger Spaziergang nach Paris, den uns die Franzosen unbehelligt machen ließen.

4. Vor Paris.

Wenn ich sagte, daß von Attigny ein 14tägiger Spaziergang begonnen habe, so sollte damit lediglich angedeutet sein, daß wir während dieser Zeit weder mit Eilmärschen, wie die vor Sedan, geplagt wurden, noch unter freiem Himmel lagern mußten. So erholten wir uns nach und nach von den großen Anstrengungen der letzten Zeit.

Wir hatten wieder den Weg nach Châlons eingeschlagen, trotzdem uns dort keine französische Armee mehr erwartete. Wir kamen aber jetzt, statt aus Westen, von Norden her auf der schönen, wohlgepflegten Heerstraße, die von Sedan über Châlons nach Troyes und dem südlichen Frankreich führt. Der 6. September fand uns in St. Etienne, einem kleinen Orte, im Quartier; am Tag darauf in St. Hilaire. Die herrlichen Städte Reims und Epernay, die Heimat des Champagners, ließen wir in nicht allzugroßer Entfernung rechts liegen. Doch flogen unsere Gedanken sehnsüchtig zu ihnen hinüber, als wir die Straßen kreuzten, die dahin führten. Wir hätten gar zu gerne den französischen Champagner an der Quelle getrunken. Doch das kam auch noch. Am 8. September befanden wir uns bereits in der großen Ebene von Châlons, die mit ihrem leicht gewellten Terrain, das höchstens hin und wieder von einer niederen Kiefernwaldung unterbrochen wird, einen recht einförmigen Eindruck macht. Auch an dem befestigten riesigen Lager kamen wir vorüber, doch herrschte dort jetzt Totenstille, die Herren Rothosen waren abgezogen und was sie mitnehmen konnten, hatten sie auch mitgenommen. Am nämlichen Tage zogen wir in Châlons ein, wurden aber daselbst nicht einquartiert, sondern mußten noch ein Stück auf der Straße nach Epernay bis Resy marschieren, wo wir sehr gut untergebracht wurden. Hier bekamen wir die ersten reifen französischen Trauben von vortrefflicher Güte zu kosten, die, welche wir am 23. August bei Toul auf dem Mont Michel versucht hatten, waren noch ganz unreif gewesen. Am anderen Tag sahen wir Châlons im Vorbeimarschieren noch einmal und kamen am Abend nach vierstündigem, unter strömendem Regen zurückgelegtem Marsch in Bely beim Maire in's Quartier.

Unser Quartiergeber war ein schlauer Fuchs und großer Geizhals, der selbst gegen die vorgehaltenen Sousstücke nicht mit dem von uns Gewünschten, als Eier, Milch, Speck 2c. herausrückte. Er hatte Angst, daß wenn er etwas sehen lasse, er doch kein Geld dafür bekommen würde. Der Maire jammerte uns vor, daß ihm die bösen Prussiens alles genommen hätten, er sei ein geschlagener, ruinierter Mann. Dagegen sprach aber schon der prachtvolle Viehstand in seinem Stalle und noch manches andere. So sollte denn auch die Strafe für seine Hartherzigkeit nicht ausbleiben. Ermüdet von dem Marsche hatte ich mich mit meinen Kameraden nach Empfang unserer Lebensmittel in die uns angewiesene Stube zur Ruhe zurückgezogen, und da wir Befehl hatten, unser Quartier stets eingehend zu untersuchen, so machten wir in diesem Falle erst recht keine Ausnahme und begannen unser Zimmer einer gründlichsten Besichtigung und Durchsuchung zu unterwerfen. Da fanden wir denn neben einem Wandschrank eine Thüre, die in ein halbdunkles Gelaß führte, dessen kleines Fenster in den Grasgarten hinaus ging, der hinter dem Hause lag. Und hier waren in Hülle und Fülle in einer großen Kiste verborgen: Eier, geräuchertes Fleisch, Trauben, Honig 2c. Darob großer Jubel. Nun war die Frage die, wie wir einen Teil dieser Ware hinausschaffen könnten, ohne daß der alte Graukopf merkte, daß es *seine* Viktualien waren, die wir verspeisten. Der Maire saß die ganze Zeit draußen im Vorraum, der uns in Gemeinschaft mit unserem Quartiergeber als Küche und Wohnzimmer diente. Macht schon im Frieden die Not erfinderisch, wie viel mehr im Kriege, wo man es in Bezug auf Eßwaren mit dem Mein und Dein nicht allzu genau nimmt und nehmen kann; da heißt es dann eben: „Not kennt kein Gebot“ und gelebt muß der Soldat haben. Kurz und gut wir fanden Rat. Einer von uns ging hinaus und fragte den Maire, wo man denn im Orte für Geld und gute Worte etwas zu essen bekommen könne? Der Alte wies nach der Mühle hin. Nun schickten wir in Gegenwart des Alten unser „Mädchen für alles“, unsern Koch mit einer Handvoll Kupfersous fort, aber nicht zur Mühle, sondern in den Grasgarten hinter'm Haus. Da er schon vorher von uns angeleitet war, so verstand der Pfiffikus vollkommen, um was es sich handelte. Während ich nun bei dem Alten Wache hielt, wurde dem Burschen durch das kleine in den Garten gehende Fensterchen der Brotsack mit allem, was wir brauchten, angefüllt. Wie verabredet worden, blieb er ziemlich lange fort, während wir zum Schein über den saumseligen Burschen nach Kräften schimpften. Als er endlich zurückkam, erhielt er scheinbar seinen Rüffel, der nur durch den Anblick des gefüllten Brotsacks etwas milder ausfiel, dann bereiteten wir uns vor den Augen des habgierigen Quartiergebers aus seinen uns vorenthaltenen Mundvorräten eine prächtige Mahlzeit. Hatte er sie uns nicht für bereitwilligst angebotenes Geld geben wollen, je nun, so nahmen wir sie mit List, ohne unser Gewissen allzusehr dadurch beschwert zu fühlen. Auch luden wir ihn, ganz gegen unsere Gewohnheit, nicht zum Mittagessen ein, er mußte vielmehr ruhig mit ansehen, wie wir seine Eier 2c. verspeisten. Das Attentat war vorzüglich gelungen, ohne daß unser Maire eine Ahnung davon gehabt hätte. Des andern Tags aber, als wir fort waren, da hätte ich seine Augen sehen und die verschiedenen „o mon dieu!“ hören mögen, denn wir nahmen auch noch mit, was wir mitnehmen konnten.

Das war am 9. September, von da ab bis zum 17. wurden wir nacheinander in Linthelle, Mont-Plery, Beton Bazoches, la Chapelle Iges und Lissy mehr oder minder gut einquartiert; doch zogen wir selbst das einfachste Quartier dem Biwak vor, in welchem man dem Regen schutzlos preisgegeben war. Halbwegs Beton Bazoches bemerkten wir am 13. Sept. in ziemlicher Entfernung südlich unserer Marschlinie einen großen Brand, doch konnten wir nichts näheres darüber in Erfahrung bringen.

Am 17. September bekamen wir das freundliche Städtchen Corbeil zu Gesicht, es dauerte jedoch geraume Zeit, bis wir in dasselbe hineinkamen, viele Stunden lang mußten wir auf der Straße zwischen Wein-

bergmauern warten; wir vertrieben uns die Zeit damit, daß wir manchmal einen Abstecher in die Weinberge machten und uns einen Helm voll Trauben zur Erquickung holten. Unsere Pioniere hatten erst eine Pontonbrücke über die Seine schlagen müssen, da die hoch über den Fluß sich wölbende steinerne Brücke von den Franzosen gesprengt worden war; nur einige Pfeilerreste ragten noch aus dem Wasser hervor. Die angrenzenden Häuser in der Stadt waren durch die Explosion stark beschädigt worden, selten, daß man eine ganze Fensterscheibe an einem derselben sah. Schon vor Corbeil hatten die Franzosen die Straße abgegraben und teilweise mittelst gefällten Bäumen Verhaue gemacht, wahrscheinlich um uns auf unserem eiligen Marsche nach Paris aufzuhalten. Natürlich lachte man über solch kindische Versuche und marschierte einfach um die Hindernisse herum. — Endlich, am Nachmittag gegen 1 Uhr, überschritten wir die Seine mit ihrem dort klaren, grünen durchsichtigen Wasser, die das Städtchen in zwei Hälften teilt. — In einem Vorort von Corbeil, in Essonnes wurden wir einquartiert; unser Quartierzettel führte uns in ein vortreffliches, gastfreundliches Haus, zu einem Kaufmann Greillot. Die Leute bewirteten uns auf's beste und teilten mit uns, was sie hatten; in wenigen Stunden waren wir mit ihnen befreundet. Ganz besonders angenehm wurde uns der Aufenthalt in diesem Hause durch die Anwesenheit einer reizenden jungen Französin, die durchaus keinen Haß gegen die Feinde ihres Vaterlandes zeigte; im Gegenteil, die junge Dame sprach ziemlich geläufig deutsch und war sehr erfreut, als sie hörte, daß ich aus W., der schönen fränkischen Stadt gebürtig sei, wo sie längere Zeit in einem Pensionate gewesen war. Sie wurde des Erzählens und Fragens nicht müde und ich gab um so lieber Auskunft, als ich sah und hörte, wie meine schöne Wirtin für meine Heimat schwärmte. Mit Bedauern schieden wir anderen Tages von der Familie Greillot, und den Damen traten die Thränen in die Augen, als Monsieur, der Herr des Hauses, bedauernd meinte, es würde uns bei Paris, der gewaltigen Festung schlecht ergehen, denn auch nicht einer komme lebend von dort zurück. Bekanntlich wurde es aber nicht so schlimm, als Papa Greillot prophezeite. — Von Corbeil ab war immer häufiger der Versuch gemacht worden, uns durch Gräben und Verhaue den Weg zu versperren, natürlich umsonst; nur marschierten wir jetzt, da das Terrain rechts und links der Straße waldig war, mit Seitendeckung. Die Franzosen ließen uns aber unbehelligt, sie sparten ihre Kräfte zu einem würdigen Empfange vor den Thoren von Paris, der sogenannten Leuchte der Welt, des Hauptes Frankreichs.

Am 18. September passierten wir Longjumeau, ein ganz nettes Städtchen, und sahen auf unserem Durchmarsch das Wirtshaus „zum Postillon von Longjumeau", ein Name, der durch die Oper des Komponisten Adam in Deutschland überall bekannt ist. Nur wenige Meilen trennten uns noch von Paris, und morgen schon sollten wir der Riesenstadt näher rücken. Für die Nacht bezogen wir, eine Strecke vor Longjumeau draußen, hoch oben auf einem Hochplateau bei Villejuif anfänglich Biwak, kamen jedoch später noch ins Quartier. Am andern Tage rückten wir auf der großen, von Paris nach dem Süden, zunächst nach Orleans führenden Heerstraße vor, und bald verkündete Kanonendonner, daß die Franzosen vor den Thoren ihrer Landeshauptstadt bereit gestanden hatten, uns zu empfangen. — Mehrere Stunden schon hatte die Kanonade gedauert, als wir endlich in die Feuerlinie vorrückten. Anfänglich standen wir rechts der Straße, gedeckt hinter einer Villa; über unsere Köpfe hinweg flogen die feindlichen Granaten und bohrten hinter uns ihre trichterförmigen Löcher in den weichen Feldboden. Rechts vor uns, auf einer mäßigen Anhöhe, war ein französisches Vorwerk, — die Schanze von Villejuif, von unseren Soldaten „die rote Tante" getauft, — von wo aus die Franzosen unsere Stellung eingesehen hatten und ihre Geschosse mit ziemlicher Sicherheit in eine für uns sehr unbequeme Nähe sandten. — Lange blieben wir hier jedoch nicht stehen. Schon nach kurzer Zeit wurden wir durch eine Ordonnanz vorwärts geholt. Dicht vor einem hübschen Städtchen — Bourg la Reine — bogen wir links von der Straße ab und passierten einen schönen großen Park, der samt dem darin befindlichen Schlosse dem Herzog von Treviso gehörte. Hier wurde die Sache schon ungemütlicher; dichter sausten die Granaten über unsere Köpfe, hin und wieder fuhren sie auch mit lautem Krach dicht neben uns in die Parkanlagen. Auch das eigentümliche Gerätsch der Mitrailleusen vernahmen wir zwischenhinein; doch kamen wir ohne Verluste durch den Park. — Da am anderen Ende des Parkes, wo wir hinaus sollten, kein Ausgang zu finden war, hatten unsere Pioniere für einen solchen gesorgt, und eine weite Bresche in die Parkmauer gebrochen. Als wir durch dieselbe auf eine vorbeiführende Straße losmarschierten, wurden wir mit einem Hagel von Mitrailleusenkugeln empfangen. Wir standen mit einemmale dicht vor dem Feind, der auf einer nach dieser Seite steil abfallenden, rebenbewachsenen Anhöhe, die durch einen schluchtartigen Terrain-Einschnitt von uns getrennt war, eine ausgezeichnete Stellung inne hatte. Das würde ein schweres Stück Arbeit werden, wenn wir diese Stellung nehmen sollten. Nicht ohne gelindes Grauen eilten wir im Geschwindschritt über die von Kugeln bestrichene Straße, wobei mehrere von unserem Bataillon fielen, darunter ein Pionier, der Erste, der über die Straße hatte eilen wollen. Dicht vor mir erhielt ein Soldat durch den Helmschild einen Streifschuß quer über die Stirne, daß ihm an der getroffenen Stelle eine Geschwulst, dicker als eine Nürnberger Bratwurst auflief und der Getroffene eine Weile wie ein Betrunkener hin- und hertaumelte. So gut es ging, deckten wir uns hinter Gartenmauern, wo uns die Geschosse der Kugelspritzen nichts mehr anhaben konnten, dafür kamen aber die Granaten dichter und häufiger, einige derselben fuhren durch unsere schützende Gartenmauer, ohne uns aber weiteren Schaden zuzufügen. Dagegen kam unser etwas weiter vorwärts postiertes 10. Jägerbataillon schlecht weg. Dieses stand hinter einem Haus, durch dessen Dach einige eiserne Zuckerhüte, Tod und Verderben bringend, mitten in die Abteilung einschlugen. Ziemlich lange mußten wir in unserer nichts weniger als gemütlichen Stellung ausharren, denn auch mit Shrapnels versuchten die Franzosen uns zu vertreiben, endlich kam Unterstützung. Eine bayrische Feldbatterie fuhr hinter uns auf und zog das feindliche Feuer von uns ab, das von da an immer schwächer wurde, und endlich ganz verstummte. — Diesmal hatten wir es aber nicht unseren wackeren Kanonieren allein zu verdanken, daß wir aus dieser Klemme erlöst wurden. Der Feind hätte sich noch lange da oben in seiner ausgezeichneten Stellung halten können, wenn nicht unserem linken Flügel die Eroberung der sogenannten Bayernschanze gelungen wäre, wodurch unsere Gegner in die gefährliche Lage kamen, von Paris abgeschnitten zu werden. Durch den Vorstoß gegen Clamart und Chatillon wurden die Franzosen in Plessis Piquet und Fontenay aux Roses, so hießen die uns gegenüber auf der Höhe liegenden Ortschaften, zur Aufgabe dieser Stellung gezwungen. Unter dem Schutze unseres Artilleriefeuers rückten wir bis an einen Eisenbahndamm vor, und bezogen bei hereinbrechender Dunkelheit in dem hoch gelegenen, von seinen Bewohnern vollständig verlassenen Fontenay Quartiere. Schaurig hallten unsere Schritte auf dem Pflaster vor den leeren Häusern wieder, kein gastlicher Empfang harrte hier unser. Ein Teil des Bataillons mußte noch in der Nacht in der Richtung gegen Clamart Vorposten beziehen, wir andern quartierten uns ein, so gut es eben ging. Ich hatte mir mit noch einigen Kameraden den Pfarrhof ausersehen, und wir fanden unser Erwarten, dort einigermaßen Bequemlichkeiten zu finden, nicht getäuscht, es fehlte nicht an weichen Matratzen im Pfarrhofe, ich selbst zog es vor, die Nacht in dem bequemen Lehnstuhl des frommen Herrn zu verbringen; von ihm selbst oder sonst einem lebenden Wesen war im Pfarrhofe nichts zu sehen und zu hören. Die Nacht verlief ruhiger, als ich gedacht. Wer hätte es sich in jener Nacht träumen lassen, daß wir vor Paris nahezu fünf Monate festgehalten werden sollten!

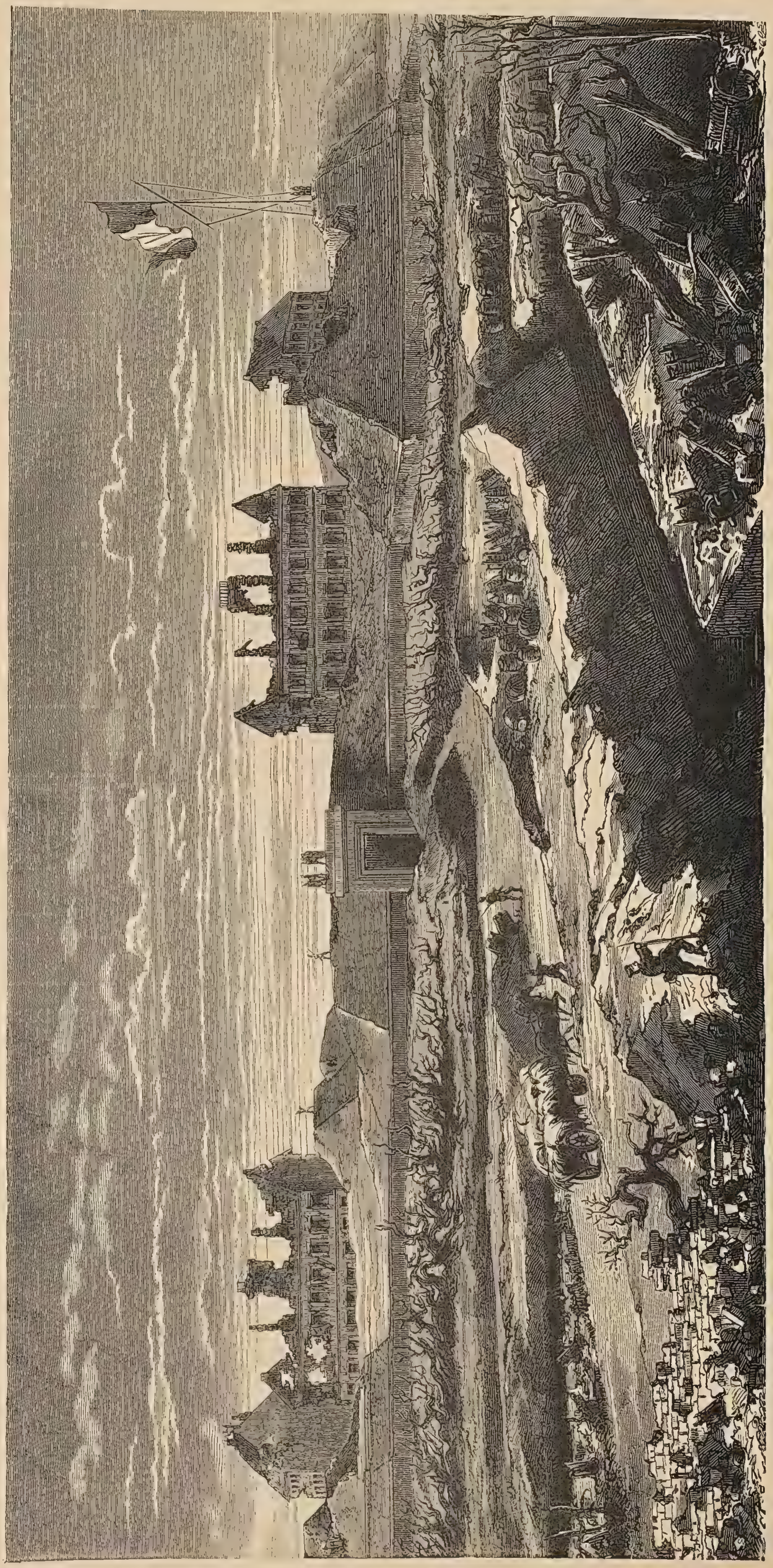
Nach einigen Kreuz- und Querzügen wurden wir endgültig in die Stellungen an der Straße, auf der wir am 22. September gegen Paris anmarschiert kamen, eingewiesen. Es war die große Heerstraße, die von Paris nach Orleans führt und die beiden Ortschaften Croix de Bernis und Pont Antony, in denen wir während der ganzen Belagerungszeit abwechselnd lagen, durchschneidet. Wir beeilten uns, so gut es eben ging, uns häuslich einzurichten, denn wir sahen wohl, daß wir mit Paris nicht so rasch fertig wurden, als bislang mit den übrigen festen Plätzen Frankreichs. Paris mußte regelrecht belagert werden, und wann diese Belagerung zum gewünschten Ziele führen werde, das wußten nur die Götter. Es war schließlich entsetzlich langweilig, denn man sah nichts als Soldaten, immer nur Soldaten; die von uns besetzten Ortschaften

waren durchgängig von den Einwohnern verlassen und so war es auch in dem Vorpostenorte Bourg la Reine, der in den ersten Tagen nur von dem dortigen Apotheker und einigen barmherzigen Schwestern bewohnt war, denselben wurde jedoch bedeutet, sie möchten den Ort so rasch als möglich verlassen, denn Bourg la Reine lag sowohl dem Fort Bicêtre als dem von Montrouge so nahe, daß eine Verständigung von dort mittelst Licht oder sonstigen Signalen nicht ausgeschlossen war; daher mochte wohl diese Maßregel rühren. Nunmehr begann ein Monate langes Hin- und Herziehen. Heute nach Bourg la Reine auf äußerste Vorposten, morgen in Reservestellung, übermorgen Rasttag in Antony oder Croix de Bernis, so ging es in einem fort. Hin und wieder wurde dieses ewige Einerlei durch eine französische Kanonade oder einen kleinen Ausfall unterbrochen; zu einem Ausfall im großen Styl kam es bei uns nicht; ehe die Franzosen mit Erfolg gegen uns hätten vorgehen können, mußten sie erst die Höhen von Bagneux und L'Hay in ihre Gewalt bringen, das aber hatte seinen Haken, denn dort standen die Unsern in starken, wohlbefestigten Stellungen.

Der September war vorbei und auch der Oktober neigte sich seinem Ende zu, nun galt es, sich für den Winter zu versorgen und einzurichten, denn noch waren keine Aussichten auf ein baldiges Ende des Feldzuges vorhanden, im Gegenteil, die eigentlichen Belagerungsarbeiten begannen jetzt erst. Die an unsere Ortschaften angrenzenden Felder waren teilweise mit Kartoffeln bestellt, diese wurden eingeheimst und in Antony bei unserem Quartiermeister aufgespeichert. Ebenso verfuhr man mit dem Obst, Birnen und Äpfeln, soweit sich solche aufbewahren ließen. Auch Traubenlese wurde gehalten; in den Gärten von Burg la Reine wuchsen an den Spalieren herrliche Trauben. Überhaupt schien dieses Städtchen viel von den Parisern als Sommeraufenthalt benützt zu werden. Es waren verschiedene schöne Villen da, und der ganze Ort trug mehr einen großstädtischen Stempel. Natürlich wurden die verschlossenen Hausthüren aufgesprengt, besonders nachdem einmal das Suchen nach Lebensmitteln und warmen Kleidungsstücken begann. Gar zu viel hatten die Herren Franzosen jedoch nicht zurückgelassen; Zimmer, Küche und Keller waren allenthalben ziemlich sorgfältig ausgeräumt, nur hin und wieder fand sich ein Weinlager vor, aber meist nicht in den Kellern, so dumm waren die Franzmänner nicht, uns ihren Wein gleichsam auf dem Präsentierteller zurückzulassen. Meistens war er vergraben; auf den Feldern, in Gärten u. s. w. fanden sich häufig Fässer und Flaschen nicht sehr tief unter der Erdoberfläche vor. Wir lagen einmal als Repli in dem Saale einer Restauration in Bourg la Reine und hatten das ganze Haus leer gefunden. Aber unsere Soldaten ließen sich nicht täuschen; praktisch geworden durch ihre bisher gemachten Erfahrungen, untersuchten sie mit dem Faschinenmesser den Erdboden im Hof und Garten, und siehe da, in der Ecke des Hofes in einem ganz unscheinbaren Gartenhäuschen, fand sich unter Laub und Erde ein ganzes Flaschenlager. Der Jubel war groß, denn bei der regnerischen, naßkalten Witterung wußten wir einen Schluck heißen Weines, wohl gezuckert und gewürzt, hoch zu schätzen. Und was für treffliche Weinsorten waren das; auch silberhalsige Champagnerflaschen kamen zum Vorschein. Das war dann natürlich jedesmal für die Compagnie ein kleines Fest; fanden sich dagegen größere Mengen, Fässer u. s. w., so wurden sie prompt an das Bataillonskommando abgeliefert; als man es mit dem Rest der Flaschen auch so machen sollte — waren keine mehr da; knapp brachte man noch ein halbes Dutzend für den Kommandanten zusammen. — Auch militärisch hatten wir uns für die Dauer eingerichtet; in dieser Richtung war es aber weniger gemütlich. Vor dem Städtchen waren rechts und links in einem Garten und in einer ehemaligen Gypsmühle die Piketts für die äußersten Vorposten, gewöhnlich zwei Compagnien untergebracht, die Verbindung zwischen denselben war durch Schützengräben und unterirdische, sogenannte bombenfeste Räume hergestellt; letzteren war aber, wie sich im Lauf der Zeit zeigte, bezüglich ihrer Bombenfestigkeit nicht recht zu trauen. Vor uns, über dem Terraineinschnitt drüben, den die von Bourg la Reine nach Paris führende Eisenbahn hier quer durch die Straße bildet, und den die Rothosen gleich als Graben benützten, hatten letztere eine sogenannte Etagenschanze errichtet. Von hier aus vermochten sie eine große Terrainfläche zu bestreichen. Auch auf der Straße hatten sie eine feste Schanze gebaut und mit Geschützen besetzt, die mit ihren weiten Mündungen wenig freundlich zu uns herübersahen. Die Straße war hier schnurgerade, und da unsere äußersten Vorposten keine 500 Schritte vor der französischen Linie standen, so konnte man sich ganz gut mit unbewaffnetem Auge gegenseitig betrachten.

Wir unsererseits hatten außerdem auch an den beiden Eingangsstraßen, der nördlichen und östlichen Seite, eine Art Barrikade gebaut, die freilich aus höchst fragwürdigem Material: alten Fässern, Brettern, Sophas, Stühlen, Thüren, eisernen Öfen, Matratzen, Klavieren u. s. w. hergestellt und somit keineswegs kugelfest war. Da keine Kanonen dahinter standen, brauchten sie es auch nicht zu sein. Zu einer Barrikade gehören aber unbedingt auch Kanonen, und ein Spaßvogel kam daher auf den Gedanken, diese primitiven Schanzen kriegsmäßig auszustatten. Er legte in regelmäßigen Zwischenräumen schräg auf den Kamm der Barrikade einige Ofenrohre, welche aus der Entfernung Geschützrohren, die drohend und gähnend den Franzosen entgegen starrten, täuschend ähnlich sahen. Richtig gingen die Franzosen auf den Leim. In einer schönen Nacht beschossen sie die nördliche Barrikade ungemein heftig, und hatten das billige Vergnügen, dieselbe am nächsten Morgen vollständig demoliert und die improvisierten Geschütze demontiert zu sehen. Aber am nächsten Tag war der Schaden bereits wieder ausgebessert und zwei neue Ofenrohre starrten dräuend den Franzosen entgegen; woraus erhellt, daß trotz der ernsten Zeit unsern Soldaten der Humor nicht so leicht ausging. Die Belagerungsarbeiten schritten indessen immer vorwärts, kaum daß sie hin und wieder einmal durch etliche Ausfälle gestört wurden, von denen weiter unten die Rede sein wird. Am südlichen Ende von Bourg la Reine hatte man eine bayrische 12pfünder Batterie in sehr gedeckter Stellung eingefahren. Ging das Bombardement los, so beschoß diese Batterie über das Städtchen hinweg das französische Fort Montrouge. Drüben bei Bagneux war man damit beschäftigt, für die 96-Pfünder, (das schwerste Geschützkaliber, welches von den Deutschen bei der Belagerung von Paris verwendet wurde,) die Einbettung herzurichten. Die Bayernschanze bei Clamart war bald umgedreht, so daß sie jetzt Paris bedrohte, zu dessen Schutze sie hatte dienen sollen. Rechts von uns, über dem Bièvrethal drüben, durch die Bäume eines Parkes geschützt, regten sich emsig Hunderte von Händen, ohne daß wir sehen konnten, was eigentlich unsere preußischen Kameraden dort bauten; wahrscheinlich galt es, der französischen Schanze von Ville-Juif gegenüber eine deutsche zu erbauen. Später bekamen wir es schon zu wissen. Endlos waren die Munitionskolonnen, die von der Eisenbahnstation Lagny her auf der Achse die großen und kleinen „Zuckerhüte" herbeischaffen mußten, mit denen Seine-Babel bezwungen werden sollte, aber unserer Ungeduld dauerte das alles viel zu lange, wir wußten ja nicht, mit welchen Schwierigkeiten dieser Transport zu kämpfen hatte. Inzwischen war es Winter und zwar ein solch strenger Winter geworden, daß sich die meisten Pariser nicht zu erinnern vermochten, jemals einen solchen erlebt zu haben. Die Tage wurden immer kürzer und wir zogen nur noch mit Einbruch der Dunkelheit auf Vorposten. Wer uns da gesehen, hätte uns nie und nimmer für reguläre Truppen gehalten. Beladen wie Maulesel, so zogen unsere Soldaten aus, und ebenso rückten sie wieder ein. Es war gestattet, daß sich jeder eine wollene Decke, an denen kein Mangel war, requirierte und mittrug, auch der Proviant erforderte größere Vorratstaschen, die Kartoffeln, damals die Hauptnahrung unserer Soldaten, mußten doch mitgeführt werden, dies bedingte dann wieder, daß man das feldmäßige Kochgerät durch unordonnanzmäßiges, manchmal von ganz absonderlicher Form und Größe, ergänzte und so wurde noch manches andere, woran man in der Garnison gar nicht denkt und denken darf, mit herumgetragen. Am lustigsten sahen die Offiziersburschen aus, die gewöhnlich auch die Matratzen ihrer Herren auf die Vorposten hinaus und wieder zurückschleppten. Mit der Zeit hatte sich in den ständigen Quartieren, auch draußen vor dem Feinde, allerhand Ungeziefer eingestellt, und es war nicht ratsam, die gemeinschaftlichen Lagerstätten zu benützen; diejenigen, welche es konnten, halfen sich daher so gut als möglich, — und das waren in diesem Falle die Offiziere, die sich ihre Lagerstätten mit hinaustragen ließen. Einer der Bedienten, dem die Last doch etwas zu groß geworden war, kam auf den Einfall, diese Schlafgelegenheiten und Kochgerätschaften zu fahren, und requirierte hiezu aus unserer Vorratskammer Bourg la Reine einen

Kinderwagen. Es ging auch so und besser als zuvor; lange Zeit zog er mit seinem Karren regelmäßig im Gefolge des Bataillons auf Vorposten. Auf dem Rückweg waren die Soldaten in der Regel noch mehr bepackt, denn da gab es allerhand für die Ausstattung der Replis und Rastquartiere in Antony und Croix de Bernis, namentlich Holz und Kochgeschirr, auch Möbel mit heimzunehmen und von all dem war anfänglich in Bourg la Reine alles im Überfluß vorhanden. Wie gesagt, bei solchen Gelegenheiten glich unser Bataillon mehr einer Nomadenherde als Soldaten, und niemand hätte in uns die schmucken, properen Jäger der heimatlichen Garnison wieder erkannt. — Bald fehlte es auch an Beleuchtungsmaterial; die Abende waren lang, manchmal mußte man ganze Nächte hindurch wach bleiben, und die konnte man doch füglich nicht im Dunkeln verbringen. Nun, die Not macht erfinderisch; anfänglich fanden wir das Nötige in Bourg la Reine, es gab da eine große Wachszieherei, die viel Material für Kerzen bot, aber was war das für so viele? Unser Vorrat ging zu Ende, und so nahmen wir denn Hammelfett und gossen wacker Lichter davon — es ging ganz gut, und da wir leider mehr Hämmel zu essen bekamen, als uns lieb war, so ging dieser Stoff nicht so bald aus. Die Beleuchtungsfrage war glücklich gelöst. — Was uns anfänglich gar nicht recht in den Sinn wollte, war, daß weder unsere Artillerie das Feuer der Franzosen erwiderte, noch daß wir auf Vorposten Feuer geben sollten, ohne daß wir angegriffen wurden. So kam's, daß auf unsrer Seite unheimliche Grabesstille herrschte, während die Franzosen lustig bei jeder Gelegenheit drauf losknallten. Sogar auf einzelne Personen schossen sie mit Granaten, und ihre Mörser warfen alte eiserne Vollkugeln von 10—15 Pfund Gewicht herüber, die wir praktisch verwendeten, indem wir mit etlichen derselben Kegel schoben. Wie verschwenderisch die Franzosen mit ihrer Munition umgingen, davon nur ein Beispiel. Unsere Compagnie hatte wieder einmal die äußersten Vorposten bezogen, da kam von der Division Befehl, von sämtlichen Mannschaften sofort die zu Verlust gegangenen Waffen und Ausrüstungsgegenstände namhaft zu machen. Dieses „sofort" bedeutet beim Militär nichts anderes, als: „wir warten darauf, die Ausführung des Befehls hat diesem auf dem Fuße zu folgen." Es blieb somit nichts anderes übrig, als in die Schützengräben hinaus zu gehen, und Mann für Mann, die ganze Vorpostenkette entlang, abzufragen. Dieser angenehme Auftrag war mir zuteil geworden. Um aber zu den Piketts zu kommen, mußte ich erst eine ziemliche Strecke der offenen Straße passieren, was ich auch vorsichtig im Schutze der dort stehenden italienischen Pappeln that, und in raschen Sätzen von Baum zu Baum eilte. Die Franzosen hatten mich aber doch



Fort Issy nach der Beschießung durch die Deutschen. (Zu Seite 388.)

bemerkt, was beim glockhellen Tag eigentlich keine große Kunst war, und gaben dies alsbald durch einen Granatengruß zu erkennen; fünf bis sechs Granaten zählte ich auf dem Hin- und nahezu ebenso viele auf dem Heimwege. Das war doch etwas viel Pulver und Munition verschossen, eines einzigen Mannes wegen, getroffen haben sie zudem nichts, sonst könnte ich das ja kaum erzählen. Dadurch aber, daß unsererseits gar nicht gefeuert wurde, wurden die Rothosen mit jedem Tage dreister.

An schönen Nachmittagen wimmelte z. B. der Aquädukt von Arcueil von Spaziergängern, die sich nach ihren Belagerern, den bösen Prussiens, umsahen, und als bei Cachan das vom Wasser der Bièvre überschwemmte Wiesenthal gefror, konnte man dort, kaum flintenschußweit von unserem Holzstoßpikett, Soldaten und Unteroffiziere mit dem zarten Geschlechte Schlittschuh laufen sehen. Das schien unseren preußischen Kameraden augenscheinlich denn doch die Frechheit etwas zu weit getrieben zu sein, denn als gerade einmal die Eisfläche dicht von emsigen Schlittschuhläufern und -Läuferinnen besetzt war, krachte aus der Richtung von L'Hay ein Kanonenschuß, und ehe sich die Schlittschuhfahrer darüber orientieren konnten, woher der Knall gekommen, schlug auch schon die Granate in die Eisdecke, ein großes Loch reißend und eine Säule von Schlamm und Eisbrocken in die Höhe werfend; als sich der Rauch verzogen hatte, waren Männlein und Weiblein vom Eise verschwunden, und kehrten niemals wieder. Aber nicht allein hier, auch drüben in der französischen Schanze bei Ville-Juif hatte die Unthätigkeit unserer Artillerie die Gegner dreist gemacht. Eines schönen Tages exerzierten dort am Fuße der Schanze, außerhalb des Grabens, auf dem Brachfelde die Franzosen in geschlossenen Kolonnen; wie uns zum Hohn und Spott klangen muntere Hörner- und Trommelsignale herüber, was uns natürlich nicht wenig ärgerte. Wir hätten ja mit unseren Gewehren bequem hinüber schießen können, aber wir durften nicht feuern. Schließlich wurde doch noch Wandel geschaffen, und nach etlichen Tagen in die Gypsmühle von Bourg la Reine ein Unteroffizier mit einer Wallbüchse stationiert, dieser richtete sich hinter dem Hofthor an der Hauseinfahrt häuslich ein, schnitt ein Loch ins Thor und lauerte. Als sie nun drüben wieder einmal im Bataillon ausrückten, und uns frech vor der Nase herummarschierten, da mit einemmale: „Piff, paff!" knallte es einige Male dumpf im Hausflur. Das wirkte; beim zweiten und dritten Schuß packten die Franzosen zusammen und zogen sich schleunigst hinter ihre schützenden Wälle zurück. Sie hatten augenscheinlich gar keine Ahnung, aus welcher Richtung diese unerwartete Störung gekommen war, denn keine einzige Granate erwiderte unsern Gruß. — So verstrich die Zeit, verging Woche auf Woche. Ein Glück war es noch, daß uns die Feldpost regelmäßig Zeitungen und Briefe brachte; die ersteren wurden gegenseitig ausgetauscht. Die „Augsburger Abendzeitung", der „Nürnberger Korrespondent" und die „Gartenlaube" waren unsere Lektüre, die uns zugleich erwünschte Nachrichten aus der Heimat brachten, und manche Stunde, die man nicht gerade mit Kartenspiel und sonstigem geistlosem Zeug ausfüllen mochte, wurde uns dadurch angenehm verkürzt. Ernstliche Unterbrechungen in des Dienstes ewigem Einerlei brachten allerdings die Ausfallsversuche der Franzosen, bei denen wir allerdings nur ein einzigesmal direkt einzugreifen hatten. Anfänglich hatten unsere Vorposten ziemlich weit vor Bourg la Reine vorgeschoben gestanden; das war aber den Franzosen unbequem geworden, als sie mit dem Bau ihrer Verschanzungen begannen. In einer schönen Nacht eröffneten sie urplötzlich ein mörderisches Geschützfeuer von Montrouge, Bicêtre und der roten Schanze, und trieben unsere Vorposten zurück. Wir verloren hiebei einen Unteroffizier und einige Soldaten, denen wir dicht an dem hübschen Kirchlein in Bourg la Reine ein gemeinsames Grab gruben. Sonst kamen wir immer gut weg, obwohl die Franzosen, wie bereits bemerkt, mit ihrer Munition keineswegs sparsam umgingen. Unseren Kameraden von den Abteilungen, welche uns ablösten, erging es ungleich schlimmer, sie hatten stets Pech. So wurden bei einem Pikett des 9. Infanterie-Regiments, das an derselben Stelle lagerte, welche wir kurz vorher innegehabt, durch eine französische Granate 1 Offizier und 9 Mann teils getötet, teils schwer oder leicht verwundet. Ein andermal sah der Bediente eines Offiziers von derselben Abteilung in der Hauptstraße von Bourg la Reine zu dem Fenster seines Quartiers heraus, als ihm der Splitter einer auf der Straße krepierenden Granate den Kopf vom Rumpfe riß.

Eine schlimme, schlaflose Nacht hatten wir vom 29. auf den 30. November. In dieser Nacht hatten wir den am nordöstlichen Teile von Bourg la Reine gelegenen Kirchhof und die angrenzenden Stationen in den Gärten zu besetzen. Die Posten waren aufgezogen, und wir übrigen hatten es uns bereits auf unseren armseligen Lagerstätten so bequem als möglich gemacht, da mit einem Male, kurz vor Mitternacht eröffneten die Franzosen ein höllisches Kanonenfeuer. Die Mörser der sogenannten Etagenschanze an der Pariser Straße sandten ununterbrochen Geschoß auf Geschoß, und die schweren Geschütze von der roten Schanze und in noch weiterer Entfernung die der Forts Bicêtre und Montrouge, stimmten auch mit ein. Es war, als ob der Teufel los wäre, und jede Sekunde waren wir darauf gefaßt, angegriffen zu werden. Unsere Lage war nichts weniger als behaglich. In einem niederen, einstöckigen Gärtnerhäuschen eingepfercht, über das die Geschosse so dicht hinpfiffen, daß wir sie deutlich sausen hörten, mußten wir darauf gefaßt sein, daß im nächsten Moment eine Granate durch's Dach oder die Wand flog. Doch auch diesmal ging alles glücklich vorüber; gegen Morgen ließ die Kanonade nach, ohne daß ein Ausfall erfolgt wäre. Erst einige Tage später erfuhren wir die Ursache dieser Kanonade: es sollten durch dieselbe die ostwärts von uns gegen Champigny und Villiers gerichteten großartigen Ausfälle verschleiert werden, die den Württembergern so schwere Opfer kosteten. Die Schlacht tobte damals dort drüben fast drei Tage lang, und diese ganze Zeit über hallte der Kanonendonner von dem fast acht Stunden (in der Luftlinie) entfernten Schlachtfelde unaufhörlich wie schweres Gewittergrollen zu uns herüber. Bekanntlich behaupteten die tapferen Schwaben siegreich ihre Stellungen, aus welchen sie, im ersten Anpralle, von der Übermacht hinausgedrängt worden waren.

Als nach jener unruhvollen Nacht vom 29. zum 30. November der Tag anbrach, sahen wir erst, wie nahe uns das Unheil gewesen. Unser Häuschen, das nur ein schmaler Gartenweg vom Kirchhof trennte, war wie durch ein Wunder verschont geblieben, während auf dem Friedhof und ringsum an den Mauern die Granaten eine schreckliche Verwüstung angerichtet hatten. Grabsteine waren zerschmettert oder umgerissen, sogar in die Grüfte hatten Granaten eingeschlagen, die Särge aufgerissen, und die Totengebeine nach allen Richtungen auseinandergestreut. Unsere armen Soldaten, die in jener Nacht auf Vorposten standen, waren am schlimmsten daran gewesen, sie erzählten, daß sie gar nicht mehr gewußt hätten, wo sie Deckung gegen die Granaten suchen sollten. Wer in dieser Nacht auf dem Kirchhofe Wache stehen mußte, der wird dieselbe, so lange er lebt, frisch im Gedächtnis behalten. Und doch hatten wir nicht einen einzigen Verwundeten. — So rückte die Zeit trotz vieler Langweile unaufhaltsam vorwärts, schon kam Weihnachten heran, aber leider war immer noch keine Aussicht zum Fortkommen. Die ernsten Stunden wichen heiteren und umgekehrt; wir suchten uns mit Galgenhumor in die unerquickliche Lage zu fügen, so gut es eben ging. Ein wahres Glück, daß zuweilen irgend eine heitere Episode Abwechslung in das ewige Einerlei brachte. So erwischten z. B. einmal unsere Offiziersdiener in dem umliegenden Garten einen Feldhasen. Darob großes Vergnügen bei den Offizieren und lebhafte Freude über den in Aussicht stehenden Braten, der das ewige Einerlei des Speisezettels angenehm unterbrechen sollte. Während der Braten, sorglich behütet und von den dienstbaren Geistern zugerichtet, am Feuer schmorte, machte sich einer der Offiziere daran, die leckere Sauce zu kosten. Der aber hatte kaum einen Löffel voll verschluckt, als er auch schon ein fürchterliches Gesicht schnitt, wie besessen that und um Gegengift zum Doktor lief. Nach peinlicher Untersuchung klärte sich die Sache auf; einer der Bedienten hatte den Hasen, statt mit Salz, mit Soda gebeizt. So war er natürlich nicht zu genießen! — Einem unserer Hornisten erging es ganz ähnlich. Er war einer von denen, die stets die ersten an der Schüssel sein wollten und nie genug bekamen. Als wir wieder einmal ein Haus in Bourg la Reine durchsucht hatten, um dort nach Nahrungsmitteln und Kleidern zu suchen, war unser Hornist mit von der Partie und einer der ersten gewesen, die den Keller fanden, in welchem sich etliche sehr vertrauenerweckende bestaubte Flaschen natürlich mit Spirituosen befanden. Solche sehen, einer den Hals abschlagen und seine ziemlich umfangreiche Feldflasche damit füllen, sowie einige herzhafte Schlücke nehmen, all das war für unseren Hornisten das Werk eines Augen-

blickes, diesmal aber rächte sich seine Gier! Es dauerte nicht lange, so bekam der Hornist solch fürchterliches Bauchzwicken, daß er sich auf dem Boden krümmte wie ein Wurm; dabei jammerte er ganz entsetzlich, so daß unserem guten Feldwebel A., der mit ihm das Zimmer teilte, himmelangst wurde. Wir forschten nach der Ursache, rieten aber vergebens hin und her, bis uns endlich der angstvolle Ruf des Gequälten: „Herr Jesus, der Schnaps! er wird doch nicht vergiftet gewesen sein!“ auf eine Fährte brachte. Wir eilten mit der Feldflasche des Hornisten zum Doktor, dieser roch daran, und nachdem er untersucht und versucht hatte, konstatierte er, daß der „Schnaps“ zwar kein Gift, aber auch nicht zum Genießen tauglich sei, sondern augenscheinlich für technische Zwecke bestimmt war. „Wir wollen ihn übrigens kurieren, den armen Teufel,“ meinte der Doktor, „und zwar so, daß er in Zukunft gewiß nicht mehr der Erste beim Verkosten aufgefundener Speisen und Getränke sein will.“ Der Hornist bekam ein kräftiges Purgier- und Brechmittel — er wäre auch ohnedem nicht gestorben — welches ihm so zusetzte, daß er einige Tage blaß wie eine Leiche herumwandelte und alle Augenblicke aus den Reihen des Bataillons verschwand. Dabei quälte ihn beständig die Angst, daß das Gift am Ende doch noch wirken werde, denn weder wir, noch der Arzt hatten ihn vollständig aufgeklärt. Übrigens hatte die Kur geholfen, er war geheilt und wartete inskünftig vorsichtig, bis andere von dem Gefundenen genossen hatten, dann erst griff auch er zu. Es kostete das freilich den Musikanten große Überwindung, allein der Gedanke an jenes fürchterliche Bauchzwicken war ein heilsamer Zwang, der ihn Enthaltsamkeit üben ließ.

Der Weihnachtsabend fand unser Bataillon auf den äußersten Vorposten, und speziell meine Compagnie im verbarrikadierten Garten mit dem sogenannten bombenfesten Raum, rechts vor der französischen Etagenschanze. Es war ein ernster, wehmütiger Abend für jeden von uns. Wohl hatten unsere Lieben daheim treulich unserer gedacht, die Feldpost hatte ganze Wagenladungen voll großer und kleiner Pakete gebracht, und wer keine Anverwandten hatte, die in dieser schönen Zeit seiner gedenken konnten, dem teilte ein glücklicherer Kamerad von seinem Überflusse mit, er bekam sein „Weihnachtsgeschenk“ aus den Liebesgaben, die patriotische Hände gespendet, — und trotzdem lastete es bleischwer auf allen, daß wir heute so weit weg von der Heimat und schon so lange Monate fort waren, daß wir nicht wußten, wann wir die Heimat, die Unsrigen, und ob wir sie überhaupt je wiedersehen sollten, denn schon die nächste Minute konnte uns den Tod bringen. Wahrlich, es war weder unmännlich noch feig, daß gar manchem eine dicke Thräne über die wettergebräunten Wangen rollte, als in unserer unterirdischen, kaum recht mannshohen, bombenfesten Höhle die Lichter eines Christbaumes aufflammten und unser Hauptmann N. mit bewegter Stimme unserer damaligen Lage und der Lieben zu Hause gedachte.

In der Sylvesternacht waren wir in Bourg la Reine in Reserve und hatten eher Muße, dieselbe, soweit es anging, gemütlich zu feiern. Am Morgen hatte der Corpsbefehl eine Menge Beförderungen gebracht, die uns viele unserer Avantageure als Offiziere zu anderen Truppenteilen entführten. Manchen davon hatten wir als wackeren Kameraden lieb gewonnen und so thaten wir uns in der Sylvesternacht zu einer Abschiedsfeier zusammen, brauten manchen Feldkessel Glühwein und toastierten und pokulierten, bis die Zeit der Ablösung schlug, die zugleich auch die Trennungsstunde für die beförderten und versetzten Kameraden war. Endlich nahte der Tag, von dem wir hofften, daß er uns Erlösung, d. h. die Entscheidung und den Frieden bringen würde.

Am 5. Januar, morgens um halb 8 Uhr, begann die Beschießung von Paris. Unser Bataillon hatte am Abend vorher wieder die äußerste Vorpostenstellung bezogen. In der Nacht kam die Ordre, welche den Beginn der Beschießung für den Morgen verkündete, und mit ihr zugleich die Weisung, die Abteilung mit doppelten Rationen zu versehen, da dieselbe voraussichtlich am anderen Tage, resp. Abend, nicht abgelöst werden könne. Das waren ja ganz nette Aussichten. Gegen Mitternacht kam der Proviantwagen und ich empfing noch für unsere Compagnie Wein, Kaffee, Zucker, Brot und das unvermeidliche Hammelfleisch für die nächsten zwei Tage. — Der Morgen des denkwürdigen 5. Januar stieg hell und freundlich herauf und ich sah mich nach einem Platze um, von dem aus man das beginnende Duell mit grobem Geschütz etwas übersehen konnte. Mein altes Standquartier im Städtchen (Bourg la Reine), ein ca. fünf Stockwerk hohes Haus mit einem flachen Zinkdach, erwies sich als hiefür sehr geeignet. In diesem Haus hatte ich gar manche Nacht mutterseelenallein zugebracht, wenn unsere Compagnie draußen auf den äußersten Vorposten war und ich in meinen Büchern und Listen zu arbeiten hatte. — Oben auf dem Dache faßte ich Posto, und konnte von dort aus eine hübsche Terrainstrecke überblicken. Vor mir lag die französische Etagenschanze und das Fort Montrouge, in derselben Richtung, etwas mehr nordöstlich, starrten die finsteren Wälle des Forts Bicêtre und der roten Schanze herüber, von unseren Batterien dagegen war augenblicklich so viel wie gar nichts zu sehen. Präzis halb 8 Uhr flammte drüben von dem Hochplateau bei Bagneux ein Kanonenschuß auf. Das war das Zeichen zum Beginn des großartigen Finales des Feldzuges. Und nun begann ein Getöse, das sich nur schwer beschreiben läßt, heute aber noch denen, die dabei waren, in den Ohren gellt. Man konnte meinen, der jüngste Tag sei angebrochen. Schlag auf Schlag folgten sich die einzelnen Geschützentladungen, dann wieder ganze Salven. Und zu dem Donner der Kanonen gesellte sich das unheimliche Sausen der fortwährend hoch oben in der Luft in rotierender Bewegung befindlichen Geschosse; waren die Granaten noch weit entfernt und schweren Kalibers, so meinte man, sie kämen ganz langsam daher, man vermöge ihren Flug mit den Augen zu verfolgen; die Kleinen hatten es eiliger, und huschten mit Blitzesschnelle vorüber. Die Grundfesten der Häuser bebten, klirrend fielen die Fensterscheiben in Scherben, aber so unbehaglich es auf meinem Dache war, ich hielt aus, denn ein großartigeres Schauspiel ließ sich kaum denken. Auch unsere Geschützstellungen waren jetzt demaskiert: Drüben, hinter Bagneux, ließen sich in gemessenen Zwischenräumen furchtbare Kanonenschläge vernehmen, dort standen die deutschen 96Pfünder, welche sich die Forts Vanves und Montrouge aufs Korn genommen hatten; westlich von uns, bei L'Hay, waren beim ersten Kanonenschuß, wie vom Blitz gefällt, die längs einer Parkmauer stehenden Pappeln und andere Bäume gefallen und hatten eine deutsche Batterie enthüllt, die lebhaft die rote Schanze und das Fort Bicêtre beschoß. Auch die Zwölfpfünderbatterie, welche hinter mir, am südlichen Ende von Bourg la Reine aufgestellt war, hatte ihre Arbeit begonnen und sandte in unheimlicher Nähe ihre Geschosse mir über den Kopf. Diese Artillerieabteilung stand in einer vortrefflich gedeckten Stellung, sie schoß nach der Karte über die Häuser des Städtchens hinweg, ohne ihre Stellung zu verraten, und nur selten verirrte sich eine feindliche Granate in das Versteck. Vor meinem Auslug hatte sich in kurzer Zeit die Lage merklich verändert. Die deutsche Artillerie schoß gut, ich beobachtete genau die einschlagenden Granaten und einige Male schien es, als wenn sämtliche deutsche Geschütze sich das Fort Montrouge zum Zielpunkt genommen hätten, und zwar mit Erfolg. Nicht lange währte es, und aus dem Zentrum der Festungswerke von Montrouge stieg eine dicke, schwarze Rauchsäule auf, der bald eine helle, riesige, gegen den Himmel leckende Flamme folgte; nach der Kapitulation konnten wir uns selbst überzeugen, wie vortrefflich unsere Artillerie geschossen hatte, es waren die Kasernen des Forts, die gleich am ersten Tage der Beschießung vollständig ausgebrannt waren. Lange stand ich in das großartige, nervenaufregende Schauspiel versunken, als ich auf sehr eindringliche Art daran gemahnt wurde, daß es auf meinem Observationsposten nicht ganz ungefährlich sei. Ich hatte schließlich auf das Sausen und Brausen in der Luft gar nicht mehr geachtet, auch da nicht, als eine Granate kaum wenige Häuser von mir entfernt eingeschlagen hatte, als auf einmal ein Geschoß so dicht neben mir vorbeisauste, daß mich der Luftzug fast übers Dach hinunter warf; im nächsten Moment ertönte ein Krachen, Splittern und Brechen, als wollte das ganze Haus in Trümmer gehen. Eine mächtige Staubwolke benahm mir einen Moment die Aussicht, dann aber, als der Staub sich etwas verzogen hatte, sah ich, daß eine Bombe das fünfstöckige Haus, auf dessen First ich stand, vom Dach bis zum Keller durchschlagen hatte, und eine dunkle, klaftertiefe Kluft gähnte mir entgegen. Ich zog nun doch vor, mich für die nächste Zeit von meinem Aussichtspunkt zurückzuziehen, für heute hatte ich genug. So ging es, wochenlang, Tag für Tag; das einemal heftiger, dann wieder in schwächerem Tempo. Mehrmals noch machten die Franzosen verzweifelte Anstrengungen, den eisernen Gürtel, den die Deutschen um Paris gelegt, zu sprengen:

am 14. und 15. Januar bei Clamart, und fünf Tage darauf, unter dem Schutze des Mont Valérien, gegen St. Cloud, aber stets vergeblich; der Ring war zu fest gefügt, er hielt, hielt so lange, bis die stolze Weltstadt bezwungen und sie die Demütigung des Einzuges der deutschen Truppen über sich hatte ergehen lassen müssen.

Einige Zeit später hatten wir auch einmal das zweifelhafte Vergnügen, vor dem inzwischen ziemlich stark demolierten Fort Issy als Bedeckung zur Schanzarbeit kommandiert zu werden. Es war das eine recht ungemütliche Nacht, naß und eisig kalt, wie so viele vor Paris. Volle zwölf Stunden lang mußte man ausharren, ohne etwas Warmes zu bekommen, ja, kaum rühren durften sich die Leute, denn alle Minuten warfen die Franzosen fächerartig ihr elektrisches Licht auf das Vorterrain, und wehe dem, der sich durch eine Bewegung als lebendes

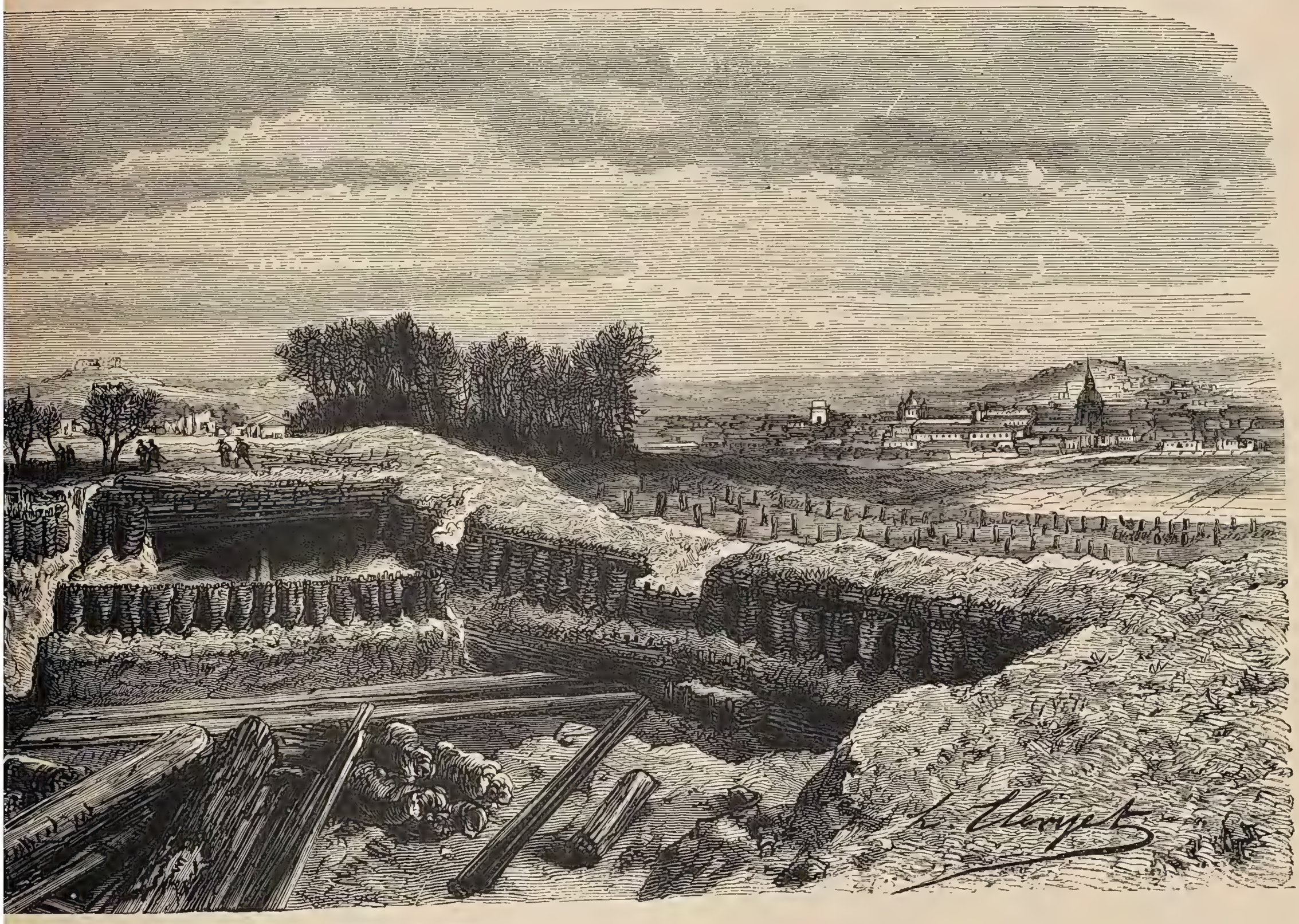
Das Plateau von Chatillon und die Bayernschanze nach der Kap

menschliches Wesen in diesem Moment kundgab, einen ganzen Granatenregen sandten die Franzosen von der Enceinte (im Fort Issy waren die Geschütze bereits demontiert) nach der betreffenden Stelle. Doch kamen wir ohne Verluste weg, nur stark beschmutzt und halb erfroren, rückten wir bei Tagesanbruch wieder in unseren Quartieren ein.

Der 18. Januar, jener Tag, der ein Markstein in der Neuentwicklung Deutschlands war, und der unauslöschlich mit ehernem Griffel in die Tafeln der Weltgeschichte eingegraben ist, der Tag der Kaiserproklamation in Versailles, war angebrochen. Auch wir hatten zu dieser großartigen Feier, die in dem französischen Königsschlosse stattfinden sollte, während die deutschen Geschütze unaufhörlich gegen die Weltstadt Paris donnerten, eine Deputation zu geben: Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten. Wir hatten am 18. Reservestellung in Croix de Bernis, am Abend jedoch mußten wir wieder auf Vorposten ziehen. Auch unser Feldwebel wurde als Deputierter nach Versailles kommandiert, was demselben in diesem Augenblicke sehr ungelegen kam, denn seine besten Stiefel hatte am Morgen der Compagnieschuster in Arbeit genommen, und die andern, welche er besaß, waren keineswegs solche, in welchen man über das Parkett eines Königsschlosses zu schreiten pflegt. Was also thun? Es fand sich Rat; ich hatte erst wenige Tage vorher neue Stiefel bekommen, die dem Feldwebel nicht zu klein waren, und so gab es ja nichts Selbstverständlicheres, als daß ich ihm mit denselben aushelfen mußte. Die Deputation kommt ja bis zum Abend, wenn es hinaus auf Vorposten geht, wieder zurück, war mein Trost, denn ich hatte damals, wie so viele Kameraden, gleichfalls kein zweites gutes Paar Stiefel aufzuweisen. Der Abend kam, den Tag über hatte es geregnet, und schon stand das Bataillon, zum Abmarsch bereit, draußen auf der Straße und noch war unsere Deputation und mit ihr der Feldwebel nicht zurück; ratlos saß ich im Quartier und wußte nicht, was beginnen. Als aber das Bataillon abmarschierte, mußte ich wohl oder übel mit, und zwar, ohne Gnade und Barmherzigkeit, in Schlarpen. Ich kam auch durch den Morast der Straßen und Gärten glücklich mit hinaus an Ort und Stelle, aber fragt mich nur nicht wie! — Erst spät in der Nacht kamen die Deputierten zurück; unserem Feldwebel, der einen frischen Trunk guten Weines sehr hoch schätzte, war es schlecht ergangen, er kam zurück, ungefähr wie weiland Vater Noa, als er zum ersten Male seinen Wein kelterte und versuchte. Vorschriftsmäßig meldete er sich beim Hauptmann, und dieser kam auf die unglückliche Idee, sich vom Feldwebel näheres über den Verlauf der Feier erzählen lassen zu wollen. Der Feldwebel wollte dem Wunsche des Hauptmanns nachkommen, aber es ging mit dem besten Willen nicht; die Zunge war zu schwer. Nachdem er einige Male: „Ich melde, — melde — gehorsamst," hervorgestottert hatte, platzte er endlich mit den Worten heraus: „Ich

melde gehorsamst, daß ich einen Rausch habe!“ Der Hauptmann lächelte, eine Seltenheit bei ihm, aber er liebte selbst des Bacchus edle Gabe und sagte: „Na, dann legen Sie sich hin auf's Stroh bis zur Ablösung; ein Rausch ist besser als ein Fieber.“ — Schließlich kam auch der hochersehnte Tag, an dem das stolze Paris sich beugen und kapitulieren mußte; nur wenige Tage, und der Kapitulation vom 28. Januar folgte am 31. Januar der 21tägige Waffenstillstand, demzufolge sämtliche pariser Forts den Deutschen übergeben werden mußten. Wir erhielten die freudige Nachricht von der Kapitulation erst am 30. Januar, als wir gerade wieder einmal auf Vorposten gezogen waren; unbeschreiblich war der Jubel, der auf diese Nachricht ausbrach. Noch am nämlichen Tage rückten sämtliche Abteilungen mit klingendem Spiel in die äußersten Linien vor, die Barrikaden und Verhaue waren im Nu niedergerissen und verschwunden; was davon noch brauchbar gewesen, wurde zur Ausstattung unserer Quartiere verwendet. Nun bezogen wir in Bourg la Reine Standquartiere und durften uns sechs Wochen lang der nötigen Ruhe und Erholung erfreuen. Wir richteten uns in dem Städtchen häuslich ein; es fand nun regelmäßig einige Male in der Woche Parademusik statt, an den Sonntagen war Feldgottesdienst. Der erste, zu dem alle Truppenteile unserer Division ausgerückt waren, gestaltete sich zu einer wahrhaft großartigen, erhebenden Feier. Inzwischen statteten wir den verschiedenen Forts und den an der Demarkationslinie gelegenen Ortschaften fleißig Besuche ab, wobei wir Gelegenheit hatten, zu sehen, wie sicher und erfolgreich unsere Artillerie während der Beschießung gearbeitet hatte. Ein besonders beliebter Ausflugsort war das Hochplateau von Moulin de la Tour oberhalb Clamart; von dort, wo ja auch die sogenannte Bayernschanze lag, hatte man einen wunderbaren Ausblick auf die Weltstadt, deren Häusermeer wie auf einem Riesenteppich vor den staunenden Blicken ausgebreitet lag. Aus dem Chaos von Baulichkeiten ragten vor allem die Türme der Kathedrale von Notre Dame, sowie die vergoldete Riesenkuppel des Invalidendomes empor, nördlich stieg auf dem Trocadero die Stadt amphitheatralisch in die Höhe, während das weiter nördliche und östliche Ende von Paris in dem stets über der unendlichen Stadt lagernden Dunstkreis verschwand. Im Westen sah der Mont Valérien mit seinen Riesenkanonen noch drohend herüber, aber wir hatten nichts mehr von ihm zu befürchten, weit mehr interessierte uns jetzt das zu seinen Füßen liegende Bois de Boulogne, welches die Deutschen ja später beim Truppeneinzug auch noch zu sehen bekamen.

Währenddessen dauerten im Südosten Frankreichs, um Belfort, und an der schweizer Grenze die Kämpfe noch fort, die erst ein Ende



von Paris. — Die Bayern verlassen ihre Stellungen vor Paris.

nahmen, als am 1. Februar die Armee Bourbakis auf schweizer Boden gedrängt und dort entwaffnet worden war und Belfort am 16. Februar seine Thore öffnete. Vor und nach dem Abschluß des Präliminarfriedens von Versailles begann man mit der Räumung der Forts und wurden alle transportablen Geschütze fortgeschafft; was nicht zu transportieren war, wurde gesprengt. Endlose Züge von Geschützkolonnen kamen durch unser Bourg la Reine gezogen, wobei es oft allgemeine Heiterkeit erregte, wenn gleich hinter einem winzigen Gebirgsgeschütz ein Riese von der Marine kam. Auch Waffen aller Art kamen in Wagenladungen, und hintendrein zogen die entwaffneten Mobilgardisten an uns vorüber, ihrer Heimat zu, meist Leute mit finsteren, abgemagerten Gesichtern; der Hunger thut weh, und die an gute Kost gewöhnten Franzosen waren nun schon seit dem 19. September in ihren großen Käfig gesperrt und bereits beim Verspeisen von Katzen und Hunden angelangt gewesen. — An der Demarkationslinie trat der Notstand, der

in Paris herrschte, noch deutlicher zu Tage. Dort standen in der ersten Zeit nach der Kapitulation immer Hunderte und ließen sich von den bayrischen Soldaten Stücke Brot schenken. Wir hatten damals keinen Mangel daran und mehr als einmal sah ich den und jenen von unsern Leuten verstohlen einen Laib Brot unter den Mantel stecken und hinaus zu jenen Armen wandern, deren heißer, brennender Blick noch verständlicher Brot heischte, als die fremden Laute ihrer Sprache. Wenn je einmal einer unserer Soldaten während des Feldzuges es mit dem Mein und Dein nicht allzu genau genommen, besonders wenn es der Beschaffung von Lebensmitteln galt, — dort an der Demarkationslinie vor Paris, angesichts der deutschen und französischen Wachtposten, ist das hundertfach wieder gut gemacht worden.

Der 1. März kam heran und mit ihm der große Schmerzenstag für die Pariser, die Deutschen in ihrer Metropole einziehen zu sehen. Es waren ca. 11000 Bayern dabei, — unsere Brigade war durch eine Deputation vertreten — denen das zweifelhafte Vergnügen zuteil wurde, Paris auch von innen sehen zu dürfen. Trotzdem den Soldaten die Tuilerien u. s. w. gezeigt wurden, bekamen dieselben von der Weltstadt an der Seine keinen besonders schönen Eindruck, was wohl begreiflich ist.

Inzwischen hatten wir wieder Nachschübe aus Deutschland erhalten, welche die in den Compagnien entstandenen Lücken ausfüllen mußten. Mit einem derselben war auch mein bei Sedan verwundeter Freund wieder ins Feld zurückgekehrt. Seine Verwundung war wohl eine schmerzhafte, aber keine schwere gewesen und in Münster war er verpflegt und geheilt worden. Was uns persönlich betraf, so war nun ja alles glücklich überstanden, der Frieden vor der Thür, und bald sollte es in die Heimat gehen! Es dauerte aber doch noch etwas länger, als wir hofften und glaubten. Zunächst wurden die von uns säuberlich ausgeräumten Forts am 7. März wieder feierlichst den Herren Franzosen übergeben, die gerade keine freundlichen Gesichter machten, als sie die armaturlosen, halbzerschossenen Steinhaufen, die jetzt ihre neue Front Paris zukehrten, zu Gesicht bekamen. — Doch erwies sich das letztere, wie man sich erinnern wird, in den entsetzlichen Kämpfen mit der Kommune für die französische Regierung als sehr zweckmäßig; ob sie aber für diese Arbeit, daß man die Forts umdrehte, den Deutschen gedankt hat, wissen wir nicht, bezweifeln es indessen. Endlich kam auch der Tag heran, da wir unsere vom 19. September bis 9. März, also nahezu ein halbes Jahr, innegehabte Stellung vor Paris verlassen sollten; ostwärts richteten sich wieder unsere Marschziele, der lieben, lang vermißten Heimat entgegen. — Der Morgen des 10. März fand uns in der Hauptstraße von Bourg la Reine aufgestellt und zum Abmarsch gerüstet. Merkwürdig! So sehr unsere Herzen sich nach der Heimat sehnten, so sehr wir uns auf diesen Tag gefreut, wir schieden doch mit wehmütigem Gefühle von der wüsten und verlassen aussehenden Stätte, die uns sechs Monate lang Schutz und Obdach gewährt, in der wir so oft dem Tode näher gestanden, als dem Leben. In dem Sinne hielt auch vor dem Abmarsche unser Bataillonskommandeur eine Anrede an uns, und als dann „zum Gebet" kommandiert wurde, stieg aus manchem Herzen, welches längst das Beten verlernt hatte, ein inniger Dank zu dem Lenker aller Schicksale auf, daß es uns vergönnt war, mit geraden Gliedern wieder in die Heimat zurückkehren zu dürfen. Eine ernste Stimmung hatte sich aller bemächtigt, wir fühlten erst jetzt, welche schwere Zeit wir erlebt, und wie sehr wir unserem Schöpfer zu danken hatten, daß wir nicht gleich vielen Tausenden unserer deutschen Kameraden in französischer Erde modern mußten. Diese Stimmung wurde noch erhöht, als sich das Bataillon in Bewegung setzte, das Trio des Marsches, den die Musik an der Spitze spielte, anhub und wehmütig in die Melodie: „Ich hatt' einen Kameraden" überging. Ja, wir dachten unserer Kameraden, die dort an dem Kirchlein zu Bourg la Reine und hinter der Parkmauer von Croix de Bernis ruhten, deren Ruhestätte nur durch schlichte Holzkreuze kenntlich gemacht war und deren Lieben vergeblich auf ihre Heimkehr harrten. — Aber es ging ja heimwärts; nach langer, langer Zeit sollten wir endlich wieder aus der wilden Unordnung und den Drangsalen und Leiden eines Feldzuges hinein in die geordneten friedlichen Verhältnisse unseres heimatlichen Herdes zurückkehren, den wir vor Jahresfrist verlassen. Wer solches je empfunden, der wird auch das natürlich finden, daß, trotz des nach unserem Abmarsche an diesem Tage bald eintretenden Regenwetters die trübe Stimmung rasch verflog und seligen, wonnigen Gefühlen Platz machte. — Aber nicht allzulange hielten dieselben an; die gute Laune wurde uns durch einen ungewöhnlich langen Marsch, einen der längsten während des ganzen Feldzuges gründlich geraubt. Und das kam so: Unser Bestimmungsort, den wir heute zu erreichen hatten, lag wohl nicht so sehr weit von Bourg la Reine entfernt, aber wir mußten den Weg doppelt machen. Bei Villeneuve sollten wir auf einer Pontonbrücke die Seine passieren, als wir aber in die Nähe des Ortes kamen, erhielten wir die Nachricht, daß diese Brücke bereits abgefahren sei. Was blieb da anders übrig, als stundenlang an der Seine hinaufzumarschieren, bis wir endlich in der Nähe eines kleinen Örtchens eine hölzerne Brücke fanden. Durch diesen Umweg verlängerte sich unser Marsch fast ums doppelte, und nachdem wir nahezu 13 Stunden unterwegs gewesen, kamen wir abends bei einbrechender Dunkelheit endlich müde und abgehetzt in Varennes an. Wir waren so todmüde, daß die meisten von uns gar nimmer ans Essen dachten, sondern sich mit leerem Magen, (wir hatten seit unserem Abmarsch von Bourg la Reine höchstens ein Stückchen Brot aus der Hand gegessen,) auf ihr dürftiges Häufchen Stroh, das man uns in den Zimmern eines großen unbewohnten und unwohnlichen Landhauses hingestreut hatte, zu totähnlichem Schlaf hinwarfen. Das war unser erster Tag auf dem Wege nach der Heimat; er war nichts weniger als schön gewesen und hatte mit einem Friedensmarsch wenig gemein, allein wir waren doch um die zurückgelegte Strecke der Heimat näher gekommen, und damit trösteten wir uns.

5. Heimwärts.

Mit dem Eintreffen in der Heimat dauerte es allerdings noch eine gute Weile; zwischen unserem Abmarsch von Paris und unserem Einzug in unsere Garnisonsstadt lag noch ein Zeitraum von nahezu vier Monaten. Wir standen noch in Frankreich, als der Frühling wiederkehrte und das Land mit allen seinen Reizen schmückte. Ja, es ist ein schönes, herrliches Land, dieses Frankreich; jetzt erst sahen wir dies so recht, seit es nicht mehr wiederhallte vom Donner der Kanonen, und wir nicht mehr an brennenden Städten, verwüsteten und zerstampften Fluren, sondern an lachenden Gefilden und freundlichen Ortschaften vorbeizogen, seit die Waffen ruhten und des Krieges Stürme schwiegen. Wir begannen allmählich wieder Menschen zu werden. Nach längeren Märschen erreichten wir Bussiers und am 4. April Petit Villiers. Dort wurden wir bei recht braven Leuten einquartiert, bei denen wir uns sehr bald wie zu Hause fühlten. Wie lange wir in Petit Villiers bleiben sollten, darüber wurden wir vollständig in Unwissenheit gelassen — der Soldat braucht nichts zu wissen, er hat nur zu gehorchen. Welche Begriffe den Franzosen, hauptsächlich durch die Geistlichkeit, von uns beigebracht worden waren, geht daraus hervor, daß in Petit Villiers bei unserem Einmarsch kaum ein einziges junges Mädchen anzutreffen war und das weibliche Geschlecht nur durch einige Exemplare ehrwürdigsten, unanfechtbarsten Alters vertreten war. Nachdem die Leute sich aber einmal überzeugt hatten, daß wir besser waren als unser Ruf, kam über Nacht manch junges Wesen ins Dorf zurück, das sich später mit den Feinden ihres Vaterlandes recht gut zu vertragen wußte. Auch unsere Hausleute hatten urplötzlich eine Tochter; sie erzählten uns, daß sie dieselbe aus Furcht vor den Prussiens zu einem Onkel nach Cherbourg geflüchtet hätten, da der Herr Pfarrer ihnen ganz schauerliche Dinge von den Deutschen erzählt habe; sie hätten nun aber gefunden, daß wir ganz brave Leute seien, und deshalb ihre Mathilde, ein hübsches, munteres Ding, alsbald wieder heimgeholt. Unsere Quartiergeber hatten das auch nicht zu bereuen. Als wir nach einigen Wochen wieder fort mußten, um unser Standquartier noch einmal zu wechseln, weinten die Alten wie Kinder, und auch Mademoiselle Mathilde standen die Augen voll Thränen, als sie ihrer Jägereinquartierung die Hand zum Abschied reichte. — Vorläufig verstrich uns noch mancher Tag in Petit Villiers; wir feierten Ostern dort und gingen mit unseren Hausleuten zur Kirche. Während unseres Aufenthaltes in Petit Villiers hörten wir von dem nahezu 12—13 Stunden entfernten Paris den Kanonendonner, als man in der brennenden Riesenstadt den Kommuneaufstand niederwarf. Unser Standquartier lag ziemlich hoch und hörten wir oft tagelang, nament-

lich am 8. April, Karsamstag, bei heiterem Himmel ein Donnergrollen, wie von fernen Gewittern. Später erst erfuhren wir, was das zu bedeuten gehabt hatte. Unsere freie Zeit verkürzten wir uns mit allerhand Dingen; wir stiegen auf hohe Föhren, um Rabennester auszunehmen, wobei es einem von uns recht schlecht ging, denn ehe er die turmhohe Föhre erstiegen hatte, platzten ihm die Unaussprechlichen, und er mußte in dieser nicht gerade beneidenswerten Lage zwischen Himmel und Erde ziemlich lange aushalten; wir suchten in den Bächen nach Krebsen, fingen aber keine, dagegen waren wir im Schneckensuchen glücklicher. Unser Feldwebel verstand es prächtig, aus Schnecken ein leckeres Gericht zu bereiten, und wenn uns, die wir dasselbe noch nicht kannten, auch anfänglich etwas davor graute, später hat es uns um so vortrefflicher geschmeckt. Auch an gutem Wein, der sich, wie überall so auch hier, als Sorgenbrecher trefflich bewährte, war kein Mangel. Somit wäre es ja ganz hübsch gewesen in Petit Villiers, leider aber wurden unsere sehnlichen Wünsche, bald heimkehren zu dürfen, abermals bitter getäuscht. Statt von Petit-Villiers aus den Rückmarsch anzutreten, mußten wir nochmals unser Standquartier wechseln; wir kamen nach dem freundlichen Städtchen Jouarre. Dasselbe liegt auf einer Anhöhe, von welcher aus man einen prächtigen Ausblick auf das Marnethal hat. Rebenbewachsene Hügel, üppige Obstgärten, aus deren dichtem Laub die Dächer und Türme des hübschen Städtchens La Ferté hervorsehen, ein saftig grüner Wiesengrund, durch den sich die Marne in vielen Bogen windet, so war das Bild, das man vom Plateau von Jouarre vor sich hatte, es war wunderschön! Auch mit der Verpflegung waren wir zufrieden; was uns nicht die Naturalverpflegung bot, konnte man wenigstens um gutes Geld erhalten und die Franzosen waren dem durch Zwangskurs eingeführten Thaler durchaus nicht abgeneigt. Von besonderen Ereignissen während unseres vierwöchentlichen Aufenthaltes in Jouarre läßt sich nichts vermelden. Wir hatten uns ganz wie in der Garnison eingerichtet; es wurde exerziert, geputzt und gearbeitet, gerade als ob wir zu Hause gewesen wären. Mit den Einwohnern standen wir auf dem besten Fuße, und so erlangte ich mühelos Zutritt in herrlich angelegte Privatgärten und konnte dort die Kunst der Franzosen in der Zucht von Spalierobst bewundern, denn wirklich bewundernswert ist diese Gartenkunst. Die Obstbäume waren an den Spalieren in allen möglichen linearen Formen mit einer Pünktlichkeit gezogen und hingen so dicht voll des schönsten Obstes, wie ich es bei uns noch nie gesehen; und wie freuten sich die Gärtner über unsere so unverhohlen geäußerte Bewunderung. Mit einem alten, grauhaarigen Gartenkünstler in meiner nächsten Nachbarschaft hatte ich besondere Freundschaft geschlossen. Derselbe bewirtschaftete mit seiner stets munteren und überaus gesprächigen Ehehälfte schon mehr als 30 Jahre seinen Garten, mit dem er so verwachsen war wie die alten Lindenbäume desselben. Mit wahrhaft rührender Liebe hing er an seinem eine große Bodenfläche umfassenden Garten. Der alte Mathieu kannte aber auch jedes Bäumchen, jede Blume in demselben und nichts wurde gepflanzt oder gebrochen ohne Wissen und Willen des Gärtners. Manche Stunde weilte ich in seinem Reiche und habe dort viel schönes und nützliches gesehen. — So verging auch in Jouarre die Zeit, und wie in Bourg la Reine Weihnachten, in Petit-Villiers Ostern, wurde in Jouarre Pfingsten gefeiert. Das liebliche Frühlingsfest fiel damals sehr bald, schon auf die letzten Tage (28.) des Mai. Uns brachte Pfingsten hohe Festfreude, den bestimmten Befehl zum Heimmarsch nämlich, auf den wir uns für den 3. Juni zu rüsten hatten. — Wir hatten nicht anders gedacht, als daß uns sofort ein Bahnzug aufnehmen und im Fluge der Heimat zuführen würde, daraus wurde jedoch nichts, Tag für Tag gings hübsch zu Fuß, um einige Stunden den deutschen, beziehungsweise bayrischen Grenzpfählen entgegen. Wir durften noch recht froh sein, daß wir nicht zu den Okkupationstruppen gehörten, die so lange auf französischem Gebiete verbleiben mußten, bis die Franzosen ihre 5 Milliarden Kriegsentschädigung bezahlt hatten. Unser Heimmarsch war zum größten Teil vom Wetter begünstigt, dazu kamen wir jeden Tag in Quartiere; das Biwakieren hatten wir nunmehr glücklich überstanden. Äußerst wohlthätig war es, daß wir an den meisten, voraussichtlich warmen Tagen schon in aller Frühe, um 2 oder 3 Uhr, den Marsch antraten, und dann längstens um 9 oder 10 Uhr vormittags unser Ziel erreichten. Jetzt hatten wir so recht Muße, Land und Leute kennen zu lernen, die uns jetzt weit besser gefielen, als bei unserem Marsch auf Paris. Freilich ließ uns auch die Aussicht baldiger Heimkehr alles in rosigerem Lichte erscheinen! Auf dem Heimwege kamen wir öfters an Dörfern vorüber, in deren Nähe Napoleon I. im Jahre 1814 den Deutschen siegreiche Gefechte geliefert hatte, was durch eine hohe von einem goldenen Adler gekrönte Säule, z. B. in der Nähe von Montmirail, prunkhaft verkündet wurde. Die Säule stand noch, aber die auf Blut und Eisen gegründete Herrlichkeit der Napoleoniden lag zerschmettert im Staube. — Wieder passierten wir Bar-le-Duc; mit klingendem Spiel zogen wir durch das schöne Städtchen, an den wenigen, lautlos an der Straße stehenden Einwohnern vorbei. In Toul, das wir dreiviertel Jahr zuvor (23. August 1870) vom Mont-Michel erstmals gesehen und beschossen hatten, wurden wir diesmal zusammen mit dem Divisionsstab einquartiert. Toul ist eine etwas düstere, aber sonst ganz hübsch gelegene Stadt. Noch waren die Spuren der Beschießung unverwischt, und weithin kündete der weiße Flecken und eine ziemliche Bresche hoch oben am Turm der Kathedrale von der Treffsicherheit der bayrischen Artillerie. Die gothische Kirche ist schön, ganz speziell der Kreuzgang. — An dem Tage unseres Einmarsches hatte am Spätnachmittag unsere treffliche Bataillonskapelle vor dem Quartier des Divisionärs Graf Bothmer zu spielen, dabei hatte der General den Wunsch ausgedrückt, uns singen zu hören. Aus den Unteroffizieren des Bataillons hatte sich nämlich schon in der Garnison unter Leitung eines früheren Lehrers eine kleine Gesangsgesellschaft gebildet, die auch im Felde, trotz allem, was der Krieg schlimmes mit sich brachte, von Zeit zu Zeit ihre Lieder erschallen ließ. In Pont Antony, vor Paris, hatte uns an einem Rasttag einmal unser Divisionskommandeur gehört und Gefallen an unserem Gesang gefunden. Wir sangen also auch am 19. Juni 1871 in Toul zwischen den Musikvorträgen unsere schlichten Volkslieder. Es waren sicherlich keine Kunstleistungen, aber die zahlreich anwesenden Franzosen horchten lautlos, und unserem alten General bereitete es sichtliches Vergnügen. Als wir zum Schluß „Reiters Morgenlied“ und „Es ist bestimmt in Gottes Rat“ vortrugen, da rollten doch dem alten Herrn droben am Fenster einige Tropfen aus den Augen über die gebräunten Wangen. — Des andern Tages zogen wir wieder in Nancy ein. Beim Einmarsch defilierte unsere Division vor dem preußischen General von Manteuffel, dem nachmaligen Statthalter von Elsaß-Lothringen. An diesem Tage hatten wir mehr Muße als im Vorjahre, uns die schöne Stadt eingehend zu besichtigen, und die Ladenbesitzer von Nancy werden mit den Bayern damals zufrieden gewesen sein, denn sie ließen tüchtig Geld dort liegen, ohne viel zu feilschen, um Andenken aus Frankreich für ihre Angehörigen zu Hause einzukaufen.

Am 23. Juni verließen wir bei la Garde den französischen Boden und standen nun auf neudeutschem, der mit dröhnendem Hurra begrüßt wurde. Allmählich näherten wir uns wieder den Bergen und passierten am 27. die alte Vogesenveste Pfalzburg. Der noch am nämlichen Tage erfolgende Abstieg an dem nach dieser Seite ziemlich steilen Ostabhang der Vogesen war ein angenehmer Spaziergang durch schönen Hochwald, auf einer breiten, wohlgepflegten Landstraße, die sich in Serpentinen hinunter in die Ebene windet. An einem der schönsten Aussichtspunkte wurde Halt gemacht. Da lag nun die ganze Rheinebene vor uns in lachendem Sonnenschein. Weit südwärts schweifte der Blick bis dorthin, wo aus der blauen Ferne das Münster von Straßburg in die Höhe ragte. Fast uns zu Füßen lag das Städtchen Zabern; gegenüber, im Osten, blitzte der Rheinstrom herüber und wurde die Aussicht dort durch die tiefblauen Höhenzüge des badischen Schwarzwaldes begrenzt; nordöstlich sah man bis nach Lauterburg und in die Gelände der Pfalz. War's glaublich, daß noch kaum vor Jahresfrist in dieser wunderbar schönen und friedlich vor uns liegenden Landschaft die Kriegsfurie gehaust, Tod, Jammer und Elend verbreitet und, wo ihr eherner Fuß sich hinsetzte, nur rauchende Städte und zerstampfte Fluren zurückgelassen hatte? —

Wenige Tage später, am 3. Juli, betraten wir endlich, tief bewegten Herzens, wieder den Boden unseres engeren Vaterlandes, unserer Heimat Bayern. Nur wenige Schritte von Lauterburg entfernt, stehen die blau-weißen Grenzpfähle. Was wir empfanden, als wir dieselben, die an diesem Tage mit Fahnen und Kränzen dekoriert waren, sahen, welche Feder wäre imstande, das zu schildern! Und als uns gar aus dem ersten

bayrischen Ort weißgekleidete und bekränzte kleine Mädchen unter Führung einer Ordensschwester entgegenkamen, uns mit einem poetischen Willkommen begrüßten und mit Blumen bekränzten, da wurden den meisten von uns, die wir doch so viel Elend und Jammer gesehen und abgehärtet waren, die Augen feucht. In Wörth i. Pf. wurden wir zum letzten Male einquartiert. Da wir andern Tags schon am frühesten Morgen nach Maxau zur Bahn marschieren mußten, so gingen wir in jener Nacht gar nicht zu Bett, die Aufregung und Freude hätte uns ohnedem kaum schlafen lassen, wir saßen bis zur Zeit des Abmarsches mit unseren Quartiergebern zusammen, wobei noch mancher Flasche der Hals gebrochen wurde. Unter den Klängen des Liedes: „Deutschland, Deutschland über alles" zogen wir am nächsten frühen Morgen über den Rhein nach Badisch-Maximiliansau, wo unserer das Dampfroß zur Heimfahrt harrte. Sie währte nahezu 24 Stunden, glich aber einem Triumphzug. Die Badenser und speziell die biederen Schwaben, die Württemberger, empfingen und ehrten uns mit einer wahrhaft erdrückenden Herzlichkeit auf allen Bahnstationen. In unseren Coupés häuften sich Eßwaren, Cigarren und Blumen zu ganzen Bergen. Sogar unser, sonst nichts weniger als sentimental veranlagter Bataillonschef erwärmte sich an dieser Liebenswürdigkeit und ließ sich hinreißen, im Wartsaale des Bahnhofes zu Aalen, wo wir kurzen Aufenthalt hatten, eine schwungvolle Rede zu halten, die in einer donnernden Ovation auf die Badenser und Württemberger ausklang. — In Nördlingen speisten wir echt kommißmäßig zu Mittag; es war unsere erste Mahlzeit in Bayern nach Verlauf von nahezu einem Jahre. Daß wir in dieser bayrischen Stadt, wo wir einen mehrstündigen Aufenthalt hatten, gerade sehr enthusiastisch empfangen worden wären, kann ich nicht behaupten, oder waren wir durch die Württemberger verwöhnt?! Die stille, dunkle Nacht war schon hereingebrochen, als uns das Dampfroß durch die vaterländischen Gefilde trug; um 3 Uhr morgens trafen wir auf dem Bahnhof zu E., eine gute Stunde von unserem Garnisonsort entfernt, ein. Hier wurde ausgestiegen, in den nahe gelegenen sogenannten Reichswald marschiert und dort noch etwas gerastet, denn erst um 8 Uhr sollten wir unseren Einzug halten, so wollte es das Festprogramm. Viel Ruhe ward uns aber in diesen Stunden vor dem Einmarsch nicht zu teil, und sobald der Tag im Osten graute, gings an die Reinigung. Wir sahen gerade nicht parademäßig aus, aber doch lange nicht so schlecht, als heute die Soldaten in ihren Exerziermonturen. Es wurde gebürstet, gewaschen und gekämmt, ein an unserem Lagerplatz vorbeiführendes Bächlein diente als gemeinschaftliches Waschbecken, und ein jeder richtete sein Äußeres für die Stunde des Einzuges aufs glänzendste her. Als die Türme der Stadt in der Ferne auftauchten, grüßten sie schon von weitem im Fahnen- und Blumenschmuck und mit vielstimmigem harmonischem Glockengeläute. Die ganze Einwohnerschaft war auf den Beinen und eine nach Tausenden zählende Menschenmenge stand dichtgedrängt auf der Hauptstraße. Die Stadt hatte ein Festgewand angelegt, wie noch nie. Die Mauern und Dächer der Häuser waren unter dem Fahnen- und Blumenschmuck verschwunden, man sah nichts als letzteren und lauter freudig bewegte Menschen, in Freudenthränen schimmernde Augen. Allenthalben streckten sich den Heimkehrenden die Hände zum herzlichsten Willkomm entgegen. Es war von einer mächtigen Wirkung, als wir durch das zu einer Triumphpforte umgewandelte Thor zogen und unsere Bataillonsmusik zu spielen anhub: „Deutschland, Deutschland über alles." Ja, für Alldeutschland hatten wir während eines Jahres all die schweren Kämpfe, die Not, die Entbehrungen und Strapazen des Krieges ertragen, hatten viele Tausende ihr Blut, ihr Leben gelassen. Aber hatten wir allein diese Opfer gebracht und allein gekämpft und gelitten? Nein, mehr noch die Unseren daheim, welche in den langen, bangen Stunden dieser endlosen Zeit um unser Leben sich absorgten, die in der fortwährenden entsetzlichen Erwartung lebten, daß jede Siegesbotschaft ihnen auch eine Trauernachricht bringen würde. An der unaussprechlichen, herzinnigen Freude, die heute auf den Gesichtern derer zu lesen war, die uns empfingen, konnte man den schwachen Abglanz sehen von dem, was sie mit uns und um uns gelitten.

Von den Festlichkeiten, die nun folgten, kann ich kurz berichten. Das Bataillon glich bei seinem Einmarsch einem wandelnden Blumengarten. Einwohnerschaft und Garnison fühlten sich in diesen Tagen als eine einzige große Familie. Wir durften gar nicht in die Kaserne, die Bürgerschaft hatte in liebenswürdigster Weise sich die Jäger auf drei Tage zu Gast gebeten. Und als der offizielle Empfang durch das Stadtkommando, die Stadt und die Universität endlich vorüber und unserem Bataillonschef für das Bataillon der wohlverdiente Lorbeer überreicht war, da holte sich jeder Bürger seinen Soldaten und dann währte es nur noch Sekunden, und Sohn und Eltern und Geschwister, Bräutigam und Braut lagen sich in den Armen, um nach der stummen, ergreifenden Scene des ersten Wiedersehens nicht fertig zu werden mit dem Schauen und Fragen. Vergessen war in diesem Augenblicke alles, was hinter uns lag, wir waren endlich wieder daheim! Was wir bei diesem Gedanken, bei diesem seligen Bewußtsein empfunden, das vermag nur der zu beurteilen, der es miterlebt. Aber auch der allein kann den namenlosen Schmerz jener mitfühlen und ermessen, die bei dieser herrlichen Freudenfeier still und traurig abseits stehen mußten, weil ihnen der Krieg ihr Liebstes geraubt, zum Krüppel oder unheilbaren Kranken gemacht hatte.

* * *

Ernst, wie es die furchtbaren Folgen eines Krieges mit sich bringen, haben meine Kriegserinnerungen ausgeklungen, denn eine ernste Erinnerung bleibt dieser Feldzug für alle, welche ihn erlebt, mitgemacht und überlebt haben. Außer dem stolzen Bewußtsein, das uns heute erfüllt, für ein einiges und freies Vaterland gelitten und gekämpft zu haben, durften wir als treffliche Errungenschaft aus dem Kriege mit nach Hause tragen: den Geist treuer Kameradschaft, der uns antreibt, dem Nebenmenschen in Not und Gefahr beizustehen, die Liebe zum Frieden und den Abscheu vor der Kriegsfurie. Nichts besseres können wir uns ja vom Schicksal erflehen, als daß es uns den Frieden erhalten und vor dem Krieg uns in Gnaden bewahren möge! Friedrich Dornbusch.

Vom Neckar bis Paris.

Erinnerungen eines württ. Einjährig-Freiwilligen.

Glühend heiß brannte die Juli-Sonne auf dem Pflaster der Residenz St.; wer die Zeit und das nötige Kleingeld dazu besaß, hatte den Staub der Hauptstadt von seinen Füßen geschüttelt und eines der lauschigen Schwarzwaldbäder aufgesucht, an denen Schwaben keinen Mangel hat. Am ersten Donnerstage des Juli hatte mir Oberlieutenant L., unser verehrter Instruktionsoffizier, mitgeteilt, daß wir Einjährigen, die wir das Qualifikations-Attest zum Reserve-Offizier hatten, zu unserer ersten Übung und dem sich anschließenden Manöver in nicht allzulanger Zeit würden einberufen werden, eine willkommene Nachricht, denn das vorjährige Manöver mit all den interessanten Scenerien, mit seinen guten und schlechten Quartieren stand noch, zumal da die ersteren weitaus überwogen hatten, in allzu guter und frischer Erinnerung, als daß man sich nicht schon jetzt auf das zweite hätte freuen sollen. Es stand anders geschrieben in den Sternen. Wie eine Bombe fiel die Nachricht von den Vorgängen in Ems ins Publikum, und eine Viertelstunde, nachdem ich das Extrablatt des Schwäbischen Merkurs gelesen, das über die erfolgte Kriegserklärung keinen Zweifel mehr ließ, hatte ich mich bereits in die Uniform geworfen, und war nach der Kaserne geeilt, wo mich mein alter Oberfeldwebel mit der Frage empfing, „was ich in Uniform hier wolle?" Während ich ihm aber noch auseinandersetzte, um was es sich handle, schlug es auch schon unten im Kasernenhofe, wie man es damals nannte, „den Oberfeldwebeln heraus," und eiligst rannte mein guter Sch. von dannen. Es gab von diesem Augenblicke an Arbeit die Hülle und Fülle für ihn, in den Mobilmachungstagen ist die Mutter der Compagnie ein geplagtes Wesen! Ja, der Befehl zur Mobilmachung war erlassen. In Treuen fest, wie es sich ja auch gar nicht anders denken ließ, war ganz Süddeutschland zum Norden gestanden, Frankreich gegenüber wußte jeder, was seine Pflicht war, wohin das Vaterland seine Söhne rief, an die bedrohten Grenzen, an den Rhein! Freilich so rasch, als sichs mancher

gedacht, ging es nicht, und es ist noch viel Wasser den Rhein hinabgelaufen, bis wir ihn zu sehen bekamen, aber was verschlug's? Es war doch mobil, es ging hinaus ins Feld, und das Olga-Regiment, das schon anno 66, und lang, lang vorher schon, bis zu den Türkenkriegen hinauf, gezeigt und bewiesen, was es leisten konnte, es würde auch diesmal wieder, da das Vaterland und der König rief, seine Schuldigkeit thun, voll und ganz.

Mit einem Feuereifer, der nie erlahmte, nie ermattete, der keine Müdigkeit kannte, und sich nie genug zu thun wußte, warfen wir uns auf das Exercitium der eingerückten Mannschaften, von denen gar vielen das Zündnadelgewehr noch etwas recht Unbekanntes war, aber „Lust und Lieb zu einem Ding, machen alle Müh und Arbeit gering," sagt das Sprichwort, und das galt auch hier bei uns; im Kasernenhof, auf den Gängen, dem kleinen Exerzierplatz wurde exerziert, Bajonett-Angriff geübt, Rotten- und Salvenfeuer markiert, unter dem Dröhnen unseres Hurrageschreis schliefen die Anwohner der Kaserne ein, unser Hurra weckte sie wieder. War das ein Eifer, eine Lust! Jede Compagnie wollte es der andern zuvor thun, und wenn die eine heute einen Reisemarsch mit Sack und Pack ausgeführt und dazu fünf Stunden gebraucht hatte, so legte gewiß eine andere tags darauf sechs und sieben zurück, denn feldtüchtig zu werden und zu sein, darnach ging das ganze Streben im Regiment; war doch die Königin unser hoher Chef, und unser Oberst stellte denn auch an sein Regiment, wie an sich selbst, die höchsten Anforderungen. An Major H., dem jetzigen General, hatte das 1. Bataillon des Regiments einen Kommandeur, wie man ihn sich gar nicht besser wünschen konnte, und besonders wir von der 1. Compagnie, die ihn zuvor zum Compagniechef gehabt, wußten, daß wenn der uns gegen die Franzosen führte, sich diese in acht nehmen konnten, und ebenso schneidig war der Kommandant des 2. Bataillons von B., der aber bald, infolge seines Avancements, durch Major Sch..r ersetzt wurde. Unser Compagniechef, Hauptmann Haselmaier, galt im Regiment und speziell in der Compagnie keineswegs für den feinsten, und es ist wahr, sein furchtbar jähzorniges Temperament riß ihn manchmal zu einer Wallung, einer That hin, die er selber am liebsten im nächsten Augenblick ungeschehen gemacht hätte, dabei aber sorgte er dann auch wieder für seine Compagnie in wahrhaft musterhafter und rührender Weise; wenn alle Compagnien des Regiments in Feindesland nichts zu nagen und zu beißen und nichts zu trinken hatten, bei der ersten herrschte trotz alledem ein gewisser Wohlstand. Im Jahre 1866 war er Brigade-Adjutant gewesen und mit der goldenen Militärverdienstmedaille dekoriert worden; als ihm auf einem Rekognoszierungsritt neben seinem General das Pferd unter dem Leibe erschossen wurde, schnallte er ganz gemütlich den Sattel ab, nahm ihn auf den Rücken, verabschiedete sich von den lebhaft auf ihn feuernden Gegnern mit einem etwas drastischen Ausdrucke und entsprechender Gebärde, und ging fürbaß wie Uhlands Ritter, der mit Kaiser Friedrich lobesam zum heiligen Lande gezogen, Schritt vor Schritt. Und so ist er auch am 30. November, am 2. Dezember stets in der vordersten Reihe gestanden, bis ihn die Todeskugel traf. Seine etwas wild und ungestüm angelegte Natur stach ganz gewaltig von dem feinen, durchgeistigten Wesen unseres Oberlieutenants Niethammer ab, der uns Einjährigen und Offiziersaspiranten schon als ein Enkel von Justinus Kerner, dem Sänger des „Preisend mit viel schönen Reden" und anderer Lieder, lieb und teuer war. Unvergeßlich werden jedem von uns, die wir das Glück hatten, um ihn und bei ihm sein zu dürfen, jene Stunden sein und bleiben, und namentlich wir Freiwilligen, denen er allein ein treuer Freund wurde und es bis an sein Lebensende geblieben ist, hingen mit größter Begeisterung und Liebe an ihm. Auch ihn deckt schon seit Jahren die Erde, aber sein Andenken lebt fort bei allen, die diesen prächtigen Mann gekannt haben, und bei denen vom zweiten Zug der ersten Compagnie aus jener Zeit bleibt sein Name so unvergessen, wie der des Führers vom ersten Zug, Lieutenant Kirn. Als der Krieg ausbrach, gehörte Kirn bereits der Landwehr an, und ihm, der sich eben erst einen Hausstand gegründet, der ein blühendes, aufstrebendes Geschäft ins Leben gerufen hatte, wäre es wahrlich nicht zu verargen gewesen, wenn er zu einem Depot versetzt zu werden sich bemüht hätte. Aber niemals hätte ihm sein feuriger Patriotismus, seine glühende Begeisterung für ein einiges Deutschland es zugelassen, daheim zu bleiben, jetzt da die ehernen Würfel rollten und das gute Schwert uns ein Vaterland erfechten sollte. So ist er mit hinausgezogen, Weib und Kind zurücklassend, jener Todeskugel entgegen, die ihm ein langes schweres Siechtum brachte. Und noch eine Gestalt taucht vor mir auf, mein lieber Freund Ehmann, und wieder höre ich das frohe, helle Lachen, das mich immer so sympathisch berührte, ob nun bei den Felddienstübungen, so lange wir neben einander im gleichen Schritt und Tritt marschierten, oder wenn wir, mittags beim alten „Schartenmayer" ein Colleg schindend, an einem seiner mit attischem Salz gewürzten Späße uns erfreuten. Nun ruht auch er schon beinahe ein Vierteljahrhundert in der stillen Ecke des Parks von Villiers, die ihm Freundestreue mit einem schlichten Kreuz geschmückt, und über seinem Grabe blühen und duften die Rosen, und in stiller Nacht erzählen ihm die Nachtigallen von einer Rose, deren Besitz er einst erträumt und die ihm versagt bleiben sollte. Ja, es war ein wehmütiges Gefühl, als ich im Frühjahr 1871, von meinen Wunden geheilt, in Montmirail das Kommando des Zuges übernahm, den mein verstorbener Freund Ehmann geführt, als so viele, viele fehlten, namentlich von den Freiwilligen, die noch verwundet in der Heimat zurück waren, und doch, es war auch ein unendlich stolzes Gefühl, geblutet und gedultet zu haben für das Vaterland und dessen Größe, wieder zurück zu sein in la belle France, der jetzt bezwungenen, und unter den viel hundertjährigen Eichen und den Linden des Parkes hinter dem Schlosse des Herzogs von La Rochefoucauld zu träumen von der neuen Zeit, die über Deutschland angebrochen, seit die Raben nicht mehr um den Kyffhäuser flogen und den deutschen Landen wieder ein Kaiser erstanden war.—

Vom 18. bis 21. Juli hatten wir noch stramm im Kasernenhofe exerziert, und mehr als einmal seufzte der und jener: „Ach wie lang, wie lange, ist dem Herzen bange, und verlangt nach dir," nach dem Befehl zum Abmarsch nämlich. Wie groß war daher meine Freude, als mich eines Mittags der Hauptmann beim Exerzieren im Kasernenhof zu sich her rief und mir befahl, einen Mann mitzunehmen und möglichst rasch nach Birkach, einem nur wenige Minuten von der landwirtschaftlichen Akademie Hohenheim entfernten Orte abzugehen, und dort für den 2. Zug der Compagnie Quartier zu machen. Also es ging hinaus zur Kaserne! Ein kurzes Billet setzte die Mutter in Kenntnis, und dann hinauf, den schwerbepackten Tornister mit den vorschriftsmäßigen Patronenpaketen auf dem Rücken, hinauf die alte Weinsteige. Da lag es eingebettet in eine Schale von Smaragd, dieses schöne Stuttgart, das, fehlte ihm nicht der Fluß, sich wohl eine der schönst gelegenen deutschen Städte nennen dürfte; würde ich sie wohl wiedersehen? — Freilich, all die Herrlichkeit zu unseren Füßen half nicht über den Druck des Tornisters hinweg, der heute mehr als jemals wuchtig auf dem Rücken lastete, denn in den Tagen des Einjährigen-Dienstes hatten wir uns anfänglich mit viel Glück und Geschick alles uns unnötig erscheinenden Ballastes zu entledigen gewußt, ohne daß unsere Unteroffiziere Verdacht geschöpft hätten, und später waren wir durch Regimentsbefehl, o Wonne, wie die Unteroffiziere, vom Tragen des Tornisters befreit worden. Da plötzlich bei einer Biegung des Weges sahen wir vor uns ein biederes Filderbäuerlein, das seinen Gedanken über Kriegsläufte und schwere Zeiten, die kommen könnten, nachhängen mochte, und mit seinem Fuhrwerk, vor dem zwei wackere Rößlein angespannt waren, den gleichen Weg verfolgte, der uns vorgezeichnet war. Natürlich war mein Entschluß gefaßt. Ich stellte dem Bäuerlein vor, von welch großer Wichtigkeit es unter Umständen für den ganzen Verlauf des Feldzuges sein müsse, daß meine Compagnie heute Abend zeitig ihre Quartiere in Birkach beziehen könne und daß er ungemein viel hiezu beitragen würde, indem er uns möglichst rasch an den Ort unserer Bestimmung, vor das Rathaus in Birkach, bringe. Und ohne lange eine Erwiderung des Rosselenkers abzuwarten, hatten wir auch schon unsere Tornister mit affenartiger Geschwindigkeit vom Rücken herunter-, auf den Wagen hinaufgeworfen, und im nächsten Augenblicke saßen auch wir auf dem Wagen. Dem Bauern war's recht; er fühlte sich und rechnete es sich zur Ehre an, die ersten Vaterlandsverteidiger nach Birkach zu bringen, lustig knallend trieb er seine Pferde an, und in flottem Trab gings bergauf, bergab und wieder hinauf, bis wir das Rathaus in Birkach erreicht hatten. Der Schultheiß war hoch erfreut und fühlte sich und seine Gemeinde geehrt, daß ihr Einquartierung zuteil wurde, schon nach

wenigen Minuten schritt der Ortsdiener gravitätisch durch den Flecken, und machte, seine große Schelle wuchtig schwingend, in einem etwas gellenden Diskant der Gemeinde das große Ereignis bekannt. Einer nach dem andern kamen die Gemeinderäte aufs Rathaus, in der Hoffnung, Neuigkeiten zu erfahren; daß der Krieg erklärt sei, war auch schon bis zu ihnen gedrungen, aber was jetzt, wie's fernerhin gehen würde, das war's, was sie gerne gehört und erfahren hätten. Natürlich war ich unerschöpflich in allerlei Beweisführungen, aus was für Gründen allen die Franzosen notwendig geschlagen werden müßten, fast hätte ich mit Graf Ulrich geschworen: „In unser Land soll kommen, kein Huf und auch kein Horn," aber es galt jetzt vor allen Dingen, die Quartierzettel auszufertigen. Das war nun bald geschehen, und in Begleitung des Ortsdieners, der mich gönnerhaft in seinen Schutz genommen hatte und mir die hohe Ehre erwies, in Person alle Gassen und Gäßchen mir zu weisen, war meines Amtes bald gewaltet. Nun war ich Mensch, nun durft ichs sein, wie der Friedländer, der unter dem rauhen Waffenhandwerk von Zeit zu Zeit doch auch dieses Bedürfnis gehabt zu haben schien, und da auch mein Factotum, sowie mein Begleiter nichts dagegen einzuwenden hatte, so setzten wir uns in den goldenen Löwen, wo sich bald die ganze Einwohnerschaft um uns versammelte. Ich fühlte meine Schwingen wachsen, mich zum Strategen ad hoc geboren, und fand gläubige Zuhörer, man glaubt ja so gern, was man sich wünscht. Inzwischen aber war es Zeit geworden, der Compagnie oder vielmehr dem für Birkach bestimmten Zuge entgegenzugehen, der denn auch nicht lange mehr ausblieb. Bald war alles in der gehörigen Weise untergebracht; heute war so halb und halb Feiertag, Offiziere wie Mannschaften in einer gehobenen Stimmung, nach beendetem Verles mochten die Leute treiben, was sie für gut fanden, bis sie der Zapfenstreich in ihre Quartiere befahl. Morgen rief dann der Dienst und das Exercitium in aller Frühe auf den etwa ¾ Stunden entfernten, eben um jene Zeit neu angelegten großen Exerzierplatz, wo sich der Reihe nach die in der Nähe liegenden Compagnien einzufinden pflegten, was immer, da natürlich alles feldmarschmäßig ausrückte, einen hübschen Anblick und reiche Abwechslung bot. So lange die eine Compagnie ihr Exercitium begann, hatte diejenige, die mit demselben bereits zu Ende gekommen, die Zelte aufgeschlagen und es sich unter denselben bequem gemacht. Zuweilen wurde auch auf einem Reisemarsch abgekocht, was natürlich Erinnerungen an das vorjährige Manöver und Vergleichungen zwischen damals und jetzt hervorrief. Man war damals ja auch schon ein Stück jener großen deutschen Armee gewesen, welche bestimmt war, den Kampf mit Frankreich auszufechten, aber so recht mit den norddeutschen Kontingenten in eines verschmolzen, fühlte man sich doch erst, seit am 20. Juli Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen das Kommando über die süddeutschen Truppen übernommen hatte. Eine glücklichere Wahl hätte gar nicht getroffen werden können; der Kronprinz hatte im Jahre 1866 nicht gegen süddeutsche Kontingente im Feld gelegen, und als er nun in Person nach den drei süddeutschen Höfen, als er nach München, Stuttgart, Karlsruhe kam, da flogen ihm alle Herzen im Sturme zu, und unendlicher Jubel des Volkes grüßte auf Schritt und Tritt die herrliche Siegfrieds-Gestalt, an den er damals, wie später durch sein tief tragisches Ende gemahnte. So müssen die Recken jener Vorzeit ausgesehen haben, von denen uns das Nibelungenlied erzählt; wenn der uns voranzog zu Kampf und Streit, dann hatte unser heimatlicher Dichter, den wir Süddeutschen ganz merkwürdigerweise eben jetzt erst durch die Norddeutschen kennen lernten, die sein Lied bälder als wir sangen, ganz recht: „Lieb Vaterland kannst ruhig sein," denn Friedrich Wilhelm, „unser Fritz", wie er bei allen und jeden hieß, führte die 3. Armee. Und wie zu ihm, sah man auch mit felsenfestem Vertrauen zu seinem Generalstabschef Blumenthal auf; Moltke hatte jedenfalls gewußt, warum er gerade den Mann dem Kronprinzen an die Seite gab, dort war er „der rechte Mann an der rechten Stelle." Eines nur beunruhigte uns, daß immer noch kein Befehl zum Abmarsch gekommen war, wir hörten und lasen so viel von Truppentransporten, die vom hohen Norden her kamen, und wir, die wir doch dem Rheine so nahe lagen, ihn in wenigen Stunden erreichen und seine Hüter sein konnten, wir lagen immer noch in dem kleinen Birkach! Es verbreitete sich das Gerücht, die tausendzüngige Fama verbreitet schlimme Nachrichten ja immer am liebsten, wir seien zu einer Festungsbesatzung bestimmt, und wäre Schartenmayers Heldengedicht vom deutschen Krieg damals schon erschienen gewesen, wir hätten den 146. Vers: „Daher raunt des Argwohns Teufel, Manchem ein den leeren Zweifel, Weil man von uns denke krumm, Stelle man uns hinten num" als den für unsere damalige Lage am passendsten bezeichnet. Aber nein, gottlob, wir und Frau Fama hatten uns getäuscht. Am 27. Juli fand bei uns die Feier des Abendmahls statt, vor welcher der ehrwürdige Geistliche von Birkach eine erhebende Ansprache hielt. Mir fiel die Abendmahlfeier der Lützower und Theodor Körners Lied ein: „Wir treten hier im Gotteshaus, o Herr, vor dir zusammen;" gar mancher von uns ist da zum letztenmale zum Tische des Herrn geschritten und hat abgeschlossen mit dieser Welt; bald nachher sprengte ein Feldjäger in seiner kleidsamen Uniform, dem dunkelblauen Waffenrock mit den hellblauen Aufschlägen und gleichen Beinkleidern, die breite zottige Bärenmütze auf dem Kopfe, eine Elite-Eskadron, jeder einzelne hatte mindestens die Unteroffizierstressen, — ins Dorf, und ritt, nachdem er den Hauptmann der Compagnie erfragt, nach dem nahen Riedenberg hinüber, wo sich derselbe im Quartier befand. Was der Feldjäger brachte, wußten wir natürlich nicht, erfuhren es auch nicht von ihm, konnten es uns aber denken, hoffentlich den heißersehnten Befehl zum Abmarsch, und richtig, er war es gewesen. War das ein Leben und Treiben in den sonst so stillen Dorfstraßen von Birkach, da wurden die Gewehre geputzt, dort die Tornister gepackt, vor jenem Hause trat eine Abteilung an, um ihre Feldtaschen und deren Inhalt zur Musterung vorzuzeigen, an einem andern wurden die Zelte und Zeltstäbe auf einen Wagen verladen, um nach Stuttgart verbracht zu werden, da wir sie nicht ins Feld mitnehmen sollten; ungern genug sah man sie fortführen, und oftmals, gleich schon bei Knielingen—Maxau, bei Aspach und Rexingen, damals, als uns der Regen zu ersäufen drohte, haben wir uns nach unseren Zelten gesehnt, doch umsonst. Es war ja auch ganz richtig, daß wenn die andern deutschen Truppenkontingente keine Zelte hatten, wir solche auch nicht brauchten; so bequem, so angenehm sie sind, das Auf- und Abschlagen erfordert eben doch viel Zeit, und was die Folge ist, wenn es an solcher mangelt, das haben die vielen eroberten französischen Zeltlager zur Genüge bewiesen. Nachdem alles nachrevidiert, in Ordnung befunden, und der „eiserne Bestand", jener Lebensmittelvorrat gefaßt worden war, den der Soldat niemals ohne Befehl und dringende Not, nur in eiserner Zeit angreifen soll, hieß es weggetreten, und nun konnte jeder thun und treiben, was er mochte, doch wurden die Leute ermahnt, zeitig zu Bette zu gehen, da um 3 Uhr in der Frühe abmarschiert werde. Um 12 Uhr rasselte die Tagwache durch die Dorfgassen, und im Nu wurde es an allen Ecken und Enden wieder lebendig; die Kaffeemühlen ließen sich nochmals zu Ehren der Scheidenden vernehmen, und da und dort mag eine stille Thräne in das braune Mehl gefallen sein, wer weiß, ob der wiederkommt, dem hier der braune Trank vielleicht zum letztenmal bereitet wird. Nach der Ansicht unserer guten Quartiergeber standen die Franzosen in unzähligen Scharen am Rhein, wenn nicht gar am Ende schon über dem Rheine, und wer konnte wissen, wie es in acht Tagen aussah? Man konnte es den Leuten nicht verargen, sie hatten ja keinen Einblick in das feste Getriebe des deutschen Heeres, sie sahen auch nichts davon, wie, ganz im Gegensatz zu vor vier Jahren, alles aufs prächtigste und wie am Schnürchen ging, wie da von oben bis unten, von A bis zum Z alles klappte und ein jeder still und ohne jeden unnötigen Lärm in dem ihm angewiesenen Bereich seine Schuldigkeit that. Von all dem bekamen die guten Leute nichts zu sehen, sie hörten nur die Soldaten singen:

„Und als wir kamen nach Straßburg in das Lager
Da steh'n die Franzosen schon alle beisamm',"

die weitere tröstliche Strophe aber: „Und keiner hat das Herz zu greifen an; Franzosen die müssen's retirieren, marschieren!" die wollte ihnen noch gar nicht einleuchten, und es war ihnen erst nicht übel zu nehmen, denn hatten nicht die Franzosen in der Krim gesiegt, und waren sie nicht über „Östreich stolz im Siegerkranz" Meister geworden? Die Chinesen hatten sie gehauen und in Mexiko glücklich gefochten, mit solchen an den Kampf und Krieg gewöhnten Soldaten würde es jedenfalls nicht gut Kirschen essen sein, und manch ehrsamer deutscher Philister schwur steif und fest darauf, daß wir schließlich allerdings Sieger

bleiben würden, daß wir im Anfang aber da und dort eine Schlappe erleiden könnten. Und nicht in Philisterkreisen allein hegte man diese Meinung; hatte doch selbst ein Moltke die Möglichkeiten eines ersten Mißerfolges nach allen Richtungen hin aufs sorgfältigste erwogen, und seine Maßnahmen getroffen, um des endlichen Sieges sich nur um so sicherer zu wissen. Wir jungen Soldaten, die natürlich von nichts anderem träumten, als von Kampf und Sieg, und die sich im Geiste bereits am und überm Rhein auf Vorposten sahen, wollten aber natürlich hiervon nichts wissen, und jubelnd klang beim Gerstensaft unser Lied: „Und laute die Losung: zum Rhein, übern Rhein, Alldeutschland nach Frankreich hinein!“ — Für uns stand es fest, daß wir siegen mußten, und so betrachteten wir den Nachtmarsch, den wir am Morgen des 28. Julis, um 3 Uhr in der Frühe nach Stuttgart antraten, nur als die erste Etappe in unserem Siegeslauf. Es war ja im Grund genommen nur eine kurze Wegstrecke, die wir zurückzulegen gehabt, aber ein Nachtmarsch ist immer anstrengend, so waren wir froh, als die „Göttin mit den Rosenfingern,“ die liebliche Morgenröte heraufzog und die schwankenden Compagnielaternen entbehrlich machte. Noch einmal sog man von der Höhe das ganze liebliche Bild Stuttgarts mit den Blicken ein, „ade, die Trommel wird gerührt, es muß geschieden sein,“ bald ist die Kaserne, bald der Bahnhof erreicht, noch ein kurzer Sprung hinüber in das nahe Haus, wo die Mutter wohnt, dank der vom Hauptmann gegebenen Erlaubnis, ein letztes schmerzliches Lebewohl, ein letzter Kuß von den Lippen der Mutter, und getrost eile ich die paar Schritte nach dem Bahnhofe zurück, ich weiß, eine innere Stimme sagt es mir, ich werde wiederkehren und sie wiedersehen, die mich eben mit ihren innigsten Segenswünschen entlassen, sie und die Tante und all die Lieben; die Wünsche einer Mutter, die ihr Kind geleiten, sind ein mächtiger Talisman, und hält er auch nicht alle Kugeln fern, er schützt doch, ich durft's erfahren. Wie ich dann wieder bei meiner Compagnie zurück war und mich zur Stelle gemeldet hatte, da lag auch dieser letzte schwere Gang hinter mir, fortab wollte ich nur noch Soldat sein und für mein Vaterland kämpfen. Es hatte zwar noch Zeit damit, zunächst aber gings doch hinaus in die Ferne. Ein letztes brausendes Hoch klang durch die weiten Hallen des Stuttgarter Bahnhofes, dann gings, nicht allzugeschwinde, war doch auf all die vielen Truppentransporte Rücksicht zu nehmen, der Landesgrenze zu, an den Rhein natürlich, wie wir alle dachten. Noch aber mußten wir unsere Ungeduld zügeln, noch hieß es bei Moltke: „Eure Gedanken sind nicht meine Gedanken.“ Nach langer Fahrt, die unsern Leuten auf allen Bahnstationen des Guten fast zu viel brachte, denn ein jedes wollte sein Bestes thun und die ins Feld rückenden Krieger ehren, sie mit allem Möglichen, mit Wein, Bier, Brot, Würsten, Cigarren u. s. w. erfreuen, — trafen wir endlich in Bruchsal ein. Von dort gings durch die staubige Allee nach Untergrombach, wo unsere Mannschaften durchgängig recht gute Quartiere hatten, die um so höher angeschlagen wurden, als sowohl der 29. wie der 30. Juli Rasttage sein sollten.

Plötzlich hieß es, vor dem Kronprinzen von Preußen solle eine Parade der württembergischen Division stattfinden. Wie wir jubelten, wie wir uns freuten, ihn erstmals von Angesicht zu Angesicht sehen zu dürfen, der uns gegen die Franzosen führen würde, aber ich weiß nicht, aus welchen Gründen, wahrscheinlich eines Kriegsrats wegen, den abzuhalten dringender gewesen sein mochte, als eine Parade, fand diese nicht statt, dagegen wurde uns reichlicher Ersatz durch die Revue, welche Se. Majestät der König von Württemberg auf dem Bruchsaler Exerzierplatz über seine ins Feld rückende Division am 30. Juli abnahm. Nachdem der Parademarsch vorüber, versammelte der König die Offiziere der Division um sich, und redete sie folgendermaßen an: „Meine Herrn! Ich habe Sie dem König von Preußen und speziell seinem Sohne, dem Kronprinzen, anvertraut. Ich ermahne Sie, ihm zu folgen. Machen Sie dem Namen Württemberg Ehre. Vertrauen Sie auf Gott.“ Der König, sonst ein gewandter Redner, hatte vor Rührung nur diese einfachen, schlichten, darum aber nur um so packenderen und zündenden Worte in diesem bedeutsamen Augenblicke zu finden gewußt, aber die Wirkung derselben war eine große. Die Säbel flogen aus den Scheiden, und mit hochgeschwungenen Klingen brach das ganze Offizierscorps der Brigade in jubelnde Hochrufe aus. Der König war sichtlich tief ergriffen und bewegt, als er stumm grüßend sein Pferd wandte, und fortritt; ahnte er, daß gar viele von denen, die ihm da zujubelten, im Siegerheimzug fehlen würden? Aber alle, alle haben sie dem Namen Württemberg Ehre gemacht, „furchtlos und treu!“

Am 31. Juli, nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr rückte das Regiment ganz urplötzlich nach Graben ab, in dessen Nähe sich die Division sammelte; der Weg war über Buchenau gegangen. Die Rast sollte jedoch nicht allzulange dauern, heftiger, nicht lange anhaltender Kanonendonner sollte in der Richtung auf Germersheim zu vernehmen gewesen sein; möglich, daß wir Schwaben in dieser Beziehung noch etwas dickfellig und schwerhörig waren, wir vermochten von dem Kanonendonner nicht viel zu vernehmen, dagegen wurde es mit unbeschreiblichem Jubel aufgenommen, als es hieß, wir sollten zur Unterstützung der Badener, die bei Maxau auf einen Angriff der Franzosen gefaßt waren, vorgehen. Daraus wurde allerdings nichts, dagegen verloren wir in der Division leider unterwegs mehrere Tote und Kranke durch Hitzschlag, es durfte einen nicht wundern, über allerlei Felder und Kartoffeläcker hatte man unter einer afrikanischen Hitze marschieren müssen, ohne Wasser oder einen Schluck Wein und ohne einen andern Bissen, als den der Brotbeutel enthielt. Nicht wenig ermattet und erschöpft traf das Regiment abends in Friedrichsthal ein, wo die Einwohner allem aufboten, was in ihren Kräften stand, das Regiment zu erquicken. Nun lagen wir nur noch 1½ Stunden vom Rhein; wie oft in späteren Jahren bin ich wieder die gleichen Wege gewandelt, und war jedesmal gespannt, bis er vor mir lag, der königliche Strom, so aber wie damals habe ich mich doch kaum wieder nach dem Anblick des Rheines gesehnt, den ich bis daher noch nie zu Gesicht bekommen hatte. Nur noch anderthalb Stunden vom Rhein! Alle Herzen schlugen höher, und noch auf keine einzige französische Patrouille waren wir gestoßen; waren die Rothosen jetzt, am letzten Tag des Julis, noch nicht über dem Rheine, zwei volle Wochen, nachdem sie uns den Krieg erklärt und ihre Promenade „nach Berlin“ angekündigt hatten, dann mochten sie kecklich ihren Marsch einstellen, dann sah auch kein einziger von ihnen den Rhein als siegreicher Held. Warum hatte aber auch ihr Kaiser des Dichters wohlmeinenden Rat nicht befolgt:

„An den Rhein, an den Rhein, zieh nicht an den Rhein,
Mein Sohn, ich rate dir gut!“

Der 1. August brachte uns einen hochwillkommenen Rasttag, etwas weniger willkommen war es aber, daß unser Hauptmann diesen Rasttag dazu benützte, uns ganz gehörig exerzieren zu lassen; was den Grund dazu abgegeben, vermöchte ich freilich heute, nach einem Vierteljahrhundert kaum mehr zu sagen, soviel aber weiß ich noch, daß der damalige Rasttag für unsere Compagnie kein Rasttag war. Am 2. August, auch dieser hätte noch ein Rasttag sein sollen, erscholl mittags ½ 5 Uhr mit einemmale, — unsere Compagnie war eben damit beschäftigt, Lebensmittel zu fassen, Alarm. Natürlich eilte alles schleunigst in die Quartiere, schnallte die Kessel auf, Faschinenmesser und Tornister um, und im Laufschritt gings nach dem bezeichneten Alarmplatz. Über Leopoldshafen, Eggenstein, Deutsch- und Welsch-Neureuth, Dörfer, die uns in der Abendstille endlos zu sein schienen, da sie eine lange Häuserflucht längs des Weges bilden, marschierten wir mit Sack und Pack, ohne auch nur ein einzigesmal zu halten, bis nachts ½ 12 Uhr; um diese Zeit bezogen wir bei Knielingen ein Biwak. Wir haben später, namentlich nach Sedan hinauf, durch die Ardennen noch ganz andere Märsche gemacht, aber damals kam uns der nach Knielingen als eine Leistung vor, gegen die sich Xenophon mit seinen 10000, und der wußte auf seinem Rückzuge doch auch zu marschieren, in ein Mausloch zu verkriechen hätte. Es war unser erstes Biwak in diesem Feldzuge, das wir hier bezogen. Ich war vom vorjährigen Manöver her gewitzigt und wußte, was ein Biwak zu bedeuten hatte, und mein Freund Str., der jetzt wohlbestallter Professor an der landwirtschaftlichen Akademie H. ist, wußte es auch, denn gemeinschaftlich machten wir uns auf und daran, uns einen Schutz-„Schirm“ zu bauen, einen Schirm aus Laubwerk, um wenigstens einigermaßen geschützt zu sein, und als wir unserer Hände Werk betrachteten, und alles ansahen, da vermeinten wir, daß es gut seie, und legten uns hochbefriedigt in seinem Schutze nieder, aber nur, um schwere Enttäuschungen erleben zu müssen. Der unaufhörlich niederströmende Regen hatte schließlich unsern Schirm in seinen Grundvesten erschüttert, und mit einemmale fiel er über uns zusammen. Nun gings vollends in einem hin,

und da ja bei solchem Regen doch an kein Feueraufmachen zu denken war, so blieben wir unter den Trümmern unseres Schirmes liegen, wenigstens immer noch einigermaßen bedeckt, viel wollte es freilich nicht heißen. Eine interessante Unterhaltung pflegt unter solchen Umständen auch nur sehr selten in Gang zu kommen, und so kauerten wir uns eben auf dem nassen Boden nieder, und ließen die Ohren hängen wie nasse Pudel. Ich für meine Person machte mir nicht viel daraus oder that wenigstens dergleichen, und stellte den Jungen, den Rekruten, die wie die Rohrspatzen schimpften, vor, daß es im letzten Jahr um kein Haar anders gewesen sei, obgleich das ja bloß ein Manöver war, jetzt aber „liege man zu Felde" und zwar buchstäblich, da müsse man eben annehmen, was von oben komme. Ob sie sonderlich davon erbaut gewesen sind, weiß ich heute nicht mehr. Glücklicherweise aber nimmt alles ein Ende, die Nacht und der Regen, und als es nun erst, allerdings nach unsäglichen Mühen und Anstrengungen, gelungen war, ein Feuer aufzumachen und Kaffee zu kochen, als man sich, primitiv genug, den Schmutz von den Kleidern und etwas gründlicher den vom Gesicht abgewaschen hatte, fühlte man sich wieder mehr als Mensch und deutscher, speziell württembergischer Soldat. Nur eines war ärgerlich, die Tagwache, sonst der Schreck des Soldaten, namentlich in der Garnison, ließ heute ungewöhnlich lange auf sich warten. Endlich rasselte sie durch das Biwak, aber niemand befehligte zum Antreten, trotzdem wir alle vor Begierde brannten, an den Feind zu kommen, der, wie man erfuhr, bei Selz, südöstlich von Weißenburg, stehen sollte. Warum marschierte man nicht auf ihn los, warum griff man ihn nicht an und schlug ihn? Die Jugend fragt viel, und der Generalstab schweigt, es ist gut so! In dessen Pläne wurden wir ja trotz aller unserer Ungeduld nicht eingeweiht, dagegen fand an diesem Morgen der erste Feldgottesdienst statt, den der Feldprediger der ersten Brigade, Faulhaber, kurz und gediegen abhielt und zuletzt der Mannschaft den Segen erteilte. Da standen wir, in Wehr und Waffen, das alte trutzige Lutherlied: „Ein feste Burg ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffen," war soeben aus viel hundert Kehlen erschollen, im nächsten Augenblicke vielleicht schon erscholl das Kommando: „An die Gewehre!" und hier klangs laut und feierlich: „Der Herr erhebe sein Angesicht über euch, und gebe euch Frieden! Amen." In tiefer Bewegung schritten wir nach unseren Biwakplätzen zurück, nachdem auch noch unser Oberst in zündenden, beredten Worten das Regiment aufgefordert hatte, seine Schuldigkeit zu thun, mutig auszudauern, was auch kommen möge, und ob in Freundes-, ob in Feindesland strenge Mannszucht zu halten. „Nehmt Abschied," rief er am Schlusse seinen Soldaten zu, „von allem, was euch lieb und teuer ist auf dieser Welt, gar mancher von uns wird ja nicht wieder heimkehren, aber lasset uns kämpfen, wie es braven Württembergern geziemt, furchtlos und treu." An diesem Tage war wieder einmal die ganze Feld-Division beisammen, und natürlich benützte man diese Gelegenheit reichlich, so weit es überhaupt angängig war, die Kameraden von den beiden andern Brigaden zu besuchen. Wer konnte wissen, ob man sich nicht zum letzten Male sah. Der Dinge harrend, die der nächste Tag bringen würde, legte man sich ins Biwak, glücklich, wer ein Häufchen Stroh erobert hatte, obwohl es ihn auf die Dauer auch nichts half, denn der Regen strömte eben auch wieder einmal hernieder und verwandelte das ganze Biwak in einen großen See, so daß man froh war, durch den Weitermarsch dem nichts weniger als behaglichen Ruheplatz den Rücken kehren zu können. Wie mit einem Zauberschlage aber änderte sich das, als wir hinter Maxau nun mit einemmale den Rhein vor uns sahen. Da floß, nein, da schoß er vor uns hin, der herrliche, der prächtige Strom, wild rollte er seine Wogen thalwärts, als wollte er seiner Entrüstung Ausdruck geben, daß die Franzosen schon wieder es gewagt, freventlich die Hand nach ihm auszustrecken. Den Jubel zu beschreiben, der die ganze Division durchbrauste, die Hoch und Hurras, und wie immer und immer wieder in heller Begeisterung die Wacht am Rhein erscholl, all das zu schildern ist unmöglich, aber heute, nach einem Vierteljahrhundert zitterts noch in den Herzen derer nach, die dabei waren, welche über die schwankende Eisenbahn-Pontonbrücke marschierten, und als es wie Donnerhall über den Strom dahin brauste:

So lang ein Tropfen Blut noch glüht,
Noch eine Faust den Degen zieht
Und noch ein Arm die Büchse spannt,
Betritt kein Feind hier deinen Strand.

Es war ein unvergeßlicher Augenblick, und fröhlich gings hinein in die schöne, die herrliche Pfalz, die einst Melacs Mordbuben in eine Einöde zu verwandeln sich alle Mühe, wiewohl vergeblich, gegeben. Wie hatten sie einst in Speyer gehaust, — wie wilde Tiere! Sie hatten die Grüfte im Dom erbrochen, um in den Särgen nach Kostbarkeiten zu suchen, die nicht vorhanden waren, die Ruhe der Toten freventlich gestört, ihre Überreste entweiht, und Brand, Mord und rauchende Trümmer bezeichneten den Weg, den des allerchristlichsten Königs Mordbrennerbanden in Deutschland eingeschlagen hatten. — Über Pfortz und Hagenbach ging der Marsch weiter bis zur Lauter hin und vor das freundliche Städtchen Lauterburg.

Wir waren noch nicht lange im Marsche, so hörten wir heftigen Kanonendonner, in der Ferne sah man eiligst vorwärts marschierende Truppen, es schien ein heftiger Kampf zu sein, der sich dort drüben entsponnen hatte, unaufhörlich donnerten die Kanonen, rollte das Kleingewehrfeuer. „Die sind fest aneinander geraten," scholls aus den Reihen, „wenn wir nur auch dabei sein dürften," und sehnsüchtig schweiften die Blicke nach der Gegend hinüber, aus welcher der Kanonendonner herüberdröhnte. Kurz vor Lauterburg bekamen wir die ersten gefangenen Turkos zu sehen; daß wir dieselben nicht wenig anstaunten, läßt sich denken. Das also waren die Träger der Civilisation, das die Truppen, mit denen uns Frankreich gedroht, daß sie „nicht einmal die Frauen" verschonen würden? Glaubhaft klang die Drohung, wenn man in diese wilden Gesichter blickte, aus denen einem allerdings prächtige Zähne entgegenblitzten. Wenn ein solches Regiment daherstürmte, das mochte schon ein imposantes Schauspiel sein, aber bei den Bayern und den Preußen waren sie da recht angekommen, wenn sie geglaubt hatten, sie erschrecken und aus der Fassung bringen zu können. „Wos ists, Kamerad," rief einer von der bayrischen Escorte einem der unsrigen zu, „gelt, dös san schwarze Teufi? ma könnt moane, 's kimme grad aus der Höllen. Aber woaßt, Brüderl, mit denen hob'n mer nit schlecht g'raaft. Ui jegerl, sell'n homm's verspielt!" — Natürlich neuer Jubel unsererseits, und erneutes Mützenschwenken. Dicht vor Lauterburg bezogen wir Biwak und es läßt sich denken, mit welchem Jubel die mit jeder Stunde reichlicher fließenden Nachrichten von dem unter dem Befehl des Kronprinzen errungenen ersten Siege aufgenommen wurden, welch tiefen, gewaltigen Eindruck sie auf uns alle machten, und vor allem, welches Selbstvertrauen sie uns gaben! Zwar der Himmel machte auch dem heutigen Biwak ein ungnädiges Gesicht, wir ließen uns aber die Freude nicht verderben, und unaufhörlich ertönten im Biwak Hoch und Hurras auf den Kronprinzen, auf Blumenthal, auf die tapferen preußischen und bayrischen Kameraden, die zuerst die Rothosen geklopft, und auf die gute Vorbedeutung dieses Siegs; der gute Elsäßer-Wein, den der Erzähler unter viel Nöten und Fährlichkeiten aus Lauterburg und aus den Fängen eines bayrischen Hauptmanns gerettet hatte, trug das seinige dazu bei, die Siegesfreude zu erhöhen. In höchst ungnädiger Laune, wahrscheinlich weil nirgends in Lauterburg ein Schild mit den Zauberworten: „Münchner Hofbräuhaus" heraushing, schickte mich derselbe zum Städtchen hinaus, und da ich bereits meinen Zweck erreicht hatte, beeilte ich mich, dem Befehl Seiner Gestrengen schleunigst nachzukommen, herzlich froh, daß derselbe nicht auf den Gedanken gekommen war, den Inhalt meiner Feldkessel zu untersuchen, am Ende hätte er gar behauptet, daß der Wein in Lauterburg nur für seine Compagnie in Betracht kommen und von dieser ausschließlich getrunken werden könne. Der Regen, den der Himmel seit einer halben Stunde auch einmal wieder in Strömen in unsern Festwein goß, vermochte unserer Siegesfreude nicht den geringsten Abbruch zu thun; was würden erst die daheim für Augen machen, wenn ihnen der Telegraph die Kunde brachte!

Nach kurzer Nachtruhe, der Regen hatte einem unbarmherzig mitgespielt, (wie mochte dieses trostlose Wetter erst auf den geschlagenen Gegner einwirken, der mit einemmale den Nimbus seiner Waffen, das Märchen von der Unbesiegbarkeit seiner Truppen zerstört, zu nichte gemacht sah,) gings um 6 Uhr in der Frühe am 5. August weiter. An Lauterburg vorbei, noch auf deutschem Boden marschierend, überschritten wir gleich hinter dem Städtchen die damalige französische Grenze unter

brausenden Hochrufen auf unsern König. Wie jubelte alles, als uns am Grenzstein General von Reitzenstein mit den Worten begrüßte: „Guten Morgen in Frankreich, erstes Regiment!“ In Frankreich? nein und tausendmal nein! Wir marschieren auf unserem, auf echt deutschem Grund und Boden; mit diesem Augenblicke haben wir unser altes, unverjährbares Recht auf Elsaß und Lothringen wieder geltend gemacht, und mit Karl XII., nur mit besserem Rechte als jener, konnten wir heute sagen: „Der Herr hat's gegeben, und der Teufel selbst solls uns nicht wieder nehmen!“ Wie stolz, wie freudig hebt sich doch die Brust, ringsum das schöne Elsaß, in den Dörfern, durch die wir ziehen, deutsche Laute, deutsche Worte, nur die Wegzeiger und Rathäuser französisiert, der Bürgermeister zum Maire, der Pfarrer zum curé, der Steuereinnehmer zum percepteur umgewandelt, aber das Volk deutsch, durch und durch, blond und schlank, echte Allemannen, und deutsch ihre Sprache geblieben, trotz beinahe zweihundertjähriger Zugehörigkeit zu Frankreich, trotz aller Versuche, die Bewohner zu Franzosen zu stempeln, deutsch, wenn auch die Städte und deren Bevölkerung französisch redeten, französisch schrieben, und was schlimm genug, französisch fühlten. Ist es Wirklichkeit, kein Traum? Ein deutsches Heer steht im Elsaß, und hat mit scharfem Schwerte die Antwort auf französische Überhebung und Unverschämtheit gegeben! Die Söhne, die Enkel stehen im Begriff, der Väter Traum zur Wirklichkeit zu machen. Glück auf und Sieg auch fürderhin, du deutsches Heer! In solchen und ähnlichen Gedanken und Gesprächen zogen wir dahin, nicht ahnend, daß wir schon so bald einen neuen, noch viel größeren und vor allem viel entscheidenderen Sieg erfechten sollten, einen Sieg, der bereits die französische Kaiserherrlichkeit in ihren Grundfesten erzittern und erbeben machte. Über Trimbach waren wir, teilweise für längere oder kürzere Zeit Gefechtsstellung einnehmend, und über Keidenburg schließlich nach Aschbach gekommen, wo wir an der Bahn zwischen Hagenau und Weißenburg Biwak bezogen. Kaum hatten wir uns nur halbwegs in demselben eingerichtet, als plötzlich mit mehr als Eilzugsgeschwindigkeit ein Bahnzug mit französischen Truppen vorbeiraste; ob die paar Schüsse, die wir abgeben konnten, irgend welchen Schaden anrichteten, wer vermochte das zu sagen? wäre aber ein Geschütz in jenem Augenblick zur Stelle gewesen, so wäre den Insassen des Zuges an jenem Abend das Eisenbahnfahren wohl gründlich entleidet worden. So mußten wir uns als heutige Trophäe mit einer Gans begnügen, die auf eine mir heute noch unerklärliche Weise am Faschinenmesser eines Freiwilligen hängen geblieben und eines gewaltsamen Todes verblichen war. Der Besitzer derselben wird hinter ihre Nummer wohl auch das ominöse „vermißt“ haben eintragen müssen. Wir nahmen an, daß es eine von jenen Gänsen war, in die, frei nach J. P. Hebels Zundelfrieder, „keine Zucht und Ordnung“ zu bringen gewesen ist, die sich auch noch, trotz Krieg und Kriegsgeschrei, am späten Abend auf der Straße herumtrieb und so den Lohn ihres Übermutes empfangen mußte. Nachdem das Gänslein den Weg alles Fleisches gegangen, legten wir uns zur Ruhe. Zu guter Zeit waren wir am andern Morgen abmarschiert und hatten Hochwiller erreicht, wo uns der nicht unangenehme Befehl zukam, möglichst rasch abzukochen. „Ein voller Magen studiert nicht gern,“ sagt das Sprichwort, aber noch viel weniger gut ist ein leerer Magen, wenn man mit ihm in die Schlacht zieht. Ein Soldat, der seine gute Suppe und sein saftiges Stück Fleisch im Magen hat, der schlägt sich ganz anders, als einer, der schon vierundzwanzig Stunden lang nichts mehr zu nagen und zu beißen hatte, und das war, wie wir am Abend des 6. Augusts hundertemal zu hören bekamen, bei den Franzosen der Fall gewesen. Während wir abkochten, donnerten die Kanonen immer heftiger, es gefiel uns ganz und gar nicht, hier ein verhältnismäßig sybaritisches Mahl einzunehmen, während unsere bayrischen und preußischen Kameraden da vornen im Kugelregen standen, wir haderten mit dem Geschicke, das uns von der 1. Brigade dazu verdammte, den Wald von Hagenau gegen einen etwa aus ihm hervorbrechenden Gegner scharf zu bewachen, und mit allen Mitteln dessen Anmarsch zu verhindern. Endlich und endlich — immer wilder, immer toller rollte das Geschützfeuer, bald konnte man glauben, die Unsern seien im Vorrücken, bald, sie werden zurückgedrängt, — jagte ein Feldjäger daher. Es bedurfte kein Kommando, noch ehe er seine Meldung hatte übergeben können, standen wir alle schon an den Gewehrpyramiden und hingen unsere Tornister um. „Gewehr in die Hand,“ „das Gewehr über;“ und nun gings im Laufschritt vorwärts, immer vorwärts, durch den Niederwald, Gunstett zu, dort mußte es für uns Arbeit geben, denn da vornen tobte die Schlacht am wildesten, dort wurde von beiden Seiten gleich zäh gerungen, darauf wiesen alle Anzeichen hin. So kamen wir über Reimersweiler und Surburg dem Schlachtfelde näher und näher, Feldgendarmen sprengten daher; „macht, daß ihr vorwärts kommt, ihr Schwaben, so schnell ihr könnt, von euch hängt der Ausgang der Schlacht ab, wir haben sie fest, aber wir können nicht vorwärts kommen,“ rief der eine im Vorübersprengen, und trotz aller Müdigkeit stürmte man weiter, immer weiter, da kommt wieder ein Gendarm: „Kinder, es geht gut, ihr kommt eben noch recht, jetzt wollen wir's ihnen zeigen, aber beeilt euch,“ ruft er; nun ja, mehr als rennen, bis einem die Zunge zum Halse heraushängt, kann schließlich eigentlich niemand, und mehr konnten auch wir nicht thun. Bald begegneten wir einer preußischen Kavallerie-Eskorte mit Gefangenen, welche auf dem Schlachtfelde die scheußlichsten Verbrechen und Verstümmelungen an Verwundeten begangen hatten. Wenn man hörte, wie die Gefangenen, natürlich waren es keine Soldaten, sondern Civilisten und Bauern, die zum Teil bös zugerichtet waren, gegen arme, wehrlose Verwundete gehaust hatten, dann allerdings war die Wut der Soldaten sehr begreiflich, die am liebsten gleich alle niedergemacht hätten. Wir waren froh, als wir das widrige Bild los hatten, schrecklichere konnten noch auf uns warten, abstoßendere nicht. Der obere Teil des Dorfes Gunstett, durch das wir bald darauf kamen, brannte lichterloh; gestern noch ein Juwel des Elsaßes, zeigte heute das Dorf alle Spuren eines Kampfes, der von beiden Seiten mit der größten Erbitterung geführt, alles, was ihm in den Weg kommt, niederwirft und zermalmt. Jammernde Einwohner, die in wenigen Stunden ihr ganzes

An den Hängen des Sauerthals.

Hab und Gut vernichtet, in Trümmer sinken sahen, durch das ohne unsere Schuld über sie hereingebrochene Elend fast zum Wahnsinn gebrachte Männer, Kinder, die ihre Eltern, Eltern, die ihre Kinder verloren und sie nun jammernd suchten, all das zog wie in einem Kaleidoskop an uns vorbei, wir hatten kaum Zeit, uns danach umzudrehen; „vorwärts, vorwärts!“ ein anderes Kommando gab es nicht. Und so gings hinunter an den Sauerbach, ein klein, unscheinbar Wässerlein, eines von jenen Bächlein dachten wir, wie man sie bei uns in Schwaben zu Dutzenden hat, und da die Herren Rothosen die Brücke abgebrochen hatten, so sprangen die vordersten ohne langes Bedenken in den Bach. Der aber ging ihnen, je nach ihrer Leibeslänge, gleich bis über die Hüften, teilweise sogar bis unter die Arme. Da mußten sich viele wohl oder übel entschließen, die Patrontasche zwischen die Zähne, und wie mans bei den „Gewehrübungen“ gelernt, das Gewehr hoch über den Kopf zu nehmen: „Arme aufwärts streckt!“ und so hinüberzuwaten. Uns gings ungleich besser. Bei der Bruchmühle hatten wir einen Steg entdeckt, über den wir trockenen Fußes hinüberkommen konnten, und nun gings über das Wiesenthal gegen die waldbewachsenen Anhöhen vor. Nur noch vereinzelte Schüsse fielen, selten einmal eine Salve, die eine versprengte Zuavenabteilung abfeuerte, ehe sie über der Hagenauer Straße im Niederwald verschwand. Aber das Sauerthal, wie sahs da aus! Rot, grün und blau! Grün die Wiesen, aber mit Blut besprengt, rot die Hosen der Infanterie, blau die Jacken der Zuaven und Turkos; es war, als wandelte man im Garten des Todes. Wie sie wimmern, stöhnen und ächzen und nach einem Trunk Wasser schreien, o, es zerreißt einem das Herz im Leibe, und weit und breit kein Brunnen; die Sauer, ja, die ist ganz in der Nähe, aber ihr Wasser ist so eigentümlich gefärbt, die schmutzige Farbe, die sie hat, konnte man sich ja am Ende noch gefallen lassen, aber die blaßroten Streifen, die sie mit sich führt, und die Leichen, die hinuntertreiben, auf dem Rücken liegend, mit zum Himmel emporstarrenden verglasten Augen, als wollten sie sagen: „Allgütiger, und das hast du geduldet?“ sie machen es uns zur Unmöglichkeit, solchen Trank den armen Verwundeten zu reichen. Zum Glück entdeckte einer von uns in der Bruchmühle einen Brunnen, der herrliches, klares Wasser lieferte, nun ist den armen Menschen geholfen. Wie gierig sie die Labung zu sich nehmen, wie dankbar sie sind, Freund und Feind, o, ich habe ihn auch noch kennen gelernt, diesen entsetzlichen, rasenden Durst, der mit dem Wundfieber über einen kommt, und heute noch segne ich die Hand, die mir vier Monate später in gleicher Lage den ersten Labetrunk gereicht! Doch wir müssen weiter, der Albrechtshäuserhof ist unser Ziel. Am Niederwald aber trifft unsere Compagnie der Befehl, diesen Wald nach Verwundeten abzusuchen. Rasch sind die Gewehre zusammengesetzt, nur einzelne behalten die ihrigen zur Sicherung ihrer Kameraden bei sich. Ich hatte geglaubt, im Sauerthal der Menschheit ganzen Jammer erschöpft gesehen zu haben, — ich hatte mich getäuscht. Hier fing er erst recht an. Um jeden Schritt Boden, um jeden Fleck Erde, jeden Strauch war hier mit der furchtbarsten Erbitterung gefochten worden, fußhoch lagen hier oft Leichen über Leichen, in dichten Reihen die Verwundeten. Auch hier des Tragischen und Erschütternden mehr, als sich sagen, mehr als sich ahnen läßt. Und mitten unter all dem Schrecklichen, doch auch wieder Bilder, so groß und schön und rührend, daß man sie nie vergißt. Oder ist es nicht groß, wenn ein armer Verwundeter, der eben noch kläglich um Wasser gerufen, als ich mich niederbeuge, ihm das ersehnte Labsal zu reichen, mich bittet, zuvor seinen neben ihm liegenden Kameraden zu tränken, der noch viel mehr leide, als er; ist es nicht schön und ein Bild von hingebender Treue, wenn ein armer französischer Offiziersbursche, dem die gleiche Granate wie seinem Herrn beide Beine zerschmettert hat, mich bittet, die einige Schritte von ihm liegende Alpacca-Decke aufzuwickeln, da er sie nicht mehr mit den Händen zu erreichen vermag, und seinen armen, vom Fieberfrost geschüttelten Herrn damit zu bedecken, und der für seine Person jede Hilfe zurückweist? Sie sind beide, ihren gräßlichen Verstümmelungen nach, wohl noch in der gleichen Nacht gestorben; und ist es nicht rührend, wie auf einer Leiche ein kleines schneeweißes King-Charles-Hündchen sitzt, das Gesicht und die Hände seines toten Herrn immer und immer wieder leckt, dann in ein jämmerliches Gewinsel ausbricht, und gleich darauf jeden, der sich der Leiche seines Herrn naht, mit wütendem Gebell anfällt? Ich gab mir alle Mühe, das Hündchen von der Leiche wegzubringen, umsonst; hier hielt es aus und wird ausgehalten haben, bis die Hand eines Soldaten, der solche Hundetreue nicht zu begreifen vermochte, es verjagte oder gar getötet haben wird. Und nicht weit davon liegt ein höherer französischer Stabsoffizier, er ist durch die Brust geschossen, und mit jedem seiner pfeifenden Atemzüge sickert ihm hellrotes Blut über den Waffenrock. Mit gebrochener Stimme fragt er mich, halb im Fieberwahn: „Nicht wahr, mein Herr, wir haben die Schlacht gewonnen?“ und als ich ihm sage, daß dies nicht der Fall, daß wir die Sieger sind und Mac Mahon mit seiner Armee auf der Flucht, da ringt sich ein schmerzliches: „pauvre patrie!“ über seine Lippen. — In all den Büchern, welche uns von den Thaten des ersten Kaiserreiches melden, lesen wir, wie zum Tode Verwundete sich mit dem letzten Reste der ihnen noch verbliebenen Kraft aufrichteten und „vive l'empereur!“ riefen. Hier, bei Wörth, habe ich diesen Ruf nicht gehört, wohl aber Flüche und Schimpfwörter und gräßliche Verwünschungen für den Kaiser. „So siehts aus in der kaiserlichen Armee?“ dachte ich unwillkürlich, wir wußten ja vom Plebiscit her, daß dort nicht mehr alles war, wie es früher gewesen, aber solche Dinge hätten wir uns doch nicht träumen lassen. Nicht vom Kaiser sprachen sie, sondern nur geringschätzig vom Badinguet, (Spitznamen des Kaisers) und das zweite Wort war: „ce cochon là,“ (dieser Schweinehund) oder „ce gredin là“ (dieser Lump)! Alle aber, und das machte einen gewaltigen Eindruck auf mich, hingen mit rührender, fast möchte ich sagen, abgöttischer Liebe an ihrem Vaterlande, an Frankreich! Wir mußten uns ein solches erst erkämpfen, aber gottlob, wir waren auf dem besten Wege dazu. So waren wir, Freund und Feind getreulich auflesend und nach den Verbandplätzen zurückschleppend, allmählich bis auf die Hochebene und zu jenen ewig denkwürdigen Hopfengärten herangekommen, wo Frankreichs Kürassiere lagen. Ja, Mac Mahon hatte recht, als er tags darauf im Café Boillot in Nancy sagte: „Ich habe keine Kürassiere mehr.“ Da oben auf der Hochebene, vor dem Waldsaume, lagen sie zerschmettert, zerrissen, zerfetzt, diese stolzen Regimenter, auch im Tode noch imponierend. Durcheinander, übereinander lagen Roß und Reiter, krampfhaft hielten viele noch den Pallasch in der starren Faust. Wie der Bauer mit der Sense die Mahd niederlegt, so hatte hier der Tod diese prächtigen Schwadronen niedergemäht, als sie, heldenhaft anreitend, das Geschick des Tages wenden und von Frankreichs Waffen die Niederlage abwenden zu können glaubten; auch hier halfen wir, so gut wir konnten. Am Waldsaum saß im Graben, der sich vor ihm hinzieht, ein Kürassier, ruhig, den Kopf in die Hand gestützt, ich rief ihn an, — keine Antwort; ich ging näher zu ihm heran, legte ihm die Hand auf die Schulter, und fragte ihn, ob er und wo er verwundet sei? Da fiel er schwer zur Seite, ich hatte einen Toten angeredet, überhaupt kamen sowohl bei Wörth als bei Sedan sehr viele Fälle vor, daß die Totenstarre unmittelbar eintrat; bekannt ist ja auch jener Fall vom Lager von Beaumont, wo ein am Biwakfeuer sitzender Infanterist, dem eine Granate den halben Kopf weggerissen hatte, noch fest die gamelle (Soldatenschüssel) in der Hand hielt. Inzwischen war es Abend geworden, der Hauptmann ließ „erste Compagnie“ und „sammeln“ blasen, aber es dauerte längere Zeit, bis man sich aus den verschiedenen Teilen des Schlachtfeldes, nach denen wir ausgeschwärmt waren, wieder zusammengefunden hatte. Ich war die ganze Zeit immer an der Seite von Oberlieutenant Niethammer gewesen, und wäre meine Hochachtung, meine Verehrung für diesen prächtigen Mann überhaupt noch einer Steigerung fähig gewesen, hier hätte es der Fall sein müssen. Unermüdlich sorgte er für die armen Verwundeten, und ich sah ihn selbst einen Kessel mit Wasser herbeischleppen; er war auch hier allen voran, wie er es später im Feuer gewesen ist. Eben wollte unser Hauptmann Haselmaier den Abmarsch antreten, als ein höherer preußischer Offizier zu ihm herankam und ihm mitteilte, daß von seinem Regiment, dem 83., das sich bekanntlich an diesem Tage mit Lorbeeren bedeckt und die größte Anzahl Geschütze erobert hat, noch 16 Offiziere vermißt würden, die mit der entsprechenden Anzahl Mannschaft jedenfalls noch unverbunden im Walde lägen; er bat ihn, denselben, wenn es ihm möglich sei, Hilfe zu bringen. Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, rief der Hauptmann: „Freiwillige vor!“ und wie ein Mann meldete sich die ganze Compagnie. Wir waren alle todmüde, aber wo es galt, den

Kameraden zu helfen, spürte niemand mehr etwas von Müdigkeit; schnell Wasser gefaßt, alle Kessel gefüllt, und dann unter der Führung des Stabsoffiziers in den Wald hinein. Wie die Schmerzensrufe und das Wehklagen durch die Abendstille schollen. „Wir kommen und holen euch," rufen wir, und rüstig geht es aufs neue an die Arbeit. (Dort traf ich mit meinen Leuten unter anderen einen Einjährig-Freiwilligen aus Gotha, dem eine Granate beide Füße schwer verletzt hatte. Gierig trank er aus meiner Feldflasche, aber kein Laut der Klage kam von seinen Lippen. „Bitte, schreiben Sie meiner Mutter, Frau .... in Gotha, aber ja recht schonend, lieber Kamerad, bitte, ja recht schonend," waren seine ersten Worte. Ich versprach es ihm; auf einigen zusammengeknüpften französischen Zelttüchern schafften wir ihn dann auf den Verbandplatz, aber auch jetzt blieb er ruhig, und doch mußte ihm jeder Schritt, den die Träger in dem dunkeln Walde machten, Höllenqualen bereitet haben. Als ich mich von ihm verabschiedete, standen seine Augen voll Thränen, und auch ich konnte mich derselben nicht erwehren. Arme Mutter! Gleich den andern Morgen in der Früh entledigte ich mich meines Auftrages; was aus meinem Kameraden geworden, habe ich nie erfahren können.) Glücklicherweise war es nicht allzu weit bis zu einem Verbandplatze, freilich war auch der überfüllt, aber die verwundeten Kameraden konnten jetzt doch einen Notverband erhalten und waren in guter Pflege. Wie oft, wie oft haben wir an jenem Abend noch, zuletzt mit Fackeln, den Weg dorthin zurückgelegt. Endlich werden wir von einem Sanitäts-Detachement abgelöst, das seine Verwundeten in das erbeutete Zeltlager Mac Mahons brachte, welches rasch zum Feldspitale umgewandelt worden war, und nun machen wir uns auf, unser Regiment zu suchen. Das hat seine Schwierigkeiten, denn es ist inzwischen längst Nacht geworden. Endlich, Mitternacht war nicht mehr weit, fanden wir dasselbe. Unser Oberst war noch wach und saß, wie der leutselige Mann dies öfters that, neben einigen Soldaten und Offizieren an einem Biwakfeuer. Oberlieutenant Niethammer mußte ihm von unserer Thätigkeit erzählen. „Aber jetzt ist es Zeit zum Schlafen," unterbrach er ihn nach einer Weile, „ich kann mir denken, wie müde Sie und Ihre Leute sein werden, und wir marschieren in aller Frühe ab." Das klang ja recht erbaulich, aber wenn der Oberst gesagt hätte, „in einer halben Stunde marschieren wir weiter," schlafen hätte ich doch müssen, ich glaube, ich hatte kaum recht den Boden berührt, als ich auch schon wie ein Murmeltier schlief. Als ich erwachte, wölbte sich der tiefste klarblaue Himmel über mir und dem ganzen Biwak. Bald, nachdem wir uns niedergelegt, war der Befehl gekommen, daß heute Rasttag sei. Welche Wonne verlieh das stolze Gefühl, gesiegt zu haben, und das herrliche Bewußtsein, „heut' ist Rasttag!" Zu thun giebt es ja auch an solchen, aber man kommt doch zu innerer Ruhe und Sammlung und selbstredend vor allem benützt man die Gelegenheit, nach Hause zu berichten von dem neuen, dem glänzenden Siege, den die deutschen Waffen erfochten. „Um 10 Uhr ist Feldgottesdienst," melden die Oberfeldwebel ihren Compagniechefs, und alles horcht in andächtiger Rührung auf die Worte des Feldgeistlichen, der es, wie alle seine Kollegen, auch das soll hier gesagt werden, trefflich verstand, den richtigen frischen, anregenden Ton für Feldsoldaten zu treffen. Am Nachmittag war „Volksfest;" ich wüßte keine andere Bezeichnung für das fröhliche Leben und Treiben zu finden, das sich an diesem Mittag entwickelte. Die Regimentsmusik spielte, die Mannschaft sang oder trieb allerlei Kurzweil, der Marketender machte glänzende Geschäfte, der Elsäßer Wein ist so gut als der im Schwabenländle und billig obendrein, jeder beeilt sich, den Verwundeten, die an unserem Biwak in die Feldspitäler vorübergeführt werden, einen Labetrunk zu reichen, fast ist es des guten zu viel, aber jeden drängt es, den Tapferen zu zeigen, wie sehr wir es zu schätzen wissen, was sie gestern fürs Vaterland geleistet, und sie sind dankbar dafür; da und dort reicht auch einer unsern Reitern vom 4. Regiment, die unter ihrem Oberstlieutenant von Aussin von der Verfolgung zurückkehren, die Feldflasche auf den Gaul hinauf, was stets dankbarlichst angenommen wird. Prächtige Burschen, unsere Reiter, und prächtige Pferde! Ob der Jörg von Gablenberg darunter war, der das berühmt gewordene geflügelte Wort sprach: „Die Kerle laufet, daß mers schier net verreite ka," weiß ich leider nicht. Manches hatten sie aber doch erritten, denn in endlosen Reihen brachten sie Gefangene daher, Kanonen und Mitrailleusen. Mit einemmale erhebt sich wieder ein lautes Jubelgeschrei, was giebts, was ist los? Ein preußisches Regiment marschiert vorbei mit dem Adler, den es gestern den Franzosen abgenommen; die Glücklichen! Und während alles noch die Erlebnisse von gestern austauscht, kommt die Nachricht von der Schlacht und dem Sieg am Spicherer Berg. Näheres weiß man noch nicht, aber daß die Franzosen auch dort geschlagen und zwar gründlich geschlagen worden sind, das steht fest, soviel weiß man gewiß. Jetzt bricht der Jubel erst recht los. Denen sind ihre Krallen, die sie nach dem Rheine auszustrecken sich erfrecht hatten, gehörig gestutzt. Aufs neue erhebt sich lauter Jubel, der Marketenderwagen wird förmlich gestürmt, der Besitzer sieht sich genötigt, schleunigst für Ergänzung seiner Vorräte zu sorgen; wie schmeckt ein Stück Schwarzbrot, eine Wurst nach solchen Siegen, solchen Erfolgen! Und wie wird jetzt erst noch alles werden? Wenn sie nur nicht um Frieden bitten, die Franzosen, nur das nicht, wir müssen doch zuvor auch noch Lothringen haben, und Paris möchte man sich doch auch gerne besehen! Da rasselt der Zapfenstreich durchs Biwak; mit einem Schlag hat all das fröhliche Leben und Treiben ein Ende gefunden, von den Jägern herüber tönen die langgezogenen Töne ihrer Signalhörner: „Schlaf wohl, gute Nacht, schlaf wohl!" bald ist ringsum alles ruhig und still, nur die gleichmäßigen Schritte der Schildwache vor dem Gewehre unterbrechen die Stille der Nacht. Wie herrlich schläft sichs doch nach einem erfochtenen Siege, nach einem solchen Tage!

Des andern Tages gings von Eberbach über Gundershofen und Zinsweiler bis zu dem am Aufstieg in die Vogesen gelegenen freundlichen Ingweiler. Unser Biwak daselbst, das wir in einem Kartoffelacker und unter die ganze Nacht fortströmendem Regen bezogen hatten, verließen wir in der Frühe des 9. Augusts gerne, und marschierten rüstig über Wimmenau und Wingen nach dem sehr hoch gelegenen Puhberg. Eine wunderbar schöne Aussicht entschädigte für die Strapazen des Marsches, der heute ungemein anstrengend gewesen war, und vor allem der Anblick der Beschießung der Vogesenfestung Lichtenberg, in welche sich ein Zuavenlieutenant, Namens Archer, mit Versprengten aus der Schlacht von Wörth geworfen hatte, und die er nun mit großer Tapferkeit und Hartnäckigkeit verteidigte. Wir sahen jeden Schuß aufblitzen, majestätisch rollte der Kanonendonner durch die Vogesenthäler hin, und als die Nacht hereinbrach, sahen wir die ganze Vogesenfeste in hellen Flammen stehen. Jetzt erst kapitulierte der tapfere Lieutenant, die erste Festung war im Kampfe erobert. Der nächste Tag war weniger zu loben; über die Frohmühle marschierten wir nach Adamsweiler, wo abgekocht wurde, dann gings weiter, bis wir bei Rexingen Biwak bezogen. Oberlieutenant Niethammer kam auf Feldwache und nahm mich mit. Nachdem dieselbe eingerichtet war, wie es sich gehörte, die Posten ausgestellt und der Patrouillengang geregelt, hätten wir ein wenig ausruhen können, wenn es der Himmel nicht anders beschlossen und uns mit strömendem kaltem Regen übergossen hätte, dabei heulte ein Sturm, ein Orkan, peitschend fuhr der Hagel hernieder und schlug einem ins Gesicht, die Schildwachen wurden vom Sturm zu Boden geschleudert. „Herr Oberlieutenant, ich halt's nimmer aus," klagte der Posten vor dem Gewehre, aber die freundliche Mahnung, daß ihm eine Kugel sicher sei, sobald er auch nur noch einen Augenblick vergesse, daß kein Soldat den ihm übertragenen Posten verlassen dürfe, brachte den sonst ganz tüchtigen Mann wieder zur Besinnung, und er trug mannhaft, was sich nicht ändern ließ. Mochte auch die Gefahr, von irgend einem versprengten feindlichen Trupp angegriffen zu werden oder auf eine stärkere Abteilung des Feindes zu stoßen, nicht besonders groß sein, es galt doch, die Augen offen zu behalten und fleißig zu patrouillieren. Die Führung dieser Patrouillen fiel mir zu, mehr als einmal warf der Orkan auch mich mit meinen Leuten zu Boden, der Sturm in der Wolfsschlucht, den ich noch vor wenigen Wochen im Residenztheater als eine ganz respektable Leistung betrachtet hatte, war ein stilles, sanftes Säuseln gegen den, mit welchem wir es zu thun hatten; ein wahres Glück, daß ich in einer der Ortschaften, durch die wir kamen, um schwer Geld und viel gute Worte eine Flasche Kirschengeist aufzutreiben vermochte, die draußen auf der Feldwache mit großer Freude als Lichtstrahl in diesem öden Sein begrüßt wurde. Ich war froh, als ich neuerdings auf Patrouille ausgeschickt wurde, denn besser als auf der Feldwache selbst, mitten im Feld, ohne jedes Mittel, sich auch nur einigermaßen gegen Sturm und

Regen zu schützen, war es immerhin noch, draußen herumzulaufen, man konnte dabei wenigstens nicht seinen trübseligen Gedanken allzusehr nachhängen. Stumpfsinnig hockten wir schließlich alle auf dem Stück Boden, das durch unsere Anwesenheit eine „Feldwache" geworden war, oder patrouillierten und sehnten den Tag herbei, um unser Elend in seiner ganzen Größe übersehen zu können. Endlich, endlich klang von unserem ersten Zug, der mit Erlaubnis des Majors in etlichen Scheuern zu Rexingen Zuflucht vor dem Unwetter hatte suchen dürfen, die Tagwache herüber, unsere Feldwache wurde eingezogen, uns selbst ein heißer schwarzer Kaffee kredenzt; mit welcher Wonne wir ihn hinunterstürzten, läßt sich denken. Dann ging's weiter. Allmählich begann der Regen nachzulassen, schließlich hörte er ganz auf, und stechend brach die Sonne durch die Wolken. Nun dampften wir in unsern nassen Mänteln, die wir doch unmöglich rollen konnten, sondern am Leibe trocknen mußten, daß wir, ähnlich wie die Kinder Israels bei ihrem Auszug aus Ägypten, nur statt in einer Rauch- in einer Dunstsäule einherwandelten, müde bis aufs Mark. Aber, und das ist ja das Tröstliche in solchen Dingen, alles nimmt einmal ein Ende, auch unser Marsch, und zwar vor dem Dorfe Kirrberg war's, wo er vorläufig sein Ende fand.

Also wieder Biwak und wahrscheinlich wieder Regen! Am Himmel trieben noch schwarze Wolken, jedenfalls die Nachzügler unserer letzten Regennacht, dahin, das ließ nichts Gutes ahnen; da mit einemmale ertönt das Kommando: „An die Gewehre, Tornister um, Gewehr in die Hand, das Gewehr über," und weiter ging's. Da ist manch kerniger Fluch gefallen, — den es nicht gebraucht hätte, denn in Kirrberg wird Halt gemacht, wir kommen ins Quartier, ins erste in Frankreich, am 11. August. Unser Brigade-General hatte wohl gesehen, daß es so mit dem ewigen Biwakieren nicht weiter gehen konnte, wenn nicht ein gut Teil der Mannschaft krank oder marschunfähig werden sollte, so kamen wir endlich einmal ins Quartier, nachdem wir bis daher 10, sage und schreibe mit Worten zehn Nächte lang im Freien geschlafen hatten. Wir hatten keinen trockenen Faden mehr auf dem Leibe, und das erste, was wir uns von unseren Quartierträgern erbaten, war, in der Küche oder im Kachelofen ein Riesenfeuer anzuzünden, damit wir unsere Uniformstücke und Wäsche trocknen konnten, denn was man in der Feldtasche und im Privattäschchen trug, beschränkte sich auf Strümpfe, Kragen und Manschetten. So kam's, daß wir im mauerumgebenen Garten unseres Quartierträgers kurze Zeit, nachdem wir eingerückt waren, uns in einem Kostüm bewegten, das mit jenem unseres Stammvaters Adam, als er noch im Paradiese wandelte, ganz verzweifelte Ähnlichkeit hatte, uns aber weiter nicht genierte, da wir uns vor profanen Blicken geschützt wußten. Auch die Mahlzeit wurde noch, natürlich ganz unter Ausschluß der Öffentlichkeit, in diesem Kostüme eingenommen, inzwischen aber waren die Kleider getrocknet und wir waren wieder civilisierte Soldaten, oder um es kurz zu sagen „kommiß". — Wir hatten eben

Mac Mahons bei Reichshofen erbeutetes Zeltlager wird zum Verwundeten-Lazarett eingerichtet am 7. August 1870.

an einer lecker bereiteten Mahlzeit gesessen, als einer von den Freiwilligen, die anderswo im Dorfe einquartiert lagen, hereinstürzte und aus vollem Halse brüllte: „Die französische Armee ist im Rückzug auf Paris; Paris selbst ist in Belagerungszustand erklärt, und Straßburg ist gefallen!" Das hieß viel gesagt mit wenigen Worten! „Ja, wollt ihr's nicht glauben? Geht nur zum Oberlieutenant, der hat eben die Nachricht erhalten!" Die Botschaft hörten wir wohl, allein es fehlte uns der Glaube. Möglich war's ja immerhin, daß über Paris der Belagerungszustand verhängt worden war, Napoleon hatte jedenfalls seine guten Gründe für eine derartige Maßregel, ob aber die französische Armee wirklich auf dem Rückzug nach Paris war, das klang doch unglaublich; bisher nahm man gar nicht anders an, als, die nächsten Entscheidungsschlachten würden bei Metz und bei Châlons auf den katalaunischen Feldern fallen, wo schon einmal in einer Völkerschlacht die ehernen Würfel entschieden, und was Straßburg anbelangte, so hätten wir das am gernsten und liebsten geglaubt, aber nach allem, was man bisher von General Uhrich gehört

hatte, klang die Nachricht doch sehr wenig wahrscheinlich; so schnell würde Straßburg doch wohl nicht kapitulieren. Es zeigte sich ja auch bald, daß hinter dem letzten Gerüchte nichts war. So ging mit Plaudern und Erzählen der Mittag herum, der Wein unseres Bauern, den er sich übrigens von den Barbaren gut bezahlen ließ, war nicht schlecht gewesen, nun aber verlangte nach Verles und Revision die Natur ihr Recht, wie Mehlsäcke plumpsten wir in unsere Betten, und wahrlich, seit Jahren hatte ich so herrlich noch nie geschlafen; es war aber auch kein Wunder, daß wir uns vertrauensvoll Gott Morpheus in die Arme warfen, wußten wir doch seit einer Stunde, daß am nächsten Tag, am 12. August, Rasttag sei. Der wurde natürlich benützt, um heim zu schreiben, die Karte liegt heute, nach 24 Jahren, noch vor mir, und ich muß mich über das strategische Talent wundern, das ich damals entwickelte, denn die Karte, an meine Mutter gerichtet, lautete: „Bin gesund und wohl; ohne einen Schuß haben uns die Franzosen über die Vogesen gelassen; bei Metz wird jetzt wohl in einigen Tagen die Entscheidung sich zeigen. Kirrberg, (Elsaß) Freitag, 12. Juli 1870. E." Zwei Tage später wurde die Schlacht von Colombey-Nouilly geschlagen, der erste Nagel zum Sarg der Bazaine'schen Herrlichkeit. Leider hatte der Rasttag unserem Liebling der Compagnie, meinem lieben jungen Freunde Dillenius, die ihm so nötigen Kräfte nicht wieder zu geben vermocht; krampfhaft hatte er sich aufrecht zu halten versucht und alle seine physische und moralische Kraft, und die war groß, eingesetzt, umsonst; das schauderhafte Biwak von Rexingen hatte ihn bezwungen, solchen Strapazen war sein 17jähriger Körper nicht gewachsen, obwohl ihm der und jener abwechselnd Gewehr und Tornister trug, es ging nicht mehr, er mußte zurück ins Spital. Dort aber litt es ihn nicht lange, und zu unserer großen Freude und noch größeren Verwunderung kam er schon nach wenigen Tagen wieder zur Compagnie, um von da an bei ihr zu bleiben, bis ihn die tödliche Kugel traf. Sein starker Wille, sein glühender Patriotismus hatte über den schwachen Körper gesiegt. Am 13. marschierten wir über Fribourg nach Assenoncourt. Nun hatten wir auch die Sprachgrenze überschritten. Während in Fribourg die Sprache und die Bauart der Häuser noch völlig deutsch gewesen war, hörte man in Assenoncourt nur französisch, aber was für ein französisch? Auch die Häuser waren ganz anders gebaut, die Dächer reichten auf der Hinterseite fast bis auf den Boden herab. Unsere Soldaten waren natürlich wenig erbaut darüber, daß es mit dem Deutschen nun auf einmal zu Ende war, es war ihnen sehr bequem vorgekommen, daß die Franzosen bisher alle ganz gut deutsch gesprochen hatten, das war jetzt anders und die Sprachenverwirrung eine köstliche; beim Turmbau zu Babel kann es nicht zu ergötzlicheren Scenen gekommen sein, als hier. Das Biwak dort wurde uns durch Briefe und Zeitungen, die aus der Heimat gekommen waren, sehr versüßt, letztere wurden mit wahrem Heißhunger verschlungen und wanderten von Hand zu Hand. Da auch die Regimentsmusik sich hören ließ, unter großem Zulauf der Bevölkerung natürlich, so war dieses Biwak eines von denen, die man in gutem Andenken behält. Der 14. brachte uns einen großen Marsch über Affoudange, Mézières (nicht die Festung), Bourdonais und Ommerais nach Besange le petit, und von dort tags darauf über Aracourt und Einville nach Haraucourt, wo wir in gute Quartiere kamen und einen Rasttag hatten. Den letzteren konnten wir notwendig brauchen, die Märsche in den letzten Tagen waren groß und ungemein anstrengend gewesen, doch war vom Feinde weit und breit nichts zu verspüren, wenigstens nicht vor uns. In Haraucourt ging in dem Hause gegenüber von unserem Quartier mit einemmale ein fürchterliches Jammergeschrei an, und ein Weib stürzte mit fliegenden Haaren auf die Straße; natürlich liefen wir hinzu, um zu sehen, was denn los sei, aber es war kein schöner Anblick, der sich uns bot. Der Mann der jammernden Frau hatte sich aus Verzweiflung den Hals abgeschnitten, weil er so viele Soldaten im Quartier habe, er stand aber, wie die Nachbarn einmütig versicherten, in sehr guten Verhältnissen. — Von Metz erfuhren wir hier, allerdings nur in unbestimmten Abrissen, daß Steinmetz die Franzosen gründlich geschlagen habe; so sehr uns dies freute, so waren wir doch ärgerlich, daß wir immer nur von Siegen hören sollten, die unsere Kameraden erfochten hatten, während wir selbst eigentlich nur dazu bestimmt schienen, möglichst viel Stiefelsohlen in Frankreich zu zerreißen, und durch möglichst viele langweilige Pappelalleen zu marschieren, eine Beschäftigung, die am 16. durch einen Rasttag, den wir Freiwillige mit unsern Offizieren verbrachten, angenehm unterbrochen wurde. Am 17. kamen wir durch das wunderhübsch an der Meurthe gelegene freundliche St. Nicolas, das eine sehr schöne Kirche hat; Nancy hatten wir leider links liegen lassen, und bezogen bei Challiny Biwak, am 18. bei Ochey, wo ein riesiges Lager der kaiserlichen Tabakmanufaktur entdeckt wurde. Unter großem Jubel wurden eine Menge Tabak und Cigarren an unsere Leute ausgeteilt, aber diese Monopol-Cigarren und der „Caporal" wollten ihnen anfänglich nicht recht behagen, doch „einem geschenkten Gaul sieht man nicht ins Maul" und besser war der Caporal immer noch als Nußblätter, die bekanntlich guten Rauch geben, und Weidenblätter, die schließlich auch in die Pfeifen gestopft wurden, und gar noch besser als Kaffeemehl, das etliche aufs Rauchen ganz erpichte Soldaten qualmten. Am 19. lagen wir bei Gibaumaix. Leider war in diesen Tagen unsere Feldpostverbindung eine mangelhafte, die Zeitungen, unser größtes Labsal, blieben aus, und das Biwak bei Gibaumaix hatte verzweifelte Ähnlichkeit mit der Feldwache von Rexingen, es goß wieder einmal wie mit Kübeln; wir hatten jetzt die Festung Toul südlich umgangen und die Maas bei Vaucouleurs überschritten. Während wir die letzte Zeit her fast immer allein marschiert waren, trafen wir jetzt häufig mit preußischen Truppen zusammen, deren Querpfeifer, die mit den Tambours zusammen spielten, uns vielen Spaß machten, es läßt sich aber sehr gut dabei marschieren. Am 20. erreichten wir Broussey en Blois, wo wir Quartiere bezogen, nach denen wir uns alle herzlich sehnten. An diesem Tage passierten wir, nachdem wir die Maas überschritten hatten, Vaucouleurs und Dom Remy. Leider konnten wir nur flüchtige Blicke im Vorbeimarsch auf die für alle Zeiten durch die Jungfrau von Orleans geweihten Stätten und ihren Geburtsort werfen; nach langem anstrengendem Marsche kamen wir in dem hübschen Broussey en Bois ins Quartier. Auf diesem Marsch begegneten wir einem Trupp freiwilliger Krankenpfleger, die sich auf gut Glück und eigene Faust nach Frankreich auf den Weg gemacht hatten. Am guten Willen und an Begeisterung fehlte es diesen Leuten nicht, sonst aber, namentlich was die Ausrüstung anbelangte, so ziemlich an allem. Kaum einer von ihnen hatte einen Mantel, kein Wunder, daß viele von ihnen erkrankten, einige, unter ihnen auch der hoffnungsvolle Bruder meines Freundes und Compagniegenossen Strebel, dem Typhus erlagen. In Broussey en Bois wurden wir durch zwei freudige Nachrichten empfangen, erstens, daß am 21. und 22. Rasttag sei, und zweitens durch Nachrichten von Metz. Die dortigen blutigen Kämpfe hatten damit geendet, daß Bazaine nach Metz hineingeworfen, und dort ein für allemal eingeschlossen war. Mit dem Rasttag war es aber nicht buchstäblich zu nehmen, man hatte so viel zu putzen, zu flicken, zu waschen, Verles und Stiefelappell und obendrein noch Bataillonsexerzieren im Feindeslande, als wären wir auf dem Cannstatter Wasen; es ging flott, und Major Haldenwang war mit dem Bataillon sehr zufrieden, Sybariten wurden wir keine in Broussey. Auch Feldgottesdienst wurde wieder einmal gehalten, und mittags Liebesgaben des Sanitätsvereins, der wirklich großartiges in dieser Beziehung leistete, ausgeteilt. Mit unseren Quartierleuten standen wir auf sehr gutem Fuße, die Leute waren zwar anfangs zurückhaltend, tauten aber allmählich auf, besonders mir gegenüber, der ich geläufig französisch sprach, dank den Unterrichtsstunden, die mir schon in früher Jugend mein Vater gegeben und die auf jedem Spaziergang betrieben wurden. Ich hatte dieser Fertigkeit viel zu verdanken; die guten Leute in Broussey schimpften über den Kaiser wie die Rohrspatzen, der dritte Teil von dem, was sie über ihren Badinguet sagten, hätte vor zwei Monaten noch vollständig genügt, meine biederen Quartierleute nach Cayenne auf die trockene Guillotine zu bringen. — Am 23. gings weiter, und da wir ausgeruht waren, konnte man uns schon ein ordentlich Stück Weg zumuten. Um 5 Uhr morgens waren wir abmarschiert und trafen mittags um 4 Uhr in Dammarie ein, der Marsch durch das anmutige Saulxthal mit seinen vielen Fabriken, Hochöfen und dem herrlichen Kanalsystem, das Frankreich besitzt, ein Vorzug, um den wir Deutsche es wohl beneiden dürfen, und in welchem ich wohl nicht mit Unrecht einen gewichtigen Faktor des französischen Volkswohlstandes erblickte und noch erblicke, dieser Marsch bleibt mir, trotz seiner gewaltigen Länge, eine liebe Erinnerung. In

Dammarie selbst waren die Quartiere nichts weniger als angenehm, die Leute bösartig, ja geradezu feindselig. Zwei Einwohner vergaßen sich sogar so weit, an einem Soldaten sich zu vergreifen. Daß sie dafür nicht eben mit Sammethandschuhen angefaßt wurden, läßt sich denken, auch sonst waren unsere Soldaten in diesem Orte genötigt gewesen, was sie brauchten, mit Gewalt sich von den Leuten zu verschaffen, ich weiß nicht, welch seltsame Ansichten sie von einem Kriege haben mochten. In einem Hause, dessen Besitzer auf die Frage nach Brot mit einem Wortschwall geantwortet hatte, der jedesmal mit einem fünf- und sechsfach wiederholten rien du tout, du tout, du tout schloß, fanden die Soldaten, unterm Stroh versteckt, eine ganze Menge von Brotlaiben, die, da solche nach den eben abgegebenen, oft und viel wiederholten Versicherungen des Hausbesitzers diesem nicht gehören konnten, als herrenloses Gut unter der Mannschaft ausgeteilt wurden. Am 24. marschierten wir über Bouchons und Mesnil sur Saulx, Stainville nach Saudrupt, wo wir abends um 5 Uhr Quartiere bezogen, die aber so erbärmlich und liederlich waren wie die Einwohner, die samt und sonders in den dortigen Fabriken, Baumwollspinnereien und Eisenwerken arbeiten; am andern Morgen fand man einen Kavalleristen erschlagen, welchen Ausgang diese Geschichte genommen hat, ist mir nicht bekannt geworden. In dem kleinen Saudrupt, das vielleicht 300 Einwohner zählte, waren nicht weniger als 2½ Brigaden untergebracht, man kann daraus einen Schluß auf die Herrlichkeit unserer Quartiere ziehen, doch war es mir gelungen, in der Umgegend für Geld und gute Worte zu einem sehr mäßigen Preise, ich war an jenem Tage wieder einmal auf Requisition kommandiert gewesen, etliche Flaschen Champagner aufzutreiben, welche, es waren unsere ersten in Frankreich, von meinem Hauptmann und den übrigen Compagnie-Offizieren mit großem Behagen entgegengenommen und alsbald getrunken wurden. Wie wurden wir an jenem Abend von den übrigen Compagnien beneidet; die erste Compagnie war überhaupt dafür bekannt, daß es bei ihr immer etwas zu essen oder zu trinken gab, was damit zusammenhing, daß ich zu jener Zeit fast Tag für Tag zum Requisitionskommando gehörte, und dabei immer so viel als möglich für unsere Compagnie sorgte. In Saudrupt erfuhren wir, daß unsere ganze Kavallerie im Verein mit preußischer und sächsischer, alles in allem 40 Schwadronen, gegen Châlons ausgeritten sei, um das Lager und die dortige Gegend zu rekognoszieren. Bekanntlich ergab dieser Ritt das überraschende Resultat, daß das Nest leer, und die rotbeinigen Vögel ausgeflogen waren. Welche Folgen diese Entdeckung für uns hatte, mußte sich bald zeigen. Am 25. September kamen wir nach Sermaize ins Quartier. Ich hatte das meinige bei der Witwe eines Notars, die mit ihrer Tochter, einem bildschönen Mädchen, eine reizende Villa mit einem Garten, wie man sie eben nur in Frankreich trifft, bewohnte. Auch hier verschaffte mir mein Französisch die beste Aufnahme, und da für den nächsten Tag Rasttag bestimmt war, so fühlte ich mich so wohl wie in Abrahams Schoß. Ich schlief vorzüglich, viel Dienst gabs auch nicht, man war wieder einmal Mensch, man durfte es sein. Natürlich wurde nach Hause geschrieben und dann, nachdem die Uniform möglichst sauber hergerichtet war, der Einladung zum Kaffee gefolgt. Dem Kaffee folgte trefflicher Wein, einige Kameraden, die mich besuchten, wurden ebenfalls von meiner liebenswürdigen Quartiergeberin eingeladen, da plötzlich, — es mochte nach 7 Uhr abends sein, die Stunden waren uns nur so dahingeflogen, und mit Faust dachte ich: „Ich möcht zum Augenblicke sagen, verweile doch, du bist so schön," — da, was war das? klang das nicht wie ein Trommelsignal? Kreuzhagelelement, Generalmarsch! Und wie vom Sturm zerstoben war auch der ganze Schwarm. Noch keine Viertelstunde war vergangen, so marschierte ich noch einmal an dem Hause vorbei, ich winkte nochmals mit der Hand hinauf, und die Idylle von Sermaize war zu Ende. An den Nachtmarsch über Bessancourt nach Broil wird noch mancher denken, und ebenso an die Feldwache, die wir dort teils in, teils neben den Trümmerhaufen eines in Flammen aufgegangenen Hauses bezogen. — An einem unserer Unteroffiziersposten jagte in jener Nacht eine geheimnisvolle Equipage vorbei, und der wachhabende Unteroffizier rief der Schildwache vor dem Gewehr, leider zu spät, zu: „Rind . . . warum schießst denn net?" Wer weiß, ob uns in jener Nacht nicht vielleicht ein wichtiger Fang entschlüpft ist? Vielleicht sind's aber auch nur harmlose Flüchtlinge gewesen, die vor dem Einfall der Deutschen Reißaus nahmen. Unser Einjähriger, der den Posten dort gehabt hatte, wurde nicht wenig geneckt, daß ihm das passiert war, hätte er gefeuert oder feuern lassen, so mußte ja eines der Pferde stürzen, und man konnte die Equipage und deren Inhalt in aller Gemütsruhe durchsuchen. — O Sermaize, o Sermaize! Mußte uns das Schicksal so rauh aus deinen Mauern reißen! Nun auch das wurde, wie so vieles andere, überwunden, vorwärts mußte unser Blick gerichtet sein. Aber zu was in aller Welt marschierten wir auf der Straße zurück, die wir gekommen? Die bisher immer siegreich gewesene deutsche Armee im Rückmarsch? Wir trauten unsern Augen nicht, wir wagten nicht, ein Wort miteinander zu wechseln, aber im Innern hat sich doch jeder gefragt: „Was soll aus der Geschichte werden?"

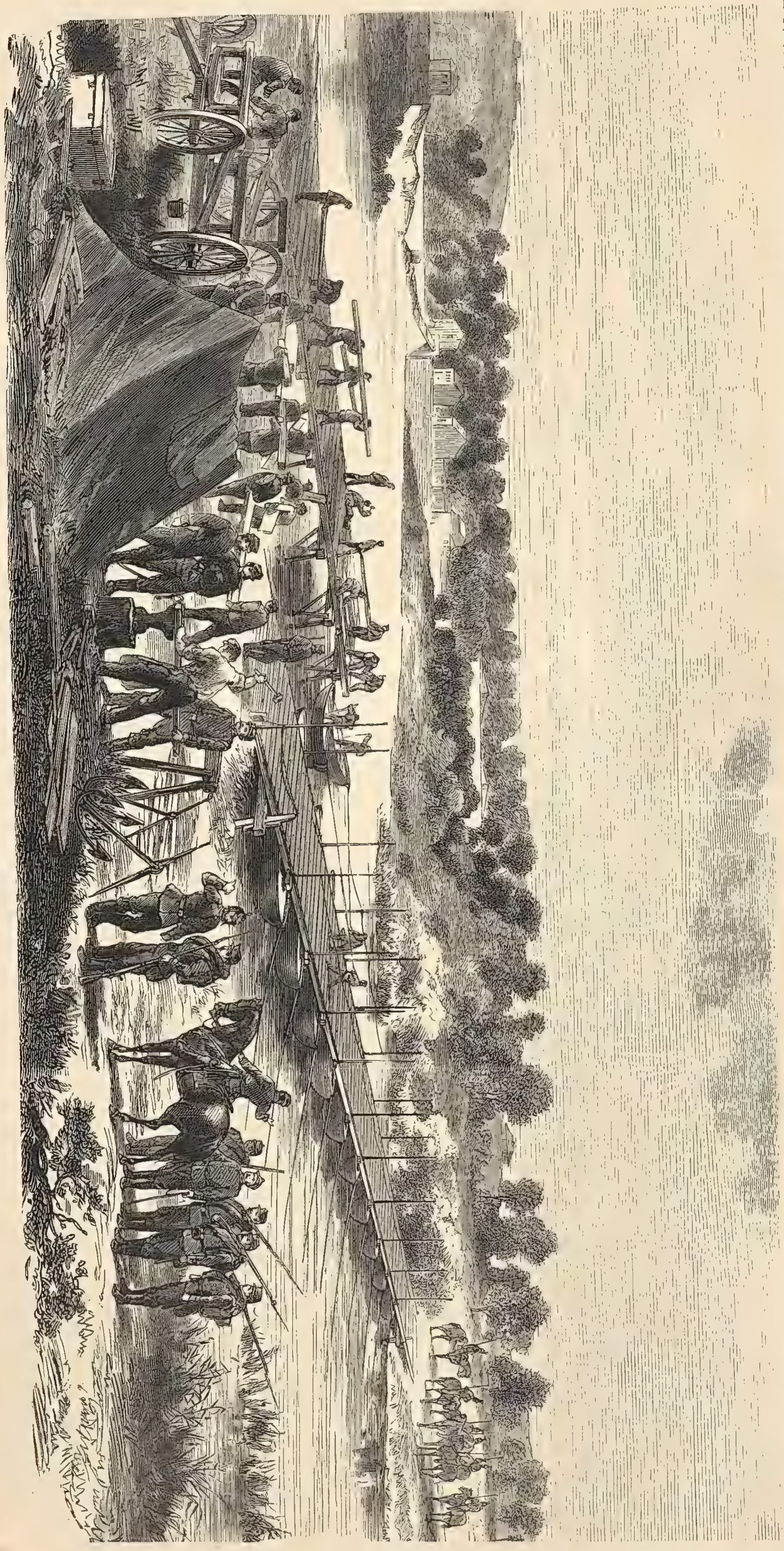
Nun, mochte es sein, wie es wollte, „der Moltke stand am Steuer, da hatt' es keine Not!" Der wußte, was er wollte, und so marschierten wir drauf los, „laufst nicht, so gilt's nicht," bis wir glücklich am 27. August abends Le Chemin erreicht hatten. Aber schon um ½6 Uhr in der Früh gings weiter bis abends um 5 Uhr, wo wir in Virginy so ziemlich das liederlichste all unserer französischen Quartiere, bis jetzt wenigstens, erreicht hatten. Das war ein elender Weg gewesen; keine Chaussee, kein richtiger Feldweg, querfeldein, hinauf, hinunter, über Gräben, und wer weiß was alles noch, mußten wir vorwärts, und doch riskierte man bei jedem Schritte, den man machte, daß einem die Stiefel im Kot stecken blieben. Und so hatten wir 11½ Stunden zu marschieren; wahrlich es gehörte schwäbische Zähigkeit her, dies auszuhalten, aber das Bewußtsein, es muß gehen, es ist notwendig, half über alles hinweg, und so brachte man die Nacht auch in Virginy herum. General von Obernitz und das Hauptquartier waren mit uns ja auch in der gleichen Verdammnis, und wenn's heute auch noch so schlimm war, es trennten uns ja nur noch zwölf Stunden von Reims, der alten französischen Krönungsstadt der Könige. Dort wollten wir, so dachten wir uns wenigstens die Sache aus, wieder aufatmen, nachdem wir Mac Mahon geschlagen haben würden, denn nach allem, was man hörte, stand Mac Mahon bei Reims. Es gab freilich auch Leute, welche behaupteten, der Marschall habe Reims verlassen, ob er aber nach Paris mit seiner Armee gegangen, wohin er mit derselben gezogen, darüber erfuhr man nichts, wenigstens nichts bestimmtes. Ein solches Marschieren, wie es uns gegenwärtig zugemutet wurde und werden mußte, war geradezu unerhört und die Verpflegung dabei so gut wie Null; einzelne Leute blieben liegen, aber nicht viele, und diese konnten thatsächlich nicht mehr, sie waren mit ihrer physischen Kraft zu Ende.

Auf unserem Marsche kamen wir durch St. Menehould. Armer sechszehnter Ludwig, arme Marie Antoinette! Was brauchtest du dich aber auch in Varennes aus dem Wagenschlag zu lehnen, um nach dem Kavalleriepikett auszuschauen, und dich so den Blicken des jungen Drouets bloßzustellen, der dann hier deine Gefangennahme bewerkstelligte. Es war doch ein stolzes, wonniges Gefühl, jetzt durch diese Ortschaften zu marschieren, die man längst aus der Geschichte kannte, und die einem schon von der Schulbank her vertraut waren. Nachdem wir Menehould verlassen, erreichten wir nach einem achtstündigen Marsch, mit Sack und Pack immerhin schon eine respektable Leistung, Montcheutin. Um die allmählich doch auch sinkenden Lebensgeister seiner Leute wieder zu heben, ließ unser Oberst auf dem Marsche von Zeit zu Zeit die Regimentsmusik spielen, und die an der Tête gerade befindliche Compagnie hatte natürlich den Löwenanteil davon; die hinten hörten so gut wie nichts oder doch nur vereinzelte Töne, und da die Musik selbst durch Krankheiten und Fußmarode stark reduziert war, so klang's oft mehr wie eine böhmische Musik, die man auf dem Cannstatter Volksfest zu hören bekam, als wie eine Militärmusik, und die im Nachtrab Marschierenden, die nichts anderes zu hören vermochten, als die dumpfen Schläge der großen Trommel, pflegten dann allemal zu sagen: „Horchet, jetzt lasset se da vorne wieder da Bäre tanze!" ein prächtiger Witz, der, wenn ich nicht irre, vom damaligen Einjährig-Freiwilligen Geyer herstammte, und der stets die größte Heiterkeit hervorrief.

In Montcheutin hatten wir bei den guten Weinverhältnissen, die wir dort antrafen, bald auch unsern Humor wieder gefunden, und es kam, dank der liebenswürdigen Einladung unseres Hauptmanns, an jenem Abend zu einem wirklichen und wahrhaftigen Kneiptag in

unserem Biwak. Auf Freud folgt Leid; auch wir hatten es zu erfahren. Drei dicke, schwarze Kreuze bezeichnen in meiner Erinnerung den 30. August. Um 6 Uhr morgens marschierten wir aus unserem Biwak ab, und um 12 Uhr nachts bezogen wir bereits ein neues bei La Berlière; o Feldwache von Rexingen und sonstige schändliche Biwaks, verkriechet euch in ein Mauseloch vor jenem Tage! Daß man so etwas leisten müßte, leisten könnte, nie und nimmer hätte ich das für möglich gehalten, und ohne einen Bissen Brot oder Fleisch, nur mit einem Schluck Wein in der Feldflasche. Aber es ging! Gelbrüben, die man aus dem nächsten besten Felde herauszog, bildeten die Speise des gemeinen Soldaten wie des Regimentskommandeurs. Schließlich setzte man nur noch mechanisch einen Fuß vor den andern, zuweilen prallte man in der Schlaftrunkenheit an einen Baum der Chaussee oder tappte in einen Graben; wenn Halt gemacht werden mußte, um die Artillerie vorzulassen, schliefen die Leute, auf die Gewehrläufe gestützt, oder taumelten wie Betrunkene in die Straßengräben, aus denen man sie mit Mühe herausziehen mußte, es mußte ja weiter gehen! Den Franzosen waren wir jetzt ziemlich nahe an der Klinge, so viel wußten wir sicher. — Tröstlich in unser Elend herein klang die Kunde, daß die Sachsen bei Nouart und Campy die Armee Mac Mahons gezwungen haben, sich wenigstens teilweise zu stellen, und daß für den 30. August wahrscheinlich eine Schlacht in Aussicht stehe. Die kam denn auch gründlich und wir haben den ganzen Tag den Kanonendonner von Beaumont zu hören bekommen, ohne selbst mitthun zu dürfen.

Waren wir denn wirklich dazu verdammt, nur unsere Tornister, Säbel und Gewehre in Frankreich spazieren zu tragen? Wieder waren wir nicht ins Feuer gekommen, wieder hatten wir nur mit unseren Füßen zeigen dürfen, was wir leisten konnten. Unser Befehl hatte gelautet, gegen Le Chesne vorzugehen, das noch kurze Zeit zuvor von den Franzosen besetzt gewesen war, um aber diesen Befehl auszuführen, mußten wir, da alle Hauptstraßen mit den verschiedensten Truppenabteilungen vollgepropft waren, Nebenwege, und die pflegen gerade nicht immer die besten zu sein, einschlagen und unter glühendem Sonnenbrand bis Boult au Bois marschieren. Aber der von Beaumont herüberdröhnende Kanonendonner elektrisierte und gab die alte Spannkraft wieder, kampfbereit stand das Olga-Regiment, ohne leider zum Schlagen zu kommen. Zwar geholt wurden wir, man sah jetzt doch wenigstens, daß man auf unsere Mitwirkung nicht ganz und gar verzichtete. Wir sollten dem 5. Corps, dem wir seit einiger Zeit hinten hingen, wie der Zopf, bei seinem Vorgehen auf Stonne und La Besace als Unterstützung dienen. Wer jenen Marsch von uns mitgemacht, der wird ihn nie vergessen. Querfeldein, auf den erbärmlichsten Kolonnenwegen, auf den elendesten Feldwegen und Vicinalstraßen, alle Augenblicke auf andere Truppenkörper stoßend, die wir durchqueren oder an uns vorbeiziehen lassen mußten, dabei Nacht, pechrabenschwarze Nacht, auch nicht ein einziges Sternlein am Himmel, so ging's fort, endlos, trostlos; die Hand vor den Augen vermochte man nicht zu sehen, viel weniger seinen Vorder- oder Nebenmann, jetzt verschwanden mit einemmale die Vordermänner in einem Graben, um auf der andern Seite wieder hinaufzuklettern, jetzt wieder drängten neue Scharen nach, aber alle ebenso schläfrig, alle gleich todmüde wie wir. Wenn der Marsch auch nur fünf Minuten lang stockte, so lag alles auf dem Boden, das Fleisch war stärker als der Geist, nur die Offiziere und wir Freiwilligen waren aufrecht geblieben, wir wußten, daß es unendlich schwer fallen mußte, wenn man erst einmal lag, sich wieder zu erheben; so wankte man denn eben weiter, denn ein „Marschieren" war das nicht mehr zu nennen. Endlich tauchte ein Dorf auf; wir schöpften neue Hoffnung, hier das Ende unserer heutigen Marschstrapazen erreicht zu haben, aber wir hatten uns getäuscht, es ging durch das Dorf hindurch, weiter, immer weiter. Verrières, so hieß das Dorf, durch das wir gekommen, versank hinter uns in Nacht und Nebel, wir marschierten immer noch weiter, immer, immer weiter. Aus der Ferne her hörte ich eine Dorfuhr schlagen, zehn, elf, zwölf, viel später konnte es nicht mehr werden, tröstete man sich mit einem gewissen Galgenhumor und in der That, eine halbe Stunde später etwa marschierte das Regiment auf. „Halt, Gewehr ab, setzt die Gewehre zusammen, Tornister ab!" hieß es und es brauchte das Kommando „weggetreten" nicht mehr, sie lagen schon alle da, wie sie vorhin dagestanden, Mann an Mann, jetzt waren sie fertig mit ihrer Spannkraft, der Körper verlangte seine Rechte, und bei all diesen unerhörten Anstrengungen hatte man auch noch jeden Augenblick darauf gefaßt sein müssen, ins Gefecht zu kommen, denn die vielen weggeworfenen Tornister bewiesen deutlich, daß der Feind in nächster Nähe war; und wenn auch diesem Anzeichen nach seine Kampfeslust keine allzugroße war, nach solchem Marsch noch ins Gefecht, — es wäre des Guten fast zu viel gewesen. Daß wir alle wie Mehlsäcke dalagen und die Tagwache uns kaum zu erwecken vermochte, dies erst noch zu sagen, dürfte überflüssig sein. In der Gegend, wo wir jetzt lagerten, hatten am 30. August in der Frühe noch die Franzosen vom 7. Corps ihre Stellungen innegehabt. Als uns nach vier allzu kurzen Stunden das Rasseln der Tagwache aus dem Schlummer riß, erhielten wir die Nachricht von den Kämpfen bei Stonne und Beaumont und den dort errungenen Siegen. Es war uns wenigstens ein Trost, daß auch das 11. Corps, das uns überholt hatte, nicht mehr ordentlich einzugreifen vermocht hatte. Am 31. galt es wieder zu marschieren, und wie! Auch die besten, die ausdauerndsten Läufer begannen nachgerade zu zweifeln, ob sie solche Märsche auf die Dauer auszuhalten vermöchten, aber es mußte gehen, und es ging. Wir wußten jetzt auch, um was es sich bei den Riesenmärschen, die man uns zumutete, handelte. Während die Maas-Armee unter dem Kronprinzen von Sachsen ihren Weg fortsetzte, sollte die dritte, welche bekanntlich unter dem Kronprinzen von Preußen stand, gegen Front und Flanke Mac Mahons, der, wie jetzt bekannt war, sich gegen Sedan zurückzog, vorstoßen und ihn womöglich nach Belgien hineindrängen. Es war ein kühnes, ja man darf sagen, verzweifeltes Wagnis Mac Mahons, längs der belgischen Grenze sich davon schleichen zu wollen, und unter allen Umständen mußte dies verhütet werden, daher die unerhörten Marschleistungen, welche den Truppen zugemutet wurden. Wir Württemberger speziell hatten die Aufgabe, die Flanke der dritten Armee gegen Mézières zu decken; dort stand, wie Rekognoszierungen ergaben, auf die kleine Grenzfestung gestützt, General Vinoy mit dem 13. französischen Corps. — Zwischen 7 und 8 Uhr in der Früh waren wir aufgebrochen und marschierten unaufhörlich weiter, mit jedem Schritt und Tritt trafen wir auf Spuren eines kopflosen, schleunigen Rückzuges der Franzosen. Über Stonne, um das am Tag zuvor erbittert gekämpft worden war und das teilweise in Schutt und Asche lag, ging unser Marsch durch den herrlichen Ardennenwald und über seine Berge. Das heimelte einen ordentlich an; man konnte sich in den Schwarzwald versetzt glauben, nur die weggeworfenen Tornister, rote und grüne Epaulettes, Patrontaschen, Käppis, Faschinenmesser in Eisenscheiden, Sardinen- und Sardellenbüchsen in Menge belehrten uns, daß wir durch la belle France marschierten, und zwar durch jenen Teil, den schon Karl der Große mit seinen tapfern Degen durchzogen, wo jung Roland den Riesen erschlagen und ihm sein Kleinod geraubt hatte, das so wunderhellen Schein gab, „als wär's die liebe Sonne!" Es war doch etwas schönes um diesen Anschauungsunterricht, den wir so hübsch mit unsern Märschen verbinden konnten. Und plötzlich erdröhnte auch Kanonendonner, und ganz deutlich regelrechte Gewehrsalven, natürlich gings nun im Laufschritt vorwärts, über die letzten Ausläufer der Ardennen hinunter ins Thal der Maas. — Unsere dritte Brigade unter General von Hügel war mit ihrer Avantgarde auf den Feind gestoßen und schoß sich mit ihm herum, ein ernstliches Gefecht entwickelte sich jedoch nicht daraus, die Franzosen fanden es geraten, sich in der Richtung auf Mézières zurückzuziehen und den Schutz jener Festung aufzusuchen. Bei einer Eisenhütte vor Boutancourt bezogen wir ein Biwak, ein Teil der Division auch Alarmquartiere, die größte Freude aber herrschte bei allen über die Nachricht, daß man heute einmal wieder Brot fassen solle; wie sehnten wir uns nach der so lange entbehrten Gottesgabe. Einzelne Nabobs hatten in den letzten Tagen für einen Laib Brot 3, 5 ja 10 und noch mehr Franken geboten, aber es war selten, daß die Bauern mit ihren Schätzen herausrückten, nun sollten wir uns endlich einmal wieder satt essen können. Aber der Soldat denkt und der Feldbäcker lenkt; der dumme Kerl hatte mit seinen Gehilfen, die doch alle auch dem ehrsamen Bäckerhandwerk angehörten, das Brot viel zu bald aus dem Ofen gezogen, so daß, sobald man die Rinde anschnitt, der helle warme Teig herauslief, das Brot war mit Ausnahme der Rinde, unge-



Brückenschlag über die Maas bei Mouzon.

nießbar. Daß es an Ehrentiteln für die Brotkünstler nicht fehlte, läßt sich denken; nach dem siebzehnstündigen Marsch, den wir hinter uns hatten, hätte uns ein ordentlicher Bissen Brot doppelt geschmeckt. Um 3 Uhr in der Früh wurde alarmiert. Als wir uns verschlafen die Augen ausrieben und in dem undurchdringlich scheinenden Nebel zum Abmarsch rüsteten, ahnte keiner, welch glorreicher Tag der eben erst angebrochene 1. September 1870 werden sollte für alle Zeiten. Rechts, links, vor uns, hinter uns marschierten Truppen, Dörfer wurden passiert, Feldwege eingeschlagen, Artillerie rasselte vorbei, Kavallerie jagte vorüber, daß es zu etwas kommen, daß es heute etwas absetzen würde, so viel war klar. Und schon dröhnte auch Kanonendonner zu uns herüber, der Feind hat sich stellen müssen. Endlich, endlich einmal werden wir doch hoffentlich auch ins Feuer kommen! Bald müssen wir wieder, da die Hauptstraße mit Truppen vollgepropft ist, Nebenwege einschlagen und querfeldein marschieren, immer dem linken Maasufer entlang bis nach Flize. Etwa drei Kilometer über diesem Ort draußen nahm gegen 6 Uhr die ganze Division Gefechtsbereitschaft an, ein Teil der Mannschaft aber wurde zum Abkochen bestimmt. Ehe jedoch das Wasser zu strudeln begann, erscholl das Kommando „angetreten," die Kessel mußten ausgeleert, das halbgare Fleisch liegen gelassen werden, und vorwärts gings wieder. Immer heftiger grollte der Kanonendonner, rollten die Salven, da vorne gings heiß her, das klang noch ganz anders als bei Beaumont, so hatte es nicht einmal bei Wörth gedonnert. Und jetzt fiel auch der Nebel, ein prächtiger blauer Himmel kam zum Vorschein und strahlend stieg die Sonne über dem Felde auf, wo heute ein auf Mord und Meineid aufgerichteter Kaiserthron in Trümmer geschlagen werden sollte. Bei Mouzon hatten unsere Pioniere in ganz unglaublich kurzer Zeit eine Schiffbrücke geschlagen, und mit größtem Interesse hatten wir dieses seltene Schauspiel verfolgt, dann ging es über die Maas, die hier von ansehnlicher Breite ist, auf Vivier au Court los. Immer wütender tobte vor uns die Schlacht, schon hörte man das Sausen der Granaten, das helle scharfe Klingen der Shrapnels; wie vorher der Nebel, so wogte jetzt über dem Maasthale der Pulverdampf, auf einer Anhöhe, von der aus man den großen Bogen übersah, den dort die Maas beschrieb, machten wir Halt. Einen wundervollen Ausblick und Überblick hatten wir von unserem Standpunkte aus. In endlosen Reihen zogen Infanterie und Kavallerie an uns vorüber, „und will sich nimmer erschöpfen und leeren, als wollte das Heer noch ein Heer gebären," die Artillerie war schon vorn

an der Arbeit, das bewies der Pulverdampf und das Donnern der Batteriesalven. Nach einiger Zeit kam der Befehl, über Vrigne aux Bois nach der Sedaner Straße zu marschieren und dort Gefechtsstellung zu nehmen, aber als wir ankamen, standen bereits Truppen vom 5. und 11. Corps dort; so gingen wir denn eben an die Maas zurück, wo uns bald darauf der Befehl traf, gegen Donchery zu marschieren und nördlich von diesem Punkte in Bereitschaftsstellung zu gehen. Da standen oder vielmehr lagen wir nun und sahen den ganzen weltgeschichtlichen Kampf vor uns sich abspielen, ohne in denselben eingreifen zu dürfen. Deutlich konnten wir die Festungswerke von Sedan unterscheiden, jeden einzelnen Schuß der französischen Batterien sahen wir aufblitzen, wir sahen, wie die preußischen Bataillone, als obs auf dem Exerzierplatz wäre, gegen die von den Franzosen stark besetzten Höhen von Illy und Floing vorgingen, stockten, hielten, wieder vorgingen, wieder stockten und endlich, denn der ihnen entgegenprasselnde Kugelregen war zu stark, zurückgehen mußten. Aber immer und immer wieder gingen sie vor, immer wieder suchten sie sich von einem Punkte zum andern nach vorwärts einzunisten, und es gelang ihnen auch endlich. Mit einer unerschütterlichen Ruhe, mit einer Kaltblütigkeit, die über jedes Lob erhaben war, wiesen sie alle Vorstöße der französischen Infanterie, die sich heute ganz vorzüglich schlug, zurück; kräftigst wurde unsere Infanterie freilich dabei durch die Artillerie unterstützt, die Batterie an Batterie aufgefahren hatte und die Anhöhen von Floing und Cazal unter ein vernichtendes Feuer nahm. Bereits sahen sich die Franzosen in ihrer rechten Flanke von Granaten überschüttet und sogar in ihrem Rücken schlugen schon die Geschosse ein, die ihnen die preußische Garde-Artillerie, welche nördlich von Sedan, bei Givonne aufgefahren war, zusandte. War das ein Höllenlärm hüben wie drüben, und zwischen diesem Artilleriduell schoß und schlug sich die Infanterie herum! Unaufhörlich knatterten die Salven, rätschten die Mitrailleusen, da mit einemmale ein Donnerschlag und gleich darauf noch einer, eine blutrote Flamme schießt gegen den Himmel empor, dann legt sich ein dicker, schwerer Qualm über das Bild vor uns, der sich nur langsam verzieht; zwei französische Pulverwagen sind in die Luft geflogen. Allmählich legt sich der Rauch, aber immer noch mühen sich unsere Bataillone ab, die Höhen zu erklimmen. Warum holt man uns nicht, warum dürfen wir nicht helfen? Wir sind frisch, sind ausgeruht, haben noch gar keine Verluste erlitten, uns müßte es ein leichtes sein, da hinauf zu kommen; wo die zähen Schwaben anpacken, da muß es biegen oder brechen. Aber niemand verlangt unsere Hilfe und jetzt läßt auch das heftige Feuer der französischen Artillerie etwas nach, während es sich auf unserer Seite verdoppelt und die Compagnien und Bataillone sich sammeln, um zu einem neuen und hoffentlich entscheidenden Sturme vorzugehen. Da plötzlich, was ist das da oben am Walde? Dichte schwere Massen sammeln sich dort; Signale schmettern, „Fanfaron!“ klar und hell klingt es herunter, jeden Ton hören wir, und nun braust es heran, in eine unendliche Staubwolke gehüllt, es ist die französische Kürassierdivision Bonnemains; Chasseurs d'Afrique und Lanciers sinds, die da hervorbrechen und auf die deutschen Truppen losstürmen. „Jetzt kommt die feindliche Kavallerie, was macht da unsere Infanterie? Karree, Karree, Karree!“ schmetterten auf der ganzen Linie die deutschen Signalhörner, und nach allen Flanken starren die Bajonette der Tapferen, was nicht mehr zum Karree bilden kam, formiert „Klumpen“, und ein vernichtendes Schnellfeuer prasselt den anreitenden Schwadronen entgegen. Hunderte von Sätteln sind in einem Nu leer, aber die braven Schwadronen lassen sich nicht aufhalten, sie brechen durch die Interwalle, sie versuchen die Karrees niederzureiten, aber umsonst; die vorderen Linien, durch die sie gebrochen, machen in aller Seelenruhe kehrt und feuern hinter den Vorwärtsstürmenden drein, und die geschlossenen Infanterieabteilungen bilden eine Mauer, an der sich auch der mächtigste französische Elan bricht und brechen muß; was von den kühnen Reitern noch übrig ist, jagt nach dem Walde zurück, vor dem sie gehalten und von dem aus sie zu ihrer glänzenden Attacke angeritten. Droben an der Kapelle vom Calvarienberg von Illy sitzt der tapfere Reiter-General Gallifet; inmitten dieses furchtbaren Kugel- und Granatenhagels ist das dort stehende Muttergottesbild unverletzt geblieben, jetzt schwingt er sich aufs Pferd, und sammelt, was ihm zunächst bei der Hand ist, um sich, nochmals stürmt er gegen die deutschen Linien vor, nicht darum kann es sich ja handeln, zu siegen, bloß noch darum, die belgische Grenze zu erreichen, und das gelingt in der That auch einzelnen. Aber im großen und ganzen sind die stolzen französischen Reitergeschwader zersprengt, vernichtet, sie bedecken das Schlachtfeld, über das die deutsche Infanterie nun weiter vorbricht, und Schritt um Schritt vorbringt. Der linke Flügel erreicht zuerst die Anhöhen, welche die Franzosen mit Recht den Schlüssel ihrer Stellung nannten, und wenn sich auch noch ein wütender, erbitterter Kampf um ein Waldeck entspann, — die Entscheidung war gefallen, die Schluchten von Garenne nahmen die Weichenden auf, und ein wilder, dichter Knäuel des fliehenden Heeres, alle Waffengattungen durcheinander, wälzte sich den Thoren Sedans zu. Das alles hatten wir in wenigen Minuten vor unseren Augen sich abspielen sehen, und mit freudigem Hurra begrüßten wir unsere Artillerie, die in tollem Jagen vorbeisauste, die vorhin noch von der französischen Artillerie besetzten Positionen einzunehmen, die wenigen französischen Geschütze, welche noch feuerten, zu beschießen und den Fliehenden ihre Granaten nachzusenden. Um 3 Uhr etwa stellten die Batterien ihr Feuer ein, der Sieg, ein schöner Sieg, war erfochten. Aber noch donnerten rechts von uns die Kanonen weiter, erst gegen 5 Uhr abends verstummte das Geschützfeuer gänzlich. In Sedan brannte es lichterloh, die sogenannte „große Batterie“, die so ziemlich aus Geschützen aller deutschen Kontingente zusammengesetzt war, hatte ein vollständig angefülltes Heumagazin in Brand geschossen und dichte Rauchwolken wälzten sich über der Stadt und dem Flusse hin. — Die Schlacht war gewonnen, das sahen wir aus allem, aber noch ahnte keiner von uns die ganze Tragweite des von dem deutschen Heere erfochtenen Siegs. Wir hatten es uns in unserer Stellung so bequem gemacht, als es eben anging, aber tief verschnupft, daß wir wieder nicht hatten eingreifen dürfen, — da ritt Oberlieutenant Menzel, der Sohn des Geschichtsschreibers Wolfgang Menzel, unser Regiments-Adjutant, ins Biwak, und rief aus voller Lungenkraft: „Der Kaiser ist in Sedan, Napoleon ist gefangen!“ Nun aber wars aus, rein aus! Mit elementarer Wucht brach sich die Begeisterung Raum, ein unbeschreiblicher Jubel erbrauste, man umarmte sich, küßte sich; wer hätte das geahnt, das vor sechs Wochen noch gedacht! „Der Kaiser, der Kaiser gefangen!“ Freilich ein trauriger Kaiser, ein Zerrbild von jenem, den Heine in seinen Grenadieren besungen, aber es war doch der Kaiser von Frankreich, und dem König von Preußen, dem Oberbefehlshaber der deutschen Armee, hatte er sich ergeben müssen. Allerdings nur er sich selbst. Die Armee übergab General Wimpffen, und Frankreich übergab seinen Degen nicht. In jenen Stunden aber kam der ganze Jubel, die ganze Freude, daß man den, der den ganzen Krieg heraufbeschworen, gefangen hatte, zum Ausdruck und zur Geltung. Wer hätte jetzt noch an all die überstandenen Strapazen, wer an den quälenden Hunger denken mögen, der Kaiser war gefangen und mit ihm die ganze Armee! Kaum wagte man an einen solch unerhörten Erfolg zu glauben, aber da vorne lag ja Sedan, und dort drinnen befand sich, wie man jetzt bestimmt wußte, der Kaiser!

Oberstlieutenant Bronsart von Schellendorf war, als er Stadt und Festung Sedan zur Übergabe aufforderte und vor den Höchstkommandierenden geführt zu werden verlangte, zu seinem nicht geringen Erstaunen, als man ihm die Binde abnahm, vor dem Kaiser gestanden, sein Weg und der des Generals Reille hatten sich gekreuzt, jetzt war ja kein Zweifel mehr möglich. — Augenblicke höchster Weihe waren es, als jetzt eine unserer Regimentsmusiken um die andere zu spielen begann. „Ein feste Burg ist unser Gott,“ klangs von unserer Regimentsmusik über das Schlachtfeld hin, und drüben von einem bayrischen Regiment scholl das prächtige, in vollen Akkorden rauschende „Großer Gott, dich loben wir“ über das Biwak, bis alles in dem herrlichen Liede ausklang: „Nun danket alle Gott!“ Bei Leuthen war dieser Sang einst erklungen, nun stimmten ihn die Enkel vor Sedan, nach einem Siege sondergleichen, auch wieder an.

Die Feldpostkarte, die ich damals an meine Mutter schrieb, — sie liegt im Original vor mir, — lautete also: „Biwak vor Sedan (Festung) 2. September. Liebste Mutter! Bis meine Zeilen kommen, weißt du natürlich längst, welche Erfolge die deutschen Waffen gestern gehabt; 80 000 Gefangene, darunter Er!! Wir Württemberger waren gestern sehr nahe dabei, und konnten die ganze Schlacht ansehen, durften aber

wieder nicht eingreifen. Ich denke, es ist jetzt Friede und wir kommen bald heim; dadurch, daß wir eigentlich nur spazieren gelaufen, wird unsere Stimmung beim Einmarsch eine sehr gedämpfte sein. Der Weg nach Paris ist frei, wir denken bald dort zu sein, und dann mit Dampf nach Haus; wir haben uns ja jetzt ein Vaterland geschaffen! Mit den besten Grüßen dein Egmont." Das war die Stimmung, die damals bei uns vor Sedan herrschte, eine unvergeßliche, in alle Ewigkeit großartige, weihevolle! Aber sie entsprach nicht ganz der Wirklichkeit, — mit dem „per Dampf nach Hause kommen" hatte es noch seine guten Wege, vorläufig wenigstens. Man nahm es als etwas ganz selbstverständliches hin, daß am 2. September Rasttag war, die Müdigkeit war ja auch bei allen Truppenteilen eine sehr große und der Krieg allem nach aus. — Noch am Abend der Schlacht hatte mich Oberst von Berger rufen lassen, „ich solle unverzüglich zu ihm kommen!" Umsonst besann ich mich, was ich mir etwa hätte zu schulden kommen lassen können, es wollte mir nichts einfallen, aber es war ein edler Dienst, zu dem mich mein Oberst berief. „Einen solchen Sieg," meinte er, „könne man nur mit Champagner feiern und den sollte ich kraft meines Amtes als Requisitor anschaffen. An der königlichen Tafel ist bei Sedan damals ausnahmsweise Champagner getrunken worden, ich muß gestehen, bei uns waren die Ausnahmen etwas häufiger gewesen, schon einigemale hatten wir diesen Nektar zu kosten bekommen. — Dem Bahnhof in Donchery gegenüber fand ich, was ich suchte, und nachdem ich vermittelst meiner Legitimationskarte die Zweifel eines preußischen Ulanen-Offiziers, ob ich überhaupt zum Requirieren berechtigt sei, glänzend zerstreut und ihn selbst mit einer erklecklichen Anzahl von „Bullen Sekt" abgefunden hatte, auch dem Besitzer sein „Bon" ausgestellt war, kam ich befriedigt ins Biwak zurück, wo mir mein Oberst in Anerkennung meiner Findigkeit zwei Flaschen des edlen Trankes spendierte, die ich natürlich in strammster Haltung und unter viel Dankesbezeugungen entgegennahm. Es war ein immerhin nicht zu verachtendes Geschenk und ein willkommener Zuwachs zu *den* Flaschen, die ich wohl bewahrt für meine Compagnie-Offiziere bereits in einem nahen Graben niedergelegt hatte, und die bald darauf ihre fröhliche Auferstehung feierten, um dann unter großem Jubel in unserem kleinen, aber immer heiteren Kreise getrunken zu werden, von dem schon so viele längst der Rasen deckt. Auf dieser Razzia konnte ich es mir nicht versagen, auf dem Güterbahnhof von Donchery auch die dort aufgestellten französischen Gefangenen zu betrachten; wie groß aber war mein Erstaunen, von einem derselben, einem Zuaven-Lieutenant, mit den ächt schwäbischen Worten angeredet zu werden: „Grüeß de Gott, Fehleise!" Auf vieles war ich gefaßt in diesem Feldzuge, auf das nicht! Natürlich besah ich mir meinen Zuaven nun etwas gründlicher, aber ich blieb so klug oder so dumm wie zuvor, bis er selber, immer im schönsten Schwäbisch fortfuhr: „Du kennst mi scheints nimmer!? Wir send doch miteinander ins Pädagogium in Eßlingen ganga, und hent enander nochher in Ulm no oft und viel troffa!" Ja, der Kuckuck aber auch, wo hätte ich damals daran gedacht, meinen Freund R., der früher Jägerlieutenant in württembergischen Diensten, aber entlassen worden war, (übrigens durchaus nicht aus unehrenhaften Gründen, in der Weinlaune hatte er sich eine Überschreitung der Dienstgewalt zu schulden kommen lassen,) hier und in dieser Uniform wieder zu sehen! Nach dieser Begegnung kehrte ich ins Biwak zurück, wo meine requirierten Vorräte freudig begrüßt und in fröhlichster Stimmung der erfochtene Sieg gefeiert wurde. Das Biwak nach der gewonnenen Schlacht war schön und ärgerlich nur das eine, daß ich noch am späten Abend den Befehl erhielt, am nächsten Tag Brot für das Regiment herbeizuschaffen, die nötigen Bäcker wurden mir vom Regiment gestellt, was aber Hefe, Mehl, Backtröge, Öfen und all das anbelangte, hieß es kurzweg: „Da siehe du zu!" was freilich bälder gesagt, als gethan war. Ich löste jedoch meine Aufgabe zur vollen Zufriedenheit meines Regiments, und wenn wir auch etlichemale von Versprengten Feuer bekamen, getroffen haben sie doch keinen, und an zwei allerdings etwas zähen Gänsen konnten wir uns doch endlich einmal wieder halbwegs ordentlich satt essen, bis das Brot aus dem Ofen kam. Als wir in aller Frühe mit unserer duftenden Last im Biwak ankamen, war großer Jubel, und gierig nahm jeder seinen Anteil, der erstmals wieder reichlich zubemessen werden konnte, entgegen.

Der 2. September war Rasttag und Festtag, denn König Wilhelm beritt an diesem Tage sämtliche Biwaks um Sedan, und bei dieser Gelegenheit sahen wir gleichzeitig auch alle seine Paladine, von denen außer ihm selbst natürlich Moltke und Bismarck unsere höchste Aufmerksamkeit erregten. Freundlich dankte der Führer des deutschen Heeres für unsere jubelnden Zurufe und längere Zeit unterhielt er sich mit unserem Oberst von Berger, dem er leutselig die Hand gereicht hatte. „Sie haben strenge Märsche gehabt in der letzten Zeit, mein lieber Oberst," sagte er, „ich zolle den Leistungen Ihrer Soldaten meine vollste Anerkennung." Ich stand so nahe neben dem Oberst, daß mir kein Wort verloren ging; inzwischen hatte sich auch der Kronprinz aufs herzlichste mit dem nächsten besten, der in seiner Nähe stand, unterhalten, Moltke schwieg wie immer; wie aus Stein gemeißelt saß er auf dem Pferde, darum war er aber doch nicht weniger der Gegenstand unserer Bewunderung und aufrichtigsten Verehrung, ein Mann, der einen Kaiser fing, verdiente es ja auch, und ebenso konzentrierte sich unsere Aufmerksamkeit immer wieder auf Bismarck. Ich bekam ihn hier zum erstenmale zu sehen, den Mann mit der Hünengestalt und den buschigen Augenbrauen; in der Kürassieruniform wuchs seine riesige Gestalt noch, ich dachte an Hagen von Tronje, der Vergleich mit den Nibelungengestalten lag ja so nahe. Auch Blumenthal erweckte selbstredend unser Interesse in hohem Grade. — Während sich der König mit unserem Oberst unterhielt, hatte sich Bismarck, dem unser kleiner Dillenius, der Offiziersaspirant, durch sein fast noch kindliches Aussehen aufgefallen sein mochte, an diesen mit den Worten gewandt: „Nun, wie geht es Ihnen?" „Ganz gut, Excellenz," erwiderte unser Fritz schlagfertig und im Sinne von uns allen, „aber wir Württemberger sind diesmal eben leider auch wieder nicht dran gekommen." — „Na, na, lassen Sie es gut sein," lachte Bismarck, „der Krieg ist noch nicht zu Ende, und es giebt wohl auch noch für Sie und Ihre Kameraden zu thun!" Das war ein Wort, das uns gefiel. Der Krieg war noch nicht zu Ende, — was konnte das anderes heißen, als: „Wir marschieren weiter, wir gehen auf Paris los!" und wenn Bismarck vor dem versammelten Kriegsvolk der Schwaben dies proklamierte, so war das offiziell, hochoffiziell! Darob war natürlich erneuter Jubel, und als der ritterliche Greis, König Wilhelm, sein Pferd zum Weiterreiten wandte, da riefen wir Einjährigen und Offiziersaspiranten aus voller Kehle: „Der Kaiser von Deutschland lebe hoch!" — Lange vor Versailles haben wir Schwaben den Kaiser ausgerufen, wenn wir ihn auch in unserer staatsrechtlichen Unwissenheit „Kaiser von Deutschland" und nicht „Deutscher Kaiser" nannten. Der König blickte erstaunt auf, aber man sah, es war ihm nicht unangenehm, daß ihm *süddeutsche* Truppen als erste diesen Gruß entboten. Im Tagebuch meines Freundes Strebel findet sich noch heutigen Tages die Notiz: „2. September. Rasttag. König von Preußen und Bismarck samt ganzem Stab unter endlosem Jubel an uns vorbei, zum erstenmal von uns als deutscher Kaiser ausgerufen. Wir Schwaben, und speziell wir vom 1. württembergischen Regiment dürfen also die Ehre für uns in Anspruch nehmen, als die ersten das deutsche Kaiserreich proklamiert zu haben. Es leben noch genug Zeugen jener spontanen Kundgebung, durch die ein für allemal dem württembergischen Grenadier-Regiment „Königin Olga" diese Ehre gewahrt bleibt, übrigens wir thaten ja nur kund, was längst alle dachten. — Auch den „Mann von Sedan" war mir in der Frühe des 3. Septembers, dank meines Kommandos zum Requirieren, zu sehen vergönnt, und zwar in ziemlicher Nähe; man sah es nicht, aber man ahnte es, daß dieser Mann entsetzlich, körperlich wie seelisch, litt, daß der Gleichmut, mit dem er den Rauch seiner Cigarette in die Luft blies, ein erkünstelter, erzwungener war, die Hand zuckte nervös, und wer in aller Welt hätte ihm dies verargen wollen?! So fuhr er dahin, der belgischen Grenze zu, verfolgt von den Verwünschungen seiner Soldaten, die beim Anblick des kaiserlichen Zuges vor Wut außer sich geraten waren. Was er wohl gedacht haben mochte, der finstere Mann, der jetzt so urplötzlich herabgestürzt war vom Gipfel seiner Macht? —

Doch wir hatten uns jetzt gründlich ausgeruht und unsere körperliche wie seelische Verfassung war eine entschieden bessere geworden, der Vormarsch auf Paris konnte beginnen. Unser nächster Marsch brachte uns nach Villiers sur mont, einem, wie schon sein Name besagt, sehr hoch gelegenen Orte, in welchem es uns wenigstens nicht an ordent-

lichen Quartieren mangelte, aber schon um 4 Uhr in der Frühe des nächsten Tages ging es weiter. Rethel, ein herziges Städtchen, wie man sie nur in Frankreich trifft, war heute unser Marschziel. Das Hauptquartier des Königs befand sich dort, und selbstredend that man infolge dessen sein bestes, möglichst stramm einherzumarschieren, trotzdem wir annähernd vierzig Kilometer an jenem Tage hinter uns hatten; der hohe Herr lobte denn auch unsere Haltung, und wir selbst verspürten keine Müdigkeit mehr, als unsere Regimentsmusik urplötzlich die Marseillaise anstimmte. Die Gesichter der gaffenden Franzosen waren köstlich anzusehen, als die unter dem Kaiserreich bis zum Beginn des Krieges streng verpönt gewesene Marseillaise von deutschen Musiken angestimmt wurde! Rethel steht heute noch in bester Erinnerung bei mir; sein Justizpalast ist ein wirklich schöner Bau, und auch sonst konnte man für Geld und gute Worte dort alles haben, was man wollte, wir versäumten denn auch nicht, uns mit allem Notwendigen, Lichtern, Zündhölzern, Cigarren und sonstigen Dingen zu versehen.

Am 5. September war ich wieder einmal auf Requisition kommandiert, und da unterwegs eines unserer Pferde urplötzlich tot niederfiel, mußten wir natürlich um einen Ersatz uns umsehen. Bei dieser Gelegenheit stießen wir auf einen Feldgendarmen, der offenbar dem Weine schon etwas allzuviel zugesprochen hatte und uns in einer unverschämten Weise zu behandeln sich erfrechte. „Die ganze Bande nehme ich mit ins Hauptquartier," das war das A und O dieses betrunkenen Gesellen, aber so interessant es mir gewesen wäre, mit Freund Strebel, der an jenem Tage auch bei unserem Kommando war, ins königliche Hauptquartier zu kommen, ich mußte für die Ehre danken. Zum Glück kamen etliche Schwadronen Husaren, bei deren Major ich mich meldete und ihm die Geschichte erzählte. Der schaffte denn auch bald Wandel, und unbehelligt konnten wir weiter ziehen, nicht ohne daß ich dem Herrn Feldgendarmen noch höhnisch zugerufen hätte, „na, wenn gehen wir denn jetzt ins Hauptquartier?" Der Mann war durch das Dazwischentreten des Majors augenscheinlich ernüchtert worden und schämte sich jetzt seines Benehmens. So zogen wir denn, nachdem unsere Bespannung vervollständigt worden war, weiter, und kamen, mit Vorräten wohl versehen, abends zum Regiment zurück. Jetzt erst rückte Freund Strebel mit der Mitteilung heraus, daß es eigentlich doch ein komisches Geburtstagsgeschenk für ihn gewesen wäre, von einem Feldgendarmen unter der Anklage des Marodierens ins Hauptquartier geschleppt zu werden, es war entschieden vernünftiger, daß wir, wie es geschah, mit unseren Offizieren an diesem Abend, zu Ehren des Geburtstagskindes, einigen „Weißköpfen" die Hälse brachen.

Am andern Tag ging es weiter, wie es hieß, nach Reims, der alten Krönungsstadt der französischen Könige. Nach kurzem Marsche tauchte in der Ebene die prächtige Kathedrale vor uns auf und mit Entzücken verweilte der Blick auf diesem Bilde. Welche Pracht aber, als wir vor dem Portal mit seiner unvergleichlichen Rosette, als wir in den Hallen des riesigen Domes standen, das läßt sich nicht beschreiben. Durch diese Hallen hatte die Jungfrau von Orleans den König zur Salbung mit dem heiligen Öl geführt, das einst eine Taube in einem Fläschchen dem heiligen Remigius gebracht haben sollte, als er den Chlodwig zum Frankenkönige salbte. Die Jungfrau von Orleans hat auch hier ein Standbild, das, wie die Reimser behaupten, schöner sein soll, als das von Orleans, da ich das letztere aber nur aus Abbildungen kenne, vermag ich kein Urteil darüber abzugeben. Die Einwohner verhielten sich im großen und ganzen ruhig und würdig, sie mochten froh sein, daß ihre Stadt nicht der Schauplatz eines Kampfes geworden war, denn überall sah man noch Schießscharten in den Mauern und Häusern, einzelne Häuser waren auch niedergebrannt. In der Nähe von Reims, in Sacy, kamen wir ins Quartier, das zu unseren schönen, ja schönsten Erinnerungen gehört. Mein Quartierträger, ein gewisser George Romagny, war eine seelengute Haut, dabei etwas ängstlich, wie es alle französischen épiciers (Spezereihändler) sind, bald aber waren wir die besten Freunde, und da er in Epernay an einer Champagnerfabrik beteiligt war, so kargte er mit dem edlen Naß in keiner Weise, und wir, die wir nicht in Rom gewesen sein wollten, ohne den Papst gesehen zu haben, ließen uns die edle Gottesgabe schmecken. Willkommen war an diesem Tage auch die Verteilung von 10 000 Cigarren, welche unser Bataillonsadjutant Lienhardt nebst einer Menge Leibbinden aus Reims mitgebracht hatte. — Der nächste Tag, der 9. September, sollte ein Rasttag sein, um 4 Uhr mittags aber schlug es Generalmarsch und im schnellsten Marschtempo rückte das Regiment nach Epernay, wo ein deutscher Offizier meuchlings erschossen worden war. Unser Regiment sollte zur Strafe dafür Epernay besetzen, eine Kriegskontribution einziehen und mit allem Ernste gegen diese Stadt vorgehen. Wir hatten zum Quartiermachen voraus müssen, und legten fast die Hälfte des Wegs mit Sack und Pack im Laufschritt, dazu noch bei schlechtestem Wetter zurück. Vor Epernay fanden wir die Chaussee auf eine ziemliche Strecke abgegraben, die Bäume am Wege gefällt und über die Straße geworfen, was uns von der Infanterie freilich wenig genierte, wir marschierten eben querfeldein durch Äcker und Gärten. Das Quartiermachen hatte, da alle Häuser geschlossen waren und in der Stadt kein Gas brannte, seine Schwierigkeiten, wir traten aber unserem Befehle gemäß gleich von Anfang an so energisch auf, daß sowohl der Herr Maire, als auch die Einwohner jeden ferneren Widerstand aufzugeben für gut fanden, die Häuser und die Läden öffneten, in den Verkaufslokalen die Gasflammen anzündeten und sich vorbereiteten, die unwillkommene Einquartierung zu empfangen. Meinen Hauptmann und die übrigen Offiziere brachte ich in einem Hause in der Nähe des Bahnhofes, gegenüber dem Hotel Sparnacien (Epernay ist das Sparnacum der Römer) unter und quartierte mich ebenfalls dort ein; die Herrschaft hatte vor den deutschen Barbaren Reißaus nach dem Süden genommen, nur ein Heizer, der immer wie ein kohlrabenschwarzer Mohr herumlief, — ich hätte wetten mögen, daß er sich seit einem halben Jahr nicht mehr gewaschen hatte, — und die Kammerzofe, eine hübsche Elsäßerin, die den sympathischen Namen „Mariele" führte, waren des Hauses redliche Hüter. Als ich in dem Hause Quartier machte, war ich gerade nicht in der besten Laune gewesen, was nach allem Vorangegangenen auch wohl begreiflich war; ich mußte daher lachen, als mir das Mariele am andern Tage vor meinem Hauptmann erklärte, „ich han zu miener Madam gsait, sie sull nur gehe, ich fürcht' mir vor dem Teufel nit, aber vor Ihne haw' ich mir geforchte." Die Rasttage genügten, ein prächtiges Zusammenleben in Epernay herzustellen, und da auf den zweiten derselben der Geburtstag unseres hohen Regiments-Chefs, der Königin Olga von Württemberg, fiel, so ging es an jenem Tage hoch her, und es war kein Mann im Regiment, der an diesem Tage nicht Champagner getrunken hätte. Leider brannte es am Abend ganz in der Nähe unseres Quartiers, wobei einige Totenkopfhusaren und vierzehn Pferde samt Sattel, Zeug und Wagen jämmerlich verbrannten. Es herrschte eine große Aufregung darüber, zumal es hieß, das Feuer sei böswillig angelegt worden, aber alle Wahrscheinlichkeit sprach dafür, daß die Husaren unvorsichtig mit einer Laterne umgegangen waren und so den Brand verursacht hatten. — Am 12. September war nur noch halber Rasttag, wir exerzierten von morgens 9—11 Uhr und mittags von ½4—½6 Uhr in der Compagnieschule auf der Esplanade beim Bahnhof; die Epernayer sahen in Scharen zu, und etliche von ihnen waren frech genug, sich an einem Offizier thätlich zu vergreifen, einer von den Burschen wurde gleich von einem Unteroffizier mit dem Bajonett niedergestochen, die andern verhaftet, und die ganze Ansammlung mit dem Bajonett auseinandergetrieben, das half, und von jetzt ab nahmen sich die Epernayer zusammen. Auch dem schönen Ay hatte ich requirierenshalber einen Besuch abzustatten Gelegenheit gehabt, diesmal mit einer Vollmacht des Maires von Epernay ausgestattet und in Gesellschaft eines Stadtrates von Epernay; die Bevölkerung nahm aber eine ungemein drohende Haltung an, so daß ich meine Begleiter laden und die Gewehre aufschlagen ließ, wir waren herzlich froh, als wir Ay hinter uns und mit unserem Vieh Epernay erreicht hatten. Etliche Weißköpfe hatte ich auch von Ay mitgebracht, man mußte sich doch ein Urteil über diese beiden Konkurrenzsorten bilden, und das Urteil fiel an jenem Abend sehr zu Gunsten von Ay aus.

Am 13. September verließen wir Epernay. An einem der letzten Häuser prangte in riesigen Lettern noch das bekannte Plakat, in welchem die provisorische Regierung anzeigte, daß sie die Zügel des Regiments in die Hand genommen habe, der Kaiser und seine ganze Dynastie des Thrones für verlustig erklärt sei, und Frankreich fürderhin der Regierung

der nationalen Verteidigung zu gehorchen habe. Ei, ei, ei! Was man nicht alles erleben konnte in nicht ganz zwei Monaten. Gegen das Kaiserreich Frankreich waren wir ausgezogen, und nun hatten wir es mit einemmale mit der Republik zu thun. Nun, daß kein Tag von Valmy wiederkehrte, dafür wollten wir schon sorgen! Freilich, ihrer Proklamation nach pressierte es den Franzosen gewaltig damit, uns vom Erdboden zu vertilgen: „kurze Zeit noch," hieß es in einer in den Dörfern angeschlagenen Proklamation, „und ihr werdet mit der Armee das Vaterland rächen." Wir hatten allerdings geglaubt, daß nach Sedan die Sache aus und die Franzosen so vernünftig sein werden, Frieden zu schließen, nachdem wir uns hierin aber leider getäuscht, blieb nichts anderes übrig, als so lange in Frankreich zu bleiben, bis die Franzosen den ihnen abhanden gekommenen Verstand wiederfanden.

Am 14. und 15. wurde einmal wieder gründlich marschiert, wir hatten es gottlob noch nicht verlernt, und dabei beschleunigte noch der Wunsch, möglichst bald vor Paris zu kommen, unsere Schritte. In Dormans, einem kleinen Städtchen, es hatte höchstens 2000 Einwohner, war unser nächstes Nachtlager, wo wir ganz gute Quartiere gefunden hatten, aus denen uns leider wieder einmal die preußische Stabscompagnie des Hauptquartiers herausjagte, wir wußten uns aber zu helfen und sind in jener Nacht nicht verdorben, haben vielmehr unsere Epernayer schönen Stunden, allerdings eng aufeinander gepreßt, fortgesetzt; wir hatten, durch die Sedaner Hungerkuren gewitzigt, auch für die Tage gesorgt, von denen es heißt: „Sie gefallen mir nicht."

Von dort aus kamen wir nach Mont St. Père, von hier schrieb mein Freund, Oberlieutenant Niethammer an seine Mutter folgenden prächtigen, auf alle Verhältnisse eingehenden Brief: „Wir marschierten aus Epernay um $^3/_4$7 Uhr nach Dormans, einem kleinen Städtchen an der Marne, ab, wo wir um 2 Uhr nachmittags eintrafen. Von dort brachen wir am andern Morgen um $^3/_4$8 Uhr auf, überschritten die Marne und kamen um 12 Uhr mittags nach Mont St. Père, ebenfalls an der Marne. Du siehst, daß wir keine großen Märsche machen. Der König von Preußen hat unsere Brigade zufällig, oder aus Vorliebe für die Schwaben, wie wir uns gerne schmeicheln möchten, zu seiner Bedeckung sich erlesen. Wir kommen daher nur langsam vorwärts. Unsern Aufenthalt in Epernay hat man dazu benützt, sämtliche preußische Armeecorps wieder vor uns zu schieben. Von Sedan aus waren wir, da wir auf dem linken Flügel standen, die vordersten gegen Reims-Paris gewesen. — Es ist, gelinde gesagt, unrecht, daß man uns so behandelt. Man versichert uns zwar, es sei reiner Zufall, daß wir noch nie im Feuer gewesen, man habe uns schon oft, namentlich bei Sedan, wichtige Posten anvertraut. Wir standen dort eine halbe Stunde vor dem westlichen Thore der Festung in günstigster Schußweite für die französischen Geschütze, die uns merkwürdigerweise nicht beschossen, sie hatten wohl Wichtigeres zu thun. — Das Marnethal, durch das wir gegenwärtig marschieren, ist wunderschön und erinnert sehr lebhaft an das Neckarthal von Eßlingen bis Cannstatt. Weinberge, Wälder, in Gärten versteckte Ortschaften mit alten Kirchen, eine Menge von Landhäusern wie dort, nur ist das Neckarthal breiter und die Formen der Berge sind weicher und schöner. Wir sind hier in einem reizend gelegenen Weindörfchen, etwa Untertürkheim zu vergleichen, in dem Hause eines reichen Mannes, der unter Zurücklassung einer guten Köchin sich geflüchtet hat. In dem Hause herrscht derselbe Luxus, von dem ich dir schon in Epernay schrieb. Gegen die Marne hin ist eine Terrasse mit prächtigen Blumen und Trauben, und von hier aus bis zum Flusse ein wunderschöner Park mit herrlichen alten Bäumen, an denen Reben sich bis zum Gipfel hinaufgewunden haben. Vor jedem Hause sind Spaliere mit dem besten Obst und den schönsten Trauben, die meistens schon reif sind und von denen jede in einem eigenen Roßhaarsäckchen verwahrt ist. Auch in den Weinbergen wird schon häufig gelesen, trotz dem Kriege und ungeachtet der feindlichen Truppenmassen, die das Land überfluten. So weit geht die Rücksicht, daß es den Soldaten streng verboten ist, Weinberge zu betreten oder Trauben eigenmächtig wegzunehmen. Wenn man so im Vorbeimarsche die Lesenden in den Weinbergen sieht, kommt es einem vor, als wäre man im Manöver, nicht im Kriege. — Außer Trauben giebt es nicht viel zu essen. Die Preußen vor uns haben scheint's guten Appetit. Wo sie waren, giebt es in der Regel nichts mehr. — Wir sind sehr begierig, wie es mit Paris gehen wird, ob sie den Versuch machen werden, es zu verteidigen. Es geht das Gerücht, daß dieser Gedanke aufgegeben sei, daß dagegen im Süden der Volkskrieg organisiert werden solle. Dieser wird uns schwerlich Gefahr bringen, außer vielleicht, wo er auf Meuchelmord und Tötung einzelner ausgeht. Ich halte die Franzosen für viel zu weichlich zu einem solchen Unternehmen in großem Maßstabe, und außerdem wird es bald an Einigkeit in der Regierung fehlen. Die Bauern in hiesiger Gegend verfluchen den Krieg, sie wollen Frieden und einen aus dem Hause Orleans zum Könige — so sagen sie wenigstens zu uns. Der Jammer ist oft groß in den Familien. Eine Dame in deinem Alter, in deren Haus ich in Dormans kam, rief händeringend und in Thränen zerfließend: „Oh, donnez nous la paix, la paix!" (O, geben Sie uns den Frieden!) Sie sagte mir, sie habe eine verheiratete Tochter in Sedan, sie wisse, daß die Stadt beschossen worden sei und könne keine Nachricht erhalten." Soweit der Feldzugsbrief Niethammers. Nie werde ich, so lange ich lebe, den herrlichen Menschen, seine ehrwürdige Mutter vergessen, und die erste Stunde, welche mir der Arzt auszugehen gestattete, habe ich benützt, ihn aufzusuchen. der, obgleich leichter verwundet als ich, ans Ausgehen noch nicht denken durfte, und eine schöne Stunde war's, die wir damals zusammen verlebt. Ihm war es nicht wie mir vergönnt, wieder nach Frankreich zurückzukehren, die herrlichen Tage von Montmirail, — die an seiner, an des durch und durch fein gebildeten Mannes Seite, der in jeder Wissenschaft zu Hause war, in dem Schlosse des Herzogs von La Roche Foucauld, in dessen herrlicher Bibliothek zu verbringen, so unendlich schön hätte werden müssen, — war ihm nicht mit uns zu teilen ermöglicht.

Am 15. September war's eben auch einmal wieder das alte Lied: „Requirieren!" Diesmal aber gab's einen Spaß dabei. Es wurde nämlich nicht im Regiment, sondern von jeder einzelnen Compagnie für sich requiriert. Dank der Findigkeit, die ich mir im Laufe der Zeit erworben hatte, war mir ein Schwein so geschickt in die Hände gelaufen, daß ich es nur auf den Wagen zu heben und mit dem übrigen, allerdings sehr spärlichen Vorrat an Lebensmitteln, den ich aufgetrieben, nach dem Biwak zurückzukehren brauchte. Dort aber, in Signy-Signet, eine Stunde südwestlich von La Ferté sous Jouarre, nahte sich mir das Verhängnis in Gestalt des Hauptmanns F.... von unserer 4. Compagnie, der meine fette Beute gerne fürs Bataillon, oder wenigstens für das Regiment hätte reklamieren wollen, und wer weiß, was geschehen wäre, wenn ich nicht, allerdings den Dienstweg nicht ganz richtig einhaltend, mich an Major Haldenwang gewandt hätte, der zu meiner großen Freude den salomonischen Entscheid fällte: „Jede Compagnie hat heute für sich nach Lebensmittel zu suchen gehabt, ihr habt das Schwein gefunden, folglich gehört es euch, was will denn der Hauptmann F. damit sagen, dieses Schwein falle nicht unter den Begriff „Lebensmittel"; ein Schwein ist doch kein Ausrüstungsgegenstand!" Das war ein Wort zur Zeit, und das Borstentier verblieb unser, es war eine vergnügte Metzelsuppe damals in der ersten Compagnie, war doch Recht Recht geblieben, und eine Flasche Champagner hatte sich auch noch, wie, ist Nebensache, vorgefunden; so lebte man eigentlich wieder einmal recht üppig, und zu allem hin rückte Freund Niethammer auch noch mit einer Büchse Sardinen in Öl heraus. Konnte man mehr vom Schicksal verlangen? Wir kamen den ganzen Abend aus dem Lachen über den neumodischen „Ausrüstungsgegenstand" gar nicht mehr heraus, und zu allem hin hatten wir die Aussicht, mit einigen Tagmärschen vor Paris zu stehen.

Am 17. September, es war ein Samstag, gab's wieder zu requirieren, heute aber galt der alte Spruch: „Wo nichts ist, hat der Kaiser das Recht verloren;" etliche Katzen, die sich noch herumtrieben, abzuthun, und sie dem Regimente oder dem Herrn Oberst anzubieten, dazu besaßen wir doch nicht den Mut; es war traurig, was wir damals brachten, und nicht der Mühe wert. Ärgerlich war nur, daß man sah, wie die Franzosen, ehe sie geflohen waren, ihre Lebensmittelvorräte nach Rostopschinschem Muster selbst vernichtet hatten, da sie dieselben nicht mitnehmen oder nach Paris hineinschleppen konnten, in verschiedenen Schlössern hatten auch Truppen des Vinoyschen Corps bös gehaust, so hätte es der Feind nie und nimmer gethan; aber mit all dem hatten wir nichts zu nagen und zu beißen. Nun ja, so mußte man eben den Riemen wieder einmal enger schnallen, und in unsere Träume verwoben sich die

sieben fetten Kühe Pharaos. — „Träume sind Schäume," sagt das Sprichwort, aber immer ist das doch nicht der Fall, die unsrigen gingen in Erfüllung. Wir waren am 18. September, einem Sonntag, der Brigade vorausgeschickt worden, mit dem Auftrag, unter allen Umständen Lebensmittel herbeizuschaffen. Etwa eine Stunde mochte seit unserem Abmarsch aus Meaux vergangen sein, so sahen wir eine Herde des prächtigsten Viehs; die Augen eines Luchses können kaum ärger gefunkelt haben, als in diesem Augenblicke die unsrigen; mit aller Vorsicht schlichen wir uns heran, und es gelang uns auch, 32 Stück prächtige Kühe, die hier auf einer Koppelweide waren, lauter schweizer Vieh, zu erbeuten. Das war ein Fang, herrlich und bedauerlich zugleich, herrlich, weil jetzt das Regiment auf lange hinein mit Fleisch versehen war, bedauerlich, weil die schönen Tiere, offenbar Zuchttiere, geschlachtet wurden, denn daß sie mit der größten Sorgfalt gezüchtet worden, war ersichtlich; ich glaube, nie ist Freund Strebel die Pflicht und das Requirieren so schwer angekommen, als an jenem Tage, da er, der Landwirt, diese prächtige Herde dem Untergang entgegenführen half. Nachdem wir etwa sieben Stunden Marsch hinter uns hatten, rückten wir in Noisiel ein, wo sich neben einem entzückend eingerichteten und namentlich mit prachtvollen Gemälden ausgeschmückten Schlosse eines Grafen Nicolay, wenn ich mich nicht täusche, auch die riesige zu einem Spital umgewandelte Schokoladefabrik von Menier Frères befand. Wie mancher von uns ist später dort verwundet gelegen, wie mancher hat dort den letzten Seufzer ausgehaucht! Damals aber war alles Jubel, Glanz und Sonnenschein, und wenn man von dieser Höhe hinunterblickte, wenn man durch den Park hinabstieg zur Marne, konnte man glauben, in einem Paradies zu wandeln. War's möglich, war uns solch Herrliches zu schauen vergönnt? Wir waren doch auch an Schönes gewöhnt, und das Neckarthal bei Cannstatt, Besigheim, Heilbronn, bei Wimpffen, Hornberg, Neckarsteinach, Gerach und bei Heidelberg darf sich auch sehen lassen, aber was will all' das heißen gegen das Marnethal mit seinem Ausblick auf die Forts von Paris! Vom Feinde war nicht viel zu sehen, allem nach war er auf unsrer Anmarschlinie nicht zu starkem Widerstand gerüstet, doch patrouillierten die Franzosen fleißig und warfen bei Nacht häufig Leuchtkugeln, mit ihren Granaten gingen sie geradezu verschwenderisch um, und auf jeden einzelnen unserer Reiter schossen sie, wahrscheinlich um ihre Artilleristen aus Distanzschätzen und ruhiges Zielen zu gewöhnen. Um 12 Uhr mittags am 19. September hatten wir, nachdem wir von einer Anhöhe aus Paris zum ersten Mal zu sehen bekommen hatten, wobei die gesamte Mannschaft in den größten Jubel ausgebrochen war, in Villiers sur Marne Quartiere bezogen, zuvor aber in allen Häusern die Thüren einschlagen müssen, da die Bewohner geflohen und die Häuser verschlossen waren. Kaum hatten wir uns halbwegs eingerichtet, so wurde Alarm geschlagen, und wir mußten den ganzen Weg, den wir eben zurückgelegt hatten, nochmals machen. Die Sachsen waren von den Franzosen angegriffen worden, und wir sollten zu ihrer Unterstützung dienen. Bei der Mühle von Gournay, an der von unsern Pionieren über die Marne geschlagenen Schiffsbrücke, bezogen wir Stellung, die Sachsen wurden aber auch ohne uns Meister, und so konnten wir ans Abkochen denken. Nachdem dieses wichtige Geschäft vorbei, marschierten wir um 9 Uhr abends wieder nach Villiers zurück, bis wir aber zu einer richtigen Ruhe kamen, war es inzwischen Mitternacht geworden. Unser 2. Bataillon war, als es in Brie sur Marne einmarschierte, von dortigen Einwohnern heftig beschossen, dem Bataillonsadjutanten Hiller das Pferd unter dem Leibe erschossen, ein Mann getötet, mehrere verwundet worden. Vier mit den Waffen in der Hand ergriffene Bauern wurden noch am nämlichen Abend standrechtlich erschossen, das Dorf an allen Ecken und Enden angezündet, womit wir eigentlich nur uns selber schädigten, da wir in der Folge, so oft wir in Brie lagen, in den Trümmern des zerstörten Städtchens uns aufhalten mußten. Soldat Weiß von der 6. Compagnie unseres Regiments war der erste Tote vor Paris, eine Kugel hatte ihm den Magen durchbohrt. Obermann Schweinbenz, der einen

Französische Scheinwerfer beleuchten durch elektrisches Licht das Vorterrain.

Schuß durch den Fuß erhalten hatte, mußte leider nach einigen Tagen amputiert werden. Mit großer Freude vernahm man, daß die Bayern vom 2. Corps und das 5. preußische bei Bicêtre und Villacoublay an die Truppen des Generals Ducrot geraten seien und sie zurückgeschlagen hätten. — Nun begann für uns der Vorpostendienst, der eigentlich bis zum Waffenstillstand für die erste Brigade kein Ende nahm; war man nicht auf Vorposten und Feldwachen, so wurde exerziert, und oft und viel flogen Granaten von den Forts über uns hin, während wir detailexerzierten und Griffe und Wendungen machten. In der freien Zeit lag man in den Weinbergen, die voll der herrlichsten Trauben waren, las die Zeitungen, die aus der Heimat gekommen, allerdings mit starker Verspätung, da Toul noch nicht in unserer Gewalt war und diese Festung die Bahn nach Epernay und Lagny, das die Endstation vor Paris bildete, sperrte.

Auf den Vorposten fehlte es nie an Abwechslung; so ließ beispielsweise einer unserer Posten eines Tages den amerikanischen General Sheridan, aus dem Secessionskriege berühmt, nicht vom Platze, weil der General Losung und Feldgeschrei nicht wußte, bis Oberlieutenant Niethammer hinzukam und dem General aus der Verlegenheit, in die er geraten war, half. Der betreffende Offizier schrieb über dieses Abenteuer, das der tapfere Reitergeneral mit unserem Compagnieschneider Händler hatte, der als wohlhabender Mann in Karlsruhe in Baden gestorben ist, an seine Mutter folgendes: „Während ich mit meiner Feldwache in einem Weinberge unweit des Bahnhofes von Villiers auf der Seite gegen Paris hin stand, hörte ich auf einmal einen meiner Posten dreimal rufen: „Halt! Wer da?!“ Ich eilte rasch herzu und fand den Posten sehr erregt und im Begriff zu schießen, vor einem nach französischer Art gekleideten Offizier stehen, der ein Pferd hinter sich am Zügel führte und dem Posten eine beschriebene Karte entgegenstreckte. Ich schlug dem Posten das Gewehr auf die Seite und trat vor, worauf der Fremde mit einer Verbeugung mir die Karte überreichte, auf der ich zu meinem Erstaunen las, daß der Inhaber derselben der General Sheridan sei, der bekannte Reiterführer, welcher vom deutschen Hauptquartier die Erlaubnis erhalten hatte, auf beliebigem Wege durch die deutschen Vorposten Paris zu verlassen. Während ich noch las, redete er mich englisch an, mit der Versicherung, daß er weder deutsch noch französisch verstehe. Als ich ihm darauf englisch antwortete, war er sehr erfreut, denn die Lage, in der er sich befand, schien ihm gar nicht behaglich zu sein. Ich geleitete ihn in das Dorf, wo ich ihn dem Oberst Graf Normann übergab, bei dem sich glücklicherweise gerade der Jäger-Oberlieutenant Knight befand, der ein geborener Engländer war. Der General ist ein kleines Männchen mit schwarzem Haar und schwarzem Schnurr- und Kinnbart und wettergebräuntem Gesichte. Er redete unterwegs von den Schlachten bei Metz, die noch viel gewaltiger und blutiger gewesen seien, als die größten Schlachten, die er in Amerika mitgemacht habe, und sprach wiederholt sein Erstaunen darüber aus, daß ein deutscher Offizier so gut Englisch verstehe.“ — Am liebsten bezogen wir die Posten und Feldwachen unten an der Marne, sanft rauschten und murmelten die Wellen, und wann der Mond sich im Wasser spiegelte oder auf den riesigen Eisenbahn-Viadukt bei Nogent fiel, dessen beide letzten Bogen gesprengt waren, so war das ein herrliches Bild. Drüben hörte man die französischen Posten sich unterhalten oder einander ihr „Schildwach hab acht“ zurufen, zuweilen klang aus der Ferne Hufschlag und Pferdegetrappel herüber, in der Marne schnalzten die Fische, Signalpfeifen ließen sich auf dem jenseitigen Ufer vernehmen, zuweilen auch halblautes Geflüster. Wenn es recht ruhig war und der Wind günstig, konnte man es auf Notre Dame in Paris 12 Uhr schlagen hören. Prächtig war es, wenn auf Fort Nogent vermittelst des Scheinwerfers das ganze Vorterrain beleuchtet und die Nacht mit einem Schlage zur Tageshelle wurde. Dieser Scheinwerfer bewegte sich vom höchsten Punkte des Mont Valérien im Kreise, und ließ bald auf dieser, bald auf jener Seite alles taghell beleuchtet erscheinen, jetzt unsere, im nächsten Augenblicke die sächsischen Stellungen, ein nächtlicher Angriff auf eines der Forts, ein Flußübergang wäre daher kaum möglich gewesen. Dann galt es, wenn man gerade sich auf Patrouille befand, den nächsten Graben aufzusuchen, oder sich platt auf den Boden niederzuwerfen, da im nächsten Augenblicke schon Chassepotkugeln herüberpfiffen. Morgens, sobald es Tag wurde, begann das Schießen an der Marne mit großer Heftigkeit, die Forts aber feuerten morgens nur selten; sobald es dagegen 2 Uhr mittags vorbei war, ging der Lärm los, in der Regel jedoch war es „viel Lärm um nichts.“ Einst von Feldwache abgelöst, hatte unsere Compagnie das Glück, in einem Hause auf dem Heuboden eine Kuh, ein Faß Cognac und viele hundert Flaschen prächtigen Bordeaux zu entdecken. — Das Exempel, welches an den Bauern von Brie statuiert worden war, schien nicht besonders gewirkt zu haben, denn obgleich der ausgebrannte Ort voll Soldaten lag, wurde am 23. abermals auf einen unserer Reiter geschossen, ohne daß es gelungen wäre, den oder die Thäter zu erwischen. Am 24. September schossen die Franzosen den ganzen Tag wie toll, an Pulver hatten sie jedenfalls keinen Mangel; wir schossen nur, wenn wir wußten, daß der Schuß wohlangebracht war. So war z. B. am Tag zuvor ein junges, freches Männlein mit einem Strohhütchen auf dem Kopfe in Begleitung eines Soldaten den Berg herunter gekommen, hatte seinen Strohhut zuerst ganz respektvoll vor uns gezogen, dann aber weniger respektvoll vor uns ausgespuckt, und der begleitenden Geste zufolge uns zweifellos die Einladung des Göz von Berlichingen an den kaiserlichen Hauptmann zugesandt. „Dös wär' mir doch schon z'dumm!“ meinte jetzt der Soldat Heß, einer unserer besten Schützen, legte an, und bautz, da lag das Kerlchen am Marneufer und das Spucken war dem frechen Burschen für alle Zeiten vergangen. „Der wär g'firmt, den andern mueß mer taufe,“ sagte Heß, lud wieder, schoß, und ein jämmerliches „mon dieu, mon dieu,“ bewies, daß auch dieser Schuß getroffen hatte, wir sahen denn auch den Franzosen den Berg hinaufhinken. Der Soldat Hermann V., (wir hatten 6 oder 7 dieses Namens in der Compagnie,) von Gönningen, und als solcher ein weitgereister Mann, beobachtete, wie ein Franzose an einer Leiter hinaufstieg. Als er die letzte Sprosse erreicht hatte, meinte er: „So, jetzt bist weit gnug drobe, jetzt mußt au wieder ra (herunter),“ schoß, und richtig purzelte der Franzose herunter. Als unsere Leute ihnen gar vollends einen Strohmann gegenüber aufpflanzten, da ging das Schießen erst recht an. Während sich so der erste Zug unserer Compagnie lustig mit den Franzosen herumschoß, waren wir vom zweiten Zug inzwischen auch nicht unthätig. Unsere Feldwache wurde von Nogent aus stark mit Granaten beschossen, die uns jedoch gar keinen Schaden zufügten, wir lachten höchstens, wenn wieder eine kam, so sehr hatten wir uns schon während der sieben Tage, die wir nun vor Paris lagen, an die Granaten gewöhnt. Auf einem Patrouillengang hatte ich auf einer Insel in der Marne, der Wolfsinsel, einen Nachen liegen sehen und von dieser Entdeckung meinem Oberlieutenant Niethammer Meldung gemacht. „Der Kahn muß geholt werden,“ war das Resultat unseres sofort abgehaltenen Kriegsrats, die Frage war nur die, wie wir über die Marne hinüberkommen sollten, da wir keinen Nachen hatten, sondern uns erst den da drüben holen wollten. Endlich kamen wir auf die schlaue Idee, uns ein Floß zu bauen, da dies aber doch ziemlich viel Zeit erfordert haben würde, so hängten wir an der nächsten Scheuer das Thor aus, und nachdem am Abhang gegen die Marne hin unsere besten Schützen postiert waren, schleppten wir das Scheuernthor nach dem Fluß hinunter und ließen es ins Wasser gleiten. Unsere Expedition bestand aus dem Oberlieutenant Niethammer, zwei Soldaten, mir, und dem Offiziersaspiranten Hegelmaier, dem bekannten späteren Oberbürgermeister von Heilbronn, der auch bei diesem Anlaß bewies, daß er persönlich sehr viel Mut besitzt und der, bei uns auf der Feldwache zu Besuch, sofort erklärt hatte, mitzuthun; unsere Ruder bestanden aus zwei Stangen. So ging's hinüber; jeden Augenblick dachte ich, jetzt wird ein Schuß, vielleicht eine ganze Salve krachen, ein recht wohliges Gefühl, wenn man überdies nicht schwimmen kann, wie das bei mir der Fall war, ich hatte also auch noch die schönste Aussicht, bei der Gelegenheit in der Marne zu ertrinken. Aber wir kamen glücklich hinüber, und wie sie uns, ohne einen Schuß zu thun, nach Wörth über die Vogesen gelassen hatten, ließen sie uns heute ohne einen Schuß über die Marne. Wo ihre Posten auch nur die Augen hatten? Glücklich landeten wir auf der Insel, und mit vielem Behagen suchten wir uns von den auf der Insel liegenden Kähnen den besten heraus, mit dem wir wieder zur gegebenen Zeit zurückkehren wollten. Die Insel war nicht besetzt, nur ein ziemlich großer Hund, der verwildert war, seit er allein auf der Insel zurückgeblieben, bellte uns schrecklich an, was uns aber wenig

störte; das schöne Tier zu töten, wäre ganz nutzlos gewesen. So durchstreiften wir also die Insel kreuz und quer, brachten die Nachen alle zusammen, es waren ihrer 19, und nachdem wir alles so eingerichtet, daß wir sie am andern Tag nur zu holen brauchten, fuhren wir in unserem Kahne, — die Hausthüre hatten wir die Marne hinuntertreiben lassen, mochten sie die Pariser irgendwo auffischen, — ans andere Ufer zurück, holten aber noch in der Nacht unsere Nachen herüber, da wir dem Wetter nicht recht trauten. Auf die von uns ans Repli und Regiment erstattete Meldung über unsere Razzia zu Wasser kam General v. Reitzenstein in Person auf seinem Schimmel zu uns und sprach Oberlieutenant Niethammer und allen, die bei dem kecken Streich beteiligt gewesen waren, seine Anerkennung aus. Sollte es zur silbernen Medaille, oder gar zum Eisernen langen? Nein, der Stern war zu hoch; wir verbannten selbst jeden solchen Gedanken. Es war genug, daß unser General seine Anerkennung ausgesprochen hatte, aber wir trugen doch später, und die Überlebenden tragen heute noch das eiserne Kreuz, wenn wir es auch erst nach dem heißen Tag von Coeuilly-Villiers-Champigny erhielten. Als uns am andern Tag die Jäger unter dem Fähnrich Graf Taube, der mit seinem Bruder bei Champigny fiel, auf unserer Feldwache ablösten und wir ihnen unser Abenteuer erzählten, war Graf Taube ganz untröstlich, daß es ihm nicht vergönnt gewesen sei, dabei mitzuthun. Er hat noch genug gethan für sein Vaterland, der prächtige Mensch, den man von der ersten Stunde, die man mit ihm zusammen war, hatte lieb gewinnen müssen; nur neun Wochen später, und ein Sanitätszug brachte so manchen von uns flügellahm geschossen nach der Heimat, und in einem roh gezimmerten Sarge die beiden tapferen Brüder Taube, die auch im Tode nicht von einander gelassen hatten, wie sie im Leben stets beisammen gewesen. Damals mußte ich jener Feldwache gedenken, da einer der Brüder uns abgelöst und uns um unser, an sich ja schlichtes Abenteuer beneidet hatte. In Noisy le Grand angekommen, ließen wir es uns wohl sein, wir hatten etwas geleistet, und trotz des furchtbaren Feuers des Feindes, der die ganze Nacht sein elektrisches Licht und seine Geschütze hatte spielen lassen, war unser Verlust gleich Null gewesen. Mittags waren wir aber schon wieder fest im Dienst, wir hatten Schützengräben anzulegen, und die Franzosen, die uns natürlich von ihren Forts ganz con amore beobachten konnten, versäumten nicht, unsere an und für sich schon harte Arbeit durch beständiges Feuern mit Granaten noch unangenehmer zu machen. Erreicht haben sie freilich nichts damit, wir hatten lediglich gar keine Verluste, trotz des Viertelhunderts Granaten, die sie uns zusandten; der Spektakel hörte auch die ganze Nacht hindurch nicht auf, ohne uns im geringsten zu genieren.

Am Morgen des 25. Septembers wurden wir abgelöst; aus unsern Taschenkalendern ersahen wir, daß es Sonntag war, es geht einem ja in diesem ewigen Trubel schließlich jeder Zeitsinn verloren. Also Sonntag und Feldgottesdienst; bei diesem fehlten wir nie, wenn der Dienst uns nicht abhielt, und während unser Feldgeistlicher sprach, donnerten die Kanonen von Nogent und vom Avron über uns weg, und kam von Fort Rosny eine Abteilung Spahis mit ihren weißen Burnussen und den langen Entenflinten den Berg herunter ins Thal geritten. Wie einen dieses seltsame Bild anmutete, und dazwischen hinein klangen die Worte des Evangeliums, die gleichen, die daheim unsere Lieben vernahmen; wie das zum Herzen spricht, mitten in all dem Kriegslärm. Fast zur gleichen Stunde mit ihnen sind wir zum Gottesdienst vereint, „und unsre Seele spannte weit ihre Flügel aus, flog durch die stillen Lande, als flöge sie nach Haus.“ Den Abend verbrachten wir, die Offiziere, Strebel und ich, bei unserem Hauptmann, der uns beide letztere für morgen zu einer Rekognoszierung einlud. Ebenso gut hätte er sagen können: „morgen wird irgend eine Teufelei ausgeführt.“ Auf das lief's denn auch richtig hinaus, und nach dem, was er uns auseinandergesetzt, konnten wir versichert sein, daß unserer Felddienstübung vom Mittag, — exerziert wurde bei uns fleißig — noch ein recht übermütiger Streich folgen werde. Pünktlich zur bestimmten Zeit stellten wir uns bei unserem Hauptmann ein, seinem Wunsche gemäß mit einem großen Farbhafen und zwei Pinseln versehen, und mit schwarzer Farbe wohl ausgerüstet, die wir bei dem Schreiner des Orts, der solche zum Anstreichen von Särgen bedurfte, (die einzige Arbeit, die er zur Zeit noch liefern konnte) requiriert hatten; so zogen wir aus, wohin? Das wußten die Götter, in solchen Fällen übertraf unser Haselmaier den Moltke noch an Schweigsamkeit. Angenehm überrascht waren wir, auch Oberlieutenant Schweizerbarth, einen ebenso schneidigen Offizier, wie genialen Künstler, bei ihm zu treffen, der die Mairie in Brie unten mit Kreidezeichnungen geschmückt hatte, die alle von „Ihm“ handelten, und den Franzosen ihren Napoleon in solch köstlicher Weise vorführten, daß sie sich gewiß selbst, als sie dieselben später zu schauen bekamen, den Bauch vor Lachen halten mußten. In der heitersten Stimmung marschierten wir in der Richtung der gesprengten Marnebrücke; gespenstisch ragte der Rest des Brückenbogens über dem tiefen Bett der Marne ins Leere hinein, unten lagen die massigen Trümmer der Brücke, die Eisenbahnschienen und Schwellen hingen teilweise noch über dem Abgrunde. Wir, und namentlich Hauptmann Haselmaier, gingen so weit auf der Brücke vor, als nur überhaupt möglich war, und kehrten sodann um; im Rückweg besichtigten wir die von unseren Leuten wirklich sehr schön angelegten Schützengräben. Oben, wo sie begannen, standen zwei einzelne Häuser, von ihren Bewohnern natürlich verlassen, wie all die Häuser in der Umgegend; an diese schrieben wir auf der den Franzosen zugewandten Seite mit riesengroßen Buchstaben, das war der Zweck unserer Farbe und unserer Pinsel gewesen: „Fort Haselmaier,“ „Fort Schweizerbarth“ und „Doppeltes Hornwerk ma chère Elise.“ Die Franzosen hatten die große Freundlichkeit, uns bei unserem Werke mit ihrem elektrischen Lichte zu leuchten, was uns vollends in die größte Heiterkeit versetzte. Auf dem Rückwege besuchten wir noch eine Feldwache unseres 7. Regiments, auf der wir Hauptmann Wundt mit seinen Offizieren trafen, und uns, lachend, plaudernd das eben Erlebte erzählend, einige Zeit lang aufhielten; der Wein, den die Herren führten, war gut, er stammte wie der, den wir besaßen, aus Brie, und da noch keine paar Stunden verflossen gewesen waren, seit eine Granate mitten in die Feldwache geschlagen hatte, ohne auch nur einen einzigen Mann zu verwunden, so befand sich alles in recht angenehmer, heiterer Stimmung. Allzulang konnten und wollten wir uns aber nicht aufhalten, so zogen wir denn, nachdem wir den Farbhafen zwar nicht an einer Marmorsäule, aber an einem Baume zerschellt, fürbaß und erreichten glücklich nachts um 1 Uhr unser Quartier, wo wir erfuhren, daß ein Truppennachschub für das Regiment, bei dem sich namentlich eine größere Anzahl Freiwilliger befand, am Abend eingetroffen sei. Zur großen Freude von Freund Strebel wurden der Sohn des Direktors Werner von Hohenheim, wo Strebel kurz zuvor die Diplom-Prüfung glänzend bestanden hatte, der Forstreferendär Schön, eine kraftstrotzende Natur, Siegle, John, Lauber, Lang und noch einige unserer Compagnie zugeteilt, und auch zwischen diesen und uns herrschte bald das herzlichste Einvernehmen.

Der beginnende Oktober traf uns eben auch wieder einmal auf Vorposten; von unserer Feldwache 3 wurde eine französische Patrouille von drei Mann erschossen. Auf Fort Rosny herrschte große Thätigkeit, die Franzosen legten Schützengräben an und pflanzten vier weitere Geschütze auf, die uns denn auch bald ihre Granaten herüberschickten. Am folgenden Tag lud uns der Hauptmann zu sich zum Abendessen ein, es gab extrafeine Leckerbissen aus der Heimat — leider aber hatte der Koch zum Anmachen des Salats Ricinusöl verwendet, das seine verderbliche Wirkung bald in drastischer Weise äußerte; wir waren alle lebendige Illustrationen zu „Kotzebue's Verzweiflung.“ Am 4. Oktober wurde der ganze Tag zu gründlicher Reinigung der Quartiere benützt, es war dies unbedingt nötig, sollte nicht der Gesundheitsstand der Truppen notleiden, schon waren einige Fälle von Typhus vorgekommen. Fähnrich Funk war in hohem Grade von demselben befallen worden, mit Bedauern sahen wir ihn ins Spital abfahren, und glaubten nicht, ihn je wiederzusehen; zu unserer Freude hörten wir aber bald, daß es ihm besser gehe und er die Krisis glücklich überstanden habe; es dauerte jedoch lange, bis er wieder beim Regiment eintraf. Ein Bruder meines Freundes Strebel erlag um jene Zeit dieser tückischen Krankheit; auch er starb den Heldentod, den Tod fürs Vaterland, für dessen Größe.

Am 6. Oktober stieg über Rosny ein schöner Luftballon auf. Voll Bewunderung blickten wir ihm nach, wie hätten wir uns aber erst für diesen Ballon interessiert, wenn wir gewußt hätten, daß in ihm Leon Gambetta Paris verließ, um den Widerstand in der Provinz zu organisieren. Niethammer giebt zwar in seinem Feldpostbrief an seine Mutter als

Datum den 7. Oktober an, hierin täuschte er sich aber, was sehr erklärlich ist, man lebte mit der Zeitrechnung in jenen Tagen auf ziemlich gespanntem Fuße. — Am 12. Oktober wurde ein Soldat der 8. Compagnie beerdigt, der auf Vorposten durch zwei Schüsse in den Kopf getötet worden war. Am 13. Oktober verbreitete sich das Gerücht, das Bombardement von Paris habe begonnen, da man starken Kanonendonner vernommen hatte, und da man ja so gern glaubt, was man wünscht, zweifelten wir gar nicht daran, daß es sich in Wirklichkeit so verhalte, und ebenso nicht im geringsten an der weiteren Tartarennachricht, daß es in Paris an vier Punkten lichterloh brenne. Es hatte aber immer noch gute Wege mit der Beschießung von Paris. Im übrigen war's heute auf den Feldwachen ziemlich unruhig; eine etwa 100 Mann starke Abteilung des Feindes wurde mit leichter Mühe zurückgeworfen, nun versuchten sie mittags ihr Heil bei den Sachsen, wo es ihnen jedoch auch nicht besser erging, als bei uns; gegen Abend verbreitete sich die Nachricht von einer siegreichen Schlacht der Bayern und Badenser (dies war ja nicht möglich) an der Loire, der Feind sei total geschlagen. Es waren das die Kämpfe, welche der Besetzung von Orleans voraufgingen, und über die Bestimmtes erst durch die Zeitungen uns zukam. — Fast kein Tag verging, ohne daß die Franzosen kleine Demonstrationen gegen uns in Scene setzten, in der Regel zogen sie sich aber bald wieder zurück; auf den Forts Nogent und Nosny ging es dagegen die ganze Zeit mit Trommeln, Blasen und Schreien zu, daß man meinte, da oben müsse alles toll geworden sein; Paris mußte den Vaterlandsverteidigern ein gut Teil seiner demi monde geliefert haben, man hörte bei Nacht ganz deutlich ihr Singen, Johlen und Kreischen, es war der reinste Hexensabbath. Zu Ehren ihrer Besuche veranstalteten die galanten Herren Rothosen in der Regel noch eine Beleuchtung unserer Stellungen durch das elektrische Licht, und etliche Granaten, welche nach unsern Feldwachen herübergeworfen wurden, vertraten, wie es schien, die Stelle der Raketen. Wir hatten natürlich unsern Spaß dabei, denn bis jetzt hatten sie uns noch blutwenig Schaden zugefügt. Immer freigebiger wurden die Forts mit ihren Granaten, und etlichemale flogen uns die Splitter recht bedenklich um die Ohren, war's ein Wunder, wenn wir uns danach sehnten, daß den Franzosen endlich auch einmal die Laibe heimgegeben werden möchten, sie trieben's mit ihren Granaten in der letzten Zeit etwas gar zu toll; es hieß denn auch, in ein paar Tagen beginne die Beschießung der Südwestfront, aber man glaubte nicht mehr recht daran; wer nur all die erlogenen Geschichten aufbrachte? 120 Geschütze würden auf ein gegebenes Zeichen ihr Feuer auf Vanves und Issy eröffnen; gegen diese Forts richtete sich in der That auch später der Artillerieangriff. Dann hieß es wieder einmal, wir Württemberger scheiden aus der Cernierungslinie aus und müßten gegen Lyon marschieren; warum nicht lieber gleich gar nach Marseille und an die Pyrenäengrenze? Zu unserem Leidwesen wurden unsere Compagnie-Offiziere aus dem St. Arnaudschen Schlosse ausquartiert, das waren herrliche Stunden in jenem prächtigen Garten und der schönen Villa gewesen, die unvergeßlich bleiben! Am Tage zuvor hatte ich meinen 24. Geburtstag auf Feldwache vor Paris gefeiert, ziemlich solenn, solenner jedenfalls als das Jahr zuvor, wo ich im Biwak bei Metzingen ihn zu feiern das Vergnügen hatte. Manöver und Krieg, Metzingen und Paris, welcher Unterschied, was lag nicht alles zwischen diesen Worten! Damals war noch ein französischer Offizier in unserem Generalstabe mitgeritten, jetzt lagen wir vor dem stolzen Babel auf Vorposten.

Am Sonntag den 16. Oktober war wieder Feldgottesdienst; die Rede des Geistlichen war sehr ansprechend, er hatte sich zum Vorwurf „Heimatsliebe, Vaterlands-, Freundschafts- und Feindesliebe" gewählt, ein zeitgemäßes Thema. Nachmittags saßen wir Freunde zusammen, und das muß wahr sein, treue Kameradschaft haben wir gehalten im Feld und auf der Wacht. Daß unsere Gedanken an jenem Tage nach der Heimat schweiften, ist aus dem Anfang meines Briefs an meine Mutter ersichtlich, der beginnt: „O Vaterland! Wie sehnen wir uns nach deinen Herbstfreuden!" doch half der selbstgekelterte „Neue," ächter Roisyer, über den größten Weltschmerz hinweg; das übliche Feuerwerk, Raketen und Böllerschüsse waren die Franzosen gratis zu liefern so liebenswürdig; so konnte man auch diesen Tag zu den schön verlaufenen rechnen. Am 17. hatte alles Gefechtsbereitschaft, es wurde ein Ausfall der Franzosen erwartet, aber alles blieb ruhig, ebenso am 18. Oktober, dem 58. Gedenktag der Schlacht bei Leipzig, zugleich der Geburtstag unseres „Fritz", unseres ruhmreichen Führers, des Kronprinzen von Preußen. Am 21. wurde Freund Strebel mit einem Arrestanten-Transport nach Corbeil gesandt, wir beneideten ihn um die Fahrt, die ihm so viel Schönes zeigen mußte, und vor allem um seinen Aufenthalt in Corbeil, das ein kleines Versailles sein mußte, denn es ging die Sage, daß dort alle Läden geöffnet seien, der Markt wie sonst auch in Friedenszeiten regelmäßig abgehalten werde, und dringend hatte man ihm auf die Seele gebunden, doch ja alles Erdenkliche, was man in einem Feldlager gebrauchen könne, mitzubringen. Das versprach er denn auch und hat redlich Wort gehalten; auf seiner Fahrt hörte er heftigen Kanonendonner von Fort Nogent und starkes Salvenfeuer im Marnethal, der Richtung nach konnte das Feuer nur der ersten Brigade gelten, und so war's auch; jetzt beneidete er uns, die wir mit den Franzosen uns herumschlagen durften. Sie waren, vielleicht zwei Bataillone stark, offenbar bloß zu dem Zwecke, ihre Leute ans Feuer zu gewöhnen, bei Joinville über die Marne gegangen, hatten die auf Vorposten stehenden beiden Compagnien des 7. Regiments zurückgedrängt, was keine Kunst war, da sie zwei Mitrailleusen bei sich hatten und ihre Batterien von Faisandrie und St. Maur, sowie das Fort Nogent das ganze Terrain, auf dem sich das Gefecht abwickelte, mit Granaten überschütteten. Am Eisenbahndamm aber, der über die Straße Brie-Joinville wegführt, brach sich der Angriff der Franzosen, und als Hauptmann Haselmaier mit dem ersten Zug unserer Compagnie, den Landwehr-Lieutenant Kirn führte, sich mit weitschallendem Hurra auf die Franzosen stürzte, stutzten diese anfänglich, wie dann aber gleichzeitig unsere Jäger auf dem linken Flügel angriffen, ließen sie sich nicht mehr halten und gingen schleunigst zurück. Nun rückte auch das 7. Regiment wieder energisch vor, und bald sah man die Franzosen über die Marnebrücke bei Joinville marschieren, sie hatten genug. 4 Tote und 20 Verwundete ließen die Franzosen auf dem Kampfplatz und überdem 7 Gefangene. Das 7. Regiment und unser erster Zug hatten 4 Tote und 20 Verwundete. Von unserer Compagnie war der Soldat Braun durch den Arm geschossen worden. In Brie war inzwischen der Rest der Compagnie von Dorf und Fort Nogent aus aufs heftigste mit Granat- und Gewehrfeuer überschüttet worden, aber so sehr waren wir schon gegen Granaten abgestumpft, daß man das für kein richtiges Anteilnehmen am Gefechte hielt und heillos darüber schimpfte, unthätig dastehen zu müssen. Von meiner Patrouille nach dem Gefechtsplatz zurückgekehrt, wünschte ich nichts sehnlicher, als daß die Franzosen auch bei Brie über die Marne herüberkämen. Leider ließen sie das bleiben; sie hätten sich auf einen warmen Empfang gefaßt machen dürfen, trotzdem wir nun seit vier vollen Tagen und Nächten weder aus der Uniform, noch aus den Stiefeln gekommen waren; alles sehnte sich, abgelöst zu werden und wieder einmal ausruhen zu können. Außer unserem Soldaten Braun hatten wir noch einen Verwundeten, den prächtigen, schwarz und weiß gestreiften langhaarigen Hühnerhund Tiras, der Oberlieutenant Niethammer gehörte. Über die Marne herüber hatte ihn irgend ein griesgrämiger Franzose geschossen; heulend und winselnd schleppte sich das treue Tier auf die Feldwache zu seinem Herrn. Nachdem ihm die Wunde sorgfältig verbunden und ausgewaschen war, legte man ihn in eine Kiste und so kam der Tiras nach der Ablösung mit ins Quartier, wo er sich merkwürdig rasch erholte. Bei Champigny riß er am 30. November dem ihn haltenden Bedienten aus, und von diesem Augenblicke an blieb zu unserem großen Leidwesen der Tiras spurlos verschwunden. Warum in das Gefecht vom 21., so geringfügig es ja an und für sich sein mochte, unsere Artillerie nicht eingriff und den Franzosen ein paar tüchtige Denkzettel in Form etlicher Granaten mit auf den Heimweg gab, ist mir immer ein Rätsel geblieben, es hieß damals, die Artillerie habe ausdrücklichen Befehl gehabt, nicht zu feuern. Mag dem nun sein, wie ihm will, die Franzosen waren wieder über der Marne drüben, und wir konnten uns mit Muße dem schönen Vorpostendienste widmen. Daß keiner von uns über dem ewigen Einerlei schwermütig und trübsinnig geworden war, verdankten wir lediglich den französischen Granaten, die so freundlich waren, uns wach zu halten und von denen ein Stück mir unten durch den Mantel ging, glücklicherweise ohne mich zu verletzen; mehr als je

glaubte ich jetzt, daß mir kein feindliches Geschoß etwas anhaben könne. Leider begann jetzt Regenwetter einzutreten, das nur am 24. und 25. Oktober durch das Erscheinen zweier über alle Beschreibung schöner Nordlichter unterbrochen wurde. Nein, so was Herrliches hatte ich zeitlebens noch nicht gesehen, diese aufschießenden Strahlen, diese Farbenpracht; natürlich deuteten wir das Naturphänomen zu unseren Gunsten und zu Ungunsten der Franzosen, einer unserer Soldaten aber, der dasselbe für eine neue Erfindung, ähnlich dem drehbaren elektrischen Licht hielt, meinte: „I will no au sehe, was die Kerle in dem Paris do hinn' no älles anfanget!" Den ganzen 27. Oktober regnete es wieder, wie es am 23. Oktober geregnet hatte, wir waren in das Zeichen des „Wassermanns" getreten, und wie angenehm unter solchen Umständen Biwaks sich gestalten, brauche ich nicht zu sagen, auch unser Schlößchen, in das wir uns zurückzogen, wurde nach der Zerstörungsskala unserer bayrischen Kameraden „ganz devastiert." Da war denn also des Bleibens auch nicht länger, wir quartierten uns aus, zu unserem Glück; denn durch das Zimmer, wo wir vor einer Viertelstunde noch Billard gespielt, und Freund Strebel zeichnend auf dem Sopha gesessen, war mit Donnergekrach eine Granate gesaust, hatte einen Fuß des Billards abgeschlagen und war dann krepiert. Es mochten ihrer etliche 30 Granaten gewesen sein, die an jenem Mittage auf das Schloß, in welchem die Franzosen offenbar Beobachtungsposten unsererseits vermuteten, geworfen wurden.

Wir waren gerade nicht unangenehm berührt, als wir, in unseren alten Quartieren angelangt, erfuhren, daß der nächste Tag ein Ruhetag für uns sein solle. Leider erfuhren wir auch, daß die bösen Franzosen unsere liebe Mairie in Brie mit den schönen Schweizerbartschen Zeichnungen und allen unseren Erinnerungen durch ihre Granaten in einen Trümmerhaufen verwandelt hatten. Wir selbst schossen uns an jenem Tage mit französischen Truppen, die von Fort Nogent, in Schützenkette aufgelöst, gegen die Marne herunterkamen, — zu welchem Zwecke, war nicht recht ersichtlich, — herum. Hiebei büßten die Franzosen vier Mann ein, was sie veranlaßte, sich langsam zurückzuziehen; ihr Rückzug wurde aber schneller und schneller, nachdem auch noch starker Regen fiel; ein solcher trägt allerdings zu den ohnehin zweifelhaften Annehmlichkeiten eines Kampfes wenig bei. Die nächsten Tage wechselten zwischen Ruhe und Feldwache. Am 28. Oktober hatten wir so ziemlich Ruhe, am 29. jedoch machten wir uns daran, den Franzosen, die in den letzten Tagen recht übermütig geworden waren, das Handwerk einmal gründlich zu legen, unser erster Zug nahm die über der Marne liegenden Häuser so energisch unter Feuer, daß es den ganzen Tag über an diesem Platze völlig ruhig war; man durfte den Herren Rothosen nur den Ernst zeigen. Am 30. Oktober, einem Sonntag, hätte Gottesdienst stattfinden sollen, er unterblieb jedoch, da unser Feldprediger Faulhaber bedauerlicherweise mit dem Pferde gestürzt war und sich Verletzungen zugezogen hatte, die zum Glück nicht bedeutend waren; für den 31. Oktober war unserer Brigade der Besuch des Großherzogs von Mecklenburg, unter dessen Befehl wir damals standen, angesagt, der Großherzog kam aber nicht. Schmalhans war auch wieder einmal Küchenmeister, denn einer meiner Briefe vom 31. Oktober von der Feldwache 2 vor Paris enthält die Stelle: „Das Bombardement und infolgedessen die Kapitulation werden nicht mehr lange auf sich warten lassen. Die schönen Zeiten sind, was Verpflegung betrifft, jetzt vorüber, und auf

Feldwache unterhalb Noisy le Grand vor dem Fort Nogent.

Feldwache mit einem Stück Brot, einem Bröckelchen Fleisch oder Speck und einem Viertelliter Wein aushalten zu müssen, ohne Feuer anzünden zu dürfen, ist keine Kleinigkeit." Unser Schuhwerk war allmählich auch in einem verzweifelten Zustand, denn der gleiche Brief enthielt die dringende Bitte um etliche Leder- und Stroh- oder Filzsohlen. Ein Elend war es auch während des ganzen Feldzugs mit den Augengläsern, wenn man Nr. 6 brauchte, wie meine Wenigkeit, so mußte man immer etliche Gläser in Reserve haben, sonst kam man in schwere Not. Der Brief trägt die Unterschrift: „Dein durch und durch nasser und gefrorener E." Es klingt aus diesem Briefe doch etwas wie Müdigkeit heraus, auch aus allen Tagebuchblättern, aber war es zu verwundern? Am 19. September hatten wir die Cernierungslinie erreicht, und seither standen wir entweder auf Vorposten oder in Alarmstellungen, im Repli, auf Feldwachen, exerzierten im Bataillon, in der Compagnie oder Detail, hatten uns so und so oft mit dem Feinde herumgeschossen, und waren doch noch zu keiner richtigen Aktion im Felde gekommen, kein Wunder, daß nachgerade der Humor Schiffbruch zu leiden drohte. Doch wußte ich auch noch am 4. November zu melden: „Herzlichsten Dank für dein so hochwillkommenes Paket, das mit Jubel empfangen und mit innigem Dank und großem Hunger verschlungen wurde. Wir leben unter uns Stuttgarter Bekannten und Freunden in vollständigem Kommunismus, was der eine hat, das hat auch der andere, und der Inhalt eines jeden Pakets wird gemeinschaftlich verzehrt. Cigarren sind, obgleich ich selbst ja nicht rauche, immer sehr willkommen. Seit zwei Tagen ist es recht kalt, aber trocken dabei, was mir sehr lieb ist, das naßkalte Wetter ist am schädlichsten. Gottlob darf ich immer noch sagen, daß ich von uns Einjährigen der gesündeste bin." In diesen Tagen bekamen wir endlich einmal den Großherzog von Mecklenburg zu sehen. Auch der König von Preußen hatte eines Tages, es mochte etwa 14 Tage früher gewesen sein, unsere Stellungen abgeritten und sich überall Meldung erstatten lassen. Den Kanonendonner von Le Bourget hörten wir den ganzen Tag, da mochte es heiß hergehen; in seltsamem Widerspruch stand zu dieser wütenden Kanonade, die uns allen noch in den Ohren lag, die durch verschiedene Zeitungen gehende Nachricht, daß Aussicht auf einen baldigen Friedensschluß bestehe; die Granaten aber, die uns die Fensterläden wegrissen oder die Schornsteine über dem Kopfe herunterwarfen, die hatten nur wenig Friedliches an sich, und daß die Pariser Vernunft annehmen würden, daran war kaum zu denken! Des langen und breiten erwogen wir am 2. November, der ein Rasttag war, die Aussichten für einen Friedensschluß oder die Wahrscheinlichkeit auch ferneren Kampfes, wir glaubten in der Mehrzahl, daß der Kampf fortdauern werde, denn daß Paris jetzt schon, so lange es sich noch über die Cernierung amüsierte und noch nicht eine einzige deutsche Granate zu verspüren bekommen hatte, zu Kreuz kriechen würde, das war doch nicht wohl anzunehmen. Aus diesem Grunde versäumte man denn auch gar nichts, was dazu beitragen konnte, für die leiblichen Bedürfnisse der Truppen so viel wie möglich zu sorgen. Täglich zogen Abteilungen aus, welche Kartoffeln und sonstige Feldfrüchte einzuheimsen hatten, man sah bereits, daß man sich auch noch auf eine Winterkampagne einrichtete. Gar tröstlich war das nicht, aber vor allem ist man Soldat, und Paris mußte fallen; also ausgehalten! Das Wetter war endlich einmal wieder besser, unsere Offiziere fanden nach den letzten trüben Tagen ihren Humor wieder, und schon zog die Hoffnung, leise zwar und nur ganz verstohlen, in die Herzen ein, ob die Ruhe, welche seit zweimal 24 Stunden über sämtlichen Forts herrschte, nicht am Ende doch mit dem zusammenhängen könnte, was wir gerüchtweise vernommen hatten, nämlich daß Thiers in Versailles sein sollte? Waren sie mürbe? Wir hofften es, aber wir wagten doch nicht recht daran zu glauben. — Unsere Behausungen wurden immer ungemütlicher. Kamine sind ja etwas Herrliches, und an einem kühlen Abend davor zu sitzen im trauten Kreise, unsern Tiras zur Seite, der von seinem früheren Herrn her das Sitzen am Kamin offenbar gewöhnt war, denn unverwandt starrte er ins Feuer und ließ sich behaglich sein Fell wärmen, das war immer etwas Schönes, aber in einem solch ausnahmsweise rauhen Herbste und noch schlimmeren Winter, wie ihn das Jahr 1870 aufzuweisen hatte, nützten auch die trefflichsten Kamine nichts, und zweimal nichts, wenn das nötige Holz fehlt, das Feuer beständig zu unterhalten. Wohl wanderte dies und das, was sonst einer anderen Bestimmung vorbehalten geblieben wäre, ins Feuer, aber die Vorräte waren bald erschöpft und zu den Patrouillen an der Marne gesellten sich jetzt auch noch solche, die zum Zwecke hatten, Holz herbeizuschaffen. Dazu wurden die Tage, an denen man sich auf Repli befand, immer häufiger, selten daß man einmal dienstfrei war, und die Replis wurden mehr denn je von Granaten heimgesucht, deren eine unsern Feldwebel Weidmann verwundete. Es war eine trübe Zeit! Wir waren allen Tücken, allen Zufälligkeiten eines Feldzugs ausgesetzt, und doch schien uns jede Gelegenheit abgeschnitten, irgend etwas zu leisten; Oberlieutenant Niethammer sprach uns allen aus der Seele, als er nach Hause schrieb: „Um Besonderes zu leisten, dazu fehlt uns leider gegenwärtig jede Gelegenheit und das eiserne Kreuz scheint nicht für uns gegossen zu sein." Aber er irrte sich doch. Nicht bloß das Kreuz war für ihn und noch einige von uns bereits gegossen, sondern auch die Kugeln, die uns treffen und leider so manchem lieben Freunde zur Todeskugel werden sollten. Man kannte jetzt eigentlich nichts anderes mehr als Feldwachen. War man einmal zu Hause im Quartier, so mußte man bei den kurzen Tagen und den langen Nächten, um nicht vor Langeweile schließlich zu vergehen, sich erst Zündhölzer und Lichter von daheim kommen lassen, denn unsere in Noisy le Grand angestellten Versuche, aus Hammelstalg und Bindfaden solche zu gießen, waren vollständig mißglückt. — In diesen Tagen stellten sich auch die ersten Überläufer bei unseren Vorposten ein, was wir allgemein als ein gutes Zeichen betrachteten, sie schienen in Paris der Sache nach und nach doch müde zu sein; wenn übrigens damals in einigen Blättern behauptet wurde, daß fünfzig Franzosen mit zwei Offizieren zu den Vorposten gekommen seien, von einem abgeschlossenen Waffenstillstand gesprochen und sich längere Zeit unterhalten, auch gesagt hätten, Trochu habe sich nach Versailles flüchten müssen, und in Paris leide die Armee sowohl als die Einwohnerschaft Hungersnot, — außer etlichen lumpigen Kartoffeln und magerem Hundefleisch gebe es gar nichts mehr zu essen in Paris, — so war das stark aufgeschnitten. Hier war jedenfalls die lebhafte Phantasie eines Kriegsberichterstatters mit im Spiel.

Nicht wenig angenehm überrascht war ich am Abend des 8. Novembers, als mir auf einem Patrouillengang nach einem unserer Replis heitere Klavierklänge von demselben entgegenschollen, und doch sprachen die Franzosen immer noch davon, daß wir Barbaren seien! Nein, wer auf Repli und unter dem Sausen von Granaten noch einen Walzer oder ein echt schwäbisches Volkslied auf dem Klavier spielt, den kann man nicht zu den Barbaren rechnen! Unser liebes Noisy le Grand, an das sich für uns so schöne Erinnerungen knüpften, hatten wir am 7. November verlassen und mit Quartieren, — der Ausdruck „Schweineställen" wäre richtiger — in Coeuilly, einem Ort, der eigentlich gar kein Ort ist, sondern nur aus einem Schloß und etlichen Hütten besteht, vertauscht. Da in das Schloß der Regimentsstab kam, blieben für uns natürlich nur die Hütten und was für Hütten! Die Jäger vom 2. Bataillon, die wir ablösten, vermochten ihre unbändige Freude nicht zu verbergen, aus diesem schauerlichen Durcheinander von elenden Häusern und miserabeln Ställen loszukommen. Man schien untergehen zu müssen in diesem Schmutz und Schlamm! Der Schloßpark dagegen war sehr schön und dessen Anlagen selbst jetzt noch, zu Anfang Novembers, reizend zu nennen. Von einzelnen Punkten aus, wenn man das Leitersteigen nicht verschmähte, hatte man herrliche Ausblicke auf Paris, und wenn man im Schloßparke lustwandelte, konnte man sich nach Hellebrunn bei Salzburg versetzt glauben. — Im Schloßteich schwamm zu unserer großen Belustigung ein uniformierter Franzose umher, es war aber nur ein ausgestopfter. — Damit man ja nicht aus der Übung kam, wurden wir am 9. November auch wieder einmal alarmiert, es verging fast kein Tag, an dem man sich dessen nicht zu erfreuen gehabt hätte, man spürte, man fühlte, es lag etwas in der Luft, es werde zum Klappen kommen. Am 10. November fiel der erste Schnee. Die paar Franzosen, die noch in der Gegend sich herumtrieben, rissen die Augen weit auf ob dieser ihnen so ungewöhnlichen Erscheinung und mochten sich im stillen schon darauf freuen, daß wir Barbaren jetzt samt und sonders draufgehen würden, aber obwohl es recht kalt war, wir konnten uns das bißchen Schnee schon gefallen lassen; er hielt auch nicht

lange an, doch wäre der Schnee uns lieber gewesen als das nun folgende Sudelwetter, das allerdings bald darauf einer grimmigen Kälte Platz machte. Die Franzosen litten jedenfalls mehr darunter als wir, denn es stellten sich mehrere Überläufer ein, welche die Not und das Elend in Paris gar herzbeweglich schilderten. Wenn man ihnen glauben durfte, so hielt sich Paris keine acht Tage mehr; leider aber logen sie uns an. Auch von Waffenstillstandsunterhandlungen war wieder viel die Rede, diese Gerüchte verstummten aber bald, dagegen erfuhr man, daß Orleans von den Franzosen wieder genommen war. Sofort brachen die Mecklenburger nach dem Süden auf, und der Dienst in der Cernierungslinie wurde infolgedessen wieder ein so anstrengender, als er es nur je gewesen war. Daneben wurde mit einer Dampfdreschmaschine das eingeheimste Getreide gedroschen, die Mehlvorräte gingen zu Ende und mußten ergänzt werden. Von der Beschießung war auch immer noch viel die Rede; jeder wollte ganz bestimmt und aus allerbester Quelle wissen, daß an dem und dem Tage das Bombardement losgehe, und doch schwiegen alle Flöten aus der Kruppschen Instrumentenhandlung nach wie vor! Man vertröstete sich auf den 18. November, an diesem Tage sollte es ganz bestimmt losgehen, es sei nun bei dem König, der bisher immer noch geschwankt, beschlossene Sache, hieß es. Also warteten wir eben noch eine Woche.

An Stelle der abmarschierten Mecklenburger war inzwischen das 2. preußische Jägerbataillon getreten. Warum hatte uns der Mecklenburger nicht mitgenommen? Bei seiner Armeeabteilung wären wir sicher zum Schlagen gekommen. Statt dessen durften wir zusehen, wie die Franzosen Kartoffeln herausgruben, und gutmütig, wie wir Schwaben nun einmal von Natur sind, störten wir ihr Geschäft nur selten durch ein paar Schüsse; ein schallendes Gelächter erhob sich aber eines Tags, als ein mit den Franzosen gekommenes Frauenzimmer seinen Korb hinwarf, mit den andern davonsprang und um dies besser thun zu können, die Röcke in die Höhe nahm, wobei die schönsten roten Hosen zum Vorschein kamen. Die „Sie" war ein „Er" gewesen. So lange man, ich weiß eigentlich nicht recht aus welchem Grunde, an den Abschluß eines Waffenstillstandes geglaubt, hatten die Forts ihr Schießen eingestellt, es that einem ordentlich wohl, als man die alten Brummer wieder bellen und die Granaten wieder zischen hörte.

Am 13. November, einem Sonntag, waren wir morgens in der Kirche, abends ging's auf Repli. In der Früh um 4 Uhr wurde auf der ganzen Linie alarmiert, da man einen Ausfall der Franzosen erwartete, der jedoch unterblieb. Sie hielten allem nach ihre Zeit noch nicht für gekommen, so blieb's denn eben beim Replidienst, der einen freilich beinahe aufrieb. Wohl oder übel mußte auch ich der Natur meinen Tribut entrichten und etliche Tage im Krankenzimmer zubringen; zurück in das Spital wäre ich nie und nimmer gegangen. Dank meinem Freunde Dr. Kraft, er ist inzwischen auch hingegangen, der damals Bataillonsarzt war und sein eigenes Zimmer mit mir teilte, um mich von unsern noch nicht evacuierten Typhuskranken fern zu halten, erholte ich mich rasch, die Nerven hatten Ruhe nötig gehabt, das war alles, und dem Fieber war man mit Chinin energisch zu Leibe gegangen; nach vier Tagen war ich wieder bei meiner Compagnie. Ein wahrer Schatz waren mir damals einige Töpfe Liebigs Fleischextrakt, die mich ungemein rasch wieder zu Kräften brachten. Meine Compagnie hatte inzwischen auch nichts Sonderliches erlebt, man müßte es denn für etwas Besonderes halten, daß am 15. laut Tagebuch die Franzosen an unsere Feldwachen 116 Granaten und 90 Mitrailleusenladungen vergebens verschwendet hatten. Mehr Erfolg als die Franzosen mit ihrem Schießen hatten unsere Soldaten, die in diesen Tagen beim Suchen nach Wein einen großen Fund machten, der das Regiment wieder für einige Zeit mit prächtigem Getränk versah. Das war viel wert und wirkte vortrefflich auf den Gesundheitsstand des Regiments. Für den 17. November war große Compagnie-Revision angesagt, der Dienst, wenn wir nicht auf Feldwachen und Posten waren, wurde so regelmäßig gehandhabt wie in der Garnison, es konnte jedoch aus der Revision nichts werden, da wir, wie es fälschlich hieß, nach der Loire abmarschieren sollten. Zuvor aber wurde uns noch ein Hochgenuß zu teil, der uns alles, Loire-Armee, bevorstehende Kämpfe und was drum und dran hing, Märsche und Biwaks, vergessen ließ; einige biedere Filderbauern hatten dem Regiment etliche riesige Fässer Sauerkraut gesandt. Wie das uns anheimelte, man glaubte wieder in Birkach oder beim Bayha in Echterdingen zu sitzen; die dazu gehörigen Spätzlen, die obligate Blutwurst und das Schweinefleisch, das nach Uhlands Lied „im Kraute liegt, wie Venus in den Rosen," das alles mußte man sich freilich denken. — Sachsen nahmen nunmehr unsere Stellungen ein. Also endlich, endlich sollte dem ewigen Einerlei ein Ende gemacht werden, und der zweitletzte Brief, den ich im Jahre 1870 aus Frankreich nach Hause sandte, lautete: „Chennevières, 19. November 1870. Liebste Mutter! Wir sind in Noisy von den Sachsen abgelöst worden und hieher marschiert, wir wissen nicht, ob wir hier bleiben oder der Loire-Armee entgegengeworfen werden, welche die Bayern umgangen haben und 70000 Mann stark bei Versailles stehen soll. Jedenfalls bringen die nächsten Tage wichtige Entscheidungen, aber Blut, viel Blut wird's kosten; marschieren wir auf Orleans, so bekommst du sofort Nachricht, sobald ich es bestimmt weiß. Ich hoffe jedoch, falls ich in die Schlacht komme, auch hier mein altes Glück wiederzufinden. Egmont."

Ich war doch etwas vertrauensselig gewesen! Inzwischen rüsteten wir uns zum Abmarsche und packten unsere Sachen zusammen. Wir waren ganz heimisch in Noisy geworden und hatten nur ungern den sächsischen Quartiermachern unsere Schätze, Matratzen, Teppiche und was wir nicht mitnehmen konnten, übergeben. Tags zuvor hatten wir noch Weitbrechts Lied gesungen: „Trompeter blas! Die Fahne hoch und die Schwerter scharf, o glücklich, glücklich, wer reiten darf, wenn es tönt landaus, wenn es tönt landein: „Blas, blas, Trompeter, zum Rhein, an den Rhein!" Durften wir auch nicht reiten, so sollten wir doch wieder einmal marschieren dürfen; wir hatten es ja bei Sedan gelernt. Man wird sich also unsere Enttäuschung denken können, als wir um 5 Uhr abends in Noisy le Grand alarmiert wurden, aber nicht um nach der Loire, wie wir hofften und ersehnten, zu marschieren, sondern nach Chennevières, wohin wir sonst ja immer sehr gern, heute aber bitter ungern gingen; das Belagern sollte also seinen Fortgang nehmen und das ewige Einerlei desgleichen. An etwas muß sich ein gebeugtes Menschenherz aufrichten, so thaten wir's denn an unserem Klavier, welchem im neuen Quartier, wo dieses Instrument bisher alle Kriegsstürme überdauert, Werner und Strebel die seelenvollsten Töne zu entlocken verstanden, und da gerade an diesem Tage auch noch unser Feldpostmeister Veit, unbedingt die populärste Persönlichkeit in der Brigade, mit seinen stets hochwillkommenen Grüßen, Briefen und Paketen aus der Heimat eintraf, so wurden wir doch einigermaßen über die uns bei Orleans entgangenen Lorbeeren getröstet. Sie winkten uns viel näher und viel bälder, als wir dachten.

Vorläufig freilich ging alles im gleichen Geleise dahin, und nur die herrliche Aussicht von Chennevières auf das Marnethal, auf La Garenne, Fort Nogent, den Turm von Vincennes mit den Laufgräben, wo der unglückliche Enghien geendet, auf Charenton und Paris, — vor dem wir nun schon so lange lagen, daß wir uns ordentlich wie die Griechen vor Troja vorkamen, — und die beständig pfeifenden Kugeln der Franzosen ließen uns einigermaßen unser Pech vergessen. Wer Paris in seiner ganzen unvergleichlichen Schöne sehen will, der muß es sich von den Stellungen aus, die wir Württemberger damals inne hatten und vor allem vom Belvedere in Chennevières ansehen. Dieses herrliche Notre-Dame, diese glänzende Kuppel des Doms, unter welcher Napoleon I. schläft! Schade, daß sobald man sich an diesem herrlichen Anblick erlaben wollte, die französischen Granaten dahersausten; die Feldwachen hielten sich verhältnismäßig sehr ruhig, ja man könnte sagen, man lebte mit diesen auf einem gewissen freundschaftlichen Fuße. Auch Fort Nogent, das uns sonst unermüdlich mit Granaten zu bewerfen pflegte, war seit einigen Tagen fast völlig verstummt; lag den Artilleristen schon die unausbleibliche Kapitulation in den Gliedern? Nur etliche Marinegeschütze feuerten nach wie vor weiter und auf der Gürtelbahn sah man Züge gehen und kommen, es braute sich doch etwas zusammen in dem Hexenkessel da drin, das merkten wir wohl, wenn man auch den Aussagen der jetzt immer zahlreicher eintreffenden Überläufer keine allzugroße Bedeutung beizulegen vermochte. Daß wir uns aber durch all das auch nicht im mindesten aus der Fassung bringen ließen, beweist am besten der Umstand, daß wir am 20. November so ruhig

detailexerzierten, als wären wir auf unserem Kasernenhof zu Stuttgart. Am 22. wurden wir in keineswegs rosige Stimmung versetzt, da die Jäger, welche seither in Champigny gelegen hatten, dort durch unser zweites Bataillon abgelöst worden waren, und nun ihrerseits uns aus Chennevières verdrängten, nun mußten wir wieder nach dem schmutzigen Coeuilly; am 23. wurden alle Mannschaften genau über unsere Stellungen und die bei einem etwaigen Angriff einzunehmenden Positionen instruiert, daneben lief aber noch das Detailexerzieren her, man ließ weder Offiziere noch Mannschaften rasten und rosten, und abends ging's auf Repli. Die hohen Pappeln ächzten und stöhnten unter dem Sturm, der sie schüttelte. Unsere erste Batterie brachte am 24. November vier Geschütze in Stellung, man traute unsererseits der Geschichte nur noch halb, und daß ein Ausfall bevorstehe, wurde mit jedem Tage, man kann sagen, mit jeder Stunde wahrscheinlicher und gewisser. Die Redoute Faisanderie feuerte etwa fünf Granaten ab, und ein Rudel Franzosen brach gegen Champigny, 300 Mann stark, hervor, aber nicht etwa, um uns anzugreifen, sondern um Kartoffeln zu holen. Da sie uns nichts thaten, thaten wir ihnen auch nichts, und befriedigt zogen sie mit ihren Rüben und Kartoffeln heim. Wichtiger waren schon die von den verschiedensten Seiten einlaufenden Meldungen, daß man einen Eisenbahnzug nach dem andern fahren höre, und auf St. Maure würfen die Franzosen eine neue Schanze auf. Samstag den 26. regnete es; unsere Regimentsmusik benützte das schlechte Wetter, den pariser Einzugsmarsch einzuüben, wir nahmen es als gutes, Glück verheißendes Zeichen auf. Am Abend schossen die Franzosen so heftig als je, es war unmöglich zu schlafen, denn man wußte keinen Augenblick, ob einem nicht das Haus über dem Kopfe zusammengeschossen wurde; einen Baum vor dem Hause, in welchem Freund Strebel schlief, hatte eine Granate „allbereits" schon umgerissen, es war ein Höllenlärm in jener Nacht! Am 27. feierten wir in unserer Compagnie das Adventsfest mit Detailexerzieren, was gewiß so wenig nötig war, als nachher das Revidieren der Kochkessel; wir waren hierüber sehr mißvergnügt, denn gerade solche Tage benützte man ja am liebsten, sich mit den Seinen zu Hause in geistigen Rapport zu setzen. Auch am nächsten Tage wurde wieder exerziert. Daß Schmalhans auch bei uns Küchenmeister zu werden begann, ersah man aus der Verfügung, daß in Zukunft Offiziere und Unteroffiziere die gleichen Portionen fassen sollten, wie die Mannschaften. Abends mit Einbruch der Dunkelheit ging der Tanz los; die Franzosen schossen von den Forts toller denn je, aber während unsere Artillerie hartnäckig schwieg, erwiderten die preußischen Batterien aufs nachdrücklichste. Von halb zwölf bis halb zwei Uhr nachts donnerten die Geschütze unaufhörlich, zogen die Granaten ihre feurigen Streifen am Horizont hin, krachend schlugen sie hüben wie drüben ein, es war ein herrliches Schauspiel. Zuweilen riß es einen Baum ab, ein Kamin herunter, deckte es ein Dach ab, oder ließ eines der armseligen Häuschen von Coeuilly in Feuer aufgehen. Um halb zwei Uhr schwieg die Kanonade urplötzlich, mit dem Schlag zwei Uhr aber ging sie wieder los, noch viel, viel toller, als bisher, und dauerte ununterbrochen bis neun Uhr morgens. Es gehörten Nerven, wie wir sie gottlob besaßen, dazu, um einem solchen Höllenspektakel gegenüber ruhig zu bleiben; die preußischen Batterien feuerten mit bewundernswerter Präzision, kurz nach 9 Uhr erstarb allmählich die Kanonade, die Franzosen schienen neue Kräfte sammeln zu wollen und Unterstützungen heranzuziehen, in St. Maur fuhren Geschütze auf, und Boot um Boot fuhr über die Marne nach der Halbinsel von St. Maur herüber und hinüber. Das arme, elende Häuschen, in dem Freund Strebel mit seiner Feldwache lag, und auf der ich ihn, da ich dienstfrei war, besucht hatte, wurde so mit Granaten bedacht, daß wir genötigt waren, schließlich das Häuschen ganz zu räumen und die Feldwache weiter vorwärts gegen den Marne-Abstieg zu verlegen. Kaum war die Feldwache in ihrer neuen Stellung, so warfen auch schon ein paar neue Granaten das Häuschen vollends zusammen. Strebel meldete fortgesetzt seine Wahrnehmungen an den Vorposten-Kommandanten. Um 6 Uhr abends wurde mein tapferer Freund, dem auch noch Fähnrich Ehmann an jenem Tage einen Besuch, den letzten auf Feldwache, gemacht hatte, abgelöst. Der Hauptmann der Compagnie, welcher die Ablösung zugefallen war, ersuchte Strebel, dem jetzt auf Posten befindlichen Unteroffizier am andern Morgen die beachtenswertesten Punkte zu zeigen. Mit dem Versprechen, bei guter Morgenzeit das thun zu wollen, marschierte die von Strebel kommandierte Feldwache ab, zur besprochenen Instruktion aber kam's nicht mehr. Schon in der Nacht zum 29. November feuerten die pariser Forts wie toll, (sie haben übrigens während der ganzen Belagerung mit ihren 10 bis 15000 Granaten, welche sie über unsere Vorposten niederregnen ließen, nur einen einzigen Mann getötet und sechs verwundet. Siehe, „Schmid, der Anteil der 1. Württembergischen Feldbrigade am Feldzuge 1870/71.") In dem Schloß von Coeuilly, wo der Regimentsstab und Major Haldenwang mit Oberlieutenant Lienhardt lagen, richteten die Granaten greuliche Verwüstungen an, ohne jedoch von den Anwesenden jemand zu treffen. Von Schlafen war keine Rede, man war froh, als es Alarm blies und wir ins Freie, in den mit einer Mauer umgebenen, zur Verteidigung eingerichteten Park kamen und die längst zuvor angewiesenen Stellungen einnahmen. Wir waren auf dem Wege dorthin so recht der Kugelfang der Franzosen, wenn sie ruhig und gut zielten, das aber verstanden sie eben gerade nicht, und so kamen wir ohne alle und jede Verluste weg. Am Abend lief die Nachricht ein, daß wir am andern Morgen in der Früh von den Sachsen in unsern Stellungen abgelöst und nach Ormesson ins Quartier verlegt werden sollten, rückwärts hinter Chennevières; unser General von Reitzenstein hatte geeigneten Orts darauf aufmerksam gemacht, daß seine Brigade nun schon seit dem 19. September ununterbrochen auf Vorposten stehe, und daß es nur der Billigkeit entspreche, endlich einmal diese Truppen zurückzunehmen und ihnen einige, wenn auch nur kurze Ruhe zu gönnen. Aber es kam anders. Offenbar hatten die Franzosen von dieser bevorstehenden Ablösung Wind bekommen, an Spionen fehlte es ihnen ja nicht, und da sie ohnehin wußten, daß hier der Cernierungsgürtel ein verhältnismäßig schwacher war, bauten sie hierauf ihren Plan, bei uns durchzubrechen; aber sie kamen an die Unrichtigen. Ursprünglich hatten sie uns die Ehre ihres Besuchs auf den 29. zugedacht, da sich jedoch beim Schlagen der Brücken über die hochangeschwollene Marne allerlei Schwierigkeiten ergaben, auch die Pontons nicht über den ganzen Fluß reichten, so wurde der Ausfall um einen Tag verschoben, der erste und schwerste Fehler, denn die zum Ausfall bestimmten Truppen büßten dadurch schon beträchtlich an ihrer Siegeszuversicht ein und verloren ihr Selbstvertrauen.

Wir lagen inzwischen auf unserem halbverfaulten Stroh und schliefen unserer Ablösung entgegen, die richtig auch in der Morgenfrühe des nächsten Tages erfolgte. Aber kaum waren die Sachsen in ihre neuen Stellungen eingerückt, die Feldwachen, Replis, die Rudel- und Kosakenposten ihnen übergeben worden, so drangen die Franzosen in Champigny ein und drängten die Sachsen zum Orte hinaus, ihnen dicht auf den Fersen bleibend. Unsere Quartiermacher waren bereits abmarschiert, und wir selbst warteten nur noch auf das Kommando zum Abmarsch, da sprengte unser Bataillonsadjutant Lienhardt mit verhängten Zügeln daher und rief schon von weitem: „Herr Major, dicht hinter mir kommen die Franzosen!" Nun ging's im Laufschritt in den Park, wo jede Compagnie die ihr wohlbekannte, für den Fall eines Angriffs längst angewiesene Stellung einnahm. Von sämtlichen uns gegenüber liegenden Forts: Nogent, Rosny, St. Maur, Faisanderie, Gravelle, auch vom Mont Avron donnerten die Geschütze, daß man in diesem Höllenlärm kaum seinen nächsten Nachbar verstand, im Park splitterten die stärksten Bäume, als wären es Weidenruten; Äste, Zweige hagelten auf uns nieder, durch die Parkmauern und über dieselben weg fegten die französischen Granaten und Granatsplitter, in der Luft wurden die hellen weißen Wölkchen der Shrapnels sichtbar und ließ sich das sonderbare Klingen derselben vernehmen. In mächtigen Sätzen kamen unsere Quartiermacher zurück, beinahe atemlos wirft sich Freund Strebel auf den Boden nieder, „da vorn ist alles voll von Franzosen!" ruft er, im nächsten Augenblick steht er aber mit den andern auf dem Bankett, fertig zum Feuern. Immer wilder sausen und schmettern die Granaten, zischen die Kugeln, gegen den Park von Villiers drängen die Franzosen in mächtigen Kolonnen vor, Signale schmettern und wirbeln, man hört, wie die Offiziere ihre Leute anfeuern: „En avant, mes braves!" — Da sieht's gut aus! Wenn doch nur unsere „Siebener" sich halten können! Und sie halten sich mit echt schwäbischer Zähigkeit. Unaufhörlich rollt ihr Schnellfeuer, donnern die württembergischen und sächsischen Batterien, der

Kampf kommt vor Villiers zum Stehen, aber jetzt brechen die Franzosen auch gegen Coeuilly vor, doch dem Grundsatze huldigend, daß die beste Deckung der Hieb sei, warf General Reitzenstein, wohl wissend, was auf dem Spiele stand, den mächtig andrängenden Franzosen das Olga-Regiment entgegen, nur eine Compagnie sollte zur Bedeckung des Parks zurückbleiben, — die unsrige. Und schon stürmen die übrigen Compagnien zum Parkthor hinaus, Freund Goll eilt an mir vorbei, noch ein rascher Händedruck, — der letzte. Daß aber auch gerade wir es sind, die zurückbleiben sollen! Da mit einemmale ertönt das Kommando unseres Hauptmanns: „Das Gewehr über, Laufschritt, Marsch marsch!“ und hinaus ging's aus dem Park, hinein in den furchtbaren Kugelregen; bereits erhielten wir auch schon in unserer Flanke Feuer, aber vorwärts ging's. Am Wassertümpel unten bekam Freund Strebel einen Schuß quer über den Rücken, aber er muckste nicht und ging weiter mit vor, als ob gar nichts geschehen wäre. An einem Feldwege marschierten wir links auf und hielten einen Augenblick, um zu verschnaufen; dann kommandierte unser Hauptmann: „In die linke Flanke schwärmen!“ und in rasendem Lauf schwärmte unser Schützenzug aus, vorwärts ging's, immer vorwärts. „Ein recht frischer, fröhlicher Krieg heut!“ rufe ich meinem Freund Niethammer zu, im nämlichen Augenblicke aber sehe ich, daß ihm das Blut über den Oberarm strömt. „Du bist verwundet, Georg?“ Er nickte mit dem Kopfe; „'s macht nichts,“ sagte er nach einem Weilchen. Hatte sich was, mit seinem: „'s macht nichts;“ als ich schon wieder nach Frankreich zurückkehrte, lag er noch an seiner Wunde darnieder. Lieutenant Kirn ward durch die Brust geschossen, todbleich wurde er von Obermann Kizzenberger aus dem Gefecht geführt, wobei ihn nochmals eine Kugel traf; der prächtige Mann hatte furchtbar zu leiden, bis ihn endlich am 18. Februar 1875 nach mehr als vierjährigem Leiden der Tod erlöste; nur unser Hauptmann und mein Freund Ehmann, der den Schützenzug führte, schienen gegen alle feindlichen Geschosse gefeit, und in der That traf keinen von ihnen in diesem mörderischen Feuer eine Kugel; neben mir stürzte Offiziersaspirant Dillenius, durch die Schulter geschossen, zum Tode getroffen, zusammen, ich fing ihn auf und legte ihn zu Boden, „adieu, Fritz, wir müssen vorwärts.“ Unser Oberst stürzt keine zwanzig Schritte vor uns, beide Füße sind dem tapferen Führer zerschmettert, aber „vorwärts, vorwärts!“ ruft er, „mich laßt nur liegen, macht, daß ihr vorwärts kommt!“ Mit einemmale fühle ich, daß mir's an der linken Hand so warm wird, und wie ich hinuntersehe, ist der Handschuh voll Blut, der Daumen hängt nur noch an einem Fetzen herunter; „jetzt ist's schon so, das thut weiter nichts,“ dachte ich, „auf den Verbandplatz komme ich immer noch,“ und so ging ich mit meinem Zuge weiter vor, da, nochmals ein Schlag, wieder ist's die linke Hand, an der Handwurzel ist eine zweite Kugel eingedrungen, unter der Pulsader durch und zum Handballen heraus, ein mächtiger Blutstrom, den ich vergeblich mit dem Verbandtüchlein, das ich im Feldtäschchen trug, zu stillen suchte, quoll hervor, noch einmal spürte ich einen Schlag am Kopfe und fiel zu Boden, eine Ohnmacht hatte mich befallen. Als ich wieder zu mir kam, war rings um mich alles voll Franzosen, „en avant, en avant!“ klang's mir von allen Seiten in die Ohren, ich fühlte mich namenlos unglücklich; die Franzosen drangen unaufhaltsam vorwärts, und ich war in ihrer Gewalt, gefangen! Lieber tot, als gefangen nach Paris! Mein Entschluß stand fest, ich riskierte es und ging durch. Wie ich den Franzosen ausriß, mag der Leser in v. Schmid's „Anteil der ersten württembergischen Brigade“ nachlesen, es ziemt mir nicht, selbst davon zu reden. Zum Tode erschöpft durch den starken Blutverlust und von jenem wahnsinnigen Durst gequält, der alle Verwundeten befällt, langte ich bei meiner Compagnie an, meldete mich bei meinem Hauptmann „aus französischer Gefangenschaft zurück“ und bat um die Erlaubnis, auf den Verbandplatz gehen zu dürfen. „Mändle, das ist ein böser Schuß,“ meinte mein Freund Kraft, unser Bataillonsarzt, als er meinen herunterhängenden Daumen sah, und nachdem er den Schußkanal, den die zweite Kugel gemacht, sondiert hatte, sagte er lachend, „vor der Wissenschaft lebst du eigentlich nicht mehr, die Kugel hätte dir unbedingt die Pulsader zerreißen müssen! Na komm', einen Notverband vor allem, und ein Glas Wein!“ Gierig stürzte ich das Labsal

Württembergische und sächsische Verwundete aus der ersten Schlacht bei Villiers auf dem Wege nach Lagny ins Spital.

hinunter, dann ging's ans Verbinden und ans Fragen, er wußte ja am besten, wen er schon unter den Händen gehabt. Von uns Einjährigen und Offiziersaspiranten meiner Compagnie alle, bis auf einen; nur Freund Schön war unverletzt, und blieb's auch am 2. Dezember. Nachdem ich verbunden, suchte ich unser armseliges Quartier auf, wo schon die Freunde lagen und stöhnten. Das Wundfieber schüttelte uns alle, zweimal noch in jener Nacht mußte ich zum Verbandplatz, da starke Nachblutungen eintraten. Dabei herrschte eine grimmige Kälte, dazu noch das Wundfieber, es waren trübe Gedanken, die in einem aufstiegen, aber dann siegte doch das stolze, selige Gefühl, tüchtig im Feuer gewesen zu sein und die in Übermacht andrängenden Franzosen zurückgeschlagen zu haben. Aber was würde der morgende Tag bringen, würde nicht unser kleines Häuflein erdrückt werden müssen?

Meine Compagnie zählte noch 92 Mann, sie und die fünfte hatten am meisten gelitten, was würde da aus uns werden? Nun, Moltke, der natürlich längst wußte, wie es bei uns hergegangen, würde schon zum rechten sehen, und er hat es getreulich gethan! In der Frühe des 1. Dezembers suchte ich meinen Hauptmann und meinen lieben Freund Ehmann auf, um mich vor der Fahrt nach Lagny zu verabschieden, für immer! Am Tage darauf sind beide gefallen. Das war eine trübselige Fahrt nach Lagny, wo wir Verwundete halb erstarrt ankamen und uns die festgefrorenen Verbände erst mit heißem Wasser aufgelöst werden mußten. Mit welchen Gefühlen man nach so langer, an Strapazen reicher Zeit in einem Bette lag, läßt sich denken, ebenso, wie wohl wir uns in der Pflege unserer Diakonissinnen und in der Behandlung des Doktors Strauß,

des Sohnes von David Friedrich Strauß, fühlten, und daß wir mit den Kameraden, den Sachsen, ebenso mit den verwundeten Franzosen gute Kameradschaft hielten, das alles brauche ich nicht erst zu sagen, der wehrlose Gegner war unser Kamerad, unser Leidensgenosse geworden. Sobald ich mich in etwas erholt hatte, beeilte ich mich, meiner Mutter Nachricht zu geben, konnte ich mir doch denken, daß sie aus den Blättern erfahren haben würde, wie sehr mein Regiment im Feuer gewesen! Mein letzter Brief, den ich während des Feldzuges aus Frankreich nach Hause sandte, lautete: „Herzallerliebste Mutter! Heute kann ich dir leider nicht wie sonst ganz gute Nachrichten geben; vorgestern machten die Franzosen einen kolossalen Ausfall, bei dem auch ich verwundet wurde, ich habe zwei Schüsse in der linken Hand, zum Glück keiner gefährlich. Einen Begriff von der Größe des Ausfalls wird dir der Umstand geben, daß meine Compagnie, die 200 Mann stark ins Gefecht ging, noch 92 Mann zurückbrachte. Von uns Einjährigen in der Compagnie (8) ist nur einer nicht verwundet. Ich bin hier in Lagny ausgezeichnet verpflegt, und werde, sobald meine Wunden es erlauben, nach Stuttgart eilen. Unser Oberst ist schwer verwundet, ebenso der Major (Schäfer), im ganzen 16 Offiziere tot und verwundet. Adieu, liebste Mutter, mach dir keine Sorgen, in Bälde ist selbst bei dir dein noch recht gut weggekommener E." — Es war ein böser Abend gewesen, jener 30. November, kaum wagte man nach Bekannten zu fragen. — Den ersten Dezember hatten wir so ziemlich in halbwachem Zustande verträumt, die Natur verlangte ihre Rechte, aber als den Tag darauf beständig Kanonendonner zu uns herüberscholl, als die Scheiben unseres Spitals klirrten und erzitterten, als kein Zweifel mehr herrschen konnte, daß die Unsern vor Paris wieder fest mit den Franzosen zusammengestoßen waren, da stieg unsere Aufregung aufs höchste; am liebsten wären wir wieder vor Paris gewesen, die Ungewißheit, wie es dort stand, war eine quälende. Neben mir lag ein französischer Oberstlieutenant. Noch vor wenigen Stunden hatte er gestöhnt und geächzt, jetzt saß er auf seiner Matraze, „als wie ein steinern Bild," auf den Kanonendonner lauschend, der immer stärker wurde. Die alte wilde Kampfesfreudigkeit erwachte wieder in jedem, hätten wir gekonnt, ich glaube, wir wären uns hier in die Haare geraten. Diese Ungewißheit, diese entsetzliche Ungewißheit! Langsam, träge schlichen die Stunden dahin, wir lasen die Unruhe, die Angst vor dem, was vielleicht die nächste Stunde schon bringen konnte, aus den Gesichtern der Ärzte, der barmherzigen Schwestern ab. Es kann, es darf nicht sein! Sie dürfen sie nicht hinauslassen, sie dürfen nicht. Der Name „Württemberg" steht auf dem Spiel, sie werden doch aushalten da vorne, wie wir vorgestern ausgehalten haben, totschlagen mögen sie uns, — durch dürfen sie nicht!

Da schallt die Straße herunter der Tritt einer marschierenden Abteilung, ich springe von der Matraze herunter und eile ans Fenster, o Wonne, es ist ein langer Zug französischer Gefangener, von unsern Jägern eskortiert, Lieutenant Kern, selbst verwundet, führt das Kommando. Ich reiße das Fenster auf und rufe: „Kern, Kern!" er sieht mich, und eilt ins Haus, im nächsten Augenblick drücken wir uns die Hände. „Wie steht's bei der Brigade, wie steht's vorn?" war meine erste Frage. „Gut steht's, aber wie du mich vor dir siehst, bin ich der letzte Mohikaner meines Bataillons, all unsere Offiziere sind tot oder verwundet." „Und was weißt du von meiner Compagnie?" — „Nichts Gutes. Dein Hauptmann ist gefallen und dein Freund Ehmann, der Fähnrich, auch. Die Mannschaft aber hat wenig Verluste gehabt. Adieu, ich muß fort," und da war ich nun wieder allein mit meinem Jammer um den lieben Freund, den ich verloren, um den Hauptmann, den ich trotz manchem, was hie und da störend zwischen uns getreten, stets hoch geschätzt hatte; tot, tot, klang's immer wieder in meinem Innern. Ach, und von den Freunden, wo die waren, in welchem Spital sie lagen, erfuhr man so lange nichts! Nur von Riethammer wußte ich, daß er ebenfalls in Lagny, aber über der Marne drüben, lag, wir konnten zusammen nicht kommen, das Wasser war gar so tief und die Brücke gesprengt. Dillenius lag, unter der Säge des Doktors ächzend, in Noisiel auf einer jener Matrazen, angesichts derer er in überschäumendem Jugendmut noch im September zu mir gesagt hatte: „Du, da müßt's sich aber einmal als verwundet gut liegen," nun lag er auf einer derselben, um dort zu sterben. — Nach fünfundzwanzig Jahren ist der Schmerz um den lieben Kameraden nur milder, nicht kleiner geworden; von Strebel, Werner, Lang, Mehl und all den lieben Freunden wußte man nichts, als nur das eine Tröstliche, daß sie, wenn auch verwundet, doch noch lebten. Da hieß es eben sich gedulden!

Es kann den Leser nicht interessieren, zu hören, wie die Ärzte heute meinten, meine Hand amputieren zu müssen, morgen wieder hofften, mir dieselbe erhalten zu können, das letztere ist, wenn sie auch für immer steif bleibt, glücklicherweise der Fall gewesen. Nach einiger Zeit kam Prinz Hermann zu Sachsen-Weimar mit einem Sanitätszug, und nahm mich, o Wonne, in die Heimat, nach Stuttgart, mit. In unserem Sanitätszug befanden wir uns wie in Abrahams Schoß; leider führte derselbe aber auch die Leichen der beiden gefallenen Grafen Taube mit sich; daß ich so mit ihnen heimkehren würde, das hatte ich nicht geglaubt, als ich noch vor wenigen Wochen siegesfroh auf der Feldwache 3 an der Marne mit einem derselben beisammen gesessen hatte; wir kannten uns von Stuttgart her, und jeder verkehrte gerne mit den freundlichen, anspruchslosen und liebenswürdigen Brüdern, die nun beide, Seite an Seite, den schönsten Tod, den Heldentod fürs Vaterland, gestorben waren. Ich mußte die von so viel Weh fast zu Boden gedrückten Eltern bewundern, wie sie in ihrem namenlosen Schmerze doch noch die Kraft hatten, alle Verwundeten im Zuge zu besuchen und sie teilnehmend nach ihrem Befinden zu fragen, sie, die ihr Liebstes, ihr Bestes, die Freude und den Stolz ihres Lebens verloren hatten. Wohl ist es süß und ehrenvoll, für das Vaterland zu sterben, — aber welch schreckliche Wunden schlägt der Tod den Herzen derer, die zurückgeblieben!

Über Epernay, Chalons, Bar le Duc und Nancy, unterwegs einmal sogar in Gefechtsbereitschaft, da es hieß, Francstireurs beabsichtigten an der Umgehungsbahn von Nanteuil unsern Zug anzugreifen, über Avricourt, Saarburg und Zabern ging's nach Straßburg, von wo aus ich am 8. Dezember mittags meiner Mutter nach Stuttgart telegraphierte: „Ich komme heute nacht 11 Uhr mit Sanitätszug." Es ist viel später geworden, aber ein seliger Augenblick war es doch, als ich Mutter, Großmutter und Tante wieder begrüßen durfte. Als ich, infolge der Aufregung stark fiebernd in meinem Bett, in dem kleinen, mir ans Herz gewachsenen Zimmer lag, da war alles vergessen, Strapazen, Hunger, Kälte, Hitze und Durst, und selig schlief ich ein mit dem wohlthuenden Gedanken: „Du bist daheim, bei der Mutter, daheim!" Wie dauerten mich die Kameraden, die jetzt wieder auf Feldwache lagen, allen Unbilden der Witterung preisgegeben. Tags darauf kam ich in die Behandlung eines als Wundarzt heute noch berühmten Arztes, dessen Kunst ich es nächst meiner gesunden Natur zu danken habe, daß mir die Hand erhalten blieb. Freilich, es war eine schwere Leidenszeit, die mir aber eines Tages versüßt wurde durch das eiserne Kreuz! Ob ich es verdient? Andere haben jedenfalls das Gleiche, manche mehr gethan als ich; und wenn ich es trage, — es ist nicht allzuoft der Fall, — so trage ich es in dem Bewußtsein, daß die Ehre, es zu besitzen, nicht mir, sondern all den lieben, wackeren Kameraden gebührt. Daß später auch noch Freund Riethammer und Strebel das eiserne Kreuz erhielten, konnte meine Freude, es zu besitzen, nur noch erhöhen, und da auch glücklicherweise eine Verschlimmerung meiner Wunde, die mich das Schlimmste hatte befürchten lassen, glücklich gehoben wurde, so schritt ich täglich mehr der Genesung entgegen. Der 1. Januar hatte mir die Ernennung zum Portepeefähnrich gebracht; ich war bei meiner Compagnie verblieben und hatte den Schützenzug zugeteilt erhalten, den mein lieber, gefallener Freund Ehmann geführt! Ich strahlte vor Glück, und am liebsten wäre ich, wie ich ging und stand, nach Frankreich zurückgeeilt, aber der böse Doktor ließ mich nicht fort. Es wurde Februar, es wurde März, die Commune feierte ihre Orgien, da war es ja wohl möglich, daß der Tanz nochmals losging; nun hätte mich nichts mehr gehalten! Ohne meiner Mutter, ohne meinem Doktor ein Wort davon zu sagen, eilte ich Ende März aufs Kriegsministerium und meldete mich „von meiner Verwundung genesen." — „Sie kommen mir wie gerufen," sagte der Adjutant, „da können Sie gleich den nächsten Nachschub, Geheilte und Genesene, nach Frankreich führen." Wer war froher als ich! Freilich, die Mutter sah es nicht gerne, aber hätte ich daheim sitzen sollen, während es vor Paris vielleicht wieder zum Schlagen kam? So marschierte ich denn am 1. April mit klingendem Spiel, der Abschied

war diesmal nicht so schwer, wie im Juli, an der Spitze meiner Abteilung nach dem Bahnhof, und zurück ging's wieder nach dem schönen Frankreich! Ich freute mich darauf, das schöne Land wieder zu sehen, das es mir angethan hatte, trotz alledem und alledem. Als Endstation war mir Epernay bezeichnet worden. Neue Freude! Ich sollte alte Erinnerungen erneuern können. In Straßburg hatte ich Halt zu machen und meine Leute einzuquartieren, die Billete erhielt ich auf dem Bahnhofe, die Sache war also ziemlich einfach, die große Schwierigkeit aber nur die, am andern Tag in aller Frühe die Leute wieder zusammenzubringen, um mit dem ersten Zuge fortzukommen, doch es gelang; die Disziplin half über alle Schwierigkeiten rasch und leicht hinweg. Welchen Genuß bot die Fahrt nach Epernay! Wie friedlich es jetzt dalag, dieses trotzige Toul, nachdem erst kurz vorher Nancy schlummernde Erinnerungen versagt gebliebener Herrlichkeiten geweckt, und jetzt kommt Bar le Duc und Vitry le Français, das ich noch so gut kennen lernen sollte, und Châlons; da drüben liegt Reims, wer geschwind hinüber fliegen könnte, und da vorne ist Epernay! Wir kommen an, wir halten, ich melde mich auf dem Etappenkommando, alles ist in Ordnung; aber sollte ich ohne zu halten, ohne im Hôtel Sparnagien, ohne beim „Mariele" bon jour gesagt zu haben, durch Epernay marschieren? Nein, das ging nicht! Als ich das Haus, in dem wir im Quartier gelegen, wieder betrat, zeigte das Mädchen eine große Freude, mich wiederzusehen, als ich ihr aber erzählte, daß von denen, die damals in diesem Hause gelegen, zwei tot, zwei noch schwer verwundet seien und ich selbst eben erst auch wieder von meinen Wunden hergestellt sei, da gab's bittere Thränen. Leider war meines Bleibens in Epernay nicht, ich mußte heute noch Montmirail erreichen. Über Orbais, wo ich die ersten Truppen des Regiments traf, die eifrig detailexerzierten, marschierte ich nach meinem Bestimmungsort. In allen Dörfern, durch die wir jetzt kamen, lagen Abteilungen unseres Regiments und überall begrüßte man die alten, wieder beim Regiment einrückenden Kameraden aufs herzlichste. In Montmirail meldete ich mich bei meinem neuen Hauptmann, von Fleischmann, der, wenn er seiner Lieblingsaufgabe, den berüchtigten Maire Goudraut von Les Essarts zu fangen, nachging, und bald bei Tag bald bei Nacht, übrigens regelmäßig resultatlos verlaufende Streifzüge unternahm, selten verfehlte, mich mitzunehmen. Eines verdanke ich diesen Streifzügen, im Walde von Bricot, wo wir biwakierten, ein Nachtigallenkonzert, so herrlich, wie ich nie eines gehört! In Oberlieutenant Bödicker, der, als ich mein Jahr abdiente, mein Lieutenant gewesen war, während des Feldzuges aber bei der 8. Compagnie gestanden hatte, traf ich einen alten Bekannten, der mir bald ein lieber Freund wurde, und in Lieutenant Alber einen liebenswürdigen Kameraden. Trotzdem wurde ich in Montmirail keinen Augenblick das Heimweh nach den alten Zeiten in der Compagnie los, und es ging nicht mir allein so. Meine größte Freude war, Freund Strebel in Montmirail wieder getroffen zu haben, der sich merkwürdig rasch wieder von seinem „Haarseilschuß" erholt hatte, ebenso Freund Schön, dem keine französische Kugel etwas hatte anhaben können, und Freund Werner, sowie sonstigen Nachwuchs der Freiwilligen; bald fanden die Symposien von „vor Paris" ihre Fortsetzung, und da bei der mit uns in Montmirail liegenden Batterie Peyer zwei liebe Ulmer Freunde, Schrade und Egelhaaf, standen, so wurde mein Quartier bald der Sammelpunkt für alles, was schwarzrote oder silberne Schnüre trug, ein Instrument spielte oder sang. Die Tage der Minnesänger lebten wieder auf. Ständchen wurden gebracht, und wenn wir nach dem verhaßten Detailexerzieren nicht in der herrlichen Bibliothek des Herzogs von la Rochefoucauld saßen und an Thiers' Consulat und Empire uns ergötzten, so lagen wir gewiß in dem schönen Park hinter dem Schlosse, von wo aus wir bis zu der zu Ehren Napoleons I. errichteten Siegessäule einen Ausblick hatten. Zuweilen suchte man auch die in Rieux liegenden bayrischen Chevaulegers unter Rittmeister Sachs auf, oder kamen diese herübergeritten, was ungleich häufiger der Fall war, da wir in unserem Hôtel de France und im Vert galant versorgt waren, wie in Abrahams Schoß. Trotz alledem aber begrüßte man es mit Wonne, als der Befehl zum Rückmarsch in die Heimat kam. Die Märsche waren jetzt gemütlicher als im Herweg, obwohl es zuweilen auch nicht an solchen fehlte, die an frühere Leistungen lebhaft erinnerten; wir marschierten über Fère Champenoise, Vitry le Français, St. Dizier, Chevillon, Joinville, Neuf-Château, Mirecourt, Charmes, Rambervillers, das noch alle Spuren des dortigen Kampfes mit den Garibaldinern trug, St. Dié und Saales, auf welchem Marsche wir hoch oben auf dem Donnonpasse unter jubelndem Hurra die neue deutsche Grenze, die wir schaffen geholfen, überschritten, durch Schirmeck und Mutzig nach Straßburg, das nun wieder deutsch war und dessen Ruinen einen großen Eindruck auf unsere Leute machten, namentlich diejenigen der Citadelle. Der Empfang, der uns, nachdem wir unter den Klängen der Wacht am Rhein jubelnd den alten Rheinstrom überschritten hatten, in Kehl zu teil wurde, läßt sich nicht beschreiben, von den Soldaten trug jeder ein Blumensträußchen im Gewehrlaufe, wir solche an den Säbelgefässen; in Legelhurst, wo wir einquartiert wurden, der Ort liegt schon im Badischen, wurde uns ein Empfang und eine Verpflegung zu teil, daß man sich fragte, ob man denn eigentlich so viel Ehrenbezeugungen verdiene? Und als wir auf dem Kniebis mit brausendem Hoch auf den König die württembergische Landesgrenze überschritten, als wir in Freudenstadt Quartiere bezogen, da glaubten wir, unmöglich könne sich der Festjubel noch steigern! Zum erstenmal seit 19 Jahren sah ich jetzt meine Vaterstadt wieder, und treulich suchte ich alle Plätzchen auf, wo ich als Kind gespielt, auch gar manche Bewohner traf ich, die sich freuten, mich zu sehen, und sich noch treulich meiner Mutter, meines verstorbenen Vaters erinnerten. Von Freudenstadt, wo wir einen Rasttag hatten, ging's über Altensteig und Herrenberg nach Vaihingen auf den Fildern, von wo aus wir von unserem Quartier einen Abstecher nach Birkach und Hohenheim, das nur eine starke Stunde entfernt ist, machten; da war noch alles, wie es vor 11 Monaten gewesen, aber welche Ereignisse lagen zwischen damals und jetzt, zwischen jener weihevollen Abendmahlsfeier, da wir uns das Wort gegeben, Gut und Blut und Leben einzusetzen für das deutsche Vaterland, und dem heutigen Tage! Nun hatten wir ein deutsches Reich erkämpft, ein deutscher Kaiser stand an der Spitze, und erfüllt war Schillers Wort: „Seid einig, einig, einig!" Aber nicht zu lange konnten wir in Birkach verweilen, es galt noch die Vorbereitungen zu treffen zum Einzug in Stuttgart, wo wir vor dem König vorbeidefilieren sollten. Unter strömendem Regen marschierten wir von Vaihingen ab; das würde einen trübseligen Einzug geben, dachten wir. In dem Augenblicke aber, als wir vor Stuttgart angelangt waren, brach die Sonne durch die Wolken und leuchtete unserem Einzug in die festlich geschmückte, festlich bewegte Residenz. Am Schloß vorbei, vor dem Se. Majestät der König hielt, marschierten wir in die Kaserne, die wir vor beinahe einem Jahr verlassen hatten; „weggetreten!" erscholl das Kommando, eine Viertelstunde später war ich wieder daheim. Die Demobilisierung vollzog sich rasch und leicht; dahin, dorthin, zu den alten Geschäften kehrten unsere wackeren Soldaten zurück, und jeder freute sich darauf, daheim von seinen Erlebnissen erzählen zu können. Und wenn ich hier, in kurzen Zügen, für die Kameraden ein Bild unserer Erlebnisse gegeben habe, so will ich diese meine Erinnerungen mit den Worten des Dichters schließen:

„Ich kann am Weg nur stehen,
Von Glück und Stolz durchbebt,
Daß dieses Weltsturms Wehen,
Auch ich, auch ich erlebt!"

Den Kameraden allen aber, die mitgestritten und mitgelitten haben, gar manche von ihnen sind leider inzwischen zur großen Armee eingerückt, entbiete ich in diesen Blättern meinen kameradschaftlichen Gruß!

Egmont Fehleisen.

Kriegs-Erinnerungen eines Feldartilleristen der 2. Armee.

1. Mobil.

Datum schrieb den 15. Juli 1870. Mit Urlaub bis 10 Uhr abends versehen, befand ich mich auf dem Heimwege von der Residenzstadt Hannover nach B., dem Kantonnementsquartier meiner Batterie. Früher, als nötig gewesen wäre, hatte ich mich auf den Heimweg begeben, trug ich doch in meiner Tasche eine Neuigkeit mit heim, welche meine Kameraden aufs höchste überraschen würde. Es war die neueste, vor einer Stunde ausgegebene Nummer des gelesensten Blattes der Residenz, in welcher eine pariser Depesche veröffentlicht ward, laut welcher in Frankreich die Reserven einberufen würden. Dieser Nachricht hatte die Redaktion die Bemerkung hinzugefügt: „Der Ausbruch des Krieges sei demnach unvermeidlich." Des weiteren enthielt das Blatt ein kurzes Telegramm aus Berlin, daß der König unter dem Jubel der Bevölkerung heute aus Ems zurückgekehrt sei und man daher stündlich die Mobilmachungsordre erwarten dürfe. Das waren beides Nachrichten, die mein jugendliches Soldatenherz mächtig pochen machten. Was schließt das kleine Wort „mobil" für den Soldaten, stehe er nun in der Front oder noch als Reserve- oder Landwehrmann hinterm Pfluge, nicht alles ein? Als ich so in der Abendstille dahinschritt, tauchten all die Kriegsbilder, die der alte Waterlookämpfer des heimatlichen Städtchens einst uns Knaben so oft vor die Seele gezaubert hatte, wieder vor meinem geistigen Auge auf; ich hörte wieder die mahnenden Worte des braven Veteranen, mit denen er in der Regel seine Schilderungen schloß: „Jungens!" pflegte er zu sagen, „ich erzähle euch das alles, damit ihr einst, wenn der Franzose wieder unser teures Vaterland mit Krieg überzieht, wißt, was ihr zu thun habt. Der Franzose ist und bleibt unser Erbfeind, er allein ist der Friedensstörer in Europa, er allein ist es, der unser liebes Vaterland so oft bis zum letzten Blutstropfen ausgesogen und verwüstet hat, jahrhundertelang! Jungens, seid deutsche Männer, wenn ihr einst in den Krieg gegen Frankreich zieht; deutsche Hiebe von deutschen Fäusten — das laßt die einzige Antwort sein auf das Kriegsgeschrei der Franzosen!" Und noch eine andere Gestalt schwebte vor meinem geistigen Auge, — die Heldengestalt des Marschalls Vorwärts. Mit welcher Begeisterung hatten wir Knaben das alte Soldatenlied gesungen: „Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!" — Wie da die Augen glänzten vor freudiger Jugend- und Thatenlust, es dem Alten und seinen tapferen Soldaten einmal nachthun zu können! — Nun, — der Augenblick war gekommen; in zwei oder drei Wochen vielleicht schon würden wir das in Erfüllung gehen sehen, was wir als Knaben einst gewünscht, empört durch die Schilderungen der Schmach und des Elends, welches der Franzmann über unser Vaterland gebracht. — Neben diesen Gestalten und Jugenderinnerungen, welche meine Seele lebhaft beschäftigten, empfand ich jedoch einen eigentümlichen Druck, eine gewisse Beklemmung in der Brust. War es Furcht vor der Gefahr, oder die Besorgnis, es könnte sich das Schauspiel in Deutschland wiederholen, dessen Zeuge der alte wackere Waterlookämpfer gewesen war? Das erstere mochte ich nicht zugeben, es blieb somit das letztere übrig. Und wahrlich, wenn man den Zeitungsberichten der Franzosen glauben durfte, so war diese Besorgnis wohl gerechtfertigt. Jenseits der Vogesen sah man ja bereits einen Krieg mit Preußen als einen „Spaziergang nach Berlin" an. Die neuen Waffen, das Chassepotgewehr und die Mitrailleuse würden Wunder verrichten, dem Ansturm von Turkos, Zuaven und Spahis keine Truppe widerstehen können; die Shrapnels der französischen Artillerie sollten eine solch mörderische Wirkung haben, daß mit einem Schuß ganze Glieder niedergestreckt würden. Über die ersteren Behauptungen wollte ich mir kein Urteil anmaßen, wenn schon die ganze Geschichte nach französischer Windbeutelei roch, dagegen vermochte ich der angedeuteten Wirkung des Shrapnels nicht jede Wahrscheinlichkeit abzusprechen. War das französische Geschütz dem unsrigen in der Treffsicherheit gleichzustellen, erreichte das französische Shrapnel das unsrige in der Wirkung auch nur annähernd, dann lag der Vorteil auch bezüglich der Artillerie-Bewaffnung entschieden auf seiten der Franzosen, denn die preußische Artillerie war hierin der französischen nicht gewachsen. Erst in den letzten Wochen hatten Probe-Schießübungen mit Shrapnels stattgefunden, und obwohl sich das Geschoß gleich bei den ersten Versuchen vortrefflich bewährte, — ich zählte wiederholt 80—90 und einmal sogar 120 Treffer pro Schuß in Kolonnenscheiben — so waren dieselben doch nicht so weit gediehen, daß man dieses Geschoß überall angewendet hätte. Dazu bedurfte es mehrjähriger Erfahrung und vor allem andauernder Übung im Schießen. — Waren sonach die Angaben über das Shrapnel oder die Granat-Kartätsche, wie wir es mit einem, dem Laien verständlicheren Ausdruck bezeichnen möchten, richtig, so würden wir der feindlichen Artillerie gegenüber einen schweren Stand haben. Dies Geschoß vereinigt ja in sich die Vorzüge der Granate, indem es fast auf dieselbe Entfernung wie diese abgefeuert werden kann, und übertrifft die Wirkung der Kartätsche noch um ein erhebliches, weil es auch den hinter Deckung liegenden Feind zu treffen vermag. Vorausgesetzt muß indes werden, daß das Geschütz von tüchtigen, durchaus erfahrenen und besonders im Distanzschätzen und Richten wohlgeübten Artilleristen bedient wird, sonst bleibt das Shrapnel besser im Protzkasten oder macht der Granate Platz. Ob die Franzosen hinsichtlich jener Eigenschaften den zu stellenden Anforderungen genügt haben, wird sich später zeigen. —

Aus der Ferne ertönten plötzlich die Klänge der Retraite; still und friedlich lag das Dorf da, und wohl wenige meiner Kameraden ahnten, welch furchtbares Kriegsgewitter aus Westen im Anzuge war. Man wähnte ja überall in Deutschland, der Streit, den die Franzosen wegen der Thronkandidatur in Spanien vom Zaun gebrochen hatten, sei beigelegt. Der erste, welcher mir von meinen Kameraden beim Betreten des Dorfes begegnete, war mein Freund H. „Da — lies!" sagte ich, ihm das Zeitungsblatt hinreichend, als er fragte, was es in H. neues gebe? Er hielt bei der starken Dämmerung das Blatt dicht vor die Augen und las. — „Also doch!" stieß er mit einem tiefen Seufzer hervor und gab mir das Blatt zurück. — „Ja, die Schreihälse in Paris haben den Krieg wirklich fertig gebracht," sagte ich zu dem schweigend neben mir herschreitenden Freunde, dessen Schweigen ich sehr wohl verstand, war er doch der einzige Ernährer seiner Mutter und einer kränkelnden Schwester. Vor Le Mans fiel er später, von einer feindlichen Kugel durchbohrt. — Anders als von ihm, wurde meine Neuigkeit von den übrigen Kameraden aufgenommen, welche auf dem großen Hofe unseres Quartierwirts ihre Montierungsstücke für die morgen vor dem Oberst stattfindende Inspizierung in Ordnung brachten. Sie alle waren froh, einmal etwas anderes zu erleben, als Exerzieren, auf Wache ziehen, Putzen und immer wieder Putzen, Mottenjagen u. s. w. „In den Krieg!" — „Es giebt Krieg!" Hei! wie das zündete in den jungen Soldatenherzen! — „Un gegen dä Franzusen geht't?" fragte Klas, ein Kanonier meines Geschützes, nachdem ich die bezüglichen Stellen aus der Zeitung vorgelesen hatte. — „Jawohl, Klas, gegen die Rothosen wird marschiert." Und während die übrigen ein kräftiges Hurra riefen, drehte Klas, der von der nordfriesischen Küste stammte, seinen „Priemjen" bedächtig im Munde herum, und wandte sich sodann an einen der Kanoniere mit der Frage: „Du, Snieder, du büst jo wiet rumkomen in 'r Welt, segg is, gifft't in Frankrik ok Klütjen und dicke Bohnen mit Speck?" Beides, Klöße und dicke Bohnen, waren nämlich die Leibgerichte unseres braven Klas. — „Nee — dä gift dar nich!" meinte der Kanonier, der einmal an der französischen Grenze als Schneider gearbeitet hatte, „aber Wien und veel Sallat."

„Hm!" meinte Klas verdrießlich, „dat Tüchs (Zeug) könnt de Rothosen for sick beholen. Na, ick mark't all, ick wer woll den Büxenriemen (Leibriemen) um 'n paar Lock enger snallen möten." Dieser Ausspruch erregte natürlich allgemeine Heiterkeit. — Unser Klas war in seiner Art ein Original. Da seiner Person noch häufig Erwähnung geschehen wird, so gestatte man mir eine kurze Beschreibung seines äußeren und inneren Menschen. Der Name Klas war ihm als Spitzname beigelegt worden. In seiner Person stellte er den unvermischten, etwas schwerfälligen und eckigen Friesen dar. Groß und breitschultrig gebaut, mit breitem, derbem Gesicht und strohgelbem Haar von der Natur

ausgestattet, strotzte sein Körper von Gesundheit und Kraft. Freilich verlangte jener aber auch ein gehöriges Quantum Nahrung und nicht die schlechteste. Hiervon abgesehen, war Klas ein überall gern gesehener Kamerad, denn er hatte ein Herz so treu und bieder, wie man es nur von einem Kameraden wünschen kann.

Wahrscheinlich angelockt durch die lebhafte Unterhaltung und den kriegerischen Gesang der Artilleristen unter der Buche, näherte sich plötzlich unser Zugoffizier, Premierlieutenant P., dem Platze, wo wir saßen. Als er sporenklirrend über den Hof kam, sprang alles auf und jeder nahm eine militärische Haltung an. — „Nun, was geht denn hier vor?“ fragte er. „Wissen Sie nicht, daß Sie um 9 Uhr im Bette liegen sollen; jetzt ist die Uhr zehn.“ — Der Obergefreite, welcher kurz vorher zu uns getreten war und vergeblich zur Ruhe gemahnt hatte, meldete kurz die Veranlassung unserer Fröhlichkeit und ich präsentierte dem überaus beliebten Offizier mein Zeitungsblatt, welches er indes nicht annahm. „Ich weiß schon,“ sagte er ernst, „komme eben aus der Stadt. Ja, Leute, es giebt Krieg — die Franzosen wollen ihn; morgen werden wir wahrscheinlich schon die Ordre zur Mobilmachung bekommen. Na, gehen Sie auch gern mit in den Krieg?“ fragte er den Nächststehenden, — es war unser Klas — „oder bleiben Sie lieber hier in der Garnison?“

„Herr Lieutenant,“ antwortete Klas, „ich glaube, wenn ich hier in die Garnison bleiben thun sollte, Herr Lieutenant, ich — ich risse aus.“

„Brav! Nein, Sie sollen mit! Aber wie denken Sie über die Verpflegung? In Frankreich giebt's nur leichte Küche. So ein norddeutscher Magen, wie der Ihrige, wird dort schwerlich zu befriedigen sein?“ äußerte der Offizier mit schmunzelndem Gesicht. — „Ja — mit das Essent ist das wohl man so was?“ meinte Klas und kraute sich hinterm Ohr. „Wenn's weiter nicks giebt, as Zalat und Wein, wie der Sneider sagt, da wird der Kaptaindarm wohl nich wieder in Verlegenheit wegen mir mit 'n passenden Rock kommen, wie damals bei die Einstellung.“ — Der Lieutenant lachte und meinte, es würde sich schon Rat schaffen lassen; dann befahl er uns, nunmehr sofort unser Lager aufzusuchen, damit wir morgen früh nicht schläfrig zum Dienst erschienen. — Der Befehl wurde pünktlich vollzogen, aber das Ereignis des Tages übte doch noch seine Wirkung auf uns aus; eine ganze Stunde lang gab es uns, während wir im Bett lagen, noch den Stoff zur Unterhaltung; mein Schul- und Batterie-Kamerad H. schlief überhaupt diese Nacht nicht. Ahnte der Unglückliche, was das Verhängnis für ihn im Schoße barg? — Am nächsten Morgen, am 16. Juli, rückte unsere Batterie gegen 9 Uhr aus dem Dorfe aus, um auf dem Exerzierplatze unweit der Residenz die schon vor etwa drei Wochen begonnenen Schießübungen, und zwar heute unter den Augen des Regiments-Kommandeurs, fortzusetzen. Wir waren nur etwa tausend Schritte weit auf der Landstraße, von welcher rechts ein Feldweg zum Schießplatze führte, marschiert, als eine Brigadeordonnanz der Batterie entgegensprengte und dem Batterie-Chef ein Schreiben überreichte. Die Ordonnanz mußte schon mehrere Stunden im Sattel sein, das Pferd derselben keuchte, und weißer Schaum klatschte ihm von den Flanken. Im Galopp sprengte sie nach Überreichung des Schreibens wieder davon. Der Chef, welcher sich in diesem Augenblick gerade in der Nähe meines Geschützes befand, riß das Schreiben hastig auf und las es schnell durch, wobei sein, heute morgen ohnehin ernstes, düsteres Gesicht sich noch mehr verfinsterte. „Batterie Halt! Tête linksum kehrt, schwenkt — marsch!“ erscholl seine Stimme, und wie ein elektrischer Schlag zuckte es bei diesem Kommando durch die Mannschaft der Batterie. „Mobil! Mobil!“ rief es in der Batterie. „Hurra! Die Franzosen haben uns den Krieg erklärt!“ Die Helme wurden geschwenkt, das Seitengewehr aus der Scheide gerissen, kurz es war eine Bewegung in die Mann-

Feldschmiede eines Feldartillerie-Regiments.

schaft gefahren, wie sie jeder Vaterlandsfreund, jeder Kenner der Volksseele in solchem Moment ganz natürlich gefunden haben würde; war es doch der Ausbruch einer herzerhebenden Begeisterung, einer Begeisterung, welche wahrlich not that gegenüber der Gefahr, die uns vom Westen bedrohte. Nicht so dachte unser strenger Chef, der bislang leider immer zu ängstlich betreffs der Aufrechterhaltung der Disziplin besorgt war. Ungeduldig zerrte er bei jenen lauten Rufen an dem Zügel seines Rosses und sein dunkles Auge sprühte Zornesblitze über die Batterie hin. „Ich bitte mir die allergrößte Ruhe in der Batterie aus!" rief er, an den Geschützen hinsprengend; „ich werde sofort jeden ins Loch stecken, der noch einmal es wagt, den Mund zu öffnen!" Selbstverständlich war's nach solchen Worten mäuschenstill in der Batterie, selbst ein harmloses Soldatenlied, das wir stets anstimmten, wenn wir draußen auf der Landstraße marschierten, kam heute Morgen nicht mehr über unsere Lippen. Ob dem Chef dieses Schweigen in der Batterie nach solchem ewig denkwürdigen Moment denn doch zu auffällig erschienen war oder ob er eingesehen haben mochte, daß seine verweisenden Worte vorhin schlecht am Platze waren, genug, seine Mienen waren beim Auffahren der Geschütze auf dem Appellplatz im Kantonnementsquartier um vieles freundlicher. Als das letzte Geschütz in die Richtlinie eingerückt war, ritt er vor die Batterie und kommandierte: „Stillgestanden!" — „Leute," begann er gleich darauf, „Se. Majestät der König, unser allergnädigster Kriegsherr, hat die Mobilmachung der Armee angeordnet. Frankreich hat an Preußen den Krieg erklärt, ohne daß hierzu ein triftiger Grund vorlag. Ihr habt im Fahneneid geschworen, dem König die Treue zu bewahren. Ich erwarte von euch, daß ihr in der Stunde der Gefahr eure Schuldigkeit thut und daß ihr euch so verhalten werdet, wie es preußischen Soldaten geziemt. Wie ich jedes, eines pflicht- und ehrliebenden Mannes unwürdige Verhalten, sei es im eigenen Vaterlande oder im Lande des Feindes, unnachsichtlich bestrafen werde, so werde ich auch jeden unter euch belohnen und zu Auszeichnungen vorschlagen, der sich gut führt und mit männlichem Ernst seine Pflicht als Soldat erfüllt. Zum Zeichen, daß wir alle mit Gut und Blut für den Thron Sr. Majestät und für das bedrängte Vaterland kämpfen wollen, fordere ich euch zu einem dreimaligen Hoch auf Se. Majestät, unsern allergnädigsten König und das deutsche Vaterland, auf. Se. Majestät und unser geliebtes deutsches Vaterland, sie leben hoch — hoch — hoch!"

Brausend erscholl das Hoch hinauf zu den Gipfeln der alten Eichen, welche den Appellplatz umsäumten, und schnell war die Mißstimmung von vorhin aus den jungen Kriegerherzen gewichen. Der Chef diktierte hierauf dem Feldwebel eine Reihe Befehle, sprach lange mit den Offizieren und Unteroffizieren der Batterie und ordnete zu 12 Uhr Mittag einen außergewöhnlichen Appell der kompletten Batterie an. Auf diesem Appell wurden alle jene Anordnungen getroffen und Befehle gegeben, durch deren Ausführung die Batterie mobil werden sollte. Während des Appells strömte auch die Einwohnerschaft des Dorfes herbei, und wer von ihr so nahe stand, daß er die Worte des Chefs verstehen und einige Vorgänge in der Batterie beobachten konnte, der wird zweifellos mit der Gewißheit nach Hause gegangen sein: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!" Als nämlich der Chef die Mannschaft laut befragte, wer unter ihr zur Ersatz-Batterie in der Garnison oder zu einer Munitions-Kolonne versetzt zu werden wünsche, der möge sich freiwillig melden, da trat von der ganzen Batterie nur ein Mann vor, sonst rührte sich niemand; und dieser eine trat auch sofort wieder beschämt in die Front zurück, als er sah, daß außer ihm sich niemand meldete. Da die Batterie mehrere Unteroffiziere und Gemeine an die eben genannten Truppenkörper abzugeben hatte, so mußte natürlich eine Ausmusterung vorgenommen werden, bei der es viele mürrische und unzufriedene Gesichter gab, denn niemand wollte die Batterie verlassen und hinter die Front geschoben werden, alle schienen vor Begierde zu brennen, an den Feind zu kommen. — Nun begannen für uns Tage vieler und schwerer Arbeit. Bereits am 17. Juli trafen die Reserven bei der Batterie ein. Es waren mehrere Brandenburger unter denselben, einer der Reservisten war sogar ein waschechtes Berliner Kind, das, nach seinem äußeren Menschen zu urteilen, zu der bekannten Klasse der „Pennbrüder" gehörte. Seine Füße staken in Stiefeln, unter denen die Sohlen fehlten, und auf seinem buschigen Haar thronte ein Hut, der wahrscheinlich die Zierde einer Vogelscheuche gewesen war. Statt der vorgeschriebenen zwei Hemden und eines Paares brauchbarer Stiefel trug Knülle, so hieß der Mensch, einen Cigarrenkasten unter dem Arm, in dem eine Schuhbürste ohne Borsten lag. Daß indes das Äußere eines Menschen nicht immer einen richtigen Schluß auf seinen Charakter zuläßt, sollten wir bald erfahren. Knülle, der lange im Krankenhause gelegen und dieses völlig entkräftet verlassen hatte, war überall abgewiesen, wo er sich zur Arbeit — er war Maurer — meldete. Dabei war er natürlich ganz heruntergekommen. Selbstverständlich wurde er in der Batterie zunächst mit scheelen Blicken angesehen, und als er gar dem dritten Geschütz — bei diesem stand auch ich — zugeteilt wurde, weil dieses den grimmigsten Unteroffizier hatte, da war den andern Kanonieren die gute Laune für den Tag gründlich verdorben. Übrigens hatte das Einkleiden, bei dem auch Knülles wirres Haar und sein struppiger, ungepflegter Bart ohne Gnade der Schere zum Opfer gefallen war, eine wunderbare Veränderung seines äußeren Menschens zuwege gebracht, denn als er sich danach zum ersten Male seinem Geschützunteroffizier mit der gelungenen Meldung präsentierte: „Ick bin der Reservist Knülle und tapfer bin ick ooch sehr ville," da hätten wir ihn kaum wieder erkannt.

Als Knülle die Bedienungsnummer 4 zugeteilt erhielt, da meinte er zu uns gewendet: „Na, denn paßt man uff; ick werde euch mehr Granaten von die Protze zuschleppen, als ihr vorn an die Lafette abbumsen könnt." Da er den größten Teil seiner Marschkompetenzen und der Löhnung an seine in Berlin lebende arme, alte Mutter abgesandt hatte und dieser Akt schöner Kindesliebe bald in den Batterien bekannt wurde, so konnte es nicht fehlen, daß seine Vorgesetzten den „Stromer" schon jetzt mit anderen Augen ansahen. —

Dank unserer vortrefflichen Heeresleitung war unser Regiment schon nach wenigen Tagen auf den Kriegsfuß gebracht, und jede Batterie sozusagen bis auf den letzten Reserve-Hufnagel mit allem Nötigen ausgerüstet worden. Da das 10. Armeecorps erst in den letzten Tagen des Juli an den Rhein geschafft werden sollte, so blieben der Batterie noch eine Reihe von Tagen zu Fahr- und Felddienst-Übungen, Probemärschen 2c. übrig, was für sie von großem Vorteil war; führte dieselbe doch statt der bisherigen vier Geschütze jetzt sechzehn Fahrzeuge mit, nämlich sechs Geschütze, sechs Munitions-, zwei Pack- und einen Vorratswagen, sowie eine Feldschmiede. Da etwa die Hälfte der Bespannung aus sogenannten Augmentations- (Ergänzungs-) Pferden bestand, die zum Teil wohl noch nie ein Geschirr oder einen Sattel getragen hatten, so lag es nahe, daß bei den Übungen in den ersten Tagen nicht alles so glatt ging wie früher, und daß noch manche Schwierigkeit zu überwinden war, bevor der gestrenge Oberst die Batterie für felddienstauglich erklären konnte.

2. Aus- und Vormarsch.

Endlich kam der Tag, an dem uns das Dampfroß an den Rhein und damit dem Feinde näher bringen sollte. — Früh am Morgen des 28. Juli weckte uns die Tagwache, — es nahte die Abschiedsstunde! Vielen unter uns, welche Weib und Kind zu verlassen hatten, fiel der Abschied schwer. Als die Batterie gegen 6 Uhr zum Abmarsch bereit auf dem Appellplatze stand, da perlte manche Thräne aus den Augen derer, die gekommen waren, von dem Gatten, dem Vater, dem Bruder Abschied zu nehmen. Man muß solche Momente miterlebt haben, um die Schwere solchen Abschiedes mitempfinden zu können. Würde uns auch der bevorstehende Kampf zu Ruhm und Siegen führen, so war andererseits doch gewiß, daß er daheim Wunden schlagen mußte, die nie zu schmerzen aufhören würden. Aber trotz dieser Gewißheit, möchte ich behaupten, war niemand in der Batterie, der daheim hätte bleiben mögen. Galt es doch, nicht wie anno 66 gegen deutsche Brüder, sondern gegen den Erbfeind jenseits der Vogesen ins Feld zu rücken. Wer mochte da noch zaudern und erwägen? „Zu Einem" marschierend rückte die Batterie, begleitet von einer Anzahl der Dorfbewohner ab, und kaum lagen die letzten Häuser des Dorfes hinter uns, da trat Jugendlust und Soldatenhumor an Stelle des Ernstes. Der erste beste Eichbaum, dessen Zweige erreicht werden konnten, wurde geplündert, und bald war jeder Helm mit dem Symbol deutscher Kraft und Stärke geschmückt und aus vielen Kehlen erscholl das alte Artilleristenlied:

Wir sind ein freies gewaltiges Corps,
Geschmückt mit dem schwarzen Kragen.
Und steht uns auch immer der Tod bevor,
Wir darum niemals verzagen;
Denn der schwarze Kragen bezeichnet den Mut,
Er kleidet den Artilleristen gut.

Kanonendonner ist uns're Lust.
Wir schießen aus Mörser und Haubitzen;
Bald sind wir zu Pferde, bald sind wir zu Fuß,
Aber immer bei unsern Geschützen; —
Und wenn der Kartätschen-Hagel kracht,
Nehmt euch vor den schwarzen Kragen in acht!

Nach etwa 1½stündigem Marsch bei ziemlich großer Hitze langten wir auf dem Bahnhofe in Hannover an. Hier galt es noch einmal Abschied zu nehmen, denn viele Bekannte und Verwandte aus unserem kleinen Garnisonsort waren herübergekommen, um uns noch einmal die Hand zu drücken. Auch meine Brüder und einige sonstige Verwandte — meine Eltern waren schon beide tot — befanden sich unter jenen; aber ich konnte mich mit ihnen nur ganz kurze Zeit unterhalten, denn die Einschiffung einer kriegsmäßigen Batterie erfordert viele Hände, doch war der Batterie-Chef heute sehr nachsichtig gegen die Abschiednehmenden; wie schwer solche Trennungsstunde manchem unter uns wurde, das wußte, das fühlte er, der Frau und Kinder daheim ließ, wohl am besten. Überhaupt war mit dem sonst überstrengen, meist unfreundlichen und wortkargen Manne eine merkwürdige Veränderung seit der Mobilmachung vor sich gegangen. Er war viel gesprächiger geworden, und zeigte auch mehr Interesse an dem Wohl und Wehe der Mannschaft als früher. So hatte ich denn doch noch so viel Zeit, um einige wichtige Familienangelegenheiten mit meinen Verwandten zu besprechen, ihre Wünsche für mein Wohlergehen und eine Hand voll Thalerstücke nebst verschiedenen Schinkenbutterbrötchen für meinen heute durchaus nicht schlappen Brotbeutel in Empfang zu nehmen; dann eilte ich zu meinem Geschütz, von dem die Lafette bereits auf den Lowry geschafft worden war. Das Einschiffen von Soldaten ist immer ein interessantes Schauspiel. Auch heute Morgen hatte sich eine große Volksmenge auf der Straße versammelt, um sich das Verladen der Geschütze 2c., sowie der Pferde, welch letztere oft recht widerspenstig waren, mit anzusehen. Nach reichlich einer Stunde war dasselbe beendet.

Eben blies der Trompeter das Signal „Marsch!", auf welches hin jeder seinen Platz in dem angewiesenen Wagen einzunehmen hatte, als aus dem Publikum lautes Lachen erscholl. Ich stand mit dem Rücken gegen den Bahnzug auf der langen Rampe, und suchte meine sieben Sachen zusammen, jetzt drehte ich mich schnell um. Natürlich — ein Witz von Knülle! Dieser saß schmunzelnd auf Klas gewaltigen Schultern, in der Hand ein Stück Kreide, mit der er an unsern Wagen in kühnen Zügen die Worte malte: „Retuhr von Pahriß mit 30 Turkohß." Da eben das Signal „Marsch!" zum zweiten Male erscholl, so ließ Klas ihn von seinen Schultern gleiten und beide eilten, ihre Sachen herbeizuholen. Nur noch wenige Minuten und der Zug pfiff. Langsam rollte der Train unter Hüteschwenken des Publikums und den Rufen „Auf Wiedersehen, brave Artilleristen! Hoch das Vaterland! Hoch unsere Artillerie!" davon. Lange lehnte ich an der offenen Thür und schaute nach der Stelle, wo meine Abschied winkenden Verwandten standen. Plötzlich erscholl hinter mir das Lied: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall." Wer das bisher nur in den Gesangvereinen bekannte Lied zuerst angestimmt hatte, ich weiß es nicht, aber dem Zauber, den es ausübte, und der Begeisterung, welche das Lied überall erweckte, konnte ich mich nicht entziehen, fort waren die trüben Gedanken und laut stimmte ich mit ein: „Wir alle wollen Hüter sein." — „Den Donner!" meinte später unser sonst kühler und trockener Klas, welcher das Lied zum ersten Male hörte und dessen Melodie mit einer bewundernden, fast andächtigen Miene gelauscht hatte, „dat is 'n Leed, da ward eenen dat Hart warm bie." Schon nach wenigen Minuten wußten es die Insassen unseres Wagens auswendig und immer wieder erscholl es aus den Wagen und riß auch das Publikum auf den Bahnhöfen mit fort zu begeistertem Gesang. Überall waren die Bahnhöfe angefüllt mit Menschen, die es sich zur Aufgabe gemacht hatten, die durchfahrenden Truppen zu erfrischen, oder die sich an der Begeisterung der Soldaten erfreuten. Unsere Fahrt ging über Minden, Hamm, Düsseldorf nach Köln. Die Sonne, welche am Tage heiß auf das Wagendach niedergebrannt hatte, war schon längst zur Rüste gegangen, als wir auf der Rheinbrücke in Köln hielten. Vor uns mußte erst ein anderer Zug den Bahnhof verlassen, wir hatten somit Muse, den herrlichen Strom, leider nur in der Beleuchtung des Abends, zu beobachten und die großartige Brückenkonstruktion zu bewundern. — Als ich so in der offenen Wagenthür meine Blicke über den breiten Strom und über die tausend und abertausend Lichter der alten Bischofsstadt Köln schweifen ließ, deren Schein wie glitzerndes Gold über die rauschenden Wellen hintanzte, da begriff ich, was Nikolaus Becker zu seinem herrlichen Trutzliede: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein!" entflammte. Und gleich mir werden Tausende von Jünglingen im Angesichte dieses prächtigen, echt deutschen Stromes den Schwur erneuert haben:

„Sie sollen ihn nicht haben, Den freien deutschen Rhein
Bis seine Flut begraben Des letzten Mann's Gebein."

Die Aufregung des Tages, die ungewohnte Eisenbahnfahrt und die uns aufgenötigten verschiedenen Getränke auf den Bahnhöfen, das alles übte jetzt seine Wirkung auf uns aus. Nach Mitternacht schlief alles den Schlaf des Gerechten. Unser guter Klas, auf dessen breitem Gesicht der flackernde Lampenschein den Ausdruck des Wohlbehagens widerspiegelte, — der Gute hatte sich heute recht gründlich satt essen können — schnarchte laut. Natürlich konnte unter diesen Umständen von einem tiefen, erquickenden Schlummer bei mir, der ich von jeher einen leisen Schlaf gehabt habe, keine Rede sein. Jedoch mußte ich zuletzt einige Stunden geduselt haben, wie Knülle meinte, als ich die Augen öffnete und ihn, der bereits Morgentoilette vor einem Spiegelscherben auf der Bank machte, nach der Zeit fragte. Schnell säuberte ich meine Uniform, erfrischte mein Gesicht mit Wasser aus einem Kochkessel, den Knülle irgendwo unterwegs gefüllt hatte, dann zog ich eine Bank nahe an die offene Thür, um von hier aus die herrlichen Landschaftsbilder des Siebengebirges, dessen Kämme von den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne beleuchtet wurden, an meinen Blicken vorüberziehen zu lassen. Der Zug befand sich in der Nähe von Bonn, vor mir wogte der grüne Rhein und dahinter erhob sich der majestätische Drachenfels und all die großen und kleinen Bergkuppen, mit denen der Rhein so verschwenderisch von der Natur ausgestattet ist, und der immer wechselnde Bilder dem Beschauer vor die Augen führt. — Nach einer etwa dreißigstündigen, für mich äußerst interessanten Fahrt langten wir in Bingen, dem Ziel der Batterie, an. Von hier marschierten wir an demselben Tage noch bis Kreuznach, wo wir einquartiert wurden und mehrere Tage verblieben, bis das 10. Armeecorps vollständig beisammen war. Bei der Anhäufung so großer Truppenmassen, — Ende Juli stand die zweite Armee mit sechs Armeecorps zwischen Mannheim und Bingen, — erhielten die Einwohner zahlreiche Einquartierungen, aber trotzdem wurde nie eine Klage über schlechte Verpflegung laut. Nach einigen Ruhetagen begann endlich am 4. August der Vormarsch des 10. Armeecorps. Die vier Tagesmärsche, welche wir bis zur französischen Grenze zurücklegten, gehören mit zu den anstrengendsten des Feldzuges, hauptsächlich wohl aus dem Grunde, weil wir Norddeutsche nicht an das Marschieren im gebirgigen Terrain gewöhnt waren. — Ein Marsch, der vorletzte, ehe wir die feindliche Grenze überschritten, ist mir besonders in der Erinnerung geblieben. An diesem Marschtage hatten wir als Bedeckung ein Bataillon der 92er (Braunschweiger). Früh schon zeigte das Thermometer 20 Grad im Schatten, gegen Mittag und am Nachmittage mögen es immerhin 25—27 Grad gewesen sein. Nach dem Abmarsch aus dem Quartier hörte man noch überall den Gesang der Soldaten, aber schon nach einer Stunde war es still in den Kolonnen. Bleischwer lag uns die Hitze in den Gliedern. Schien uns Artilleristen, die wir weder Tornister noch Gewehr und Patrontaschen zu tragen hatten, die Hitze schon unerträglich zu sein, um wie viel mehr mußten die vor und hinter uns mit ca. 30 Kilo Gesamtausrüstung marschierenden Infanteristen unter derselben leiden. Damals war es noch streng verboten, auf dem Marsche Wasser zu trinken, heute denkt man anders darüber. Wie furchtbar ein quälender Durst ist — nun, das wissen alle Kameraden, die den ewig denkwürdigen Vor- und Aufmarsch der deutschen Armeen mitgemacht und die mörderischen Schlachten von Weißenburg und Wörth, um Metz und bei Sedan mitschlagen halfen. Namentlich auf die schwer bepackte Infanterie übte die furchtbare Hitze eine solch erschlaffende Wirkung aus, daß sich die Graben der Landstraße mit maroden Soldaten säumten, in deren Gesichtern kaum eine Muskel zuckte, wenn die Vorgesetzten sie zum Aufstehen und Weiter-

marschieren energisch aufforderten — sie hörten und sahen nichts mehr, wenn sie in den Graben der Landstraße taumelten. „Wasser! Wasser! Ich verdurste!“ Wie oft erscholl dieser Ruf aus den Reihen der Soldaten. Von unserer Batterie blieb an diesem Tage niemand zurück, dagegen stürzten mehrere Pferde tot nieder. Daß trotz solcher Märsche den Soldaten die Lust zu Neckereien und der Humor nicht ausging, beweist am besten, welcher Geist die Truppen beseelte. Hatte ich bislang schon an Knülle, dessen Ausdauer auf den Märschen und die Leichtigkeit, mit der er Hitze und Durst ertrug, bewundert, so sollte ich und wohl die ganze Batterie während dieses Marsches zu der Überzeugung gelangen, daß dieser Mensch für uns unbezahlbar war. „Minsch, du büst jo de reene Schäperhund,“ redete ihn Klas an, als er zum ersten Male hinten von den Munitionswagen zu uns nach vorn getrabt kam, bei jedem Geschütz einen Kalauer machend oder nach einer Gelegenheit ausspähend, wie er seine Feldflasche mit Wasser füllen konnte, ohne daß ein Offizier es sah. Auf seiner Nase saß eine große, alte Hornbrille, die er irgendwo aufgetrieben hatte, und hinter sich her zerrte er an einem dicken Bindfaden einen Köter. — Als wir am Nachmittage in der Nähe von St. Jugbert Quartiere bezogen, wandte sich unser Zugsoffizier an Knülle mit der Frage: „Na, Knülle, heute ist Ihnen doch wohl der Humor ausgegangen? Sie haben nicht ein einziges Lied angestimmt.“ — „Bei die Hitze, Herr Lieutenant — na ick danke! Ick werde mir jar nich wundern, wenn sie mir morjen früh als jroßen Fettfleck im Bett wiederfinden.“ —

Am nächsten Tage befanden wir uns auf dem Marsche zur französischen Grenze. Die Luft war an diesem Tage kühler, der Himmel zeitweilig bedeckt. Auf diesem Marsche erfuhren wir bereits einige Details über mehrere blutige Zusammenstöße mit den Franzosen. Die 3. Armee sollte bei Weißenburg und Wörth die Mac Mahon'sche Armee gänzlich geschlagen haben. Ebenso glücklich war die 1. Armee in der Schlacht bei Spicheren gewesen. Es hieß, daß die beiden feindlichen Armeen sich bei Metz vereinigen würden, um den Deutschen eine entscheidende Schlacht zu liefern. Mit der prahlerischen Behauptung: „Es handle sich nur um einen Spaziergang nach Berlin,“ war's also diesesmal nichts. Die Herren Franzosen hatten den Krieg im eigenen Lande. Leider war es uns von der 2. Armee bislang nicht vergönnt gewesen, an diesen Kämpfen teilzunehmen; vorläufig hieß es bei uns, die Pflicht gegen das Vaterland mit den Beinen in anstrengenden Märschen und geduldigem Ausharren erfüllen, bis auch für uns die Stunde schlagen würde, in der wir uns mit dem Gegner messen konnten. Da es bekannt war, daß wir heute die Grenze passieren würden, so schmückte jeder seinen Helm mit frischem Eichenlaub. In der Nähe von Forbach betraten wir unter kräftigem Hurra den feindlichen Boden und danach stimmte alles die „Wacht am Rhein“ an. Jetzt sahen wir auch den ersten gefangenen französischen Soldaten, den ein Unteroffizier auf einem zweiräderigen Wagen über die Grenze begleitete. Es war offenbar ein Versprengter von Saarbrücken oder Spicheren. Der arme Teufel mußte manchen höhnischen Witz über sich ergehen lassen.

„Also det is eener von die jroßen Mauluffreißer?“ meinte Knülle. „Kinder, den muß ick mir mal aus die Nähe ansehen,“ damit lief er dicht an den Wagen. „Na, Kamrad Franzuski, du bist wohl als Quartiermacher nach Berlin jeschickt? Denn laß dir man die Eisbeene un Sauerkraut un die „Weiße“ jut schmecken,“ meinte er vergnügt schmunzelnd, „deine Kameraden werden wohl bald ebenso wie du über die Jrenze jeschubst werden.“ — Gleich darauf sprengte unser Abteilungs-Kommandeur an uns heran. „Leute,“ rief er mit der Hand winkend, „drei Siege haben wir schon in den letzten Tagen errungen. Bei Weißenburg, Wörth und gestern bei Spichern, hier in der Nähe. Wer hätte so etwas gedacht! Wie geht's euch denn, noch alle munter?“

„Ja wohl, Herr Oberst-Wachtmeister!“ riefen wir, freudig gehoben durch diese Nachricht und das Erscheinen des verehrten Offiziers. — Die Nähe des Schlachtfeldes von Spichern, welches wir südlich umgingen, machte sich, je weiter wir marschierten, immer deutlicher bemerkbar. Aus den Ortschaften war der größte Teil der Einwohner geflohen, Sanitätswagen fuhren an uns vorbei und größere Trupps französischer Gefangener wurden der deutschen Grenze zugeführt. In zahllosen Kolonnen, alle gangbaren Wege benutzend, rückten die Truppen der 2. Armee vorwärts, in gehobener Stimmung und begierig, auch einmal an die Rothosen zu gelangen. Nach einem dreistündigen Marsch jenseits der französischen Grenze kamen wir an diesem Tage ins Biwak, es war das erste im Feindesland. — So vergingen mit Marschieren und Biwakieren, oft ohne ausreichende Verpflegung und bei strömendem Regen, fast acht Tage, ehe wir etwas von der Absicht des Feindes und von diesem selbst erfuhren.

Am Nachmittage des 15. August bezogen wir Biwak bei Pont à Mousson, nachdem wir in dieser Stadt die Mosel passiert hatten. Es hieß, die französische Armee stände südwestlich von Metz, in der Richtung Vionville-Mars la Tour, und beabsichtige über Verdun abzuziehen, um sich mit der geschlagenen Armee Mac Mahons, welche sich im Lager bei Châlons wieder sammle, zu vereinigen. Am Tage vorher hatten wir in nördlicher Richtung Kanonendonner gehört; er rührte von der für uns siegreichen Schlacht bei Colombey-Nouilly her. Auch die Lorbeeren dieses Sieges zu ernten, war der 1. Armee vergönnt gewesen, die 2. Armee war wiederum leer ausgegangen; doch sprachen verschiedene Anzeichen dafür, daß auch wir endlich an den Feind kommen sollten. Unsere Offiziere erzählten sich, daß dem 3. und 10. Armeecorps die Aufgabe zugefallen sei, den Feind am Abzuge von Metz zu hindern. Wir biwakierten auf einer Wiese. Das Abkochen machte uns heute wenig Schwierigkeiten. Die Reisportionen waren bis auf einen kleinen Rest bereits verzehrt, die Suppe sonach heute sehr dünn, das Stück Rindfleisch klein. Die „eiserne Portion“ Schiffszwieback als Zubrot hatte selbst durch den feuchten Tau in den Biwaks nichts von ihrer „eisernen“ Härte eingebüßt, selbst „Klasens“ sehr kräftige Zähne konnten ihm nichts anhaben. Der Brave magerte in den letzten Tagen förmlich ab. Die Nacht war kühl und feucht, es hatte nur wenig Stroh gegeben und auch das Holz, womit wir das Wachfeuer unterhielten, war knapp und schon vor Mitternacht niedergebrannt. Von Frost geschüttelt wachte ich häufig auf. Über dem feuchten Wiesengrunde schwebte eine weiße Nebelwolke, in welcher die weißen Woilachs, die den Pferden übergelegt waren, wie gespenstige Schatten sich bewegten. Über den Fluren lag eine erhabene Ruhe, die nur dann und wann von dem Stampfen und Schnauben der Rosse und dem leisen Schritt der auf- und abgehenden Geschützwache unterbrochen wurde. — Früh um 4 Uhr wurde vom Offizier du jour „Aufstehen!“ befohlen. Unser braver Knülle war schon längst wieder auf den Beinen. Der Hunger, so sagte er, habe ihn nicht schlafen lassen. Als ich schlaftrunken zum Kochgraben eilen wollte, um Feuer zum Kaffeekochen anzuzünden, grinste er mich schmunzelnd an. „Bleiben S' nur hier,“ sagte er, „der Mokka is gleich fertig,“ dabei schnitt er von einem Stück Speck und einem Brot mächtige Bissen ab, welche er in seinem Munde verschwinden ließ. Und als ich ihn ob solcher Leckerbissen erstaunt und fragend ansah, machte er eine Handbewegung nach dem in der Nähe stehenden Vorratswagen, in welchem der für seine eigenen leiblichen Bedürfnisse mehr als für unsere Verpflegung besorgte Kapitaindarmes seinen Mundvorrat zu verbergen pflegte. „Aber nischt verraten! Da, nehmen S', det schmeckt bong, wenn 't ooch nich for unsern Majen bestimmt is.“ Um 5 Uhr wurde aus dem Biwak aufgebrochen. Unser Marsch ging in nordwestlicher Richtung auf den Ort Thiaucourt, wo Biwak bezogen und abgekocht werden sollte. Kavallerie-Regimenter trabten in langen Reihen an uns vorbei, Adjutanten sprengten auf schweißtriefenden Rossen heran, wechselten mit den Offizieren einige Worte oder einen raschen Händedruck, und ritten weiter, Sanitätskolonnen hielten abseits auf Nebenwegen — kurz, es drängte sich jedem unter uns die Überzeugung auf, daß heute etwas im Werke war. Alles strebte vorwärts, besonders als gegen 11 Uhr aus nördlicher Richtung Kanonendonner erscholl. — „Na, heute werden wir endlich mal an den Feind kommen,“ äußerte unser Zugsoffizier. — „Vor mir, Herr Leitnant, kann 't los jehen, ick habe ja meine beiden Köter jut verkooft!“ rief Knülle. „For Napolejon und die Euschenie habe ick fünf Dahler jekricht, un den kleenen Lulu habe ick verschenkt, weil keener det Wundervieh von Dachs-, Mops-, Wind- un Jagdhund koofen wollte.“ — Es war für unsere Division zwar heute nur ein Marsch bis Thiaucourt vorgesehen, wir bezogen daher in Ausführung dieses Befehls kurz nach 11 Uhr in der Nähe dieses Orts, von der Chaussee abbiegend, Biwak, hofften aber, bei dem aus nördlicher Richtung immer lebhafter herüber schallenden

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Ensslin & Laiblin's Verlag in Reutlingen.

FR. AMLING.

ARTILLERIEKAMPF IN DER SCHLACHT BEI GRAVELOTTE AM 18. AUGUST 1870.

Kanonendonner, daß wir bald weiter marschieren würden, um die offenbar bereits im Kampfe befindliche Spitze unseres Corps zu unterstützen. Unsere Enttäuschung war groß, als dies nicht geschah, wir vielmehr wiederum zur Unthätigkeit verurteilt waren. Die Geschütze und Fahrzeuge fuhren wie gewöhnlich zum Biwakieren auf das Feld, die der Batterie zur Bedeckung beigegebene Infanterie vom 17. Infanterie-Regiment setzte die Gewehre zusammen und der Befehl zum Abkochen wurde gegeben. Ich gehörte ein für allemal zum sogenannten Wasserkommando, was bei der an Wasser armen Gegend durchaus kein angenehmer Posten war, jedenfalls waren die Kameraden vom Holzkommando besser daran.

Unser Biwak befand sich in der Nähe eines Gehölzes, in dem ich Wasser zu finden hoffte. Während ich dasselbe nach einer Quelle durchsuchte, sah ich plötzlich vor mir im Grase, von Buschwerk teilweise bedeckt, ein großes Stück Rindfleisch, frisch und sehr appetitlich anzuschauen, liegen, groß genug, um damit den Hunger der ganzen Mannschaft unseres Geschützes stillen zu können. Welches Glück! Zweifellos rührte der Leckerbissen von den Franzosen her, welche hier auf dem Rückzuge nach Metz zwei Tage früher biwakiert hatten, wie der zerstampfte Boden und die abgehauenen jungen Baumstämme bewiesen. Um meinen Fund vor dem mir folgenden Kameraden der anderen Geschütze zu verbergen, schob ich ihn thörichterweise nicht in meinen Geschützeimer, sondern tiefer in das dichte Buschwerk hinein und eilte vorwärts. Ich fand bald einen kleinen Bach, schöpfte schnell meinen Eimer voll Wasser, dann eilte ich zu meinem Fundorte zurück, an dem es bereits von Infanteristen, welche Holz zu Windschirmen fällten, wimmelte. Vorsichtig bog ich das Buschwerk zurück, um mein Stück Fleisch aufzuheben — Himmel! der Platz war leer, der Leckerbissen verschwunden. Ich muß in diesem Augenblicke ein recht einfältiges Gesicht gemacht haben, denn Knülle, der hinter mir herkam, meinte: „Na, wat is denn mit Ihnen? Sie kicken ja in det Jebüsch, wie 'n Huhn, dat beinahe enen Regenwurm erwischt hätte.“ Ich erzählte ihm kurz, was mir passiert war, worauf er laut lachte. „Na, dat hat keen anderer als en „Sandhase“ (Spitzname für Infanterie) gedhan,“ meinte er; daß ich mich nicht wenig ärgerte, läßt sich denken! Lieber hätte ich meine Barschaft verloren als dieses schöne Stück Fleisch.

Als ich bald darauf mit Knülle aus dem Gehölz trat, glich das vor uns liegende Biwak einem aufgestörten Ameisenhaufen. Die Infanterie hing eilig die Tornister um, Kommandorufe erschallten, und die Fahrer unserer Batterie spannten die Pferde bereits wieder vor die Geschütze und Fahrzeuge. Schnell eilten wir vorwärts, der Tanz schien loszugehen! Wir hatten eben noch Zeit, mit dem aus dem Waldbache geschöpften Wasser unsere Feldflaschen zu füllen, die Kochkessel rasch in den Geschützeimer zu stecken und diesen schnell unter die Protze zu binden. Zum Abkochen war keine Zeit mehr, wir hatten übrigens auch nichts zum kochen, außer einigen halbreifen Kartoffeln, die wir an Ort und Stelle liegen ließen; nur einige Lot Kaffeebohnen barg unser Tornister noch und eine Tafel Schiffszwieback. Im Eilmarsche ging's vorwärts in der Richtung, aus welcher der Kanonendonner erscholl. Einige Stunden marschierten wir noch mit der Infanterie zusammen, dann hieß es: „Infanterie links heraustreten und der Artillerie Platz machen.“ Offenbar bedurften die vor uns im Kampfe stehenden Truppen dringend der Unterstützung. Die Batterien trabten daher mit aufgesessener Bedienung an den Infanteriekolonnen vorbei, ließen somit ihre Bedeckung zurück. Hiedurch gewann die Artillerie, als sie auf dem Schlachtfelde anlangte, einen Vorsprung von reichlich einer halben Stunde und das war vom größten Werte. Die Not war in der That groß. Immer näher scholl das Geschützfeuer und endlich unterschied man auch deutlich Gewehrfeuer und das Schnarren der Mitrailleusen, welches sich aus der Ferne anhörte, als ob Kattun zerrissen würde, wenigstens verglich unser guter Klas es damit, während der witzige Knülle meinte: „Die Franzosen wern woll keene Kaffeebohnen mehr haben, det hört sich ja an, als wenn ihnen kleene Kieselsteine in ihre Kaffeemühlen geraten wären.“

3. Die erste Schlacht.

Nach vierstündigem, äußerst beschwerlichem Eilmarsche — wir hatten heute insgesamt etwa 45 Kilometer zurückgelegt — langte die Batterie gegen 3½ Uhr nachmittags auf dem Schlachtfelde an. Unser Weg führte, bevor wir dem Feinde entgegenjagten, an einigen kleinen Gehöften vorbei, welche bereits im Bereiche des feindlichen Geschützfeuers lagen. Diese Gehöfte als eine augenblickliche Deckung benutzend, ließ der Batteriechef halten und „umhängen“, was etwa soviel bedeutet als bei der Infanterie das Kommando „chargieren.“ Hierauf übergab er dem ältesten Offizier das Kommando und sprengte auf das Schlachtfeld, um für die Batterie eine günstige Stellung aufzusuchen. Während der Unteroffizier sich die Zündschraubentasche, ich selbst als Nr. 1, die Abzugsschnur um die rechte Hand wickelte und die Schlagröhrentasche umschnallte, und Knülle als Nr. 4 sich den Kartuschtornisterriemen umhing, hatte ich einen Moment Zeit, die Gesichter meiner Kameraden zu beobachten; auf allen lag der tiefe Ernst des Augenblicks und mancher wird gewiß den Blick zu dem Herrscher über den Sternen erhoben haben, in dessen Hand die Geschicke der Völker und das Leben des Einzelnen ruht. Ich habe wenigstens zu Gott gefleht, daß wenn eine feindliche Kugel für mich bestimmt sei, er meine Seele schnell zu sich nehmen und mich vor langen Todesqualen bewahren möge. — „Bedienung aufgesessen!“ — „Batterie — Trab!“ erscholl das Kommando, und im Nu lagen die schützenden Häuser hinter uns; wir befanden uns auf dem Schlachtfelde. Da ich als Nr. 1 hinten auf dem Achs-Sitze meinen Platz hatte und hier dem Feinde den Rücken zukehrte, so konnte ich nicht beobachten, was vor der Batterie sich ereignete. Nur während die Batterie hinter den Häusern weg antrabte und die Geschütze „rechtsum“ machten, fand ich Gelegenheit, die Stellungen des Feindes zu beobachten und die Entfernung von demselben abzuschätzen. Vor uns lag ein meilenlanger mäßiger Höhenrücken, welcher nach Westen sich in der Ebene verlor, links ein freundliches Dorf (Tronville), dahinter ein Gehölz (Tronviller Büsche), rechts vorwärts wieder ein Dorf (Vionville) und noch weiter rechts, fast in gleicher Höhe mit Tronville, ein weiteres kleineres Dorf (Flavigny). Soweit das Auge reichte, waren die Höhen mit feindlichen Batterien besetzt; das blitzte und krachte drüben, wie wenn sich tausend Vulkane geöffnet hätten und Tod und Verderben über die Fluren aussprühten. Im scharfen Trabe ging es über Stoppelfelder, Klee- und Sturzäcker, die Pferde schnoben unter dem Druck der Schenkel, die kurzen Kanonenpeitschen sausten klatschend unter die Sättel und Geschirre der Handpferde und die Geschützräder schnitten tief in die Felder, über welche vor kurzem noch der friedliche Klang der Sichel gehallt hatte und über die jetzt ein anderer, furchtbarerer Schnitter seine todbringende Hippe schwang. Dort, nur wenige Schritte von mir entfernt, hatte er bereits geerntet — ein Kürassier, das Gesicht der Erde zugekehrt, lag tot in seinem Blute. Grell hob es sich von dem weißen Koller ab. Vorwärts! Und dort wieder einer, ein roter Husar, und neben ihm sein treues Roß. Vorwärts! — Tun—k! Ich schaue nach oben, ein weißes Wölkchen in Turmeshöhe erblickt mein Auge und gleichzeitig vernehme ich ein Geräusch, als wenn eine Kette Rebhühner aufgeht. Ein Shrapnell! Du lieber Gott, wenn die Herren Franzosen den Sprengpunkt dieses Geschosses so hoch legen, da werden sie ihre Freude an der Wirkung haben. Si — — — — scht! — Bums! Eine Granate! Viel zu weit! Auch die zweite und dritte. Ha — und die? Was ist das? Die will wohl gar zum Mittelpunkt der Erde? Zwischen meinem und dem vierten Geschütz schlägt sie in den Boden, wühlt ein tiefes Loch und krepiert — unschädlich. Obwohl mir die Wirkung der Geschosse keinen besonderen Respekt abzunötigen vermochte, so regte mich doch das Krachen, Zischen und Heulen der neben und über mir platzenden Geschosse in hohem Grade auf, wie ich es vorher nicht für möglich gehalten hätte. War es das sogenannte „Kanonenfieber,“ das wohl jeden, der zum erstenmale im Kugelregen steht, mehr oder weniger stark befällt? Oder war es die Unthätigkeit, der Anblick der auf dem Felde zerstreut liegenden Toten, die an dem schnelleren Pochen des Herzens und dem Beben der Hände die Schuld trug? Ich weiß es nicht. Mein Blick fiel auf meinen Kameraden, den Obergefreiten, welcher mir zur Linken saß; sein Antlitz war bleich, und schmerzlich zuckte es in seinem hübschen, sonst so frischen Gesicht. Er bückte sich oft, das Zischen und Heulen, das Krachen und Platzen der feindlichen Geschosse steigerte sich zu einer solch schauerlichen Musik, als wären die Geister der Hölle auf uns losgelassen. Toller und immer toller ging die Fahrt über die Felder und Ackerfurchen, die Gefahr, von dem Sitz herunter geschleudert zu werden, war groß. Plötzlich sank

mein Kamerad von seinem Sitz, stürzte zu Boden, sprang aber sofort wieder auf und griff mit der linken Hand nach seinem rechten Oberarm, ich hörte nur noch einen dumpfen, schmerzlichen Aufschrei, dann sah ich ihn nach einem nahen Gebüsch hinschwanken. Er war von einer Infanteriekugel auf eine Entfernung von etwa 2000 Schritt verwundet worden, für Artilleristen eine höchst niederdrückende Wahrnehmung, denn wenn wir schon in solcher Entfernung Verluste durch Infanteriefeuer erlitten, wie sollte es da erst dem Infanteristen mit seinem lange nicht so weit wie das Chassepot tragenden Zündnadelgewehr ergehen? Und wie sollten wir uns gegen eine solch weittragende feindliche Infanteriewaffe, deren Träger in Deckungen lagen, schützen? Ich muß gestehen, mir war gar nicht mehr so hoffnungsfreudig zu Mute wie am Mittage, als wir die Gewißheit erlangten, daß auch unsere Geschütze endlich den Franzosen zum Tanze aufspielen würden.

Endlich hatte die tolle Fahrt ein Ende. Laut erscholl das Kommando des Batteriechefs: „Batterie halt! Im Avancieren — protzt ab! Mit Granaten geladen — gerade aus — 1700 Schritt — auf die feindliche Artillerie!“ Hei, wie das wirkte! Fort war alle Befangenheit, keine Spur mehr von „Kanonenfieber.“ — „Zugweise feuern!“ erscholl das Kommando, und nun durfte der eherne Mund unserer Geschütze endlich auch mit dreinreden in dem Schlachtgetöse. Schnell war der Platz des Obergefreiten, welcher das Geschütz zu richten hatte, ausgefüllt, der Aufsatz zum Visieren gestellt. „Drittes Geschütz Feuer!“ Ich sprang zur Seite, um das Einschlagen der ersten Granate zu beobachten. „Sie sitzt!“ rief mein Unteroffizier. „Sie ist dicht vor dem feindlichen Geschütz geplatzt!“ vervollständigte ich seine Behauptung, und unser Klas, der den Wischer regierte, fügte noch trocken hinzu: „Un wenn se vorbigahn (vorbeigegangen) is, dräpt se ock noch, denn da vör uns is jo allens rot von Franzusen.“ — Unser Klas hatte recht, es konnte kaum ein Schuß fehl gehen. Zahlreiche feindliche Kolonnen bewegten sich an und auf dem mäßig hohen Bergrücken jenseits einer Schlucht in westlicher Richtung vorwärts. Schuß auf Schuß krachte, die Erde erdröhnte unter dem Feuer unserer Geschütze und demjenigen des Feindes, der etwa ein halbes Dutzend Batterien auf unsere und eine weitere Batterie, mit der wir zugleich vorrückten, feuern ließ. Der rechts vor uns liegende Wald hallte bei jedem Schuß wieder, in den tiefen Ackerfurchen vor uns blitzte das Infanteriefeuer beständig auf. Die schlanken Pappeln vor uns auf der Chaussee zersplitterten wie Streichhölzer und stürzten dicht vor unsern Geschützen nieder. Reiterlose Pferde jagten über das Schlachtfeld. Im Laufschritt eilte ein westfälisches Infanterie-Regiment rechts an unseren Geschützen vorbei dem Walde zu, an dessen jenseitigem Rande lebhaftes Gewehrfeuer zu vernehmen war, während Trümmer anderer Regimenter aus der Feuerlinie hinter Tronville zurückgezogen wurden. Sie waren bunt durcheinander gewürfelt, diese braven Regimenter, rote, weiße, blaue Achselklappen mit den Zahlen 24, 91, 16, 57, 78, zeigten die bestaubten Waffenröcke. Die Gesichter der Braven, die bereits seit vier, fünf und sechs Stunden gegen eine vier bis fünffache Übermacht mit schier übermenschlicher Kraft und beispielloser Bravour kämpften, sahen schwarz von Pulverdampf und Staub aus. Tiefer Ernst lagerte auf ihren Gesichtern und ihre Haltung verriet die hochgradige Erschöpfung dieser Truppen. — „Wir sind zu schwach!“ sagte ein verwundeter Infanterie-Unteroffizier, der durch die Batterie wankte. „Dort vor uns ist eine Schlucht, über die kommt keiner hinaus. Es steht schlecht für uns;“ niemand achtete auf diese Hiobsbotschaft, die der Verwundete aus der aufgelösten Schützenkette überbrachte, jedem drängte sich die Überzeugung auf: Hier müssen wir ausharren, denn ein Zurückgehen der bereits überall im Chassepot- und Mitrailleusenfeuer stehenden Artillerie wäre gleichbedeutend mit einer schweren Niederlage der deutschen Waffe gewesen. Wie lange wir schon feuern, ob ein, zwei, drei Stunden, wer weiß es? Wie alle natürlichen Bedürfnisse des Magens, der brennende Durst in der ausgedörrten Kehle und die physische Abspannung des Körpers vor den gewaltigen seelischen Eindrücken dieses Tages und der stetigen Gefahr, im nächsten Augenblicke von einer Granate in Stücke zerrissen zu werden, nicht mehr empfunden werden, so sind wir auch der Zeit entrückt; ja noch mehr, auch die Umgebung des Orts, das, was in unserer unmittelbaren Nähe passiert, geht fast ganz für das Auge verloren, so z. B. die Ergänzung der Munition von seiten der etwa tausend Schritte hinter der Batterie haltenden ersten Wagenstaffel. Mich speziell beunruhigte der Zustand des Rohrverschlusses. Bereits entwichen beim Abfeuern Pulvergase links und rechts aus dem sogenannten Keilloch, der Verschluß ließ sich nur noch mit Anwendung aller Kraft öffnen und schließen und die schlammigen Pulverrückstände tropften hinten und vorn aus den Rohröffnungen. Klasens pulvergeschwärzte Hände bluteten, er hatte sie sich beim Auswischen wund gestoßen. Der brave Mensch zeigte übrigens eine seltene Ruhe. Nur einmal fuhr er halb belustigt, halb ärgerlich auf, das war, als eine blindgehende Granate wenige Schritte vor dem Geschütz in die Grabenböschung fegte, und ihm dabei eine Portion Rasenerde in das Gesicht geschleudert wurde. „Nu werd mi de Geschicht doch to dull!“ sagte er, sich die Erde aus den Augen wischend. „Man sachte, ick lat mi keen Sand in de Ogen streun.“ — Plötzlich zeigte sich in der Ferne links von uns feindliche Kavallerie. Sie hatte augenscheinlich die Aufgabe, die ziemlich weit vorgerückten deutschen Batterien, welche schon stundenlang die weit überlegenen französischen Batterien durch ein wirksames Granatfeuer niederhielten und den seit etwa 5 Uhr immer weiter nach links ausholenden Infanterie-Kolonnen empfindliche Verluste zufügten, in der Flanke zu fassen. Aber die Franzosen sollten sich täuschen. Man hatte ihre Absicht durchschaut, und noch ehe sie sich zur Attacke aus der Schlucht links vor uns formieren konnten, starrte ihnen bereits ein Dutzend Geschützröhre, mit je einer Kartätschbüchse geladen, entgegen. — Es ist für die Artillerie immer ein äußerst aufregender, gefährlicher Moment, wenn zur Kartätsche gegriffen werden muß, denn in den meisten Fällen ist sie verloren, wenn es ihr nicht gelingt, eine volle Kartätschensalve der angreifenden Kavallerie entgegen zu schleudern. — „Na, nu heeßt et ufpassen! Da hinten kommt 'n Rejiment reitender Laternenanstecker,“ sagte Knülle, als die französische Kavallerie (Lanciers) hinter einer Deckung hervor antrabte. Schnell war die sogenannte „Notkartätsche“ aus dem Futteral unterm Geschützrohr hervorgeholt und ins Rohr gesteckt. „„So, nu man ran, ihr Himmelhunde!“ meinte Knülle aufgeregt. „Diese kleene Fleeschbüchse pusten wir euch in det Jesicht, und wenn ihr danach noch Appetit uff mehr habt, hol' ick noch 'n paar aus die Protze.“ Fester faßte Klas seinen Wischer, den er vielleicht schon in der nächsten Minute zur Verteidigung seines Lebens würde gebrauchen müssen. Unheimlich ruhig, verderbenbringend blickten die Geschützrohre der im Galopp näher rückenden Kavallerie des Feindes entgegen. Hoch aufgerichtet, mit erhobenem Degen, dessen Sinken das Zeichen zum Feuern bedeutete, stand der Batteriechef in den Bügeln, während sechs Kanoniere die Hände an der straff gespannten Abzugsschnur liegen hatten — ein Ruck, und 6 mal 48 Kartätschenkugeln hätten in die Reihen der feindlichen Reiter geprasselt.

Hatten die Herren Franzosen die Absicht unseres Batteriechefs, sie bis dicht an die Geschützmündungen herankommen zu lassen, erraten? Fast schien es so, denn plötzlich, in einer Entfernung von etwa 600 Schritten, hielt die Masse, vermutlich um eine Schwenkung auszuführen, einen Augenblick an, und da gleichzeitig eine Infanteriesalve aus einem Graben links seitwärts von unserer Stellung krachte, so wagte die französische Kavallerie nicht, weiter vorzurücken. Deutlich hörte man einige kurze Kommandos, denen rasche Schwenkungen folgten, in der nächsten Minute war die Kavallerie hinter einer Anhöhe wieder verschwunden. Wir atmeten erleichtert auf, der witzige Knülle aber meinte lächelnd: „Na denn nicht! So 'n Pustrohr ist doch 'n kitzlichet Ding, ihr Herren Franzosen!“ Unter Beobachtung der alten Regel, daß man eine attackierende Kavallerie sich selbst überlassen soll, hatten die Franzosen eine Pause im Feuern eintreten lassen, wenigstens schien es mir so, denn als die Kavallerie wieder ihren unrühmlichen Ritt zurück antrat, da machte es auf mich den Eindruck, als wollte man deren kläglichen Rückzug durch vermehrtes Infanterie- und Artilleriefeuer auf die ruhig in ihren Positionen stehen gebliebenen Preußen rächen. Ein Hagel von Granaten und Shrapnells prasselte auf uns nieder und man mußte sich wirklich wundern, daß noch jemand von der Batterie bei diesem wahnsinnigen Feuern am Leben oder doch wenigstens unverwundet blieb. Bei aller Anerkennung der Vorzüge des Chassepotsgewehrs und der ausgezeichneten Haltung der Infanterie in der Verteidigungsstellung, muß ich doch im allgemeinen behaupten — und alle Kameraden von 1870/71 werden das bestätigen — die Franzosen schossen schlecht, beson-

ders ihre Artillerie. Stundenlang bereits standen wir ihnen gegenüber, trotzdem hatten sie sich noch nicht sicher eingeschossen und von denjenigen Granaten, die wirklich in die Batterie oder vor derselben einschlugen, war ein großer Procentsatz sogenannte „Versager." Unsere Granate zeigte sich in ihrer Wirkung der französischen weit überlegen; wie viele Batterien des Gegners in diesem furchtbaren Artilleriekampfe gezwungen wurden, ihr Feuer einzustellen, ist leider nicht bekannt geworden; es konnten aber nicht wenige gewesen sein, denn unser Zugoffizier, der durch sein Glas beständig die Wirkung unserer Geschosse beobachtete, äußerte mehrmals: „Na, die Batterie hat wieder genug bekommen, sie protzt auf, um einer anderen Platz zu machen." — „Um einer anderen Batterie Platz zu machen" — ja, das war's eben, weshalb wir auch nicht im geringsten Terrain zu gewinnen vermochten; der Feind stand mit ganzen Divisionen unsern Regimentern gegenüber und hatte Positionen, die unsere brave Infanterie bei aller Bravour nicht nehmen konnte. Die Regimenter 16 und 57 unternahmen unter unsern Augen das kühne Wagnis, über die berühmte Schlucht hinauszukommen, welche nördlich der Tronviller Büsche sich von Osten nach Westen hinzieht, allein trotz aller Tapferkeit und Todesverachtung, mit der diese Helden auf Händen und Füßen an den steilen Klippen emporkletterten, scheiterte der Angriff an der fünf- bis sechsfachen Übermacht des Gegners, der ihnen durch eine noch völlig intakte, auf das Schlachtfeld geeilte Division den Rückzug abzuschneiden drohte. Nur Trümmer dieser tapferen Regimenter kehrten zurück, der größte Teil war tot oder verwundet oder in Gefangenschaft geraten, denn nicht jeder besaß nach einem 45 Kilometer langen Marsche und darauffolgendem Kampfe noch die Kraft, die steile Schlucht hinanzuklimmen. Und je tiefer die Sonne sank, um so stärker machte sich der Druck, den die Übermacht der Franzosen auf unsern schwachen, fast ganz entblößten linken Flügel ausübte, bemerkbar. Alles schien verloren, das Blut von tausend und abertausend wackeren Männern umsonst geflossen zu sein. Bereits stieg der Feind in die Schlucht hinab, und jenseits derselben erschienen neue Batterien auf den Höhen, während hinter denselben zahllose Reiterschwadronen über eine Querschlucht vorbrachen, um den ermatteten linken deutschen Flügel in der Flanke zu umklammern und zu vernichten. Was nützte uns dieser Übermacht gegenüber die gut gewählte Position hinter einer höher gelegenen Chaussee? Bereits begann der ungleiche Kampf zwischen der feindlichen Infanterie und der deutschen Artillerie, welche allein noch den Platz behauptete. An dem Rohre, den Radreifen und den Eisenbeschlägen der Laffette und der Protze hörte man die Kugeln anschlagen, zischend und klingend durchstrichen sie die Luft — eine Musik, welche zwar nicht so schauerlich klang als das Heulen und Krachen der platzenden Granaten, aber das Infanteriefeuer war für uns gefährlicher, als es die Granaten gewesen. Zu all dem kam noch das schlimmste, — Munitionsmangel! „Herr Unteroffizier, ick habe nur noch drei Granaten in der Protze," bemerkte Knülle während des Ladens. Es ist dies wohl das Schlimmste, was dem Soldaten passieren kann, ohne Munition im Feuer festliegen zu müssen; besonders schlimm aber ist es für den Artilleristen, denn solange dieser feuern, sein Geschütz bedienen — kurz thätig sein und sich bewegen kann, hat er keine Zeit, sich seine Lage zu vergegenwärtigen.

Noch immer wogte der Kampf vor uns im Thal, und es schien, als wenn er mit jeder Minute heftiger würde, während die Sonne bereits tief am Horizont stand, als wäre sie es satt, auf das grausige Bild der verzweifelt Ringenden herniederzublicken. — Nun war die letzte Granate, die letzte Kartusche ins Rohr geschoben, mit dem nächsten Blitz und Knall des Geschützes waren wir wehrlos und mußten den in langen, schweren Stunden behaupteten Platz räumen; jubelnd würden die Feinde die mäßige Anhöhe heraufstürmen, jeden einzelnen Mann aufs Korn nehmen und wegschießen, wie man Spatzen schießt. Ein furchtbarer Moment, wie er schrecklicher nicht gedacht werden kann, nach all dem Ringen und heldenmütigen Ausharren!

Die Not war groß, nur wenige Batterien feuerten noch; von Infanterie war außer den Trümmern der beiden Regimenter 16 und 57 nichts mehr zur Verfügung — das Schicksal des linken Flügels schien besiegelt; wir erwarteten jeden Augenblick das Kommando: „Zum Zurückgehen — protzt auf!" Doch nein — es sollte anders kommen, es nahte Hilfe, Rettung. Plötzlich entstand in der Batterie eine freudige Bewegung — unsere erste Wagenstaffel, welche zweifellos bei der zweiten ihren Munitionsvorrat ergänzt hatte, sauste heran und im Nu waren die Protzen wieder gefüllt, eben so rasch einige neue Pferde eingespannt, und eine Anzahl Reserve-Mannschaften bei den Geschützen verteilt. Das alles war das Werk weniger Minuten, klar und hell tönte das Kommando des Batteriechefs: „Zum Avancieren — Protzt auf!" — Es war gewiß ein tollkühnes Wagnis unseres Batteriechefs, aber in unserer gegenwärtigen Lage konnte nur kühner Wagemut, Opferfreudigkeit und festes Aushalten bis auf den letzten Mann noch Rettung bringen.

In scharfer Gangart ging es etwa 300 Schritte vorwärts, eine mäßige Anhöhe hinan, von der aus wir das Terrain bis zu der mehrfach erwähnten Schlucht übersehen und beherrschen konnten; rasch war abgeprotzt. Die Wirkung unseres Schnellfeuers war großartig. Die feindliche Infanterie wurde augenblicklich in ihrem Vorgehen aufgehalten, und sah sich genötigt, Schutz im Gelände zu suchen, wodurch die Vorwärtsbewegung der Kolonnen, wenn auch nicht auf die Dauer, so doch für den Augenblick ins Stocken geriet. Jetzt fand auch Knülle seinen Humor wieder, der ihm vorhin doch ausgegangen war.

„Det fluscht!" meinte er, als er zum dritten oder vierten Male von der Protze mit einer Granate zu uns an die Lafette herantrabte. „Seht doch mal, wie die Kerls sich vor uns schämen, sie drehen uns „mit Jewehr über" den Rücken zu und verkrauchen sich hinterm Zaun. Loofen können die ollen Pluderhosen wie Windhunde." — Kaum hatte Knülle seine Protze wieder erreicht, da pfiff mir eine Kugel vor der Nase vorbei, ich hörte seitwärts einen schwachen Schlag und gleichzeitig sank Kamerad St., unsere Nr. 5, an der Protze nieder. Eine Chassepotkugel war ihm durch den Helm ins Gehirn gedrungen. Lautlos streckte sich der brave Kamerad aus, fuhr noch einmal mit beiden Händen zur Stirne, dann war er tot. Das war der zweite Verlust, den unser Geschütz heute zu beklagen hatte; beide Kameraden wurden von Infanteriekugeln getroffen. — Die feindliche Infanterie nistete sich jetzt in dem Gelände ein und eröffnete ein lebhaftes Feuer, während sich hinter ihr zahlreiche Kolonnen und weiter westlich starke Kavalleriemassen zur Umklammerung des linken Flügels in Bewegung setzten. Schossen die Franzosen auch erbärmlich, — die Kugeln sausten meist in hohem Bogen über unsere Köpfe weg, — so war doch ein längeres Verweilen in unserer Stellung ohne Unterstützung durch Infanterie nicht möglich. Gedeckt feuernder Infanterie gegenüber vermag Artillerie mit Granaten nichts auszurichten, hier hätten Shrapnels vorzügliche Dienste leisten müssen; auch auf Unterstützung durch Infanterie war kaum noch zu hoffen. Zwar brachte das schneidige Vorgehen der 1. Gardedragoner die Vorwärtsbewegung der Franzosen einen Augenblick zum Stehen, aber um eine nachhaltige Wirkung zu erzielen, dazu genügte ein einzelnes Regiment nicht mehr. Hier konnte nur eine Reiterdivision Wandel schaffen. — Und eine solche stand längst im Rücken unserer Stellung bei Tronville bereit. Fast unbemerkt war sie aufmarschiert und erst als die Schwadronen in Höhe unserer Geschütze aus dem Trabe in Galopp fielen, als ihr tausendstimmiges Hurra die Luft erfüllte, die Erde unter den Hufen der Rosse erzitterte, während eine Staubwolke, einer Windsbraut gleich, hochaufwirbelnd mit ihnen zog, wendeten sich die Blicke nach links. Welches Schauspiel! Eine Reitermasse aus sieben Regimentern zusammengesetzt, von drei Generalen geführt, — Dragoner, Ulanen, Kürassiere, Husaren — jagte links in der Ferne an uns vorbei. Die Lanzen gesenkt, mit gezücktem Pallasch, den Leib nach vorn gebeugt, so jagten sie vorwärts, eine geschlossene Phalanx, der nichts zu widerstehen vermochte. Hei, wer da mitthun könnte! zuckte es durch mein junges Soldatenherz. Immer nördlicher zog die ungeheure Staubwolke, alle Blicke folgten ihr, aber auch alle Gewehrläufe des Feindes schienen auf die Reiterschar gerichtet, bald genug jagten reiterlose Pferde einzeln und in Gruppen zu zwei und drei auf unsere Stellung zu. Die armen Tiere, von deren Körper das Blut tropfte, verhinderten uns am Schießen, da sie vor den Geschützen umherrannten, oder vor denselben zusammenbrachen. — Würde der mutigen Reiterschar, die sich auf den Feind stürzte, das Zurückwerfen der feindlichen Infanterie- und Kavallerie-Divisionen gelingen? Schon einmal warf sich am heutigen Tage die deutsche Reiterei mit beispielloser Kühnheit auf den Feind und machte im blutigen Todesritt den bedrängten Kameraden von der

Der Kampf um die Standarte. Eine Episode aus der Schlacht von Bionville. Nach dem Gemälde von Th. Rocholl.

Infanterie und Artillerie Luft. — Jetzt schallt aus der Ferne dumpfer Waffenlärm, der Feind ist erreicht, nun muß es sich zeigen, ob der Franzmann der deutschen Reiterfaust widerstehen kann? Bange, erwartungsvolle Minuten vergehen für alle, welche aus der Ferne den ungeheuren Anprall dieser 5000 deutschen und französischen Reiter beobachten. Welche Scenen wilder Kampfeslust und grimmiger Vernichtungswut mögen sich dort drüben abspielen, wo die Hufe der Rosse den Staub so hoch aufwirbeln, daß niemand den Freund von dem Feind unterscheiden kann! Und vor diesem blutigen Ringen um die Siegespalme, vor diesem Würgen, dieser Vernichtung zieht sich selbst das hehre Tagesgestirn hinter die Höhe zurück, um bald ganz zu verschwinden.

Der Angriff ist gelungen, deutscher Reitermut hat gesiegt. Der Feind weicht zurück in seine alten Stellungen, er wagt keinen neuen Angriff mehr. Im Schritt kehren die Schwadronen nach Mars la Tour zurück — ihr Tagwerk ist gethan, der Befehl des Corpskommandeurs von Voigts-Rhetz ausgeführt. Stolz dürfen die Ulanen ihre Fähnlein im Winde flattern lassen und Kürassiere, Dragoner und Husaren ihre bluttriefenden Klingen in die Scheide stecken. Allmählich erstarb das Kampfgetöse auf dem linken Flügel, nur im Centrum und auf dem rechten Flügel dauerte es noch an. Die Dämmerung brach herein und mit ihr verstummte auch hier das Feuer auf der ganzen Linie, die Nacht breitete ihren Schleier über das Schlachtfeld. — Unsere Batterie hatte sich über die Tronviller Chaussee zurückgezogen. Zwar sandten uns die Franzosen beim Zurückgehen noch einige Granaten nach (deren eine leider in einen östlich bei Tronville gelegenen Pachthof mitten unter den dort zusammengetragenen Verwundeten einschlug), aber wir beachteten sie kaum; nur wenige hundert Schritte hinter unserer ersten Stellung bezogen wir Biwak. Es war für uns hohe Zeit gewesen, daß die Schlacht ein Ende nahm. Mit unsern Geschützrohren sah's böse aus. Die Verschlüsse waren sämtlich durch die Pulverrückstände dicht verschleimt und die Züge in den Rohren verbleit. Sie wieder instand zu setzen, war die Aufgabe des Batterieschlossers, der wohl noch nie eine solche schwere Arbeit zu bewältigen gehabt hatte. — Jetzt erst konnten wir Luft schöpfen und daran denken, dem Körper die nötige Ruhe zu gönnen und neue Kräfte für den morgen uns wahrscheinlich auf's neue bevorstehenden Kampf zu sammeln. Alles deutete darauf hin, daß die Franzosen uns am nächsten Tage eine neue entscheidende Schlacht liefern würden. — Ruhe fanden wir wohl, aber mit der Möglichkeit, den Körper durch Speise und Trank zu pflegen, sah's schlecht aus.. Nicht einmal Wasser war aufzutreiben, obschon der findige Knülle gleich auf die Suche ging, „denn," so meinte er witzig, „wenn wir uns nich jleich abwaschen, jiebt unsere Infanterie noch Feuer uff uns, in der Meinung, det wir Turkos sind." — Er hatte nicht so ganz unrecht, wir sahen mit unsern pulvergeschwärzten Gesichtern und Händen eher Negern gleich, als deutschen Artilleristen. — Nun ruhte tiefe Nacht über dem Schlachtfelde, verstummt war das wilde Getöse des Kampfes, und nur die brennenden Dörfer Tronville und in der Ferne Flavigny, hie und da der Ruf eines Verwundeten um Hilfe, nach Wasser, sowie die Lockrufe der Bataillone und Compagnien, welche ihre Versprengten zu sammeln suchten, deuteten darauf hin, daß man sich auf einem Schlachtfelde befand. In der Ferne stimmte eine Kapelle den Abendsegen an: „Ich bete an die Macht der Liebe, die sich in Jesu offenbart." — Wer solchen Tag, wie den heutigen miterlebt, der mußte wohl an der Macht der Liebe zweifeln. Zum Tode erschöpft lehnte ich an meinem Geschütze und ließ noch einmal die Bilder des heutigen, so überaus blutigen Tages an meinem geistigen Auge vorüberziehen. — Eine halbe Stunde mochte ich vielleicht so halbträumend dagestanden haben, als Knülle, mit einer Flasche Wein, die er offenbar irgendwo gefunden hatte, auf mich zukam. „Hier hab' ick wat fort Ihnen," rief er vergnügt. — „Knülle, wo haben Sie die Flasche Wein her? Doch nicht etwa aus dem Hause dort, auf dem die Johanniterfahne weht?" fragte ich ernst. — „Nee, nee, Gott soll mir bewahren! Die armen Jungens dort drinnen haben ihn eher nötig als wir. Lieber verdurste ick, als dat ick denen eenen Droppen weghole. Wissen S', ick habe mir dahinten so'n bisken in die Jebüsche jedrückt, da liegen die Franzosen wie jemäht! Na, dachte ick, denen kann't doch nich mehr nützen und revidierte ihre Tornister. Da fand ick denn diese scheene Pulle Wein und — raten S' mal, wat noch?"

„Ein Stück Brot, nicht wahr?" antwortete ich erfreut.

„Fehljeschossen, — en Stück Speck! Ick weeß, Sie können nich jut requirieren, deshalb habe ick det vor Ihnen mitjebracht. Da — nehmen S', Sie sehen aus, wie eener, der acht Dage in't Lazarett bei vierter Form mit Rejenwasser jelegen hat." — Gerührt dankte ich dem treuen Kameraden und griff gierig nach dem Dargebotenen. Es war das Erste, was ich seit drei Tagen außer einer dünnen, wässerigen Reissuppe und steinhartem Schiffszwieback meinem knurrenden Magen zuführte.

4. Nach der Schlacht.

Infolge der ungeheuren Anstrengungen dieses Tages verfiel ich in einen so tiefen Schlaf, daß ich erst wieder aufwachte, als die Sonne ihre Strahlen über die blutgetränkten Fluren sandte. Ich lag unter der Protze meines Geschützes, eingehüllt in meinen Mantel und die Feldmütze tief über die Ohren gezogen, konnte mich aber nicht im geringsten mehr entsinnen, diesen ungewöhnlichen Platz am Abend gewählt zu haben. Alles, was ich zum Schutze meines Körpers gegen die empfindliche Kälte der Nacht gethan hatte, war sonach im Halbschlaf geschehen. Der feste Schlaf hatte mich wieder erquickt. Zwar wurde schon in aller Frühe alles zu einem neuen Kampfe mit den Franzosen vorbereitet, da indessen aber Meldungen einliefen, daß der Feind seine Stellungen geräumt habe, so blieben wir ruhig im Biwak stehen und kochten gegen Mittag ab. Heute hatten wir endlich etwas zum Abkochen, wir empfingen Brot, Kaffee, Reis und frisches Fleisch. Gleich nach Mittag begruben wir unsere Toten; wer nicht durch den Dienst in der Batterie festgehalten war, durfte auch nach Tronville hinein, um die dort untergebrachten verwundeten Kameraden zu besuchen. Die nahe bei einander gelegenen Biwaks der verschiedenen Truppengattungen ermöglichten auch einen ausgedehnten kameradschaftlichen Verkehr untereinander und den Austausch der Erlebnisse vom Tage vorher. Ich speziell, der ich von Kindheit an große Vorliebe für die Kavallerie hatte, besuchte, so oft ich nur Gelegenheit fand, die Biwaks derselben. Was gab es da nicht alles zu erzählen! — So hatte z. B. kurz vor einer Attacke ein Fähnrich des Regiments bei leerem Magen einen tiefen Zug aus seiner mit Cognak gefüllten Feldflasche gethan und war infolge dessen wohl ein wenig berauscht, als das Regiment antrabte. Von Natur nur klein, besaß der Fähnrich ein stark ausgeprägtes cholerisches Temperament. Vor Begierde brennend, an den Feind zu kommen, spornte er sein Pferd mehr, als das leicht zum Durchgehen geneigte Tier vertragen konnte. Das wild gemachte Pferd ging denn auch bald mit seinem Reiter durch und beide, Roß und Fähnrich, jagten in stärkster Carriere vor dem Regiment her. Ehe noch das letztere den Feind erreichte, sprang das Pferd des Fähnrichs mit einem mächtigen Satze mitten in die feindliche Lanciers-kolonne hinein, und die nächsten Reiter überrennend, schaffte es, wild um sich schlagend, eine breite Lücke, in welche die nachfolgenden Dragoner einbrechen und unter den in Unordnung geratenen Reitern aufräumen konnten. Der kecke Fähnrich und sein Pferd wurden zwar von vielen Lanzenstichen durchbohrt und büßten ihr Leben ein, aber sie hatten dem Regiment einen wertvollen Dienst erwiesen.

Es ist leicht einzusehen, daß ein nicht mit einer Lanze oder Küraß versehener Kavallerist dem Ulanen gegenüber im Nachteil ist, wenn er nicht ein ganz besonders geübter Fechter ist. Bei dem ersten Zusammenprall mit Lanzenreitern hat der Husar oder Dragoner die gefährliche Waffe derselben mit einem schneidigen Rechtshieb zur Seite zu schlagen und dem Gegner möglichst unmittelbar nach der Parade einen Hieb oder Stich zu versetzen. Da der Lanzenreiter seine Waffe stets auf den Unterleib des Gegners richtet und nicht etwa, wie der Laie glaubt, auf die Brust, so muß auch der Hieb zur Parade stets von unten herauf geschlagen werden, so daß die Lanze seitwärts in die Höhe fliegt. Nur bei diesem Hieb ist die gefährliche Waffe unschädlich zu machen, beim einfachen Niederschlagen der Lanze von oben würde sie höchstens das Pferd des Gegners noch treffen. — Als die 19. Dragoner beim Vorrücken die Gewißheit hatten, daß sie auf Lanciers stoßen würden, da rief ein Wachtmeister, dem ich verschiedene interessante Einzelheiten der Attacke verdanke, wiederholt laut in die Kolonne: „Hieb von unten herauf gegen die Lanzen, sonst seid ihr verloren!" Allein mancher junge Reiter beachtete oder hörte nicht den warnenden Zuruf des erfahrenen

älteren Kameraden, viele schlugen im Kampfeseifer blind auf den Feind ein und sanken bald von der Lanze durchbohrt von ihren Pferden. Aber erst einmal im Handgemenge mit dem Feinde, zeigte sich doch bald die gediegenere Schulung der deutschen Reiterei und die größere Kraft des einzelnen Mannes; und in der durch keinen Zuruf und Kommando mehr zu zügelnden Wut der Reiter wurde kein Pardon gegeben und alles niedergeschlagen, was Franzmann hieß. So hatte jener Wachtmeister sich in dem wilden Handgemenge bis zu einem feindlichen Obersten durchgefochten, um denselben zum Gefangenen zu machen. Schon hat er den Zügel des Pferdes des Obersten erwischt und will Roß und Reiter aus dem Kampfgewühl hinauszerren, da erschienen plötzlich zwei Dragoner und stürzten sich auf den energisch zur Wehre sich setzenden Offizier. Der Wachtmeister ruft den beiden ein „Halt, der gehört mir," zu, aber die Kampfeswut hat alle Dämme des Gehorsams durchbrochen; mit dem Ruf: „Schlagt die Hunde tot!" schwingt der eine seinen Säbel und im nächsten Moment sinkt der Offizier von seinem Pferde.

Gewiß wird der Leser, welcher den deutsch-französischen Krieg nicht mitgemacht hat, ausrufen: „Aber das ist nicht die Kampfesweise deutscher Soldaten, das ist ja barbarisch!" Ich möchte hierauf kurz erwidern: Unsere Kavallerie hatte am 16. August 6—9 Stunden zum großen Teil unthätig auf dem Schlachtfelde in meist wenig oder gar keine Deckung bietenden Stellungen gehalten und ward von dem wütenden Feuer der in sicheren Positionen stehenden Franzosen unausgesetzt überschüttet; sie hatte infolgedessen nicht unerhebliche Verluste gehabt. Während dieses Haltens im Feuer hatte sie Muße, die Kampfesweise der grande Nation, die sich wenig darum kümmerte, ob auf einem Gebäude oder Verbandplatze die weiße Fahne mit dem Genfer Kreuz wehte, sondern blind darauf los schoß, kennen zu lernen. Im Verlaufe der später erfolgenden Attacke machte sie ferner die Wahrnehmung, daß der auf der Erde liegende verwundete französische Kavallerist, der also kriegsgemäß unschädlich gemacht war und von dem Gegner nicht mehr als ein zu bekämpfender „Feind" angesehen wurde, daß diese Verwundeten sich im Rücken der Deutschen erhoben, ihre Karabiner luden und ihre Gegner hinterrücks von den Pferden knallten. Ich frage: Ist es angesichts solcher, einer kultivierten Nation unwürdigen Kampfesart zu verwundern, wenn den gemeinen Soldaten, der doch auch sein Leben in die Schanze schlägt, der Zorn und Grimm übermannt und dem Feinde das heimzahlt, was er dem Kameraden, der an seiner Seite niedersank, zugefügt? Gewiß nicht! Nach den Lehren unserer Religion handelt er zwar nicht christlich, aber menschlich betrachtet, wird man seine Handlungsweise begreifen und entschuldigen können. —

Doch nun will ich eine kleine Episode erzählen, welche eines humoristischen Beigeschmacks nicht entbehrt. In dem genannten Dragoner-Regiment diente ein junger Offizier, der recht froh war, als es hieß: „Es wird mobil gemacht gegen die Franzosen," denn diese fürchtete er weniger, als seine Manichäer, deren Zahl groß war. Ein schneidiger Reiter, gewandter Fechter und von großer körperlicher Kraft, ist er ein Schrecken für die französische Reiter, von denen viele unter seinen wuchtigen Hieben in der großen Attacke aus dem Sattel sinken, er scheint unverletzbar, und die Franzosen, welche diesen großen, stattlichen Reiter einhauen sehen und vor seiner tödlichen Klinge zurückweichen, rufen: „C'est le diable!" Da plötzlich ruft ihm der Wachtmeister seiner Eskadron zu: „Herr Lieutenant, dort drüben haben sie den Herrn Rittmeister!" Sofort wendet der Angerufene sein Pferd und vereint mit dem Wachtmeister schlagen sie sich bis zu dem Platze durch, wo ein halbes Dutzend Franzosen auf den bereits aus mehreren Wunden blutenden Rittmeister losschlagen. Wie das Wetter fahren die beiden Reiter in den Knäuel hinein und in wenigen Sekunden ist der Platz von den französischen Reitern gesäubert, der Rittmeister vom sicheren Tode gerettet. Und während die Franzosen Fersengeld geben, streckt der gerettete Chef dem Kameraden gerührt die Hand entgegen: „Herr Lieutenant, Sie haben mir das Leben gerettet, ich danke Ihnen herzlichst für diesen Dienst; gestatten Sie mir dafür, Ihre sämtlichen Schulden zu bezahlen." — „Und das waren nicht wenige," meinte der Wachtmeister, „aber der Rittmeister war ein vermögender Herr, und hat gewiß sein Wort gehalten!"

Zum Schluß möchte ich noch eine Scene erzählen, die sich während der großen Attacke beim 4. (westfälischen) Kürassier-Regiment abspielte. Das Regiment hatte die Franzosen mit Erfolg angegriffen und dann kehrt gemacht, um nach Mars la Tour zurückzureiten. Gleich wie die 13. Ulanen, so war auch dieses Regiment etwas auseinander gekommen und sammelte sich in kleineren und größeren Trupps rückwärts des Kampfplatzes. Hierbei geriet ein Lieutenant in ein Handgemenge mit französischer Kavallerie, die auf einzelne Versprengte und Nachzügler Jagd machte. Der Offizier, welcher bereits verwundet war, schlug sich tapfer mit den von allen Seiten auf ihn eindringenden Franzosen herum, er würde aber sicher eine Beute des Feindes geworden sein, wenn ihm nicht einer seiner Leute im letzten Augenblicke zu Hilfe geeilt wäre. Nun war dieser Kürassier gerade derjenige, an dem der Offizier stets etwas auszusetzen hatte. Der Mann mochte thun, was er wollte, er konnte es dem Herrn Lieutenant bislang nie recht machen, und unsern Helden beschlich dieserwegen oft die tiefste Bitterkeit gegen seinen Vorgesetzten, alle Lust und Freudigkeit am Soldatenleben war längst dahin; er sah in dem Vorgesetzten nur den stetigen Nörgler, einen Plagegeist, den er oft ins Pfefferland wünschte. Nun würde vielleicht ein anderer, als sich der Lieutenant mit den Franzosen herumschlug, gedacht haben: „Was sollst du dich für einen Mann opfern, der bislang für all deine Mühen und Plagen im Dienst nur Tadel und Scheltworte hatte? Wenn er fällt, so hast du den Quälgeist vom Halse, — laß ihn selbst sehen, wie er sich aus der Patsche hilft." Nicht so dachte unser braver Kürassier, und seine That zeugt gewiß von einem geraden, unverdorbenen Sinn, von hoher Denkungsart und Selbstüberwindung des in seinem Herzen lodernden Grolls gegen den unbeliebten Vorgesetzten. Kaum hatte er den Offizier im Handgemenge mit den französischen Reitern erblickt, so wirft er auch schon sein Pferd herum, sprengt auf die Feinde los, und unter den wuchtigen Streichen seines Pallasches sinken die feindlichen Streiter von den Pferden oder ergreifen die Flucht. Ohne ein Wort zu sagen, nimmt er den Zügel des Offizierspferdes und bringt beide, Roß und Reiter, zu seinem Regiment zurück. Erst nachdem er sie in Sicherheit gebracht, fühlt er, daß er verwundet ist und daß er sich nicht länger mehr aufrecht halten kann. Da streckt ihm der glücklich gerettete Offizier mit dankerfülltem Blick die Hand hin und warme Worte der Anerkennung strömen über seine Lippen. Unser Held aber frägt mit einem treubiedern Lächeln: „Herr Lieutenant, — hab' ich's Ihnen nun endlich mal recht gemacht?" Ich muß gestehen, daß ich, als mir diese kleine Scene erzählt wurde, tief gerührt wurde. Welcher Edelsinn, welche herrlichen Tugenden offenbaren sich in dieser That des schlichten westfälischen Kürassiers! Können die Franzosen ähnliches von ihren Soldaten rühmen? Ich bezweifle das; es sind mir Handlungen und Äußerungen französischer Soldaten gegen ihre Vorgesetzten zu Ohren gekommen, welche unglaublich klingen, aber wahr sein müssen, denn nicht Deutsche brachten sie später an die Öffentlichkeit, sondern — Franzosen.

Nach dieser Abschweifung möchte ich wieder zu meinen Kriegserlebnissen zurückkehren. — — —

Der 17. August hatte den erwarteten Entscheidungskampf zwischen den beiden Heeren nicht gebracht; es war an diesem Tage möglich, den Truppen die wohlverdiente Ruhe und Erholung zu gewähren. Die Stimmung in den Biwaks war aber eine tiefernste, und wohl nie zuvor ist den Tönen des Abendsegens, den alle Kapellen der Infanterie-Regimenter beim großen Zapfenstreich um 9 Uhr bliesen, mit größerer Andacht gelauscht worden als an diesem Abend. Wußte doch keiner unter uns, ob er den nächsten Abend die erhebenden, zur Andacht mahnenden Klänge wieder hören würde. Unsern „Batterie-Clown" Knülle hatte ich heute nur früh am Morgen und am Mittage beim Abkochen in der Batterie gesehen; die jedem gewährte Freiheit, das Schlachtfeld bis zu der berühmten Schlucht nördlich Mars la Tour und bis zum Walde vor Vionville abstreifen zu dürfen, hatte er redlich ausgenutzt. Als er am Abend zum Appell erschien, strotzte sein Brotbeutel von allen möglichen Dingen, die er beim Herumstreifen aufgelesen hatte. „Ick werde mir zu Hause 'n Kriegsmuseum anlejen," meinte er, als er später seine Siebensachen auskramte, unter denen sich Epauletts von Franzosen, Regimentsabzeichen, Granatsplitter, Knöpfe und dergleichen Kleinigkeiten befanden, wie sie ein Schlachtfeld in reichem Maße liefert. Unser guter Klas, der in den letzten Tagen wiederholt seinen „Schmachtriemen" um ein Loch enger geschnallt, hatte seine Augen beim Umherstreifen auf andere für

ihn wichtigere Dinge gerichtet als Knülle, nämlich auf Brot und Speck, von welch letzterem fast jeder der gefallenen Franzosen ein Stück im Tornister mitführte. Er war, da er nun für einige Tage sich verproviantiert hatte, guter Dinge. „Jung'," meinte er trocken, als wir uns am Abend am Wachtfeuer auf das Stroh hinstreckten, „harr (hätte) ick nu man noch 'n lütjen (kleines) Primjen, denn kunn mintwegen de Franzusen morjen wedder an to bullern fangen."

5. St. Privat.

Früh um 5 Uhr am 18. August wurde es lebendig in den Biwaks, und der überall aufsteigende Rauch deutete an, daß die Soldaten sich ihren warmen Morgentrank bereiteten. Um 6 Uhr stand alles bereit zum Abmarsch, denn heute, so hieß es, würde die Entscheidungsschlacht geschlagen, aber erst gegen 7 Uhr wurde abgerückt. Unser Weg führte an Tronville vorbei über das Schlachtfeld vom 16., vorbei an den heißumstrittenen tronviller Büschen und der Schlucht, in der so mancher brave Kamerad vom 16. und 57. Regiment seit gestern in kühler Erde ruhte. Bereits fing die Sonne zu stechen an, und über die von Granaten aufgewühlten, noch mit Toten und Pferdekadavern bedeckten Fluren wehte uns der Morgenwind pestilenzialische Gerüche von verwesenden Menschen- und Tierleichen zu, welche noch nicht hatten beerdigt und verscharrt werden können. Unser Weg führte nördlich auf St. Marcel und weiterhin an Doncourt vorbei; vom Feinde war nichts zu sehen. Auf allen Wegen blitzten heute Pickelhauben, und wer die am 16. so überaus dünnen Reihen der deutschen Soldaten gesehen, welche den ungleichen Kampf zu bestehen gehabt hatten, der mußte heute glauben, daß sozusagen über Nacht eine neue deutsche Armee aus dem Boden gewachsen wäre. Das hob natürlich den Mut der Mannschaften bedeutend, denn nichts ist für den Soldaten niederdrückender, als wenn er von vornherein weiß, daß der Feind, den er angreifen soll, ihm in überlegener Zahl gegenüber steht. Ich hatte zunächst nur Augen für die herrliche Gegend. Fruchtbare Kornfelder wechselten mit saftig grünen Wiesen und waldreichen Höhen ab. Aus den Ortschaften war offenbar der größte Teil der Bevölkerung in die Festung Metz geflüchtet, nur ältere Männer und Frauen, erstere in der charakteristischen blauen Bluse und weißen Zipfelmütze, saßen oder standen vor den Häusern und blickten mit betrübten Mienen die vorüberziehenden „Prussiens" an. Fragte man sie nach irgend etwas Eßbarem, das man gut bezahlen wolle, so erhielt man meist die Antwort: „Nous avons rien du tout, pas du tout, vos camarades ont tout pris!" („Wir haben nichts mehr, eure Kameraden haben alles mit fort.") — Ein Blick auf die Karte belehrte mich, daß der französischen Armee, wenn sie noch an der Absicht festhielt, sich nach Paris durchzuschlagen, nur die Straße über Etain frei blieb. Bei der Langsamkeit, mit der die Franzosen indes am 16. auf der direkten Straße über Vionville-Mars la Tour vorgerückt und dort von den deutschen Truppen festgehalten worden waren, ließ sich übrigens erwarten, daß die letzteren ihnen auch diesen Weg wieder rechtzeitig versperren würden. In Wirklichkeit war es bereits der Fall, denn bald darauf erscholl aus nordöstlicher Richtung Kanonendonner, welcher bewies, daß der Feind gezwungen wurde, Front zu machen und sich erst durch die Truppen des Gegners einen Weg zu bahnen, bevor er seinen Abmarsch fortsetzen konnte.

Da das 10. Armeecorps heute in Reserve stand, so hatten wir Muße, die Bewegungen bei Freund und Feind von den verschiedenen Höhen aus, auf denen wir nacheinander hielten, zu beobachten. Gleich nachmittags waren wir in die Nähe von Jouaville gerückt, welcher Ort etwa im Centrum der deutschen Aufstellung lag. Vor uns breitete sich ein langgestreckter bewaldeter Höhenrücken aus und in dem Thale vor demselben lagen zahlreiche Gehöfte und kleinere Ortschaften zerstreut, welche dem Feinde vorzügliche Stützpunkte boten und von denen aus er das Thal vollständig beherrschte. Allmählich entbrannte der Kampf auf der ganzen Linie, von Metz bis St. Privat. Höher stieg die Sonne, ihre Strahlen fielen fast senkrecht auf die Häupter der vor uns kämpfenden Kameraden, aber das Gefechtsbild änderte sich um nichts. Wie am 16., so hatten auch heute die Franzosen wieder Positionen inne, aus denen sie nur im Sturm mit dem Bajonett vertrieben werden konnten. Am Nachmittage zwischen drei und vier Uhr rückten wir über Jouaville nach Batilly vor. Nordöstlich von diesem Ort liegt St. Marie aux Chênes, um dessen Besitz ein heftiger Kampf seitens der Garde und Sachsen tobte. Verhinderte auch ein vor uns liegender Höhenzug jeden Überblick des Gefechtsfeldes, so konnte man doch aus dem lebhaften Geknatter des Gewehrfeuers und der vermehrten Heftigkeit des Artilleriefeuers entnehmen, daß das Dorf von den Unsrigen unter allen Umständen genommen werden mußte. Gegen 4 Uhr ward es dort dann auch stiller — das Dorf war in unseren Händen. Nachdem wir bei Batilly etwa zwei Stunden gehalten, sprengte ein Brigade-Adjutant heran und überbrachte dem Batteriechef einen Befehl. „Die Entscheidung des Tages liegt auf dem linken Flügel," antwortete der Offizier unserem Zugführer, der sich bei ihm nach dem Stande der Schlacht erkundigte, „das 10. Armeecorps wird noch mit einzugreifen haben. Im Centrum und besonders auf dem rechten Flügel ist nur erst wenig Terrain gewonnen. Der Feind steht in äußerst günstigen Positionen und verteidigt sich mit großer Zähigkeit." — Gleich nachdem der Adjutant weggeritten war, erscholl das Kommando: „An die Pferde — Batterie aufgesessen!" Im Schritt ging es weiter in nordöstlicher Richtung und nach einigen tausend Schritten befanden wir uns auf dem Schlachtfelde. Verwundete Gardisten suchten die Verbandplätze auf, auch ein kleiner Trupp Gefangener wurde an uns vorbeigeführt. Deutlich erkannte man die Stellungen der Franzosen und die Schützenlinien der Unsrigen, sowie die lange Reihe Geschütze, welche das Gardecorps rechts seitwärts von dem Dorfe St. Ail aufgefahren hatte. Furchtbar tobte der Kampf, der Pulverdampf lagerte an den Hängen und in den Thälern wie eine dichte graublaue Nebelschicht, die bei der gänzlichen Windstille und dem heiter über uns blauenden Himmel keinen Weg zum Abziehen fand.

Eine Weile hielt die Batterie, einen neuen Befehl erwartend, etwa 500 Schritte hinter der Schlachtlinie, schon neigte sich die Sonne, um bald hinter dem Horizont zu verschwinden, da erscholl das Kommando: „Bedienung aufsitzen!" Im ruhigen Schritt durchzogen wir einen engen Wiesengrund und als dieser passiert war, formierte sich die Batterie auf freiem Felde zum Gefecht, und dann ging's vorwärts im scharfen Trabe hinter der Schützenlinie her, — St. Privat war das Ziel. Um die feindlichen Batterien nördlich von St. Privat mit Erfolg beschießen zu können, mußte unsere Batterie eine Strecke weit über das terassenförmig sich bis an den Ort erstreckende freie Feld traben; sie kam dabei bis auf etwa tausend Schritt an das mit massiven Mauern und zahlreichen Schützengräben umgebene Dorf heran, welches bereits die Garde-Artillerie in Brand geschossen hatte. Das war für die Batterie ein gefährlicher Weg. Sowie dieselbe aus dem Wiesengrunde hervorkam, und die Geschütze, in schärfster Gangart rechts aufmarschierend, über das freie Feld hinjagten, pfiffen uns auch schon die Kugeln wie Hagelkörner um die Ohren. Hei! — das war ein prächtiges Ziel für die Franzosen, diese Batterie, die über das kahle Feld dahinsauste, aber die verschiedenen Salven und das Einzelfeuer thaten uns gar keinen Schaden, nur einige Pferde wurden verwundet, und mir verschaffte eine Chassepotkugel ein wenig Luft unten in der Hose; hätte ich Klasens dicke Waden gehabt, so hätte sie mir wohl etwas zur Ader gelassen, so aber stellte sie nur eine bei der Hitze des Tages sehr angenehme Ventilation in meinen Beinkleidern her, über die der witzige Knülle, der nebenbei bemerkt am Abend aus seinem zusammengerollten Mantel drei Chassepotkugeln schüttelte, faule Witze riß. Es war eine kurze, aber tolle Fahrt, das Feld besät mit Toten und Verwundeten; in den oben bereits brennenden Häusern des Dorfes schossen die Franzosen noch aus den Fenstern, über die Gartenmauern hinweg lugte Kopf an Kopf, und davor, in dem Gebüsch und in Schützengräben, feuerten die sich mit dem Mute der Verzweiflung wehrenden Schützen gegen die immer näher rückenden und den Halbkreis enger schließenden Deutschen. Als wir an den kahlen Abhängen vor dem Dorfe hinjagten, geriet das linke Flügelgeschütz beim Ausweichen vor den zahlreich auf dem Felde zerstreut liegenden Verwundeten so nahe an den Rand eines Feldgrabens, daß es umzuschlagen drohte; nur durch eine schnelle Bewegung der Fahrer nach rechts gelang es, das Geschütz vor dem Hinabstürzen in den Graben zu bewahren. Bei dieser raschen Bewegung konnte es leider nicht vermieden werden, daß die Räder über die Beine eines hart am Grabenrande liegenden, anscheinend toten Franzosen hinwegrollten. Es war für mich, der ich hinten von meinem Achssitze dies mit ansah, ein schreck-

licher Anblick — schrecklich, weil der arme Teufel nicht tot, sondern nur verwundet war. Als die schweren Geschützräder ihm über die Beine rollten, da schnellte sein zuckender Körper in die Höhe und sein schmerzverzerrtes Antlitz der dahinjagenden Batterie zuwendend, erhob er beide Arme zum Himmel, diesen wohl anflehend, ihn von seinen schrecklichen Qualen zu erlösen. Das ist der Krieg, der schreckliche Krieg!

Die tolle Fahrt der Batterie war nur von kurzer Dauer, westlich von St. Privat wurde rechts eingeschwenkt und das Feuer gegen die jenseits der Chaussee St. Marie aux Chênes—St. Privat aufgefahrene feindliche Artillerie, zum Teil auch gegen die massiven Mauern des letzteren Orts, eröffnet. Die französische Artillerie schoß heute wieder herzlich schlecht, und da die feindliche Geschützaufstellung bald auch aus nordwestlicher Richtung von der Artillerie des auf den rechten Flügel des Feindes drückenden 12. Corps beschossen wurde, so war sie schon nach kurzer Zeit zum Aufprotzen genötigt. Und jetzt trat wieder einer jener großen Momente ein, in dem das junge, nach Thaten lechzende Soldatenherz schneller pocht. Aus den stark gelichteten Schützenlinien rund um das Dorf ertönten Hornsignale und die Tambours schlugen das für den Angriff charakteristische: „Schlum-pum, Schlumpum." Es galt den letzten Anlauf bis zum Dorfe St. Privat, diesem letzten, aber wohl am besten zur Verteidigung geeigneten Stützpunkte des Feindes. Alles, was von dem im Halbkreis vor dem Dorfe liegenden Garderegimentern sich noch zu erheben vermochte, sprang auf und stürmte vorwärts, viele Compagnien hatten keinen einzigen Offizier mehr, aber vorwärts ging's trotz alledem. Wahrlich es war für uns, die wir im Augenblick nicht feuern durften und den gewaltigen Sturm von beinahe zwölf Regimentern aus nächster Nähe beobachten konnten, ein großartiger Anblick. Von Süden her stürmten die Braunschweiger und die westfälischen Regimenter der 40. Division in Compagniekolonnen den Hügel herauf, im Westen drang fast alles, was von dem Fußvolk die Gardelitzen trug, vor und von Norden herüber schallte das laute Hurra der Sachsen. Aber aus jeder Maueröffnung, aus jedem Fenster der in Brand geschossenen Häuser blitzte den Stürmenden Tod und Verderben entgegen. Die Gefahr der über ihren Köpfen brennenden und einstürzenden Dächer nicht achtend, hielten die Franzosen stand, denn Bazaine hatte befohlen, „diesen Ort unter allen Umständen zu halten, da er den Schlüssel zu der ganzen Aufstellung bildete." Aber aller Mut, alle Geschicklichkeit in der Benutzung der zur Verteidigung wie geschaffenen Lage des Dorfes, das mit seinem terrassenförmigen kahlen Vorterrain und den massiven Mauern einer Festung glich, war vergeblich, schon in den nächsten Minuten hatten die Garden das Dorf erreicht; sie, die am schwersten gelitten hatten, waren auch die ersten, welche den kühnen Verteidiger aus den Gärten und Häusern hinaustrieben.

Von drei Seiten drangen die Stürmenden in das Dorf, aus dem noch lebhaftes Gewehrfeuer erscholl; jedes Haus, jede Gartenmauer mußte einzeln erobert werden, und als endlich alles, was vom Feinde die östlichen Straßen in eiliger Flucht nicht hatte erreichen können, niedergemacht oder gefangen worden war, gab es noch ein schweres Stück Arbeit zu verrichten, nämlich das Herausschaffen der verwundeten Franzosen aus den brennenden Häusern. Schon hatte sich die Dämmerung auf das grausige Bild der Zerstörung niedergesenkt, aber der Kampf flammte noch einmal auf. Östlich von St. Privat nahm eine neue feindliche Division Aufstellung und überschüttete das verlorene Schlachtfeld mit einem Geschoßhagel. Unsere Geschütze erwiderten das feindliche Feuer nur mit wenigen Schüssen, denn bei der mehr und mehr zunehmenden Dunkelheit war ein genaues Richten nicht möglich. Das Abfeuern der feindlichen Geschütze nahm sich in der Dunkelheit prächtig aus; die mit Zeitzündern versehenen Granaten sausten wie feurige Raketen durch die Luft; eine derselben zischte so dicht an mir vorbei, daß mir der brennende Zündsatz die Wange streifte. Das Geschützfeuer verstummte bald gänzlich, dagegen erscholl aus dem hinter St. Privat gelegenen Walde noch eine geraume Weile das schnarrende Gerätsch der Mitrailleusen, untermischt mit dem Geknatter des Chassepot- und Zündnadelgewehrs, sowie dem lauten „Hurra!" unserer Infanterie, welche den Feind in dem Walde angriff und zuletzt daraus vertrieb. — Gegen zehn Uhr schwieg auf diesem Teile des Schlachtfeldes das Feuer gänzlich, nur in der Ferne, in südlicher Richtung, erlosch es fast die ganze Nacht über keinen Augenblick. — Wiederum bedeckte die Nacht mit ihrem Schleier ein ungeheures weites Schlachtfeld und das brennende Dorf St. Privat verbreitete weithin einen grellen Feuerschein, bei dem Freund und Feind sich wohl zu erkennen vermochten. Auf den Gesichtern der verwundeten Franzosen, welche noch in der Dunkelheit umherirrten und nach einem Arzte suchten, der ihre Wunden verbinde, lag eine tiefe Niedergeschlagenheit. Der heutige Tag, an dem sie sich wirklich brav geschlagen hatten, nahm ihnen ja die letzte Hoffnung, sich aus der Umklammerung der Deutschen zu befreien. Dumpf und schwül war der Tag für sie angebrochen, mit Blitzen und Donnern hatte er geendet, und jetzt lag die beste ihrer Armeen, aus tausend Wunden blutend, am Boden oder eilte in wilder Flucht unter die schützenden Mauern der Festung Metz. — Unsere Batterie biwakierte einige hundert Schritte von dem lichterloh brennenden Dorfe St. Privat, auf derselben Stelle, wo wir den letzten Schuß abgegeben hatten. Das Wasserkommando wurde sogleich in das Dorf geschickt, um Wasser zum Kaffeekochen zu holen. Ich ergriff den Geschützeimer und eilte damit zum Dorfe; dabei passierte ich das Terrain, wo die Sachsen zum Sturm auf das Dorf vorgerückt waren. Überall, soweit das Auge beim Schein des brennenden Dorfes sehen konnte, lagen die braven Kameraden oft haufenweise beieinander. Herzzerreißende Laute, tief in die Seele schneidendes Wimmern und Ächzen tönten an mein Ohr. „Ach Gott, ach Gott! erschießt mich doch!" rief eine Stimme in der Dunkelheit; mein Fuß stockte, denn dicht vor mir jammerte ein anderer Schwerverwundeter: „So helft mir doch! Wasser, Wasser, nur einen Schluck Wasser!" Ich bückte mich zu dem Jammernden nieder. „Wasser hoffe ich dir bringen zu können, lieber Kamerad," antwortete ich ihm, „sage mir jetzt, ob ich dir sonstwie helfen kann?" — „Leg' mich anders," ächzte der Unglückliche, „ich liege mit dem Kopfe zu tief!" Der Bedauernswerte lag mit dem Kopfe an einem Schützengraben, während die Beine über die Krone desselben hingen, so daß ihm das Blut nach dem Gehirn strömen mußte. Ich stellte mich schnell über ihn, schob meine Arme unter seinen Rücken und hob ihn vorsichtig auf. Aber kaum hatte ich ihn vom Boden gehoben und einen Schritt von seinem Platze weggerückt, da erhob er ein so jämmerliches Geschrei, daß es mir durch Mark und Bein ging und ich meine ganze Willenskraft einsetzen mußte, um ihn nicht fallen zu lassen. Dem Ärmsten waren beide Beine von einer Granate zerschmettert. Ich legte ihn so, daß er mit dem Kopfe höher zu liegen kam, schob ihm seinen Tornister unter den Kopf, rollte seinen Mantel auf und deckte ihn damit zu. Und während ich so alles that, was in meinen Kräften stand, fand der schwer Verwundete noch Worte, sich nach seinem Bataillonskommandeur zu erkundigen, welcher mit dem Adjutanten in seiner Nähe liegen müsse; er habe beide stürzen sehen. Ich versprach ihm, dieselben aufzusuchen, dann eilte ich fort nach Wasser. — Nach langem Suchen fand ich endlich Wasser, freilich mußte ich noch eine geraume Weile warten, bis ich meinen Eimer voll schöpfen konnte, denn der Brunnen, welcher an der Hauptstraße lag, war von mehreren Dutzend Soldaten aller Waffengattungen umlagert, die natürlich sich selbst erst an dem heute langentbehrten Naß gütlich thaten, ehe sie ihre Kessel füllten.

Als ich wieder über das Schlachtfeld schritt und in die Nähe des schwerverwundeten Sachsen kam, sah ich mich nach den beiden von ihm bezeichneten Offizieren um. Ich fand sie bald, aber in welchem Zustande! Man hatte ihnen die Uniformen zerrissen, die Knöpfe weggeschnitten, kurz — Hyänen des Schlachtfeldes hatten hier gehaust. Wer war es gewesen? Woher kamen diese Teufel in Menschengestalt, fragte ich mich, denn im ganzen Dorfe hatte ich auch nicht einen einzigen Bewohner mehr bemerkt, alles war geflohen. Waren diese Elenden unter den eigenen Kameraden zu suchen? Nimmermehr konnte das sein; wer keinen Augenblick weiß, ob er morgen noch unter den Lebenden weilt, wer, wie wir, den Tod stündlich vor Augen hat, der richtet seinen Sinn nicht auf den Besitz von Uhren, Ringen und dergleichen Sachen, eine Schnitte Brot, ein Stück Speck und ein Trunk Wasser ist ihm mehr wert als eine mit Gold gespickte Börse. Ich sollte am nächsten Morgen darüber aufgeklärt werden, wer dieses lichtscheue Gesindel war und zu welchen Thaten selbst ein Weib fähig ist, wenn die Kriegsfurie über das Land hinrast. — Um dem schwerverwundeten sächsischen Kameraden Wasser geben zu können, hatte ich den Deckel eines Kochgeschirrs im Dorfe mitge-

nommen. Als ich mich nach dem Verwundeten umsah, berührte plötzlich jemand von hinten meine Schulter; ich drehte mich um — ein französischer Offizier stand vor mir, wie ich an dem goldbetreßten Käppi erkannte. Sein Gesicht war dicht in eine blauseidene Binde oder Schärpe eingehüllt, wie sie die Offiziere über den Hüften tragen. Er schien im Gesicht schwer verwundet zu sein und schwankte bedenklich. Sein mattes dunkles Auge ruhte auf meinem Eimer, und mit der Hand machte er die Bewegung des Wasserschöpfens. Ich bot ihm in dem Deckel einen Trunk an, aber er zeigte nach seinem Munde, über welchen die Binde bis unter die Nase geschlungen war, er versuchte, dieselbe zu lösen, und da er hierzu offenbar zu schwach war, so half ich ihm dabei. Und als ich endlich die Umhüllung entfernt hatte, bot sich mir ein entsetzlicher Anblick. Dem Unglücklichen fehlte der Unterkiefer, eine Granate oder ein Sprengstück hatte ihm denselben weggerissen. Ich bedeutete ihm, sich niederzusetzen und nachdem dies mit meiner Hilfe geschehen, hielt ich ihm den Deckel mit Wasser unter die Nase und ließ das kühlende Naß, nach dem er so heiß begehrte, in die schreckliche Öffnung unterhalb derselben hinabfließen. Aber unendlich wohl schien das Wasser dem Unglücklichen zu thun, denn er ergriff krampfhaft meine Hand, die den Deckel hielt, und schüttete den Inhalt desselben hinunter. Plötzlich wurde der Verwundete matt und sank ohnmächtig zurück. Ich wand ihm die Binde wieder um den Hals und das halbe Gesicht und eilte fort, ich hatte ja noch einem anderen Unglücklichen Wasser zu bringen. Nach wenigen Minuten fand ich ihn auch, aber — er brauchte kein Labsal mehr, der Himmel hatte ihn gnädig von all seinen Qualen erlöst, er war tot, verblutet; wahrscheinlich war dies jetzt auch schon bei dem französischen Offizier der Fall. Tieferschüttert eilte ich fort.

Meine Kameraden waren bereits beim Kaffeekochen; infolge des heutigen glänzenden Sieges waren alle in freudigster Stimmung. Jetzt, so hoffte jeder, würde der Krieg bald zu Ende sein; waren doch beide feindlichen Armeen gründlich geschlagen. Angesichts des furchtbaren Elends, welches uns umgab, war an Schlafen gar nicht zu denken. Bis spät nach Mitternacht suchten die Krankenträger das Schlachtfeld ab und Feldgendarmen trabten über das Feld, auf jenes lichtscheue Gesindel zu fahnden, das sich nach jeder Schlacht einzufinden pflegt, um zu rauben und zu morden. Wir hatten gegen die empfindliche Kühle der Nacht ein Wachtfeuer angezündet, aber nur wenige der Kameraden ließen sich daran nieder, die meisten zerstreuten sich über das Schlachtfeld, um die von allen Seiten nach Hilfe und besonders nach Wasser rufenden verwundeten oder sterbenden Kameraden aufzusuchen, sie zum Verbandplatze zu geleiten, oder ihnen den erquickenden Labetrunk zu reichen. Erst nach mehreren Stunden ließ ich mich, aufs höchste erschöpft, am Wachtfeuer nieder und versuchte zu schlafen. Aber der Schlaf wollte sich heute nicht auf meine müden Augenlider niedersenken, immer wieder schreckten mich die Klagen und Schmerzensrufe der Verwundeten auf. Was meine Augen diese Nacht geschaut, mein Ohr gehört, ich kann nicht alles aufzeichnen, nur einer menschlichen Bestie, eines Weibes, will ich erwähnen, welches in St. Marie aux Chênes einem tödlich verwundeten Offizier die Augen ausgestochen hatte. Man zerrte diese Megäre am anderen Morgen an einem Strick um den Hals an unserem Biwak vorbei. In der Nähe des Biwakplatzes des 92. Regiments warf sie sich nieder, da sie, wie sie vorgab, nicht weiter gehen könne. Das schreckliche Weib, eine Greisin von etwa 70 Jahren, blutete aus vielen Stichwunden und der Feldgendarm, der sie ins Hauptquartier abliefern wollte, hatte Mühe, sie vor der Wut der Soldaten zu schützen. Es war für mich ein unsagbar widerwärtiger Anblick, diese Furie, nur mit schmutzigem Hemd und Unterrock bekleidet, gefesselt auf dem Boden liegen zu sehen, kein Wort um Gnade, sondern wilde Flüche auf die „Prussiens“ ausstoßend. War sie wahnsinnig? Oder hatten die Soldaten recht, welche behaupteten, sie sei von einem Geistlichen zu der schrecklichen That gedungen worden? Sicheres ist nicht ermittelt, denn das Weib starb auf dem Wege zum Hauptquartier, ohne Reue zu zeigen oder zu sagen, wer sie zu der grausigen That gedungen hatte; denn daß ein Weib aus eigenem Antriebe so handeln sollte, ist schwer zu denken. Doch genug von solchen schrecklichen Dingen! Das ist der Krieg in seiner furchtbarsten und widerwärtigsten Gestalt — nur er zeitigt solche Greuelthaten! — Ich will jetzt noch eines Falles gedenken, in dem sich, entgegen jener That, der Mensch als Samariter gegen den Feind zeigte. Während wir in der dem Kampfe folgenden Nacht an unserem Wachtfeuer saßen, trat ein graubärtiger französischer Soldat in den Lichtkreis desselben und bat um etwas Brot und einen Trunk Wasser. Unser braver Knülle, der heute auch keine Ruhe gefunden hatte und sich die Zeit mit Kaffeekochen vertrieb, den er den Verwundeten, gleichviel ob Freund oder Feind, zutrug, sprang sofort auf und reichte dem Franzosen einen Blechnapf mit warmem Kaffee hin. Ein anderer Kanonier, es war unser guter Klas, langte in seinen Brotbeutel, zog das letzte Stück Brot daraus hervor, um es dem Franzosen ebenfalls zu übergeben, wohlgemerkt, das letzte Stück Brot gab dieser schwer zu sättigende Mann nicht etwa einem Kameraden, sondern einem Feinde. Freilich hätte jeder von uns dasselbe gethan, wenn er noch ein Stück Brot gehabt hätte. Vergleicht man solche That mit derjenigen des vorerwähnten Weibes, dessen unmenschliches, schändliches Gebaren durchaus nicht vereinzelt dasteht, so begreift es sich, warum unsere Soldaten in der Folge oft keinen Pardon gaben. Wenn die Franzosen hie und da über Barbarismus der deutschen Soldaten zeterten, dann verwechselten sie dabei stets Ursache und Wirkung. Ich werde im Verlaufe meiner Schilderungen noch verschiedene Fälle anführen, welche beweisen werden, daß die „grande Nation“ im Punkte der Humanität weit hinter allen anderen christlichen Staaten zurückstand. — Der Franzose, welcher sich zu uns gesellt hatte, trug den linken Arm in einer Binde, auch zog er das eine Bein beim Gehen nach. Man schob ihm einen Bund Stroh hin und lud ihn ein, sich zu setzen. Unter vielen Dankesworten ließ er sich in unserer Mitte nieder. Er war Elsässer von Geburt und mochte wohl an die fünfzig Jahre alt sein; sein scharf geschnittenes hageres Gesicht, das unter der Sonne Afrikas gebräunt war, zeigte, wie die vielen Narben und Schmarren, daß er im Dienste seines Kaisers schon in manchem Kampfe sein Leben aufs Spiel gesetzt hatte. Unser Knülle machte sich sogleich an ihn heran und fragte nach seinen Wunden. — „Zeijen S' mir mal Ihren Arm und det Been, ick verstehe mir uff't Verbinden. Bin in Berlin im Sommer Maurer und im Winter, wenn 't nischt for mir zu verdienen jiebt, Krankenwärter.“ Die Verwundungen des alten, im Grade eines Sergeant-Majors (Feldwebels) stehenden Franzosen waren nicht bedeutend. Knülle zog sein Verbandzeug hervor und verband ihm Arm und Bein mit geübter Hand. Infolge der rücksichtsvollen und teilnehmenden Aufnahme und Pflege, die er bei uns fand, wurde der anfangs wortkarge Verwundete bald gesprächig; er erzählte uns einige Abenteuer aus seinem höchst wechselvollen Kriegsleben in Mexiko, Algier und der Krim, und schloß mit den Worten: „Sie sehen, meine Herren, daß ich heute nicht zum ersten Male dem Tode ins Auge geschaut habe. Allein — alles, was ich früher erlebt habe, war nur ein Kinderspiel gegenüber den Erlebnissen, den Kämpfen und dem verzweifelten Ringen unserer Truppen in den letzten Tagen. Ich gestehe mit Scham für uns und voll Bewunderung für Sie, daß ich noch nie einem solchen grimmigen, zähen und durch nichts zu erschütternden Feinde, wie ihr Deutsche es seid, gegenüber gestanden habe. Als wir heute morgen St. Privat besetzten, da sagte unser Colonel (Oberst): „„Mögen die Preußen auch alle unsere Stellungen im Sturm erobern, dies Dorf werden sie nun und nimmermehr in die Hände bekommen.““ Ich, der ich doch auch etwas von der Sache verstehe, konnte das nur für richtig halten. Und dann ging der Tanz los; von drüben“ — der Verwundete zeigte nach Westen, nach Marie aux Chênes — „zogen sie herauf, die Pickelhauben, unter Hörnerklang und Trommelschlag in Zügen, in Compagnien, in Regimentern, ohne einen Schuß zu thun, und eure furchtbare Artillerie, vor deren Granaten unsere Leute einen großen Respekt haben, schleuderte uns ihre Geschosse zu. Die Granaten schlugen durch die Mauern, platzten, die Sprengstücke zerfetzten die Leiber der Unsrigen, schwirrten zischend und heulend durch die Dorfstraße und fuhren in das Gebälk der brennenden Dächer, — aber das machte uns nicht wanken. Lächelnd rief mein Kapitän: „Leute, laßt euch nicht einschüchtern durch die Kanonenkugeln, die Preußen machen uns nur Schießscharten in die Mauern, aus denen wir sie, wenn sie wirklich den Mut haben sollten, uns hier anzugreifen, mit einem Hagel von Blei überschütten werden, daß ihnen die Lust vergehen soll.“ Er hatte das kaum ausgesprochen, so schlug eine Granate durch die Mauer und riß ihn in Stücke. Und dann kannet ihr wirklich

den Abhang herauf, und im Laufschritt über die Felder. „Sind die Preußen wahnsinnig?“ rief der Colonel. „Schnellfeuer! Schickt die Hunde mit blutigen Köpfen heim!“ Nun ja, wir gaben Schnellfeuer. Wir schossen, was nur aus dem Lauf heraus konnte und in der That, die Wahnwitzigen wichen zurück, aber nur, um sich gleich darauf niederzuwerfen und Verstärkung abzuwarten. Wir standen gedeckt; fiel wirklich jemand, so fiel er nur durch die Geschosse der Artillerie oder durch einen Schuß in den Kopf, den der betreffende zu weit über die Mauer oder über den Rand des Schützengrabens erhoben hatte. Ihr schießt gut, weil ihr ruhig schießt. Ruhe — ja, da fehlt's bei uns, die jungen Soldaten glauben wunder was gethan zu haben, wenn sie ihre 90 Patronen in einer Viertel= oder halben Stunde wegknallen. Nun, ich habe auf meine alten Tage noch viel gelernt von euch. Ich kann euch nur sagen, daß unsere Überzeugung von der uneinnehmbaren Position sich bald änderte. Immer dichtere Scharen zogen die Anhöhe herauf, sprungweise, oft die Pause nach einer Salve abwartend, stürmten die Preußen vorwärts und warfen sich, als wenn sie der Offizier an einem Bande auf= und niederzog, flach auf das freie Feld hin, so daß unsere nächste Salve über sie wegsauste. Man sah mit Staunen und Entsetzen, welche Lücken in den Reihen dieser Tapferen entstanden und daß trotzdem nichts ihrer Kühnheit Einhalt thun konnte. Schon lagen die ersten Schützenketten zwei= und dreihundert Meter vor dem Dorfe. „Sie werden sich hüten, näher zu kommen,“ rief mein Brigadechef. „An diesen Mauern sollen die dicken preußischen Schädel zerschellen,“ so äußerte er, durch die Reihen schreitend und den Leuten Mut zurufend. Ich aber wußte, daß in den nächsten Minuten schon unser Los besiegelt war, denn unsere Leute waren zu ruhigem Schießen viel zu aufgeregt. Das Chassepotgewehr ist dem auf der Erde liegenden Feinde in solcher Entfernung fast ungefährlich, die Kugeln fliegen hoch über die Köpfe desselben hinweg. — Was ich erwartet hatte, traf schnell ein. Von unserem linken Flügel hörte ich plötzlich das Hurra der Preußen herüberschallen und wie ein Blitz stand alles vom Feinde vor uns aufrecht, die Trommeln rasselten, die Hörner riefen zum Sturm! Ich ließ eine volle Salve hinter der Mauer abgeben und schnell wieder laden, aber zum Feuern kamen meine Leute nicht mehr, denn die ersten Preußen sprangen bereits seitwärts über den die Flanke verlängernden Schützengraben und trieben die Unsrigen vor sich her. Ich wollte meine Leute sammeln und den Stürmenden mit dem Bajonett entgegentreten, aber mein Befehl wurde nicht beachtet; alles eilte in das nächste Haus, aus dem auf die Feinde gefeuert wurde, auch ich eilte dorthin, erhielt aber einen Schuß in den Schenkel, der mich am Vorwärtsgehen hinderte und mich im nächsten Augenblicke in die Hände der Feinde lieferte. Ich hatte bereits mit verbundenem Arm in der Front gekämpft, da ich aber in der unverletzten Hand noch den Säbel hielt, so kam ich einen Moment in Gefahr, von euren Leuten niedergestochen zu werden, wie alle diejenigen, welche nicht schnell die Waffen wegwarfen, denn die Wut eurer Leute, welche ja stundenlang unter furchtbaren Verlusten um den Besitz des Dorfes gekämpft hatten, war groß. „Den Säbel weg, Alter, oder du bist ein Kind des Todes!“ so rief mir einer der Eurigen zu, und ich warf meine Waffe fort — zum ersten Male in meinem langen Leben als Soldat. Meine verbundene Hand und mein graues Haar mögen mich wohl vor der Wut der Eurigen geschützt haben. An mir vorbei stürmten die Preußen ins Dorf, ihr „Hurra — drauf!“ schnitt mir tief in das Herz. Jetzt, so fühlte ich, war alles verloren! Und während ich mich an einen Baum in dem Garten lehnte und meine Wunde am Bein untersuchte, hatte ich Zeit, das Vorgehen eurer Leute zu bewundern. Welch prächtige, kraftvolle Gestalten sah ich da! „Alles Garde,“ belehrte mich einer meiner Leute, der in Deutschland gewesen war und jetzt leicht verwundet neben mir saß. O, ich kannte eure Leute bereits vom 14. und 16. August her, und wußte, wie es die Preußen beim Angriff machen. Unsere Überlegenheit bestand von jeher in dem Bajonett=Angriff, eingeleitet durch sprungweises Avancieren, aber daran ist eurer Infanterie gegenüber gar nicht zu denken, ihr kamt uns regelmäßig zuvor und — nun ja, der Teufel bleibe stehen und halte das Peloton (Viertel= oder Halbzug), wenn eure Leute mit weithinschallendem Hurra plötzlich hervorbrechen und eure schrecklichen Granaten mit einer Sicherheit in die Kolonnen sausen, als hättet ihr die Entfernung vorher abgemessen. Nun, heute haben wir eure Garde kennen gelernt! Auch wir haben große und kräftige Leute in unserer Garde und ein hundertjähriger Ruhm umgiebt sie, aber was ist sie gegen die eurige! Mein Gott — was sind das für Riesen an Gestalt und Körperkraft!“ So etwa schloß der sehr gesprächige Franzose, und sein Kopf sank ihm mit einem tiefen Seufzer auf die Brust.

Das Lob, welches der alte erfahrene Soldat unseren Waffen spendete, erfüllte uns mit Genugthuung. Keiner richtete an den Verwundeten eine Frage oder machte eine Bemerkung, welche den alten Krieger verletzen mußte. Wir hofften, er würde uns noch mehr des Interessanten erzählen, trug doch alles, was er sagte, den Stempel der Wahrheit an sich und war frei von jener französischen Flunkerei, der man auf Schritt und Tritt begegnete, aber der Verwundete hüllte sich in Schweigen. Einige der Kameraden schliefen bereits, andere fachten noch einmal das Biwakfeuer an, bald streckte sich einer nach dem andern auf das wenige Stroh zum Schlafen nieder. — Am 19. blieben wir auf derselben Stelle im Biwak liegen. Früh am Morgen ging ich wieder mit meinem Wassereimer ins Dorf, und jetzt erblickte ich erst die Verwüstungen, welche unsere Geschosse darin angerichtet hatten, in ihrem vollen Umfange. Das Dach der Kirche war eingestürzt. Es hieß, daß unter den noch glimmenden Trümmern französische Verwundete begraben lägen, welche man während der Schlacht in die Kirche getragen hatte. In den Straßen lagen noch die Leichen französischer Soldaten und unzählige Gewehre, Patrontaschen, Käppis, Tornister in chaotischer Unordnung. Sächsische Soldaten schienen zur Aufräumungsarbeit kommandiert zu sein. Zwei Soldaten vom 101. Regiment hatten dabei noch einen Kampf zu bestehen, nicht mit französischen Kriegern, sondern mit französischen Bienen, denen sie den süßen Inhalt ihrer Behausung rauben wollten. Mit den Händen um sich schlagend, kam einer der beiden aus einem kleinen, niedrigen Hause gerannt, das vom Feuer verschont geblieben war. „Daß dich der Deibel! das verfluchte Viehzeig is, weeß Knebbchen, kefährlicher als de Franzosen selbst,“ rief er, als ich vor der Thüre stehen blieb, um den Verlauf dieser eigenartigen Attacke mit anzusehen. Dabei schlug er mit beiden Händen nach den Bienen, welche ihn bis vor die Thüre verfolgten und seinen Kopf umschwärmten. Über den Hausflur hinweg konnte ich in einen kleinen Garten sehen; hier stand der Bienenkorb, aus dem die Tierchen in Scharen ausschwärmten und unsern retirierenden Sachsen verfolgten. Der andere Sachse hatte sich hinter den Bienenstand geflüchtet und rief seinem Kameraden zu: „Nu noch eenen Ogenblick, Willem, kleich sind se alle naus un denn hab'n wir 'n“ (nämlich den Korb). Dieser Sachse schien ein strategisches Genie zu sein, denn während sein Kamerad den ganzen Zorn der Tierchen auf sich lud und diese sich ausschließlich mit ihm beschäftigten, wartete er den Moment ab, wo die Bienen aus dem Korb ausgeschwärmt waren. Dann sprang er behende vor, stieß sein Bajonett in den Bienenkorb, rannte mit demselben seitwärts durch die Gärten und kam in weitem Bogen, nur von einigen wenigen Bienen verfolgt und gestochen, auf die Straße zurück. Sein Kamerad aber eilte arg zerstochen ihm nach. Hoffentlich wird ihn der „süße Lohn“ für die Schmerzen vollauf entschädigt haben. Ich aber gab schnell Fersengeld, denn die wütenden Tierchen rückten auch mir auf den Leib. — Für die um St. Privat biwakierenden Regimenter begann bald die traurigste und das Gemüt am tiefsten erschütternde Arbeit, welche ein Krieger nach einer Schlacht zu verrichten hat — das Beerdigen der Toten. Auf Leiterwagen, Krankentragbahren und was sich sonst zum Transport eignete, wurden die Helden zu Hauf gebracht, die gestern noch in Jugendfülle zum Kampfe ausgezogen waren. Überall, rund um den Ort, aus dem gestern Tod und Verderben über die Felder geschleudert wurde, sah man die Kameraden lange Reihengräber aufwerfen, in denen die Toten zur letzten Ruhe gebettet wurden. O, wer noch nie ein Männerauge feucht werden sah, wer sich selbst rühmen durfte, als Mann in den schwersten Stunden mit keiner Wimper gezuckt zu haben, der fand hier reichlich Gelegenheit, an sich und an anderen zu erfahren, daß es auch für den im wilden Kampfgetöse abgehärteten, eisenfesten Mann Stunden giebt, wo das im Schmerz zuckende Herz sich nach Erleichterung sehnt durch eine Thräne, hervorgepreßt aus dem erlösenden Quell des Auges. Nur eine Viertelstunde habe ich an den Massengräbern, in welche die Gefallenen des Gardecorps gebettet wurden, gestanden, länger vermochte ich der traurigen Handlung nicht beizu-

wohnen, aber in dieser kurzen Zeit sah ich so viel Thränen aus den Augen der Umstehenden perlen, wie nie zuvor bei einer Bestattung. Einen Mann weinen zu sehen — das wirkt erschütternd, das packt uns mit ganz anderer Macht, als wenn ein Weib Thränen vergießt. „Jesus meine Zuversicht und mein Heiland ist im Leben," feierlich schallte der Choral über die mit Blut gedüngten Fluren. Wie heute die Melodie dieses Grabgesanges mahnend und tröstend das Ohr trifft! Ringsum erschallt der Choral von dem Rande zahlreicher Gräber, an denen die Kameraden barhäuptig, um den Verlust des Freundes, der treuen Waffengefährten trauernd, stehen, wo manches stolze Haupt bei den eindringlichen Worten des Feldgeistlichen sich beugt vor dem, der unser aller Geschicke lenkt. Und von den Gräbern eilten die Gedanken fort über Thäler und Auen in die Heimat der Brüder, die hier ihr hoffnungsvolles junges Leben aushauchten. Wie viele heiße Thränen werden rinnen, wenn die Kunde von ihrem Tode zu der Gattin, den Kindern, zu Vater, Mutter, zu den übrigen Lieben in der Heimat gelangt! Dort in dem Grabe ruhen zwei Brüder und nicht weit davon trägt man den dritten zu Grabe. Erstere sind vom zweiten Garderegiment, letzterer stand bei den „Alexandrern." Drei Söhne an einem Tage, in einer Schlacht zu verlieren, ist wohl das Schwerste, was das Schicksal einem liebenden Mutterherzen auferlegen kann! „Du forderst viel, o Vaterland!" sagt der Dichter. Ja, hier forderte es das Blut von Tausenden seiner Söhne, hier lag ein Teil der Blüte der deutschen Nation geknickt am Boden, und Pflicht der kommenden Geschlechter ist es, das mit dem Blute dieser Helden Erkaufte stets als ein geheiligtes Vermächtnis zu bewahren! Wird aus so viel Thränensaat endlich ein dauernder Frieden und die Einigkeit der deutschen Stämme hervorsprießen, nach der sich Deutschland Jahrhunderte lang sehnte? Mit diesem Gedanken mag wohl mancher Krieger vom Schlachtfelde nach dem Biwak zurückgekehrt sein.

6. Im Biwak vor Metz.

Am Nachmittage des 20. August brach die Batterie aus dem Biwak bei St. Privat auf und marschierte in nordöstlicher Richtung durch den Wald von Jaumont, durch welchen am 18. August spät abends die Franzosen ihren Rückzug in eiligster Flucht angetreten hatten. Quer über die Wege geworfene Bäume waren bereits von unseren Pionieren weggeräumt worden. Mit Sonnenuntergang erreichten wir Maizières, welches nördlich von Metz im fruchtbaren Moselthal liegt. Vor den Gehöften les petites Tapes und les grandes Tapes machte die Batterie in Gefechtsformation Halt und warf Batteriestände auf; diese lagen, da die Vorpostenlinie sich über Schloß Ladonchamps und St. Remy hinzog, sonach nur reichlich 1200 Schritt hinter der Postenkette. Sämtliche Orte und Gehöfte waren von den Unsrigen besetzt, und überall herrschte die regste Thätigkeit im Aufwerfen von Schützengräben und Befestigen der Gebäude; die regelrechte Cernierung der Festung begann. Von der in Metz eingeschlossenen feindlichen Armee war nichts zu sehen, nur nordwestlich der Stadt, vor einem Walde, über den das Fort Plappeville emporragte, erblickte man zahlreiche Zelte. Die Herren Franzosen schienen ihre am 18. arg durcheinander geworfenen Regimenter noch nicht wieder geordnet zu haben und von einem neuen Durchbruchsversuch keine Rede zu sein. Um für alle Fälle einer nächtlichen Überrumpelung durch den Feind energisch begegnen zu können, wurden die Geschütze bei Eintritt der Dunkelheit mit Kartätschen geladen und die Mannschaft hatte, ohne Feuer anzuzünden, zu biwakieren. Nur drei Mann von den sechs Bedienungsleuten durften abwechselnd einige Stunden sich zum Schlafen neben das Geschütz niederlegen. Nr. 1 behielt die Abzugsschnur in der Hand, die Munitionswagen wurden zurückgeschickt, geraucht durfte nicht werden. In dieser Stellung erwarteten wir drei Tage lang einen Angriff der Franzosen. Am dritten fiel abends ein feiner Staubregen der uns bald bis auf die Haut durchnäßte. An Schlafen war nicht zu denken; um sich warm zu erhalten, trabte man um den Geschützstand oder machte Freiübungen. Der Magen kam nebenbei bemerkt schlecht weg, es hatte nur wenig Brot und dazu noch recht saures gegeben. Unser Klas schimpfte wiederholt auf „dat Bettelpack," die Franzosen. „De Saak ward nett," meinte er. „Wenn wie hier noch 'n paar Weeken (Wochen) so vor düt ole Nest liegen schöölt, denn flent (pfeif') ick bald upt't letzte Lock." Und Knülle, dessen anerkanntem Talent im Aufspüren von Lebensmitteln hier die allerengsten Schranken gezogen waren, bat wiederholt den Geschützführer, ihn mal 'ne halbe Stunde austreten zu lassen. „Ick will mir bloß 'n bisken Zwirn holen aus det Dorf da vorn," sagte er. Aber seine Bitte konnte nicht erfüllt werden, was wir anderen natürlich lebhaft bedauerten, denn sicherlich hätte er von seinem Streifzuge für uns andere auch etwas „Zwirn" mitgebracht.

Am 24. August früh wurden die sechs Geschütze aus der exponierten Stellung hinter der Vorpostenkette nach Maizières zurückgezogen, aber bereits am Nachmittage wurden wir alarmiert. In fünf Minuten war die Batterie gefechtsbereit und nach weiteren fünf Minuten hielten wir schon in unserer Position. Ein Schuß wurde nicht abgegeben, es handelte sich nur um eine unbedeutende Demonstration gegen unsere Vorposten. Wir rückten bald wieder ab und bezogen Biwak in der Nähe von Maizières, wo wir bis zum 1. Oktober verbleiben sollten. Das Biwakleben that uns nach all den Märschen und aufregenden Schlachtscenen wohl, obwohl es in den ersten Tagen genug zu thun gab. Der Biwakplatz lag hinter einem Bache, dessen Ufer einen mehrere Fuß hohen Damm hatten, welcher uns einigen Schutz gegen etwaige Geschosse aus dem Fort Plappeville gewährte. Über den Bach wurden mehrere Übergänge hergestellt, die Entfernungen von den etwa 1500 Schritte vor dem Biwak gelegenen Geschützständen der Batterie bis zu verschiedenen Punkten in dem weiter vorliegenden Terrain genau abgeschätzt und die Schienen der Eisenbahn Metz-Thionville an mehreren Stellen aufgerissen. Zum Schutze gegen Wind und Regen wurden aus Stroh und Baumzweigen Hütten gebaut und für jeden Zug hinter der Batterie ein Kochgraben ausgeworfen. Regelmäßig um 4 Uhr in der Frühe wurde zum Aufstehen geweckt. Jeder hatte sich marschfertig an sein Geschütz zu verfügen, damit sofort in die vorwärts gelegene Position geeilt werden konnte, wenn etwa die Franzosen im Morgengrauen einen Überfall ins Werk setzen sollten. Diese Bereitschaft dauerte in der Regel 2 bis 2½ Stunden, dann kam meist der Befehl zum Abspannen und Ablegen, und die Mannschaft durfte sich den Morgenkaffee kochen. Die Kaffeebohnen zerklopfte man in einem Sack, später wurde jedem Geschütz eine Kaffeemühle geliefert.

In den ersten Tagen der Einschließung der Festung war die Batterie in Bezug auf die Verpflegung auf sich selbst oder besser gesagt auf die nächst gelegenen Dörfer angewiesen. Der Dienst der Proviantkolonnen war noch in der Entwickelung begriffen. Unser Kapitändarmes hatte noch glücklich eine Kuh in einem der vorliegenden Gehöfte erwischt, welche sofort geschlachtet wurde. Das frische Fleisch war für uns ein besonderer Hochgenuß. Ja, am Abend zog sogar ein feiner Bratenduft vom Kochgraben durch das Biwak. Knülle und ich waren am Nachmittage im Dorfe Maizières gewesen und hatten eine Pfanne mit heimgebracht, in der wir am Abend unsere Fleischportionen in Form eines gehackten, mit Salz, Zwiebeln und Pfeffer gewürzten Beafsteaks brieten — ein Luxus, der den Neid der andern erregte. Der feine Bratenduft lockte sogar unseren Zugsoffizier an den Kochgraben. Selbstverständlich rechneten wir es uns zur Ehre an, dem beliebten Offizier von unserem reichlichen Mahl einen Teil überreichen zu können. Und während der Offizier mit wahrem Heißhunger das gebratene Fleisch aus dem Kochgeschirr verzehrte, äußerte Knülle mit schmunzelnder, geheimnisvoller Miene: „Heite jiebt's sojar zwee Jänge, Herr Lieutenant." Und als dieser verwundert aufblickte und ein gedehntes „A—h wirklich?" hören ließ, da hob Knülle den Deckel von dem auf dem Feuer brodelnden Koch-Eimer und zeigte mit stolzer Miene auf den Grund desselben, auf dem etwa 15 bis 20 große Kartoffeln mit bereits aufgesprungener Schale zu sehen waren. Knülle langte mit seiner Gabel schnell eine „Bomlaterne," wie er das Wort pomme de terre so schön übersetzte, heraus, schälte dieselbe rasch, (wobei er sich übrigens die Finger verbrannte) und balancierte die heiße Kartoffel auf den Fingerspitzen in den Blechteller des Lieutenants, der sie lachend mit dem Rest des Beefsteaks verspeiste. Plötzlich fuhr alles in unserer Nähe in die Höhe; der Abteilungskommandeur, Major Krauße, hielt zu Pferde in unserer Nähe, begleitet von unserem Batteriechef, der mit ihm von einem Rekognoszierungsritt heimkehrte. — „Na, Kanoniere, wie geht's euch?" fragte der freundliche Herr Major, „wie ich sehe, habt ihr euch ja schon häuslich eingerichtet. Ei, der Tausend! Das sieht ja aus, als wenn hier große

Braten hergerichtet würden," rief der Offizier und betrachtete dabei meinen Teller mit dem gebratenen Beefsteak und den sauber abgehänteten Kartoffeln, den ich in militärischer Haltung bis zur linken Hosennaht hatte sinken lassen. „Habt ihr noch eine Kartoffel für mich übrig, Leute?" fragte der Vorgesetzte, „außer etwas schwarzem Kaffee und Schiffszwieback habe ich seit heute morgen nichts genossen." — Mit drei Schritten stand ich an der Seite seines Pferdes. „Herr Oberstwachtmeister, wenn ich bitten darf — ich habe noch nichts von dem Beefsteak genossen — die Gabel ist noch rein." — „Nein — nein, das kann ich nicht annehmen," wehrte der Offizier ab. Aber ich ließ mich nicht abweisen, und der Chef unterstützte mich, indem er ihm erzählte, daß wir noch für einen Tag Fleisch im Vorrat hätten. Endlich griff der Major zu und ich mußte mich über seinen Appetit wundern. Sicherlich hatte sein Magen in den letzten bösen acht Tagen mehr gefastet als der meinige. Und als er endlich mit dem letzten Stück Kartoffel den Tellerboden sauber auswischte, sagte er mit Befriedigung: „Das ist seit mehreren Tagen das erste, was ich an warmer Speise genieße; noch nie in meinem Leben hat mir ein Mahl so gemundet wie dieses." Freundlich dankend und lebhaft grüßend ritt er weiter. Unsere Pfanne kam übrigens, solange das Fleisch von der geschlachteten Kuh in der Batterie vorhielt, nicht wieder vom Feuer. Unser Beispiel fand bei allen, welche noch ein Stück Fleisch besaßen, Nachahmung. — Der vor unserem Biwakplatz vorbeifließende Bach gestattete uns auch den Luxus, täglich Gesicht und Hände waschen zu können. Es wird sich derjenige, der noch keinen Krieg mitgemacht hat, gewiß wundern, wenn ich vom Luxus des Waschens des Gesichts und der Hände rede. Ja, das war wirklich bei uns ein Luxus, denn das Wasser, das wir oft erst nach stundenlangem Suchen fanden oder durch List erlangten — sehr häufig wurde der einzige Brunnen im Orte, so z. B. in Tronville, von Posten bewacht, welche streng darauf zu halten hatten, daß nur für Verwundete Wasser hergegeben ward, — reichte meist kaum aus, den brennenden Durst zu stillen. Ich habe mir häufig am betauten Grase die Hände benetzt, mit den feuchten Fingern die Augen ausgewischt und grünes Laub gegen den rasenden Durst zerkaut. Einmal wusch sich unser ganzer Zug in einem halbvollen Eimer mit Wasser, und doch — welch ein Hochgenuß war das, endlich wieder einmal kühles, wenn auch entsetzlich schmutziges Wasser an die Haut bringen zu können. — Unsere allzu gut ventilierten Laubhütten wichen bald kleineren Zelten, die man den Franzosen abgenommen hatte. Wenn dieselben auch kaum drei Fuß hoch und so für unsere Körperlänge zu niedrig waren, so boten dieselben doch immerhin gegen Regen und starken Tau (den ich nirgends in solcher Stärke beobachtet habe wie im Thale der Mosel,) mehr Schutz als die Laubhütten. Unangenehm, im höchsten Grade lästig und der Gesundheit sehr nachteilig war das ewige Biwakieren in Uniform. Nur der Leibriemen durfte nachts aufgehakt werden, der Helm stand dicht neben dem Kopfe des Schlafenden. Es bedurfte sonach nur zwei Griffe, um gerüstet dazustehen. Da an die Geschütze abends alle zur feldkriegsmäßigen Ausrüstung gehörenden Gegenstände, wie Geschützeimer, Kocheimer, Beile, Hacken, Schippen, Protzsäcke mit Haferrationen für sechs Pferde und die Tornister der Bedienungsmannschaft angeschnallt wurden, so hätten wir bei einer Alarmierung nachts wenig zu thun gehabt, aber der „preußische Pfiff" — so nannte ein Landsmann, der in der ehemaligen hannoverschen Armee gedient hatte, die geschickte Verteilung bezw. Ausnützung der menschlichen Kräfte — wußte unsere Zeit und Kraft für ein schnelles Bereitmachen zum Gefecht trefflich anzuwenden. Schon in der Garnison hatte jeder „Fußgumper" das Satteln und Schirren lernen müssen. Sobald daher das Alarmsignal ertönte, hatte die Hälfte der Bedienungsmannschaft zu den Pferden zu eilen und den Fahrern beim Schirren, Satteln und Aufzäumen der Pferde zu helfen, die Handpferde zum Geschütz zu führen und an dieses anzuspannen. Hierdurch gelang es uns, regelmäßig in fünf bis sieben Minuten marschbereit dazustehen, eine Leistung, die oft den Neid und die Bewunderung unserer Infanterie erregte, wenn wir derselben vorauf in die Position jagten.

Die Nähe des Dorfes Maizières, aus dem nur ein Teil der Bewohner sich in die Festung geflüchtet hatte, war für uns in mancher Hinsicht von Vorteil. So hatte ich mit einem alten Mütterchen das Abkommen getroffen, daß es mir alle Woche ein Hemd und ein paar Strümpfe wusch, wofür ich ihm außer einem halben Franken Waschgeld auch noch die Zusicherung gab, ihm alle Reste unserer Mahlzeiten aufzubewahren, wenn wir erst einmal regelmäßig Fleisch, Brot u. s. w. empfingen. Das Mütterchen, welches bald in der Batterie bekannt war, hat den Pakt mit mir nicht zu bereuen gehabt, denn im September hatten wir an Kaffee, Reis, Erbsen 2c. häufig Überfluß und ganze Kübel voll Mittagessen wanderten oft ins Dorf. — Mein erstes Hemd wechselte ich seit dem Überschreiten der Grenze an einem Sonntage, wenn ich nicht irre, war es der 28. August. Daß dasselbe nicht viel sauberer aussah, als dasjenige der spanischen Königin Isabella, obschon es noch keine drei Jahre lang getragen worden war, läßt sich denken. Ich fühlte mich unendlich wohl in der frischen, reinlichen Leibwäsche. An diesem Sonntage wurde auch bei uns der erste Feldgottesdienst im Feindeslande abgehalten. Die ganze 20. Division nahm daran teil. Die Uniform glänzte heute einmal beinahe wieder wie in der Garnison; jeder hatte sich bemüht, alle Messingteile, so gut es ging, recht blank zu putzen. Die Division bildete ein mächtiges Viereck, in dessen Mitte eine Kanzel aus Brettern und Buschwerk errichtet war. Zwei starke Musikchöre intonierten das Lied: „Ein feste Burg ist unser Gott," von welchem drei Verse gesungen wurden. Der Divisionspfarrer sprach über das Thema: „Wie wir daheim und im Felde Sonntag feiern." Die Worte des Geistlichen fanden wohl ausnahmslos andächtige Zuhörer, denn die Feier war eine überaus erhebende. Ringsum die vielen tausend Krieger in bunten, hellblitzenden Uniformen, in andächtigem Schweigen, links rauschte die Mosel an uns vorbei, im Rücken erhob sich ein dunkelgrüner Wald und rechts schaute die Spitze der Kathedrale von Metz zwischen den beiden mächtigen Forts St. Julien und Plappeville weit ins Land, während sich über uns der azurblaue Himmel ausspannte. Wahrlich, die Lage war ganz danach angethan, auch dem Ungläubigsten, wenn er zurückblickte auf die bedeutungsvollen Ereignisse, das Walten einer höheren Macht vor die Seele zu führen und ihn zu ermahnen, stets mit Gott zu beginnen. „Nur dann, wenn unser Heer die alte deutsche Frömmigkeit sich bewahrt und das Volk im festen Vertrauen auf Gott und sein gutes Recht zum Schwert greift, um den heimatlichen Herd zu schützen, wird es stets dem Feinde widerstehen können," so etwa lautete das ermahnende Wort des Geistlichen. — Leider konnte der Divisions-Pfarrer seine eindrucksvolle Predigt nicht zu Ende bringen, starkes Gewehrfeuer bei den Vorposten störte plötzlich unsere Andacht und der Geistliche mußte schnell schließen. Wahrscheinlich wollten die Herren Franzosen uns Gelegenheit geben, den zweiten Teil des Themas: „wie wir den Sonntag im Felde feiern" in die Praxis zu übertragen. Wie ich später erfuhr, hatte das braunschweigische Infanterie-Regiment ein lebhaftes Vorpostengefecht zu bestehen gehabt, welches ihm mehrere Tote und Verwundete kostete. — In den nächsten Tagen war es recht ungemütlich im Biwak, es regnete unaufhörlich. Alles war durchnäßt, am meisten aber litten die Pferde unter der Nässe; sie standen fußtief in dem rötlichen Schlamm und ließen die Köpfe und Ohren tief hängen. Die Verbindung zwischen den Hütten und Zelten konnte nur durch auf den Boden gelegte Bretter hergestellt werden, der Grund und Boden war zu einer breiartigen Masse zerstampft, in die man bis über die Knöchel versank. Krankheiten verschiedener Art, vom leichten Durchfall bis zur roten Ruhr und Typhus, stellten sich ein, und fast jeden Morgen hatte der Unteroffizier du jour mehrere Kranke zum Arzt in das Feldlazarett in Maizières zu führen. Daneben entwickelten die Franzosen jetzt eine Thätigkeit in der Beschießung unserer Stellungen, als wollten sie das in den ersten Tagen Versäumte nunmehr doppelt hereinholen. Es brauchte nur ein Reiter zur Vorpostenkette zu traben oder ein Gefährt sich dahin zu bewegen, sofort glich die ganze Stellung des Feindes einem aufgestörten Ameisenhaufen, alles knallte auf den Reiter oder den Wagen los, selbst die Forts sandten Geschosse schwersten Kalibers herüber. Ganz besonders schienen die Franzosen es darauf angelegt zu haben, uns mittags den Appetit zu verderben. Sobald gegen 11 oder 12 Uhr der Reis oder die Erbsen am Feuer waren, fingen sie an zu demonstrieren. Zunächst wurde die Vorpostenkette mit einem Hagel von Blei überschüttet, dann zeigten sich ganze Kolonnen mit Artillerie und Chasseurs d'Afrique, welche durch ihre weißen Mäntel weithin sichtbar waren. Natürlich sah man unsererseits dem Vorrücken des Feindes

G. Koch.

Verlag von Ensslin & Laiblin in Reutlingen.

PREUSSISCHE LANDWEHR IN DER SCHLACHT BEI NOISSEVILLE AM 31. AUGUST 1870.

nicht ruhig zu, und alsbald erscholl auf der ganzen Linie, von der Höhe des Waldes östlich St. Privat bis zum linken Moselufer das Alarmsignal. Mit dem Mittagessen war's sonach nichts. Begleitet von einem derben Soldatenfluche wurde der Kocheimer vom Feuer gerissen, der Inhalt auf die Erde geschüttet, das heiße Kochgerät in den Geschützeimer gesteckt und dieser schleunigst unter die Geschützprotze gebunden. Höchstens das Fleisch rettete der eine oder andere noch schnell vor dem Verderben, indem er es in irgend einem Kasten am Munitionswagen verbarg. — Hatte der Feind bislang nirgends die Absicht gezeigt, nach irgend einer Seite durchzubrechen, so nahm er jetzt, Ende August, plötzlich eine andere Haltung an. Am 31. gegen Mittag verkündete lebhaftes Geschütz- und Gewehrfeuer vom rechten Ufer der Mosel, daß das nur durch den Fluß vom 10. Corps getrennte 1. Corps stark beteiligt war und daß der Feind wahrscheinlich auf beiden Ufern des Flusses durchzubrechen versuche, um sich mit der Armee Mac Mahons zu vereinigen. Daß letzterer bereits von der kronprinzlichen Armee bei Sedan festgehalten wurde, wußte weder Bazaine noch die Regierung in Paris, welche Mac Mahon den verhängnisvollen Vormarsch auf Metz anbefohlen hatte. — An dem blutigen Ringen in der Schlacht bei Noisseville am 31. August und 1. September nahm nur ein kleiner Teil unseres Corps teil. An ersterem Tage standen wir von Mittag bis zum Dunkelwerden in unserer Stellung; nur die beiden Forts „Julchen" und „Plappert villa", wie die Soldaten St. Julien und Plappeville nannten, beschossen unsere Stellungen, und die hart am linken Moselufer aufgestellten Schützen wechselten Schüsse. Am 1. September dagegen gingen wir über die Mosel, um das 1. Corps, sowie die 5. und 6. Landwehrbrigade, falls nötig, zu unterstützen. Ins Feuer kamen wir indes nicht, das 1. Corps und die 3. Landwehrdivision, sowie Teile vom 9. Corps wurden mit den Franzosen bald fertig und jagten sie wieder unter die Mauern der Festung. Nach dieser Niederlage mochte Bazaine auf die Möglichkeit eines Durchbruchs vorläufig verzichtet haben; wir hatten wenigstens eine Zeit lang Ruhe. — Bei dem ersten Übergang über die Mosel geriet die Bespannung und der Fahrer des Packwagens unserer Batterie in Gefahr, in den Wellen der Mosel zu ertrinken. Die mutigen Pferde waren scheu geworden und hatten, seitwärts drängend, den Wagen, als derselbe die primitive Brücke passierte, in den Fluß geworfen. Zwar gelang es den Anstrengungen der Begleitmannschaft des Packwagens und der Brückenwache, die Pferde, welche von dem schweren Wagen mit in den Fluß gezogen wurden, und den Fahrer vom Ertrinken zu retten, auch den Wagen wieder aufs Trockene zu bringen, aber von dem Inhalt des letzteren war doch ein Teil in den Wellen begraben worden und für uns verloren. — Am 3. September wurden wir spät am Abend jäh im Schlaf gestört. In der Meinung, daß die Franzosen einen nächtlichen Überfall in Scene setzen, krochen wir schnell aus unseren Zelten, rieben uns die Augen und spähten in der Richtung nach den Höhen von Marange, von wo aus sich ein ungewöhnlicher Lärm ins Thal fortpflanzte, dessen Ursache keiner zu erraten vermochte. Da plötzlich stimmten die Braunschweiger in unserer Nähe das Lied: „Heil dir im Siegerkranz!" an. Dazwischen ertönten Rufe! „Friede!" — „Napoleon ist mit samt der Mac Mahonschen Armee gefangen genommen!" Man fiel sich um den Hals, jauchzte, sang, tanzte wie närrisch. Selbst unser ernster, stets zugeknöpfter Batteriechef wurde von der großartigen Bewegung, die bald alles in der Cernierungslinie mit fortriß, ergriffen. „Also doch!" rief er den anderen Offizieren zu. „Ich wollte es heute Abend, als mir Andeutungen gemacht wurden, daß wahrscheinlich heute oder morgen eine furchtbare Katastrophe für das Kaiserreich eintreten werde, nicht glauben. Nun scheint das ungeheuerliche, kaum für möglich gehaltene Ereignis, daß ein Kaiser, der bislang auf dem glänzendsten Throne Europas saß, inmitten seiner Armee in offener Feldschlacht zum Gefangenen gemacht werden könne, zur Thatsache geworden zu sein. Wahrlich — es ist das ein so außerordentliches weltgeschichtliches Ereignis, daß es fast wie ein Märchen klingt." Und in der tiefen Bewegung, die den sonst so kühlen Mann ergriffen hatte, rief er seinem Burschen zu: „Heinrich, holen Sie das Fäßchen Rotwein aus der Hütte und verteilen Sie den Inhalt an die Mannschaft!"

„Is all hier, Herr Hauptmann!" rief da plötzlich eine Stimme aus der Gegend, wo „die Höhle für Offiziere" lag und im nächsten Augenblicke trat Knülle mit dem Fäßchen Wein vor. „Ick dachte, dat so wat kommen derfte, Herr Hauptmann, und hielt mir bei die Offiziers-Villa uff, um jleich mit Hand anlegen zu können."

„Teufelskerl — Sie! Wahrscheinlich hätten Sie auch ohne Befehl zugegriffen. Na — denn heraus mit dem Stopfen." — „Det is mein Fall, indem ick den besten Proppenzieher habe," sagte Knülle. In Ermangelung von Gläsern ließ man den köstlichen Rotwein, welcher den Chef ein schönes Stück Geld gekostet haben mochte, in Blechgeschirre laufen und trank sich zu. Alle Not und Sorgen waren mit einem Schlage vergessen, Friede — Heimkehr! Die beiden Worte beschäftigten unsere Gedanken in diesem Augenblicke ausschließlich. Die Kehrseite der Medaille zeigte uns leider am nächsten Tage der Divisionspfarrer beim Feldgottesdienst, indem er uns zu treuer Pflichterfüllung und zum Ausharren in den uns noch bevorstehenden Kämpfen und Strapazen ermahnte. Daß das in der Nacht aufgetauchte Gerücht auf Thatsache beruhte, erfuhren wir jetzt aus dem Munde des Geistlichen, welcher als passenden Gesang den Choral: „Nun danket alle Gott!" bestimmte. Auch der Divisionskommandeur gedachte des welterschütternden Ereignisses, das sich am 2. September bei Sedan abgespielt hatte.

In den nächsten Tagen kamen wieder die ersten Briefe und Zeitungen aus der Heimat an. Ich erhielt einen Brief, der bereits seit zehn Tagen in Frankreich umhergeirrt war. In dem ewigen Einerlei des Biwaklebens boten die Mitteilungen aus der Heimat eine angenehme Unterhaltung. Ganz besonderes Interesse erweckten die Zeitungen, welche seltsamerweise von den Vorgängen, die sich oft in unserer unmittelbaren Nähe abgespielt hatten, besser unterrichtet waren, als wir selbst. Vor allem fesselten mich die Schilderungen über die Schlachten bei Spichern, Weißenburg und Wörth und der in strategischer Hinsicht ohnegleichen dastehende kühne Zug des Kronprinzen nach Norden, mit welchem die deutsche Heeresleitung einer Vereinigung der beiden feindlichen Armeen nicht allein vorgebeugt hatte, sondern bei dem sie auch den verzweifelten Spieler auf dem morschen Throne der Napoleoniden samt seinem Heere gefangen nahm. Daß bei allen diesen großen blutigen Kämpfen der Bayer neben dem Schwaben und dem Hessen, die Badenser vor Straßburg, in Tapferkeit und treuer Waffenbrüderschaft miteinander gewetteifert hatten, das erfüllte jeden unter uns mit stolzer Freude.

Der 7. September brachte mir eine angenehme Überraschung. Gleich nach Mittag lag ich im Zelt und hielt meine Verdauungsstunde. Da die Sonne sehr warm auf das luftige Leinendach schien und die zum so und so vieltenmale bereits durchgelesene alte Zeitung — eine andere Lektüre gab es nicht — mich nicht mehr zu fesseln vermochte, so schlief ich schon nach kurzer Zeit ein. Aus meinem süßen Schlummer weckte mich indes bald wieder Klasens rauhe Friesenstimme. „He — wat hefft Se denn utfrüten?" rief er, in das Zelt zu mir kriechend, „dä Feldwebel hat Se all dreemal ropen."

„Ich — ausgefressen? Nichts! Was ist denn los?"

„Ja, ick sall se ropen (rufen)." — Auf allen Vieren kroch ich schnell aus dem Zelt, klopfte mir das Stroh von der Kleidung und eilte vor die Hütte des Feldwebels, in welcher die „Mutter der Batterie" und ein Schreiber an einem roh aus Brettern gezimmerten Tisch saßen und schrieben. Da ich wegen Mangel an Raum in der Hütte nicht zu dem Gestrengen hinein konnte, so kam er zu mir heraus und zwar nicht mit dem an ihm bekannten bärbeißigen Gesicht, sondern mit auffallend freundlicher Miene. — „Na — endlich sind Sie da, habe Sie schon mehrere Male gerufen," begann er. „Da lesen Sie — Regimentsbefehl, pour vous." Damit hielt er mir einen beschriebenen Bogen vor die Nase und zwar so dicht, daß ich absolut nichts lesen konnte. „Fein heraus — he?" Inzwischen hatte ich, etwas zurücktretend, gelesen, um was es sich handelte. Ich war laut diesem Regimentsbefehl zum Obergefreiten befördert, ein Avancement, an das ich gar nicht gedacht hatte, denn diese Charge wird bei der preußischen Artillerie immer nur erst nach einem Examen verliehen. — „Na — gratuliere! Haben wirklich Glück." Freundlich drückte mir der Gestrenge die Hand und ich eilte fort zu meinen Kameraden, welche bereits von meiner Beförderung Kenntnis erhalten haben mußten, denn sie kamen von allen Seiten herbei und beglückwünschten mich, Knülle natürlich in seiner witzigen Art und Weise. „Also Oberjefrorner sind Se jleich jeworden und nich erst jewöhnlicher

Jefreiter," witzelte er. „Ick würde mir det nich jefallen lassen, en „kleener Knopp" zu sind, is schon nich anjenehm zu hören, aber en „jroßer Knopp" zu sind, det würde ick mir scheenstens verbitten. Früher hießen diese „jroßen Knöppe", — weil se merschendeels keine „Knöppe" hatten, — Bombardör, wat ick viel scheener finde. Übrigens aller-hand Achtung vor Ihnen, wenn Se immer jleich zwee Sprossen mang die Beene nehmen, dann werden Se nach 'n paar Jahren so hoch uff die Leiter zu 'n General gestiegen sind, det Se den Reser-visten Lui Knülle jar nich mehr sehen werden." — „Das warten Sie nur ab, Knülle," gab ich dem mir lachend die Hand reichenden Kameraden zur Antwort. „Wenn ich wirklich noch höher steigen sollte „uff die Jeneralsleiter," ja wenn ich selbst Offizier werden würde — was natür-lich gänzlich ausgeschlossen ist, — so würde ich den Reservisten Louis Knülle, der manchmal allerdings eine böse, spitze Zunge hat, doch nun und nim-mermehr vergessen." — „Donnerwetter — det imponiert mir! Dadruff drinken wir eenen," meinte Knülle. „Zweie sogar; wenn ich nur gleich etwas Trinkbares auftreiben könnte, dann wollten wir die „jroßen Knöppe" gehörig begießen," erwiderte ich in freudigster Stimmung.

„Sie — Herr Einjähriger-Oberjefreiter," rief Knülle zu dem fünften Geschütz hinüber, an dem der Angerufene mit seinen Kameraden beschäf-tigt war. „Wollen Sie denn nich mal rüber kommen zu jratulieren? Wir haben jetzt ooch eenen bei 't Jeschütz, der 'n Vogel hat." Lachend eilte der Obergefreite zu uns und drückte mir die Hand. „Den Vogel läßt man sich gefallen, Knülle, ich wünsche Ihnen auch 'n paar Adler-knöpfe an den Kragen," bemerkte er dem Witzbold; — „'t wär zu schön jewesen, 't hat nich sollen sind. Injejeben bin ick schon mal dafor, als ick noch bei's dritte Corps diente, aber der Herr Major soll neben die Injabe jeschrieben haben: „Is nich, — die Berliner Jungens sind mich zu windig," un so bin ick 'n janz jewöhnlicher Jemeiner jeblieben."

Als ich mich nach einigen Stunden im Ordonnanzanzuge mit sauber geputzten Knöpfen und Helm und den an den Kragen frisch angenähten großen Adlerknöpfen beim Chef meldete, belehrte er mich über die Pflichten meiner Stellung und sprach die Hoffnung aus, daß ich mir unter den zum Teil älteren Kameraden die nötige Autorität verschaffen werde. Das sei zwar nicht so leicht, aber durch ernstes, gesetztes Wesen, Pflicht-treue im Dienst, bestimmtes Auftreten und tadelloses Verhalten außer Dienst gewänne man bald die Achtung derjenigen, über welche man als Vorgesetzter gestellt sei. Ich gelobte, daß ich mich der mir wider-fahrenen Auszeichnung würdig zeigen werde, dann entließ mich der Chef mit einem Händedruck. — Mein erster Auftrag, den ich als neugebackener Obergefreiter zwei Tage später auszuführen hatte, war eine „Heu-Requi-sition" auf einem Gute, auch etwaige auf dem Hofe, der mir näher bezeichnet wurde, sich vorfindende Lebensmittel sollte ich gegen einen von der Batterie in blanco ausgestellten Bon an mich nehmen und an den Kapitändarmes abliefern. Das Gut, auf dem, wie es hieß, eine Menge Heu vorhanden sein sollte, lag etwa 1½ Stunden im Rücken unseres Biwaks. Da ich im Reiten ausgebildet war, durfte ich ein Pferd nehmen und außer dem Gespann mit dem Fahrer, standen mir vier Kanoniere zur Verfügung, von denen ich drei aus den Reservemann-schaften wählte, der vierte mußte ja unbedingt Knülle sein, da dieser am besten etwaige auf dem Gute vor uns verborgene Lebensmittel auf-spüren konnte. Als ich mich nach ihm in der Batterie umsah, sagte man mir, er säße drüben beim Dorfe Maizières am Bache und halte eine Generalwäsche ab. Da schon alles zur Abfahrt vorbereitet war, so eilte ich schnell den Bach entlang, um Knülle von meinem Auftrage in Kennt-nis zu setzen und ihn aufzufordern, sich rasch zum Mitfahren fertig zu machen. — „Wat, uff Requitschon wollen S', un ick soll mit? Donnerwetter, da bin ick mit bei," rief er, als ich von weitem ihm zu-gerufen, um was es sich handelte. Sein zweites Hemd hatte er bereits gewaschen und zum Trocknen auf einen Busch gehängt. „Nu, noch eenen Ojenblick, muß blos die „Quadratstrümpfe" (Fußlappen) noch 'en bisken spülen," meinte er, zog die Genannten rasch einigemale durch das Wasser, drückte sie schnell aus, raffte das nasse Hemd von dem Busch und eilte mit mir zur Batterie zurück. — Nach einer Viertelstunde fuhren wir ab; mit neidischen Blicken sahen uns die Kameraden nach, welche an dem Kommando nicht teilnehmen konnten. Auf Requisition ging alles gern; das war doch einmal eine angenehme Abwechslung in dem lang-weiligen Biwakleben. Es war ein prachtvoller Herbstmorgen, selbst die Pferde wieherten lustig. Die Kanoniere rauchten ihre kurzen französischen Thonpfeifen, ich brannte mir eine Regie-Cigarre an, die ich für einen halben Frank von einem Marketender im Dorfe Maizières erstanden hatte, und stellte dabei Betrachtungen über deren Güte im Vergleich zu unserer sogenannten „Kanonier-Cigarre" in der Garnison für drei Pfennig an, welch letztere mir entschieden mehr Genuß verschafft haben würde. Hinter Maizières kam mir ein Kavallerieoffizier entgegen geritten, an den ich heransprengte und die vorgeschriebene Meldung über den Zweck des Kommandos erstattete. Derselbe lachte ironisch. „Na, da wünsche ich Ihnen Glück!" sagte er. Das bedeutete soviel als: „Da kannst du lange suchen, ehe du noch ein Fuder Heu findest." Er kannte sich aber doch wohl im Requirieren nur schlecht aus, denn als ich nach einer halben Stunde auf dem Gutshofe, welcher allerdings nicht an der Land-straße, sondern etwa zehn Minuten entfernt hinter einem kleinen Gehölz lag, anlangte, sah ich auf den ersten Blick, daß hier noch kein preußisches Requisitions-Kommando gewesen sein dürfte. Eine Magd, welche aus einem Stalle kam, fiel vor Schreck fast in Ohnmacht. Mit dem Ruf „Les Prussiens!" eilte sie in das Gutsgebäude, aus dessen Thür der Besitzer und dessen Ehehälfte — eine kleine, dicke, keck ausschauende Person — gleich darauf in sichtlicher Verlegenheit heraustraten. — Der Mann kam mir freundlich entgegen und fragte in Lothringer-Deutsch nach unseren Wünschen. Ich nannte ihm den Zweck unseres Erscheinens, worauf beide ein gewaltiges Lamento erhoben. Aber während der Mann nur aufgeregt bat, ihm das Seinige zu lassen, da er nur gerade so viel Futter geerntet habe, als er für sein Vieh, das er nebenbei bemerkt alles fortgetrieben hatte, wie sich später herausstellte — brauche, fuhr sich die aufgeregte Madame mit dem Daumennagel vor dem Munde her und rief: „Nous avons nix — nix, rien du tout, du tout! Nix vaches, nix cochons, nix poules u. s. w.; alle Haustiere, außer Hund und Katze, zählte ihre geläufige Zunge her — alles sei „furt, furt." Ich war auf einen derartigen Empfang gefaßt gewesen. Ruhig wandte ich mich an die Kameraden und befahl ihnen, zunächst die Scheune nach Heu zu durch-suchen. Dann bedeutete ich dem Gutsherrn, er möge uns nur ruhig gewähren lassen, wir nähmen nur soviel an Heu und Lebensmitteln, als wir für die nächsten Tage gebrauchten, augenblicklich seien wir leider noch auf die Vorräte der umliegenden Dörfer angewiesen, da die Verpflegung der Belagerungsarmee noch nicht vollständig geregelt sei. Wir befänden uns im Kriege und in Feindesland, die Pflicht der Selbsterhaltung zwinge uns, an Lebensmitteln für Mann und Pferd zu nehmen, wo man was fände. Nach dem Kriege würde ihm alles ersetzt. — Der Gutsherr schnitt zwar ein saures Gesicht zu dieser Eröff-nung, aber er sah ein, daß alles Leugnen und Protestieren nichts nützen würde. Schweigend nahm er den vom Chef unterzeichneten „Bon" ent-gegen und ging damit ins Haus, gefolgt von der Frau, welche wütend schimpfte. Die Kameraden waren inzwischen vor eine Luke in der Scheune gefahren; zwei derselben befanden sich bereits auf dem Boden und warfen die ersten Bündel Heu dem auf dem Wagen stehenden Fahrer von oben zu. Knülle dagegen war verschwunden. Ohne Zweifel suchte er nach einem „Cochon" (Schwein), nach dessen saftigem Fleisch ihm schon lange der Mund gewässert hatte. „Bei det ewije Rindfleisch un Reis, wird einem zuletzt janz ochsig zu Mute," hatte er noch vor einigen Tagen geäußert, als er das Fleisch einer alten Kuh wie einen Gummistreifen lang zog, dann aber ärgerlich fortwarf, als sich seine Zähne zum Zer-beißen nicht scharf und kräftig genug erwiesen. Vor der Hausthür des Gutshauses stehend und die Gebäude des Hofes musternd, sah ich Knülle plötzlich aus einer Stallthür eilen und in einer anderen, der letzteren gegenüberliegenden verschwinden, welche zu einem Taubenschlage führen mußte. Aha, dachte ich, Knülle hat bereits die Entdeckung gemacht, daß alle nützlichen Säugetiere vorsorglich von dem Hofe entfernt worden sind und hält nun Rundschau nach den geflügelten Bewohnern des Gutes. Er will wenigstens für den Chef einen Taubenbraten mit heimbringen. Jetzt mußte er oben auf dem Taubenschlage im Giebel der Scheune sein, man hörte von dort ein polterndes Geräusch. In demselben Augen-blicke, als ich das hörte, schoß eine weibliche Gestalt mit flatternden Haubenbändern und kirschrotem Gesicht an mir vorbei und auf die Stelle los, wo die Schnur sich befand, mittels welcher eine kleine Schiebeklappe

am Taubenschlage aufgezogen werden konnte. Es war die kleine, kugelrunde Gutsherrin. Ein Ruck von ihr an der Schnur, die Klappe des Schlages flog in die Höhe und heraus flatterten die ängstlichen Tierchen. Gleich darauf erschien Knülles bärtiges Gesicht in der Öffnung des Taubenschlages. Rot vor Ärger, wie ein erboster Puter blickte er in das höhnisch lächelnde runde Antlitz der Untenstehenden. — „Häää!" höhnte die Madame, „Monsieur le Prussien, vous êtes un âne!" „Du dreimal destillierter oller Drache!" rief Knülle wütend, „warte, det streich ick dir an." — Ich mußte lachen über das sich anglotzende Paar, obschon ich Knülle diese Niederlage nicht gönnte. — „Na mit dem Taubenbraten for den Ollen (Alten — den Chef) ist 't Kuchen," rief er mir entgegen, als er mit Federn, Schmutz und Daunen bedeckt, unten wieder ankam. „Det is ja 'n dollet Weibsstück. Requiriert wird aber doch, Madameken!" wandte er sich gegen das Haus, in dem die Frau inzwischen verschwunden war. — Da es noch eine Weile dauern mußte, bis der Wagen voll Heu geladen war, so besichtigte ich mit Knülle die Stallungen, wobei ich mich davon überzeugte, daß die Gutsleute alles Vieh offenbar nach irgend einem Orte weiter rückwärts geschafft hatten. Mit einemmale sagte Knülle: „Da — hörten Sie nichts? Hühner — na ja, da, hinter die Bretterwand stecken se. Aber wie dahinter kommen? 'Ne Thür is nich. Na lassen Sie mir nur machen. Jehen Sie raus und halten Se det Weibsstück zurück. Der Mann scheint 'n Kaffer zu sein, der is nich so jefährlich als det Weib." — In der That, hinter einem Bretterverschlage in dem Pferdestall mußten Hühner sein. Ich überließ es Knülle, wie er in den Hühnerstall kommen würde und verließ den Stall. In den neben dem Gutshause gelegenen Garten gehend, sah ich, daß die Gutsherrin mich vom Fenster aus auf Schritt und Tritt mit den Augen verfolgte, während ihr Mann sich zu unserem Wagen begeben hatte und das Aufladen des Heues überwachte. Das genügte mir, — beide waren sonach beschäftigt und Knülle konnte seinen schwarzen Plan ungestört zur Ausführung bringen. — Nach etwa einer Viertelstunde erschien Knülle einen Moment in der Gartenthür und winkte mit der Hand, dabei ahmte er täuschend das Gaggern eines Huhnes nach. Ich wußte genug und begab mich zum Wagen zurück, auf den die Kameraden bereits hinaufgeklettert waren, schwang mich auf mein Pferd, dann fuhren wir ab. Als wir an der Thür des Gutshauses vorbeifuhren, standen der Gutsherr und dessen dicke Ehehälfte vor derselben, und letztere konnte es nicht unterlassen, dem Knülle eine lange Nase zu machen; sie glaubte ihn ja überlistet zu haben. Pfiffig lächelnd erhob sich indes Knülle plötzlich auf dem Wagen. „Madameken, kieken S' mal hier," rief er schadenfroh, und damit hielt er der spöttisch uns nachblickenden Französin in jeder Hand ein fettes Huhn entgegen. Das war zu viel für die heißblütige Französin. Wütend erhob sie die geballte Rechte und eine Flut von Schimpfwörtern ergoß sich über ihre Lippen, die vielleicht eine berliner Markthallenverkäuferin zum Rückzug gebracht haben würde. — „So, det ist der Lohn, Madameken, für det Anziehen der Strippe," sagte Knülle mit boshaftem Lachen. — Der Chef schmunzelte, als ich mich bei ihm vom Kommando zurückmeldete und Knülle ihm die bislang in einem Sack verborgen gehaltenen Hühner zeigte, welche er „for die Herren Offiziere" requiriert habe. Da Heinrichs — des Burschen — Kochkünste keinen Beifall fanden, so ernannte der Chef Knülle zu seinem Leibkoch, was derselbe für eine besondere Auszeichnung ansah und als eine Art „Avancement" auffaßte.

Der Himmel, der sich nach mehrtägigem Regen am Morgen aufgeklärt hatte, überzog sich gleich nach Mittag mit Wolken, aus denen es bald wieder wie mit Kübeln goß. Trotzdem die Rothosen sich ruhig verhielten, wurde bei einbrechender Dunkelheit der Befehl zum Schirren und Satteln gegeben. Die Infanteristen neben unserem Biwak machten große Augen. — „Nanu — was ist denn los?" riefen einige, welche im Laufschritt aus dem Dorfe zu ihrem Regiment eilten, da sie glaubten, es sei alarmiert worden. „Heute wird Metz gestürmt," antwortete ein Witzbold. — „Es ist aber doch nicht alarmiert worden, ich habe wenigstens kein Signal gehört." — „Stimmt! Wir wollen die Franzosen in der Dunkelheit überrumpeln." — „Na, das wird aber nett werden." — „Gewiß, besonders für euch, ihr sollt alle beritten gemacht und als Chasseurs à cheval gegen die Franzosen vorgeschickt werden." In dieser und ähnlicher Weise wurden die neugierigen Fragen der erstaunten Infanteristen beantwortet. Später, als wir in der Position standen, bedauerten wir die armen Kameraden von der Infanterie sehr. In den zwischen den Geschützständen aufgeworfenen Schützengräben war fußhohes Wasser, in dem sie fast bis an die Kniee stundenlang stehen und der Dinge, die da kommen sollten, harren mußten. Was eigentlich im Werke war, wußte außer den Offizieren niemand. Da plötzlich erscholl in der rechts von uns ebenfalls in den Geschützständen abgeprotzten schweren Batterie das Kommando: „Mit Granaten geladen, rechts auf das feindliche Lager 5000 Schritt." Es regnete zwar im Moment recht heftig, und die tief am Himmel hängenden Wolken verdeckten vollständig die Mondscheibe, trotzdem herrschte nur eine schwache Dämmerung um uns, bei der man Visier und Korn immerhin noch auf den Geschützröhren unterscheiden konnte. Ich erwartete, daß auch bei uns der Befehl zum Laden gegeben werden würde, aber das geschah nicht. Allerdings lag bei dem damaligen leichten Feldgeschütz die Grenze der Entfernung, auf welche noch mit Erfolg gefeuert wurde, bei 4500 Schritt. Aus diesem Grunde wurden wir daher wohl nicht mit zur Beschießung der französischen Stellungen an diesem Abend herangezogen. Ich war deswegen durchaus nicht neidisch auf die Kameraden von den schweren Batterien, denn bei unserer Unthätigkeit fand ich Zeit, eines der großartigsten Schauspiele während der Belagerung von Metz mit Muße zu beobachten. Es mochte gegen 9 Uhr sein, als plötzlich auf der ganzen Cernierungslinie wie auf ein Kommando die Geschütze zu feuern begannen. Auf den Höhen und in den Thälern krachte und donnerte es, wie wenn ein Feuerwerker rund um Metz Kanonenschläge gelegt hätte, welche er mit einem Druck auf den Knopf einer elektrischen Batterie löste. Wie Raketen zischten die Granaten in hohem Bogen durch die Luft, um nach wenigen Sekunden krachend weit hinter der Vorpostenlinie der Franzosen einzuschlagen. Der Feind erwiderte die ehernen Grüße nur aus Festungsgeschützen von den Forts. Außer lebhaften Hornsignalen aus dem Lager unterhalb des Forts Plappeville hörte man nichts von den Rothosen. Der Zweck aber, dem Feind in etwas drastischerer Weise als bisher unsere Ungeduld vor den Thoren der spröden jungfräulichen Feste zu erkennen zu geben, ist mit dieser nächtlichen Kanonade zweifellos erreicht worden. Nach einiger Zeit wurde es plötzlich auf der ganzen Linie wieder still, und nach etwa einer halben Stunde rückte alles so lautlos wie beim Vorrücken wieder in das Biwak zurück. Wir waren durchnäßt bis auf die Haut. Ich hatte noch das zweifelhafte Vergnügen, auf Wache ziehen zu müssen. Zwar erhielt jeder einen halben Blechteller voll „Cholerabittern" — ein Getränk, das eigens für uns gebraut oder richtiger gegen Diarrhöe aus verschiedenen Bittern und Liqueuren zusammengegossen war, — aber die Kälte und das Fröstelu, welches das nasse Zeug auf unserem Körper verursachte, vermochte er ebensowenig zu vertreiben als das mit nassem Holz unterhaltene Wachtfeuer, welches wir vor dem sogenannten „Wachtlokale" — einer Erdhöhle — mit faulem Stroh anbrannten. — Zum Glück hörte gegen Mitternacht der Regen auf und ich konnte, dicht vor dem greulich qualmenden Wachtfeuer hockend, einige Stunden schlafen. — Am nächsten Tage, kurz nach dem Mittagessen, — ich war gerade damit beschäftigt, meine nassen Kleider an dem augenblicklich nicht benutzten Feuer im Kochgraben zu trocknen, — sah ich den Batteriechef quer über die Felder galoppieren. Das hatte etwas Besonderes zu bedeuten, denn er war erst vor kaum zehn Minuten fortgeritten, um, wie er das fast täglich that, sich durch einen schneidigen Ritt Bewegung zu machen. — „Leute, hierher, — alles was laufen kann," rief er von weitem. „Es sind Liebesgaben angekommen!"

Hei, wie das wirkte! Im Nu war alles auf den Beinen und ich selbstverständlich wieder in meinem nassen Rock. Wie man ging und stand, wurde fortgerannt, das Ziel war ein weißer Planwagen auf der Landstraße vor dem Dorfe. Der Begleiter des Liebesgaben-Transports erklärte uns, daß die Gaben eigentlich für das 11. Corps bestimmt seien, da dasselbe aber nicht vor Metz weile und er sich davon überzeugt habe, daß das 10. Corps Not litte, so habe er sich entschlossen, die Sachen an uns zu verteilen. Dann gings ans Auspacken der Kisten und Körbe. Auf unsere Batterie fielen dabei einige Dutzend Leibbinden, Strümpfe, Socken, eine Kiste mit Wurst, ein Fäßchen Liqueur, Cigarren u. s. w., kurz, es bekam jeder bei der späteren Verteilung mindestens einen Gegenstand; ich erhielt eine etwa zwei Pfund schwere Mettwurst, nebenbei

bemerkt die einzige Liebesgabe, welche ich, außer den berüchtigten Vorposten-Cigarren und Tabak, während des ganzen Feldzuges gesehen habe.

Überaus ungünstig wirkte das fortwährende Biwakieren auf den Gesundheitszustand in der Batterie ein. Seit dem Ausmarsch aus Kreuznach hatte ich noch keine Stunde in einem Bett geschlafen. Um des Nachts etwas gegen Regen und Tau geschützt zu sein, zog ich jeden Abend einen Sack über meine Füße; dieser Sack diente früher zum Transport von Speckseiten, war infolgedessen ganz von Fett durchtränkt und ließ keine Feuchtigkeit durch. Wenn die Stimmung der Soldaten bei all den Mühsalen und Entbehrungen auch oft zu wünschen übrig ließ — über einen Schatz verfügten wir doch immer, das war der Humor. Zu Allotria war in dem langweiligen Biwakleben immer Zeit, und weil unser Knülle stets für Unterhaltung sorgte, so gestattete man ihm manche Freiheit.

Bereits Ende September machte sich eine starke Demoralisation in der eingeschlossenen Armee bemerkbar, unsere Infanterie brachte bald da bald dort kleinere Trupps Gefangene ein. — Am 27. machten die Franzosen am linken Moselufer gegen die Ortschaften La Maxe, St. Remy und Ladonchamps einen heftigen Ausfall. Derselbe wurde mit überlegenen Kräften und so schnell ins Werk gesetzt, daß die Vorposten und deren schwache Unterstützung jene Orte räumen mußten. Weitere Fortschritte vermochte indes der Feind nicht zu machen. Unsere Geschütze donnerten ihm bald ein energisches „bis hierher und nicht weiter" entgegen. Um die Franzosen aus den Ortschaften zu vertreiben, wurden diese in Brand geschossen, und da auf eine Meldung an Prinz Friedrich Karl von dem Verluste jener Ortschaften der gemessene Befehl zurückkam: „Ich wünsche bis 9 Uhr abends die Meldung von der Wiedereroberung und Besetzung der verlorenen Ortschaften," so war für die Kameraden von der Infanterie noch ein schweres Stück Arbeit zu verrichten. Wie immer die Artillerie, sobald es sich um die Erstürmung von Dörfern oder Gehöften handelte, den Takt zu dem blutigen Waffentanze angab, so auch heute. Gegen 5 Uhr eröffnete die Artillerie auf der ganzen Ausdehnung in der Moselniederung zwischen Semécourt und dem Flusse das Feuer. Die weißgestrichenen Häuser in den vorliegenden Ortschaften Les petites Tapes, Les grandes Tapes und vor allen das hochragende Schloß Ladonchamps boten auf 2000 bis 2500 Schritte ausgezeichnete Zielobjekte. Jede Granate saß. Nach etwa halbstündigem Feuern, welches von dem Fort Plappeville kräftig, aber erfolglos erwidert wurde, griffen die 17er, 56er und zwei Bataillone Braunschweiger den Feind mit dem Bajonett an; letzterer zog sich nach kurzer, aber energischer Gegenwehr aus den brennenden Ortschaften zurück. Die Verlustliste des 10. Corps meldet über dieses Gefecht: 15 Mann tot, 30 Offiziere, 120 Mann verwundet und 17 Mann vermißt. Der Ausfall war für das Corps einer der verlustreichsten; jedoch konnte dem Oberkommando schon lange vor 9 Uhr die Wiedereroberung der Orte gemeldet werden.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß Bazaine mit diesem Ausfall nach Norden der Besatzung der nahegelegenen Festung Diedenhofen die Hand zu reichen beabsichtigte. Allein von dem mit bedeutenden Streitkräften unternommenen Vorstoß gegen die Stellungen unseres Corps brachten seine Leute recht viele blutige Köpfe und als Beute nur etwas Vorräte aus den kurze Zeit besetzten Ortschaften mit heim. Schon jetzt mußte sich dem Marschall die Überzeugung aufdrängen, daß an einen Durchbruch nach irgend einer Seite gar nicht mehr zu denken war, denn die deutschen Stellungen wurden mit jedem Tage dauerhafter und umfangreicher. Jeder Versuch zum Durchbruch kostete die Besatzung nur zahlreiche Menschenleben und viel unnütz vergossenes Blut.

Dieser Ausfall war der letzte, dem wir am linken Moselufer zu begegnen hatten, denn am 1. Oktober wurde das ganze 10. Armeecorps auf das rechte Ufer verlegt, während in unsere Stellungen die Landwehr-Division Kummer einrückte. Als wir beim Wechsel der Stellungen an den Landwehr-Bataillonen vorbeimarschierten, riefen uns die bärtigen älteren Kameraden zu: „Na wartet, euch wird jetzt auch gründlich eingeheizt werden, die schönen Tage drüben sind vorüber. Hier (auf dem rechten Moselufer) ist der Teufel los." — „Das kommt bloß davon, daß die Franzosen keinen Respekt vor dem Landwehr-Tschako haben," erwiderte ein vorlauter Kanonier. Natürlich reizte er mit dieser unpassenden Bemerkung den Zorn der braven Kameraden, und „grüne Jungens!" erscholl es aus der Kolonne zurück. — Unsern Biwakplatz erhielten wir nördlich Charly angewiesen, während die Geschützstände sich rechts seitwärts zwischen diesem Orte und Rupigny befanden. Wie bei Maizières so waren auch hier aus hölzernen Streben und Dielen Hütten zur Aufnahme der Soldaten erbaut. Eine solche Hütte gewährte in der Regel 15—20 Mann Unterkunft. In der Form eines spitzen Giebeldachs konstruiert, mit Rasen und Erde eingedeckt und an der einen Giebelseite offen, boten sie bei trockenem Wetter immerhin einen besseren Unterschlupf, als die niedrigen französischen Zelte; regnete es indes, dann wurde es in den Höhlen im höchsten Grade ungemütlich. Die an der Außenseite über die Bretter geworfene lehmartige Erde sog das Wasser auf, und bald tropfte eine schmutzig-gelbe Masse in das Innere der Hütte, bespritzte die Insassen und durchfeuchtete das Stroh. Wie sich bei Regenwetter ein Nachtlager in einer solchen Hütte gestaltete, läßt sich leicht ausmalen. Wer gerade im Schlaf von einer solchen Lehmwasser-Douche überrascht ward, drängte den fester schlafenden Nachbar ungestüm zur Seite, kam aber oft buchstäblich aus dem Regen in die Traufe, denn es tropfte überall durch. Wenn ich heute an die Tage vor Metz zurückdenke, so muß ich mich wundern, daß bei diesen Zuständen nicht noch mehr Soldaten erkrankten, denn alles läßt sich leichter ertragen, als andauernde Nässe; sie ist im Felde der schlimmste Feind des Soldaten. — Da der Aufenthalt in den Hütten sehr nachteilig auf die Gesundheit der Mannschaft einwirkte, so wurde für häufige Bewegung im Freien gesorgt. Eine Wiese hinter unserem Biwakplatz schien dem Chef sehr für einen Exerzierplatz geeignet. Gab das lange Gesichter, als eines Morgens früh der Befehl ausgegeben wurde, die Mannschaft solle um 10 Uhr mit geputzten Knöpfen, Helm, Säbel und weißem Lederzeug zum Fußexerzieren antreten! Na — das fehlte gerade noch! Wir, die wir in Eilmärschen nach Frankreich hineinmarschiert waren, sollten jetzt langsamen Schritt üben! Das konnte man nicht begreifen, — der Feldwebel mußte sich unbedingt beim Aufschreiben des Tagesbefehls für die Batterie geirrt haben! Während in dieser Weise der Befehl kritisiert wurde, putzte doch jeder an seiner Ausrüstung herum, und das Ende vom Liede war, daß wirklich jeden Morgen zwei Stunden exerziert wurde — sehr zum Vorteil der Mannschaft und der Hütten, welch letztere während der Abwesenheit der Bewohner jetzt gehörig ausdünsten konnten und jenen kleinen schwarzen Vampyren für kurze Zeit zu Springübungen überlassen wurden, deren Anwesenheit durch ein von Knülle gefertigtes Plakat mit der einladenden Inschrift: „Hotel zum lustigen Floh" hinreichend dargethan wurde. An den Nachmittagen gab's anderweitige Beschäftigung. Ein Teil der Mannschaft wurde in ein nahes Gehölz geschickt, aus dem jeder ein Bündel Buschwerk von einer bestimmten Stärke heraushauen und im Biwak abliefern mußte; ein anderer Teil der Mannschaft hatte das grüne Laubwerk zu flechten und zu Windschirmen für die Pferde zu verarbeiten, kurz, es wurde für regelmäßige Arbeit und Beschäftigung gesorgt, und da Arbeit den Körper gesund erhält, so konnte jeder Einsichtige die Anordnungen des Chefs nur loben. — Entgegen der Behauptung der Landwehr, daß wir in ihren alten Stellungen mehr Arbeit mit den Franzosen bekommen würden, verhielten diese sich uns gegenüber ruhig, wenigstens in den ersten Tagen des Oktobers. Dagegen schallte sehr häufig von unseren alten Stellungen am linken Moselufer lebhaftes Gewehrfeuer herüber. Hatten die Franzosen wirklich vor unserer Landwehr weniger Respekt, oder nahm diese es mit dem Wacht- und Beobachtungsdienst nicht so genau? Es schien fast so. — Thatsache war, daß an den Tagen, wenn unsere „Schwarzen", die Braunschweiger, auf Vorposten waren, es viel ruhiger bei den Franzosen herging, als wenn ein anderes Regiment den Dienst versah. Abergläubisch wie die Franzosen sind, hatte ihre lebhafte Phantasie dieser ganz schwarz gekleideten und einen Totenkopf vor dem Tschako tragenden Truppe (nur das 3. Bataillon war damit versehen) übernatürliche Kräfte angedichtet. Die „Chasseurs noirs" sollten mit dem Gottseibeiuns ein Bündnis abgeschlossen haben, unverwundbar sein und in der Schlacht keinen Pardon geben, ja selbst den Säugling in der Wiege nicht verschonen. Uns konnte dieser Unsinn nur von Vorteil sein, je mehr Furcht sie vor uns hatten, desto weniger würden sie uns belästigen. — Einen ernsten Waffentanz hatten wir mit der eingeschlossenen Armee am 7. Oktober zu bestehen. Schon früh am Morgen

hörte man die Signalhörner in den französischen Lagern erschallen und aus dem Moselthal klang lustige Musik zu uns herauf. Letzteres war nun gerade nichts Auffälliges, denn bei schönem Wetter ließ Marschall Bazaine seinen hungrigen Soldaten immer aufspielen, — Hungerpfeifen nannten wir ihre Konzertmusik, — allein heute klang die Musik ganz danach, als wenn sich die Regimenter auf dem Marsche befänden. Gleich nach Mittag erscholl denn auch vom linken Moselufer lebhaftes Gewehr- und Mitrailleusenfeuer herüber. Dasselbe dehnte sich schnell auf die französische Vorpostenkette am rechten Ufer aus, und nun ertönte alsbald in den Biwaks das Alarmsignal, welches uns in die Geschützstellung rief. Als wir bald darauf im scharfen Trabe über die Äcker fuhren und eine mäßige Anhöhe passierten, von der man die am linken Moselufer gelegenen Ortschaften La Maxe, St. Remy, Ladonchamps und die beiden Tapes überblicken konnte, erschrak ich fast über die Fortschritte, welche die Franzosen dort bereits gemacht hatten. Nach meiner Schätzung hatte der Feind nicht allein jene Orte bereits erobert, sondern er mußte schon dicht vor unseren früheren Geschützständen seitwärts Semécourt stehen. Da die Entfernung bis zum Moselthal nur etwa 2000 bis 2500 Schritte betrug, so ließen sich die französischen Schützenlinien und die Bewegungen der Kolonnen bei dem schönen, klaren Herbstwetter genau verfolgen. Ich bedauerte die braven älteren Krieger, die Landwehr, welche sich drüben gegen eine bedeutende Übermacht zu verteidigen hatten. Das wütende Gewehr- und Geschützfeuer erinnerte lebhaft an die Kanonade bei Mars la Tour. — — —

Aber auch vor unseren Stellungen knatterte und krachte es jetzt von allen Seiten. Als wir in unseren Geschützständen abprotzten, sausten uns die Kugeln einer im Thal links neben der Chaussee St. Julien-Antilly aufgefahrenen Mitrailleusenbatterie um die Ohren, während hinter derselben mehrere Batterien das ganze freie Gelände bis zu der ersten Stellung der Deutschen bestrichen. Unsere Vorposten waren bis zu der Aufnahmestellung in Höhe unserer Geschütze zurückgegangen. „Gut, daß ihr kommt," sagte ein Unteroffizier, der mit seinen Leuten neben unserem Geschütz im Schützengraben Posto gefaßt hatte, „die Gesellschaft ist heute wieder aus Rand und Band; den ganzen Morgen haben wir uns mit ihr schon herumgeknallt." — „Werden ihr das besorgen, Kamerad," antworteten wir. Es wurde vorsichtig gerichtet und langsam gefeuert. Die wenigen Batterien, welche sich in respektvoller Entfernung hielten, waren bald zum Abfahren gezwungen und die in den Gehölzen und tiefen Bodeneinschnitten steckenden Tirailleurzüge wagten sich nicht aufs freie Feld. Dagegen donnerte „Julchen" heute fürchterlich und schleuderte solch schwere Geschosse herüber, daß unsere meterstarken Geschützstände von ihnen glatt durchgeschlagen wurden. Eines dieser Ungetüme schlug schräg durch den Wall vor der Protze unseres Geschützes, warf die Protze mit gewaltigem Druck um, überschüttete Pferde und Fahrer mit Erde, fuhr durch die Seitendeckung und krepierte einige hundert Schritte hinter der Batterie, ohne irgend einen Schaden angerichtet zu haben. Wenn man die gewaltige Masse Erde betrachtete, die das Geschoß aufgewühlt und fortgeschleudert hatte, so mußte man sich wundern, daß das Ungetüm wirklich keinen Schaden anrichtete. Eine zweite Granate schlug vor der Batterie ein und krepierte mit Donnergekrach; auch dieses Geschoß schadete uns nichts. Ein mächtiges Sprengstück davon fuhr wenige Schritte hinter dem Lafettenschwanz unseres Geschützes in den Boden. Unser Knülle zog sein Faschinenmesser und grub dasselbe aus. „Donnerwetter, det werd' ick mir als Uhrbammel anhängen," meinte er, als er das mindestens zwanzig Pfund schwere Eisenstück in der Hand hielt. Als „Uhrbammel" hat er es zwar nicht verwendet, dagegen fügte er als Maurer es kunstgerecht in die Lehmwand unserer Hütte. — Welche heillose Angst die Franzosen vor unseren Granaten hatten, das konnten wir an diesem Tage so recht beobachten. Links zwischen dem Dorfe Villers l'Orme und Failly kam ein Bataillon Franzosen aus einem kleinen Gehölz herausmarschiert. Dasselbe beabsichtigte zweifellos einen Flankenmarsch auszuführen. Die Entfernung betrug 3000 Schritt. Der erste Zug feuerte zwei Granaten in das Bataillon, worauf dasselbe schleunigst kehrt machte und wieder verschwand. Bald darauf trabte eine Batterie munter auf der von Pappeln eingesäumten Chaussee vom Fort St. Julien herunter, bog links nach der Moselseite ab und fuhr zum Gefecht in dem freien Felde auf. Die Batterie hatte unter der Bespannung mehrere Schimmel, über welche wir die Köpfe bedenklich schüttelten; in Preußen würde kein Hauptmann einen Schimmel in seiner Batterie dulden. Auf was die Batterie zu feuern beabsichtigte, ob auf unsere Stellung oder über die Mosel hinweg auf die von unserem Corps der Landwehr zu Hilfe gesandten Infanterie-Bataillone, welche gerade am jenseitigen Ufer flußaufwärts vorrückten, das ließ sich nicht erkennen. Die Batterie sollte übrigens nicht zum Schuß gelangen. Lieutenant B. vom ersten Zuge bat den Chef, er möchte ihm gestatten, einige Granaten nach der Batterie hinüberzusenden. Jener zögerte indes. „Die Entfernung ist zu weit, Herr Lieutenant, es sind immerhin 3500 Schritt." Aber der Lieutenant ließ nicht nach mit Bitten; zuletzt gestattete der Chef jedem Geschütz eine Granate. „Vom rechten Flügel feuern," befahl er. Das erste Geschütz feuerte auf 3300 Schritt und schoß zu kurz, das zweite nahm 3500 Schritt und schoß zu weit. Jetzt stellte ich den Aufsatz meines Geschützes auf 3400 Schritt und richtete vorsichtig. Vielleicht lag ich zu lange hinten am Rohre, denn einige Sekunden nach dem Abfeuern meines Geschützes krachte auch schon der Schuß aus dem vierten Geschütz. Da — was war das? In der französischen Batterie stieg plötzlich eine dicke Rauchwolke auf, deutlich hörte man einen furchtbaren Knall — eine Protze war in die Luft geflogen. Meine Granate hatte in den Protzkasten eingeschlagen. „He, wer hat den Schuß abgefeuert?" rief der Chef. Nicht ohne Stolz trat ich vor: „Ich habe das Geschütz gerichtet, Herr Hauptmann." — „Gut, ich werde Sie bei der nächsten Gelegenheit für das eiserne Kreuz vorschlagen. Das war gut gezielt. Wie viel Aufsatz hatten Sie?" — „3400 Schritt!" — „Schön, auf 3400 Schritt weiterfeuern!" rief der Hauptmann, nach dem dritten Zuge gewendet. Dieser feuerte die bereits im Rohre steckenden Granaten zwar noch ab, aber eigentlich war das überflüssig. Die feindliche Batterie hatte schon genug. So schnell wie sie gekommen, trabte sie mit den noch intakten Geschützen nach der Chaussee zurück und brachte einen Schimmel weniger mit heim. Auf den fehlenden war mein Geschütz gerichtet gewesen, solch ein vortreffliches klares Ziel hatte ich bis heute noch nicht vor mir gesehen. Das eiserne Kreuz ist mir leider die Batterie schuldig geblieben. Als sie wieder ein solches zur Verteilung erhielt, erhob mein Zugführer gegen meine Dekorierung den Einwand, daß es ihm zweifelhaft scheine, ob ich oder der Kamerad, der das vierte Geschütz richtete, den Schuß abgegeben habe, durch den die feindliche Batterie zum schleunigen Aufprotzen gezwungen worden sei. Er könne keinen von uns beiden mit Bestimmtheit vorschlagen. „Ja," meinte der Hauptmann, „das ist aber ungeschickt. Wenn die beiden sich darüber streiten, dann muß schließlich das Dienstalter entscheiden. Wer von Ihnen dient am längsten?" Ich blieb stumm und überließ meinem Kameraden, der etwa zwei Monate länger als ich diente, die Beantwortung dieser sonderbaren Frage. „Nun," tröstete mich der Chef, nachdem er dem glücklichen Kameraden das eiserne Kreuz angeheftet hatte, „seien Sie nicht neidisch auf Ihren Kameraden, ich werde bei nächster Gelegenheit an Sie denken." — Als diese „nächste Gelegenheit" sich dann bot, lag ich leider schwerkrank im Lyceum in Vendôme und man zählte mich in der Batterie wahrscheinlich zu den Toten. Bei den starken Abgängen an Kranken wurde der einzelne schnell vergessen. Ich grollte dem Chef übrigens wegen seiner Vergeßlichkeit nicht, denn derjenige Kamerad, welcher das für mich bestimmte Ehrenzeichen erhielt, hat es ohne Zweifel für die übermenschlichen Anstrengungen in den bösen Tagen von Vendôme bis Le Mans eher verdient als ich. Leider wurde derselbe von einer der letzten Kugeln des flüchtenden Feindes vor Le Mans getroffen und hauchte dort sein junges Leben aus. — Als es sich herausstellte, daß die Franzosen am rechten Moselufer nur einen Scheinangriff machten, um uns festzuhalten und zu verhindern, daß wir den im Moselthal hart bedrängten Kameraden zu Hilfe eilten, ließ der Chef das Feuer stopfen. „Wer Cigarren oder eine Pfeife bei sich hat, kann rauchen," rief er, heute sichtlich gut aufgelegt. Bald qualmte natürlich alles in der Batterie. Die Franzosen, welche auf dem Fort St. Julien mit den Krimstechern herüberlugten, werden sehr verwunderte Gesichter geschnitten haben, daß wir so wenig Respekt vor ihren uns zugesandten Geschossen zeigten und bei deren Heulen und Krachen gemütlich ein Pfeifchen schmauchten. Knülle aber meinte boshaft: „Lieb Vaterland kannst ruhig sein, bei diesem Liebesjabencigarrenqualm wagt sich

keene Rothose an uns ran. Pfui Deibel! Diese is jewiß bei Magdeburg uffn Eichorjenfeld jewachsen." Dabei sog er mit Todesverachtung an einer Cigarre, die ihn bereits ein Dutzend Streichhölzer gekostet haben mochte, welche rarer in der Batterie waren als jene Cigarrensorte.

Während wir, gemütlich rauchend, den Verlauf des Ausfall-Gefechtes am linken Moselufer verfolgten, kam auch unser Abteilungs-Kommandeur, Major Krauße, zur Batterie geritten und erkundigte sich nach unserem Ergehen. — Wir konnten ihm die Meldung machen, daß wir bisher keine Verluste erlitten hätten, nur einige höher und daher weniger geschützt stehende Pferde hätten Fleisch- und Streifschüsse bekommen. „Na, das freut mich," antwortete der freundliche Herr, „Pferde können wir genug wieder bekommen, nicht aber gut ausgebildete Artilleristen." Nachdem er dem Chef die Hand gedrückt, ritt er freundlich grüßend weiter, und zwar in der Richtung nach der Mosel, von woher noch immer lebhaftes Geschütz- und Gewehrfeuer herübertönte. Wir sollten den liebenswürdigen Vorgesetzten nie wiedersehen. Am Abend lag er durchbohrt von einer feindlichen Kugel auf dem Schlachtfelde. Außer ihm fielen an diesem Tage noch drei Obersten und zwei Majore. Mit diesem größeren Ausfall schien der Widerstand der eingeschlossenen Armee gebrochen. Zu beklagen waren besonders die Verluste, welche die Landwehr bei den verschiedenen Ausfällen erlitten. Jede Kugel, welche die Brust eines dieser Tapfern durchbohrte, raubte ja daheim der Frau den Ernährer, den Kindern den Vater. Es stirbt sich schwer, wenn man daheim ein geliebtes Weib, teure Kinder, die dem Vater ans Herz gewachsen sind, zurücklassen muß.

Die erste Hälfte des Oktobers brachte noch eine Reihe schöner, sonniger Tage, dann aber meldete sich der Herbst in recht unfreundlicher Weise an. Es regnete tagelang, so daß man bis zu den Knieen gar nicht mehr trocken wurde, der Mantel war unten schuhbreit mit einer fingerdicken Lehmschichte bedeckt und hing schwer auf den Schultern. Jeden Morgen wurde sehnsüchtig nach den Forts ausgeschaut, ob dort die weiße Fahne noch nicht aufgezogen sei, aber vergebens. Alles schien darauf hinzudeuten, daß wir hier in diesem schauderhaften Morast eine Wintercampagne durchmachen sollten. Der Hauptmann sprach schon davon, daß wir uns in den Ortschaften nach kleinen Öfen umsehen müßten, die Hütten damit zu erwärmen. Aber trotz allem war kein Murren und Klagen zu hören, es mußte sein, das begriff jeder. Wurden auch viele von Ruhr und Typhus hinweggerafft, so zeigte es sich doch in diesen Tagen so recht, was der durch körperliche Übung und Abhärtung gestählte und an Zucht und Ordnung gewöhnte deutsche Soldat zu ertragen vermag, wenn die Pflicht und das Vaterland es gebeut. Nun, Jugend und Humor überwindet viel, und Kopfhängerei hat dem Soldaten noch nie etwas genützt! Von jenem „festen Mut in schwerem Leiden," wie ihn unser Schiller von dem Manne fordert, war bei den Soldaten der französischen Rheinarmee in den letzten Oktobertagen wenig zu verspüren; haufenweise kamen sie zu unseren Vorposten und baten um die Erlaubnis, sich Kartoffeln von den Feldern auflesen zu dürfen, andere wieder wollten sich als Gefangene stellen. In der ersten Zeit erfüllte man ihren Wunsch, da aber der Überläufer immer mehr wurden und es der eingeschlossenen Armee nur erwünscht sein konnte, hungrige Mäuler los zu werden, so wies man die kleineren und größeren Trupps kurzweg zurück. — In dem letzten Viertel des Oktobers regnete und stürmte es viel. Die wenigen Deserteure, welche unsere Vorposten zum Zwecke des Ausforschens durchließen, erzählten, daß die Armee Mangel an allem leide und ungezählte Tausende in den Lazaretten am Typhus erkrankt lägen. Was unserem zähen Ausharren bislang nicht hatte gelingen wollen, brachte endlich eine höhere Gewalt zustande. In der Nacht vom 26. auf den 27. stürmte und regnete es fürchterlich, dabei war es kalt, und nirgends wollte es gelingen, ein Feuer anzuzünden. Es hieß am nächsten Morgen, der Sturm habe in den französischen Lagern schreckliche Verwüstungen angerichtet; sämtliche Zelte seien den Soldaten über den Köpfen fortgeweht oder in Fetzen zerrissen worden, die Franzosen litten schrecklich und man dränge in den Marschall, die Festung zu übergeben. Dann tauchten Gerüchte von Kapitulationsverhandlungen auf, welche endlich eine greifbare Gestalt annahmen, indem am 28. abends auf der Chaussee St. Julien-Antilly kleinere und größere Trupps der nach Metz geflüchteten Einwohner mit Karren, Handwagen und allerhand Hausgerät sichtbar wurden. Auch am folgenden Morgen dauerte der Auszug fort, und nun unterlag es keinem Zweifel mehr, — die stolze Festung hatte kapituliert. War das eine Freude! Vergessen waren die Strapazen und Mühsale in den langen, bösen zehn Wochen, nun würde ja der langersehnte Friede bald geschlossen werden. Was man wünscht, glaubt man gern. Aber schon munkelte man auch von einem schleunigen Abmarsch der Belagerungsarmee gen Süden, wo neue feindliche Armeen zu unserer Vernichtung sich anschickten. Am 30. morgens endlich wehte vom Fort St. Julien die weiße Fahne, nach der wir, besonders in den letzten Wochen, so häufig ausgeschaut hatten; einige Stunden später kamen schon die ersten französischen Gefangenen an unserem Biwak vorbeigezogen, und wir hatten Muße, uns die Soldaten der „großen Armee" in der Nähe anzusehen. Die Gefangenen gehörten dem 3. Corps an. Bunt durcheinander gewürfelt, außer Reih und Glied, zogen sie vorüber, ihre ganze Habseligkeit trugen sie in einem großen Tuche oder im Tornister. Viele waren schlecht gekleidet, ja zum Teil zerlumpt; Hunger und Entbehrungen sprachen aus ihren Gesichtern. Stumpf gegen alles, zogen sie, die noch vor etlichen Wochen „nach Berlin!" gerufen hatten, zur Grenze. Unter den Infanteristen waren kleine, schwächliche Gestalten, welche in Preußen niemals in die Uniform gesteckt worden wären, dagegen sah ich unter den Kavalleristen und Artilleristen viele stattliche Leute. Für zwei Dinge schienen sie sich zu interessieren, das waren unsere Geschütze, die ihnen so oft heiß gemacht hatten, und unsere kurz vorher gefüllten Brotbeutel. Erst kam einer aus der Kolonne und bat um ein Stück Brot, und als ich diesem bereitwilligst eine Schnitte überließ, da kamen mehrere und zuletzt fast alle. Und ich gab, gab so lange, wie der Vorrat im Brotbeutel reichte. Man umringte mich, hoch über die Köpfe der vorn Stehenden hoben sich Hände mit fünf Franksstücken, Kassenscheinen, Banknoten, Uhren — alles für ein Stück Brot, eine Scheibe Erbswurst, ein wenig Speck — umsonst, ich hätte Wagenladungen voll haben müssen, um all diese hungrigen armen Teufel zu sättigen. „Donnerwetter!" schimpfte Knülle hinter mir, indem er sich den Rücken durch einen Baum deckte. „Nun aber raus! Seht ihr denn nich, dat ick euch schon alles jejeben habe? Die Pfeife kriegt ihr nich! Nix Päng, nix Wäng, nix Schanbom, nix Dülard, — alles furt, furt Mosjees, so sajen ja eure Landsleute, wenn man wat requirieren will. Bloß Liebesjabencigarren mit Leibkneifen habe ick noch — da, hast du eene, un du — un du — nu aber trab uff de Schossee." „Uff!" sagte er, als der wilde Knäuel um uns infolge energischer Intervention unserer Begleitmannschaft sich auflöste und die Marschordnung wieder hergestellt war, „det is ja, um uff de Bäume zu klettern. Nanu, kieken S' blos, da haut sick die Jesellschaft, weeß Jott, um en Stück Erbswurst!" — Der Ausmarsch der Franzosen aus der Festung brachte uns noch einige recht böse Tage. Zur Aufrechterhaltung der Ordnung im Lager der Gefangenen wurde mein Zug am 30. nachmittags nach Vremy geschickt, in dessen Nähe die Franzosen bis zum Weitertransport nach Deutschland in Zelten biwakierten. Den ganzen Tag fiel ein feiner Sprühregen, der Boden war infolgedessen fußtief durchweicht. In langen Reihen hatten die Franzosen ihre Zelte aufgeschlagen, die regelrechte Gassen bildeten, welche ein mit Kartätschen geladenes Geschütz bestrich. Hier trafen wir zum ersten Male mit Kameraden von der Artillerie des ersten Corps zusammen, mit welchen wir am Abend beim Wachtfeuer unsere Erlebnisse austauschten. Fast drei Tage dauerte unser Kommando; sie waren die schrecklichsten, welche ich bis dahin in Frankreich verlebt! Der Regen goß in Strömen; ohne jeden Schutz lagen wir auf dem Felde, kein Stroh, kein Brennholz war in der Nähe aufzutreiben. Dazu kam noch der Hunger (die für drei Tage empfangenen Portionen hatten wir ja den halbverhungerten Gefangenen geschenkt,) und die Kälte. Jeden Morgen trugen die Gefangenen mehrere der Ihrigen tot aus den Zelten und verscharrten die von ihren Qualen erlösten Opfer des Hungers, der Nässe und Kälte, wenige Schritte entfernt einige Fuß tief in der Erde. Da Hacke und Schaufel aber nicht immer bei der Hand waren, so legte man oftmals die Toten in den nahen Chausseegraben, oder in eine tiefe Ackerfurche, warf einige Schaufeln Erde darüber und das Grab war fertig. — Ich hatte in den letzten 48 Stunden keinen Platz zum Schlafen finden können. Am zweiten Abend brachten zwei Kanoniere von meinem Geschütz, welche zum Holzholen in den Wald geschickt worden waren,

die halbe Thüre einer im Felde gelegenen Scheune mit heim, auf welche ich mich todmüde in der Nacht zum Schlafen niederlegte; mehrere andere waren bald darauf meinem Beispiel gefolgt und hatten sich ebenfalls auf die Thüre niedergestreckt, dabei hatte sich einer zwischen mich und den Nebenmann gezwängt, so daß ich von der Thüre herunter und in eine zum Teil mit Wasser gefüllte Ackerfurche hinein glitt. Von alledem fühlte ich infolge der physischen Erschöpfung nichts. Dieser Schlaf wäre vielleicht mein letzter gewesen, hätte mich nicht im Morgengrauen einer der Kanoniere in der Ackerfurche entdeckt und aufgehoben. Erst nach langem Rütteln und Schütteln erwachte ich zum Bewußtsein, und nun fühlte ich, daß mein rechter Arm und mein rechtes Bein, mit denen ich in der Pfütze gelegen, gelähmt waren, heftige Frostschauer zogen mir über den Rücken, ich war unfähig zum Gehen und Stehen. Zum Glück schickte die Batterie, der man unsere verzweifelte Lage mitgeteilt hatte, früh am Morgen wollene Decken, Lebensmittel und Brennholz ins Biwak. Man hüllte mich in mehrere der ersteren ein, setzte mich dicht an das schnell entzündete Wachtfeuer und reichte mir starken Kaffee. Die gute Wirkung des letzteren blieb denn auch nicht aus; nach mehreren Stunden verlor sich der starre Zustand meines Körpers, ich vermochte mich zu bewegen und konnte der Batterie, welche gleich nach Mittag zu unserer Ablösung auf der Landstraße erschien, folgen.

Unser Weg führte über das Fort St. Julien und hinein nach Metz, das wir nun endlich auch von innen betrachten sollten. Die Mehrzahl der Gefangenen war bereits abgeführt, der Rest sollte im Laufe dieses Tages noch in Marsch gesetzt werden. Trotzdem ich mich nicht wohl fühlte, richtete mich der Anblick der Forts und der Stadt, vor der wir so manchen bösen Tag verlebt hatten, wieder auf. Was gab's hier nicht alles zu schauen! Man mußte es der belagerten Armee nachrühmen, daß sie kein Mittel der Fortifikationskunst unbenutzt ließ, den Platz zu einem uneinnehmbaren zu machen. Da waren an den Straßen mächtige Barrikaden und Verhaue errichtet, über die Felder waren Drähte mit Stacheln gezogen, spanische Reiter, Wolfsgruben und unterminierte Erdwälle schützten das Vorterrain der Forts. Von den letzteren lugten noch die schweren 24- und 48-Pfünder ins Land. Überall lagen Ausrüstungs- und Bekleidungsstücke, und dazwischen bleichten zahlreiche Pferdeskelette, von denen jedes Faserchen Fleisch sorgfältig abgeschabt worden war. Einen besonders trostlosen Eindruck machte der zwischen einem der Forts und der Stadt gelegene Lagerplatz des dritten französischen Armeecorps. Hier lagen unzählige Pferdekadaver, welche weithin die Luft verpesteten. Von allen Bäumen war die Rinde abgenagt, man erzählte sich sogar, daß die hungernden Pferde sich gegenseitig die Schwänze abgefressen hätten. Wir marschierten durch das Marcel-Thor. Die Stadt war öde, alle Läden geschlossen, die wenigen Leute, welche sich auf der Straße sehen ließen, gingen schwarz gekleidet; ein Zeitungsblatt, das ein Junge in vielen Exemplaren auf dem Arm trug, zeigte einen breiten Trauerrand. Von den Häusern und den Kirchen wehten schwarze Trauerfahnen. Ein Eisenbahnzug, vor dem nur die Lokomotive fehlte, war in ein Lazarett umgewandelt. Nur einen einzigen Bäckerladen sah ich geöffnet; der Inhaber desselben mußte sich schnell wieder mit Mehl versehen haben, denn er hatte einen Sack voll in das Schaufenster gestellt. Ohne Aufenthalt marschierten wir weiter über Moulins, Ars bis Auch, wo wir an diesem Tage ins Quartier kamen, — zum ersten Male seit dem Ausrücken aus Kreuznach. Unsere Quartierleute, ein altes Greisenpaar, empfingen uns mit der bekannten Lamentation, daß sie nichts an Lebensmitteln besäßen. Das war eigentlich überflüssig, denn wir verlangten auch gar nichts, — da wir Erbswurst, Kaffee und einige Pfund Brot gefaßt hatten; unser sehnlichster Wunsch war, vor allem wieder einmal in einem Bett zu schlafen, eine Wohlthat, die uns seit drei Monaten nicht mehr zuteil geworden war. Bereitwilligst stellten uns die Quartierleute ihre Kammer und Betten zur Verfügung, wofür wir sie am Abend zu unserer Erbswurstsuppe einluden und ihnen den ganzen Vorrat an Kaffeebohnen schenkten. Ich kann nicht schildern, wie glücklich ich mich schätzte, als ich mich am Abend entkleiden und meine Glieder in dem schwellenden Bett ausstrecken konnte. Zum ersten Male seit drei Monaten schlief ich nicht in voller Uniform auf der Erde, nach langer Zeit nahm mich endlich eine menschliche Behausung wieder auf, — welche Wonne! Selbst unserem abgehärteten Knülle, dem es im Ertragen von Mühsalen und Strapazen keiner in der Batterie nachthat, zog es wie seliges Behagen über das bärtige, wettergebräunte Gesicht, als er sich bis auf das Unterzeug auszog und dabei das Bett betrachtete, welches wegen Mangel an Bettstellen auf dem mit Stroh bedeckten Boden hergerichtet war. „Kinder, wenn wir man bloß wieder uffwachen morjen früh; ick jlobe, man duselt jleich den nächsten Tag durch un verschläft det Suppee und Dinee, wovon die Olle immer schnackte. Wat meenste, Klasen, wenn wir dat in unsere Villa bei Scharly ooch so jemütlich jehabt hätten, — wat? Der schläft wahrhaftig schonst und hat noch nich mal det rechte Been ins Bett. Na — det wird ne Pferdearbeit sind, den Riesen morjen früh wieder uff die Beene zu bringen. Ooch det noch! — Nu hören S' bloß, wie der sägt! Da is 'r vorn Ast."

Ich bat den redseligen Kameraden, er möge heute einmal seinem Sprechorganismus Ruhe gönnen. — „Na, nu sage ick nischt mehr, rin damit!" sprach's und verschwand unter der Bettdecke, unter der hervor er nur noch einige Zeit Laute von sich gab, welche seine innere Freude und das Wohlbehagen über das ungewohnte Vergnügen, wieder in einem Bette schlafen zu können, ausdrückten.

7. Von der Mosel bis zur Loire.

Zum ersten Male seit drei Monaten erwartete uns früh beim Aufstehen am 4. November ein gedeckter Tisch, auf dessen Platte eine große Kaffeekanne dampfte. Unsere Quartierwirtin, welche, da sie uns die Betten überlassen, mit ihrem Manne die Nacht über vor dem Kamin gesessen hatte, legte in Anerkennung unseres guten Verhaltens ein großes, rundes Brot auf den Tisch, welches sie zweifellos bei unserem Erscheinen am Tage vorher versteckt hatte. Neugestärkt eilten wir nach einer Stunde zum Appellplatz der Batterie, wo wir erfuhren, welche Marschrichtung das 10. Corps für die nächsten Tage zu nehmen hatte. Auch über die Befehle für die übrigen Corps, welche mit uns vor Metz gelegen hatten, erfuhr ich einiges. Das 2. Corps, von dem die 4. Division schon während der Kapitulationsverhandlungen nach der Loire abgesandt worden war, verblieb darnach einstweilen in Metz, das 3., 9. und 10. marschierte nach dem Süden Frankreichs, das 7. und 8., in den Verband der ersten Armee zurücktretend, hatte die Paris belagernden Armeecorps gegen Norden zu sichern. Auch ein Armeebefehl aus dem Hauptquartier zu Versailles wurde den Soldaten vorgelesen, in dem der greise König am Schlusse der Kapitulation von Metz gedachte, mit welcher die letzte der kaiserlichen Armeen vernichtet worden sei.

Unser Marsch ging über Pont à Mousson, in das wir vor zweieinhalb Monaten mit ganz anderen Empfindungen eingezogen, wußte doch damals niemand, wie die Würfel des Krieges fallen würden, nach Nancy, diesem „petit Paris", wie die Einwohner es nennen. Der Marsch war ein langer, anstrengender, besonders machte sich der schlechte Zustand unseres Schuhzeugs bemerkbar. Die Stiefel waren hart wie ein Brett; in der langen Zeit der Belagerung war kein Tropfen Fett daran verschwendet worden. Für die Anstrengung dieses reichlich vierzig Kilometer langen Marsches entschädigte uns indes die Aussicht auf einen Ruhetag. Mich besonders entzückte die herrliche Gegend, durch welche der Weg führte. Hier hatte die Furie des Kriegs noch nicht gewütet. Wohl waren die Straßen von dem Regen der letzten Wochen noch schlammig und schmutzig, aber über uns blaute ein wolkenloser Himmel und die Strahlen einer freundlichen Herbstsonne überfluteten die Bäume und die zahlreichen Weinberge mit goldenem Glanz. — Erst gegen 6 Uhr am Nachmittage erreichten wir das Ziel des Marsches. Unsere Quartiermacher erwarteten uns bereits am Eingange der Stadt, oder richtiger der Vorstadt, denn Nancy ist fast ganz von Vorstädten eingeschlossen. Mein Geschütz erhielt Quartier in der Nähe des Stanislausplatzes, auf dem die Fahrzeuge der Batterie aufgefahren wurden. Der Empfang, der uns in unserem Quartier, einem stattlichen Privathause, zuteil wurde, war ein recht spaßiger. Unser Quartierwirt wohnte, wie ich unten im Hause erfuhr, eine Treppe hoch. Als wir die Treppe hinaufstiegen, öffnete sich oben auf dem Vorplatz schnell eine Thür und eine bildhübsche junge Frau erschien unter derselben mit einem Buch in der Hand. Nach ihrem Gesichtsausdruck zu schließen, mußte die junge Frau da drinnen im Zimmer soeben mit jemand eine heftige Auseinandersetzung abgebrochen haben, denn ihr feines, blasses Gesicht zeigte noch deutliche

Zelt- und Eisenbahnwagen-Hospital auf der Esplanade in Metz nach der Kapitulation.

Spuren der inneren Erregung und des Unwillens. Sie war unstreitig eine fein gebildete Dame, die sich zu beherrschen verstand. Mit einem liebenswürdigen Lächeln kam sie uns bis zur Treppe entgegen und rief, nachdem sie schnell noch einen Blick in ihr Buch gethan hatte: „Ah — Messieurs les Prussiens! — da Sie schon sein von der Marsch. Serr gutt." Ich machte eine elegante Verbeugung und überreichte ihr den Quartierzettel, auf den sie nur einen flüchtigen Blick warf, denn sie war, nach ihren Worten zu schließen, schon von unserem Eintreffen seitens der Mairie in Kenntnis gesetzt. Jetzt erschien in der offenstehenden Thür auch ein kleiner schmächtiger Herr, zweifellos der Gemahl der Dame. Derselbe hielt uns indes einer Anrede nicht für würdig und verschwand sofort wieder von der Bildfläche, nachdem er den verhaßten Prussiens seine Abneigung durch einen hochmütigen Blick zu verstehen gegeben hatte. Nun wußte ich auch, wer und was der Grund der eben angedeuteten Auseinandersetzung der beiden gewesen war, nämlich wir. Sie war sonach der klügere, besonnenere Teil. Nun, mir konnte es gleichgültig sein, ob der Mann uns freundlich oder feindlich gesinnt war. Wenn er nur für uns unsichtbar blieb und uns nicht reizte. — Die Dame öffnete nunmehr eine Thür, welche zu einem großen Raum führte. Indem sie wieder einen Blick in ihr Buch warf, welches auf dem Umschlag in Goldpressung die Worte trug: „Coursier, Conversation française et allemande," wurde mir klar, daß Madame dem Studium der deutschen Sprache oblag und die an uns gerichteten Worte vorläufig noch ablas.

„Wollen ßie aben derr .... die .... die — „La bonté," vervollständigte ich lachend den Satz. — „A — ßie spreck französis, Monsieur?"

„Oui, Madame, je le parle un peu," antwortete ich und trat in das Zimmer, in dem bereits ein Nachtlager „pour six hommes," wie auf dem Quartierzettel stand, hergerichtet war. Froh, der Sprachübung im Deutschen überhoben zu sein, eilte die Dame fort und gab einem dienstbaren Geist Auftrag, uns mit Speise und Trank zu bewirten. Um den Leuten eine gute Meinung von den „deutschen Barbaren" beizubringen, sagte ich den Kameraden, daß wir zunächst unsere Uniform säubern, uns Hände und Gesicht waschen, kurz, thunlichst sauber bei Tisch erscheinen wollten. Damit waren alle einverstanden, und während das Mädchen den Tisch herrichtete, gingen wir in einen Nebenraum, der als Badezimmer eingerichtet war, und putzten, wuschen, klopften dort an der Uniform herum, als gälte es, vor dem gestrengen Herrn Oberst zu erscheinen. Sowohl die Herrin als das Mädchen waren denn auch sehr erstaunt, als wir nach einer Viertelstunde gewaschen und gekämmt in sauberem Anzug und mit geputzten Knöpfen wieder in unserem Zimmer erschienen; erstere äußerte gegen das Mädchen, daß wir mehr Lebensart besäßen und bescheidener aufträten, als die französischen Soldaten. Ihr Erstaunen aber wuchs noch mehr, als wir, nicht wie man von uns „Barbaren" in Frankreich erzählte, Messer und Gabel als überflüssige Dinge betrachteten, sondern uns beider mit Gewandtheit bedienten. Das Essen war bis auf die Suppe, welche überall in Frankreich aus nicht viel mehr als heißem Wasser besteht, in das alle möglichen Rüben und Küchenkräuter hineingeschnitten werden, gut. Es gab Kalbsbraten, trockenes Obst, Käse, Butter und Brot. Reste blieben nicht übrig, dafür sorgte Klas, welcher sich an der lebhaften Unterhaltung bei Tisch nicht beteiligte. „Wenn de Katt must (maust), denn miaut se nich," antwortete er einmal trocken auf Knülles Frage: „Wat sagst du denn zu det scheene Essen und det feine Loschemang?"

Unsere Wirtin ging ab und zu, fragte auch einmal neugierig nach unserer Heimat, und als sie hörte, daß wir, bis auf zwei, aus der Provinz Hannover stammten, da wurde sie noch freundlicher und zutraulicher. Bei den Franzosen herrschte ja die Überzeugung, daß die „Hanoviens" nur widerwillig gegen Frankreich ins Feld gezogen seien. Meist zuckten sie mit dem Ausdruck des Bedauerns die Schulter, wenn man seine Abstammung nannte. — Da der nächste Tag ein Rasttag war, so konnten wir uns der Instandsetzung unserer arg mitgenommenen Uniform und besonders der Stiefel widmen. In der Stadt war alles zu haben, freilich nur für schweres Geld. Am Nachmittag schlenderte ich in „petit Paris" herum. Die Altstadt hat noch viele schmale, dunkle Gassen, dagegen weist die Neustadt schöne, breite und gerade Straßen auf; einen besonders gediegenen und wohlhabenden Eindruck machen die hohen eisernen, echt vergoldeten Thore vor den Straßeneingängen. Auch eine Kavallerie-Kaserne, in welcher preußische Pferde untergebracht waren, besichtigte ich. Die innere Einrichtung wollte mir indes nicht gefallen.

Die Stadt wimmelte von Soldaten aller Waffengattungen; mancher der Kameraden hatte in der Freude über den angenehmen Wechsel in dem wilden Kriegsleben, sowie über den vorzüglichen Wein, der in den Wirtschaften zu haben war, allzulange hinterm Becher gesessen, so daß es abends bei der Auffindung des Quartiers nicht immer glatt abging.

Nach dem Abendbrot ließ sich auch unser Hauswirt bei uns sehen. Er fragte mich, ob ich mir die Stadt angesehen hätte und wie mir dieselbe gefiele? Jeder Einwohner Nancys ist nämlich stolz auf sein „petit Paris". Ich lobte die Schönheit der Stadt und sprach den Wunsch aus, daß unser Bismarck bei dem über kurz oder lang erfolgenden Friedensschluß als äußerste Westgrenze für Lothringen die Mosel mit Nancy bestimmen und die beiden uns geraubten Provinzen Elsaß und Lothringen als Siegespreis für Deutschland fordern werde. Dies brachte jedoch den Franzosen gewaltig in Harnisch. Wütend sprang der kleine Mann auf und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen. Doch besann er sich eines Besseren, offenbar war er gekommen, um über die Bewegungen der deutschen Truppen etwas Näheres zu erfahren. Er setzte sich mir gegenüber, trank hastig aus einer mitgebrachten Flasche ein Glas schweren Rotwein und fragte mich, ob denn den preußischen Soldaten nicht bekannt sei, daß bei Orleans ein gewaltiges französisches Heer stände, welches nur auf unsere Ankunft warte, um uns zu vernichten? Ich antwortete ihm, daß unserem Moltke nichts in Frankreich entginge; mit diesem „gewaltigen Heere" würden wir schon fertig werden. Frankreich könne wohl noch große bewaffnete Menschenhaufen zusammentrommeln, aber keine geschulte und disziplinierte Armee u. s. w. Aber mein optimistischer Quartierwirt wußte alles besser, er berief sich auf die Zeitungen, in welchen zu lesen sei, daß man die Deutschen nach dem Norden und Süden zu locken trachte, um ihnen mit großer Übermacht den Rückweg nach Deutschland abzuschneiden und sie danach zu erdrücken. Ich ließ den guten Mann in dem Glauben an das strategische Genie eines Gambetta, er und alle diejenigen, welche so große Hoffnungen auf jenen Mann setzten, sollten bald erfahren, wem sie die Geschicke des Landes anvertraut hatten. — Wir gingen zeitig zu Bett, denn für den folgenden Tag stand uns wieder ein langer, beschwerlicher Marsch bevor. Ich dankte unserer freundlichen Wirtin am andern Morgen für die gute Aufnahme und sprach den Wunsch aus, daß der Krieg bald ein Ende nehmen möge. Die Dame war vernünftiger als der Hausherr, auch sie wünschte es im Interesse ihrer beiden Brüder, welche bei der Armee im Süden ständen. — In starken Märschen, bei schönem, klarem Herbstwetter, ging's nun mehrere Tage lang weiter gen Süden. Das Centrum und die Spitze bildete das 3. Corps, den linken Flügel das 10., den rechten das 9. Corps. Die Quartiere waren leidlich gut, jedenfalls gefiel uns dieses Leben besser, als das Biwakieren vor Metz.

Wenn man in einer ruhigen Stunde an das, was sich in den vergangenen drei Monaten ereignet hatte, zurückdachte, so schien es einem fast als ein Wunder, wie alle Maßnahmen der deutschen Heeresleitung von Erfolg gekrönt wurden. Schmerzlich berührte einen nur in dem hellen Siegesjubel das Fehlen so manches bekannten Gesichts in der Batterie. Von den Kameraden, die s. Z. mit uns ausgezogen, lag die Hälfte auf den Schlachtfeldern begraben, oder schwer krank in den Lazaretten. Aber damit waren es der Opfer noch nicht genug! Wie viele Menschenleben würde der uns bevorstehende Kampf im Herzen Frankreichs noch fordern, was würde die Zukunft bringen? Das waren Fragen, die sich jeder oft wiederholte. Zum Glück blieb uns wenig Zeit, lange darüber nachzudenken. — Infolge des langen Biwakierens sahen wir äußerlich nichts weniger als „parademäßig" aus. Die Beinkleider waren vom Wachtfeuer versengt, dann wieder wochenlang bis zu den Knieen nicht trocken geworden und hatten eine mehr fuchsige als schwarze Farbe. Das wenige Rot, welches wir „Schwarzen" an der Uniform trugen, ließ jene Farbe nur noch ahnen. Und nun erst der Mantel, dieser treue Geselle! Auch er befand sich, gleich dem fettglänzenden Waffenrock, schon stark in der Mauser. Sein Aussehen hatte bei unserem Knülle sogar starke Zweifel darüber hervorgerufen, ob Holtei, der Dichter des schönen Mantelliedes: „Schier dreißig Jahre bist du alt!" wohl selbst Soldat gewesen sei und einen Feldzug mitgemacht habe? „Det klingt ja sehr

scheene: „Schier dreißig Jahre bist du alt, hast manchen Sturm erlebt," aber ick jlobe, der jute Mann schwefelt 'n bisken stark — dreißig Jahre, nee, det hält meiner nich aus, ick bin froh, wenn er noch bis zu's Weihnachtsfest zusammenhält." — Frischer als die Uniformen sahen schon die Gesichter der Mannschaften aus; an Lebensmitteln hatte es vor Metz in den letzten Wochen nicht gefehlt. Das Rasieren und Frisieren aber war längst ein überwundener Standpunkt. Hatte sich einmal jemand rasieren lassen oder selbst rasiert, dann konnte er sicher sein, daß er von den Kameraden deswegen gehänselt wurde. „Aha, der jeht uff Freiersfüßen!" — „Er hat sich an dem Feuer einer dunkeläugigen Französin die Flügel versengt." So und ähnlich klangen die Neckereien. Die große Mehrzahl ließ wachsen, was wachsen wollte. Unser Äußeres, nicht aber unser Inneres, ließ demnach manches zu wünschen übrig, denn das Herz saß immer noch auf dem rechten Fleck. — Nach vier anstrengenden Tagemärschen erreichten wir Chaumont im Lande des Champagners. Von feindlichen Unternehmungen hatten wir nichts verspürt; die in und bei Chaumont angesammelten Mobilgarden waren bereits von dem an der Spitze marschierenden 3. Corps auseinandergesprengt worden, wobei 40 Mann gefangen genommen und 70 getötet wurden. In Chaumont selbst hatten wir einige Rasttage. Mit den sonnigen Herbsttagen aber war es vorbei. Schon auf dem letzten Marschtage rieselte feiner Schnee nieder, der 12. November brachte sogar starken Schneefall. Die Bevölkerung zeigte sich überall sehr widerspenstig, die Reden des Diktators Gambetta spukten den Leuten offenbar in den Köpfen; auch die Nähe größerer Francstireursbanden mochte schuld daran sein, daß den Deutschen, wenn diese sich in der Minderzahl befanden, von der Bevölkerung feindlich gegenüber getreten wurde. So wurde am 19. November ein Detachement, bestehend aus dem Landwehrbataillon Unna und zwei Schwadronen des 5. Reserve-Husarenregiments in unserer Nähe, in Châtillon sur Seine, von Mobilgardisten, Francstireurs und der Einwohnerschaft der Stadt nachts meuchlings in den Betten überfallen, wobei dasselbe einen Verlust von 120 Mann und 70 Pferden hatte. Von Chaumont aus ging einige Tage später eine Abteilung unserer Division zur Züchtigung der Einwohner nach Châtillon ab. Damit aber die Einwohner Chaumonts wüßten, was ihnen bevorstand, wenn sie das Beispiel ihrer Landsleute in Châtillon etwa nachzuahmen gesonnen seien, erließ der Kommandant des Platzes, Oberst Plötz, eine geharnischte Proklamation an die Bürger und ließ aus der Stadt und den Ortschaften in deren Umgebung die angesehensten Einwohner als Geiseln festnehmen und in der Präfektur verwahren. Da die Vogesen-Festung Langres den Stützpunkt der zahlreichen Francstireursbanden bildete, so wurde die 40. Brigade, zu der auch meine Batterie gehörte, gegen dieselbe vorgeschickt, um dem Unwesen in dortiger Gegend ein Ende zu machen. Mit diesem Linksabmarsch nach Langres trennten wir uns von dem Corps, der übrige Teil desselben marschierte weiter westlich auf Orleans zu. Der Dienst wurde nun wieder recht ungemütlich. Oft mußte man nach einem acht- bis neunstündigen Marsch in bergigem Terrain noch weiter marschieren, weil die Lage des Orts einen Angriff der in den Wäldern versteckten Francstireursbanden begünstigte. Den härtesten Dienst hatten die zwei der Brigade beigegebenen Eskadrons vom 16. Dragoner-Regiment; „Lehmup-Dragoner" hießen sie, jedenfalls wegen des gelben Kragens und der Aufschläge. Dieselben wurden auf dem Marsche stets vorausgeschickt, um sich „anschießen" zu lassen. Oft brachten sie von ihrer Rekognoszierung gefangene Francstireurs heim, die nicht immer aufs glimpflichste behandelt wurden. Die Besatzung der Festung Langres, welche vorläufig nur beobachtet wurde, verhielt sich ruhig. Auf verschiedenen Straßen rückte man oft nahe an dieselbe, ohne jedoch auf die Festung zu feuern. Unsere Aufgabe war, die Umgegend von den Francstireurbanden zu säubern, was durch tägliche ausgedehnte Rekognoszierungen auch geschah. Daneben wurden häufig die Quartiere gewechselt, um die Leute über unsere Stärke, oder wohl richtiger „Schwäche" im unklaren zu lassen.

Da die Francstireurs in diesen Tagen eine Ordonnanz der 17er mit wichtigen Befehlen abgefangen und nach Langres geführt hatten, auch wiederholt auf einzelne Trupps aus dem Hinterhalt gefeuert worden war, so wurden die zum Befehlempfang Kommandierten von jetzt an nie ohne starke Bedeckung zu dem Brigade- oder Regimentsstab gesandt und jedem Soldaten Beobachtung größter Vorsicht im Quartier zur Pflicht gemacht. Vor dem Schlafengehen war die Thüre fest zu verschließen, die Fahrer hatten die Pistolen, die Fußmannschaften das Seitengewehr so neben ihre Lagerstelle zu legen, daß die Waffe mit einem Griff zu erreichen war. Bei Alarmierung hatte sich jeder sofort zum Appellplatz zu verfügen; war infolge eines plötzlichen Überfalls ein Verlassen des Quartiers nicht möglich, so hatte jeder mit einer Schießwaffe versehene Soldat aus dem Fenster zu schießen und dadurch die anderen Kameraden auf sich aufmerksam zu machen. Zwischen den einzelnen Dörfern, in welchen die Brigade einquartiert war, gingen während der Nachtzeit starke Patrouillen oder es stellten Feldwachen die Verbindung her.

Dank dieser umfassenden Vorsichtsmaßregeln kam es zu keinem ernstlichen Kampfe mit dem in den Vogesen massenweise sich ansammelnden Gesindel. — Einen Augenblick schien es, als sollte es doch noch zur Beschießung der Festung Langres mit Feldgeschützen kommen. Eines Morgens rückten wir bis auf etwa 2000 Schritte an die Stadt heran und hoben Geschützstände aus, aber schon am Nachmittage traf ein Corpsbefehl ein, nach welchem nur zwei Bataillone bei Langres stehen bleiben und die Festung beobachten sollten, der übrige Teil des Detachements hatte sofort auf Orleans zu marschieren.

Wir waren herzlich froh, als dieser Guerillakrieg für uns ein Ende nahm. Nach zwei starken Marschtagen erreichten wir wieder Chaumont, wo wir einige Tage blieben. Dann ging es weiter über Bar sur Aube nach Troyes. In der Nähe von Chaumont marschierten wir im Thale der Suippe durch den unteren Bogen des berühmten Eisenbahn-Viadukts, welcher die schroff abfallenden Ufer des Flusses miteinander verbindet. Dieses herrliche Bauwerk, welches 50 Meter hoch, 600 Meter lang ist und 50 Bogen in 11 Etagen zählt, ist nur durch die Wachsamkeit der deutschen Soldaten für Frankreich erhalten geblieben; die Franzosen beabsichtigten nämlich, wie so manche andere kostspielige Verkehrsanlage, auch diese in die Luft zu sprengen.

Ließ die Witterung auch zu wünschen übrig — dem Schnee war wieder Regen gefolgt — so gefiel uns dies Leben doch besser als das Umhermarschieren in den wilden Vogesenengpässen und das Verweilen in Quartieren, in denen man nicht sicher war, ob einem nachts im Schlaf die Kehle durchschnitten wurde. Das Leben auf dem Marsche, der stete Wechsel der Quartiere in einem Landstriche, der noch nicht allzustark vom Kriege ausgesogen war, das alles bot willkommene Abwechslung. Wer von den Kameraden, die den Feldzug in Frankreich mitgemacht haben, erinnert sich beispielsweise nicht der oft recht drolligen Inschriften an den Thüren und Läden in den französischen Dörfern? Da las man an einem elenden Stalle, in dem früher vielleicht ein feistes Borstentier behaglich gegrunzt hatte: „Zwei Mann. Quartier für Napoleon und Lulu." Oder an der Thür zu einem verschwiegenen Orte: „Napoleon uff der Retirade;" an einem Laden, in dem Stricke zum Verkauf hingen, las ich: „Quartier für Bazaine — ein Stück gratis." Ja der Witz verschonte selbst die eigenen Kameraden nicht! Eine Batterie — es war die braunschweiger — führte einen Hammel mit, welcher schon vor Metz frei in derselben herumlief und den ich später auf dem Marsche noch bei den „Schwarzen" erblickte. Natürlich war das die „Hammelbatterie", und wenn sie an uns vorbeifuhr, dann erhob sich ein Blöcken, daß man glauben sollte, in einer Herde Hämmel zu marschieren. Eine andere Batterie, so wurde erzählt, hatte einen Transport Ochsen für abgesessene feindliche Kavallerie gehalten und einige Granaten dazwischen gefeuert, worauf die ganze gehörnte Gesellschaft auseinander gestoben war. Natürlich hieß diese Batterie von da ab „Ochsen-Batterie", und wenn sie sich sehen ließ, wurde sie mit ochsenmäßigem Gebrüll begrüßt. Die gehänselten Kameraden aber rächten sich dadurch, daß sie zu kläffen begannen, weil unser Knülle meist einen Köter am Strick hinter sich herzog, oder sie riefen uns zu, daß wir auf den Hund gekommen seien. Von den vielen Kötern, welche Knülle im Laufe des Feldzuges mitführte, hat übrigens einer, auf den Namen „Napoleon" hörend, den Einzug in die Garnison mitgemacht und ist als „Batteriehund" mehrere Jahre Kostgänger der Menage gewesen. Dieser Hund war auf sämtlichen Märschen und in den Gefechten von Chaumont bis Le Mans mit dabei. Das Tier, ein großer Fleischerhund, kannte jeden in der Batterie, es hielt sich, wenn es im Freien nur einigermaßen erträglich

war, im Quartier stets beim dritten Geschütz auf, und wies jedem Fremden, der sich ihm näherte, die Zähne. Bei Orleans nähte Knülle dem Köter ein paar Gefreitenknöpfe an das Halsband, weil er einen französischen Bauern, der den Hund an sich hatte locken wollen, niederwarf und ihn nicht eher losließ, bis ein bekannter Kanonier herbeikam.

Troyes, die alte Bischofsstadt, erreichten wir bei strömendem Regen, dem am Abend Schnee mit Frost folgte. Auf dem Markte standen dicht zusammengedrängt einige hundert Gefangene. Ich hätte bei diesem Anblick gewünscht, daß unser Quartierwirt aus Nancy zugegen wäre, damit er sich von der Qualität dieser „Retter des Vaterlandes" hätte überzeugen können, vielleicht wäre er dann anderer Meinung über die zu unserer Vernichtung bei Orleans bereitstehende „ungeheure Armee" geworden. Man sah da Bürschchen von 17 und 18 Jahren; zitternd und frierend bargen sie die Hände in den Hosentaschen. Wir erhielten Quartier bei einem alten „Cordonnier", welcher wie eine scheue Eule ein großes, geräumiges Haus mutterseelenallein bewohnte. Die Verständigung mit dem offenbar sehr vermögenden, aber geizigen alten Filz wurde mir sehr erschwert, denn der Alte gab vor, taub zu sein und nicht lesen zu können. So mußte denn Knülle seine mimischen Künste in Anwendung bringen, welche indes erst dann von dem Geizhals begriffen wurden, als er mit gezogenem Faschinenmesser sich der verschlossenen Kellerthür näherte und Miene machte, diese mit Gewalt zu sprengen. Später, als wir uns ein frugales Abendbrot bereitet hatten, an dem der Alte teilnahm und zu welchem er einige Flaschen Wein aus dem Keller holen mußte, fiel er plötzlich aus der Rolle als Tauber. Offenbar war ihm der Wein, von dem er auf unseren Wunsch mittrinken mußte, so zu Kopfe gestiegen, daß er die Herrschaft über sich verlor. Ich lobte nämlich den Wein, welcher wirklich gut war, und sprach mein Bedauern darüber aus, daß man in Deutschland einen solchen reinen, unverfälschten Tropfen gar nicht bekommen könne. Obschon ich diese Worte in unserer Muttersprache gesprochen, mußte sie der Alte doch verstanden haben, er lächelte verschmitzt, hob sein Glas und trank mir zu: „O Monsieur, es giebt noch bessern Wein!" Sprachloses Erstaunen! Der Mensch war ja gar nicht taub — und sprach sogar ein leidliches Deutsch! Und während wir ihn alle mit verdutzten Gesichtern anblickten, lachte der Alte pfiffig vor sich hin und freute sich, uns angeführt zu haben. „Da die Messieurs so freundliche Soldaten sein, will ich sagen, daß ich sein gewesen in Deutschland als ouvrier (Handwerksbursch), wo gearbeitet in Cologne, Coblence und ander Städt. Ich mich freue, daß schmeckt der Wein gut." Hier machte der Alte wieder eine Pause, dann schnalzte er mit der Zunge. „Oui, der Wein sein gut, mais — ich hab noch besser Wein." — „A—h, famos! — Her damit, Alter! — Der Olle ist nicht mit Jold zu bezahlen!" so scholl es durcheinander. Geschmeichelt erhob sich der alte Schlauberger und jetzt sah man, daß er sich einen Spitz angetrunken hatte. „Eh bien — der Wein ist gut — serr gut, er kostet nichts; mon frère à Marseille est grand négociant en vin," sagte er und schwankte hinaus, um bald mit drei Flaschen köstlichem Bordeauxwein zurückzukehren. Diese Marke war in der That trefflich. Der alte Einsiedler taute immer mehr auf und erzählte uns von seinen Fahrten als Handwerksbursch in Deutschland. Wie vielen Flaschen an diesem Abend noch der Hals gebrochen wurde, weiß ich nicht. Erst spät gingen wir zur Ruhe; einen fideleren Abend hatten wir in Frankreich noch nicht verlebt. Am nächsten Morgen, als wir mit etwas schweren Köpfen im Zimmer des Alten erschienen, stand bereits der Kaffee auf dem Tisch; unser Wirt hatte sich gar nicht zu Bette gelegt, sondern vor dem Kamin in einem Lehnstuhl gesessen. Unsere Feldflaschen waren sämtlich bereits mit dem „bessern Wein" gefüllt; auch für ein Frühstück zum Verzehren auf dem Marsche hatte der sonderbare Kauz gesorgt. Und als ich ihm für die freundliche Aufnahme dankte, gestand mir der Alte, daß unsere Sprache und Benehmen ihn wieder an die schöne Zeit erinnert hätten, in der er noch als junger Bursch an den Rhein wanderte und überall bei den Deutschen Vertrauen und Entgegenkommen fand. Wir hätten durch unsere Ruhe und ernstes Wesen seine Abneigung gegen den Feind seines Vaterlandes besiegt. Er schätze die Deutschen hoch, und an dem Kriege sei bloß der Kaiser und die skandalsüchtige pariser Gesellschaft schuld. Der einfache Bürger und Landmann in der Provinz wolle in Ruhe und Frieden seiner Beschäftigung nachgehen. Wenn wir wieder durch Troyes kämen, möchten wir ihn besuchen. Wir versprachen das und drückten dem Alten beim Abschied warm die Hand.

Auf schneebedeckter Landstraße ging der Marsch über Villeneuve-l'Archevêque nach Sens sur Yonne. Die Stadt hatte schon stark unter der Einquartierung von Franzosen und Deutschen gelitten; es mußte wieder in den umliegenden Ortschaften requiriert werden. Am Abend bekam jede Geschütz-Abteilung ein Stück Fleisch, die Portion für unser Geschütz war aber so klein, daß Klas sie wohl allein hätte verzehren können. Der nächste Marsch ging bis Nemours; am 29. November erreichten wir Pithiviers und damit wieder die Vereinigung mit dem 10. Corps. Die Stadt glich einem Heerlager, alle öffentlichen Gebäude waren mit Gefangenen angefüllt, welche der Loire-Armee in den Gefechten vom 24. bis 28. November abgenommen worden waren. Zu unserem Bedauern erfuhren wir, daß unsere Brigade einen der schönsten Ehrentage des 10. Corps durch die Abschwenkung nach Langres versäumt habe, der Tag von Beaune la Rolande. Welcher Kamerad, der diese mörderische die ganze Hingebung und Ausdauer der Truppen erfordernde Schlacht mitschlug, denkt nicht an jedem 28. November mit Stolz an den Tag zurück! Zwei deutsche Brigaden, die 38. und 39., mit den Regimentern 16, 57, 78 und 91, hatten von Mittag bis zum Abend, nur spät am Nachmittage von der 5. Division unterstützt, gegen eine sechsfache Übermacht mit Erfolg gekämpft. Wenn man bedenkt, daß diesen schwachen deutschen Streitkräften drei ganze französische Armeecorps (das 18., 20. und 21.) gegenüberstanden, so mußte man mit Recht fragen, welchen Zweck hatte die fortwährende Neubildung frischer Armeecorps seitens des Diktators Gambetta? Glaubte dieser Mann, daß es nur genüge, neue Armeen zu schaffen, um dem Kriege eine andere Wendung zu geben? Der bisherige Verlauf des Krieges hätte ihn doch wohl eines Besseren belehren können. Er und alle die alten Generale, welche sich ihm „zur Rettung des bedrohten Vaterlandes" zur Verfügung stellten, haben nur die Lage des Landes verschlimmert und unsägliches Elend über blühende Provinzen gebracht. — In der Schlacht bei Beaune la Rolande mußte die 10. Artilleriebrigade auch ein Geschütz im Stich lassen, es war das einzige, welches von derselben während des ganzen Feldzuges, aber nur ganz vorübergehend, in Feindeshände fiel. Die Umstände, unter denen die Batterie dasselbe im Stich lassen mußte, sind indes bezeichnend für das tapfere Verhalten der Mannschaft. Erst als verschiedene Geschütze nicht mehr bedient werden konnten und als die Gefahr wuchs, daß es zur Fortschaffung derselben an Pferden mangeln würde, da von denselben eine große Anzahl schon totgeschossen war, entschloß sich der Batteriechef zum Zurückziehen der Batterie, wobei leider ein Geschütz zurückgelassen werden mußte, da außer der Bedienung auch sämtliche Pferde desselben getötet oder verwundet worden waren. Nur der Geschützführer, ein mir bekannter Unteroffizier, war noch von der Bedienung am Leben. Und dieser Mann ließ sein Geschütz nicht im Stich. Konnte er dasselbe nicht vor dem Feinde retten, so wollte er wenigstens den Verlust desselben nicht überleben, — er blieb bei seinem Geschütz. Als ihn die Franzosen allein bei seinem Geschütz fanden, soll ein Offizier ausgerufen haben: „Seht — das ist ein braver Soldat! Allen Respekt vor diesem Preußen. Geh — du hast es nicht verdient, gefangen genommen zu werden." Zu seiner Freude wurde das Geschütz den Franzosen noch an demselben Tage wieder abgenommen.

In den nächsten Tagen sammelte sich das 10. Corps bei Chilleurs und Neuville aux Bois. Auf dem Marsche traten häufig Stockungen ein, weil die Franzosen an vielen Stellen quer über die Landstraßen tiefe Gräben gezogen hatten oder Verhaue die Wege versperrten; alles deutete darauf hin, daß wir in den nächsten Tagen einen Entscheidungskampf mit der sich um Orleans zusammenziehenden feindlichen Loire-Armee zu bestehen haben würden. Neuville fanden wir beim Vorrücken noch vom Feinde besetzt. Von unserer Brigade wurde daher das braunschweigische Infanterie-Regiment vorgeschickt, um die Franzosen aus dem Orte zu vertreiben. Die „Schwarzen" stießen jedoch auf überlegene Streitkräfte und es entspann sich ein regelrechtes Gefecht, in das wir der vorgerückten Dunkelheit wegen leider nicht mehr eingreifen konnten. Das Regiment hatte außer 14 Toten eine ziemliche Anzahl Verwundete; das Gefecht mußte abgebrochen werden. Der Feind aber mochte ahnen, was ihm am nächsten Morgen bevorstand und räumte während der Nacht

freiwillig den Ort. — Infolge der großen Verluste, welche das 10. Corps bei Beaune la Rolande erlitten, stand dasselbe in der Schlacht bei Orleans am 3. und 4. Dezember in Reserve, wir hatten also wieder einmal bei einem Hauptentscheidungskampfe das Nachsehen.

Am 4. morgens bekamen wir zum ersten Male unsere tapferen bayrischen Kameraden zu Gesicht. Es waren Infanteristen, welche einen Trupp Gefangene begleiteten. Von ihnen erfuhren wir, daß die Franzosen nur noch in der Stadt Orleans Widerstand leisteten, aus dem großen Walde von Orleans wären sie bereits vom 3. und 9. Corps in Verbindung mit dem bayrischen Corps und der Armeeabteilung des Großherzogs von Mecklenburg hinausgedrängt worden. Später kam ein einzelner Bayer mit über die Schulter gehängtem Gewehr uns entgegen, und einer der Kanoniere rief ihm neckend zu: „He, Kamerad Bayer, dahinten stehen aber keine Franzosen! Wo willst denn hin alleweile?“ Aber unser Bayer war nicht auf den Mund gefallen. „Wann d' wissen willst, wo die Franzosen stehen, geh' mal grad aus, da kriegst a bald dein Fett.“ — Mit untergehender Sonne erst kamen wir in einem kleinen Orte südlich Chilleurs ins Quartier. Von Orleans waren wir nur eine kleine Meile entfernt. Es war ein Glück, daß wir noch einen kleinen Vorrat Fleisch hatten, denn in dem ganzen Neste war nichts Eßbares aufzutreiben, alles Vieh, sowie auch Holz und Stroh war bereits von französischen und deutschen Soldaten weggenommen. Dieser Ort, überhaupt die ganze Gegend um Orleans, erinnerte lebhaft an die Umgebung von Metz. Zerschossene Häuser, umgehauene Bäume, öde Straßen, verwesende Pferdekadaver und jammernde Menschen, welche in der strengen Kälte oft mit ansehen mußten, wie Stücke des Hausrats zerschlagen und als Brennholz benützt wurden — das alles waren die Folgen und die Früchte des mit so vielen Phrasen seitens des Diktators in Scene gesetzten Rachezugs gegen die deutschen Barbaren. Die französische Loire-Armee in ihrer Stärke von nahezu 200 000 Mann hatte die Hoffnungen, welche das Volk betreffs des Entsatzes von Paris auf sie setzte, nicht erfüllt; sie war von der kaum 60 000 Mann starken deutschen Armee nicht allein fortwährend geschlagen, sondern durch die Schlacht und Einnahme von Orleans sogar in zwei Teile getrennt worden und vorläufig kaum noch operationsfähig. — Am 6. Dezember wurde uns während des Antretens auf dem Appellplatze mitgeteilt, daß wir heute in Orleans einrücken und wahrscheinlich einige Tage dort verbleiben würden. Solche Botschaft hörten wir gern, und frohen Mutes traten wir den Marsch dorthin an.

8. Von Orleans bis Tours.

Mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen rückte unser Corps am Nachmittage des 6. Dezembers in die Vorstadt Bannier und weiter in Orleans ein. In düsterem Trotz oder stumpfer Resignation blickten die Bewohner auf die Krieger, welche, die „Wacht am Rhein“ und andere patriotische Lieder singend, durch die Straßen zogen. Viele Häuser standen leer, ihre Bewohner waren geflüchtet. Die Stadt und besonders die Vorstadt Bannier machten einen trostlosen Eindruck. Die Häuser der letzteren zeigten überall Kugelspuren und die Folgen eines erbitterten Straßenkampfes. Viele Läden waren geschlossen; auf den öffentlichen Plätzen lagen Strohhaufen, tote Pferde und zerschlagene Waffen. Einen komischen Anblick gewährten vier Kanonenboote auf der Loire, welche ursprünglich zur Bekämpfung der Deutschen für den Rhein bestimmt waren, über sie ergoß sich jetzt der Witz der Soldaten. — Mit dem auf „six hommes“ lautenden Quartierzettel der Mairie in der Hand, suchte ich in Begleitung der fünf Kameraden meines Geschützes nach unserem Quartier. Als wir die Nummer des Hauses nach langem Umherwandern in einer engen Straße gefunden hatten, standen wir vor einem hohen, stattlichen Hause, welches vielversprechend aussah, gegenwärtig aber für uns verschlossen war, wie ein Druck auf die Thürklinke bewies. Ohne Zweifel waren Madame und Monsieur vor den Preußen ausgerückt. Da wir indes die Gepflogenheit der französischen Bevölkerung hinlänglich kannten — nicht selten erblickte man einen Zettel an der Thür mit der warnenden Aufschrift „petite vérole“ (Pocken) — so ließen wir uns nicht verscheuchen, sondern klopften zunächst andauernd mit den Fäusten und Säbelgriffen gegen die Thür, und als das nichts fruchtete, überlegten wir, wie man dieselbe am schnellsten öffnen könnte.

„Nette Aussicht!“ schimpfte Knülle, an dem Hause hinaufsehend „Freute mir schon, mal 'n paar Dage wieder als 'n anständiger Mensch leben zu können, aber Kuchen! Na, wollen erst noch mal 'n bisken derbe kloppen.“ — Ich muß gestehen, auch ich war bitter enttäuscht Hatte man uns doch unterwegs erzählt, daß in Orleans noch große Vorräte an Lebensmitteln vorhanden wären. Die letzten Märsche in Schnee und Kälte waren recht strapaziös gewesen und die Quartiere hatten alles zu wünschen übrig gelassen, denn überall traf man zerschossene Häuser und zum Teil eingeäscherte Dörfer an; in den Häusern fehlten oft Thür und Fenster, so daß man in Zugluft und Kälte die Nächte zubringen mußte. — Wir klopften lange an die Thüre, aber vergeblich; sie blieb verschlossen und nichts regte sich im Innern des Hauses. Eben überlegten wir, ob wir die Thür mit Gewalt erbrechen oder den langen Weg zur Mairie zurücklegen und ein anderes Quartier fordern sollten, als plötzlich von innen ein Riegel zurückgeschoben wurde, was Knülle ein erfreutes: „Na endlich!“ entlockte. Man hatte sonach versucht, die bösen Prussiens wegzujraulen, wie Knülle schimpfend äußerte, indem man sich den Anschein gab, als sei alles aus dem Hause geflüchtet. Unser energisches Klopfen hatte die Insassen zuletzt doch in Angst versetzt.

Als ich gleich darauf vergnügt schmunzelnd die Hausflur betrat, verschwand eben eine junge Dame um eine Ecke oben auf dem ersten Treppenabsatz. Die Davoneilende war also die öffnende Person gewesen. Eine Thür stand unten auf dem Flur angelehnt, und durch diese schreitend konnte man einen Rundgang durch mehrere Räume machen; in keinem dieser trafen wir indes ein lebendes Wesen an. In einem großen saalartigen Zimmer lag Stroh und mehrere wollene Decken, und an kleineren Gegenständen, wie sie Soldaten zu gebrauchen pflegen und an leeren Weinflaschen erkannten wir sogleich, daß hier die „Retter des Vaterlandes“ vielleicht noch gestern oder vorgestern gewesen waren und in Ermangelung von Preußenhälsen den Flaschen die Hälse gebrochen hatten. — „Hand davon, Kinder,“ sagte Knülle, als einige die Decken aufhoben und besahen. „Schlagt euch die Hosen uff, sonst krabbelt's euch bald an die Beene. Dieser kleenen Sorte Franzosen is nicht zu trauen, die kommen uns schneller an den Leib, als die jroßen Maulaufreißer.“

Aus dem eiligen Verschwinden der jungen Dame in die obere Wohnung schloß ich, daß sie dem Besitzer des Hauses wohl nicht nahe stand, vielmehr wahrscheinlich hier zur Miete wohnte und daß das Verschließen der Hausthür von dem Eigentümer selbst besorgt worden war, und zwar kurz vor unserem Eintreffen, denn das Zimmer nebenan mußte jemand noch vor einer halben Stunde bewohnt haben, es war noch angenehm erwärmt, im Kamin glimmten noch einige Holzscheite. Hier, in dem erwärmten Zimmer, so beschlossen wir, wollten wir uns einstweilen häuslich niederlassen und abwarten, ob sich nicht ein menschliches Wesen zeigen würde.

Wir sehnten uns sehr nach einem, seit etwa acht Tagen entbehrten warmen Mittagessen, aber weder unser Quartierwirt erschien, noch konnten wir etwas Eßbares in den uns zugänglichen Räumen entdecken. Knülle, der seine Nachforschungen unten im Hause in einigen Minuten beendet hatte und darnach plötzlich verschwunden war, kehrte bald mit pfiffigem Lächeln zurück. „Kinder, ick habt't!“ rief er vergnügt. „Kommt mal schleunigst mit raus, ick zeige euch denn ooch den Eingang zu's Paradies.“ Neugierig folgten wir Knülle in den Hof, wo er auf einen Haufen leerer Kisten und leerer Weinfässer zeigte, welche auf einer Fallthür gelegen und diese vollständig bedeckt hatten. Knülles Spürnase hatte wieder einmal das Richtige getroffen. Als wir die schwere eichene Thüre aufhoben und in den Keller hinabstiegen, — vorsichtigerweise blieb ein Mann oben als Wache zurück — zeigte sich unseren Blicken alles, was unser Magen ersehnte. Da lagen Brote, Eier, Käse, Butter — kurz alles, was das Herz eines hungernden Soldaten begehrte. Auch ein großer Vorrat Wein lag im Keller, und schon wollten einige aus den Fässern ihre Feldflaschen füllen, als Knülle lachend äußerte: „Dummköppe — wat, det saure Zeug wollt ihr trinken? Brrr! Ne, mit dem da begieße ick hernachens meine kaputten Strümpfe, der zieht alle Löcher wieder zusammen. So wat muß man kennen! Seht mal da den Sandhaufen in die Ecke, da liegt der echte, 'ne feine Marke. Kiek mal, die recken schonst vor Neujierde ordlich die weißen Hälse raus!“ Eben sagte ich, daß nur so viel von den Vorräten mit nach oben

genommen werden sollte, als wir für uns zu einer Mahlzeit gebrauchten, da flog plötzlich eine zweite Thür, welche oben von der Straßenseite her in den Keller führte, hastig auf, und ein weibliches Wesen mit klappernden Holzschuhen eilte unter lauten Verwünschungen und Drohungen die Treppe herab. „Ah — jetzt kommt die Madame!“ rief Knülle, als aller Blicke sich der im Sturmschritt herbeieilenden Wirtin zuwandten. Aber noch eine zweite Person, welche der behäbigen und außer Atem geratenen Madame folgte, stieg sporenklirrend die breiten Steinstufen herab und dieser Ankommende bewirkte, daß alle sich stramm aufrichteten.

Es war unser in der Nähe einquartierter Zugsoffizier, den, wie ich später erfuhr, unsere Wirtin vor der Thüre abgefaßt und beschworen hatte, ihr beizustehen gegen Soldaten, welche in ihr Haus eingedrungen seien und alles raubten und plünderten. Sie selbst hatte sich nämlich, nachdem sie die Hausthür sicher verschlossen, dieser gegenüber bei einem Nachbarn auf die Lauer gelegt, um zu sehen, was die Preußen wohl vor der verschlossenen Thür beginnen würden. Jedenfalls hatte sie erwartet, wir würden gleich kehrt machen und anderswo ein Unterkommen suchen. Aber die Madame hatte diesmal falsch kalkuliert, und das brachte sie in Wut. Was das bei einer Französin bedeutet, kannten wir. Und wäre jedes ihrer Worte, die sie jetzt mit unglaublicher Geschwindigkeit, ungefähr in der Weise, wie man Kartoffeln aus einem Sack schüttelt — kollernd, polternd, nach einander ausstieß, — eine Dolchspitze gewesen, oder hätte sie mit ihren heftig gestikulierenden, dicken fleischigen Armen wie Zeus Blitze schleudern können, wir wären unfehlbar in einer Minute alle mausetot gewesen. — „Herrgott! redet das Weib eine Schwarte!“ platzte endlich mein Lieutenant ärgerlich heraus, als er vergeblich versucht hatte, den Redestrom der empörten Frau zu unterbrechen. „Um was handelt es sich eigentlich?“ wandte er sich zuletzt an mich. — Ich zog ruhig den Quartierzettel aus der Tasche, zeigte ihn dem Lieutenant und erzählte kurz den Hergang der Sache.

„So, das konnte ich mir denken,“ antwortete der Offizier. „Die Leutchen hätten hübsch zu Hause bleiben und wenigstens den guten Willen zeigen sollen, Ihnen von ihren Vorräten soviel zu geben, als sie entbehren konnten. Wenn die Frau Ihnen angesichts dieses gespickten Kellers nichts verabfolgen will, dann nehmen Sie, wenn nötig mit Gewalt, was Sie brauchen. Ich werde der Frau das klar machen.“

„Madame,“ wandte sich hierauf der Lieutenant gegen unsere Quartierwirtin, welche während der Unterhaltung mit mir endlich ihre Zunge ruhen ließ, „il n'en est pas ainsi. Vous êtes pessimiste! Voilà le billet de la mairie — pour six hommes. La guerre produit beaucoup du mal. Vous vous êtes decampé d'ici madame, pour quoi donc?“

„J'avais peur, monsieur le capitaine!“

„Na, na Alte, das glaubt dir auch kein Mensch! Wer solch ein Fischweiberorgan besitzt, pflegt sich in der Regel selbst vor dem Gotteibeiuns nicht zu fürchten,“ antwortete lachend der Offizier. Dann setzte er der sehr verblüfft dreinschauenden Frau auseinander, daß wir Hunger hätten und sie klug handelte, wenn sie uns gut bewirte. „Ventre affamé n'a point d'oreilles,“ schloß er und erhielt hierauf überraschend schnell die Zusage, daß sie ihr Möglichstes thun wolle, uns zufrieden zu stellen, vorausgesetzt, daß wir sofort den Keller verließen. Hierzu hatte Madame, welche, wie ich beobachtete, eine Mehltonne, vor der ein paar Holzschuhe standen, nicht aus den Augen ließ, ihren besonderen Grund.

Während dieser Auseinandersetzung hatte Knülle, im Hintergrunde bei seinen „Weißköppen“ stehend, seine Neugierde betreffs des Inhalts der Flaschen nicht überwinden können und eine derselben mit seinem Korkzieher (den er übrigens sorgfältiger zu hüten pflegte als seinen Geldbeutel) geöffnet und seitwärts tretend einen langen Zug daraus gethan. Als er die Flasche absetzte, glänzte sein breites, wettergebräuntes und stark behaartes Germanengesicht vor innerem Behagen.

„Na, Knülle, Sie konnten wohl der Versuchung nicht länger widerstehen? Was haben Sie denn da in der Ecke aufgestöbert?“ fragte ihn der Lieutenant, der sein heimliches Treiben wohl beobachtet hatte.

„Det is Conjak, Herr Leutnant, prima Qualität — wärmt besser als zwee Leibbinden.“ — Ich habe nichts dagegen, wenn Sie ein Schnäpschen trinken, mehr als diese eine Flasche nehmen Sie aber nicht mit, verstanden! Ich hoffe, die Leute werden jetzt thun, was in ihren Kräften steht. Von Ihnen erwarte ich, daß Sie den Umständen Rechnung tragen und nichts Unbilliges verlangen. Sollte die Madame ihr Wort nicht halten, dann kommen Sie zunächst zu mir.“

Nach diesen Worten wollte sich der Lieutenant entfernen, er kam indes nur bis zur Treppe, denn plötzlich erscholl aus dem Mehlfaß dicht an dem Treppenaufgang, von dem ein kalter Luftzug in den Keller drang, ein dreimaliges lautes: „hazi!“ Noch waren wir darüber im Unklaren, woher das laute Nießen kommen könnte, als die Madame mit zornblitzenden Augen auf das erwähnte Mehlfaß, kurz vor dem gleichfalls herbeieilenden Knülle zusprang, wütend den lose darauf liegenden Deckel davon riß und ihre fleischige Rechte in das Innere desselben versenkte. Als sie die Hand wieder aus dem Faß zog, hielt sie eine weiße, oben in eine Quaste auslaufende spitze Schlafmütze, wie man sie in Frankreich auf jedem Kopfkissen im Bett beim Schlafengehen vorfindet, in derselben, und hinter dieser stieg wie der Vollmond am Horizont, langsam unter lautem „Ah und Oh,“ ein kahles Menschenhaupt empor, dem ein langer, dürrer, blaubebluster und mehlbestaubter Körper folgte; in dem Antlitz dieses modernen Diogenes stritten sich Furcht und Scham um die Herrschaft. — „Nanu!“ platzte Knülle heraus, „det is ja zum Wälzen!“ Und während wir uns vor Lachen schüttelten und der Lieutenant mit hochgezogenen Augenbrauen und malitiösem Lächeln die weißgepuderte jämmerliche Gestalt sich vollends aus der Mehltonne winden sah, keifte Madame derartig auf den zitternden Mann ein, dem sie „Hasenherz“, „Schlafmütze“ und andere schwer ins Deutsche zu übersetzende Kosenamen an den Kopf warf, daß derselbe wie ein gelenklahmer Feldstuhl zusammenklappte. — Aber auch einer heißblütigen Französin versagt die Zunge zuletzt den Dienst, und diesen Augenblick benutzte unser Lieutenant zu einer, allerdings nur ironischen Begrüßung des offenbar aus Angst vor den Prussiens in die leere Mehltonne gekrochenen Hausherrn. — „Ah, Monsieur, quelle curieuse surprise! Vous voilà dans cette prison?“ — Der Franzose wendete sein schmales, ängstliches Antlitz dem Offizier zu und antwortete zitternd, man habe erzählt, daß die Preußen, welche heute in Orleans einrückten, aus der Provinz Landsturm stammten, noch total wilde Völker wären, ganz schwarz gekleidet seien, vor der Kopfbedeckung einen Totenkopf trügen, und nichts, selbst das Kind nicht in der Wiege verschonten, sondern alles massakrierten. Als dann die Soldaten in sein Haus und nachher in den Keller, in den er sich schnell geflüchtet, gedrungen seien, da habe er geglaubt, sein letztes Stündlein hätte geschlagen und sei er vor Angst in das Faß geklettert. Zu seiner Freude sähe er aber, daß die Preußen gerade so aussähen, wie andere Menschen, ja sogar französisch sprechen könnten und sicherlich keinen friedlichen Bürger aufspießen würden.

Der Lieutenant lachte herzlich über des Franzosen Erzählung und schüttelte verwundert den Kopf. „Köstlich! Köstlich!“ sagte er und stieg dann wieder die Treppe zur Straße hinauf. Madame aber faßte ihren langen „Baptiste“ energisch am Arm und zog ihn schimpfend und polternd die andere Treppe hinauf. Wir folgten den beiden auf dem Fuße, und das war ein Glück für „Monsieur Baptiste,“ sonst hätte die aufgebrachte Madame ihm unter vier Augen wahrscheinlich noch mehrfache Püffe für sein heldenmütiges Verhalten verabfolgt. — Im übrigen war Madame nicht unsere schlechteste Quartierwirtin. Unser ruhiges, gesetztes Benehmen und bestimmtes Auftreten imponierte ihr offenbar.

Den nächsten Tag hatten wir Rasttag. Am Morgen, es war bitterlich kalt, besuchten wir die im Nachbarhause einquartierten bayrischen Kameraden. „S' war die höchste Zeit, daß ihr Preußen kamet,“ meinte ein Chevauleger, „dös Lausvolk is immer dreister worn und boald hättens uns d' Jacken vollg'hauen. All' paar Tag hoatten f' wieder 'n Armeecorps z'samm, 'f is a Schand, daß mer sich mit so'n Pack schlagen muß. Woas lauf'n kann, kriegt an Schießprügel in d'Hand und nacha wird drauf losg'knallt. Kugel verschiaßen's — na! werd'ns noch derlebn, hinten san's hohl. Schlägt so a Luder auf den Knoch'n, nacha geht's ausenand wie a Thaler groß un koa Bader kann's aus 'em Fleisch rauskriagn. — Am Nachmittage schlenderte ich in der Dämmerung allein durch die Straßen der Stadt, um einige Einkäufe zu machen und stand bald darauf auf dem Platze, auf welchem die Reiterstatue der „Jeanne d'Arc“ steht. Ganz im Beschauen dieses Monuments versunken, hörte ich plötzlich Knülles wohlbekannte Stimme neben mir, der schlechte Witze über das Denkmal riß. — — —

Während wir nach unseren anstrengenden Eilmärschen durch die Champagne bei Kälte, Schnee und Regen in Orleans einige Tage der Ruhe pflegen durften, hatten das 10. und 1. bayrische Corps westlich der Stadt heftige Kämpfe zu bestehen. Die zweite Loire-Armee war nach dem Süden abgezogen, das 15. französische Corps sogar in wilder Flucht durch die Sologne nach Bourges geeilt. Der bisherige Oberbefehlshaber der Loire-Armee, D'Aurelle de Paladines, war von der Regierung in Tours abgesetzt und an dessen Stelle zum Oberbefehlshaber beider Loire-Armeen der General Bourbaki ernannt worden. Mit der Führung der zweiten Loire-Armee war der aus Afrika herbeigeeilte General Chanzy beauftragt. Die einen Tagesmarsch westlich Orleans stattfindenden Kämpfe am 8., 9. und 10. Dezember bewiesen, daß die „Regierung der nationalen Verteidigung," wie sich nannte, den Kampf bis ans Messer fortzusetzen gewillt sei. War es auch Wahnsinn, zu glauben, daß diese bunt zusammengewürfelten Soldatenhaufen die wohldisziplinierten deutschen Truppen über den Haufen werfen und Paris aus deren eiserner Umklammerung befreien würden, so mußte man doch die Geschicklichkeit der Regierung bewundern, mit der sie trotz aller Mißerfolge immer wieder neue Armee-Corps sozusagen aus der Erde stampfte.

Da die Bayern furchtbare Verluste in ihren mehrtägigen Gefechten erlitten hatten, wurden dieselben nach Orleans zurückgeschickt und unser Corps an deren Stelle vorgeschoben. Früh am 10. Dezember rückten wir von Orleans ab. Der Marsch ging über Meung nach Beaugency auf der großen Straße nach Tours, vorbei an den Schlachtfeldern und zum Teil noch an brennenden Dörfern, endlos langen Munitions- oder Train-Kolonnen und an Lagerplätzen. In einem kleinen Dorfe bei Beaugency kamen wir ins Quartier. Der Ort gewährte einen trostlosen Anblick. Die Bewohner waren alle bis auf etliche Greise und Schwerkranke geflüchtet. Die Räume starrten von Schmutz und Ungeziefer. Jeder kleine Winkel wurde mit Soldaten belegt, unser ganzer Zug lag in einem Stübchen, in welches man zu Friedenszeiten kaum zwei Soldaten einquartiert hätte. Zum Glück hatten wir uns in Orleans mit etwas Proviant versehen, so daß wir am Abend Kaffee kochen und am Feuer die vom langen Marsche und dem darauf folgenden stundenlangen Ausharren in der Gefechtsstellung steif gewordenen Glieder erwärmen konnten. Mit unseren Wirtsleuten, einem alten Ehepaar, das seufzend und wehklagend in einer Ecke des kleinen Zimmers hockte, teilten wir unseren kleinen Mundvorrat. Unsere mit Wein gefüllten Feldflaschen, der auf dem Marsche gefroren war, hingen wir zum Auftauen an den Kamin, und bald wich unsere bis dahin gedrückte Stimmung, nachdem wir uns ordentlich an dem trefflichen Getränke erlabt. Wir hatten es ja immer noch gut gegenüber den Kameraden von der Infanterie, welche heute starke Wachtkommandos zu stellen und im beschwerlichen Vorpostendienst die Landstraßen gegen den Feind zu sichern hatten. Wärme, Wein und ein befriedigter Magen genügte, um den frischen, fröhlichen Soldatengeist bald wieder zu erwecken. Da am nächsten Tage ein Parademarsch vor dem Prinzen Friedrich Karl in Aussicht stand und der Prinz sehr auf das Äußere bei den Soldaten sah, so stopfte, flickte und putzte man eifrigst an der Uniform herum.

Mit Tagesanbruch wurde der Marsch auf der Straße nach Tours fortgesetzt. Das Wetter hatte über Nacht umgeschlagen. Es taute stark und später fiel Regen. Da die 19. Division, die an der Spitze marschierte, dem weichenden Feinde sozusagen auf den Fersen blieb, so kamen wir zu unserer Freude schon früh wieder ins Quartier. Dieses nasse Wetter war noch schwerer zu ertragen als Schnee und Frost. Das Schneewasser drang durch die halbzerrissenen Sohlen und das Oberleder, während der Regen die Kleidung durchnäßte. Wie gefährlich für die Gesundheit der Truppen dieses Tauwetter war, zeigte sich schon am nächsten Tage, indem sich drei Kanoniere unserer Batterie krank melden mußten. Nur einen Trost gab es für uns in diesen bösen Tagen, nämlich daß es den Franzosen noch schlechter erging als uns. Überall sah man auf den Feldern, durch welche der Weg der flüchtenden Armee führte, Leichen, und eine große Anzahl Entkräfteter, welche ihre Gewehre weggeworfen hatten, ließen sich geduldig gefangen nehmen, ja oft waren die Soldaten froh, wenn sie sich gefangen nehmen lassen konnten. Hinter Mer sah ich einen solchen Gefangenen bei einem kleinen Feuer unserer Feldwache am Wege sitzen und aus einem Feldkessel Erbswurst essen. Dabei liefen dem Menschen, der vielleicht etwa 17 Jahre alt sein mochte, dicke Thränen über die Backen. „Na, du Kleener, — wat heulst du denn?" fragte ihn unser Knülle; natürlich erhielt er keine Antwort. „Ach, wat ward de lüt Junge heulen?" warf Klas hin. „He is gewiß bange, det em de Schoolmester de Büxen stramm treckt, weil he 't Einmaleins nich kunn."

Der nächste Marsch ging bis Blois, dort erhielt ich mit zwei Mann Quartier bei einem Curé, dessen Haushälterin alles that, um unsere Zufriedenheit zu erwerben. Der Geistliche, ein älterer Herr, schien sich sehr für das preußische Militär zu interessieren. Er sprach seine Bewunderung über unsere militärischen Einrichtungen aus; ganz besonders gefiel ihm die ritterliche Erscheinung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, den er vor Jahren einmal in Paris gesehen hatte, auch den König Wilhelm schätzte er hoch, weil er den Kaiser Napoleon bei dessen Gefangennahme so ritterlich behandelte; nur auf Bismarck war er nicht gut zu sprechen. Dieser sei ihm zu rücksichtslos. In der Dämmerung wurden wir aus dem Quartier geholt, es brannte in der Nähe des Marktplatzes, auf dem unsere Geschütze aufgefahren waren, ein Haus. Sämtliche Fahrzeuge wurden aus der gefährlichen Nähe des Hauses fort und nach dem freier gelegenen Bahnhofe geschafft, was für uns, die wir sie zu ziehen oder zu schieben hatten, ein saures Stück Arbeit war, denn der Bahnhof lag an einer Anhöhe.

Zu unserem Bedauern blieben wir nur einen Tag in Blois; der Feind hatte sich, die Loire und damit die Straße nach Tours verlassend, nordwestlich nach Vendôme gewandt. Hier erwartete er uns in äußerst günstigen Stellungen. Wieder wie am 16. August bildete die 19. Division unseres Corps die Spitze, ihr folgte die gesamte Corpsartillerie und zuletzt die 20. Division. Der Feind hatte südwestlich von Vendôme die Höhen besetzt; je ein Bataillon der 56er, 79er und 92er, sowie die 2. Kavalleriedivision (Graf Stolberg) und zwei Batterien griffen die Franzosen an, doch erst spät am Nachmittage gelang es, den Feind, welcher das ganze linke Ufer des Loir besetzt hatte, aus seinen Stellungen und der Stadt Vendôme zu vertreiben. Es war schon völlig dunkel geworden, als wir in die Stadt einrückten. Eine Brücke über den Loir, einen Nebenfluß der Sarthe, welche bei Angers in die Loire mündet, war von den Franzosen ziemlich ungeschickt gesprengt, denn das Fußvolk konnte dieselbe noch passieren. In der nächsten Nacht wurde dieselbe von unseren Pionieren bei Fackelbeleuchtung auch für den Verkehr der Fahrzeuge wieder instand gesetzt. Durch das heutige Gefecht war die Loire-Armee wiederum in zwei Teile getrennt, von denen der eine auf Tours, der andere nach Le Mans entwich. Nach beiden Seiten wurde am nächsten Morgen je ein Detachement zur Verfolgung des Feindes abgesandt. Von unserer Brigade nahmen nur die 17er daran teil. Bis zum 19. verblieben wir in Vendôme. In diesen Tagen erkrankte ich an der Ruhr; ich meldete mich nicht gleich krank, da ich mich nicht von der Batterie trennen wollte, sondern überwand alle Schmerzen und das Fieber, welches sich besonders abends einstellte. In der Nacht vom 18. auf den 19. Dezember fühlte ich jedoch heftige, reißende Schmerzen in den Füßen, besonders in dem rechten. Als ich mich früh am Morgen erhob und nach meinen Füßen sah, fand ich, daß der rechte Fuß angeschwollen war. Nur mit vieler Mühe zwängte ich denselben in den Stiefel, bei jedem Schritt verspürte ich die heftigsten Schmerzen. „Sie haben sich in die letzte Nacht vor Metz 'nen jehörigen Knacks wegjeholt," meinte Knülle, „un ick habe mir jewundert, dat Sie noch soweit mitjelofen sind." — Unter diesen Umständen blieb mir nichts weiter übrig, als mich beim Arzt krank zu melden. Ich hinkte zum Appellplatz und wartete, bis der Arzt kam. „Sie haben sich den Fuß verrenkt," lautete seine Ansicht, und als ich ihm erwiderte, daß das ein Irrtum sein müsse, da ich nicht wüßte, wie und wo ich mir diese Fußverrenkung zugezogen habe, da wurde er grob. Ins Lazarett wollte er mich auch nicht schicken; ich wollte mich wohl „drücken", meinte er. „Wenn ich nicht mehr laufen könne, solle ich mich auf die Protze setzen." Natürlich protestierte ich gegen die Zumutung des „Drückens", zwängte meinen geschwollenen Fuß wieder in die Stiefel, biß die Zähne zusammen und marschierte mit der Batterie weiter gegen Tours. Wenn ich nicht mehr gehen konnte, setzte ich mich hinten auf den Achssitz des Geschützes oder vorn auf die Protze. Was ich in den Tagen vom 19. bis zum 23. durchgemacht, vermag ich nicht zu schildern, sehr oft wünschte ich: „Ach

lägest du doch vor Metz in der Erdhöhle; was dort von uns verlangt wurde, war ja ein Kinderspiel gegenüber den Leistungen, welche dieser Guerillakrieg am Loir und an der Loire von den deutschen Soldaten forderte. Seit dem Ausrücken aus Metz hatten wir keinen Ersatz an Montierungsstücken erhalten. Der Zustand, in dem sich unsere Bekleidung befand, war ein geradezu kläglicher. Da sah man graue, schwarzsamtene und weißleinene Hosen; zahlreiche Helme waren ohne Spitzen und Schuppenketten; am schlimmsten sah es indes mit der Fußbekleidung aus. Alle Arten Schuhzeug, vom Kniestiefel bis zum Holzschuh waren vertreten, die Dienststiefel hatten keine Sohlen mehr. Da keine Ohrenklappen ins Feld mitgenommen waren, so wurden nicht selten gegen die Kälte Leibbinden um die Ohren gebunden. Dicht vor Tours sah ich einen 17er in einem solch malerischen Aufzuge ausrücken, daß das Bild desselben mir nie aus dem Gedächtnisse entschwinden wird. An dem Morgen herrschte allerdings strenge Kälte und wir hatten am Tage vorher bis spät abends im Schnee auf dem Felde gelegen. Unsere steten Begleiter, die 17er mußten danach wohl schlechte Quartiere gehabt haben, was man immer an dem hohlen Klang der aneinanderschlagenden breiten französischen blechernen Feldflaschen merken konnte, von denen jeder eine, manchmal auch mehrere Stücke an sich hängen hatte. Frierend und in die Hände pustend eilten die immer vergnügten und nie verzagenden braven Rheinländer an uns vorbei, um sich vor der Batterie in die Marschkolonne einzureihen. Der eine trug eine blaue Hose, der andere eine braune, ein dritter hatte einen Stiefel an dem einen und einen Holzschuh an dem andern Fuße — aber dort, der kleine im zweiten Gliede — war das wirklich noch ein Soldat? Man denke sich einen Menschen, bekleidet mit weißer Paradehose, großen französischen Holzschuhen, verblichenem Soldatenrock, an dem nur noch einige ungeputzte Knöpfe den ehemaligen Dienstrock der Kriegsgarnitur vermuten ließen, um den Hals ein blaues Wolltuch und über die Ohren eine weiße Schlafmütze gezogen, auf welche der Helm ohne Spitze und Schuppenketten gestülpt war, sollte das wirklich ein preußischer Infanterist sein? Jeder Compagnieführer würde daheim in der Garnison beim Anblick eines solchen Mannes die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen und es nicht geglaubt haben, hätte ihm jemand gesagt, in dieser Kleidung stecke ein preußischer Soldat. Und doch war es so! Mochte die Bekleidung ja immerhin nicht die gewöhnliche eines preußischen Soldaten sein, so steckte doch in ihr ein Mann, ein Soldat, auf den man sich verlassen konnte. „Na, na, weiße Paradehosen bei der Kälte!“ redete mein Lieutenant den 17er lachend an, „frier'n Sie denn nicht?“ — „O, wir heize gut in, Herr Lieutenant!“ erwiderte der kleine Füsilier, an dessen Koppel verschiedene französische Feldflaschen baumelten, welche gegenüber denjenigen der übrigen gefüllt erschienen. — —

Am 21. Dezember erreichten wir Tours. Die Vorstadt bis zur Brücke über die Loire war unbesetzt. Vom jenseitigen Ufer wurden indes die vorgeschickten Kürassiere lebhaft beschossen, so daß sie genötigt waren, zurückzugehen. Nunmehr sandte die Artillerie eine Anzahl Granaten in die Stadt, worauf die weiße Fahne aufgezogen wurde und die Väter der Stadt mit der Bitte sich nahten, die Preußen möchten die Stadt besetzen und Ruhe und Ordnung herstellen, ein wirklich naives Verlangen dem Feinde gegenüber. Darauf ließ man sich bekanntlich nicht ein, die Stadt wurde ihrem Schicksal, das heißt den Gambettaschen Freischaren überlassen. Der große Stratege und Armeeorganisator Gambetta selbst aber war noch rechtzeitig nach Bordeaux abgedampft.

Am 23. trafen wir wieder in Vendôme ein. Das dritte Geschütz erhielt Quartier bei einem Metzger. Mein Zustand hatte sich inzwischen derartig verschlimmert, daß ich kaum noch gehen konnte. Beide Füße und Kniee waren mir dick angeschwollen; ich war ganz auf die Hilfe der Kameraden angewiesen. Ich legte mich im Quartier sogleich zu Bett. Meine Wirtsleute waren gute Menschen, sie kochten mir die besten Suppen und brieten das schönste Fleisch ihres Ladens, aber ich hatte keinen Appetit, nur ein rasender Fieberdurst quälte mich unausgesetzt.

Ich hatte es mir vor einem Jahr, als ich mit den Kameraden um den großen Tannenbaum in der Kaserne stand und das schöne Lied: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit“ sang, nicht träumen lassen, daß ich im nächsten Jahre fern von der Heimat, in Feindesland krank und siech das liebe Christfest erleben sollte. Weihnacht! Welche Fülle von seligen Erinnerungen tauchen in der Seele auf! Kein Volk der Erde feiert ja sinniger und poesievoller dies herrlichste Fest der Christenheit als das deutsche. Wie mächtig sein Zauber, wie stark die traulichen Klänge aus der Jugendzeit in den Herzen der deutschen Krieger nachhallten und selbst den wilden Kriegslärm übertönten, das bewies mir der nächste Abend, der Christabend. Es war der einzige Lichtstrahl, der in diesen Tagen, während ich, hilflos und von furchtbaren Schmerzen gepeinigt, fern von der Heimat in Feindesland darniederlag, in mein der Verzweiflung nahes Herz fiel, als die Kameraden von einem Gang in die Stadt mit einem Tannenbäumchen zurückkehrten und dasselbe, geschmückt mit bunten Papierringen, Bändern, Äpfeln und einigem Konfekte, sowie ein paar brennenden Kerzen, vor mein Bett auf den Tisch stellten. „Heute is Christabend — ach, ick möchte mit dem Wort jetzt wohl in Berlin bei Muttern sein,“ sagte unser Knülle, sinnend in den Kerzenglanz schauend. „Wat hat dazu jehört, det kleene Bäumchen soweit zu bringen, dat 't wie 'n deutscher Christbaum aussieht. Na kommt man rin, ihr habt euch schon die Oogen ausgekiekt, als wir det Bäumchen fertig machten,“ sagte er zu den bescheiden und unschlüssig an der Thür stehenden Bewohnern des Hauses, welchen die schöne deutsche Sitte des Ausschmückens eines Tannenbaumes ja unbekannt war. Ich dankte den lieben Kameraden für diese schöne Überraschung und bat, sie möchten auch ein Weihnachtslied anstimmen und damit den Franzosen zeigen, daß wir Deutsche auch im wilden Kriegsleben fromme Christen geblieben wären. Es waren rauhe Töne, in denen das „O du fröhliche, o du selige,“ hierauf erklang, aber inniger, feierlicher dürfte das Lied wohl nie aus der Brust dieser braven, tapferen Männer emporgestiegen sein, als wie an diesem Christabend in Vendôme. Die Franzosen waren ganz stumm vor Überraschung, und als die feierliche Weise durch das Zimmer hallte, da senkten sie andächtig die Köpfe; verstanden sie auch die Worte des Liedes nicht, so fühlten sie doch instinktiv, daß wir Deutsche in diesem Moment die Herzen zu Gott erhoben und daß sich hier ein Akt des liebenden Gedenkens der teuren Heimat vollzog. — Nach dieser einfachen Tannenbaumfeier brauten sich die Kameraden unter Klasens kundiger Leitung ein Glas Punsch, auch etwas, was die Franzosen nicht kannten. Der Punsch mußte ihnen doch munden, denn ich hörte den Hauswirt rühmend sagen, daß dies Getränk ja ein vorzügliches Wärmemittel im Winter an den langen Winterabenden am Kamin wäre. Oft kam der Wirt oder dessen Frau an mein Bett und erkundigten sich nach meinem Befinden; ich kann überhaupt den Franzosen nachrühmen, daß sie gegen unsere kranken Soldaten sehr human sich benahmen. — Nach dem Christfest lag ich meist mutterseelenallein im Quartier. Die Kameraden befanden sich tagsüber entweder auf Requisitions- oder Rekognoszierungs-Kommando, von dem sie am Nachmittage oder Abend erst wieder zurückkehrten. Von dem, was sich draußen vor dem Feinde ereignete, erfuhr ich so gut wie nichts. Nur einmal, am 28., hörte ich das langgezogene Signal das „Ganze sammeln“ durch die Straßen der Stadt erschallen und sah die Kameraden aus dem Nebenzimmer davoneilen. Am 29. drang entfernter Kanonendonner an mein Ohr, der nur dahin zu deuten war, daß die Franzosen wieder auf Vendôme im Anmarsch waren. Spät abends nach 11 Uhr kam ein Kanonier von meinem Geschütz in voller Ausrüstung in das Zimmer gehumpelt und klärte mich über den gehörten Kanonendonner auf. „Solch'n Tag hab ich noch nicht in Frankreich erlebt,“ begann der Kamerad zu erzählen. „Wir haben uns mit zwei Geschützen, einem Bataillon 79er und 'n Dutzend Ulanen durch eine ganze französische Division durchschlagen müssen, und von den 21 Mann, welche unser Zug stark war, ist wohl kaum einer mit heiler Haut zurückgekommen. Ich bin zufällig zum ersten Zuge kommandiert worden, weil beim zweiten Geschütz ein Mann fehlte.“ — „Sind Sie verwundet?“ fragte ich den Kameraden, der sich unbeholfen auf einen Stuhl niederließ und das Gesicht schmerzlich verzog. — „Nein, Gott sei Dank nicht, aber 'n Stück hartgefrorene Erde ist mir beim Einschlagen und Krepieren einer Granate an den Schenkel geflogen, daß ich im ersten Augenblicke glaubte, ich sei durch ein Sprengstück verwundet. Ich bin zwar hundemüde und alle Knochen thun mir weh, aber diese Geschichte muß ich Ihnen doch noch erzählen, denn so was kommt nicht wieder vor. Wir rückten also gestern Morgen nach Montoire. Es hieß, daß hinter diesem Ort auf unsere

Kavallerie-Patrouillen von Soldaten und Landleuten geschossen worden sei, und unser Kommando sollte das untersuchen. Der Weg ging dem Flusse (Loir) entlang, der links jede Durchsuchung des Terrains verhinderte, während rechts ein steil abfallender Höhenzug jeden Überblick über das dahinter liegende Land und jedes Ausweichen verbot. Unser Kommando kam indes vom Feinde unbehelligt bis Montoire, wo wir übernachteten und der Bataillonskommandeur am andern Morgen einige Compagnien und 'n paar Ulanen zum Schutze der Brücke zurückließ. Dann ging's weiter, immer rechts am Flusse entlang. Vor einem kleinen Neste mußten wir halten, (es war Troo,) weil die Spitze Feuer bekam und unsere Infanterie erst dasselbe absuchen mußte; in diesem Neste und einem andern, das ungefähr 1½ Stunde Weges davon entfernt lag, (der Ort hieß Sougé) war nämlich auf unsere Kavallerie-Patrouillen geschossen worden. Als wir bei diesem letzteren Orte eintrafen, fanden wir ihn vom Feinde besetzt und zwar so stark, daß die paar Compagnien und die beiden Geschütze nichts gegen die Übermacht hätten ausrichten können. Der Kommandeur, Oberstlieutenant von Boltenstern, ließ daher kehrt machen und den Rückweg antreten. Na, und da hatten wir die Bescherung: — die Franzosen, welche beim Vormarsch hinter dem Berge in unserer rechten Flanke standen, wo wir ihre Anwesenheit wegen der steil abfallenden Höhen nicht auskundschaften konnten, hatten uns inzwischen unbemerkt den Rückweg abgeschnitten. Nun war guter Rat teuer. Von allen Seiten, vorn, rechts, links pfiffen uns die Kugeln um die Ohren. Der Kommandeur kam zu unserem Zugführer, Lieutenant Bachmann, gesprengt und beide berieten kurz, ob sie die Fahne verbrennen, die Verschlüsse der beiden Geschütze unbrauchbar machen und sich gefangen geben sollten, oder ob man sich durchschlagen wollte? Ich muß hier einschalten, daß die Franzosen in einer Stärke von 8000 Mann Infanterie, drei Batterien und 200 Kavalleristen dem schwachen Kommando, welches höchstens noch 300 Mann zählte, den Weg verlegt hatten. Na, und dann ging die tolle Jagd los! Wir wollten uns durchschlagen. Die beiden Geschütze und der Munitionswagen blieben auf der Chaussee, die Infanterie schwärmte seitwärts aus und dann hieß es: „Los! Drauf!" Na, war das 'ne Fahrt! Zuerst ging's im scharfen Trabe vorwärts und als wir in die Nähe der in zwei dichten Linien zu unserem Empfang aufgestellten Franzosen kamen, sausten wir im gestreckten Galopp gerade auf die Rothosen los. Zuerst standen diese wie angewurzelt vor Staunen und Verwunderung. Vielleicht dachten sie, wir wollten uns in schnellstem Tempo und auf dem nächsten Wege ihnen als Gefangene in die Arme werfen, als aber die Infanterie ihr Hurra erschallen ließ, da knallte alles auf uns los. Aber trotzdem und alledem kamen wir doch bis dicht an das erste Treffen und nun protzten wir ab und feuerten in die Reihen der Franzosen hinein, was das Zeug halten wollte. Unsere Infanterie hatte gar keine Zeit zum Laden und Schießen, was sich ihr in den Weg stellte, wurde mit Kolben und Bajonett niedergeschlagen oder -gestochen. Auch die paar Ulanen stachen und hieben wie die Teufel um sich. Ich kann nicht alles deutlich beschreiben, was und wie es sich ereignet hat, die Aufregung und der Spektakel war zu groß. Ich weiß nur noch, daß wir mehrere Male abprotzen, verschiedene Male das Faschinenmesser ziehen und die Stränge der stürzenden Pferde durchhauen mußten, daß uns die Deichsel brach und wir sie mit Stricken und Schienen, wie wir es beim „Manoeuvre de force" gelernt hatten, wieder notdürftig zusammenfügten, daß ich einem kecken Franzosen, der sich im Chausseegraben herangeschlichen hatte und auf uns anlegte, mit dem Geschützwischer eines über den Kopf gab, daß er nie wieder sein Gewehr auf einen Preußen anlegen wird und daß der Lieutenant zu uns auf die Protze sprang, weil sein Pferd erschossen war. Kurz und gut, wir haben uns durchgeschlagen, ja noch mehr, wir haben sogar einen Oberst und etwa 300 gefangene Franzosen mit heimgebracht." So etwa schilderte der Kamerad diese heldenmütige That des kleinen Kommandos. Als Oberstlieutenant von Boltenstern dem französischen Oberst seine Verwunderung darüber ausdrückte, wie es nur möglich sei, daß er sich mit seinen Leuten hätte gefangen nehmen lassen, soll ihm derselbe geantwortet haben: „Colonel, vor dem Hurra Ihrer Leute halten die unsrigen nicht stand." Die Einwohner von Montoire, welche den Divisions-Kommandeur, General Jouffroy, von dem Durchmarsch der Deutschen benachrichtigt hatten und darnach den „unzweifelhaft feststehenden Sieg" über das kleine deutsche Detachement im Wirtshause bei Wein und Absinth feierten, rissen die Augen gewaltig auf, als die Deutschen am Abend mit den gefangenen Landsleuten durch den Ort rückten." — Da durch dieses Gefecht festgestellt war, daß sich ein Teil der Loire-Armee wieder im Vormarsch auf Vendôme befand, so sollten am nächsten Morgen (30. Dezember) starke Rekognoszierungspatrouillen nach Westen vorgeschickt werden. Von den Kameraden erfuhr ich früh am anderen Tage, daß die Batterie, welche ein Detachement zur Aufklärung der Gegend begleiten sollte, wohl schwerlich wieder auf Vendôme zurückmarschieren werde. Als daher die Batterie zum Abmarsch sich auf dem nahe gelegenen Alarmplatze sammelte, hinkte ich, den rechten Fuß auf einen großen Holzschuh gebunden und unterstützt von den Kameraden, dahin, um über mein Schicksal Gewißheit zu erlangen. Wohl infolge des heldenmütigen Verhaltens seines ersten Zuges in dem gestrigen Treffen bei Montoire war der Chef heute Morgen gut bei Laune. Er kam sogleich zu mir und fragte mich teilnehmend nach meinem Befinden. Ich antwortete ihm, daß es mit der Ruhr sich zwar besserte, daß es aber mit meinen Füßen leider von Tag zu Tag schlimmer würde. „Weshalb gingen Sie denn nicht längst schon ins Lazarett?" fragte er mich, worauf ich ihm das Resultat meiner Konsultation bei unserem Arzt mitteilte. „Zeigen Sie mal Ihren Fuß." Ich wickelte denselben los und zog den Strumpf aus. „Und das soll eine Verrenkung sein? Ist der andere Fuß auch geschwollen?" — „Ja wohl, doch nicht so stark. Dagegen sind die Kniee jetzt auch erkrankt." — „Es ist gut, Sie gehen auf meinen Befehl sofort ins Lazarett. Ihre Kameraden können Sie dahin tragen. Ich wünsche Ihnen gute Besserung!" — Nach kurzem, mir nicht leicht fallendem Abschied von den lieben Kameraden trugen mich drei Mann von meinem Geschütz fort nach der Aula des Lyceums, welche in ein Feldlazarett umgewandelt worden war. „Un nu laten S' den Kopp nich hangen," sagte Klas, als er mir die Hand zum Abschiede reichte, „t is allens blot 'n Övergang! Up Regen kummt Sonnenschin. Wer weit, wo unsereen sin' Knaken noch tor Ruhe bedd̈et werden. De Krieg is noch lang nich to Enn." Und Knülle meinte mit philosophischem Gleichmut: „Wenn 't mir mal schlecht jing — un hat mir schon verdammt schlecht jejangen — denn dacht ick: ach wat, det Grübeln un Stöhnen nützt nicks, ausjehalten, det zieht sich alles wieder in 't Lot, wenn 't Fundament nur jut is, so sagte unser oller Polier in Berlin. Wenn 't Gottes Wille, sehen wir uns in Deutschland noch mal wieder, un denn soll'n S' auch 'n andert Jesicht machen als heute. Adje, wir schreiben Ihnen, sobald wie 't jeht." — Noch ein kräftiger Händedruck, und die Thür schloß sich hinter den braven Kameraden. Wie schwer mir die Trennung von der Batterie und besonders von den Kameraden meines Geschützes fiel, das merkte ich erst, als mein Blick über die drei langen Reihen Betten hinglitt, aus denen mir schmerzverzerrte oder still duldende Gesichter entgegen blickten, welche mir alle unbekannt waren. Aber neben der mich niederdrückenden Trennung legte sich mir die Luft, die in diesem Raume herrschte, schwer auf die Brust. Fünf Monate lang hatte ich Freud und Leid mit meinen Geschütz-Kameraden geteilt, eine schwere, eine tiefernste Zeit hatte ich mit ihnen durchlebt, und in solcher schweren Zeit schließen sich die Bande inniger, hilfsbereiter Freundschaft schneller und fester als im gewöhnlichen Leben. Wie oft höre ich heute den Wunsch alter Krieger aussprechen: „Wenn man nur noch einmal mit den noch lebenden alten Kameraden, die an unserer Seite in Frankreich fochten, wieder zusammen kommen und ein Stündchen plaudern könnte von jenen bösen Tagen!" Mögen Jahre, Decennien vorüberrauschen, die Erinnerungen aus jener schweren, aber glorreichen Zeit werden nie aus dem Gedächtnisse der alten Krieger entschwinden!

9. Wieder daheim.

So war ich denn, ganz gegen meinen Willen, zur Unthätigkeit verdammt, und dazu noch in einem Augenblicke, wo das Vaterland keinen seiner Söhne entbehren konnte, wo es, um den fränkischen Übermut und Dünkel vollends zu brechen, die ältesten gedienten Krieger im Landwehrverhältnis vom häuslichen Heerd, aus der Werkstatt und vom Schreibtische hinwegzurufen gezwungen war. Wie viele sorgenvolle Tage verursachte dieser Krieg den Vätern, Müttern, Gattinnen und Kindern daheim im Vaterlande! Wie viel heiße Gebete sind wohl abends, wenn

der Schneesturm durch die Straßen der Stadt fegte, oder der Regen an die Scheiben prasselte, um den Gatten und Vater, der zur Stunde vielleicht einsam in stiller Mitternacht in Feindesland auf Posten stand und an seine Lieben dachte, zu dem Lenker der Geschicke aufgestiegen? Es zeugt von tiefem Gemüt und Liebe zur Heimat, daß der deutsche Soldat fern vom Vaterhaus oder von der eigenen Scholle mit seinen Gedanken so oft daheim weilt. — Nicht mehr imstande, dem ruhmreichen Siegeszuge des deutschen Heeres zu folgen, hatte ich Zeit, mich mit der Vergangenheit, mit der Heimat und allem, was mir dort lieb und teuer war, zu beschäftigen. Sobald es mein Zustand erlaubte, ließ ich mir Tinte, Feder und Papier bringen und begann Briefe zu schreiben. Ich hatte in dieser Hinsicht manches nachzuholen. Und dann kam der ersehnte Tag der Heimkehr ins Vaterland. — Nach einer fünftägigen Eisenbahnfahrt von Orleans aus betrat ich anfangs März wieder den heimatlichen Boden. Der Ausdruck „betrat" ist indes nicht wörtlich zu nehmen, denn man mußte mich, wie viele andere Kameraden, an der Endstation, Alzey in Hessen, aus dem Wagen heben. Wollte ich mich selbst fortbewegen, so mußte ich mich zweier kräftiger Stöcke oder Krücken bedienen. Im freundlichen Städtchen Wörrstadt bei Alzey, wo die Bürger ein Reservelazarett errichtet hatten, sah ich mit 13 anderen Kameraden, meist Hessen, meiner Genesung entgegen, welche lange auf sich warten ließ. Meine volle Gesundheit sollte ich leider nicht wieder erlangen. Ich behielt in den kranken Gelenken einen unerwünschten „Wetterpropheten", der sein Wesen darin oft so rücksichtslos treibt, daß ich wochen- und monatelang an das Haus gefesselt bin. Aber trotz dieses für einen 21jährigen jungen Mann gewiß kläglichen Zustandes, pochte mein Herz laut vor Freude, die trauten, lieben Klänge der heimatlichen Sprache nach langer Zeit wieder von anderen Lippen, als nur von denen der Kameraden zu hören. Das Auge konnte sich an den gewöhnlichsten Dingen nicht satt genug sehen, höher hob sich die Brust, freudiger pochte das Herz, endlich lag die Heimat vor den trunkenen Blicken. O Heimat, mein Deutschland, — welch ein mächtiger Zauber umgiebt dich! Mit welchen Empfindungen betrat ich den heimatlichen Boden! „Pro gloria et patria," lautet der Spruch auf den Geschützrohren der preußischen Artillerie; „für Ruhm und Vaterland" waren wir hinausgezogen in den Krieg, und der alte fromme Sinnspruch „Gott mit uns" hatte sich bewährt. Er, der Lenker der Schlachten, hatte der deutschen Armee den Sieg verliehen und das Sehnen der Nation gestillt; aus dem Donner der Schlachten, aus vierundsechzigjähriger Vergessenheit war die deutsche Kaiserkrone strahlend wieder emporgestiegen, um fürderhin hell zu leuchten über den deutschen Landen. Du aber, deutsches Volk, für das diese anspruchslosen Aufzeichnungen niedergeschrieben sind, sei stets eingedenk der Opfer, welche damals unser Heer für die Errettung des bedrohten Vaterlandes bringen mußte, und zeige dich ihrer würdig; vergiß nie, wenn der unruhige Nachbar seine Hand nach Deutschland ausstreckt, daß drüben „überm Rhein" Tausende deutscher Helden ihr Höchstes, ihr Leben und ihre Gesundheit opferten, um den Nachkommen die Segnungen eines geeinten starken Vaterlandes zu sichern und dem Reiche die Kaiserkrone zu erringen, unter deren starkem Schutze trotz der Neider und inneren Feinde, welchen ja der Begriff Vaterland und Heimat fremd ist, die deutschen Lande sich zu nie geahnter Macht und Blüte entfalteten.

Das Evangelium im Felde.

Von H. A. Köstlin, ehemaligem Feldprediger der 2. Kgl. württ. Feldbrigade.

Unter den mancherlei Kräften, die zusammengewirkt haben, unsere deutschen Krieger von Sieg zu Sieg zu führen, sei auch das Evangelium nicht vergessen; hat es sich doch gerade in den schwersten Tagen als die Kraft bewährt, die selig macht alle, die daran glauben (Röm. 1, 16), als die ideale Kraft, welche die Spannkraft und Schlagkraft der Truppen erhöht, die Todesfreudigkeit des Kämpfenden stärkt, den pflichtmäßigen Soldaten-Gehorsam zur That der freiwilligen Aufopferung und Hingebung für die Brüder verklärt. So darf in diesen Blättern gewiß auch der Dienst des Evangeliums ein Plätzlein in Anspruch nehmen und auf die Teilnahme der freundlichen Leser gerechnet werden, wenn wir — dem gütigen Ersuchen des Herausgebers, unseres verehrten Kriegskameraden zufolge — versuchen, im engen Rahmen des Selbsterlebten eine Anschauung davon zu geben, wie der Dienst des Evangeliums sich im Felde gestaltet, was dieser Dienst bei dem Feldsoldaten gilt und was er thatsächlich dem Gemüt des Feldsoldaten leistet, beziehungsweise zum Geist und Gelingen des Ganzen beiträgt.

Ist denn überhaupt ein Bedürfnis nach diesem Dienste vorhanden? Es wollte mir nicht so scheinen, als ich voller Begeisterung im neugefertigten Feldpredigers-Rock den Bahnsteig in Stuttgart betrat und aus einem der Wagen des zur Abfahrt bereit stehenden Zuges das Wort vernahm: „Guck, dös ischt der Pfaff — der thät' auch besser, er blieb' derhoim!" Schon anders war's, als ich im Feldlager ankam; — da spürte ich bereits, daß der Feldprediger, wenn er nur das Herz auf dem rechten Fleck hat, durchaus nicht ein überflüssiges Inventarstück ist!

Es läßt sich ja auch denken, daß die Leute diejenige Kraft, deren wir in ruhigen Tagen nicht ohne tiefen Schaden an der Seele entraten können, am allerwenigsten da entbehren mögen, wo man mit jedem neuen Morgen sich mit dem Gefühl erhebt: „Es ist nur ein Schritt zwischen mir und dem Tode!" — wo es gilt, die Kraft des Leibes und der Seele anzuspannen bis aufs äußerste, bis an die Grenze des Möglichen.

So haben es gewiß alle diejenigen, welche unserem tapferen Heere den herrlichen Dienst am Evangelium haben leisten dürfen, in ihrem Teile reichlich, und je länger, je mehr erfahren dürfen, daß dieser Dienst im Feldlager hochwillkommen ist.

Zwar heißt es im Liede:

„Der dem Tod ins Angesicht schauen kann,
Der Soldat allein ist der freie Mann!"

und es ist viel Wahres an diesem Wort. Nur vermag nicht ein jeder schon damit, daß er des Königs Rock angezogen hat, dem Tod ins Angesicht zu schauen, vollends nicht als ein „freier Mann". Dazu gehört noch etwas anderes, als Begeisterung und Gehorsam, Patriotismus und Subordination. Soldaten, zumal im Krieg, sind der Mehrzahl nach junges Blut, und die Jugend — wer darf's ihr verargen? — hängt am blühenden Leben.

Auch giebt es gar verschiedene Arten, wie man dem Tode ins Angesicht schauen kann. — Denken wir uns zurück in die Morgenstunden des denkwürdigen 6. August 1870. Die ganze Nacht waren wir unter strömendem Gewitterregen im Biwak bei Aschbach gelegen. Trotz des Regens war's noch am Morgen zwar trüb, aber schwül, die Erde dampfte. Schon in der Frühe verkündete der Kanonendonner, daß ein Tag ernster Entscheidung bevorstehe. Immer näher rückt der Lärm, bis es auf einmal zur Wirklichkeit wird:

„Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,
Sprühend umzucken mich rasselnde Blitze!"

Aus Bergen und Wäldern, Thälern und Schluchten kracht's, blitzt's, dampft's und raucht's — da auf einmal heißt's: „Halt!" Unsere Leute erhalten Weisung, nach den Gewehren und der Munition zu sehen, ob sie nicht durch den Regen gelitten hat. Zum Eilmarsch bereit — die Tornister waren abgelegt — stehen die Bataillone, noch gedeckt durch eine sanft ansteigende Berglehne. Die Wartezeit verlängert sich, noch kann man durch die Reihen gehen, da und dort einen grüßen, ihm die Hand reichen. —

Nun, wer in solch einer Stille vor dem Abrücken ins Gewoge der Schlacht, wie sie uns freilich im ganzen Krieg nur dieses eine Mal beschieden war — wer in solch einer Stille in den Zügen zu lesen versteht, der wird es bestätigen: es giebt verschiedene Arten, dem Tod ins Angesicht zu schauen. Man kann es in so großer Zeit wohl fertig bringen, daß man sich in der Begeisterung, in dem jugendlichen Leichtmut, durch kameradschaftliche Anfeuerung sozusagen steif macht, aber als ein Mann, als ein innerlich freier Mann vermag doch nur der

in den sicheren Tod abzurücken und ihm ins Angesicht zu schauen, durch dessen Seele es helle leuchtet:

„Man geht aus Nacht in Sonne,
Man geht aus Graus in Wonne,
Aus Tod in Leben ein!“

O, es ist etwas Großes und Heiliges um die flammende Begeisterung unberührter und unverbrauchter Jugend, die sich ohne Besinnen stürmisch hineinstürzt in den blitzenden Regen der Schlacht, — Gott grüße, Gott segne euch, ihr tapferen Kameraden von Wörth, Mont-Mesly, Champigny! — Es ist etwas Bewundernswertes um die stramme Disziplin, die solch' eine ganze Menschen-Mauer geschlossen erhält im verheerenden Feuer, — es ist etwas Großes um die schlichte Treue, um den schlichten Gehorsam des einfachen Mannes, der in den Tod sinkt, — so oft, ohne nur mit der Wimper zu zucken, — weil's ihm befohlen ist. Aber das Hehrste ist die freudige Entschlossenheit des rechten, innerlich seiner Sache gewissen Christenmenschen, der ins Feuer abrückt mit dem klaren Bewußtsein: Das ist jetzt der Weg, den dir dein Gott vorzeichnet! Nun heißt's nicht bloß als Soldat gehorchen — das versteht sich von selbst, — nun heißt's, mit dem Christentum Ernst machen, die Christentreue erproben dadurch, daß du dein Leben lässest für die Brüder (Joh. 15, 13). Wer so steht, darf getrost sich und die Seinigen in der Heimat der Liebe des Vaters im Himmel befehlen und kann freudig seine ernste Pflicht erfüllen. Er weiß, daß ohne den Willen des Vaters im Himmel ihm kein Haar gekrümmt wird, und daß es, wenn Gott es haben will, an ihm in Erfüllung gehen kann: „Ob tausend fallen zu deiner Seite und zehntausend zu deiner Rechten, so wird es doch dich nicht treffen“ (Ps. 91, 7); aber er erwartet oder beansprucht gar nicht, daß — etwa um seines Glaubens willen — die Kugeln an ihm vorbeigehen werden, so wenig als ein frommer Christ im Frieden den Anspruch macht, daß Krankheiten und Tod an seiner Thüre vorübergehen. Er weiß sich in Gottes Hand, befiehlt sich dem treuen Herrn und wartet stille, wie er's fügt.

Eine Kraft, die dem unruhigen Menschenherzen zu solcher ruhevollen Stille verhilft, die oft so schwere Soldatenpflicht in das Licht der sich für die Brüder in den Tod gebenden Liebe rückt, muß ja willkommen sein da, wo der Mann in dem Schwersten und Wichtigsten, was ihn bewegt, auf sich allein gestellt ist; besonders willkommen freilich da, wo besonders harte Proben an den Mann herantreten, wo es gilt, alle moralische Kraft zusammenzuraffen, um erhobenen Hauptes voranzugehen, sich durch die Schatten, die mit der Erinnerung an die Lieben daheim aufsteigen, das Herz nicht umdüstern zu lassen, also namentlich in dem Augenblick, da die Fahnen zum Kampfe schon entfaltet sind. So erzählt Rogge aus dem böhmischen Feldzug von 1866 von solch einer kurzen Andacht unmittelbar vor Beginn des Kampfes am 28. Juni vor Burgersdorf und Soor, wo er vom Pferde herab kurze Worte den zum Kampf Bereitstehenden zurief, wie: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von denen mir Hilfe kommt.“ — „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie die Adler, daß sie laufen und nicht matt werden, daß sie wandeln und nicht müde werden.“ Solche Worte, angesichts der zum Kampf bereits entfalteten Fahnen vernommen, können nicht verfehlen, einen tiefen Eindruck zu machen. In vieler Augen erglänzte eine helle Thräne, andere fielen in andächtiger Bewegung auf die Kniee. In das Amen des letzten Gebets fielen wie auf Verabredung die ersten Kanonenschüsse. — Noch lange nach dem glücklich beendigten Kampfe versicherten viele, daß ihnen jenes Morgengebet vor der Schlacht unvergeßlich bleiben werde.

Ähnlich ist es gewiß auch den Braven zu Mute gewesen, welche am 2. August 1870 dem ersten eigentlichen Feldgottesdienste beigewohnt haben. Wir waren spät abends, zum Tode ermüdet von dem neunstündigen Marsche in drückender Gewitterschwüle, im Biwak bei Knielingen angekommen. Die Nacht war hell und klar — für viele in der Brigade wohl die erste, die sie im Freien, im Biwak verbrachten. War's nicht, als senkte sich mit der erquickenden Kühle auch tiefer Gottesfriede auf die Schläfer herab? Die leuchtenden Sterne verkündeten es ja, daß der über uns wache, zu dem sie jetzt daheim für uns beten!

Ich erwachte frühe, wunderbar gestärkt und erfrischt. Noch lag der Schlummer über den Scharen, denen in den Kriegslärm Gottes Frieden zu bringen, mein herrliches Amt war. — Mein Blick ruhte auf den schlafenden Braven. Wer von euch wird schon in den nächsten Tagen vielleicht fehlen? Unwillkürlich müssen meine Gedanken den Rückweg in das Haus des einen und andern, den ich kenne, machen; ich weiß, was durch seine Träume gleitet, wie er so vor mir liegt. Auch in die eigene Heimat zogen die Gedanken — so manche Sorge, die im Gedränge und in der Aufregung der Zurüstungen — es war ja alles so stürmisch gekommen — geschlummert hatte, tauchte in der frühen Morgenstille auf. Die Sonne sendete ihre ersten Strahlen vom Horizont herüber; sie glänzten auf den Bajonetten der Gewehre. Im Lager wird's lebendig. Mich drängte es, jetzt, gerade jetzt zu den mir Anbefohlenen das erste Wort zu sprechen. Der Kommandeur kam meiner Bitte aufs liebenswürdigste entgegen. Die Musik trat in die Mitte, die Kampfgenossen scharten sich im Kreise. Kräftig klang's übers grüne Thal: „Ein feste Burg ist unser Gott.“ Dann redete ich vom Schimmel herab, der freilich eine recht unsichere Kanzel bildete, über das Wort 1. Petri 5, 7: „Alle eure Sorge werfet auf den Herrn, er sorget für euch.“ — Ein Gebet aus dem Herzen, Vaterunser und Segen schloß die einfache Feier, die uns allen ein Bedürfnis war und wohl gethan hat. War's doch der erste Tag im Felde, auf dem Operationsmarsch!

Es braucht aber nicht einmal ein besonders denkwürdiger Tag, wie dieser, oder etwa ein Schlachttag zu sein; der Aufblick zu den Höhen, von denen uns Hilfe kommt, thut noch mehr not, wenn's an Geduldsproben geht. Wer unter den Kameraden der 2. Brigade gedenkt nicht des 27. und 28. Augusts 1870?

Es war in der Zeit der furchtbaren Gewaltmärsche hinter Mac Mahon her, dem schlauen Fuchs scharf auf den Fersen, um ihm die Vereinigung mit Bazaine abzuschneiden. Um 3 Uhr nachmittags rückten wir in Passavant ein. Welch' ein Bild bot der Friedhof! Dort lagen die Opfer eines Kampfes, der, wie uns gemeldet wurde, tags zuvor stattgefunden hatte; es waren etwa 33 an der Zahl, lauter junge Leute in blauen Blusen, mit Wunden bedeckt. Tapfer müssen sie sich gewehrt haben, denn sie sind offenbar im Handgemenge gefallen; Säbelhiebe haben ihnen den Tod gegeben. Da liegt der Anführer, ein bildschöner Mensch, noch ist die Faust geballt. Neben ihm ein anderer, dem der Kopf von einem Reitersäbel buchstäblich gespalten war; ein dritter hat eben das Hemd in der Gegend des Herzens aufgerissen, um sich Luft zu machen, oder um den Blutstrom aufzuhalten, da hat ihn der Tod ereilt. Es war ein grauenvoll erschütterndes Bild. Der Totengräber des Dorfs, der eben an einem Grabe für diese armen Opfer eines irregeleiteten Patriotismus schaufelte, hat wohl noch nie ein Grab gegraben, das ihm so weh gethan hat, wie dieses!

Am andern Morgen soll's nach Berrier gehen, immer dem Feind auf den Fersen. Man hat sich kaum ein paar Stunden ausgeruht — dann geht's weiter. Es ist tiefe Nacht; der Himmel rabenschwarz. An der Kirche vorbei, aus deren Fenstern der Schein von Lichtern fällt, — sie war mit Soldaten belegt — geht's zum Dorf hinaus. Aber kaum eine Viertelstunde waren wir marschiert, so wird Halt gemacht. Was wird kommen? Stunde um Stunde verrinnt, bis es tagt. Noch dämmerte es, da ließ der Oberst die Musik antreten. Sie blies die schöne Weise in die neblige Dämmerung hinein: „Das ist der Tag des Herrn!“ Es war ja Sonntag. Dann ritt ich auf Befehl des Obersten in die Mitte, redete aus der gemeinsamen Stimmung heraus, mahnte: „So lasset uns laufen mit Geduld in dem Kampf, der uns verordnet (Ebr. 12, 1) und aufsehen auf Jesum Christum, den Anfänger und Vollender des Glaubens.“ Es hat uns wohl, es hat uns not gethan, den Tag mit dem Aufblick nach oben zu beginnen. Denn es gab einen bösen Tag, nicht einen Kampf mit Blut und Eisen, aber einen Kampf mit dem widrigen Element, mit strömendem Regen und bittrer Kälte. Denn still stehen, stundenlang, das fordert fast mehr Geduld und Gleichmut als eine ordentliche Strapaze oder eine richtige Schlacht.

Wohl den besten Beweis dafür, daß der Dienst des Evangeliums willkommen war, bildet die Thatsache, daß der Besuch der Gottesdienste — die wenigen officiellen Gottesdienste abgerechnet — ein freiwilliger war. Keiner von den Feldpredigern hat je über mangelnden

Besuch zu klagen gehabt — es mag nun eine Kirche gewesen sein, in der wir uns, wie fast regelmäßig an den Rasttagen im Quartier, sammelten, oder ein grüner Platz unter rauschenden Bäumen, oder eine Scheune, oder ein Schulraum, wie es die Gelegenheit bot. Ja, in der langen Wartezeit, die wir vor Paris zubrachten unter den Kanonen der Forts, und in der wir, wie daheim, Sonntag für Sonntag, erst in der Kirche zu Sucy en Brie, dann in der zerschossenen Kirche zu Villiers sur Marne Gottesdienst hielten, konnte es vorkommen, daß die braven Leute sich darum stritten, wer zum Kochen des Mittagsmahls daheimbleiben müsse, während sonst dieser Dienst für den begehrenswertesten galt. Es ist ja auch, ganz abgesehen von dem hohen Ernst der Lage, noch so manches andere, was den Kriegsmann mit stiller Gewalt zum Worte Gottes zieht. Wo findet das Heimweh, das zumal in endlos langen Winternächten und im verhältnismäßig ruhigen Einerlei des Belagerungsdienstes auch den rauhesten Mann beschleicht, ein volleres Verständnis und einen kräftigeren Trost, als im Worte Gottes, das zum Himmel weist, der über Feindesland und Heimat sich spannt, wo die Gebete, die aus dem Feldlager, auf dem einsamen Wachtposten, auf der gefahrvollen Feldwache aufsteigen, sich begegnen mit den Gebeten, die sie daheim emporsenden? Ja, wie schon äußerlich der Geistliche als der einzige Civilist durch seine Kleidung den Uniformierten anmutet als das lebendige Mittelglied zwischen Feldlager und Heimat, vor den Leuten steht wie ein verkörperter Gruß von daheim, so ist der Gottesdienst für das Gemüt, noch ganz abgesehen von dem, was geredet wird, schon an sich ein Stück Heimat. Da grüßt ihn das traute Gotteswort des Evangeliums, da umfängt ihn die altgewohnte Choralweise, — sie führen ihn zurück in den heiligen Raum, in dem er einst bei der Konfirmation vor dem Altare gekniet hat, in dem er vielleicht kurz vor dem Ausmarsch getraut worden ist; in den Raum, wo sie daheim jetzt seiner mit heißem Gebet gedenken, daß Gott ihn heil und wohlbehalten zurückführe. Sind schon im Frieden solche Einschnitte sabbathlicher Stille und Erhebung dem deutschen Gemüte, das sich selbst recht versteht, Erholung und Erquickung, so sind sie draußen schon darum ein geradezu unabweisbares Bedürfnis, weil man im Felde von alle dem losgelöst ist, was sonst das Gemüt warm macht und seinen Reichtum bildet, weil da alles aufgeht in dem bei allem Wechsel der Scenerie und äußeren Situation doch immerhin einförmigen Kreislauf des eisernen Dienstes. So stellt sich denn auch im Felde gar mancher von selbst im Gottesdienste ein, der zu Hause seit langem keine Kirche besucht hat — es wird ihm warm unterm Brusttuch — item, der Hunger ist da, das Bedürfnis ist vorhanden.

Aus der Besonderheit des Bedürfnisses ergeben sich naturgemäß gewisse Forderungen in Bezug auf die Art und Weise, wie das Evangelium im Kriegslager darzureichen ist, damit der Same des Worts auf fruchtbaren Boden falle. Daß der Mann, der mit einem Fuß in der Ewigkeit steht, aus dem Munde des Predigers nicht Menschenfündlein und schön gekräuselte Redensarten vernehmen will, sondern Worte des ewigen Lebens (Joh. 6, 68), das Eine, alte, ewige Evangelium von Jesus Christus dem Gekreuzigten und Auferstandenen, der dem Tode die Macht genommen und das Leben und unvergängliches Wesen ans Licht gebracht hat, versteht sich von selbst. Der Feldsoldat, dessen Gemüt von so mancher Sorge umgetrieben ist, der vielleicht von Weib und Kind kaum mehr rechten Abschied hat nehmen dürfen, geschweige denn, daß er in Ruhe sein Haus hätte bestellen können, sucht im Gottesdienst nicht Unterhaltung, sondern Kräftigung des inneren Lebens an der Wurzel, Stärkung des Ewigkeitsmenschen. Er will sich nicht mit Möglichkeiten und Schlußfolgerungen befassen, sondern verlangt bündige Gewißheit. Größte Sachlichkeit und Einfachheit, Deutlichkeit und Kürze, auch unter gewöhnlichen Verhältnissen kein Fehler, wird im Felde zur Hauptregel. Wenn irgend einem, so gilt dem Feldprediger Luthers bekannter Rat: „Tritt fest auf, thu's Maul auf, hör' bald auf!"

Verfehlt sind langatmige theologische Erörterungen, geradezu Ärgernis würden konfessionelle Auseinandersetzungen erregen. Hier, wo es gilt, zusammen zu schlagen, muß, was sonst die Menschen trennt, hinter dem Bewußtsein der Kameradschaft zurücktreten. Es war im Biwak zu Knielingen, am Nachmittag des 2. August, drei Tage vor der Schlacht bei Wörth, als wir, auf Wunsch der Mannschaft, uns rüsteten, das heilige Abendmahl zu feiern. Am Saum eines Waldes auf grünem Abhang deckten wir den Tisch des Herrn. Ehe die Feier begann, meldete sich bei mir eine Deputation von Soldaten katholischer Konfession. Sie hatten den Wunsch, die heilige Kommunion zu feiern und hatten sich an ihre Offiziere gewendet mit der Frage, ob es ihnen gestattet sei, da ihr eigener Geistlicher — es war ja alles so schnell gekommen — noch nicht am Platze sei und man ja nicht wissen könne, wie es gehe, mit ihren protestantischen Kameraden das heilige Abendmahl zu feiern? Die Offiziere hatten sie an mich gewiesen; in aller Freundlichkeit setzte ich den Leuten auseinander, welchen Eindruck dieser Schritt auf ihren Geistlichen machen müßte, wenn er davon erfahre, ferner, daß die Teilnahme am heiligen Abendmahl die Zugehörigkeit zu der evangelischen Kirche voraussetze, und was sonst zu sagen meine Pflicht war. Der Führer der Deputation aber, ein biederer Feldwebel, schnitt alle Weitläufigkeiten mit dem treuherzigen Worte ab: „Ach, Herr Pfarrer, dös Zeugs braucht man da hausen nicht!" Sie haben denn auch das Abendmahl mit uns gefeiert und gewiß nicht ohne reichen Trost und Segen, gewiß ohne jedes Ärgernis, trotzdem wir in der Form zur apostolischen Einfachheit zurückkehren mußten, die ja den Katholiken noch mehr anfremden mußte als unsere lutherische. Denn wir hatten nur 400 Hostien zur Verfügung, es waren aber weit über 1000 Kommunikanten gleich dies erste Mal. Da nahmen wir Kommißbrot, schnitten's in Stücke und brachen das Brot je unter zwölf Mann, die an den Feldaltar herantraten, während am Waldsaum die Musik Weise um Weise aus dem reichen Schatze unserer Kirchenlieder erklingen ließ: zum Beginn das Schutz- und Trutzlied der Evangelischen „Ein feste Burg" — zum Schluß das katholische „Großer Gott, wir loben dich" — recht ein Bild der Einheit im Geiste. — Daß man, als der katholische Brigadegeistliche eingetroffen war, beide Pfarrer Seite an Seite erblickte auf dem Marsch wie im Biwak, das hat überall nur wohlthuend berührt und sicherlich nirgends Ärgernis erregt. Wenn, wie in einer Nachbarbrigade, der evangelische und der katholische Feldprediger sich kurzerhand in die Brigade teilten, beziehungsweise mit den Gottesdiensten — selbverständlich die Kommunion ausgenommen — einfach abwechselten, so mochte sich dies dort vielleicht aus besonderen Gründen empfehlen; die Regel darf ein solches Verfahren nicht bilden, schon darum nicht, weil ängstliche Gewissen dadurch verwirrt werden. Die Toleranz im Feldlager ist auch keineswegs Gleichgültigkeit gegen das eigene Bekenntnis. Es liegt ihr das sehr berechtigte Gefühl zu Grunde, daß in so großer Zeit und in so ernster Lage alle Kräfte, also auch die geistlichen, selbstlos und unter Verzicht auf Sonder-Interessen, treu zusammenzuwirken haben im Dienst des gemeinsamen Zwecks. Deshalb ist alles, was trennt, auf die Seite zu legen bis zur „großen Harnischwäsche", wie die Landsknechte den Austrag ihrer Streitigkeiten nach geschlossenem Frieden nannten. Nicht Religionsmengerei ist es, was das Soldatengemüt fordert, sondern kameradschaftliches Zusammenstehen und Zusammengehen trotz der Verschiedenheit des Bekenntnisses. Daraus ergiebt sich für den Geistlichen die Regel: „Friedlich, aber schiedlich!" — im amtlichen Thun schone er mit größtem Zartsinn das Gebiet des Kollegen — im persönlichen Verkehr erweisen sich beide als Brüder, als Vertreter der Einen, über die Not der Welt emporhebenden, über den Jammer des Schlachtfelds hinausführenden Großmacht der Religion!

Das Evangelium steht nicht bloß in Worten, es ist Kraft (Röm. 1, 16). Es waltet unter den Soldaten nicht bloß als Predigt im Feldgottesdienst, sondern als Kraftbezeugung im gesamten Leben, auf dem Marsch, im Biwak, im Lazarett, auf dem Verbandplatz. Wenn der Feldprediger auf dem Marsche mit den Müden zu rechter Zeit und in der rechten Weise zu reden weiß, dem Verschmachtenden am Straßenrain einen Trunk aus der Feldflasche reicht, im Standquartier den Tapferen neben neuen Testamenten, Gebetbüchlein oder Erbauungsschriftchen auch Zeitungen und Unterhaltungsschriften zur Nahrung und Auffrischung des Geistes verschafft, wenn er dem Manne, dessen schwere Hand mit dem Gewehr besser zurechtkommt, als mit der Feder, auch je zuweilen einen Feldpostbrief an die Lieben daheim aufsetzt — und wär's auch einmal ein Brieflein auf Rosapapier an den „herztausige Schatz," — wenn er während des langwierigen Vorpostendiensts, zumal im harten Winter,

sein Quartier jedem offen hält, der etwas auf dem Herzen hat, das seelsorgerliche Wort, die „geistliche Gabe," in der richtigen Weise und, so weit es angeht, mit einem warmen Schluck begleitet oder unterstützt, — wenn er in tausend Kleinigkeiten die Liebe bethätigt, die nimmer müde wird, so ist das auch gepredigt! Mich hat selten eine Anerkennung meiner Predigt so herzinnig gefreut, wie der treuherzige Dank eines biederen Kriegers, dem ich einmal wieder mit einer Liebescigarre unter die Arme gegriffen hatte: „Herr Pfarrer, sehet Se, Ihre Cigarre send mir fast so lieb, wie Ihre Predigten!" Ich habe keine Verletzung des Heiligen oder der geistlichen Autorität darin erblicken können, daß der Soldatenhumor das Quartier der Feldprediger in Villiers sur Marne, wo wir zwei Monate auf Vorposten lagen, den „Gasthof zum heiligen Geist" nannte.

Wenn ferner der Feldprediger während der Schlacht tüchtig mit Hand anlegt, die Verwundeten zu heben, zu tragen, zu bergen, und den einfachsten Handlangerdienst dabei nicht für unter seiner Würde hält, — wenn im Lazarett die Diakonissin sich in der Kraft der Liebe Jesu Christi stark macht wider die grauenvollsten Eindrücke, geräuschlos von Bett zu Bett geht und ohne Ermüden pflegt mit linder Hand, zuspricht mit liebreicher Güte, so ist das auch Zeugnis des Evangeliums, das verstanden wird; der Soldat hat ein feines Empfinden für die Art von Todesmut, die er von den Vertretern und Vertreterinnen des Evangeliums fordert. Wollte der Feldprediger ohne zwingenden Grund im Feuer die Gefahr aufsuchen und sich ohne Not nach vorne drängen, wo er nichts zu suchen hat, — es giebt Ausnahmefälle, wo dies für denselben Pflicht werden kann, aber sie sind ganz selten! — so würde ihm das nur als prahlerischer Vorwitz ausgelegt werden. Auf *seinem* Platz hat er zu stehen, da aber auszuharren, auch wenn der Tod droht, es sei nun der Verbandplatz, der bei der heutigen Art der Kriegführung durchaus nicht immer kugelsicher ist, oder es sei im Lazarett, wo Typhus und Cholera ihn umlauern. Rogge erzählt aus dem Jahre 1866 folgende Episode. Im Lazarett zu Brünn lag ein junger Lieutenant vom zweiten Garderegiment, Georg von M., an der Cholera erkrankt. Auf seinen Wunsch war sein ehemaliger Erzieher, der Prediger Vorberg, zu ihm geeilt. Es ging sichtlich zu Ende. Die Ärzte meinen, vielleicht könnte ein Bad, könnten Umschläge mit kaltem Wasser noch gut thun. Aber der Kranke kann sie nicht ertragen, man sieht sich außerstande, das letzte mögliche Mittel anzuwenden. Da nimmt der Geistliche den Freund in die Arme, umschlingt ihn und läßt sich mit ihm in die Decken einhüllen; so allein geht's, so allein leidet es der Sterbende. Da liegt er nun drei Stunden des allerschwersten Kampfes in des Freundes Armen, der an die eigene Gefahr nicht denkt; er wird ruhig und ruhiger, atmet stiller und stiller, wird kalt und kälter, bis jener nur noch eine Leiche umschlungen hält. — Das ist auch Tapferkeit, der *Heroismus der Liebe*, die nicht das Ihre sucht und das Leben nicht achtet.

Läßt es der Diener des Evangeliums daran, wo es gilt, nicht fehlen, dann darf er auch der Wirkung sicher sein; er darf nicht denken, vergeblich zu arbeiten oder als ein überflüssiges „Inventarstück" betrachtet zu werden. Das werden alle mit freudigem Danke bezeugen! Gerade da, wo dem Menschen alles andere versagt, da erweist sich die Kraft, deren Träger er ist, als die beste und einzige — hinter der Linie, angesichts des letzten Weges, den so mancher beschreiten muß, nicht wie er sich's gewünscht im Sturm der Schlacht, sondern in langsamem, qualvollem Todesringen, wo es einen anderen Helden- und Mannesmut zu bewähren gilt, als den, der im Feuer standhält!

Dünkt's euch noch, liebe Kameraden von damals, am 6. August, als das Schießen verstummte, jener Gang vom Sauerbach die Thalmulde hinauf, da wir die Opfer des furchtbaren Kampfes sammelten? Erinnert ihr euch noch des ersten, den wir trafen, jenes Schlesiers, der nahe am Sauerbach lag, von fünf Kugeln getroffen, wie er uns jammernd anrief? Sie hatten ihn ja natürlich allein liegen lassen müssen, die vorwärtsstürmenden Kameraden, aber sorgsam hatten sie ihn mit dem Mantel und einer Decke zugedeckt, daß man das Schrecklichste nicht sah! Wisset ihr noch, was ihm das Wichtigste war, wie er begierig den erquickenden Trunk aus der Feldflasche nahm, unter rinnenden Thränen an Frau und Kinder gedachte, wie es ihm wohlthat, als wir seine letzten Grüße an die Armen aufschrieben und zu besorgen versprachen? Wie er aber erst stille geworden ist unter den Friedenslauten der göttlichen Vatertreue, die dem Verlassenen zuruft: „Fürchte dich nicht, ich bin bei dir! Ich habe dich erlöset und bei *deinem Namen* gerufen, du bist mein!" „Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarmte über den Sohn ihres Leibes? Und ob sie desselbigen vergäße, so will doch ich dein nicht vergessen; siehe, in die Hände habe ich dich gezeichnet!"

Denkt ihr noch dran, wie jener preußische Offizier am Rain uns anrief, wir möchten ihn mitnehmen — wie es uns ins Herz schnitt, daß wir nicht dazu imstande waren? Wir durften ihm doch nicht sagen, daß der Arzt uns kategorisch befohlen hatte, ihn vorläufig nicht von der Stelle zu bewegen, da er dem Ermessen des Arztes nach sonst sich verblutete? Wie nichts zu machen war, als daß wir ihn auf später vertrösteten, eine Postkarte für ihn aufsetzten, damit sein Gemüt wenigstens sich beruhigte, ihn labten mit dem wenigen, was wir hatten*) und den nachrückenden Ärzten befahlen?

Denkt ihr noch der Winterabende vor Paris? Denkt ihr noch jenes Adventsfestes, das wir in Such en Brie feierten? Es war am 27. November 1870, drei Tage vor den Kämpfen um den Mont Mesly und Champigny. Seit mehreren Tagen standen wir schon in Alarmstellung. Das Lärmen, Rasseln, Schreien und Blasen, das vom jenseitigen Ufer der Marne zu den Vorposten herüberdrang, ließ ahnen, daß etwas im Werk sei drinnen im Hexenkessel zu Paris. Trotz der Ermüdung war die Kirche gedrängt voll. Wir sangen, Kamerad Epple spielte auf dem Harmonium die alten, lieben Adventsweisen, dann lasen wir das jedem so wohl bekannte Evangelium vom 1. Advent (Matth. 21, 1—9), und ich knüpfte daran — nur als Beispiel soll die Predigt dastehen! — folgende Worte:

Text: Evang. Matth. 21, 1—9.

Kanzelgruß. „Gelobt sei, der da kommt in dem Namen des Herrn! Hosianna dem Sohne Davids, Hosianna in der Höhe!

Hinauf zu dem himmlischen König die gedrückten Gemüter! Laßt euch erheben und freudig ergreifen durch den Gruß des Adventsfestes! O wie so ganz anders, als sonst, klingt uns dieser Gruß! Denn an

*) Er ist auf geradezu wunderbare Weise gerettet worden, dank der Hilfe der Johanniter, die hinter uns kamen, da wir ja selbstverständlich am 7. August schon früh morgens mit unseren Truppen weiter ziehen mußten. Am 13. August schrieb der schwer bekümmerte Vater des Todeswunden ins Feld hinaus: „Ich weiß zur Stunde noch nicht, ob mein einziger, teurer, braver Sohn, der uns nie betrübt hat, noch lebt oder ob er seinen schweren Wunden erlegen ist. Ich *danke* dem Herrn, daß er meinen Sohn gewürdigt hat, für das einige Deutschland zu bluten!" Am 9. Dezember 1870 berichtete er an Feldprediger Köstlin (Verf. dies): „Von dem, was er in den ersten Tagen nach seiner Verwundung zu leiden gehabt, will ich schweigen. Es geht ins Grausenhafte, (freilich, wie viele Waffenbrüder werden gleiches zu erdulden gehabt haben!) Ohne sein und mein Wissen und Zuthun ist die Beschreibung seiner Leiden in Nr. 38 der „Gartenlaube" enthalten. Nachdem ich nur erst unter großen Mühen und heißen Sorgen des Sohnes Aufenthalt in Gunstett im Elsaß ausfindig gemacht und nachdem die Ärzte ihn für transportfähig erklärt hatten, sandte ich eine meiner Töchter unter angemessenem Geleit dorthin, die ihn in einem in Karlsruhe eigens gemieteten, höchst entsprechenden Wagen über Rastatt nach Baden-Baden führte. Hier fand er wider alle Erwartung und Berechnung in der Villa des Johanniter-Ritters, Baron von Maltzahn, eine Aufnahme, eine Pflege, die ohne Übertreibung „fürstlich" genannt werden kann. Selbst Chelius wurde aus Heidelberg zur Consultation herbeigeholt und die Herzogin von Hamilton trat teilnehmend hinzu. Der Preis aber gebührt der Frau Baronin von Maltzahn. So schritt denn die Heilung sichtbar vorwärts, insofern aber langsamer, als der Lungenflügel durch die Kugel, die neben dem Rückgrat eingedrungen und hinter dem Schulterblatt weggegangen war, auch verletzt worden war. Auch der Wundkanal durch den Schenkel, von unten nach oben gehend, war fast einen Fuß lang. Die Schwester konnte nach acht Tagen mit trostreichen Nachrichten zu uns zurückkehren. Lange dauerte es, bis die ersten Versuche im Gehen gelingen wollten; aber das Fuhrwerk des Herrn Baron von Maltzahn stand dem Lahmen stündlich zu Gebote und oft hat ihn die Frau Baronin auf seinen Spazierfahrten begleitet und den zuweilen Allzusorglosen unter strenger, mütterlicher Zucht gehalten, ganz nach den Vorschriften, die Chelius gegeben. Als ich am 19. November hier in Leipzig (als Pensionär) einzog, trat mir der geheilte Sohn in der Wohnung, die ich mit meinem Bruder teile, entgegen, so vollständig genesen und gekräftigt, daß ich nicht die geringste Veränderung an ihm wahrnehmen konnte. Hier hat er nun bis zum 26. November täglich Übungsmärsche gemacht und ist am 1. Dezember in Posen, wohin er zum Ersatz-Bataillon kommandiert worden, eingetroffen. Dort soll nun der Arzt die letzte officielle Erklärung über ihn abgeben, und wenn sie günstig ausfällt, woran nicht zu zweifeln, so wird er vor die Mauern des umlagerten Paris eilen; — wenn er sich dann auch mit Ihnen wieder begrüßen könnte!"

solchen Festtagen, da wir gewohnt sind, mit den Unsrigen im Vereine zum Gotteshaus zu wallen, klingt ganz besonders mächtig die Sehnsucht nach Frieden, nach allem, was dies holde Wort uns bedeutet, im Herzen an.

Sind's doch Bilder des glücklichsten Friedens, die der heutige Tag wohl in jedem wachruft: es beginnt heute jene stille Zeit, die ausgefüllt ist mit der beglückenden Thätigkeit und Geschäftigkeit auf das liebliche Fest des Gebens und der Freude! Mit besonderer Sehnsucht wird heute in jeder Hütte daheim unserer gedacht — o gewiß! und nicht anders als natürlich ist es, wenn auch wir mit innigem Verlangen derer gedenken, die mit uns durch Liebe verbunden sind. Aber nicht wahr, gerade deshalb richtet sich auch jeder Blick mit doppeltem Verlangen auf den König, der Friede machen kann, der den rechten, dauernden Frieden geben will, den er selber durch den bittersten Kampf errungen hat, denn „die Strafe lag auf ihm, auf daß wir Friede hätten" — — Friede mitten unter den tobenden Kämpfen der Zeit, Friede mitten in Sturm und Streit, mitten in Todesnot und Todeskampf! Von diesem Friedefürsten heißt's heute: „Siehe, dein König kommt zu dir!"

Ist das nicht ein freundliches, liebes Wort? O höret's alle: „Dein König kommt zu dir!" Gar vernehmlich hat er an die Herzen geklopft in diesen sturmbewegten Tagen: fürwahr, wir dürften empfänglich sein für das Wort: Dein König kommt, machet euch bereit, den Herrn zu empfangen.

Erst aber, ehe wir weiter über die Gedanken nachdenken, die der heutige Tag einem jeden von uns nahe legt, wollen wir in unserem liebvertrauten Liede die rechte, freudige Feststimmung suchen, wollen auch hier außen dem Herrn in unserer Weise Palmen bringen und anstimmen:

„Wie soll ich dich empfangen
Und wie begegnen dir —
O aller Welt Verlangen,
O meiner Seele Zier?

O Jesu, Jesu, setze
Mir selbst die Leuchte bei,
Damit, was dich ergötze,
Mir kund und helle sei.

Dein Zion streut dir Palmen
Und grüne Zweige hin,
Und ich will dir in Psalmen
Ermuntern meinen Sinn.

Mein Herze soll dir grünen
In stetem Lob und Preis
Und deinem Namen dienen,
So gut es kann und weiß!"

„Siehe, dein König kommt zu dir sanftmütig!" Ein Gruß des Friedens mitten im bewegtesten Kriegsleben! Ins gefahren- und sorgenreiche Feldlager, ins stille, ernste Leidensgemach — überall hin klingt's als friedliche Botschaft: „Siehe, dein König kommt zu dir sanftmütig!" Dein Heiland, Helfer und Erlöser, er kommt zu dir! Auch uns sei der Adventsgruß ein Friedensgruß in doppeltem Sinne:

1) als eine liebe Friedensbotschaft,
2) als eine ernste Friedensmahnung.

1) Der Adventsgruß sei uns erst eine liebe Friedensbotschaft! Friede — o Brüder, das Wort hat freilich einen ganz eigentümlich lieben, zauberischen Klang für das Ohr desjenigen, der den Krieg gekostet hat mit all dem Elend und all den Schrecken, die er bringt und die er im Gefolge hat. Wenn es uns in diesen verödeten, halbzerstörten Wohnungen überall so kalt und unheimlich entgegenweht, wenn wir daran denken, wie der Tod unsere Reihen lichtet, wenn Advents- und damit Weihnachtsgefühle uns überkommen — warum sollen wir's uns verhehlen, daß eine mächtige, oft unbesiegliche Sehnsucht nach Frieden in uns aufsteigt. Liegt doch in diesem Worte alles, was wir hier außen als das Beste kennen gelernt haben, weil wir's vermissen: Familienglück und ruhig geordnete Arbeit, wie alle die anderen Segnungen des Friedens, die wir, wenn Gottes Gnade uns wieder in die liebe Heimat zurückbringt, mit ganz anderem dankerfülltem Herzen empfangen wollen, als bisher.

Dieser äußere Frieden, diese Ruhe der Waffen, ist es nun freilich nicht, wovon uns der Adventsgruß Kunde bringt. Das ist vielmehr nicht ein Friede, der mit den Federn irdischer Staatsmänner geschrieben wird und abhängig ist von dem Wankelmut weltlicher Großmächte; nein, der Friede, den uns das Adventsfest bringen will, ist mit dem Herzblut des erhabenen Menschensohnes geschrieben und steht unter dem Schutze dessen, der da war, der da ist und der da sein wird, ewig derselbe, unwandelbar in seinen Entschlüssen und Verheißungen für alle, alle Ewigkeit.

Dieser Friede bleibt bestehen, selbst wenn Krieg und Sturm überall ringsum tobt. Draußen auf dem blutigen Schlachtfelde — o habt ihr den milden Schimmer dieses Friedens nicht leuchten sehen von den verklärten Zügen so manches sterbenden Kameraden? Selbst in den Häusern des Schmerzes, im dumpfen Lazarett, wo jene herrliche Begeisterung, welche auf dem Schlachtfelde übers Bitterste oft hinweghilft, allmählich schwindet und häufig trüber Verbitterung weicht, war das Wehen dieses Friedens zu verspüren. Das ist der Friede, den Jesus Christus uns errungen hat durch den Kampf ohne Gleichen; den er sterbend den Seinen gelassen hat, wenn er sagt: „meinen Frieden gebe ich euch, meinen Frieden lasse ich euch; nicht gebe ich euch, wie die Welt giebt; in der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden." Das ist der Friede des Herzens, der Friede des Gemüts, der einkehrt, wenn der Mensch sich versöhnt weiß mit seinem Gott und aus allem Todesgrauen freudig in die anbrechende Ewigkeit schauen darf. Solchen Frieden verheißt aufs neue der Adventsgruß: „Siehe, dein König kommt zu dir sanftmütig!" Er ist nicht ferne von dir, weit über den Wolken erhaben, sondern wie er einst gekommen ist in Menschenhüllen, um das Menschenleben mit seiner Freud und all seinem Leid, nach all seinen Tiefen und Höhen durchzukosten und lebendig zu erfahren, was solch ein Menschenherz erregt und bewegt — so kommt er zu dir täglich und nimmt sich aller deiner Bedürfnisse, auch der verborgensten, treulich an; er kennt alles, nichts ist seinem Fühlen fremd, was je dich bewegen kann; er ist um uns, in ihm leben, weben und sind wir. Aber er ist auch ewige Kraft und Macht, eine feste, zuverlässige Stütze. Sein Gesetz lehrt dich der Himmel, der in so mancher Nacht dein Zelt ist: das Heer der Sterne, die in stillem Frieden gleichmäßig ihre Bahn ziehen, verkündet's, daß sein Name ist ewige, unbegreifliche Weisheit; der blaue Himmelsbogen, der sich über die Heimat und alle fremden Lande ausspannt, erinnert euch freundlich daran, daß ein Raum ist über allen zeitlichen Schranken, wo die sich finden, die hier getrennt sind — Gottes Thron, vor dem alle Gebete sich begegnen, die heute in der Heimat, wie unter uns, aufsteigen. Diesen Raum zu suchen mit demütigem Gebet, dazu giebt uns allen das Buch des Lebens Kraft und Mut, denn es lehrt uns, daß der Name der ewigen Kraft und Weisheit ist ewige Liebe und Treue; darum ist dein Herz unruhig in dir, quält dich schmerzliche Sehnsucht und bitteres Heimweh, drücken dich Sorgen und Mutlosigkeit — sieh, dann gilt's, zum Himmel aufzuschauen und der Sterne Lehre verstehen zu lernen, dann gilt's, in das Wort des Lebens hineinzublicken, und

Unverrückt auf einen Mann zu schauen,
Der in blutigem Schweiß und Todesgrauen
Auf sein Antlitz niedersank
Und den Kelch des Vaters trank —

und stiller Friede wird über dich kommen, der Friede Gottes, der über alle Vernunft ist. Freilich errungen muß er werden, denn Friede ist nicht ohne Sieg, Sieg nicht ohne Kampf; so wird unsere Friedensbotschaft von selbst

2) eine Friedensmahnung. Du mußt Friede machen in dir durch redlichen Kampf mit all' den Feinden, die den Frieden dir rauben wollen: Ungeduld, Unwilligkeit, Unzufriedenheit, Widersetzlichkeit, Bitterkeit! Es ist am Ende natürlich, daß gerade jetzt besonders die Sehnsucht nach einem Ende der schweren Zeit sich der Seele bemächtigt, daß die Gedanken draußen auf der kalten Wacht gerne ins heimatliche, trauliche Zimmer eilen, wo die Unseren wohl beim gemütlichen Lampenschein zusammensitzen am langen Winterabend, wo sie unserer gedenken und für uns beten — aber darf diese Sehnsucht zur pochenden, murrenden Ungeduld werden, die nicht etwa nur dir selber den Dienst erschwert und das Leben verbittert, sondern auch die anderen im Frieden stört? Wenn du der Ungeduld Raum giebst, gerade dann lieferst du selbst den besten Beweis dafür, daß diese Schule der Geduld dir recht not thut.

Frieden sollst du stiften unter den Kameraden; wie viel wirkt das Beispiel! wie viel oft ein einziges gutes, herzliches Wort!

O wie wichtig ist's in schwerer Zeit, sich freuen zu dürfen auf des Herrn Ankunft und eines seligen Todes gewiß zu sein. Aber nur, wer freudig ausharrt bis ans Ende, wird selig. So lasset uns laufen mit Geduld in dem Kampf, der uns verordnet ist und aufsehen auf Jesum Christum, den Anfänger und Vollender unseres Glaubens, damit, wenn der Adventsgruß erschallt: „Siehe, dein König kommt zu dir!" — selbst wenn er von der todbringenden Kugel gebracht wird, — wir siegesfreudig einstimmen können in den Ruf: Hosianna dem Sohne Davids! Gelobet sei, der da kommt in dem Namen des Herrn! Hosianna in der Höhe! Amen.

(Darauf fand die Abendmahlsfeier statt.)

Selten wohl ist es so andächtig gesungen worden: „Wie soll ich dich empfangen?“ selten ist der Adventsgruß auf so empfänglichen Boden gefallen, das heilige Abendmahl mit solchem Ernst gefeiert worden, wie damals an jenem unvergeßlichen Adventsfeste, in das die Kanonen der Forts von Paris drohend hineindonnerten.

Und drei Tage darauf — wie mancher von denen, die am Feste mitgefeiert hatten, lag in diesem stillen, ernsten Raum, entnommen aller Erdenmühe und Kampfesnot!

Auch am 30. November (Mittwoch) waren die Unsrigen von 2 Uhr früh draußen gestanden. Diesmal aber war's Ernst geworden; mit gewaltigen Massen drängte der Feind gegen das Häuflein der Unsrigen; heiß war der Kampf um den Mont Mesly gewesen, furchtlos und treu hatten die Unsrigen festgestanden, keinen hatten sie durchgelassen. Das war *ihre* Weise, das Evangelium zu bewähren.

Und dieses ist auch zu ihnen hinausgetreten als helfende, rettende, suchende, bergende, tröstende Liebe — unvergeßlich ist mir der Eindruck geblieben, wie der katholische Feldgeistliche mir auf dem Kampfplatz bei Bonneuil entgegenkam, die Rockärmel aufgestülpt, trotz des eisigen Nordwinds, mit Blut überströmt, dem Blut der Kameraden, die er verbunden hatte, so gut er's vermochte! Das war evangelisch gepredigt!

Dann in jenem durch die Erinnerung an die Leiden der Kameraden geheiligten Raum, im Saale der Mairie zu Such en Brie, Mann an Mann lagen sie da, eng aneinandergerückt, Freund und Feind nebeneinander. Nur schwach erhellt das Licht den Raum. Da stöhnt einer in heißen Schmerzen, hier schreit einer auf im Fieber — er meint noch im Feuer zu stehen, springt auf, trotz der Kameraden, die ihn halten, über der Anstrengung reißt der Verband ab, er sinkt uns um und unter den Händen zusammen! Ums Kamin sitzen die, welche leichter verwundet sind, darunter auch Franzosen. „Quel malheur, mon dieu, mon dieu!“ — das ist alles, was sie herausbringen.

Doch wie ist's nachher so stille geworden im Raum, wie ich zu dem jungen Mann gerufen ward, der in der Mitte des Saales lag! Am Adventsfest war er auf Vorposten gestanden; er hatte an unserer Feier nicht teilnehmen können. Nun verlangt's ihn darnach! Aber die Kugel in der Brust, die nur noch schwer atmet, der Tod, der ihm auf der Stirne sitzt, drängt zur Eile. Da gilt's, die Liturgie aufs kürzeste zu beschränken! Wie ich mich zu dem Armen niederbeugte, ihm Brot und Kelch reichte, wie die Worte durch den Raum drangen: „Unser Herr Jesus in derNacht, da er verraten ward“ u. s. w., da ward's stille, sie falteten die Hände, uns war, als spürten wir die Erfüllung der Verheißung: „Wo nur zwei oder drei versammelt sind“ u. s. w., er war mitten unter uns, der spricht: „Ich bin der Erste, der Letzte und der Lebendige und habe die Schlüssel der Hölle und des Todes!“ Stille ist der Kommunikant wenige Augenblicke darauf eingeschlafen. Wir tragen ihn, gehüllt in den Mantel, hinüber in die Kirche. Dort, wo vor zwei Tagen das Wort ergangen war: „Siehe, dein König kommt zu dir sanftmütig!“ legen wir ihn nieder, denn drinnen muß Raum geschafft werden für die, an denen noch etwas geschehen kann. Das war eine stille, ernste Adventsgemeinde, die sich da im heiligen Raume sammelte, diese stillen Schläfer, die ausgerungen hatten, und wir, die sie hereintrugen. Ohne ein Wort zu sprechen, haben wir die Hände still gefaltet: „Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn — wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn!“ Da versteht man dies Wort und faßt es als Wort ewigen Lebens, dran die matte Seele sich labt.

Und endlich jene Leichenfeier am Morgen des 2. Dezembers auf dem Friedhof zu Such? Wer, der dabei gestanden, könnte sie je vergessen! Wir waren unser acht Mann und sollten unsere teuren Toten draußen in geweihter Erde bergen; denn vom frühen Morgen an donnern abermals die Kanonen — was kampffähig ist, steht draußen — wir *müssen's* besorgen, weiß doch niemand, was geschieht, was der Tag bringt. Einen Wagen hatten wir nicht, außer einem jener zweirädrigen Karren, wie sie die französischen Bauern haben. Mein Pferd ward vorgespannt; dann bringen wir die toten Kameraden vorsichtig auf den Wagen, betten sie sachte neben und übereinander — und stille zieht das kleine Geleite durchs menschenleere Städtchen dem Friedhof zu.

Und dort im blinkenden Sonnenschein des hellen Dezembermorgens standen an die Friedhofmauer gelehnt die braven Pommern, die des Nachts zu unserer Hilfe herbeigeeilt waren und bekanntlich Champigny stürmen halfen. — Welch' eine Predigt! Heute rot — morgen tot! Hier die kraftstrotzenden Heldengestalten der todesmutigen Kämpfer — hier das Häuflein geknickter Blumen:

„Mitten wir im Leben sind Von dem Tod umfangen!“

das brauchte der Pfarrer nicht auszusprechen, es klang durch die Seele eines jeden. Still legten wir die Getreuen ins Grab. Ein Vaterunser — die Kanonen gaben die Ehrensalven, und es war vorbei, es ging zu neuer Arbeit, denn der 2. Dezember war ein heißer Tag geworden.

Dann die ernsten Tage, die den blutigen Kämpfen folgten, jene Tage, da man sich wieder fand und sammelte, da wir von morgens früh bis in die Abenddämmerung hinein das weitgedehnte Leichenfeld absuchten, ob nicht doch noch einer vergessen wäre, der abseits versteckt lag. Die damals diese traurigen Gänge mitgemacht haben, erinnern sich gewiß noch des Soldaten Pfund aus Waiblingen, der vom 1. Regiment war. Das Bein war ihm zerschmettert worden; in einem Weinberghäuschen hatte er sich zu bergen gesucht. Da ist er drei Tage gelegen, bis wir ihn fanden. Als wir ihn hereingebracht, gebettet, erwärmt hatten, fragt ihn sein Hauptmann erschüttert, wie er's denn habe aushalten können in dieser Verlassenheit? „O ihr Herren, ih han halt immer betet!“ war die treuherzige, einfache Antwort. Sein Gebet, in den Armen seiner Mutter sterben zu dürfen, ist, so viel ich weiß, erhört worden. Es gelang, ihn nach Lagny und von da in die Heimat zum Mütterlein zu bringen! „Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet!“ Das haben auch die erfahren, die wir nicht mehr lebend antrafen, in deren Hand aber, wie bei jenem Fähnrich, das neue Testament sich fand und uns die tröstliche Kunde gab, mit welchen Gedanken der tapfere Sohn dem Ewigkeitsmorgen entgegengeschlummert ist!

Es ist ja nicht leicht, wenn man, wie wir, nach geschlagener Schlacht auf dem Schlachtfelde bleibt, wo alles an die Opfer, die's gekostet, mahnt, freudigen Herzens zu danken! Es war eine sehr ernste Feier, als wir in der zerschossenen Kirche zu Villiers am 8. Dezember zusammenkamen, um Gott zu danken, daß er uns den Sieg verliehen. Zu frisch noch waren die Eindrücke von den Massengräbern — den schweren Verlusten — und doch ging's wie ein Lichtstrahl durchs Gemüt: „Der Tod ist verschlungen in den Sieg!“

Ja, das Evangelium hatte an den schwersten Tagen sich als eine *Macht* erwiesen! — Nicht des Feldpredigers Gedanken, sondern die Erfahrungen und Empfindungen aller waren es, die im letzten Feldgottesdienst, am Reformationsfest 1871 in Freudenstadt, laut wurden, und mit denen diese schlichten Blätter beschlossen sein mögen:

Gesang: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr.“

Text: Marc. 5, 19.

Gehe hin in dein Haus und zu den Deinen und verkündige ihnen, wie große Wohlthat dir der Herr gethan und sich deiner erbarmt hat.

Geliebte Brüder und Kameraden!

Zum ersten Male treten wir heute auf heimischem Boden zur gemeinsamen Sonntagsfeier zusammen. Ach wie pocht das Herz und schlägt höher! Was sollen wir sagen angesichts der Liebe, die uns entgegengebracht wird, mit der wir überschüttet werden, seit wir die vaterländische Grenze überschritten haben! Wir können nichts thun, als unser übervolles Herz vor den Ewigen tragen, in der Stunde überströmender Freude betend die Hände falten und zu dem Himmel aufblicken, der in Not und Verzweiflung unsere letzte Zuflucht und unser einziger Trost gewesen ist. Von unseren Lippen soll's freudig dankbar, jubelnd tönen: Der Herr hat Großes an uns gethan, des sind wir fröhlich!

Der Herr hat alles wohlbedacht
Und alles, alles recht gemacht —
Dem Herrn allein die Ehre!

Bald, liebe Brüder, werden die schweren, stürmischen Tage, die wir miteinander verlebt haben, dem Reich der Erinnerung angehören; will's doch manchem, der von Anfang an redlich ausgehalten hat, schon jetzt fast wie ein Traum vorkommen, daß er alles das soll durchgemacht haben, was er erlebt hat. Aber es sollen diese ernsten Tage nicht wie ein flüchtiger Traum spurlos an uns vorüber gegangen sein; nicht wahr? Wir haben alle, jeder in seiner Art, etwas lernen sollen in der herben Schule

des Krieges; darum, wenn wir später gern in dem reichen Schatz von Erinnerungen, den jeder heimbringt, blättern, dann wollen wir immer an das denken, was wir, so lang wir draußen beisammen aushielten, gelernt haben für Zeit und Ewigkeit. In vielen Herzen ist's angeschrieben, o ich weiß es, und viele werden das errungene Kleinod treu bewahren. Wohl zum letzten Mal sind wir hier im Felde beisammen, da ist's natürlich, daß die Erinnerung an die trüben, wechselvollen Tage der Vergangenheit uns beinahe übermannt. Aber sie soll uns abnötigen — und das wollen wir feierlich aussprechen — vor Gottes Angesicht:

1) ein Bekenntnis, 2) ein Gelübde.

1) Die Erinnerung an die Tage der Vergangenheit nötigt uns ein Bekenntnis innigen, demütigen Dankes gegen Gott ab. Bedarf's erst der Worte, um euch das nahe zu legen? Ich möchte euch nur im Geiste in jene ernsten Tage zurückversetzen können, da dumpf und gewitterschwül die Angst auf allen Gemütern lastete: wir zitterten für alles, was uns das Heiligste war, für Weib und Kind, Ehre und Gut; wir zitterten für unsere Fluren und Häuser — und nun schaut um euch die lachenden Fluren — kein feindlicher Hufschlag hat sie niedertreten dürfen; schaut an die freundlichen Städtchen und Gehöfte — kein zerstörungslustiger Feind hat sie antasten dürfen; o schaut an die leuchtende Freude in den Augen aller, welche die heimkehrenden Sieger willkommen heißen, bedarf's da noch schwacher Worte, um das Bekenntnis unaussprechlichen Dankes gegen den, der uns so treu die Heimat behütet hat, auf die Lippen zu drängen? — Wenn du heute so Tag für Tag vom Erlebten in der Erinnerung durchnimmst, wenn du an all die Mühen und Strapazen, an all die Gefahren und Nöte zurückdenkst, wie du so manchmal meintest, du müssest erliegen, du könnest nimmer — wenn du alle die Kämpfe vom Wörther Tag an, der unsere zweite Brigade der Bluttaufe würdigte, an dir vorüberziehen lässest — und nun stehst du gesund und mit geraden Gliedern wieder auf der heißgeliebten, heimischen Erde, braucht's da noch eine Mahnung zum Danke gegen den, der dich auf Adlersgefieder so sicher geführet? Ja, „gehe hin in dein Haus und zu den Deinen und verkündige ihnen, wie große Wohlthat dir der Herr gethan und wie er sich deiner erbarmt hat!" Denn er hat gehalten, was sein Wort verheißt: er wird seinen Engeln befehlen über dir, daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen! „Darum preiset mit mir den Herrn und lasset uns miteinander seinen Namen erhöhen! Da wir den Herrn suchten, hat er uns geantwortet und uns errettet aus aller Furcht;" ob wir auch zitterten und zagten,

Der Herr hat alles wohl bedacht
Und alles, alles recht gemacht —
Gebt unserem Gott die Ehre!

Dank weiter für alles, was wir draußen für Zeit und Ewigkeit gelernt haben, was uns aufgegangen ist in der großen ernsten Zeit!

Im fremden Land, unter feindlichen, fremden Menschen haben wir gelernt, was es heißt, eine Heimat haben. Jetzt beim Betreten des Bodens, wo die Treue und Liebe uns so wohlthuend und herzlich begrüßt, geht es uns nochmals so recht auf, welch ein Glück es ist, wenn ein Mensch sagen kann: Ich habe eine Heimat, wo mir traut und wohl wird, ich habe ein Daheim, wo ich ablegen darf alle Sorgen und alle Mühsal, wo ich ausruhen darf von allen Beschwerden.

Haben wir dies Gefühl nicht in noch viel höherem Sinne kennen gelernt? — Als in so manchen bösen Tagen die Hoffnung, die irdische Heimat wiederzusehen, vielen entschwand und ein Gefühl der Verlassenheit und bitteren Weh's die Herzen überkam, was hat immer uns so freundlich und liebvertraut, wie Klänge aus der fernen Heimat angemutet, die müden Herzen gestärkt und den gedrückten Sinn aufgerichtet? Das ist das evangelische Wort gewesen, das für alle Stimmungen, auch für die trübsten, den rechten Ton angab. In vieler Hand hat man das Evangelium gesehen, die nie etwas davon gewollt haben; denn es hatte für jeden zu allen Zeiten ein gutes, tröstliches Wort, und jeder fühlte, wenn er's zur Hand nahm: das ist ein treuer Freund, der mit mir redet, der es wohl meint und mich kennt! In jenen Stunden des Alleinseins, auf dem gefahrvollen Posten in der Nacht hat so mancher erfahren, welche herrliche, sieghafte Kraft dem Gemüte zuströmt, wenn der Mensch lernt, sich dem Glauben vertrauensvoll in die Arme zu werfen. Soll ich euch daran erinnern, wie ihr euch allezeit so begierig um das Evangelium geschart habt, seit jener frühen Morgenstunde, da wir beim Sonnenaufgang uns an dem Worte labten: „Alle eure Sorge werfet auf den Herrn." Denn von schwerer Sorge war an jenem ersten Morgen im Biwak das Herz erfüllt! Soll ich euch im Geiste wieder in die Schlacht zurückführen, als bei allem Mute der Gedanke an Tod und Ewigkeit so tiefernst vor einen jeden hintrat — wo habt ihr Worte gefunden, die euch von der Angst des Sterbens befreit und euch gelehrt haben, dem herankommenden Tode mit freudiger Ergebung ins Gesicht zu schauen? Das waren Worte, wie nur die Schrift sie hat: ob tausend fallen zu deiner Seite und zehntausend zu deiner Rechten, so soll's doch dich nicht treffen! und wenn's trifft so steht das Wort da: ich weiß, daß mein Erlöser lebt! Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben, von nun an! Soll ich euch im Geiste noch einmal an die heiligen Stätten geleiten, wo unsere Kameraden ausruhen vom heißen Streit, wo die schlichten Holzkreuze uns predigten Auferstehung und ein ewiges Leben — denn sonst hätt' uns müssen das Herz brechen vor tiefem Weh! Wo wir nur hinschauen in der Vergangenheit, überall leuchtet uns tröstend und freundlich das Kreuz Christi entgegen, das zum Himmel weist, wir haben erfahren, was es heißt: eine ewige Heimat zu haben, eine ewige Hoffnung, die licht und hell ins Thal der Todesschatten hineinleuchtet und über alle Trauer den zagenden Geist hinaushebt! Wenn uns allen das aufgegangen ist, nicht wahr, so soll uns auch die Erinnerung an die schwersten und dunkelsten Zeiten austönen in die Dankesweise:

Der Herr hat alles wohl bedacht,
Und alles, alles recht gemacht —
Gebt unserem Gott die Ehre!

2) Das Bekenntnis des Dankes aber wird, wenn es recht von Herzen kommt, von selbst ein Gelübde. Wer das Glück, ein irdisches Vaterland zu haben, erkannt hat, der gelobt von selbst dem Vaterland Treue und Hingebung, denn des Vaterlandes Wohlfahrt und Ehre ist ja die seine.

Wenn ihr das Glück, eine ewige Heimat zu haben, unter schweren und rauhen Begegnissen recht fühlen gelernt habt, so muß euch ja von selbst das Verlangen beseelen, euer irdisches Leben möchte einst dort in die ewige Heimat ausmünden; dazu aber hat sich als einziger zuverlässiger und treuer Führer das Evangelium erwiesen. Von ihm müsset ihr euch im ganzen Leben regieren und führen lassen. An eurem ganzen Wesen und Thun muß man es merken können, wer euer Herr ist.

So lasset uns beim Betreten des heimischen Bodens feierlich das Gelübde ablegen: wir wollen den Gott im Glücke nicht vergessen, auf den wir in der Bedrängnis uns geworfen haben! Wir wollen mit nach Hause bringen das, was wir als das köstlichste Kleinod kennen gelernt haben: Das Evangelium, das uns im tiefsten Dunkel Trost gegeben hat. Wir wollen mitbringen den Geist unseres Herrn, den Geist der Selbstverleugnung, Geduld und Liebe!

Ihr alle kennt die Worte, welche unser Kaiser auf die Denkmünze hat prägen lassen, welche ihr zum Andenken an den überstandenen Krieg tragen werdet: „Gott war mit uns! Ihm sei die Ehre!" Dieses Bekenntnis sollt ihr nicht bloß auf der Brust tragen, innen im Herzen soll es angeschrieben sein, euer ganzes Leben soll es immer und überall aussprechen: Gott war mit uns!

Der Herr hat alles wohl bedacht,
Und alles, alles recht gemacht —
Gebt unserem Gott die Ehre! Amen.

Der geistliche Dienst an den Kranken und Verwundeten.

Im Rahmen persönlicher Erlebnisse dargestellt von Gottlob Oettinger, Pfarrer.

1. Die Bestellung zum Amt.

Am Nachmittage des 14. Juli 1870 war in einem Gasthof zu St. ein frohe Hochzeitgesellschaft versammelt. Die Stimmung war eine um so freudigere, als das drohende Kriegswetter infolge des Verzichts des Prinzen Leopold von Hohenzollern auf den spanischen Thron sich verzogen zu haben schien. „Mögen alle drohenden Wolken am Himmel des jungen Ehepaares sich stets also verziehen!" Das mochte man wohl den beiden, die heute vor dem Angesicht des Herrn den Bund fürs Leben geschlossen, im Herzen wünschen. Aber auch einem

andern Brautpaar, das an der fröhlichen Hochzeitfeier teilnahm, brachte man im stillen ähnliche Wünsche entgegen. Mit heiterem Angesicht saß der Lieutenant Gw. vom zweiten württemb. Jägerbataillon neben seiner Braut. Ihr leuchtete die Freude darüber aus den Augen, daß ihr die Sorge um den Geliebten abgenommen war, wenn er, der tapfere Offizier, hätte hinausziehen müssen, bedroht von dem Tod in seinen hunderterlei Gestalten. Es war daher ein bedeutender Dämpfer auf die Hochzeitfreude, als abends im Festsaal aus den neuesten Zeitungen die Kunde sich verbreitete: „Der König von Preußen hat den französischen Botschafter Benedetti nicht mehr empfangen.“ Damit war Krieg in Sicht, und allgemein wandte sich die Teilnahme dem jungen Offizier und seiner Braut zu, — nicht umsonst! Er fiel als eines der ersten Opfer bei der Wiedererstürmung von Champigny am 2. Dezember 1870. (Vergl. Band 1, Seite 323 u. f.)

Aber auch auf den Schreiber dieser Mitteilungen machte die Botschaft am Abend der Hochzeit des Freundes einen tiefen Eindruck. Die Erzählungen eines preußischen Feldpredigers vom böhmischen Kriegsschauplatz im Jahre 1866, die ich früher einmal als Pfarrgehilfe in T. zu lesen bekam, ließen in mir den Wunsch rege werden, im Fall eines Kriegs den kämpfenden und verwundeten Brüdern im Wort und Sakrament zu dienen. Was ich so manchesmal in meinem Innern bewegt hatte, — sollte es nun auf einmal seiner Erfüllung nahe gebracht werden? Doch, es war ja noch nicht Krieg, und ich kehrte wieder ruhig auf meine Pfarrgehilfenstelle in E. bei St. zurück, um nun abzuwarten, wie sich die Dinge weiter gestalten würden. Wenige Tage später rief die Glocke des Amtsdieners die Reservisten zu den Fahnen, und so unerwartet und plötzlich es kam, — viele Dorfbewohner erfuhren davon erst durch diese öffentliche Bekanntmachung — es war kein Zweifel: wir standen vor einem entscheidungsvollen Krieg, der bei aller getrosten Zuversicht auf endlichen Sieg doch das Herz mit mancher bangen Sorge erfüllte.

Der Aufruf erscholl auch an die Geistlichen. So stellte ich mich denn zur Verfügung. Die Feldprediger wurden sogleich einberufen, die „Felddiakonen“ erst je nach Bedürfnis. Der Ausmarsch war erfolgt, die Feldprediger mit dem Hauptquartier, bezw. mit ihren Brigaden ausgezogen, bei Maxau hatten sie mit der württembergischen Division den Rhein überschritten, und bald brachten die Zeitungen die Berichte der ersten blutigen und entscheidungsvollen Siege von Weißenburg und Wörth. Nun konnte ja auch jeden Tag die Einberufung der „Felddiakonen“*) erfolgen.

Am 11. August kam denn auch das Ersuchen der Königl. Feldpropstei in St. an das Evang. Pfarramt E., „dem Vikar D. zu eröffnen, daß er in Gemeinschaft mit dem Kandidaten Sch. am morgigen Freitag abends 6 Uhr in der Garnisonskirche in St. am Schluß der Kriegsbetstunde zum Felddiakonendienst eingesegnet werden solle und daß er sich hiezu rechtzeitig einzufinden habe.“ — Noch aber verzögerte sich die Einsegnung und Aussendung um einige Tage. Am 17. August vormittags fand nach einer Kriegsbetstunde die Einsegnung von Kandidat Sch. und mir durch den Feldpropst, Prälat Dr. v. M. in der Garnisonskirche in St. statt. — Unsere Instruktion von seiten der K. Feldpropstei in St. dürfte hier eine Stelle finden, da aus ihr am klarsten das Arbeitsgebiet, die Aufgabe und die Stellung der württ. Felddiakonen innerhalb der württ. Division ersichtlich ist. Sie lautet:

Königl. Württemb. Feldpropstei.

Instruktion für die Feld-Diakoni.

Die nach Frankreich bestimmten und heute abreisenden Feld-Diakoni D. und Sch., welche nicht dem Hauptquartier, sondern dem Armee-Train zugeteilt sind, werden zunächst noch auf ihrer Reise dahin nach den württembergischen Verwundeten sehen, welche etwa noch unterwegs in Frankreich liegen möchten, namentlich in Sulz, Ingwiller, Reichshofen; wenn aber derer nicht mehr viele wären, oder diese nach der Heimat zurückgingen, der Armee nachreisen, im Hauptquartier bei Seiner Excellenz dem Herrn Generallieutenant v. Obernitz zur Übergabe ihrer Accreditive sich vorstellen, sodann zum Armeetrain zurückgehen, und fortan immer solchen Gliedern der Armee ihre Dienste widmen, welche krank oder verwundet hinter ihr zurückbleiben. Sie haben also namentlich unmittelbar nach einer Schlacht den Verwundeten zu dienen und auf solche Verbandplätze sich zu begeben, wo hauptsächlich württembergische Verwundete sich verbinden lassen. Ihre Arbeit überhaupt aber begreift nicht nur die gewöhnlichen pastoralen Hauptobliegenheiten, seelsorgerlichen Zuspruch, Trost und Ermahnung, Beichte, Abendmahl und Parentation, sondern auch sonstige, diese Hauptaufgabe nicht hemmenden Werke barmherziger Liebe. In dieser Beziehung sollen sie namentlich von Sterbenden und Verwundeten Bestellungen an die Ihrigen in der Heimat übernehmen, für sie Briefe schreiben und solche Schreiben sorgfältig der Post übergeben. Können sie unter sich in einer die Bedürfnisse nicht beeinträchtigenden Weise in Verbindung bleiben, auch in gewissem Zusammenhang mit den Feldpredigern der Armee, namentlich mit dem im Hauptquartier befindlichen Feldprediger St. sich erhalten, so mag dies zweckdienlich sein. Übrigens muß auch dies nur dem Hauptzweck, der ihnen oben bezeichnet ist, dienen. Ferner sollen sie sich bald auch dem Generalarzt Dr. Fichte einmal bekannt machen, ihm ihren Auftrag mitteilen, ihn bitten, daß er von ihrer Anwesenheit und Bestellung seinen Ärzten Kenntnis gebe, und werden sie in manchen Fällen gut thun, von ihm sich die ihrer Arbeit am meisten bedürfenden Plätze bezeichnen zu lassen. — Endlich haben sie dem Feldpropst möglichst regelmäßig Nachricht zu geben teils über ihr Thun, teils über die vorliegenden Bedürfnisse, und haben sie namentlich auch für die Kranken die nötigen Erbauungsbücher, neue Testamente und Gebetbücher, wenn ihr Vorrat zu Ende ist, nachkommen zu lassen.

St., den 17. August 1870. K. Feldpropstei M.

Nicht umsonst hat der Herr Jesus seine Jünger je zu zweien ausgesandt, und so war es auch eine freundliche Fügung, daß mir ein Genosse und Amtsbruder beigegeben wurde, der meine Unzulänglichkeit zu ergänzen wohl imstande war. Konnten wir natürlich nicht den ganzen Feldzug über bei einander bleiben, so lag doch darin schon eine große Förderung, wenigstens für den Anfang und die Eingewöhnung in die ungewohnten Verhältnisse nicht allein zu stehen, sondern durch gegenseitige Handreichung sich die schwierige Aufgabe zu erleichtern, wobei ich übrigens bekenne, daß meinem lieben Kollegen das Hauptverdienst für unser äußeres glückliches Fortkommen gebührt. Wir waren grundverschieden: ich hatte stets das Gefühl, als ob ich um Verzeihung bitten müsse, daß ich auch da sei, — er hatte das berechtigte Bewußtsein, daß er dahin gehöre, wohin er nun einmal berufen sei; ich war unpraktisch in Benützung der gegebenen Gelegenheiten, die allerdings oft aufgesucht werden mußten — er wußte sie mit staunenswerter Findigkeit zu beschaffen und mit zielbewußter Energie zu verwerten; ich als „pauvre ami“ meines hochgeschätzten früheren Lehrers in der französischen Sprache, des Herrn Professors Borel, hatte allen Grund, nur schüchtern mit meinem bißchen Französisch herauszurücken, — er dagegen sprach französisch so keck wie deutsch, wenn auch nicht ganz so korrekt, woraus er sich aber nichts machte, wenn es nur zum Ziel führte. Es ist daraus leicht ersichtlich, wie sehr ich mich zum Dank gegen ihn verpflichtet fühlte, und wie ich in meiner Verbindung mit ihm die freundliche Fürsorge meines Gottes erkennen durfte. — So waren wir also eingesegnet. Noch an demselben 17. August ging nachts 11 Uhr ein Militärzug von St. ab mit zwei Compagnien Infanterie und einem freiwilligen Sanitätszug unter Führung des Dr. B. in St. Dieser Militärzug nahm uns auch auf. Also in Gottes Namen hinein ins Feindesland!

2. Auf dem Marsch bis vor Paris.

Während die württembergischen Feldprediger mit einem Diener und einem Roß versehen worden, waren wir Felddiakonen in Betreff unserer Weiterbeförderung auf uns selbst angewiesen. Dabei waren wir aber sämtlichen Militär- und Eisenbahnbehörden vom Königl. Kriegsministerium empfohlen, daß sie uns „allen erforderlichen Schutz und Vorschub leisten sollten.“ Da wir keinem besonderen Truppenteil angehörten, mit dem wir hätten marschieren und bei dem Diener und Pferd hätten

*) Um von vorn herein jeglichem Mißverständnis vorzubeugen, sei darauf hingewiesen, daß dieser Titel in Württemberg nicht ganz glücklich für die Lazarettgeistlichen gewählt war, die „zum geistlichen Dienst auf dem Schlachtfeld und bei den zurückgelassenen Verwundeten bestimmt“ waren, wie es in dem Beglaubigungsschreiben des Kgl. Kriegsministeriums lautete. Da bei unseren norddeutschen Brüdern die „Diakonen“ Krankenpfleger oder Gehilfen der Geistlichen, so eine Art Mesner waren, so gab es manche Verwechslung und erregte vielfach Verwunderung, daß die württ. Felddiakonen ordinierte Geistliche seien.

verköstigt werden können, da wir vielmehr überall nach Gelegenheit sehen sollten, wo unsere Dienste bei Verwundeten oder Kranken erforderlich oder erwünscht wären, so war das wohl die geeignetste Art und Weise unserer Ausrüstung. Dank der rastlosen Thätigkeit meines Kollegen Sch. und dem freundlichen Entgegenkommen der betreffenden Behörden ging denn auch unsere Weiterbeförderung im ganzen wacker von statten. — Unser Militärzug, mit dem wir, wie oben berichtet, am 17. August nachts 11 Uhr von St. abfuhren, brachte uns am andern Morgen um 6 Uhr nach Rastatt, wo wir frühstückten und uns einige Stunden aufhielten. Kollege Sch. sorgte für einen Leiterwagen auf dem Weg des Requirierens, auf dem er sich alsbald zurechtfand und den er auch fernerhin für unser Weiterkommen wiederholt mit Erfolg beschritt. — An den Ufern des Rheins, der damals noch Deutschlands Grenze bildete, stiegen wir ab, und ich hatte Gelegenheit, an die beiden Compagnien, mit denen wir bis Rastatt gefahren waren, eine Ansprache zu halten, der sie mit entblößtem Haupte aufmerksam zuhörten. Dann rollte unser Wagen über die Rheinbrücke, und nun waren wir auf feindlichem Gebiet, auf dem wir zunächst nach Selz gelangten. Dem dortigen Postbureau stund ein gemütlicher bayrischer Landwehroffizier vor, der uns unsere requirierten Wagen aufs neue zuteilte, auf welchem wir nun weiter von Selz nach Bischweiler fuhren. Dort erkundigten wir uns zuerst nach etwa vorhandenen württembergischen Verwundeten, trafen aber keine mehr an. In einer Restauration stärkten wir uns, brachten auch die seit der Abreise aus der Heimat vernachlässigte Toilette wieder einigermaßen in Ordnung, und zwar, da es nicht anders möglich war, in einer gewissen Öffentlichkeit — an was mußte man sich nicht alles gewöhnen! „C'est à la guerre comme à la guerre“ — damit suchte man sich immer wieder über so manche Ungewöhnlichkeiten und Unzuträglichkeiten der Situation hinwegzuhelfen, worin stets neue Gelegenheit uns in beständiger Übung erhielt. Mit gutem Humor ließ sich manches überwinden, was einem unter gewöhnlichen Verhältnissen einige Verlegenheit oder einen gelinden Ärger verursacht hätte.

Da wir in Bischweiler keine Berufsarbeit vorfanden, strebten wir weiter nach Hagenau. Es sollte ein Militärzug dorthin durchkommen. Aber da hieß es: Eile mit Weile! „Er kommt!“ — „Er kommt nicht!“ — so wurden wir abwechselnd berichtet. Allein endlich kam er doch! Er war ganz überfüllt von mehreren hundert deutschen Soldaten, außerdem auch einigen leichter verwundeten Franzosen. Ich bestieg den nächsten besten Güterwagen und setzte mich auf meinen Koffer unter die Soldaten hinein, aus deren Mund ich nun die ersten Kriegsberichte von solchen vernahm, die selbst dabei waren. Ein Eilzug war's nicht, dem wir uns anvertraut hatten, denn auch in Bischweiler wurde er, wie zuvor schon wiederholt, aufgehalten, und zwar 1½ Stunden, die aber durch die Erzählungen der Soldaten, die so vieles Interessante darboten, verkürzt wurden. Endlich ging's ab, und endlich kam man auch in Hagenau an, es war zwischen 10 und 11 Uhr nachts. Wir stiegen aus, der Zug fuhr weiter. Ich blieb beim Gepäck, Kollege Sch. eilte aufs Etappenkommando, um Nachtquartier für uns zu besorgen. Bald holte er mich. In der Stadt konnten wir nicht mehr untergebracht werden, dagegen teilte uns der Etappenkommandant mit, daß Herr Regierungsrat Cl. mit einem Eisenbahn-Sanitätszug angekommen sei; der könne uns vielleicht in seinen Wagen eine nächtliche Unterkunft gewähren. Derselbe trat auch gerade selbst ins Bureau; wir stellten uns vor, und mit zuvorkommender Bereitwilligkeit nahm er uns in seine Wagen auf. So brachten wir die erste Nacht in Frankreich auf den Lagerstätten zu, auf denen die kranken und verwundeten Soldaten, zu deren Dienst wir ausgesendet waren, nach der Heimat gebracht werden sollten. Die freundliche Fürsorge des Herrn Regierungsrats versah uns hinreichend mit warmen Decken, und wir schliefen verhältnismäßig ganz gut. Besagter Sanitätszug war dazu bestimmt, die verwundeten Württemberger, die in Ingweiler lagen, in sich aufzunehmen. Den andern Morgen nahm uns Herr Regierungsrat Cl. auf einem bestellten Fuhrwerk mit nach Ingweiler. Dort trafen wir mehrere, und zwar zum Teil schwer verwundete Württemberger. Wir besuchten auch den dortigen würdigen evangelischen Geistlichen, der an unseren Verwundeten mit großer seelsorgerlicher Treue gearbeitet hatte. Ein tiefer Ernst lag auf seinem milden, freundlichen Angesicht; er erzählte uns von der panikartigen Flucht der französischen Armee nach der Schlacht bei Wörth, deren Flut sich auch über Ingweiler hin ergossen hatte. — Hier hatten wir nun die erste, freilich nur ganz vorübergehende Gelegenheit zur Ausübung unseres Berufs; die Verwundeten waren für tröstenden Zuspruch und freundliche Mahnung nicht unempfänglich. Auf mehreren Wagen brachten wir sie nach Hagenau, wo sie in den Sanitätszug auf dem Bahnhof verladen und in den sorgfältig zubereiteten Betten untergebracht wurden. Kollege Sch. und ich thaten uns nun nach einem Quartier in der Stadt um, das wir denn auch fanden, und wo uns ebenfalls eine gute Lagerstätte erwartete, auf der wir eine stärkende Nachtruhe genossen.

Da die Abfahrt der Verwundeten erst am andern Tag erfolgte, so besuchten wir sie am Morgen desselben noch einmal. Bei dieser Gelegenheit erfuhren wir auf dem Bahnhof, daß in etwa einer Stunde ein preußischer Militärzug durchkomme. Also schleunigst ins Quartier, Koffer gepackt und wieder dem Bahnhof zu! Der Zug kam auch, aber er half uns nichts, da er nach Straßburg fuhr. Die im Zug befindlichen Offiziere empfingen uns mit den Worten: „Wissen Sie nichts Neues vom Kriegsschauplatz, meine Herren? Um Metz sollen große Schlachten geschlagen worden sein.“ Allein wir wußten nichts, also viel weniger als sie. Wie schnell und rückhaltlos im Krieg das gegenseitige Vertrauen auch bei nur vorübergehender Begegnung sich bildet, davon mag als Beweis dienen, daß mir einer der Herren Offiziere eine halb geschriebene Korrespondenzkarte an seine Angehörigen in der Heimat — ich weiß aber rein nicht mehr, wer und wo diese waren — einhändigte mit der Bitte, ich möchte sie vollends schreiben, es gehe ihm so und so, und sie dann zur Post geben. Dieser Auftrag wurde natürlich pünktlich besorgt.

Kollege Sch. legte sich nun wieder mit Erfolg aufs Requirieren. Auf einem Leiterwagen mit einem jungen, frischen Rosselenker ging's nach Zabern. Unterwegs machten wir in der Heimat unseres Fuhrmanns, in Schwindrazheim, Halt und fanden bei den dortigen Leuten eine freundliche Aufnahme, wurden auch mit Speise und Trank von ihnen erquickt. Sehr unfreundlich dagegen war die Aufnahme in Zabern, wo die uns zuerst angewiesenen Quartierleute unter irgend einem Vorwand uns einfach nicht aufnahmen. Wir fanden dann ein ordentliches Unterkommen in einer jüdischen Familie, der wir freilich, weil gerade Sabbath war, ziemlich ungeschickt kamen. Doch nahmen ihre evangelischen Hausgenossen ihnen die Sorge um uns großenteils ab. Diese waren freundlich. Es ergab sich aus ihren Reden, daß infolge des Kriegs die konfessionellen Gegensätze immer gespannter wurden, ja daß von manchen der Krieg geradezu als eine Art Religionskrieg angesehen wurde. Die Verbitterung in Zabern war groß, und es war uns beruhigend, daß bei der Anwesenheit des vielen deutschen Militärs eine Bethätigung derselben ausgeschlossen war. — Andern Tags ging's nun per Eisenbahn durch die Vogesen nach Nanzig. Die Fahrt mußte vorsichtig geschehen, da natürlich mancherlei Unregelmäßigkeiten an dem Bahnkörper zu befürchten waren. Es war dies, so viel ich weiß, der zweite Zug, der nach längerer Unterbrechung die Bahn wieder befuhr. Doch ging alles gut von statten, abgesehen davon, daß wir einmal in einem Vogesentunnel einige Zeit aufgehalten worden waren. — Bisher waren wir mit dem Deutschen gut ausgekommen, in Nanzig mußten wir anfangen, uns an französische Konversation zu gewöhnen. Mit den sprachlichen Gegensätzen traten auch die politischen schärfer hervor. Doch, auch die Feinde sind Brüder; und wo die politischen Gegensätze die Gemüter noch nicht allzusehr verbittert hatten, da kam auch dieser Grundsatz immer wieder zu seinem Recht. So war es ein wohlthuender Anblick, als in Nanzig einem bayrischen Soldaten bei dem Abschied aus seinem Quartier ein etwa vierjähriges Mädchen um den Hals fiel und ihm einen Abschiedskuß gab, ein Zeichen des herzlichen Einvernehmens, in dem die beiden gestanden sein mochten.

Noch am Abend unserer Ankunft in Nanzig machte Kollege Sch. eine Gelegenheit zu unserer Weiterbeförderung am andern Tag ausfindig. Er kehrte von einem Gang durch die Stadt mit der Kunde zurück: „Das Württemb. Spital-Reserve-Depot ist hier; ich habe einen Bekannten aus G. getroffen, der dazu gehört; es hat auch die Bestimmung, zum großen württemb. Train zu stoßen, wie wir.“ So war also wieder gesorgt, und zwar nun für längere Zeit. Mit dem auch dazu gehörigen Feldapotheker Cl. befreundete ich mich bald sehr nahe, da ich mich von seiner gediegenen christlichen Gesinnung sehr angesprochen

fühlte. — Über Vaucouleurs und Ligny, wo je Nachtquartier gemacht wurde, kamen wir am 24. August nach Stainville, wo wir mit dem Württemb. Train zusammentrafen, dem wir nun einverleibt wurden. Immer mehr traten uns die Schreckniſſe, wie ſie ein Krieg über die Einwohner eines Landes bringt, vor die Augen. Dem Train waren natürlich immer ſchon größere Truppenmaſſen vorangegangen, ſo daß die Ortſchaften, die an der Heerſtraße lagen, immer mehr ausgeſogen wurden. Tief mußten einem die angſtvollen Geſichter und die Thränen des Jammers ins Herz ſchneiden, wenn die Leute eins ums andere ihrer Habe dahinſchwinden ſahen, und mehr als einmal ſah ich eine Mutter vor den deutſchen Verpflegungsbeamten auf den Knieen liegen: man möge doch ihr und ihren Kindern nicht auch noch das Notwendigſte nehmen. Wir Feldgeiſtlichen hatten dabei oft eine ſchwierige Stellung. Die Leute konnten ſich ja ſelbſtverſtändlich in die Art des Kriegs nicht ſo leicht finden, ſo daß ihnen manches als willkürliche Beraubung erſchien, was nun einmal durch die eiſerne Notwendigkeit der Umſtände geboten war. Und ſo nahmen ſie oftmals ihre Zuflucht zu den Feldgeiſtlichen, damit dieſe der Willkür ſteuern ſollten. Wenn man dann nach der Sache ſah, ſo ſtellte es ſich heraus, daß die Soldaten eben angewieſen waren, hier ihr Heu, ihren Haber, ihr Stück Schlachtvieh, oder was es ſein mochte, zu holen. So waren auch wir, die Friedensboten im Kriege, für die Einwohner des Landes zu unſerem eigenen Schmerz oft nur leidige Tröſter. Doch gab es auch, wie wir im weiteren Verlauf ſehen werden, manche Gelegenheit, mit dem Wort des Evangeliums lindernden Balſam in brennende Wunden zu gießen und angſtvoll bekümmerte Herzen aufzurichten und zu tröſten.

In Etréby gab es am 27. Auguſt, einem Raſttag, erſtmals Gelegenheit zu einem Gottesdienſt, den Kollege Sch. nachmittags 3 Uhr in der dortigen katholiſchen Kirche hielt und der ſehr zahlreich beſucht war. Wenn er dabei an das Pſalmwort: „Befiehl dem Herrn deine Wege," auch die nachdrückliche Mahnung an die Soldaten anſchloß, dem Herrn ihre Wege zu befehlen und ſich nicht in unchriſtlicher Weiſe Selbſthilfe zu ſchaffen, ſo war das eine notwendige Erinnerung, deren die Soldaten immer wieder bedurften. Doch darf auch darauf hingewieſen werden, daß eben der Umſtand, daß die Leute ſich nicht verſtändlich machen konnten, zu vielen Mißhelligkeiten und Ungehörigkeiten Veranlaſſung gab. Vieles, was nicht bös gemeint war, nahmen die Leute von den Soldaten übel auf, und umgekehrt erſchien den Soldaten manches als Feindſeligkeit der Einwohner, was nur aus Unkenntnis der Sprache und des kundgegebenen Verlangens herrührte. Man konnte oftmals die Erfahrung machen, daß wenn den Leuten das richtige Verſtändnis beigebracht war, ſie ſich ganz bereitwillig finden ließen. Daß es freilich auch in der That böſe und feindſelige Leute gab, darunter hatten dann die Unſchuldigen und namentlich die wirklich Armen, die nichts geben konnten, vieles zu leiden.

In dieſe Tage fiel die große Rechtsſchwenkung der deutſchen Armee nach Norden, um dem Marſchall Mac Mahon den Weg nach Metz, wo er dem dort eingeſchloſſenen Bazaine die Hand reichen wollte, zu verlegen. Dieſe Schwenkung geſchah in Eilmärſchen, und auch der Train wurde in dieſelben hineingezogen. Aber von Eilmärſchen konnte man beim Train eine eigentümliche Vorſtellung bekommen; denn da durch die infolge der Schwenkung entſtandene Verſchiebung der Heeresteile die kombattanten Truppen vielfach am Train vorüber, dieſer aber jenen den Vorrang laſſen mußte, ſo verband ſich beim Train mit dem Begriff der Eilmärſche die Vorſtellung eines beſtändigen Stockens und Steckenbleibens, was einem geſunden Humor immer wieder erwünſchte Gelegenheit bot, ſich über die damit verbundenen Unzuträglichkeiten und Verdrießlichkeiten ſcherzend hinwegzuhelfen.

So ſchlug denn auch der württembergiſche Train die Richtung nach Norden ein, und zwar zunächſt auf St. Menehould. Am 29. Auguſt gelangten wir dort an, und wir beide, Kollege Sch. und ich, wurden bei einem katholiſchen Geiſtlichen einquartiert, der uns freundlich und zuvorkommend aufnahm, und uns zu den deutſchen evangeliſchen kranken Soldaten im Spital und in Privathäuſern führte. Hier, in St. Menehould, ſchlug auch die Stunde des Scheidens von meinem Kollegen Sch. In Vorausſicht größerer Schlachten mußte das 3. und 4. Feldſpital ſich marſchbereit halten, und auch Kollege Sch. ſtellte ſich zur Verfügung, während ich vorläufig noch beim Train bleiben ſollte, um für ſonſtige Fälle zur Verfügung zu ſtehen. In der Nacht auf den 30. Auguſt um 12 Uhr wurde Sch. auch wirklich abberufen, und nun war ich mit meinem bißchen Franzöſiſch auf mich ſelbſt angewieſen. Von Oberarzt J. beim 1. Feldſpital, einem Jugendfreunde, erſtand ich ein franzöſiſches Taſchenwörterbuch, das ich denn nun auch fleißig handhabte und mit deſſen Hilfe ich mich auch ſo leidlich durchſchlug, oft zur Beluſtigung der Perſonen, mit denen ich daraus verkehrte. — Von St. Menehould aus ſetzte ſich der Marſch nach Norden fort, und zwar nach Grand Pré, wo wir nachts 11 Uhr im Biwak ankamen, noch zu Mittag kochten und ſpeiſten, wie's im Krieg ja manchmal vorkommen kann, und dann noch ſo gut als möglich der Nachtruhe pflegten. Der große Gegenſatz der heißen Tagesmärſche und der kühlen Nächte, wenn ſolche im Freien zugebracht werden mußten, brachte freilich dem Leibe manche Beſchwernis und Störung des Wohlbefindens, allein es wurde doch immer wieder überwunden, und eine Nacht in geſchütztem Raume, vielleicht mit einem guten Bett, wo man's gerade antraf, brachte alles wieder in Ordnung.

In Le Chesne, wo ein Raſttag gehalten wurde, hoffte ich endlich einmal auch zur Ausübung meines paſtoralen Berufes kommen und eine Predigt halten zu können; allein die ſtete Marſchbereitſchaft unter vielfacher Abwechslung von Ordre und Contreordre hielt uns beſtändig in Atem und ließ es dabei nicht zu der dazu erforderlichen Ruhe und Sammlung kommen. Dieſe unfreiwillige, längere Zeit andauernde Unthätigkeit übte manchmal einen Druck auf mein Gemüt aus; doch dieſe Zeit neigte ſich nun allmählich ihrem Ende zu.

Am Morgen des 2. Septembers wurden wir in Le Chesne mit der Kunde von den ewig denkwürdigen Ereigniſſen, die ſich in und um Sedan vollzogen, aus dem Schlafe geweckt. Mit Jubel und Dank gegen Gott wurde dieſe Botſchaft aufgenommen, und ſchon knüpften ſich daran leiſe Hoffnungen auf baldige Beendigung des Kriegs, die ſich aber, wie ja bekannt, nicht erfüllen ſollten. Gern hätte ich alsbald meine Anſprache an die Soldaten gehalten, allein der Kommandant des Trains war der Anſicht, man ſolle zuvor die offizielle Beſtätigung der bisher nur privatim erhaltenen Nachricht abwarten; bis aber dieſe eintraf, ließ es die Fortſetzung des Marſches nicht mehr dazu kommen.

Kollege Sch., den ich am 3. September in Villers ſur Bar traf, hatte inzwiſchen in den Feldſpitälern zu Donchery bei Sedan eine umfangreiche Wirkſamkeit gefunden, was mein Verlangen nach einer Thätigkeit in meinem Beruf aufs neue ſteigerte; zunächſt aber ſollte ich noch aufs Warten angewieſen ſein, da die Württemberger bei Sedan nicht viel ins Feuer kamen und für die wenigen Verwundeten durch die Feldprediger hinreichend geſorgt war.

So gelangten wir über St. Pierre ſur Vente, wo ich bei ſehr freundlichen Leuten einquartiert war, deren 11jähriges Töchterlein mir auch einen Einblick in ihre Schulbücher und Hefte gewährte, und über Villers le Tourneur am 5. September abends ½4 Uhr nach Rethel. Dort fanden wir Quartier bei einem urgemütlichen Bierbrauer, der unter den Unannehmlichkeiten des Kriegs ſeinen guten Humor und ſeine Jovialität noch nicht eingebüßt hatte. Bei unſerem Zuſammenſitzen in gemütlicher Unterhaltung ließ er den Bierkrug mit ſeinem, wie er ſelbſt geſtand, erſt acht Tage alten Bier wacker herumgehen, auch rauchten wir aus ſeinen freundlich dargebotenen Thonpfeifen ſeinen Tabak und verkehrten ſehr lebhaft, ich meiſt par Dictionnaire. Da er ſelbſt in Handelsverbindung mit Nürnberg und Cannſtatt ſtand, gab er ebenfalls mit Hilfe des Wörterbuchs einige deutſche Brocken preis, wobei er ein ſo gediegenes Deutſch zu Tage förderte, daß wir ihn erſuchten, er ſolle lieber franzöſiſch mit uns reden, das verſtehen wir beſſer als ſein Deutſch. Wo es Anſtand gab, da half Fourier B., der auch dem Spital-Reſerve-Depot angehörte und der ſehr geläufig franzöſiſch ſprach, nach, gab auch ſeinem unverwüſtlichen Humor in deutſch und franzöſiſch, je nach Umſtänden, allezeit beredten Ausdruck. In vorteilhaftem Gegenſatz zu ſeinem neuen Bier ſtand der treffliche Burgunder, den uns unſer Quartierherr bei Tiſch vorſetzte, worüber ihm unter großer Heiterkeit Feldapotheker Cl. das Kompliment machte: der ſei älter als ſein Bier! Die Frau unſeres Bierbrauers war ſo ziemlich das Gegenteil von ihrem Mann; ſie war eine äußerſt lebhafte, heißblütige Franzöſin, im ganzen aber doch auch wieder eine gutmütige, für Humor nicht unempfängliche Frau.

Sie schalt über die Deutschen als Diebe und Räuber wacker drauf los, als sie ihr einen Handkarren aus der Einfahrt ihres Hauses geholt hatten, fühlte sich aber hernach doch einigermaßen beschämt und beruhigt, als nach einer halben Stunde der Karren unversehrt wieder an seinen Ort zurückkehrte. Unter solch günstigen Quartierverhältnissen war es nicht unerwünscht, daß den Tag darauf in Rethel Rasttag war. Auch sollte es mir nun doch gelingen, den Soldaten im Wartsaal des Bahnhofs nachmittags einen Gottesdienst zu halten, wobei es freilich zuvor manche Hindernisse zu überwinden gab. Ich legte dieser ersten Predigt im Feindesland die Worte Röm. 8, 31—39 zu Grunde.

In Rethel traf mich ein Schreiben von unserem Divisionsprediger St., worin er mir mitteilte, daß in Dom le Mesnil bei Sedan kranke und verwundete Württemberger liegen; ich solle dorthin zurückkehren, um sie geistlich zu verpflegen. So ging es denn am andern Morgen wieder rückwärts. Allein nun vermißte ich Kollege Sch. sehr mit seiner thatkräftigen und erfolgreichen Findigkeit. Fourier B. trat in seine Lücke und machte eine Gelegenheit für mich ausfindig. Er hatte in einem Gasthof in Erfahrung gebracht, daß am andern Morgen von dort preußische Offiziere in einem Wagen nach Sedan fahren, da könne ich wohl auch mit ankommen, ich solle nur auf die Gelegenheit achten. Allein ich ließ sie glücklich — hinaus! So stand ich nun verlassen da mit meinem Diener, um den ich noch tags zuvor den Kommandanten des Trains gebeten und den er mir in einem beim Pferdedepot befindlichen Reiter des 1. Reiterregiments zugeteilt hatte, und hatte nun Gelegenheit darüber nachzudenken, daß auch das Rückwärtskonzentrieren für einen so unpraktischen Menschen, wie ich war, keine so einfache Sache sei. Zum Glück gab es auch in Rethel sonst noch viele Deutsche, und ich wandte mich in meiner Verlegenheit an einen auf dem Marktplatz stehenden preußischen Offizier, der mir denn auch freundliche Auskunft gab, daß ein preußischer Ulanenunteroffizier mit zwei Ulanen da sei zum Requirieren von Haber, den er dann rückwärts, Sedan zu, zu bringen habe. Von diesem Unteroffizier wurde ich nun bereitwilligst mit Diener und Gepäck auf seinen Haberwagen aufgenommen, und nachdem der Haber so gegen 10 Uhr beisammen war, zogen die Fuhrwerke ab.

Zwar hatte unser Bierbrauer vor unserem Scheiden uns noch mit einem guten Kaffee samt Zubehör reichlich versorgt gehabt, allein mit der Zeit stellte sich doch der Hunger ein, denn ich hatte — wieder sehr praktisch! — versäumt, uns in Rethel mit einigem Mundvorrat zu versehen. Abends gegen 6 Uhr kamen wir nach Poix. Da mir mein Freund, Oberarzt J., gesagt hatte, daß dort einige kranke Württemberger liegen, stieg ich ab, um dort zu übernachten. Ich begab mich auf die Mairie (Bürgermeisteramt), um mir ein Quartier geben zu lassen, allein der Bürgermeister zeigte sich wenig gefällig, auf einmal verduftete er aus seinem Bureau, kehrte dann aber doch mit einem Schuhmachermeister zurück, bei dem wir nun eine gute Unterkunft fanden. Das einfache, aber reichliche Essen, das er uns vorsetzte und an dem er selbst teilnahm — wohl um den Verdacht der Vergiftung von vornherein abzuschneiden — mundete uns trefflich, wie es auch nicht anders möglich war, nachdem wir von morgens 7 Uhr an hatten fasten müssen. Ich suchte noch die kranken Soldaten auf (es waren aber keine Württemberger, sondern Preußen), die nun sehr froh waren, daß auch ein Landsmann nach ihnen sah. Sie standen in Verpflegung französischer Frauen, die, wie es mir schien, in deren Pflege nicht allzu eifrig waren, und als ich ihnen das Bedürfnis und Verlangen der Kranken nach Milch nahe legte, erwiderten sie sehr spitzig: „Das haben alles Ihre Landsleute uns schon genommen.“ Ich konnte nun für die Kranken auch Nachricht in ihre Heimat gelangen lassen. Die Häuslichkeit unseres Schusters war sehr gemütlich. Abends saßen wir um seinen Kamin, und ich las den Anwesenden — es waren auch Nachbarsleute da — aus dem französischen Testament vor, was sie dankbar und verlangend anhörten. Es war ein gar freundliches 10—12jähriges Töchterlein im Haus, das mir ebenfalls seine Hefte und Schulbücher zeigte. Ich schenkte ihm eines von meinen französischen Testamenten, die ich ursprünglich für französische Verwundete in meinem Koffer mit mir führte, und schrieb ihr den Namen hinein. Darüber bezeugte sie eine große Freude, und ein alter Mann, der anwesend war, bat nun auch um ein Testament für seine Enkelin, die ebenfalls eine Freude daran haben würde. „O recht gern; holen Sie sie nur!“ — „Ja, sie ist nicht hier, sie ist mit ihren Eltern über die Grenze,“ sagte er, besorgt, sie möchte nun keins bekommen. „Thut nichts, sie bekommt trotzdem eins“ — und der alte Mann hatte seine größte Freude dran. Solche an sich ja ganz kleine und unbedeutende Erlebnisse waren mir doch eine Aufrichtung und Erfrischung. Überhaupt habe ich gefunden, daß das französische Volk keineswegs schlechter ist als unser deutsches; ich bekam viele Freundlichkeit zu erfahren, und teilnehmend freundlicher Zuspruch wurde stets dankbar aufgenommen.

Des andern Vormittags beorderte ich meinen Diener an die Landstraße, daß er sehe, „ob nicht was käme, das uns mitnähme.“ Und es kam auch etwas. Etwa um 10 Uhr rollte ein großer zweirädriger französischer Karren daher mit einem mächtigen Schimmel bespannt, der sollte einen an Epilepsie leidenden preußischen Soldaten in irgend ein Spital zurückbringen. Dem saßen wir auf, machten's uns auf dem untergebreiteten Stroh möglichst bequem, und munter ging die Fahrt von statten. In einem Dorfe, durch das wir fuhren, leuchteten uns aus einem Bäckerhause eine Anzahl der schönsten, frischgebackenen Brotlaibe entgegen. In Erinnerung an unser vortägiges Fasten ließ ich sogleich durch meinen Diener einige Laibe gegen bare Bezahlung holen, so daß wir auch auf einer längeren Fahrt gegen Hunger geschützt waren. Doch schon um 2 Uhr kamen wir in Dom le Mesnil an. Mit dem Quartier hatte es nun einige Haken. Der sehr unfreundliche Maire wollte uns für keines sorgen, doch fanden wir dann bald in einem sehr schönen Hause ein Unterkommen. Eine ältere Frau mit verweinten Augen und ängstlich besorgten Mienen begrüßte uns unter der Versicherung, daß nicht mehr viel Vorrat zum Essen vorhanden sei, so daß ich schon bereuen wollte, nicht noch ausgiebigere Fürsorge für unsere Ernährung getroffen zu haben durch einen reichlichen Einkauf von Brotlaiben. Allein die Sache war denn doch nicht so bedenklich, wie sie anfangs schien. Als die Bewohner des Hauses merkten, daß wir doch im ganzen anspruchslose Leute waren, so rückten sie auch mit mehr heraus, wir bekamen jeden Tag schönes, neugebackenes weißes Brot, auch lieferte uns der Lapinstall manchmal einen Braten. Und die Leute sorgten in dieser Weise für uns, während sie selbst, wie ich gegen den Schluß unseres dortigen Aufenthaltes merkte, mit altgebackenem schwarzem Brot und viel geringerer Kost sich begnügten. Der Mann der Frau, die uns begrüßt hatte, lag in den ersten Tagen unseres dortigen Aufenthaltes zu Bett. Ich besuchte ihn sogleich und suchte ihm auch den Trost des Evangeliums nahe zu bringen, was er mit dankbarem Herzen annahm. Ich bekam im ersten Stock ein sehr schönes Zimmer mit sehr feinem Bett, was uns auf die große Wohlhabenheit der Besitzer schließen ließ. Die älteren Leutlein waren die Eltern des eigentlichen Hauseigentümers, eines sehr wohlhabenden Bierbrauers, der mit seinen Kindern über die Grenze nach Belgien gegangen war. Gegen Ende unseres Aufenthaltes in Dom le Mesnil kehrte er mit zwei Kindern zurück, so daß ich ihn auch noch kennen lernte. Ich habe von den Leuten viele Freundlichkeit erfahren dürfen. — Das Schönste freilich an meinem Aufenthalt in Dom le Mesnil war, daß ich nun auch in meinem Beruf thätig sein durfte. Ich traf hier sechs schwerverwundete, sechs innerlich kranke und etwa zwölf leichtverwundete Württemberger, an denen ich nun zu wirken hatte. Sie waren stets dankbar für das dargebotene Wort. Jeden Tag kam ich zu allen, legte ins allgemeine einen Abschnitt aus der Schrift aus und redete einzeln mit den Verwundeten und Kranken. Ihre Freude, wenn ich bei ihnen war, machte mir meine Aufgabe lieb und leicht. Am 15. September wurde das Spital völlig evakuiert, so daß meine Thätigkeit in Dom le Mesnil nur eine Woche dauerte. — Da Kollege Sch. nur eine Stunde von Dom le Mesnil, in Donchery, thätig war, so konnten wir manchmal zusammenkommen; auch war er dafür besorgt, daß wir am 17. September von Donchery aus mit einander einen Ausflug zu Pferd nach Sedan machen konnten. Mit welchen Gefühlen weilten wir an dem Orte solch unvergleichlich großer, denkwürdiger geschichtlicher Ereignisse! — Überhaupt bekam ich jetzt wieder die freundliche Fürsorge des treuen Kollegen zu erfahren. Er sorgte mir dafür, daß ich am 19. September mit dem vierten Feldspital, das von Donchery herkam, von Dom le Mesnil aus den Weitermarsch auf Paris antreten konnte. Von unserem ersten Quartier, dem hochgelegenen St. Marceau aus sahen

wir ganz gut in die Festung Mézières hinein, und es war uns etwas unbehaglich bei dem Gedanken, die Franzosen könnten bei Nacht heraus kommen und uns aufheben. Es lag nur eine Feldwache in St. Marceau und ½ Stunde weiter zurück in Boulzicourt ein thüringisches Bataillon, während nach der wohl übertriebenen Aussage der französischen Einwohner 30000 Franzosen in Mézières liegen sollten. Doch wir blieben unbehelligt und konnten andern Tags ruhig unsere Straße ziehen.

Von jetzt an bis vor Paris legte ich den Weg zu Pferd zurück; es wurde mir ein französisches Kürassierpferd zur Verfügung gestellt. Wir hatten zunächst wieder denselben Weg zurückzulegen, den ich etwa 12 Tage zuvor hergekommen war, und somit berührten wir auch wieder dieselben Ortschaften. In Poix begrüßte ich im Vorübergehen die Schustersfamilie, traf jedoch nur Frau und Töchterlein, der Mann war nicht zu Hause; in Rethel, durch das wir tags darauf kamen, tranken wir, der Führer des Zugs, Oberlieutenant L. und ich, vom Pferd aus unserem jovialen Bierbrauer einen freundlich dargereichten Schoppen Bier weg.

In Tagnon, wo wir übernachteten, hatte ich Gelegenheit, abends auf einem Spaziergang die auf einer nahen Anhöhe gelegene Windmühle zu besichtigen; zugleich gewährte dieser Punkt eine gar liebliche, durch den schönen Abend und prächtigen Sonnenuntergang doppelt freundliche Aussicht. Bei unserer Annäherung an die Mühle ergriffen die Leute Vorsichtsmaßregeln gegen uns durch Schließen der Thüren; auf unsere freundliche Anrede jedoch heiterten sich ihre Gesichter auf, und bereitwilligst zeigten und erklärten uns die Windmüller die innere Einrichtung ihrer Mühle. — Mit einem freiwilligen Krankenpfleger W. war ich in Tagnon bei einer älteren Frauensperson einquartiert, bei der wir gut verpflegt waren. Als ihr aber mein Schlafgenosse beim Abschied nahe legte, eine Flasche Wein auf unterwegs wäre auch nicht so übel, da erging sie sich in einem redegewandten Sermon darüber, wie viele schon dagewesen, denen sie habe geben müssen, und wie viele etwa noch kommen könnten, die Ansprüche an ihre Vorräte machen würden; sie schloß mit den Worten, bei ihr heiße es gegenwärtig: toujours donner, was sie mit einer unglaublichen Zungenfertigkeit drei- bis viermal wiederholte. Wir erkannten natürlich das Bedauernswerte ihrer Lage vollkommen an, allein ein Appell an ihr mildes Herz blieb nicht umsonst, und herzlich dankend zogen wir mit gefüllten Feldflaschen ab.

Nun ging's beim herrlichsten Wetter in scharfem Ritt auf Reims zu. Bis dort Quartier bestellt und alles untergebracht war, wurde es ziemlich spät, und müde, namentlich noch von dem etwa 1½ stündigen Ritt auf dem schlechten Straßenpflaster der Stadt, legte ich mich in meinem Quartier zur Ruhe. Den andern Morgen besah ich mir die Kathedrale, die aber nicht den großartigen Eindruck auf mich machte, den ich erwartet hatte. — Der Marsch an jenem Tage ging bis St. Euphraise, wo dann wieder ein Rasttag gehalten wurde und ich am Nachmittag des 24. Septembers, einem Samstag, Gelegenheit fand, eine Predigt zu halten, wozu mich auch der Führer des Zugs selbst freundlich aufgefordert hatte. — In Verneuil, wo wir am Sonntag Quartier machten, wurde ich beim katholischen Geistlichen des Orts einquartiert, bei dem ich — wie früher in St. Menehould — sehr freundliche Aufnahme fand. Als ich mich ihm als protestantischen Geistlicher vorstellte, erwiderte er: Mais, nous sommes des frères en Jesus Christ. (Nun, wir sind doch Brüder in Jesu Christo.) Solche Brüderlichkeit in Feindesland that wohl. Meinem Diener behagte es in diesem Quartier so gut, daß er beim Abmarsch bedauernd äußerte, „so möchte er 14 Tage einquartiert sein, dann könnten sie ihm vor Paris machen, was sie wollten."

Die nächste Haltestation war Chierry, wo wir so zeitig ankamen, daß wir abends noch einen Ritt in das etwa zwei Kilometer entfernte hübsche Château Thierry machen konnten. Mein Quartierherr in Chierry, ein echtes pariser Kind, war wie so manche andere fest überzeugt, daß Paris das Grab der Deutschen sei, und konnte sein Bedauern mit uns nicht unterdrücken. — Je näher wir nun allmählich Paris kamen, desto traurigere Eindrücke bekamen wir von dem Elend und Jammer, von dem die Einwohner heimgesucht waren. Wir kamen durch verschiedene Ortschaften, wo es nicht mehr viel gab, und es hatte oft keine geringe Schwierigkeiten, auch nur ein Stück Vieh zu unserer Verköstigung aufzutreiben. Die Leute suchten sich freilich auch durch allerlei List zu helfen, was ihnen im Grunde nicht zu verübeln war, aber eben den Deutschen Schwierigkeiten bereitete. So trieben sie den Tag über das Vieh in das Innere des Waldes, abgelegen von der Heerstraße, und erst im Schutze der Nacht brachten sie es vorsichtig zurück in die Ställe. In einem schroffen Gegensatz zu all dem Elend der Menschen stand die wunderschöne Natur, die bei dem herrlichen Wetter in ihrer ganzen Pracht sich vor unsern Augen ausbreitete. Ja, es ist nicht übertrieben, wenn der Franzose mit Stolz sein „belle France" rühmt! — Es war eine Folge der Not, von der die Leute heimgesucht waren, wenn sie sich auch hin und wieder unfreundlich zeigten, ja eine feindselige, drohende Haltung einnahmen; doch kam nirgends unser Sanitätszug in eine gar zu bedrohliche Lage, wiewohl manche Vorsicht angewendet werden mußte. — Einen namenlos traurigen Eindruck machte es auf mich, als wir von Meaux her in Coully eintrafen, einem ganz verlassenen Orte. Als wir hineinzogen: alles still, wie ausgestorben, außer einer einzigen Familie kein Mensch, kein sonstiges lebendes Wesen, außer saurem Wein keine Lebensmittel: nichts, gar nichts war vorhanden! Und in den Häusern, welche Verwüstung! Alles durcheinandergeworfen auf dem Boden herum, zum Teil ruiniert! Natürlich wurde beim Suchen von Lebensmitteln oder sonstigen brauchbaren Gegenständen, etwa erforderlichen Kleidungsstücken zur Ergänzung der sehr heruntergekommenen Leibwäsche u. dgl. rücksichtslos verfahren. Wären doch die Leute zu Hause geblieben! Ihr Eigentum wäre viel mehr geschont worden. Aber die französischen Zeitungen verbreiteten solche Lügen über die Barbarei der deutschen Armee, daß alles im Schrecken davonlief, Paris zu, als die deutschen Truppen sich näherten. Wie mancher Seufzer stieg da zu Gott empor, er wolle doch dem Jammer ein baldiges Ziel setzen! — Von Coully aus erreichten wir die Cernierungslinie von Paris. In Schloß Rentilly trafen wir einen Teil des württemberg. Trains, der Stab lag im Schlosse Guermantes, wir wurden eine Viertelstunde davon einquartiert, in Bussy St. George. Da wurde ich bei sehr guten Leuten untergebracht, die thaten, was sie konnten; ihre Lebensmittel stellten sie ganz zur Verfügung, während wir unser Fleisch, das wir faßten, ihnen zur Zubereitung übergaben, und dann wurde in gegenseitiger Gütergemeinschaft friedlich und freundlich gemeinsam Mahlzeit gehalten.

Der Tag darauf, der 2. Oktober, ein Sonntag, war ein Freudentag für mich. Vormittags besuchte ich das schön gelegene Schloß Guermantes. Da erfuhr ich, daß Kollege Sch., der mit seinem Feldspital einige Tage früher angekommen war, auf nachmittags 3 Uhr in der Kirche zu Gouverne, einem ganz nahe gelegenen Dorfe, einen Gottesdienst bestellt habe, dem sich die Feier des heiligen Abendmahls anschließen sollte. Nachmittags traf ich nun mit Sch. in Guermantes zusammen; er hatte ein Chaischen bei sich, in dem wir nach Gouverne fuhren. Er predigte, und da er nachher eine Beerdigung in Lagny hatte, wo er stationiert war, so hielt ich die Kommunion allein. — An diesem Tage erhielt ich auch alle die lang vermißten Nachrichten aus der Heimat, von denen ich auf dem Marsch keine hatte erhalten können.

Am Dienstag den 4. Oktober machte ich einen Ritt ins Hauptquartier zu unserem Divisionsprediger St., bei dem ich auch mit Feldprediger K. zusammentraf. Ich wurde nun dem Feldspital in Noisiel zugeteilt, der nach Aussage des Feldpredigers K. etwa 150 Kranke verpflegte. Nach einem frohen Beisammensein ritt ich mit meinen Begleitern gegen 5 Uhr abends wieder zurück nach Bussy. Dort schnürte ich tags darauf mein Bündel und verabschiedete mich von meinen guten, freundlichen Quartierleuten; nach dem Mittagessen fuhr ich mit einem Ambulanzwagen ab, auf dem ich mit zwei Kranken, darunter auch mein Diener, um 3 Uhr in Noisiel eintraf. Nach Unterbringung meines Dieners im Spital stellte ich mich Herrn Oberst v. H. vor, der mit seinem Regimentsstab in Noisiel lag, und der mir mit großer Freundlichkeit entgegenkam, mir ein Zimmer im Schloß anwies und mir einen seiner Diener gütigst zur Verfügung stellte, da der meinige augenblicklich erkrankt war. — So war ich nun an dem Ort, wo mir durch die folgenden 5 Monate eine zum Teil tieferschütternde Arbeit von dem Herrn angewiesen war.

3. Vor Paris.

Im Feldspital. — Bei den Kranken und Verwundeten.

„Zeuch deine Schuhe aus von deinen Füßen, denn der Ort, darauf du stehest, ist ein heilig Land." Mit diesen Gefühlen treten wir ein in

das Feldspital. Ja es ist eine heilige Stätte, solche Stätte tiefer Leiden, schwerer innerer Kämpfe, da junge Männer, vor deren Auge das Leben noch mit all seinen Hoffnungen und Aussichten verheißungsvoll daliegt, die noch Anspruch auf seine Arbeit und seine Errungenschaften, an sein Glück und seine Freude zu haben glauben, zerschossen, zerschmettert, todeswund auf dem Schmerzenslager ausharren müssen, darauf sie, entweder den Tod oder als Krüppel ein Leben voll Entsagung, Mühsal und Beschwerden vor Augen, in heißem innerem Kampfe all ihre irdischen Hoffnungen begraben müssen. Ob das nicht noch heißere Kämpfe sind, als wo sie gesund und frisch draußen standen vor dem Feind, die Brust geschwellt von Kampfeslust, wo sie unter dem Donner der Geschütze, unter dem Geknatter des Gewehrfeuers, unter dem Rauschen der Musik, ermuntert durch das Vorbild und den Zuruf tapferer Offiziere, Seite an Seite mit den Kampfgenossen voll hoher Begeisterung dem Feinde und seinen tod- und verderbenspeienden Feuerschlünden entgegenstürmten? Hier in der Stille des Krankenzimmers, wo der aufregende und betäubende Lärm des Schlachtgewühls verstummt, wo der Flügelschlag der Begeisterung unter den Qualen und der Schwachheit des Leibes erlahmt, wo die trostlose Wirklichkeit mit ihren trüben Aussichten in die Zukunft banger Sorge im Herzen Raum schafft, wo man mit ruhiger Überlegung der Seinen gedenkt, an die man mit tausend Banden der Liebe gebunden ist, deren Stütze, Berater und Versorger man hätte sein sollen, und die nun einsam und verlassen dastehen, — in der Stille des Krankenzimmers, wo alles das an der Seele vorüberzieht, da gilt es noch ein ganz anderes Kämpfen und Ringen, bis das Herz in die schwere, dunkle Fügung des Herrn sich schicken und am Vaterherzen seines Gottes stille werden kann. Da giebt es Zustände, so voll tiefen Wehs und erschütternder Tragik, daß der gute Humor, der doch sonst über manche Schwierigkeit und Widerwärtigkeit hinüberhalf, nicht mehr ausreicht; und wenn manchmal auch den Schwerverwundeten oder Todkranken in wohlmeinender Absicht ermunternd zugerufen wurde: „Verlieren Sie nur den guten Humor nicht!“ so weiß ich nicht, wer mehr zu bedauern ist: der, der für solche Lage keinen andern Trost zu geben wußte, oder der, welcher darin mit einem solchen Trost sich begnügen sollte?

Bei meinem Eintritt in das Feldspital war ich nun zunächst wieder aufs Warten angewiesen, da ich gleich am Tage meiner Ankunft, am 6. Oktober, vor Bettgehen einen ziemlich starken Fieberschauer hatte und geschwollene Mandeln sich einstellten. Ich mußte einige Tage das Bett und Zimmer hüten, wobei mir mancher teilnehmende Besuch von den Kollegen bei der Brigade, sowie von Herren Offizieren, deren freundliches Entgegenkommen mir wohlthat, zur Aufmunterung diente. Auch mochte es fördernd sein für meinen Beruf an den Kranken, wenn ich selbst zuvor erfahren hätte, wie es einem zu Mute ist, im fremden Land, fern von der Heimat und der liebenden Pflege eigener Angehöriger krank zu sein. Durch Gottes Gnade ging die Krankheit schnell vorüber, schon am 9. Oktober, einem Sonntag, konnte ich meine Wirksamkeit beginnen, und zwar mit einer Beerdigung. Am 10. kam ich dann erstmals in die Krankensäle. — Noisiel eignete sich außerordentlich gut zur Einrichtung eines Feldspitals. Es hat eine gar liebliche Lage an der Marne, in sehr anmutiger Umgebung. Die dort befindliche Schokoladefabrik des Herrn Meunier, der sich übrigens in Paris hatte einschließen lassen, bot zur Aufnahme von Kranken und Verwundeten sehr günstige Räume, die teilweise schon von dem Besitzer selbst nach sorgfältiger Entfernung und Bergung der Maschinen zur Einrichtung eines Lazaretts vorbereitet waren. Auch die Apotheke, sowie später das Postbureau befanden sich in der Fabrik. Das Schloß, einem Grafen Nicolai gehörig, beherbergte bei meiner Ankunft den Stab des 5. württemb. Infanterie-Regiments, war aber im Laufe der Zeit von den Offizieren verschiedener anderer Truppenteile besetzt, die einander immer wieder ablösten. In den blutigen Tagen des 30. Novembers und 2. Dezembers wurden im Schlosse auch Krankensäle hergerichtet, ebenso bot es in seinem ersten Stock für verwundete höhere Offiziere sehr hübsche einzelne Zimmer zur Aufnahme und Verpflegung. Die zum Schloß gehörige Orangerie erwies sich mit ihren hohen, luftigen Räumen als ein sehr zweckdienlicher Saal für Verwundete. Das Schloß war von einem sehr schönen Park mit prächtigen, riesigen Bäumen umgeben. Die Villa Meunier, ebenfalls in prächtigem Parke gelegen, in der auch die gemeinschaftlichen Mahlzeiten der Ärzte und der zum Spital gehörigen Beamten stattfanden, sowie die Villa des Herrn Carteron, des Maires von Noisiel, der aber ebenfalls abwesend war, diente zum Quartier für die Ärzte; in ersterer befanden sich auch einzelne Krankenzimmer für Offiziere, vorübergehend wurden auch im Saal Verwundete untergebracht. In einem Nebengebäude der Fabrik fanden die später angekommenen württembergischen Diakonissen, sächsischen Albertinerinnen und katholischen barmherzigen Schwestern ihre Unterkunft; außerdem bot auch der Schulsaal in einem besonderen Hause einen Krankensaal, der namentlich für leichter Verwundete und Rekonvaleszenten verwendet wurde.

Wie schon bemerkt, sorgte mir das gütige Entgegenkommen des Herrn Oberst v. H. für ein Quartier im Schloß, das ich nun 5 Monate hindurch ununterbrochen bewohnte; dagegen war ich mit meiner Verköstigung natürlich dem Spital zugeteilt, dessen Chef, Regimentsarzt Dr. St. mir sehr freundlich entgegenkam. Erleichtert wurde mir meine Stellung im Spital auch dadurch, daß sich unter den dort wirkenden Ärzten mehrere Gymnasialgenossen von mir befanden, so daß überhaupt ein sehr freundliches gegenseitiges Verhältnis sich entwickelte. Auch der dem Lazarett zugeteilte katholische Feldkaplan H. stellte sich kollegialisch, und es kam niemals zu irgend welchen Kollisionen in Ausübung unseres beiderseitigen Berufs. — Der Spital war bei meiner Ankunft mit gegen 200 meist Typhuskranken belegt, deren Zahl sich aber immer mehr steigerte. Die seelsorgerliche Arbeit an denselben war natürlich nicht nur nach der Verschiedenheit der Persönlichkeit, sondern besonders auch nach dem Stand der Krankheit verschieden. Stand das Fieber auf seinem Höhepunkt und war der Kranke von seinen Fieberphantasieen umgetrieben, dann war natürlich eine geistliche Einwirkung nicht möglich, wiewohl auch da manches zur Beruhigung des Kranken geschehen konnte. Sehr schmerzlich war es, wenn in solchem Fieberwahn der Kranke gar kein Bewußtsein von der Gefahr seines Zustandes hatte. Ich fragte einmal einen: „Nun, wie geht's Ihnen?“ „O ganz gut! Ich werde bald nach Hause dürfen.“ Die Ärzte und Krankenpfleger aber sagten, er werde nur noch wenige Tage zu leben haben, sein Zustand sei hoffnungslos. Ließ das Fieber etwas nach und kehrte das Bewußtsein zurück, dann hatte der Kranke gewöhnlich ein Gefühl großer Schwäche, und wenn man ihn nach seinem Befinden fragte, so lautete die Antwort meistens: „Es geht viel schlimmer, ich bin so schwach.“ Das war aber eben ein Zeichen der eingetretenen Besserung. In diesem Zustand nun war der Kranke gewöhnlich sehr verlangend und empfänglich für Zuspruch aus Gottes Wort, für ernste Mahnung an sein Herz, und solche Empfänglichkeit erleichterte dem Seelsorger seine Aufgabe und erhöhte die Freudigkeit bei seinem Wirken. Schwieriger war die seelsorgerliche Behandlung bei gut fortschreitender Rekonvalescenz. Da war der Sinn oft wieder zerstreuter, und den Kranken war dann unterhaltende Lektüre wichtiger als die Weisung aus Gottes Wort. Doch hatte die Krankheit bei manchen auch tiefere, bleibendere Eindrücke zurückgelassen, und neben dem, was ihnen zur Unterhaltung geboten wurde, blieb die Hauptsache doch nicht vergessen; eine ununterbrochene Beschäftigung mit geistlichen Dingen wäre ja auch unnatürlich und der inneren Entwicklung nicht förderlich gewesen. Man kann nicht immer essen, man muß auch verdauen. Da, wo in einem Saal mehrere Rekonvalescenten beisammen waren und es die Rücksicht auf einen Schwerkranken, der völliger Ruhe bedurfte, nicht verbot, konnten auch gemeinsame Andachten und Gottesdienste, letztere namentlich am Sonntag, gehalten werden, die stets dankbar angenommen und aufmerksam angehört wurden, so daß zu hoffen ist, sie seien nicht ohne Segen geblieben.

Da im Spital natürlich auch Katholiken sich befanden, so mußte ich mir die Frage vorlegen, wie ich mich gegen diese zu verhalten habe. Sie zu ignorieren, wäre lieblos und unchristlich gewesen, auf der andern Seite mußte ich es auch vermeiden, als einer, der in ein fremd Amt greift, erfunden zu werden. Ich verhielt mich dabei so: nach dem körperlichen Befinden, nach den persönlichen Verhältnissen auch in der Heimat erkundigte ich mich bei allen ohne Unterschied; nach der Konfession fragte ich nie direkt, um nicht das Gefühl zu erwecken, als wolle ich einen dem Kranken wehethuenden Unterschied machen. Bei Nennung seiner Heimat fragte ich dann unter Umständen: „Da sind Sie wohl katholisch?“ Wurde es bejaht, so fügte ich noch einige teilnehmende,

auch aus Gottes Wort tröstende Worte hinzu — wie ja das beiderseitige Bekenntnis gemeinschaftliches genug darbietet, um einem Kranken tröstenden Zuspruch daraus darreichen zu können, — und wandte mich dann weiter zu den andern, unter denen ich natürlich mit den Evangelischen eingehendere Unterredung pflog. Auch mein katholischer Kollege hat gegen meine Art und Weise nie eine Einwendung erhoben, lag ja doch irgend welche Proselytenmacherei mir durchaus fern, wie ich andererseits auch ihm bezeuge, daß ich niemals auch nur eine leise Spur davon bei ihm wahrgenommen hätte. Auch darin war derselbe sehr weitherzig, daß er auf mein ausdrückliches Befragen nichts dagegen einwandte, wenn ich auch den katholischen Kranken und Verwundeten neue Testamente oder evangelische Soldatengebetbücher austeilte; nicht als ob ich von mir aus auf das Verteilen unter Katholiken bedacht gewesen wäre, allein ich kam oft in die Lage, daß ich eine verlangende Bitte um ein solches Büchlein hätte abschlagen müssen, was mir herzlos vorgekommen und von den Betreffenden auch nicht verstanden worden wäre.

So lange unser Spital, abgesehen von einzelnen Verwundeten, meist Typhuskranke zu verpflegen hatte, war die Thätigkeit des Geistlichen eine ziemlich gleichmäßige, die Säle wurden in regelmäßiger Abwechslung besucht, so daß ich, wo nicht ein gefährlicher Zustand öfteren Besuch erforderte, innerhalb zwei bis drei Tagen bei sämtlichen Kranken herumkam. In der Zeit war ich natürlich auf die Stunden beschränkt, in denen die Ärzte nicht mit den Kranken zu thun hatten; außerdem war auch auf das Ruhebedürfnis der Kranken Rücksicht zu nehmen.

In der zweiten Hälfte des Novembers lichteten sich die Krankensäle immer mehr, da die, die nicht vom Tod hinweggerafft wurden, infolge der Besserung ihres Befindens in die Heimat befördert werden konnten und das Umsichgreifen der Epidemie nachließ, so daß der Zufluß von Kranken hinter der Entlassung von solchen weit zurückblieb. So wurde es ziemlich ruhig in unserem Spital. Allein die Ruhe sollte nicht lange dauern. — Lange Zeit hatte man es für höchst unwahrscheinlich gehalten, daß ein Ausfall der in Paris eingeschlossenen Armee nach unserer Seite heraus erfolgen würde; allmählich stellten sich aber doch Anzeichen ein, welche die Richtigkeit dieser Annahme immer zweifelhafter erscheinen ließen. Die häufigen Alarmstellungen, die stete Kampfbereitschaft der anwesenden Truppenteile ließen darauf schließen, daß bei den Franzosen irgend etwas im Werk sei gegen die im Osten der Stadt stehenden Cernierungstruppen. — Am Morgen des 30. Novembers verkündete heftiger Kanonendonner den Ausbruch des Kampfes. Einen sächsischen Oberst, der an der Gicht leidend in einem Zimmer des Schlosses lag, litt es nicht mehr im Bett, er stand auf und war voll Unruhe und Besorgnis, welchen Verlauf wohl die Dinge draußen nähmen. Ich dagegen war sehr beruhigt und dachte, wie's bisher gegangen, so werde es auch jetzt gehen, d. h. die Franzosen werden eben wieder nach Paris hineinmüssen. Es kam ja auch so; aber durch welches heiße Ringen es dabei hindurchging, und wie groß die Gefahr eines augenblicklichen Erfolgs der Franzosen war, davon hatte ich keine Ahnung. — Da die Instruktion uns Felddiakonen unter Umständen auch auf die Verbandplätze wies, so legte sich mir der Gedanke nahe, ob ich nicht bei längerer Dauer oder Wiederholung des Kampfes die Verbandplätze aufsuchen solle, um dort Hilfe und Beistand zu leisten; jedoch bald kamen solche Erwägungen zu ihrer Entscheidung. Schon im Laufe des Vormittags trafen einzelne Verwundete ein, darunter auch ein Neffe des sächsischen Obersten, der schwerverwundet in dem Zimmer seines Oheims in ein Bett auf dem Boden gelegt wurde, wo er zwei Tage darauf seinen Wunden erlag. Gegen Abend mehrte sich die Zahl der eintreffenden Verwundeten, und andern Tags wurden sie in ganzen Wagenkolonnen hundertweise hergeführt. Da wußte ich, wohin mich meine Pflicht rief. Welcher Jammer trat einem da entgegen! Stundenlang waren die Leute in der schneidenden Kälte draußen gelegen, nun wurden sie, auf Stroh gebettet, in Leiterwagen herbeigeführt: wie sollte man sie nur herunter und auf ihr Krankenlager bringen! Wo man sie anrührte, verursachte es die größten Schmerzen, so daß des Schmerzgestöhns kein Ende werden wollte. Wie sollten nun aber diese Hunderte auf einmal untergebracht werden? Die vorhandenen Betten reichten weit nicht aus. Es wurden nun in den Sälen große Strohlager gemacht, Leintücher darauf gebreitet und Decken herbeigeschafft. Für die Schwerverwundeten mußten die Rekonvalescenten ihre warmen Betten räumen und auf dem Strohlager vorlieb nehmen, was auch gern geschah. Da lagen sie nun in langen Reihen teils auf Betten, teils auf dem Strohlager, die für das Vaterland geblutet und zum Teil entsetzliche Schmerzen auszustehen hatten. Es wäre diesen armen Verwundeten alsbaldige Ruhe recht wohl zu gönnen gewesen, allein zuvor galt es die Untersuchung der Wunden, die nicht verschoben werden konnte, den Verwundeten aber neue unsägliche Schmerzen bereitete. Bewundernd schaute ich die Standhaftigkeit solchen Heldentums auf dem Schmerzenslager! Da war einer, er hatte einen Schuß in den Unterleib, der Arzt, der die Wunde besichtigt hatte, machte Anstalt, dieselbe noch genauer zu untersuchen; noch steht mir sein angst- und schmerzvolles Angesicht vor der Seele, als er sagte: „Ach! jetzt kommt er noch einmal!“ Aber auf den freundlichen Zuspruch des Arztes hielt er mannhaft stand. Ein anderer war sehr schwach, kaum war er auf sein Stroh gebettet, so erkannte man, daß er im Sterben liege, neben ihm knieend blickte ich ihm ins brechende Auge; nachdem er seine Seele ausgehaucht, ging der Beistand bei dem traurigen Geschäft des Abladens fort. Dieses dauerte bis tief in die Nacht hinein. Auch in den folgenden Tagen und Nächten trafen noch Verwundete ein und es ging unruhig im Spital zu. Da war es sehr erwünscht, daß wir Feldgeistlichen auch zu leiblicher Hilfeleistung mit Hand anlegten. Ich übernahm auch eine Nachtwache im Saal von Schwester B.; morgens gegen 8 Uhr ging ich zum Frühstück in die Villa Menier, und gedachte dann die Nachtruhe einigermaßen nachzuholen. Allein unterwegs bekam ich Botschaft, Se. Hoheit Prinz W. sei angekommen und wünsche meine Anwesenheit. Also gings wieder in den Spital; ich war aber nicht in der entsprechenden inneren Verfassung, und so kam's, daß ich Sr. Hoheit Schwester B. als „Sohn“ des † O.-K.-R. D. in St. vorstellte. Es mochte gegen 10 Uhr sein, da kam ich nach Haus; kaum aber hatte ich mich gelegt, so pochte es an meine Thüre, und ein Krankenwärter trat ein: der und der Schwerverwundete wünsche das heilige Abendmahl. Also wieder heraus und zu den Verwundeten! So wurde es Mittag; um 3 und 4 Uhr fanden Beerdigungen statt, nachher dann wieder Besuch bei den Verwundeten — so ging der Tag herum. Zu dem kam noch die innere Ergriffenheit und Niedergeschlagenheit über all die Schmerzen und das Elend, das einem in jenen Tagen in so erschütternder Weise entgegentrat — doch der Herr half durch, und der Trost, den man darreichen durfte, sowie die Dankbarkeit, womit er aufgenommen wurde, richtete auf und gab immer wieder neue Freudigkeit.

Nachdem die Leute untergebracht waren, galt es, sich nun auch der einzelnen etwas anzunehmen, vor allem für Benachrichtigung der Ihrigen in der Heimat zu sorgen. Es war dies aber an jenem Abend des 1. Dezembers mit Schwierigkeiten verbunden, da es Nacht war. An Schreibmaterial fehlte es nicht, auch nicht gerade an Lichtern. Aber was an Lampen und Leuchtern vorhanden war, reichte kaum aus, um den Ärzten notdürftiges Licht zu gewähren, und eine den ganzen Saal erhellende Beleuchtung gab es nicht. So griff ich denn in meiner Not nach einem dastehenden Zündnadelgewehr, pflanzte statt des Bajonetts eine Kerze auf den Lauf und wanderte damit von Bett zu Bett, um mir Notizen für Briefe und Nachrichten zu sammeln. Solche Korrespondenz hätte einem aber das Herz abdrücken können! Zwar konnten manche beruhigende Nachrichten gegeben werden, bei vielen lauteten sie aber sehr traurig, bei manchen ganz hoffnungslos. Da hatten wir einen Sachsen mit zerschossenem Unterleib; er lag in furchtbaren Schmerzen da und meinte: „Es wäre gewiß keine Sünde, wenn man ihn vollends tot machte; ein Stück Vieh habe es gut, das schlage man doch vollends tot!“ Es war eine wahre Erlösungsbotschaft, als es zwei Tage nachher hieß, er sei gestorben. Ein Hauptgeschäft der Ärzte bildete nun auch das Abnehmen der zerschossenen Glieder, damit nicht Blutvergiftung eintrete. So lag einer da: das eine Bein war ihm unter dem Knie, das andere über demselben abgenommen. Er konnte sich nur sehr schwer darein finden, empfand auch große Schmerzen. Da, als die Ärzte und Krankenwärter abends mit einem anderen Schwerverwundeten vollauf in Anspruch genommen waren, hörte man plötzlich ein Röcheln von dem Lager jenes Amputierten her. Als man nachsah, hatte er einen energisch ausgeführten Selbstmordversuch gemacht, indem er sich mit seinem Taschentuch zu erdrosseln suchte, wozu er von den Reifen, die über

seine Füße hergelegt waren, um den Druck der Decke abzuhalten, eine Leiste ganz in aller Stille wegzumachen wußte; mit dieser drehte er das um seinen Hals gelegte Taschentuch zu. Als ich tags darauf davon hörte, ging ich zu ihm, hielt ihm das Sündhafte seines Thuns vor, redete ihm aber im übrigen freundlich zu, wofür er sich sehr dankbar bewies — in seiner stürmischen Weise hatte er mich, ehe ichs mich versah, umarmt und mir einen Kuß aufgedrückt; — auch versprach er mir, er wolle das ihm auferlegte Geschick tragen und keinen derartigen Versuch mehr machen. Einige Tage darauf erlöste ihn der Tod von seinen Leiden. In einem andern Saale waren einem Verwundeten beide Arme unter der Achsel abgenommen; er war Schuhmacher, und dazu hatte er auch noch seine alten Eltern zu versorgen. Zu seinem Handwerk war er nun völlig untauglich, und den Eltern war die Stütze ihres Alters zerbrochen. Wie viele wären da ins Klagen, wenn nicht ins Murren und Hadern mit Gott hineingekommen! Keine Spur davon! Es war wahrhaft erquickend, mit welcher Geduld und Freundlichkeit er sein Unglück ertrug, ja noch andere aufmunterte und tröstete in ihrem vielleicht geringeren Elend. — Es haben freilich nicht alle ihr Los so willig und geduldig hingenommen, aber man durfte doch bei vielen die freudige Erfahrung machen, daß sie es doch allmählich lernten; und wenn es vollends dem Sterben entgegenging, waren sie meist nach Trost sehr verlangend. Und wie unerwartet trat oft der Tod auch bei solchen ein, bei denen man sich guten Hoffnungen glaubte hingeben zu dürfen. Von wie manchen konnte ich anfangs deren Angehörigen eine gute Botschaft senden, ja vielleicht ihre baldige Rückkehr in die Heimat in Aussicht stellen, damit sie dort unter der Pflege der Ihrigen vollends genesen. Da stellte sich die tückische Blutvergiftung ein und ein Schüttelfrost machte den besten Hoffnungen ein jähes, trauriges Ende. Wie schmerzlich, einen solchen Verwundeten, der oft von der Gefahr gar keine Ahnung hatte, behutsam und schonend auf seinen Zustand hinzuweisen, ihm die Möglichkeit eines schlimmen Ausganges nahezulegen und ihn auf das nahe Ende vorzubereiten! Und wie werden's die Eltern, die Geschwister, die vielleicht erst kurz angetraute Ehefrau aufnehmen, wenn mit einem Schlag all ihre Hoffnungen vernichtet werden, wenn sie die Kunde von der hoffnungslosen Verschlimmerung, vielleicht die Todesbotschaft trifft?

Es ist billig, auch der Franzosen zu gedenken, die freilich nur in verhältnismäßig geringer Zahl in unserem Spital untergebracht waren. Es mochte ihnen bei ihrem lebhafteren Temperament schwerer fallen, mit Geduld in ihr Schicksal sich zu ergeben oder heftigere Schmerzen standhaft zu ertragen. Doch habe ich auch davon Beispiele beobachten können. Einem alten Mobilgardisten in grauen Haaren wurde eine Kugel im Rücken herausgeschnitten; die Operation dauerte einige Zeit und es waren mehrere Einschnitte erforderlich, bis die Kugel gefunden war. Stille, ohne Schmerzenslaut, ließ er das Unvermeidliche über sich ergehen, nur einmal unterbrach er sein Schweigen mit der Frage: „Eh bien, aurez vous bientôt fini?“ (Ist's nicht bald vorbei?) — Einem andern Franzosen — es war noch ein Jüngling — hatte ein preußisches Zündnadelgeschoß den Unterkiefer zerschmettert, so daß dieser bei stets geöffnetem Munde herunterhing und die Zunge allmählich herausfaulte. Nahrung konnte er nur in flüssigem Zustand durch den Schlauch eines Irrigators zu sich nehmen. Auch dieser Mann trug seine unsäglichen Schmerzen mit Geduld, mußte auch noch eine sehr schmerzliche Operation durchmachen, indem ihm auf beiden Seiten der Hals aufgeschnitten wurde, um die zerschmetterten Knochenstücke herauszunehmen; sie konnten aber nicht auf einmal entfernt werden, und so hatte der Arme noch mehrere Tage zu leiden, bis der Tod seinen Leiden ein Ende machte. — Geistliches Bedürfnis bekundeten die Franzosen wenig; waren sie fähig, etwas zu lesen, so verlangten sie meist unterhaltende Stoffe; es konnte darum auch kein tieferes Gespräch mit ihnen geführt werden.

Welch eine Wohlthat und gnädige Fügung Gottes war es, daß wenige Tage vor den heißen Gefechten Diakonissen in unserem Spital ankamen. Abgesehen von ihrer hingebenden, aufopfernden Thätigkeit bei den Kranken und Verwundeten, wobei ihnen kein Geschäft zu viel und zu ekelerregend war, waren sie auch für uns Geistliche eine treue Stütze. Sie machten uns auf die geistlichen Bedürfnisse ihrer Pfleglinge, auf ihren inneren und äußeren Zustand aufmerksam, und da wir selbst dem einzelnen uns nicht immer in der wünschenswerten Weise widmen konnten, traten sie auch mit geistlichem Zuspruch, mit Trost und Mahnung für uns ein, so daß wir auch in dieser Beziehung unsere Kranken und Verwundeten wohl versorgt wußten. Staunenswert war auch, mit welcher Ruhe und Ausdauer sie bei den schwersten Operationen, Amputationen u. dgl. ihren Dienst leisteten. Ich kam einmal dazu, wie einem, dem die Zehen eines Fußes abgeschossen waren, gerade der Vorderfuß abgenommen wurde, und die Schwester dabei treulich ihres Amtes waltete. Ich fragte sie: „Aber, Schwester B., wie können Sie das alles nur mitansehen und so ruhig Ihren Dienst dabei leisten?“ Sie antwortete: „Herr Pfarrer, ich denke eben, ich spür's ja nicht.“ Nun, der tiefere Grund ihres Vermögens lag ja freilich wo anders; aber ein praktischer Wink war es mir doch. Bei dem, was einmal zur Heilung, bezw. zur Rettung eines Lebens geschehen *mußte*, war mit mitleidigen Gefühlen nichts ausgerichtet, und im einzelnen Fall war der oben ausgesprochene Grundsatz doch ein Hilfsmittel, sich in der erforderlichen Weise fest zu machen. — Sehr aufmunternd waren auch die häufigen Besuche der Feldprediger im Spital. Die Kollegen besuchten die Kranken und Verwundeten ihrer Brigaden, was immer auch einen Besuch bei mir mit sich brachte, so daß man in gegenseitigem Austausch der Gedanken und Besprechung dessen, was das Innere bewegte, zur freudigen Ausübung seines Berufs und seiner Pflicht sich stärkte. Da in unserem Spital wohl beinahe die Hälfte Sachsen waren, so sprach auch der sächsische Feldprediger Sch. einigemal bei uns ein, dessen Besuche mir nicht bloß gerade in jenen schweren Tagen zur Aufrichtung dienten, sondern von dessen Art und Weise bei seiner Wirksamkeit an den Verwundeten ich vieles lernen konnte.

Es mögen nun aber auch einige freundlichere Bilder aus unserem Spitalleben folgen. Je mehr ich meine Pflegbefohlenen kennen lernte, desto wohler fühlte nicht nur ich mich unter ihnen, sondern auch sie rückten mehr heraus, wenn sie ein Anliegen hatten oder etwas aus dem Testament oder Gebetbüchlein nicht verstanden. So saß ich eines Abends auf einem Kistchen zwischen zwei Betten und redete mit dem einen der Kranken in gedämpftem Tone, während ich dem andern den Rücken kehrte, um ihn in seinem Schlafe nicht zu stören. Er erwachte aber doch, und als er mich erkannte, sagte er: „Guten Abend, Herr Pfarrer; das muß doch ein Druckfehler sein in meinem Büchlein, so kann's doch nicht heißen!“ Und nun holte er sein Soldatenbüchlein, das er mit seinem Testamente sorgfältig in ein Papier gewickelt hatte, hervor und wies mir aus dem Gebet „für einen Reiter insbesondere“ die Stelle, wo es heißt: „Daß auch die Kreatur, so uns unterworfen ist, harret auf die Offenbarung der Kinder Gottes.“ Ich las ihm nun die betreffende Stelle aus Römer 8, legte sie ihm aus, und suchte sie seinem Verständnis nahe zu bringen. „So, jetzt *wo* steht's im Testament? Ich muß das nachher noch einmal lesen.“ — Es war überhaupt den Kranken und Verwundeten außerordentlich erwünscht, etwas zum Lesen zu bekommen. In erster Linie waren Testamente und Soldatenbüchlein begehrt, und, wie oben erwähnt, waren selbst Katholiken begierig darnach. Eines Tags kam Feldprediger F. in unseren Spital, um nach den Kranken und Verwundeten seiner Brigade zu sehen. Abends tritt er noch rasch auf mich zu: „Gieb mir geschwind einige Soldatenbüchlein, es wollen zwei Kranke noch solche haben, und ich muß dann gleich wegreiten!“ — „Ich will sie ihnen bringen; wo liegen sie?“ — „In dem und dem Saal; aber vergiß es ja nicht!“ — „Soll sogleich geschehen. Behüt dich Gott!“ Die Betreffenden sind bald aufgefunden, doch habe ich zwei weitere Büchlein mitgenommen. „Will noch jemand eins?“ — „Ich!“ Und mit einem Sprung ist der „Ich“ zum Bett heraus, greift herzhaft zu und legt sich mit seiner Beute wieder auf sein Lager, um sich sogleich darein zu vertiefen. Nachher stellt sich heraus, daß er katholisch ist; er sucht sich aber sogleich seinen Besitz, von dem er fürchtete, er werde ihm am Ende streitig gemacht werden, mit den Worten zu sichern: „Es thut aber nichts; ich hab' das Büchlein bei meinem Kameraden da neben mir gesehen, und es stehen so schöne Sachen darin, da hätte ich auch gern eins haben wollen.“ Ich beruhigte ihn natürlich, er solle nur seines Besitzes sich freuen und recht viel Segen daraus holen.

Unter solchen Umständen war es immer eine Freude, wenn ein Bücherpack aus dem Hauptquartier oder gar eine Kiste aus der Heimat ankam. Freilich war der Inhalt nicht immer gleichwertig, und manches,

was an Büchern als Liebesgabe hinauswanderte in die Spitäler, war nicht zu dem bestimmten Zweck zu verwerten und fand dann als schätzbares Material zum Anheizen der Kamine seine Verwendung. Die Kisten mit Testamenten und Soldatenbüchlein waren am erwünschtesten; denn darnach war stets Verlangen vorhanden. Nachdem auch wieder einmal eine solche Kiste von entsprechendem Umfang angekommen war, konnte dem Bedürfnis wiederum einige Befriedigung gewährt werden. Ich dachte, ich wolle einmal gründlich zu Werke gehen, hängte meine Reisetasche um und spickte sie voll mit Neuen Testamenten und Soldatenbüchlein in der Meinung, das werde nun vorerst gründlich helfen. Als aber die Leute merkten, was aus der Tasche zu holen sei, da streckten sie aus allen Betten die Hände darnach aus; die Tasche war bald leer und mußte ein zweites-, ja drittesmal gefüllt werden, wobei ich auch noch meine Laterne zu Hilfe nehmen mußte, da es inzwischen Nacht geworden war. Einer, der sein Neues Testament wegen mangelnder Beleuchtung nicht mehr nach Wunsch genießen konnte, tröstete sich auf den andern Tag, wickelte es wieder sorgfältig in sein Papier, steckte es mit seelenvergnügtem Gesicht unter sein Kopfkissen und sagte: „Morgen will ich dann meine Freude fortsetzen." Als ich abends mit meiner Botentasche und Laterne auf die Kanzlei des Spitals kam, meinte unser Chefarzt scherzend, ich sehe einem Landpostboten auf ein Haar ähnlich, was ich mit der Erwiderung bekräftigte, ich sei es eben auch in der That gewesen.

Noch sei ein Wort über Weihnachten im Spital gestattet. Die Schwestern ließen es sich nicht nehmen, ihren Pflegbefohlenen auch den Christbaum zu schmücken, und ihnen durch solche Erinnerung an die schönsten Tage in der Heimat wohlzuthun. So erglänzten denn auch in jedem Saal die Lichter eines Weihnachtsbaumes, um einen Freudenstrahl in das Dunkel so vielen Jammers und Elends zu werfen. Und vielen war es auch eine herzliche Freude. Andern freilich wurde es in ihrem Zustand großer Schwachheit beinahe zu viel und sie waren froh, nachher wieder der ersehnten Ruhe pflegen zu dürfen; ja einem leuchtete der Strahlenglanz in sein im Tode brechendes Auge. Auch eine Ansprache war nicht wohl möglich, da man doch in allen Sälen herumkommen sollte und darum große Eile not that. Die Hauptsache ist und bleibt ja doch die wahre Weihnachtsfreude über die Menschwerdung unseres Heilandes und Erlösers; und wo wäre für diesen Segen unter so viel Jammer und Not das Herz nicht empfänglich gewesen?!

Am Ruheplatz der Toten.

Und nun wolle der freundliche Leser mir folgen, um unsere Toten mit mir hinauszubegleiten zu ihrer letzten Ruhestatt. Schon der Typhus forderte viele Opfer. Wo sollten wir dieselben zu ihrer letzten Ruhe niederlegen? Südöstlich von Noisiel lag auf schönem grünem Rasenplatz, von Mauer und Hag umgeben, ein liebliches Kirchlein und hinter demselben durch eine Mauer getrennt der freundliche Kirchhof. Dort wurden Massengräber hergerichtet und unsere Toten der Reihe nach darein bestattet. Über 100 deutsche Soldaten, meist Württemberger und Sachsen, liegen dort begraben; sie ruhen auch in fremder Erde unter dem Schutze Gottes. — Ein kleines Gartengebäude am Eingang zum Park der Villa Karteron, am östlichen Ende des Dorfes gelegen, war zum Sezierhäuschen hergerichtet. Dorthin wurden jeden Tag die Leichen gebracht, und von dort ging der Leichenzug aus. Ein roh gezimmerter Sarg, wie es eben unter den gegebenen Verhältnissen möglich war, nahm den Toten auf. Sargträger und Leichenkommando gaben die anwesenden gefechtsbereiten Truppen ab, zuerst Württemberger, später Sachsen. Am Grabe fand eine Leichenrede mit Gebet statt, wobei auch stets der Name und der Truppenteil des Bestatteten angegeben wurde. Starben, wie es öfters vorkam, zwei Kranke von verschiedener Konfession, so verrichteten wir, mein katholischer Kollege und ich, die Leichenfunktionen mit einander. Er las vor Abgang des Leichenzugs seine Liturgien und weihte draußen das Grab, ich übernahm die Rede und das Gebet. Eine Ehrensalve wurde im Feindeslande natürlich nicht abgegeben, denn das hätte verhängnisvolle Folgen nach sich ziehen können.

Gleich die erste Beerdigung, mit der ich am 9. Oktober meine Wirksamkeit in Noisiel begann, war von eigentümlichen Umständen begleitet. Es war nämlich vergessen worden, ein Grab zu graben — wo die Schuld lag, weiß ich nicht mehr —; so wurde der Sarg zuerst vor dem Kirchlein niedergesetzt und in diesem nun der Leichengottesdienst gehalten. In der Zwischenzeit war durch die fleißige Arbeit rüstiger Hände ein Grab hergerichtet. Feldprediger K. war auch zu der Beerdigung gekommen, da der Verstorbene ein früheres ihm wohlbekanntes und liebgewordenes Beichtkind war; so hielt ihm denn K. am Grabe einen Nachruf voll tief empfundener Teilnahme und heiligen Ernstes, der nicht ohne Eindruck geblieben ist.

Lange Zeit konnten wir unsere Toten in aller Ruhe bestatten. Gegen Ende November jedoch wurden die Soldaten häufig in Alarmstellung gerufen, was einmal eine bedeutende Störung bei einer Beerdigung zur Folge hatte. Es wurden auch wieder zwei Soldaten, ein evangelischer und katholischer, begraben. Wir waren vor dem Totenhäuschen versammelt, von dem die Leichenbegleitung abging, die Sargträger, sächsische Soldaten, standen bereit, ebenso das Ehrenkommando, und mein katholischer Kollege las eben die Liturgie, — da ertönten die Alarmsignale und einer der Offiziere erschien: Er bedaure sehr, allein seine Leute müßten sogleich auf dem Alarmplatz erscheinen. Da war natürlich nichts zu machen und das Ehrenkommando folgte eilends dem Ruf der Signalhörner, während die Sargträger vorerst noch auf dem Platze blieben. Allein kaum hatte sich der Zug in Bewegung gesetzt, so ertönten die Signale aufs neue, und die Sargträger mußten die Särge mitten auf der Straße niedersetzen, um ebenfalls dem Sammelplatz zuzueilen. Zum Glück konnten einige in der Genesung ziemlich vorgeschrittene Kranke aus dem Spital geholt werden, mit deren Hilfe wir die Toten zu ihrer letzten Ruhe bestatten konnten.

Mit den Schlachten vom 30. November und 2. Dezember nahmen auch unsere Beerdigungen einen ganz anderen Charakter an. Bei den Hunderten von Verwundeten, die herzu gebracht wurden, waren die Krankenträger so vollauf in Anspruch genommen, daß man keine Zeit mehr finden konnte, Särge zu zimmern, um so mehr, als die Zahl der Toten namentlich anfangs eine sehr große war und oft sechs, acht miteinander beerdigt werden mußten. Da wickelte man sie in Leintücher, führte sie auf einem mit einem Pferd bespannten Wagen auf den Friedhof und reihte sie im Grabe Seite an Seite, wie sie in der Feldschlacht Seite an Seite gekämpft hatten. Oft wurde auch noch ein Arm oder eine Kiste voll amputierter Glieder mit ins Grab gelegt. Da eine längere Leichenfeier unmöglich geworden war, so wurden die Toten nun ohne Rede mit einem Gebet auch für die Ihrigen in der fernen Heimat in fremder Erde auf Hoffnung einer fröhlichen Auferstehung niedergelegt. Es hatte diese Art und Weise der Bestattung etwas überaus Niederdrückendes, doch — unsere Toten empfanden es ja nicht; auch schliefen sie an der Seite ihrer deutschen Brüder und Kampfgenossen. Die verhältnismäßig wenigen Franzosen, die in unserem Spital starben, wurden auch an einem besonderen Platze des Kirchhofs neben einander gebettet. Doch hatten wir mit deren Bestattung nichts zu schaffen. — Auch deutsche Offiziere, die aber in Einzelgräbern bestattet wurden, fanden ihre Ruhestätte auf diesem Gottesacker. So kam ein Lieutenant des sächsischen Schützenregiments mit acht Mann seiner Compagnie, um seinen Kameraden zu beerdigen, dem er unter Thränen ein herzliches Lebewohl ins Grab nachrief. Ebenso lag der Sohn eines alten pensionierten Obersten aus Berlin bei uns begraben. Da eilte der hochbetagte Vater herbei, um die Leiche des Sohnes in die Heimat zu bringen. Sie wird ausgegraben und der Sarg zur Feststellung der Persönlichkeit geöffnet. Da liegt ein bildschöner Jüngling mit klaffender Stirnwunde, aber friedlichem Ausdruck auf dem Angesicht. Bei seinem Anblick wirft sich der Vater unter dem Ausbruch tiefsten Schmerzes über die Leiche seines heißgeliebten Kindes, das er auf diese Weise wiedersehen mußte!

Wir nehmen Abschied von unsern Toten. Wie manchen, der uns auf seinem Kranken- und Schmerzenslager lieb geworden, haben wir hinausgebettet, und mit tiefem Weh sahen wir Grab an Grab sich reihen, in das so viel blühendes Leben dahinsank, und eben damit auch so manches sehnliche Hoffen auf ein frohes Wiedersehen, auf eine glückliche Heimkehr! Und schweift auch heutzutage noch unser Blick hinüber nach dem lieblichen, stillen Friedhof von Noisiel, um unsere Toten dort zu grüßen, so sind unsere Gedanken getragen von dem innigen Wunsche: Mögen sie im Frieden Gottes ruhen, bis die Stimme des Sohnes

Gottes auch in ihre Gräber dringen und sie aufthun wird zur — wie wir hoffen — seligen Auferstehung, zum seligen Wiedersehen!

2. Der Dienst bei den Kombattanten.

Da in Noisiel stets auch gefechtsbereite Truppenteile, die vielfach wechselten, im Quartier lagen, so fehlte es nicht an Gelegenheit, unter Bewilligung der Kollegen von der Brigade, deren Aufgabe das eigentlich gewesen wäre, des Predigtamts zu warten. Da die Cernierungstruppen sehr weit auseinandergezogen waren, so war es den Feldpredigern ohnedies unmöglich, jeden Sonntag sämtliche Truppenteile mit Predigtgottesdienst zu versehen, und so war ihnen Aushilfe von uns Lazarettgeistlichen vielfach erwünscht. Zunächst versah ich solchen Dienst in Noisiel selbst. Am 16. Oktober, dem Kirchweihfest, hielt ich die erste Predigt vor Paris. Um ½ 9 Uhr ritt ich mit Herrn Oberst v. H. nach Buisson St. Antoine; dort fand der Gottesdienst im Freien statt. Es lag in diesen Gottesdiensten unter freiem Himmel etwas Ergreifendes. Die Mannschaften standen im offenen Viereck, ein kleiner Feldaltar, wenn man's so heißen will, war hergerichtet, die Regimentsmusik, wo solche zur Verfügung stand, begleitete den unter den gegebenen Umständen doppelt feierlichen Choral, und manches Herz war geöffneter für Gottes Wort, als das wohl sonst der Fall war. Zugleich schweiften die Gedanken in die Heimat zum trauten Dorfkirchlein, in dem wohl zu derselben Stunde die Angehörigen um die Kanzel versammelt waren, um den Worten ihres Hirten und Seelsorgers andächtig zu lauschen, und das Kirchweihfest schloß ohnedies die Mahnung zu ernster Selbstprüfung in sich, ob die von Jugend auf in der Kirche empfangene Anweisung zur Seligkeit auch ihre Früchte getragen habe und sich nun in den Tagen ernsten Kampfes und Streites erproben könne? — Um 11 Uhr fand dann ein Feldgottesdienst für die Rekonvaleszenten im Spital statt.

Natürlich konnten die Gottesdienste nicht immer im Freien gehalten werden, ja um diese Jahreszeit eigentlich nur ausnahmsweise. So dienten verschiedene Räumlichkeiten zu diesem Zwecke. Der geräumige Saal des Schlosses in Noisiel bot uns am darauffolgenden Sonntag Aufnahme zur Feier des Gottesdienstes, und außerdem wurde dann um ½11 Uhr im Saal des Schlosses in Champs den dortigen Zweiern Predigt gehalten. Die Herren Offiziere bewiesen bei solcher Gelegenheit stets ein freundliches Entgegenkommen. Zuweilen konnte es vorkommen, daß ich mit meinem katholischen Kollegen gemeinschaftlich zum Gottesdienst in die Umgebung von Noisiel fuhr. So am 30. Oktober, wo wir in Lognes unseres Amtes warteten, er in der katholischen Kapelle, ich in der Schule. Um 11 Uhr folgte dann für mich wieder ein Gottesdienst in Champs, dem sich eine Feier des heiligen Abendmahls anschloß, an der 16 Mann teilnahmen. Nach Tisch gings dann an der Marne hinunter nach Gournay, wo auf 3 Uhr der Gottesdienst bestellt war. Der Weg war einsam, links die Parkmauer von Noisiel, rechts die Marne, auf der ein französischer Blusenmann in einem Nachen stromabwärts fuhr. Ruhig und friedlich glitt er mit seinem Schifflein den Fluß hinab, und unangefochten kam ich an dem Ort meiner Bestimmung an. Dort wurde mir dann freilich wieder die weniger behagliche Aussicht eröffnet, es könnten möglicherweise wohl auch Granaten hereinfliegen; allein es flogen keine, sie kamen dann erst am 30. November und 2. Dezember, da aber auch sehr ausgiebig. Auf dem wieder ganz einsamen Rückweg war es mir eine Beruhigung, wenigstens zwei württembergischen Ordonnanzreitern zu begegnen. — Auch bei verschiedenen Waffengattungen kam ich bei meinen Reisepredigten herum. So fand am 6. November um 9 Uhr im Schloß von Noisiel Gottesdienst für eine Compagnie Infanterie und eine Reiterschwadron statt, nachmittags dann wieder in Lognes im Freien für die dortigen Zweier und die daselbst liegenden Kanoniere.

In der zweiten Hälfte des November fand eine Verschiebung der Belagerungstruppen statt. Unsere Württemberger zogen nach Süden ab und die Sachsen rückten von Norden her in ihre Stellungen. Am 18. November trafen zwei Compagnien sächsischer Infanterie ein; es war ein Freitag. Ich bot dem Führer derselben, der an Stelle des verwundeten Majors Kommandeur des Bataillons war, einen Gottesdienst für den darauffolgenden Sonntag in dem freundlichen Kirchlein zu Noisiel an. Er nahm es dankbar an und kam dann tags darauf zu mir: „Wir hätten noch eine Bitte, Herr Prediger, unser Regiment hatte kürzlich Gelegenheit zu kommunizieren, während wir abkommandiert waren. Würden Sie unsern Leuten nicht auch das heilige Abendmahl reichen?" Mit Freuden wurde natürlich zugesagt. Beinahe wäre ich aber in Verlegenheit gekommen, wenn mir nicht freundlicher Weise mein katholischer Kollege daraus geholfen hätte. Ich hatte nämlich weit nicht genug Hostien für eine so große Zahl von Kommunikanten, da ich eigentlich nur für Krankenkommunionen damit versehen war. Meinen Mangel deckte nun sein Überfluß. So konnten wir an jenem Sonntag den 20. November noch einen lieblichen Gottesdienst in dem Kirchlein zu Noisiel feiern, dem sich die Feier des heiligen Abendmahls anschloß, an der, die Offiziere an der Spitze — der inzwischen von seinen Wunden wiederhergestellte Major war auch dazu eingetroffen, — etwas mehr als hundert Mann Anteil nahmen. Es war der letzte ruhige Sonntag. Die einzelnen Truppenteile lösten sich rasch ab, und wenn sie auch die Quartiere bezogen hatten, mußten sie doch jederzeit marsch- und kampfbereit sein. Sonntag darauf, den 27. November, war Advent. Da war es schon nicht mehr möglich, einen regelmäßigen Gottesdienst zu halten. Doch benützte ich die Beerdigung zweier im Spital gestorbener Soldaten, um auf dem Kirchhof eine Ansprache über die Bedeutung des Festes an die sehr zahlreich um das Grab versammelten Soldaten zu halten.

Von dort an wurden die Soldaten häufig in Alarmstellung gerufen. Doch auch da bot sich Gelegenheit, sich ihrer seelsorgerlich anzunehmen. So sah ich eines Tags zwei sächsische Compagnien unter den Fenstern meines Quartiers im Schloß von Noisiel in Alarmstellung. Da schweifte mein Blick seitwärts in meinem Zimmer auf die kürzlich angekommene Bücherkiste mit Soldatenbüchlein, neuen Testamenten und einzelnen Teilen der heiligen Schrift. Sie waren ja wohl eigentlich für die Württemberger bestimmt, allein eingedenk der Antwort des Heilands auf die Frage des Schriftgelehrten: „Wer ist denn mein Nächster?" that ich einen Griff hinein, holte fünfzig Psalterlein heraus und schickte meinen Diener damit zu den Leuten hinunter. Die Offiziere nahmen sie ihm sogleich ab, sie wollten sich die Freude des Verteilens nicht nehmen lassen, und es war eine Lust, zuzuschauen, mit welchem Verlangen die Leute zugriffen und ein Büchlein zu erobern suchten. Nach einiger Zeit klopfte es an meine Thür. „Herein!" „Eine Empfehlung von den Herren Offizieren, und ob der Herr Prediger nicht noch mehr solcher Büchelchen hätte?" „O freilich!" Und noch einmal wanderten fünfzig hinunter. Alsbald lagerten sich die Soldaten ein wenig auf dem Platze und lasen mit großer Begierde zu zweit und dritt in einem Büchlein.

In den Tagen und Wochen nach dem 30. November und 2. Dezember trat natürlich der Dienst an den Kombattanten ganz zurück; die Verwundeten nahmen Zeit und Kraft völlig in Anspruch. Doch konnten in der zweiten Hälfte des Dezember die Predigten wieder aufgenommen werden. Es waren inzwischen die württembergischen Pioniere in Noisiel einquartiert, und für sie sowie natürlich für das Spitalpersonal hielt ich nun ziemlich regelmäßigen Gottesdienst im Kirchlein zu Noisiel. Zu einer rechten Gottesdienstfeier sowie zur Weckung der Andacht gehört aber auch Orgelbegleitung zum Gesang. Nun, eine Orgel war nicht vorhanden, dagegen ein schönes großes Harmonium, das für das kleine Kirchlein völlig ausreichte. Was hilft aber ein Instrument, wenn niemand da ist, es zu spielen? Da trat Schwester J. v. W. in die Lücke. Zwar war sie etwas schüchtern, solchen Dienst zu übernehmen, aber auf meinen Zuspruch entschloß sie sich doch dazu. Ein Meßbuch, in dem auch leichtere, doch würdige und dem kirchlichen Bedürfnis ganz entsprechende Stücke enthalten waren, gab Stoff zu Präludien und Nachspielen. So konnten wir nun unsere sonntägliche Feier ganz wie zu Hause mit einander begehen. — Auch Aushilfe wurde mir zu teil in meinem Predigtdienst. Als die dritte Brigade in der Nähe lag, meinte Kollege Pfl., die Predigt für die Gesunden sei eigentlich in erster Linie Sache der Feldprediger. Er hatte mit seinem katholischen Kollegen die Einrichtung getroffen, daß sie ihre Gottesdienste nicht konfessionell getrennt, sondern nach der Lage der Quartiere abwechselnd hielten; wo der eine an dem einen Sonntag den Gottesdienst versehen hatte, da predigte am nächsten Sonntag der andere und umgekehrt. So kam's, daß die Predigt an dem betreffenden Sonntag in Noisiel auf den katholischen Feldprediger fiel. Ich wohnte natürlich dem Gottesdienst auch bei und habe mich an der biblisch gehaltenen, warm empfundenen Predigt herzlich

erquickt. Doch solche Aushilfe war nur ganz vorübergehend. Nach der Kapitulation von Paris kamen auch die Feldprediger wieder weiter von unserem Feldspital weg, und so gab es auch für mich dann und wann wieder eine Predigt auswärts in Champs. Doch machte sich die jetzt gefahrlose Situation, sowie die Erwartung baldiger Heimkehr sehr fühlbar. So kam's, daß einmal in Champs der Kirchplatz voll Soldaten stand, allein nur acht fühlten sich bewogen, dem Gottesdienst anzuwohnen. Es waren Trainsoldaten, bei denen überhaupt wohl das Verlangen nach geistlicher Pflege in geringerem Maß vorhanden sein mochte, da sie an und für sich den Gefahren doch nicht in dem Grade ausgesetzt waren, wie die kombattanten Truppen. — Im ganzen aber wartete ich des Predigtamts vor Paris mit Freudigkeit und war sehr dankbar, daß mir Gott diese Thätigkeit angewiesen hatte, denn die dadurch veranlaßte Vertiefung in Gottes Wort gab dem inneren Menschen selbst Nahrung, und dann war das Predigen eine wohlthuende Abwechslung in dem ziemlich gleichmäßigen, einförmigen, oft etwas ermüdenden Dienst der Krankenseelsorge. Möchte auch bei der damaligen Verkündigung des Worts doch manches edle Samenkorn in die Herzen gefallen sein, das nicht verloren war, sondern seine Frucht zeitigte!

3. Die dienstliche Stellung der Geistlichen an den Lazaretten und die gesellschaftlichen Verhältnisse.

Die Feldgeistlichen hatten im allgemeinen Offiziersrang, dagegen war ihnen kein besonderer Dienstgrad verliehen. Es mochte einzelne Fälle geben, wo das als ein Mangel empfunden wurde, allein im ganzen war es doch gut und gewährte den Geistlichen, auch den höheren Offizieren gegenüber, eine etwas freiere Stellung. Auch so noch kostete mich's oft Mühe, mich in die ungewohnten Schranken militärischer Rangordnung zu finden, jedoch mehr in meinem Verkehr mit solchen niedrigeren Rangs, indem ich mit manchem, dem ich der inneren Gesinnung, vielleicht auch der Zivilstellung nach näher stand, nicht so ganz ungezwungen öffentlich auf gleichem Fuße verkehren konnte.

Wir Felddiakonen waren dem Feldspital, an dem wir unseren Beruf ausübten, eingeordnet und eben damit natürlich dem Chefarzt und den Vorschriften des Spitals untergestellt. Die ärztliche Behandlung und Verpflegung nahm die erste Stelle ein, und darum durfte auch der Besuch des Geistlichen in keinerlei Weise bei der Thätigkeit der Ärzte sich störend bemerkbar machen. So waren wir hauptsächlich auf die Stunden angewiesen, in denen die Ärzte nichts mit den Kranken und Verwundeten zu thun hatten, d. h. auf die späteren Vormittagsstunden und die Nachmittagsstunden, wobei natürlich auch die Zeit unmittelbar nach dem Essen wegen des Ruhebedürfnisses der Kranken im ganzen ausgeschlossen war. Dagegen konnte der Geistliche den vorzunehmenden Operationen, Amputationen u. dgl. anwohnen, was auch vielfach von den Verwundeten gewünscht wurde, da das Bewußtsein von der Anwesenheit des Seelsorgers ihnen im Blick auf die bevorstehende schwere Stunde einige Beruhigung gewährte. In den Tagen des 30. Novembers und 2. Dezembers, wo die ärztliche Behandlung beinahe ununterbrochen fortging, mußte natürlich die Thätigkeit des Geistlichen nebenher gehen.

Bei solcher willigen Unterordnung unter die Regeln des Spitals fand aber der Geistliche auch alle Förderung in Ausübung seines Berufs von seiten der Ärzte. Unser Chefarzt hat es einmal ausdrücklich ausgesprochen, daß ihm die geistliche Verpflegung seiner Kranken und Verwundeten selbst sehr am Herzen liege, und stets wurde ich von den Ärzten auf besonders gefährlich Kranke, namentlich wenn sie dem Tod entgegengingen, aufmerksam gemacht, wofür ich sehr dankbar war. Einmal begegnete es mir, daß ich in der Orangerie zweien Verwundeten das heilige Abendmahl reichte in der Meinung, der ärztliche Besuch sei vorüber, denn die Krankenwärter hatten mich auf meinen Irrtum nicht aufmerksam gemacht. Während ich mitten in der heiligen Handlung begriffen war, kam der Chefarzt zu seinem Besuch. Ich entschuldigte mich nachher natürlich, allein noch ehe ich meine Entschuldigung recht vorbringen konnte, erwiderte er mit großer Freundlichkeit: „Hat nichts zu sagen." — Außerhalb des Spitals war ich mit den Ärzten beim Essen mittags und abends zusammen (das Frühstück wurde je nach Bedürfnis von den einzelnen früher oder später eingenommen), wobei stets ein freundlicher Verkehr stattfand. Die gemeinsamen Mahlzeiten wurden in der Villa Menier gehalten, wo der französische Koch die Speisen bereitete und dann auch servierte. Er verwendete dazu außer den von den Deutschen ihm übergebenen Lebensmitteln auch die Gemüse, die der Garten der Villa Menier lieferte, so daß wir immer gut versorgt waren. Der Direktor und der Architekt der Fabrik nahmen auch an den Mahlzeiten teil. — Mit den Ärzten, denen ich näher stand, wurde manchmal ein gemeinsamer Spaziergang oder Spazierritt ausgeführt, oft auch bei einem Besuch auf dem Zimmer ein Stündlein gemütlich zugebracht. So machte ich einmal anfangs Februar mit Herrn Oberarzt H. in einem Chaischen einen größeren Ausflug nach Bonneuil, wo sein am 2. Dezember gefallener Bruder begraben lag, dessen Grab ich dann in einer freilich sehr mangelhaften Skizze für die Eltern des Gefallenen zu Papier brachte. Bei dieser Gelegenheit bekamen wir auch viele denkwürdige Orte zu sehen, wo unsere Württemberger so heldenmütig gekämpft, oder von wo aus sie mit einem Hagel von Geschossen überschüttet worden waren (Redouten Gravelle und Faisandrie).

Da im Schloß, wo ich mein Quartier hatte, hauptsächlich die Offiziere der kombattanten Truppenteile einquartiert waren, so kam ich natürlich auch mit diesen in mannigfache Berührung, wurde auch dann und wann zu ihren gemeinschaftlichen Mahlzeiten eingeladen; einmal von Herrn Oberst v. H., dann von den Sachsen, die zu einem solennen Abendessen extra zuvor der Jagd auf Kaninchen und Fasanen obgelegen hatten, später auch von den württembergischen Pionieren, deren Kommandant, Herr Oberstlieutenant von L., mir stets mit großer Freundlichkeit begegnete. Seine gediegen christliche Gesinnung lernte ich ungemein schätzen, so daß ich mich sehr von ihm angezogen fühlte. Auch durfte ich einmal mit ihm einen Ritt nach Gournay machen, wo seine Pioniere oberhalb des zerstörten Viadukts eine Bockbrücke über die Marne geschlagen hatten. Unterwegs machte er mir äußerst interessante Mitteilungen über seinen ersten Rekognoscierungsritt in jener Gegend.

Der Verkehr mit den Kollegen von der Brigade und in den Lazaretten war sehr lebhaft. Von ihren wiederholten Besuchen im Lazarett oder auf meinem Zimmer war schon früher die Rede. Doch pflegten wir auch sonst möglichst häufigen Zusammenseins, sei's daß ich sie aufsuchte in ihren Quartieren, sei's daß wir einen gemeinschaftlichen Ausflug machten; so ritt ich einmal mit unserem Divisionsprediger St. hinüber nach Chennevières. — Bei einem Besuch des sächsischen Divisionspredigers Sch. in Noisiel um die Mitte Dezember sprach dieser den Wunsch aus, auch die übrigen Kollegen unter den Württembergern kennen zu lernen. Es wurde eine Zusammenkunft in Lagny verabredet, die auch an einem der darauffolgenden Montage stattfand. Es kamen dabei vier sächsische Feldprediger, unser Divisionsprediger St. und wir sämtliche fünf württembergischen Felddiakonen zusammen; leider waren unsere württembergischen Kollegen von der Brigade verhindert zu kommen, und die bayrischen Amtsbrüder, die wir auch gerne dabei gehabt hätten, hatten scheints keine Neigung, obwohl auch mehrere in der Nähe waren. Es entwickelte sich nun daraus ein ziemlich regelmäßiger Pfarrkranz, wobei St. vom Hauptquartier in seiner Kutsche unterwegs von uns aufnahm, an wem er vorüberkam; die andern stellten sich zu Fuß, oder mit sonstiger Fahr- oder Reitgelegenheit ein. Der Ort unserer Zusammenkunft war das Quartier des Kollegen J. oder St., die beide in Lagny stationiert waren. Es waren sehr anregende Stunden, die wir da miteinander zubrachten, und wir empfingen darin gar manche Aufmunterung und Erfrischung zu weiterer freudiger Wirksamkeit in unserem Berufe. — Nachdem die Kapitulation von Paris stattgefunden und der Waffenstillstand geschlossen war, auch die Zahl der Kranken und Verwundeten im Spital abnahm und dadurch die Arbeit dort sich verringerte, gab es nun auch Zeit zu manchem Ausflug. So lud Herr Oberstlieutenant v. L. von den Pionieren, die inzwischen nach Fort Nogent verlegt worden waren, drei der Schwestern zu einer Fahrt in die Umgegend von Paris ein. Mir wurde die Aufgabe, sie in Brie in einer Chaise abzuholen. Die Zerstörung in Brie war groß. Die Württemberger hatten am 19. September den Auftrag gehabt, es in Brand zu stecken, da Bauern auf sie schoßen. Ein Jägeroberlieutenant, den ich dort bei einem Ausflug traf, sagte, noch nie sei das Sprichwort: „Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein," buchstäblicher in Erfüllung gegangen; er habe damals mit großem Behagen ein Haus in Brand gesteckt, und jetzt

müsse er darin wohnen. Die Rückfahrt von Brie wurde zu Gesangübungen benützt. Herr Oberstlieutenant v. L. hatte nämlich den Schwestern zur bevorstehenden Feier des Geburtstags unseres Chefarztes ein Gedicht nach der Melodie: „Hab oft im Kreise der Lieben“ verfaßt, das sie ihm singen wollten; da ihnen die Melodie unbekannt war, so übte ich sie mit ihnen ein. — Einige Tage darauf sollten die übrigen fünf Schwestern in die Nähe von Paris geführt werden, und ich wurde ihnen vom Chefarzt zum Führer bestellt. Wir fuhren direkt auf Nogent zu, über Noisy le Grand und Brie. Im Dorf Nogent suchte ich Kollegen K. auf, der uns auf das Fort führte. Auf die Erlaubnis des Kommandanten, Herrn Obersts v. R., durften wir in Begleitung eines Soldaten sogar die Wälle besteigen. Da sahen wir nun die Kanonenschlünde, die ihre furchtbaren Geschosse auf unsere tapferen Soldaten geschleudert hatten; die größten waren zwei ungeheure Marinegeschütze, Hinterlader. Zufällig kamen an diesem Tag auch die Schwestern von Pontault und trafen mit uns auf Fort Nogent zusammen, was nun eine freudige Begrüßung gab. Leider mußte für das fühlende Herz der Schwestern viel zu bald wieder geschieden werden. Von Dorf Nogent ritt Kollege K. mit. Es ging nun über Dorf Fontenay an der Marne einen sehr schönen Weg hin am Barackenlager von Vincennes, an den Schanzen Faisandrie und Gravelle vorüber auf den Rond Point von Gravelle, einen Pavillon, von dem aus man eine herrliche Aussicht genoß. Über St. Maur, Joinville le Pont, Champigny, Villiers u. s. w. kehrten wir zurück. — So gestaltete sich der gesellschaftliche Verkehr vor Paris auf die mannigfaltigste Weise und bot unter die anstrengende schwere Arbeit hinein manche Abwechslung und Erholung, die wir dankbar aus der Hand unseres freundlichen Gottes annahmen und genossen.

4. Nach Hause.

Der Spital entleerte sich immer mehr, und immer näher trat die Frage: wie werden die Dinge in der nächsten Zukunft sich gestalten? Zu was für einem Ziel werden die schwebenden Friedensverhandlungen führen? Werden sie sich zerschlagen und wir dadurch noch länger in Frankreich festgehalten werden, und wo? Oder bringen sie den Frieden und uns damit die Heimkehr? Zähe waren sie, diese Franzosen, und schon rückte der Tag näher, da die Württemberger hätten durch Paris marschieren dürfen, wenn nicht vorher die Friedenspräliminarien zustande kamen. Und sie kamen — zu unserem Leidwesen — *vorher* noch zustande, worauf ja sofort die Durchmärsche durch Paris eingestellt wurden. Doch durch die Hoffnung desto früherer Heimkehr konnten wir uns leicht über die erlittene Enttäuschung trösten. Da der Feldspital in Noisiel aufgehoben war und nach der Sicherung des Friedens für uns Lazarettgeistliche eigentlich kein Feld der Thätigkeit mehr offen stand, so erhielten wir denn auch in den ersten Tagen des März die zur Heimkehr erforderlichen Papiere vom Hauptquartier. Zuvor jedoch sollte uns noch der Anblick eines großartigen Schauspiels zu teil werden. Am 6. März hielt der deutsche Kaiser eine große Truppenschau auf dem Schlachtfeld von Villiers über die württembergische Division, das bayrische Armeecorps von der Tann, und das sächsische Armeecorps. Es war für ein deutsches Gemüt ein erhebender Anblick, wie die ehrfurchtgebietende Gestalt des deutschen Kaisers, umgeben von seinen Helden, die Truppen an sich vorüberziehen ließ, die auf diesem Felde der Ehre, dem blutgetränkten Boden von Villiers, unvergängliche Lorbeeren sich errungen hatten. Mit welcher Begeisterung sah man auf zu den Heldengestalten, die so staunenswertes zu ihrem bleibenden Ruhme ausgerichtet, zu einem Kronprinz Friedrich Wilhelm, dem ruhmbedeckten Sohn seines siegreichen Vaters, zu einem Prinz Friedrich Karl, dem „roten Prinzen,“ dem Bezwinger von Metz, den die Franzosen überall da nahe glaubten, wo sie Hiebe bekamen, und ihn als den Haupturheber all ihrer Niederlagen betrachteten, zu einem Moltke, diesem größten Feldherrn unseres Jahrhunderts, dessen Erfolge einzig in der Weltgeschichte dastehen, zu dem tapferen von der Tann, dem seine heißen Kämpfe um Orleans eisgraue Haare gemacht hatten, und wie die Helden alle heißen, deren Namen, so viel ihrer sind, alle als ein Ruhmesdenkmal jener großen Zeit dastehen. Leider war Fürst Bismarck damals schon in die Heimat zurückgekehrt.

Und nun zurück ins stille Noisiel. Jetzt galt's Abschied zu nehmen von dem Orte, wo so vieles erlebt worden. Wie Tieferschütterndes wurde da mit durchgekämpft, wie manche Hoffnung zu Grabe getragen, und andererseits wieder, wie manche erhebende Erfahrung gemacht! Und nachdem der Spital evakuiert war: wo waren sie nun alle, die hier Tage bitteren Leides, brennender Schmerzen, schwerer Sorgen, heißer innerer Kämpfe zugebracht? Ein Teil lag draußen und ruhte auf unserem friedlichen Kirchhof, ein Teil war entlassen, fürs ganze Leben verstümmelt, dem früheren Beruf entrissen, vielleicht den Keim eines frühen Todes im Innern; und wieder ein Teil durfte mit frohen Hoffnungen in die Zukunft schauen und in die Heimat zurückkehren. Mit innigem Dank gegen den himmlischen Vater durfte auch ich mein Bündel in Noisiel schnüren, denn gnädig bewahrt in allen Gefahren, in voller Kraft und Gesundheit durfte ich den Heimweg antreten.

Noch am selben Tage ging ich nach Lagny, wo ich bei Kollege J. übernachtete; in der Frühe des andern Tags bestiegen wir beide den Eisenbahnzug, der uns abends gegen 10 Uhr nach Straßburg brachte. Welches Hochgefühl, daß wir in dasselbe als in eine *deutsche* Stadt einziehen durften! Am andern Vormittag besichtigten wir die Stadt, das Münster mit seiner kunstvollen Uhr, die Zerstörungen am Steinthor und in der Steinstraße, die aber nicht mehr in ihrer ganzen Gräßlichkeit uns entgegentraten, da natürlich im Lauf der Monate Schutt und Trümmer hinweggeräumt worden waren. Um 10 Uhr gings wieder zum Bahnhof, um vollends der Heimat zuzueilen. Etwa um 3 Uhr fuhr der Zug in den Hallen von St. ein, und als mein Vater grüßend auf mich zukam, da war mein Sehnen gestillt: ich war *daheim*.

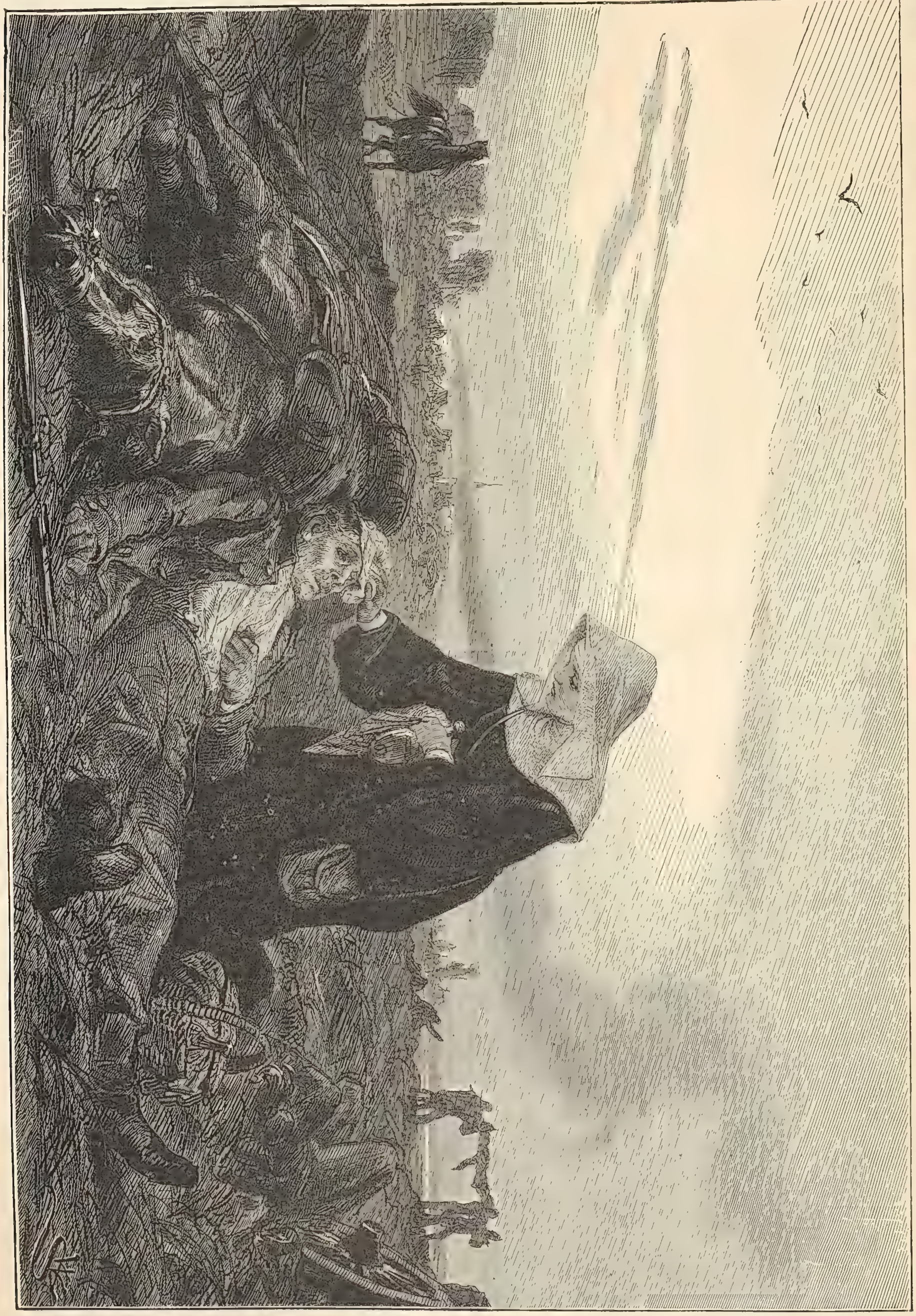
Die große Zeit von 1870/71, sie liegt nunmehr ein Vierteljahrhundert hinter uns, und mit welcher hoffnungsvollen Begeisterung hat man damals in die Zukunft geblickt! Ob alle Hoffnungen und Erwartungen in Erfüllung gegangen, ob bei denen, die dabei waren, die damals gefaßten heiligen Entschlüsse in allezeit frischer Thatkraft sich bewährt, ob das nachwachsende Geschlecht, jener großen Vorbilder würdig, seine Aufgabe erfaßt und schaffensfreudig an ihre Erfüllung herangetreten ist? — wir lassen das unentschieden. Zwei Dinge sind es, die dem Feldgeistlichen im Blick auf die Zukunft wohl besonders am Herzen lagen. Es wird dem Leser vorstehender Schilderungen wohl nicht entgangen sein, daß wir im Feld ein konfessionell sehr friedliches Dasein geführt haben. Und den Eindruck mußte man bekommen: das Volk will von konfessionellen Händeln nichts, es hat kein Verständnis dafür. Sollte die große Zeit nicht auch *die* Frucht zeitigen, die Herzen des konfessionell getrennten Volkes einander näher zu bringen, statt sie einander immer tiefer zu entfremden? Mit Schmerz mußte, wer solche Hoffnung gehegt, sich getäuscht sehen. Das andere war die Hoffnung auf Vertiefung des religiösen Sinnes, daß der vielfach herrschende Leichtsinn durch die Sprache, die Gott, der Herr, in jenen großen Tagen geredet, gedämpft werde, aufrichtige Gottesfurcht die Herzen erfülle, und die Menschen wieder lernen nach Gott fragen. Ist diese Hoffnung in Erfüllung gegangen? Bei einzelnen gewiß! Es werden doch nicht alle die empfangenen tiefen Eindrücke wieder erloschen sein! Im großen und ganzen aber ist wenig davon wahrzunehmen. Möge doch unserem deutschen Volke die Erinnerung an jene große Zeit und daran, wie der Herr darin in Gerechtigkeit und Gericht, in Gnade und Barmherzigkeit unter den Völkern sich bezeugt hat, ernst mahnend das Wort der Schrift in Herz und Sinn schreiben: „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben!“ (Sprüche 14, 34.)

Unter dem roten Kreuz.

1. Das erste Schlachtfeld. (Von einer Diakonissin.)

Obwohl ich seit meinem Eintritt in den Orden St. Borromäo bei der Ausübung der Krankenpflege schon vielfach in der Selbstüberwindung geprüft wurde, vermag ich doch kaum das Grausen zu schildern, das mich bei meiner ersten Wanderung über ein Schlachtfeld erfaßte. Bei Weißenburg war's, am 5. August, als mir die Greuel eines solchen erstmals vor die Augen traten, Bilder, die sich unauslöschlich dem Gedächtnis einprägen, und welche die regste Phantasie sich nicht auszumalen vermöchte. Vieltausendgestaltig tritt uns hier der

Jammer und das Elend vor Augen. Wir Schwestern waren, vierzig an der Zahl, von unserer Oberin dazu bestimmt worden, am Morgen nach dem stattgehabten Gefecht, die nächste Umgebung der Stadt und jene Orte, wo der Kampf zumeist gewütet, abzusuchen, und den Verwundeten Trost und Labung zu bringen. Wohl waren die meisten bereits in den Feldspitälern oder wenigstens auf den rasch eingerichteten Verbandplätzen untergebracht; aber gleichwohl gab es für uns noch genug zu thun; fünf- ja zehnfach lagen die Leichen übereinander in den rasch ausgeworfenen Gräbern, schaudernd wandten wir uns ab von dieser Verwüstung und Zerstörung, auf die wir jetzt fast bei jedem Schritte trafen. Mühsam kletterte meine Begleiterin und ich über Erdwälle und Gräben, wandten uns durch Gestrüpp und Hecken; zwischen zerbrochenen und zerschossenen Fahrzeugen, zersplitterten Lafetten, stehen gelassenen Kanonen mußten wir uns erst durchwinden, ehe wir den Schmerzenslauten und Wehklagen nachzugehen vermochten, die von überall noch ertönten. Oftmals lagen die armen Verwundeten unter einem solch hohen Berg von Leichen und Trümmern aller Art, daß wir allein unmöglich imstande waren, sie hervorzuziehen, aber die preußischen und bayrischen Militärärzte halfen uns treulich bei diesem schweren Werke, mit unermüdlichem Eifer widmeten sie den armen Verwundeten ihre Sorgfalt. Der ganze Ernst, die ganze Nichtigkeit des Lebens, hier auf einem Schlachtfelde tritt sie einem erst so recht vor die Seele. Als ob sich die Erde weigerte, das Blut so vieler ihrer Kinder zu trinken, das hier auf diesem Boden vergossen worden, stand es in großen Lachen, wie Wasser nach einem anhaltenden Nachtregen. Zwischen den zerstampften, und von den Rädern zermalmten Kornähren liegt die Blüte der Jugend, jäh geknickt, dahingestreckt von der Sichel des Todes; auf so mancher Lippe scheint noch ein letzter, sehnsüchtiger Seufzer zu schweben, der den Lieben in der fernen Heimat galt. Da schlummert einer still und friedlich, aber diesem Schlaf folgte kein Erwachen mehr in dieser Welt; dort starren uns verglaste, aus ihren Höhlen getretene Augen an, vom Todeskampf verzerrte Züge lassen uns im tiefsten Innern erschaudern, entsetzt wandten wir uns ab von all dem Jammer und Elend. Wir hatten auch nicht Zeit, uns hier aufzuhalten, war doch all derer noch



Gefangennahme auf dem Schlachtfelde.

eine ganze Menge, die sich nach Hilfe sehnten, die bisher nicht hatten aufgefunden und transportiert werden können. Da ruft einer jammervoll nach einem Trunk Wasser, dort fleht einer, man solle ihn verbinden, ihn nach dem Lazarett schaffen, und doch, wie oft und viel vermögen wir nicht weiter, als die letzten Augenblicke eines Sterbenden zu erleichtern. Das erste Werk der Barmherzigkeit hatte ich an einem schlesischen Infanteristen zu erfüllen. Er lag in einem Felde mit zerschossenem Fuß und rief unter lautem Klagen in seiner Verlassenheit die ferne Mutter um einen Trunk Wasser an. Ich goß ihm einige Tropfen Wein auf die verschmachtenden Lippen, verband nach Kräften seine Wunde, und trug ihn mit meiner Gefährtin dem Verbandplatz zu. Auf halbem Wege lösten uns dabei zwei Diakonen ab, die sich in großer Zahl auf dem Schlachtfelde befanden. Seine heißen Segenswünsche gaben uns neuen Mut bei unserer Weiterwanderung. Der zweite war ein Sterbender. Aus der klaffenden Wunde in der Brust quollen die letzten Blutstropfen langsam hervor — hier war keine Rettung mehr. Der arme Krieger drückte uns mit verklärtem Blick die Hände, daß er nun nicht ganz verlassen sterbe, und schrieb auf einen Zettel, den ich aus seiner Brieftasche nahm, die Worte: „Weinet nicht, wir haben doch gesiegt — wir sehen uns droben wieder. Euer euch liebender Sohn.“ Wir versprachen ihm, seinen letzten Willen gewissenhaft an die Adresse zu befördern, und nach einem kurzen Todeskampf ging seine Seele sanft von hinnen in das Land des ewigen Friedens. — Ein Kanonier lag schwer verwundet unter seinem eigenen Geschütze, und flehte, daß man ihm den Tod gebe. Wir riefen einige Sanitätsleute herbei, mit deren Hilfe es uns gelang, den Ärmsten zu befreien, der bald darauf während der Amputation unter den Messern der Ärzte verblutete. Die weniger Schwerverwundeten vergaßen ihre Schmerzen über der Freude des Sieges, bald hofften sie, würden ihre Wunden geheilt und sie selbst wieder imstande sein, an der Seite ihrer Kameraden fürs Vaterland zu kämpfen. Der Gedanke gab Trost und neue Kraft, aber wie so ganz, wie so gar anders, war es bei den Franzosen. Die einen lagen da, wilden Haß und Trotz in den Mienen, in tiefer Niedergeschlagenheit jammerten die andern über die Niederlage der französischen Waffen, sie konnten, sie wollten es nicht glauben, daß Frankreichs Heer von den verhaßten Prussiens sollte geschlagen worden sein, und doch war dem so, und sie selbst hatten neben dem körperlichen Schmerz nun auch noch das quälende Bewußtsein, als Gefangene den Rhein zu überschreiten, den sie in raschem Siegeslauf erobern zu können, noch vor wenigen Tagen felsenfest geglaubt hatten. Zuweilen traf man aber auch Franzosen und Deutsche friedlich bei einander sitzen, treulich half einer dem andern seine Wunden verbinden, und brüderlich teilten sie den Trunk aus der deutschen Feldflasche, dem blechernen französischen „Bidon.“ Wie mancher dankbare Blick traf uns da, wie viel Dankesworte bekamen wir zu hören, wenn wir die armen Verwundeten speisten, tränkten, trösteten, und ihnen, so weit es in unseren Kräften stand, Linderung ihrer Schmerzen brachten. Noch wartete unser eine mühevolle Arbeit in den Weinbergen von Weißenburg. Dort hatte der Kampf am heißesten und wildesten getobt, dort waren die Söhne der bayrischen Berge und

Aufnahmespital in einem Dorfe bei Weißenburg.

der afrikanischen Erde zusammengestoßen, und statt des Jauchzens der Winzer erscholl dort an jenem Tage wildes Kampfestosen und Schlachtgeschrei, Haubajonett und Handschar klirrten gegen einander, aber deutscher Kraft und deutscher Begeisterung vermochten die Turkos auf die Dauer nicht zu widerstehen, was nicht floh, wurde niedergemacht, eine Stellung des Feindes nach der andern im Sturme genommen. Noch im Tode hielten die Fäuste der braunen und schwarzen Wüstensöhne das Chassepot oder das fürchterliche breite Messer umklammert, und die feindseligen Blicke, welche uns die Verwundeten zuwarfen, ließen es geraten erscheinen, ihnen nur mit der größten Vorsicht uns zu nähern; mehr als einmal war es vorgekommen, daß unsere Feld-Diakonen, während sie verwundete Turkos verbanden, von solchen mit den Zähnen angefallen und gebissen wurden. Manche von ihnen aber streckten uns die Hände hilfeflehend, mit jammernden Gebärden entgegen und zeigten sich dankbar, wenn wir auch die fremden Laute ihrer Sprache nicht verstehen konnten, wir fühlten es, daß sie uns danken wollten. Dank der Umsicht und Thätigkeit unserer Oberin gelang es uns, die Vorräte an Erquickungen aller Art immer wieder ergänzen zu können, an verschiedenen Stationen der Bahn standen solche für uns bereit, so konnten wir

unser Samariterwerk ausüben, bis eine Sanitätsabteilung mit den Transportwagen ankam, die Verwundeten in das nächste Aufnahmespital, deren mehrere in Weißenburg und den umliegenden Dörfern eingerichtet waren, zu bringen. Wir halfen bei dieser Arbeit, bis die Sonne hinter dem fernen Höhenzug der Vogesen unterging, mit einem letzten Sonnenstrahl die Türme und Mauern Weißenburgs beleuchtend, während sich über das Kampf-Feld schon die Abendschatten breiteten. Aufs äußerste ermüdet, traten wir den Heimweg an, um tags darauf in den Lazaretten unserer Pflicht weiter zu genügen; ein inniges Gebet sandten wir zum Himmel empor, er möge uns Kraft verleihen in unserem schweren Werke und Beruf, und unsere Arbeit an den Kranken und Verwundeten segnen.

2. Frau Marie Simon in ihrer Thätigkeit unter dem roten Kreuze.

Von 11 Uhr morgens bis zum späten Abend hatte der Kampf um den Spicherer Berg am 6. August getobt, mit Bangen erwarteten die Bewohner von Saarbrücken den Ausgang desselben, wie viel, unendlich viel, hing für sie davon ab! Das klang heute ganz anders, das wetterte und tobte, daß die Fenster klirrten und die Häuser zitterten, was wollte dagegen die ärmliche Komödie mit Lulu bedeuten und besagen, die am 2. August aufgeführt worden war. Das war kein Vorpostentreffen, kein Gefecht mehr zu nennen, nein, das war eine Schlacht, eine große entscheidende Schlacht, und rasch setzten die Ambulanzen alles instand, die Verwundeten aufzunehmen. Da strömte es auch schon in die Stadt herein, man glaubte, es könne kein Ende nehmen; dort hält einer den zerschmetterten Arm fest an die Brust gepreßt, aber stolz, erhobenen Hauptes schreitet er dahin, er achtet der schweren Wunden nicht, andere sind noch viel schlimmer weggekommen als er, dort bringen sie seinen Kameraden, den eine französische Granate schwer verstümmelt, auf einer Tragbahre, über die das rote Blut an dem weißen Teppich herabrieselt, morgen vielleicht schon ist er allem Erdenleid enthoben! Und Bahre auf Bahre wird vorübergetragen, jenen Häusern zu, von denen das rote Kreuz im weißen Felde weht. Will es denn gar kein Ende nehmen? Und in all diesem Jammer und Elend war es rührend anzuschauen, wie die Mädchen und Frauen von Saarbrücken daher eilten, die leichter Verwundeten zu stützen, zu führen, wie sie Erfrischungen herbeischleppten, Wasser, Wein, Brot, Fleisch, Früchte, die ermatteten Krieger zu erfrischen, und wie sorglich wurden die vom tückischen Blei Getroffenen im Spital, in den Bürgerhäusern, in der ganzen Stadt verpflegt! Die Männer blieben hinter den Frauen nicht zurück, sie bieten alle ihre Kraft auf, sie leisten Großartiges, und doch ist es nur ein kleiner Bruchteil, dem geholfen werden kann, gar so unendlich viele sind es, die nach Hilfe und Trost verlangen, rastlos, bei Tag wie bei Nacht mühen sich die Krankenträger ab, stärken die Sanitätsleute die stöhnenden und ächzenden Krieger, eilen die Ärzte, die heute bedauern, nicht mehr als zwei Arme zu besitzen, von einem Verwundeten zum andern. Nachdem ihnen der erste Verband angelegt worden, bei den meisten geschah dies auf dem Bahnhofe, von wo aus sie gleich nach entfernteren Lazaretten zur Verpflegung zurückgeschafft werden konnten, kam schon wieder ein neuer Trupp Hilfsbedürftiger an die Reihe, kurz jeder bemühte sich, sein Bestes zu leisten. Aber auch hier war oftmals das Wollen stärker als das Können. Wie gerne hätte man den hilfsbedürftigen Kriegern stets das Beste zuteil werden lassen, wie gerne sie auf dem kürzesten Wege nach der Heimat und zu den ihrigen geschafft, wenn es möglich gewesen wäre, aber bald fehlte es an den nötigen Eisenbahnwagen, bald mangelte den Lazaretten zuweilen das Notwendigste. Es waren der Schwierigkeiten, die man zu überwinden hatte, eben gar zu große, und trotzdem darf man mit gerechtem Stolze rühmen, daß in jenen Tagen das ganze Sanitätspersonal, die Hilfsvereine, Johanniter und Feldiakonen, Vereine und Privatpersonen Großes erreicht haben. Was leistete nur eine einzige Frau, die jedem Ausmarschierten wenigstens dem Namen nach bekannte Frau Marie Simon aus Dresden, welche unser Bild in ihrer vollen Thätigkeit zeigt. Schon im Jahre 1866 hatte diese Frau den richtigen Ausspruch gethan, „man muß die Hilfsmittel zu den Verwundeten bringen, nicht aber umgekehrt," und nach diesem Grundsatze handelte sie schon damals; mit Recht konnte Julius Naundorff in seinem Werke: „Unter dem roten Kreuze" von ihr rühmen: „Wenn man wissen will, was ein entschlossener Wille, eine bewundernswerte Energie, was wahrhafter Christenmut ist, dann forsche man nach den Thaten jener merkwürdigen Frau, die in Dresden ihr großes Weißwarengeschäft zu leiten, wie im Kriege auf den Verbandplätzen und im Lazarette zu befehlen weiß. An Bequemlichkeit aller Art gewöhnt, scheut sie weder die Schwierigkeiten einer oft gefahrvollen Thätigkeit, noch die Drangsale eines bei Tag und Nacht rastlosen Lebens. Sie weilte wochenlang in Gegenden, deren Luft verpestet war, an Orten, welche nur entsetzliche Scenen belebten. Sie ertrug den Mangel und alle Beschwerden, die das Kriegsleben unter einer feindlich gesinnten Bevölkerung, in einer verwüsteten Gegend birgt. Wochenlang fand sie kaum Zeit, ihre Kleider zu wechseln; sie verrichtete in der einen Stunde die Arbeit einer Magd mit der Demut einer barmherzigen Schwester, um in der andern Stunde selbständig die Leitung eines Transports in die Hand zu nehmen, oder einem säumigen Beamten Vorwürfe zu machen. Sie war bei allem von Gott gesegnet. Man suchte bald ihren Rat und ihre Hilfe; von der Aufmerksamkeit, die man ihr erwies, ging man zur Hochachtung über. Der Säumige fürchtete ihre Nähe, welche der Hilfsbedürftige erflehte. Sie war in der That in den Hospitälern eine Erscheinung, die der Geschichte jener denkwürdigen Tage angehört, und ohne sie nicht gedacht werden kann."

Krankenträger auf dem Schlachtfelde.

Was sie mit ihren Albertinerinnen vom ersten Tage des Krieges an, was sie in den entsetzlich blutigen Tagen des Augusts vor Metz geleistet, dankbar verzeichnen es die Blätter, auf denen von der helfenden Thätigkeit der Frauen in dem männermordenden Kampfe zu lesen ist, es würde uns zu weit führen, das alles hier des Näheren zu beschreiben, ihr Anteil aber an den Ereignissen der letzten Augusttage, vor Sedan und ihr Abenteuer in Montmedy sind zu originell, als daß wir solche, wie namentlich auch ihren Aufenthalt in Lagny übersehen dürften.

Als die ersten Gefechte Ende August stattgefunden hatten, die auf ein neues Zusammentreffen der Armee hindeuteten, erzählt ein Mitarbeiter des Daheims im Jahrgang 1871, brach sie sofort mit ihren Albertinerinnen auf, und fuhr über Etain und Stenay nach Douzy, einem kleinen Orte östlich von Sedan an der über Carignan nach Montmedy führenden Eisenbahn. Die Fahrt, welche zum Teil über die Schlachtfelder ging, war eine ungemein beschwerliche, der Regen goß in Strömen hernieder, die Frauen wurden gänzlich durchnäßt. Die Wege waren bodenlos geworden, und in den von Kanonen und Trainzügen aller Art durchfurchten Geleisen blieben die schwer mit Kisten bepackten Leiterwagen oft stecken. In Douzy selbst lagen 1500 Schwerverwundete, infolgedessen jeder Raum aufs höchste überfüllt und kaum ein Unterkommen für die Frauen zu finden war. Ein Offiziersdiener trat eine kleine Küche, die ihm angewiesen war, für die Nacht der Frau Simon ab, und in diesem erbärmlichen Raume mußte sie in ihren durchnäßten Kleidern aushalten. Rings um sie her stöhnten die Verwundeten, lagen die Kranken in ihren wilden Fieberphantasieen, der Wind

peitschte draußen den Regen und jagte ihn prasselnd gegen die Fenster, es war eine richtige Schreckensnacht. Am nächsten Tage wurde das Auspacken der Lazarettgegenstände begonnen, aber in dem halbverwüsteten Orte war kein ordentlicher Platz mehr zu finden, an dem alle die notwendigen Dinge untergebracht werden konnten. Fortwährend wurden Schwerverwundete zugeführt. Ruhr und Typhus traten auf; einige Fälle von Blattern kamen vor. Dazu strömten fortwährend Regengüsse herab, — es war keine Kleinigkeit für eine Frau, hier auszuharren und den Mut nicht zu verlieren. Bei der großen Anzahl Verwundeter reichte die kleine Zahl Pflegerinnen nicht aus, aber sie leistete Vorzügliches. Die Mittel, welche sie anwandte, um die Verwundeten gut zu versorgen, waren oft origineller Natur. Es fehlte an Milch, und diese wollte sie beschaffen. Sie hatte erfahren, daß die Einwohner Douzys ihre Kühe und Pferde, etwa 200 Stück, teils auf das neutrale belgische Gebiet, teils in unzugängliche Wälder geflüchtet hatten, um den Requisitionen zu entgehen. Frau Simon beschloß, das Vieh herbeizuschaffen. Zunächst ging sie zum Maire und sagte diesem: „Herr Maire! Wie Sie sehen, haben wir bei den Lazaretten hier kein Wachtkommando, aber wir haben das Recht, mehrere hundert Mann zu diesem Zwecke zu verlangen. Lasse ich diese kommen, so fallen sie natürlich Ihrer Gemeinde zur Last, welche sie einquartieren und verpflegen muß. Bedenken Sie dieses gefälligst. Unterstützen Sie mich dagegen auf alle mögliche Weise, so bleibt die Einquartierung fort und ich werde außerdem für Ihre Ortsarmen sorgen. Ferner muß das Vieh herbeigeschafft werden, damit wir Milch und Butter für die Verwundeten bekommen. Sind Sie einverstanden, wenn ich Ihnen die Versicherung verschaffe, daß nichts von demselben requiriert wird?“ — „Einverstanden!“ erwiderte der Maire. Nun fuhr Frau Simon nach Sedan und stellte sich dort dem Kommandanten vor, der, nachdem er die merkwürdige Frau kennen gelernt, ihr einen Schutzbrief für das Vieh von Douzy ausstellte, das nun sofort aus Belgien und den Wäldern zurückkehrte. Die Lazarette waren jetzt, dank der Energie jener Frau, mit Butter und Milch reichlich versorgt.

Ein so warm und tiefempfindendes Herz diese Frau besaß, so fehlte es ihr doch keineswegs an Mut und Entschlossenheit. Hier nur ein Beispiel für viele. Die Festung Montmedy, südöstlich von Sedan, war noch in den Händen der Franzosen. Durch zahlreiche Ausfälle der Besatzung und der Franktireurs wurde sie den umliegenden Etappenkommandos, den Proviantzügen u. s. w. höchst lästig. Zahlreiche deutsche Gefangene, die bei solchen Gelegenheiten aufgehoben worden waren, befanden sich in der Festung, wo sie gerade nicht zum besten behandelt wurden. Mehr noch aber war Montmedy dadurch lästig, daß es die Eisenbahn, welche von Sedan nach Osten führt, sperrte. Dadurch war es ungemein schwierig, die so zahlreichen Verwundeten und Kranken aus den Feldspitälern in die Heimat zu schaffen, die Armen mußten tagelang auf den elendesten Leiterwagen geführt werden, bis sie die nächste Bahnstation erreichten. Die Jahreszeit war zudem schon ziemlich vorgerückt, und da es in Frankreich fast nirgends Öfen giebt, wie wir sie in Deutschland fast allgemein haben, und die Kamine zwar sehr hübsch, aber auch sehr unpraktisch sind, da sie nur die dicht dabei Sitzenden zu erwärmen vermögen, so machte sich im Lazarett von Douzy die kühle Witterung bereits stark bemerklich, es war unbedingt notwendig, daß dasselbe so rasch als möglich geräumt wurde. — Da kam Frau Simon auf den kühnen Gedanken, sich nach Montmedy zu begeben, um den dortigen Kommandanten zu bewegen, daß er Verwundeten-Züge ungehindert passieren

Bahnhof-Verbandstation.

lasse. Sie mag uns ihr Abenteuer selbst erzählen, wobei wir alles Unwesentliche weglassen: „Am 30. Oktober früh führte ich mein Vorhaben aus. In meiner Begleitung befanden sich die Pflegerin H., welche vortrefflich französisch sprach, und der Student K., ein tüchtiger junger Mann, der sich schon in Dresden uns freiwillig angeschlossen hatte und jederzeit bewies, daß ihm das Herz auf dem rechten Flecke saß. Montmedy ist von Douzy nur drei Stunden entfernt. Das Bahngeleise, dem entlang wir fuhren, war gut erhalten, und auf dem ganzen Wege fand sich nichts, was mich hätte bestimmen können, meinen Plan aufzugeben. Erst kurz vor der Festung bemerkten wir, daß die Eisenbahnbrücke gesprengt war, ein betrübender Anblick, denn nun stellte es sich heraus, daß unsere Bemühungen umsonst waren. Zur Fortschaffung unserer Verwundeten konnte die Strecke nicht benützt werden. Das Geratenste wäre nun für uns gewesen, unverzüglich umzukehren, indessen das ging nicht mehr an, es war zu spät, denn von der Festung aus hatte man uns schon bemerkt, es hieß also vorwärts, hinein in das feindliche Nest, das ziemlich hoch auf einem Felsen in den Ardennen liegt. Schnell wurde nun aus einem Besenstiel und einer Serviette eine Parlamentärflagge hergestellt, unsere Binden mit dem roten Kreuze waren deutlich sichtbar. So gelangten wir an die Vorposten, von wo aus wir nach kurzem Hin-

und Herreden in die Festung geleitet wurden. Da ich nicht gut zu Fuße bin, so fuhren wir, so weit es nur irgend anging, durch die untere Stadt, Médy-bas genannt, hindurch, bis das Fahren wegen der ansteigenden Straße ein Ende hatte. Hier stiegen wir aus. Unsere Ankunft hatte eine gewaltige Erregung verursacht, und sofort versammelte sich ein großer Menschenhaufen, meist widerlich aussehende Blusenmänner, um uns; der Anblick dieser Leute war nichts weniger als ermutigend, wir fragten uns, ob wir Angehörige der „grande nation" vor uns hätten oder am Ende gar unter eine Räuberbande geraten seien? Der Weg zu der Oberstadt war sehr steil, dort oben wohnte der Kommandant, und K. erbot sich, hinaufzugehen und mit ihm zu reden. Mit verbundenen Augen wurde er von einer johlenden Rotte, die allem, nur nicht Soldaten glich, abgeführt, wir Frauen blieben auf unserem Wagen sitzen. Unterdessen wurde der Menschenandrang immer größer, mit grimmigen Blicken sah man uns an, und die Bemerkungen, welche wir zu hören bekamen, waren nicht die freundlichsten. Eine solche Besatzung war mir noch nicht vorgekommen! Waren das die Soldaten der großen Nation? Wir Frauen mußten von „diesen ritterlichen" Franzosen eine Behandlung ertragen, die ich bei dem am tiefsten stehenden Volke Europas nicht für möglich gehalten hätte. Ja, wären es lauter Freischärler, Franktireurs oder Leute aus den niederen Klassen gewesen, ich hätte mich trösten und es auf den niedrigen Bildungsgrad schieben können. Aber Offiziere der aktiven Armee waren darunter und ließen es ruhig geschehen, daß Frauen beleidigt wurden. Wegen zwei Frauen, die in Begleitung eines jungen Mannes offen und frei, mit der weißen Fahne in der Hand in die Festung gefahren waren, hatte man diese alarmiert. Wir seien Spione, hieß es, und sollten demgemäß behandelt werden. Mitten in dem Trubel und Getöse, in dem Schimpfen und Schreien der tobenden, immer mehr anwachsenden Menge bot unser Kutscher ein Bild stoischer Ruhe dar. Er war ein sächsischer Trainsoldat vom 12. Feldlazarett. Mit einer Seelenruhe sondergleichen, als ob gar nichts um ihn her vorginge, saß er da und schaute gleichgültig auf die zusammengeströmte Rotte. Jetzt zog er ein Stück Brot aus der Tasche und nun die Wurst. Riesige Schnitte versanken in dem breiten, gemütlich schmatzenden Munde. Dieser Gleichmut brachte die tobenden Blusenmänner, welche besonders wütend auf die deutsche Uniform waren, noch mehr in Wut Die Flut der Schimpfreden, die auf den Trainsoldaten einströmte, nahm kein Ende. Dieser aber ließ sich nicht stören, hörte den Leuten zu, als ob sie ihn etwa fragten, wie viel Uhr es sei, und stieß nur hie und da ein gemütliches, „nix comprend pas" hervor. Die Pferde verzehrten unterdessen von der ausgebreiteten Parlamentärflagge ihren Hafer. So saßen wir da, ein komisches Bild, aber in keineswegs gemütlicher Lage, denn das lange Ausbleiben des Herrn K. begann uns zu ängstigen. Ich schickte nun einen Unteroffizier an den Kommandanten und ließ ihn um eine Unterredung bitten. Er erschien auch nach langem Warten und begab sich mit uns in eine Wachtstube, doch war er nicht allein, sondern von einem Herrn in Civil, der sich als der eigentliche Machthaber in Montmedy aufspielte, begleitet. Dieser Herr in Civil bemühte sich in Worten und Gebärden den Marat oder Danton, den Civilkommissär aus den Tagen der großen Revolution zu spielen; er galt alles, der Kommandant der Festung nichts! — „Sie sind eine Spionin und ich werde an Ihnen ein Exempel statuieren, das seinesgleichen nicht mehr haben soll," fuhr dieser höfliche Herr mich an, ohne auch nur zuvor ein Wort über den Zweck unseres Kommens verloren zu haben. Ich bewahrte meinen Gleichmut und berief mich auf das rote Kreuz. „Das alles ist Schwindel! Wo ist der Stempel? Wo haben Sie Legitimationspapiere von einer französischen Behörde? Es bleibt dabei, Sie sind eine Spionin und werden demgemäß behandelt. Der Mensch — er meinte Herrn K. — wird sofort erschossen." — Daß mir bei alledem nicht wohl zu Mute war, läßt sich denken. Ich kann es kaum schildern, was ich da empfun-

Frau Simon in ihrer Thätigkeit unter den Verwundeten.

den. Herr K. war das einzige Kind seiner Eltern; nur mit schwerem Herzen hatten sie der Begeisterung des jungen Mannes nachgegeben, der seine Kräfte der freiwilligen Krankenpflege widmete, und nun sollte er auf solch schändliche Weise umkommen. Nun begann ich zu reden, nachdrücklich, eindringlich, aber ohne etwas anderes zu erreichen, als den Bescheid, „wir Frauen dürften frei abziehen, Herr K. aber würde erschossen, daran sei nichts zu ändern." — Bisher hatte ich mehr gebeten; da aber mein Bitten nichts nützte, so wollte ich nun, da unsere Lage doch dadurch nicht noch mehr verschlimmert werden konnte, drohend und mit aller Energie auftreten. „Herr Kommandant," so etwa begann ich, „ich werde nicht eher von hier weichen, bis derjenige, den ich unter dem Schutze des roten Kreuzes und einer Parlamentärflagge in menschenfreundlicher Absicht und vertrauensvoll zu Ihnen gesandt, mir zurückgegeben ist. Ich habe dabei einen Fehler begangen und diesen will ich offen vor Ihnen zugestehen. Ich habe an die Großmut, die Ritterlichkeit der Franzosen geglaubt, leider aber mich bitter getäuscht. Und nun hören Sie noch eines: Halten Sie uns zurück, krümmen Sie uns ein Haar, dann hat Deutschland die Macht in Händen, in der fürchterlichsten Weise Repressalien zu üben. Ich gebe Ihnen zu bedenken, daß 300 000 französische Kriegsgefangene sich in deutschen Händen befinden."

Meine Rede hatte gewirkt, Herr K. wurde mir gebracht. Das erregte und erhitzte die johlende Menge, die um das Schauspiel, einen Prussien erschießen zu sehen, gebracht worden war, aufs höchste; sie begann noch ärger zu johlen, zu schreien und zu toben als bisher, unser Kutscher kümmerte sich aber auch jetzt nicht das geringste darum. Mit der ihm eigenen, durch nichts zu erschütternden Seelenruhe wendete er mitten in dem lärmenden Haufen seine Pferde und fuhr während uns Flüche, Verwünschungen und die gemeinsten Schimpfreden nachgerufen wurden, langsam durch die Straßen der Festung und zum Thore hinaus. — Dies in kurzen Zügen das Abenteuer der Frau Simon in Montmedy.

Unterdes hatte die Cernierung von Paris ihren Fortgang genommen, die Spitäler um Sedan leerten sich, um so mehr gab es aber an der von Paris nach Deutschland führenden Etappenstraße zu thun; dorthin wandte sich jetzt Frau Simon. Nach herzlichem Abschied von den Bewohnern Douzys, welche alle die einfache, schlichte Frau schätzen gelernt hatten, schlug sie mit ihrer Wagenkolonne den Weg über Sedan nach Vendresse ein, einem kleinen, an der Straße nach Rheims zu gelegenen Orte. Als sie dort eintraf, war die Stimmung der Einwohner eine stürmisch erregte, Gerüchte von einem großen, von den Franzosen errungenen Siege waren im Umlauf, die Deutschen, hieß es, befänden sich in voller Flucht, und der Umstand, daß kurz zuvor das dortige Etappenkommando aufgehoben worden war, ließ die Sache nicht ganz unwahrscheinlich klingen. Da war denn der Aufenthalt, zumal nur sieben Soldaten als Bedeckungsmannschaft zur Verfügung standen, nichts weniger als angenehm, aber Frau Simon, die sich ohne weiteres in demselben Hause bei Monsieur Hanonnet einquartiert hatte, bei dem zuvor der König von Preußen sein Absteigequartier genommen, wußte durch ihr zur Schau getragenes Selbstbewußtsein und durch ihren Mut den Franzosen derart zu imponieren, daß sie auch nicht die geringste ernstliche Belästigung zu erfahren hatte. — Tags darauf hatte ihre Kolonne auf der Fahrt nach Rethel einen Wald zu passieren, in welchem es, wie allgemein behauptet wurde, von Franktireurs wimmeln sollte, zur Vorsicht luden daher die Bedeckungsmannschaften ihre Gewehre; die französischen Vorspannbauern aus Douzy erklärten jedoch, es brauche niemand Sorge zu haben, sie würden unter allen Umständen zu Frau Simon stehen, welche so treulich die Franzosen wie die Deutschen gepflegt habe, und von der kein Armer in Douzy ungespeist gegangen sei. Glücklich kam die Kolonne über Rheims nach Epernay, von wo aus die Bahn benützt werden konnte, vorausgesetzt, daß man so glücklich war, von einem Zuge mitgenommen zu werden. Die Bahn war mit Munitions- und Proviantzügen buchstäblich verstopft, und wohl jede andere, als Frau Simon hätte hier Tage lang liegen bleiben müssen ohne Aussicht auf Weiterbeförderung, bei ihr aber war das etwas anderes. — Ihre Thätigkeit im 66er Feldzuge war noch zu frisch in aller Gedächtnis, ihre Leistungen im gegenwärtigen Feldzuge so allbekannt, daß ihr von allen Seiten das herzlichste Entgegenkommen zuteil wurde; am nämlichen Tage noch konnte sie mit ihren Albertinerinnen und ihren sämtlichen Vorräten in fünf Eisenbahnwagen nach Chateau Thierry abfahren, wo sie alsbald ihre frühere Thätigkeit aufs neue entfaltete. Zu thun gab es auf diesem wichtigen Etappenplatze genug, und wie sie dort wirkte, beweist am besten die Thatsache, daß „Mutter Simon", wie sie allgemein hieß, der Mittelpunkt war, um den sich alles drehte. Sie hieß die „Mutter Simon" bei den Offizieren, wie bei den Soldaten, wußte doch jeder einzelne, was sie schon auf dem Gebiete der Krankenpflege geleistet, und das Ständchen, welches die Musik eines auf dem Marsche nach Paris befindlichen Regiments, (des 61., wenn wir nicht irren,) während des kurzen Haltes, der dort gemacht wurde, der aufopfernden Krankenpflegerin brachte, ist der beste Beweis dafür, wie sehr ihre Leistungen im Heere geschätzt wurden. — Später als die Bahn bis Lagny führte, siedelte sie mit ihren Schwestern dorthin über; nun war sie nur noch wenige Stunden von der Pariser Cernierungsarmee und der Weltstadt entfernt. Auch von Lagny aus wußte sie überallhin Hilfe gelangen zu lassen, und wahrlich an Arbeit hat es ihr dort niemals gefehlt, namentlich nicht nach den mörderischen Schlachten vom 30. November und 2. Dezember, wo ihre speziellen Landsleute, die Sachsen, sich mit den Württembergern und Pommern blutige Lorbeeren und Wunden holten. Lagny war nach jenen Tagen von Verwundeten überfüllt, Frau Simon aber wußte überall Rat zu schaffen, sie sorgte für den gemeinen Mann mit der gleichen Sorgfalt, wie für hohe fürstliche Persönlichkeiten, die bei ihr Quartier nahmen auf dem Rückmarsche von Paris, nachdem inzwischen die trutzigliche Stadt bezwungen und der Frieden geschlossen worden war. Damals kam auch der Reichskanzler Graf Bismarck bei ihr ins Quartier, und sie ließ es sich nicht nehmen, ihn ganz besonders zu pflegen. „Der hat die meiste Arbeit gethan," sagte sie in ihrer Schwärmerei für den Kanzler, „und braucht die Pflege jetzt am nötigsten." Graf Bismarck ließ es sich auch vier Stunden lang unter dem Dache der trefflichen Frau schmecken, und behandelte sie mit der größten Auszeichnung. So hielt die treffliche Frau, die mehr als einmal in Lebensgefahr während des Feldzuges geriet, mit ihren Albertinerinnen sieben volle Monate in Frankreich aus. Welche Fülle von Unlust und Widerwärtigkeiten hatte sie in diesem Zeitraum zu erfahren, wie oft mit Not und Entbehrungen aller Art zu kämpfen gehabt; es sind Hunderte von Meilen, die sie zu Fuß, auf schlechten Leiterwagen, mittelst der Eisenbahn, immer im Dienste der ihr heiligen Sache der Nächstenhilfe, zurückgelegt. Sie schien Nerven von Stahl zu besitzen, und während sie, andern dienend, ihre Kräfte zu verzehren schien, wuchsen ihr immer neue, sie war und blieb unermüdlich. Darum zählt auch die Schar derer, die bis zum Tode ihrer und ihres Wirkens in tiefster Dankbarkeit gedenken werden, nach Tausenden und Abertausenden. Wie viele verwundete Krieger hat diese barmherzige Samariterin verbunden, wie viele Hungrige und Durstige gespeist und getränkt! — Daß es dieser Frau an äußeren Zeichen der Anerkennung nicht fehlte, ist selbstverständlich, die Presse wußte ihr Wirken nicht hoch genug zu rühmen, die Kaiserin selbst empfing die schlichte Frau in Audienz, unterhielt sich huldvollst mit ihr und fragte sie in Sachen der freiwilligen Krankenpflege um ihren Rat, verlieh ihr auch eine Verdienstmedaille, König Johann von Sachsen zeichnete sie mit dem neugestifteten Sidonien-Orden aus. Sie bedurfte freilich dieser Ehrenzeichen nicht, ihr schönster Schmuck war und bleibt, was sie gethan, was sie geleistet im Dienst der Barmherzigkeit. Auf diesem Punkt konzentrierte sich ihr ganzes Sein, ihr Streben und Denken. Das Facit ihrer Erlebnisse und Erfahrung hat sie in ihrem letzten Briefe, den sie aus Frankreich in die Heimat geschrieben, gezogen, dasselbe lautet also: „Das Gebiet der Krankenpflege muß praktisch umgestaltet werden, wenn es unserer großen Zeit einigermaßen würdig sein soll. Die Opferfreudigkeit unserer Nation bedarf einer ebenbürtigen Verwaltung. Komme ich, so Gott will, lebend und gesund zurück, so habe ich es auf meine Mitschwestern abgesehen, für sie will ich das, was ich erlebt und gesehen, zu verwerten suchen. Ich werde schon Menschen finden, die mich verstehen und die mir hilfreich zur Hand gehen. Ich weiß, Deutschlands Frauen werden weder denen Englands noch Amerikas nachstehen, — der Grund zu einer guten Krankenpflege kann aber nur von Frauen gelegt werden."

Das sind eben so schöne als wahre Worte; hoffen wir, daß sie auf guten Boden gefallen sind, und daß, wenn wieder einmal das Vaterland rufen sollte, es ihm neben seinen wehrhaften Söhnen nicht an

Frauen fehlen möge, die sich, wie Marie Simon, in den Dienst der Barmherzigkeit stellen, unter dem roten Kreuze, von dem Karl Gerok singt:

O sieh, wie auf blutigem Plane,
Mit sterbenden Helden besät,
Die weiße, die friedliche Fahne
Mit purpurnem Kreuze dort weht;
Inmitten verstümmelter Leichen,
Inmitten des tobenden Streits —
Was deutet das himmlische Zeichen?
Was predigt das heilige Kreuz?

Es ruft der erbarmenden Liebe:
Sein Werk hat der Mord nun gethan,
Mit Kugel, mit Stich und mit Hiebe,
Jetzt fängt das Deinige an;
Die im Zorne die Schlacht hat geschieden,
Die in Schmerzen die Wahlstatt vereint,
Die sammle ums Kreuz nun im Frieden,
Und pflege den Freund, wie den Feind!

Und siehst du die friedlichen Ritter?
Sie tragen nicht Schwert noch Gewehr,
Doch stürzen ins Schlachtengewitter
Sie mitten im fechtenden Heer,
Und wo ein Sterbender lechzet,
Dem bieten sie Labung zum Mund,
Und wo ein Verwundeter ächzet,
Den hebt man vom blutigen Grund.

Willkommen, ihr Johanniter,
Aufs neue zu Ehren erwacht,
Ihr tapferen Samariter,
Ihr dienenden Brüder der Schlacht!
Im Felde den Feind zu erschlagen,
Wohl rühmt sich's der tapfre Soldat,
Doch Wunde zu heben und tragen,
Mich dünkt es die schönere That.

Gott lohn euch, ihr Diakonissen:
Mit Myrten bekränzt sich die Braut,
Ihr seid an verpesteten Kissen
Dem Tod und Entsetzen vertraut,
Seid, während nach blutigem Ruhme
Der Mann ins Getümmel sich stürzt,
Zu sanfterem Heldentume
Und doch zu dem schwersten geschürzt!

O Liebe, du Tochter vom Himmel,
Du Taube vom heiligen Geist,
Die über dem Schlachtengetümmel
Mit schimmernden Fittigen kreist,
Wohl sammeln sich hungrig die Raben,
Wohl spähen die Geier nach Schmaus,
Doch sollen den Raub sie nicht haben,
Du breitest dein Flügelpaar aus!

Du bist's, die durchs Erntegefilde,
Wo die Sichel des Todes gemäht,
Mit Blicken voll himmlischer Milde
Als Ährenleserin geht;
Du hebst aus den blutigen Gassen,
Wo die Garben sich türmen zuhauf,
Was der Schnitter dir übrig gelassen,
Als köstliche Beute dir auf.

Du bist's, die als schöne Walküre
Sich zu den Gefallenen neigt,
Walhallas geöffnete Thüre
Den Blicken der Sterbenden zeigt,
Und führst du mit sanftem Erbarmen
Die einen ins Leben zurück,
So trägst du auf betenden Armen
Die andern zum ewigen Glück!

3. Unter den Verwundeten im Versailler Königsschloß.

Von einem Sanitätsmann.

Vor genau zwei Jahrhunderten stand Versailles und der dort residierende König auf der Höhe seiner Macht, stolz nannte er sich den „Roi-Soleil", den „Sonnenkönig", welcher Europa gebieten zu dürfen wähnte. Was liegt nicht alles zwischen diesem Zeitraum von zwei Jahrhunderten, der mit dem deutsch-französischen Kriege abschloß! Aus dem Königsschlosse, in welchem sonst rauschende Feste gegeben worden, war ein Ort der Schmerzen, ein deutsches Feldspital geworden, in welchem die Verwundeten ihrer Genesung entgegenharrten, und wo sie mehr als einmal von ihrem obersten Kriegsherrn besucht, getröstet, für ihr mannhaftes Aushalten belobt, und gar mancher von ihnen auf seinem Schmerzenslager durch die Verleihung des eisernen Kreuzes ausgezeichnet wurde. Das waren dann freilich schöne, sonnige Augenblicke, und doppelt schön inmitten all dieser Pracht und Herrlichkeit des Königsschlosses, von der unser Bild einen Begriff giebt und die seltsam absticht von den armen zerschossenen Soldaten, die auf schlichten Matrazen und Stroh ihre Lagerstatt gefunden haben. Eben wird wieder einer hereingetragen und wie viele sind ihm noch gefolgt. Was wäre aus ihnen allen geworden, ohne die sorgende, selbstvergessene Liebe und Pflege dieser Diakonissinnen und barmherzigen Schwestern, die unsere höchste Achtung, unsere tiefste Verehrung verdienen, die unermüdlich, Tag und Nacht, sich den Verwundeten widmeten und erst zuletzt an sich selbst dachten. Vor diesem schlichten Heldentum müssen selbst die glänzendsten Waffenthaten unserer tapferen Krieger in den Hintergrund treten, denn diese haben gekämpft, weil ihr König sie rief, das Vaterland und ihr Fahneneid; ihnen winkten Belohnungen, Lob und Ordensstern, jenen aber nur Mühe, Arbeit, Sorge, Krankheiten und vielleicht Siechtum und Tod. Und vor all dem haben sie nicht zurückgebebt; wie der Soldat im Kugelregen nicht rechts, nicht links blicken soll, so sind sie zwischen Kranken, Verwundeten und Sterbenden gewandelt, helfend und tröstend, des Heilandes Wort befolgend: „Was ihr gethan habt einem dieser Geringsten, das habt ihr mir gethan." — Und welche Arbeit brachte ihnen der Morgen des 20. Januars! Trochu hatte den Parisern sein Wort gehalten, „sobald die Kälte aufhört, sollt ihr den verlangten großen Ausfall haben." Am 19. Januar hatte er ihn unternommen, und zwar in so großem Stil, wie jener am 30. November und 2. Dezember gegen die Württemberger bei Brie, Coeuilly und Champigny gewesen war, und wie jener vom 21. Oktober bei La Malmaison. Ziel und Richtung des Ausfalles waren ziemlich dieselben, wie diejenigen des letzteren Ausfalles, er richtete sich gegen das 4. und 5. Armeecorps; gegen Westen, direkt auf Versailles, war der Stoß gerichtet. St. Cloud, Montretout, die Höhen von Vaucresson, Garches und Louveciennes waren die ersten Angriffspunkte. Die festesten Stellungen im ganzen Cernierungskreise, an denen seit drei Monaten mit aller Anstrengung und unter voller Entfaltung der Kunst der Ingenieure gearbeitet worden war, hatten sich die Franzosen für ihren Angriff ausersehen, die Truppen unserer 5. Artilleriebrigade und vom 50., 58., 59., 47. und 46. Infanterie-Regiment, unterstützt von Mannschaften des 88. vom 11. Corps, sollten hier die sehnlichst erwartete, oft gewünschte Probe von der Festigkeit ihrer Stellungen und ihres eigenen, durch eine verhältnismäßig lange Kampfpause keineswegs erschlafften Mutes bestehen. Der Westwind und die trübe, feuchte Luft verwehte wohl den Geschützdonner genügend, um ihn im Zimmer, oder wenn man in der inneren Stadt blieb, nicht vernehmen und durch ihn von etwas Außerordentlichem, was sich draußen begab, unterrichtet werden zu können. Es bedurfte dessen aber auch gar nicht. Ein Blick auf die Straße hinab, auf die ohne Gepäck im Laufschritt gefechtsbereit ausrückenden Bataillone, die im Galopp die Avenue St. Cloud hinabjagenden Offiziere und Ordonnanzen, auf die im scharfen Trabe dahinrasselnden Batterien, die Munitionskarren, die Krankenwagen mit der weißen Fahne und dem roten Kreuze, auf die überall in erregten Gruppen in den Alleen und vor den Thüren beisammenstehenden Versailler, reichte vollkommen hin, jedem zum Bewußtsein zu bringen, daß es sich diesmal nicht bloß um eine gewöhnliche Alarmierung, sondern um ein Gefecht von bitter-blutigem Ernst und wichtiger Bedeutung handle. Gegen Mittag passierten die ersten Gefangenen die Straßen, sämtlich Zuaven, von 5er Jägern eskortiert, umringt und gefolgt von dichten Trupps der Versailler Landsleute, die den Gefangenen Brot und Cigarren in die Reihen reichten; sie trugen schwer an ihrer Bürde, diese Gefangenen, ihr Gepäck war vollständig für Biwaks und längere Märsche ausgerüstet, wie man wohl sah. Es handelte sich auch heute, wie damals bei Champigny, um ein Durchbrechen der deutschen Linien und den Vormarsch nach Südwesten hin. Jedoch ließen sich die Versailler diesmal nicht, wie früher, zu Demonstrationen hinreißen, nur gespannte, halb freudige, halb bängliche Erwartung lag auf allen Gesichtern der Franzosen, aber es war auch dafür gesorgt, ihnen die Lust zu anderen Kundgebungen gründlich zu verleiden. Die „Place d'armes" (Arsenal-, Waffenplatz) entsprach vollständig ihrem Namen, sie glich, wie die angrenzende breite „Avenue de Paris," von Waffen starrend, einem Schlachtfelde vor dem Gefecht. — Die Gardelandwehr war wieder von Jouy und den benachbarten Standquartieren herangezogen worden, und diese prächtige Truppe stand in dichten Massen bei ihren Gewehren zu beiden Seiten der Avenue, von den Kasernen bis zur Präfektur hinab. Um 1 Uhr schmetterten von Süden her die wohlbekannten, eigenartigen Klänge bayrischer Trompeten! In langen Zügen kamen sie von dort herangerückt und marschierten, in die Avenue einbiegend, zwischen den Reihen jener Landwehr zur Place d'Armes hin, bayrische Reserve-Artillerie, Infanterie und Jäger, die am Morgen in ihren Cantonnements bei Bièvre alarmiert und hieher beordert waren, wo es galt, dem gewaltigen Stoß des Feindes entgegen alle verfügbaren Kräfte zu konzentrieren. Draußen vor dem Gitterthor der Avenue de St. Cloud ließ sich bereits der Lärm des Artillerie- und Infanteriekampfes über die nächsten Höhen zur Linken her wie ununterbrochen rollender Donner vernehmen, der, je näher an Ville d'Avray, mehr und mehr an Heftigkeit zunahm und durch das Sausen und Bersten der in jene Gärten

und Straßen bereits überall einschlagenden Granaten noch vermehrt wurde. Einzelne, leicht an Arm oder Kopf verwundete, nach Versailles zurückkehrende Jäger und 58er, sowie die Begleitungsmannschaften der größeren Gefangenen-Transporte, erzählten in kurzen, kleinen Zügen den Gang und Stand des Gefechts, sowie ihre eigenen persönlichen Erlebnisse und Eindrücke, die sie während desselben erhalten.

Noch immer auf die Möglichkeit hoffend, zu meinen Freunden, die nach der eben erhaltenen Auskunft am Gefechte hervorragend beteiligt waren, vorzudringen, ging ich an der Kirche von Ville d'Avray vorüber zur Rue de St. Cloud, die nach kurzer Strecke am Gitterthor des Parks endet. Unsere Batterien schienen ein Schnellfeuer aus dem Innern des Parks zu geben, das tausendfach an den Hügeln und in den Thälern wiederhallte. In die Wette damit rollte das Pelotonfeuer der Infanterie, rätschten die Mitrailleusensalven, zischten und krachten die Zuckerhüte, es war nicht mehr ratsam, noch weiter vorzudringen. Gleichwohl ging ich noch etliche hundert Schritte vor, plötzlich holte mich Generalarzt Wilms auf seinem Schimmel ein, begleitet von seinem Assistenten, Herrn Bade, er wollte sich auf den Verbandplatz begeben, der jedoch zur Zeit sich noch im Parke selbst befand und unter einem solch heillosen Feuer lag, daß man eben damit beginnen wollte, alle dort angehäuften Verwundeten weg- und nach vorwärts zu schaffen. Eben waren auch Ärzte von dorther eingetroffen, und zum Teil von unseren Leuten requirierte Krankenwagen, zum Teil solche, welche der internationalen Krankenpflege angehörten, an ihrer Spitze eine Dragoner-Ordonnanz, kamen durch den tief aufspritzenden Kot der Landstraße herangerollt; deutsche und französische Sanitätsleute befanden sich bei ihnen, auch ein Priester mit einem breiten, gewaltigen Hute auf dem Kopfe. Das Haus, vor dem wir gerade standen, nicht fern vom Park, schien zu einem Verbandplatz so ziemlich geeignet. Die Wagen wurden nach dem Parke geschickt, um dort Verwundete zu holen. Die französischen Fuhrleute hatten aber wenig Lust, diesem Befehle nachzukommen, denn vom Mont Valérien herüber hagelten die Granaten unaufhörlich, in dichter Menge, und wir befanden uns gerade im Hauptstrich dieses Eisenhagels. Es ließ sich am Ende begreifen, daß sie nicht vor wollten, aber unser Dragoner verstand keinen Spaß und wetterte über sie hinein, half auch etwas mit der flachen Klinge nach, so daß sie schließlich die Straße hinauf und zum Park hineinjagten. Bald war das ganze Haus ausgeleert und auf der andern Seite ein seither unbesetzt gewesenes Haus von den aus ihrem bisherigen Quartier vertriebenen Soldaten in Beschlag genommen. Sofort wurde die Fahne mit dem roten Kreuz und eine Laterne am Eingange befestigt, Strohsäcke, Heubündel, alte Matrazen herbeigeschleppt, Kisten und Zaunbretter in die Kamine geworfen, in welchen bald helle, warme Feuer loderten; der tragbare Operationstisch wurde im Erdgeschoß aufgeschlagen, und Apotheke sowie Pflasterkasten bereitgestellt. Die Verwundeten mochten jetzt kommen, es war alles zu ihrem Empfang bereit.

Schon kamen auch im Trabe vom Park her, in der Richtung auf Ville d'Avray, Fuhrwerke angerasselt, aber das waren keine Krankenwagen; auf den Anruf der Posten: „Was giebt's?" wurde kurz geantwortet: „Munition holen, unsere Leute haben sich gänzlich verschossen." Schnaubend und schäumend jagen die Pferde mit den kotstarrenden Wagen weiter. Ringsum ist alles längst in trübe Nebeldämmerung gehüllt, da endlich kommt der erste Zug der Erwarteten an, er bestand aus einem Paar mit Stroh ausgelegter Bauernkarren, ebenso viel regelrecht eingerichteten, durch Leder- und Wachsleinwand-Wände überall abgeschlossenen, langen Krankenwagen, in welche man je zwei, auf ihren Bahren liegende Verwundete direkt hineinschieben konnte, aus etlichen französischen Omnibussen und Kaleschen. Die auf die Verwundeten wartenden Sanitätsleute schlagen an den Krankenwagen den hintern Verschluß zurück, steigen auf die Räder der mit Stroh belegten Karren und fragen: „Schwerverwundete in diesem Wagen? Dann rasch hier herein! Die leicht Verwundeten gehen gleich weiter nach Versailles." Ein Stöhnen tiefster Schmerzensqual ist die Antwort, die von einer der Bahren kommt, während ein zweiter, der die Stoiker des Altertums zum Muster genommen zu haben schien, von seiner Lagerstätte aus, freilich mit einer gehörigen Dosis Galgenhumor, sich vernehmen ließ: „Na, es ist nicht gerade allzu schlimm; einen Schuß in jedes Bein, einen in den linken Arm, und einen ins rechte Ohr; wenn nur die Beene nicht so frören."

Zu langen Erzählungen ist jetzt freilich keine Zeit; zwei Mann fassen an, ein dritter stützt die Mitte der herausgezogenen Bahre mit der Schulter, und nun geht's hinein ins Haus. Aber der Flur ist eng, die Treppe zu nahe der Thür; um die Bahre rechtwinklig nach einem der beiden Seitenzimmer zu wenden, muß man sie hoch über das Treppengeländer heben. Das Stöhnen des ersten, der einen Schuß durch den Unterleib hat, wird zu einem schneidenden Jammerlaut. Aber schließlich sind doch beide glücklich hereingebracht und auf Stroh gebettet worden. Und immer neue Opfer treffen ein! Die beiden Zimmer unten waren längst voll, mehrere der Verwundeten hatten bereits in den obern Stock geschafft werden müssen, da sitzt schon einer, er hat sich aufrecht in den Winkel am Kamin hineingesetzt, mit einem Bund Stroh gegen den Kopf und Rücken, die blutige Uniform ist ihm in Fetzen vom rechten Arm geschnitten, der jugendliche blasse Kopf, mit dem eben ums Kinn sprossenden Flaum, hängt ihm so sterbensmatt und unbeweglich zur linken Schulter nieder. Ein Licht in der Hand kniet ein Lazarettgehilfe vor ihm, auf der andern Seite ein Arzt über den Beinen des Verwundeten, den nackten Arm desselben prüfend, der ein blutiges Loch unter der rechten Schulter zeigt. „Knochenfraktur des rechten Oberarms!" Während dem Verwundeten Schiene und Verband angelegt werden, tönt's von unten herauf: „Meine Herren! Ein hochinteressanter Fall! Es ist eine Resektion des Ellenbogengelenks zu machen!" Das ist natürlich wichtig und lehrreich genug für die Ärzte, aber für den armen 88er, der mit bloßem Arme dort am Boden sitzt, ist die Sache verdammt ernst. Gerade durch den Ellenbogen ist ihm die Kugel hinein — und an der innern Biegung wieder herausgegangen. Aus den klaffenden Löchern strömt das Blut. Der Verwundete wird auf den Operationstisch gehoben. „Sie werden doch wohl selbst, Herr Generalarzt?"... fragte ein blondbärtiger Stabsarzt der 88er. „„Nein, bitte Herr Doktor, machen Sie es, ich werde Ihnen nur dabei helfen!"" Der Stabsarzt ist stolz darauf, daß ihm eine solch wichtige, ehrenvolle Aufgabe zu lösen vergönnt sein soll, solche Operationen pflegt der Generalarzt sonst stets in Person vorzunehmen, und heute will er, der berühmte gefeierte Meister, ihm als Assistent dienen! Der Verwundete, Paulus heißt er, ist ein Bauernsohn aus der Umgegend von Koblenz. Unruhig, scheu blickt der Verwundete in die auf ihn gerichteten Gesichter seiner Umgebung. „Herr Doktor, was wollen Sie mit mir machen? Lassen Sie es doch noch bis morgen." — „„Ja, morgen ist es zu spät, lieber Paulus! Wir nehmen dir nur ein Stückchen Knochen heraus, du spürst sicherlich nichts davon! Rieche hier an diesem nassen Tuch, und zähle mal 1, 2, 3, so weit du kannst. Und während Paulus zählt, hat der Generalarzt die schwarze Wachstuchschürze über die Uniform geschnallt und den Arm ergriffen; der hochgewachsene Operateur beugt von jenseits seinen fein geschnittenen Kopf über das interessante Objekt, wir halten die Kerzen so nahe als möglich heran, der Assistent hat die Zangen, Messer und Sägen parat, einer der Ärzte drückt den ins Strohkissen zurückgesunkenen Kopf des Verwundeten an sich, ein anderer hält das wiederholt mit Chloroform getränkte Tuch unter dessen Nase. Paulus zählt noch immer, aber schon fängt er an, sich zu verwirren, endlich verstummt er ganz und antwortet auch auf kein Anrufen mehr. Dann und wann erklirren die Scheiben und der Boden dröhnt von einer nahen Explosion. „Wo hat die Granate eingeschlagen?" — „„Gleich vorn, da drüben, im Garten!"" Um das unaufhörlich fortrollende Kleingewehrfeuer kümmert sich kein Mensch, an so was ist man nachgerade gewöhnt, nur die preußischen Batterien feuern langsamer und verstummen allmählich ganz; es beginnt dunkel zu werden und sie haben keinen Zielpunkt mehr. Drinnen aber in der Ambulanz, auf dem Operationstische, da fängt der verwundete Paulus zu phantasieren an, und in seinen Delirien bäumt er sich hoch auf wie ein verwundetes, edles Roß, spricht allerhand dummes, ungereimtes Zeug, deutsche und polnische Brocken, die er von seinen Kameraden aufgeschnappt, wirr durcheinander, er schimpft wie ein Rohrspatz und belegt die Umstehenden mit Ehrentiteln, die sich nicht wiedergeben lassen. Nun weiß der Arzt, daß für ihn die Zeit gekommen ist, ans Werk zu gehen. Im nächsten Augenblicke haben ein paar tiefe, kühne Schnitte in das umgebende Fleisch das ganze Gelenk, die silbergrauen Sehnenansätze, die weißen Knochen bloßgelegt. Die Zerschmetterung ist von der Chassepotkugel gründlich besorgt worden, das ganze purpurne,

Gefecht und Verbandplatz bei Nouart am 29. Auguſt 1870.

blutströmende Muskelfleisch steckt voller Knochensplitter. Wie die Hände des Generalarztes das faßten und hielten, wie seine leise, freundliche Stimme ruhig, klar und stets verbindlich dem da herumarbeitenden Operateur seinen Rat und seine Meinung mitteilte, wie zart und sicher unter solch bewährter Beihilfe das ganze, so außerordentlich schwierige Werk vor sich ging! Sauber wurde der Ulna-Fortsatz abgesägt, die ganze innere Muskelumgebung sorgsam nach der Masse versteckter Knochensplitter abgesucht und davon befreit, die mit der Pincette herausgeholte Ader unterbunden, die zerrissenen Muskelfasern sauber mit der Schere glatt abgeschnitten und faustgroße Ballen Charpie in die ungeheure Lücke gelegt; der Soldat erwachte wie aus tiefem Traum und sah verwundert umher. Er fühlte keinen Schmerz und — der kleine Finger seiner Hand bewegte sich mühelos; die Resection war vollständig gelungen! Nun wurde der Arm gereinigt, die Flanellbandage angelegt, die Gazebandage darüber, der vom Krankenträger im Becken aufgelöste Gips darauf getragen, und bis dieser hart geworden, der Arm fest in der Lage an den Fingern gehalten. Die Operation war vollständig gelungen und Paulus aller Voraussicht zufolge schon im nächsten Frühjahr wieder imstande, zwar nicht in das Heer zurückzutreten, aber doch wie früher den Pflug zu führen. Ob alles wohl so glatt abgegangen wäre, ohne das wohlthätige Chloroform, ohne die geschickte Hand des Operateurs? — Da kommt schon wieder ein Bote: „Herr Generalarzt möchte nach oben kommen, wahrscheinlich würde Resection eines Schultergelenks nötig.“ Wir gehen hinauf. Ein breitschultriger Fünfer-Kanonier sitzt da, die Mütze in das zerzauste blondgraue Haar gedrückt; auf den von Schmerz verzerrten Zügen des anscheinend bald 40jährigen Mannes mit dem bärtigen Gesichte steht der Schweiß der Todesnähe. Die bloßgelegte rechte Schulter und Brust ist unförmlich geschwollen. Etwas unterhalb des Achselgelenkes klafft weit offen die Mündung des Schußkanals. „Das ist mal eine tolle Geschichte, da kommt immer Luft heraus,“ meinte der Verwundete. Der Generalarzt schiebt prüfend den ganzen Finger in die bis zum Rücken gehende Wunde; eine Resection ist hier nicht mehr nötig! Die Mienen des Kranken verzerren sich grimmig,

Lazarett im Versailler Schloß.

aber er unterdrückt, wie die meisten dieser wahrhaft spartanischen deutschen Männer, den Schmerzensschrei, ehe er ihm über die Lippen tritt. — Wir gehen wieder die dunkle Treppe hinunter. „Was ist's mit der Wunde?“ — „„Die Lunge ist durchbohrt, in zehn Tagen ist er tot, unrettbar!““ — Die Ärzte hier und auf dem zweiten, rasch eingerichteten Verbandplatze, hatten noch die ganze Nacht zu thun, der Generalarzt mußte zurück; im neu gefüllten Schloßlazarett von Versailles, in dem wieder einmal Verwundete über Verwundete vom heutigen Ausfall lagen, gab es für ihn mehr als genug zu thun. Ein Soldat führte der Sicherheit wegen sein Pferd über die in einen einzigen Urbrei von Schmutz und Schlamm verwandelten Straßen und durch den in tiefes Dunkel gehüllten Wald! — Die Zahl der im Versailler Schloß allein an diesem Tage hereingebrachten Verwundeten betrug ein halbes Tausend. Zwei Tage vorher hatte in diesen glänzenden Prunkgemächern die Kaiserproklamation stattgefunden; jetzt stöhnten, auf Stroh und ärmliche Matratzen gebettet, in diesen goldüberladenen Sälen die armen Opfer des letzten Kampfes. Und doch lauschen sie und richten sich empor, als von der Straße herauf schmetternde Musik schallt und zwischendrein jauchzende Hurrarufe ertönen. Sie haben nicht umsonst gekämpft und geblutet, der Sieg ist den deutschen Waffen geblieben. Was wollten unter solchen Umständen ein paar Knochensplitter besagen, wurden sie einem doch herausgenommen — im stolzen Königs'schloß!

Von der Feldpost.

Jedermann weiß, welch wichtige Rolle den Verkehrsmitteln der Neuzeit, den Eisenbahnen und Telegraphen, in der modernen Kriegführung zufällt, und daß für die Kriegswissenschaft ganz besonders der deutsch-französische Krieg, wie kein anderer je zuvor, dazu angethan war, auf diesem Gebiete reiche Erfahrungen zu sammeln. Nicht minder viel hat man auf einem, dem Telegraphen- und Eisenbahnwesen verschwisterten Felde gelernt und den Anforderungen unserer Zeit, unseres Volkes und unserer Krieger entsprechend die Einrichtung der Feldpost zu vervollkommnen verstanden. Einzig in ihrer Art, von keinem anderen Staate erreicht, und noch viel weniger übertroffen stand sie da, unsere Feldpost, die treue Gefährtin des deutschen Soldaten, die nimmer rastende Vermittlerin zwischen dem Felde und der Heimat, würdig der deutschen Nation, ein leuchtendes Beispiel für alle Völker. Mit Fug und Recht darf sie für sich und ihre pflichtgetreuen Beamten ein volles Reis jener unverwelklichen Lorbeeren, welche unsere unter der Waffe stehenden Brüder auf dem blutigen Feld der Ehre gepflückt, in Anspruch nehmen, auch ihr gebührt, wie jenen, der Dank des Vaterlandes! — Eine aus allen Ständen und Berufsklassen der Bevölkerung zusammengesetzte Armee, wie die deutsche, hat selbst im Kriege größere geistige Bedürfnisse als jede andere; giebt es doch, dank unseren trefflichen Volksschulen und der ein Gemeingut gewordenen Volksbildung, in der deutschen Armee nur eine verschwindend kleine Anzahl des Lesens oder Schreibens Unkundiger; daß ein deutscher Soldat weder lesen noch schreiben könnte, gehört zu den allergrößten Seltenheiten. Es liegt somit klar zu Tage, daß die Postverwaltung einem großen Bedürfnisse zu genügen hatte, und es muß anerkannt werden, daß die deutschen Postverwaltungen ihre Aufgabe, während des Feldzuges den geistigen Verkehr unserer Soldaten mit der Heimat zu vermitteln, unter den schwierigsten Verhältnissen glänzend gelöst haben.

Die Feldpostbeamten, Unterbeamten und Postillone waren sämtlich schon während der Friedenszeit von ihren Behörden für den ihren Fähigkeiten am meisten entsprechenden Dienst bestimmt, und alle nötigen Vorkehrungen in Bezug auf Ausrüstung mit Fahrzeugen, Reit- und Zugpferden, Geschirren, Büreau- und Stallutensilien getroffen worden, so daß die Mobilmachung sämtlicher Postanstalten in kürzester Frist erfolgen konnte. Die Uniform blieb im allgemeinen bei jeder Charge dieselbe, wie im Zivilverhältnis; nur trugen die Beamten den Infanterie-Offiziershelm, Schleppsäbel und Revolver, ebenso die Unterbeamten und Postillone das Seitengewehr. Über die zu jedem Armeecorps gehörenden Feldpostämter, Feldpostexpeditionen u. s. w. ist das Nötige bereits im ersten Teile gesagt worden, wo auch bezüglich des Personals alles Hauptsächliche zu finden ist.

Der Nutzen der Feldposteinrichtung kam jedem einzelnen in der Armee zu statten. Der Dienst der Feldpostbeamten war häufig ein sehr anstrengender, namentlich auf den Märschen, und es gehörte schon damals keineswegs zu den Seltenheiten, daß, während die Truppen sich durch den Schlaf erquickten, die Feldposten Tag und Nacht, oft an Orten, welche der Ausübung des Postdienstes wenig günstig waren, so lange ununterbrochen und in aller Hast zu arbeiten hatten, bis wieder zum Aufbruch geblasen wurde. Wenn die Truppen Rasttag hatten, so war dies für die Feldpost erst recht ein Arbeitstag, da naturgemäß an solchen die Aufgabe von Briefen, teilweise auch von Postsendungen eine ganz besonders starke war; namentlich wurde die Feldpost während solcher Tage, an denen die Waffen ruhten, und während des Waffenstillstandes sehr in Anspruch genommen. Den Soldaten eine stets geschäftige Freundin, folgte sie, soweit es nur immer möglich war, von Marsch zu Marsch, von Etappe zu Etappe getreulich der unaufhaltsam vordringenden Armee. Sie war's, welche Nachrichten aus der Heimat und willkommene Liebesgaben brachte, sie trug die Kunde von den im Felde der Ehre errungenen Siegen an den heimischen Herd. Neben dem ein für allemal feststehenden und festgefügten Feldpostdienst gab es auch noch ambulante Eisenbahnfeldpostbureaus, welche mit der Feldpost, den Relais und Feldpostanstalten in engem Zusammenhang standen; sie vermittelten den Bezug der neuesten Erzeugnisse der Tagespresse, Zeitschriften und Journale, und all das mit größtmöglicher Schnelle, Sicherheit und Pünktlichkeit, auch im Felde konnte jeder Abonnent irgend einer Zeitung sein gewohntes Lieblingsblatt und Leiborgan unter Couvert und mit seiner genauen Adresse versehen, nachgesandt erhalten. So wurde die Feldpost bald jedem einzelnen, wie der ganzen Armee eine liebwerte Erscheinung, an der man jederzeit seine helle Freude hatte, auch dann, wenn sie einen — leer ausgehen ließ. Mit einer über jedes Lob erhabenen Pflichttreue und der unserer deutschen Post eigentümlichen Findigkeit wußten unsere wackeren Postbeamten, auch unter den schwierigsten Umständen, die Empfänger von Feldpostsendungen zu ermitteln; freilich oft genug kamen dieselben erst in Feldspitälern und Lazaretten in die Hände der Adressaten, und häufig trug ein Brief, eine Sendung den traurigen Vermerk: „Adressat ist tot.“ War dies aber nicht der Fall, dann ruhte auch die Feldpost nicht eher, als bis sie den Adressaten gefunden oder zuverlässige Auskunft über seinen Verbleib erhalten hatte. Und wo es, trotz aller Bemühungen, nicht möglich war, diese oder jene Sendung ihrem Empfänger auszuhändigen, weil derselbe, wie nicht anders anzunehmen, in Gefangenschaft geraten, oder bei jener großen Armee eingerückt war, mit der selbst der findige Stephan eine Postverbindung anzuknüpfen sich außerstande sah, in solchem Falle waren Vorkehrungen getroffen, die Sendung mit möglichster Zartheit und Schonung wieder in die Hände des Absenders zurückgelangen zu lassen. Auch die Gefangenen in den Festungen, die Kranken der feindlichen Armee, die sich in unseren Lazaretten befanden, hatten sich, neben der Teilnahme und dem Mitgefühl aller Klassen der Bevölkerung, der Segnungen unserer Feldposteinrichtung zu erfreuen. — Frankreich, das vor dem August 1870 auf seine militärischen Einrichtungen noch so stolze, eitle Frankreich hatte, wie dies der deutsch-französische Krieg zur Genüge bewiesen, nichts aufzuweisen, was unserer Feldpost auch nur im entferntesten ähnlich gewesen wäre; allerdings bedurfte es, da ihm die Elemente fast vollständig fehlten, aus welcher sich die deutsche Armee zusammensetzt, in Frankreich auch nicht einer solch intensiven Entwicklung aller Kräfte der Post, wie dies bei uns der Fall war. Wer nicht lesen kann, und, wie dies bei der französischen Armee nur allzuhäufig der Fall gewesen, wenn er einen Kameraden bittet, ihm den Brief zu lesen, auf einen Schicksalsgenossen trifft, der es ebenfalls nicht zu thun vermag, nun ja, der fühlt auch lange nicht so sehr das Bedürfnis, Briefe zu erhalten, die ihn durch die Pflicht, solche zu beantworten, höchstens in Verlegenheit bringen.

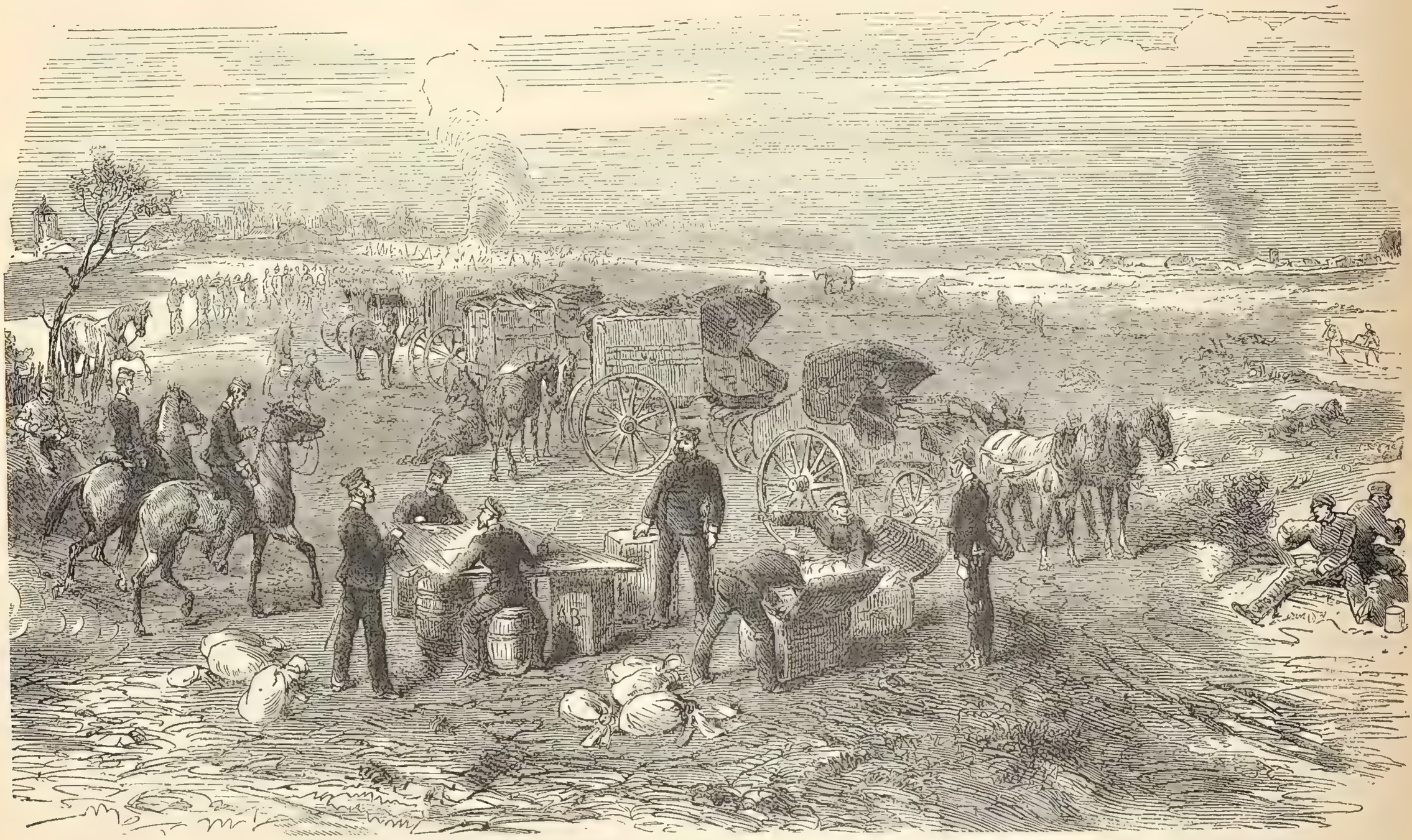
Frankreichs ganze Feldpost, die bestimmt war, die Bedürfnisse und die Korrespondenz einer solch bedeutenden Heeresmacht, wie sie Louis Napoleon uns gegenüber ins Feld stellte, zu befriedigen, bestand aus, — man höre und staune! — aus 74 Beamten. Und wie sah es erst

mit den Leistungen dieser 74 Beamten aus? Von französischen Gefangenen sind bittere Klagen darüber laut geworden, daß sie so gut wie überhaupt niemals Briefe bekommen hätten. An gar vielen, von den französischen Truppen eben erst verlassenen Orten ließen die französischen Postbeamten unseren einrückenden Feldpostbeamten mächtige Säcke mit französischen Feldpostbriefen zurück, welche deutscherseits mit derselben Gewissenhaftigkeit bearbeitet wurden, wie deutsche Postsachen. Sonderbarerweise hatte die kaiserliche Regierung Frankreichs allen Postbeamten des Landes bei Strafe der Entlassung verboten, so lange irgend ein Teil ihres Postbezirks vom Feinde besetzt sein würde, ihren Dienst weiter zu versehen; als Ersatz gewissermaßen für diese ihnen gemachte Auflage, hatten die Beamten ihr Gehalt bis Ende Dezember vorausbezahlt erhalten. So kam es denn, daß nach der Einnahme von Metz das Elsaß und Lothringen von einer ungeheuren Menge alter, bislang liegen gebliebener Briefe und Zeitungen überflutet wurden. Während der ersten Tage des Krieges und der Truppenansammlungen an der Grenze hielt nämlich die französische Behörde alle Soldatenbriefe zurück, angeblich um die Stellungen des Heeres nicht zu verraten. Mindestens 30000 solcher Briefe hatten sich schon gegen Ende Juli angesammelt, und ihre Zahl vermehrte sich noch fortwährend bis zur förmlichen Einschließung des Heeres in Metz, vom 19. August an. Dazu kamen noch eine Menge anderer Briefe und Zeitungen, die bis zu den letzten Tagen in der Festung eingetroffen waren, aber nicht mehr nach auswärts befördert werden konnten. Das erste, was die deutsche Post that, war, daß sie so viel als möglich alle diese Postsendungen an ihre Adressaten gelangen ließ. Fast volle 14 Tage lang keuchten die Briefträger — beinahe lauter Angestellte der französischen Post — unter der Last der alten Zeitungen und Briefe, die sie nun, allerdings ziemlich verspätet, ihren Empfängern aushändigten. — All diese nicht geringen Arbeiten und noch viel anderes haben unsere pflichtgetreuen Postbeamten prompt erledigt. Man denke sich die gesamte Mannschaft unserer Heere in fast beständiger Marschbewegung! Da jagten sich Abkommandierungen, Dislozierungen u. s. w., Märsche und Gegenmärsche, das war ein beständiges Hin- und Zurückfluten des Riesenkörpers der Armee, man denke nur an die Tausende von Verwundeten in einer einzigen großen Schlacht, für welche immer noch Postsendungen an ihr Regiment kamen, während sie längst irgendwo in einem Spitale lagen oder vermißt waren. Von allen Bewegungen dieses Riesenkörpers, von jeder auch noch so kleinen Veränderung in den Stellungen der Armee, und wäre es auch die kleinste gewesen, war die Post unterrichtet. Im Feldpostdepartement des Generalpostamtes zu Berlin, von wo aus die Gesamtleitung erfolgte, liefen tagtäglich die Rapporte der einzelnen Feldpostanstalten zusammen und von hier aus wurden die Sammelstellen, Relais, (Niederlagen) und Landpostanstalten mit den entsprechenden Befehlen versehen. Mit Rücksicht auf die Bewegungen der einzelnen Armeen und Corps mußten oft und viel Anordnungen getroffen werden, die, bis sie an Ort und Stelle kamen, bereits durch die Ereignisse überholt waren und schon in der nächsten Stunde durch neue ersetzt werden mußten. Selbstverständlich mußte strenge darauf gesehen werden, daß durchaus kein Zweifel darüber herrsche, wohin die unzähligen, oft mit gleich- oder ähnlich lautenden Adressen versehenen Briefe zu leiten seien. In den meisten Fällen genügte die Angabe der Eskadron, bez. Compagnie des Regiments, der Munitions- oder Feldbäckerei-Kolonne für die Beamten; die Sammelstelle fand die Standorte jeder Truppe selbst unter den vielen gleichnamigen Orten Frankreichs, man erinnere sich nur an die vielen Villiers und Villers, Mont und Chateaus, die es in Frankreich giebt, heraus. Fort und fort trugen die Züge und Posten in beständigem Wechsel zwischen den Postanstalten der Heimat und denen im Felde die schweren Briefsäcke hin und her. Wenn auch nicht immer regelmäßig, so trafen doch, weitaus in ihrer Mehrzahl wenigstens, um die erwartete Zeit die gefüllten, schweren Briefsäcke aus der Heimat ein. Wo aber, so wird man mit Recht fragen, schlug diese „marschierende Post“ nach ihrer Ankunft ihre Arbeitsstätte auf, was mußte oft und viel die Stelle der Briefsäcker vertreten? Je nun, das richtete sich ganz nach den Umständen. Heute wurde das Postamt im Freien, morgen vielleicht in einer Dorfkirche, am nächsten Tage in einer Scheuer oder in einem Stalle aufgeschlagen, während dicht nebenan die breitgestirnten Rinder brüllten und blöde ihr melodisches Muh vernehmen ließen, bald war's eine Kegelbahn oder sonst ein halbwegs ruhiges Plätzchen, wo man das Postamt unterbrachte. Es war in der That interessant, ein solches improvisiertes Postbüreau zu betreten, und sicherlich staunte jeder über dessen „Sortiertisch,“ der in den meisten Fällen aus ein paar über Böcke gelegten Brettern bestand, wenn nicht der blanke Fußboden herhalten mußte; mit Vorliebe wurden zu diesem Geschäfte Billards benützt, und hoch zu bewundern war die Fertigkeit, mit welcher die nötigen Brieffächer aus leeren Cigarrenkistchen hergestellt worden waren, aus denen bisweilen noch das unbeschreibliche Aroma eines Krautes, „Soester Deckblatt“, „Sassendorfer Einlage“, sonst auch schlankweg „Liebescigarren“ genannt, dem Eintretenden entgegen quoll. Mehr als einmal waren es auch Spreuerkörbe, welche die Stelle der Briefkasten vertraten, und nun denke man sich all diese Anstalten mitten unter einer feindlich gesinnten Bevölkerung, welche das ihr völlig fremde Treiben mit mißtrauischen Augen beobachtete, und man wird sich ein annäherndes Bild von den Annehmlichkeiten des Feldpostdienstes machen können. — Nicht übel spiegelt sich dieses Bild in einigen Briefen von Feldpostbeamten und anderer Ausmarschierten wieder, welche uns das Treiben der Feldpost schildern; der eine derselben, aus dem September 1870 stammend, lautet: „Die Straßen Gravelottes mit ihren glattgetretenen Pflastersteinen, den fensterlosen, nackten Hausfronten, den Pferde-, Karren- und Wagengruppen zeigen das Bild eines Feldpostbiwaks in Sturm und Nacht. In dem Hause da vorn, wo eine Scheibe aus einem der Zimmerfenster ausgebrochen, das Loch mit einer Zeitung verklebt und mit einem Binsenkorbe als offenem Briefkasten ausgefüllt ist, dort befindet sich die Feldpostexpedition einer Division. Hier am Ausgange des Orts sieht man zwei Feldexpeditionen in einem Hause einquartiert, sie gehören zur 15. und 16. Division. Werfen wir unseren Brief in einen dieser Briefkörbe; denn vor der Hausthür steht das gesattelte Pferd des Feldpostillons, bereit nach dem nächsten Relais seinen Reiter zu tragen. Wir betreten das Büreau der 15. Division. Sechs Herren sitzen am Arbeitstische bei heißer Erbssuppe mit Speck. Wir sehen, auf der Erde liegend, große Reihe beklebter Pakete, nach Speditionsrouten geordnet, die Briefe einer halbtägigen Auflieferung enthaltend, unter welcher Briefe nach Rußland, Belgien, Schweden, Italien, England u. s. w., wie nach den entlegensten Dörfern der östlichen Provinzen sich befinden. Hinter der Thür liegen Haufen von Säcken, welche die eingesendeten Briefe, Zeitungen und Geldscheine, nach Bataillonen und Compagnien geordnet, bergen, während in den mit den Namen der Truppenteile bezeichneten Fächern die Korrespondenzen der neuesten Post sich wieder angehäuft haben. Die Zimmerthür des Postbureaus bleibt kaum einen Augenblick geschlossen, denn jeder Truppenteil schickt um diese Zeit, und wie es eben sich machen läßt, seine Ordonnanzen zum Briefabholen und Abliefern. Die Bureaustunden der Feldpost, wenn von solchen überhaupt die Rede sein kann, beginnen morgens 4 Uhr und dauern ohne Unterbrechung abends gewöhnlich noch so lange, als die Lichter reichen. Wo die Feldpost sich im Freien an ihren Feldtischen und auf ihren Feldstühlen zu etablieren gezwungen ist, wie dies z. B. bei St. Privat der Fall war, da wird nachts durchgängig bei Laternen-Beleuchtung, und wären's auch nur Stall-Laternen, gearbeitet; denn bei dem sich fortwährend ansammelnden Material darf an ein Unterbrechen oder Aufschieben des täglichen Dienstes nicht gedacht werden. Ein solches, wenn auch nur zweitägiges Anstauen des Materials würde mit den vorhandenen Kräften gar nicht zu bewältigen sein. Die gewöhnliche Dienstzeit dauert bis Mitternacht. — Bei allen Truppenteilen ist dafür gesorgt, daß die Briefschaften hinreichend oft eingesammelt werden. Doch bleibt es den Truppen unbenommen, ihre Briefe bei jeder beliebigen Feldpostanstalt abzuliefern oder auch den im Dienst unterwegs befindlichen Feldpostschaffnern oder Feldpostillons zu übergeben. — Sobald ein Gefecht stattgefunden, müssen die Feldpostbeamten ganz besonders darauf bedacht sein, den Militärs die Ablieferung der Briefe möglichst zu erleichtern. Zu diesem Zwecke werden an geeigneten Punkten in der Nähe der Gefechtsorte Feldpostschaffner und Postillons aufgestellt, welche die Einsammlung von Briefen und deren Beförderung zur Feldpostanstalt besorgen. Den fahrenden Feldposttransporten werden im Feindesland in der Regel Bedeckungsmannschaften beigegeben. — Der Fußboden des Zimmers

liegt wieder voll Paketen, Briefen, Postkarten und Geldbriefen. Es ist kaum zu glauben, daß in einem halben Tage etwa 160 Geldbriefe nach der Heimat von der 15. Division allein abgeliefert worden sind. Ein Haufen von ungefähr 1000 Briefen, an Tote und Verwundete adressiert, liegt an einer anderen Stelle, die mit dem betreffenden Vermerk versehen werden müssen und nach dem Absendungsorte zurückgesandt werden. Man wird fragen: Wo und wann ruhen denn die Feldpostbeamten von ihrem anstrengenden und aufreibenden Dienste aus? Und man kann eigentlich nicht anders darauf antworten als: „Auf ihren Pferden, so lange der Marsch dauert."

Ein anderer Brief, der eines Feldpost-Relaisbeamten, aus Remilly vom 29. September 1870, enthält folgende Stelle: „Mit was für Schwierigkeiten man hier im Dienste zu kämpfen hat, kann sich niemand vorstellen. Der Raum für unser Relais war so klein, daß man einander stets im Wege stand; zwei kleine Tische, drei Stühle, von denen man zwei womöglich noch mit zum Sortieren benutzen mußte, das war die ganze Einrichtung. Die Korrespondenz für Remilly ist ziemlich bedeutend, noch bedeutender die abgehende. Außerdem befindet sich hier der Sitz vieler Behörden u. s. w. Braucht man ein Fuhrwerk von der Feldpost zu außergewöhnlicher Zeit, so dauert das ein, zwei, auch drei Stunden, bis ein solches endlich parat steht." Besser noch schildern die Feldpostrapporte in ihrer knappen Sprache die Strapazen der Feldpost. Ein solcher von Feldpostmeister Lenz beim 10. Armeecorps lautet folgendermaßen: „Biwak bei St. Marie aux Chênes, zwei Meilen nordwestlich von Metz, den 19. August 1870. Das Feldpostamt des 10. Armeecorps ist am 15. d. M. mittags von Pont à Mousson nach Thiaucourt, am nächsten Morgen früh nach St. Hilaire — an der Straße von Pont à Mousson nach Verdun — marschiert, hat vor St. Hilaire bis zum Abend biwakiert, dann Rückmarsch bis vor Thiaucourt, wo wieder Biwak bezogen; am Abend des 17. Aufbruch zum General-Kommando bei Tronville, wegen verfehlten Weges unterwegs bis zum Tagesanbruch biwakiert, am 18. morgens nach Tronville (südlicher Ort des Schlachtfeldes vom 16. bei Vionville). Vormittags weiter auf einen Berg bei Bruville, nachmittags nach Doncourt, abends aufs Schlachtfeld nachgerückt; bei St. Privat, wo wenige Stunden zuvor der Entscheidungsschlag geführt war, das Dorf in Flammen stand und die Umgebung mit Leichen übersäet war, wieder Biwak bezogen. Heute Morgen (19.) zum Dorfe Marie aux Chênes, an der Straße von Metz nach Briey zum Hauptquartier des 10. Armeecorps weiter gerückt und von neuem Biwak bezogen. Die Verbindung mit den in Pont à Mousson errichteten Feldpostrelais ist aufrecht erhalten, nachdem neue schon früher eingetroffen. Feldpostamt, gez. Lenz."

Und zwischen dieser mühsamen und endlosen Erfüllung der Berufspflichten liegen die im Biwak oder in Sturm und Wetter auf dem Marsche zugebrachten Nächte! — Mitten unter dem Donner der Kanonen, im Gewühle der Schlacht eilten die nimmer rastenden Boten der deutschen Feldpost durch die Reihen der Krieger, galt es doch so manches letzte Liebeszeichen für die Teuren in der Heimat, von so manchen noch den Abschiedsgruß des nimmer heimkehrenden Sohnes für die bangende Mutter einzusammeln. Da galt es denn, trotz der erforderlichen Eile des Dienstes, manchem sterbenden Krieger beizuspringen, seine letzten Worte, die letzten Wünsche der Postkarte anzuvertrauen, und dann rastlos weiterzujagen, damit all die Zeichen treuer Liebe möglichst bald der trauten Heimat zugetragen werden können. — Die Postkarte, kaum erst in Deutschland eingeführt, fand als Feldpostkarte alsbald Gelegenheit, sich zu bewähren. Nur selten fehlte es dem Krieger an Feder, Tinte und Papier, in den meisten Fällen führte er im Tornister wenigstens Korrespondenzkarten und Bleifeder mit sich. Der Erdboden, ein Baumstamm, der Rücken eines Kameraden, das Knie bildeten den Schreibtisch und die Boten der Feldpost waren die Postschalter und Briefkasten.



Eine Feldpostexpedition auf dem Schlachtfelde von St. Privat am 19. August 1870.

Auf den verschiedenen Schlachtfeldern, namentlich bei Sedan, sammelte die Feldpost solche Karten zu Tausenden, und in gar manchen deutschen Familien sind Feldpostkarten zu teuern Vermächtnissen geliebter Toten, sowie zu Erinnerungszeichen höchster Gefahr geworden, in welcher heute noch Lebende den letzten Gruß in die Heimat zu schicken glaubten.

Zur Bewältigung des Päckerei-Verkehrs für die Armee ließ das General-Postamt im Inlande Paketsammelstellen einrichten, bei welchen die Päckereien für die Versendung nach dem Kriegsschauplatz vorbereitet wurden. Dergleichen Sammelstellen bestanden zwei in Berlin, und je eine in Frankfurt a. M., Saarbrücken und Leipzig. Die Eisenbahnwagen

mit Päckereien liefen bis zum Hauptetappenorte im Rücken der Armee. Dort waren zur Lagerung der Päckereien von der Postverwaltung Päckereidepots errichtet, und zwar in Metz, Lagny, Dammartin, Corbeil, Epinal und Orleans, später auch in Amiens. — Treffend sagte über den Päckerei-Verkehr der damalige General-Postdirektor Stephan im deutschen Reichstage: „Man darf fest behaupten, daß keine andere Postverwaltung der Welt ihren Armeen Pakete nachschicken und man den Angehörigen per Post Kleider, Wäsche und Lebensmittel senden wird, weder in England, Frankreich, noch Italien u. s. w. und zwar schon deshalb nicht, weil diese Länder überhaupt kein Staats-Fahrpost-Institut besitzen. Wir haben genau berechnet, daß bei vier Pfund schweren Paketen in jeden Waggon durchschnittlich ca. 3500 Pakete gehen. Nun sind täglich 30000, in schwierigen Tagen 40000 Pakete durch die Post zur Armee in Frankreich geschickt worden, das sind ungefähr so viel, als i. J. 1866 in einem Monat abgeschickt wurden. Als am 8. Dezember 1870 die erste Serie der Paketbeförderung geschlossen wurde, hatten sich die Pakete in Frankreich derart angehäuft, daß die letzten erst anfangs Januar 1871 zur Verteilung gekommen sind, weil die Truppen teilweise auf dem Marsche und die Wege durch die Witterung und die Fuhrkolonnen ruiniert waren, und weil erst auf den entlegenen Routen das nötige Fuhrwerk herbeigeschafft werden mußte, von dessen Menge man keine Vorstellung hat, wenn man sie nicht gesehen. Für die Beförderungen auf den heimatlichen Strecken hinwiederum waren die inzwischen eingetretenen Massenversendungen des Weihnachtsverkehrs und die dann folgenden Schneestürme auch gerade keine Erleichterungen. Es wurden der Post seitens der Eisenbahnen täglich 10 Waggons zur Verfügung gestellt, und zwar je nach Bedarf in Berlin, Cassel, Leipzig, Frankfurt a. M., Köln, Saarbrücken u. s. w. Diese Waggons kamen durchschnittlich aber erst nach drei Wochen zurück. Wir müssen also den Bedarf auf 2 bis 300 Waggons berechnen." — Heller Jubel brach jedesmal aus, wenn mit der Post gleichzeitig ein Liebesgabenzug eintraf. Und wie vielgestaltig waren dieselben! Von der Liebescigarre bis zu den namentlich während des Winterfeldzuges so hochwillkommenen wollenen Sachen, enthielt solch ein Liebesgabenzug so ziemlich alles, was man sich nur wünschen mochte, und es darf mit Recht gerühmt werden, in dieser Beziehung ist unendlich viel geschehen in Deutschland, den draußen im Felde Stehenden zu zeigen, daß daheim die Herzen warm für sie schlugen, daß man für sie sorgte, an sie dachte und sie mit den besten Wünschen begleitete. Aber auch der zu Hause zurückgebliebenen Angehörigen von Ausmarschierten wurde treulich gedacht, und allem ist aufgeboten worden, wenigstens die Not von ihrer Schwelle fern zu halten und für die Hinterbliebenen der im Dienste des Vaterlandes Gefallenen vorläufig zu sorgen, bis der Staat diese Fürsorge gesetzlich regeln würde. Das alles mußte ja später geschehen und in die richtigen Bahnen geleitet werden, vorläufig galt es, an Ort und Stelle helfend einzugreifen, an die vielen Tausend und Abertausend Krieger zu denken, die mitten in der rauhen Jahreszeit in Feindesland standen, sie zu erfreuen und zu erquicken. Die Gabe des Reichen, dem es seine Mittel erlaubten, mit vollen Händen auszuteilen, wie das bescheidene Scherflein des mit Glücksgütern weniger Gesegneten, sie alle haben unseren Truppen neuen, freudigen Mut gegeben in jenen Tagen. Wer hätte sie damals zu zählen vermocht all die Liebesgaben, die beim „Internationalen Verein", beim „Central-Comité der deutschen Vereine zur Pflege im Felde verwundeter Krieger," bei der „Deutschen Invalidenstiftung" u. s. w. eingegangen sind! Hatte doch allein der „Verein für Pflege im Felde verwundeter Krieger," der seinen Hauptsitz in Berlin hat, bis zum Schlusse des Jahres 1870 gegen drei Millionen Thaler eingenommen, und mit Hilfe dieser ihm reichlich zugeflossenen Mittel in

Eine berittene Einsammelstelle der Feldpost.

etwa 900 Eisenbahnwagen mehr als 90 000 Pakete mit Liebesgaben zur Armee befördert. Freilich, wenn dann in dieser oder jener Zeitung zu lesen stand: „Ein Zug mit Liebesgaben ist wieder zur Armee abgegangen," so hatte jeder seine Freude daran, aber man zerbrach sich nicht lange den Kopf darüber, welch unendliche Summe von Mühe und Zeit und Anstrengungen aller Art die Zusammenstellung, Ausrüstung, und nicht zum letzten die Beförderung eines solchen Zuges an seinen Bestimmungsort in sich begriff und in sich schloß. Sehen wir uns einmal einen solchen Zug an der Hand eines kundigen Führers an und hören wir, was er alles zur Armee zu bringen bestimmt ist. „Hier dieser Wagen, in dem Sie diese sauber und fest zusammengefügten Kasten sehen," erklärt unser Begleiter, „ist nach Paris bestimmt. Er enthält ausschließlich nur chirurgische Instrumente und Apparate. Wie es ja gar nicht anders sein kann, gehen den Ärzten durch den beständigen Gebrauch viele ihrer Instrumente zu Grunde oder im Getümmel der Schlacht und in dem Durcheinander eines Verbandplatzes verloren, hier soll Ersatz dafür geboten werden; in einer Kiste befanden sich lauter Bestecke für Ärzte und Lazarettgehilfen, eine dritte war mit lauter Knochensägen gefüllt, die vielleicht nur allzubald ihr Werk vollenden sollten, ferner Kautschukschürzen für die Ärzte zum Umbinden während der Operationen, Zangen, Pincetten, Scheren, Sonden und Apparate zum Chloroformieren. Auch die nach der Operation nötigen Arm- und Beinschienen u. s. w. fehlen nicht, sie sind in langen Kisten untergebracht. In einem zweiten Wagen finden sich in Kisten und Blechkasten hunderterlei Arzneimittel, welche für die Feldapotheken bestimmt sind, in denen selbstredend Opium und Morphium nicht fehlen dürfen, ebensowenig Karbolsäure, die sich zum Auswaschen und Desinficieren von Wunden vorzüglich bewährt hat. Da sind ferner ganze Ballen, wahre Berge von Charpie, Binden aller Art, Kompressen, Eisnetze, Watt-Tafeln, Heftpflaster, Seidenfäden, Wachstaffet, Sandsäcke, Eisbeutel, Firnißpapier und Schwämme; von all diesen Gegenständen werden in den vielen Lazaretten ganze Unmengen verbraucht. In einer Reihe von Fässern ist gebrannter Gips, dessen man zur Herstellung der wichtigen Gipsverbände bedarf, welche dazu dienen, das verletzte Glied in eine feste, unbewegliche Lage zu bringen, indem es förmlich in Gips eingegossen wird. — Große Nachfrage ist bei denen, welche einen Liebesgabenzug begleiteten, stets nach wollenen Decken, Bettüberzügen, Schlummerrollen, Gummiluftkissen gewesen, welche das Aufliegen der Kranken und Verwundeten verhindern sollen; man will dieselben natürlich so gut und weich als möglich betten, all diese Gegenstände fehlen daher in keinem Sanitätszuge, so wenig als im nächsten Waggon, der für des Magens Notdurft und Nahrung zu sorgen hat, Kaffee, Thee, Kakao, Zucker, Weine und eingemachte Früchte aller Art und hauptsächlich Liebigsches Fleischextrakt und kondensierte Milch, von welcher eine in der Schweiz bestehende englische Gesellschaft nicht genug herzustellen vermochte. Man kann füglich behaupten, daß bei einem Sanitätszuge nach allem, aber auch gar allem Nachfrage ist. Erfahrung machte auch hier klug. Im nächsten Wagen treffen wir alles Mögliche, da fehlt es nicht an einer ganzen Zahl Laternen, die immer reißenden Absatz finden, in großen Kisten sind Pakete mit Zündhölzern aufgespeichert, sie waren stets sehr begehrt, da solche vor Paris z. B. nur mit größter Mühe und Not aufzutreiben waren, auch Messer und Gabeln wurden mit größtem Danke angenommen. All diese Dinge nahmen viel Platz weg und machten die Einstellung eines weiteren, des 7. Wagens notwendig. Im 8. fanden sodann die Liebesgaben, und was eben alles hierunter zu verstehen ist, Platz. Heute schickt ihn diese, morgen jene Stadt, heute erhält ihn ein preußisches, morgen ein bayrisches oder sächsisches Corps, übermorgen kommen die Württemberger oder die Badenser dran, keiner wird vergessen. Pfeifen, Tabak, Cigarren, die dem Soldaten fast so unentbehrlich sind wie das liebe Brot, Wein, Schnaps, (auf ihr Lieblingsgetränk, das Bier, mußten die Bayern zu ihrem großen Leidwesen während des Krieges fast gänzlich verzichten,) Strümpfe, Hemden, wollene Unterkleider, all das kam zur Verteilung und wurde dankbarst angenommen. War der und jener vielleicht gar noch so glücklich gewesen, eine Zeitung zu erobern, so hätte er in diesem Augenblicke wohl kaum mehr etwas zu wünschen übrig gehabt. Und all dieses Glück, all diese Freude, wem anders hatte man sie zu danken, als der Feldpost und dem Liebesgabenzug, den sie unter ihre schützenden Fittiche genommen und glücklich an Ort und Stelle geleitet hatte. — Von den verschiedenen der Post übergebenen Geldsendungen an im Ausmarsch befindliche Offiziere und Soldaten, im Betrage von fast 60 Millionen Thalern, gerieten bei Überfällen, welchen die Posttransporte auf feindlichem und selbst einmal auf neutralem Gebiete* ausgesetzt gewesen, im ganzen 5428 Thaler, 4 Silbergroschen, 3 Pfennig in Verlust. Des weiteren verlor ein Feldpostillon, der auf requiriertem offenem Bauernwagen eine Postsendung zu befördern hatte, von derselben einen Geldbeutel mit 1200 Thalern auf dem Transport bei Nacht durch den dunkeln Wald von St. Menehould. Es gelang nicht, den Geldbeutel wieder beizubringen, doch erhielten die Absender dieser verlorenen Gelder von der Postverwaltung Schadenersatz. Am 3. September, nach der Schlacht von Sedan, verlor die Post, welche von Vendresse aus nach Straßburg abgelassen war, ihre Briefbeutel an den Feind. In Vendresse lag das Hauptquartier, und die Briefbeutel enthielten wertvolle, interessante Berichte über Sedan. Die gesamte Korrespondenz wurde in Verdun weggenommen, wohin der Postillon irrtümlich gefahren war. Er hatte keine Ahnung davon, daß noch Franzosen in Verdun standen, noch weniger wußte er, daß er überhaupt nach Verdun geraten war. Sofort nach Bekanntwerden des Verlustes erließ das Feldpostamt eine Bekanntmachung, worin es erklärte, daß sämtliche am 3. September mit der Post expedierten Feldpostgeldsendungen vergütet werden würden, und schon nach 14 Tagen waren die betreffenden Absender entschädigt. Der Gesamtbetrag belief sich auf etwa 1800 Thaler. Das Geld mußte, als Verdun übergeben wurde, bei Heller und Pfennig von den Franzosen zurückerstattet werden. Briefe, die mit Geld beschwert waren, wurden an den Bischof von Verdun abgegeben, der sie nach dem Falle Verduns der preußischen Kommandantur aushändigte. Die gewöhnlichen Briefe hatte man erbrochen, durchgelesen und größtenteils vernichtet. Die meisten Briefe enthielten Schilderungen der Schlacht bei Sedan und der Gefangennehmung Napoleons. Den Briefen an mehrere Zeitungen waren Momentbilder beigefügt, die in illustrierten Blättern reproduziert werden sollten. So kam es, daß von sämtlichen französischen Festungen Verdun zuerst Einzelheiten über Sedan erfuhr und Spezialberichte an die deutschen Zeitungen gerade über die interessantesten und spannendsten Momente des Feldzuges nicht eintrafen. Die Vorgänge bei Sedan erschienen zuerst in einem Londoner Blatte. Dessen Korrespondent hatte an Ort und Stelle keine Gelegenheit zum Schreiben gefunden und war deshalb über Belgien direkt nach London gereist, wo er in der Druckerei seinen Bericht schrieb. Auf diese Weise kam er der deutschen Berichterstattung zuvor, welche die Vorgänge des 2. Septembers mit der bei Vendresse verloren gegangenen Post vom 3. expediert hatte.

Haben wir uns bisher mit dem Wesen und der Einrichtung der Feldpost zu beschäftigen gehabt, so ist es nicht mehr als billig, daß wir auch einige von jenen unermüdlichen Feldpostbeamten zum Worte kommen und uns in ihren Feldpostbriefen ihre Thätigkeit und Abenteuer schildern lassen: „Wir sitzen hier schön in der Patsche," schreibt einer derselben aus Rethel, dem hübschen Städtchen zwischen Sedan und Reims, am 25. Oktober. „Alles ist vollständig alarmiert. Die Proviantwagen, sowie drei Postwagen, welche ich heute morgen nach Sedan geschickt, sind auf halbem Wege umgekehrt. Alle Stafetten nach Sedan sind zurückgekommen. Die Wälder in der Nähe von Boulzicourt und Lanois sind mit 2000 Franktireurs besetzt. Die Belagerungstruppen von Mézières können nicht davon in Kenntnis gesetzt werden. Mit unserer Besatzung, einer Compagnie, läßt sich wenig unternehmen. Die ausgeschickten Mannschaften sind zurückgekommen, sie haben einige Tote gehabt. Heute Nacht erwartet man einen Angriff auf den hiesigen Ort. Ich möchte gern noch viel erzählen, aber es ist zu wenig Zeit vorhanden. Postwagen konnten heute nicht abgelassen werden. Der Beförderungsdienst ist ein trauriger. Nur mit den Knütteln läßt sich bei diesen feindlich gesinnten Fuhrleuten ein wenig ausrichten." — Und am nächsten Tage weiß er uns zu erzählen:

*) Dieser Überfall wurde auf belgischem Gebiet am 6. November 1870 ausgeführt. Am nämlichen Tage gegen 9 Uhr abends rückte eine Abteilung Truppen unter den Hauptleuten Fix und Verbouggen aus, um der Feldpost wieder habhaft zu werden. Gegen 7 Uhr morgens wurde dieselbe in Dogan aufgefunden. Sie enthielt acht große Säcke mit Briefen und einen mit verschiedenen Gegenständen von Wert. Zugleich wurde der Kommandeur der Franktireurs erwischt, der als Gefangener zurückbehalten wurde. Die Feldpost wurde nach Sedan abgesandt.

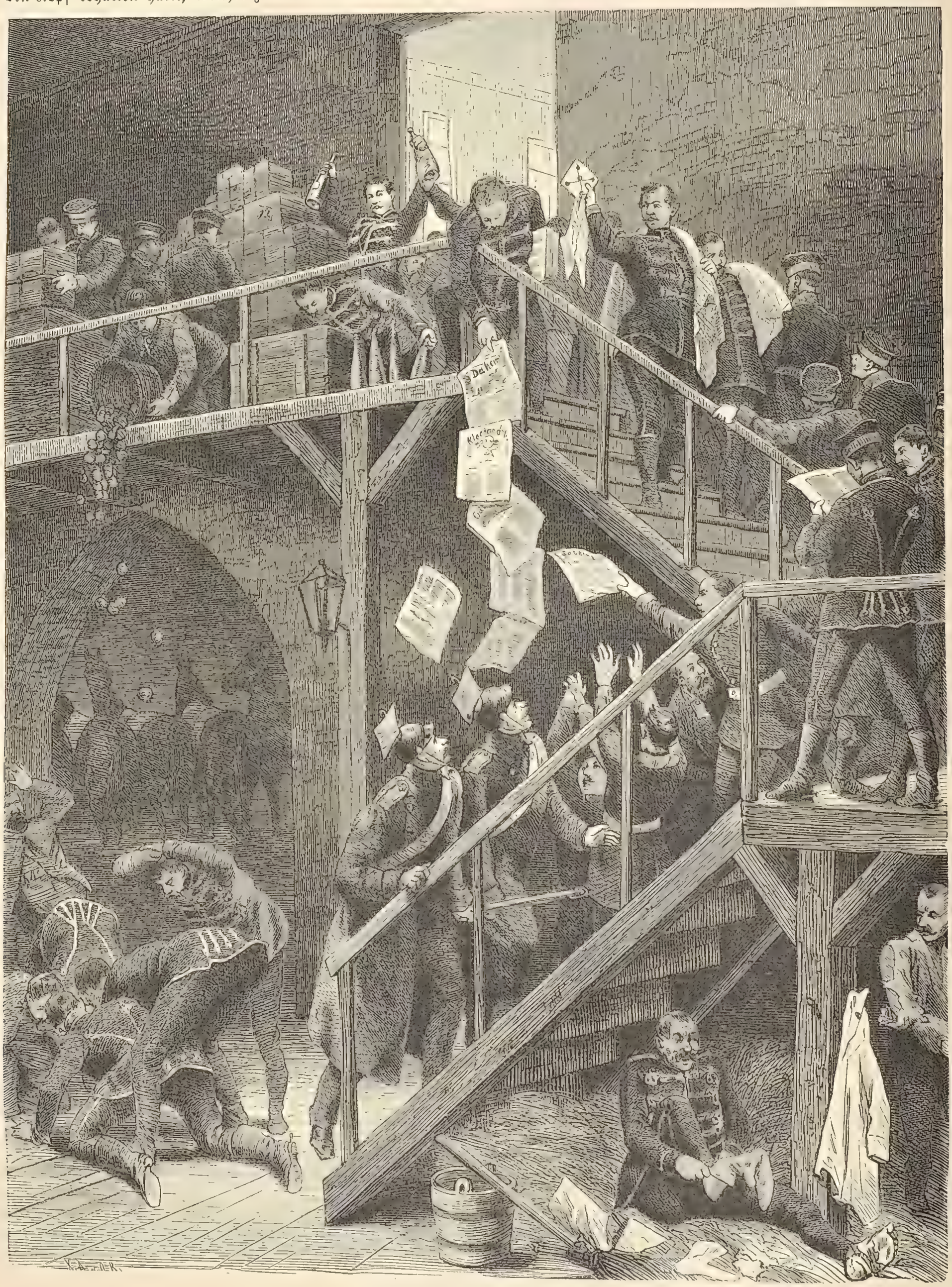
Es ist Mittag 12 Uhr. Draußen wird Alarm geschlagen. Ich sitze beim Etappen-Kommandanten am Fensterbrett und schreibe. Eine Meile von hier, bei Lanois wurde ein Transport von 15 Wagen von Franktireurs angegriffen. Die 6 Mann Bedeckung konnten sich gegen 50 bis 60 Mann Franktireurs nicht verteidigen und haben umgekehrt. Zwei Ulanen brachten die Nachricht. Dem Zahlmeister — ich habe seinen Namen vergessen — ist die Mütze vom Kopfe geschossen worden. Ich habe vor zwei Stunden einen Extratransport mit Paketen nach Sedan gesandt; noch weiß ich jedoch nicht, ob auch dieser abgefangen worden ist. Wir haben heute (wie in Dammartin täglich) Ordre erhalten, uns nicht zu Bett zu legen und stets verteidigungsbereit zu sein. Heute werden natürlich keine Posten mehr von hier abgeschickt. Ich wundere mich nur, daß unsere Kondukteure überhaupt diese Route noch bei Nacht zu fahren wagen. Sie werden wohl erfahren haben, daß der letzte Transport abgefangen worden ist. Die zwei Mann Bedeckung vom 103. Regiment wurden auf die scheußlichste Weise ermordet und sind von einem Detachement, das von Fismes ausgesandt wurde, aufgefunden worden. Der führende Unteroffizier brachte die Meldung des Verlustes nach Dammartin. Der Schwerverwundete von unserem neulichen Angriff (am 26. September) befindet sich auf dem Wege der Besserung. Nächstens werden wir hier vermutlich aufgehoben werden. Nun, sollte auch das Schlimmste über uns verhängt sein, so wissen auch wir für König und Vaterland zu sterben. — Adieu, lieber Freund!

Nachschrift. Sämtliche Posten blieben heute hier liegen, weil die Unsicherheit zu groß ist. Daß in solchen Fällen die Vorstehergeschäfte nichts weniger als angenehm sind, wissen Sie ja zu beurteilen. — Solche Abwechslung, wie die oben geschilderte, giebt es täglich. Gestern wurde Grand Pré überfallen, infolge dessen die Etappe von dort nach hier verlegt. Vouziers sehr bedroht; wahrscheinlich haben wir heute Nacht manches zu bestehen. — Ein anderer Feldpostbeamter erzählt aus Dammartin: „In der Nacht vom 24. zum 25. September sollte der von mir und dem Kondukteur Remke aus Magdeburg geführte Posttransport (Transportstrecke von Pont à Mousson bis ins Hauptquartier der 4. (Maas)-Armee) von Fismes aus bis Neuilly die Ortschaften Chery, Baigneux und Oulchy passieren. Von dem Dorfe Chery aus ist der Weg äußerst bergig und rechts und links sind Waldparzellen. Ungefähr auf der Hälfte des Weges stoßen zwei Waldparzellen fast im rechten Winkel zusammen. Es war gegen 10 Uhr abends, als wir diese Strecke passierten. Auf Schußweite herangekommen, wurden wir von zwei Seiten beschossen. Unsere Bedeckung von vier Mann erwiderte das Feuer heftig. Der erste feindliche Schuß ging dicht am Kopfe des Fuhrmanns, der vom 103. (sächsischen) Infanterie-Regiment abkommandiert war, vorüber. Infolge dessen befahl ich dem Mann, sofort den hohen und deshalb gefährlichen Postillonssitz zu verlassen und sich zu uns in das Kabriolett des Wagens zu setzen. Kaum war dies geschehen, so passierten wir in voller Carriere den Wald, wir wollten doch den bedeutenden Geldtransport retten. Auf dem hinter dem Walde gelegenen freien Platz setzten wir uns in Verteidigungsstand. Etwa eine Viertelstunde später kamen auch die vier anderen Wagen nach und jetzt stellte es sich heraus, daß der zur Bedeckung des letzten Wagens kommandierte Mann vom 103. Infanterie-Regiment mehrere Schüsse in den Rücken und einen Streifschuß am Kopfe erhalten hatte. In Oulchy mußte derselbe zurückbleiben. Außerdem wurde einer unserer Fuhrleute (vom Fuhrpark des 4. Armee-Corps) durch einen Schuß ins Gesicht leicht verwundet. Nachdem wir in Cramail, einem von Einwohnern fast ganz entblößten Orte, bis morgens 4½ Uhr biwakiert hatten, da uns der Weg unbekannt war und wir nochmals feindliche Angriffe befürchten mußten, setzten wir den Weg bis Neuilly unangefochten fort.

Der Überfall in Sens am 14. November 1870.

Als nach dem Falle von Metz die Armee des Prinzen Friedrich Karl in Eilmärschen in der Richtung nach Süden abzog, hatte die Etappen-Post-Direktion der 2. Armee schleunigst für Verbindung der mobilen Feldpostanstalten mit der Heimat durch Feldpostrelais zu sorgen. Am 12. November wurde in Troyes, wo sich bereits das Hauptquartier befand, ein Relais eingerichtet. Am 13. fuhr der Postetappen-Inspektor Bl. mit dem Postassistenten Gr. von Troyes nach Villeneuve l'Archeveque, wo die für das 3. und 9. Armeecorps am 13. und 14. eingegangene Correspondenz den einzelnen Feldpostämtern übergeben und die Sendungen nach der Heimat übernommen werden sollten. Am 14. früh wurde ein von Troyes angekommener Transport, drei Wagen unter Führung des Postkondukteurs B., welchen sechs Soldaten als Bedeckung begleiteten, nach Sens abgesandt, in der Voraussetzung, daß von den dort durchmarschierten Truppen des 9. Armeecorps Besatzung zurückgelassen worden sei. Vor dem französischen Postgebäude sollte der Kondukteur seinen Vorgesetzten erwarten, der mit Herrn Gr. nachkommen wollte, sobald die mit dem nächsten Transport von Troyes ankommende Korrespondenz verteilt sein würde. Der Transport von Troyes traf mehrere Stunden nach Mittag endlich ein. Nach 4 Uhr bestiegen die Herrn Bl. und Gr. eine gemietete französische Postkutsche für Verwundete, nachdem sie die nicht zur Verteilung gekommene Correspondenz für die 1. Kavallerie-Division aufgeladen hatten. Ein Jäger, welcher am andern Tage als Begleiter mit zurückgenommen werden sollte, und Lieutenant R. vom 9. Artillerieregiment, der seinem Regiment nachreiste, fuhren mit. Zugleich verließ ein starker Transport für das Feldpostamt des 9. Armeecorps den Ort, blieb aber bald zurück, da er nur langsam fahren konnte. Als der Postwagen mit dem Etappen-Inspektor Bl. und dessen Begleitern etwa die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, hielt ein Dorfbewohner die Reisenden an, um sie zu recht vorsichtigem Fahren aufzufordern, da seine Landsleute die Chaussee an mehreren Stellen durch zehn Fuß breite und tiefe Gräben unterbrochen hätten. So war es auch; an solchen Stellen mußte abgestiegen und das Gespann vorsichtig über die Bretter geleitet werden, welche die kurz vorher durchmarschierenden Truppen darüber gelegt hatten. Beim Einfahren in Sens, abends 8 Uhr, wo zum Erstaunen der Insassen des Postwagens kein einziger preußischer Soldat sichtbar war, sprang ein Blusenmann auf den Tritt und rief etwas in den Wagen hinein, was jedoch wegen des Gerassels nicht zu verstehen war. Bald darauf hielt der Wagen auf dem Platze vor der Kathedrale am Hotel de l'Ecu an. Augenblicklich sammelte sich ein Haufe von einigen hundert Blusenmännern, von denen ein Teil bewaffnet war. Ein feingebildeter Herr, Professor am Lyceum zu Sens, drängte sich durch den Haufen, um den Beamten mitzuteilen, daß augenblicklich keine deutsche Garnison im Orte wäre, ferner sei der Pöbel durch starke Requisitionen sehr aufgebracht, und es wäre das Schlimmste zu erwarten, wenn die Herren nicht gutwillig ihre Waffen ablieferten und sich gefangen gäben. Der Professor versprach noch, sein Möglichstes zu thun, um die Personen und das Gepäck in Sicherheit zu bringen. Da jeder Widerstand gegen die hundertfache Übermacht nur das Signal zu einer Niedermetzelung der wenigen Preußen gewesen wäre, gaben dieselben ihre Waffen ab. An jedem Arme von mehreren Blaukitteln festgehalten, wurden die Deutschen wie Verbrecher nach dem Gefängnis mehr geschleppt und gezerrt als geführt. Nicht nur die Postsendungen, sondern auch ihr Privateigentum mußten sie dabei im Stiche lassen. Bei der Mairie angekommen, wollte der Pöbel die Gefangenen dort hineinschleppen und Gericht über sie halten. Glücklicherweise gelang es dem Professor durch seine Beredsamkeit, ein Verfahren zu hindern, welches das furchtbarste Strafgericht über die verblendete Einwohnerschaft heraufbeschworen hätte. Als die eisenbeschlagenen Thüren des Gefängnisses sich hinter den Preußen schlossen, glaubten diese sich geborgen, indessen wurde ihnen bald unter Achselzucken eröffnet, daß das Volk nun beraten würde, ob sie erschossen oder den vor der Stadt im Hinterhalte liegenden Mobilgarden als Gefangene übergeben werden sollten. Darauf wurden sie eine Treppe höher geführt, wo sie schon über zwanzig gefangene Soldaten und Kolonnenfuhrleute antrafen, die vor ihnen in die Hände des Pöbels geraten waren. Ein Municipalbeamter hieß sie ihre Namen aufschreiben, um später feststellen zu können, was aus ihnen geworden wäre. Darauf wurden die Beamten von den Soldaten getrennt und noch eine Treppe höher geführt, in ein Lokal, wo sie zu ihrem Erstaunen den Feldpostsekretär A. von der 1. Kavallerie-Division antrafen. Derselbe war mittags, von Fontainebleau kommend, nebst seinem Kutscher, einem Soldaten, angefallen, gemißhandelt und beraubt worden. Im Gefängnis erhielt er bald Gesellschaft, einen Telegraphensekretär, der beim Legen der Drahtleitung mit seinen Leuten gefangen worden war.

Ferner befand sich da ein Trainunteroffizier, der mit seiner Wagenkolonne in die Hände des Pöbels geraten war und dabei einen Säbelhieb über den Kopf erhalten hatte, welcher zum Glück indes durch seine starke Kopfbedeckung geschwächt war und nicht das Leben bedrohte. Die städtischen Beamten ließen den Gefangenen Brot, Wein und Braten auftragen, im Nebenzimmer ein großes Kaminfeuer anzünden, und so viel Matratzen herbeischaffen, als nur aufzutreiben waren, und boten überhaupt alles auf, um den Gefangenen ihre Lage so erträglich als möglich zu machen, alles in dem Bewußtsein, für jede Unbill, die den Gefangenen widerfahren könnte, verantwortlich gemacht zu werden. Diese ließen sich, um die Grillen zu vertreiben, durch den gefälligen Gefängniswärter Madeira und Champagner für ihr Geld holen, welches die Blusenmänner ihnen gütigst gelassen hatten. Noch denselben Abend kam Lieutenant Graf Sch. (von den Schwedter Dragonern) mit zwei Zügen Dragonern in die Stadt und suchte die Gefangenen auf. Derselbe riet ihnen, die Nacht ruhig im Gefängnis zu bleiben, da er eine gewaltsame Befreiung der Gefangenen mit seinem Detachement nicht riskieren konnte, versprach ihnen jedoch, bis zum nächsten Morgen kräftige Unter-



Eine Liebesgabenverteilung.

stützung zu bringen. Die Ankunft der preußischen Dragoner hatte für die Gefangenen jedenfalls die Bedeutung, daß der Pöbel, befürchtend, es würden noch mehr Truppen einrücken, es vorläufig nicht weiter wagte, die Gefangenen zu insultieren. Am andern Morgen, als dieselben nach genossenem Kaffee ihren Morgenspaziergang innerhalb der Umfassungsmauern des Gefängnisses machten, rückten zwei Regimenter, das 24. und 35., in die Stadt. Ein Bataillon des 35. Infanterie-Regiments stellte sich vor dem Gefängnis auf, und der Kommandeur selbst holte seine Landsleute heraus. Dieselben erhielten sofort ihre Waffen zurück und entdeckten nach mehrstündigem Suchen in einem Zimmer der Mairie ihre Postsachen und ihr Privatgepäck, welches die Stadtbehörde dort verwahrt hatte. — Unter den befreiten Soldaten befand sich auch die Mannschaft, welche am Tage vorher dem Feldpostpäckereitransport unter B.'s Führung als Eskorte gedient hatte. Dieselben trugen an ihren zerrissenen Uniformen die Spuren eines lebhaften Handgemenges an sich und konnten über B., von dem sie abgekommen waren, keine Auskunft geben. Wie später ermittelt wurde, war derselbe, nachdem er bei preußischen Telegraphenbeamten vor der Stadt vorbeigekommen war, abgestiegen und neben seinem Wagen hergegangen. Als er in der Vorstadt St. Pierre le Vif ankam und nach dem französischen Postamte fragte, ward er von drei Kerlen gepackt, die ihm den Säbel nehmen wollten, von denen er sich jedoch losmachte. Seine Soldaten machten unterdes von ihren Seitengewehren Gebrauch, nachdem sie ihre Pistolen abgefeuert hatten. In diesem Augenblick bemerkte B., daß der Pöbel im Begriffe stand, die Pakete auf dem letzten Wagen aufzuschneiden. Er eilte hin, erhielt aber sofort einen Stich in die Brust und mehrere Hiebe über den Kopf, daß er bewußtlos zusammenbrach. Ein evangelischer Geistlicher brachte ihn in ein Haus und von da in ein Hospital — Hôtel-Dieu — wo er nach längerer Zeit von seinen Wunden genas. Für die mutvolle Verteidigung des ihm anvertrauten Transportes erhielt er später das eiserne Kreuz II. Klasse am schwarzweißen Bande. Von den drei Wagen, die den Transport bildeten, wurden zwei, welche der Maire in Sicherheit gebracht hatte, wieder erlangt; von dem dritten, den der Pöbel zur Stadt hinaus gebracht hatte, hat man nie wieder etwas erfahren. Über das Schicksal des für das 9. Armeecorps bestimmten, zu gleicher Zeit mit Postinspektor Bl. aus Villeneuve l'Archevêque abgefahrenen Posttransports ist folgendes ermittelt worden. Feldpostschaffner A. und Postillon T. gelangten unter Eskorte von zwei Husaren glücklich bis in ein Dorf, eine Stunde hinter Villeneuve. Dort stieg der eine Husar ab, um an dem Sattelzeuge etwas in Ordnung zu bringen, ward aber sofort von den Einwohnern überfallen und unter Mißhandlungen in einen Keller geschleppt, aus dem er erst des andern Tages befreit wurde, als preußische Truppen durchzogen, die er um Hilfe anrief. Das Haus, aus welchem der Überfall erfolgt war, ward in Brand gesteckt. Als A. das Schicksal des überfallenen Husaren sah, jagte er, zu schwach, ihn zu befreien, und um wenigstens den wertvollen Transport zu retten, schleunigst davon. In Sens spät abends angekommen und abermals angegriffen, rettete er sich zwar nochmals durch rasches Fahren, geriet aber in der Dunkelheit vom Wege nach Fontainebleau ab und fiel bei Villeneuve fur Yonne Mobilgarden in die Hände. Beide, sowohl der Schaffner, als der Postillon, wurden erst nach drei Monaten ausgewechselt. Ebenso schlecht war es den Telegraphenbeamten ergangen, die in Sens eine Station errichten wollten. Sie wurden überfallen und furchtbar mißhandelt, während man sie nach der Mairie schleppte. Bei dieser Gelegenheit gingen ihnen sechs Pferde verloren, ferner fünf Wagen voll Hafer. Die zwei eskortierenden Soldaten wurden von den Pferden gerissen, der eine derselben erhielt sogar eine Wunde am Kopfe mit seinem eigenen Säbel, welchen man ihm entwunden hatte. Für diese Excesse hatte die Stadt Sens eine Kontribution von 180000 Franks zu erlegen.

Lied der Feldpost von Julius Wolff.

Im Walde von Fontainebleau.

Still, Schwager! stoß nicht so keck in das Horn,
Bedenke, daß hier hinter Hecke und Dorn
Verrat und Tod dich umlauern; —
Zum Schweigen brächte wohl deinen Tusch
Hervor aus dem Dickicht, heraus aus dem Busch
Die Kugel bewaffneter Bauern.

„Du fährst nicht zu Hause den sicheren Weg,
Verhau'n ist die Straße und Brücke und Steg,
Und es dämmert, der Tag geht zur Neige:
Treib an deine Gäule mit Hü und Hallo!
Es spukt in dem Walde von Fontainebleau,
Horch! — Hörst du nicht knacken die Zweige?"

Ihn gruselt es nicht, er fährt mit Gewalt,
Als führ' er die Post im Thüringer Wald,
So kennt er im Dunkeln die Gleise.
„„Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus,
Feins Liebchen schaute zum Fenster heraus"" —
So schmettert die lustige Weise.

Da tönt aus dem Walde ein gellender Pfiff,
Und von rechts und links da knallt es paff! piff!
Und es stürzt ihm ein Pferd vor dem Wagen.
Und es raschelt im Laube — da kommen sie schon,
Da hast du's, du leichtsinniger Postillon!
Jetzt geht es an Kopf dir und Kragen.

Doch flink von dem Bocke, mit kräftigem Schnitt
Zerteilt er die Stränge, in sausendem Ritt
Entflieht er der jauchzenden Meute.
Wie hungrige Wölfe das sterbende Wild
So fallen sie an — welch nächtliches Bild! —
Die meuchlings eroberte Beute. —

Nun geht es ans Plündern mit wüstem Geschrei,
Sie teilen und streiten und kämpfen dabei
Um der Liebe freundliche Gaben;
Und nahm sich der eine ein wärmendes Kleid
So entreißt's ihm der andre voll Gier und voll Neid,
Sie zerren herum sich wie Raben.

Die Briefe der wirbelnde Wind verweht,
Sie können's nicht lesen, was drinnen steht,
Und treten sie unter die Füße.
Da liegt nun im Kote, was Mütterchen schrieb,
Was sie bangt und zittert, die Hand so lieb,
Und der Liebsten herzinnige Grüße.

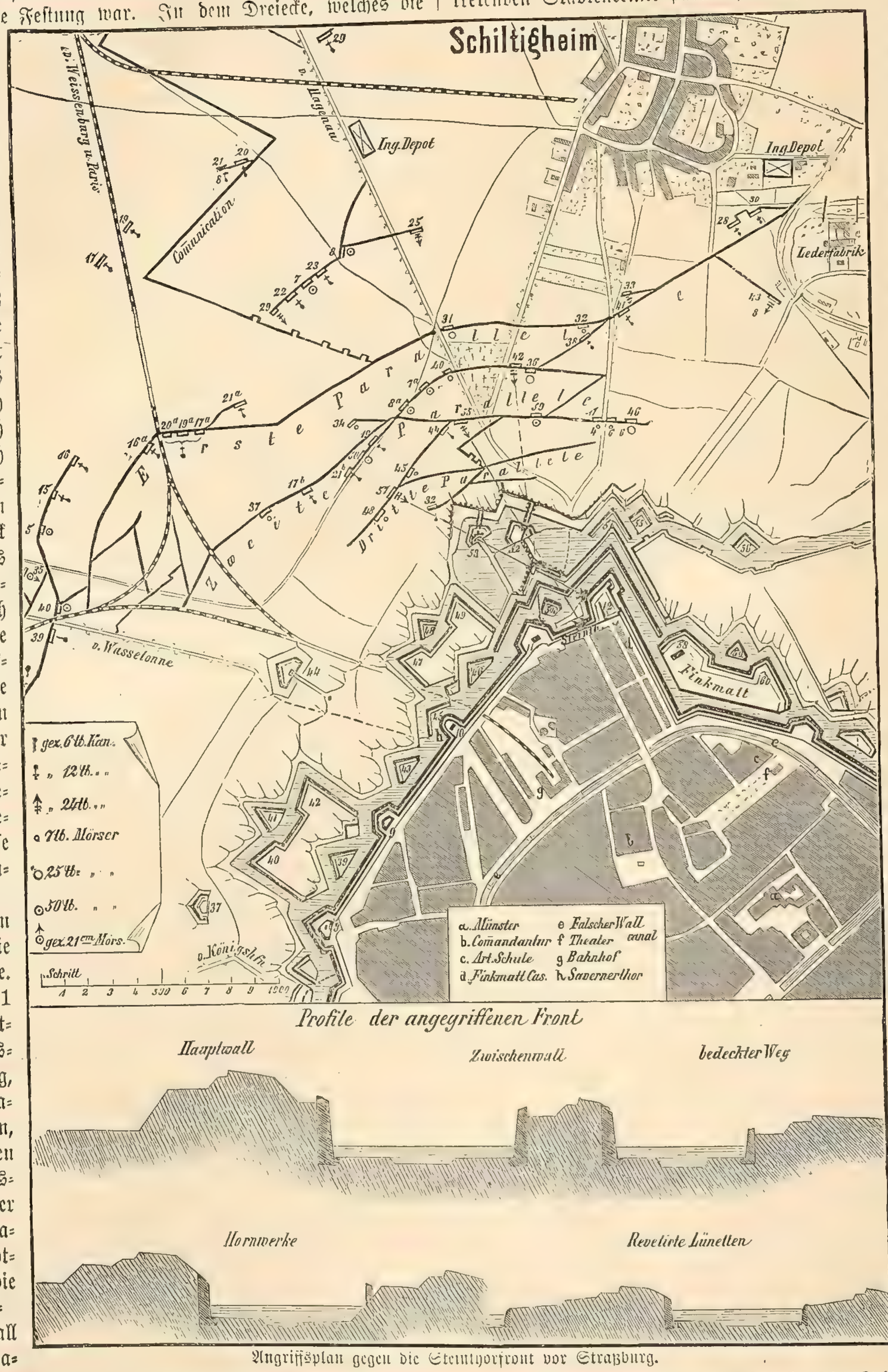
Wie aber das leuchtende Morgenrot
Des Waldes säuselnde Wipfel umloht,
Da naht sich's, den Frevel zu ahnden.
Sie kommen zu Fuß und kommen zu Roß,
Die Büchsen geladen mit scharfem Geschoß,
Die Räuber im Walde zu fahnden.

Und als die Sichel des Mondes bleich
Herunter blickt auf das dämmernde Reich
Der moosigen Eichen und Föhren,
Da war es stille, der Vogel schwieg,
Da hingen in Schlingen wie Dohnenstieg
Zwei Dutzend von Franktireuren."

Die Belagerung und der Fall Straßburgs.

Eine hochwichtige Rolle mußte in dem deutsch-französischen Kriege die Festung Straßburg, die Burg der Straßen, das ewig drohende Ausfallthor Frankreichs gegen Deutschland spielen; auf Straßburg richteten sich denn auch seit der Kriegserklärung die Blicke der beiden kriegführenden Völker, denn dort mußte sich Entscheidendes ereignen, sei es, daß von hier aus die französische Armee vordrang, sei es, daß sie an dieser Festung einen Halt suchte, wenn ihr das Kriegsglück abhold war. Wir geben daher in nachstehendem einem mit den Verhältnissen vollständig vertrauten Artillerie-Offizier das Wort,

er mag uns die Vorgänge von damals schildern. — Vergegenwärtigen wir uns in aller Kürze, wie es um Straßburg zu Beginn des Krieges stand; wir können es mit wenigen Worten sagen: Straßburg war wohl eine sehr starke Festung, aber die Verteidigungskräfte derselben waren vollständig unzureichend, namentlich fehlte es an Ingenieuren, was der größte Nachteil für die Festung war. In dem Dreiecke, welches die Befestigung Straßburgs im allgemeinen bildete, nahm das Steinthor, welches zum Angriffspunkt gewählt worden war, die Stelle der nördlich gelegenen Ecke ein, links und rechts flankiert durch die Bastionen des Hauptwalles Nr. 11 und 12 vor der Kurtine, die beide Werke verbindet und in welcher das Thor liegt, gedeckt durch das Ravelin 50. Nach rechts zu, also nach Osten, trat die eigentliche Stadtenceinte von Bastion 12 ab so stark zurück, daß selbst das davor gelegene Hornwerk Finkmatt noch weit hinter der Spitze der Bastion 12 zurücklag. (Man vergleiche den Plan, in welchem all die einzelnen, hier aufgeführten Werke genau mit der entsprechenden Nummer bezeichnet sind.) Diese Bastion 12 war demnach ein schwacher Punkt, und wir werden weiter unten sehen, wie man ihn zu decken suchte. Links von Bastion 11 zog sich die Stadtenceinte (die Festungsmauer) fast geradelinig, nur durch einzelne Bastionen unterbrochen, nach Südwest; zwischen den Bastionen, jedesmal regelmäßig vor der Courtine lagen die Ravelins. Der Hauptgraben wieder um die Ravelins (Außenwerke), war überall Wassergraben, die Bastionen waren sehr hoch, um die Unmasse vorgeschobener Werke zu übersehen. Von dem Hornwerke Finkmatt an zog sich sodann um Bastion 12, Ravelin 50 und Bastion 11 bis zum nächsten Ravelin eine Contregarde (Vorwall), ein schmales, tiefer gelegenes Deckwerk, Hecken, davor ein nasser Graben und ein Glacis mit gedecktem Weg. Dieses Glacis schließt also zwei Wassergräben und zwei revisierte Linien hinter einander ein, die innere Stadtenceinte. Vor diese schob sich nun, links von der Bastion 11 (also westlich) das Hornwerk 47—49 ziemlich weit vor, wieder versehen mit zwei Bastionen und einem Ravelin, von nassen Gräben umgeben; andererseits vor Bastion 12 bildete das Glacis selbst wieder eine Contregarde mit nassem Graben, vor welche nochmals eine solche Linie, Lünette 54, sich vorlegte, abermals mit nassem Graben. Rechts von dieser Lünette, flankierend, springt wiederum Lünette 55 vor, und nun zog sich, ungefähr mit der nördlichen weit zurücktretenden Stadtenceinte parallel, von hier ein nasser Graben bis zu den Inseln der Aar, des kleinen Rheins u. s. w., dahinter eine nochmals gebrochene Wall-Linie (Retranchement), davor ein Glacis bis zur Lünette 56, welche wiederum flankierend hervortritt. Durch diese vorgeschobene Linie wurde die Schwäche der Bastion 12 völlig bemäntelt, aber man kannte sie deutscherseits doch, freilich wurde sie zu einem guten Teil, ja beinahe vollständig, durch eine Überschwemmung beseitigt, welche sich von dieser Linie bis vor die Spitze der gleich zu erwähnenden Lünette 52 hinzog. Das Hornwerk 47 bis 49 einerseits und die vier vor einander geschobenen Saillants (ausspringende Winkelwerke) von Bastion 12 andererseits schlossen ein unter Wasser gesetztes Terrain, einen großen See ein, aus dem, zunächst dem Thore und ein wenig zurückliegend, die in Erde ausgeführte Lünette 52 mehr vorspringend, und, nach dem Hornwerk zu, die mit gemauerter Escarpe und Contre-Escarpe versehene Lünette 53 emportauchen, beide nur durch schmale, lange Dämme mit der inneren Enceinte verbunden. Beide Lünetten springen einer Linie, welche man sich von der Spitze des Hornwerks gezogen denken kann, ziemlich weit vor, die Lünette 53 mit ihrem Saillant um mehr als 200 Schritt. Sie waren wieder von einem nassen Graben, und davor von einem Glacis umgeben, welches sich an das Glacis der Nebenwerke anschloß. Noch ist zu erwähnen, daß die lange Linie des Hornwerkes, welche nach dem überschwemmten Terrain hinter Lünette 53 schaut, durch einen nassen Graben und ein Glacis mit gedecktem Wege von demselben getrennt wurde, so daß sie zwei hintereinander liegende Feuerlinien zur Flankierung darbot. Da nun die Lünetten 54 und 55 durch die Überschwemmung ihres Vorterrains eine Annäherung aus einer etwaigen dritten Parallele nicht zuließen, so mußte fürs erste gegen Lünette 53 und



Angriffsplan gegen die Steinthorfront von Straßburg.

52 vorgegangen werden; hier lag deutscherseits die Halbparallele; auf den Kapitallinien dieser Werke wurde die Schlangensappe vorgetrieben und auf dem Glacis hierselbst das Couronnement hergestellt, welches rechts über die linke Façe der Lünette 53, links über die rechte Façe von 52 und, sich zwischen die Lünette und die Inundation am Fuße des Glacis schiebend, bis über die Straße, welche vom Steinthor durch das Glacis hier heraustritt, sich erstreckt.

Wir sehen nun auf dem Plane vor uns den nassen Graben der beiden Lünetten, der vor Nr. 53 etwa ungefähr 20 Schritt, vor Nr. 52 60—70 Schritte breit war. Hinter den Werken, aus einer breiten Wasserfläche, trat das Glacis der innern Stadtenceinte heraus, welches die Contregarde und der Hauptwall wiederum überhöhten. — Die Belagerungsarbeiten anlangend, bleibt folgendes zu bemerken: Nr. 14, 16, 21 sind Rikoschet- und Demontierbatterien; Nr. 15, 17, 19, 20, 22—30, 33, 38, 41, 44, 51—54 und 60 sind Demontierbatterien. Davon waren beispielsweise gerichtet: die erstgenannten gegen die Lünetten 44 und 53, gegen die Hornwerke 40, 42, 47 und 49, Nr. 19 gegen den Kavalier in Bastion 11, Nr. 21 und 22 gegen die Kurtine 10 und 11, Nr. 27, 28 gegen die Lünetten 52 und 53 und das Finkmatthornwerk, Nr. 29 gegen Bastion 12, Nr. 30 gegen Werk 56, einige Geschütze von Nr. 33 gegen die Inundationsschleusen in der Nähe des Judenthors; Nr. 42, 55 und 57 sind Breschebatterien gegen die rechte Face von Bastion 11, gegen Kurtine 11 und 12 (Steinthor) und gegen die linke Face von Bastion 12. Die Wurfbatterie Nr. 35 mit den beiden Riesenmörsern war vorzugsweise gegen Bastion 11 und 12 gerichtet. Die Batterien Nr. 1—4 lagen auf dem äußersten rechten Flügel, sie waren vorzugsweise gegen die Kollateralwerke der angegriffenen Front, Hornwerk 40—42, gerichtet; der Raum gestattete nicht, dieselben in den Plan einzutragen. Die Batterien hatten regelmäßig 4 Geschütze; nur ausnahmsweise waren deren mehr als 4 in einer Batterie vereinigt, so z. B. hatten die Batterien Nr. 14, 40, 42, 27, 48, 49 und 56 je 6 Stücke, die Batterien Nr. 16, 21, 43 je 8 Stücke, einzelne wenige Batterien hatten auch nur 2 oder 3. Die Batterienummern wiederholen sich zum Teil; es ist dies aber stets dieselbe Batterie, welche, ursprünglich in der ersten Parallele placiert, später in die zweite Parallele vorgerückt ist. Außer den beiden Ingenieurdepots, welche auf dem Plane verzeichnet sind, befanden sich noch weitere Materialdepots bei Bischheim und an der Straße nach Wasselnheim hinter den Mörserbatterien Nr. 5 und 35. Das Ingenieurhauptdepot befand sich bei Suffelweihersheim.

Straßburg hätte eine andere Rolle spielen sollen und nach dem ersten Plan Napoleons auch spielen können und müssen. Der Aufmarsch des 7. französischen Corps an der Nordostgrenze war schon am 25. Juli, also sechs Tage nach der Kriegserklärung, in einem großen Bogen geschehen, dessen südlicher Flügel sich auf Straßburg stützte, während der nördliche sich an Metz anlehnte. Man hatte nun allgemein erwartet, daß

Französische Pontoniere brechen die Schiffbrücke über den Rhein bei Kehl ab.

die französische Armee, von welcher der Kriegsminister Leboeuf, sich mit einschließend, sagen konnte: „nous sommes archiprêts," entweder gegen den Schwarzwald vorgehen würde, um in Süddeutschland einzufallen oder gegen den Main, um Nord- und Süddeutschland zu trennen. Letzteres lag auch in der Absicht Napoleons, und die Truppenkonzentration sollte bei Straßburg geschehen, dort war es aber zu nichts weiterem, als zum Abfahren der Ponton- und zur Sprengung der Eisenbahnbrücke gekommen. Zur entscheidenden Stunde fehlten dem Kaiser Mut und Kraft und rascher Entschluß, und der günstige Augenblick war bei der bewundernswerten Schnelligkeit der deutschen Mobilmachung nur zu bald und unwiderbringlich entschwunden. Schlag auf Schlag folgten sich, nachdem am 2. August die Feindseligkeiten durch die Saarbrücker Komödie, wo Prinz Louis die sog. Feuertaufe erhalten hatte, eröffnet waren, die glänzenden, aber blutigen Siege der Deutschen bei Weißenburg, Wörth und Saarbrücken. Es war der Anfang des Gottesgerichts, das über Frankreich und seinen frivolen Kaiser hereinbrechen sollte; statt der promenade à Berlin kam der Rückzug der französischen Armee samt ihren

siegesgewissen Führern: Mac Mahon, Bazaine und Frossard, ein Rückzug, der sich großenteils in wüster, wilder Flucht auf die Mosellinie hin vollzog. Auch Straßburg schien nach dieser Katastrophe von seinen Verteidigern verlassen und den deutschen Heeren preisgegeben zu sein. Aber dennoch schlossen sich unter dem energischen und eisenfesten Kommandanten Ulrich die Thore dieser Stadt fester, als man es je erwartet hatte, und es war keine leichte Aufgabe, moralisch vielleicht die schwerste, welche der badischen Division gestellt wurde, als man sie von der vorrückenden kronprinzlichen Armee trennte, um Straßburg zu cernieren. Mahnend wie der erhobene Finger einer Hand sahen die heranziehenden Krieger den alten Münsterturm, das erhabene Werk Erwins von Steinbach, aus der weiten Ebene über Häuser und Dächer in die

Die Verwüstungen in der Hauptstraße zu Kehl, einer „offenen" Stadt, durch französische Batterien Straßburgs. Der beste Beweis, wie die Franzosen das Völkerrecht respektierten, und wie ernst ihre Proteste gegen das Bombardement der festen Stadt Paris, der „Leuchte der Welt" zu nehmen waren.

Lüfte ragen, selbst ungewiß des Schicksals, das sie der stammverwandten Stadt bereiten mußten, denn der deutsche Offizier, der schon am 8. August mit der Parlamentärflagge vor den Stadtthoren erschien, die Kapitulation der Festung zu fordern, war abschlägig beschieden worden. Straßburg galt von jeher für einen strategisch höchst wichtigen Punkt, und dessen war sich auch der französische Kommandant Ulrich wohl bewußt, der in einer Proklamation vom 10. August erklärte: „Straßburg wird sich verteidigen, so lange noch ein Soldat, ein Zwieback und eine Patrone übrig ist." Seit dem Raube Straßburgs mitten im Frieden im Jahre 1681 durch Ludwig XIV. hatten französische Baumeister die Stadt zu einem Waffenplatz ersten Rangs, freilich nach alter Manier umgestaltet, und ihre Hauptstärke lag auch 1870 in der von Vauban erbauten fünfeckigen Citadelle, die ihre Werke bis an den Rheinarm vorschob, der mit dem Hauptfluß die Sporeninsel bildet. Aber zeitgemäß waren die Befestigungen trotz ihrer Stärke nicht: es fehlte hauptsächlich an bombensicheren Unterkunftsräumen und vor allem an vorgeschobenen Außenwerken, welche das furchtbare Feuer unserer heutigen Geschütze hätten von der Stadt fern halten können, dagegen konnte als schwer zu besiegendes Hindernis das Vorterrain durch äußerst sinnreiche Schleusenvorrichtungen durch das Wasser der Ill auf allen Seiten, mit Ausnahme der westlichen und nordwestlichen, unter Wasser gesetzt werden, ein Schutzmittel, das freilich auch für den Belagerten den Nachteil hatte, daß Ausfälle unmöglich waren, und das der kleinen badischen Division die Cernierung ungemein erleichterte, weil sie auf die Nordwestfront beschränkt werden konnte. Nach Süden hin genügte es, bis zum Eintreffen von Verstärkungen die Verbindungen der Stadt durch Kavallerie zu unterbrechen. In der Stadt selbst herrschte fieberhafte Thätigkeit; Ulrich ließ arbeiten so viel als möglich war. Aber wie bei dem Heere selbst so hatte man sich auch in den Festungen einer unbegreiflichen Gleichgültigkeit hingegeben, und bei der Ankunft der Deutschen befanden sich viele Werke in einem Zustande völliger Verwahrlosung. Jetzt sollten auf einmal Pallisaden eingesetzt, Barrikaden errichtet, die bewachsenen Glacis rasiert werden, um für die Geschütze die nötige Schußfreiheit herzustellen; man begann jetzt erst, die Wälle mit Geschützen zu armieren und die Gräben durch Zuleitung der Ill zu füllen. Aber auch angesichts dieser Thatsachen verbarg man sich deutscherseits die Größe und Schwierigkeit der Aufgabe keineswegs, lief doch Straßburg in den Listen der französischen Festungen als Waffenplatz erster Klasse und war daher mit einer Menge von Kriegsmaterial aller Art versehen, das einem umsichtigen und geschickten Verteidiger noch Mittel genug an die Hand gab. Die Einschließung geschah rasch, da die Belagerten, durch die Herstellung ihrer Verteidigungsanlagen zu sehr beansprucht, keinen ernstlichen Versuch machten, den Angreifer zu stören. Die zwei Vorstädte Königshofen und Schiltigheim, im Süden und Norden der Stadt, wurden

ganz unbesetzt vorgefunden, ebenso der Kirchhof St. Helena vor dem Steinthor am Vereinigungspunkt der Straßen nach Mundolsheim und Schiltigheim, dessen friedliche Stille schon früher durch das Geknatter der Gewehre und den Donner der Geschütze gestört worden war; von hier aus feuerten auch schon am 12. August badische Infanteristen auf die französischen Vorposten. Generallieutenant v. Werder, der am 13. August das Kommando über das Belagerungscorps an Stelle des erkrankten Generallieutenants v. Beyer übernahm, hatte sein Hauptquartier in Mundolsheim, nördlich von Straßburg, aufgeschlagen, in jenem an der Bahn nach Avricourt gelegenen Dörfchen, das jetzt von den Forts Podbielsky und Roon überragt wird. Die badische Felddivision war inzwischen durch die badische Festungsartillerie, die man aus Rastatt nach Kehl gezogen hatte, und durch preußische, bayrische und württembergische Kontingente verstärkt worden, so daß vereinte deutsche Kräfte zusammenwirkten. Werder, selbst voll Teilnahme für das Schicksal der unglücklichen Stadt, schonte sie so lange als möglich, aber endlich mußte er eine ernstliche Mahnung thun: am 13. August flog die erste Feldgranate in Straßburgs Weichbild. Die Verwirrung war ungeheuer, besonders als es den Deutschen gelang, gegen Abend 24 Waggons auf dem Bahnhof in Brand zu schießen. Aber das an den folgenden Tagen bald mäßig, bald stärker fortgesetzte Feuer aus Feldgeschützen, mit dem man die Stadt einschüchtern und ihr die Leiden und Schrecken einer förmlichen Belagerung ersparen zu können glaubte, hatte trotz des Schreckens der ersten Wirkung nicht den erwarteten Erfolg. Die Einwohnerschaft zeigte sich in keiner Weise friedlich gesinnt und von dem zähen Kommandanten und seinen Truppen war das noch weniger zu erwarten. Man mußte zur regelrechten Belagerung schreiten, die zunächst mit einem achttägigen Bombardement aus den inzwischen eingetroffenen Belagerungsgeschützen: 200 Kanonen, 88 Mörsern und 50 Wallbüchsen, begann. Am 18. August während der wiederholten Ausfälle gegen Schiltigheim, bei denen alle die großartigen Fabrikanlagen und Lagerschuppen dort in Flammen aufgingen, ließ Werder nur schwach feuern. Aber abends um 9 Uhr begann ein furchtbares Feuer aus den neugebauten Batterien rings um die Stadt, auch vom andern Rheinufer her, und bald verkündeten auflodernde Flammen und der Wiederschein des Feuers an den Häusern, die Wirkung der deutschen Geschosse. Schrecken lagerte sich über die Stadt und Wut bemächtigte sich der Besatzung, denn plötzlich erdröhnten die Geschütze der Citadelle gegen das unglückliche Kehl, das ½ Stunde von den badischen Batterien entfernt, für Straßburg nicht bedrohlich war und trotz der Proteste Werders in barbarischer Weise in Asche gelegt wurde. Nun fielen auch für Werder die letzten Rücksichten. Die Batterien der ersten Artillerieaufstellung waren ihrer Schußbereitschaft nahe; so begann am 23. abends das Feuer von Kehl aus mit fürchterlicher Gewalt und mit ihm vereinigte sich andern Tags der Kanonendonner von Westen und Nordwesten her. Furchtbar, unvergeßlich werden diese Tage für Straßburg bleiben. 10 Stunden lang ließ das Feuer am 23. nicht nach; unaufhörlich flogen die Granaten herein, sausend und pfeifend wie ein Sturmwind, der heulend durch Spalten fährt, und krachend und knatternd, wenn sie Häuser durchlöchernd und entzündend krepierten. Dazu die Sturmnacht mit ihren Regenschauern, die Kommandorufe, das Schreien der Weiber und Kinder, man glaubte verloren zu sein. Und je mehr die Nacht vorrückte, um so furchtbarer die Beschießung! — Man hatte eine günstige Wirkung von so heftigem Feuer erhofft, aber wieder war's vergeblich. Die Aufforderung zur Übergabe am Morgen des 24. blieb erfolglos. Die Bevölkerung hatte sich trefflich gehalten, die freiwillige Feuerwehr that ausgezeichnete Dienste; man stellte aus Balken und Erde Wohnungen her für die obdachlos Gewordenen, errichtete Speiseanstalten und that für die Verwundeten und Toten, was geschehen konnte; alle Kräfte waren angespannt. Das Feuer wurde daher in der folgenden Nacht mit größter Heftigkeit fortgesetzt,

Lünette 53, von 52 aus gesehen.

Furchtbares Unheil kam über die Stadt, über Wissenschaft und Kunst; die reiche Bibliothek mit all ihren Schätzen geriet in Brand, und alles war verloren. Nur das Münster war — laut Bekanntmachung Werders — sicher, und es hätte kein Schuß daran gestreift, wenn nicht die Franzosen ein Observatorium auf der Plattform errichtet hätten. Wieder sendete man Parlamentäre hinein, um den Kommandanten zur Übergabe zu bewegen, wieder war's umsonst; an der Zähigkeit Uhrichs scheiterte alles, auch der Erfolg eines Ganges, den der Bischof von Straßburg am 25. August ins Lager der Deutschen unternahm. Man hoffte auf Hilfe von außen, man wollte sogar am 26. fernen Kanonendonner hören. Aber das weitere Feuern, das am Abend des selbigen Tags begann, bewies zu drastisch die eitle Natur der hochgespannten Hoffnungen. Die Stadt glich in jener Nacht einem Flammenmeer, auch der Dachstuhl des Münsters hatte Feuer gefangen. Aber Proklamationen in der Stadt hoben den Mut der Einwohnerschaft und man war zum Äußersten entschlossen. Jetzt mußte die Entscheidung mit Gewalt herbeigeführt werden. 50000 Mann waren nach und nach um die Festung zusammengezogen worden; sie konnten dem Feldheer nicht zu lang entzogen bleiben, der förmliche Angriff und Sturm konnte nicht umgangen werden. Werder hatte als Angriffsfront die nordwestliche beim Steinthor gewählt; sie war durch kleine Vorwerke, die Lünette 52 und 53, geschützt und der Verteidiger hatte den Angriff hier an einem so schwierigen Punkte nicht vermutet. So gelang die so wichtige Täuschung vollkommen, die Minen auf der Westseite, nach Ansicht des Verteidigers der wahrscheinlichen Angriffsfront, waren umsonst gebaut. Unter dem Schutz der Batterien waren die Vorposten am 28. August bis auf 400 Schritt Entfernung von den Werken vorgedrungen. Jetzt galt es, in gedeckten Wegen, in Laufgräben bis an die Mauer heranzukommen, es war die Zeit erschienen zum Bau der sogenannten Parallelen, die in konzentrischen Bögen, gewöhnlich drei an der Zahl, die zum Angriff ausersehene Front umklammern. Der Boden war günstig, er entstammt der jüngsten geologischen Vergangenheit. Leise wurden die zum Bau befohlenen Soldaten in der Nacht vom 29.—30. August in langer Bogen-Linie aufgestellt, die durch ein hellschimmerndes, weißes Band bezeichnet worden war. Geräuschlos werden die Gewehre niedergelegt, dann beginnt die Arbeit still, ohne Geflüster, jeder war sich der gefahrvollen Lage bewußt; immer tiefer grub man sich ein, vor sich die Erde als Wall aufschüttend. Vier Stunden Arbeit, und das Werk war vollbracht, der Feind hatte nichts gemerkt, die erste Parallele war fertig, ein mehr als meilenlanger Graben von 4½ Meter Tiefe zog sich von Schiltigheim bis Königshofen, und einige hundert Schritt dahinter waren über Nacht, wie aus dem Boden gewachsen, neue Batterien erstanden, die am Morgen ihre eisernen Grüße in die Bastionen schickten. Einen Augenblick herrschte tiefe Bestürzung in der Stadt, denn hier hatte man den Angriff nicht vermutet, dann aber wurden die Wälle armiert und es

Straßburg, vom Steinthor aus, am Tage nach der Kapitulation, 29. September.

entspann sich ein mörderischer Geschützkampf. Aber die deutschen Geschütze trafen präzis, das feindliche Feuer wurde schwächer und schwächer, die Wälle waren von Granaten wie gepflügt. Schon am 1. September liefen die Approchen in charakteristischer Zickzacklinie auf die Festung zu und in der Nacht begann das Ausheben der zweiten Parallele. Aber der Feind war diesmal wachsam. Auf Lünette 44, am südlichen Ende der zweiten Parallele gelegen, hörte man das Pochen der Hacken und beim ersten Morgengrauen des 2. Septembers schlug eine Granate in die Arbeitercompagnie, ringsum Verderben bringend. Kaum waren die Arbeiter zu halten, und doch mußte im Feuer des Feindes und im Wasser des strömenden Regens die Grabarbeit fortgesetzt werden. Mehrere Nächte dauerte der Bau, denn noch nie war der Verteidiger so thätig gewesen; er kannte jetzt die Lage des Arbeitsplatzes und überschüttete ihn auch nachts mit Geschossen, während er gleichzeitig verzweifelte Ausfälle machte. Erst in der Nacht vom 5.—6. September wurde die zweite Parallele vollendet; man war einander schon so nahe, daß das Gewehr gebraucht wurde. Gleichzeitig waren die Batterien der zweiten Artillerie-

Aufstellung zwischen beiden Parallelen erbaut worden; ihre Geschütze, für den Nahkampf bestimmt, waren von allen Kalibern und Arten, je nach der Aufgabe, die sie zu lösen hatten. Besonders bemerkenswert waren darunter zwei eben aus Spandau angekommene 21 cm Mörser, die hier ihre erste Probe gegen die gefährliche Lünette 44 zu bestehen hatten und sie glänzend bestanden. Noch heute zählen sie zu den besten Geschützen der deutschen Artillerie. Ein einstündiger Hagel ihrer 80 Kilogramm schweren Riesengeschosse hatte die Lünette in Trümmer gelegt, die Geschütze zum Schweigen gebracht, den Feind genötigt, sie zu verlassen. Gegen dieses höllische Feuer gab es aber auch keine Deckung, noch weniger als gegen den gewaltigen direkten Schuß der 20 Demontierbatterien auf der Angriffsfront. Der Kampf mit dem Rohrgeschütze schien zu Ende, der Fall der Festung war nur noch eine Sache der Zeit und der Berechnung des Ingenieurs. Aber unaufhörlich donnerten die Batterien fort, die Werke waren in ihren oberen Teilen schon in Schutthaufen verwandelt; kein Auge konnte es wagen, die Arbeiten des Belagerers vom Wall aus zu beobachten. So gelang es, ungehindert auch die dritte Parallele zu eröffnen, von welcher aus man sich, geschützt durch die Erdwalze, an die zwei Lünetten 52 und 53 heranschaufelte, die vor allen Dingen genommen werden mußten. In früheren Zeiten hatte man mit unsagbaren Mühen durch den ganzen Zug der Approchen die Geschütze herbeischleppen müssen, mit denen man vom äußersten Grabenrand aus die Bresche in die gegenüberliegende Grabenmauer schießen wollte. Hier vor Straßburg verwendete man zum erstenmal mit staunenswertem Erfolg den indirekten Breschеschuß, der in hohem Bogen aus einer Stellung kam, von welcher aus das Ziel gar nicht sichtbar, und dessen Treffen lediglich das Resultat der Berechnung war. Am 14. September begann das Breschieren der Mauern der zwei Lünetten, und schon tags darauf gähnte die Bresche in Lünette 52 und 53 mit weitgeöffnetem Schlund, der Weg war erschlossen, auf dem die Sturmkolonnen in kurzer Zeit eindringen sollten. Aber noch drohte eine Gefahr: sollte eine mit Minengängen wohl versehene Festung wie Straßburg von diesem furchtbaren Verteidigungsmittel keinen Gebrauch gemacht haben? Die Kühnheit eines Genieoffiziers, der sich mit Todesverachtung bei Nacht, die Blendlaterne in der Hand, in den Graben hinabließ, bestätigte die Vermutung, aber es gelang ihm auch, die Mine zu entladen und nicht nur das, sondern auch die entdeckten Gänge nutzbar zu machen. Das war eine That, die des Gedenkens wert ist; die Sprengung des Bodens, auf dem unsere Krieger standen, war vereitelt. Jetzt, und nachdem in der Nacht vom 19. September die Kontre-Eskarpe vor der Bresche in Lünette 53 mittelst zweier Minen unter Donnergekrach in die Luft geflogen war, verbreitete sich ein Schrecken in der Stadt wie nie zuvor. Nun fühlte ein jedes: man stand vor der Katastrophe. Aber noch waren alle Verhandlungen erfolglos und die Vorbereitungen zum Sturm schritten rastlos fort. In der Nacht zum 20. wurde unter mörderischem Chassepotfeuer und unter dem Schutze des eigenen Artilleriefeuers ein Damm aus Erde und Faschinen zur Bresche hin aufgeschüttet; es sollte der Sturmweg werden, aber schon vor Vollendung derselben wurde bemerkt, daß die in Trümmer geschossene Lünette geräumt sei. Die Pioniere drangen ein, und wenn auch die feindlichen Geschosse hageldicht die Innenböschung der Wälle herabprasselten, es gelang, eine Brustwehr auf der Kehlseite aufzuwerfen, Geschütze aufzustellen, und die Infanterie konnte sich einnisten. Eine der wichtigsten Stellungen war am Abend des 20. Septembers in deutschen Händen. Aber noch sperrte die benachbarte Lünette 52 den Weg. Die Nacht zum 22. war bestimmt, auch sie zu Fall zu bringen, und es gelang wenn auch mit schweren Opfern, denn furchtbar donnerte Schuß auf Schuß herüber und das Dunkel der Nacht vermehrte die Gefahr. Der wichtigste Schritt aber war jetzt gethan, die Umwallung der Stadt ihres Schutzes beraubt. In nächster Nähe, auf den genommenen Lünetten, an allen Punkten wuchsen Batterien empor, deren Granaten die Façe bei Bastion 11 am Steinthor durchwühlten. Die Citadelle war längst von Kehl her zerstört, ihre Geschütze machtlos verstummt vor dem ungestümen Feind. Die Steinvorstadt mit ihren Häusern, die Wälle, die Thore, die Traversen und Poternen waren zermalmt, ein Chaos von Trümmern hinderte alle Versuche der Besatzung, die Wälle zu besteigen; 80 Fuß breit klaffte schon die Bresche in Bastion 11, die Krönung des Glacis war vollendet, immer neue Feuerschlünde tauchten auf, ein Bombardement von nie gesehener Heftigkeit verkündete das nahe Ende. Ein entsetzliches Blutbad stand in Aussicht, wenn nicht im letzten Augenblick noch die Besonnenheit des Kommandanten die Oberhand gewann. So kam, träge schleichend für die vor Ungeduld brennenden Deutschen, und noch träger für die in den Höllenkreis gebannte Einwohnerschaft der 27. September herbei; eben hatten sich die Unterhandlungen wieder zerschlagen und mit wahrer Wut begann wieder das Sausen und Zischen der Granaten, die Erde bebte und die Luft zitterte, der Augenblick des Sturmes war vor der Thüre, — da, um 5 Uhr des Abends — wehte eine weiße Fahne auf Straßburgs Münster, Straßburg kapitulierte, es war wieder unser, Deutschlands Schmerzenskind, das Kleinod des Elsasses wiedergewonnen, nachdem es 189 Jahre vom Mutterlande losgerissen gewesen. Ein ungeheurer Jubel entrang sich der Brust der deutschen Truppen, und mit Windeseile, auf den Flügeln der Begeisterung pflanzte er sich fort zu beiden Seiten des Rheins und hinaus über Deutschlands Grenzen. Der Frevel der Vergangenheit war gesühnt, die Geschichte hatte gerichtet.

Das Bombardement und die Kapitulation von Paris.

Umsonst hatte Jules Favre am 19. September in Ferrières mit Graf Bismarck verhandelt, der Kanzler des norddeutschen Bundes, der genau wußte, was er wollte, setzte allen Bemühungen Jules Favres, möglichst günstige Bedingungen für Frankreich bei einem etwaigen Waffenstillstand zu erlangen, ein unbeugsames: „es geht nicht" gegenüber, und so blieb nichts anderes übrig, als unverrichteter Dinge auseinander zu gehen; schade um die Zeit. Den Marsch des deutschen Heeres auf Paris hatten die Unterhandlungen selbstredend auch nicht einen einzigen Augenblick aufzuhalten vermocht. — Am gleichen Tage sah sich Paris veranlaßt, seine Thore zu schließen, am 21. rückten die deutschen Truppen, welche die Straßen von St. Germain her zu bewachen hatten, in ihre vom Großen Generalstabe bestimmten Stellungen ein, und von da an war Paris vollständig eingeschlossen. Die Gefechte von Petit Bicêtre, Châtillon, Chevilly, Pierrefitte, Stains, Montmesly, Bondy, La Malmaison, Le Plant, Choisy le Roi, der Kampf vor Le Bourget und die Erstürmung dieses Ortes, die Gefechte um Clamart, Thiais, Bonneuil, vor allem aber die blutigen Kämpfe an der Marne, bei Villiers, Coeuilly und Champigny hatten der obersten Heeresleitung unabweislich den Gedanken aufdrängen müssen, daß ohne eine Beschießung der Forts und der stolzen Stadt Paris die Franzosen nie und nimmer zur Besinnung und zum Aufgeben ihres thörichten Widerstandes gebracht werden könnten. Feldbefestigungen, Schützengräben waren auch schon früher angelegt worden, sie dienten jedoch der Abwehr eines Angriffes und zum Zurückweisen etwaiger Ausfälle der pariser Besatzung eben so sehr, wie einem Angriff. Wo man sich umsehen mochte, wohin man sich wandte in dem weiten, ausgedehnten Cernierungsgürtel um Paris, stieß man auf die glorreichen Spuren und Werke des sogenannten „Versailler Verschönerungs-Vereins", der überall Schanzen und Erdwerke in solidester Ausführung anlegte. Er wußte aufzubauen, der „Versailler Verschönerungs-Verein", er wußte aber auch ebenso gründlich zu zerstören und niederzureißen; unter seiner Leitung wurden Berge abgegraben und eingeebnet, Thäler aufgefüllt, Seen ausgetrocknet, Terrainabschnitte unter Wasser gesetzt, Wälder ausgerodet, wo es nötig war, Parkmauern mit Schießscharten versehen, Schlösser und ganze Dörfer in feuerspeiende Festungen umgewandelt.

Das Spatengeklirr der schanzenden Abteilungen, der Axtschlag der mit dem Fällen hinderlicher Bäume beauftragten Soldaten, wurde nur allzuoft unterbrochen von dem dumpfen Gebrumm der schweren Marinegeschütze, von dem Einschlagen und Platzen der riesigen Zuckerhüte, die vor allem der Mont Valérien zu den deutschen Stellungen herübersandte; es war recht unterhaltend, aber manchmal auch recht gefährlich. An Abwechslung fehlte es nicht und ebensowenig an Arbeit. Ein wahres Glück, daß sich die Witterung wenigstens erträglich anließ, denn nur allzuoft mußte man stundenlang in Alarmstellungen und Gefechtsbereitschaft stehen und auf einen Angriff des Feindes warten, der nicht kam.

Es war den Leuten nicht zu verargen, wenn sie sich nach Hause sehnten, aber kein einziger klagte und murrte, sie wußten, es mußte sein, und so hielten sie aus und thaten ihren Dienst, wie es sich gehörte, ließen sich vom Marketenter schlechten Wein und noch schlechteren Fusel, ärmliche Würste und kaum genießbares Brot um teures Geld aufhängen, und freuten sich wie die Kinder, wenn einmal aus der Heimat ein Zug mit „Liebesgaben“ kam, es that so wohl, daß die in der Heimat der im Felde Stehenden gedachten, und hatte man A und B und C gesagt, so wollte man nun weiter buchstabieren, auch wenn es drüber Weihnachten werden sollte und es noch zu Neujahr hieß: „Vor Paris nichts Neues! Podbielski.“

Hie und da freilich gab es Neues, — neue Opfer: liebe Kameraden, die eine tückische Kugel hinwegraffte oder die dem Typhus erlegen waren, nicht jeder hält es aus, Tag und Nacht Wind und Wetter, Herbstfrost und Winterkälte über sich ergehen zu lassen. Man tröstete sich, den Offizieren ging's ja auch nicht besser; wenn der Dienst rief, war's eben vorbei mit dem behaglichen Quartier, das man sich mühsam eingerichtet hatte, und statt in einem Schlößchen galt es nun, sich unter Straßen-Durchlässen oder unter den Gewölben einer Eisenbahnbrücke einzurichten, so gut es ging, und sich vor der eisigen Zugluft zu schützen. Not macht erfinderisch, und so führte man das Leben von Höhlenbewohnern und setzte sich darüber hinweg, daß der Ofen, der wer weiß wo aufgetrieben worden war, erbärmlich rauchte und qualmte, man sorgte, so gut oder so schlecht es ging, für Abzug des Rauches und freute sich des edlen Rebensaftes, den unerschöpflich scheinende Weinkeller in reicher Menge lieferten. Wie urgemütlich war's doch so manches liebe Mal trotz allem und allem in diesen Räumen, welche Fülle von Witz, Humor, aber auch von tiefem Gemüte offenbarte sich hier, wie peinlich streng that jeder seine Pflicht, vom Stabsoffizier, vom Oberst, der die Posten und Feldwache zu visitieren kam, bis herab zum Fähnrich, der heute vielleicht zum erstenmal selbständig eine Feldwache kommandierte und sich auf solcher so wichtig dünkte, als der Chef irgend eines Generalstabes. Nun, es hängt auch genug vom Kommandanten einer Feldwache und dessen Wachsamkeit ab. Nichts darf versäumt, nichts für unwesentlich erachtet werden, was zum Schutze der Cernierungslinie dient; draußen, unten an der Marne und an der Seine kracht's zuweilen, die Vorposten necken sich und wechseln etliche Schüsse, von denen die wenigsten treffen, das Deckungnehmen hat sich rasch gelernt, und sausend fahren die Granaten der Forts über die Köpfe und die Dächer oder Häuser hinweg, manchmal auch mit Gepraffel in die Dächer hinein, oder legen sie eine Mauer nieder, das aber sind solch alltägliche Dinge, daß man ihrer kaum mehr achtete. Man gewöhnt sich an alles im Leben, warum nicht auch an Granaten! Inzwischen ist es Dämmerung geworden, nur noch selten kommt ein Geschoß geflogen, die Kanoniere

Herbeischaffung von Schanzmaterial.

auf den Forts vermögen nicht mehr genau zu zielen, aber vollständig erlischt das Feuer nie. Wundervoll liegt, von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne beschienen, die Riesenstadt zu den Füßen der Belagerer; die Kuppel des Invalidendoms, die sich über dem Grabe des ersten Napoleons wölbt, glänzt wie flüssiges Gold; wenn er heraustreten könnte aus seiner Gruft, der Mann im grauen Mantel und dem dreispitzigen Hütchen, was er wohl sagen würde? Nun ist die Nacht hereingebrochen, die Tritte einer marschierenden Abteilung lassen sich hören: „Halt, werda?“ Losung und Feldgeschrei werden gegeben, es ist alles in Ordnung, die Ablösung vollzieht sich ohne jeden Zwischenfall.

Die von der Feldwache Heimgekehrten erwartet eine große Neuigkeit: „Der Belagerungspark kommt!“ Ja, er kam; von den schwersten Vorderladern, von den leichtesten Hinterladern der Neuzeit, bis zur neuen 24-Pfünder- oder 15 Centimeter-Kanone, welche der Stadt Straßburg und deren Festungswerken so verderblich geworden, sind sie alle vertreten, um nun auch Paris den Ernst zu zeigen.

Die Nordseite des Mont d'Avron während des Bombardements durch die Deutschen am 27. Dezember 1870.

Ein Stück Umwallung vor Paris nach dem Bombardement.

Welche Mühe hat es nicht gekostet, all diese Geschütze und die dazu gehörige Munition bis vor Paris zu schaffen. Erst am 9. Oktober konnte man damit beginnen, da Toul bis zum 23. September die Bahn gesperrt hatte, und auch nachdem Toul gefallen, mußte erst noch an verschiedenen Punkten die Bahn frei gemacht werden, bis sie völlig von Weißenburg bis Nanteuil zu benützen war. Bei Vitry le Français hatten an Stelle der gesprengten Eisenbahnbrücken zwei 120 Fuß lange Brücken auf je 12 hölzernen Pfeilen binnen zehn Tagen erbaut werden müssen. In Nanteuil aber begannen erst recht die Schwierigkeiten, da der dortige Tunnel gesprengt und zum größten Teile eingestürzt war. Es mußte daher ein provisorischer Belagerungs- oder Aufnahmepark eingerichtet werden, von dem aus die Geschütze unter Kavallerie-Eskorte auf sehr großen Umwegen, um nicht in den Bereich des Feuers von den Pariser Forts zu geraten, nach Villacoublay geschafft wurden, wo sich der Park für die Versorgung der Belagerungsbatterien vor Paris befand. Zur Umgehung des auf eine Strecke von 110 Fuß gesprengten Tunnels von Nanteuil bedurfte es einer, trotz des überaus schwierigen Terrains ebenfalls in 10 Tagen fertig erstellbaren neuen Bahnstrecke von über eine Meile Länge. Alle diese Bauten wurden von den deutschen Eisenbahn-Abteilungen ausgeführt, deren sich fünf bei dem deutschen Heere befanden, vier preußische und eine bayrische. Die Leistungen dieser Abteilungen waren großartige, wie dies namentlich auch von seiten englischer Ingenieure anerkannt wurde. Am 9. oder 10. Oktober wurden die ersten Belagerungsgeschütze, im ganzen 14 Kanonen, in Nanteuil abgeliefert, und tags darauf in den Park eingestellt, der einen Raum von 25 Morgen bedeckte. In den nächsten neun Tagen wurden größtenteils moderne und neue Belagerungsgeschütze abgeliefert, und zwar am ersten Tage 14, am zweiten 8, dann wieder 14, 14, 15, 23, 14, 45, und am letzten Tage 13; unter diesen letzten befanden sich sechs gezogene Mörser von dem Modell der Straßburger Bresche-Batterie, welche 2 Centner-Bomben warfen, das einzige vollständig neue Geschütz, das die preußische Artillerie seit dem Kriege von 1866 eingeführt hatte. Zur Weiterbeförderung nach Villacoublay waren somit bis zum 20. Oktober 160 Geschütze in Nanteuil angekommen, zu denen noch vor Ende Oktober weitere 70 herbeigeschafft wurden, so daß am 1. November in Villacoublay 230 Geschütze zur Verwendung bereit standen oder dorthin unterwegs waren. In Nanteuil war damals eine förmliche Sammlung der verschiedenartigsten Geschütze zu sehen; nicht minder interessant war die aufs sorgfältigste bereitete Munition, und hierunter namentlich die länglichen, fast eleganten Bomben für die 200pfündigen gezogenen Mörser, jede Bombe in einer eigenen Kiste wie eine Flasche kostbaren alten Weines in Heu verpackt. In Aussicht genommen waren an Geschützen und der dazu gehörigen Munition: 50 Fünfzigpfünder-Mörser, jeder mit 500 Schüssen; achtzig Sechspfünder (Hinterlader) mit 750 Schüssen, 120 Vierundzwanzigpfünder (Hinterlader) mit 750 Schüssen, 20 kurze Vierundzwanzigpfünder (15 Centimetergeschütze) mit 1000 Schüssen, 50 alte Fünfundzwanzigpfünder (Vorderlader) mit 500 Schüssen und sechs gezogene Mörser oder 21 Centimeter-Geschütze, nach der Versicherung der preußischen Artillerie-Offiziere damals die mächtigsten Mörser, welche überhaupt existierten. Diese Geschütze, nach dem Muster der Straßburger Breschebatterie, aber nicht, wie damals behauptet wurde, in St. Petersburg angefertigt, kamen gegen Ende Oktober in Nanteuil an und wurden sofort nach Villacoublay weiterbefördert. Von den 200pfünder Granaten oder länglichen Bomben, welche diese Geschütze warfen, waren damals 200 Stück für jedes Geschütz eingetroffen. Von den Schwierigkeiten, welche der Transport des schweren Geschützes von Nanteuil nach Villacoublay bereitete, kann man sich nur schwer einen Begriff machen. Am meisten machten natürlich die alten Fünfundzwanzigpfünder zu schaffen. Mehr als einmal kam es vor, daß wenn diese einen Hügel hinaufgezogen wurden, die Stränge rissen. Um sie hinaufzuziehen, waren 20 Pferde nötig, und wenn es bergab ging, mußten 20 Pferde sie an Stricken halten. Zuweilen zerbrach unter dem Druck ihrer 5 Tonnen (1 Tonne gleich 1000 Kilogramm) das Hemmzeug, und wenn es standhielt, brannte und rauchte es so, daß buchstäblich jede Kanone in eine Rauchwolke gehüllt wurde und es auf dem ganzen Weg nach Schwefel roch. Von all diesen ungeheuren Schwierigkeiten machte man sich im großen Publikum keine Vorstellung; ein Mitglied der nach Versailles abgegangenen Reichstagsdeputation unternahm es daher, von Versailles aus seine Mitbürger über diesen Punkt aufzuklären, indem es folgendes veröffentlichte: „Versailles, 17. Dezember. Man hat in Deutschland so viel über die Gründe gefabelt, warum das Bombardement von Paris bis jetzt nicht begonnen hat? Es sind hiebei jedoch nur rein militärische Gründe und Erwägungen maßgebend. Das Bombardement wird beginnen, sobald man in den deutschen Batterien vor Paris genug Munition bereit hat, daß das Resultat außer allem Zweifel steht; denn aufs Spiel, — soweit das im Kriege überhaupt in der Hand der leitenden Personen steht, — wird man nichts setzen. Die Wege von der Endstation der Eisenbahn sind mit Munitionswagen-Kolonnen förmlich überfüllt. Auf jedem dieser zweispännigen Wagen befinden sich, je nach der Beschaffenheit der Pferde und des Wagens, ca. 8 bis 10 Kisten, gefüllt mit vierundzwanzigpfünder Granaten. Nimmt man nun an, daß sobald das Bombardement beginnt, auf deutscher Seite per Minute 1000 Schuß fallen, so gehören, um die Munition für den Bedarf auch nur einer Minute heranzuschaffen, nicht weniger als 50 Wagen her, und zwar zur Hin- und Rückfahrt nach Lagny mindestens auf die Dauer von zwei Tagen. Hienach kann also ein jeder, der nur irgend etwas von diesen Dingen versteht, selbst berechnen, welche Mengen von Material herbeigeschafft werden müssen, um ein Bombardement nur während 14 Tagen mit Erfolg durchführen zu können. Außerdem aber bestehen weitere, rein militärische Erwägungen, die das Bombardement zur Zeit noch nicht für angezeigt erscheinen lassen. Welches diese Erwägungen sind, darüber schweigen wir, bemerken indessen, daß dieselben wahrscheinlich bald in Wegfall kommen dürften." — Soweit das Mitglied des norddeutschen Reichstages. Offenbar wollte man im deutschen Hauptquartier nicht in den gleichen Fehler verfallen, wie die Franzosen und Engländer vor Sebastopol, wo diese durch Mangel an Munition gehindert waren, die Beschießung der Festung fortzusetzen; man wollte ganze Arbeit thun, keine halbe. Natürlich lag die Entscheidung beim König, eine Viertelstunde, nachdem der Befehl zum Beginn des Bombardements das Kabinett des Königs verlassen, würden auch die Geschütze von Villacoublay nach den ihnen angewiesenen Stellungen abrücken. Die notwendigen Schießproben waren angestellt und dabei gefunden worden, daß die deutschen Geschütze 7—8000 Schritte weit trugen, es war also nach der Versicherung höherer Ingenieur-Offiziere ganz gut möglich, von den deutschen Stellungen aus nicht nur die Forts Issy, Vanvres und Montrouge, sondern auch ein gut Stück von Paris selbst zu erreichen, jedenfalls sollte es der großartigste Geschützkampf werden, den die Welt bis dahin gesehen. — Gegen den Mont Avron sollte sich der erste Angriff richten. Zu diesem Zwecke war schon 14 Tage vor dem Beginn der eigentlichen Beschießung deutscherseits der Bau von Batterien in Angriff genommen worden, doch lagen die deutschen Stellungen so unmittelbar unter dem Feuer der ungeheuren Batterien des Mont Avron, namentlich seiner Schiffskanonen, daß die Arbeiten durch die Geschosse des Feindes oft und viel unterbrochen wurden. Die Verluste auf deutscher Seite waren jedoch anfänglich nur ganz unbedeutende und stiegen auch in der Folge nicht besonders, trotzdem von den Forts aus zwei Punkte der Straße eingesehen werden konnten, auf welcher sowohl die Balken, Faschinen und Schanzkörbe am Tage von vielen hundert französischen Zwangsfuhren, als auch nachts die schweren Kanonen an ihren Bestimmungsort geschafft werden mußten. Es gelang, die Franzosen über die Orte, wo die deutschen Geschützstände errichtet wurden, vollständig in Unklarheit zu erhalten. Der waldige Charakter der Umgegend von Paris gestattete den deutschen Pionieren, an Stellen zu arbeiten, welche durch Gehölz verdeckt waren. Am 26. spät in der Nacht wurden die Waldstücke, hinter denen die deutschen Batterien angelegt waren, Baum für Baum angesägt; am 27. Dezember morgens um 4 Uhr legte man die Bäume um, und demaskierte auf diese Weise die Batterien. Zweitausend Mann waren mit dieser Arbeit noch während der ganzen Nacht beschäftigt gewesen, es läßt sich denken, welche Opfer es wohl gekostet haben würde, wenn der Feind diese Thätigkeit entdeckt und die Plätze, auf denen diese Menschenmenge arbeitete, mit Granaten bedeckt hätte; ganz gegen alles Erwarten aber verhielt er sich gerade in jener Nacht vollkommen ruhig, er schien von dem, was ihm bevorstand, lediglich keine Ahnung oder wenigstens keine richtige zu haben.

Am Morgen des 27. Dezembers begannen 75 Geschütze ihr Feuer auf den Mont Avron. Gleich eine der ersten auf den Berg abgefeuerten Bomben erlangte eine traurige Berühmtheit. In einem der Häuser auf der Festung saßen neun Personen bei Tisch, der Kommandant des 6. Bataillons der Mobilgarde, Heintzler, ein Elsäßer, und dessen Frau, verschiedene Offiziere, der Feldkaplan und der Bataillonsarzt. „Alle Wetter!“ sagte lachend einer der Offiziere, „es fehlt uns jetzt nur eine Bombe, um statt der Butter, die uns fehlt, serviert zu werden.“ Im nämlichen Augenblicke prasselte das Dach, und das Ungetüm platzte mitten auf dem Tisch. Sechs der Gäste blieben tot, Herr und Frau Heintzler wurden verwundet, nur der Arzt und der aufwartende Diener kamen mit heiler Haut davon. In Paris selbst rief das Bombardement der östlichen Verteidigungswerke wenig Beunruhigung hervor, im Grunde genommen war man eigentlich gar nicht erstaunt, daß die Preußen nach einer volle 102 Tage umfassenden Vorbereitung endlich einen Hagel von Granaten ungewöhnlicher Größe über das Plateau von Avron und die Forts von Noisy, Rosny und Nogent niederschmettern ließen, nein, viel mehr erstaunt zeigten sich die Pariser, daß die Ostforts bei weitem nicht in dem Maße, wie sie geglaubt und angenommen hatten, imstande waren, dem Feinde eine ebenbürtige Artillerie entgegenzustellen, doch tröstete man sich bald damit, daß alle Vorkehrungen getroffen seien, die feindlichen Batterien mit den schwersten Kalibern zu bekämpfen, und daß der Feind, auch wenn es ihm gelinge, das Plateau von Avron zu besetzen, er es doch nicht auf die Dauer werde halten können.

Neben dem Mont Avron wurden deutscherseits aber auch die Forts nicht vergessen, und schon flogen die Geschosse bis nach Paris selbst hinein, allerdings ohne besonderen Schaden anzurichten, auch war noch niemand verletzt worden. In der Rue Gay-Lussac hatte sich eine Granate so tief in den Boden eingegraben, daß, als man die Erde sechs Fuß tief aufgegraben hatte, sie noch nicht aufzufinden war.

Am 17. Januar erreichten die Bomben den Platz St. Germain des Près im Faubourg St. Germain und das rechte Ufer bei Passy. Sie fielen auf die Quais und beschädigten auch ein Haus. Unendlich greulicher als in Paris sah es an der Enceinte, der Umwallung von Paris, aus. Zwischen den Forts und der Stadt gelegen, bildete die Enceinte den Kugelfang für alle Geschosse, die entweder zu kurz oder zu weit gingen. So mächtig auch ihre Quadern waren, diesem Bombenregen vermochte sie nicht zu widerstehen, die für unangreifbar gehaltenen Wälle fielen in Schutt und Trümmer, ein Geschütz um das andere wurde demontiert, die Enceinte war nicht mehr zu verteidigen, der Feind würde, wenn erst einmal die Forts gefallen waren, leicht über die zerschellten Mauern in die Stadt eingedrungen sein.

Mit jedem neuen Tage näherten sich die Deutschen der heiligen Stadt mehr und mehr und überschütteten die Forts, welche dieselbe decken sollten, mit ihren Geschossen. Von Le Bourget bis zur Marne erstreckte sich ihr Feuer und näherte sich auf einigen Punkten den Stadtwällen bis auf eine englische Meile. Rosny war kaum noch mehr als ein Schutthaufen, Nogent antwortete noch, aber sehr schwach, der Augenblick war nahe, wo es keine einzige brauchbare Kanone mehr haben würde; waren erst einmal die beiden Forts gefallen oder wenigstens unschädlich gemacht, dann stand auch dem Bombardement auf Belleville nichts mehr im Wege, auf jenes unruhige Arbeiterviertel, dessen Bewohner in allen französischen Revolutionen stets in erster Reihe standen. — Nogent wurde späterhin von den Württembergern nach der Kapitulation besetzt, und war es für diese Truppen eine ganz besondere Genugthuung, jetzt auf diesem Fort zu schalten und zu walten, von dem sie seit dem 19. September und namentlich in der Zeit vom 28. November bis zum 3. Dezember tagtäglich mit einer Unmasse von Granaten überschüttet worden waren. Nun hatte man ihm gleiches mit gleichem vergolten, doch war das Fort bei weitem nicht so arg mitgenommen, als Rosny, Issy, Vanves und Montrouge, namentlich waren dessen Erddämme, hinter welchen die Geschütze standen, noch gut erhalten, und ebenso wurde außer reichlichen Waffen- und Munitionsvorräten auch noch eine große Masse Proviant, Zucker, Kaffee, Reis, komprimierte Gemüse, Pökelfleisch, Zwieback, Wein und sonstige gute Dinge dort gefunden. Alsbald nach der Übergabe wurde das Fort, wie der Soldatenausdruck lautete, „herumgedreht,“ d. h. mit den vorgefundenen französischen Geschützen, zu deren Bedienung die Soldaten eingeübt wurden, zum Angriff und zur Verteidigung eingerichtet, im Falle es etwa den Parisern in den Sinn gekommen wäre, sich der Kapitulation nicht fügen und die Feindseligkeiten aufs neue beginnen zu wollen. — Nachdem die Batterien auf der südlichen Front der Cernierungslinie in der Nacht vom 3. zum 4. Januar fertig gestellt worden waren, eröffneten nunmehr auch sie ihr Feuer gegen die Südforts von Paris. Eingeleitet wurde der Geschützkampf durch eine Kanonade der Franzosen. Der Mont Valérien schoß seit dem 4. Januar nachmittags, in kurzen Unterbrechungen auch die ganze Nacht hindurch und setzte sein Feuer, das hauptsächlich die Richtung auf St. Cloud hatte, auch am Morgen des 5. fort. Die Südforts fielen mit ihrem Feuer schon vor der Morgendämmerung ein, woraus sich folgern ließ, daß dem Feinde die deutschen Arbeiten doch nicht ganz verborgen geblieben waren. Auf einem Punkte versuchten die Franzosen sogar einen Vorstoß mit schwachen Infanterie-Detachements. Um 8¼ Uhr fiel der erste Schuß deutscherseits, nachdem zuvor in jeder der Batterien ein lautes Hoch auf König Wilhelm ausgebracht worden war. Das Geschützfeuer war gegen die drei Südforts Issy, Vanves, Montrouge und die provisorischen Befestigungen gerichtet, welche die Franzosen zwischen diesen Forts und der Seine angelegt hatten. Infolge des Bombardements zog sich die gegen Clamart anrückende französische Infanterie schleunigst zurück, das Krachen der Geschütze, das an den Felswänden des Seinethales einen dumpfen, dem Rollen des Donners vergleichbaren Widerhall fand, mochte auf den Gegner einen furchtbaren Eindruck machen, denn man bemerkte, wie diejenigen Stellungen, aus denen bis dahin während der ganzen Zeit der Belagerung ein lebhaftes Gewehrfeuer von den französischen Vorposten unterhalten worden war, sofort geräumt wurden. Was die Forts anbelangte, so schoß die Citadelle des Mont Valérien ziemlich heftig, obwohl in geringerem Maße als früher, und nur in der Richtung gegen St. Cloud. Am stärksten feuerten Vanves und Montrouge, nur schwach Fort Issy. Bei Villejuif erwiderte die französische Artillerie das Feuer der bayrischen Batterien gar nicht. Die Kanonenboote auf der Seine griffen ebenfalls in den Kampf mit ein, an dem sich auch die Batterien bei Le Point du jour und dem Aquadukt beteiligten. — Beschäftigen wir uns zunächst einmal mit der Beschießung von Fort Issy. Punkt 8 Uhr 20 Minuten wurde der erste Schuß abgefeuert. Er kam aus einem 24pfünder, der mit Granaten auf Bresche arbeitete. Rasch folgten der einen Batterie andere, und geradezu furchtbar war das Gedröhne der gezogenen 50pfünder-Mörser, deren Geschosse nicht weniger als zwei Zentner wogen und 10000 Schritt weit reichten. Was von ihnen getroffen wurde, war der Zerstörung verfallen. Man bombardierte nicht in den Tag hinein, jeder Schuß sollte ein Meisterschuß sein, er sollte wirken und den Feind aus der Fassung bringen. Das Fort antwortete nur wenig und stellte gegen 10 Uhr sein Feuer ganz ein, während Vanves und Montrouge dasselbe noch eine Zeit lang fortsetzten. Es lag die Wahrscheinlichkeit nahe, daß die Geschütze des Forts vollständig unfähig seien, weiter zu feuern, denn in jede Schießscharte hatten gleichzeitig acht 24pfünder ihre Granaten geschleudert. Bei der Genauigkeit, mit welcher die deutschen Batterien schossen, mußte jedem französischen Kanonier, der bisher noch mit heiler Haut davongekommen war, die Lust gründlich vergehen, noch einmal an sein Geschütz heranzutreten. — Im allgemeinen hielten die französischen Forts und Batterien dieselben Schußweiten inne, die sie während der ganzen Belagerungszeit zu nehmen pflegten, woraus hervorging, daß sie über die Standorte der deutschen Batterien noch nicht orientiert waren. Der König, der Kronprinz und Prinz Karl, sowie mehrere deutsche Fürsten mit den Offizieren ihrer Begleitung, beobachteten den Geschützkampf von einer Villa aus, die so gelegen war, daß man das ganze östliche und südliche Gefechtsfeld des Mont Valérien, und den Abschnitt der Enceinte bei Point du jour überschauen konnte. Einige der Prinzen gingen unmittelbar bis in die Positionen der deutschen Artillerie vor, namentlich verweilten Prinz Adalbert und Herzog Eugen von Württemberg längere Zeit in einer der Batterien. Die Offiziere vom Generalstab, von der Artillerie und vom Ingenieurcorps, die Adjutanten, sowie viele Offiziere der Oberkommandos beritten das Terrain längs der ganzen Schußlinie, um ihre Beobachtungen über die erzielten Wirkungen zu machen. Den Hauptverlust, der sich auf 15 Mann und 4 Offiziere

Innere Ansicht des Fort Nogent vor Paris nach der Besetzung durch württembergische Truppen.

Scene nach dem Einzug der deutschen Truppen in St. Denis am 29. Januar 1871. Die Truppen richten sich häuslich ein.

belief, verursachte eine feindliche Granate, die in einen der Verbandplätze der Belagerungsartillerie einschlug. Der nächste Tag der Beschießung, der 6. Januar, war insofern der Artillerie noch günstiger, als die Klarheit des Wetters einen weiteren Einblick in die feindlichen Stellungen ermöglichte, als am 5. Der Kronprinz, vom Großherzog von Baden begleitet, hatte heute einen Standpunkt gewählt, der den drei angegriffenen Forts Issy, Vanves und Montrouge näher gelegen war, als der gestrige. Er verweilte hier gerade in denjenigen Stunden des Tages, während welcher der Geschützkampf in sein lebhaftes Stadium trat. Es war die Zeit von 1½ bis 3½ Uhr mittags. Der Mont Valérien schoß an diesem Tage besonders nach St. Cloud, nahm aber auch Bougival und Vaucresson zum Zielpunkt, obwohl er von diesen Punkten aus kein Feuer erhielt. Vier Batterien am Point du Jour und die zu beiden Seiten des Aquädukts aufgepflanzten Geschütze unterstützten hiebei das Fort, indem sie im Verein ihre Granaten in weitem Bogen über die Seine hinweg nach dem Plateau von Meudon warfen. Fort Issy schwieg. Zwischen Issy und Vanves, sowie zwischen Vanves und Montrouge, näher der Enceinte zu, demaskierten die Franzosen neue Batterien. Das Feuer aus Vanves selbst war unbedeutend, Montrouge dagegen stand im heftigsten Geschützkampfe mit der Bayernschanze bei Moulin de la Tour. Clamart wurde von den französischen Granaten am stärksten beworfen. Es ließen sich sonach in dem Geschützkampf französischerseits im ganzen drei Hauptrichtungen unterscheiden: die eine nach St. Cloud mit der Laterale (Nebenseite) von Sèvres, die andere nach Meudon, die dritte nach Clamart und nach Plessis Piquet. Von den deutschen Batterien wurde hauptsächlich auf den Point du Jour und seine Nebenbatterien am Eisenbahndamm des Aquäduktes, auf die Schießscharten von Issy, die fast vollständig zerstört waren, und dann über Issy hinweg auf die Enceinte von Paris gefeuert, die außerordentlich stark mit Geschütz versehen war, wie man sich deutscherseits leicht überzeugen konnte. In Paris brannte es, in der Nähe des Point du Jour, seit halb 3 Uhr mittags an zwei Stellen. Die französische Artillerie erwiderte nur schwach, sie sparte wohl ihre Munition für einen wichtigeren Augenblick. Bei Plessis Piquet wurden 11 Mann, bei Meudon bis um ½5 Uhr abends nur ein Mann durch einen Granatsplitter leicht am Auge verletzt. Auch bei St. Cloud waren die Verluste auf deutscher Seite ganz unbedeutende.

Als in der Nacht vom 4. auf den 5. Januar die maskierenden Bäume fielen, stellte es sich heraus, daß die Batterien so angelegt waren, daß sie den Forts so lästig als nur irgend möglich fallen konnten, überhaupt war die Überlegenheit des deutschen Feuers über das französische sowohl hinsichtlich der Genauigkeit, als seiner mörderischen Wirkung, klar erwiesen. Die Geschütze der Belagerten arbeiteten meist aus Schießscharten oder Einschnitten hervor, während die Deutschen hinter der Brustwehr gedeckt standen, so daß nur oben die Mündungen hervorragten. Schlug eine Granate in eine französische Schießscharte ein, so war damit auch in den meisten Fällen das dort stehende Geschütz zum Schweigen gebracht, während die Franzosen wenig Nutzen von ihrer Munitionsverschwendung hatten, sofern es ihnen nicht gelang, die Stahl- oder Bronce-Mündung zu treffen, welche ihr einziges Zielobjekt bildete. Ein wichtiges Resultat wurde auch dadurch erreicht, daß die deutschen Batterien den Viadukt bei Auteuil und beim Point du Jour am 7. Januar zerstörten. Das Parlamentärhäuschen der Franzosen bei Sèvres, welches durch die öfteren Wanderungen der Herren Thiers und Favre eine gewisse Berühmtheit erlangt hatte, wurde vollständig zusammengeschossen.

Von den Höhen bei Sèvres aus konnte man die Beobachtung machen, daß links vom Invalidendome Häuser in Flammen standen, welche durch deutsche Brandgranaten angezündet worden waren; die bei Meudon, St. Cloud und Sèvres aufgestellten vier Batterien warfen in einer einzigen Nacht 400 Geschosse, also 1600, nach Paris hinein. Während am 7. der Himmel durch Nebel und Regenwolken vollständig trübe war, so daß es unmöglich war, das Terrain auf mehr als tausend Schritte zu übersehen, war am 8. die Witterung im allgemeinen etwas klarer, es blieb aber, da wiederholt Schneesturm eintrat, die Fernsicht eine beschränkte, nur die Forts waren sichtbar, während die Enceinte der Stadt fast ununterbrochen im Dunkeln lag. Trotzdem durfte die deutsche Artillerie mit ihren bisherigen Erfolgen zufrieden sein. Aus einer in deutsche Hände gefallenen pariser Zeitung vom 7. Januar erfuhr man, daß die Granaten der Belagerungsarmee bis in den Garten des Palais du Luxembourg geflogen waren und dort in die Bäume eingeschlagen, auch andere Beschädigungen hervorgebracht hatten. Damit war der Beweis geliefert, daß die deutschen Geschosse schon aus den jetzigen Stellungen der Batterien bis an die äußersten Punkte des linken Seineufers in der inneren Stadt reichten und eine Schußweite von 9000 bis 9500 Schritt erzielten. — Da die preußischen wie die bayrischen Batterien auch bei Nacht ihr Feuer fortsetzten, und zwar in solch kurzen Zwischenräumen, daß der Feind nicht daran denken konnte, seine zerstörten Werke wieder herzustellen, so waren die Beschädigungen der Enceinte ein dauernder, nicht gering zu veranschlagender Erfolg des Artilleriekampfes der beiden letzten Tage. Auch in Vanves hatte, allen Anzeichen zufolge, das Bombardement ebenso gründlich gewirkt wie in Issy, man hörte deutlich von dorther, wie die wenigen Geschütze, welche sich noch dort befunden hatten, abgerollt wurden, nur die Batterien des Point du Jour und des Aquädukts feuerten noch mit ungeschwächter Lebhaftigkeit. Die Verluste waren deutscherseits während dieser Aktion sehr unbedeutend, auf der ganzen südlichen Cernierungslinie etliche 20 Mann, worunter 4 Tote. — Gegen die Nordfront von Paris, speziell gegen die Forts um St. Denis eröffneten die deutschen Batterien ihr Feuer am 21. Dezember. Das Geschützmaterial der hiezu verwendeten Batterien bestand hauptsächlich aus dem Belagerungstrain, der zur Belagerung von Metz verwendet worden war. Man hatte denselben auf der Bahn bis Villers le Bal und von dort aus teils in der vorletzten, teils in der letzten Nacht die Geschütze in die Emplacements gebracht, die schon vor mehr als einer Woche zu deren Aufnahme hergerichtet worden waren. Die gegen St. Denis gerichteten Batterien, zehn an der Zahl, waren meist mit gezogenen 24pfündern armiert, und zählten im ganzen einige 60 Geschütze. Hinter den Batterien von Stains waren auch noch zwei Mörser in Position. Eine Rundschau vom rechten Flügel zeigte, daß in der Nähe von Epinay sich keine Batterie befand, die flinken Kanonenboote hätten die dort stehenden Batterien unter Flankenfeuer zu nehmen vermocht. Die Batterien vom Mont d'Orgemont hatten Sorge dafür zu tragen, daß die zwei Batterien, welche in der That einigermaßen dem Feuer von dieser Seite her ausgesetzt waren, in Ruhe gelassen wurden. Es war das eine Batterie von sechs 24pfündern, welche vor St. Gratien, rechts von der Bahn nach Rouen placiert, sich gegen La Briche richtete, und zweitens eine Batterie von kurzen 24pfündern in La Barle, etwas näher an Montmorency heran. In La Chevrette, beinahe gerade vor Montmorency, stieß man auf eine dritte Batterie. Die Höhe zwischen Pierrefitte und Montmagny, bald Pierrefitte, bald Richebourg genannt, bildete auf dem Gipfel nach St. Denis zu einen prächtigen Angriffspunkt für Artillerie, die jedoch so sehr dem feindlichen Feuer ausgesetzt war, daß man dieselbe unbenützt ließ, ohne jedoch die Vorteile, welche sie geboten hätte, zu opfern. Diese lange Höhe, deren Nase sich nach St. Denis hin vorstreckt, verengt sich in der Mitte so, daß ihr Vorgebirge so zu sagen zwei schützende Flügel über Batterien, die man in dem engen Sattel stationieren will, ausbreitet. Diese eigentümliche Gestaltung des Terrains wurde deutscherseits den Absichten der Oberleitung in bewundernswerter Weise dienstbar gemacht. Der Gipfel wurde nicht mit Geschützen belastet, dafür aber hingen sich an den engen Sattel wie Tragkörbe zwei Batterien, welche ein wirksames, indirektes Feuer in die Forts hineinsenden konnten, während die bastionartige Anhöhe vor ihnen einen trefflichen Vorhang gegen das Feuer aus den französischen Kanonen bildete. — Auf der Abdachung hinter dem Dorfe Stains standen vier Haubitzbatterien. Am Rand des erhöhten Plateaus zwischen Garges und Dugny befand sich die 9. Batterie und dicht bei Les Bourges, zwischen letzterem Orte und Dugny, die zehnte. Die Franzosen hatten allem Anscheine nach nicht die entfernteste Ahnung von den Vorbereitungen, welche getroffen waren, und es dauerte einige Zeit, bis sich die Forts hinlänglich von ihrer Überraschung erholten, um eine kräftige Antwort zu erteilen. Bis zum Mittag des 21. Dezembers war die Kanonade auf beiden Seiten eine recht lebhafte.

Die Werke, auf welche die eben geschilderten deutschen Batterien ihr Feuer richteten, waren im Osten von St. Denis das Fort de l'Est, im Norden die Double Couronne du Nord, und im Nordwesten das Fort de la Briche. Fort de l'Est gehörte zu den stärksten der Werke

um Paris; es war eine vierseitige Redoute, also ein geschlossenes Werk, welches zwischen dem Bach von Montfort und dem Flüßchen Croud durchschnittlich nur etwa 100 Fuß hoch gelegen ist, und hatte in der rückwärtigen d. h. der Stadt St. Denis zugekehrten Seite zwei große Kasernen mit gewöhnlichem Dache und von drei Etagen Höhe, in der Front ein ebensolches Gebäude von 24 Fenstern Breite. Die Pulvermagazine waren gut eingedeckt, die Facen mit Kasematten und Poternen versehen, die vier Bastionen des Forts mit Gewehrscharten verstärkt und die das Werk umziehenden Gräben mit Einlaß- und Auslaßschleußen ausgestattet. Das Fort Double Couronne du Nord umschloß den Knotenpunkt, an welchem die Straße von Paris sich in die nach Epinay, Amiens und Lille teilt. Es ist ein im Rücken offenes Werk von unregelmäßiger Form mit drei Bastionen, deren östlichste zwischen Rouillon und der Straße nach Lille liegt, deren zweite zwischen den beiden Staatsstraßen nach Lille und Amiens, und deren dritte westlich bis zur moulin de la truie das Terrain beherrschte. Das Werk lag etwa hundert Fuß hoch, das Pulvermagazin befand sich in der westlichen Bastion, das Wachthaus an der Spitze des mittleren. An beiden Flügeln, in der unmittelbaren Nähe des Rouillon- und Croudbaches, waren Schleusen und Abdämmungen angelegt, steinerne Dämme mit scharf gemauertem Rücken, welche, quer über ein fließendes Wasser gehend, den Abfluß desselben verhindern und in normaler Höhe zu erhalten den Zweck haben sollten. Von der Double Couronne du Nord bis fast an das Fort de l'Est reicht die Lünette von Stains mit den derselben zu beiden Seiten angehängten Anlagen, welche aus Wall und Graben bestanden und das Vorterrain, ähnlich wie die gleichen Werke im Westen der Stadt St. Denis den Raum von der Straße nach Paris bis zur Seine, beherrschten. — Fort de la Briche lag hart an der Seine, am Knotenpunkt der Bahnen nach Creil und Pontoise. Die Werke von St. Denis in ihrer Gesamtheit gehörten zu den stärksten der Befestigungsanlagen von Paris, hatten aber den Nachteil, daß sie von den vorliegenden Höhen aus eingesehen und stellenweise selbst in der Kehle der eigenen Werke gefaßt werden konnten.

Auch Saint Denis selbst kam bei der Beschießung nicht zu kurz, und der Eindruck, den die Kunde hievon in Paris machte, war ein ganz gewaltiger. Mit furchtbarer Präzision fielen die Granaten in diesen Platz hinein, demolierten die Stadt vollständig und steckten eine ganze Reihe von Häusern in Brand. Heulend und jammernd flüchtete die Bevölkerung in die Hauptstadt hinein, und verbreitete dort eine wahre Panik durch ihre Erzählungen von dem Bombardement, das sie auszuhalten gehabt hatte. Erst am Abend des 26. Januars verstummten die Geschütze, um auch am 27. und nachts darauf und wieder am 28. stumm zu bleiben. Desto lauter wurden die Gerüchte und das Raunen der Soldaten untereinander. Endlich, am Abend des 28. Januars kamen Nachrichten vom Waffenstillstand und der Kapitulation in der untrüglichen Form von Corps-, Divisions- und Brigadebefehlen. Da stand es schwarz auf weiß: „Morgen Mittag beziehen Truppen von der zweiten Division und vom vierten Corps St. Denis." Wie war alles mit einem Schlage umgewandelt! Mit welch behaglichen, zufrieden lachenden Gesichtern schlenderten die Grenadiere durch die Gassen der von ihnen besetzten Dörfer und über die breite Landstraße gegen St. Denis. Unter Lachen und Scherzen wurden die Barrikaden überstiegen und zu gleicher Zeit breite Durchgänge in deren Mitte gerissen. Es war ein trüber, nebliger Wintertag am 29. Januar, aber es war ein Sonntag, und helle Sonntagsfreude lag auf allen Gesichtern. „Nun muß sich alles, alles wenden," klang's aus kräftigen Männerkehlen; — wie an diesem Tage das schlichte Uhlandsche Lied ergriff! — Auf der Eisenbahnlinie verkehrten bereits die deutschen Soldaten mit den Besiegten, und schritten harmlos zu den französischen Stellungen hinüber. Großartig, überwältigend war der Anblick, wenn man den Außengraben von Fort Double Couronne überschritten hatte. Was Batterie Nr. 27 und die andern deutschen Batterien hier gethan, mußte als über alles Lob erhaben bezeichnet werden, und doch, bei dem Gedanken, daß unter Umständen hier hätte sollen gestürmt werden, pries jeder die Vorsehung, welche diese Notwendigkeit den deutschen Truppen erspart hatte. Nachdem noch in der Nacht um 3 Uhr ein Offizier aus Versailles die Nachricht vom Waffenstillstande und seinen Bedingungen gebracht hatte, wurde in der Morgenstunde ein Offizier des Stabes, Major von Welcke, nach St. Denis gesandt, um mit dem Kommandanten die Übergabe der umliegenden Forts zu besprechen. Um 10 Uhr ging der Kronprinz von Sachsen und sein Stab von Margency nach St. Denis ab. Bei den Vorposten wurde Halt gemacht, Major von Welcke war noch nicht zurück; man erfuhr, daß der französische Kommandant sehr schlecht zu sprechen wäre und die französischen Truppen eine drohende Haltung zeigten. Der Stab war daher auf seiner Hut. Endlich kam die Meldung, daß alles abgemacht sei. Eine starke Truppenabteilung wurde nun in Marsch gesetzt. Das ganze Kaiser Franz-Regiment vom Garde-Corps, zwei Bataillone vom 26. Regiment und vier andere Bataillone vom 4. Armeecorps rückten bis zu einem halbwegs zwischen Enghien und St. Denis gelegenen Punkte vor; hier wurde Halt gemacht.

Genie-Offiziere waren in die Forts gegangen, um die Minen zu entladen, und zwei Compagnien Belagerungsartillerie wurden abgesandt, um von den Geschützen und Magazinen Besitz zu ergreifen. Als nach 2 Uhr Major von Welcke immer noch nicht zurück war, ritt der Prinz vorwärts. Unterwegs begegnete er dem Major, welcher mitteilte, daß die französischen Truppen St. Denis noch nicht vollständig geräumt hätten und die zum größten Teil bewaffnete Bevölkerung eine sehr drohende Miene annehme. Die deutschen Offiziere sagten aus, daß die Aufregung der Gemüter groß sei, jedoch vor der unerbittlichen Notwendigkeit verschwinden werde. Ein Stabsoffizier meldete denn auch bald darauf, daß die französischen Truppen St. Denis geräumt hätten und nach Paris zurückgegangen wären, die in der Stadt verbliebene Nationalgarde sei entwaffnet, und die Bevölkerung nehme Vernunft an.

Man rückte vor, die Musik spielte den Pariser Einzugsmarsch und der Stab betrat die mit Barrikaden gesperrte Hauptstraße von St. Denis. Die Häuser lagen bis zur Place d'armes in Schutt, die ganze Stadt voll Trümmer. Die Bewohner sammelten sich in Massen um die Truppen; Männer, Weiber, Kinder, alle trugen die Spuren des Hungers und zeigten ein für Franzosen seltenes Stillschweigen. Mitten in der Straße befahl General von Schlotheim einer Abteilung Garde-Kürassiere, die Spitze der Kolonne einzunehmen. Als diese glänzende Kavallerie in vollem Galopp vorsprengte, flüchteten Frauen und Kinder in die Trümmerreste mit dem Rufe: „Die Ulanen kommen, die Ulanen!" — Auf dem Platze der großen Kaserne machte der Prinz Halt. Die 14. Brigade vom vierten Corps, welche in St. Denis Garnison zu beziehen bestimmt war, zog an dem Prinzen vorüber, und richtete sich, nachdem das Kommando „weggetreten" gegeben war, in St. Denis häuslich ein. Vorsorglich hatte man in das Granatennest, auf welches während der Belagerung nicht weniger als 1200 Bomben niedergefallen waren, so gut es ging, die Strohsäcke und Matrazen, die jetzt draußen auf den verlassenen Feldwachen keinen Wert mehr hatten, mitgenommen; dort, das wußte man, würde man keine mehr finden, so wenig als in dem früher so lachenden nahe gelegenen Saint Ouen, welches durch die Belagerung in einen einzigen großen Trümmerhaufen verwandelt worden war.

Am 16. November hatte General Trochu einen großen Teil des Tages auf der Halbinsel von Gennevillers zugebracht, und schon tags darauf ein Anschlag der Regierung an den Mauern von Paris diesem Ausflug des Generals eine ganz besondere Bedeutung verliehen. Diese sich von Saint Denis gegen Bougival erstreckende Halbinsel, welche die Seine, im Bogen sich windend, zweimal bespült, bildete damals thatsächlich einen der am meisten bedrohten Punkte von Paris. Überall auf dem rechten Ufer trugen die vom Feinde aufgeführten Werke einen ausschließlich defensiven Charakter. Hier aber war gerade das Gegenteil der Fall; die Batterien, welche die Pariser hinter den Hügeln von Orgemont vermuteten, waren zu dem Zwecke angelegt, die vorwärts Argenteuil sich ausdehnende Ebene zu bestreichen, die Redouten von Gennevilliers, Colombes, Courbevoie in Schach zu halten und im gegebenen Falle den Übergang und den Angriff eines Corps zu decken, das die Nordwestfront angreifen würde. Man kannte in Paris die Bedeutung dieser maskierten Werke nicht, welche die Preußen hinter dem Hügel aufgeworfen hatten, den ein breiter kreisförmiger Eisenbahneinschnitt von der Mühle in Sannois trennte. Jedenfalls mußten sie gehörig stark sein, wenn sie den Kampf mit den seit dem Beginn der Belagerung dort rasch aufgeworfenen Verteidigungsabschnitten aufnehmen wollten. Außer der Redoute von Gennevilliers, welche unter dem Ministerium Palikao unvollendet blieb und vielleicht etwas allzusehr dem abwärts gerichteten Feuer der preußischen Batterien ausgesetzt war, wurden französischerseits

Ansicht der Insel von St. Ouen während der Beschießung von Paris.

auf dieser Linie die Redouten von Courbevoie, von Colombes und die fürchterliche Batterie von St. Ouen errichtet. Die drei Werke verbanden das Fort de la Briche mit dem Mont Valérien. Überdies waren noch eine gewisse Anzahl von Sektionen der Nordumwallung mit ungeheuren Marinegeschützen, die eine riesige Tragweite hatten, ausgerüstet. Die „Josephine", ein riesiges Geschütz, das seinesgleichen suchte, stand dem Thore von St. Ouen zunächst, neben ihr reckten sich auf ihren Lafetten jene langen Marinegeschütze, welche centnerschwere Kugeln 8—9 Kilometer weit warfen. Wollten sich die Deutschen auf der Halbinsel von Gennevilliers festsetzen, so hätten sie es unter dem Feuer dieser Batterien thun müssen. Aber auch diese starke Stellung hatte dem Feuer der deutschen Belagerungsgeschütze nicht zu trotzen vermocht, die ganze Insel war, wie schon gesagt, mit allem, was darauf stand, in einen Trümmerhaufen verwandelt u. zerstört worden (s. Bild).

Von gleich großer Wichtigkeit wie St. Denis und St. Ouen im Norden war für die Deutschen im Süden die Besetzung der Höhen von Châtillon gewesen, von denen aus man den Mont Valérien, den Wald von Clamart und Meudon, Paris, die Höhen des Montmartres und das ganze Thal von Montmorency überblickt. — Von Châtillon führt der Weg über die ebenfalls bös mitgenommenen Forts Vanves und Issy hinunter an die Seine und nach Sèvres. Da die Sèvresschanze, der Ort Sèvres und die dortige Brücke in nächster Nähe des Versailler Hauptquartiers lagen, so war hier von Anfang an die gegebene Linie, an welcher seit Beginn der Belagerung alle Verhandlungen zwischen den kriegführenden Parteien geführt wurden. In der Regel war es Jules Favre, zuweilen auch Thiers, der sich dieser Aufgabe zu unterziehen hatte. — Die ersten Verhandlungen hatten am 19. September in Haute Maison und im Schlosse von Ferrières, dem Prachtsitze Rothschilds, stattgefunden. Jules Favre hatte über die Köpfe seiner Kollegen hinweg mit Bismarck verhandelt, zu einem Resultat war man aber nicht gelangt. Damals hatte Favre den Weg aus Paris durch das Thor von Charenton eingeschlagen.

Die nächsten Unterhandlungen pflog der alte Thiers im Hauptquartier zu Versailles, in deren Verlauf er auf Anregung Bismarcks

in der Vorpostenstellung eine Besprechung mit den Mitgliedern der pariser Regierung hatte (s. 1. Teil, Seite 227) aber auch hier kam es zu keiner Verständigung, ebenso blieben spätere Verhandlungen resultatlos, erst am 23. Januar nahmen dieselben eine greifbarere Gestalt an.

Die niederdrückenden Resultate des Ausfalls am 19. Januar, auf den die Franzosen so große Hoffnungen gesetzt hatten, mußten notwendigerweise auf die Hauptstadt ihren Einfluß ausüben. Schon am 22. abends war vom Observatorium mitgeteilt worden, daß am Sonntag nachmittag zwischen 2 und 3 Uhr ein größerer Volksauflauf in der Gegend des zu einem Lazarett eingerichteten Palais de l'Industrie stattgefunden, daß Trochu, durch eine Volksbewegung seines Oberbefehls enthoben, durch Vinoy ersetzt worden sei, und daß eine von Delescluze

Jules Favre landet während der ersten Woche des Waffenstillstandes an der Brücke von Sèvres, um mit Graf Bismarck zu unterhandeln.

veranlaßte Proklamation zur Errichtung einer Kommune von 200 Mitgliedern der Nationalgarde aufgerufen habe. Der beste Beweis aber dafür, daß man in Paris den Ernst der Lage, zumal inzwischen das Bombardement von St. Denis her seinen Anfang genommen hatte, einzusehen begann, lag darin, daß am 23. Januar abends der auswärtige Minister beim Gouverneur von Paris, Jules Favre, in Versailles eintraf. Mittags war ein Brief von ihm dem Grafen Bismarck eingehändigt worden, in welchem Favre bat, nach Versailles kommen zu dürfen. Der Kanzler hatte sofort eigenhändig in deutscher Sprache geantwortet, und seine Erwiderung war von einem amtlichen Dolmetscher ins Französische übertragen worden. Es wurde in derselben gesagt, Herr Favre könne nach Versailles kommen unter dem klaren Einverständnis, daß die londoner Konferenz nicht weiter erwähnt werde, da dieser Gegenstand bereits abgethan sei. Das Schreiben war um 12 Uhr 30 Minuten in Jules Favres Händen und von dem Wagen des Grafen begleitet, in dem Jules Favre abends um 8 Uhr in Versailles eintraf und sich sofort nach der Rue de Provence begab. Dragoner hatten dem Wagen als Ehreneskorte gedient. Natürlich gab die Ankunft Jules Favres in Versailles zu den unsinnigsten und übertriebensten Gerüchten Veranlassung, es hieß, Paris sei bereits übergeben. Graf Bismarck hatte bereits gespeist, ließ aber aus der königlichen Küche ein stattliches Mahl für Jules Favre holen. Die Unterredung zwischen den beiden begann sofort. Gegen 10 Uhr ließ Graf Bismarck um die Erlaubnis nachsuchen, den Kaiser zu sprechen, der die Zeit um 11 Uhr hiefür bestimmte. Jules Favre verbrachte die Nacht im Quartier des Polizeilieutenants, unter den Zimmern des Polizeidirektors Stieber; keinem Mitglied der französischen Lokalbehörden gelang es, zu ihm zu gelangen. Nach der ersten Unterredung am Abend des 23. Januars sprach Jules Favre den Grafen Bismarck nicht bälder wieder, als nach dem Kriegsrate, der am 24. Januar gehalten worden war. Der Bescheid, über welchen man sich geeinigt hatte, wurde Herrn Favre mitgeteilt, worauf letzterer sich wieder nach Paris begab; es mochte dies um 4 Uhr 30 Minuten nachmittags gewesen sein. Als Favres Wagen die Allee hinabfuhr, welche nach der Straße von Sèvres führt, begegnete ihm Graf Bismarck, der gerade seinen täglichen Spazierritt machte. Bismarck wendete sein Pferd, ritt an den Wagenschlag heran, und blieb in beständigem Gespräch mit Favre nebenher, bis der Wagen das Stadtthor erreichte. — Am 25. nachmittags um 4 Uhr wurde von Versailles ein Bote nach Sèvres gesandt, um eine Mitteilung von Jules Favre abzuholen; gleichzeitig hatte der Kaiser wieder eine Unterredung mit dem

Grafen Bismarck. Allgemein wurde gerühmt, wie überaus würdevoll sich Jules Favre im Laufe der Verhandlungen, und um wie weit staatsmännischer er sich gezeigt habe, als dies noch in Ferrières der Fall gewesen. Die letzten vier Monate hatten schon in der äußeren Erscheinung dieses Mannes eine große Veränderung hervorgerufen. In Ferrières war er noch der selbstbewußte, stolze Vertreter einer kaum halb gedemütigten, sich trotz allen über sie hereingebrochenen Ungemachs immer noch für unüberwindlich haltenden Nation gewesen, die hochmütig selbst den Schein einer Unterwerfung unter die Bedingungen des Siegers zurückwies, in Versailles war er nur noch der Abgesandte eines kleinen, durch äußerste Gefahr und Not allmählich zur Vernunft gebrachten Häufleins; gebrochenen Herzens suchte der Diplomat für sein Vaterland noch möglichst viel zu retten. Der feine Diplomat kam jetzt zum Vorscheine, der die Bedingungen des Siegers herabzuschrauben bemüht war.

Am Nachmittage des 26. Januars hatte Jules Favre abermals mit dem Grafen Bismarck eine längere Unterredung gehabt und war dann nach Paris zurückgekehrt mit dem Versprechen, des andern Tags wieder nach Versailles zu kommen. Es war verabredet worden, daß von 12 Uhr nachts das Feuern auf der ganzen Linie eingestellt werden solle, und Jules Favre hatte sich verpflichtet, die Forderungen des deutschen Hauptquartiers der provisorischen Regierung zur Begutachtung vorzulegen; sollten dieselben abgelehnt werden, so war bestimmt, daß das Feuern um 6 Uhr morgens wieder beginne. Bis 5 Minuten vor 12 Uhr wurde von beiden Seiten eine lebhafte Kanonade unterhalten, die jedoch mit dem Glockenschlag 12 Uhr eingestellt wurde. Noch in der gleichen Nacht traten die Mitglieder der provisorischen Regierung in Paris zu einer Sitzung zusammen, in welcher beschlossen wurde, auf Grund der deutscherseits gestellten Forderungen in Unterhandlungen einzutreten. — Als Jules Favre am 27. Januar wieder in Versailles eintraf, war er außer von einigen Eisenbahn- und Intendanturbeamten auch noch vom Grafen Beaufort d'Hautepoul, als Militärbevollmächtigtem, begleitet. Dieser Generalstabsoffizier hatte in Sèvres längere Zeit warten müssen, ehe die für ihn bestimmte Kalesche an Ort und Stelle war. Da nun eine scharfe nordöstliche Brise wehte, so hatten die deutschen wachhabenden Offiziere es für ihre Pflicht gehalten, den wartenden, frierenden Kameraden durch eine stattliche Anzahl von Schnäpsen, Cognac u. s. w. zu erwärmen. Infolge davon bekam der Herr Graf einen regelrechten Rausch, was natürlich in Versailles sehr übel vermerkt wurde; infolge dessen war denn auch am andern Tage Graf Beaufort d'Hautepoul aus der Begleitung des Herrn Jules Favre verschwunden und an seine Selle Oberst de Waldau vom französischen Generalstab getreten.

Am Abend dieses Tages waren alle bei den Unterhandlungen Beteiligten zu einem Diner beim Reichskanzler vereinigt, zu welchem, da die Wohnung des Grafen Bismarck damit nicht besonders ausgestattet war, die großen fünf Meter langen Tischtücher erst durch die Mairie von Versailles requiriert werden mußten. Natürlich verübelten es viele Franzosen dem Minister des Auswärtigen der Regierung der nationalen Verteidigung, Jules Favre, sehr, daß er dieser Einladung Folge geleistet und bei dem deutschen Reichskanzler diniert hatte. Favre ließ sich jedoch durch solche Dummheiten nicht anfechten, er kam fast täglich mit dem Oberst de Waldau, einigen weiteren Offizieren und Civilisten nach Versailles und fuhr im Abenddunkel nach Paris zurück, man achtete jetzt kaum noch auf den Feldgendarmen, der im blanken Helm auf dem Kutscherbocke saß. Der Verkehr zwischen Graf Bismarck und Jules Favre wurde fast ein freundschaftlicher, er ließ den französischen Minister sogar in seiner eigenen Equipage in Sèvres abholen und ritt ihm einmal bis dorthin entgegen. Allgemein wurde Favres diplomatische Mäßigung, Ruhe und Arbeitskraft anerkannt. So hatte er z. B. den dreiwöchentlichen Waffenstillstand statt der sofortigen Kapitulation von Paris hauptsächlich dadurch erwirkt, daß er immer wieder betonte: „Wenn das siegreiche deutsche Heer jetzt gleich seinen jubelnden Einzug in das arme, hungernde, tief gedemütigte Paris hält, so stehe ich für nichts. Ich fürchte, der wütende Pöbel wird gleich einem wilden Tiere im Hinterhalt lauern und den Krieg mit Mord und allen Greueln hinterlistiger Vernichtung, mit Gift, Minen, Feuer u. s. w. auf eigene Hand fortsetzen. Hat jedoch Paris drei Wochen lang Zeit, sich an die Kapitulation und den Einzug der Sieger zu gewöhnen, darf es drei Wochen lang von den Schrecken des Bombardements, der Hungersnot und der qualvoll aufregenden Ungewißheit über das Morgen ausruhen, sich satt essen und wärmen und wieder behaglich häuslich einrichten und einleben, so wird es auch den Sieger mit größerer Ruhe und Kaltblütigkeit in seinen Mauern empfangen . . ." — Paris beruhigte sich denn auch über alles Erwarten rasch, es war der Belagerung und des Heldentumes satt, es wollte seinen Hunger stillen. — Das Thor von Pantin bot während des Waffenstillstandes ein interessantes, lebhaft bewegtes Bild. Das Thor liegt in nächster Nähe der Buttes-Chaumont, wo am 30. März 1814 ein französisches Truppencorps sich lieber niedersäbeln ließ, als daß es sich den Alliierten ergeben hätte. In diesem Feldzuge kamen die Deutschen nicht so nahe an dasselbe heran, die Forts von Aubervilliers und Romainville sorgten dafür, daß dies nicht der Fall war. Das Thor liegt am Ende der „deutschen Straße," welcher die Pariser fürderhin den Namen Revanchestraße geben wollten. Durch das Thor von Pantin führt die Straße nach Meaux durch den Wald von Bondy; wer in den ersten Tagen nach dem Ende der Belagerung Paris verlassen und die Nordbahn benützen wollte, mußte seinen Weg durch dieses Thor nehmen, da aber niemand hinausgelassen wurde, wenn er nicht einen französisch und deutsch ausgefertigten Paß besaß, so hatten sich spekulative Sprachkundige dort draußen niedergelassen, welche gegen entsprechende Bezahlung Übersetzungen vom Französischen ins Deutsche und umgekehrt lieferten. Auch in Betreff des Signalements waren Formalitäten zu erfüllen, all dem unterzog sich der „Übersetzer." Wohlgemut konnten sich jetzt die glücklichen Besitzer von Pässen dem an der Demarkationslinie stehenden Offizier, der die Pässe zu prüfen hatte, nähern, wenige Augenblicke noch, und die Stadt lag hinter ihnen, die in den letzten Wochen ihnen nichts anderes zu bieten gehabt hatte als Hunger und Entbehrungen aller Art. Das Gedränge dort war ein riesiges, die ganze Strecke von einem unbeschreiblichen Gewühl von Menschen, Wagen und Pferden aller Art erfüllt. Hier zogen nicht nur die immer mehr anwachsende Menge der nach Lebensmitteln und Nachrichten Verlangenden hinaus, sondern auch alle jene flüchtig gewesenen Landbewohner und Besitzer aus den Departements, die vor 4½ Monaten hinter den Wällen von Paris Zuflucht vor den schrecklichen Preußen gesucht hatten und nun auf Karren und Wagen ihren ganzen geretteten Hausrat oder ein bescheidenes Bündelchen hinausfuhren oder trugen, in der nur zu oft trügerischen Hoffnung, ihre alten Heimstätten, Haus, Garten, Äcker und Felder noch auf dem gleichen Fleck und im alten Stand zu finden. Und wie zum Thore von Pantin hinaus, so flutete die Menge auch zu demselben herein. Auf der Demarkationslinie hielten freundnachbarlich preußische Ulanen, die Lanze in der Faust, und französische Gendarmen mit blauem Käppi, blauem Kapuzenmantel, die Remingtonflinte über dem Rücken hängend, den Pfeifenstummel im Munde, ihre bäumenden, gelegentlich auch ausschlagenden Pferde von der zurückgedrängten Menge umwogt, preußische Vorpostenoffiziere und Pariser Nationalgardisten, oft in der abenteuerlichsten Tracht unter dieselben gemischt. Die schweren Bauerngäule vor den mit Hausrat hochbepackten Fuhrwerken schüttelten sich schellenrasselnd, Kinder schrieen, Mütter zeterten, zuweilen fiel auch das eine oder andere Stück Hausrat herab, der unten vorbeiwogenden Menge auf die Hüte und Köpfe, oder zerschellte auf der Straße. Zwischen den Fuhrwerken und Handkarren zwängten sich elegante Equipagen durch, und all das betrachtete sich, seine Witze reißend, mit kritischem Blick der ächte pariser Gamin. Wie hatte es sich müssen demütigen lernen, dieses stolze Volk von Paris, auf das, von der Abendsonne beleuchtet, der stolze gewaltige „Arc de Triomphe," der Triumphbogen, herniederblickte.

Die Besetzung der Forts durch die deutschen Truppen begann am Morgen des 29. Januars; nur der Mont Valérien war schon am Abend zuvor von preußischen Pionieren besetzt worden, um die Minen auszuräumen. Eine starke Streitmacht an Infanterie und Artillerie wurde gleichzeitig vorgeschoben, um die nötigen Occupationsarbeiten zu decken. Am nämlichen Morgen wurde auch von der französischen Feldartillerie, welche außerhalb der Enceinte und zwischen den Forts placiert war, Besitz ergriffen. Alle Forts des äußeren Kreises wurden von den Franzosen geräumt und von den Preußen besetzt. Die französischen Truppen lieferten ihre Waffen, Fahnen und Feldartillerie ab. Alle diese Trophäen, so war es bestimmt, sollten innerhalb 14 Tagen in Sévran

Mit Genehmigung v. Franz Hanfstängl's Kunstverlag in München.

Lichtdruck v. Chr. Sailer, Pforzheim.

Ensslin & Laiblin's Verlag in Reutlingen.

L. BRAUN.

DER EINZUG DER DEUTSCHEN IN PARIS AM 1. MÄRZ 1871.

angesammelt werden. Die französischen Truppen durften unbewaffnet nach Paris zurückkehren. Die Geschütze in sämtlichen Forts wurden ebenfalls den Deutschen ausgeliefert, diejenigen auf der Enceinte dagegen einfach demontiert, und nur die Lafetten gingen in den Besitz des Siegers über, während die Geschützrohre den Besiegten verblieben.

Seit dem Abschluß der Konvention mit Paris widmeten selbstverständlich die Heerführer, wie die Offiziere der Oberkommandos, den größten Teil ihrer Zeit einer genauen, auf die einzelnsten Details sich erstreckenden Besichtigung der von den deutschen Truppen nunmehr vor Paris eingenommenen Stellungen. Der Kaiser wie der Kronprinz besichtigten sämtliche genommene Stellungen, Schanzen und Geschütze. Nachdem der Kronprinz die Bergerie, einen der Hauptpunkte des Gefechtes vom 19. Januar aufgesucht hatte, wandte er sich vorwärts nach Schloß Buzanval, wo die Konzentration der französischen Angriffstruppen zum Vorstoß gegen die 9. und 10. Division stattgefunden hatte. Welche Erinnerungen riefen nicht alle diese Ortschaften wach, welche Opfer hatte es gekostet, bis man so weit gekommen war! Trümmer ringsum! Aber sie hatte es ja nicht anders haben wollen, die „grande nation", die uns das infame Wort entgegengeschleudert hatte: „Nicht einmal

Vor Paris. Vorzeigung der Passierscheine am Thore von Pantin.

die Frauen sollen verschont werden!" Nun lagen sie, die Männer, besiegt zu unseren Füßen und Deutschland wußte die Würde des Siegers zu wahren! Die Deutschen wahrten dieselbe auch, als sie am 1. März mit klingendem Spiele in Paris einzogen. Den Glanzpunkt des Aufenthaltes der deutschen Armee in Paris hatte der große Zapfenstreich, der von dem General von Kameke für den 2. März abends angeordnet war, gebildet. Die dazu beorderten Musikcorps des 6. Armeecorps, unter Aufsicht des Regiments-Adjutanten Lieutenant Quade des 1. oberschlesischen Infanterie-Regiments Nr. 22, sammelten sich mit den Tambours und einer halben Compagnie desselben Regiments am Triumphbogen. Um 7½ Uhr setzte sich der Zug, geführt durch den Hauptmann von Prittwitz, in Bewegung. Voran ein Zug vom 14. Husarenregiment; dann eine Abteilung Infanterie, hierauf folgten die Musikcorps und wieder eine kleine Abteilung Infanterie. Ein Zug Husaren bildete den Schluß. Der Zug marschierte die große Avenue der Elyseeischen Felder entlang nach dem Eintrachtsplatz. Mehrere tausend deutsche Offiziere und Soldaten, die auf die Friedensnachricht rasch nach Paris geeilt waren, hatten sich zum Zapfenstreich eingefunden. Als die Musik zwischen „Heil dir im Siegerkranz" und dem Preußenlied die „Wacht am Rhein" spielte, fielen alle Mitmarschierenden singend ein. Am Rondpoint erregte ein erleuchtetes Haus das größte Erstaunen des Zuges. Welcher Pariser sollte es gewagt haben, heute sein Haus zu illuminieren? Beim Näherkommen erkannte man deutsche Soldaten, die in dem Hause einquartiert waren und mit Lichtern in der Hand auf den langen Balkonen standen. Ein dreifaches Hurra ertönte als Dank für diese sinnige Idee. Mitten auf dem Eintrachtsplatze wurde aufmarschiert. „Helm ab zum Gebet!" ertönte es, und alle Umstehenden entblößten ihr Haupt, darauf stimmten sämtliche Musikcorps einen Choral an. Feierlich stiegen zu dem wunderbar klaren Himmel die Töne empor, vereint mit den Gebeten so vieler tausend Krieger aus den verschiedensten Gauen unseres endlich geeinten deutschen Vaterlandes, welche hier auf dem „Eintrachtsplatz", mitten in der nach blutigen Kämpfen bezwungenen feindlichen Hauptstadt dem dankten, welcher das teure Vaterland so gnädig bewahrt und sie selbst so glücklich durch alle Gefahren bis zum Ziel geführt hatte. Es war ja Frieden! Ein süßes Wort und doppelt schön für den, den nicht der Beruf zum Soldaten gemacht! Belebte sich doch jetzt von neuem die Hoffnung, bald die Angehörigen daheim ans Herz drücken zu können. Um der Feier jeden demonstrativen Charakter zu nehmen, war der Zug auf dem großen Platze von der Mitte, und darum mehrere hundert Schritte von den französischen Barrikaden, entfernt geblieben. Da stand dicht davor der Obelisk von Luxor. Dort war am 21. Januar 1793 das Haupt Ludwigs XVI., und am 16. Oktober des gleichen Jahres dasjenige von Marie Antoinette unter der Guillotine gefallen. Die hinter den Barrikaden gaffenden Franzosen sahen aufmerksam dem Treiben der Deutschen zu. Viele von ihnen mochten vielleicht die Gedanken mitfühlen, welche die Deutschen bewegten, und man muß anerkennen, in diesem Augenblick störte kein Zeichen von Roheit seitens der Franzosen die allgemeine Andacht. Ja aus der Mitte der Franzosen tönte der Ruf: „C'est une leçon pour nous!" Nicht zum erstenmale standen deutsche Truppen dort. Noch kann man, allerdings sehr selten, einen Kupferstich sehen, welcher den Gottesdienst darstellt, der am ersten Osterfeiertag 1814 vor König Friedrich Wilhelm III., den Kaisern Alexander und Franz von russischen Geistlichen im Angesicht der Armeen abgehalten wurde.

Die zum Zapfenstreich beorderten Truppen, die Musik, wie die deutschen Zuhörer zogen nun wieder nach der Avenue zurück und marschierten vor der Wohnung des Kommandanten, General von Kameke auf, der mit allen zur Kommandantur von Paris kommandierten Offizieren vor das Hôtel getreten war. Die Musik stimmte das Preußenlied an, worauf der Platzmajor mit Genehmigung des Kommandanten ein Hoch auf den Kaiser ausbrachte, „der uns vom Sieg zum Frieden führt," welches mit einem dreifachen Hurra beantwortet wurde. Die Musik spielte hierauf das „Heil dir im Siegerkranz", und ein nochmaliges Abendgebet für den Kaiser und Kriegsherrn schloß die Feier.

Bis tief in die Nacht hinein dauerte das Treiben in den Elyseeischen Feldern, wer um Mitternacht noch einmal nach dem Eintrachtsplatze ging, konnte manchen Pariser im Gespräch mit den deutschen Barbaren umherstehen sehen, eine lebendige Illustration des wiederhergestellten Friedens. — Der Kaiser war in Begleitung des Flügeladjutanten Fürst Radziwill in offenem Wagen von Versailles über Sèvres und die dort am Pont de Sèvres geschlagene Schiffsbrücke, auf

der großen Straße über Billancourt, direkt durch die Porte de St. Cloud nach dem Point du jour gefahren, und besichtigte hier die Wirkungen des deutschen Bombardements. Von hier begab sich der Kaiser innerhalb der Enceinte, den Boulevard Murat entlang bis an die Porte d'Auteuil. Hier verließ er Paris wieder und fuhr die Allee des Fortifikations nach den Seen im Bois de Boulogne, nach dem Rennplatz auf dem Longchamp und über Bagatelle und Madrid durch die Allee de la Reine Marguerite über St. Cloud wieder nach Versailles zurück. Den Kaiser begleitete, wie auf allen Fahrten, der Hofstallmeister von Rauch zu Pferde. Der Kronprinz fuhr mit dem Großherzog von Baden durch den ganzen von den Deutschen besetzten Teil der Stadt. — Noch während des Zapfenstreichs hatten sich zwei zum Stabe General Vinoys gehörige Offiziere, die ihr Kommen zuvor schriftlich angezeigt hatten, bei General von Kameke eingefunden, um Vereinbarungen bezüglich des für den 3. März beabsichtigten Abmarsches der deutschen Truppen zu treffen. Der General überließ alle diesbezüglichen Verhandlungen seinem Generalstabschef. In Gegenwart des Majors Fürst Putbus und des Rittmeisters Graf Nostiz fanden diese statt, und kam man da überein, daß den abmarschierenden deutschen Truppen die französischen in einer Entfernung von 5—600 Schritt folgen, die Thore von Paris besetzen und niemand weder herein noch hinauslassen sollten. Deutscherseits wurde den Franzosen zugesagt, daß der Abmarsch der Truppen präzis um 7 Uhr beginnen und spätestens um 11 Uhr beendigt sein werde.

Die Ruhe und Ordnung in Paris war auch in der zweiten Nacht durch nichts gestört worden; pünktlich traten, wie vereinbart, um 7 Uhr die Truppen an, die Stadt Paris von ihrer verhaßten Gegenwart zu befreien. Am Triumphbogen ließ der Kommandant die Abziehenden an sich vorbeidefilieren, diesmal aber ging es nicht um den Bogen herum, sondern stramm und in dem dröhnenden Gleichschritt, der den Franzosen so oft imponiert hatte, durch den prächtigen Triumphbogen hindurch, ein weithin schallendes, dreifaches Hurra verkündete den Parisern, daß die Deutschen in ihrer großen Masse abgezogen waren; noch aber standen, abgeprotzt und jeden Augenblick zum Feuern bereit, am Triumphbogen sechs Geschütze, welche die Avenue Josephine, diejenige der Elyseeischen Felder und die Avenue Friedland bestreichen konnten. Kaum waren diese abgefahren und hatten die wenigen Dragoner, welche zurückgeblieben waren, die Abfahrt der Geschütze zu decken, ihrerseits ebenfalls „kehrt" gemacht, so drängte die Menge nach, aber es geschah nicht etwa, um an den paar Deutschen die Niederlagen Frankreichs zu rächen, sondern nur, um das Holz und Stroh aufzulesen und zusammenzuraffen, welches die Deutschen in ihren Biwaks zurückgelassen hatten. Einzelne Nachzügler sah man freilich noch da und dort, um ¼11 Uhr jedoch war kein deutscher Soldat mehr in Paris.

Der letzte Deutsche in Paris.

Leider war es nicht allen vor Paris liegenden Truppen vergönnt gewesen, ihren Einzug in die „heilige Stadt" zu halten, nur ein Teil derselben hatte das Vergnügen, sich Paris auch von innen besehen zu können; die Nationalversammlung nahm die Friedenspräliminarien rasch an, und so hatte, nach dem Wortlaut der Kapitulation, am 3. März 1871 Paris wieder geräumt werden müssen.

Deutsche Kavallerie bei Vionville.

Die ungeheure Entwicklung der Feuerwaffen, welche immer neue, furchtbare Zerstörungswerkzeuge zu Tage förderte, hätte vielleicht den Glauben erwecken können, als ob für die Zukunft der Reiterei im Felde nur noch ein enges Feld der Thätigkeit angewiesen sein würde, trotzdem aber wurde in der preußischen Armee nichts versäumt, eine sehr starke Reiterei zu erhalten, und der Feldzug von 1870/71 hat vollauf gezeigt, von welch gewaltiger Bedeutung für eine operierende Armee eine kühne, schneidige Kavallerie ist. Welchen Schrecken haben nicht die raschen Ulanen, die überall auftauchten, um ebenso schnell wieder zu verschwinden, durch so viele Gaue Frankreichs bis tief ins Innere des Landes hinein getragen; bald wob sich um den Namen der tapferen, kühnen Reiter ein ganzer Sagenkranz, und so kühn, so keck die Stücklein auch gewesen waren, die sie ausgeführt, man dichtete ihnen immer noch kühnere an. Aber auch als Schlachten-, nicht bloß als Aufklärungswaffe errang die Kavallerie in diesem Feldzuge ihren alten Ruhm wieder, vor allem bei Vionville (Mars la Tour). An diesem Tage war die Kavallerie nicht nur ein ungemein wichtiger Teil der deutschen Schlachtlinie, sondern sie gab in gewissem Sinne sogar den Ausschlag. Am 15. August hatten die Spitzen der zweiten deutschen Armee die Mosel zwischen Nancy und Metz überschritten, am 16., 17. und 18 sollten die Massen folgen. Die Lage der Armee war eine kritische, da man unmöglich mit völliger Gewißheit bestimmen konnte, ob sich die feindliche Armee noch innerhalb der Forts von Metz befinde oder schon im Abmarsch begriffen sei. Klarheit hierüber sollten die Operationen des 16. Augusts verschaffen. Jedem Corps war, da sich dieselben über ein weites Terrain auszudehnen hatten, eine große Kavalleriemasse beigegeben, und zwar dem zehnten Corps die 5., dem dritten die 6. Kavalleriedivision; dem ersteren sollte außerdem noch die Gardedragonerbrigade unter Graf Brandenburg als Unterstützung dienen. Am Morgen des 16. Augusts schoben sich die langen preußischen Kolonnen durch die von der Mosel auf das Plateau von Rezonville hinanführenden engen Bergthäler vorwärts. Glühend heiß brannte die Sonne, und die jeden freien Ausblick hindernden schroffen Bergwände strahlten eine fürchterliche Hitze aus, die Mannschaften kamen nur mühsam vorwärts, mit jeder Stunde wurde der Marsch beschwerlicher, für Kavallerie war, nach allem zu schließen, hier kein Terrain. Während das 10. Armeecorps von Pont à Mousson über Thiaucourt auf St. Hilaire anrückte, war ihm die 5. Kavalleriedivision, dessen Marsch verschleiernd, schon am 15. vorausgeeilt, streifte in der Gegend von Xonville und plänkelte mit der feindlichen Kavallerie. Vom 3. Armeecorps marschierte die 5. Division auf engen Bergpfaden über Gorze, die 6. über Onville gegen Mars la Tour heran, die 6. Kavalleriedivision marschierte voraus. Bei Novéant hatten

Aus der Schlacht von Vionville-Mars la Tour. Von Th. Rocholl.

alle diese Truppen die Mosel überschritten. Als die 6. Division bei Tronville die Höhe des Plateaus erstiegen hatte, sah sie sich mit einemmale dem Feinde gegenüber, dessen Vortruppen hier rekognoszierten; hinter ihnen, bei Vionville und Rezonville dehnten sich große französische Feldlager aus. Nun hatte man mit einemmale die seit Spichern unsichtbar gewordene französische Armee wieder gefunden, und es galt jetzt, den Stier bei den Hörnern zu fassen, ihn nicht wieder loszulassen. Freilich war der Feind übermächtig, und ihn anzugreifen war in mancher Hinsicht ein ungemein gewagtes Unternehmen, aber es blieb nichts anderes übrig, in den Operationen der deutschen Heere durfte unter gar keinen Umständen ein Stillstand eintreten, und noch viel weniger konnte das 3. Corps vor der Überzahl des Gegners nach der Mosel zurückweichen. Davon konnte, durfte keine Rede sein. Die 6. Division wurde sofort zum Angriff auf das Dorf Vionville befehligt und hatte überdies den Auftrag, sich quer über die Straße Metz-Verdun dem Feinde vorzulegen und so dessen Abzug zu verhindern. — Während sie sich zum voraussichtlich heißen Tanze anschickte, erschien auf ihrem rechten Flügel, aus der Schlucht von Gorze auftauchend, die 6. Kavalleriedivision, und auch die von dem Vorhaben der Division in Kenntnis gesetzte 5. Division sagte von Mars la Tour her ihre Unterstützung zu. Es war somit bei Beginn des Kampfes ein etwa 8000 Pferde starkes Kavalleriecorps deutscherseits zur Verfügung, doch bot sich anfänglich wenig Gelegenheit zu dessen Verwendung. Bei Tronville hatte sich die 6. Infanterie-Division formiert und war gegen die Höhen südlich Vionville angestürmt. Das Gefecht kam hier jedoch für einige Zeit zum Stehen, die Franzosen hatten an diesem Punkte eine ganze Menge Geschütze und Mitrailleusenbatterien aufgeführt, welche die Anstürmenden unter ein verheerendes Feuer nahmen; erst als sie sahen, daß die deutschen Bataillone sich hiedurch auch nicht im geringsten aus der Fassung bringen ließen, sondern unaufhaltsam vorrückten, gingen sie, von der 6. Division hitzig gefolgt, auf Vionville und Flavigny zurück. Diese Dörfer wurden ihnen jedoch im ersten Anlaufe von den Deutschen entrissen; die Straße Metz-Verdun war verlegt, — für den Augenblick wenigstens, denn jetzt begann erst die Hauptaufgabe: das verhältnismäßig leicht Errungene festzuhalten. — Inzwischen hatte sich auch die 5. Infanteriedivision von Gorze aus bis zum Plateau östlich Flavigny, wiewohl nur mühsam, durchgekämpft. Am Bois de Vionville waren ihr starke feindliche Truppenmassen, welche durch Mitrailleusen verstärkt waren, entgegengetreten, die Bataillone ließen sich dadurch jedoch in keiner Weise aufhalten; wie der Sturm brachen sie aus der Schlucht von Gorze heraus, warfen sich mit lautem Hurra auf den Gegner, durchbrachen dessen Linie und warfen ihn aus einer Stellung nach der anderen, so daß sich die Franzosen zu schleunigstem Rückzug auf Rezonville veranlaßt fanden. Das eben noch von den Franzosen besetzt gewesene Plateau war jetzt in den Händen des 3. Corps. Man hatte viel erreicht deutscherseits, aber noch lange nicht alles, noch stand der Feind in dichten, sich mit jedem Augenblick vergrößernden Massen — und in seiner Front durch eine tiefe Schlucht geschützt, — bei Rezonville, hinter welchem Orte sich in unabsehbaren Reihen die weißen Zelte der Franzosen zeigten. Kein Zweifel, hier hatte man die ganze kaiserliche Armee vor sich, deren Stellungen sich bis Gravelotte und rückwärts nach Verneville hin erstreckten.

In ihrer Rückzugslinie aufs äußerste gefährdet und ihrer kürzesten Verbindung mit Paris beraubt, mußte die französische Armee naturgemäß allem aufbieten, sich mit ihrer vollen Wucht auf das jetzt noch ganz allein fechtende 3. deutsche Armeecorps zu stürzen und dasselbe ins Moselthal zurückzudrängen. Die Corps Frossard und Decaen zauderten in der That auch keinen Augenblick, sich gegen die beiden preußischen Divisionen mit ihren gesamten Streitkräften zu wenden, Batterien um Batterien führten sie westlich von Rezonville an der alten Römerstraße auf, unaufhörlich rollte der Donner der Geschütze, aber die deutschen Bataillone wichen keinen Schritt zurück und füllten ihre Lücke zwischen den beiden Divisionen durch die Corpsartillerie aus. So hielten sie aus, Stunde um Stunde, unter furchtbaren Verlusten, und immer dünner wurden die Linien, die Bataillone schrumpften zu Compagnien, diese zu dünnen Schützenlinien zusammen. So wie die Dinge standen, mußte unbedingt die Kavallerie der Infanterie Luft schaffen, damit sich diese wieder sammeln, frische Bataillone heranziehen und aus der Defensive zur Offensive übergehen konnte. — Hinter Flavigny, in der dortigen Thalsenkung, hielt die 6. Kavalleriedivision; östlich von ihr, an Flavigny vorbei, zog sich eine flache Terrainmulde, völlig frei, ohne Baum oder Strauch, gegen die Höhen bei Rezonville; nur die Chaussee Metz-Verdun, von hohen Pappeln eingefaßt, fällt dort gegen Flavigny hinab und steigt dann auf der westlichen Seite allmählich zum Dorfe Vionville wieder hinauf. Der Flavigny gegenüber in der Tiefe liegende Straßenteil wurde um diese Zeit immer noch von den Franzosen gehalten und auf der Chaussee rückten lange französische Kolonnen neuerlich zu einem Angriff auf Vionville heran. Diese Massen mußten um jeden Preis zum Stehen gebracht werden, die 6. Kavalleriedivision ging deshalb zur Attake vor. Neben einander sich entwickelnd, trabten die beiden Brigaden bei Flavigny östlich vorüber, die Mulde hinauf. Über die Köpfe ihrer Infanterie hinweg feuerten die französischen Batterien von Rezonville aus Granaten über Granaten in die dichten Kavalleriemassen, aber da gab es keinen Halt, kein Besinnen, kein Schwanken, vorwärts ritten die Tapferen, obwohl es für sie zum Plateau von Rezonville hinauf keinen andern Weg gab, als diese bislang vom französischen Kugelregen rein gefegte Mulde. Nach den Flanken hin auszubiegen, ging nicht an, vorwärts, immer vorwärts! — Die Franzosen stutzten, als sie durch den Granatenhagel die deutschen Reitermassen auf sich lossprengen sahen, einen derartigen Angriff hatten sie nicht für möglich gehalten. „Kavallerie vor!“ schollen laute Rufe, etliche Bataillone formierten auch Karrees, wieder andere deckten sich in den Chausseegräben und unterhielten von dort ein mörderisches Feuer. Trotzdem brach jetzt auch die 6. Infanterie-Division neuerdings mit ihren Bataillonskolonnen, die sich inzwischen hinter dem Dorfe Vionville formiert hatten, zwischen den Gehöften zum Angriff hervor, trieb die französischen Plänkler zurück und warf sich in das Gehölze nördlich von Vionville, um von dort aus die große französische Batterie an der Römerstraße bei Rezonville anzugreifen. Aber nicht sobald hatten die Franzosen die ihnen hier drohende Gefahr erkannt, so warfen sie auch frische Bataillone, eines nach dem andern in den Wald hinein, in welchem sich bald ein furchtbar blutiges, bisher kaum je dagewesenes wildes Waldgefecht entspann.

Die 6. Kavalleriedivision war inzwischen nach ihrer alten Aufstellung abgerückt; ihre Aufgabe war erfüllt, sie mußte erst eine neue Gelegenheit zum Eingreifen abwarten; vorläufig hatte die Infanterie das Wort. So wütend tobte das Gewehrfeuer, daß man nur in den kurzen Ruhepausen des Gefechts den dumpferen Ton der Geschütze zu unterscheiden vermochte. Bereits hatten sich die beiden Divisionen des 3. Armeecorps genötigt gesehen, ihre letzten Bataillone in den Kampf zu werfen, aber mochte die französische Infanterie mit ihren Massen auch noch so wuchtig vorstoßen, alle Angriffe brachen sich an der dünnen deutschen Schlachtlinie, deren Lücke immer noch die Artillerie, ruhig und gleichmäßig feuernd, ausfüllte. Hinter den kämpfenden Bataillonen hielt der höchstkommandierende General von Alvensleben mit seinen beiden Divisionsgeneralen von Stülpnagel und von Buddenbrock; im heftigsten Feuer ermunterten sie ihre Leute zum Aushalten, wo eine Lücke entstand, sorgten sie für deren schleunigste Ausfüllung, keine Blöße durfte sich der Feind geben, die nicht sofort ausgenützt, gegen die nicht sofort ein Truppenkörper geworfen worden wäre, aber trotz alledem wurde die Division Stülpnagel von Stunde zu Stunde härter bedrängt, Marschall Bazaine führte in Person seine Truppen vor und hatte das Kommando an dieser Stelle übernommen, er rechnete sicher darauf, die Division Stülpnagel in die Schlucht von Gorze zurückwerfen und der Division Buddenbrock den Rückweg nach der Mosel verlegen zu können. Der Marschall wollte um jeden Preis siegen, er trieb seine Truppen immer aufs neue in den Kampf, und blutig wurde im dichten Gehölze des Waldes von St. Arnould um die kahlen Höhen südlich von Rezonville gerungen. — Mit unsäglicher Mühe und unter den blutigsten Verlusten hatte man es deutscherseits bisher soweit gebracht, daß die Schlacht stand, da mit einem Male tauchte in der linken Flanke der Division von Buddenbrock ein neuer Feind auf. Das im Abmarsch auf Conflans begriffen gewesene 7. französische Corps unter General L'Admirault hatte seinen Marsch infolge des immer heftiger werdenden Kanonendonners unterbrochen, kehrt gemacht und war, die Infanteriebrigaden im Laufschritt, die Kavallerie und Artillerie im Trab, über die Höhen

von Bruville auf Vionville losgeeilt. Und diesem neuen mächtigen Stoß, der demnächst zu erwarten war, konnte man nur mit zwei Bataillonen des 20. Regiments gegenübertreten, das war alles, was man noch von Truppen hatte. Da zum Glück traf, von den in der Gefechtslinie stehenden Truppen mit lautem, freudigem Hurra und Zurufen begrüßt, die Brigade Lehmann ein und wurde sofort in Gemeinschaft mit dem 20. Regiment dem neuen so überaus gefährlichen Gegner entgegen geworfen. Das ganze Waldterrain nördlich von Vionville hallte vom wilden Kampfgetöse wieder; wie Butter vor der Sonne schmolzen die preußischen Bataillone, aber schon hatten sie einen großen Vorteil gewonnen, den nämlich, sich wie ein Keil zwischen das Corps L'Admirault und die Truppen Frossards und Decaens, des 2. und 3., die bei Rezonville fochten, eingeschoben zu haben. — Den Wald mußte Bazaine unter allen Umständen wieder haben und seine unterbrochene Verbindung zwischen den ihm unterstehenden Heeresteilen neuerdings hergestellt werden. Er ließ seine sämtlichen Batterien, die er zur Hand hatte, in das von den deutschen Truppen vollgepfropfte Gehölz hineinfeuern und gleichzeitig stürmte die französische Infanterie, von Mitrailleusenbatterien aufs kräftigste unterstützt, gegen die östliche, westliche und nördliche Lisière heran.

Mit einemmale setzte sich in diesem Augenblicke höchster Gefahr von der 5. Kavalleriedivision, die bei Tronville auf dem linken Flügel der preußischen Linie hielt, die Brigade Bredow, Dragoner, Ulanen und Kürassiere durch die Mulde bei Flavigny gegen die Höhen von Rezonville in Marsch. Wie ein Sturmwind brausten die Geschwader durch die auf dem Plateaurande feuernden Schützenschwärme des Feindes und tauchten mit einemmale ganz unversehens auf der Höhe dicht vor den feindlichen Batterien auf. Ein Feuer, das die Erde erzittern und beben machte, empfing die tapfere Reiterschar, in das Rollen der Infanteriesalven mischte sich das Rätschen der Mitrailleusen, das Zischen, Krachen und Splittern der Granaten und das Klingen der Shrapnels. So dicht lagerte der Pulverdampf über der ganzen Hochebene, daß nur noch das Aufblitzen der Kanonenschüsse den anreitenden Geschwadern die Stellungen des Feindes verriet. Dahin wälzte sich nunmehr die gewaltige Reitermasse, die im nächsten Augenblicke sich mitten zwischen den französischen Geschützen befand; in wildem Jagen suchten die Protzen den ihnen folgenden Reitern, die ihnen dicht im Nacken blieben, zu entkommen, während die Artilleristen sich unter den Lafetten ihrer Geschütze zu decken suchten. Aber die deutschen Reiter hatten keine Lust, sie dort hervorzuziehen, vorwärts stürmten sie in tollem Jagen, den Feind mit sich reißend, ein wirrer Knäuel von Menschen, Pferden und Fahrzeugen. Erst tief im feindlichen Centrum endete die glänzende Attake. Auf der Westseite des Gehölzes hatte inzwischen der Kampf gegen das Corps L'Admirault immer heftiger und wilder getobt, mit jedem Augenblicke warfen die Franzosen neue Streitkräfte in denselben. Was von den Truppen des 10. Armeecorps anlangte, wurde deutscherseits schon im nächsten Moment ins Feuer geführt, die Division Buddenbrock focht jetzt auf einer einzigen langen Linie gemeinschaftlich mit der 20. Division Kraatz gegen die Übermacht der Franzosen. So riesig war hier das Getöse der Schlacht, daß man zuweilen von dem Feuern auf dem rechten Flügel, wo die Division Stülpnagel heldenhaft rang und alle Angriffe des Feindes blutig abwies, nichts vernehmen konnte.

Um 4 Uhr mittags traf endlich auch noch die Brigade Wedell des 10. Armeecorps ein, — dessen letzte! Mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen ging sie durch das langgestreckte Dorf Mars la Tour und neben der Division Kraatz zum Angriff vor. Auch sie wurde von einem mörderischen Feuer empfangen, aber die von den Geschossen in die Reihen gerissenen Lücken schlossen sich sofort wieder und keinen Augenblick ließen sich die wackeren Bataillone in ihrem Vormarsche aufhalten. Auch sie passierten den Grund und erklommen die jenseitigen Anhöhen. Da mit einemmale sprang die französische Infanterie, die sich bisher hinter Hecken, Gebüsch und Schützengräben verborgen hatte, auf, und entfaltete vor den Augen der Angreifer ihre gewaltige Masse. Dieser Moment war kritisch; auf die nächste Entfernung knatterte das Infanteriefeuer, und in weniger als einer Stunde hatte die Brigade Wedell fast alle ihre Offiziere und nahezu die Hälfte ihrer Stärke eingebüßt. Und dabei hatte der Feind noch in seinem Centrum seine ganze Garde zur Verfügung, die er, den französischen Überlieferungen getreu, für den Augenblick der Entscheidung aufbewahrt hatte. Nunmehr warf er die eine dieser Gardedivisionen in den hier tobenden Kampf, die andere der Division Stülpnagel entgegen. Die Brigade Wedell hatte gegen Mars la Tour zurückgenommen werden müssen, da es für sie auf die Länge eine Unmöglichkeit gewesen wäre, auf dem vollständig dem feindlichen Feuer preisgegebenen Plateau ihre Stellung zu behaupten. Der Feind wagte es nicht, mit seinen Massen zu folgen. Sollte die stark decimierte Brigade aber ihre Bewegung auf Mars la Tour ausführen können, so mußte ihr Luft gemacht werden. Dies zu vollbringen hatte die Gardedragonerbrigade unternommen. Jeder einzelne Mann wußte, um was es sich handelte, und mit wahrer Todesverachtung warfen sich die beiden Regimenter immer wieder in die französische Infanterie hinein. Sie stießen bei diesem Ritt weder auf Kanonen noch auf Standarten, welche als Siegespreis den kühnen Dragoner winkten, aber der Zweck des Angriffes wurde doch vollständig erreicht, die feindlichen Infanteriemassen waren in Verwirrung gebracht worden, ihr Vorgehen ins Stocken geraten, glücklich erreichten die Bataillone der Brigade Wedell die Höhen von Mars la Tour. Die Franzosen verzichteten trotzdem nicht auf einen Angriff, sie wollten es jetzt auch einmal mit Kavallerie probieren, und zwar mit ihrer Gardekavallerie, die sie nördlich von Vionville zwischen ihren Bataillonen und Batterien entwickelten. — Die Kavalleriedivision Rheinbaben kam da gerade recht, da gab's für sie zu thun. Ihre ganze Mannschaft zusammennehmend, ritt sie zur Attake an und sprengte neben den Batterien des 10. Armeecorps, die östlich Mars la Tour unerschütterlich im Tirailleurfeuer aushielten, gegen den Feind vor. Als die Artilleristen die tapferen Reiter an sich vorüberreiten sahen, begrüßten sie dieselben mit lautem Hurra. Aber schon hatte sich auch die französische Kavallerie der deutschen entgegengeworfen, fünf Regimenter stark, und in wuchtigem Anprall stießen sie aufeinander. Auf beiden Seiten schwieg für den Augenblick das Geschützfeuer, das Interesse an diesem bevorstehenden Reiterkampfe überwog alles andere. Hin und her wogte das Reitergetümmel, doch nicht allzulange, die preußische Kavallerie zeigte sich ihres alten Ruhmes würdig, die Franzosen wandten sich zur Flucht und jagten dichtgedrängt hinter ihre Batterien zurück, ihren Divisionsgeneral, viele Offiziere und Reiter in den Händen des Feindes lassend, zwei französische Brigadegenerale waren schwer verwundet worden. Auf diesem Flügel war der Kampf zu Ende, der Sieg den deutschen Waffen verblieben, aber noch war keine allgemeine Entscheidung da, ein letzter Stoß mußte dieselbe bringen, das fühlte man auf beiden Seiten. Marschall Bazaine hatte schon am Spätnachmittage seine Gardegrenadiere ins Feuer geführt, wähnend, mit diesen frischen Truppen sich den Sieg sichern zu können, aber die Division Stülpnagel hielt wacker aus, und fast zu gleicher Zeit waren auch auf der deutschen Seite die Spitzen des 8. und 9. Armeecorps eingetroffen, an denen sich der französische Vorstoß brach. Nach einem kurzen, aber ungemein blutigen Gefecht wurde die französische Garde zurückgeworfen. Gerne wäre man jetzt deutscherseits wieder zum Angriff vorgegangen, aber zu einem Offensivstoß war im deutschen Heere auch nicht ein einziges Bataillon mehr vorhanden; in der letzten Minute noch konnte alles bisher mit so ungeheuren Anstrengungen Gewonnene verloren gehen. Wie würde der Tag enden, vielleicht mit ihm der ganze Feldzug? Das war die Frage, die sich in diesem Augenblicke der kommandierende General vorlegte, und mit Recht, denn er wußte nur zu gut, daß zwischen dem Gefechtsfelde der 5. Division im Bois St. Arnould und dem der 6. und des 10. Corps bei Vionville und Mars la Tour eine etwa 5000 Schritt lange Lücke, nur durch Artillerie gedeckt, sich befand, die jetzt in der Dunkelheit dem Feinde ein treffliches Angriffsobjekt werden mußte; raffte er sich zu einer letzten Anstrengung seiner Kräfte auf und stieß er hier durch, so konnte er siegen. — Aber gerade in diesem am meisten kritischen Augenblicke der Schlacht, um ½4 Uhr mittags, war Prinz Friedrich Karl auf dem Gefechtsfelde eingetroffen, hatte mit dem ihm eigenen Scharfblick die ganze Sache übersehen und sich in Person an die Spitze der noch bei Flavigny haltenden 6. Kavalleriedivision gesetzt, um sie zur Attake vorzuführen. Zwar ließ sich kein bestimmtes Ziel erkennen, und ebensowenig mußte man, wie stark der Feind sein mochte, auf den man traf, aber das war in diesem Augenblicke auch völlig gleichgültig, ob es nun Infanterie, Kavallerie oder Artillerie war, sie mußte eben geschlagen

Ein Husarenstreich. Nach dem Gemälde von Th. Rocholl.

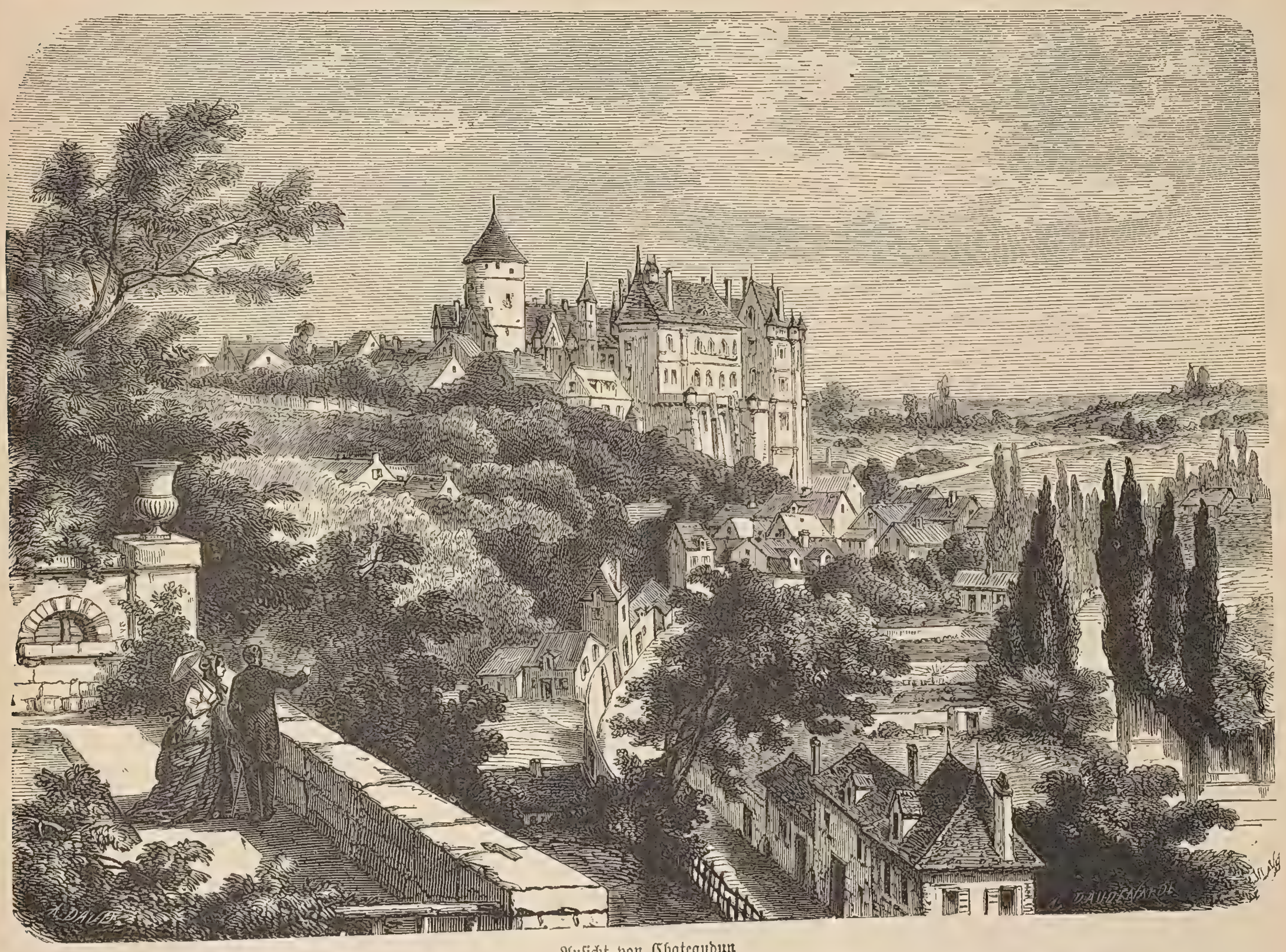
Verlag von Ensslin & Laiblin in Reutlingen.

ERSTÜRMUNG VON CHATEAUDUN AM 18. OKTOBER 1870

durch die 22. Infanteriedivision (43. Brigade.)

und geworfen werden. — So brausten denn die Geschwader durch die breite Lücke bei Flavigny hinaus und hinein in den Pulverdampf. Auf den übrigen Teilen des Schlachtfeldes war es stille geworden, das Feuern verstummt, um so deutlicher vernahm man das Klirren der Säbelscheiden, das Stampfen der 3000 Pferde, die schmetternden Fanfaren, die zum Angriff riefen. Jetzt braust ein lautes Hurra durch die Abendstille, die Infanterie begrüßte die vorwärts stürmenden Kameraden, die ihr die letzte Arbeit abnahmen, sie hätte sie nun und nimmermehr zu vollbringen vermocht, todmüde, wie sie alle waren. Im nächsten Augenblicke prasselt das Schnellfeuer der Infanterie auf den Intervallen, und auch drüben beim Feinde geht ein mörderisches Feuern los, da ertönt abermals lautes Hurra, die Husaren sind auf den Feind gestoßen. Noch einmal erwacht der Kampf in seiner ganzen Wildheit und auf der ganzen Linie, und auch die Kanonen senden ihre Geschosse aufs neue in das Kampfgewühl, bald aber klingt der Kanonendonner ferner und immer ferner, rückwärts wälzen sich die französischen Kolonnen, die Schlacht ist gewonnen!

Auch die Franzosen hatten mit einem letzten Angriff ihr Heil versuchen und den Sieg erringen wollen; von der Dunkelheit begünstigt, waren ihre Bataillone nochmals gegen Bionville und Flavigny vorgestoßen, da mit einemmale brachen die deutschen Reitergeschwader wie ein Gewitter über sie herein, und noch ehe sie daran denken, geschweige dazu kommen konnten, Karrees zu bilden, waren sie niedergeritten und auseinandergesprengt. Der Marschall und seine Generale sahen jetzt wohl ein, daß es ihnen nicht gelingen würde, das Schlachtfeld zu behaupten, der Kampf war beendet, und nur das Stöhnen der Verwundeten, das Röcheln der zum Tode Getroffenen drang durch die stille Nacht. Glänzend hatte die deutsche Kavallerie bewiesen, daß ihre Rolle auf dem Schlachtfelde noch lange nicht ausgespielt war, das zeigte am besten das kecke Husarenstücklein, welches Rittmeister von Möllendorf tags darauf ausführte. Mit einer Patrouille der 15. Husaren holte er einen Trupp Verwundeter vom 7. Kürassier- und dem 16. Ulanen-Regiment, welcher in Gefangenschaft geraten war, aus der Ferme de Mogador, wohin man sie geführt hatte, heraus, und verbrachte sie, ganz dicht an dem vom Feinde vollständig besetzten Gravelotte vorbei, in Sicherheit. Ein Trompeter hatte den vom Feinde bös zugerichteten Rittmeister von Heister auf sein eigenes Pferd gesetzt, und Vizewachtmeister Oechelhäuser wurde von zwei Husaren nachgezogen. So endete die kühn geschlagene Schlacht mit einem kühnen Husarenstreich.



Ansicht von Chateaudun

Der Kampf in Chateaudun.

Wir waren von Orleans abmarschiert, von dem uns das Scheiden recht schwer geworden war. Von meinen Quartiergebern hatte ich freundlichen Abschied genommen, der Herr des Hauses begleitete mich sogar noch bis zum Boulevard und blieb bei mir, bis wir abmarschierten, dann drückte er mir noch einmal herzlich die Hand, „auf Wiedersehen in besseren Tagen," sprach er, und ich will ihm wünschen, daß auch für ihn die besseren Tage bald wiederkehrten. Der französische Mittelstand in den Provinzen ist nichts weniger als frivol, man findet dort dieselben strengen Ansichten über Sitte und Rechtschaffenheit wie bei uns. Die politischen Verhältnisse ihres Vaterlandes und die unsicheren Zustände beugen ihn tief darnieder. Wie oft sagte mir nicht mein Quartiergeber: „Es ist gewiß schlimm, den Feind im Lande zu haben, aber glauben Sie mir, es giebt noch viel Schlimmeres! Unser armes Frankreich! Wenn Sie fort sind, dann bricht bei uns der Bürgerkrieg aus. Wir wollen keine Republik, keine Gambettas und Rocheforts!"

„Aber was denn? Den Kaiser oder Lulu?“ — „„Gott behüte uns!““ — „Nun was denn?“ — — Er zuckte betrübt die Achseln. Die Armen, sie wußten es selber nicht, und das war eben das Schlimmste. Mit klingendem Spiele zogen wir durch die Vorstadt St. Jean und zum Thore hinaus. Unsere Pferde tänzelten vor Stallmut und warfen die Köpfe in die Luft, sie schien es zu freuen, daß wir wieder marschierten, da draußen gab es ja auch wieder reichlichere Fourage. Jetzt kamen wir durch St. Jean la Ruelle und dann über das Schlachtfeld vom 11. Oktober. Da liegen einige Tornister und Patrontaschen, da wieder ein Haufen, ganze Berge rechts und links am Wege, sie mehren sich, je näher wir an Ormes herankommen. Aber ist das wirklich Ormes? Diese zerschossenen Häuser, an denen kein Dachziegel mehr ganz ist, diese durchsichtigen Mauern? Ganze Häuser liegen in Trümmern, ganze Straßen sind herabgebrannt, welch furchtbare Spuren hinterläßt doch der Krieg! Und wunderbar, dicht neben der Stätte der Verwüstung zieht der Pflug schon wieder seine Furchen, streut der Landmann die Saat zu neuem Leben hoffnungsvoll in den blutgedüngten Boden. Furchtbar hatte hier der Kampf getobt. Überall fortgeworfene und zerschlagene Waffen, Uniformsstücke und Feldgeräte, zertretene Weinberge, geknicktes Gebüsch und zerschossene Bäume. Hinter den langen Schützengräben stehen noch die getrockneten Blutlachen. Hier liegen die Trümmer eines zerschossenen Rades, zerschmetterte Munitionskasten, ein Wischer, wieder große Blutflecken, wieder Trümmer, der Wall ist abgekämmt von preußischen Granaten, und ihre Splitter liegen überall umher, ein Zeichen, wie richtig unsere Artillerie ihr Ziel getroffen hatte. Von den vielen Soldbüchern, die umherlagen, hob ich einige auf, fast ohne Ausnahme lauteten sie auf unlängst ausgehobene blutjunge Leute von 18—20 Jahren, aus der Haute-Garonne, Savoyen und den Pyrenäen. War doch der größte Teil der Loirearmee erst am Morgen des 10. von Lyon her mit der Eisenbahn in Orleans angekommen. Dort, wo die vielen toten Pferde liegen, standen die preußischen Batterien, dazwischen ist ein einfaches hölzernes Kreuz, darunter schlummern zwei tapfere Herzen, welche der jähe Tod ereilte, — möge die fremde Erde ihnen leicht sein!

Nach einer kurzen Rast wurde wieder angetreten. Wir marschierten durch Boulay, welches noch überall die Spuren unserer Beschießung am 11. zeigte, doch war der Ort schon wieder bewohnt. Die Leute ließen sich jedoch nicht blicken und saßen alle scheu hinter halbgeschlossenen Läden, jammernd und Gott dankend, als wir, ohne sie zu belästigen, vorübergezogen waren. — Die Gegend wurde immer flacher und unfruchtbarer, wir waren aus der reichen Beauce, dem Garten von Orleans, heraus; selten sahen wir größere Dörfer, dagegen eine Menge einzelner Meierhöfe. Nach einem ziemlich einförmigen Marsche passierten wir St. Péravy la Colombe, in welchem die rheinischen Dragoner lagen, und bekamen auf einer einzelnen Ferme, dicht an der Straße, Quartier. Dieselbe sah nicht eben einladend aus: eine lange steinerne Mauer, ein wüst aussehendes Wohnhaus, einige Ställe und Scheuern, aber mitten im Hofe ein großer stattlicher Turm, welcher vielleicht von vergangenen besseren Tagen erzählen konnte, das bot sich uns auf den ersten Blick dar, da drinnen aber war's fürchterlich! Zuerst kam eine weinende Frau und rang die Hände und redete immer auf mich hinein: „Ach Gott, wie unglücklich sind wir, o Gott, o Gott, man hat uns 60 Säcke Hafer, allen unsern Hafer genommen, alles ist ausgeplündert worden, drei von unsern Kühen haben sie geschlachtet.“ — „„Um Gottes willen, liebe Frau, lassen Sie mich ungeschoren, ich kenne das und kann es leider nicht ändern!““ — „Sechzig Säcke Hafer und drei Kühe geschlachtet, o welches Unglück!“ — „„Aber, liebe Madame, ich kann sie Ihnen doch nicht wiederbringen!““ — „O mein Gott, mein Gott, wie viele Truppen, die wir alle verköstigen sollen, und dabei noch drei Kühe, die sie uns umgebracht haben!“ — „„Herr des Himmels, so lassen Sie mich doch wenigstens einen Augenblick in Ruhe!““ — Alles umsonst. — Glücklicherweise hatten in diesem Augenblicke unsere Leute den Kuhstall geöffnet, um Pferde hineinzustellen, und eine Kuh, welche sich bei dieser Gelegenheit in Freiheit gesetzt hatte, begann in lustigen Sprüngen auf dem Hofe herumzugaloppieren. — „Isidore — Alphonse!“ kreischte nun die Dame des Hauses plötzlich verzweifelt laut auf, und rannte davon, „Isidore — Alphonse! (Isidore war nämlich Mademoiselle die Viehmagd und Alphonse Mademoiselle die Tochter) haltet sie doch, fangt sie doch! . . .“ — Und nun begann die Jagd zwischen den einrückenden lachenden Soldaten und ausschlagenden Pferden hindurch, es erhob sich ein Gerufe und ein Gekreische, daß es kaum zum Aushalten war, bis endlich Mademoiselle Isidore die Kuh an den Hörnern und Mademoiselle Alphonse dieselbe beim Schwanze festhielten und in ihr Burgverließ zurückbrachten. Mittlerweile hatte ich mich ein wenig im Hause umgesehen, doch wie sah's da so wüst und leer aus! O, mein schönes Orleans, warum mußte ich dich verlassen?! Welche Kontraste im Leben eines Kriegers! — Unter solchen Reflexionen warf ich meine Satteltaschen in einen Winkel und fing dann ernstlich an, mich für die Bereitung einer warmen Suppe zu interessieren. Nachher kam auch der Quartierträger, Herr Loiset. — Der arme Kerl weinte bitterlich, als er uns zu sehen bekam, und ich konnte es nicht übers Herz bringen, ihn in Requisition zu setzen, wie ich eigentlich gesollt hätte. Ich lud ihn vielmehr, nebst Madame und Kindern, zu unserem Abendbrote ein und gab ihm ein Glas von unserem Wein. Das harte Kuhfleisch schien ihm wenig zu munden, aber der Wein machte ihn zutraulich. Und nun öffnete er die Schleusen seiner Beredtsamkeit und teilte mir alles mit, was sein Herz bedrückte. Er hatte zwei Fermen in Pacht vom Duc de Noailles (daher auch der schöne alte Turm mit dem Wappen auf dem Hofe). Seit acht Tagen war es ihm unmöglich gewesen, nach der andern Wirtschaft zu gelangen wegen der Ulanen, die niemand passieren ließen. Nach seinem Dafürhalten ging dort alles drunter und drüber. Er rechnete mir alle seine Verluste vor, und zeigte mir einige Zettel, darunter mehrere Requisitionsscheine und ein Attest, daß er einen getöteten Soldaten von Tournoisis nach St. Péravy gefahren hatte. Dann begann er über die Franktireurs zu schimpfen: „Die bringen uns alle ins größte Elend,“ rief er aus, „vor einigen Tagen haben sie hier hinter meinem Garten gelegen und verlangten auch Einlaß ins Haus, — ich habe sie aber schön auf den Trab gebracht. Ich will die Kerle nicht haben, sie bringen einem nur Unglück und ziehen uns die Preußen auf den Hals. Einige von den Offizieren sind Edelleute und anständige Herren, die meisten aber sind arbeitsscheue Kerle, denen das Bummeln angenehmer ist, als das Arbeiten, verkommene Stadtleute, die nie eine Flinte in der Hand gehabt haben, und Ehemänner, die's zu Haus bei ihren Frauen nicht mehr aushalten können. Für den Landmann und die Gemeinden sind sie die größte Plage. Sie möchten ebenso gut requirieren, wie der Feind, wovon sollten sie auch sonst leben, und schießen sie, wie das neuerdings wieder vorgekommen ist, hier und da einen feindlichen Reiter tot, dann muß die nächste Gemeinde dafür aufkommen; diese vermaledeiten Lumpen bringen einen nur ins Unglück.“ Mittlerweile hatten wir unserm Bauern auch etwas Tabak gegeben, eine lang entbehrte Gottesgabe, und nun saß er neben dem Kamin und trank ein Glas Grog nach dem andern, so daß wir ihn schließlich ins Bett bringen mußten, worauf wir auch unser Strohlager aufsuchten. Mitten in der Nacht kam der Befehl und zugleich eine Menge Briefe. Ganz früh am andern Morgen blies der Trompeter zum Satteln, und gerade wie ich aufs Pferd stieg, fiel es mir ein, heute war der 18. Oktober, der Jahrestag der Schlacht bei Leipzig. Ich konnte damals noch nicht ahnen, wie tief sich dieser Jahrestag mir ins Gedächtnis einprägen sollte, — der Tag von Chateaudun. Wir marschierten im Nebel auf der großen Straße vorwärts. Die Gegend war reizlos, flach, von spärlichen Fermen unterbrochen. Alles wimmelte von Truppen, namentlich von Kavallerie. Es verbreitete sich das Gerücht, die letztere hätte gemeldet, Chateaudun sei unbesetzt, so daß wir für den heutigen Tag gar nicht an ein Gefecht dachten. Gegen Mittag sahen wir die kleine Stadt in der Entfernung von etwa einer halben Wegstunde vor uns liegen, — freundlich und harmlos im hellen Sonnenscheine — und freuten uns schon auf gute Quartiere. Es kam aber ganz anders. — Plötzlich sahen wir nämlich die Kavalleriebrigade Hontheim mit der reitenden Batterie seitwärts vom Wege abbiegen und querfeldein traben. „Wozu denn diese Weitläufigkeiten?“ dachte ich. Fast in demselben Augenblicke sah ich auch schon den hellen weißen Dampfstreifen einer Lokomotive dort drüben; jetzt kam dieselbe, vier Wagen hinter sich, zwischen den Häusern hervor und dampfte in größter Eile in der Richtung auf Tours davon. „Teufel, wenn wir die erwischten! Wenn die Kavallerie oder die reitende Batterie!“ — Da jagen sie hin. Zu spät! ach wie schade! Zehn Minuten früher, und sie war unser.

Die Lokomotive raste davon, man sah ihr ordentlich die Angst an. Aber was passiert da? Da fällt der erste Kanonenschuß, die reitende Batterie beschießt die große Fabrik dort drüben, ganz deutlich sieht man die Granate einschlagen, und piff, paff knattert das Kleingewehrfeuer aus dem Hause hervor, auch die inzwischen gegen die Stadtumfassung vorgesprengten Reiterpatrouillen bekommen aus derselben Gewehrfeuer, überall sieht man die kleinen weißen Pulverwölkchen zwischen dem Grün der Hecken hervorquellen, und pfeifend kommen die Kugeln herübergeflogen. Nicht zehn Minuten dauerte es und das Gefecht war im besten Gange. Mit den guten Quartieren hatte es also noch gute Weile heute, die mußten wir uns erst mühsam verdienen. Die Stadt bot dem Angreifer eine breite Front dar, auf welche ziemlich in der Mitte und fast rechtwinklig die Straße von Orleans zulief. Das Terrain fiel nach uns zu ganz mäßig ab und war beinahe ganz kahl; nur zur Rechten befanden sich einige Gehöfte und dünne Baumreihen, während links auf etwa 2500 Schritte Entfernung ein langer, flacher Höhenrücken hinlief und eine etwas überhöhende Stellung bot. Rechts, etwas weiter rückwärts, jenseits der Eisenbahn, lag ein hoher, kahler Damm, an diesen schlossen sich einige Weinberge an, und dann kam die eigentliche Stadt. Zuerst der Bahnhof mit seinen stattlichen Gebäuden und Schuppen, dahinter einige größere Häuser, sodann eine lange steinerne Mauer, überragt von dem mittleren Stadtteile und zwei kleineren Türmen. Der Hauptzugang zu dem Orte lag ziemlich in der Mitte in der Verlängerung der Chaussee. Links derselben, hinter niederem Gebüsch, lag wiederum eine sehr lange steinerne Mauer, über welche die Häusermasse und die stattliche Kirche hervorschauten, und von dieser einige hundert Schritt entfernt lag die schon erwähnte Fabrik. — Die Stärke der Besatzung war dem Angreifer unbekannt, der Feind hatte ja Gelegenheit gehabt, mit der Bahn von Tours, Chartres und Le Mans beliebig viele Truppen heranzuziehen, außerhalb der Stadt ließen sich keine Streitkräfte blicken. Vorläufig verschoß die Besatzung ziemlich viel Pulver, ohne jede Wirkung und auf ganz außerordentliche Entfernung, wie das in diesem Kriege ja von seiten der Franzosen immer der Fall war. Namentlich aus dem Bahnhofgebäude unterhielten sie ins Blaue hinein ein ganz wirkungsloses Feuer, doch räumten sie das Gebäude augenblicklich, als die Batterie der Avantgarde dagegen auffuhr, und schnell hintereinander einige Granaten in dasselbe hineinwarf. Unter dem Schutze dieser Batterie rückte dann die Avantgarde der Brigade Kontzki zum Angriff vor. Ein Teil derselben blieb auf der Chaussee im Anmarsch, während eine Compagnie, Schützen vor der Front, das einzelne Gehöft rechts derselben absuchte. Dasselbe war unbesetzt. Dieser Vormarsch wurde von der Umfassung der Stadt her, namentlich von den starken Mauern aus, auf das lebhafteste beschossen, ohne indessen denselben aufhalten zu können; die braven, vielerprobten Truppen gingen so regelrecht und gleichmäßig vorwärts wie auf dem Exerzierplatze, die feindlichen Kugeln schienen sie wenig oder gar nicht zu kümmern, denn noch fiel kein Schuß aus ihren Reihen. Wenn irgend etwas dem Feind zu imponieren vermag, dann ist es dieses lautlose, hurtige und fröhliche Drauflosgehen, das zeigte sich auch hier wieder, denn gleich im ersten Anlaufe und ohne erhebliche Verluste nahm das erste Bataillon der 93er die vordersten Gehöfte und Häuser bis zur Eisenbahn. Zu gleicher Zeit fuhr die 3. schwere Batterie im Trabe bis auf 500 Schritt an die Lisière heran und schmetterte aus allernächster Entfernung ihre Granaten gegen die steinerne Mauer und die vordersten Häuser. Die Wirkung war eine entsetzliche, keine Granate ging fehl, unter ohrenbetäubendem Gekrach flogen die Schornsteine und die Mauertrümmer herab und der rollende Donner übertäubte hier das nun beginnende Kleingewehrfeuer. Auf der Höhe, links der Chaussee, fuhren fast gleichzeitig die Batterien des Gros auf und beschossen mit niemals fehlender Sicherheit die nächsten Häuserreihen, um den Sturm vorzubereiten. Die Infanterie nahm den Bahnhof und drang in die daneben liegenden Weinberge ein, fast ohne einen Feind zu sehen; doch fand sie bald den allerenergischesten Widerstand, und es zeigte sich, daß Chateaudun überall bis an die Zähne verbarrikadiert war. Gegen diese hohen Erddämme, welche alle Eingänge absperrten und die oft drei hintereinander in einer Straße lagen, konnte Infanterie nur unter den allerschwersten Verlusten vorwärts kommen. Die feindlichen Schützen, hinter Sandsäcken und Schießscharten versteckt, hinter Mauerlöchern und in den Häusern völlig gedeckt stehend, konnten jeden unserer Leute einzeln mit beinahe völliger Sicherheit niederschießen, ohne daß man ihnen selbst beikommen konnte; — hier mußte die Artillerie erst aufräumen, ehe die Infanterie zum Sturme schreiten konnte, und sie räumte auf. Die vorderste der den Haupteingang verteidigenden Barrikaden lag etwa 500 Schritte hinter dem Bahnkörper, mitten in der schnurgeraden und ziemlich breiten Straße. Die Avantgarden-Batterie bekam Befehl, ein Geschütz gegen dieselbe vorzuschicken. Augenblicklich protzte das 6. Geschütz auf und ging unter der Führung des Lieutenants Hopp im Trabe auf der Straße vor. — Ein verheerendes Gewehrfeuer empfing dasselbe; ehe es noch zum Auffahren kam, hatte es schon zwei Mann seiner Bedienung und das Stangenpferd verloren. Der Unteroffizier Reinhardt bekam einen Streifschuß an den Kopf, er taumelte, stand wieder auf, band sich ein Tuch um die heftig blutende Wunde und war nicht zu bewegen, sein Geschütz zu verlassen. Nur zwei Mann blieben unverletzt von der Bedienung, aber trotzdem feuerte das Geschütz, ohne sich einen Augenblick zu unterbrechen und ohne einen Schritt zurückzuweichen, drei Stunden lang. Links fuhr eine bayrische Batterie auf, sie warf 700 Granaten in die Stadt, und als sie sich endlich verschossen hatte, ließ Hauptmann Ollivier, trotz eines Verlustes von 7 Mann und zu stolz, zurückzugehen, seine Leute die „Wacht am Rhein“ singen. Und so kam die Nacht, — die Batterien (auch zwei andere preußische Batterien, die 3. und 4. vierpfündige, waren bis dicht an die Umfassung und bis zum Bahnhof herangegangen) wurden zurückgenommen und der Sturm auf die zertrümmerte, rauchende Stadt begann. Ein neuer Hagel von Geschossen empfing die Infanterie aus allen Häusern, selbst von den Dächern der Kirchen herab, und tötete und verwundete manchen braven Soldaten. Auf den Straßen war nicht vorzudringen, dieselben waren nicht nur verbarrikadiert, sondern auch durch Glasscherben und Gräben völlig ungangbar gemacht und ein Hagel von Chassepot-, Minié- und Lefaucheux-Geschossen, Schrot und gehacktes Blei empfing einen jeden, welcher in denselben sich zu zeigen wagte. Aber vom Bahnhof her begann der Oberst von Kontzki nun Schritt vor Schritt Terrain zu gewinnen und die Hauptstellung des Feindes zu umgehen. Man drang durch die Gärten, über die Mauern und führte einen erbitterten Kampf, Mann gegen Mann, der noch grausiger gemacht wurde durch das Dunkel der Nacht und den blutigen Schein der brennenden Häuser. Ich erinnere mich nie in meinem Leben solche Aufschreie der Wut und des Schmerzes gehört zu haben, als in jener furchtbaren Nacht. Mit Schaum vor dem Munde stürmten die Unsrigen Haus für Haus, und mit Flüchen und Todesverachtung wurde jedes derselben verteidigt. Erst die Brandfackel vermochte die Franzosen schrittweise zu vertreiben und doch fochten hier nur die Pariser Franktireurs und Mobilgarden unter dem polnischen Grafen Lipowski, welcher in phantastischer roter Husarenuniform so lange auf der Eisenbahn herumgaloppierte, bis ihn das deutsche Blei erreichte. Ebenso fiel hier die schöne Madame Lefèbre, die reizende Marketenderin der pariser Franktireurs, als sie eben einem der Kämpfer einen Schnaps reichte.

Das Knattern der Gewehrsalven nahm eher zu wie ab, der Kampf wurde immer allgemeiner, und ein Stein fiel uns allen vom Herzen, als endlich nach Mitternacht das erste Hurra und der erste Trommelschlag erscholl — um 3 Uhr war der Marktplatz erstürmt und der hartnäckige Feind geworfen. — Todmüde sanken die ermatteten Streiter auf das blutgetränkte Pflaster. Der Morgen brach an. Der Wind, welcher sich aufgemacht hatte, wehte kalt über die Stoppeln und Biwaks und über die dem Verderben geweihte Stadt; er fachte den Brand zu neuer Glut und scheuchte die springende Flamme von Dach zu Dach, dichter, schwarzgelber Qualm verdunkelte den Horizont. Die Barrikaden wurden aufgeräumt, wir rückten ein. Welch ein Anblick! Überall brennende und dem Einsturz nahe Häuser, überall Glasscherben, Mauertrümmer, züngelnde Flammen, platzende Fenster, fallende Schornsteine, verkohlte Leichen, halb gebraten, und ängstlich herumlaufende Pferde, scheue Menschen, händeringende Weiber, kurz eine reine Hölle. — Ich weiß nicht, was in der Atmosphäre lag, aber die Tiere schauderten und den Menschen hob sich der Magen, als empörte er sich gegen unsichtbare Einflüsse. Auf dem Markt lag ein Bataillon neben den zusammengesetzten Gewehren, daneben standen die Gefangenen, etwa 30 Mann,

in Kitteln und Uniformen, ein buntes Gewühl von allerhand Trachten, man hatte nicht viel Gefangene machen können in diesem blutigen Nachtgefechte, es war ein Kampf bis aufs Messer gewesen. Die Spuren sah man noch auf den verstörten, übermüdeten und finsteren Gesichtern einiger der Franktireurs. Ein Café mitten am Markte schien das Hauptquartier der Verteidiger gewesen zu sein. Einige Fenster und ein Pfeiler desselben waren von Granatsplittern zertrümmert, und von dem einen Fenster führte eine breite dunkelrote Blutspur hinter dem Billard herum bis zur Treppe, wo sie zur Lache wurde. Allerhand Waffen und Kleidungsstücke lagen da umher, Kapuzen, Mäntel, wollene Decken, Franktireursgürtel, Mobilgardehosen, Bajonette, Flinten von allen Sorten und im Keller gab es Wein. Ich erfaßte eine Flasche, die Zunge klebte mir am Gaumen, und erst als ich einige lange Züge alten Malagas genommen, wurde mir leichter um's Herz.

Der Feind war gegen 3—4000 Mann stark gewesen und hatte sich mit seinen Trümmern, durch die Schluchten gedeckt, welche hinter Chateaudun beginnen und unter dem Schutze der Nacht nach Süden zurückgezogen. Seine Verluste waren sehr bedeutend, die unseren aber gottlob gering; unter den Gefallenen befand sich der Pfarrer Schwabe. An einem Wegweiser auf der Chaussee zu Pferde neben dem Obersten von Marschall haltend, traf ihn eine verirrte Kugel mitten durch die Stirne, lautlos sank er aus dem Sattel. In der Kaserne erbeutete man die Bagage der Franktireurs, und unsere Leute hatten vollauf zu thun, um all die Konserven, Sardinen und kandierten Früchte zu verzehren, welche ihren wesentlichsten Inhalt bildeten. Ein Maueranschlag besagte folgendes: „Ich habe den Maire und die Stadtverordneten aufgefordert, Chateaudun gegen den Feind bis zum letzten Atemzuge zu verteidigen; jene Ehrlosen wollten aus engherzigen Rücksichten hierein nicht willigen. Infolge dessen habe ich befohlen, daß die Stadt bis zum äußersten verteidigt werde, und daß jeden der Tod trifft, der hiergegen sich aufzulehnen wagt. Graf Lipowski, Kommandant der Pariser Franktireurs." So kommandierte dort ein hergelaufener polnischer Graf, und führte den nutzlosen Ruin einer blühenden Stadt herbei. An Löschen war nicht zu denken und im Laufe des Tages griff das Feuer derartig um sich, daß die Truppen gezwungen waren, teilweise den Ort zu räumen. Um 4 Uhr nachmittags erscholl das Alarmsignal, einige feindliche Compagnien machten einen Vorstoß gegen die Stadt, wurden aber abgewiesen, und zwar mit so blutigen Köpfen, daß sie nicht wiederkamen. Die nächste Nacht verblieb die Division noch in und um Chateaudun. Am folgenden Morgen trat sie mit Tagesgrauen ihren Vormarsch gegen Chartres an.

von Dewall.

Straßenkampf in Chateaudun.

Die sieben Tage von Le Mans.

Als am 6. Januar die Armee des Prinzen Friedrich Karl, von der Loire kommend, mit drei großen Heeressäulen zu gleicher Zeit in das Thal des Loireflusses hinabstieg, begann eine interessante Kriegsepoche. Bei Morée erschien das 9., bei Vendôme das 3. und bei Montoire das 10. Armeecorps. Der Tag war prachtvoll. Auf den Feldern lag noch hier und dort der Schnee, die Bäume trugen noch den weißen Winterschmuck, aber darüber breitete sich ein herrlicher blauer Himmel, die Sonne sandte Frühlingswärme mit ihren Strahlen herab, und tausende von Vögeln schwirrten und zwitscherten in dem kahlen Geäst. — Tief eingeschnitten in die Berghöhen, von steilen Wald- und Felsufern eingeengt, strömt der Loir dahin, um sich bei Briollay in die Sarthe zu ergießen. Vom Flusse, der nun wieder seine Eisdecke gesprengt hatte, steigen rechts und links freundliche, schmucke Orte empor,

und darüber thronen die Burgruinen, wo einst die alten bretonischen Adelsgeschlechter ihre festen Schlösser errichtet hatten. Jenseits des Loir, gegen das Innere der Bretagne hin, ändert sich indessen die Landschaft vollkommen. Die Romantik verschwindet, dichte Kultur beginnt ihre Herrschaft. Das Auge verliert bald jegliche Übersicht über das Land, das, in unendlich viel kleine Felder parzelliert, von der üppigsten Vegetation bedeckt ist. Die großen zusammenhängenden Dörfer werden selten, einzelne Gehöfte, wie im deutschen Westphalen, sind über alle Teile des zu einer Gemeinde gehörenden Gebiets zerstreut. Jeder Landmann aber schützt sein Besitztum durch wohlgepflegte, mehr als mannshohe Hecken, die ihm gleichzeitig eine kleine Holznutzung gewähren. Das glückliche Klima gestattet dabei selbst auf dem weniger fruchtbaren Boden die Doppelkultur. Alle Getreide- oder Gemüse-Äcker sind gleichzeitig Obstplantagen. Genußreich muß es sein, dies Land im Frühjahr zu durchwandern, wenn Hecken und Bäume ein einziges weites Blütenmeer sind. Dabei darf man es sich nicht flach denken. Selbst da, wo Gebirgsformationen nicht zu Tage treten, durchziehen scharf markierte Hügelketten das Land und in den steilen, unter Gestrüpp und Bäumen versteckten Schluchten schäumen wasserreiche Bäche dahin. Außerordentlich gering ist die Wegbarkeit. Wohl hat das Volk zu den Hauptstapelplätzen seines Verkehrs Kunststraßen geschaffen, alle Querverbindungen aber sind zur nassen Jahreszeit fast unpassierbar. Nur Hohlwege führen zwischen hohen Wallhecken hin, oft 10, 12 oder mehr Fuß tief in den Boden hineingegraben. So zwängen sie sich in fortwährend aufeinander folgenden Brüchen und Windungen zwischen den einzelnen Besitzungen von Gehöft zu Gehöft hindurch, Straßen und Bachrinnen zugleich.

Kein Reiter hat hier freie Umsicht, kein Schütze freies Feld für seine Büchse, nur die nächsten 10 oder 20 Schritte vermag er zu beherrschen. Der vom Fanatismus ergriffene Bauer, der im Glauben, sein Heiligstes zu verteidigen, die alte verrostete Jagdflinte von der Wand nimmt und sich im Dickicht verbirgt, um feigen Mord zu begehen, ist hier ebenso viel wert, als der bravste Soldat, der schon oft auf dem Schlachtfelde dem Tode ins Auge geschaut. — Das sind die Eigentümlichkeiten, die es einst auch den royalistischen Scharen der Vendée möglich machten, den zehnfach überlegenen Heeren der Republik so lange zu widerstehen. Und in dasselbe Land hinein marschierte am 6. Januar die zweite deutsche Armee, einen an Zahl gewiß doppelt überlegenen Feind zu bekämpfen, der hier den seit Monaten vorbereiteten Centralpunkt seiner verzweifelten letzten Verteidigung inne hatte. Alle Mittel, die das Land bot, standen ihrem Gegner zur Verfügung, und wußte dieser das Volk zu entflammen, so konnte neben den Operationen des großen Kriegs hier ein erbitterter Nationalkampf entbrennen, dessen Wogen die kleine, so kühn in Feindesland eingedrungene Armee am Ende verschlingen mußten. — Dennoch herrschte ein unbesiegbares Vertrauen in ihren Reihen, das genährt worden war durch die Erlebnisse der großen Tage, die man gemeinsam zurückgelegt. Offiziere und Soldaten wußten, daß sie aufeinander rechnen konnten. — Das herrliche, milde Wetter, das zum erstenmale nach einem rauhen Winter eingetreten war, erhöhte dabei die Stimmung, frohe Lieder schallten die unabsehbaren Kolonnen herauf und hinab. Kaum waren die Spitzen über den Fluß herüber, als auch die ersten Schüsse auf den jenseitigen Höhen fielen. Von der alten Burgruine Vendôme aus vermochte man das ganze Land und das bei den noch isolierten Operationen der Corps auf einen meilenweiten Raum ausgedehnte Gefechtsfeld zu übersehen. Dorthin hatte sich auch Prinz Friedrich Karl auf die ersten Nachrichten von dem Zusammenstoß mit dem Feind begeben, um einen Überblick zu gewinnen. Auf dem rechten Flügel über dem Waldterrain von Morée und Fréteval lag noch tiefe Stille; dort konnte das 9. Armeecorps auch nur mit seinen Spitzen bisher den Loir erreicht haben, denn sein Marsch war weit. Auf dem linken hatte nach kurzer Kanonade, die schnell vorwärts ging und nur noch in matten Schlägen nach Vendôme herüberdröhnte, das Gefecht ein Ende genommen und das 10. Armeecorps sein Ziel Montoire erreicht. — Im Centrum aber beim 3. Armeecorps ging es heiß und immer heißer her; wo die preußischen Aufklärungspatrouillen auch vordrangen, stießen sie auf den Feind. Ein interessantes Bild entfaltete sich plötzlich, als nun die Avantgarde des Corps den westlichen Uferrand des Loir erstieg. Im gleichen Augenblicke, wie sie da oben erschien, brachen auch drüben aus dem Walde von Vendôme dichte feindliche Kolonnen hervor. Wie zwei sich gegeneinander heranwälzende Wogen prallten die Heere, beide in gleicher Absicht aufgebrochen, gegen einander. Auch General Chanzy hatte diese Tage ersehen, um seine große, so oft angekündigte Offensive, die Frankreichs heiligen Boden von den Horden der deutschen Barbaren befreien sollte, nun endlich zu beginnen. Seine Absicht war indessen von der deutschen Heerführung an den Bewegungen erraten worden, die er zu Ende des Monats Dezember gegen die bei Vendôme stehende 20. Infanteriedivision versuchte, und gerade an jenem Tage, an welchem er seinen entscheidenden Feldzug durch einen Sieg über die isolierte Division, die er noch hier vermutete, eröffnen wollte, traf ihn der vernichtende Gegenstoß. Er sah sich selbst auf allen Punkten angegriffen und bald in die Verteidigung zurückgeworfen. — Die französischen Generale versuchten zwar, sich durch eine kräftige Offensive noch in den Besitz der Loirlinie zu setzen, aber wie immer wichen ihre Infanteriemassen vor der alten, erprobten preußischen Disziplin. Vergebens unterstützten sie den Stoß durch zahlreiche Artillerie, auf deren Wirkung sie ihre größten Hoffnungen gesetzt hatten. 40 Geschütze, die sie auf den Höhen von Azay zusammenbrachten, um das Debouché über den Loir von Vendôme her zu erschweren, vermochten das Vorgehen des 3. Armeecorps nicht aufzuhalten. Die leicht beweglichen preußischen Infanteriekolonnen vermieden mit Leichtigkeit die am stärksten unter Feuer gehaltenen Flächen. Sie arbeiteten sich auf der einen Seite durch den Wald von Vendôme, auf der andern im Loirthal selbst über Villers gegen die Flanken des Feindes vorwärts und trieben ihn in Verwirrung hinter seine Batterien zurück, die, den tiefen Grund und den Bach von Azay vor sich, ihm sicheren Halt zu geben schienen.

Auch diese aber wurden von den preußischen Tirailleurs bald bedroht, die unaufhaltsam über den Bach und durch den Grund vorwärts drangen. Nach kurzem Gefechte waren die Höhen selbst erstiegen, auf denen die feindlichen Batterien standen, und diese wurden nun gezwungen, in wilder Hast davonzujagen. Mit einbrechender Dunkelheit schwieg das Feuer, der Sieg war errungen. — In froher Stimmung, voll Zuversicht auch für die kommenden Ereignisse, lagerte das ganze Heer in engen Kantonnements am Loirflusse, das 3. Corps auf seinem Gefechtsfelde, im Centrum, rechts neben ihm bei Morée das 9. und links bei Montoire das 10 Corps. Von dem Armeecorps des Großherzogs, dem 13., traf gegen Morgen dann die gute Botschaft ein, daß es südlich des Städtchens La Loupe den Feind in hartem Gefecht geschlagen und ihm drei Geschütze genommen habe. Auch dieses Corps war also von Chartres her in vollem Anmarsch auf Le Mans. Von allen Seiten sah General Chanzy seine Feinde wie aus dem Boden erstehen und seine weit zum Angriffe vorgeschobenen Divisionen zertrümmert und eilig auf das Hauptheer zurückgehen. — Wie kühn er seine Offensive ausgedacht, zeigte sich deutlich; denn während am Loir gefochten ward, erschien im Rücken der preußischen Armee, von Château Renault her gegen Vendôme, eine starke feindliche Division, die keine andere Bestimmung gehabt hatte, als die, dem bei Vendôme überraschten preußischen Detachement den Rückzug zu verlegen und es gefangen zu nehmen. Man brannte im französischen Hauptquartier vor Begierde, dem verhaßten Feinde, wenn auch nur im kleinen, ein Sedan zu bereiten. Wie bitter war die Enttäuschung, als man, statt auf die eine schwache Division, auf die gesamte siegerprobte Armee traf. Die Umgehungskolonne machte freilich gegen die preußische Kavallerie, die hier streifte, und die schwachen, vom 10. Armeecorps in der linken Flanke vorgeschobenen Sicherungsdetachements Fortschritte, doch wurden diese bald langsamer und langsamer, als bei Vendôme der Kanonendonner schnell nach der französischen Seite hin zurückging. General de Curten, der die Expedition kommandierte, wurde zu seinem Staunen gewahr, daß er selbst nahe daran sei, in eine Falle zu gehen und isoliert zwischen die preußischen Corps zu geraten. Schon bei St. Amand gab er sein Vorhaben, bis gegen Vendôme hin vorzudringen, auf, als sich der Widerstand vor seiner Front von Stunde zu Stunde verstärkte, die preußische Kavallerie Flanken und Rücken umschwärmte und seine Infanterie gegen die fünf Bataillone, die sich bis zum Abend ihm entgegenstellten, nicht mehr vorwärts kam. Dennoch war es eine eigentümliche Lage, daß in dieser Nacht, hinter dem Rücken der siegreichen Armee, kaum eine deutsche Meile vom Hauptquartier, eine

schließen; sie deutete vielmehr nur um so ernstere Kämpfe an. Zur Heeresfuße hatte General Chanzy von seinen 10 Divisionen, über die er verfügte, nur 4 verwendet, die Masse seines Heeres war noch von den preußischen Waffen unberührt geblieben, noch immer dem Gegner an Zahl weit überlegen. Es ließ sich voraussehen, daß er in seinen starken Positionen bei Le Mans selbst eine Schlacht nicht scheuen werde, und daß er dorthin nur so schnell als möglich seine geworfenen Truppen zurückführte. — Die Schwierigkeiten des Terrains wuchsen für den Angriff. Östlich Le Mans erhebt sich ein steiles, zerklüftetes Plateau, ein isolirtes Plateau, das rings vom Huisnefluß, der Parence und der Sarthe umflossen ist, gleichsam eine gewaltige Feste bildend, welche die tiefer auf im Sarthetal gelegene Stadt deckt. Ehe nicht die beherrschenden Höhenlinien und diese Höhen gestürmt waren, konnte Le Mans nicht genommen werden. Dem hatte Chanzy seit den Weihnachtstagen an starken Befestigungen arbeiten lassen. Das ganze Plateau glich einer verschanzten Lager verwandelt und Hunderttausende hatten zusammengeschleppt, bearbeitet und eingefügt werden, um alsdann mit den Kanonen der vorzüglichen Armee zu erdrücken. Von hier aus gedachte er Manöver und Offensive gegen den Prinzen Friedrich Karl, der sich gegen Laval zu wenden. Unter er eine Schlacht, so konnte er allein in dieser freien Stellung Sicherheit und Schutz erreichen, um später wieder zu neuem Schlage auszuholen. Der Plan war kühn ersonnen. Zu seiner Verfolgung und Ausführung gehörte nur Zeit, — Zeit, um Barrikaden, Schanzen und Laufgräben anzulegen, Zeit, um die Soldaten, die man aufgebracht, auszuruhen, zu bewaffnen und durch militärische Erziehung in Soldaten umzuwandeln. Daß ihm hiezu die Zeit von den deutschen Generalen nicht würde gelassen werden, mußte Chanzy aus den Ereignissen der letztvergangenen Kämpfe gelernt haben. Als er dies wußte und nicht wenigstens allem aufbot, den kleinen Krieg in Gang zu bringen und die Armee des Prinzen in ihrer Stellung bei Orleans zu halten, beging er seinen größten Fehler, der verhängnißvoll für ihn wurde. Immerhin gab die Verteidigung der Stadt auch jetzt noch Hoffnung auf den Sieg. Auch östlich des Huisneflusses mußten die beiden Armeecorps inmitten eines höchst verwickelten Waldterrains. Bei Yvré l'Evêque überschreitet die große Straße von Beaumont, auf der sich König Friedrich Karl mit dem Centrum seiner Armee bewegte, den Fluß. Hier liegt nicht an der Straße, — die Brücke, das Dorf Yvré und das große Plateau von Mans dominierend, ein schroffer Hügel, der Plateau von Auvours vorne, wie ein vorgeschobenes Fort, das die Schlüssel der Stellung verteidigt.

Die drei Corps mußten von den aus engen Waldwegen heranziehenden Straßen Front machen, die Aufstellung der Artillerie und Kavallerie vorbereiten, Yvré im Handstreich genommen werden. Keine Kolonne konnte sich mit Sicherheit Hand genommen werden. Keine Kolonne konnte sich mit einer anderen vereinigen, jede Übersicht fehlte, eine einheitliche Leitung über die Linie für das Gefecht kaum möglich. Aller dieser Vorteile war sich der Feind wohl bewußt; er kannte gleichfalls seine überlegene Lage zu Hilf. Dazu kam, daß man allgemein von einem großen Siege bei St. Calais wußte, und nicht in der Armee allein, sondern selbst in der Bevölkerung herrschte seit den Niederlagen des Augusts zum ersten mal wieder frohe Zuversicht und der Glaube an den Sieg. Chevalier, der Präfekt von Mans, ein Neffe Gambettas, hatte alles gethan, bei Bevölkerung zu fanatisieren: mit der größten Aufregung sah man den nächsten Tagen entgegen. — Am 9. setzte die preußische Armee ihren unaufhaltsamen Marsch fort. Seit dem 2. Januar war ihr kein Ruhetag mehr vergönnt worden. Jetzt sollte erst am Ziele selbst und nicht früher gerastet werden. Das Centrum auf der großen Straße zogen das 3. und 9. Corps, im Thale des Huisneflusses das des Großherzogs, auf der engen Bergstraße von Grand Lucé das 10. Armeecorps. Ein neuer Feind stellte sich dabei der Armee entgegen. Schon in der Nacht war Schnee gefallen und bedeckte Wald und Feld mit einer einige Zoll hohen Decke, dann folgte am 9. milde Luft, und alle Straßen, einmal durch die vorderste Bataillone und Fahrzeuge festgetreten, bedeckten sich mit Spiegelglätte. Bald war es fast unmöglich, Menschen und Tiere vorwärts zu bringen, der Fuß fand keinen sicheren Halt, unter der Sohle hallte sich der Schnee zusammen. Die Kolonnen dehnten sich länger und länger aus; hier blieb ein Geschütz liegen, dort ward ein schwer beladener Wagen zur Seite geschleudert und umgestürzt, die Straßen ver-

Le Ferté Bernard, und links zog das [illegible] weiter bis zum Städtchen La Cha[illegible] gebeherrscht hatte, ließ durchaus [illegible] des französischen

stopften sich, und nur nach unsäglicher Mühe und Arbeit ward die Passage wieder frei. An ein Ausbiegen war dabei in diesem Terrain nirgends zu denken, denn die Seitenwege zeigten sich bald völlig unpassierbar. — Reiterei und Artillerie wurden so fast wehrlos, und General Chanzy hatte sich schnell entschlossen, die Vorteile, welche seine Verteidigung hieraus ziehen konnte, auszunützen. Er beschloß, die preußische Mitte aufzuhalten, wohl in der Absicht, sich dann gegen einen der ihn umfassenden Flügel zu werfen und ihn zu schlagen. Eine der frischen Divisionen seines 17. Corps ging nach Ardenay vor und nahm daselbst Stellung. Dort erhebt sich auf einer Höhe im Walde das feste Schloß Ardenay, und zu seinen Füßen, auf Waldblößen, von ebenfalls freien Hügeln umgeben, das Dorf. Es schien, als ob eine Division diese Stellung gegen ganze Armeen müsse behaupten können, aber die Beweglichkeit der preußischen Infanterie, die Selbständigkeit aller ihrer Offiziere bis in die niederen Grade hinab, die Disziplin und Intelligenz der Truppe trugen auch hier über alle Schwierigkeiten den Sieg davon. Die Franzosen sahen sich bald auf der ganzen Front engagiert, während sie sich aber hier, wo ihre Stärke lag, ernstlich angegriffen glaubten, waren sie bald von andern Bataillonen, die kühn in das unabsehbare Waldterrain eindrangen, in beiden Flanken umgangen und selbst im Rücken bedroht. Die Besorgnis, abgeschnitten und gefangen zu werden, verbreitet sich nur allzuleicht in einem jungen Heere. Die Bataillone begannen zu weichen und die braven preußischen Tirailleurs folgten ihnen auf dem Fuße. Bald sahen sich die abziehenden Massen auf allen Seiten von kleinen, aber verwegenen Trupps angegriffen, der dichte Forst, der das Verderben der Angreifer hätte werden sollen, ward nun ihr eigenes; sie lösten sich, und von einander getrennt suchten die einzelnen Haufen ihren Rückweg, zahlreiche Gefangene in den Händen des Siegers lassend. Noch tief in die Nacht hinein dauerten zwischen Holz und Busch die Einzelkämpfe erbittert fort.

Auch das 10. Armeecorps und der Großherzog fanden heute den Feind wieder festen Fußes vor sich. Im Bergthale von Grand Lucé leistete er auf den hohen Rändern überall Widerstand, und ebenso stellte er sich südlich La Ferté Bernard am Huisne zum Kampfe. Auf allen drei Anmarschstraßen des Prinzen hatten heute tagsüber die Kanonen gedonnert, und der Schall drang bis zur Stadt Le Mans hinüber. Für den kommenden Tag sah man dem entscheidenden Kampfe entgegen. Am nächsten Morgen wogte es in allen Gassen, man wußte, daß die gesamte Armee nun vorwärts Le Mans stand und kämpfen werde, man wollte Nachrichten über den Stand der Dinge. Die Menge sammelte sich vor dem Präfekturgebäude und dem gegenüber in einem Hause des Crédit foncier etablierten Generalstabsquartiere Chanzys. Da erscheint plötzlich an den Straßenecken ein Anschlag: „Unsere Truppen haben die Positionen wieder genommen, die sie zuvor verloren hatten," lautete lakonisch der Inhalt, der niemanden recht befriedigte. Es schollen indessen schon am Vormittage wiederum einzelne Kanonenschläge vom Huisne herüber, und um die Mittagsstunde begann die Kanonade lebhafter zu werden, sich auch der Stadt zu nähern. Die Aufmerksamkeit ward dorthin gerichtet, um so mehr, als General Chanzy schon in den Morgenstunden mit seinem ganzen Stabe zu Pferde gestiegen und zur Armee hinausgeritten war. Er hatte sich ernst und schweigsam gezeigt, und die Menge den Mann, an dem ihre letzte Hoffnung hing, scheu und ehrfurchtsvoll gegrüßt, ohne es gewagt zu haben, sich ihm zu nähern. Die Gegenwart ließ so bereits den verflossenen Tag vergessen. Auf der großen Straße war das 3. preußische Armeecorps wiederum im Vorgehen gegen das französische Centrum. Es trieb General Chanzys Vortruppen im Waldterrain zurück und näherte sich mit schnellen Schritten dem Huisne; freilich bedeckte auch heute wieder, wie schon seit zwei Tagen, dichter, undurchdringlicher Nebel das Land, aber die tapferen Brandenburger warfen sich, ohne aufs Geratewohl das Feuer ihrer Gegner zu beantworten, mit dem Bajonett auf eine Stellung nach der andern.

Die ganze feindliche Armee, dieselbe, auf welche die Republik stets am sichersten gezählt hatte, trat unter die Waffen. Den rechten Flügel von der Sarthe bei Arnage bis zu der Ziegelei von Vert Galant an der Chaussee Mulsanne — Le Mans bildete das 16., das Centrum zwischen Vert Galant und Yvré das 17., und den linken Flügel auf dem Plateau von Auvours, sowie im Huisnethal bei Montfort das 21. französische Corps — ein stattliches Heer, das gewiß noch über 100 000 Streiter in seinen Reihen zählte. Kaum 60 000 Mann konnte Prinz Friedrich Karl dem entgegenstellen. Den französischen rechten Flügel kommandierte Admiral Jauréguiberry, den linken Flügel, gegenüber dem Großherzog von Mecklenburg, General Jaurès. Freilich hatte die französische Schlachtaufstellung den Huisnefluß im Rücken, indessen die zahlreichen Brücken über diesen ließen die Gefahr einer solchen Lage verschwinden, und General Chanzy dachte, eine Entscheidungsschlacht zu schlagen, bei der alles gewonnen oder alles verloren werden sollte. Er hatte daher die stärkste Stellung gewählt, ohne an einen sicheren Rückzug zu denken. Vor seiner Front entlang lief ein mit Hecken und niedrigen Wällen eingefaßter breiter Weg, der sogenannte „Ochsenweg," eine natürliche Verteidigungslinie. Überall aber, wo freies Feld es gestattete, waren Batterien errichtet, Laufgräben und Verschanzungen aufgeworfen. Das Städtchen Changé, dicht vor dieser Linie, war stark besetzt und verbarrikadiert. — Hier kam es zunächst zum heftigsten Kampfe. Wie in den blutigsten Schlachten dieses Krieges raste hier das Gewehrfeuer, vom französischen Geschütz mit schweren Akkorden begleitet. Langsam, aber unaufhaltsam drangen die Brandenburger durch Gehöfte, Gärten und über Hecken vorwärts. General Chanzy sah wohl ein, daß die Schlacht verloren sei, wenn sein Centrum durchbrochen wurde. Über den chemin aux boeufs (Ochsenweg) hinüber ließ er die Massen seines Centrums vorrücken, um die Verteidiger von Changé zu unterstützen. Von seiner Rechten her aber warf er eine Division in die Flanke des 3. Corps. Die Lage war für die Deutschen kritisch, doch keinen Augenblick wurde gezaudert, denn Prinz Friedrich Karl selbst war auf dem Gefechtsfelde erschienen, vom freudigen Hurra der Truppen begrüßt.

General von Alvensleben, der Kommandierende des 3. Armeecorps, nahm den Kampf nach beiden Seiten auf. Links warf er die 5. Division dem Flankenstoße Chanzys entgegen, rechts drang die 6. mit allen Kräften auf Changé ein. Furchtbar war der Anprall der Massen, nach kurzem Kampfe aber in beiden Richtungen der Sieg erfochten, der Gegner auf dem Rückzuge, drei Mitrailleusen, ein Geschütz und viele Gefangene in den Händen des Siegers lassend. Changé war genommen, und alle Versuche, es zurückzuerobern, scheiterten ohnmächtig an der Bravour der eingedrungenen Bataillone. Eine Seitenkolonne des Corps hatte zu gleicher Zeit sich von der großen Straße rechts gewendet und im Huisnethal das Dorf Champagné mit der wichtigen Brücke über den Fluß erobert. Auch hier auf dem rechten deutschen Flügel tobte seit den Morgenstunden der Kampf. Gegen Montfort heran drang der Großherzog das Thal hinab. Verzweifelt waren die Versuche, die General Jaurès hier machte, um sich zu behaupten und die linke Flanke der französischen Armee zu sichern. Wiederholt warf er sich vom westlichen Huisne-Ufer gegen des Großherzogs Rechte. Da schob dieser die eine Division seines Corps über den Fluß, erstürmte den jenseitigen Höhenrand und hielt dort alle Gegenangriffe aus. — Links auf der Straße von Grand Lucé gegen Le Mans drang das 10. Corps heran, dem Schlachtfelde zu. Man wußte dort die Genossen im Kampfe, und mit fast übermenschlicher Anstrengung wanden sich die Kolonnen die spiegelglatte, enge Bergstraße hinauf. Aber überall da, wo sie am schwierigsten war, hatte General Chanzy sie durchstechen lassen; Verhaue versperrten dahinter den Weg und von den hohen Bergrändern sandten die feindlichen Plänkler ihre Kugeln in den Paß hinab. Zeit und Blut mußte geopfert werden. Für heute konnte das Corps unmöglich noch in den Gang der Schlacht eingreifen, es wollte aber wenigstens am 11. zur Stelle sein und marschierte bis tief in die Nacht. — Bitter kalt war die Luft geworden, und kein Obdach bot sich den ermüdeten Kämpfern. In den Mantel gehüllt, legten sich Offiziere und Soldaten auf den Schnee nieder; Biwakfeuer flackerten empor und warfen ihren roten Schein in die Wipfel der Kiefern empor, Stämme und Äste vergoldend, während die weißgepuderten Kronen darüber gleich Millionen Diamanten blitzten. Lange Schatten lagen auf der Schneedecke, und in der Ferne schwebten wie gespenstige Figuren Posten und Patrouillen zwischen den Bäumen vorüber. An Schlaf war für diejenigen nicht zu denken, die nicht im Laufe der Nacht einige Stunden sich in eines der zerstreut gelegenen Waldhäuser zu drängen wußten. Draußen drohte dem Schläfer durch die Kälte tödliche Gefahr. In malerischen Gruppen lagerte sich alles um die Feuer, hier ein Kürassier

noch unbesiegte feindliche Division mit starker Artillerie lagerte, ihr gegenüber nur Kavallerie und schwache Infanterie-Abteilungen.

In dieser Lage aber bewährte sich die preußische Heerführung, die bisher immer die Hauptsache im Auge behalten und niemals über Nebendingen vergessen hatte, aufs vollständigste. Kaum waren im Hauptquartier die Vorgänge bei St. Amand bekannt, als auch schon ohne Zögern der Beschluß gefaßt wurde, unbeirrt durch den feindlichen Versuch gegen den Rücken der Armee, vorwärts, dem Ziele entgegen, zu marschieren. Bei Le Mans lag die Entscheidung. Wurde General Chanzy dort geschlagen und flüchtig in die Bretagne hinein getrieben, dann mochte immerhin der Feind hinter der Armee einen schwächlichen Erfolg errungen haben, das Schicksal Frankreichs war dadurch nicht um einen Tag verzögert, und je kühner das umgehende Corps vordrang, desto sicherer mußte es alsdann dem Verderben entgegengehen. „Vorwärts nach Le Mans!“ lauteten deshalb die Befehle für den 7. Januar, und mit dem anbrechenden Morgen setzten sich die Kolonnen der drei Corps vom Loir aus in Bewegung. Bei St. Amand und dahinter wurden nur die Sicherungstruppen an Infanterie verstärkt und dem General von Hartmann dort selbständig der Befehl übertragen. Ihm ward die Aufgabe, sich mit seinem Gegner abzufinden, die Armee ging ihren eigenen Weg, ohne sich umzuschauen. — Der Himmel schien an diesem Tage mit seiner Gunst freilich innezuhalten; — er stellte sich auf die Seite unserer Feinde. Die Nacht hindurch hatte es geregnet. Ein undurchdringlicher Nebel bedeckte am Morgen das Land und verhüllte die in voller Eile abziehenden französischen Corps. Nur als dunkle Schattenmassen tauchten neben den Straßen Wald, Hecken und Gehöfte auf; die Artillerie, die noch am Tage vorher so schöne Triumphe gefeiert, zog heute trübselig und mißgestimmt hinter der Infanterie her, die sich im wieder aufgeweichten Boden ebenso mühsam fortarbeitete. Wo der Feind stand, das erkannte man erst, wenn durch den Nebel hindurch Schüsse aufblitzten. Es war heute ein ungleiches Fechten. Die Franzosen, vertraut mit Weg und Steg, konnten sich, wo der Weg eng und gefahrvoll war, hinter Hecken, Gräben und Gartenmauern in sicheren Hinterhalt legen, um ihre Kugeln den Anmarschierenden entgegenzuschicken und dann von neuem ihr Heil im schnellen Rückzug zu suchen. Dem gegenüber war auch das Infanteriegewehr ohne Wert, denn von den Gegnern ward nur hier und dort das blaue Käppi eines Mobilgardisten oder der weiße Mantel der davonjagenden Chasseurs sichtbar. Das Bajonett mußte die Arbeit verrichten. Lautlos, ohne zu feuern, gingen die Compagniekolonnen voran und warfen sich dann mit kurzem Hurra in die besetzten Gehöfte hinein. Bis zum Brayebache, der in einem tiefen und breiten Thale zum Loir dahinströmt und die zweite starke Barrière für die Verteidiger bildete, drangen die drei Corps der Armee vorwärts. Rechts streiften die Plänkler des 9. bis Mondoubleau; im Centrum, wo sich der Feind am zähesten, Schritt für Schritt und Hof um Hof verteidigte, kämpfte sich das 3. Corps bis zum hohen Thalrand der Braye hindurch, und links erreichte das 10. Corps im Loirthal das Dorf Sougé an der Mündung jenes Baches in den Loir. Dann ward für den 7. Halt gemacht. — Der Großherzog von Mecklenburg stand zu gleicher Zeit bei Nogent le Rotrou. Auch er hatte sich mit seinem Corps von Terrainabschnitt zu Terrainabschnitt bis dorthin fortgearbeitet, seine Kavallerie und die des 9. Corps begegneten sich nun bei Mondoubleau und die seit Wochen getrennten Heereskörper tauschten wiederum die ersten kameradschaftlichen Grüße aus. Am 8. Januar brach die Sonne von neuem durch; der Nebel schwand, eine frische, kalte Luft trocknete die Straßen, man atmete wieder auf, schnell und in bester Stimmung ging der Marsch vorwärts. Der Feind, der heute nicht mehr die Laune der Witterung für sich hatte, leistete kaum noch Gegenwehr, und immer enger schloß sich der Halbkreis der preußischen Corps um Chanzys Heer, das sie kampfbereit erwartete und in Eile noch alles, was an Verstärkungen bereit war, auf der Eisenbahn nach Le Mans heranzog.

Das 3. und 9. Armeecorps, das Centrum der deutschen Armee, gelangten bis in die Gegend von St. Calais, wo Prinz Friedrich Karl sein Hauptquartier aufschlug; rechts davon erreichte der Großherzog La Ferté Bernard, und links zog das 10. Armeecorps im Loirthale weiter bis zum Städtchen La Chartre. Die Ruhe, die an diesem Tage geherrscht hatte, ließ durchaus nicht auf ein Aufgeben des französischen Widerstandes schließen; sie deutete vielmehr nur um so ernstere Kämpfe an. Am Loirflusse hatte General Chanzy von seinen 10 Divisionen, über die er verfügte, nur 4 verwendet, die Masse seines Heeres war noch von den preußischen Waffen unberührt geblieben, noch immer dem Angreifer an Zahl weit überlegen. Es ließ sich voraussehen, daß er in seinen starken Positionen bei Le Mans selbst eine Schlacht nicht scheuen werde, und daß er dorthin nur so schnell als möglich seine geworfenen Vortruppen zurückführte. — Die Schwierigkeiten des Terrains wuchsen für den Angriff. Östlich Le Mans erhebt sich ein steiles, zerklüftetes Bergland, ein isoliertes Plateau, das rings vom Huisnefluß, der Parance und der Sarthe umströmt ist, gleichsam eine gewaltige Feste bildend, welche die dahinter tief im Sarthethal gelegene Stadt deckt. Ehe nicht der Huisnefluß überschritten und diese Höhen gestürmt waren, konnte Le Mans nicht genommen werden. Dort hatte Chanzy seit den Weihnachtstagen an starken Verschanzungen arbeiten lassen. Das ganze Plateau sollte in ein verschanztes Lager verwandelt und Hunderttausende darin zusammengebracht, bewaffnet und eingeübt werden, um alsdann mit ihrer Übermacht die preußischen Armeen zu erdrücken. Von hier aus gedachte er sowohl nach Orleans gegen den Prinzen Friedrich Karl, als auch gegen Paris zu operieren. Verlor er eine Schlacht, so konnte er allezeit in dieser festen Stellung Sicherheit und Schutz erreichen, um später wieder zu neuem Schlage auszuholen. Der Plan war kühn ersonnen. Zu seiner Vorbereitung und Ausführung gehörte nur Zeit, — Zeit, um Batterien, Schanzen und Laufgräben anzulegen, Zeit, um die Legionen, die man aufgebracht, auszurüsten, zu bewaffnen und durch militärische Erziehung in Soldaten umzuwandeln. Daß ihm hiezu die Ruhe von den deutschen Generalen nie würde gelassen werden, mußte Chanzy aus dem Verlaufe der bisherigen Kämpfe gelernt haben. Als er das übersah und nicht wenigstens allem aufbot, den kleinen Krieg in Gang zu bringen und die Armee des Prinzen in ihrer Stellung bei Orleans in Atem zu halten, beging er seinen größten Fehler, der verhängnisvoll für ihn wurde. Immerhin gab die Verteidigung der Stadt auch jetzt noch Hoffnung auf den Sieg. Auch östlich des Huisneflusses erheben sich steile Berggruppen inmitten eines höchst verwickelten Waldterrains. Bei Yvré L'Evêque überschreitet die große Straße von Vendôme, auf der sich Prinz Friedrich Karl mit dem Centrum seiner Armee näherte, den Fluß. Hier steigt dicht an der Straße, — die Brücke, das Dorf Yvré und das große Plateau von Mans dominierend, ein schroffer Bergzug, das Plateau von Auvours empor, wie ein vorgeschobenes Fort, das die Schlüssel der Festung verteidigt.

Alle diese Positionen mußten von den aus engen Waldwegen heranrückenden preußischen Corps ohne Unterstützung der Artillerie und Kavallerie mit stürmender Hand genommen werden. Keine Kolonne konnte die andere unterstützen, jede Übersicht fehlte, eine einheitliche Leitung schien hier selbst für das Gefecht kaum möglich. Aller dieser Vorteile war sich der Feind wohl bewußt; er kannte gleichfalls seine Überlegenheit an Zahl. Dazu kam, daß man allgemein von einem großen Siege bei St. Amand träumte, und nicht in der Armee allein, sondern selbst in der Bevölkerung herrschte seit den Niederlagen des Augusts zum erstenmale wieder festes Vertrauen und der Glaube an den Sieg. Chevalier, der Präfekt von Mans, eine Kreatur Gambettas, hatte alles gethan, das Kriegsfeuer zu schüren; mit der größten Aufregung sah man den nächsten Tagen entgegen. — Am 9. setzte die preußische Armee ihren unaufhaltsamen Marsch fort. Seit dem 2. Januar war ihr kein Ruhetag mehr vergönnt worden, dennoch sollte erst am Ziele selbst und nicht früher gerastet werden. Über Bouloire auf der großen Straße zogen das 3. und 9. Corps heran, im Thale des Huisneflusses das des Großherzogs, auf der engen Bergstraße von Grand Lucé das 10. Armeecorps. Ein neuer Feind stellte sich dabei der Armee entgegen. Schon in der Nacht war Schnee gefallen und bedeckte Wald und Feld mit einer einige Zoll hohen Decke, dann folgte am 9. milde Luft, und alle Straßen, einmal durch die vordersten Bataillone und Fahrzeuge festgetreten, bedeckten sich mit Spiegelglätte. Bald war es fast unmöglich, Menschen und Tiere vorwärts zu bringen, der Fuß fand keinen sicheren Halt, unter der Sohle ballte sich der Schnee zusammen. Die Kolonnen dehnten sich länger und länger aus; hier blieb ein Geschütz liegen, dort ward ein schwer beladener Wagen zur Seite geschleudert und umgestürzt, die Straßen ver-

stopften sich, und nur nach unsäglicher Mühe und Arbeit ward die Passage wieder frei. An ein Ausbiegen war dabei in diesem Terrain nirgends zu denken, denn die Seitenwege zeigten sich bald völlig unpassierbar. — Reiterei und Artillerie wurden so fast wehrlos, und General Chanzy hatte sich schnell entschlossen, die Vorteile, welche seine Verteidigung hieraus ziehen konnte, auszunützen. Er beschloß, die preußische Mitte aufzuhalten, wohl in der Absicht, sich dann gegen einen der ihn umfassenden Flügel zu werfen und ihn zu schlagen. Eine der frischen Divisionen seines 17. Corps ging nach Ardenay vor und nahm daselbst Stellung. Dort erhebt sich auf einer Höhe im Walde das feste Schloß Ardenay, und zu seinen Füßen, auf Waldblößen, von ebenfalls freien Hügeln umgeben, das Dorf. Es schien, als ob eine Division diese Stellung gegen ganze Armeen müsse behaupten können, aber die Beweglichkeit der preußischen Infanterie, die Selbständigkeit aller ihrer Offiziere bis in die niederen Grade hinab, die Disziplin und Intelligenz der Truppe trugen auch hier über alle Schwierigkeiten den Sieg davon. Die Franzosen sahen sich bald auf der ganzen Front engagiert, während sie sich aber hier, wo ihre Stärke lag, ernstlich angegriffen glaubten, waren sie bald von andern Bataillonen, die kühn in das unabsehbare Waldterrain eindrangen, in beiden Flanken umgangen und selbst im Rücken bedroht. Die Besorgnis, abgeschnitten und gefangen zu werden, verbreitet sich nur allzuleicht in einem jungen Heere. Die Bataillone begannen zu weichen und die braven preußischen Tirailleurs folgten ihnen auf dem Fuße. Bald sahen sich die abziehenden Massen auf allen Seiten von kleinen, aber verwegenen Trupps angegriffen, der dichte Forst, der das Verderben der Angreifer hätte werden sollen, ward nun ihr eigenes; sie lösten sich, und von einander getrennt suchten die einzelnen Haufen ihren Rückweg, zahlreiche Gefangene in den Händen des Siegers lassend. Noch tief in die Nacht hinein dauerten wischen Holz und Busch die Einzelkämpfe erbittert fort.

Auch das 10. Armeecorps und der Großherzog fanden heute den Feind wieder festen Fußes vor sich. Im Bergthale von Grand Lucé leistete er auf den hohen Rändern überall Widerstand, und ebenso stellte er sich südlich La Ferté Bernard am Huisne zum Kampfe. Auf allen drei Anmarschstraßen des Prinzen hatten heute tagsüber die Kanonen gedonnert, und der Schall drang bis zur Stadt Le Mans hinüber. Für den kommenden Tag sah man dem entscheidenden Kampfe entgegen. Am nächsten Morgen wogte es in allen Gassen, man wußte, daß die gesamte Armee nun vorwärts Le Mans stand und kämpfen werde, man wollte Nachrichten über den Stand der Dinge. Die Menge sammelte sich vor dem Präfekturgebäude und dem gegenüber in einem Hause des Crédit foncier etablierten Generalstabsquartiere Chanzys. Da erscheint plötzlich an den Straßenecken ein Anschlag: „Unsere Truppen haben die Positionen wieder genommen, die sie zuvor verloren hatten," lautete lakonisch der Inhalt, der niemanden recht befriedigte. Es schollen indessen schon am Vormittage wiederum einzelne Kanonenschläge vom Huisne herüber, und um die Mittagsstunde begann die Kanonade lebhafter zu werden, sich auch der Stadt zu nähern. Die Aufmerksamkeit ward dorthin gerichtet, um so mehr, als General Chanzy schon in den Morgenstunden mit seinem ganzen Stabe zu Pferde gestiegen und zur Armee hinausgeritten war. Er hatte sich ernst und schweigsam gezeigt, und die Menge den Mann, an dem ihre letzte Hoffnung hing, scheu und ehrfurchtsvoll gegrüßt, ohne es gewagt zu haben, sich ihm zu nähern. Die Gegenwart ließ so bereits den verflossenen Tag vergessen. Auf der großen Straße war das 3. preußische Armeecorps wiederum im Vorgehen gegen das französische Centrum. Es trieb General Chanzys Vortruppen im Waldterrain zurück und näherte sich mit schnellen Schritten dem Huisne; freilich bedeckte auch heute wieder, wie schon seit zwei Tagen, dichter, undurchdringlicher Nebel das Land, aber die tapferen Brandenburger warfen sich, ohne aufs Geratewohl das Feuer ihrer Gegner zu beantworten, mit dem Bajonett auf eine Stellung nach der andern.

Die ganze feindliche Armee, dieselbe, auf welche die Republik stets am sichersten gezählt hatte, trat unter die Waffen. Den rechten Flügel von der Sarthe bei Arnage bis zu der Ziegelei von Vert Galant an der Chaussee Mulsanne — Le Mans bildete das 16., das Centrum zwischen Vert Galant und Yvré das 17., und den linken Flügel auf dem Plateau von Auvours, sowie im Huisnethal bei Montfort das 21. französische Corps — ein stattliches Heer, das gewiß noch über 100 000 Streiter in seinen Reihen zählte. Kaum 60 000 Mann konnte Prinz Friedrich Karl dem entgegenstellen. Den französischen rechten Flügel kommandierte Admiral Jauréguiberry, den linken Flügel, gegenüber dem Großherzog von Mecklenburg, General Jaurès. Freilich hatte die französische Schlachtaufstellung den Huisnefluß im Rücken, indessen die zahlreichen Brücken über diesen ließen die Gefahr einer solchen Lage verschwinden, und General Chanzy dachte, eine Entscheidungsschlacht zu schlagen, bei der alles gewonnen oder alles verloren werden sollte. Er hatte daher die stärkste Stellung gewählt, ohne an einen sicheren Rückzug zu denken. Vor seiner Front entlang lief ein mit Hecken und niedrigen Wällen eingefaßter breiter Weg, der sogenannte „Ochsenweg," eine natürliche Verteidigungslinie. Überall aber, wo freies Feld es gestattete, waren Batterien errichtet, Laufgräben und Verschanzungen aufgeworfen. Das Städtchen Changé, dicht vor dieser Linie, war stark besetzt und verbarrikadiert. — Hier kam es zunächst zum heftigsten Kampfe. Wie in den blutigsten Schlachten dieses Krieges raste hier das Gewehrfeuer, vom französischen Geschütz mit schweren Akkorden begleitet. Langsam, aber unaufhaltsam drangen die Brandenburger durch Gehöfte, Gärten und über Hecken vorwärts. General Chanzy sah wohl ein, daß die Schlacht verloren sei, wenn sein Centrum durchbrochen wurde. Über den chemin aux boeufs (Ochsenweg) hinüber ließ er die Massen seines Centrums vorrücken, um die Verteidiger von Changé zu unterstützen. Von seiner Rechten her aber warf er eine Division in die Flanke des 3. Corps. Die Lage war für die Deutschen kritisch, doch keinen Augenblick wurde gezaudert, denn Prinz Friedrich Karl selbst war auf dem Gefechtsfelde erschienen, vom freudigen Hurra der Truppen begrüßt.

General von Alvensleben, der Kommandierende des 3. Armeecorps, nahm den Kampf nach beiden Seiten auf. Links warf er die 5. Division dem Flankenstoße Chanzys entgegen, rechts drang die 6. mit allen Kräften auf Changé ein. Furchtbar war der Anprall der Massen, nach kurzem Kampfe aber in beiden Richtungen der Sieg erfochten, der Gegner auf dem Rückzuge, drei Mitrailleusen, ein Geschütz und viele Gefangene in den Händen des Siegers lassend. Changé war genommen, und alle Versuche, es zurückzuerobern, scheiterten ohnmächtig an der Bravour der eingedrungenen Bataillone. Eine Seitenkolonne des Corps hatte zu gleicher Zeit sich von der großen Straße rechts gewendet und im Huisnethal das Dorf Champagné mit der wichtigen Brücke über den Fluß erobert. Auch hier auf dem rechten deutschen Flügel tobte seit den Morgenstunden der Kampf. Gegen Montfort heran drang der Großherzog das Thal hinab. Verzweifelt waren die Versuche, die General Jaurès hier machte, um sich zu behaupten und die linke Flanke der französischen Armee zu sichern. Wiederholt warf er sich vom westlichen Huisne-Ufer gegen des Großherzogs Rechte. Da schob dieser die eine Division seines Corps über den Fluß, erstürmte den jenseitigen Höhenrand und hielt dort alle Gegenangriffe aus. — Links auf der Straße von Grand Lucé gegen Le Mans drang das 10. Corps heran, dem Schlachtfelde zu. Man wußte dort die Genossen im Kampfe, und mit fast übermenschlicher Anstrengung wanden sich die Kolonnen die spiegelglatte, enge Bergstraße hinauf. Aber überall da, wo sie am schwierigsten war, hatte General Chanzy sie durchstechen lassen; Verhaue versperrten dahinter den Weg und von den hohen Bergrändern sandten die feindlichen Plänkler ihre Kugeln in den Paß hinab. Zeit und Blut mußte geopfert werden. Für heute konnte das Corps unmöglich noch in den Gang der Schlacht eingreifen, es wollte aber wenigstens am 11. zur Stelle sein und marschierte bis tief in die Nacht. — Bitter kalt war die Luft geworden, und kein Obdach bot sich den ermüdeten Kämpfern. In den Mantel gehüllt, legten sich Offiziere und Soldaten auf den Schnee nieder; Biwakfeuer flackerten empor und warfen ihren roten Schein in die Wipfel der Kiefern empor, Stämme und Äste vergoldend, während die weißgepuderten Kronen darüber gleich Millionen Diamanten blitzten. Lange Schatten lagen auf der Schneedecke, und in der Ferne schwebten wie gespenstige Figuren Posten und Patrouillen zwischen den Bäumen vorüber. An Schlaf war für diejenigen nicht zu denken, die nicht im Laufe der Nacht einige Stunden sich in eines der zerstreut gelegenen Waldhäuser zu drängen wußten. Draußen drohte dem Schläfer durch die Kälte tödliche Gefahr. In malerischen Gruppen lagerte sich alles um die Feuer, hier ein Kürassier

im Stallgewand zwischen bärtigen Artilleristen und ein paar jungen Infanterierekruten, dort Jäger, Husaren und Ulanen, die treuen Genossen mancher Vorpostennacht. Die Erinnerung wurde wach, die in diesem Kriege so reich geworden ist. In der Winternacht plauderte man von der Hitze der Augusttage, — als noch Bazaine und Mac Mahon im Felde standen, damals noch unbesiegt und gewaltig, jetzt halb vergessene, gefallene Größen. Neue Erscheinungen waren am Horizonte des französischen Ruhmeshimmels aufgetaucht, auch sie aber längst unter der Schärfe des deutschen Schwertes gesunken. Wie an der Mosel das Kaiserheer, so war an der Loire das Heer der Republik in Trümmer gegangen, auch d'Aurelle de Paladines seinen Vorgängern gefolgt. Jetzt stand Chanzy im Felde, der endlich gefundene unfehlbare Mann Frankreichs, mit ihm eine neue Armee. Die Hydra der Massenerhebung streckte immer neue Köpfe empor. Der deutsche Arm sollte nicht ermüden, sie vom Rumpfe zu schlagen und — er ermüdete auch nicht. Am Himmel sah man die weiten Feuerscheine der französischen Biwaks. Dort lagerten noch die Hunderttausende, beseelt von Rachegefühl und ergriffen von dem allgemeinen Aufschwung, den ein kühner, jugendlicher Diktator den Massen einzuhauchen verstanden hatte. Drüben Leidenschaft und Begeisterung, hier der ernste Wille, für Vaterland und König seine Pflicht zu thun, — so wollte man am andern Morgen in die Entscheidungsschlacht gehen. — Über der Stadt Le Mans lag düstere Ruhe; man hatte am Tage vor der Präfektur stürmisch Nachrichten begehrt, aber nicht erhalten. Gegen Abend endlich erschien ein Anschlag des Präfekten und verhieß Mitteilung, „sobald der Kampf ein entscheidendes Resultat gehabt haben würde." Furcht und Hoffnung blieben also noch im Widerstreit. Der erwachende Morgen fand den Kampf bereits im Gange. Fast die ganze Nacht hindurch hatten Vorposten und versprengte französische Abteilungen, die einen Ausweg suchten, das Gewehrfeuer unterhalten, jetzt, unter dem Schutze des Morgennebels, versuchte das französische Centrum einen wütenden Ausfall gegen das 3. Armeecorps, um Changé wieder zu nehmen. Die französischen Generale wußten es recht gut, daß hier gegen sie dieselben Truppen im Feuer standen, die schon am 6. bei Vendôme gefochten und seitdem kaum wenige Stunden Nachtruhe gefunden hatten. Sie hofften, endlich diesen hartnäckigen Gegner müde zu finden. Bittere Täuschung war ihnen vorbehalten. Der Vorstoß, mit allen drei Divisionen des 17. Corps unternommen, scheiterte und wälzte seine Wogen in die eigene Stellung zurück. Das preußische Armeecorps, obgleich wohl nur halb so stark an Zahl, folgte siegreich auf dem Fuße, es kämpfte sich von einer Terrainlinie zur andern fort, drang über den chemin aux boeufs unaufhaltsam vor, und als der Abend hereinbrach, standen seine Vorposten am Huisnefluß, der, zwar gefroren, aber nicht fest genug, dem Sieger das erste Ziel setzte. Das französische Centrum war zurückgeworfen, die Armee nahezu durchbrochen. Wie hier in der Mitte, so hatte auch auf seinem linken Flügel General Chanzy die Offensive ergriffen, auf allen Punkten wollte er Sieger sein, darum blieb er es auf keinem einzigen. Es fehlte der bestimmte Grundgedanke in seiner Leitung. Statt in einem Teile seiner Schlachtlinie mit den Kräften hauszuhalten, im andern überlegene Massen zu vereinigen, warf er überall, wo die preußischen Kolonnen erschienen, seine Divisionen ihnen entgegen, um sie zerschellt und erfolglos zurückkehren zu sehen.

Das 21. französische Corps hatte sich ebenfalls schon während der Morgenstunden in Bewegung gesetzt und auf den Großherzog geworfen. Doch dieser ließ, dem allgemeinen Schlachtplan entsprechend, dem gemäß er sein Corps in die linke Flanke des Feindes führen sollte, auch seine zweite Division den Huisnefluß überschreiten. Er hielt den Stoß aus und trieb dann, wie General von Alvensleben, den Angreifer selbst zurück.

Früh am Morgen, als diese Kämpfe begannen, war Prinz Friedrich Karl bei dem Waldhause von St. Hubert an der großen Straße mit seinem Stabe erschienen und hatte die Meldungen seiner Corps in Empfang genommen. Es galt heute ein schwieriges Werk zu vollbringen, d. h. in der Schlacht eine Armee zu leiten, die auf mehr denn fünf deutschen Meilen Front und in einem Terrain fechten mußte, in welchem der Blick kaum einige hundert Schritte weit reichte. Doch die Adjutanten und Generalstabsoffiziere flogen auf scharfbeschlagenen Pferden nach allen Seiten hin über die eisglatten Wege, der Feldtelegraph spielte unaufhörlich, und die ganze Heeresmaschine blieb, wie von unsichtbaren Fäden geleitet, im Gange, ohne daß auch nur ein Teil versagte. — Ein kühner Gedanke war im Hauptquartier gefaßt worden. Auf seiner ganzen Front war der Feind angegriffen und hier nicht mehr Herr seiner Bewegungen; gelang es nun, eine seiner Flanken völlig zu umfassen, so konnte er dem Verderben nicht entgehen. Das 10. Armeecorps bei Grand Lucé war hiezu verfügbar. Es sollte links ausbiegen und über die Berge hinweg sich auf die große Straße, die von Tours über Chateau du Loir nach Le Mans führt, setzen, um Chanzy den Weg zur Loire hin zu versperren und ihn auch von dieser Seite her zu schlagen. Die Aufgabe war schwierig, alle Querwege über die Berge eng und verschneit; doch General von Voigts-Rhetz mit seinen braven Regimentern hatte die Armee noch niemals im Stiche gelassen, man wußte im Hauptquartier, daß man auch hier auf ihn zählen durfte. Mochten die Hindernisse auch noch so groß sein, die er fand, man war überzeugt, er werde kommen und im entscheidenden Augenblicke vom linken Flügel her den Donner seiner Kanonen in das allgemeine Konzert einstimmen lassen.

Gefahr drohte der Ausführung des preußischen Schlachtplans nur noch an einer Stelle. Um die Mittagszeit hielt der Feind noch immer das hohe, steile Plateau von Auvours, sein letztes Bollwerk auf dem linken Huisne-Ufer. Hinter Schützengräben lagen dort seine Infanteriebataillone, eingegrabene Batterien bestrichen alle Zugänge, Gärten und Gehöfte waren zur Verteidigung wohl hergerichtet. Die ganze Division Gougeard stand hier in Position. Hinter dem Plateau konnte Chanzy noch immer seine letzten frischen Truppen sammeln und sie, den Augenblick benützend, in welchem Prinz Friedrich Karl seine beiden Flügel die Umgehungen ausführen ließ und sich dadurch in der Mitte schwächte, auf der großen Straße zum Sturme gegen diese führen. Ein solcher Stoß mußte pariert werden, ehe er völlig zur Ausführung kam. Noch stand das preußische 9. Armeecorps, freilich nur eine Infanterie-Division, seine Artillerie und eine Kavalleriedivision zählend, bereit. Die andere Infanterie-Division, die hessische, war auf der Wacht an der Loire zurückgeblieben. Es erhielt nun Befehl, das Plateau von Auvours zu nehmen. Mit freudigem Hurra begrüßten die Regimenter diesen Befehl. Vor ihrem altbewährten Führer, dem General von Manstein, dessen eiserne Willenskraft gerade der Lösung solcher Aufgaben, wie der, die hier bevorstand, gewachsen war, defilierten die Bataillone, gingen im Geschwindschritt über die Huisnebrücke, und dann, sich in Compagniekolonnen lösend, die Bergabhänge hinauf. Die Mitrailleusen begannen ihre Arbeit, eine unaufhörliche Füsillade knatterte von oben herab. General Gougeard hatte den Befehl, sich bis auf den letzten Mann zu halten, und war entschlossen, das Seinige zu thun.

Gleichviel; General von Manstein hatte sich selbst an die Spitze des Angriffs gesetzt, und sein strenger Blick duldete keinen Moment der Zögerung. Was auch fallen mochte, die preußischen Tirailleurschwärme drangen unaufhaltsam hinauf, von den geschlossenen Trupps gefolgt. Man hielt sich nicht viel mit Schießen auf, sondern alles strebte, dem Feinde erst droben Auge in Auge gegenüber zu stehen. Dahinter arbeitete mit übermenschlicher Anstrengung die Artillerie, um ihre Geschütze durch enge Hohlwege hinaufzubringen. Die Tiere stürzten, aber Offiziere und Soldaten griffen in die Speichen, denn das Werk sollte und mußte gelingen. — Prinz Friedrich Karl war selbst nach Champagné geeilt, um dem Angriffe beizuwohnen und seine Befehle zu geben. Mit Spannung hingen alle Blicke an den Stürmenden droben, die immer höher und höher stiegen, bedeckten sich die weiten Abhänge auch mit Leichen und Verwundeten. Endlich erreichten sie die letzte Stufe, Strauchwerk und Obstplantagen boten hier einigen Schutz gegen den Hagel der Geschosse. Noch immer knatterten die Mitrailleusen durch das Flintenfeuer der Franzosen hindurch, waren die Kämpfer auch kaum durch einen Raum von 100 Schritten getrennt. General Gougeard wollte lieber seine Batterien preisgeben, als weichen. In diesem Augenblicke begann auch von der Seite der großen Straße her das lebhafteste Gefecht, auch hier hatte General von Manstein seine Bataillone gegen die Höhen vorgehen lassen. Einige Minuten lang übertönte jetzt das preußische Zündnadelgewehrfeuer die Füsillade der Franzosen, ein kurzes, tausendstimmiges Hurra lief die Reihen entlang, dann trat Stille ein, — auch die Mitrailleusen waren verstummt, die Batterien genommen. In dem letzten Momente dieses Kampfes hatten schon die preußischen Geschütze von den Höhen

herab ihre Geschosse den weichenden Feinden nachgesandt. Jetzt begannen sie noch einmal lebhafter zu arbeiten; nach kurzer Pause erwachte auch das Gewehrfeuer wieder. General Gougeard wollte die verlorenen Positionen wiedernehmen, er selbst stellte sich an die Spitze seines besten Bataillons, der päpstlichen Zuaven und riß die Fliehenden noch einmal mit sich fort. Da stürzt sein Pferd tödlich getroffen unter ihm zusammen; man glaubt den General gefallen, der Angriff stockt und endet mit erneutem Rückzuge. Das Werk war vollbracht, das Plateau von Auvours in preußischer Hand, der linke französische Flügel und das Centrum über den Huisne geworfen. Noch stand allein der rechte Flügel, das 16. Corps, zwischen Vert Galant und der Sarthe, links daneben ein Teil des Centrums. Auch hier aber nahte das Verhängnis mit schnellen Schritten.

Am späten Nachmittage hatten die Spitzen des 10. Corps, nach einem Marsche sondergleichen, Mulsanne erreicht und waren sofort nach dem Schalle des Gewehrfeuers hin vorwärts marschiert. Die Richtung von Vert Galant mußte sie auf den Feind führen, dorthin wandten sie sich. General Chanzy hatte selbst lange bei diesem Punkt gehalten. Die Chaussee führte hier den Berg hinauf durch einen tief eingeschnittenen Hohlweg; droben lag ein Gasthaus und die Ziegelei, feste Gebäude, die durch Erdaufwürfe beinahe uneinnehmbar gemacht worden waren. Daneben, auf der andern Seite lag eine starke Batterie. Es schien unmöglich, diesen Punkt zu nehmen. Während der Kämpfe im Centrum hatte der General deshalb eine Brigade nach der andern von hier aus in das Ringen um Changé hineingeworfen. Endlich war Vert Galant gänzlich entblößt, nur die Batterien blieben stehen. Man erwartete hier keinen ernsten Angriff mehr, denn die Erfolge der eigenen Waffen zu hoch anschlagend, die intensive Kraft der preußischen Truppen unterschätzend, glaubte man französischerseits auch das 10. preußische Corps schon im Gefechte verwendet. — Auf dem Schlachtfelde traf um diese Stunde, aus dem Lager von Conlie kommend, die erste Brigade der Bretagne-Armee ein, 6 Bataillone, völlig neu equipiert und bewaffnet. Die Stadt Le Mans hatte sie enthusiastisch begrüßt; überall trieb man ja auf Kosten der Linie den Kultus der Mobil- und Nationalgarden. Das Aussehen dieser Truppe mag vielleicht auch den Feldherrn getäuscht haben, denn er schob sie sofort in die Lücke seiner Schlachtlinie und vertraute ihr das wichtige Vert Galant an. Da plötzlich begann auch hier vor dem rechten französischen Flügel das Gefecht mit unerhörter Lebhaftigkeit. Die vom 16. Corps gegen Mulsanne und Ruaudin vorgeschobenen Teile sahen sich angegriffen, und überrascht wichen sie nach kurzer wütender Gegenwehr. Bei Vert Galant, wo man keinen Feind vor sich glaubte, sah man dann plötzlich die Kampfgenossen flüchtig zurückströmen, und schon tauchten rechts und links die blauen und grünen Röcke der preußischen Infanteristen und Jäger zwischen den Bäumen auf. Wilder Schrecken bemächtigte sich der Mobilen; ihre Gegner waren ihnen zu schnell und zu gewandt über den Hals gekommen. Selbst ihre Führer begriffen nicht, wie dieser neue Feind gleichsam aus dem Boden erstanden sei; die ganze Masse begann sich rückwärts zu wälzen, das blindlings abgegebene Schnellfeuer der Mitrailleusen hielt den Angriff nicht mehr auf, Vert Galant ward genommen, die französische Schlachtlinie durchbrochen.

Der Sieg der preußischen Armee war nun kaum noch zweifelhaft. General von Voigts-Rhetz hatte Wort gehalten, er war zur rechten Stunde erschienen, und führte frische Truppen in den Kampf, der den Feind bereits ermüdet, ja seine Kräfte völlig erschöpft hatte. Auf sein Kommen waren die französischen Generale nicht mehr gefaßt; das 17. Corps im Centrum war zertrümmert, das 16. auf dem rechten Flügel hatte schon am 6. und dann am 10. schwer gelitten; es zählte auch nur zwei Divisionen. Das 21. war vom Großherzog geschlagen und hatte soeben auf dem Plateau von Auvours den letzten Stoß erlitten, jetzt mußte das heldenmütige Aushalten des 3. preußischen Corps, die schweren Kämpfe des 9. und 13. ihre Früchte tragen, das harte Werk war seiner Vollendung nahe. — Und doch ritt General Chanzy an diesem Abend noch voll froher Siegeshoffnung zur Stadt Le Mans zurück. Er glaubte einen Tag ohne Niederlage gewonnen zu haben, er wußte auf allen Straßen der Bretagne Verstärkungen im Anmarsch, hier sollte sich Frankreichs Schicksal wenden. „Tout va bien“ (alles geht gut) war seine Antwort auf die vielen ihn bestürmenden Fragen. Noch kannte er freilich auch nicht den Verlust des Plateaus von Auvours und den von Vert Galant. Ein Anschlag des Präfekten verkündete der Bevölkerung, „daß die Armee alle ihre Stellungen behauptet habe.“ Schnell lief die frohe Botschaft durch die Gassen, Le Mans jubelte, es glaubte sich am Vorabende des glänzendsten Sieges. Bittere Täuschung! — Inmitten aller Schrecken der Niederlage sollte man am andern Morgen erwachen. Am späten Abend und in der Nacht liefen die Hiobsposten ein, und als am 12. Januar früh General Chanzy zu Pferde stieg, strömten ihm schon die Flüchtigen entgegen, die Mobilen, heute waffen- und mutlos, alle Zeichen der Kampfesunlust in den erschreckten Gesichtern. „Der Kampf ist unmöglich,“ ließ Admiral Jauréguiberry durch einen Adjutanten nach dem andern melden. Endlich hielt der General und wandte ernst und stumm sein Pferd, denn auf den Admiral hatte er in seinem Heere am meisten gezählt. — Bald verbreitete sich auch in der Stadt die Schreckensnachricht, General Chanzy sei nach Lillé le Guillaume geritten, der Rückzug beschlossene Sache. In allen Straßen wurde es lebendig, die Wagen des Hauptquartiers, Administrationen, Kassen, Telegraphen, Ambulanzen und zuletzt die Artillerie begannen den Rückzug nach der Bretagne. Staunend sah es das Volk, das sich vor wenigen Stunden Sieger geglaubt hatte. Dann erhielt der Maire der Stadt die lakonische Anzeige des Obergenerals, die Armee sei in der Debandade (Auflösung) und werde die Stadt verlassen. Im Hause des Präfekten, der bisher so zuversichtlich gewesen, traf man alle Vorkehrungen zur schleunigsten Abreise. Man machte sich nun auch in der ganzen Stadt zum Empfang der vermeintlichen Barbaren bereit, schloß die Läden, räumte die Magazine und verrammelte die Hausthüren.

Die ganze deutsche Armee befand sich in der Offensive. Auf dem rechten Flügel, von Lambron und La Chapelle, wo er übernachtet hatte, ging am frühen Morgen der Großherzog von Mecklenburg gegen Le Mans vor. Ihn unterstützte, von Champagné her, das 9. Corps, und von Stellung zu Stellung trieb er seinen Gegner, den General Jaurès, bis hinter die Paranee zurück; mit ihm drang die 5. Division des 3. Armeecorps vor, die blutig erkämpften Lorbeeren nun auch zu pflücken. Um die Mittagsstunde donnerten die Kanonen beider Heeresteile gegen die Stadt selbst. Heulend und zischend fuhren die Granaten über die Dächer hin und verbreiteten Schrecken und Verwirrung in den engen, vollgepfropften Gassen. Getroffene Pferde fielen tot zu Boden, die Karren mit sich umreißend; verwundete Tiere jagten, wild gemacht durch den Schmerz, über das Pflaster hin und schleuderten alles zur Seite, was sich ihnen in den Weg stellte. Die Unordnung stieg aufs höchste, schon suchten Tausende, die Waffen wegwerfend, einen Ausweg durch die Trümmer und verfahrenen Wagen. Die Nationalgarde beeilte sich, ihre Gewehre auf das Stadthaus zu bringen. — Dann flutete ein Strom preußischer Helmspitzen in die Stadt, laute Hurras schallten zwischen den Mauern dahin. Wo noch eine Kolonne in Bewegung war, fiel ein Schuß und das vorderste Pferd fiel zusammen, das Ganze stand still. Einzelne Gruppen der Franzosen setzten noch in der Stadt die Gegenwehr fort, aber bald waren auch diese überwunden, die westliche Stadtseite erreicht, viele tausend Gefangene und unermeßliches Material in den Händen des Siegers. General von Voigts-Rhetz zog mit den ersten Truppen in die Stadt, die Generale von Alvensleben und von Stülpnagel folgten, die 6. Division vom 3. Corps blieb allein noch am Huisnefluß als Rückhalt; der Großherzog ruhte an der Parance vom harten Kampfe aus, und der Prinz Feldmarschall kehrte an diesem Abend noch nach Chateau Ardenay zurück, von wo er seinem königlichen Oheim die Siegesbotschaft sandte. — Am andern Morgen erfolgte der feierliche Einzug in die Stadt, woselbst der Prinz im Präfekturgebäude sein Hauptquartier aufschlug; das Drama war zu Ende, Frankreichs sicherste Hoffnung zertrümmert. Die deutsche Armee und ihre Führer können wohl mit gerechtem Stolze auf diese Schlacht blicken, die erste Niederlage vielleicht, welche die französische Republik als solche fühlte und selbst anerkannte. Die Soldaten hatten unter Anstrengungen sondergleichen, stets bei Tag und Nacht das Gewehr in der Hand, den immer wieder mit Überlegenheit erscheinenden Feind geschlagen und eine Hingebung bewiesen, die den deutschen Volksgeist in seinem besten Lichte erscheinen lassen. Die Führung hatte in ihrer Art ein Meisterwerk vollbracht. Die Oberleitung hielt in einem Lande, wo es für die kleinste Truppe an Übersicht zu fehlen schien, doch auf Meilenweite alle Bewegungen der

großen Heeresmaschine in der Hand. Sie hatte in ihren Anordnungen den einzelnen Generalen stets das Ebenmaß zwischen Selbständigkeit und Beschränkung gelassen. Diese wieder verstanden ihren Feldherrn, dachten sich in seinen Plan hinein, und führten ihn voll Energie und Geschick zum guten Ende. Auch bei der Armee am Loirflusse hatte sich, wie man richtig vorausgesehen, das Blatt gewendet. General Curten, da er sah, daß seine Umgehung die Wirkung verfehlte, trat den Rückzug an, auf dem Fuße gefolgt von seinem Gegner Hartmann, der sich gegen Tours wendete. — Vom 13. Januar an begann die Ernte des Sieges, die Verfolgung; General von Voigts-Rhetz hatte den bewährten Avantgardenführer seines Corps, den General Schmidt, auf Chanzys Fersen gesandt, das 3. und 9. Corps rückten mit allen Kräften noch an diesem Tage bis zur Sarthe; der Großherzog trat seinen Marsch auf Alençon an. Die Stadt Le Mans zeigte bald wieder eine freundlichere Physiognomie; Thüren und Läden öffneten sich und die Einwohner erschienen auf den Straßen, um sich die so gefürchteten Barbaren, die man als umgängliche Leute erkannt hatte, in der Nähe zu betrachten.

Die Opfer, welche der errungene Sieg gekostet, waren im Vergleich zu den Erfolgen nicht groß. Die Reihe der ununterbrochen seit dem 6. Januar geführten Kämpfe hatte der Armee des Prinzen einen Verlust von 180 Offizieren und 3500 Soldaten an Toten und Verwundeten gebracht. Mehrere Fahnen, 20 Geschütze und Mitrailleusen, mehr als 20000 Gefangene waren die Siegesbeute des jugendlichen Feldmarschalls; alle Dörfer rund um Le Mans herum hatten sich dabei mit Verwundeten des Feindes gefüllt, in den Straßen selbst wurden deren noch Tausende aufgefunden.

Blätter aus dem Ruhmeskranze des deutschen Heeres.

„Sturm läutet auf den Türmen
Vom Neckar bis zum Belt,
Ruft, euren Rhein zu schirmen,
Was streiten kann, ins Feld,
Ruft Tote aus den Grüften,
Ruft Geister aus den Lüften,
Ruft von der See den Stürmen,
Dem Blitz vom Himmelszelt!“
Karl Gerok.

Im Felde da ist der Mann noch was wert,“ singt unser Schiller in seinem ewig schönen Reiterlied, „da wird der Mut noch gewogen!“ Auch diese Blätter sollen Zeugnis ablegen, von so mancher tapferen That, die der deutsch-französische Krieg aufzuweisen vermag. Können wir auch nicht alle nennen, die in jenem ewig denkwürdigen Feldzuge sich ausgezeichnet haben, — ist doch und bleibt, was damals geleistet worden vom deutschen Heere, unsterblich für alle Zeiten, und haben alle, alle, die damals mitgefochten, teil an dem Lorbeerkranz, den sich das deutsche Heer errungen, — so sollen doch die Namen und Thaten so mancher, die in den Akten ihrer Regimenter verzeichnet sind, auch in unserem Buche fortleben, ein glänzendes Zeugnis deutscher Soldatentreue, deutscher Tapferkeit, die freudig ihr Alles und das Leben setzt an des Vaterlandes Ehre! — — —

Am 1. August wurde der Gefreite Lutter mit drei Ulanen gegen die Dörfer Groß- und Klein-Rosseln vorgeschickt. In Gaislautern traf er auf Chasseurs. Diese feuerten auf die Ulanen. Gefreiter Lutter attakierte sofort und die feindliche Abteilung machte Kehrt. Lutter verfolgte diese und zerstörte zuletzt noch eine Signallokomotive, nachdem die Bedienungsmannschaft erschossen war. Lutter wurde hiefür vom General von Goeben persönlich belobt und zwei Tage darauf zum Unteroffizier befördert.

Am 4. August hatte Portepeefähnrich Arlois gegen St. Johann zu rekognoszieren und eine größere Anzahl Schleichpatrouillen gehen zu lassen, dabei stieß er auf eine französische Compagnie. Rasch sammelte er so viel Leute um sich, als ihm möglich war, und ging auf die Franzosen los, wobei ein berittener Offizier und sechs Mann von den Franzosen, die eiligst das Feld räumten, fielen. Vom Winterberg und dem Exerzierplatz bei Saarbrücken wurde die Abteilung heftig beschossen, ohne jedoch großen Schaden zu erleiden, es war dem Fähnrich dagegen gelungen, festzustellen, daß der Exerzierplatz mit 16 Geschützen, und ebenso der Winterberg stark mit Artillerie besetzt war. Durch den Friedensrichter in St. Johann hatte er des weiteren in Erfahrung gebracht, daß sich auf der Höhe südlich von Saarbrücken die französischen Regimenter Nr. 16, 23, 24, 40, 66 und 67, ebenso ein Chasseur-Bataillon als Artillerie-Bedeckung befinde. Der energische Fähnrich erhielt für seinen an den Tag gelegten Mut das eiserne Kreuz.

Premierlieutenant v. Ebart vom Ulanen-Regiment „Kaiser von Rußland,“ 1. Brandenburgisches Nr. 3, wurde am 4. August nachmittags 2 Uhr mit einer drei Pferde starken Patrouille von St. Ingbert mit dem Befehle abgeschickt, möglichst genaue Erkundigungen vom Feinde einzuziehen und dicht bis an denselben heranzugehen. Die Saar zu überschreiten, war ein bös Ding, der Feind hielt, namentlich in der Nähe von Saarbrücken alle Übergänge unter scharfer Bewachung, erst nach einem bedeutenden Umwege vermochte die Patrouille bei Völklingen über die Saar zu setzen. Der Oberförster von Karlsbrunn schloß sich der Patrouille freiwillig als Wegweiser an, und so kam dieselbe über Naßweiler und Morsbach glücklich, dicht an den französischen Stellungen vorbei, nach den südlich von Forbach im Rücken des Feindes gelegenen Höhen von Oettingen, von welchen aus sie einen prächtigen Einblick in die Stellungen des Feindes gewann und feststellen konnte, daß derselbe in süd- und südwestlicher Richtung abziehe. Sie waren jedoch nicht völlig unbemerkt geblieben, eine Eskadron französischer Chasseurs sprengte gegen die Patrouille an, die sich jetzt, natürlich wieder treulich von dem Oberförster geführt, zurückzog. Auf Schleichwegen entkam sie glücklich über Groß-Rosseln und Völklingen und traf nach 24stündiger Abwesenheit wieder glücklich bei ihrer Abteilung ein.

Als General Frossard in der Nähe von Saarbrücken bei der Bellevue angekommen war, sah er hinter einem Baume die Leiche eines preußischen Füsiliers, dessen Gesicht ganz von Kugeln zerfetzt und unkenntlich war. Auf sein Befragen wurde dem General gemeldet, dieser Mann sei der einzige hier oben gebliebene Soldat gewesen; durch sein energisches Feuer habe er mehrere der Ihrigen getötet, bis endlich ein Offizier einem kleinen Soutien befohlen habe, alle Schüsse gleichzeitig auf den Mann abzugeben, und diese hätten ihn dann auch tot niedergestreckt. Der General schnitt sich eine der Achselklappen des Toten ab, „als Andenken an einen solch braven Feind,“ wie sich der General ausdrückte; der Tapfere war der Gefreite Lauppien vom Hohenzollerschen Füsilierregiment Nr. 40 gewesen.

„Es war im Jahre 1870,“ — erzählt ein Mitarbeiter der Straßburger Post — „ich wohnte damals noch im Elternhause in dem sechs Kilometer von Saargemünd entfernten bayrischen Dörfchen Halbkirchen. Ein kleiner Fluß, die Blies, trennte uns von dem französischen Grenzorte Frauenberg. Die Unruhe und Besorgnis unter den Grenzbewohnern steigerte sich mit jedem Tage. Immer näher rückte die Gefahr eines Zusammenstoßes in unseren Gauen. Die Franzosen hatten bedeutende Streitkräfte bei Saargemünd zusammengezogen; ihre auf den Hügeln jenseits der Blies aufgestellten Vorposten machten sich ein Vergnügen daraus, auf jedes lebende Wesen, das sie in unserem Dorfe oder in dessen Umgebung erblickten, zu schießen. Eines Tages, — wir saßen gerade beim Mittagstisch, — stürzte eine Nachbarsfrau totenbleich in unser Zimmer mit den Worten: „Herr M., wir sind verloren, die Preußen kommen!“ Während wir ins Freie eilten, drang auch schon der Hufschlag einiger Reiter an unser Ohr. Es waren drei preußische Dragoner, welche in flottem Trabe auf uns zuritten. „Sind Sie Franzosen?“ — herrschte der Führer uns an. „Nein!“ — entgegnete mein Vater, „wir sind Bayern; wenn Sie Franzosen sehen wollen, müssen Sie sich

über jene Brücke bemühen; doch rate ich Ihnen, hier zu bleiben, die Brücke ist von 25 französischen Chasseurs à pied besetzt." — „Vorwärts, Jungens," rief der kühne Führer, dem die Kampflust aus den Augen leuchtete, seinen Kameraden zu, — „wir wollen uns die Franzosen einmal in der Nähe betrachten," und unbekümmert um einen nochmaligen Warnungsruf meines Vaters flogen die drei kecken Reiter in voller Carriere, den Karabiner in der Hand, der Brücke zu. — Sprachlos vor Schrecken über eine solche Tollkühnheit folgten wir ihnen mit den Blicken. Jetzt hatten sie die Brücke erreicht, und wie der Wind sausten sie hinüber in das französische Dorf hinein. Der Knall einiger Schüsse drang zu uns, dann war alles still. „Die kommen nicht mehr zurück," klang es fast gleichzeitig von den Lippen einiger Männer, aber wer beschreibt unser Erstaunen, als nach Verlauf einiger Minuten die drei kühnen Reiter unversehrt wieder bei uns eintrafen! Kaum hatten die französischen Chasseurs die drei Dragoner erblickt, als sie die Brücke im Stich ließen, und unter Zurücklassung ihrer Gewehre in wilder Flucht in die nächsten Häuser stürzten und sich dort versteckt hielten, bis „Les Prussiens" das Dorf wieder verlassen hatten. Dieser Überfall mußte gerächt werden. Am folgenden Morgen rückte ein Regiment Infanterie, einige Schwadronen Kavallerie und eine Abteilung Artillerie in unser Dorf ein. Sie tranken das vorhandene Bier aus und marschierten dann bis zum nächsten bayrischen Dorfe Bebelsheim. Während Offiziere und Mannschaften die einzelnen Wirtschaften aufsuchten und alle geistigen Getränke bis auf den letzten Tropfen vertilgten, begab sich der Führer der Abteilung mit zwei Adjutanten zum Pfarrer des Dorfes und erkundigte sich, wie weit es bis zum Rhein sei. „Herr General," — war die prophetische Antwort des biederen Pfarrers, — „wenn Sie die Entfernung bis zum Rhein nicht kennen, dann werden Sie den Rhein nicht zu sehen bekommen." — Der General lächelte überlegen und bat um eine Karte der Pfalz. Da der Pfarrer eine solche nicht besaß, wies er ihn an den Schullehrer. Dieser war des Französischen nur wenig mächtig, so daß es eine geraume Zeit währte, bis er herausbrachte, daß die Herren eine Karte wünschten. Er führte sie darauf in den Schulsaal, wo an den Wänden verschiedene Schulkarten, unter anderen auch die Karte von Palästina hingen. „Ah, voila la carte du Palatinat!" („Ach, das ist ja eine Karte der Pfalz!") rief einer der Offiziere aus, indem er auf diese Karte deutete. Die Herren betrachteten sie eine Weile, rollten sie dann zusammen und nahmen sie mit, sichtlich erfreut über die wertvolle Beute, die sie gemacht hatten.

Der Gefreite Schroll vom 11. bayrischen Regiment „von der Tann" war es gewesen, der mit wuchtigen Axthieben die Ketten der aufgezogenen Zugbrücke von Weißenburg zu durchhauen suchte, bis dies dann endlich einigen wohlgezielten Granaten gelang und der Eingang in die Stadt frei wurde. Der tapfere Bayer erhielt für seinen Feuereifer im Kettensprengen das Eiserne Kreuz und das silberne Militärverdienstkreuz.

In dem Kampfe um das Dorf Niedselz bei Weißenburg zeichnete sich Sergeant Ferdinand Pitton aus Rennerod, Kreis Oberwesterwald, ganz besonders aus. Dem 1. Bataillon des 2. nassauischen Inf.-Reg. Nr. 88 unter Major Heye angehörend, lag er feuernd mit seiner Abteilung an der Böschung des Seltzbaches, als der Befehl zum Sturm gegen das Dorf gegeben wurde. Allen voraus stürmte Pitton gegen die von den Franzosen unter mörderischem Feuer gehaltene Brücke vor und munterte, obwohl bald darauf zum Tode getroffen, seine Leute unaufhörlich zum Vorgehen auf. Bald darauf verschied der Held.

Bei der Erstürmung des Geisberges bei Weißenburg wurde dem Premierlieutenant von Voigts-Rhetz des 1. nassauischen Inf.-Reg. Nr. 87 die Schulter durch einen Schuß zerschmettert, der tapfere Offizier blieb aber gleichwohl an der Spitze seiner Compagnie. Erst nachdem der Schafbuschhof nach schwerem Ringen erstürmt war, meldete sich der tapfere Offizier in stramm dienstlicher Haltung bei seinem Vorgesetzten, und bat diesen, da ja das Gefecht jetzt zu Ende sei, um Erlaubnis, auf den Verbandplatz gehen zu dürfen. Es bedurfte verschiedener Monate, bis der tapfere Offizier wieder bei seinem Regiment einrücken konnte.

Unteroffizier Wilhelm Franke aus Biesenrode, Kreis Mansfeld, hatte im Gefecht bei Weißenburg zu wiederholtenmalen Verwundete aus dem feindlichen Feuer getragen und sie in einem nahen Graben in Sicherheit gebracht. Die Uniformsstücke hingen ihm in Fetzen am Leibe, so hatten ihm französische Kugeln zugesetzt, aber er lachte nur darüber. Als es sodann zum Sturm gegen den Geisberg vorging, war er unter den vordersten, die am Thore des Gehöftes ankamen. Eben nicht gerade sanft pochte er mit seinem Kolben gegen das Thor, aber die Franzosen riefen nicht herein, sondern antworteten mit einer herzhaften Salve aus den Dachluken. Eine Kugel traf Franke durch den Hals, trotz dieser schweren Verwundung schoß er aber ruhig fort, und zog sich erst auf wiederholten ausdrücklichen Befehl, kopfschüttelnd, denn am Sprechen verhinderte ihn sein Schuß, aus dem Gefecht zurück. Er wurde für sein tapferes Verhalten mit dem eisernen Kreuz dekoriert

Eine hübsche Episode aus dem Kampfe von Weißenburg wird, und das macht die Erzählung doppelt wertvoll, von einem französischen Artillerie-Hauptmann folgendermaßen geschildert: „Meine Batterie und ein Regiment Infanterie standen schon längere Zeit einem deutschen Truppenteil gegenüber. Die Kugeln sausten lustig herüber und hinüber und mancher Brave auf beiden Seiten färbte schon das Gras mit seinem Blute — aber auf einmal wurde unsere Aufmerksamkeit auf ein so außergewöhnliches Ereignis gelenkt, daß wir unsern Augen nicht trauten. Ein deutscher Soldat kam unter dem heftigsten Kugelregen querfeldein im Laufschritt auf unsere Abteilung zugerannt, eine Feldflasche hoch empor haltend. Meine Leute hielten, von der Tollkühnheit dieses deutschen Soldaten betroffen, mit Schießen inne, einige wenige Schüsse, die noch abgegeben wurden, waren keine gezielte. Endlich kam er so nahe an uns heran, daß er in ziemlich gutem Französisch uns zurufen konnte: „Kameraden, mein Hauptmann ist schwer verwundet — er leidet an Durst — wir haben kein Wasser und keinen Branntwein — helft ihm!"

Die Bewunderung, die man dem braven heldenmütigen Jünglinge zollte, war eine allgemeine; manchem alten Schnauzbart standen Thränen in den Augen. Man füllte eiligst seine Feldflasche mit Wasser und Branntwein. Nach kurzem Dank und militärischem Gruß machte er kehrt und eilte schnellen Schrittes, wie er gekommen, wieder den Seinen zu, um seinem Hauptmann den Labetrunk zu bringen."

Sergeant Bliesener vom 2. Leibhusarenregiment aus Treptow a. R. gebürtig, stieß am Tage nach Weißenburg bei einem Ritt auf eine französische Infanteriepatrouille. Ohne weiteres ritt er auf dieselbe los, hieb einen der Franzosen, die natürlich sofort Feuer auf ihn abgegeben hatten, ohne jedoch zu treffen, nieder, schoß einen zweiten mit der Pistole durch den Leib und jagte die andern in die Flucht. Nach der Schlacht bei Wörth zeichnete er sich wiederholt aus. Es war in Erfahrung gebracht worden, daß die Franzosen Truppentransporte auf der Bahnlinie Chaumont-Châlons beförderten. Dies zu verhindern, ward Lieutenant Graf Carmer mit einem Zuge der 1. Eskadron nach Chevillon geschickt, das jedoch vom Feinde sehr stark besetzt gefunden wurde. Die kühne Schar erhielt sofort Feuer, ihr Führer wurde ernstlich verwundet. Sergeant Bliesener ließ sich jedoch nicht aus der Fassung bringen, in aller Ruhe zerstörte er die Telegraphenleitung und nahm, als er sich auf den Rückweg machte, noch die Postkasse und den Briefkasten der dortigen Posterpedition samt Inhalt mit. Es gelang ihm auch, trotz heftigen Feuers der Feinde, mit seinem Fang, worunter sich teilweise höchst wichtige und wertvolle, über die Absicht des Gegners Aufschluß gebende Papiere befanden, glücklich zu entkommen. Für sein tapferes Verhalten erhielt er das eiserne Kreuz.

Schon bei Weißenburg hatte Unteroffizier Christian Ott aus Wiesbaden sich durch Tapferkeit und kaltes Blut ausgezeichnet, bei Wörth verschmähte er es, wie die andern Deckung zu nehmen. „Da seht ihr's," rief er lachend und sich kerzengerade aufrichtend, „es trifft nicht jede Kugel!" und in der That, es traf ihn auch keine.

Der erste, welcher bei Wörth die tiefe Sauer passierte, war der Feldwebel Mogwitz vom Königsgrenadierregiment Nr. 7 (2. westpreußisches). Kaum drüben, stürmte er mit seinen Leuten gegen die vom Feinde besetzten Höhen und brachte ihn zum Weichen; daß er durch einen Streifschuß am Oberschenkel verwundet wurde, kümmerte ihn nicht im geringsten, und ebenso wenig verließ er deshalb seinen Zug. Aber seine Stellung mußte er verlassen, der Feind drang gar zu übermächtig

vor; kaum aber hatte er einige Deckung gewonnen, so sammelte er auch schon wieder im tollsten Feuer seine Leute, zog alles, was von Versprengten, und solche giebt es ja immer, in seiner Nähe war, an sich, eröffnete ein heftiges Schnellfeuer auf den vordringenden Feind und trieb ihn zurück. Leider wurde der Tapfere dabei zum zweitenmale und diesmal ernstlicher verwundet, bewußtlos sank er zu Boden. Es waren böse Tage, welche jetzt folgten, immer und immer wieder mußten Knochensplitter aus der Wunde entfernt werden, doch kehrte Mogwitz schon am 9. Oktober zu seinem Regiment zurück. Das eiserne Kreuz 1. und 2. Klasse wurde ihm zuteil.

Lieutenant Zelasco vom 37. Regiment hatte bei Wörth mittelst langer Hopfenstangen seine Leute über den Sauerbach glücklich herübergebracht und hielt sich, dank der 8. Compagnie, bei welcher er seine total erschöpfte Munition ergänzen konnte, stundenlang gegen die Franzosen; stand er im Kampfe, so wollte er auch recht drin stehen und das „Eiserne" sich verdienen. Er achtete es kaum, daß ihm eine Kugel den Helm vom Kopfe riß, nicht, daß ihm die Uniform schon mehrfach von Kugeln durchlöchert war, aber das wohlverdiente Kreuz wurde ihm nicht zuteil; in der vordersten Linie seiner Tapfern, sie vorführend und anfeuernd, traf ihn die Todeskugel mitten in die Stirne. Schöner, seliger Soldatentod!

Füselier Jean Thon aus Eschwege vom hessischen Füselierregiment Nr. 80 rettete bei Wörth bei dem gefährlichen Übergang über den Sauerbach mit eigener Lebensgefahr einen Offizier seines Regiments vom Ertrinken; kaum aufs Trockene gelangt, traf ihn hinter der Kehle ein Schuß durch den Hals, gleichwohl blieb er im Gefecht. „Ach, Herr Lieutenant," meinte er, „ich möchte noch ein wenig schießen;" er machte auch noch die nächste Attake mit und suchte den Verbandplatz erst auf, als ihn seine durch großen Blutverlust eingetretene Schwäche hiezu zwang; auf dem Wege nach dem Verbandplatze trafen ihn aber auch noch zwei Schüsse. Das wohlverdiente Kreuz wurde dem Tapfern zuteil, der, kaum von seinen Wunden notdürftig genesen, auch noch vom Typhus befallen worden war.

Wen sollen wir mehr bewundern, den Musketier Jakob Hartmann aus Strzyzew, Kreis Schildberg, der sich mit zerschossenem Bein hinter seiner Compagnie bis auf die Höhen von Wörth schleppte, wo er kraftlos zusammenbrach, oder den Feldwebel Lehmann aus Berlin, der, durch die Brust geschossen, nicht von seiner Compagnie wich, bis er röchelnd zusammenbrach.

Der Offiziersaspirant 2. Klasse Karl Rupprecht von Laufen in Bayern ging am 6. August, als sein Bataillon zum Sturm gegen die dichtbewaldeten Höhen bei Fröschweiler antrat, energisch mit vor. Bald aber wehrte der in guten Stellungen fechtende Feind ein weiteres energisches Vordringen deutscherseits ab und machte sogar seinerseits energische Vorstöße. Die von der Übermacht angegriffenen Deutschen wurden für einige Zeit zurückgedrängt, die Stellungen des Feindes waren zu stark. Nun aber war es der junge Offiziersaspirant, der, die Fahne hoch erhoben, und seine Leute durch Wort und That anfeuernd, diese wieder zum Stehen brachte. Bald schlossen sich dem tapferen jungen Führer andere Mannschaften an, und nun ging's vorwärts, immer vorwärts! Der Gegner hatte den richtigen Augenblick verpaßt, als seinerseits ein Sturm die schwerwiegendsten Folgen hätte haben können und müssen, nun schritten die Deutschen zum Angriff.

Seit in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts die „Sansculotten" am Rheine auftauchten, wird man wohl selten mehr einen „barfußigen" Fahnenträger gesehen haben. Bei Wörth bot Sergeant Remscheit vom 2. Bataillon der 87er dieses Schauspiel. Die Stiefel drückten ihn entsetzlich; rasch entschlossen zog er sie aus und rannte barfuß ins Gefecht. Beide, die Fahne und ihr Träger, erhielten mehrere Schüsse. Aber hoch hielt der Tapfere sein Banner, bis er endlich, von Blutverlust erschöpft, zusammenbrach.

Wer sie alle nennen könnte, diese in reinster, hellauflodernder Begeisterung vollbrachten Thaten, von denen kein Lied, kein Heldenbuch meldet! Mögen die, deren Namen unbekannt geblieben sind, ihren Lohn in sich und dem Bewußtsein finden, ebenso ihre Schuldigkeit gethan zu haben, wie die, von denen die Bücher reden und die oftmals auch nur Zeit und Umstände in die Möglichkeit versetzten, sich besonders hervorzuthun. Aber nicht vergessen dürfen wir den Sergeant Kabisch vom 4. Posenschen Infanterie-Regiment Nr. 59, der von seiner Abteilung abgekommen und auf eine zurückgehende bayrische Abteilung gestoßen war. Im Verein mit „den blauen Teufeln", denen sein Vorschlag sofort angenehm war, sie konnten es bisher offenbar noch nicht zu einer ordentlichen Rauferei bringen, warum nicht, mag der Himmel wissen, machte der tapfere Unteroffizier 17 Offiziere und 312 Mann zu Gefangenen. Welches beschämende Gefühl für die noch vor wenigen Tagen so stolzen, siegesgewissen französischen Offiziere, ihre Degen einem „simpeln" deutschen Unteroffizier, den sie für nichts zu achten gewohnt gewesen waren, übergeben zu müssen. Ja, der deutsche Unteroffizier ist ein Gegner, mit dem die Franzosen zu rechnen haben, und eine Zierde der deutschen Armee.

Soldat Kraus vom 1. bayrischen Chevaulegers-Regiment erhielt das eiserne Kreuz 2. Klasse, weil er eine französische Kanone, deren Bespannung niedergeschossen war, mit zwei Dienstpferden bespannte und trotz starkem feindlichem Feuer aus Reichshofen zu seiner Eskadron brachte.

Einer jener Bayern, welche die Franzosen schlankweg als „blaue Teufel" bezeichneten, der Unteroffizier Jakob Wörle vom Leibregiment, aus Dillingen, hatte schon bei Wörth den Posten, auf dem er stand, und es war dies einer der gefährlichsten, stramm festgehalten und seine Munition nicht umsonst in den Podewils geschoben. Mit Bewunderung sah Generallieutenant von Stephan dem biederen Schützen zu und beförderte ihn noch auf dem Schlachtfelde zum Unteroffizier, schlug ihn auch zur Dekorierung vor. Sie ward keinem Unwürdigen zu teil, denn als es bei Bazeilles den furchtbaren Straßenkampf auszufechten galt, nahm der tapfere Wörle unter dem tollsten Feuer des Feindes ein Haus mit Sturm und machte dort einen Offizier und 11 Mann Marinesoldaten zu Gefangenen. Wer es weiß, wie sich die französischen Marinesoldaten schlugen, welche Kerntruppe sie bildeten, der wird den einfachen bayrischen Unteroffizier, dem natürlich die wohlverdiente Auszeichnung zu teil wurde, seine Bewunderung nicht versagen.

Die erste reitende Batterie des 11. (hessischen) Feldartillerie-Regiments, welche bei Elsaßhausen feuerte, war benachrichtigt worden, daß der Feind mit Massen gegen dieses Dorf vorstoße. Sofort ging die Batterie vor und nahm eine Stellung, aus welcher sie die anmarschierenden Kolonnen, fast durchgängig Zuaven, energisch unter Granatfeuer nehmen konnte. Aber der Feind hielt sich brav, und so breite Lücken die Granaten in seine Reihen rissen, er drang vor, weiter, immer weiter, die Batterie schien ihm unrettbar verfallen zu sein. An Unterstützung war nicht zu denken, an ein Abfahren ebensowenig, denn die meisten Pferde lagen tot oder verwundet auf der Erde. Die Zuaven, welche die Sachlage rasch begriffen, schrieen und brüllten vor Freude, ihr Opfer schien ihnen sicher. Aber sie hatten nicht mit deutscher Kaltblütigkeit gerechnet. Als wär's daheim im Kasernenhof, ertönte das Kommando „mit Kartätschen geladen," und ebenso ruhig, wie dort, wurde es ausgeführt, die Geschütze gerichtet, und mit lautem Hurra der erste Schuß abgegeben. Sergeant Hoffmann, welcher das 4. Geschütz führte, war es gewesen, der zuerst losgeschossen hatte, und nun krachte ein Geschütz um das andere, und jeden Schuß begleitete ein jubelndes Hurra! 31 Kartätschensalven gaben die Geschütze ab, Salven, welche den Feind mehr als stutzig machten, da war auf keinen freundlichen Empfang zu rechnen. So machten denn die letzten Zuaven, die allerdings bis auf 150 Schritt an die Batterie herangekommen waren, kehrt, mochten die ihnen folgenden Kürassiere ihr Heil versuchen! Aber denen gelang es ebenso wenig. Inzwischen waren drei frische Batterien herbeigeeilt, und als nun die Kürassiergeschwader hervorbrachen, ereilte sie jenes Geschick, von dem man noch in späten Jahren erzählen wird, sie wurden vernichtet von der deutschen Infanterie.

Morsbrunn bei Wörth war genommen, die Thüringer vom 32. Regiment, die an jenem Tage Herrliches leisteten, hatten sich eben angeschickt, mit ihrem 1. und 2. Bataillon die Weinberge südlich des Dorfes und den von französischen Linientruppen besetzten Waldsaum anzugreifen. Da aber brachen, kaum hatte die 6. und 7. Compagnie die Höhe des Weinbergs erreicht, mit einemmale etliche Schwadronen der Kürassierbrigade Michel gegen das Halbbataillon vor. Es ist ein eigentümliches

Gefühl, zum erstenmale im Feuer zu stehen, und vollends wenn Kürassiere auf einen einreiten. Sergeant Schubert der 7. Compagnie, der die Fahne trug, war bereits verwundet, Bataillonstambour Eichbaum hatte sie aus den Händen des Verwundeten entgegengenommen, gleich darauf aber nahm sie ihm Hauptmann Roques, welcher das Halbbataillon führte, ab und sammelte seine Leute um sich. Ruhig wies er ihnen den Platz an, wo es galt, auszuhalten, und nun entwickelte sich da oben jenes berühmte Schnellfeuer, welches dem Marschall Mac Mahon in Nancy den wehmütigen Ruf entlockte: „Ich habe keine Kürassiere mehr!“

Das 6. Thüringische Infanterie-Regiment Nr. 95 hat sich bei Wörth mit Ruhm bedeckt, vollen Anteil hieran erwarb sich die 10. Compagnie dieses Regiments. Beim Sturm auf Elsaßhausen sah sich diese von Hauptmann Schüßler geführte Compagnie plötzlich einer vor ihr auf der Höhe aufgefahrenen Batterie gegenüber, welche ein heftiges Feuer auf die Anstürmenden unterhielt. Der Hauptmann ging mit seinen Leuten, jede Deckung geschickt benützend, sprungweise vor, vergaß aber dabei nicht, einen seiner Züge unter Premierlieutenant Blomeyer II. dem Feinde in die Flanke zu schicken. Flankenangriffe führen gewöhnlich zum gewünschten Resultate. Die Zuaven, welche die Aufgabe hatten, die Batterie zu decken, hielten nicht allzulange stand, sie flohen, und nun wurde die Bedienungsmannschaft der Geschütze weggeschossen, wie die Hasen, dem darauffolgenden Bajonettangriff erlag die Batterie; Hauptmann Schüßler, Lieutenant Lenz und Portepeefähnrich Noël, mit Feldwebel Heerling und etlichen Füsilieren, waren die ersten in der Batterie. Sofort wurden zwei der Geschütze mit der Compagnie- und Regimentsnummer, sowie den Namen der Eroberer bezeichnet, die übrigen Geschütze mochten die Abteilungen, welche jetzt von überall her in die Batterie eindrangen, unter sich verteilen, sie hatten ja auch wacker mitgethan. Kaum aber war die Beute lustig, friedlich und schiedlich verteilt, da schmetterte ein nur zu wohl bekanntes Signal, und gleichzeitig erhob sich der Ruf: „Kavallerie in der rechten Flanke!“ Daß ein solcher Ruf im Ohr eines Infanteristen besonders angenehm erklinge, läßt sich nicht behaupten, aber zum langen Nachdenken ist in solchen Fällen wenig Zeit. Da brausten sie auch schon heran, die prächtigen Reiter in ihren blinkenden Brustharnischen und die flatternden Roßschweife auf dem Helme, ein wundervoller Anblick, aber so schön das sonst im Manöver war, heute war dies gleichbedeutend mit Entsetzen, Elend, Jammer und Tod! Mit bewunderungswürdiger Ruhe hatte Premierlieutenant Blomeyer II. seine Leute einen Klumpen formieren heißen, ebenso rasch war der Befehl ausgeführt worden, die Gewehre lagen im Anschlag, die Kürassiere durften nur kommen. Sie kamen, diese prächtigen, zu siegen oder zu sterben entschlossenen Leute. Schon sind sie so nahe, daß man jeden einzelnen Reiter genau unterscheiden kann, die Pferde schnauben und wiehern, die Kampfeslust hat sich auch ihnen mitgeteilt, die Kommandos der Offiziere klingen hell und scharf, da mit einemmale kracht's und kracht's wieder, und knattert's und rollt's in einem fort, der glänzende Angriff stockt, hochauf bäumen sich, mit den Vorderfüßen ausschlagend, die edlen Rosse, so manches der Tiere hat das Blei getroffen, aus den Sätteln stürzen, sinken todwunde Reiter, Berge von Leichen und Pferdekadavern türmen sich auf, Verwundete werden von den scheu gewordenen Tieren niedergetreten, zerstampft, todwund geschlagen; wohin das Auge blickt, grausenhafte Zerstörung, Wunden und Tod. Wohl sind einige Abteilungen der Kürassiere seitwärts ausgebogen, aber nur, um desto sicherer anderen Abteilungen der Deutschen vor die Gewehre zu kommen und dort den Untergang zu finden, dem sie hier glücklich entronnen. Am Straßenrand steht Hauptmann Schüßler, stolz auf seine Leute; er wußte ja, was er von ihnen erwarten, daß er sich auf sie verlassen durfte. Der Angriff war abgeschlagen, nun galt es, so viel als möglich den armen Teufeln zu helfen, Freund und Feind, die hier mit zerschmetterten Gliedern, ächzend, stöhnend, um einen Tropfen Wasser jammernd, dalagen. Eben bückte sich der brave Hauptmann über einen hilflos daliegenden Verwundeten, um nach dessen Wunde zu sehen, da traf ihn das Todesgeschoß im Rücken, entseelt sank er über dem Verwundeten zusammen, den er mitleidig hatte laben und erquicken wollen. Treu der Pflicht, mit dem herrlichen Bewußtsein gesiegt zu haben, und im Dienst der Humanität, im Begriff dem Feind zu helfen, den Tod zu finden, dreimal selig der Mann, dem solches Los beschieden war!

Dem tapferen Regimente fielen für die beiden hier, und für ein bei Bretoncelles erobertes Geschütz 614 Thaler und 10 Groschen Beutegelder zu; was wollten die armseligen Groschen bedeuten, gegenüber dem erhebenden Gefühl, seine Schuldigkeit gethan und dem Vaterlande Ehre gemacht zu haben.

Die Thüringer hatten Glück, merkwürdiges Glück, an diesem Tage. Ihre erste Compagnie war mit unter denen, welche in erster Reihe gegen Fröschweiler anstürmten. Plötzlich befindet sich die Compagnie einem Trupp gegenüber, lauter Turkos, in deren Mitte einer eine rote Fahne hoch emporschwingt, welche mit Halbmonden und einer offenen Hand geziert war. Den Musketier Ernst Wickel aus Gotha gelüstete es, sich die Fahne etwas näher zu betrachten, in Deutschland war bisher wohl kaum eine solche gesehen worden, er legt an, zielt, zielt sicher, und Fahne und Träger stürzen, Wickel springt herzu, fängt die Fahne mit dem Bajonett auf und bringt die erste, in diesem Kriege erbeutete Fahne, wenn es auch kein Adler, sondern nur eine Turkofahne war, im Triumph zum Regiment; daß die Fahne und deren Eroberung wichtig genug gehalten wurde, beweist am besten die Thatsache, daß die Fahne noch heute in der Garnisonskirche von Potsdam aufbewahrt wird. Dem tapferen Krieger wurde ein schöner Ehrensold von beinahe 5000 Mark in jetzigem Gelde, dem braven Bataillon, das sich so vorzüglich hielt, ein Ehrenpreis von 1580 Thalern zuteil, deren Zinsen dazu verwendet werden, brave, bedürftige, im Dienst befindliche Unteroffiziere zu unterstützen.

Lieutenant von Berken war es gewesen, der den in Wörth wieder einzudringen versuchenden Franzosen ein energisches: „bis hieher und nicht weiter!“ mit seinen Leuten zurief, und sie, die bereits in der Nordwestecke auf der Hauptstraße eingedrungen waren, wieder hinauswarf. Seiner Verwundung nicht achtend, leitete er kaltblütig das Feuer seiner Leute, und vereitelte alle Versuche des Gegners, die ihm entrissenen Vorteile zurückzugewinnen.

Das 50. Regiment, 3. niederschlesisches Infanterie-Regiment, verlor am Tage von Wörth 19 Offiziere tot oder an den Verwundungen gestorben, 13 Offiziere verwundet und 855 Mann; die toten Offiziere wurden in ein gemeinschaftliches Grab auf dem das ganze Schlachtfeld von Wörth überragenden Galgenhügel gebettet. Feldwebel Bauch, durch den Unterleib geschossen, schleppte sich trotz seiner schweren Verwundung zu seinem in der Nähe ebenfalls verwundet liegenden Bataillons-Kommandeur, Oberstlieutenant von Sperling, hin, mit den Worten: „Nur eines sagen Sie mir, Herr Oberstlieutenant, haben wir gesiegt?“ Feldwebel Bauch wurde für sein tapferes Verhalten an diesem Tage zum Offizier ernannt.

Portepeefähnrich Landerer vom 3. württembergischen Jägerbataillon wurde bei Wörth, als er, seinen Leuten kühn vorausstürmend, den Angriff auf Fröschweiler und Elsaßhausen mitmachte, von einer Kugel in den Fuß getroffen. Zusammenbrechend ermahnte er seine Leute, den Franzosen gehörig auf den Leib zu gehen, und gab noch, am Boden liegend, klar und ruhig seine Befehle. Für seine Tapferkeit wurde er mit dem eisernen Kreuze dekoriert.

Als die Württemberger bei Wörth zum Kehraus antraten, erhielt Soldat Härle von Dellmensingen O/A. Laupheim einen Schuß durchs Gesicht, der ihm die ganze untere Kinnlade zerschmetterte. Allen Aufforderungen, den Verbandplatz aufzusuchen, setzte er unbeugsamen Trotz entgegen, und als ein Kamerad diese Aufforderung wiederholte, entbot er ihm den Gruß des Götz von Berlichingen, der den kaiserlichen Hauptmann vor etlich 300 Jahren bekanntlich zu etwas ganz anderem einlud, als zu einem kühlen Trunk. So machte es auch der Härle von Dellmensingen, und schoß ruhig mit seinen Kameraden weiter, bis es ihm an der Zeit dünkte, nun doch auch einmal den Bataillonsarzt nach seinem gar bös zugerichteten Kauwerkzeug sehen zu lassen.

Sergeant Haase der 3. Eskadron des 2. brandenburgischen Dragoner-Regiments Nr. 12 war mit Sekondelieutenant Graf zu Dohna auf Patrouille und wurde von diesem mit einem Dragoner gegen Groß-Blittersdorf vorgeschickt, um möglichst genaue Nachrichten über den Feind einzuziehen. Er kam diesem Befehle nach, indem er bis an einen von feindlicher Infanterie besetzten Wald heranritt und die außerhalb desselben postierten Schützen in denselben hineintrieb. Auf dem Rück-

weg mit Deckung der linken Flanke der Patrouille betraut, bemerkte er, daß eine französische Chasseur-Schwadron dem Lieutenant Graf zu Dohna den Rückweg zu verlegen beabsichtigte. Sofort ritt er mit seinen paar Mann gegen die Eskadron vor, feuerte einige Schüsse mit seinen Leuten auf dieselbe ab und zwang sie zum Rückzug. Die Umsicht und Schneidigkeit des Sergeanten, der sich als einen sehr „mutigen Hasen" gezeigt hatte, wurde mit dem eisernen Kreuze belohnt.

Sergeant Bartolomä vom Leibgrenadier-Regiment (Brandenburgisches) Nr. 8, erhielt einen Schuß durch die Mütze, wobei ihm gleichzeitig auch der Kopf noch gestreift wurde. Mit ächtem Galgenhumor hob er die Mütze vom Boden auf, schwenkte sie, wie daheim beim Scheibenschießen, wenn eine Kugel übers Ziel hinübergeflogen ist, und rief dabei aus: „Viel zu hoch!" Noch lange wurde im Regiment dieses lustige „Viel zu hoch!" getrieben, und dadurch die Erinnerung an den braven Burschen wach erhalten, der am Spichernberg so lustig seine Mütze schwenkte.

Mühsam, wie alle anderen Compagnien, hatte auch die 5. des 5. brandenburgischen Infanterie-Regiments Nr. 48 unter ihrem Hauptmann Adolf Werner die Spicherer Höhen erklommen, nun aber galt es, unter diesem geradezu höllischen Feuer der Franzosen sich zu sammeln und einen energischen, geschlossenen Angriff zu machen. Einer der ersten Verwundeten war der Hauptmann selbst, aber er achtete nicht darauf und stürmte weiter. Viermal noch traf ihn das feindliche Blei, er blieb bei seiner Compagnie und kommandierte ruhig: „Festen Tritt, Leute! Wir wollen den Franzosen zeigen, daß wir auch im Kugelregen Parademarsch zu machen verstehen!" Bald darauf sank er, vom Blutverlust erschöpft, zusammen, aber immer noch tönte hinter seiner Compagnie der anfeuernde Ruf des Hauptmanns: „Nur nicht zurück, Kinder! Immer vorwärts!" Dann umhüllte eine wohlthätige Ohnmacht für kurze Zeit seine Sinne, nach vier schmerzensreichen Tagen starb er im Feldlazarett zu Saarbrücken.

Der Gefreite Friedrich Noack von Gutschow gab bei Spicheren, als während des Kampfes, was sich ja nie völlig vermeiden läßt, die eigenen Truppen eine Zeit lang auf einander feuerten, in unerschrockener, für ihn selbst aber hochgefährlicher Weise die nötigen Aufklärungen. Bei Vionville war er es wieder, der, als es an Munition zu mangeln begann, mit vier Kameraden sich aufmachte, um solche herbeizuschaffen. Ebenso wacker hielt er sich vor Le Mans; immer vorn dran, nannten ihn seine Kameraden nur noch den „Hurra-Noack," er wurde auch für seine Tapferkeit mit dem eisernen Kreuze dekoriert und war unter den zum Einzug nach Berlin Kommandierten, welche das sogenannte eiserne Bataillon bildeten, da jeder einzelne mit dem eisernen Kreuze dekoriert war.

Vor Saargemünd und am Eingang in die Stadt hatten die dortigen Einwohner Verhaue angelegt und Barrikaden errichtet. Das braunschweiger Husaren-Regiment, welches den Befehl hatte, sich der Stadt zu bemächtigen, sandte eine Patrouille voraus unter Führung des Lieutenants von König. Den Revolver in der Hand, sprengte er gegen den Verhau vor und donnerte den dort stehenden Bürgern zu: „Im Augenblicke werden diese Hindernisse weggeräumt!" Das half! Was sie vorher mühsam aufgetürmt, mußten die Biedermänner jetzt wieder wegräumen. Dann ging's im Galopp vor die Mairie, wo dem Maire gesagt wurde, in einer halben Stunde kämen 20000 Mann nach. Die kamen nun zwar nicht, wohl aber das Husarenregiment, welches übrigens vollständig hinreichte, die Saargemünder von allen Gedanken ans Barrikadenbauen ein für allemal abzubringen.

Sergeant Ludwig Metzger aus Graben bei Karlsruhe, vom 2. badischen Dragoner-Regiment, war als Patrouillenführer am 7. August mit drei Mann über Sachsenhausen gegen den Nonnenhof vorgeritten, wobei er schon nach kurzer Zeit auf eine ihm weit überlegene französische Patrouille, aus Infanterie und stolzen Kürassieren bestehend, stieß, die ihn mit lebhaftem Feuer begrüßte. Er überritt schlankweg mit seinen Leuten die Infanterie und nun ging's flott auf die Kürassiere los, im nächsten Augenblick klirrten Pallasch und Säbel aufeinander. Dragoner Schulz, am Kopfe verwundet, nahm diesen Denkzettel krumm, er erschoß zwei der Kürassiere mit dem Pistol und nahm deren Pferde als gute Beute, die erste im Regiment, triumphierend mit zurück ins Biwak. Es läßt sich denken, daß lauter Jubel die Heimkehrenden begrüßte. — Als die braven badischen Dragoner die ersten gefangenen Turkos sahen, brachen sie in die Worte aus: „Und vor solchen Kerls hätten wir uns fürchten sollen?! Das sind ja kaum Menschen!"

In Biesheim stak der Feind in ziemlicher Stärke, wurde aber von Premierlieutenant Winslöe aus demselben hinausgeworfen. Bald suchte er jedoch sich wieder zu sammeln und nochmals vorzudringen, da brach Lieutenant Graf Sponeck wie das Wetter mit seinen 30 Dragonern in die Franzosen, mitten in deren Infanteriekolonne hinein, an seiner Seite Trompeter Beierle, Sergeant Zuber aus Beierthal und Unteroffizier Conrad Reichert aus Malsch. Ihnen folgten die Dragoner, und nun sausten die Hiebe hageldicht auf die Köpfe der Franzosen nieder, welche sich beeilten, die Waffen wegzuwerfen, und in toller Flucht querfeldein davonliefen; aber die Dragoner blieben ihnen dicht auf den Fersen und machten erst vor den Mauern und Thoren Neubreisachs Halt. Vor dem Glacis dieser Festung sammelten sich die Dragoner in aller Seelenruhe, ohne daß die in der Festung, man sollte es nicht für möglich halten, auch nur einen Schuß auf dieselben abgegeben hätten. Ruhig duldeten die Franzosen, daß die Dragoner die Sättel und das Zaumzeug ihrer gefallenen Pferde auf Wagen luden, ruhig, daß die Waffen der Franzosen mitgenommen, die Verwundeten fortgeführt wurden, nicht im geringsten wurden die über Biesheim nach Widensohlen Zurückmarschierenden gestört. Um ½10 Uhr trafen die Sieger dort ein; sie hatten nur 2 Tote und 1 Schwerwundeten, ebenso 4 tote und 3 verwundete Pferde. Gewiß, es gab im Verlaufe des Feldzugs noch größere, ruhmreichere Gefechte, aber gerade solche erste Erfolge, solche kleine Siege zu Beginn des Kampfes mit dem Feinde sind es, welche einem Regiment Selbstvertrauen und frohen Mut geben, man gewöhnt sich an den Gedanken, daß man siegen muß, und erzwingt in dieser Überzeugung auch den Sieg. Als besonders tapfer sind bei dieser Affaire noch zu erwähnen der Gefreite Valentin Unser aus Muggensturm und die Dragoner Carl Wörner aus Obertsroth, Matthäus Schelb aus Hinterzarten, Wilhelm Wick aus Sulzbach, Philipp Federle aus Großweier, Jakob Lauble aus Gutach und Michael Ziegler aus Zitzenhausen. Auch zwei Spione glückte es dem Dragonerregiment aufzugreifen, dagegen entging ihm der Hauptfang. Trotz alles scharfen Fahndens und aller Wachsamkeit gelang es dem republikanischen Maire von Straßburg, Valentin, in Nummersheim sich allen Nachstellungen zu entziehen.

Ein keckes Reiterstücklein führte Vizewachtmeister Gustav Ziegler aus Karlsruhe Mitte August bei Schiltigheim aus. Er ritt von diesem Ort mit seiner Patrouille bis ans Festungsglacis vor, wo er das erste Pallisadenthor zwar verbarrikadiert, aber unbesetzt fand. Sofort ließ Ziegler die Hälfte seiner Mannschaft absitzen und räumte unbekümmert um das jetzt vom gegenüberliegenden Walle auf ihn unterhaltene starke Feuer ein Stück nach dem andern von der Barrikade hinweg. Nun aber wurde doch das Feuer zu heftig, als daß er noch weiter mit seinen wackern Dragonern, den Gefreiten Casimir Schäfer aus Iffezheim, Gustav Gröhbühl aus Berghausen und den Dragonern Johann Georg Imgraben aus Brötzingen, Leo Ott aus Ulm, Valentin Hormuth aus Rheinsheim und Nikolaus Scheidt aus Krötzingen hätte vordringen können; es war nichts mit dem Handstreich auf Straßburg, und ebensowenig Erfolg hatte die Absendung eines Parlamentärs, der die Festung zur Übergabe aufforderte. Die Dragoner hatten ja selber nicht daran gedacht, daß Straßburg vor ihnen kapitulieren werde, aber sie hatten doch die Ehre und den Ruhm, die ersten gewesen zu sein, die vor Straßburg erschienen und die Stadt aufforderten, zurückzukehren zur alten Mutter Germania. Ein stolzes Bewußtsein für diese Dragoner, die seelenvergnügt in ihr Biwak zurückkehrten.

Das 1. brandenburgische Ulanen-Regiment Nr. 3, Kaiser Alexander von Rußland, hatte eine aus dem Gefreiten Fiddicke aus Rathstock, Ulan Schwarz aus Sorge und dem Ulanen Rinneberg aus Mühlhausen bestehende Patrouille auf die Nachricht hin, daß Ancy und Ars sur Moselle vom Feinde besetzt sei, auf Rekognoszierung ausgesandt, aber Roß und Reiter sah man so bald nicht wieder; erst nach etwa zwei Monaten fand sich der Ulan Schwarz wieder beim Regiment ein und wußte folgendes über die damaligen Erlebnisse zu berichten: „Bis

Ars sur Moselle war alles ganz glatt abgelaufen, nirgends hatte sich etwas vom Feinde gezeigt, man war also berechtigt, anzunehmen, daß Ars unbesetzt sei. In flottem Anlauf ging's hinein in die Stadt. Da ruft aus einem Hause eine Stimme in gutem Deutsch: „Kinder, kehrt sofort um, ihr reitet in euer Verderben," aber die Ulanen lachen darüber; „ein deutscher Ulan," ruft der Gefreite Fiddicke, „fürchtet sich nicht!" und immer weiter sprengt er, bis ans andere Ende des Dorfes, dort aber knallt es plötzlich von allen Seiten, Feinde ringsum! Bald ist die tapfere Patrouille vollständig umzingelt, zwei der Reiter sinken mehr oder weniger schwer verwundet aus dem Sattel, Rinneberg wird gefangen, nur dem Ulanen Schwarz gelingt es, sich durchzuschlagen und mit Hilfe seines treuen Rosses nach der Mosel hin zu entkommen. Aber die Feinde sind dicht hinter ihm; es bleibt ihm, obwohl sein Pferd verwundet ist, kein anderer Ausweg, er stößt ihm die Sporen in die Weichen, ein Sprung, und schon durchschwimmt das treue Tier mit seinem Herrn den Moselfluß. Glücklich erreichen Mann und Roß das andere Ufer, aber alles ist umsonst gewesen, feindliche Infanterie hat das kühne Reiterstücklein bemerkt, ist herbeigeeilt und nimmt Mann und Roß gefangen. Erst nach zwei Monaten gelang es dem tapferen Ulanen, vom Feinde unbemerkt, zu entkommen. Später, als Metz kapituliert hatte, kam auch der inzwischen von seinen Wunden geheilte Ulan Rinneberg zu seiner Eskadron zurück, der brave Gefreite Fiddicke jedoch war auf dem Felde der Ehre geblieben. Sein Andenken und sein kühnes Stücklein aber leben im Regimente fort.

Beim Überschreiten des Valières-Grundes, wobei er mit seinen Leuten trotz eines mörderischen Chassepot-Feuers die französischen Plänkler aus der die vorliegende Höhe krönenden Allee vertrieb, war Sekondelieutenant Graf von Schlippenbach von der 3. Compagnie des ostpreußischen Jägerbataillons Nr. 1 schwer verwundet worden. Gleichwohl blieb er ruhig im Gefecht und gab seinen Jägern ein glänzendes Beispiel von Ruhe und Unerschrockenheit; leicht wurden alle Vorstöße der französischen Plänkler abgewiesen. Wenige Zeit später streckte den Grafen ein zweiter Schuß, mitten durchs Gesicht, zu Boden. Unfähig zu sprechen, lag er da, aber mit um so heftigeren Gebärden winkte er die Krankenträger, die ihn zu holen gekommen waren, zurück; er wollte, obwohl ihn inzwischen auch noch ein dritter Schuß getroffen hatte, nicht zurückweichen; an einem Baume lehnend und seiner Wunden nicht achtend, verfolgte er den Gang des Gefechtes. Und wahrlich, solch heldenhafte Beispiele waren nicht verloren. Mit der größten Tapferkeit schlugen sich die an der Allee von **Colombey** aufgestellten Jäger; nur 15 von 50, welche dort aufgestellt gewesen waren, kehrten unverwundet aus dem Kampfe zurück.

Der Standartenträger des 3. (Ziethenschen) Husarenregiments geriet am Abend des 14. Augusts bei **Rezonville** in schwere Bedrängnis, da sein Pferd, im Gewühl von zwei Kugeln getroffen, unter ihm zusammenbrach. Krampfhaft hielt Unteroffizier Grothe sein Kleinod an sich gepreßt, aber zwei Franzosen versuchten, es ihm zu entreißen. Schon hatten sie die Hände danach ausgestreckt, schon es erfaßt, als mit raschem Ruck Grothe es wieder an sich riß, mit der Fahnenstange seine Gegner zu Boden schlug, das Pferd emporzerrte und ihm die Sporen in die Weichen stieß, es zur Anstrengung seiner letzten Kräfte zwingend.

Der braunschweiger Husar, welcher bei **Rezonville** den Marschall Bazaine bereits am Rocke gefaßt hatte, von dessen Adjutanten, dem Rittmeister von Morny-Soult, aber durch einen Stich in den Rücken schwer verwundet und gezwungen wurde, den Marschall wieder loszulassen, hieß Wilhelm Schoppe aus Altendorf, Kreis Holzminden. Ein hübsches Husarenstücklein, schade, daß es nicht vollständig gelang!

Feldwebel Ferdinand Kalow vom 4. brandenburgischen Infanterie-Regiment Nr. 24 (Großherzog von Mecklenburg-Schwerin) stellte sich bei **Vionville**, als seine Compagnie durch vollständigen Mangel an Patronen gezwungen war, ihre fünf Stunden lang mit Mut und Energie gehaltenen Positionen aufzugeben und sich eine Strecke weit zurückzuziehen, an die Spitze von etwa 60 Mann, worunter auch solche des 20. Regiments, warf sich mit dieser kleinen Zahl dem Feinde entgegen und deckte das Zurückbringen einer großen Zahl Verwundeter. Noch einmal während des Feldzuges, am 6. Januar 1871, als am Braye-Bache die Compagnie, bei welcher Kalow diente, von überlegenen Streitkräften angegriffen wurde, erhielt er Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Er warf den in seiner Flanke vorgehenden überlegenen Feind durch sein energisches Draufgehen nicht allein zurück, sondern verfolgte ihn auch; und zwang die Franzosen, Hals über Kopf das Schloß La Fife-Corbin zu räumen, wobei er noch 15 Gefangene machte. Für diesen kühnen Vorstoß wurde dem Tapferen das eiserne Kreuz zu teil.

Portepeefähnrich Edwin Leese vom brandenburgischen Füsilier-Regiment Nr. 35 stürmte bei **Vionville** an der Seite seines Hauptmanns kühn voran; immer unter den vordersten, war er für alle ein leuchtendes Vorbild. Keinen Augenblick verließ ihn seine kühle Ruhe, er achtete es nicht weiters groß, als ihn ein Schuß in die linke Seite traf und zu Boden warf; nach kurzer Zeit schon hatte er sich wieder aufgerafft und ging trotz Blutverlust und Mattigkeit, seine Leute beständig anfeuernd und ihnen zurufend, immer mit vor. Da traf ihn ein zweiter Schuß, zerschmetterte ihm die linke Schulter und ging noch durch den Rücken. Jetzt war natürlich von weiterem Vorgehen keine Rede mehr, schwerverwundet mußte der Tapfere auf den Verbandplatz geschafft werden.

Unteroffizier Emil Salomon von den 35ern ging bei Vionville, obwohl er am linken Fuß stark von einer Kugel geprellt und am rechten Oberarm durch einen Schuß verwundet worden war, mit seiner Compagnie vor, bis er durch einen dritten Schuß genötigt wurde, sich zurücktragen zu lassen. In Vionville, wo man ihn, wie so viele andere, im nächsten besten Hause untergebracht hatte, erfuhr er von dem Hausbesitzer, daß auf dem Dachboden Franzosen versteckt seien. Sofort raffte sich Salomon, obwohl mühsam genug, auf, rutschte mit einem geladenen Gewehre bis nach der Bodenluke hin, und rief den Franzosen drohend zu, sich sofort zu ergeben. Nicht weniger als fünf Mann sprangen auf dies hin ohne Waffen herab und ließen sich geduldig von dem deutschen Verwundeten, der doch viel eher der Gefangene der Franzosen war, so lange bewachen, bis genügend Mannschaft sich eingefunden hatte, um die Gefangenen ans Depot abzuliefern.

Der aus der Reserve einberufene, als Hornist ausgebildete Soldat Zernicke der 6. Compagnie von den 35er Füsilieren hatte am 7. August auf dem Schlachtfeld von Saarbrücken ein preußisches Signalhorn mitgenommen und trug es nach dem alten wahren Satze: „alte Postknechte hören gerne blasen," beständig bei sich. Bei **Vionville** kam die Compagnie in ein verheerendes Feuer, sie sollte gegen die französische Stellung bei Flavigny vorgehen, bald aber lag die Hälfte der Compagnie tot oder verwundet am Boden. Mit schlagenden Tambours und unter den Klängen der Signalhörner ging's gleichwohl vorwärts, da fielen nacheinander sämtliche Spielleute, ebenso waren alle Offiziere der Compagnie bis auf einen verwundet, der Hauptmann mühte sich verzweifelt, unter seinem erschossenen Pferde sich hervorzuarbeiten, der Feldwebel war ebenfalls schwer getroffen, kein Wunder, wenn die Compagnie ins Stocken kam und einen Augenblick kurz trat, aber auch nur einen Augenblick, denn schnell entschlossen hatte Füsilier Zernicke, ohne Befehl dazu bekommen zu haben, sein Horn genommen, und blies mit vollen Backen: „6. Compagnie vor! vor! vor!" Das half! Dem Signal gehorcht jeder brave Soldat, aber der es geblasen, hatte es zum letztenmal gethan. Kaum hatte er das Signalhorn abgesetzt, als ihn eine feindliche Kugel traf, die ihn sofort tot niederstreckte.

Der Musketier Paul Gräber von der 7. Compagnie des 5. brandenburgischen Infanterie-Regiments Nr. 48, sah in der Schlacht von **Vionville**, wie ein französischer Offizier, dem es nicht entgangen war, daß eine französische Compagnie dem preußischen Schnellfeuer nicht länger stand hielt, heransprengte, die Fliehenden sammelte und sie wieder zum Angriff vorführte. Sofort sprang Gräber aus seiner Deckung heraus, um besser schießen zu können, zielte, und der französische Offizier stürzte vom Pferde. Ein lautes Hurra hatte dieser Meisterschuß deutscherseits erweckt, auf seiten der Franzosen aber Schrecken hervorgerufen. Schon vorher entmutigt, ergriff jetzt die französische Compagnie schleunigst die Flucht. Der Schuß trug Gräber das eiserne Kreuz ein.

Die drei Fahnen des 6. brandenburgischen Infanterie-Regiments Nr. 52 wurden zu Beginn des Feldzuges getragen: die des 1. Bataillons von dem Sergeanten Hartert der 4. Compagnie; die des 2. von

Sergeant Wehler von der 7.; die des Füsilierbataillons von dem Sergeanten Woithe der 12. Compagnie. Mit der Fahne in der Hand starb Sergeant Hartert bei Vionville. Eine Zeit lang trug sie nun der Bataillons-Kommandeur selbst, bis er sie in eine neue Hand, die sechste an diesem Tage übergab. Nach Sergeant Wehlers Verwundung wanderte die Fahne des 2. Bataillons in die vierte, die des Füsilierbataillons gar in die sechste Hand, nachdem Sergeant Woithe gefallen war. Sergeant Wehler, der, kaum von seinen Wunden genesen, wieder zum Regiment geeilt war, wurde bei Beaune la Rolande abermals, diesmal tödlich, verwundet und starb nach zwei Tagen.

In der Schlacht bei Vionville ging der Einjährig-Freiwillige Fest von der 2. Compagnie des 6. brandenburgischen Infanterie-Regiments Nr. 52, trotzdem er bereits vier Kugeln bekommen hatte, doch noch mit der Compagnie vor, bis ihn eine fünfte ins Bein niederwarf und kampfunfähig machte. Auch Unteroffizier Grunert von diesem Regiment schloß sich, obwohl er verwundet war, dem vorgehenden 2. Bataillon an, und ging erst, nachdem er einen zweiten Schuß erhalten hatte, zurück. Von seiner Verwundung geheilt, eilte er zum Regiment zurück und zeichnete sich in den Schlachten von Changé und Le Mans aus; am 11. Januar schnitt er, auf einem Patrouillengang begriffen, mit 3 Mann 22 bewaffnete Franzosen ab und zwang sie, sich ihm zu ergeben.

Sekondelieutenant Otto Ney vom 8. brandenburgischen Infanterie-Regiment Nr. 64, „Prinz Friedrich Karl," war bei Vionville am 16. August durch zwei Schüsse am Hals und an der Unterlippe verwundet worden, er blieb aber, um den ohnedies großen Abgang von Offizieren nicht auch noch zu vermehren, beim Regiment, bis zu seiner völligen Wiederherstellung. Bei Naucray tötete ihn in dem dortigen Rekognoszierungsgefecht an der Spitze seines Schützenzuges ein Schuß durch den Kopf.

Die Fahne des 1. Bataillons der 64er trug in der Schlacht von Vionville Sergeant Wilhelm Ruthenberg von der 1. Compagnie mit höchster Bravour seinen Leuten voran. Angefeuert durch solche Kühnheit, folgten ihm beim letzten Vorstoß der Franzosen die Leute alle Mann für Mann und der Angriff der Franzosen, der dem Bataillon leicht hätte sehr gefährlich werden können, wurde abgeschlagen.

Eine ganz besondere, mit dem eisernen Kreuz 2. Klasse belohnte Bravour zeigte Unteroffizier Julius Mertens von der 4. Compagnie der 64er, der bei Vionville mit zwei von seinen Musketieren eine von feindlichen Jägern besetzte Schmiede stürmte. Kaum hatten sie den Eingang erzwungen, als eine Salve krachte, und Mertens Begleiter getroffen niedersanken, während er selbst sich plötzlich acht Franzosen gegenübersah. Sich hinter den Ambos decken und von dort aus feuern, war bei Mertens das Werk eines Augenblicks, zwei der Franzosen stürzten getroffen zusammen, seine Kameraden waren gerächt. Einem dritten Franzosen, der auf ihn eindringt, will er das gleiche Los bereiten, aber das Zündnadelgewehr versagt. Da stürzt sich Mertens, sein Gewehr wegwerfend, auf den Gegner, entreißt ihm das Chassepot und stößt ihn mit seiner eigenen Waffe nieder. Als die übrigen Jäger sahen, wie es hier so urgermanisch zuging, gaben sie sich gefangen, Mertens aber erhielt, wie schon gesagt, das eiserne Kreuz.

Als die 64er in Vionville eingedrungen waren, erkletterte Sergeant Gustav Brose von der 3. Compagnie eine hohe Mauer, was keinem andern zuvor gelungen war, sprang in den dahinter liegenden Garten, schleppte eine lange Leiter herbei, schob sie über die Mauer den draußen Wartenden zu und ermöglichte es ihnen auf diese Weise, ebenfalls in den Garten zu gelangen; so kam glücklich der ganze Zug über die Mauer. Immer seinen Leuten voraus, war der Tapfere schon etwa 150 Schritte vorgedrungen, als er, von einer Kugel in die Brust getroffen, zusammensank. Aber auch jetzt noch ließ er, am Boden liegend, nicht nach, seine Leute anzufeuern, und wies jedes Anerbieten, ihn auf den Verbandplatz zu bringen, zurück, befahl ihnen vielmehr, sie sollten ihn liegen lassen und machen, daß sie vorwärts ins Gefecht kämen, das sei nötiger als ihn zurückzutragen.

Feldwebel Rese vom brandenburgischen Jägerbataillon Nr. 3 erhielt bei Vionville den Befehl, mit einer aus Mannschaften der 1. und 2. Compagnie zusammengesetzten Abteilung nach rechts in das Innere des lang umstrittenen Waldes vorzugehen; man hatte alle Ursache, zu glauben, daß in demselben noch versprengte französische Truppen steckten, die wohl des Kampfes müde und leicht geneigt sein dürften, sich zu ergeben. In der That stieß Rese auch bald auf einen feindlichen Haufen, dem er einige Leute in die rechte und linke Flanke sandte, während er selbst nach Abgabe einiger Schüsse sich mit seinen Leuten in der Front auf die etwa 200—250 Schritte entfernten Franzosen stürzte mit lautem Hurra und à bas les armes brüllend. Bestürzt über den unerwarteten Angriff, beeilten sich die Franzosen der Aufforderung Folge zu leisten, nur die drei vor der Front stehenden Offiziere schienen noch zu schwanken und keine Lust zu haben, ihre Waffen abzugeben. Aber schon stürmt Rese auf dieselben heran, und zwei der Offiziere geben ihre Säbel ab, der dritte allein steht in furchtbarer Wut und Erregung bei Seite; wie? — er, der das Kreuz der Ehrenlegion trägt, soll seinen Degen einem deutschen Unteroffizier übergeben? Er ruft einem seiner Leute ein paar Worte zu, und dieser ergreift blitzschnell ein Gewehr, das er gegen den Feldwebel in Anschlag bringt. Schon aber ist der Jäger Scheffler aus Powunden neben dem Feldwebel vorgesprungen und hat dem Franzosen den aufgepflanzten Hirschfänger in den Leib gerannt. Jetzt mochte der französische Offizier dem Burgfrieden doch nicht mehr länger trauen, er gab seinen Säbel ab, mit ihm wanderten die beiden anderen Offiziere und 283 Mann in deutsche Gefangenschaft.

Der Gefreite, spätere Unteroffizier Staats aus Polzow, Kreis Bunzlau, gehörte bei Vionville zur Fahnensektion. Als der erste Fahnenträger verwundet wurde, ergriff Staats dieselbe; sie wurde jedoch kurz darauf von einem hiezu kommandierten Sergeanten übernommen. Als auch dieser fiel, nahm Staats die Fahne wieder an sich und trug sie kühn während des ganzen Kampfes. — Bei Beaune la Rolande nahm er später, mit nur zwei Mann, 10 Franzosen, darunter einen berittenen Chargierten gefangen; als dieser den Revolver zog, riß ihn Staats kurz besonnen vom Pferde und entwaffnete seinen Gegner. Obwohl am 11. Januar in die Brust geschossen, verblieb der Tapfere doch noch zwei Stunden bei der Compagnie.

Füsilier Thieme wurde durch einen Schuß in die linke Hüfte bei Vionville schwer verwundet. Ruhig feuerte er jedoch weiter, ohne sich auch nur einen Notverband anlegen zu lassen; als sein Gewehr den Dienst versagte, ergriff er dasjenige eines gefallenen Kameraden und feuerte ruhig weiter, bis er mit dem Rufe: „Kameraden, ich kann nicht mehr! haltet euch tapfer!" zusammenbrach. Wer selbst im Feuer gestanden, weiß, wie solche Äußerungen eines echten, schlichten Heldentumes wirken.

Bei Mars la Tour feuerte eine Batterie der Garde in ziemlich exponierter Stellung und wurde von drei Schwadronen afrikanischer Jäger angegriffen, welche plötzlich in wildem Galopp auf die Batterie losstürmten, welche ohne Zweifel verloren gewesen wäre, wenn nicht Rittmeister von Hindenburg mit der 4. Schwadron des 2. Garde-Dragoner-Regiments sich dem dreifach überlegenen Feinde entgegengeworfen hätte. Was unausbleiblich war, kam. Die braven Dragoner wurden von allen Seiten umringt, drei ihrer Offiziere verwundet, ebenso eine große Anzahl der Mannschaft, der tapfere Rittmeister von Hindenburg war, von vier Stichen durchbohrt, tot aus dem Sattel gesunken, aber die Batterie war gerettet, und feuerte lustig weiter auf die Franzosen los. Auch die Afrikaner wurden, dank der von der 4. Schwadron des 13. Dragonerregiments, unter Führung von Oberst Graf Fink von Finkenstein vom 2. Garde-Dragoner-Regiment, gebrachten Hilfe glänzend zurückgeworfen.

Ebenso pfiffig als mutig zeigte sich Füsilier Stropp aus Kletzke. Während der Schlacht bei Vionville war ihm das Unglück passiert, daß seine Zündnadel losgeworden war. Statt nun mit dem nächsten besten freigewordenen Gewehr weiterzuschießen, und an solchen fehlte es ja nicht, nahm er sorgfältig seine Gewehrkammer auseinander und ersetzte den beschädigten Bestandteil durch den einem andern Gewehr entnommenen. Eines Tages befand er sich auf Vorposten in der Nähe einer vom Feinde stark unter Feuer gehaltenen Mühle. Die ganze Repli-Mannschaft, zu der auch Stropp gehörte, litt entsetzlich Durst, aber niemand getraute sich, nach der Mühle hinunter zu gehen und Wasser zu holen, nur Stropp wagte diesen Gang, der jeden in den sicheren Tod führen zu

müssen schien. Vier Kochgeschirre in der rechten, einen saftigen, unter einem Baume aufgelesenen Apfel in der linken Hand, und mit Begier von dem Apfel herunterbeißend, so schritt der tapfere Stropp von den 35ern nach der Mühle hinunter, füllte seine vier Kochgeschirre und kehrte wohlbehalten mit zwei vollen, sowie zwei halbvollen, die Franzosen hatten ihm einige Kugeln in seine Blechgeschirre gejagt, und mit etlichen Kugelspuren an der Montur, aufs Repli zurück. Er bedauerte nur, unterwegs nicht sein Gelüste nach saftigen Äpfeln besser befriedigen gekonnt zu haben. Von diesem Tage an neckten seine Kameraden ihn nicht mehr, Tapferkeit flößt Respekt ein, und Stropp hatte gezeigt, daß er sich nichts um die französischen blauen Bohnen kümmerte.

Nicht ganz militärisch, aber drastisch und kaltblütig, drückte sich Unteroffizier Mahrenhetz der Reserve von der 3. Eskadron aus, der, das ganze Gesicht zerhauen und zerhackt, daß die Backenzähne sichtbar waren, seinem Rittmeister von Porembsky bei Vionville zurief: „Eine nette Schweinerei das, Herr Rittmeister!“ Kaum notdürftig verpflastert, kehrte er zu seiner Eskadron zurück, wo der Regimentskommandeur, Major Graf Rödern, ihn sofort wieder auf den Kampfplatz sandte, um nach der vermißten Standarte zu suchen. Es war zum Glück nicht mehr nötig, sie war in Sicherheit, aber leicht hätte es schlimm ausfallen können. Lassen wir den Standartenträger, Sergeant Gäbler, selbst erzählen: „Das Regiment war abgesessen, ich befand mich mit der Standarte auf dem rechten Flügel der 3. Eskadron. Wenige Schritte von mir standen der Herr Brigade- und Regimentskommandeur. Es dauerte nicht lange, als ein Ordonnanzoffizier heransprengte, und den Befehl brachte, daß die Brigade Bredow attackieren solle. Sofort wurde auch aufgesessen und zur Attacke vorgegangen. Wenige wußten wohl, was da werden sollte; ich hatte aber den Befehl gehört und war vorbereitet. Zuerst stießen wir auf feindliche Infanterie. Dieselbe warf sich sofort zur Erde und es ging ohne Widerstand darüber weg. Die Attacke wurde auf Artillerie fortgesetzt, jedoch schon ohne Zusammenhalt. Der Vizewachtmeister Prange und ich ritten noch neben einander. Durch das fortwährende Schießen war mein Pferd sehr heftig geworden, so daß ich es nicht mehr parieren konnte. Plötzlich sah ich französische Kürassiere aus dem Holze auf uns zukommen, und rief Prange zu: „Fasse mein Pferd in dem Zügel, sonst ist die Standarte verloren!“ Es gelang und Prange brachte mein Pferd zum Stehen. Um einige Leute zur Hilfe zu haben, rief ich: „Hierher zur Standarte!“ Da ich einsah, daß ich in der größten Gefahr war, machte ich kehrt und ging zurück. Vizewachtmeister Prange, Sergeant Hausen, Unteroffizier Hoppe und acht bis zehn Ulanen, von denen mir die Ulanen Bühmann, Gräsch, Vogel, Zunder, Menzer, Wobeck und Solle noch erinnerlich sind, welche durch mein Rufen zur Standarte herangekommen, nahmen die Standarte in die Mitte und nun versuchten wir uns durch das furchtbare Menschengewühl durchzuschlagen. In der Ferne sah ich Infanterie und glaubte, es seien unsere Truppen; diese versuchten wir zu erreichen, aber kaum einige hundert Schritt geritten, wurde ich gewahr, daß es nicht unsere, sondern die feindliche Infanterie war, welche wir vorhin niedergeritten hatten. Einen andern Weg einzuschlagen, war nicht mehr möglich, ich rief meinen Leuten zu: „Jetzt Sporen rein, wir müssen durch!“ und so ging es im heftigsten Schnellfeuer mitten durch die feindliche Infanterie hindurch. Unteroffizier Hoppe, welcher auf meinem linken Flügel ritt, war der einzige, welcher seinen Tod dabei fand; zwei Ulanen wurden verwundet, deren Namen mir leider entfallen sind. So kam ich glücklich mit der Standarte in Vionville an.“

Der Todesritt von Vionville.

Die Mittagssonne des 16. August 1870 strahlt glühend auf die furchtbar gelichteten Reihen des dritten preußischen Armeecorps, welches seit Stunden dort kämpft auf der Hochebene, hoch über dem Thal der Maas, an der Straße, die von Metz nach Verdun führt. Das Corps erfüllt seine Aufgabe. Es hält eine vierfache französische Übermacht auf im Marsch von Metz auf Verdun und Paris. Mit entsetzlicher Ausdauer schlagen die Granaten in die Reihen der Tapferen. In ihrem Rücken wälzt sich die Lohe des brennenden Flavigny, und im Norden, jenseits Vionville, dröhnen immer neue Batterien von der Römerstraße her. Es scheint alles verloren und der Augenblick gekommen, daß der Feind unsere linke Flanke, die 12. Brigade, umfaßt. Die Zunge klebt den Braven am Gaumen, und die Faust kann kaum noch den Kolbenhals umfassen, die Augen blicken verwirrt und unsicher aus den staubbedeckten Gesichtern. Doch die Hilfe naht. Von Vionville nach Norden zieht sich eine Senkung. In dieser traben jetzt drei Schwadronen des 7. Kürassierregiments unter Führung des Majors Grafen Schmettow und drei Schwadronen des 16. Ulanenregiments unter Major von der Dollen heran. An ihrer Spitze General von Bredow, der eben durch Oberst von Voigts-Rhetz den Befehl bekommen hat, die französischen Batterien an der Römerstraße anzugreifen. Lautlos trabt die kleine Schar die Höhe rechts hinan, im Trabe aufmarschierend. Die Pferde sind mager, sie sind durstig, und es ist lange nicht abgefüttert worden. Bald sind die Reiter auf gleicher Höhe mit den tapfern 24ern. „Galopp, marsch!“ Und fort geht es über einen Feldweg, daß der weiße Staub aufweht. Die Hufe schlagen die Luft. Jetzt wird die französische Artillerie sichtbar, welche entsetzliche Verwüstungen in der 12. Brigade anrichtet, daneben und dahinter Infanteriekolonnen.

Major Graf von Schmettow.

„Marsch, marsch!“ Ein dröhnendes Geschrei durchbraust die Luft. Die Pallasche blitzen in der Sonne, die Fähnlein der Ulanen flattern vorwärts. Nun sind sie mitten darin, mitten in der französischen Artillerie. — „Nie,“ so erzählt Oberstlieutenant von Heister, damals Rittmeister und Führer der 5. Schwadron, „nie werde ich den Anblick vergessen, wie mit großen Sätzen unser Kommandeur, Graf Schmettow, mitten in der Geschützbedienung war, wie er im nämlichen Augenblick ausholt und den Kommandeur der französischen Artillerie mit gewaltigem Hieb vom Gaul schlägt.“ Die andern nach. In einer Minute ist die Geschützbedienung bis auf einen Sergeanten, dem Graf Schmettow das Leben rettet, niedergehauen. Nun geht's weiter bergab. Jetzt sind sie an den französischen Infanterie-Kolonnen angekommen. In langen Sätzen geht's drauf. Teils verteidigen sich die Franzosen mit Bajonett und Kolben, teils werfen sie sich zu Boden und springen, sobald die Reiter durch sind, auf und schießen hinter ihnen her. Mancher aber von ihnen liegt tot im Staube. Unaufhaltsam rasen die Schwadronen weiter. Jetzt wird eine Mitrailleusen-Batterie überritten. Seinen Kürassieren voran Graf Schmettow, der sich aber nach dem ersten Hiebe nicht mehr am Gemetzel beteiligt. Plötzlich spürt er einen Luftzug über seinem kahlen Schädel. Das war die erste Kugel, die durch seinen Helm ging und durch das Taschentuch, das er sich auf den Kopf zu legen pflegte. Bald pfeift die zweite Kugel durch den Helm wieder dicht über dem Kopf weg. An Schmettows Seite sinkt sein Adjutant von Plötz schwer verwundet vom Pferd. Rittmeister Meyer bekommt eine Chassepot-Kugel durch Wange und Zunge und liegt unter seinem Pferd, den Kopf in die Hand gestützt. Reserve-Lieutenant Friese, der einen Schuß in den Fuß erhalten, ruft ihm zu, wo er verwundet sei? Der Rittmeister deutet stumm, mit totähnlichem Ausdruck, auf seine Wange. Nur 200 Meter vom Wald entfernt jagt Rittmeister von Heister mit seiner Schwadron. Bald trifft ihn die erste Kugel in die linke Schulter. Jetzt trifft ihn eine zweite in den Unterkiefer, daß er die Zähne ausspucken muß. Dann trifft eine Kugel sein linkes Bein. Drei Hiebe bekommt er über den Arm. Da reißt eine Granate seinem Fuchs den rechten Kiefer fort. Das Tier blutet aus vielen Wunden. Keuchend galoppiert es den Kameraden nach. Doch der Galopp wird kürzer und kürzer. Endlich steht der Gaul, schüttelt sich krampfhaft und bricht, dicht an

der Römerstraße zusammen. Rittmeister von Heister liegt unter seinem röchelnden Pferde. Da springt ein Franzose heran, um ihn zu töten. Ebenso schnell aber tritt diesem sein Offizier entgegen und donnert ihn an: „Wagst du, Hund, einen Schwerverwundeten zu morden?!“ Rittmeister von Heister ward Gefangener des französischen Lieutenants Stoffelbach vom 94. Linien-Regiment. — Lieutenant von Campbell ritt einen großen englischen Hellbraunen. Das Tier war sehr aufgeregt und trug ihn bald mitten in die plötzlich hinter der Waldlisière hervorbrechende französische Kavallerie-Division Forton. Ein ohrenbetäubendes Rasseln umgiebt Campbell. Da sieht er im Gewimmel die französische Standarte wehen. Jetzt hat er sie gefaßt. Jetzt ringt er mit dem Träger. Mit der Linken zerrt er die Stange und deckt den Kopf hinter dem Pferdehals. Ein stumpfer Hieb trifft seinen Rücken, ein gehöriger Hieb seinen Helm. Bald fallen die Hiebe hageldicht, aber er fühlt sie nicht in seiner Aufregung. Da schießt ihn ein französischer Kürassier durch die linke Hand, und er muß die Standarte fahren lassen. Er scheint verloren. Aber plötzlich gewahrt ihn Wachtmeister Seding. Er ruft den in der Nähe jagenden Gefreiten Hobohm und noch einen Kürassier heran, und wie das Donnerwetter hauen sie auf die Franzosen ein und ihren Lieutenant aus dem Knäuel heraus. Den Schaum vor dem Munde galoppiert von Campbell auf Schmettow zu, immerfort rufend: „ich habe sie gehabt, ich habe sie gehabt!“ Auch Lieutenant von Chappuis von Heisters Schwadron wird von seinen Leuten aus den französischen Kürassieren herausgehauen. — Merkwürdig ergeht's Unteroffizier Kaiser. Beim Durchreiten einer französischen Infanteriekolonne bekommt Kaiser einen Kolbenschlag ins Gesicht, der ihm das Kinn zerschmettert. Es wird ihm schwarz vor den Augen. Seine Hand krallt sich schon in die Mähne seines Pferdes, und er ist im Begriff herabzusinken. Da ruft eine Stimme laut hinter ihm: „Kaiser, Kaiser!“ Er erwacht, schlägt den Franzosen zusammen, giebt seinem Gaul die Eisen und jagt weiter. Eine Kugel trifft seinen Oberschenkel, ein Stich seine Lende. Das Blut rinnt von dem zerhauenen Kinn in den langen Bart. Rechts und links sinken sie zu Boden; das Keuchen und Stöhnen der blutenden und ihre letzte Kraft sammelnden Pferde mischt sich mit dem Wimmern der am Boden Hingestreckten. Die Hauptzahl der Kürassiere und Ulanen hat sich in Einzelkämpfe mit französischen Kürassieren aufgelöst. Da sieht General von Bredow, nachdem beide Regimenter den Weg zwischen Villiers aux Bois und Rezonville schon überschritten haben, auch seine Front von mehreren französischen Kavallerie-Regimentern angegriffen. Es ist die Division Valabrègue, welche mit verhängtem Zügel daherjagt. Der General giebt den Befehl zum Rückzug. Auch Graf Schmettow winkt zurück. Über Menschen- und Pferdeleichen geht's nun hinweg, immer im Einzelgefecht mit französischer Kavallerie. Da jagt, einer der letzten, Unteroffizier Kaiser daher. Sein ostpreußisches Pferd blutet bereits stark, aber es ist noch frisch und feurig. Da tönt von links ein Hilferuf. Kaiser erkennt seinen Lieutenant, den Grafen Sierstorff, der vergebens die Vorüberstürmenden anruft. Kaiser versucht mit aller Gewalt seinem Pferde die Richtung zu Sierstorff zu geben, doch das Tier, hartmäulig geworden durch das rasende Gefecht, gehorcht nicht und schießt vorbei. Kaiser hört noch, wie Sierstorff ruft: „Ist das Kameradschaft? Ist das Kameradschaft?“ Da schlägt er sein Pferd so lange mit der flachen Klinge an den Kopf, bis es herumgeht. Dann hebt er den Grafen Sierstorff auf das aufgeregte Pferd und führt ihn aus dem Feuer. (S. Bild im 1 Bd. Seite 61.) So langt der Rest der Kürassiere und Ulanen bei Vionville wieder an. Graf Schmettow hält sein Pferd an und sieht sich nach einem Trompeter um. Er findet keinen. Der Stabstrompeter Braune ist gleich anfangs in den rechten Arm geschossen und gestürzt. Trompeter Zeicke fiel ebenfalls. Da kommt Trompeter Pinkepank angeritten. Schmettow ruft ihm zu: „Regimentssignal!“ Der Trompeter setzt die Trompete an und stößt mit Macht hinein, aber an Stelle des befohlenen Signals gellt ein schrecklicher Mißton durch die Luft. Die Trompete ist von zwei Kugeln durchlöchert.

Unteroffizier Kaiser.

So endete der „Todesritt“ der 7. Kürassiere und 16. Ulanen. Ihr Ritt mitten in den Feind hinein hatte denselben verdutzt gemacht. Ob sie hinter dem Häuflein eine starke, neu hinzugekommene Reserve fürchteten? — Bazaine gab die Bewegung nach Westen und Paris zu auf und zog seine Truppen auf den Höhen von Gravelotte zusammen, wo sie am 18. August geschlagen wurden. Die preußische 6. Division war gerettet.

Lieutenant Reichwald vom ostpreußischen Füsilierregiment Nr. 33 lag beim Gehöft von St. Hubert (Gravelotte) verwundet zwischen den beiden Schützenlinien. So oft auch die Deutschen versuchten, aus der Waldlisière gegen die französischen Stellungen vorzubrechen, es war umsonst, blutig wurde jeder derartige Versuch zurückgewiesen. Nur ein einziger Gefreiter, Roszinski mit Namen, wagte sich über die Waldlisière hinaus und hinüber zu dem etwa 150 Schritt davon liegenden Offizier, ohne selbst verletzt zu werden; nur sein Kochgeschirr war von einer Kugel durchlöchert und sein Seitengewehr ebenfalls getroffen worden, in dem nämlichen Augenblicke, als er sich zu dem verwundeten Offiziere niederbeugte, um ihn zu verbinden. An diesem Samariterwerk ließ er sich auch durch gar nichts hindern, half seinem Lieutenant beim Aufstehen und führte ihn aus dem Feuer heraus. Für seine Tapferkeit erhielt Roszinski das eiserne Kreuz.

Schwer war der Kampf und entsetzlich waren die Opfer gewesen, welche es gekostet hatte, um Metz herum den Franzosen eines der von ihnen besetzten Dörfer nach dem andern zu entreißen, die meisten von

Kaiserliches Quartier in Gravelotte, 5 Minuten nach der Abreise Kaiser Napoleons III

ihnen waren schließlich nur noch große Schutthaufen. Auch das einfache Haus, das unser Bild zeigt, und welches für einige Stunden das kaiserliche Hauptquartier Napoleons beherbergte, war entsetzlich von den deutschen Granaten mitgenommen worden. Anfänglich hatte Napoleon immer noch gehofft, es werde Bazaine gelingen, den Sieg, der sich von den französischen Fahnen abgewandt, wieder zu denselben zurückzuführen, — umsonst. Wie von diesem armseligen Häuschen durch die Granaten die Mauerstücke, so bröckelte und fiel von Stunde zu Stunde die Herrlichkeit des französischen Kaiserreichs, die Gloire des Heeres ab, wenige Minuten, nachdem es der Kaiser verlassen, hatten deutsche Granaten dasselbe in einen Schutthaufen verwandelt. Vielleicht wenn er geblieben wäre, hätte ein mitleidiger Splitter ein Ende gemacht und ihm die Schande der Kapitulation von Sedan erspart, — es hat nicht sollen sein. — Der Mann, der freventlich den Krieg heraufbeschworen, durfte nicht einen ehrlichen Soldatentod sterben, nein, er war und blieb für die Schande der Kapitulation aufbewahrt, und wie er einen letzten Blick auf das Häuschen beim Verlassen desselben warf, mochte er denken: „so liegt auch deine Herrlichkeit in Trümmern.“ Das war ein böser „Napoleonstag“ im Jahre 1870. Und was wartete seiner in Chalons, wohin er sich wendete? Die Nationalgarden rebellierten offen, sie wollten wieder nach Paris zurück, wo man sie allein verwenden dürfe, wie

sie lärmend und drohend kund thaten; „nur zur Verteidigung der Festungen dürfen wir verwendet werden!“ riefen sie, „und nunmehr, nachdem Paris eine Belagerung droht, muß die Regierung unsere Dienste und unsere patriotische Hingebung in Paris nutzbringend machen.“

Vielleicht hätte es der Kaiser gerne gethan, wenn er nur sich selbst noch zurückgetraut hätte nach Paris; aber er wußte, daß er dort unmöglich war, und bekam es überdies deutlich genug zu hören.

In der Frühe des 19. versammelte der Kaiser unter seinem Vorsitze den Prinzen Napoleon, der seit Beginn des Krieges sich in seiner Begleitung befand, den Marschall Mac Mahon, den General Trochu, der tags zuvor im Lager von Chalons angekommen war, den Generalstabschef Oberst Schmitz und den General Berthaut, Kommandant der Mobilgardenbataillone von der Seine, zu einer Beratung. Der Kaiser forderte die Mitglieder dieser Konferenz auf, sich über die politische und militärische Lage des Landes zu äußern, und wünschte ausdrücklich darüber Rat, welche Bestimmung der in der Formierung begriffenen Armee gegeben werden sollte? — Wie die Beratung, namentlich auf Betreiben der Kaiserin, welche den Kaiser nicht in Paris haben wollte, ausfiel, ist bekannt: die Armee hoffte, dem Verlangen der Kaiserin entsprechend, längs der belgischen Grenze nach Metz zu gelangen, und dem Marschall die Hand reichen zu können, kam aber nur bis Sedan.

Vom stolzen Tuilerienpalast, über das von Granaten durchlöcherte Häuschen in dem zerstörten Gravelotte und die armselige Weberhütte von Donchery in die Gefangenschaft nach Wilhelmshöhe, was liegt nicht alles in diesen wenigen Worten, und wie predigen sie laut, daß, was Gewalt geschaffen, auch durch die Gewalt vernichtet wird! Es giebt eine Nemesis, es giebt eine allwaltende Gerechtigkeit. Der Mann von Sedan hat es erfahren.

Beim Sturm auf **St. Privat** war, etwa um ½7 Uhr abends, Hauptmann Graf von Keller vom 4. Garde-Grenadier-Regiment „Königin,“ am Kopfe verwundet worden, und augenscheinlich leblos zusammengebrochen; aber nur kurze Zeit darauf, seine Compagnie war inzwischen immer vorwärts gegangen, erschien er wieder, ein Taschentuch um den Kopf gebunden, und die Trommel eines gefallenen Tambours umgehängt, zur Attacke schlagend, in der Schützenlinie, und feuerte seine Schützen zum Vorgehen an. Da gab's kein Halten mehr! Wenn der Hauptmann den Sturmmarsch schlug, mußte die Compagnie hintendrein. Die Mehrzahl der Franzosen räumte denn auch vor diesem energischen Angriff das Feld, was nicht floh, machte mit Bajonetten und Kolben der Deutschen recht unangenehme Bekanntschaft. Kaum von seiner Verwundung geheilt, eilte Graf Keller zu seinem in der Cernierungslinie von Paris stehenden Bataillon zurück, um bald darauf, am 30. Oktober 1870, im heißumstrittenen Le Bourget, beim Kampfe Mann gegen Mann, von einer Kugel mitten ins Herz getroffen, den Heldentod zu sterben.

Eine kurze und schneidige, aber praktische und allein richtige Instruktion gab Hauptmann von Scholten I. von der 1. Compagnie des 4. Garderegiments zu Fuß seinen Leuten, nach dem vor der Schlacht von St. Privat la Montagne eben erst abgehaltenen kurzen Gottesdienste. „Nun werde ich euch auch etwas sagen,“ begann er, „und ich wünsche, daß ihr dasselbe pünktlich befolgen werdet. Binnen kurzem werden wir im Gefecht sein; alle Bewegungen werden wie auf dem Exerzierplatz ausgeführt. Keiner verläßt lebendig das Glied ohne Erlaubnis. Jede Abteilung, sei es ein Zug, eine Sektion oder eine Patrouille, welche detachiert ist, sucht sofort, nachdem der Auftrag ausgerichtet ist, die Compagnie wieder auf, wie ihr das bei den Felddienst-Übungen bei Spandau gelernt habt. Wenn einer verwundet wird, dann schreie er nicht, so lange Kameraden in der Nähe sind. Wenn ich verwundet werde, so unterstehe sich keiner, mir etwa Hilfe leisten zu wollen; auch untersage ich strengstens, daß beim Avancieren irgend einer seinen Platz verläßt, um Verwundete zu unterstützen.“ An diesem Verbot hielt er fest, als er, mit dem Pferde gestürzt, einen Knöchelgelenksbruch erlitten hatte; er rief nur dem Lieutenant Thiele zu: „Übernehmen Sie die Führung der Compagnie und dirigieren Sie dieselbe auf die Nordostecke von St. Privat; da kommen Sie am besten hinein!“ Während seine Soldaten vorwärts stürmten, näherten sich ihm Leute der 2. Compagnie, an ihrer Spitze Feldwebel Prigge, welche sich bemühten, den Verwundeten unter dem Pferde hervorzuziehen. Es war dies ein hartes Stück Arbeit, denn es war unmöglich, das Pferd zum Aufstehen zu bringen. Erst als alle den Hauptmann mit Aufbietung ihrer Kräfte unter dem Pferde hervorgezerrt hatten, vermochte er sich wieder wenigstens in etwas zu regen. Im nächsten Augenblicke schon rief er aber seinem Feldwebel zu: „Ich danke Ihnen schön; nun aber machen Sie, daß Sie der Compagnie nachkommen!“ Hinter dem Körper seines Pferdes gedeckt, wartete er zunächst das weitere ab, als er aber die sächsischen Bataillone, trotz des auf sie niederfallenden Bleihagels, immer weiter vordringen sah, wie in einem ihrer Bataillone sich die sechsmal zu Boden gesunkene Fahne, zum siebtenmale wieder aufrichtete, da war es Hauptmann Scholten klar, auch er mußte vorwärts. Rechts auf den Säbel, links auf die Scheide sich stützend, schleppte er sich vorwärts, und obwohl er etlichemale zusammenbrach, richtete er sich doch immer und immer wieder in die Höhe, schleppte sich vorwärts, und erreichte endlich auch die Mauer von St. Privat. Dort war er nun wohl vor französischen, aber nicht vor deutschen Kugeln sicher. Vor ihm, neben und hinter ihm schlugen deutsche Granaten ein. „Ja, wissen denn die noch nicht, daß wir St. Privat gewonnen haben?“ murmelte er vor sich hin, und rief einen Grenadier herbei, um, auf dessen Schulter gestützt, nach der großen Batterie hinüberzuhumpeln, die immer noch auf St. Privat feuerte. Erst als er den Hauptmann der Batterie von der Sachlage verständigt, ließ er sich auf den Verbandplatz bei St. Marie führen. Der tapfere Hauptmann erhielt das wohlverdiente Kreuz und konnte später auch wieder die Führung seiner Compagnie übernehmen.

Fünf Compagnien des sächsischen 106. Regiments waren am 18. August zum Sturm auf den Wald von Jaumont vorgegangen und schon waren in unglaublich kurzer Zeit drei Unteroffiziere, welche nacheinander die Fahne des 1. Bataillons ihren Kameraden vorausgetragen hatten, gefallen. Als die Fahne zum drittenmale sank, war in dem Vordringen der Compagnien für einen Augenblick ein leicht erklärliches Stutzen eingetreten. Da sprang Hauptmann von Brzeski von der 2. Compagnie vor, nahm die Fahne dem zu Boden gesunkenen Träger aus den erstarrenden Händen, hob sie in die Höhe und stürmte mit ihr gegen den Wald vor, aus dem der Feind ein Feuer unterhielt, das jeder Beschreibung spottet. Kurze Zeit nur, und die berühmten „Steinbrüche von Jaumont,“ in welche die Deutschen zu werfen Marschall Bazaine sich anheischig gemacht hatte, waren in den Händen der Deutschen und speziell des 106. sächsischen Regiments.

Mit der Fahne des 2. Bataillons vom 8. sächsischen Infanterie-Regiment Nr. 107 in der Hand, waren Sergeant Donner, Hauptmann von Pape und Feldwebel Thasler mehr oder minder schwer bereits verwundet worden, da ergriff ein Soldat vom 2. Bataillon das Kleinod; leider kennt man den Namen des Braven nicht, der bald darauf verwundet mit und über ihr zusammenbrach. Nun aber raffte sie der Soldat August Götze aus Göhra wieder auf, sammelte Mannschaften des zweiten Bataillons um sich und die Fahne, Versprengte schlossen sich ihm an, und so gings mit gefälltem Bajonett nach St. Privat hinein. Mitten im Dorf angekommen, mitten unter brennenden, stürzenden und krachenden Häusern und Balken stößt Götze die Fahne auf den Erdboden, enthüllt sie und läßt sein Banner im Winde flattern. Wie dann endlich der Kampf zu Ende, sammelt sich das Bataillon, arg gelichtet, um die Fahne und deren Träger. Über Blut und Leichen hatte sie zum Siege geführt. Der tapfere Fahnenträger wurde mit der goldenen St. Heinrichsmedaille geschmückt.

Für die Fahne.

Am 18. August 1870 kämpften die Sachsen vereint mit der preußischen Garde bei St. Privat mit Bravour. In Todesverachtung wetteiferten sie, das Dorf in deutsche Hände zu bringen, bis endlich ihr mutiges Anstürmen mit Erfolg gekrönt wurde. Einige Schritte von St. Privat entfernt fiel der Führer der Grenadier-Brigade, Generalmajor von Kraushaar. Welch blutige Feuertaufe die sächsischen Regimenter bei diesem Sturme erhielten, beweisen die Verlustlisten des 12. Armeecorps und erzählen die Ringe an den zerschossenen Fahnen, namentlich der Ring an der Fahne des 1. Bataillons des 107. Regiments,

in welchen die Namen der Gefallenen zum bleibenden Gedächtnis eingegraben sind. Als es zum Sturm ging, trug Unteroffizier Thümmel die Fahne voran. Allein bald sank sie; die Kugel, die ihren Schaft durchbohrt, hatte zugleich ihren Träger schwer verwundet. Da ergriff Feldwebel Schumann die Fahne — aber ein Schuß durch den Kopf streckte ihn nieder. Mit seinem Leibe bedeckte der Held das Panier. Jetzt raffte es der Sekonde-Lieutenant Hahn auf, aber nach wenigen Schritten brach auch dieser Tapfere zusammen, das Heiligtum des Bataillons dem Unteroffizier Wichmann übergebend, der jedoch auch den Heldentod fand. Darauf hob Adjutant von Götz die Fahne empor; auch er ging in den Tod. Aus seiner Hand nahm der Soldat Manig das vom Blute der gefallenen Helden gerötete Feldzeichen und trug es voran, bis er ebenfalls schwer verwundet zu Boden sank. Da rief der Gefreite Hoffmann: „Her zu mir, wer seine Fahne liebt!“ ergriff das Heiligtum und trug es unter prasselndem Feuer kühn vorwärts bis in das Dorf, das dem weiter kämpfenden Feinde abgerungen wurde, als bereits die Sonne im Westen gesunken war und der Mond auf den brennenden Trümmerhaufen von St. Privat herniederschaute. Auch Hoffmann, der die Fahne am heißen Tage von St. Privat zuletzt getragen, war es nicht vergönnt, die Wiederaufrichtung des deutschen Reiches zu erleben; schon am 25. Dezember ging er zur großen Armee ein. Mit seinem Bataillonsheiligtum drang der Rest des ersten Bataillons des 107. Regiments, geführt von Premierlieutenant Röder, Feldwebel Drechsler und den beiden Sergeanten Schilde und Kaiser in das Dorf ein. Generallieutenant von Pape, der Führer der Sturmkolonnen der preußischen Garde, dankte jedem einzelnen dieser Braven mit einem Händedruck.

Die am Fahnenstock angebrachte Inschrift besagt: „Beim Sturm auf St. Privat la Montagne, am 18. August 1870, fielen mit dieser Fahne in der Hand: Fahnenträger Thümmel, schwer verwundet. Feldwebel Schumann †. Sekondelieutenant Hahn, schwer verwundet. Hauptmann Wichmann †. Adjutant von Götz †. Soldat Manig, schwer verwundet. Gefreiter Hoffmann trug sie bis in das Dorf, † 25. Dezember 1870. Ihr Andenken sei uns heilig. In der Schlacht bei Sedan am 1. September 1870 wurde an dieser Fahne schwer verwundet: Unteroffizier Thörmer der 4. Compagnie.“ — Auch die Fahne des zweiten Bataillons wechselte viermal ihren Träger, ein vollgültiger Beweis, wie das tapfere 107. Regiment an diesem Tage bei St. Privat seine Schuldigkeit that.

Ein Ungenannter hat die Fahne des 1. Bataillons vom 107. Regiment in folgenden Versen besungen:

„Zum Sturm! Hurra! — Auf St. Privat!
Die ehernen Reihen geschlossen!
Ihr sächsischen Männer, laßt wehen im Wind
Das Banner! Hinan dort die Höhen geschwind
Entgegen den heißen Geschossen!

Er trug es kaum — wohl kurzen Raum,
Da streckt eine Kugel ihn nieder,
Doch hat das Panier schon mit sicherer Hand
Von Götz ihm entrissen, Glück auf, Adjutant!
Laß rauschen im Ruhm es wieder!

Nur kurze Lust — Dann trifft die Brust
Des Tapfern das mordende Eisen.
Im Fallen noch reicht er mit zitterndem Arm
Dem Waibel die Fahne, vom Blute so warm,
Das Ziel ihr zum Siege zu weisen.

Auch dieser Held — Gar balde fällt,
Das Kleinod im Tode nicht lassend,
Bis daß seiner sterbenden blutigen Hand
Der Hauptmann es selber mit Mühe entwand,
Mit tapferer Faust es umfassend.

Was stockt der Zug? — Es sank, im Flug
Den Fähnrich bedeckend, das Zeichen.
Schnell hob es und schwingt es auf blutiger Bahn
Dem Feinde entgegen, der Lieutnant Hahn,
Hinweg über zuckende Leichen.

Hinein, hinan, — Die Siegesbahn,
Wo Ehre und Ruhm uns umstrahlen!
Er riefs, um im Kampfe das köstliche Gut
Die Treue zum alten Palladium durchs Blut
Nach sächsischem Recht zu bezahlen.

Heran, heran, — du Sachsenbann,
Nicht laß dir dein Heiligtum rauben!
Und siehe, da hebt es ein schlichter Soldat,
Der trägts bis zum Tode und lehrt durch die That
An sächsische Treue zu glauben.

Dort, wo er fiel, — so nah dem Ziel
Beginnt ein verzweifelndes Ringen,
Doch endlich erliegt der teutonischen Wucht
Das fränkische Schwert, und es wendet zur Flucht
Der gallische Adler die Schwingen.

Und ist im Feld — Manch Sachsenheld
Im Kampf um Privat auch geblieben,
So weht von den Mauern jetzt stolz in das Land
Im Glanze des Sieges, in sächsischer Hand
Die Fahne vom Regiment Hundert und sieben.

Lieutenant Freiherr von Milkau II. vom 3. sächsischen Reiter-Regiment war am 27. August bei Buzancy gestürzt, und hatte sich im nächsten Augenblicke schon von feindlichen Reitern umringt gesehen, welche ihn am Aufsitzen verhinderten. Da eilte der Reiter Mucke aus Stötteritz bei Leipzig, dem das Pferd unter dem Leibe erschossen worden war, herbei, und fuhr, den Säbel in der Faust, mitten unter die den Lieutenant umringenden Franzosen. Es gelang ihm auch, seinem Offizier soweit Luft zu machen, daß sich dieser auf das nächste Pferd schwingen und seiner Schwadron nachreiten konnte. Reiter Mucke, obwohl schwer verwundet, schwang sich doch noch auf ein französisches Pferd, dessen Sattel ledig geworden war, kehrte in das dichteste Handgemenge zurück, und hieb mit dem Säbel drein, was das Zeug halten mochte. Der Feind zog sich zurück, aber er hatte sich auch wacker gewehrt, mit nicht weniger als 14 Wunden bedeckt, wurde Mucke später in einem Graben gefunden. Er erholte sich unter sorgfältiger Pflege und durfte sich des eisernen Kreuzes erfreuen, das ihm für seine Tapferkeit zu teil wurde.

Im Reitergefecht bei Buzancy, am 27. August, als zwei Züge der 5. Schwadron des sächsischen 3. Reiterregiments eine ganze französische Schwadron angriffen, erhielt der Reiter Pflugbeil aus Dresden im Handgemenge nicht weniger als 10 Säbelstiche (die französische Kavallerie zieht den Stich dem Hiebe vor), einen Säbelhieb und einen Streifschuß, glücklicherweise waren so ziemlich alle unbedeutender Natur, so daß er bald wieder als geheilt gelten konnte. Für seine an den Tag gelegte Bravour erhielt Pflugbeil das eiserne Kreuz und die St. Heinrichsmedaille.

Trompeter Flemming von der 5. Eskadron des sächsischen 3. Reiterregiments war bei Buzancy am 27. August mit 6 französischen Chasseurs ins Handgemenge gekommen, in welchem ihm sein Pferd getötet wurde; er selbst erhielt einen Säbelhieb über den Kopf und einen Schuß am Fuße. Nicht sobald hatte er ein lediges Pferd aufgetrieben, so saß er auch schon wieder im Sattel und ritt aufs neue gegen den Feind vor. Auch dieses Pferd wurde ihm erschossen, worauf er dasjenige eines verwundeten Trompeters an sich nahm. Als er zum drittenmale vorritt, rief ihm sein General zu: „Brav, Trompeter, so will ichs haben!“ und wohl auf Veranlassung des hohen Vorgesetzten erhielt Trompeter Flemming das eiserne Kreuz.

Unteroffizier Hildebrandt von der 4. Eskadron des Leib-husaren-Regiments Nr. 2 war bei Beaumont als Patrouille ausgeschickt worden, zugleich hatte er einer andern Eskadron einen Befehl zu überbringen. In langem Galopp gehts vorwärts, da sieht Hildebrandt mit einemmale aus dem Walde in der Entfernung von etwa 200 Schritten einen französischen Infanterietrupp heraustreten. „Na, da kommen wir gerade recht,“ denkt der tapfere Husar, „zur Attacke, Marsch — Marsch!“ kommandierte er und hinein gehts, mitten in den französischen Haufen; ein Kapitän übergiebt dem Unteroffizier seinen Degen, 18 Mann strecken,

nachdem sie ein paar unschädliche Schüsse abgefeuert, das Gewehr. — Prinz Albrecht, bei dem sich der tapfere Husar meldete, lobte denselben außerordentlich und stellte ihm das eiserne Kreuz in Aussicht, das in der That auch nicht ausblieb.

Den furchtbaren Leichtsinn der Franzosen, welcher ihnen bei Beaumont so verderblich werden sollte, charakterisiert am besten folgende Thatsache: „Hauptmann von Stückradt hatte den Auftrag erhalten, von Buzanville nach Beaumont zur Rekognoszierung vorzugehen. Er that dies mit sechs oder sieben Husaren. In dem Walde de la Folie begegnete ihm eine französische Patrouille, die Feuer auf ihn giebt und sich danach zurückzieht. Hauptmann von Stückradt setzte seine Rekognoszierung fort. An die Lisière des Waldes kommend, sieht er plötzlich ein ganzes französisches Lager kochend und bratend und sich auf das Essen freuend, vor sich. Kein Posten ist vor dem Lager ausgestellt. Der Hauptmann sieht aber gleichzeitig, wie die Patrouille, die ihm begegnet, in das Lager reitet und ihn anmeldet. Im Lager nimmt man ersichtlich keine Notiz von dieser Meldung. Der preußische Hauptmann zieht sich vorsichtig, jeder Mann einzeln, an dem Lager vorbei, ohne bemerkt zu werden, reitet zurück zur Batterie und holt dieselbe. Die Batterie fährt auch alsogleich auf. Der erste Schuß geht darüber weg, von da ab aber traf jeder Schuß mitten ins Lager und scheuchte die hungrigen Franzosen auf. Das ganze Lager fiel in deutsche Hände.

Bei Beaumont war der Schützenzug der 7. Compagnie des 1. magdeburgischen Infanterie-Regiments Nr. 26 vor einer Waldlisière in einem Graben ausgeschwärmt, konnte jedoch kein wirksames Feuer unterhalten, da die Stellungen des Feindes sich von diesem Platze aus jeder Einsichtnahme entzogen. Da erbot sich der Gefreite Bannier dazu, vorzugehen, und nahm auch mit der größten Seelenruhe, nachdem er etliche Schüsse mit dem Feinde gewechselt, Einsicht in dessen Stellungen, worauf er sich französisch empfahl. Das eiserne Kreuz war der Lohn dieser kühnen, nicht wenig gefährlichen Unternehmung.

Bei Beaumont war der Schütze Liebsch von der 3. Compagnie des kgl. sächsischen Schützenregiments Prinz Georg Nr. 108, obwohl er eigentlich zur Pioniersektion gehörte, doch in vorderster Linie beim Schützenzug immer voraus und wo er hinhielt, da trafs; ein wohlgezielter Schuß von ihm hatte einen feindlichen Tambourmajor zu Boden gestreckt. Eine Zeit lang war in dem Feuergefecht eine Pause eingetreten, plötzlich aber ging der Spektakel aus einer Waldlisière nur um so ärger los. „Freiwillige vor!“ erscholl der Ruf, und sofort war es der Schütze Liebsch, der sich meldete, ihm folgte sogleich eine größere Anzahl Leute. Der Feind wurde richtig auch vertrieben, aber unter den Zurückkehrenden fehlte Liebsch. Man fand ihn später schwer verwundet neben dem von ihm erschossenen Tambourmajor. Gleichwohl legte er, kaum erst notdürftig verbunden, am selben Tage noch einen Marsch von zwei Stunden zurück, dann erst ließ er sich auf die Ambulanz verbringen. Seine Tapferkeit wurde mit dem eisernen Kreuz 2. Klasse, und der goldenen St. Heinrichsmedaille belohnt.

Unteroffizier Rauhe aus Ebendorf vom 1. magdeburgischen Infanterie-Regiment Nr. 26 nahm mit 20 Mann ein sehr stark besetztes Gehöft am Eingang in das Dorf Mouzon und machte dabei trotz des heftigsten, ihn begrüßenden Gewehrfeuers, 15 Mann zu Gefangenen. Er hatte den Angriff freiwillig, ohne Befehl unternommen, und erleichterte durch sein kühnes Vorgehen der 11. Compagnie seines Regiments ihr Vorgehen wesentlich. Für sein entschlossenes Vorwärtsstürmen wurde Rauhe mit dem eisernen Kreuze dekoriert.

Die Ersten, welche über die das Dorf Mouzon umschließende Mauer wegsetzten, und in das ihnen zunächst liegende Haus, das von den Franzosen besetzt war, eindrangen, waren die Füsiliere Puppe aus Nahrstedt und Valentin Hey aus Heiten, in der Provinz Sachsen, vom gleichen Regiment. Einen Teil der Franzosen, welcher nichts von Waffenstreckung wissen wollte, schossen sie nieder, zwei weitere machten sie zu Gefangenen. Die tapferen Füsiliere erhielten das eiserne Kreuz.

Vor Metz hatte am 31. August 1870 bei dem großen Ausfall der Franzosen, die Truppen auf Truppen ins Gefecht führten, die dünnen preußischen Linien nicht überall erfolgreich standzuhalten vermocht und so kam es, daß Sergeant Repp der 11. Compagnie vom 7. ostpreußischen Infanterie-Regiment Nr. 44 aus Graudenz, mit mehreren Füsilieren in Gefangenschaft geriet, zumeist aus dem Grunde, weil er den Zuruf seines Offiziers, die Stellung zu verlassen, nicht gehört oder nicht gleich beachtet hatte. So war er Gefangener geworden; in der Nacht aber wußte Repp, obwohl ihn die Franzosen scharf bewachten, zu entkommen und vier seiner Leute mitzunehmen. Natürlich kamen alle ohne Waffen an. Offenbar um sich selbst dafür zu bestrafen, daß er sich hatte von den Franzosen gefangen nehmen lassen, ging Sergeant Repp am andern Tag, als der Kampf aufs neue begann, mit seiner Compagnie so lange unbewaffnet vor, bis er einem gefallenen Kameraden dessen Waffen hatte abnehmen können, dann ging er doppelt stramm auf den Feind los, galt es doch die Franzosen es büßen zu lassen, daß sie sich erfrecht, einen deutschen Sergeanten gefangen zu nehmen.

„Solche Brüder müssen wir haben,“ mochten die Jäger vom 4. bayrischen Jägerbataillon sich gedacht haben, als sie am 31. August im Gefecht bei der Eisenbahnbrücke von Remilly sur Meuse plötzlich den Korporal Maximilian Fleischmann von München, der durch die Riesenmärsche nach Sedan fußkrank geworden war, barfuß erscheinen und wacker, so lange das ganze Gefecht dauerte, drauf los knallen sahen. Er hätte es für eine Schande gehalten, wegen lumpiger Stiefel, in die er nicht hineinkam, zurückzubleiben. Ebenso hielt sich der Wackere in der Schlacht bei Beaugency am 8. Dezember mit seinem Halbzuge so lange gegen die vor ihm stehende bedeutende Übermacht des Feindes, bis es ihm möglich geworden war, genau all das zu erkunden, was sein Bataillonskommandeur zu wissen gewünscht hatte. Für seine Barfußtour, damals wußte man noch nichts von Pfarrer Kneipps Heilmethode, erhielt Fleischmann das Militär-Verdienstkreuz, für Beaugency die goldene Militär-Verdienstmedaille.

Eine regelrechte bayrische Rauferei leistete sich der tapfere Jäger Anton Stückl vom 4. bayrischen Jägerbataillon am 31. August bei Remilly mit drei Franzosen. Im Bajonettkampf hatte er allerdings den Franzosen gegenüber, die hierin Meister sind, den kürzeren gezogen und nicht weniger als sieben Bajonettstiche bekommen, aber das reizte den biedern Bayern nur; als er gar vollends auch noch einen Schuß erhielt, da war's bei ihm mit der Gemütlichkeit vorbei. „Marinesoldaten hin, Marinesoldaten her!“ mochte er denken, nun sollten die Burschen auch einmal sehen, wie die Bayern dreinschlagen! Den ersten der Mariniers schoß er über den Haufen, dem zweiten rannte er das Bajonett durch den Leib, und dem dritten, der dem Bayern sein etwas gefährliches Gewehr wegnehmen wollte, hieb er mit dem Säbel dergestalt über die Hand, daß ihm der Franzose sein Gewehr gerne ließ. Dann aber war es bei dem tapfern Stückl mit dem weiteren Kämpfen auch vorbei, er mußte blutüberströmt vom Kampfplatz getragen werden. — Stückl erhielt aus der Lothar v. Faberschen Stiftung von 1000 Gulden einen entsprechenden Ehrensold, und die goldene Militär-Verdienstmedaille.

Major Allmer vom 1. Bataillon des 5. Infanterie-Regiments Nr. 4 hatte sich für den 1. September, als es gegen Daigny bei Sedan vorgehen sollte, ausdrücklich die Ehre des ersten Angriffes ausgebeten. Schwer beleibt, spürte man dem sonst ob seiner Leibesfülle nur langsam einherwandelnden Tapfern von allen Beschwerden, die ihm das Laufen machte, auch nicht das Geringste mehr an, sobald es gegen den Feind ging. So war's auch bei Daigny. Schon waren seine Braven fest an dem Feinde und bereits begann dieser zu wanken, da traf Major Allmer ein Schuß in den Unterleib. „Das nenne ich Glück haben!“ meinte er ruhig, an seinem Bauche hinuntersehend, „das war nur ein Fettschuß.“ Leider aber war es mehr als das; kaum noch einige Schritte mit seinen Leuten vorgegangen, brach er bewußtlos zusammen. Am 3. September starb er in Lamécourt und wurde in Daigny, das er so wacker den Franzosen entreißen geholfen, beerdigt. — Beim Sturm auf Schloß, Schule und Mühle von Daigny, welche von Turkos und Zuaven erbittert verteidigt wurden, entriß Soldat Küster eine Turkofahne deren schwer getroffenem Träger. Der Schützenzug der 5. Compagnie dieses Regiments, mit Premierlieutenant Perl und den beiden Feldwebeln Lehmann und Mildner an der Spitze, stürmte gegen eine Mitrailleuse vor, die fortzuschaffen sich eine Abteilung Franzosen aufs äußerste anstrengte und beim Nahen des Feindes hartnäckig

verteidigte. Bald aber war ihr Widerstand gebrochen, die Deutschen hatten Hand auf das Geschütz gelegt und es rasch mit Kreide als von der 5. Compagnie und den Angehörigen derselben, namens so und so, genommen bezeichnet. Die französischen Geschütze tragen bekanntlich alle Namen. Die erbeutete Mitrailleuse hieß: „Le general de Bogu.“ Die beiden Feldwebel erhielten das eiserne Kreuz; Lehmann, der sich schon bei Königgrätz die silberne Heinrichsmedaille erworben hatte, jetzt auch noch die goldene, Mildner die silberne St. Heinrichsmedaille. Außerdem wurde Feldwebel Lehmann noch die von einem Herrn von Weber in Wien für Eroberung eines Geschützes gestiftete Prämie von hundert Thalern zugesprochen, die er freiwillig mit Feldwebel Mildner teilte. Premierlieutenant Perl erhielt das eiserne Kreuz 2. Klasse und den sächsischen Verdienstorden mit der Kriegsdekoration.

Die Wegnahme des Dorfes Daigny hatte schwere Opfer gekostet, und auch nachdem das Dorf bereits in deutschen Händen war, krachten bald da, bald dort noch, von versprengten Franzosen abgegeben, Schüsse, welche noch manchem Braven das Leben kosteten. Patrouillen sollten das Dorf vom Feinde vollends säubern und diesem Unfug ein Ende machen. Man kann sich leicht die Erbitterung der den Ort absuchenden Patrouille-Mannschaften vom 5. sächsischen Infanterieregiment Nr. 104 denken, die hier gar manchen Kameraden auf solch elende Weise verloren. Es darf daher als ein Beweis von großem Zartgefühl und von Zurückhaltung genannt werden, wenn Unteroffizier Großmann, der mit seinen Leuten stramm gleich in das erste Haus des Dorfes eingedrungen war, aus demselben zuerst einen Zuavenlieutenant herausbrachte, und dann die zu demselben gehörige Mannschaft, an der Thüre stehend, einzeln mit den Worten herauszog: „Immer komm, Männecken!“ Es mochten an die 100 Zuaven sein, die sich auf diese Weise den Weg „nach Berlin“ anweisen lassen mußten.

Von einer vollen Granate getroffen und in Stücke gerissen, fiel in der Schlacht bei Sedan der Geschützführer des 4. Geschützes vom 1. Garde-Feld-Artillerieregiment. Durch den entsetzlichen Anblick aus der Fassung gebracht, stockte die Bedienung des Geschützes durch die Mannschaften einen Augenblick, dann aber sprang der Mittelreiter des Geschützes, Kanonier Névir zu dem Gefallenen heran, schnallte ihm die Zündungen-Tasche ab und sich um, und wußte durch anfeuernde Zurufe die Fortsetzung des Feuers zu bewirken. Zur Belohnung wurde dem Tapfern die Führung dieses Geschützes, gleichzeitig mit der Beförderung zum Unteroffizier und das eiserne Kreuz 1. Klasse, das 2. besaß er schon, zu teil.

Vizefeldwebel Seydler von der 7. Compagnie des 2. thüringischen Infanterie-Regiments Nr. 32 wollte hinter seinen Kameraden von der 9. und 11. Compagnie, welche so kaltblütig die wiederholten Attacken der französischen Kavallerie abgeschlagen hatten, nicht zurückbleiben; ganz in nächster Nähe des Glacis von Sedan lag ein mit Mauern umgebener Kirchhof, der von französischer Infanterie besetzt war; es erschien gar zu gewagt, diesen Kirchhof mit Sturm zu nehmen, man hatte daher hievon Abstand genommen. Nun wollte sich Seydler hier seine Lorbeeren pflücken. Er raffte etliche Freiwillige von seiner Compagnie, und soweit er solcher habhaft werden konnte, auch von anderen Compagnien zusammen und stürmte, unterstützt von Vizefeldwebel Schminke vom 95. Regiment gegen den Kirchhof vor. Gleichzeitig griffen auch auf einer andern Seite ein Zug des Füsilierbataillons den Kirchhof an. Einen feindlichen Hauptmann und 145 Gefangene brachte der Vizefeldwebel von seinem kühnen Vorstoße mit.

Premierlieutenant Kirchhoff, welcher die 1. Compagnie des Leibgrenadier-Regiments Nr. 100 führte, war, als es galt, den westlichen Thalhang vor Sedan zu ersteigen, mit Feldwebel Wolff und neun Grenadieren allen seinen Mannschaften voraus geeilt. Als er den mit französischer Artillerie gespickten Höhenzug rechts vor sich auftauchen sah, warf er sich rasch mit seinen Leuten auf zwei hinter einer Brustwehr aufgestellte, fortwährend feuernde Mitrailleusen, ohne auch nur einen einzigen Schuß zu thun. Gebückt schleichen die Grenadiere heran, da, auf ein Zeichen, richten sich die Gnaksgestalten vor den Franzosen auf, als wären sie aus dem Boden herausgewachsen, hurra! ertönts aus deutschen Kehlen und ehe die überraschten Franzosen zum Feuern kommen, steht schon, seinen Feldwebel Wolff zur Seite, Premierlieutenant Kirchhoff mitten in der Batterie und den Revolver drohend in der Faust neben den Geschützen. Inzwischen waren auch die Grenadiere nachgekommen und nun streckten die Franzosen, 35 an der Zahl, die Waffen. Das eiserne Kreuz 1. Klasse und der Militär-St. Heinrichsorden wurde dem kühnen Offizier, seinem Feldwebel, der leider schon wenige Jahre später starb, das eiserne Kreuz 2. Klasse und die goldene Medaille zum Militär-St. Heinrichsorden zu teil.

Den Tambour August Arnhold aus Großenhain im 4. kgl. sächsischen Infanterie-Regiment Nr. 103 verdroß es baß, bei Sedan ohne Gewehr dastehen zu sollen, während doch der Feind sein Menschenmöglichstes that, die 5. Compagnie seines Regiments, welche die Park-Lisière, durch eine Hecke gebildet, besetzt hielt, mit Feuer zu überschütten. Kurz entschlossen ergriff er Gewehr und Patrontasche seines neben ihm erschossenen Freundes, und war, indes gar manche zauderten, ihre Deckungen zu verlassen, der Ersten einer, die frisch und mutig aus dem schützenden Park aufs freie Feld hinaus eilten. Nun aber besann er sich auch sofort wieder des Amtes, das er kraft seines Auftrages zu versehen hatte, lustig schlug er, den ihm willig Folgenden voraneilend, den Sturmmarsch und rüstig gings vorwärts, hinein in die Reihen des Feindes! Arnholds Brust schmückt heute das eiserne Kreuz 2. Klasse und die silberne St. Heinrichsmedaille.

Bei Sedan hatte ein sächsischer Ulanen-Unteroffizier einen Schuß in die Brust erhalten. Zwei seiner Leute hoben den vom Pferde gestürzten wieder auf dasselbe und ritten mit dem Schwerverwundeten ein Stück Wegs zurück. Unterwegs begegnete ihnen ein ins Feuer sprengender General, der dem infolge seines Schusses zusammengekauert auf dem Pferde sitzenden Ulanen seine schlechte Haltung verwies und weiter ritt. Am andern Tag erfuhr der General, daß der Unteroffizier seiner Verwundung wegen schlecht zu Pferde gesessen hatte und sofort suchte der General den Ulanen auf, um den ihm gemachten Vorwurf zurückzunehmen. Der Ulan war natürlich hocherfreut darüber, meinte aber doch: Sie hatten eigentlich ganz recht, Herr General, wegen so eines „bißchen Schuß“ hätte ich wohl besser zu Pferde sitzen können.

Die 6. Compagnie des sächsischen Schützenregiments „Prinz Georg“ Nr. 108 war, als das 2. Bataillon in der Schlacht von Sedan an dem Vorwerk La Ramorie einen kurzen Halt gemacht hatte, unter ihrem Hauptmann Lehmann mit der Säuberung des Thalrandes beauftragt worden. Dabei fielen der Compagnie alsbald 6 unbespannte feindliche Geschütze, die nicht allzuweit entfernt standen, in die Augen. Sekondelieutenant der Reserve Naumann II. erhielt den Befehl, dieselben wegzunehmen. Sofort wurde ausgeschwärmt, und Unteroffizier Schenzer stürmte mit einer Patrouille auf die Geschützbedienung los, der es zwar gelang, noch im letzten Augenblicke vier der Geschütze in Sicherheit zu bringen, während zwei den Deutschen in die Hände fielen. Vergeblich machten die Franzosen verzweifelte Anstrengungen, die beiden verlorenen Geschütze zurückzuerobern, es war alle Mühe umsonst, die 6. Compagnie ließ sich ihre Beute nicht wieder abjagen, und einige in der Nähe feuernde sächsischen Batterien halfen ihr getreulich, die eroberten Geschütze festzuhalten. Besonders hatte sich hiebei auch der Sergeant Moritz Schirmer ausgezeichnet. Vor der Schützen-Kaserne zu Dresden erzählen heute noch die beiden Geschütze von den braven Schützen der 6. Compagnie, die ihrem Regiment nicht nur zwei hübsche Dekorationsstücke, sondern auch noch 120 Dukaten Belohnungsgelder verschafft hatten.

Auf den Höhen rechts von La Moncelle gingen starke Plänklerketten des 107. sächsischen Regiments unbekümmert um die hier stark platzenden Granaten vor; ihr Ziel waren einige auf den Höhen diesseits Daigny aufgefahrene Mitrailleusen, deren Feuer auf die Länge unbequem geworden wäre; die Mitrailleusen sollten genommen werden. Die Soutiens griffen wacker ein, nach einem etwa eine halbe Stunde lang hingehaltenen Feuer schien es, als ob die Mitrailleusen einen weiteren Kampf aufgeben und abfahren wollten. Sie mußten also bereits gründlich mitgenommen sein, und das von drüben herkommende verstärkte Infanteriefeuer bewies nur, daß der Batterie das Abfahren erleichtert und ermöglicht werden sollte. Dies zu verhindern, stürmten die 5. und 6. Compagnie vorwärts, aber o weh, plötzlich sahen sie sich

vor einem etwa 40 Fuß tiefen Hohlweg, von dessen Existenz niemand eine Ahnung gehabt hatte und in dem Hohlweg lag eine Compagnie Turkos, die natürlich nicht schlecht drauf losknallten. Aber ein Grund, auf die Mitrailleusen zu verzichten, war dies darum noch lange nicht. Heraus mußten die Turkos wohl oder übel, mit Hurra wurde das Terrainhindernis genommen, die Turkos vertrieben. Hauptmann von Bülow und Premierlieutenant Basse nahmen mit 26 Mann in raschem Anlauf die Mitrailleusen und hielten sie gegen alle feindlichen Vorstöße, trotzdem der Führer einer der Compagnieen, Hauptmann von Bülow, von drei Kugeln getroffen worden war, zäh und fest in ihrem Besitz. Das eiserne Kreuz und der sächsische St. Heinrichsorden wurden jedem der beiden zu teil, leider fiel Premierlieutenant Basse an der Spitze seiner Compagnie bei Brie sur Marne am 2. Dezember, als es galt, den übermächtigen Anprall der Scharen Ducrots zurückzuweisen.

Soldat Georg Willinger vom 15. bayrischen Infanterie-Regiment warf sich drei, auf seinen Oberst, Friedrich Freiherrn von Treuberg, eindringenden Franzosen im Kampfe um Balan entgegen, schoß den ersten nieder, und rannte den beiden andern das Bajonett durch den Leib. Er erhielt das eiserne Kreuz 1. Klasse, da er die 2. Klasse schon besaß, und die goldene Tapferkeitsmedaille. — Auch der Soldat Johann Beiml, Blessiertenträger dieses Regiments zeichnete sich durch große Tapferkeit aus; im stärksten Kugelregen war er stets in der vordersten Linie zu finden, wo er die Verwundeten zurückschaffte. Er erhielt für sein mutiges Benehmen die bayrische goldene und die sächsische silberne Tapferkeitsmedaille.

Bei Erstürmung des Kirchhofes von Balan war es besonders Sergeant Leonhard Görner vom kgl. bayrischen Infanterie-Leib-Regiment, 4. Compagnie, welcher sich durch hervorragende Tapferkeit auszeichnete. Dem stark besetzten Kirchhofe gegenüber hatte Görner zuerst mit etlichen Soldaten ein Haus erstiegen, von wo aus er nun ein wohlgezieltes Feuer gegen die dort eingenisteten Franzosen unterhielt. Die französische Artillerie warf, um den Ihrigen Luft zu machen, einige Granaten in das Haus, Görner kümmerte sich aber nicht im geringsten um die ihm freundlichst zugesandten Zuckerhüte, und wich keinen Schritt von seinem Platz, wußte auch die um ihn befindliche Mannschaft zu zähem Ausharren anzufeuern. Premierlieutenant Kitzing bemerkte, von welch großem Werte und Einfluß auf den Gang des Kampfes an dieser Stelle die Haltung Görners und seiner Leute war, rasch entschlossen sammelte er etwa 10 Mann um sich, und stürmte mit diesen unter lautem Hurra gegen den Kirchhof vor, dessen verschlossene Thüre mit einem Balken eingerannt wurde, und in denselben hinein. Die Franzosen, in der Meinung, von einem ihnen jedenfalls weit überlegenen Gegner angegriffen zu sein, räumten schleunigst den Kirchhof und ließen einige Gefangene in den Händen Görners.

Sergeant Max Röder vom bayrischen Infanterie-Leibregiment, aber Badenser von Geburt, aus Altersheim, hatte beim Sturm auf Bazeilles sich ausgezeichnet und hielt nun mit einem Halbzuge den äußersten Flügel des Schloßparks gegen eine ganze Compagnie, nahm sodann mit dem ihm schließlich noch gebliebenen Rest von 9 Mann an der Erstürmung von Balan den kräftigsten Anteil und war einer der ersten von den blauen Teufeln, die, Einlaß begehrend, sich unter den Thoren der Festung Sedan zeigten. Der Tapfere wurde am nächsten Tage als der tapfersten Einer dem Kronprinzen von Preußen vorgestellt, der ihm versicherte, daß nach Beendigung des Feldzuges seine Brust reicher dekoriert aussehen werde. Diese Prophezeiung ging in Erfüllung. Röder, der sich in der Folge auch noch an der Loire, im Gefecht von Artenay am 10. Oktober und am 11. bei Orleans auszeichnete, erhielt das eiserne Kreuz 2. Klasse und die silberne Militär-Verdienstmedaille.

Beim Vorrücken des kgl. bayrischen Leibgrenadier-Regiments gegen Bazeilles stand auf der Chaussee ein bayrisches Geschütz, die Bedienung desselben lag zusammengeschossen um das Geschütz her oder in der Nähe desselben, von der Geschützbespannung war nichts zu sehen. Unternahm der Feind einen raschen Vorstoß, so war zu befürchten, daß das Geschütz in dessen Hände fiel. General von Dietl, der rasch die Sachlage überschaute, befahl dem mit dem Pionierdienst betrauten Xaver Sauermann, mehrere Unteroffiziere und Soldaten mit sich zu nehmen und das Geschütz in Sicherheit zu bringen. Trotz des verheerendsten Feuers gelang es denselben auch, rasch und exakt aufzuprotzen, und noch ehe die Franzosen zum Angriff schreiten konnten, das Geschütz vorläufig hinter einem Haus in Sicherheit zu bringen, von wo aus dasselbe bald durch die inzwischen herbeigeholte Bespannung in Sicherheit gebracht wurde. Sowohl Sauermann, als der Korporal Jakob Wörle, der bei der Bergung des Geschützes ungemein thätig gewesen, erhielten die silberne Militär-Verdienst-Medaille.

Major Joseph Graf von Joner-Tettenweiß vom bayrischen Leibregiment hatte den Befehl, mit seinem Bataillon, das übrigens nur aus zwei Compagnien bestand, auf der linken Seite von Bazeilles vorzugehen, um für die, durch hartnäckig verteidigte Häuser und eine gewaltige Barrikade aufgehaltene Haupt-Angriffskolonne Luft zu machen. Es gab harte Arbeit, Haus um Haus mußte einzeln genommen und dann mit äußerster Anstrengung gehalten werden, aber Graf Joner mit seinen Leuten hielt aus, so arg auch sein Häuflein zuletzt zusammenschmolz, und führte den ihm gewordenen Auftrag durch; dafür hatte er aber auch in seinen zwei Compagnien 5 tote und einen schwerverwundeten Offizier, sowie an Mannschaften und Unteroffizieren 48 Tote und 69 Verwundete.

Sergeant Johann Grabmann vom 2. bayrischen Infanterie-Regiment „Kronprinz" rettete im Straßenkampfe von Bazeilles die schwer bedrohte Fahne des 1. Bataillons von diesem Regiment, indem er dieselbe durch ein völlig in Flammen stehendes Haus trug. Er wurde zum Feldwebel ernannt und erhielt für seine aufopfernde That neben dem eisernen Kreuze noch die goldene Verdienstmedaille.

Jäger Joseph Schätz vom 2. bayrischen Jägerbataillon hatte sich schon bei Wörth einen Turko-Offizier „geholt," im Kampfe um Bazeilles zeichnete er sich neuerdings aus. Beim Sturm auf ein Haus hatte sein Oberlieutenant, August Merkel, welcher die Compagnie führte, eine schwere Verwundung erhalten und war mitten auf der Straße im heftigsten Feuer des Feindes liegen geblieben. Bereits hatten verschiedene Jäger es versucht, den verwundeten Offizier in Sicherheit zu bringen, ihre Kühnheit aber mit dem Leben bezahlen müssen. Nunmehr unternahm, trotz aller Warnungen, der Jäger Schätz das Wagestück, aber, von mehreren Kugeln getroffen, sank er neben seinem Compagnieführer nieder; gleichwohl schleppte er ihn wenigstens an ein vor Kugeln etwas mehr sicheres Plätzchen. Die silberne Militär-Verdienst-Medaille schmückt für diese kühne That die Brust des wackeren Jägers. Die gleiche Auszeichnung wurde dem Jäger August Herz im nämlichen Bataillon zu teil. Ebenfalls in Bazeilles mehrfach von Kugeln getroffen, hatte er doch, von oben bis unten von seinem eigenen Blut überströmt, das Gefecht bis zu Ende mitgemacht, und ging dann erst auf den Verbandplatz, um sich verbinden zu lassen.

Um das Bois de Garenne rangen die Franzosen bekanntlich verzweifelt; bis herab zum Tambour schien jeder zu wissen, wie viel davon abhing, daß dieses Gehölz gehalten wurde. Auch um die dort liegende Triple Ferme entspann sich ein heißer Kampf. Während dieses Kampfes sah der Unteroffizier der Reserve Busch von der 10. Compagnie des Garde-Füsilier-Regiments inmitten einer feindlichen Abteilung einen Adler. Dieses Feldzeichen sehen und mitten unter die Franzosen hineinspringen, war bei Busch eines. Schon hatte er den Adler ergriffen, aber jetzt fielen die Schläge hageldicht auf ihn herein. Von einem Gewehrkolben auf den Kopf getroffen, sank er bewußtlos zu Boden und hatte seine Beute wieder loslassen müssen. Kurze Zeit darauf gelang es aber dem Füsilier Goldacker neuerdings, in dem Gehöfte sich des Adlers zu bemächtigen. Als die Franzosen das Nutzlose ihres ferneren Widerstandes einsehen mochten, wollten sie den Adler vernichten, um ihn nicht in die Hände des Feindes geraten zu lassen. Das Flaggentuch war bereits herabgerissen, und der Adler selbst von der Stange herabgenommen worden, die Fahnenstange hätten die Franzosen wahrscheinlich in Stücke zerbrochen, da kam Füsilier Goldacker dazwischen, und nahm den Franzosen die Sorge für die weitere Pflege ihres Adlers und diesen selbst, Fahnentuch und Stange ab. Es war der Adler des 17. französischen Linienregiments. Busch und Goldacker erhielten das

eiserne Kreuz 2. Klasse, und eine auf die Eroberung eines Adlers im Kampf ausgesetzte Belohnung von 670 Thalern.

Mit nicht genug zu rühmendem Elan war das 6. thüringische Infanterie-Regiment Nr. 95, nachdem es, wie die Württemberger, bei Donchery die Maas auf einer Pontonbrücke überschritten hatte, in der Richtung auf Floing abmarschiert. Bei dem Gehöft St. Albert ordnete Oberstlieutenant von Bassewitz das Regiment zum Angriff. Kaum war es über die Wiesen von St. Albert herangemarschiert, als ihm ein furchtbares Feuer, Granaten, Shrapnels, Chassepotkugeln und Mitrailleusen-Salven entgegenschmetterten; aber die Fahne hoch und ohne auch nur einen Augenblick zu stocken, ging das Regiment, an dessen Spitze neben dem Oberst von Kontzki der Herzog von Meiningen ritt, dem Feinde entgegen. Floing war vom Feinde verlassen gefunden worden, er hatte sich auf den Höhen festgesetzt; auf diese ging es daher los, aber mit schweren Opfern; die Chassepotsalven rissen in die über völlig freies Schußfeld vorrückenden Kolonnen tiefe Lücken, gleichwohl ging es tapfer vorwärts, die Offiziere mit hochgeschwungenen Degen voraus. Die Anhöhen wurden erklommen, das Plateau nach kurzem Kampfe erreicht. Dort aber fegten erst recht die Salven der Franzosen unter die 95er und wieder gab's schwere Verluste, nirgends aber ein Stocken, einen Halt oder gar ein Zurückgehen. Vorwärts drängte alles, nach den dicht besetzten Schützengräben hin, die mußten genommen werden, und sie wurden genommen, der Feind nach rechts und links in wilder Flucht auseinandergedrängt. Portepeefähnrich Jobst aus Stettin war dabei durch die rechte Hand geschossen worden, ruhig nahm er den Degen in die linke und stürmte weiter; Vizefeldwebel Kerst II. und Unteroffizier von Otterstedt hatten als erste einen steilen Steinbruch erklommen und zogen nun ihre Kameraden hinauf, alles wetteiferte, unter den Vordersten zu sein; der Kampf auf dem Plateau machte gute Fortschritte, man gewann deutscherseits entschieden Terrain, da nahte mit einemmale eine schwere Gefahr. Den steilen, jäh abfallenden Steinbruch im Rücken, standen da oben auf dem Plateau die Deutschen und schon hörte man es herannahen wie eine Windsbraut, vernahm man das Klirren der Säbelscheiden, das Schmettern der Trompeten, Kommandorufe, Pferdegewieher; der Boden zitterte unter dem Hufschlag der Rosse, deutlich vernahm man ihr Schnauben und nun braust er heran der prächtige, großartige Kavallerie-Angriff, und das Rollen des Geschützfeuers leitet ihn ein, begleitet ihn auf seinem Wege. Jetzt tauchen hellblaue Uniformen auf, es sind die Attilas der Husaren, hinter ihnen kommen Kürassiere mit den wehenden Helmbüschen, die grünen, beinahe dunkeln Chasseurs à cheval und die Lanciers, die aber sich mit unseren kecken flinken Ulanen in keiner Weise messen können. Mag sein, aber heute thun sie, wie alle andern, die hier anreiten, ihr Bestes. Schwadron auf Schwadron stürzt gegen das Regiment heran, das in seinen Compagnien, fest und aufgeschlossen, ohne auch nur Karree zu bilden, nur dem Schnellfeuer und dessen Wirkung vertrauend, den Sturm ruhig an sich herankommen läßt. „Legt an, Feuer! Geladen! Schnellfeuer!" tönt das Kommando, und nun prasselts, hagelts und schlägt es in die französischen Schwadronen, erst auf 300, dann auf 200, dann auf noch weniger Schritte Distanz, da müssen ja die meisten Schüsse Treffer sein! Hat's nicht den Reiter aus dem Sattel geworfen, so ist das Pferd unter ihm zusammengebrochen, mit Mühe kommt einige Ordnung in diesen Wirrwarr von Menschen und Tieren; rechts und links biegen die Reiter aus oder jagen zurück, sprengen wieder vor, das Glück noch einmal probierend, Reihe um Reihe rückt an, aber der höchste Mut, der festeste Wille bricht an diesem Feuer! Einzelnen gelingt es ja wohl, in diese oder jene Compagnie einzudringen und dann sausen die Säbelhiebe hageldicht auf Pickelhaube und Schultern nieder, aber nicht lange; umsonst haben sie ihre durch Sporenstöße und Hiebe mit der flachen Klinge zur Raserei gebrachten Pferde in die deutschen Reihen getrieben, die Kugel, das Bajonett wirft die tapfern Reiter aus den Sätteln. Die Scenen vor den Hopfengärten von Wörth, hier wiederholen sie sich in ihrer ganzen Entsetzlichkeit, und wenn damals Mac Mahon in Nancy mit Recht ausrufen konnte: „Ich habe keine Kürassiere mehr!" jetzt, bei Sedan, nach diesem Angriff giebt es keine französische Reiterei mehr, sie ist tot oder gefangen, auf dem Schlachtfeld, oder durch Kapitulation. Mit dem Kaiserreich ist auch die einst so stolze französische Kavallerie zu Grunde gegangen und verschwunden, was die Republik von solcher ins Feld zu stellen vermochte, war gleich Null, etliche berittene Patrouillen, weiter nichts; das Zeugnis aber darf der französischen Kavallerie nicht verweigert werden, sie hat in den Tod zu reiten, heldenhaft zu kämpfen und — zu sterben gewußt. Die 11. Compagnie der Thüringer, welcher sich von der 4. Fähnrich von Diemar mit seinem Schützenzuge, Fähnrich Jobst von der 3. und Lieutenant Koch von der 5. Compagnie angeschlossen hatten, wurde von Hauptmann Vogel von Falkenstein kommandiert, der sich in der Schützenlinie befand, Lieutenant Blomeyer III. führte das Soutien, im Laufschritt dirigierte er dasselbe in die Schützenlinie vor und marschierte dort auf; zur richtigen Zeit, schon sah man eine Schwadron blauer Husaren anreiten, aber das ihnen auf 50 Schritte, so nahe waren die tapferen Reiter bereits herangekommen, entgegenprasselnde Schnellfeuer riß die Schwadron völlig auseinander; doch ritten bereits neue Husarenschwadronen und solche von Chasseurs d'Afrique heran. So furchtbar rasch folgten sich die einzelnen Angriffe, daß die Leute nicht schnell genug wieder laden konnten, und etliche Husaren wirklich die deutschen Linien zu durchbrechen vermochten. Hauptmann von Falkenstein, von einem der Reiter angegriffen, hatte geschickt dessen Säbelhieb pariert, und mit raschem Ausfall seinem Gegner nachstoßend, diesem den Degen durch den Leib und ihn vom Pferde gestoßen. Lieutenant Blomeyer wehrte mit dem Degen die Hiebe zweier neben ihm vorbei sausender Husaren ab, weniger glücklich waren der Sergeant Süßdorf, der einen Hieb über den Kopf abbekam, der ihn um ein Haar das Auge gekostet hätte, und Hauptmann Wernecke, der einen Stich in die Brust davontrug. Ohne auch nur einen Moment sich in ihrem Vorgehen aufhalten zu lassen, wies so die tapfere Compagnie fünf Angriffe der feindlichen Reiter nach einander ab. Als der Feind den Deutschen zum fünftenmal den Rücken wandte, brauste hinter ihnen drein ein Hurra und Hoch auf den König. Um halb zwei Uhr hatte die französische Kavallerie das Plateau geräumt, aber um so heftiger raste jetzt das Feuer der Infanterie und Artillerie. Doch unbekümmert darum ging es jetzt deutscherseits vorwärts, das Plateau mußte vom Feinde rein gefegt werden. Der erste, der es erstieg, — es war das letzte Plateau vor Sedan, — und oben in raschem Anlauf ein kleines Schloß mit Park, und überdies eine große Zahl Franzosen in demselben gefangen nahm, war Lieutenant Schulze. Hauptmann von Falkenstein war nicht gesonnen, auf seinen bisherigen Lorbeeren auszuruhen, er brach mit seinen Leuten gegen die Südwestspitze des Waldes von La Garenne vor, und drang bis in das Schloß La Garenne, unterwegs noch viele der auseinander gesprengten Kavalleristen, darunter 27 Offiziere, von denen zwei den Grad von Obersten besaßen, zu Gefangenen machend. Die Musketierbataillone wurden nach Floing zurückgenommen, das Füsilierbataillon biwakierte auf dem Plateau von Cazal. Schwer waren die Verluste, groß die Opfer, welche dieser Angriff gekostet, und noch hatte der Einzelne keine Ahnung davon, wie groß die Tragweite des Kampfes, der auch hier getobt und nun allmählich verstummte, gewesen war. Erst als die Jubelrufe „der Kaiser Napoleon ist gefangen!" durch die Biwaks brauste, als der Donner der Geschütze schwieg und feierliche Choralklänge über das Schlachtfeld hinklangen, da wurde auch den tapferen Thüringern klar, welch gewaltiger weltgeschichtlicher Akt, in dem sie selbst so kräftig mitgewirkt, sich heute abgespielt hatte. Da dachte wohl mancher mit Wehmut der Toten, die solch Herrliches nicht mehr hatten erleben dürfen, und mit Stolz, freudig erduldeten die Verwundeten ihre Schmerzen, wars doch das Vaterland, um dessen willen sie geblutet hatten. Neben Oberstlieutenant von Bassewitz, Feldwebel Kerst, die tot waren, und Lieutenant von Linstrow, der am 2. Oktober in Donchery seinen Wunden erlag, waren von der Mannschaft 54 gefallen, und außer den verwundeten Hauptleuten Wippert und Wernecke, den Lieutenants Koch und Leng, dem Portepeefähnrich Jobst und dem Vizefeldwebel Roßbach 170 Mann verwundet worden. 7 Mann wurden vermißt.

Über den schneidigen, aber völlig nutzlosen Kavallerie-Angriff bei Sedan erzählte die englische Pall Mall Gazette folgendes: „Um 12 Uhr 55 Minuten eröffneten die französischen Batterien am Saume des Holzes von La Garenne (nördlich von Sedan) und darüber ein heftiges Feuer auf die vorrückenden preußischen Kolonnen vom dritten (in der That

war es das 5. Corps), deren Absicht es war, den Hügel nördlich von La Garenne zu stürmen und dadurch den Schlüssel der Stellung auf jener Seite zu gewinnen. Um 1 Uhr 5 Minuten begann noch eine andere französische Batterie am Walde ihr Feuer auf die preußischen Kolonnen, die genötigt waren, ihre Stellung zu wechseln, um sich dem Zielpunkte der französischen Granaten zu entziehen. Gleich darauf sahen wir preußische Tirailleurs auf dem Gipfel des Hügels von La Garenne oberhalb Torcy. Sie schienen zu schwach und General Sheridan, der neben mir stand, rief: „Ach die armen Teufel, sie sind zu schwach, sie können niemals diese Position gegen alle die Franzosen halten!“ Dies bestätigte sich bald, denn die Preußen wurden genötigt, den Hügel herab sich zurückzuziehen, um Verstärkung zu suchen, da die vorrückenden Franzosen wenigstens sechs gegen einen waren. Aber in fünf Minuten kehrten sie zurück, diesmal stärker, doch immer noch in bedenklicher Minderzahl gegen die mächtigen französischen Kolonnen. „Hilf, Himmel,“ sagte General Sheridan, „die französischen Kürassiere werden gegen sie anstürmen!“ Und wirklich formierte sich ein Regiment französischer Kürassiere, Helme und Küraſſe im Sonnenschein funkelnd, in Schwadronssektion und stürmte den Abhang herunter gegen die preußischen Tirailleure. Ohne erst Linie zu bilden, empfing die Infanterie die Kürassiere mit einem überaus fürchterlichen Schnellfeuer auf etwa 150 Schritte, so schnell als möglich ladend und in dichten Massen feuernd. Zu hunderten fielen Roß und Mann über den Haufen und das Regiment ging viel schneller zurück, als es gekommen war. Im Augenblicke, als die Kürassiere umwandten, gingen in der That die mutigen Preußen ihnen in heißer Verfolgung im Doppelschritte nach. So etwas ist nicht oft in den Annalen der Kriegsgeschichte erzählt. Dann ging die französische Infanterie vor und griff die Preußen an, die ruhig unter einem höchst raschen Feuer der Chassepots warteten, bis der Feind auf etwa 150 Schritte herangekommen war und ihm dann eine solche Ladung zuschickten, daß die Infanterie bald der Kavallerie folgte und hin ging, wo sie hergekommen war, das heißt, hinter einen Höhenzug, etwa 600 Schritte auf Sedan zu, wo die Tirailleurs sie nicht treffen konnten. . . Um halb 2 Uhr machte ein neues Regiment französischer Kavallerie, diesesmal wie mir schien Chasseurs, einen andern Versuch, die Preußen zu vertreiben, die jede Minute verstärkt wurden. Aber sie erlitten dasselbe Schicksal, wie ihre Genossen in den Stahljacken und wurden mit großem Verluste zurückgejagt, während die Preußen die Gelegenheit benutzten, ihre Linie um einige hundert Schritte der französischen Infanterie näher zu bringen. Plötzlich teilte sie sich in zwei Hälften, indem sie zwischen sich eine Bresche von etwa 100 Schritten in ihrer Linie ließ. Wir warteten nicht lange, bis wir die Absicht dieser Bewegung erkannten, denn die kleinen weißen Dampfwolken von der Höhe hinter den Tirailleurs und die darauf folgende Bewegung in den dichten französischen Massen zeigte uns, daß ces diables de Prussiens, wer weiß es wie zustande gebracht hatten, ein paar Vierpfünder den steilen Abhang hinauf zu schaffen und Feuer auf die Franzosen zu geben. In diesem Augenblick muß bei der französischen Infanterie irgend etwas nicht in Ordnung gewesen sein, denn anstatt die Preußen anzugreifen, denen sie wenigstens immer noch um das doppelte überlegen waren, blieben sie in Kolonnen auf der Höhe und sahen die Hoffnung, den Tag wieder zu gewinnen, vor ihren Augen schwinden. Dann versuchte die Kavallerie nochmals eine Art von Balaklawa-Arbeit zu machen, aber ohne den Erfolg jener unvergeßlichen Sechshundert. Nochmals kamen die Kürassiere herunter, diesmal gerade auf die beiden Feldgeschütze los. Aber ehe sie auf 300 Schritte an die Kanonen herangekommen waren, bildeten die Preußen Linie wie auf der Parade, warteten, bis sie auf 75 Schritte heran waren und gaben ihnen dann eine Ladung, die uns die ganze führende Schwadron niederzuwerfen schien, so daß sie schließlich den Weg zu den Kanonen für die Nachfolgenden hinderte. Nach diesem letzten Angriffe, der vollständig mißlang, obgleich höchst tapfer gedacht und ausgeführt, wie auch die beiden vorhergehenden, ging die Infanterie schnell auf Sedan zurück, und in einem Augenblicke schwärmte der Hügel von preußischen Tirailleurs, die aus der Erde hervorzuwachsen schienen. Nach dem letzten verzweifelten Angriffe der französischen Kavallerie sagte mir General Sheridan: „Ich sah noch niemals etwas so verzweifeltes, so durchaus thörichtes, es ist der reine Mord.“

Der Geist in der deutschen Armee.

„Es war zwei Tage nach der Schlacht bei Sedan, als ich über die Zugbrücke in die eigentliche, recht hübsche Stadt eintrat. Das Bild, das sich meinen Augen bot, spottet jeder Beschreibung. Noch nie in meinem Leben habe ich eine Stadt so in Schlamm und Schmutz gesehen. Vor einem wunderschönen großen Hause, einer Wollfabrik, stand ein ältlicher Herr. Ich bat ihn um Auskunft über den Weg nach dem Turenneplatz und kam dadurch mit ihm ins Gespräch. „Gott sei ewig gelobt!“ rief der Mann aus, daß die deutschen Truppen uns endlich von diesen Bestien erlöst haben, die uns seit fünf Tagen plünderten, alle Unzucht trieben, welche die wildeste Phantasie sich erdenken mag, auf kein Kommando mehr hörten, und denen das Wort Disziplin nur noch ein leerer, nichtssagender Begriff war. Als ich die ersten preußischen Soldaten heute früh hier einrücken sah, da war es mir sofort klar, warum mit ihnen der Sieg geht, Schritt für Schritt, denn schon die Art und Weise, wie die Leute marschierten, nachdem sie aus einer solchen Schlacht kamen, bewies, daß und welche Ordnung und Manneszucht unter ihnen herrscht.“

Und der Berichterstatter einer belgischen Zeitung schreibt: „Keine Spur der entsetzlichen Partie, welche diese Armee eben gespielt hatte. Soldaten stiegen zum nächsten Bach herab, um Wasser für ihre Pferde zu schöpfen. Feuer waren angezündet, an denen bereits die Suppe kochte. Hier und da ruhige Gruppen, Soldaten, die ihre Uniformen bürsteten, ihre Kleider ausbesserten und Knöpfe an dieselben annähten. Es ist wunderbar! Diese friedliche Sorge um Regelmäßigkeit und Nettigkeit, diese häuslichen Kleinigkeiten am Morgen nach einem blutigen Drama, diese bürgerliche Ordnung nach der mörderischen Zügellosigkeit, dieses gute kleine Familienleben, das ohne Unterbrechung den entsetzlichen Schlägen des Krieges folgte, dieser mächtige Gegensatz hat uns tief bewegt. Das ist der deutsche Charakter und das deutsche Temperament. Diese Leute sind gewiß heldenmütig, aber sie haben nicht die Leidenschaftlichkeit und die erregte Phantasie, welche man bei diesem Heldenmute voraussetzen könnte. Sie sind sehr stark und sie sind sehr gut verwaltet. Sie sind sehr mutig und sehr ruhig. Gut geordnet und methodisch aufgestellt, erfüllen sie ihre Aufgabe mit großer Umsicht, nachdem sie mit kaltem Blute ihr Leben in Gefahr gesetzt. Sie vergessen niemals ihre Disziplin und man möchte sagen, daß selbst die Pferde ihre Regel kennen und beobachten. Ja, auch die Pferde achten die Ordnung und zeigen nicht am unrechten Ort ein unnützes Feuer. Wir haben lange Reihen von Pferden ruhend und in Freiheit gesehen, sie blieben hübsch in der Linie, bewahrten die reglementmäßigen Distanzen auf der Wiese und beim Futter. Was das Malerische an der preußischen Armee betrifft, so finde ich dasselbe ergreifend genug in dieser Mischung von bürgerlicher Einfachheit und unbeugsamer Entschlossenheit. Stellen Sie sich Leonidas vor, in braunem Überzieher mit Brille, das ist ungefähr die preußische Armee. Man könnte eine Bildsäule daraus machen. Aber die Deutschen suchen nur die deutsche Einheit und Größe und nicht die Stellung und die Gruppierungen Griechenlands.

Diese Leute, sagte ein französischer Offizier, haben eine Ruhe und ein Vertrauen, das nichts erschüttert. Man dächte, sie betrachteten sich als die Vollstrecker des göttlichen Willens. Man fühlt sich, setzte derselbe Offizier hinzu, nicht erniedrigt, wenn man von einem solchen Volke besiegt wird.“

Die Vorposten am Poligon vor Straßburg hatte am 7. September die 2. Compagnie des großherzoglich badischen 3. Infanterie-Regiments Nr. 111 gegeben. Sergeant Wilhelm Jörger von Bretten hatte den Auftrag, das Ufer des großen Rheines strenge zu überwachen und jede Verbindung mit der Festung zu verhindern. Während in der Frühe, zwischen 2 und 4 Uhr, der Musketier Kaufmann aus Bruchsal auf Posten stand, gewahrte er durch den Nebel einen Gegenstand, welcher sich stromabwärts auf dem Rheine bewegte. Bei näherem Hinblicken erkannte er auch einen Nachen, der mit 7 oder 8 Personen besetzt war. Das war mindestens auffallend, und da auf das Anrufen keine Antwort kam, gab der Posten Feuer, das aber augenblicklich vom Schiffe aus erwidert wurde. Natürlich wurde dadurch die Wache alarmiert und Sergeant Jörger ließ das Ufer besetzen, gleichzeitig aber auch ein leb-

haftes Feuer eröffnen. „En avant, en avant," tönte es vom Schiffe herüber, aber die Bauern, welche dasselbe bisher gelenkt, konnten offenbar das Schießen nicht gut ertragen, sie legten sich platt in das Schiff und ließen dasselbe treiben, wohin es wollte; auf einer Sandbank blieb es schließlich sitzen. Sergeant Jörger aber war mit seinen Leuten dem Schiffe gefolgt, und kam gerade recht, um zwei französische Soldaten, die aus dem Schiffe gesprungen waren und sich salvieren wollten, mit vorgestrecktem Bajonette an der Ausführung ihres Planes zu hindern. Was von Soldaten und Civilisten in dem Nachen gewesen war, mußte in die Gefangenschaft wandern, der wichtigste Fang aber bestand in 40 Kisten, welche 3000 Granatzünder, an welchen es den Belagerten schon lange fehlte, enthielten. Granaten hatten sie übrig genug, aber keine Zünder, sehnlich wartete man auf solche in der Festung, nun waren sie dem Feinde in die Hände gefallen. Sergeant Jörger erhielt das eiserne Kreuz.

In dem Gefecht bei **Petit Bicêtre** am 19. September attackierten die Trompeter Habermann und Fitzner der 2. Batterie des niederschlesischen Feldartillerie-Regiments Nr. 5 einen französischen Infanteristen, der sich bis auf 100 Schritte an die Batterie herangeschlichen und ihr bereits bedeutenden Schaden zugefügt hatte, indem er mehrere Kanoniere niederschoß. Die Attacke der kühnen Trompeter gelang und unter Jubel wurde der Gefangene in die Batterie eingebracht.

Sergeant Ulmer von der 1. Compagnie des württembergischen Fußartillerie-Bataillons Nr. 13 wurde in der Nacht vom 26. zum 27. September, also ganz kurz, ehe **Straßburg** seine Thore öffnen mußte, von einem Granatsplitter am Kopfe verwundet. Nachdem er sich einen Notverband hatte anlegen lassen, eilte er zu seinem Geschütz zurück, und kommandierte ruhig an demselben weiter, bis ihn sein Batteriekommandeur auf Veranlassung des Arztes ins Lazarett schickte. Kaum aber war er, nach etwa 14 Tagen, auch nur notdürftig geheilt, so eilte er wieder zu seiner Batterie, mit der er noch die ganze Belagerung von Belfort mitmachte und sich die goldene Militär-Verdienstmedaille erwarb.

Dem „alten Nettelbeck," der in den Tagen der Schmach dem Oberst Neithardt von Gneisenau half, die Festung Colberg zu verteidigen, stellt sich in seiner Art würdig der Kehler Bürger und Schlosser Enders zur Seite, dem ein ganzes Stadtviertel von Kehl seine Erhaltung verdankte. Der energische und mutige Bürger, Kommandant der Kehler Feuerwehr, war unermüdlich in der Leitung der Löscharbeiten, die er mit seinen Feuerwehrleuten mitten unterm heftigsten französischen Kugel- und Granatregen fortsetzte, die Mutigen anspornend und zum Aushalten durch sein Beispiel anfeuernd, die Zaghaften, denen es doch allzu ungemütlich vorkam, mit vorgehaltenem Revolver zur Arbeit und ihrer Pflicht zurückführend. Daneben fand er immer noch Zeit, in seiner von den französischen Kugeln arg zugerichteten Werkstätte, die er nur in etwas durch eine Lage von Backsteinen gegen die niederfallenden Geschosse geschützt hatte, mit seinen beiden Söhnen für die deutschen Batterien eine Menge notwendiger Arbeiten auszuführen. Wie sehr man ihn an maßgebender Stelle schätzte, beweist der Umstand, daß ihm in der Zeit, da sich die Civilbehörden Kehls weiter zurückgezogen hatten, von der Militärbehörde die ganze Leitung des Sicherheitsdienstes in Stadt und Dorf Kehl übertragen wurde.

Die erste hochwichtige Meldung über die wirkliche Existenz der Loire-Armee machte der Dragoner Gottlob Dubrau von der 3. Eskadron des 2. brandenburgischen Dragoner-Regiments Nr. 2 aus Gahry, Kreis Cottbus. Er hatte von Lieutenant von Braunschweig am 25. September den Befehl erhalten, bis an ein vorliegendes kleines Gehölz heranzugehen und möglichst genaue Erkundigungen über den Feind, dessen Stärke und aus welchen Waffengattungen er zusammengesetzt sei, einzuziehen. Auf der nach Chambon führenden Straße stieß Dubrau auf zwei französische Reiter, auf die er sofort Feuer gab und sie so lange verfolgte, bis er selbst in ein starkes französisches Infanteriefeuer geriet. Da er nun wußte, was zu erfahren wünschenswert war, und Meldung über das Vorhandensein regulärer französischer Infanterie und Kavallerie, welche den Wald in größeren Massen besetzt hielten, erstatten konnte, so zog er sich zurück. Die Loire-Armee war kein leerer Spuk, sondern existierte in Wirklichkeit, das war nunmehr bewiesen. Es läßt sich denken, mit welchem Interesse diese Meldung entgegengenommen wurde.

In Drancy, einem Dorfe vor Paris, war am 6. Oktober der Gefreite Kehling, von der 3. Compagnie des Garde-Schützen-Bataillons, im Giebel eines Hauses als Beobachtungsposten aufgestellt. Von ihm unbemerkt hatten sich in dichtem Nebel französische Abteilungen dem Hause genähert, und Kehling sah sich mit einemmale von jeder Verbindung mit seinem Truppenteil abgeschnitten. Nun galt es, abzuwarten und den richtigen Moment zum sich drücken zu erspähen. Der Feind aber hatte inzwischen zu einem bewährten Mittel, hartnäckige Posten des Gegners mürbe zu machen, gegriffen und das Haus angezündet. Aber der wackere Gardeschütze denkt: „Lieber verbrennen, als mich gefangen geben," er bleibt ruhig auf seinem Posten in dem Hause und harrt so lange aus, bis er sieht, daß der Feind abgezogen ist. Nun wagt er sich aus dem brennenden Haus, und kaum hat er dasselbe verlassen, so stürzt es krachend hinter ihm zusammen. — Im Ausfallgefecht bei Le Bourget am 21. Dezember schlug hinter einer Mauer der Lisière des Dorfes, wo Kehling mit seinen Leuten postiert war, eine Granate ein, ohne zu krepieren. Nun ist eine solche Granate immer etwas sehr ungemütliches, man weiß keinen Augenblick, wenn die Geschichte losgeht; kurz entschlossen sprang daher der Gefreite Kehling auf das gefährliche Ding zu, ergriff es und warf es über die Mauer zurück; draußen mochte es platzen, wenns ihm behagte. Für seine jederzeit an den Tag gelegte Tapferkeit erhielt Kehling das eiserne Kreuz.

Im Gefecht bei **Etival** am 6. Oktober hatte der Schützenzug des 3. badischen Infanterie-Regiments Nr. 111 glücklich die ersten, vom Feinde stark besetzten Häuser von Les Feignes besetzt und ging nun an die Aufgabe heran, die hauptsächlich dem Sergeanten Johann Baptist Reißer zu teil wurde, sich mit einer Sektion an die bezeichneten Häuser heranzuschleichen, den Gegner daraus zu vertreiben und bis an die Waldlisière vorzudringen, um über die Stärke des rechten französischen Flügels möglichst genaue Erkundigungen einzuziehen. Reißer nahm auch in raschem Anlauf das nächste Haus, vertrieb die Feinde aus den weiteren mit dem Bajonett und warf sie gegen den Wald zurück, auf welchen nun von ihm und den rasch nachgefolgten Abteilungen ein heftiges Schnellfeuer abgegeben wurde, das seine Wirkung zwar nicht verfehlte, aber auch zur Folge hatte, daß die Munition auszugehen drohte. Bereits machten sich auch Anzeichen bemerklich, daß die Franzosen auf ihrem rechten Flügel einen Vorstoß beabsichtigten, traf dieser die Deutschen ohne Munition und in solch kleiner Zahl auf dem Platze, so war trotz aller Tapferkeit das Schlimmste zu befürchten. Reißer wurde mit einer Meldung über den mißlichen Stand der Dinge an den Kommandierenden abgeschickt, der denn auch, hinter dem wohlbehalten zurückgekehrten Reißer drein, eine ganze Compagnie zur Unterstützung vorsandte. Nun konnte es gegen den Wald vorgehen, und auch jetzt war es wieder Reißer, der mit hochgeschwungenem Gewehre, allen voraus, in die Reihen des Feindes sich stürzte. Die damals ohnehin schon ziemlich demoralisierten Franzosen warfen Gewehre und Tornister weg, um besser Reißaus nehmen zu können, und ließen eine Anzahl Gefangene in den Händen der Deutschen. Reißer erhielt für seine hervorragende Tapferkeit die silberne Karl Friedrich Militär-Verdienstmedaille und das eiserne Kreuz.

Musketier Philipp Schäfer von Königsbach bei Durlach, war am 6. Oktober bei **Etival** an der Seite seines Zugführers, Lieutenant Sachs von der 4. Compagnie des 3. badischen Infanterie-Regiments Nr. 111, vorgedrungen und der erste mit ihm auf einer von Franzosen stark besetzten, dicht bewaldeten Höhe. Es kam zum Handgemenge, in welchem Musketier Schäfer einen französischen Oberst mit einem Schuß durch die Brust niederstreckte. Der Fall ihres Führers ließ die Franzosen die Flucht ergreifen, doch wurden noch viele von ihnen gefangen genommen.

In dem Gefecht bei **Etival** that sich auch beim Angriff auf das Bois aux grands jumeaux Sergeant Valentin Hacker der 4. Compagnie aus Neckarau rühmlichst hervor. Er hatte den Auftrag, ein etwa 300 Schritte vom Wald entfernt liegendes einsames Haus, das der Feind längst verlassen zu haben schien, zu besetzen. Kaum war jedoch Hacker, der im Laufschritt gegen das Haus vorging, dort angekommen,

so erhielt er sofort starkes Feuer und verlor vier seiner Leute; dem Rest befahl er, sich platt auf den Boden zu werfen. Das Vorgehen der gegen den Wald dirigierten Abteilung machte ihnen Luft, und nun rannte er im Laufschritt gegen das Haus vor und umstellte dasselbe mit vier Mann, mußte sich aber bald davon überzeugen, daß das Nest leer war, die Franzosen hatten eine Wand durchbrochen und sich in die angrenzende Scheuer zurückgezogen. Sofort folgte ihnen Hacker dorthin, nur von einem Mann gefolgt, riß das Scheunenthor auf und stieß dem ersten, welcher sich von den Franzosen zu widersetzen wagte, das Bajonett in die Brust, worauf die übrigen, 47 an der Zahl, die Waffen streckten. Hacker erhielt das eiserne Kreuz und die silberne Karl-Friedrich Militär-Verdienstmedaille.

Bei Etival zeichnete sich auch Sergeant Erasmus Ruder aus Rust vom gleichen Regiment als Führer einer Proviant-Kolonne aus; diese wurde von einer Franktireurs-bande angegriffen, Sergeant Ruder aber verstand keinen Spaß, ging der Schar energisch zu Leibe, verjagte sie und nahm ihr viel Waffen und Munition ab. In der dreitägigen Schlacht vor Belfort, am 16.—18. Januar 1871, stand die 8. Compagnie des 111. Regiment in der Schlacht vor Chagey auf Vorposten, wurde aber, als dieselben kaum ausgestellt waren, von bedeutender Übermacht in der linken Flanke angegriffen. Sergeant Ruder ging sofort dem Feinde mit zwei Sektionen entgegen und wußte denselben so lange aufzuhalten, bis der Zug Zeit gefunden hatte, geschlossen zurückzugehen. Dann zog er sich, immer fechtend, ebenfalls nach dem Dorfe zurück, wobei er dem Feinde immer aufs neue die Zähne wies. Ruder erhielt das eiserne Kreuz und die silberne Civilverdienstmedaille, am Bande der Karl-Friedrich Militärverdienstmedaille.

Die neuen Bahnwärter in Frankreich im Jahre 1870/71.

Wie der Post und den Telegraphen wurde natürlich auch der Erneuerung des Bahnbetriebs in Frankreich, der durch die Schlachten von Wörth, Spichern und durch die Kämpfe um Metz so jäh unterbrochen worden war, deutscherseits die größte Sorgfalt gewidmet, hing doch so viel von einer richtigen Verbindung mit der Heimat ab, Truppennachschübe, Munitionsergänzung, die Verpflegung der Mannschaften mußten

Die neuen Bahnwärter in Frankreich.

geregelt sein und bleiben, dazu aber war es vor allem notwendig, daß der Bahnbetrieb, wo er französischerseits eingestellt worden war, wieder aufgenommen wurde, und wo er zerstört war, wieder neu ins Leben trat. Viadukte, Tunnels mußten wieder betriebsfähig gemacht, ausgehobene Schienen durch neue ersetzt und vor allem jede wiederhergestellte Bahnstrecke sorgfältig bewacht werden, denn mit jedem Tag nahm das Franktireurswesen mehr und mehr überhand, namentlich die waldreichen Vogesen, durch welche die Bahnlinie Straßburg—Paris führt, boten den Freischützen willkommene Schlupfwinkel, von denen aus sie ihre Streifzüge unternahmen und ihrer Lieblingsaufgabe, die Kommunikationen der Deutschen zu zerstören, nachgehen konnten. Wollte man nicht das heute Gewonnene am nächsten Tage wieder preisgegeben und verloren sehen, so mußten alle wieder betriebsfähig erstellten Bahnen auch gehörig bewacht und beschützt werden, wozu man natürlich die seitherigen französischen Bahnwärter nicht gebrauchen konnte, zudem hatte die große Mehrzahl derselben vor den Deutschen längst Reißaus genommen. Aus Deutschland Bahnwärter heranzuziehen, das ging nicht an, sie waren dort unabkömmlich, so machte man denn aus der Not eine Tugend und verwandelte einen Teil der Mannschaften, namentlich von der Landwehr in Bahnwärter. Die ihnen zugeteilte Bahnstrecke zu begehen oder vielmehr regelrecht abzupatrouillieren, machte ihnen ja weiters keine Mühe, das kannten sie längst und nahte sich ein Zug den Bahnwärterhäuschen, so stand der neugeschaffene Bahnwärter so stramm und schneidig auf seinem Posten, ja vielleicht noch strammer, als sein Vorgänger im Amt. Wie er so stand, die Hände vorschriftsmäßig an der Hosennaht, mit Augen rechts, wußte der Lokomotivführer schon, daß dies zu bedeuten hatte: „Auf meiner Strecke alles in Ordnung!“ und weiter dampfte der Zug in die Vogesenthäler hinein. Mehr als einmal hat aber auch das treue Zündnadelgewehr helfen müssen, den Posten zu verteidigen, der da steht im Namen des Königs, und mancher der neuen Bahnwärter in Frankreich ist von der meuchelmörderischen Kugel eines fanatischen Bauern niedergestreckt worden. Natürlich ist längst alles wieder im besten Geleise und nur in Krieger- und Militärvereinen hört man noch zuweilen, wenn von anno 70 und 71 die Rede ist, auch von den neuen Bahnwärtern erzählen, die Frankreich damals ganz gegen sein Erwarten und in weit größerer Ausdehnung, als ihm lieb war, längs gar vieler seiner Bahnlinien, von den Vogesen bis St. Quentin, von Paris bis Orleans, von Châlons bis Langres und Belfort erhalten hat.

Husarenkameradschaft. Am 11. Oktober 1870 erhielt der Lieutenant von Boitzke den Auftrag, mit drei seiner Leute von den Ziethenschen Husaren, von Gageron nach Maintenon vorzugehen, um zu rekognoszieren. Zwischen dem Dorfe Houches und der Eisenbahn bekam die Patrouille plötzlich auf 15—20 Schritt Feuer von einer hinter einer Hecke im Versteck liegenden feindlichen Abteilung. Der Gefreite Elias blieb auf der Stelle für tot liegen, während die Patrouille zurückging. Da bemerkten die beiden Leute an der Spitze, Frick und Krüger, daß Elias sich aufrichtete. Dies sehen und in Carriere zurückreiten, war das Werk weniger Augenblicke. Sie nahmen den Kameraden, der nur mit dem schwerverwundeten Pferde gestürzt war, in ihre Mitte und sprengten trotz des auf sie abgegebenen Schnellfeuers glücklich zurück. Durch diesen kühnen Streich retteten die beiden Husaren den Kameraden vom sicheren Tode.

In der Nähe von Châteauneuf bei Orleans befand sich die erste Eskadron des ersten Leibhusaren-Regiments Nr. 1 auf Requisition, bei welcher Gelegenheit die aus dem Gefreiten Schultz I. und den Husaren Engel und May bestehende Vorhut in einem Walde von dort versteckten Franktireurs beschossen und der Husar Engel ziemlich bedeutend verwundet, sein Pferd ihm unterm Leibe erschossen wurde. Von vier Franktireurs angefallen, blieb ihm nichts anderes übrig, als sich zu ergeben, da kam zu seinem Glücke der Husar May von Cremitten herangesprengt, stieg ab und eilte seinem Kameraden zu Hilfe, machte einen der Franzosen kampfunfähig und trieb die andern in die Flucht. Dann nahm er seinen verwundeten Kameraden auf den Rücken, und brachte ihn glücklich zur Schwadron zurück; er erhielt für seine wackere That das eiserne Kreuz.

Maximilian Oswald, Jäger im 4. bayrischen Jägerbataillon, aus Oberviechtach, sprang am 11. Oktober 1870, als im Treffen bei Orleans der rechte Flügel der Plänklerkette zu weichen begann, sein Gewehr hoch empor schwingend, seinen Kameraden voraus mit dem Rufe: „Wer ein richtiger bayrischer Jäger ist, geht mir nach!“ und brachte hiedurch die Wankenden wieder zum Vorgehen. Er erhielt für sein tapferes Benehmen die silberne Militärverdienstmedaille.

Als die Schlacht bei Orleans begann, fand sich der infolge all der ertragenen Kriegsstrapazen erkrankte Feldwebel Braun von Zeulenreuth wieder bei seiner Compagnie ein und stellte sich an die Spitze einer Plänklerabteilung, vor deren Front ihn gleich darauf eine feind-

liche Kugel traf; kaum verbunden kehrte Braun wieder ins Gefecht zurück und hielt bis zum Ende des Kampfes aus. Er erhielt dafür die silberne Medaille.

Bei Saran schon hatten sich die Gefreiten Link aus Selb, Schinn von Neuburg a. D. und Schütz von Passau ausgezeichnet, dieses tapfere Kleeblatt stand auch wieder, als es galt, bei Les Aides am 11. Oktober in vorderster Reihe, da war's freilich kein Wunder, daß alle drei vom feindlichen Blei getroffen wurden. Aber keiner derselben dachte daran, aus dem Feuer zu gehen, erst als das Gefecht vollständig beendet war, begaben sie sich auf den Verbandplatz. Für ihre treffliche und mutige Haltung erhielten alle drei die goldene Medaille, die wohlverdient war. Als das Regiment mit gefälltem Bajonett gegen eine feindliche Position bei Orleans vorging, stürmte allen voran Sergeant Hübner mit der Fahne des 2. Bataillons, der Kugeln nicht achtend, die prasselnd neben ihm einschlugen. Die silberne Medaille war sein Lohn. Beispiele wirken ansteckend, die guten gerade so, wie die bösen. Sergeant Gräff des nämlichen Regiments hatte offenbar noch nicht genug an der silbernen Medaille, die er sich bei Beaumont geholt, auch nicht an dem Schuß, der ihn hier vor Orleans getroffen, er schüttelte sich nur wie ein nasser Pudel und stürmte dann mit vor gegen den Eisenbahndamm von Orleans, der so viel Blut kostete, und er ließ nicht nach im Kampfe, bis er zur silbernen sich auch noch die goldene Medaille, und das eiserne Kreuz dazu, erworben hatte. Mit solchen Soldaten ist es eine Lust und eine Freude, ins Feuer zu gehen. Ein wackeres Regiment, dieses 13. bayrische! Da war z. B. der Sergeant Mittelberger aus Bayreuth. Der hätte es gar nicht nötig gehabt, sich in die Händel jenes Tages zu mischen, denn er war Listenführer und zählte als solcher zu den Nichtkombattanten; aber unser Listenführer dachte, „führ' Listen, wer will, ich mach's wie meine Kameraden," lud sein Gewehr und hinein gings in die Vorstadt von Orleans zum frischen fröhlichen Raufen. Dazu gabs gleich in einem der ersten Häuser Gelegenheit. In der Vorstadt von Orleans hatten die Franzosen sich mit großer Zähigkeit zur Wehr gesetzt, namentlich war es ein Haus, das den Bayern schwer zu schaffen machte. Aber raus mußten die Franzosen, so gewiß als am Sonntag daheim der Seppel oder der Xaver beim Wirt raus mußten, wenn es einmal beschlossen war, sie rauszuwerfen. Auch die Franzosen kamen, dank dem sachverständigen Eingreifen des Sergeanten Mittelberger aus Bayreuth, der sich auf „so was" verstand, heraus. Dabei streckte er noch einen Franzosen, der bereits auf den Adjutanten des 3. Bataillons angeschlagen hatte, mit einem wohlgezielten Schusse nieder, und rettete so diesem Offizier das Leben. Nach der Einnahme von Orleans aber führte er seine Listen so ruhig weiter, wie zuvor, als hätte er all sein Lebtag nur die Schreibfeder zu führen gewußt. Ja diese Bayern! Sein König aber verlieh dem Tapfern das Militärverdienstkreuz und König Wilhelm das Eiserne.

Bei Clamart zeichnete sich Unteroffizier Georg Schwager, von Kaiserslautern gebürtig, dadurch ganz besonders aus, daß er aufrecht, und jede Deckung verschmähend, seine Soldaten zu festem Aushalten anfeuerte, und ihnen ein Vorbild eines braven Soldaten blieb, bis ihn ein Schuß in die Brust, der tödlich getroffen, niederstreckte. Gleichwohl schleppte er sich noch bis zu seinem Compagnieführer hin, und erbat von diesem die Erlaubnis, sich zurücktragen zu lassen. Wenige Stunden später war er eine Leiche. — Soldat Wilhelm Landsmann der 5. Compagnie, der bei Clamart einen ganz besonders gefährlichen Posten inne hatte, ließ sich nicht aus der Fassung bringen, obwohl ihm schon verschiedene Kugeln Helm und Tornister durchschlagen hatten. Er gab so ruhig wie auf dem Schießstand sein Feuer ab, und hielt sich die Franzosen, welche geglaubt hatten, den einzelnen Posten mühelos vertreiben zu können, mit seinen blauen Bohnen vom Halse. Er wurde mit dem eisernen Kreuze 2. Klasse dekoriert.

Als unermüdlicher Verwundetenträger hatte sich schon bei Sedan der Soldat Johann Wirth aus Otterberg, bei Kaiserslautern, bewährt; mit einer über alles Lob erhabenen Ruhe, Umsicht und Tapferkeit hatte er den ganzen Tag über die Verwundeten aus der vordersten Gefechtslinie herausgeholt, und nachher, als das Feuer schwieg, sich beim Aufräumen des Schlachtfeldes beteiligt; damals hatte er die silberne Tapferkeitsmedaille erhalten. Für seine bei Clamart abermals an den Tag gelegte Tapferkeit wurde ihm die goldene Tapferkeitsmedaille und das eiserne Kreuz zu teil.

Der Gefreite Theis aus Oberlustadt in Bayern, vom 15. Infanterie-Regiment und am 13. Oktober auf dem Plateau von Chatillon Vorposten stehend, ließ die Franzosen ganz dicht an sich herankommen, und verließ seinen Posten auch dann noch nicht, als der Feind bereits die angrenzenden Häuser und Gärten besetzt hatte. „Wir verlassen unsern Posten nicht!" rief er den in seiner Nähe stehenden Posten zu, „die sollen nur kommen!" und er hielt aus, bis endlich die ersehnte Hilfe kam und die Franzosen zurückgeschlagen wurden.

Als mutigen Patrouillenführer bewies sich jederzeit der Unteroffizier Dominicus Badersbach aus Steinsfeld bei Haßfurt, der bei der 5. Compagnie des bayrischen Infanterie-Regiments Nr. 14 stand. Einer der besten Schützen, machte er den französischen Patrouillen stets viel zu schaffen, und eines Tages jagte er vier Franzosen mit dem Gewehrkolben aus Clamart. Das eiserne Kreuz und die silberne Verdienstmedaille wurden dem allzeit Unerschrockenen zu teil.

Die Soldaten Christian Dunger aus Reinengrün und Heinrich Nestler aus Zwickau, von der 9. Compagnie des sächsischen 5. Infanterie-Regiments „Prinz Friedrich August" Nr. 104 stunden am 14. Oktober als Doppelposten des von der Feldwache Nr. 7 im untern Teile von Raincy vorgeschobenen Unteroffizierspostens, mit Front gegen Villemomble. Der Posten war ein schwieriger und gefährlicher und gerade mit Rücksicht hierauf war er den beiden, die man als tüchtige zuverlässige Leute kannte, zu teil geworden. Im Laufe des Nachmittags näherten sich verschiedene feindliche Patrouillen dem Posten, wo die beiden standen, dieselben ließen sich jedoch, streng ihre Instruktion befolgend, in keiner Weise hinreißen, zu feuern, nur einer von beiden schlich, sobald ihm der günstigste Zeitpunkt gekommen schien, auf die Feldwache zurück, um Meldung zu machen. Nicht lange dauerte es und zwei feindliche Compagnien kamen, einen Vortrupp unter Führung eines Offiziers voraus, angerückt. Der Offizier, welcher einen Hornisten zur Seite hatte, gab sich augenscheinlich alle erdenkliche Mühe, seine Leute zum Vorgehen anzufeuern, und es gelang ihm; die Franzosen gingen energisch vor. Als diese bis auf 150 Schritte herangekommen waren, nahm Dunger den Offizier, Nestler den Hornisten aufs Korn, und beide stürzten zusammen, und wurden auch sofort von ihren Leuten zurückgeschafft. Nunmehr aber erachtete der Doppelposten die Zeit, sich zurückzuziehen, für gekommen; sie thaten es unter beständigem Feuern und wurden von der Feldwache Nr. 7, welche Vizefeldwebel Tschirner kommandierte, aufgenommen. Tschirner hatte seinen Leuten aufs strengste eingeschärft, ja nicht eher zu schießen, als bis er das Kommando gegeben habe. Als die Franzosen das kleine Häuflein gegen sich heranmarschieren sahen, erwachte in ihnen offenbar die Erinnerung an alle je von Franzosen vollbrachte Heldenthaten und mit dem lauten Ruf „Hurra!", der bei ihnen aber komisch genug wie „ühra" klang, stürmten sie vorwärts. Die Deutschen lachten natürlich über diesen neumodischen Kriegsruf der Franzosen, ließen sie schreien und drauf losknallen, so viel sie wollten, und warteten nur ganz ruhig ihre Zeit ab. Bis auf 100 Schritt mochten die Rothosen jetzt herangekommen sein, da sprang Vizefeldwebel Tschirner auf, und hell und schneidig erklang sein Kommando: „Feuer!" Auf einen solch wenig höflichen Empfang waren die Franzosen offenbar nicht vorbereitet gewesen, eiligst machten sie „Kehrt", aber nicht, das muß ihnen nachgerühmt werden, ohne ihre Toten und Verwundeten mitzunehmen. Nun war das Hurrarufen an den Deutschen, und wohlgezielte Salven hinter den Franzosen drein belehrten diese, wo der Weg nach Paris zurückgehe. Natürlich behaupteten die Franzosen, daß sie von einer ganz gewaltigen Übermacht zum Rückzug gezwungen worden seien. Vizefeldwebel Tschirner erhielt für sein Verhalten die silberne St. Heinrichsmedaille, Soldat Dunger das eiserne Kreuz 2. Klasse; Dunger und Nestler wurden überdies vom Prinzen Georg von Sachsen belobt. Alle drei zeichneten sich später auch noch am 30. November in der blutigen Schlacht von Villiers ganz besonders aus, leider starb hier Tschirner den Heldentod fürs Vaterland, und auch Nestler wurde schwer verwundet. Was aus ihm geworden, niemand weiß es, in den Listen steht

hinter seinem Namen das schwerwiegende, so verhängnisvolle Wörtchen: „vermißt.“ O, was aus ihnen allen geworden sein mag, die vermißt wurden, wo mag so mancher in einem stillen Winkel seine Seele ausgehaucht haben, wie viele mögen den Hyänen des Schlachtfeldes zum Opfer gefallen sein! Das Horn aber, welches Nestler dem von ihm erschossenen französischen Hornisten abgenommen hatte, wird wahrscheinlich auch heute noch bei der 9. Compagnie des 5. Inf.-Reg. „Prinz Friedrich August“ Nr. 104 aufbewahrt. — —

Auf der Ostseite von Paris, an dem gar vielen aus jener Zeit wohlbekannten Ourcq-Kanal, standen am 14. Oktober auf dem äußersten Posten die Grenadiere Zülchner und Reichel, beide vom sächsischen 2. Grenadier-Regiment Nr. 101 „Kaiser Wilhelm, König von Preußen.“ Die Franzosen gaben an jenem Tage wieder einmal bei den deutschen Vorposten ihre Visitenkarte ab, d. h. es wurde herüber- und hinübergepläukelt, ohne daß gerade was besonderes dabei herausgekommen wäre; etwas ernstlicher gestaltete sich die Geschichte gegen Civry hin, die dortige Feldwache wurde plötzlich von einer etwa eine Compagnie starken Seitendeckung der Ausfalltruppen angegriffen. Zülchner blieb jedoch ganz ruhig auf seinem Posten, auch als er einen Schuß in den rechten Arm erhalten hatte, der ihn schwer verletzte. Als die beiden Posten aber Gefahr liefen, abgeschnitten und gefangen zu werden, zogen sie sich auf ihre Feldwache zurück. Schmerz und Blutverlust hatten Zülchner jedoch so entkräftet, daß er nicht mehr imstande war, über den Verhau zu klettern, was natürlich für Reichel ein kleines gewesen wäre. Jetzt aber zeigte sich der treue Kameradensinn. Er rief die drüben zur Hilfe herbei, und nun wurde Zülchner mit Hilfe Reichels über den Verhau hinübergehoben, dann erst folgte auch der brave Postenkamerad nach. Kaum drüben, erklärte Zülchner, „es falle ihm gar nicht ein, auf den Verbandplatz zu gehen, seine Kameraden lasse er jetzt, da der Feind komme, nicht im Stich, und in der That hielt er so lange bei der Verteidigung der Barrikade aus, bis er, von Blutverlust und Anstrengung überwältigt, zusammenbrach. Sein Beispiel wirkte kräftig auf die Kameraden ein; der ganze Schützenzug empfing die Franzosen so warm, daß diese sich eiligst zurückzogen. Zülchner, dessen Verwundung eine so schwere gewesen, daß er in der Folge invalidiert werden mußte, erhielt die silberne Medaille des militär. St. Heinrichs Orden.

„Bitte um Feuer!“ Freundschaftliche Begegnung zweier feindlicher Vorposten. Gemalt von E. Hünten.

Stillleben im Kriege.

Es ist zwar im Kriege den auf Posten stehenden Soldaten, bei Kopfabhacken gerade nicht, aber doch strenge verboten, mit den feindlichen Vorposten zu verkehren, während einer Belagerung jedoch, namentlich wenn sie sich in die Länge zieht, kommt es bald da, bald dort zu einem Verkehr, wenn auch nicht in dem Maße, wie zu Anfang dieses Jahrhunderts vor der belagerten Festung Ehrenbreitstein, wo bekanntlich die Belagerungstruppen den Belagerten für teures Geld alle diesen fehlende Lebensmittel lieferten. Gegen einen derartigen Verkehr kann ein General nicht strenge genug einschreiten, aber was ließ sich am Ende dagegen sagen, wenn vor Metz die halbverhungerten französischen Vorposten ihre Gewehre weglegten, auf ihren Magen deutend, die Gebärde des Essens machten und dann in die Kartoffelfelder liefen, um sich die Taschen mit dieser edlen Frucht zu füllen? Da fiel es natürlich keinem Posten ein, auf die armen, hungrigen Burschen zu schießen. Deshalb hielt sich das stolze Metz doch um keinen Tag länger. Hätten die Franzosen freilich Miene gemacht, auf den Kartoffeläckern Ernten im großen abzuhalten, so würde man nicht verfehlt haben, ihnen dies durch ein paar Salven ein für allemal gründlich zu entleiden. So aber mochten sie sich immerhin ihre Taschen füllen, die deutschen Soldaten wußten ja selbst, wie willkommen, obgleich ihnen nichts abging, ein Kessel voll Kartoffeln zu dem zähen Hammelfleisch oder Ochsenfleisch war, das übrigens mit Kuhfleisch eine verzweifelte Ähnlichkeit hatte.

Und wie dort vor Metz hatte sich auch vor Paris, an der Seine und an der Marne, ein Verkehr zwischen den beiden Kriegführenden über die Flüsse hinüber, und an Punkten, wo kein Fluß zwischen den beiderseitigen Posten, wie auf unserem Bilde lag, entwickelt. Ein württemberg. Offizier schrieb darüber in einem Feldpostbriefe: „Seit dem 30. November sind wir nicht mehr im Gefecht gewesen, obwohl wir täglich darauf gefaßt waren, denn wir haben seither die äußersten Vorposten auf dem linken Marne-Ufer innegehabt. In den ersten Tagen des verflossenen Monats war ich in Brie auf Vorposten ganz nahe an der Marne. Ich sprach über den Fluß hinüber mit einigen französischen Offizieren, die an die Brücke kamen und fragten, ob wir Preußen oder Sachsen seien. Als ich zur Antwort gab, wir seien Württemberger, rief einer herüber: „Sind denn die Württemberger überall, sie stehen ja auch in Champigny und Chennevières?“ Ich rief hinüber, wir seien immer da, wo es gefährlich sei; da lachten sie und meinten, wir seien auch die Leute dazu; übrigens werden sie uns in Ruhe lassen, seit sie wissen, wie wir uns schlagen. Sodann grüßten sie höflich herüber und entfernten sich.

Zwischen den Vorposten auf unserem Bilde liegt kein trennender Fluß, Auge in Auge stehen sie hinter ihren Deckungen einander gegenüber, bis es einem, der tollkühn genug ist, einfällt, sich in aller Seelenruhe eine Cigarre anzustecken, und wacker darauf los zu rauchen. Kühnheit gefällt immer, und obwohl es ein Leichtes wäre, dem kecken Gegner das Rauchen zu entleiden, fällt kein Schuß, und alles bleibt still wie zuvor. Dadurch sicher gemacht, verläßt er allmählich seine Deckung, grüßt herüber und ruft „bon jour!“ „Guten Abend!“ klingt's zurück. Immer mehr nähert man sich einander, bis man schließlich beisammen steht, der Deutsche sich vom Franzosen Feuer erbittet, und nun ein Kauderwelsch, zuweilen aber auch eine regelrechte Konversation beginnt, denn wenn auch ein Franzose nur in den seltensten Fällen

halbwegs ordentlich deutsch spricht, so sind unter den deutschen Soldaten, von den Einjährig-Freiwilligen gar nicht zu reden, denn bei denen verstand sich dies von selbst, gar viele, die recht fließend sich im Französischen auszudrücken vermögen.

Freilich allzulange darf die Unterhaltung nicht dauern, „guten Abend", „bon soir" klingt's hin und her, und beide kehren auf ihre Posten zurück, um wieder zu beobachten. Das war ein gemütlicher Posten. Leider sind deren nicht allzuviele, und vielleicht morgen schon, wenn ein anderes Bataillon die Vorposten bezogen hat, prasseln ganze Salven herüber und hinüber, oder die Freunde von gestern stoßen bei einem Ausfall in Reih und Glied auf einander, dann klingt kein höfliches „Guten Abend", und wird keine Cigarre angesteckt, sondern jetzt arbeiten Kolben und Bajonett, und die sich gestern höflich begrüßt, kämpfen jetzt miteinander auf Leben und Tod. — Das sind die Wechselfälle des Krieges, deren er so viele mit sich bringt; um so anmutiger ist die Scene, die unser Bild darstellt: ein „Stillleben im Kriege.

Gestörtes Abkochen.

„Nu, wos is, Bruder Preuß?" hatten einige bayrische Jäger, die eben auf ihrer Feldwache vor Paris mit Abkochen beschäftigt waren, einem biederen Schlesier zugerufen, den irgend ein außerordentlicher Auftrag in ihre Nähe geführt hatte, „willst nit mitholten? Delikate Schnaufkugeln, do schau mal her, dös giebt en Prachtssalat zum Mouton!" Und der Bruder Preuß, der noch vor vier Jahren bei Kissingen lustig auf die Bayern losgeknallt, ließ sich die Einladung wohlgefallen und ebenso den trefflichen Wein munden, den die Bayern in einem von seinen Bewohnern verlassenen Chateau gefunden hatten, und der seine Etikette „Chateau Margot" nicht Lügen strafte. So weit war also alles in bester Ordnung, und während die Kartoffeln geschält wurden, der Mouton in seinem eigenen Fette schmorte und einen gar lieblichen Duft verbreitete, beobachteten die mit den Vorbereitungen zum Mahl Beschäftigten die rückwärts sich ansammelnden Truppen, denn es lag schon seit etlichen Tagen etwas in der Luft, und Gerüchte von einem bevorstehenden Ausfalle gingen unter der Mannschaft um. Es mußte auch etwas dran sein, denn umsonst feuerten die Forts nicht wie rasend, tönten die Trommeln und schmetterten die Signalhörner in den von den Franzosen besetzten Dörfern, und umsonst waren deutscherseits die Truppen nicht alarmiert worden. Nun, mochte kommen, was da wollte, man war bereit. Die Infanterie hatte die Gewehre zusammengestellt, die Offiziere standen oder saßen beieinander auf irgend einem etwas erhöhten oder etwas gedeckten Standpunkt, einzelne spähten durch ein Fernrohr nach irgend einer verdächtigen Bewegung des Feindes aus. An den Schützengräben, (denn auf solche stieß der Feind bei seinen Ausfällen überall) saßen einzelne Soldaten und hatten das Gewehr bereits über die Brustwehr gelegt, daß es balancierte. Weiter rückwärts standen Kavalleristen an einer etwas versteckten und geschützten Stelle bei ihren Pferden, die Artilleristen in voller Gefechtsbereitschaft bei ihren Geschützen, und die Sanitätswagen waren angespannt, um jeden Augenblick ins feindliche Feuer vorfahren und Hilfe bringen zu können. Das alles ließ sich von der Feldwache aus deutlich erkennen, und ebenso emsig spähte man nach den Stellungen des Feindes hinüber. „Von mir aus können's kimmen, wann's wollen," meinte einer der biedern Altbayern, „wann mer nur erst abkocht hob'n," denn es wäre doch unverzeihlich grob von den Franzosen, den Bayern ihren Mouton und ihre sauer erworbenen Erdäpfel mißgönnen zu wollen, aber leider haben da droben auf dem Fort die Marinesoldaten die sprichwörtliche französische Galanterie abgestreift, und wo sich auch nur eine Spur vom Feinde zeigt, flugs wettern sie mit ihren schweren Marinebrummern drauf los, und wer von den Geschossen, die aus den Riesenkanonen kommen, einmal eines in seiner Nähe hat einschlagen sehen oder hören, der denkt noch lange an dieselben. Immer verführerischer duftet der Hammelsbraten, eine Viertelstunde noch und er ist weich genug, um seiner Bestimmung entgegengeführt zu werden, und wie herrlich wird erst der goldgelbe Endiviensalat dazu munden, den ein in der Nähe gelegener Garten in reicher Menge gespendet! — Da läßt sich mit einemmale in der Luft ein immer näher kommendes rauhes Geheul und Pfeifen vernehmen, schon geht das dumpfe Heulen in ein scharfes helles Zischen über und mit einemmale erschallt ein Donnergekrach, Ziegel, Balken, Lehm- und Mauerstücke prasseln und schwirren durch die Luft, schlagen in das Kochloch, zermalmen den köstlichen Mouton-Braten in eine unkenntliche formlose, schwarze Masse, der herrliche Salat liegt in den qualmenden Kohlenresten; mit aufgesperrtem Mund sitzt die Wache um ihr so jäh entrissenes Mahl, und starr blicken sie hinauf nach dem Dache, durch welches der Unhold von einer Granate vor wenigen Augenblicken gesaust. „Also, en Hammelsbroten mit Salot hätt'n mer g'hobt, Bruder Preuß," meinte endlich einer, der sich am frühesten von der jähen Überraschung erholt, „wenn's nur d'Kränk kriegen thaten, die Malefiz-Franzosen; den, Brüderl, wenn i hätt, der die Granaten rumg'schickt hot, ah mei, den wollt i beuteln, moanst net?" — „Laß man jut sind, Bruder Bayer," erwiderte der Gefragte, „es hätt' noch schlimmer werden können, wir haben ja doch unsere jeraden Glieder behalten, und unsere Flaschen sind och nich in die Brüche jejangen." — „Recht host, Bruder Preuß, wos liegt am End an dem dalketen Mouton, auf den Märschen nach Sedan hots jo aa kanen geben, und z'trinken han mer gottlob no gnuag. Sollst leben, Brüderl, und dei Schatz aa, 's ist doch a lusti's Leben um selles Paris rum!"

Gestörtes Abkochen auf der Feldwache.

Und vergessen ist die Granate, die Gläser und Flaschen klirren aneinander, aus den Feldtaschen wird ein Stück altgebackenes Brot hervorgezogen, man hat ja gute Zähne, die alte Laune ist wiedergekehrt. Nachdem er noch einen tüchtigen Schluck genommen, greift der Preuße zu seinem Gewehr, verabschiedet sich dankend von den Bayern und setzt seinen Weg fort, den ihm gewordenen Auftrag auszuführen. Am Abend aber erzählt er seinen Kameraden, wie gut es ihm heute ergangen, wie trefflich ihm der Wein bei den bayrischen Kameraden gemundet, und wie er beinahe noch von einer trefflichen Hammelskeule zu kosten bekommen hätte, von einer Keule, fast so gut wie daheim, wenn sie „von Muttern jebraten worden ist," aber da kam die verdammte Granate und störte das ganze Abkochen. Pech so was, schändliches Pech, und gar noch auf Feldwache! —

Lieutenant von Busse vom 6. Kürassierregiment ritt, mit 10 Mann auf Patrouille ausgeschickt, bis nach Chateaudun hinein, verlor

aber bei dieser kühnen Rekognoszierung vier Mann und fünf Pferde, darunter das eigene. In allen Ortschaften, durch die er kam, war er mit Feuer begrüßt worden, hatte sich dadurch aber nicht abschrecken lassen und seinen Auftrag ausgeführt! Die Brücke, welche auf der großen Straße von Chateaudun über die Loire führte, war gesprengt, es gelang dem kühnen Reiter jedoch eine Furt zu entdecken, und durch dieselbe über den Fluß und nach Chateaudun zu kommen. In der Stadt selbst wimmelte es von regulären Truppen und Mobilgarden; auch Kavallerie und Artillerie sollte sich dort befinden. Mit dieser Nachricht machte sich von Busse auf den Rückweg, da inzwischen aber die Furt gesperrt worden war, sah er sich genötigt, mit seinen Leuten schwimmend über die Loire zu setzen und zwar unter dem Feuer des Feindes, das ihm auch sein Pferd unterm Leibe so schwer verwundete, daß er es am andern Ufer zurücklassen mußte. Im nächsten Dorfe, das er zu passieren hatte, schossen ihm Franktireurs vier seiner Leute und deren Pferde zusammen, er sah sich genötigt, die Nacht im Walde zuzubringen, wagte sich dann nochmals nach Chateaudun und kehrte zuletzt glücklich zu seinem Regiment zurück. Das eiserne Kreuz und das mecklenburgische Militärverdienstkreuz belohnten seinen kühnen Ritt.

Vesoul war am 19. Oktober 1870 von der badischen Grenadier-Brigade unter Prinz Wilhelm besetzt worden, ohne daß man bisher auf den Feind gestoßen wäre. Es war aber auf Grund erbeuteter Depeschen, aufgefangener Briefe und sonstiger merkwürdig übereinstimmender Nachrichten gar kein Zweifel darüber, daß das Corps General Cambriels nördlich von Besançon stand. General von Werder dirigierte infolge dessen die Grenadierbrigade über Pin, das am 22. Oktober erreicht und dessen Brücke frei gefunden wurde. Bald darauf traf die Nachricht vom Kampfe bei Etuz und der Befehl ein, die rechte Flanke sichernd und unter Festhaltung der Brücke von Pin auf dem linken Dignonufer gegen Cussey vorzurücken. Sofort trat Prinz Wilhelm den Marsch an, während er den Oberst von Wechmar mit dem 1. Bataillon des badischen Leibgrenadier-Regiments Nr. 109 und der 11. und 12. Compagnie, einigen Dragonern und vier Geschützen auf Auxon-Dessus dirigierte, das auch ohne jeden Zwischenfall erreicht wurde. In einer der Straßen standen noch einige Wägen mit französischen Verwundeten, welche von ihren Begleitern im Stich gelassen worden waren. Das war alles, was sich vom Feinde erkundigen ließ, doch wurde jetzt auch von links her Anschluß durch eine Verbindungspatrouille des Prinzen Wilhelm gefunden, das Verbleiben des Feindes blieb aber, nach wie vor buchstäblich in Nacht und Dunkel gehüllt, es war nicht möglich, die Hand vor den Augen zu sehen, und zudem führte der Weg durch eine tiefe, enge, hüben und drüben stark bewaldete Schlucht, die jede Entwicklung von Truppen zur Unmöglichkeit machte. Oberst von Wechmar legte sich unter solchen Umständen pflichtgemäß die Frage vor, ob es nicht besser wäre, umzukehren? Freilich, die Geschichte konnte sehr ungemütlich werden, aber frisch gewagt ist halb gewonnen, und Klarheit that in diesem Augenblicke vor allem not; in Auxonne-Dessus, wo die große Straße, auf welcher die mittlere Kolonne vormarschierte, überschritten werden mußte, würde es sich ja bald zeigen, wie die Sachen lagen. Dort, wo der erbärmliche Weg, auf dem seither die Grenadiere marschierten, die Chaussee Etuz-Besançon schneidet, stehen drei einzelne Häuser. Um sich zu orientieren, war Hauptmann Löhlein, in Begleitung eines Dragoners, der Dunkelheit ungeachtet vorausgeritten, und ließ, in der Nähe der Häuser angelangt, den in ganz Frankreich üblichen Ruf: „Ile là bas!“ erschallen. Es dauerte auch nur wenige Sekunden, so war ein Mann dicht an den deutschen Offizier herangetreten, legte ihm zutraulich die Hand auf den rechten Schenkel, und fragte anscheinend ganz harmlos und gleichgültig: „qui vive?“ Zugleich aber ließ er sich geschmeidig zu Boden gleiten, kein Indianer hätte es besser fertig gebracht, und 10 bis 12 Schüsse blitzten so nahe auf, daß den Pferden wie den Reitern beinahe die Haare versengt wurden. Die erschrockenen Tiere bäumten sich hoch auf, rissen dann aus und jagten den Weg, den sie gekommen, zurück. Hinter ihnen drein krachte eine zweite Salve. Der Dragoner war von zwei Kugeln durch den Hals getroffen worden, und klammerte sich krampfhaft an seinem Sattel fest, Hauptmann Löhlein war merkwürdigerweise unverletzt geblieben. An der Tête der Kolonne traf er auf Oberst von Wechmar, dem er kurz Mitteilung vom Vorgefallenen machte, worauf der Oberst sofort einen Bajonettangriff befahl. Schon blitzten jetzt aber nicht nur aus den bekannten drei Häusern, sondern von der ganzen Dorflisière aus Schüsse auf, von denen einer das Pferd des Obersten verwundete. Sofort stürmte Hauptmann Löhlein mit seinem an der Spitze der Kolonne marschierenden Schützenzuge vorwärts, aber beim Feinde drüben war jetzt alles still. Wie der Hauptmann aber kaum das Straßenkreuz erreicht und sich in scharfem Anlauf um die Ecke gewendet hat, kracht auch schon eine Salve ihm entgegen, die einen Unteroffizier und zwei Mann schwer verwundet zu Boden streckt. Es war den Grenadieren nicht zu verargen, daß sie einen Augenblick stutzten, aber schon hatte sich Hauptmann Löhlein, mit Lieutenant Sachs an der Seite, und mit dem Sergeanten Streckfuß aus Laudenbach, dem Kriegsfreiwilligen Dr. Hoffmann aus Karlsruhe und den Grenadieren Jenner aus Gochsheim und Sartori aus Achern an die Spitze gestellt und bogen um die verhängnisvolle Ecke. Wieder blitzt und kracht es und schwer, bedenklich wird die Lage; ohne jede Kenntnis des Terrains, auf einem engen, schmalen Wege ist eine lange Kolonne eingekeilt, ohne Möglichkeit, sich entwickeln zu können, und dabei eine Finsternis, die der berühmten ägyptischen in nichts nachgab, so daß man seinen Nebenmann nicht zu erkennen vermochte, und von vorn, von der Höhe das hereinprasselnde Feuer des Feindes; wahrlich, es war ein Augenblick, in welchem man es keiner Truppe, auch der Garde nicht, hätte verargen können, wenn sie geschwankt hätte. Schon krachen in der That auch da und dort einzelne Schüsse aus den deutschen Reihen, und es ist zu befürchten, daß der Oberst die Leitung des Feuers aus der Hand verliert. Kurz entschlossen läßt er seinen Hornisten das Signal: „Das Ganze — Stopfen!“ blasen und „Hahn in Ruh, Hahn in Ruh!“ tönts durch den Lärm des Gefechts. Kein Schuß fällt mehr auf deutscher Seite, und merkwürdig, auch die Franzosen stellen ihr Feuern ein, als hätte das Signal auch ihnen gegolten. Da schallt in der stillen Nacht die Stimme des Obersten klar und hell: „Grenadiere, ein schlechter Kerl, der schießt, wenn er nichts treffen kann! Drauf mit dem Bajonett!“ Er hat noch nicht geendet, so ertönt das „en avant“ der Franzosen, denen sich die drei Züge der ersten Compagnie in der Richtung nach dem Straßenkreuze hin entgegenwerfen; auch die 4. Compagnie unter Hauptmann Wentz stürmt, mit ihr der Bataillons-Kommandant Major von Gemmingen und dessen Adjutant Lieutenant Merz vor, die steile Böschung rechts hinauf. „Hurra!“ schallts; noch einmal antwortet diesem Rufe das Schnellfeuer des Feindes, aber nur kurze Zeit, dann schweigt es; zum letztenmale hat das Gefecht noch aufgeflackert, nun Stille ringsum, der Feind hat sich zur Flucht gewendet. In das Dorf, das ihnen so viel zu schaffen gemacht, dringen jetzt die Grenadiere; die Batterie Holtz, die bisher in beständiger Gefahr geschwebt, fährt auf die große Straße vor, und ist nunmehr in Sicherheit. — Jetzt schallen auch von links her deutsche Signalhörner, und rasseln Trommelwirbel, dann tönt der gemessene kurze Schlag des Sturmmarsches und brausende Hurrarufe ertönen! Alles recht schön, aber wenn diese Sturmkolonne in der totalen Finsternis auf die eigenen Leute feuert, die eigenen Kameraden mit dem Bajonett anfällt? Man ruft den Herankommenden zu, schreit, giebt Horn- und Trommelsignale, aber alles scheint umsonst zu sein, da kommt die 4. Compagnie auf ein rettendes Mittel. In ihrer nächsten Nähe steht eine von oben bis unten mit Stroh gefüllte Scheune, in kurzer Zeit steht sie in Flammen und verbreitet weithin Tageshelle, die Flammen spiegeln sich in den badischen Helmspitzen, nun wissen die Herankommenden, wen sie vor sich haben, und die brennende Scheune ermöglicht es auch, die durcheinander gekommenen Truppen zu sammeln und zu ordnen, die Verwundeten herbeizuschaffen. — Für sein und seiner Truppen tapferes Verhalten erhielt Oberst von Wechmar die Orden „pour le mérite“ und das eiserne Kreuz 1. und 2. Klasse. Die letztere Klasse erhielten auch Major von Gemmingen, die Hauptleute Löhlein und Wentz, die Premierlieutenants Sachs und Merz, Vizefeldwebel Dr. Hoffmann und Sergeant Streckfuß.

Sergeant Ferdinand Hochberger aus Czarnoteck in Posen, der im ersten Zug des 2. Bataillons vom 50. Infanterie-Regiment diente, ging bei La Malmaison mit 8 Mann über Hecken und zwischen Zäunen hindurch auf das von französischen Schützen und einer Halbbatterie besetzte Plateau von Buzenval vor. Bei dieser Gelegenheit stieß

er auf eine etwa 60 bis 70 Mann starke feindliche Abteilung. Ohne langes Zaudern ging er mit Hurra drauf los und zwang sie zum Rückzug. Nachdem er durch sein energisches Feuer der Infanterie die fernere Lust zum Wiederkommen gründlich ausgetrieben, unterhielt er mit seinen Leuten, von einer ebenso rasch als geschickt gewählten Position aus, ein heftiges Feuer auf die feindlichen Geschütze, schoß den dieselben kommandierenden Offizier vom Pferde und trug hiedurch das meiste zur Wegnahme der Geschütze bei, die ohne allzugroße Verluste gelang. Das eiserne Kreuz wurde Hochberger für diese hervorragende Waffenthat zu teil. Während er selbst mit seinen Leuten gegen die Batterie vorging, hatte er gegen einen von etwa 6—8 französischen Infanteristen besetzten Pavillon, dessen Feuer ihm unbequem werden konnte, den Musketier Dolauke aus Brische ganz allein vorgeschickt. Offenbar wußte er genau, wessen er sich zu Dolauke versehen konnte, denn dieser sprang mit lautem Hurra-Geschrei tollkühn gegen den Pavillon los, dessen Besatzung denselben schleunigst räumte, worauf Dolauke, stolz wie ein Spanier, Besitz von ihm ergriff, und ihn aufs allerzäheste verteidigte, als kurz darauf einige französische Schützen den Versuch machten, ihn zurückzuerobern.

Sergeant Leo Schnepf aus Michelbach und der Gefreite August Ackenheil aus Oosscheuern, vom 2. badischen Dragoner-Regiment, jagten, am 22. Oktober mit der Aufklärung von Auxonne betraut, gegen diesen Ort vor, ritten einen feindlichen Vorposten über den Haufen, und gelangten glücklich nach Auxonne, wo sie sich genau über alles Nötige informierten.

In der Gegend von **Nogent sur Seine** und **Montereau** zeigten sich seit anfangs Oktober einzelne Franktireursbanden, und bald auch bildeten sich dort Mobilgardenbataillone, die offenbar zur Verstärkung der Loire-Armee dienen sollten. Um dem Unfug so viel als möglich zu steuern, wurde aus der Cernierungslinie vor Paris das 2. Bataillon des 3. württembergischen Infanterie-Regiments (jetzt Nr. 121) unter Oberstlieutenant von Schröder abgesandt, und ihm eine Eskadron Reiterei, sowie zwei Geschütze beigegeben. Das Seinethal sollte einmal gründlich gesäubert werden. Am 25. Oktober stieß das Detachement auf Mobilgarden und Franktireurs, welche, der Zahl nach bedeutend überlegen, überdies die Westfront der Stadt und den vor derselben gelegenen, mit hohen Mauern umgebenen Kirchhof ungemein befestigt und stark besetzt hatten. Die 5. Compagnie hatte die schwierige Aufgabe, den Kirchhof zu nehmen, und löste diese Aufgabe nach einem blutigen, eine Stunde lang währenden Kampfe, vollständig; 250 Mann streckten auf dem Kirchhofe die Waffen. Oberfeldwebel Theurer, die Feldwebel Haag und Reber, sowie der Obermann Proll thaten sich hiebei durch Tapferkeit ganz besonders hervor. Theurer und Proll erhielten das eiserne Kreuz, Haag und Reber die silberne Militär-Verdienstmedaille. Oberstlieutenant von Schröder, der Führer der tapferen Schar, war bei dem Sturme verwundet worden. Die genannten dekorierten Unteroffiziere waren ihren Leuten beim Angriff vorausgeeilt, hatten die Kirchhofthüre eingeschlagen und so den Weg gebahnt. — Soldat Schmetzer von der 7. Compagnie dieses Regiments war bei dem Sturm auf den Kirchhof durch den Arm geschossen worden. Der Hauptmann schickte Schmetzer, der Landwehrmann und Familienvater war, auf den Verbandplatz, Schmetzer erklärte jedoch, daß er bei seinen Kameraden bleiben wolle. Bald darauf traf ihn eine zweite Kugel in den nämlichen Arm, und nun ließ er sich erst recht nicht zum Zurückgehen bewegen, der schwäbische Trotz dem Feinde gegenüber war erwacht, und unter den vordersten hielt er blutend aus, bis er zuletzt erschöpft und bewußtlos zusammenbrach und auf den Verbandplatz gebracht werden mußte. Schmetzer wurde mit dem eisernen Kreuz dekoriert und erhielt überdies das mecklenburgische Verdienstkreuz.

Feldwebel Mathäus Bäßler von der 7. Compagnie des 3. württembergischen Infanterie-Regiments, aus Illingen bei Maulbronn gebürtig, ging am 25. Oktober beim Sturm auf **Nogent sur Seine** mit seiner Abteilung durch eine Seitengasse vor, und vertrieb die Franzosen, welche sich in den ersten Häusern derselben festgesetzt hatten. Dann drang er, immer die Franzosen vor sich hertreibend, so lange vorwärts, bis er wieder zu seiner Compagnie stieß. Nachdem sein Regiment wieder vor Paris eingetroffen war, führte er am 30. Dezember, als es galt, festzustellen, ob der **Mont Avron** von den Franzosen geräumt sei, eine Schleichpatrouille vor, und es gelang ihm, nicht nur die Räumung des Berges, sondern auch die jetzigen Stellungen der französischen Vorposten festzustellen. Am 15. Januar machte er eine Fahrt über die Marne, und drang von dort gegen die feindlichen Vorposten vor, um womöglich Losung und Feldgeschrei zu erlauschen. Seine Fahrt über die Marne, welche mit Hochwasser ging und viel Treibeis hatte, war eine ungemein gefährliche.

Am 28. Oktober rückten unter dem Schutze eines starken Nebels aus dem Fort de L'Est mehrere Compagnien französischer Infanterie vor, und griffen die in Le Bourget stehenden preußischen Vorposten vom 13. Jägerbataillon an. Durch geschickte Flankierung von seiten der Franzosen wurden die Jäger aus dem Orte unter namhaften Verlusten vertrieben. — Über eine Stunde dauerte das Gefecht; der Feind, zu dem noch während des Gefechts eine ganze Brigade stieß, drängte die Preußen bis über Blanc Mesnil hinaus. Sofort wurde infolgedessen das Corps des Prinzen August von Württemberg alarmiert und in Gefechtsbereitschaft gesetzt, es traf jedoch im Laufe des Tages kein Befehl zum Vorrücken ein. Gegen Abend unternahm General von Budritzky eine Rekognoszierung, und es zeigte sich, daß der Feind Le Bourget mit großen Streitkräften besetzt hatte. Ein sofortiger Angriff wurde daher verschoben, weil man sich nicht stark genug fühlte. Die beiderseitigen Vorposten plänkelten die Nacht hindurch und den ganzen nächsten Tag, den 29. Oktober, inzwischen aber hatten sich die Franzosen wohl verschanzt, und wie es den Anschein hatte, waren auch aus St. Denis neue Streitkräfte von ihnen herangezogen worden.

Am Morgen des 30. Oktobers griff zuerst eine halbe Division der zweiten, aus den Regimentern Kaiserin Elisabet, Königin Augusta, Kaiser Alexander von Rußland und Kaiser Franz von Östreich bestehenden Garde-Infanterie-Division an, sie wurde jedoch zwischen Blanc-Mesnil und Bourget bei einer mit außerordentlich viel Geschick von den Franzosen errichteten Barrikade mit einem riesigen wohlgezielten Artilleriefeuer empfangen, das die vorwärts stürmenden Reihen furchtbar lichtete, und dieselben zum Zurückweichen zwang. Drei Bataillone der Garde, die anfänglich den Anprall tapfer ausgehalten hatten, mußten schließlich doch auch bis zu dem kleinen, teils ausgebrannten, teils umgehauenen Wäldchen an der Chaussee sich langsam und beständig fechtend vor der Übermacht zurückziehen. — Gegen 10 Uhr wurde ein Teil der Reserve auf dem linken und rechten Flügel herangezogen und General von Budritzky führte sie selbst vor. Das Gefecht kam zum Stehen, lange schwankte es hin und her. Den Franzosen, die tapfer fochten, und hier ihre besten, namentlich Marinetruppen ins Feuer warfen, gelang es, die Deutschen noch etwas weiter zurückzudrängen, nunmehr aber hieß es deutscherseits: „Bis hieher und nicht weiter!" Eine Kanonade begann auf beiden Seiten, die mörderisch zu nennen war und inzwischen zogen die Franzosen, wie es deutlich den Anschein hatte, Verstärkungen über Verstärkungen heran. Nach einem beinahe anderthalbstündigen Gefecht ließ General Budritzky ein so furchtbares Feuer auf den Feind eröffnen, daß die Erde dröhnte, und mit dem Bajonett im Laufschritt die linke Flanke des Feindes, welche seine schwächste Stelle zu sein schien, angreifen. Das gleiche geschah auch in der Front. Dieses Manöver brachte die feindliche Linie zum Weichen, und nach einem nochmaligen kurzen Stillstand wurde der Feind hinter seine befestigte Stellung zurückgeworfen. Nach einem zweimaligen heftigen, äußerst blutig zurückgeschlagenen Angriff, wurden schließlich auch diese Stellungen des Feindes genommen, und nun trieben die Truppen der Garde die Franzosen unaufhaltsam vor sich her durch das zum Teil brennende Bourget, wo noch vor einzelnen Häusern gefochten wurde. — Die Franzosen hatten sich offenbar auf die Dauer in Le Bourget festsetzen und dort ein Feldbefestigungswerk anlegen wollen, darauf deutete der Umstand hin, daß am Tage vor dem Ausfall der Franzosen auf der von Paris nach Soissons führenden Eisenbahnlinie große Massen von Proviant, ausschließlich aus Brot bestehend, bis zu den Vortruppen, südlich von Le Bourget, herangeschafft worden waren. Dieses ganze Depot fiel den Deutschen in die Hände, die Franzosen hatten nur so viel Zeit übrig gehabt, die leeren Waggons in die Stadt zurückzufahren. — Die Verluste waren deutscherseits sehr bedeutend gewesen (s. 1. Bd. S. 195), und durch die hartnäckige feindliche Verteidigung des Dorfes herbeigeführt worden. Die den Fran-

zosen abgenommenen Gefangenen gehörten fast ausschließlich Garde- und Linienregimentern an, die sich, wie auch die Francstireurs, an diesem Tage mit großem Mute und Tapferkeit geschlagen hatten, vor deutscher Kraft und deutscher Führung aber, wie noch immer, hatten weichen müssen. — So oft von schweren Kämpfen des glorreichen Feldzuges von 1870/71 erzählt wird, wird nicht in letzter Linie der Name Le Bourget genannt, und ewig bleibt mit diesem Namen das Gedächtnis des tapferen Tambours Bümsen der 8. Compagnie des Kaiser Alexander-Garde-Grenadier-Regiments Nr. 1 verbunden, der im feindlichen Kugelregen, immerfort den Sturmmarsch schlagend, unerschrocken vorwärts schritt, auch dann noch, als er, wie er nachher selbst erzählte, nur noch drei Mann vor sich sah.

Der Tambour erhielt für sein unerschrockenes Verhalten das eiserne Kreuz, er hat es wohlverdient; selbst wehrlos und außer stande, sich zu verteidigen, hörte er keinen Augenblick auf, die Kameraden durch das Schlagen des Sturmmarsches zum Vorwärtsstürmen anzufeuern.

Eine etwas eigentümliche Überraschung wurde dem Sergeanten Stücken der 12. Compagnie des 4. Garde-Grenadier-Regiments „Königin“ zuteil, als er im Gefecht von Le Bourget am 30. Oktober mit einem male in eine offenbar schlecht bedeckte Dunggrube fiel, und dort bis zum Hals stecken blieb. Der Gefreite Wilhelm Sellerbeck sprang mit mehreren Füsilieren sofort herbei, um an den Gewehren den Sergeanten wieder herauszuziehen, der natürlich weder sehr schön aussah, noch nach Ambra und Vanille duftete. Das alles war jedoch dem tapferen Sergeanten Nebensache, er bat, statt wie ihm befohlen worden war, zurückzugehen, um die Erlaubnis, zuvor erst das Gefecht mitmachen zu dürfen. Er war denn auch, ein Beweis, daß es ihm mit seiner Bitte Ernst war, der erste auf einer den Dorfeingang sperrenden Barrikade, welche die Franzosen mit der größten Zähigkeit verteidigt hatten. Stücken wurde für sein Verhalten, da er das eiserne Kreuz 2. Classe bereits bei St. Privat sich erworben hatte, zum eisernen Kreuze 1. Klasse vorgeschlagen. —

Füsilier Hottendorf von der 10. Compagnie des Kaiser Franz-Garde-Grenadier-Regiments Nr. 2 eroberte am 30. Oktober 1870 im Straßenkampf von Le Bourget die Fahne des 2. Bataillons der Francstireurs de la Presse. —

Der Grenadier Cudcewicz von den „Alexandrern“ brachte ganz gemütlich in Le Bourget einen von ihm gefangen genommenen Offizier trotz aller Kugeln und Granaten über die Straße. Er hielt den Offizier an dessen linken Arm gefaßt, in der eigenen Linken trug er sein

Der Tambour vom Kaiser Alexander-Regiment bei Le Bourget.

Gewehr und den mit noch drei Schüssen geladenen Revolver seines Gefangenen. Als er ihn auf dem Depot ablieferte, meldete er folgendermaßen: „Wollte sich Offizier kriechen in Spind, wollt' sich nehmen Patronen zu Revolver aus Portemonnaie, habe ich geschlagen Portemonnaie, habe ich genommen Revolver, bringe ich hier Offizier-Hauptmann." — Der brave Grenadier, der dem Franzosen sein gefährliches Schießzeug weggenommen, erhielt für diese That das eiserne Kreuz 2. Klasse und das russische St. Georgs-Kreuz.

Die 12. Compagnie des 1. großherzoglich badischen Leibgrenadier-Regiments Nr. 109 hatte in dem Gefecht um Dijon am 30. Oktober 1870 ziemlich schwere Verluste bei der Wegnahme einer Barrikade zu erleiden, und namentlich blieben die Verwundeten, welche in dem dichten Kugelregen zurückzuschaffen fast ein Ding der Unmöglichkeit war, auch nachdem sie bereits das feindliche Blei getroffen, immer noch den Kugeln der Franzosen ausgesetzt. „Wasser, Wasser!" scholl es sehnsüchtig herüber, aber wer wollte es wagen, ihnen solches zu bringen? Da erbot sich der Füsilier Richard Elpen aus Gumbinnen dazu. Fünfmal ging er mit Wasser zu den Verwundeten hin, fünfmal machte er unter dem tollsten Kugelregen den Weg wieder zurück, und wurde wunderbarerweise auch nicht ein einzigesmal verwundet.

Im Walde von Marchénoir, wo nicht nur einmal gekämpft worden ist, zeichneten sich am 7. November die Sergeanten Peter Engel von Nagel, Peter Müller aus Hof und Sergeant Kreutzer von Buckendorf bei Ebermannstadt, alle drei vom 13. bayrischen Infanterie-Regiment durch große Tapferkeit aus; ihnen war es zu verdanken, daß ein Teil des Bataillons, der bereits vom Feinde umgangen war, der französischen Gefangenschaft sich zu entziehen vermochte. Unerschütterlich hielten die Tapfern mit ihren Leuten aus, Müller ging auch nicht aus dem Gefechte, als ihn das feindliche Blei traf, dafür erhielt er denn auch mit Engel die goldene Militärverdienstmedaille, Sergeant Kreutzer die silberne. Die gleiche Auszeichnung wurde drei Tapferen zu teil: dem Sergeanten Meth von Rattelsdorf bei Staffelstein, dem Unteroffizier Diem aus Hinterrheinberg und dem Soldaten Wachter aus Nordhalben. Ihr Hauptmann Körber war schwer verwundet zusammengesunken, rasch eilten die drei herzu und trugen ihn auf ihren Armen aus der Gefechtslinie. Aber nach wenigen Schritten schon traf den Hauptmann noch eine zweite Kugel und leblos entsank er den Armen seiner Getreuen.

Ein hübsches Stückchen lieferte die bayrische Feldeisenbahn-Abteilung bei Orleans. — Nach der Einnahme dieser Stadt hatte sie die Bahn von da gegen Paris, bis zu den Punkten, wo die deutschen Etappenstraßen diese Bahn kreuzten, in betriebsfähigen Stand gesetzt. Weitaus schwieriger noch als diese Aufgabe war aber die Instandsetzung des zum Betrieb nötigen Wagenparks. Wagen, wenn auch nur Güterwagen, fanden sich zwar in genügender Zahl im Bahnhofe von Orleans, auch mehr als ein halb Dutzend Lokomotiven waren da, aber in welchem Zustande! Eine einzige war darunter, deren Wiederherstellung in nicht zu ferner Zeit in Aussicht genommen werden konnte und auch von dieser hatten die Franzosen beim Abzug klüglich die Hauptkonstruktionsteile mit fortgenommen. Doch machte sich ein Teil der Feldeisenbahn-Abteilung an die Wiederherstellung dieser Maschine, während der andere mit dem als Notbehelf eingerichteten Betrieb der Bahn mittelst Pferdekraft beschäftigt war. Es war ein freudiger Moment, als man am Abend des 7. Novembers zum erstenmale wieder in Orleans das Pfeifen der nach vielen Hindernissen dienstfähig aus der Werkstatt hervorgegangenen Lokomotive hörte, mit welcher folgenden Tages eine Probefahrt nach Corbeil unternommen werden sollte. Diese wurde in der That am 8. November ausgeführt, erlitt aber durch kleine Anstände, welche sich an der zusammengeflickten Maschine bei der ersten Benützung zeigten, derartige Verzögerungen, daß der Zug nach einer halsbrecherischen Fahrt durch die dunkle Nacht auf ganz unbewachter Bahn erst nach 12 Uhr nach Orleans zurückkehrte. Hier war er unterdessen mit nicht geringer Ungeduld erwartet worden, denn in jener Nacht bereitete sich ja schon die Aktion vom 9. November vor, und der mögliche Fall einer Räumung von Orleans, bei welcher die mit so großer Mühe wieder in den Dienst gestellte Maschine eine Rolle zu spielen haben würde, mußte ins Auge gefaßt werden. Bereits bei der Rückkehr der Maschine nach Orleans war General von der Tann mit seinem Stabe zum blutigen Strauß zur Stadt hinaus geritten, in endlosem Zuge folgte ihm, von den flackernden Wachtfeuern an den Boulevards malerisch beleuchtet, alles, was an Militär und Train in Orleans gelegen war, bis auf das bayrische Leibregiment, welches als Besatzung der Stadt zurückgeblieben war und unter anderem auch die Bahnhofwache zu versehen hatte. Gar bald ließ der gewaltige ununterbrochene Donner der Geschütze erkennen, wie heftig westlich von Orleans um den Sieg gerungen wurde. Noch hatte man in den uneingeweihten Kreisen keine Ahnung von der Übermacht der entgegenstehenden französischen Armee, und vormittags gegen 10 Uhr war noch nicht bestimmt entschieden, ob der Bahnhof gänzlich geräumt werden sollte oder nicht. Da, nach 10 Uhr, kam Befehl, alles am Bahnhof befindliche Material, welches auf Wagen verladen war, und insbesondere die Wagen selbst, nach Artenay (5 Stunden vor Orleans) in Sicherheit zu bringen. Als die Maschine nach 10½ Uhr mit ihrer Bürde zum Bahnhof hinaus rückwärts gegen Artenay eilte, stieg dem Führer wohl eine Ahnung auf, daß das kleine Häuflein deutscher Streiter auf ungeahnte Übermacht gestoßen sein müsse, um solche Vorsichtsmaßregeln nötig zu machen. Die Maschine hatte Befehl, von Artenay sofort zurückzukehren, um auch noch den Rest der Wagen, für welche alle zusammen ihre Kraft auf einmal nicht ausgereicht hätte, abzuholen. Aber die Ereignisse fingen an, zu drängen. Um 11½ Uhr zog die Bahnhofwache mit dem Leibregiment ab, den Bahnhof seinem Schicksal überlassend, und es befand sich dort nur noch das Detachement der bayrischen Feldeisenbahnabteilung, welches die Rückkunft der Maschine erwartete, um mittelst dieser seinen Rückzug zu bewerkstelligen. Aber es war 12 Uhr vorüber, und von der Maschine, die nun längst wieder hätte da sein können, war nichts zu sehen. Wohl aber wurden viel Gesindel und Blusenmänner sichtbar, deren Orleans als Fabrikstadt viele Tausende zählt, die sich allmählich in Massen in den Bahnhof hineindrängten. Wie nun, wenn der Maschine, notdürftig zusammengeflickt wie sie war, ein Unfall begegnet wäre? Wenn sie gar nicht mehr zurückkehren könnte? Das Häuflein der Feldeisenbahnabteilung in der vom Militär verlassenen Stadt mußte diese schlimme Eventualität in Erwägung ziehen und sich, als nach 12½ Uhr die ersehnte Rauchsäule sich noch nicht von Ferne zeigte, der Andrang des Pöbels aber stärker wurde, zum Rückzug entschließen und das zurückgebliebene Gepäck auf kleinen Bahnwagen mit sich führen. Es waren neben einem Ingenieur, einem Maschinenmeister und Bahnmeister etwa 30 Geniesoldaten, einige Maschinenarbeiter und nahezu ein Dutzend von der Hoffnung auf Bahnbeförderung herbeigelockter rekonvalescenter Soldaten aller Waffengattungen, welche als die letzten der Stadt Orleans den Rücken kehrten. Langsam ging der Marsch rückwärts; noch war die Hoffnung nicht erloschen, daß die rettende Lokomotive zurückkehre. Als aber der Bahnhof allmählich außer Sicht kam, schwand endlich alle Hoffnung, die im Stich gelassenen Schätze noch zu retten. Da, in Les Ambrais angekommen, dem wenige Kilometer von Orleans entfernten großen Güterbahnhof, welch liebliche Musik für das lauschende Ohr! Kein Zweifel, das ist das Pfeifen der Lokomotive, ein Jubelgeschrei verkündete es: der „von der Tann" — so war die französische Maschine aus ihrem früheren „Bucephale" umgetauft worden — hatte die Zurückgebliebenen nicht im Stiche gelassen. Da dampfte er heran, und kaum hatte der das Kommando führende Ingenieur Zeit, von der Geniemannschaft Freiwillige vorzurufen, um zur Rettung des preisgegebenen Zuges nach Orleans zurückzukehren, so waren deren schon mehr als zwanzig, alle mit Chassepots wohl bewaffnet, mit ihm auf dem Tender und vorwärts gings wieder gegen Orleans, was die Maschine fahren konnte. Unangetastet stand der Zug noch dort; einzelne verspätete Ankömmlinge der deutschen Soldaten, insbesondere mehrere Kürassiere des preußischen Leibregiments, denen ein paar im Zuge befindliche, mit Liebesgaben aus der Heimat beladene Wagen auf die Seele gebunden waren, hatten die andrängende unbewaffnete Menge noch im Schach gehalten, brachten aber schon die Nachricht, daß in der Stadt bereits auf die deutschen Offiziere geschossen werde. Neue Verlegenheit! Der Maschine war das Wasser ausgegangen. Aber da stand ja noch eine Feuerspritze an dem benachbarten Weiher, welche schon früh morgens dazu gedient hatte, mittelst langen Schlauches die

Lokomotive mit Wasser zu speisen, und wie auf einem lecken Schiffe ertönte das Kommando: „Alle Mann an die Pumpe!“ Es waren peinliche Minuten, bis der Tender, das gefräßige Ungeheuer die nötigste Nahrung hatte; endlich, endlich sprang das Wasser am untersten Probierhahn, nun ists genug; schon will der Führer Dampf geben, da halt! es muß auch für den Fall vorgesorgt werden, daß unterwegs abermals Wassernot, das schrecklichste für eine Lokomotive, eintritt; schnell wurde noch die Feuerspritze herbeigefahren und in den Zug eingeladen, die Schläuche rasch auseinander geschraubt und stückweise in einen Wagen geworfen — keine Feuerwehr hat je prompter gearbeitet — und nun kann es fortgehen. Triumphierend dampft der „von der Tann“ unter den Verwünschungen der angesammelten Volkshaufen aus dem Bahnhof hinaus, passiert glücklich vor demselben die über die Bahn wegführenden, von der hie und da schon bewaffneten Menge stark besetzten Brücken, und gelangt mit seiner Bürde unbehelligt nach Artenay. Dort sollte der Ausgang des Kampfes abgewartet werden, und als gegen Abend beruhigende Nachrichten noch nicht einliefen, wurde einer der beiden in Artenay stehenden Züge noch bis Etampes gebracht, wo die Lokomotive übernachtete.

Des andern Morgens mit Tagesgrauen brach die Maschine wieder auf, um gegen Artenay auf Kundschaft auszufahren. Widrige kleine Unfälle verzögerten die Fahrt und bis die Maschine nach Toury (drei Stunden von Artenay) kam, wurde bereits von der Weiterfahrt lebhaft abgeraten, da Artenay von den deutschen Truppen schon geräumt sei. Aber der dort stehende Zug konnte nicht im Stiche gelassen, der Versuch zur Rettung mußte gemacht werden. Zwischen Toury und Artenay zieht die Bahnlinie fortwährend in geringer Entfernung von der Landstraße hin, auf welch letzterer die Truppenkörper gegen Toury sich bewegten. Keine tausend Schritte konnte die Lokomotive fahren, ohne daß wieder ein Offizier an die Bahn herübergesprengt kam mit der Warnung: Artenay sei geräumt, der Zug solle sich hüten, noch weiter zu fahren. In der Zeit, welche mit dem oftmaligen Halten verging, hätte die Maschine lange in Artenay sein können. Endlich aber, als halbwegs Artenay ein Hauptmann des Generalstabs dem Zugführer bedeutet hatte, daß die Abholung des dort stehenden Zuges noch keineswegs unmöglich sei, war kein Halt mehr. Trotz allen Winkens von der Landstraße mit Taschentüchern und Gewehren, trotzdem daß ganze Truppenabteilungen Halt machten, vor Entsetzen über das unsinnige Beginnen: in tollem Jagen, wie sie glaubten, den Feinden gerade in den offenen Rachen hinein zu sausen, verfolgte die Maschine mit Eilzug-Geschwindigkeit ihren Weg; schon ist der Wagenzug in Artenay in Sicht, mit gemäßigter Geschwindigkeit fährt die Lokomotive in den einsamen, verlassenen Bahnhof ein, legt sich vor den Zug, dieser wird rasch angekuppelt — und zurück geht es an den erstaunten Augen der eben noch so besorgten Landstraßenwandler vorüber. Nach weniger als einer halben Stunde war auch dieser letzte Zug im Bahnhof Toury in Sicherheit!

Als am 9. November die Bayern während des Gefechtes von Coulmiers, das in hellen Flammen stehende Dorf Rivière vor der Übermacht der Franzosen räumen mußten, trat der Jäger Fritsch vom 2. bayrischen Jägerbataillon, der sich durch seine Unerschrockenheit und Verwegenheit schon in dem mörderischen Straßenkampf um Bazeilles hervorgethan hatte, zu seinem Premier heran und fragte treuherzig: „Ist's denn wirklich wahr, Herr Oberlieutenant, daß wir heute zurückgehen müssen? Es ist doch bisher immer so schön gegangen!“ —

Es wollte dem biederen Bayern nicht hinunter, daß die Franzosen einmal den Rücken deutscher Truppen sehen sollten, schließlich begriff er aber doch, daß viele Hunde des Hasen Tod sein müssen, und traurigen Herzens zog er ab, mit dem festen Gelöbnis in seinem Innern, bei der nächsten Gelegenheit die Franzosen diesen Rückzug schwer entgelten zu lassen.

An dem schlimmen Tage von Coulmiers, als es trotz allen Heldenmutes bei den Bayern eben „zurück, zurück!“ hieß, sammelte Sergeant Zeitler aus Gefrees in Bayern, nachdem auch der letzte Offizier seiner Compagnie, Lieutenant Weber, der wie ein Löwe gefochten hatte, gefallen war, alles, was von Mannschaften der Compagnie noch übrig war, ging mit diesen auf die vor ihnen stehende französische Abteilung los und warf sie ein gutes Stück zurück. Er erhielt und mit ihm Unteroffizier Gruber von Aufham die goldene Militärverdienstmedaille. Der hatte, wie sein Kamerad Höger aus Reichersroth bei Rothenburg a. d. T. mit der größten Kaltblütigkeit bis zuletzt im Park von Coulmiers ausgehalten und denselben als letzter verlassen. Freilich gab auch Oberst von Ysenburg seinen Soldaten ein leuchtendes Beispiel einer durch nichts zu brechenden Tapferkeit.

„Kugelfest zu sein,“ ist ein verzeihlicher Wunsch, den viele Soldaten hegen, und von manchem Offizier, von manchem tapfern Kameraden glaubten sie es auch steif und fest, denn wie hätten sie sich sonst so sehr den feindlichen Geschossen aussetzen können, wie sie es thaten? Der Hauptmann des Herausgebers galt bei den Soldaten seiner Compagnie auch für kugelfest, und doch ruht er jetzt schon seit beinahe einem Vierteljahrhundert am Ufer der Marne, zum ewigen Schlaf gebettet. Den gleichen Glauben, daß ihr Major kugelfest sei, hegten auch die Soldaten des 2. Bataillons vom 2. bayrischen Infanterie-Regiment. Und wahrlich, wenn man den Mann gesehen hatte, wie er, allen voraus, bei Wörth auf die Höhen von Fröschweiler losstürmte und mit seinen Tapfern die Höhe des Berges erstieg, ohne daß ihm auch nur die Haut geritzt worden wäre, während Dutzende um ihn in den Tod sanken, da konnte man wirklich daran glauben, daß dieser Mann kugelfest sei. Auch in Bazeilles mähte rings um ihn die Sichel des Todes unbarmherzig, er blieb fest und aufrecht, die Uniform war da und dort durchlöchert, aber ihn selbst hatte keine Kugel getroffen, es konnte kaum mehr ein Zweifel sein, Major Maximilian Mehn war kugelfest. Und doch kam der Tag, der bewies, daß der tapfere Major wie jeder andere verwundbar gewesen. Bei Coulmiers starb er, von einem Granatsplitter getroffen, den Heldentod.

Als bei Coulmiers das 2. bayrische Regiment zurückgehen mußte, that es dies wie auf dem Exerzierplatz in Staffeln, compagnieweise und in der größten Ruhe. Ihren Compagnien folgend, unterhielten die Plänkler beständig ein ruhiges, wohlgezieltes Feuer; von Zeit zu Zeit machten die Compagnien Halt, um sich die Franzosen vom Leibe zu halten, wobei sich besonders Sergeant Josef Kibler, Korporal Ernst Baumeister und der Freiwillige Eduard Heiß auszeichneten. Der letztere hatte einen Prellschuß erhalten, der ihn zu Boden warf und ihm für einige Zeit das Bewußtsein raubte. Als er wieder zu sich kam, bat er, man möge ihm seinen Tornister abnehmen, vielleicht könne er dann doch wieder mitthun; und in der That beteiligte er sich keuchend wieder am Feuergefecht, aus dem er erst mit den letzten zurückging. Er erhielt für sein tapferes Verhalten die silberne Militär-Verdienstmedaille.

Am 19. November machte der Dragoner Schlindwein aus Karlsdorf und der Gefreite Sturm aus Hauingen gegen Nuits eine Patrouille; ohne Kenntnis davon, daß Nuits vom Feinde besetzt war, und ebenso Vesne, — ritten die Dragoner vor, das Dorf umkreisend. Plötzlich öffneten sich die Fenster des ersten Hauses und Schüsse krachten aus demselben. Schlindwein verlor keinen Augenblick seine Kaltblütigkeit, sondern erwiderte ruhig das Feuer des Feindes, bis sein Pferd, tödlich getroffen, zu Boden stürzte. Im nächsten Augenblick aber war er schon aus dem Sattel und deckte sich hinter einem Baume, von wo aus er das Feuer der Gegner erwiderte, und den ersten, der aus dem Hause trat, mit einem wohlgezielten Schusse niederstreckte. So harrte er aus, bis seine Kameraden, die ohne seine Tapferkeit sicherlich in Gefangenschaft geraten wären, wieder zurückkamen. Gefreiter Sturm, welcher die Bedrängnis seines Kameraden wahrnahm, ritt herbei und brachte den Freund, welcher sich an die Mähne des Pferdes hing, in Sicherheit.

Eine schöne Antwort, wert, daß sie in den Büchern, welche von Deutschlands Ehrenzeit reden, aufbewahrt wird, gab der bei Chamboeuf am 21. November 1870 verwundete Sergeant Herr aus Döggingen bei Donaueschingen. Er stand bei der 12. Compagnie des badischen Leib-Regiments, welche Hauptmann Gockel führte und wurde beim Zurückwerfen des Feindes auf Chamboeuf schwer verwundet. Auf den Zuruf seines Hauptmanns, sich auf den Verbandplatz zurückschaffen und verbinden zu lassen, erwiderte er: „Herr Hauptmann, ich will lieber liegen bleiben und sterben, als daß hier, wo nirgends Deckung ist, einer meiner Leute um meinetwillen verwundet werden sollte.“ — Der tapfere Sergeant wurde doch glücklich auf den Verbandplatz geschafft und genas

von seinen Verwundungen. Für seine Tapferkeit erhielt er das eiserne Kreuz 2. Klasse und die silberne Karl-Friedrich Militär-Verdienstmedaille.

Unteroffizier Johann Georg Hamelehle von der 5. Compagnie des 1. württembergischen Infanterie-Regiments, Grenadier-Regiment Königin Olga Nr. 119, war am 26. November 1870 auf den gegen Joinville vorgeschobenen Posten mit 6 Mann detachiert worden. Wer auf diesen Posten kam, that wohl daran, die Augen offen zu behalten. Auch Hamelehle ließ es in dieser Beziehung an nichts fehlen; kaum aber war er einige Viertelstunden auf seinem Posten, so sah er sich auch schon von einer etwa 50 Mann starken französischen Abteilung angegriffen. Sofort sandte er einen seiner Leute, an denen er ohnedies keinen Überfluß hatte, mit der Meldung vom Anrücken des Feindes zur nächsten Feldwache, er selbst empfing mit den übrigen seiner Mannschaft den Feind so nachdrücklich, daß sich die französische Abteilung, eine ganze Anzahl Tote und Verwundete zurücklassend, in wilder Flucht aus dem Staube machte.—Der Morgen des 30. Novembers traf den tapferen Hamelehle wieder auf dem nämlichen Posten; trotz des furchtbaren, noch niemals in diesem Maße dagewesenen Feuers der Pariser Forts war Hamelehle auch nicht einen Schritt von seinem Posten gewichen, und als die sächsische Ablösung kam, übergab er seinen Posten genau und gewissenhaft und machte auf alle bemerkenswerten und wichtigen Umstände aufmerksam. Leider vermochten die im Terrain völlig unbekannten Sachsen dem bald darauf mit Wucht erfolgenden Angriff der Franzosen nicht stand zu halten, sie mußten sich auf die württembergische Aufnahmestellung zurückziehen. In dem inzwischen vor dem Park von Villiers und dem von Coeuilly entbrannten Kampfe, und bei dem vom Grenadier-Regiment Königin Olga so todesmutig unternommenen Vorstoß aus dem Park von Coeuilly gegen die fünffache feindliche Übermacht, zeichnete sich Hamelehle durch sein tapferes Verhalten wieder ganz besonders aus. Er war daher auch unter jenen Tapfern, die mit ihren heldenhaften Offizieren, als die ersten im Regimente, am Christtag mit dem eisernen Kreuze dekoriert wurden.

Am 27. November, in der Schlacht von Amiens, die dem rheinischen Husaren-Regiment Nr. 9 Gelegenheit gegeben hat, sich auszuzeichnen, war die Standarte an die 4. Eskadron gekommen, welche gemeinschaftlich mit der 1. ein französisches Chasseurbataillon an- und niederritt. Beim Anreiten wurde dem Sergeanten Brockmeier, welcher die Standarte trug, von französischen Chasseurs das Pferd unterm Leibe erstochen; nur mit vieler Mühe vermochte er sich unter demselben hervorzuarbeiten. Die Feinde, welche die Not des tapfern Standartenträgers sahen, drängten sich um ihn und suchten mit aller Macht ihm das Kleinod zu entreißen. In solchen Dingen versteht aber kein Deutscher und vollends nicht, wenn er am Rheine zu Hause ist und Weinknochen hat, einen Spaß; Sergeant Brockmeier drehte kurz besonnen die Standartenstange um, und schlug, die messingbeschlagene Stange als Keule benützend, auf die Franzosen los, bis ihn die zu seiner Hilfe herbeigeeilten Rittmeister Starklof und Lieutenant Klein, welche die Standarte bedroht sahen, aus seinen Gegnern heraushieben. Die Standartenstange triefte von Blut, ein Beweis, wie kräftig ihr Träger dreingehauen hatte. Das Pferd, welches der Standartenträger ritt, konnte sich sehen lassen: Bei Spichern war es durch den Widerrist und bei Gorze durch den Hals geschossen worden, bei Gravelotte verlor es durch einen Schuß ein Auge. Gleichwohl wurde es von allen seinen Blessuren wieder hergestellt und im ganzen Regiment, so lange es lebte, gehätschelt und gepflegt.

Die Schanzen von **Villers Bretonneux** zu stürmen, war ein gehörig Stück Arbeit gewesen, welchem sich das 2. und Füsilier-Bataillon des 44. Regiments zu unterziehen gehabt hatten. Auf beiden Seiten wurde mit außerordentlicher Bravour an jenem Tage gefochten, der beste Beweis dafür ist, daß die Deutschen nur wenige Gefangene, die alle verwundet waren, machen konnten. Verzweifelt waren die Anstrengungen, welche die Franzosen machten, die ihnen von den Deutschen abgenommenen Schanzen wieder zurückzuerobern. Durch dieses zähe Festhalten der Schanzen wußten die Deutschen den Sieg an ihre Waffen zu fesseln.

Andern Tags durfte das 44. Regiment in die langentbehrten, wohlverdienten Quartiere abrücken. Auf seinem Marsche kam es an Generallieutenant von Bentheim, dem damaligen stellvertretenden kommandierenden General des 1. Armeecorps vorüber, der jedes der Bataillone mit den Worten begrüßte: „Ich danke euch, ihr braven 44er, für das, was ihr gestern eurem König, eurem Vaterlande und euren Führern geleistet habt! Vor solchen Soldaten nehme ich meine Mütze ab!“ Und bei jedem Bataillon entblößte der General sein Haupt, mit ihm die ganze Suite. Der Jubel, der darüber im Regiment ausbrach, läßt sich denken, bei ihren Kameraden von andern Regimentern hießen die 44er nur mehr: „Die Schanzenstürmer!“ — Als die ersten hatten der Fahnenträger Sergeant Knappe der 7. Compagnie, von Fürsten-Ellgut in Schlesien, Sergeant Feldthau von dieser Compagnie und Feldwebel Vogel von der 5. die preußische Fahne in heftigem Kampfe mit Chasseurs aufgepflanzt. Feldthau wurde hiebei schwer verwundet, während es Feldwebel Vogel gelang, seinen Angreifer, einen riesigen Chasseur-Korporal niederzuschlagen. Die erste Compagnie stürmte mit dem Gesange vorwärts: „Wir Preußen ziehen in das Feld“ u. s. w. Der das Lied zuerst angestimmt hatte, der Grenadier August Steinreich, erlag leider seinen ruhmreichen Verwundungen, ehe ihm das wohlverdiente Kreuz hatte übergeben werden können.

Um die alte Burg von Boves bei Amiens, die auf einem steilen, jäh abfallenden Felsen thront, war lange heiß gekämpft worden, zuletzt aber hatten sich die Franzosen in das Dorf geworfen, und feuerten von hier aus. Reserveoffizier Lieutenant Mayer marschierte mit seinem Zuge nach dem Dorfe, um die Franzosen, die meist dem 33. Regiment angehörten, herauszutreiben. Bald erlahmte der Widerstand des Gegners, einzeln oder in Abteilungen krochen sie aus den Kellern hervor, und streckten die Waffen. Nur aus einem Kellerloch wurde das Feuern fortgesetzt; da sprang Hornist Aßmann vom 33. preußischen Füsilier-Regiment (die beiden Regimenter kannten sich, hatten sie doch schon bei Gravelotte miteinander gerauft) gegen die Kellerthüre vor, sprengte dieselbe mit einer Axt, blies ein paar Töne in den Keller und rief alle französischen Wörter, die ihm zu Gebote standen, namentlich immer wieder „France capût“ und „Prisonniers“ hinunter. Die unten mochten dem Hornisten nicht unrecht geben können, denn sie reichten Stück für Stück ihre geladenen Gewehre aus dem Keller herauf, zwölf an der Zahl, zuletzt kamen sie selbst, um sich einem einzigen deutschen Soldaten gegenüber zu sehen. Glücklicherweise kamen bald weitere deutsche Soldaten herzu und nahmen die Gefangenen in Empfang. Der Sergeant-Major glaubte sich jedoch wegen seiner der grande nation nicht ganz Ehre machenden Handlungsweise mit den Worten entschuldigen zu sollen: „Oh nous n'avons pas des generaux!“ „Ach, wir haben eben keine Generale, wie sichs gehört.“ Das stimmte allerdings!

In der Schlacht bei **Beaune la Rolande** am 28. November brachte, wie Hauptmann Hönig in seinem Werke „der Volkskrieg an der Loire“ berichtet, gegen 1¾ Uhr Hauptmann von Huene, der spätere bekannte Parlamentarier, die Meldung, Beaune la Rolande sei von den Franzosen genommen und die 38. Infanteriebrigade (16. und 57. Regiment) im Rückzug begriffen. Den Eindruck der Meldung auf das Generalkommando des 10. Corps, dessen Generalstabschef der spätere Reichskanzler, damalige Oberstlieutenant von Caprivi war, schildert Hönig, wie folgt:

Oberstlieutenant von Caprivi äußerte nach Empfang der Meldung, zu Hauptmann von Lessing und Premierlieutenant von Podbielski gewandt: „Wenn das so ist, dann steht es heute schlimmer um uns, als am 16. August,“ und so ungern er an die Richtigkeit der Meldung glaubte, mußte er sie doch sofort zur Kenntnis des kommandierenden Generals bringen. Dieser wurde davon erschüttert und verlor einen Augenblick die Fassung. Im Gefühle tiefen Schmerzes rang er Oberstlieutenant von Caprivi gegenüber die Worte hervor: „Ich habe es gleich gesagt daß die Aufstellung zu ausgedehnt war.“ Wie es in solchen Augenblicken wohl zu gehen pflegt, löste die Unglücksbotschaft die Zungen. Verschiedene Meinungen wurden geäußert, und der kommandierende General, der völlig von der Richtigkeit der Meldung überzeugt war, erteilte Oberstlieutenant von Caprivi Weisung, die nötigen Rückzugsbefehle auf Beaumont zu erlassen und auszufertigen. Die Richtigkeit der Meldung vorausgesetzt, hätte es ja auch vieles für sich gehabt, den linken Flügel freiwillig und rechtzeitig zurückzunehmen. Dies war die Veranlassung, daß Oberstlieutenant von Caprivi in bestimmter Form ant-

wortete: „Exzellenz, um Gottes willen keine Rückzugsbefehle, bevor wir den Stand der Dinge auf dem rechten Flügel genau kennen.“ — „Ja, was soll dann aber geschehen?“ erwiderte General von Voigts-Rhetz. Da die spannende Erregung in der kleinen Gruppe inzwischen zugenommen hatte, so erbat Oberstlieutenant von Caprivi sich die Erlaubnis, „sich etwas zur Seite begeben zu dürfen, damit er mit sich allein wäre.“ Der kommandierende General gestattete dies, und Oberstlieutenant von Caprivi ritt nun etwa hundert Schritt weg. Dort betrachtete er die Karte, warf einen Blick auf die feindliche Front und die Anmarschrichtung des 3. Armeecorps und kehrte alsdann zurück. „Excellenz,“ sagte er, „wir dürfen nicht zurückgehen, die 38. Infanteriebrigade muß dem Feinde jeden Zoll Boden fechtend streitig machen und sich bis aufs äußerste zu halten suchen, unter Anlehnung nach rechts. Hier in der Front ist keine Gefahr; dieser Teil der Schlachtlinie würde erst später oder gar nicht auszuweichen brauchen. Das Notwendigste ist, sofort die Fühlung mit dem 3. Armeecorps aufzunehmen, es um Marschbeschleunigung zu ersuchen und feststellen zu lassen, wie die Verhältnisse bei Beaune la Rolande liegen.“ Der kommandierende General verzichtete jetzt auf den Erlaß der Rückzugsbefehle. Der anwesende Oberstlieutenant Graf Waldersee erbot sich, sogleich zum 3. Armeecorps zu reiten; indessen lehnte der kommandierende General dies vorläufig ab. Dorthin wurde nun Lieutenant v. Lüttwitz von den 9. Dragonern entsandt, doch nach kurzer Zeit kehrte er zurück und meldete: „Mein Pferd ist mir unter dem Leibe erschossen worden; südlich Egry ist bereits französische Infanterie, es wird schwer halten, zum 3. Armeecorps zu gelangen.“ Dies war nicht geeignet, die Gefechtslage mit günstigerem Auge zu betrachten. Nunmehr erhielt Premierlieutenant von Podbielski Befehl, denselben Versuch zu machen und sich alsdann auf Beaune la Rolande zu begeben, um über die dortige Gefechtslage genau zu berichten. Außerdem ritt Hauptmann von Huene sogleich zum General von Woyna wieder zurück. Dem Premierlieutenant von Podbielski wurde eine Compagnie 78er (Lieutenant Wichmann) in der Richtung auf Egry vorausgeschickt, um die Gegend frei zu machen. Diese vertrieb die dortigen feindlichen Schützen, und Premierlieutenant von Podbielski jagte nun der Straße nach Barville zu. Dort traf er nördlich vom Defilée von La Bretonnière den Rittmeister von Normann von der 2. Armee, übergab ihm seinen Auftrag zur Weiterbeförderung und wandte nun sein Pferd gegen Beaune la Rolande. In diesem Augenblicke gesellte sich Oberstlieutenant Graf Waldersee zu ihm, der freiwillig, etwa gleichzeitig, vom kommandierenden General abgeritten war, um denselben Befehl auf einem anderen Wege durchzubringen. Premierlieutenant von Podbielski erstattete ihm über seine Thätigkeit Bericht und ritt in der Richtung auf Beaune la Rolande zurück, während Oberstlieutenant Graf Waldersee die Straße nach Barville zum 3. Armeecorps verfolgte. — Inzwischen war Hauptmann von Huene wieder bei La Rue Bouissier eingetroffen, wo die Gefechtslage sich nun etwas zu unsern Gunsten gestaltet hatte und vorher auch Major von Scherff angekommen war. Da dieser nun genau wußte, daß Beaune nicht verloren gegangen war, so beauftragte er den Hauptmann von Huene mit der mündlichen Meldung an Oberstlieutenant von Caprivi, „er glaube, ihm garantieren zu können, daß der rechte Flügel sich jetzt auch ohne weitere Unterstützung des Corps in und um Beaune halten würde.“ Diese Meldung wirkte sehr beruhigend auf den kommandierenden General, welcher dem Oberstlieutenant von Caprivi die Hand reichte und bemerkte: „Nun, dann behalten Sie doch recht!“

Wir geben bei der Gelegenheit aus dem Buche noch eine äußerst spannende Kampfszene wieder. Die Franzosen machten verschiedene Stürme auf Beaune la Rolande, das von den 16ern und 57ern mit außerordentlicher Tapferkeit gehalten wurde. Hier sei die Darstellung des zweiten Angriffs auf den Kirchhof um 1½ Uhr wiedergegeben: Der Kirchhof bot damals schon den Anblick eines unregelmäßigen aufgewühlten Haufens, denn von seinen Mauern war kein Stein auf dem anderen geblieben; die Häuser begannen einzustürzen, und aus dem Schutte verbreitete sich dichter Qualm rings umher, der zum Glücke wenigstens durch den Südwind etwas nach Norden abgeführt wurde. Das plötzlich aufhörende Artilleriefeuer der Franzosen erzeugte in jedem Manne ein eigentümliches Gefühl, ein jeder lugte aus und sah mit Spannung dem Kommenden entgegen. Die Mannschaft hatte die Patronen neben sich liegen, an das Fett derselben hatten sich unaufhörlich umhergetriebene Erde und Kalkteilchen angesetzt, ein Umstand, der sich später wiederholt störend geltend machte. Wie die Not manches Treffende gebiert, so geschah es auch hier. Es war bis dahin nicht verabredet worden, was die Mannschaft beim Aufhören des Artilleriefeuers thun sollte. Da schallte vom Hauptmann Feige ein lautes „Auf!“ durch die Stille des Kirchhofes, die nur durch das Knistern der kohlenden Häuser unterbrochen wurde. Sofort erhob sich die Mannschaft aus ihren Gräben. Alle Führer standen, nachdem sie das „Auf!“ vernommen, aufrecht, alle richteten den Blick auf den Hauptmann Feige. Wie festgemauert ragte seine Gestalt über das Trümmerfeld, den Degen mit der Spitze zur Erde geneigt, erwarteten alle Führer klopfenden Herzens das nächste Kommando. Die Mannschaft schwieg wie das Grab, aber auf einem jeden Gesicht drückte sich feste Zuversicht aus. Die feindliche Infanterie gab vor dem Anlauf auf der ganzen Front ein lebhaftes Schützenfeuer ab, das jedoch keine Wirkung hatte. Alsdann sah man überall die Offiziere weit vor die Front springen, der Brigade-Kommandeur, die Regimentskommandeure und Stabsoffiziere zu Pferde ritten mit gezogenem Säbel voran. Ein dumpfes „en avant“ rollte an der wogenden Linie entlang, hinter der auf etwa 50 Meter Bataillonskolonnen unter fortwährendem Blasen folgten. Auf keiner Seite fiel in jenem Augenblick ein Schuß von der Infanterie, nur vereinzelte Granaten konnten von der Batterie-Front, nördlich von Beaune, in die Massen westlich des Kirchhofes gesandt werden, dann waren diese heran; die Artillerie mußte das Feuer einstellen. Der vollständigen Scenenverwandlung folgten atemlos Führer und Mannschaft. Wie ein Wall rollte die Masse näher und näher; überall herrschte beim Angreifer Leben und Bewegung, der Wille, zu siegen, und vollständige Ordnung. Schon sah man einzelne Handgriffe, die Hornisten bliesen unaufhörlich Sturmmarsch, da kam die Erlösung: „400 Schritt! — Los!“ und ein wohlgezieltes Feuer raffte ganze Reihen nieder. — Wohl selten ist in diesem blutigen Kriege eine derartige Wirkung erzielt worden. Durch den Pulverrauch bemerkte man in dunklen Umrissen die Anstrengungen der Führer, ihre Kolonnen in Bewegung zu erhalten. Tapfere Mannschaften sprangen aus den Reihen vor; Infanteriefeuer, Signale, Kommandos mischten sich unaufhörlich durcheinander und der Gegner überwand wirklich die furchtbare Krisis. Wesentlich scheint hierzu ein unerwartetes Ereignis beigetragen zu haben. Auf Mins de la Montagne war nämlich eine französische Batterie aufgefahren und faßte in diesem kritischen Augenblick die Verteidiger vollständig im Rücken. Die Batterie schoß gut, allein kein Mann zuckte, der mächtige Eindruck vorn fesselte die Nerven. Immerhin beobachteten die Führer die Mannschaft, ob sie auch diese furchtbare Probe überdauern würde. Die anstürmenden Massen begrüßten die Schüsse ihrer Batterie mit infernalem „courage“. Es waren Augenblicke der höchsten Spannung. Näher und näher kamen die Wogen, der Angreifer schien seiner Sache sicherer und sicherer zu werden, der Schritt wurde beschleunigt, die Signale hörten bereits auf; doch ruhig und stetig floß das Feuer unserer Mannschaft weiter, kein Mann hatte nur daran gedacht, sich zu erheben. Die eiserne Feuerdisziplin der Verteidiger sollte selbst die äußerste Ungunst der Verhältnisse überwinden. Noch konnte man die Wirkung nur in ihren Umrissen beobachten, die feindliche Brigade brach zusammen, ein wildes Durcheinander von stürzenden Pferden und Menschen, von kopflos gewordenen, nach allen Seiten auseinanderlaufenden Menschen, eine plötzliche Stille jenseits bildeten die unverkennbaren Anzeichen des Erfolges. Erst als der Pulverdampf verzogen war, übersah man die Wirkung in ihrer ganzen Furchtbarkeit. Reihenweise lagen tote und verwundete Mobilgarden um den Kirchhof, dahinter aber war das Feld reingefegt. Es war 2 Uhr, als Hauptmann Feige das Feuer stopfen ließ, und nunmehr sah man auf der ganzen Front Verwundete zurückkriechen, die man daran nicht hindern wollte und konnte. —

Im Gefecht bei Montbarrois am 30. November traf den Sergeanten Kutschke vom 6. brandenburgischen Infanterie-Regiment Nr. 52 eine Kugel durch den Hals, gleichwohl blieb er, von Blut überströmt, im Gefecht. Als ihm der Oberst des Regiments anbot, ihn nach dem Verbandplatz durch zwei Mann führen zu lassen, erwiderte Kutschke: „Nein, Herr Oberst, ich bin ja nicht in die Beine geschossen, und kann noch

allein laufen; die andern sind dort im Gefecht nötiger, als bei mir!" Sprachs und schritt allein dem Verbandplatz zu.

Soldat Jakob Berlinger aus Reute, vom 2. württembergischen Infanterie-Regiment „Kaiser Wilhelm, König von Preußen" Nr. 120, hatte am 30. November im Gefecht am Mont Mesly stets in vorderster Reihe gekämpft, und war als der erste in das vom Feinde sehr stark besetzte und hartnäckig verteidigte halbfertige Geschütz-Emplacement neben dem sogenannten „Alarmhäusle" eingedrungen. Für sein tapferes Verhalten wurde Berlinger mit dem eisernen Kreuze dekoriert. Bei diesem Sturme zeichnete sich auch der Soldat Heribert Kienle von Dissenhausen bei Biberach aus; obgleich schon zu Anfang des Gefechts in den linken Oberschenkel getroffen, machte er doch noch den Angriff auf das Geschützemplacement mit und war unter den ersten, die in dasselbe eindrangen. Kienle erhielt die silberne Militärverdienstmedaille.

Sergeant Walther der 2. Compagnie vom sächsischen Schützen-Regiment Nr. 8, welcher Offiziersdienst that, hatte bereits in der Schlacht von Beaumont eine Patrouille mit großem Geschick geführt, auch vor Paris sollte er Gelegenheit haben, diese Geschicklichkeit zu erweisen. Auf Vorposten bei Nonneville stehend, wurde ihm der Auftrag, die feindliche Stellung bei Bondy, Bobigny und Drancy eingehend zu rekognoscieren. Walther kam diesem Auftrage aufs gewissenhafteste nach, schlich sich mit zwei Mann zwischen den beiden vom Feinde vollständig besetzten Dörfern Drancy und Bobigny durch und sah dort deutlich die Spuren, wo am Tage die feindlichen Posten gestanden hatten. Wo aber standen sie in der Nacht? Auch das wünschte der wißbegierige Sergeant zu erfahren. Bald traf er auf die erste, kurze Zeit nachher auf die zweite feindliche Feldwache, ohne angerufen worden zu sein, die Franzosen waren sorglos wie immer, die dritte Feldwache aber rief ihn an, und feuerte alsbald, da er auf den Anruf nicht geantwortet hatte. Gleichzeitig wurden von der Feldwache etliche Patrouillen gegen ihn ausgeschickt, er wußte jedoch das Terrain so geschickt zu benützen, daß er mit seinen zwei Mann wohlbehalten wieder nach Nonneville zurückkehrte und dort imstande war, eine ganz wichtige Meldung über die Tag- und Nachtstellung der Franzosen zu geben. In der Schlacht von Brie-Champigny that sich Sergeant Walther ebenfalls rühmlich hervor, und wurde neben dem eisernen Kreuze mit der silbernen und goldenen St. Heinrichsmedaille dekoriert. Trotz all seiner Tollkühnheit hatte ihn nie eine Kugel getroffen, und doch sollte er die Heimat nicht wiedersehen; der Tapfere ertrank am 19. Juli 1871, als er sich bei Bouziers durch ein Bad in der Aisne erquicken wollte.

In dem am 30. November auf der ganzen Linie Champigny-Coeuilly-Villiers-Brie-Noisy tobenden Kampfe und Gewehrfeuer trat in den Mittagsstunden eine ziemliche Verlangsamung des Feuerns ein, besonders die Württemberger hatten sich fast vollständig verschossen und schauten sehnsüchtig nach ihrer Munitionskolonne aus, die eben nicht kam. Warum, weshalb nicht, mag hier unerörtert bleiben. Auch bei den Sachsen, die den Württembergern kameradschaftlich mit Patronen bisher ausgeholfen, machte sich nachgerade Mangel bemerklich und das kam so: Büchsenmacher Kubitz vom 1. Bataillon des sächsischen 5. Infanterie-Regiments Nr. 104, hatte mit Unteroffizier Schilbach von der 1. Compagnie während des ganzen Feldzuges bislang in allen Schlachten und Gefechten die Munition zu ergänzen gehabt, und dies auch treulich gethan; am 30. November aber, in der ersten Schlacht von Villiers, hatte er dies allein zu besorgen, da Schilbach erkrankt war. Das war an und für sich schon ein mißlicher Umstand, aber es kam noch hinzu, daß er dem Bataillon des Terrains halber mit seinem Wagen nicht folgen konnte, das Terrain verbot dies ganz entschieden, und mit einem Munitionswagen über Weinbergsmauern und ähnliche Hindernisse zu gelangen, ging nicht an. Voll Verzweiflung stand Kubitz am Bahnhofsgebäude von Villiers, bei welchem die Fahne des 104. Regiments mit dem 2. Schützenzuge zurückgeblieben war; er hatte beabsichtigt, Leute von diesem Zuge zu requirieren, um dem schon mehrere Stunden, westlich von Villiers, im Feuer stehenden Bataillone die großen schweren Munitionskästen nachzutragen. Die Mannschaften wurden ihm auch selbstverständlich gestellt, aber als dieselben die schweren Kisten vom Boden heben wollten, zerrissen die morschen Handhaben derselben, und ohne solche war an ein Fortbringen der Kisten nicht zu denken. Da kam dem wackern Kubitz eine famose Idee: „Zu was hat man denn Feldkessel?" dachte er, und: „Feldkessel herunter!" rief er seinen Leuten zu, dann sprang er zu dem Schützenzuge hinüber, setzte dem Zugführer seine Lage auseinander, und gleich darauf ertönte auch hier das Kommando: „Sämtliche Feldkessel herunterschnallen!" Nun fehlte es nicht mehr an den nötigen Transportmitteln, und lustig eilten die Leute mit ihren Schätzen zu den im Feuer stehenden Truppen, die nicht wenig darüber lachten, Patronen aus Feldkesseln zu fassen, in denen man sonst nur zu kochen und den Wein aufzubewahren pflegte. Aber es war auch höchste Zeit gewesen, daß Patronen kamen, die Sachsen und vor allem die Württemberger hatten sich fast ganz verschossen, schon hatten einige Züge in die neben dem Bahndamm zwischen Villiers und Le Plant gelegenen Kiesgruben zurückgenommen werden müssen. Der Wagen, den Kubitz gebracht hatte, war somit in ganz kurzer Zeit leer, aber die Nachfrage nach Patronen dauerte fort. Je mehr man davon hatte, um so besser, denn die Franzosen führten fortwährend frische Truppen in den Kampf. Es galt auszuhalten und fortzufeuern um jeden Preis, sonst konnte es schief gehen. „Die Schwaben und die Sachsen haben sie hinausgelassen," die Franzosen nämlich, so würde es geheißen haben, „die sind schuld, daß die Cernierung von Paris durchbrochen wurde," nein, das durfte nicht sein, dachte Kubitz, und sein einziger Gedanke war, bei welcher rückwärts stehenden Munitionskolonne bekomme ich Patronen, und wo steht die nächste Kolonne? So jagte er denn, was die Pferde laufen konnten, durch Villiers, in welchem es Granaten regnete, zunächst einmal aus dem ärgsten Hagel von Granatsplittern und Chassepotkugeln hinaus, Lagny zu. Lagny, das in den nächsten Tagen für so viele hunderte braver Soldaten ein Ort der Schmerzen in den verschiedenen Spitälern werden sollte, war bisher für gar viele der Inbegriff aller Herrlichkeiten gewesen, denn dort gabs Bier, echtes Münchner Hofbräuhausbier, aber heute dachte der brave Kubitz, der ihm sonst auch nicht Feind war, keinen Augenblick an dieses Labsal, er ahnte bloß, daß in Lagny oder dort herum Munition zu bekommen sein müsse. Sein guter Stern läßt ihn auf einen Artillerieoffizier stoßen, bei dem er sich mit seinem Auftrag meldet, und von diesem erfährt er, o Wonne, daß er gar nicht so weit, bis Lagny, zu fahren brauche, sondern daß schon in der Nähe von Champs eine Infanterie-Munitionskolonne aufgefahren sei. Also in rasendem Laufe dorthin. Wer die Kolonne führte, ist der Nachwelt nicht aufbewahrt worden; jedenfalls hatte der Betreffende (was wir hier erzählen, ist verbürgt und buchstäblich wahr) zwar viel Pulver in seiner Kolonne bei sich, aber erfunden hatte er das Pulver nicht, sonst hätte er unmöglich an den trotz der barbarischen Kälte schwitzenden braven Kubitz die Zumutung stellen können, ihm eine Quittung seines Bataillons über die zu empfangende Munition zu zeigen oder herbeizuschaffen. Nun wars dem Alten doch zu dumm! Ohne weiters mehr ein Wort zu verlieren, riß er den Verschluß des nächsten Munitionswagens auf, lud auf seinen Wagen, so viel hinaufging, und meldete sodann stramm dienstlich, „daß er so und so viel Munition für diese und diese Truppe gefaßt habe." Er hörte gar nicht mehr auf die gemachten Einwendungen, sondern jagte im nächsten Augenblicke in rasender Carriere Villiers und dem Schlachtfelde zu. Kurz vor Villiers wurde ihm das vordere Handpferd erschossen, aber an ledigen Pferden war kein Mangel; rasch fing er ein französisches reiterlos einhergaloppierendes Reitpferd auf, das sich nun dazu bequemen mußte, in deutschen Diensten als Zugpferd Verwendung zu finden. Glücklich langte er am Bahnhof von Villiers an und lud seine willkommene Last ab. Dann gings wieder den gleichen Weg zurück, zweimal noch holte der Brave an diesem Tage frische Munition. Ohne sein wackeres Eingreifen hätte das 1. Bataillon der 104er unmöglich an dem wichtigen Vorstoß gegen Le Plant, die Marne und Brie sur Marne teilnehmen können. — Es war nicht das erstemal, daß sich Kubitz als einen umsichtigen, entschlossenen Soldaten erwies. Schon bei St. Privat hatte er sich, als ihm die Achse seines Munitionswagens gebrochen war, einen französischen Geniewagen zu verschaffen gewußt, lud seine Munition in diesen um, und sandte sie ins Gefecht, während er selbst im nächsten Dorfe noch während der Nacht, mit Hilfe eines Gefreiten, der ein gelernter Schmied war, die Achse wieder zusammengeschmiedet und solchergestalt seinen Wagen wieder

dienstfähig machte. — So greift im deutschen Heere und griff damals alles aufs beste in einander, der deutlichste Beweis, daß man deutscherseits es versteht, vom Generalstabschef bis herunter zu den niedern Chargen, den rechten Mann an die rechte Stelle zu setzen.

Ein Tapfrer war der Feldwebel (Sergeant) Wilhelm Betz von Stuttgart, Fahnenfeldwebel im 1. Bataillon des 2. württembergischen Infanterie-Regiments. Kaum war sein Bataillon in der Gefechtslinie aufmarschiert, so eilte er sofort nach dem Signal „avancieren" mit der Fahne bis in die Schützenlinie vor, und riß durch sein Beispiel die Mannschaften mit sich. Und wie bei Wörth hielt er auch später am heißumstrittenen Mont Mesly vor Paris sein Banner hoch, stets wehte es in den vordersten Reihen. Ihm würdig reihten sich die Feldwebel Lenz und Bürk des 1. württ. Grenadier-Regiments Königin Olga Nr. 119 an, die ebenfalls am 30. November bei Champigny die ihnen anvertrauten Kleinode kühn bis in die Schützenlinie hineintrugen, und dank der Tapferkeit derer, die sich im Augenblicke der höchsten Gefahr, um die Fahnen gesammelt hatten, diese auch glücklich in den schirmenden Park von Coeuilly zurückbrachten.

Der Freiwillige, Unteroffizier Rasch des 7. württ. Infanterie-Regiments (jetzt Kaiser Friedrich-Regiment) wurde am 30. November bei Champigny durch einen Granatsplitter schwer am Arme verwundet. Als ob nichts geschehen, zündete sich der Brave eine Cigarre an, und schimpfte heidenmäßig auf die Franzosen, die ihn durch ihr dummes Schießen zwängen, aus dem Gefechte zu gehen.

In den Geschichtsblättern dieses Regiments steht auch, für künftige Generationen ein Sporn und glänzendes Beispiel, der Name des Soldaten Andräs verzeichnet, der im furchtbarsten, um den Park von Villiers tobenden Gefechte und Granatfeuer die vor der Parkmauer liegenden Verwundeten zurückschaffte. Schon hatte er drei derselben in Sicherheit gebracht, eben will er den vierten holen, da schlägt in seiner nächsten Nähe eine Granate ein und verstümmelte ihn so schrecklich, daß ihm ein Arm und ein Fuß abgenommen werden mußte. Während der ganzen Operation gab er, obwohl bei vollem Bewußtsein, keinen Schmerzenslaut von sich. Mit solchen Soldaten kann man allerdings Schlachten gewinnen.

Tambour Kuraß von der 6. Compagnie des württ. Olga-Regiments aus Calw schlug unaufhörlich den Sturmmarsch, dann ergriff er das Gewehr eines Gefallenen und knallte lustig drauf los, machte auch zwei Vorstöße seiner Compagnie rühmlich mit. Nach Beendigung des schweren Kampfes war sein einziges Bestreben darauf gerichtet, möglichst viele Verwundete in den Park von Coeuilly in Sicherheit zu bringen. Er leistete in dieser Hinsicht geradezu großartiges, und allgemeine Freude herrschte im ganzen Regiment darüber, daß Kuraß mit unter den ersten war, die das eiserne Kreuz erhielten. Auf dem bunten Champignybilde des 1. Teils sieht der Leser den Tapfern porträtähnlich, wie er eben seinen Oberst in Sicherheit zu bringen sucht.

Die 6. Batterie vom württembergischen Feld-Artillerie-Regiment, heute ist sie die 4. des Feldartillerie-Regiments Nr. 13, hatte gegen Mittag am 30. November beim sogenannten Jägerhaus auf der Höhe oberhalb Champigny Stellung genommen, erlitt dort aber, namentlich was den 1. Zug der Batterie betraf, schwere Verluste; der 2. und 3. Zug war hinter den Jägerhof zurückgenommen worden. Dem zweiten Geschütz spielte die französische Artillerie bös mit. Von drei in die Batterie geworfenen Granaten traf die erste die Pferdekoppel, die zweite die Bespannung, die dritte schlug unter der Mannschaft ein, und zwar so gründlich, daß nur noch der Kanonier Schneider übrig blieb, der im Verein mit dem leicht verwundeten Geschützführer in dem gefahrdrohenden Augenblicke aufprotzte, als die Franzosen in hellen Haufen aus Champigny sich heranwälzten. Schneider schwang sich auf eines der beiden unverletzt gebliebenen Stangenpferde und fuhr im tollsten Artillerie- und Infanteriefeuer zu seiner Batterie zurück. Ebenso brav hielt sich Geschützführer Johannes Jetter von Thieringen O.-A. Balingen, der bei der 2. Feldbatterie stand. Wie seine Kameraden, sah er wohl ein, daß heute jeder den letzten Blutstropfen einsetzen müsse, und so blieb der Tapfere mit zerschossenem Arme noch vier Stunden lang bei seinem Geschütze, bis die Schlacht zu Ende war. Verbunden und ins Lazarett verbracht, lief er, als am 2. Dezember die Kanonen wieder donnerten, im Feldspitale auf und davon, alle Warnungen der Ärzte in den Wind schlagend, und stellte sich wieder bei seinem Geschütze ein. Natürlich hatte er diesen Eifer schwer zu büßen, seine Wunde verschlimmerte sich gewaltig, aber er achtete nicht darauf, und das beste Wundpflaster war für den eigensinnigen Schwaben, wie er selbst sagte, das eiserne Kreuz, das er nach einigen Wochen erhielt.

Der Name des Obersten von Abendroth, (späteren Generals) wird in der Geschichte des 7. sächsischen Infanterie-Regiments fortleben und auch in Württemberg wird das Andenken an diesen Tapfern nicht erlöschen, der auf Villiers blutgetränktem Felde so treue Waffenbrüderschaft mit den Schwaben hielt. Schon bei St. Privat hatte er einen kühnen Angriff unternommen und war mit fünf Compagnien, dem Rest der Truppen, die ihm in der Hand geblieben waren, gegen den Wald von Jaumont vorgestürmt, um der sächsischen Corpsartillerie Gelegenheit zum Auffahren zu verschaffen und ihr die Beschießung der Nordfront des von den Franzosen zäh verteidigten St. Privats zu ermöglichen. In zwei Treffen rückten die fünf Compagnien vorwärts, kaum aber hatten sie den Hügelkamm erstiegen, als ihnen auch schon aus dem Walde ein Höllenfeuer entgegenschlug, das Pferd wurde dem tapfern Obersten unter dem Leibe erschossen, er selbst in der linken Seite bedenklich verwundet. Der tapfere Oberst achtete jedoch der Wunde nicht, sondern stürmte vorwärts ins dichteste Kampfgewühl, ordnete dort die Fortsetzung des weiteren Angriffes, ging sogar selbst mit vor, und wich nicht von der Stelle, bis er wußte, daß der Angriff gelungen sei, der Wald im Sturme genommen war. Nun erst nahm er sich Zeit, auf den Verbandplatz zu gehen und sich einen Notverband anlegen zu lassen. Nur ungern übergab er das Kommando in andere Hände. Über des Obersten herrliches Verhalten in der Schlacht vom 30. November mag uns ein klassischer Zeuge berichten, Major z. D. von Borsdorff, der uns ebenso schön als fesselnd folgendes zu erzählen weiß:

„Der Morgen des 30. November graute. Wir befanden uns auf der Dorfstraße von Noisy le grand — nämlich die Offiziere der 1. und 2. Schwadron des 2. Reiter-Regiments — als der Oberst von Abendroth an uns heranritt und den Major von Schönberg, Führer der beiden Eskadrons, ersuchte, ihm einen Ordonnanz-Offizier zu kommandieren. Der Major von Schönberg bestimmte mich ohne weiteres zum Ordonnanzdienste. Ich melde mich sofort bei dem Obersten und lasse mir mein in der Nähe bereit gehaltenes Pferd bringen, um meine Thätigkeit an diesem schweren Tage zu beginnen.

Als ich mein Pferd besteige, reitet der Oberst an mich heran, und erteilt mir den Auftrag, nach Villiers zu dem württembergischen General von Reitzenstein zu reiten, um mich bei diesem über die Gefechtslage zu erkundigen und denselben von den diesseitigen Maßnahmen in Kenntnis zu setzen. Während der Oberst mir diesen Befehl erteilt, fliegen einige Granaten größten Kalibers aus dem Fort Nogent dicht über unsere Köpfe hin, und schlagen in nicht allzugroßer Entfernung ein, krepieren, reißen den Boden auf und die Sprengstücke fliegen heulend durch die Luft, ohne den in der Nähe befindlichen Infanteristen einen Schaden anzuthun. Um keinen Umweg zu machen und meinen Auftrag möglichst schnell auszuführen, schlage ich den geradesten Weg querfeldein nach Villiers ein. Dort angekommen, finde ich General von Reitzenstein im Schlosse von Villiers, das im Parke gelegen, erstatte ihm Bericht, und werde von ihm, nachdem er mich über alles orientiert, bald entlassen. — Als ich fortreite, wird von Fort Nogent der Park von Villiers in recht ungemütlicher Weise unter Feuer genommen; die alten Bäume im Parke knickten wie Zündhölzer um, und da ich das Dorf selbst gern kennen lernen will, schlage ich einen andern Rückweg ein.

Gleich nach meinem Eintreffen beim Obersten von Abendroth erhalte ich sofort Befehl, nach den Höhen von Chelles — auf dem jenseitigen Marne-Ufer gelegen — zu reiten, um den General Nehrhoff von Holderberg, der dort mit seinem Stabe Aufstellung genommen hat, von den diesseitigen Dispositionen in Kenntnis zu setzen. Ich benütze die von den Württembergern bei Gournay geschlagene Brücke, um über den Fluß zu gelangen, die zwar vom Avron aus mit schwerem Geschütz ziemlich heftig beschossen wird, die aber doch noch ohne sonderliche Schwierigkeiten passiert werden kann, da die Geschosse entweder zu kurz

oder zu weit in den Marnefluß fallen und denselben aufwühlen. — Der Stab der 24. Infanterie-Division ist mit den Anordnungen des Obersten von Abendroth zufrieden und vollständig einverstanden, und ich werde von demselben mit der Weisung entlassen, von Zeit zu Zeit wieder zu melden. Als ich die Notbrücke bei Gournay wieder passieren will, hat sich das Bild ganz verändert. Dieselbe wird jetzt mit großer Heftigkeit beschossen, und die Württemberger sind eifrig damit beschäftigt, die entstandenen Schäden sofort wieder auszubessern.

Die Sachsen sind bemüht, weiter oben in nicht allzugroßer Entfernung eine Pontonbrücke herzustellen, dieselbe wird erst in einiger Zeit fertig, harrt also noch ihrer Vollendung. Ich bin in einiger Verlegenheit. Durch das vernichtende Feuer gegen die Brücke ist das Passieren derselben fast unmöglich gemacht, die andere Brücke ist noch nicht fertig; die Marne hat zu steile Ufer, um durchschwimmen zu können, und die Brücke bei Voires ist zu weit, um von derselben Gebrauch machen zu können. Ich muß mich doch entschließen, die Brücke zu überschreiten, und es gelingt mir mit vielen Schwierigkeiten. Im Laufe des Vormittags muß ich diesen höchst unangenehmen Ritt mehrfach wiederholen, aber mit glücklichem Erfolge. Es mag ungefähr 1½ Stunden vor Mittag sein, als ich eben von dem letzten der vorher erwähnten Ritte nach Chelles zurückkehre und den Oberst von Abendroth ungefähr tausend Schritt südöstlich von Noisy le grand entdecke und zwar ganz allein. — Er befiehlt mir sofort in eiligstem Ritt nach Malnou zu reiten, die dort in Reserve stehenden Truppen zu holen und dieselben so vorwärts zu dirigieren, daß Villiers links liegen bleibt. Mein Pferd ist von den unausgesetzten Ritten so erschöpft, daß es kaum mehr fort kann; atemlos, heftig mit den Flanken schlagend, am ganzen Körper zitternd, mit Schmutz und Schweiß bedeckt, so steht das arme Tier da, und mit dem Reiter sieht es nicht viel besser aus. — Doch der Ritt muß unternommen werden, sofort und so schnell wie nur möglich; der Tag kann davon abhängen. Vergeblich ist die Ausschau nach den Schwadronen oder irgend einer Ordonnanz und nach dem Diener mit den Pferden. Derselbe muß in Champs sein, denn nach dorthin sind die Nichtfechtenden dirigiert worden. — Ich nehme meine ganze Kraft zusammen und hole aus dem Tiere noch, was herauszuholen ist; so gelange ich glücklich und in verhältnismäßig kurzer Zeit an den südlichen Ausgang von Champs, wo ich meinen Diener schon von weitem erblicke. Ich winke ihm und rufe ihm von ferne zu: „Anderes Pferd! Gepäck herunter!“

Letzterer Befehl wird eiligst ausgeführt, weil die in der Nähe befindlichen Mannschaften dem Diener behilflich sind. Ich kann mich, bei den Pferden angekommen, deswegen sofort auf das neue mit Decke und Trense ausgestattete Pferd schwingen. Und nun geht es fort in rasendem Galopp in der Richtung auf Malnou, um die etwa verlorene Zeit wieder einzuholen. Mit jedem Galoppsprunge, der mich Malnou näher bringt, erleichtert sich mein Herz, und nur die Frage: „Wo mögen die zu suchenden Truppen stehen?“ liegt noch schwer auf mir.

Rechts des Weges in einer Thalsenkung sehe ich auf einmal dunkle Flecke. Diese scheinen ihre Konturen zu verändern, ich galoppiere weiter; das Bild wird deutlicher und immer klarer. Gott sei Dank, ich sehe Truppen. Das müssen die schmerzlich und bänglich Gesuchten sein. Ich winke und rufe, um die Punkte zu beleben; man scheint mich auch entdeckt zu haben, denn die Formen der Figuren verändern sich; man ahnt vielleicht, daß größte Eile dringend notwendig ist. Endlich bin ich an Ort und Stelle. Ich erkenne sofort den Oberst Schumann und überbringe ihm den Befehl. Die Leute sind in der Nähe ihrer Gewehre, die Reiter an den Pferden, die Kanoniere an ihren Geschützen. Einige Kommandos und die verschiedenen Truppenteile sind im Vormarsch auf Villiers, welches sie links liegen lassen sollten. Der Oberst Schumann läßt dem Oberst von Abendroth sagen, daß er vor Ablauf einer Stunde nicht zur Stelle sein könne, er würde aber so schnell als nur möglich vordringen. — Ich gönne mir jetzt nur so viel Zeit, um einen Sattel auf mein Pferd legen zu lassen, es dauert nur wenige Minuten und ich bin zum Abreiten fertig; ich darf auch meinen Oberst nicht länger in Ungewißheit darüber lassen, daß die Reserven aufgefunden, der Befehl aufgegeben und diese im Vormarsch begriffen sind und in ungefähr einer Stunde eintreffen werden. Rasch reite ich wieder dem Schlachtfelde zu. Rechts, links, vor und hinter mir schlagen die großen Geschosse ein, — ich war in eine Schußrichtung geraten — die Sprengstücke heulten mir um die Ohren und der heiße Dampf schlägt mir ins Gesicht. Bald treffe ich den Obersten, welcher, nur von einer Ordonnanz begleitet, mir entgegenreitet, als er mich gewahrt.

Wir bleiben halten, die abgeschickten Ordonnanzen treffen nach und nach ein; dann setzen wir uns in Bewegung und reiten das Schlachtfeld zwischen Noisy le Grand und Villiers unter dem stärksten Kanonenfeuer ab; namentlich wüten das Fort Nogent und der Mont Avron, und jetzt geht es in die andere Linie. Die im Sinken begriffene Novembersonne beleuchtet den nach Paris zu gelegenen Höhenzug, den wir in langsamem Schritt überreiten. Ist es optische Täuschung oder ist es Wirklichkeit? Als wir gegen den Horizont sehen, ist der Boden in wellenförmiger Bewegung, wie ein Getreidefeld im Winde. Das Brüllen der Geschütze, das Explodieren der riesigen Geschosse übertönt alles — man glaubt, der jüngste Tag sei nahe und die Welt werde untergehen; man fühlt deutlich den Boden in schwankender Bewegung wie bei einem Erdbeben. — Premierlieutenant Just, durch die Brust geschossen, liegt leblos da und so mancher andere hat hier sein Leben für das Vaterland ausgehaucht. Endlich kommen wir an die Parkmauer von Villiers. Hier scheint es ruhig um diese Zeit zu sein — eine kleine Erholung.

Vor derselben befinden sich alle möglichen Hindernisse als: Drähte u. s. w., die wir auch glücklich überwinden, und reiten nun an der nach der Höhe „Hundert“ zu gelegenen Parkmauerseite hin; da werden wir mit einemmale von derselben her aufs heftigste beschossen, und laufen auch noch Gefahr, von den Württembergern, die hinter einer Parkmauer postiert, das feindliche Feuer erwidern und uns nicht bemerken, erschossen zu werden. Wir setzen uns in langen Galopp. Mit einemmale tritt ein Moment des Stockens ein. Die vor mir Reitenden setzen über etwas hinweg — ich glaube an ein Hindernis — die Ordonnanzen biegen aus. Im nächsten Augenblicke sehe ich, daß der Oberst von Abendroth mit seinem Pferde gegen die Parkmauer in die grabenartige Vertiefung vor derselben gefallen ist, das Pferd auf ihm liegend. Ich springe sofort von meinem Pferde ab, die herabgeworfenen Trensenzügel an meinen rechten Arm nehmend, und beeile mich, ihn unter dem mit den Beinen heftig um sich schlagenden Pferde hervorzuziehen, dasselbe etwas bei Seite schiebend. Mit seiner Hilfe gelingt es mir bald und ich hebe ihn auf den Braunen. Ich erfasse den Oberst ohne weiteres Besinnen, hebe ihn mit der rechten, das Pferd aber mit der linken Hand haltend, an dem Pferde in die Höhe. Er hat, wie es scheint, nicht mehr die Kraft, sich über das Tier zu schwingen; ich lasse ihn daher wieder heruntergleiten. Wir stehen einen Augenblick wie ratlos in dem mörderischen Feuer da.

Hier ist keines Bleibens; die Mauer zu hoch, davor die grabenartige Vertiefung, der Oberst kann hier nicht geborgen werden und verlassen darf ich ihn keinesfalls. Schnell steckte ich ihm den Steigriemen in den Arm, mit der andern Hand kann er sich an demselben auch festhalten und ich führe nun mein Pferd im Trabe, so gut der Oberst folgen kann, der Parkmauerecke zu. Bald haben wir sie erreicht und ich hoffe dort eine passende Stelle an der Mauer zu entdecken, die ein Übersteigen zuläßt; denn ich entsinne mich, bei meinem Morgenritt zum General von Reitzenstein eine solche gesehen zu haben. Aber ach! auch hier ist die Mauer überall schwer zu erklimmen. Ich kehre wieder um, mit dem festen Entschlusse, den Obersten auf alle Fälle über die Mauer zu heben. Ich umfasse ihn mit meinem linken Arm, das Pferd mit der rechten Hand immer führend, und bringe ihn noch etwa 60 Schritte vorwärts. Und da auch meine Kräfte nachlassen, bleiben wir erschöpft halten; im nächsten Augenblicke hebe ich den Obersten mit der linken Hand, so hoch ich kann, (das Werk eines Augenblicks, damals war mirs, als ob ich übermenschliche Kräfte hätte,) und schiebe ihn dann, an der Hüfte fassend, über die durch eine Granate etwas abgedeckte Parkmauer. Es ist mir so, als sähe ich zwei Arme, die den Obersten in Empfang nehmen; ein Moment und er ist hinter der Mauer geborgen.

Während dieses Vorgangs schlägt eine Granate bei mir ein — das Pferd reißt sich los und eilt im Galopp nach dem Dorfe. Durch den Luftdruck, durch das Prellen des Pferdes und die vorherige Anstrengung ermattet, komme ich zu Falle und werde von Kalk und Steinen förmlich überschüttet; ich springe wieder auf und bemerke, daß ich durch

einen Granatsplitter am Knie verwundet worden. Ohne Pferd, mache ich nun selbst den Versuch, die Mauer zu übersteigen, (sonst eine Spielerei für mich,) aber meine Kräfte sind zu Ende. Ich entschließe mich, an der Parkmauer hinzulaufen, obwohl der Weg ein ziemlich weiter. Das geschieht unter stetem Feuer; genau hinter, wie vor mir, ganz scharf abgemessen, schlagen die Granaten ein, deren Sprengstücke mich heulend umsausen, ohne mich jedoch im mindesten zu verletzen. Auf diesem Wege nach Villiers entgeht es mir nicht, wie ein einziger Württemberger bei seinem Geschütze — die andern Bedienungsmannschaften waren getötet oder verwundet — sich das Geschoß zu dem Geschütz holt, ladet, zielt, abschießt. Leider habe ich den Namen des meine Bewunderung im höchsten Grade erregenden Braven nicht erfahren können. (Es war der Kanonier Schneider von der 6. Batterie. D. Herausgeber.) Endlich lange ich am Ende der Mauer im Dorfe an, dringe in den Park ein und setze mich, um Atem zu schöpfen, auf einen erhöhten Gegenstand nieder (auf was, weiß ich nicht mehr). Es kommt mir vor, als sei meine Besinnung auf einen Augenblick geschwunden gewesen, als ich mich schnell wieder erhebe und auf den General von Reitzenstein, der dort mit seinem Stabe hält, zueile. Ich bitte denselben nach kurzer Erzählung dieses Zwischenfalles um ein Pferd. Ein schnelles Schwadronspferd, Nr. 75 der 1. Eskadron, wird mir nach kurzem Zeitraum gebracht, das mir der Lieutenant von Egloffstein (als Ordonnanzoffizier beim General von Reitzenstein) hat besorgen lassen. Ich besteige das Pferd und nun gilt es, den Oberst wieder aufzusuchen, der bereits wieder auf das Schlachtfeld geritten. Nach langem, vergeblichem Suchen zwischen Noisy le Grand und Villiers finde ich ihn endlich, ungefähr in der Mitte des Weges zwischen den obengenannten Orten. Als er mich sieht, reitet er mir rasch entgegen — pariert sein Pferd, sieht mir fest in die Augen — ein Blick, den ich niemals vergessen werde, — reicht mir die Rechte, drückt mir die meine herzlich und sagt: „Borsdorf, ich hätte nicht geglaubt, Sie wiederzusehen, jetzt aber kann ich Ihnen danken; ich werde nie vergessen, was Sie mir gethan!“ Wir setzen uns wieder in Bewegung und reiten eine kurze Strecke schweigend neben einander. Dann bleibt der Oberst plötzlich halten und sagt zu mir: „Noch einmal, lieber Borsdorf, muß ich Sie wegschicken; reiten Sie nach dem Kirchhof von Villiers und sagen Sie dem dort Kommandierenden, daß der Kirchhof bis auf den letzten Mann zu halten ist!“ Ich setze mich in gestreckten Galopp, denn höchste Eile ward mir eingeschärft. Bald treffe ich in Villiers ein und gewinne die Dorfstraße, die nach dem Kirchhof führt. In einem wahren Hagel von Infanterie-Geschossen erreiche ich den Kirchhof. Ein Offizier — der Kommandierende der dortigen Abteilung — ruft mir aus der Entfernung etwas zu, ich verstehe aber nichts. In nächster Nähe wiederholt er seine Worte: „Was machen Sie hier in diesem Feuer?“ — „Will meinen Auftrag ausführen,“ war meine Antwort. „Oberst von Abendroth erteilt Ihnen den Befehl, den Kirchhof bis auf den letzten Mann zu verteidigen.“ — „Soll geschehen, melden Sie,“ war die Antwort. Ich machte kehrt und reite auf demselben Wege, den ich gekommen, zurück, dabei wird mir die Tasche am Kartuschriemen abgeschossen; der im Winde flatternde und nur um die Schultern gehängte und am Halse befestigte Gummimantel vollständig durchlöchert, der Helm beschädigt und mein flinkes Schwadronspferd verwundet. Aber ich komme glücklich aus diesem Kugelregen bei dem Obersten von Abendroth an, der bei dem Kommandierenden, Kgl. Hoheit Prinzen Georg, und dem Divisionär mit ihren Stäben hielt. Die Sonne war inzwischen hinter dem Höhenzuge untergetaucht und umsäumte denselben in gelbrotem Feuer. Die Artillerie, in einer Linie aufgefahren, giebt Lage auf Lage auf die über die Höhe avancierenden Feinde, die diesem Druck bald weichen müssen; was flüchten kann, rettet sich hinter den Höhenkamm. Hiermit hat die Schlacht ihr Ende erreicht. Der gewaltige Kampf (so nennt ihn das Generalstabswerk) hat ausgetobt. 12000 Mann Deutsche hatten 60000 Franzosen im Schach gehalten. Oberst von Abendroth erklärte seinen hohen Vorgesetzten, daß er nicht in der Lage sei, die Vorposten zu übernehmen wegen des Sturzes an der Parkmauer von Villiers, und verläßt darauf das Schlachtfeld, das er mit unvergleichlichem Mute, Energie, Ausdauer und mit großer Einsicht verteidigt und behauptet hat. Ich werde von ihm mit dankbarem Herzen entlassen und kehre zu meinem, nicht allzuweit von unserem Standpunkte befindlichen Regimente zurück. Dort wurde ich mit Jubel empfangen von den Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften. Man hatte mich tot geglaubt, denn Oberst von Abendroth hatte sich einen andern Ordonnanzoffizier, Lieutenant von Bock, geholt und seine Vermutung dahin geäußert. Man war so freundlich, mir in den schmeichelhaftesten Worten die Anerkennung meiner geringen Dienste zu preisen, namentlich der Major Schuberth war voll Anerkennung und Liebenswürdigkeit gegen mich. Mit Ausnahme der zu den Vorposten bestimmten Reiterei kehrte das Regiment in die Ferme La haute maison und Buisance St. Antoin in die Quartiere zurück. Dort angekommen, finden wir eine warme Stube und ein einfaches Mahl. Nachdem die Erlebnisse des Tages bei einem warmen Trunke besprochen, suchen wir unser auf der Stubendiele bereitetes Strohlager auf. Mit innigstem Danke gegen Gott, daß er mir Kraft und Ausdauer gegeben hat, meine Schuldigkeit thun zu können, verfalle ich bald in einen süßen Schlummer, aus dem mich erst der Donner der Geschütze vom Avron am andern Morgen wieder erweckt. Ich habe nie ein beseligenderes Gefühl gehabt, als nach der Schlacht am 30. November.“

Füsilier Tranitz aus Lubow von der 9. Compagnie des sächsischen Schützenregiments sprang bei Villiers mitten in eine französische Abteilung, packte mit dem Rufe: „Den muß ich haben!“ den Kapitän derselben am Kragen, und zerrte ihn trotz des verzweifelten Widerstandes, den der Offizier leistete, mit in die deutsche Linie hinüber, dabei rufend: „Was ein Deutscher einmal hat, das hält er auch fest!“

Ziffern sprechen, pflegt man zu sagen, und ganz besonders sprechen Verlust-Ziffern. In der kurzen Zeit von 2 bis 3 Stunden hatte das königlich sächsische Schützen-Regiment Nr. 108 bei Champigny an Toten und Verwundeten nicht weniger als 646 Offiziere, Unteroffiziere und Schützen verloren; jeder einzelne in diesem Regiment kämpfte heldenhaft und nicht genug wußten die an ihrer Seite kämpfenden Württemberger die treffliche Haltung dieses Regiments zu rühmen.

Ganz besonders zeichnete sich Feldwebel Viehweg aus Belgersheim bei Leipzig, von der 5. Compagnie, aus. Beim Vorgehen hatte ihm ein Granatsplitter das Auge ziemlich schwer verletzt. Gleichwohl lehnte er alle Aufforderungen, zurückzugehen, aufs entschiedenste ab und avancierte ruhig mit der Compagnie weiter. Drei Offiziere derselben fielen; Viehweg übernahm die Führung eines Zugs, führte diesen in die Feuerlinie vor und besetzte einen besonders bedrohten Punkt auf dem linken Flügel der Stellung, von wo aus er mit seinen Leuten Salve auf Salve gegen den etwa 200 Schritt weit entfernten Gegner abgab. Die sächsischen Jäger verstanden zu treffen, die französische Linie begann zu wanken, ein Bajonett-Angriff sollte ihn vollends zurücktreiben. Der Feind erhielt jedoch solch bedeutende Verstärkungen, daß die 5. Compagnie sich genötigt sah, zurückzugehen. Bei diesem Anlaß von seiner Compagnie abgedrängt, raffte Viehweg, was gerade an Mannschaften um ihn war, zusammen, und führte sie an eine die Parkmauer von Villiers verstärkende Barrikade, die nur von einer sehr schwachen Abteilung Württemberger besetzt war. Bald darauf fiel der hier kommandierende württembergische Offizier und an seiner Stelle übernahm nun Feldwebel Viehweg das Kommando und behielt es, trotzdem er bald darauf wiederholt verwundet wurde, so lange bei, bis jede Gefahr eines feindlichen Durchbruchs geschwunden war. Neben der goldenen und silbernen Militär-St. Heinrichsmedaille erhielt Viehweg auch noch das eiserne Kreuz 1. und 2. Klasse.

Ein durch und durch braver Soldat war der Soldat Claus des 7. württembergischen Infanterie-Regiments. Bei jeder Gelegenheit hatte er seine Kameraden ermahnt, schonend mit dem, wenn zur Zeit auch herrenlosen Eigentume der geflüchteten Franzosen zu verfahren; als es dann galt, den Feind bei Champigny zu bestehen, da war er vorne dran und der Tapfersten einer; trotzdem ihn eine Kugel am Kopfe schwer verwundet hatte, blieb er noch zwei volle Stunden im Gefecht, bis er ohnmächtig zusammenbrach. In diesem einfachen, gemeinen Soldaten vereinigte sich schlichtes und hohes Heldentum.

Feldwebel Bader vom 7. württembergischen Infanterie-Regiment, der sich am 14. und 30. November ausgezeichnet hatte, erstürmte am 2. Dezember mit seinen Leuten zwei Barrikaden, nahm ein der Kirche in Champigny gegenüber liegendes, stark besetztes Haus, machte viele

Gefangene und zog das Feuer des Feindes längere Zeit auf sich, um seiner bis in die Höhe der Apotheke vorgedrungenen Abteilung es zu ermöglichen, sich dort zu halten. Bader wurde mit dem eisernen Kreuz 1. Klasse und der goldenen Militär-Verdienstmedaille ausgezeichnet.

Unteroffizier Enderle von der 4. Compagnie des württembergischen 2. Jägerbataillons, von Leutkirch gebürtig, traf beim Vorgehen in den Weinbergen von Champigny auf ein von den Franzosen stark besetztes Haus, das unbedingt genommen werden mußte, wenn ein weiteres Vordringen ermöglicht werden sollte. Kurz entschlossen sammelte Enderle alles, was von Mannschaften gerade zur Hand ist, um sich, und geht zum Sturme gegen das Haus vor. Ein blutiger Kampf, Mann gegen Mann entspinnt sich, die Franzosen wehren sich wacker, aber Kolben und Bajonette thun ihre Schuldigkeit, und an den Schwabenstreichen, die da drinnen in dem Hause ausgeteilt werden, haben die Franzosen bald genug, sie strecken die Waffen, und ergeben sich an Enderle, trotzdem sie ihm und seiner Mannschaft an Zahl vielfach überlegen waren. Enderle erhielt das eiserne Kreuz 2. Klasse.

Unteroffizier Deyhle vom 7. württ. Infanterie-Regiment erstürmte, bereits waren sämtliche Offiziere und fast alle Unteroffiziere seiner Compagnie gefallen, mit 26 Mann die Mühle von Champigny und machte in derselben viele Gefangene. Er hielt sich sodann in der Mühle bis zum Abend gegen alle Angriffe der Franzosen, aber von seinen 26 Mann brachte er nur 13 zur Compagnie zurück.

Unteroffizier Kehrer aus Hochberg wurde während des im Innern von Champigny tobenden Häuserkampfes von seiner Compagnie getrennt, und ging nun mit den bei ihm verbliebenen Jägern vom 2. württembergischen Jägerbataillon nach seinem Gutdünken vor. Im furchtbarsten Häuserkampfe nahm er der Reihe nach mehrere Häuser und machte in einem derselben fünf Offiziere, darunter einen Stabsoffizier, und etwa 100 Franzosen zu Gefangenen. In gefährlichster Stellung hielt er bis zum Abend aus, verteilte, da seinen Leuten die Munition ausging, Chassepotgewehre und Patronen unter dieselben, und stellte erst sein Feuern ein, als auch in den übrigen Teilen von Champigny das Feuern aufhörte. Auch ihm wurde das eiserne Kreuz 1. Klasse zuteil.

Portepee-Fähnrich Berger vom gleichen Bataillon, dessen Vater, der Oberst des Olga-Regiments, am 30. November zum Tode verwundet worden war, und dessen Bruder, der als Kriegsfreiwilliger mitausmarschiert war, am gleichen Tage den Heldentod für's Vaterland gestorben, war unter den Vordersten des 2. Jägerbataillons, als dieses in Champigny eindrang. Den Fall seiner Angehörigen zu rächen, stürmte er drauf los und rang löwenmutig mit den sich zäh verteidigenden Franzosen. Schwerverwundet mußte auch er aus dem Kampfe zurückgebracht werden. Das eiserne Kreuz ziert den Braven. Der Jägerfähnrich von damals führt heute ein Bataillon, das sich durch Strammheit und echt soldatischen Geist jederzeit als seines Kommandeurs würdig zeigt.

Wer die Pommern an der Arbeit gesehen hat, mußte an den prächtigen Burschen seine helle Freude haben. Wie die drein schlugen, das gab den im ganzen Reiche bekannten Schwabenstreichen auch nicht das geringste nach. Musketier Benjamin Wedell von der 4. Compagnie des 6. pommerschen Infanterie-Regiments Nr. 49 aus Schurow war, als ihm in der Schlacht von Champigny eine Mauer beim Schießen sich hinderlich zeigte, auf einen Baum geklettert, und schoß von dort aus. Aber auch in den Ästen eines Baumes ist man nicht vor Granaten sicher, Wedell wurde von einem Granatsplitter getroffen. Statt aber sich verbinden zu lassen, sagte er, vor seinen Compagnieführer hintretend: „Jetzt gehe ich erst recht vor!“ Bei diesem Vorgehen erhielt er nochmals einen Schuß, und war nun, wohl oder übel, genötigt, aus dem Gefecht zu gehen. Im Lazarett jammerte er immer nur darüber, daß er jetzt keine Gelegenheit mehr habe, sich das eiserne Kreuz zu holen. Er hatte es sich bereits geholt, und man kann sich die Freude des braven Burschen denken, als er es eines Tages im Lazarett erhielt.

Dem Musketier Paeth von der 6. Compagnie des 6. pommerschen Infanterie-Regiments Nr. 49 zerschmetterte bei einem Bajonettangriff auf die französische Stellung bei Champigny ein Granatsplitter den Schaft seines Gewehrs. Er nahm sich nicht einmal die Mühe, ein anderes vom Boden aufzuraffen, sondern stürmte mit seinem unbrauchbaren Gewehr auf die Feinde los. Ein Franzose drang mit dem Bajonett auf ihn ein, kurz besonnen warf Paeth sein Gewehr weg, fuhr mit beiden Händen dem Franzosen an den Hals, würgte ihn, bis er anfing blau zu werden, entriß ihm seinen Yatagan, und versetzte ihm damit einen gehörigen Hieb über den Kopf.

Gefreiter Joseph Riedel vom 4. bayrischen Jägerbataillon, aus Freysing gebürtig, trug bei Loigny, obwohl am Fuße nicht unerheblich verwundet, bis zu Ende der Schlacht seinen Kameraden Munition zu, die er Toten und Schwerverwundeten abgenommen hatte. Er wurde mit der goldenen Militär-Verdienst-Medaille dekoriert.

Soldat Georg Rauh vom 10. bayrischen Infanterie-Regiment, aus Nürnberg gebürtig, war am 2. Dezember beim Vorgehen gegen Loigny verwundet worden, aber durch nichts zu bewegen gewesen, aus dem Gefechte zu gehen, vielmehr rief er in einem fort: „Feuert zu, sonst sind wir verloren!“ Er erhielt für sein tapferes Verhalten die silberne Militärverdienstmedaille.

Bei Baumaindert galt es für das brandenburgische Füsilier-Regiment Nr. 35, eine feindliche Schanze zu nehmen, die viel Schaden anrichtete. Als eine augenblickliche Stockung im Vorgehen eintrat, sprang der Füsilier Wilhelm Ziegler aus Dambeck, Kreis Salzwedel, seinen Kameraden voraus mit dem Rufe: „Mir nach, Kameraden!“ Nach wenigen Schritten schon traf ihn aber eine Kugel mitten ins Herz.

Am 4. Dezember hatte das 2. bayrische Infanterie-Regiment die Aufgabe, Boulay, das die Franzosen stark verschanzt und mit Infanterie und Artillerie gespickt hatten, wegzunehmen, ein schwieriges Ding, da der Angriff völlig ungedeckt, über freies und ebenes Terrain hinweg zu geschehen hatte, aber die damit beauftragten Abteilungen gingen voll Mut vorwärts und bald waren sowohl die Bespannung, als die Bedienungsmannschaft der Geschütze zum größten Teil niedergeschossen, mit Hurra ging es in das Dorf hinein, allen voraus Sergeant Max Wolfbauer von der 8., Unteroffizier Ernst Baumeister von der 5., Vicekorporal Eduard Lippot und der Einjährig-Freiwillige Eduard Heiß der 5. Compagnie. Vier Geschütze und an die 300 Franzosen fielen in die Hände der Sieger. Unteroffizier Baumeister war auf den französischen Offizier losgesprungen, hatte ihm den Säbel aus der Hand geschlagen und ihn zum Gefangenen gemacht. Der Einjährig-Freiwillige Eduard Heiß war mit zwei Mann in ein Haus eingedrungen, und hatte 15 dort befindliche Franzosen gezwungen, sich ihm zu ergeben. Die Genannten erhielten sämtlich die silberne Verdienstmedaille.

In der 2. Schlacht bei Orleans ritten braune Husaren, etwa 60 Mann stark, auf eine feindliche Batterie los, nahmen die Bedienungsmannschaft gefangen, und zwangen dieselbe, ihre vier eigenen, geladenen Geschütze wegzuführen. Die deutschen Regimenter, an denen die Husaren mit ihrer Beute vorüber kamen, machten Halt, nahmen die Helme ab und riefen „Hurra!“ während die Musik Tusch blies.

Bei Wörth belobt, bei Sedan mit dem Militärverdienstkreuz geschmückt, für sein Verhalten in den blutigen Dezembertagen von 1870 mit der silbernen Militärverdienstmedaille, so starb leider am 8. Dezember, schwer verwundet durch zwei Kugeln, zu Orleans der Hornist Joseph Lutz von Burgheim, Kreis Schwaben in Bayern den Heldentod fürs Vaterland. Noch sechs Tage vorher hatte der Tapfere bei Bazoches les Hautes im furchtbarsten Infanterie- und Granatfeuer eine wichtige Meldung vom äußersten rechten Flügel überbracht, und als er sah, daß es bei Bazoches an Munition fehlte, einen Munitionskarren in die äußerste Plänklerkette vorgeholt und dort die Mannschaften mit Patronen versehen. In Orleans schlummert der Tapfere dem himmlischen Appell entgegen.

Unteroffizier Lang von Stilzendorf bei Rothenburg a. T. bewies in der Schlacht bei Beaugency am 8. Dezember großen Mut. Mit einer Handvoll Leute stürmte er gegen einen stark besetzten Schützengraben vor, seine Mannschaft beständig anfeuernd, und war auch so glücklich, die Franzosen aus ihrer Deckung herauszuwerfen. Seine mutige That fand durch die goldene Medaille ihre Belohnung.

In der Schlacht von Beaugency am 8. Dezember drang Feldwebel Aloys Weizenbauer, vom 2. bayrischen Infanterie-Regiment „Kronprinz", welcher in der Schlacht bei Bazoches les Hautes am 2. Dezember zweimal mit Erfolg gekrönte Bajonettangriffe unternommen hatte, als einer der Ersten an der Spitze seiner Compagnie, die sämtliche Offiziere verloren hatte, bei der Erstürmung des Dorfes Villechaumont in dasselbe ein. Er wurde mit der goldenen Militärverdienstmedaille, dem eisernen Kreuz 2. Klasse und dem Militärverdienstkreuz dekoriert.

Daß einer, dem in einem Sumpf oder in allzutiefem Morast die Stiefel samt den Strümpfen stecken geblieben sind, bis zur nächsten schicklichen oder nicht schicklichen Gelegenheit, sich neue zu verschaffen, barfuß gelaufen ist, das kam mehr als einmal im Feldzuge vor, immer aber suchte der Betroffene seinen Verlust baldmöglichst zu ersetzen. Daß einer aber, wie der Soldat Joseph Bleyer vom bayrischen Infanterie-Leibregiment, freiwillig eines Fußübels halber, aller Fußbekleidung sich entledigt, und nicht bloß barfuß marschiert, sondern auch eine ganze große Schlacht, wie die von Sedan mitkämpft, das ist großartig, wird wohl jeder sagen, der das liest. Gemach! Im Sommer kann jeder barfuß laufen, mochte Bleyer denken, nicht aber im Winter. Der Bleyer jedoch bringts fertig! Und so marschierte der Brave in jenen eisigkalten Dezembertagen von 1870, in denen der Winter ein übriges that und Freund wie Feind eine Portion Extrakälte zu verspüren gab, und kämpfte er in den berühmten blutigen Tagen vor Orleans; barfuß erkämpfte er das Militär-Verdienstkreuz, barfuß traf den Helden am 8. Dezember bei Beaugency die Kugel, die ihn tot niederstreckte.

Soldat Heinrich Lenz von der 7. Compagnie vom 12. bayrischen Infanterie-Regiment, „Königin Amalie von Griechenland", aus Quirnheim in der Pfalz gebürtig, erhielt für sein Vorgehen in der Schlacht von Beaugency am 9. Dezember die goldene Tapferkeitsmedaille. Lenz war mutterseelenallein gegen ein vom Feind besetztes Gehöft vorgegangen, hatte vor demselben Schnellfeuer abgegeben, in allen Stimmlagen Hurra geschrieen und Kommandos gegeben, und es mit all dem soweit gebracht, daß die Franzosen, welche es für unmöglich hielten, daß ein einzelner Mann so tollkühn vorgehen könnte, in der Meinung eine stärkere Abteilung vor sich zu haben, das Gewehr streckten.

Ebenso hatte im gleichen Regiment der Hornist Wagner von Kaudorf, Amts Feuchtwangen, sich mit einem blanken Säbel, den er kurze Zeit zuvor einem französischen Gendarmen im Gefecht abgenommen hatte, an die Spitze einer Abteilung von seiner Compagnie gestellt mit dem Rufe: „Mir nach, wer Mut hat!" So stürmte er eine vom Feinde besetzte, anfänglich hartnäckig verteidigte Seitenstraße und säuberte sie, die Franzosen immer vor sich hertreibend, vom Feinde. Wagner wurde mit der silbernen Militärverdienstmedaille dekoriert.

Soldat Martin Ehrenbeck der 5. Compagnie des 2. bayrischen Infanterie-Regiments, der sich schon 1866 ausgezeichnet und seinem Heimatsort Heinrichsdorf Ehre gemacht hatte, war auch bei Wörth stets vorne dran gewesen, und hatte seinen Kameraden, als es in die Schlacht ging, zugerufen: „Heut fang' ich mir um jeden Preis einen Franzosen." Und er hielt tapfer Wort. Beim Sturm auf die Höhen, welche die Franzosen besetzt hielten, machte er zwei Turkos zu Gefangenen, worüber er eine große Freude hatte, kaum vermochte er sich von „seinen" Turkos zu trennen, als die schwarzen Kerle, wie die andern alle, auf das Gefangenen-Depôt abgeliefert wurden. Bei Beaugency hatte sich seine Compagnie ziemlich stark verschossen, schon drohte die Munition auszugehen, da erbot sich Ehrenbeck solche zu holen. In einem ganz gewöhnlichen Leinwandsack, den er bis zum Rande füllte, schleppte er die Patronen herbei und wiederholte dies dreimal, ohne daß er die geringste Verwundung davon getragen hätte. Wenn ein Schuß seinen Sack traf, so wäre dieser natürlich explodiert, und Ehrenbeck wäre in Stücke zerrissen worden.

Sergeant Reigel von Grösdorf führte am 8. Dezember einen Zug, bei den furchtbaren Verlusten an Offizieren war dies etwas ganz Gewöhnliches. Von morgens früh 8 Uhr an hielt er im tollsten feindlichen Feuer aus, er wich auch keinen Fußbreit, trotzdem ihm die Munition ausgegangen war. Nachdem er diese endlich hatte ergänzen können, drang er mit den übrigen Abteilungen zum zweitenmale gegen Villechaumont vor und bewies aufs neue seinen Mut und seine Tapferkeit, für welche ihm auch die goldene Medaille verliehen wurde.

Offiziersaspirant Walther hatte an diesem Tage, da alle Offiziere seiner Compagnie außer Gefecht gesetzt worden waren, die Führung derselben übernommen. An diesem Tage, eben aus der Heimat eingetroffen und zum erstenmale im Feuer, zeigte er eine Ruhe, Kaltblütigkeit und Umsicht, als hätte er, wer weiß wie lange schon, eine Compagnie geführt und eine ganze Reihe von Schlachten mitgemacht. Das bewies er namentlich bei dem Angriff gegen Villevert. Er wurde verwundet und erhielt für sein tapferes Verhalten die goldene Medaille. Durch große Tapferkeit zeichnete sich auch Sergeant Reiß von Bayreuth aus, welcher mit dem eisernen Kreuze dekoriert wurde.

Auf Requisition.

„Läßt ein Gefreiter mit sieben Mann In einem Dorf sich von weitem verspüren,
Er ist die Obrigkeit drin, und kann Nach Lust dort walten und kommandieren,"

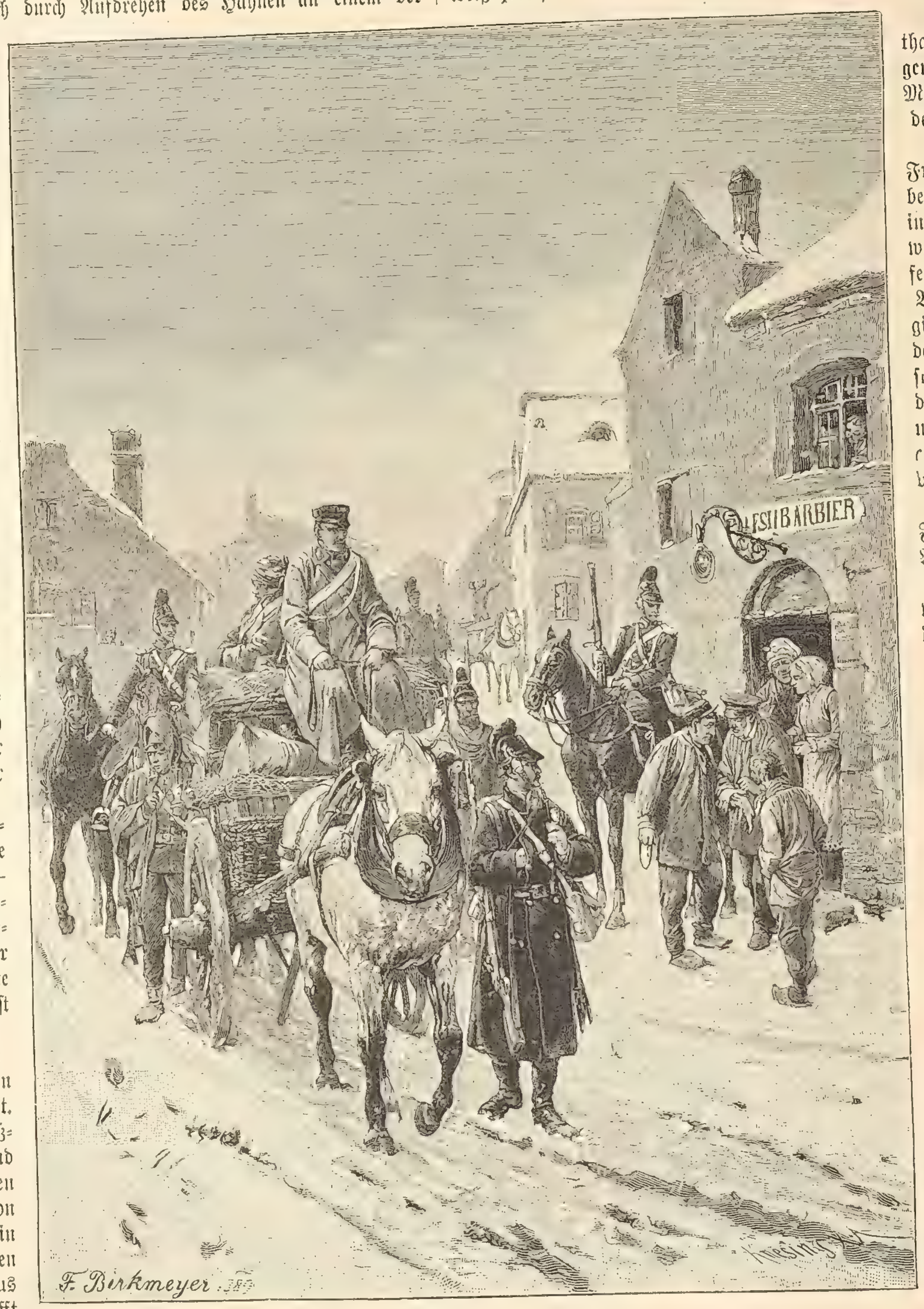
so heißt es in Wallensteins Lager, und bis zu einem gewissen Grade ist es ja auch so, nur nicht, wenn man auf Requisition kommandiert ist, denn von „Lust" kann da keine Rede sein, wenn's auch mit dem „Walten und Kommandieren" seine Richtigkeit haben mag. Es ist vielmehr ein elend jämmerlich Ding, den Leuten den letzten Bissen, den letzten Tropfen im Keller, die letzte Kuh aus dem Stalle wegnehmen zu müssen, aber es muß eben leider sein, und so lange die Regimenter noch marschieren und sich mit dem Feinde herumschlagen müssen, so lange brauchen sie auch ihre Verpflegung und wo diese nicht von Regimentswegen Platz greifen kann, da muß dann eben die Requisition helfen. — Vor Orleans war's. „Die Requisition galt," so erzählt der damit betraute Offizier, „diesmal nicht sowohl der Sättigung unserer Leute allein, als auch derjenigen unserer Pferde, die nun, wer weiß wie lange schon ihre reglementsmäßige Haferration hatten entbehren müssen. Wollte man auch fürderhin auf ihre Leistungsfähigkeit zählen können, so war es unbedingt nötig, Hafer herbeizuschaffen. Dies war jedoch sehr schwer, denn seit Anfang Oktober suchten nicht weniger als vier Kavalleriebrigaden, Preußen, Bayern, Mecklenburger nach Lebensmitteln, Hafer und Gerste die Dörfer aus. Im Aufspüren von Hafer waren namentlich die preußischen Husaren großartig, aber auch die bayrischen Chevaulegers stellten in dieser Beziehung ihren Mann. In zwei Gehöften der Loire-Niederung war alles Herumstöbern umsonst gewesen, endlich kam unser Kommando in eine große Ferme (Bauernhof), in deren Stall zwei wohlgenährte, dicke, fette Schimmel, Percheronhengste, standen. Daß die nicht von Häcksel oder Stroh so fett geworden waren, das sah man auf den ersten Blick, und konnte mit Sicherheit darauf geschlossen werden, daß hier Hafer vorhanden sein mußte. Aber wo war er? Natürlich hatte der das Kommando führende Offizier den Besitzer der Ferme in ein strenges Verhör genommen, es war jedoch nichts aus demselben herauszubringen gewesen, als ein beständiges „wir haben keinen Hafer, rien du tout, du tout, du tout." Dabei waren aber die beiden Percherons nudeldick, und daß sie dies von dem sauren Heu geworden wären, das sich in der Nähe der Ferme in einem Schober vorfand, ließ sich doch wohl kaum annehmen. Und zudem enthielt der Mist der beiden Pferde unzweideutig Spuren von Hafer, es war also erwiesen, daß solcher vorhanden war, die Frage war einzig und allein, wo? Natürlich wurden nunmehr alle Räumlichkeiten, alle Scheunen und Tennen von oben bis unten durchsucht, der Offizier selbst, sein Unteroffizier und einer der Chevaulegers stöberten die verborgensten Winkel durch, da und dort fanden sich Lebensmittel, die natürlich hochwillkommen waren, und sofort auf die bereitstehenden Wagen verladen wurden, aber von Hafer war immer noch keine Spur zu entdecken gewesen.

Dies reizte den das Kommando führenden Offizier nur noch mehr, den Hafer aufzufinden, vielleicht, da er nicht über der Erde lag, war er unter derselben, im Keller zu finden, und im höchsten Grade verdächtig und für die Vermutung des Offiziers sprechend, war es, daß der Besitzer der Ferme auf die Frage: „ou est votre cave? ouvrez!" („Wo ist Euer Keller? Öffnet!") sichtlich erschrak. Das war ein gutes Zeichen und knieschlotternd bequemte sich endlich der Bauersmann, den Offizier

und seine Leute in den Keller zu führen. Wie alle französischen Keller hatte auch dieser eine stattliche Anzahl Weinfässer aufzuweisen, von den erhofften Hafersäcken war aber keine Spur zu finden. Der Bauer hatte schon während des Hinabsteigens in den Keller hoch und heilig versichert, daß die „Kameraden“ bereis „ont tout pris,“ (alles genommen hätten) und beeilte sich durch Aufdrehen des Hahnen an einem der Fässer zu zeigen, daß er die Wahrheit geredet und die Fässer wirklich leer seien.

Auch am nächsten Fasse die gleiche Erscheinung, kein Tropfen des edlen Nasses entquoll dem aufgedrehten Spunden.

Laufen hatte der Bauer seinen Wein sicher nicht lassen, leer getrunken konnte er die vielen Fässer seit Beginn des Krieges auch nicht haben, selbst dann nicht, wenn er mit seinem ganzen Gesinde sich den vollen lieben langen Tag der Vertilgung des Weines widmete und zu allem hin, wenn man an die Fässer klopfte, klangen alle dumpf und keineswegs hohl. Plötzlich leuchtete einer der Chevaulegers mit der Laterne auf den Boden, und ein freudiges „Ah!“ ertönte von seinen Lippen, — unter dem Faßhahnen lagen Haferkörner; das Rätsel war gelöst, der Bauer hatte seinen Wein höchst wahrscheinlich im Garten vergraben und seinen Hafer in den Fässern versteckt. Rasch waren die Faßthüren geöffnet, und golden entquoll den Fässern eine Flut von Hafer, der eiligst in die bereit gehaltenen Säcke gefüllt und aus dem Keller geschafft wurde. Nunmehr unterwarfen die Requisitionsmannschaften auch das ganze übrige Haus einer nochmaligen gründlichen Durchsuchung und daß dieselbe nicht erfolglos blieb, zeigt unser Bild. Der Bauer war thöricht genug gewesen, sich gegen einen von der Mannschaft Thätlichkeiten zu schulden kommen zu lassen, und hatte dafür einen Denkzettel abbekommen, der ihn nötigte, die Hilfe seines Gevatters, des wohlweisen Herrn Dorfbarbiers in Anspruch zu nehmen. So gehts, wenn man seinen Hafer in den Fässern versteckt und sich einem königlichen Requisitionskommando widersetzt, das während seines Aufenthaltes die Obrigkeit im Dorfe ist, und nach Lust drin walten und kommandieren kann, soweit es der Dienst und der Bedarf des Regiments erfordert, denn drüber hinaus auch nur einen Lapin oder eine Henne zu nehmen, möchte keinem der auf Requisition Kommandierten zu raten sein, in dieser Beziehung läßt sich nicht spaßen, und eisern ist auch auf diesem Gebiete die deutsche Disciplin. Das weiß jeder, der schon auf Requisition kommandiert gewesen ist. —

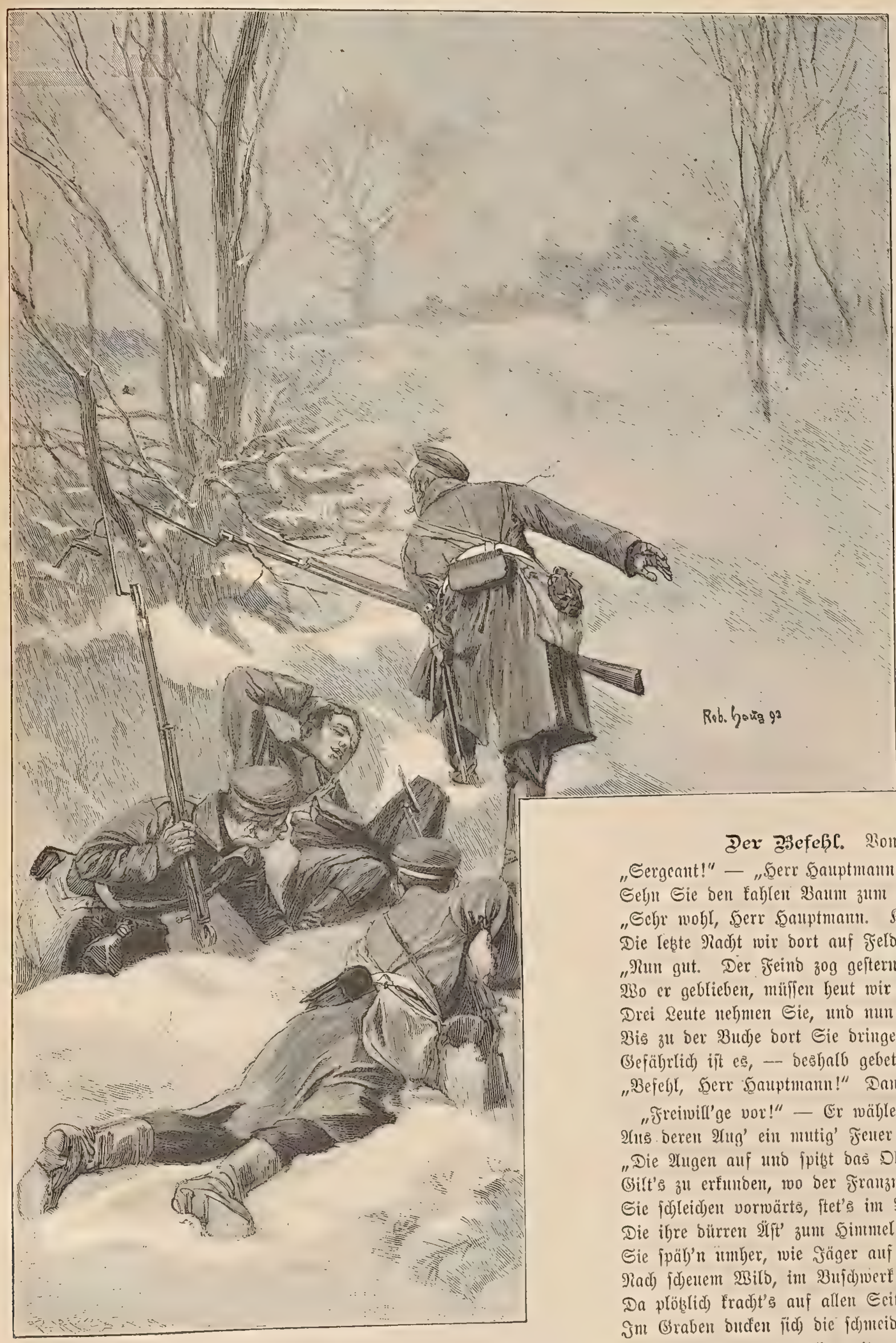


Auf Requisition bei Orleans.

Ganz besonders that sich bei Beaugency Stabssergeant Männlein hervor, der das Gewehr eines gefallenen Franzosen aufgehoben hatte, und nun in der Plänklerkette wacker drauf losfeuerte. Als es gegen Villechaumont vorging, war er unter den vordersten, ebenso zeichnete er sich durch Kaltblütigkeit und Umsicht aus, als er später zum Überbringen von Befehlen verwendet wurde. Für die gewandte Ausführung und sein tapferes Verhalten wurde ihm die goldene Medaille zuteil.

Major Wippert vom 2. Bataillon des 6. thüring. Inf.Reg. Nr. 95 griff in der dreitägigen Schlacht bei **Cravant** in der Frühe des 9. Dezembers das Dorf Cernay an, das vom Feinde zwar wohl recht zahlreich besetzt schien, dessen Verteidiger aber allem nach zum Fechten und Sterben nichts weniger als geneigt waren. Die brauchten nicht viel, um aus dem Dorfe herausgeworfen zu werden. Viel besser als ihre Artilleristen würden sie wohl auch nicht sein. Zwar kanonierten sie drauf los, was das Zeug hielt, und fast jede ihrer Granaten zersprang auf dem hartgefrorenen Boden, es war ein Krachen und Sausen, als ob die Erde bersten wollte. Die Mannschaften hatten sich auf deutscher Seite platt auf den Boden geworfen, aber es war trotzdem zu verwundern, daß die Verluste nicht viel größere waren. Mit Freuden wurde der Befehl zum Sturm auf Cernay begrüßt, und brillant ging es vorwärts. Etwa 400 Schritte vor Cernay wurde Halt gemacht, und hinter einer Bodensenkung frisch Atem geschöpft; dann ging's im schnellsten Laufe, die Offiziere voraus, und mit schlagenden Tambours unter lauten Hurra's auf die südliche Ecke

des Dorfes los. Die Franzosen gaben noch einmal eine Salve ab, und rannten dann Hals über Kopf davon. Auf dem Exerzierplatze hätte der Sturm auch nicht ruhiger, schöner und präciser ausgeführt werden können.



Im Gefecht von Montlivault nordöstlich von Blois, hatte, als sich dasselbe zu entwickeln begann, Unteroffizier Peter Kick aus Romrod, Kreis Alsfeld, welcher mit 6 Mann die Seitendeckung der 4. Compagnie des großherzoglichen hessischen 4. Infanterieregiments Prinz Carl Nr. 118 bildete, einen bis daher in einer Waldparzelle geoeckt stehenden Trupp Franzosen ganz in der Nähe des Dorfes Montlivault bemerkt. Sofort stürzten sich die Franzosen mit großem Geschrei auf die Patrouille. Kick jedoch ließ sich nicht aus der Fassung bringen, sondern griff seinerseits die Franzosen mit dem Bajonett an. Das hatten diese doch nicht erwartet, daß 6 Mann es mit 50 aufzunehmen sich getrauten, sie feuerten zwar, aber so erbärmlich, daß sie in jeder deutschen Compagnie einige Wochen lang hätten strafweise Zielen üben müssen, schließlich zogen sie sich in eine Waldparzelle zurück. Hiedurch hatte die Patrouille Zeit gewonnen, sich seitwärts zurückzuziehen, wodurch die nachrückende Compagnie freies Schußfeld bekam. Für sein braves Verhalten wurde Unteroffizier Kick mit dem eisernen Kreuz und dem russischen St. Georgenorden 5. Klasse dekoriert.

Im Gefecht bei Mazange wurde Kanonier Zenker aus Kanksdorf, Kreis Liebenwerda, der oft und viel seine Kameraden durch seinen urwüchsigen Humor unterhalten, und die ganze Mannschaft durch sein kühnes Vorstürmen angefeuert hatte, von einer Chassepotkugel in den Unterleib getroffen. „Ich gehe nur geschwind auf den Verbandplatz, dann komm' ich wieder, und erzähle euch die Geschichte zu Ende," rief er, und in der That, er wollte wieder zur Batterie zurück, schon nach wenigen Schritten aber brach er zusammen, und nach zwei Tagen erlag er in Vendôme seiner Wunde.

Der Befehl. Von O. Elster.

„Sergeant!" — „Herr Hauptmann?" — „Auf der Höhe dort
Sehn Sie den kahlen Baum zum Himmel ragen?"
„Sehr wohl, Herr Hauptmann. Kenne wohl den Ort,
Die letzte Nacht wir dort auf Feldwach' lagen."
„Nun gut. Der Feind zog gestern sich zurück.
Wo er geblieben, müssen heut wir wissen.
Drei Leute nehmen Sie, und nun viel Glück
Bis zu der Buche dort Sie bringen müssen.
Gefährlich ist es, — deshalb gebet acht."
„Befehl, Herr Hauptmann!" Dann kurz kehrt er macht. —

„Freiwill'ge vor!" — Er wählet sich drei Leute,
Aus deren Aug' ein mutig' Feuer blitzt.
„Die Augen auf und spitzt das Ohr! Denn heute
Gilt's zu erkunden, wo der Franzmann sitzt." —
Sie schleichen vorwärts, stet's im Aug' die Buche,
Die ihre dürren Äst' zum Himmel reckt,
Sie späh'n umher, wie Jäger auf der Suche
Nach scheuem Wild, im Buschwerk tief versteckt.
Da plötzlich kracht's auf allen Seiten . . . . „Nieder!"
Im Graben ducken sich die schmeid'gen Glieder.

„Hier kommen wir nicht weiter, Herr Sergeant,"
So flüstert einer von den Musketieren.
Es kracht und blitzt aufs neu' vom Waldesrand . . .
„Still, Leute! der Befehl ist auszuführen.
Hier in dem Graben schleichen wir entlang, —

Dann durch das Buschwerk sachte sich gestohlen —
Vorwärts!“ — Ein leiser Schmerzensschrei erklang! —
Ein Mann gefallen — „Bruder, Gott befohlen!“ —
Im Graben, Busch und Dorn sie weiterschleichen,
Durchs winterliche Feld die Raben streichen.

„Es geht nicht, Herr Sergeant!“ Da — großer Gott!
Schon wieder einer! — „Laßt uns rückwärts gehen!“
„So bleib' zurück!“ — „Sergeant“ — o grause Not,
Drei junge Leben so vernichtet sehen!
Er steht allein in weißverschneitem Felde,
Dort oben ist der Baum — hinan — hinan!
Denk' des Befehls! — Zurück dann rasch und melde,
Was du geseh'n — ein Krieger und ein Mann!
Er schreitet weiter, ob die Kugeln streichen,
Er muß sein Ziel, den dürren Baum, erreichen.

Jetzt steht er keuchend hinter seinem Stamm —
Sind das dort nicht der Feinde Postenketten?
Ja, dort der Feind — bis zu der Berge Kamm —
Ah, diese Meldung wird die Truppe retten!
Zurück! schon hat der Posten ihn erblickt,
Die Kugeln prasseln in den trocknen Zweigen.
Er springt und läuft, er kriecht und schleicht und drückt
Sich durch die Dornen, — da — sich Posten zeigen!
Es sind die Freunde! — „Wo der Hauptmann? — Schnell! —
Herr Hauptmann, melde wieder mich zur Stell'.“

„Endlich, Sergeant. — Bei Gott, Sie bluten, Mann!“ —
s ist nichts, Herr Hauptmann. Doch der Feind ist nah!
Er rückt verstärkt, mit neuen Kräften an.“ —
„Ah, rasch zum Hauptquartier!“ — „Nichts mehr ich sah . . .“
„Genug! — Das soll Euch nicht vergessen sein.
Doch wie — wie steht's mit Euren Musketieren?“ —
„Ich weiß nicht — tot.“ — „Und Ihr?“ — „Ich ging allein,
Den Baum nicht aus dem Auge zu verlieren.
Befehl erfüllt, Herr Hauptmann . . . .“ Durch die Glieder
Fliegt ihm ein Schauer — sterbend sinkt er nieder. — —

Beim Sturm auf die nach Schloß **Chambord** führende Brücke tauchten mit einemmale zwei französische Geschütze vor der Brücke gerade gegenüber auf, um das Defilee unter Feuer zu nehmen. Diese Geschütze zu nehmen, schickten sich Sergeant Carl Heyder, die Musketiere Wilhelm und Bieser an, ergriffen das eine abgeprotzte Geschütz, schoben es nach der Seite und schlugen die Bedienungsmannschaft in die Flucht. Das zweite Geschütz aber hatte Zeit zum Aufprotzen gehabt, und jagte in vollem Laufe nach der Schloßeinfahrt zurück. Lieutenant Neßler, Gefreiter Mayer, die Soldaten Ochs, Reuter und Schäfer warfen sich auf dasselbe, hingen sich in die Zügel und Stränge, rissen die Fahrkanoniere von den Pferden und hielten das Geschütz so lange fest, bis Unterstützung herbeikam. Die Tapferen wurden mit dem eisernen Kreuze dekoriert.

Unteroffizier Sauerwald von der 1. Compagnie des 4. magdeburgischen Infanterie-Regiments Nr. 67 wurde in einem Ausfallgefechte bei Bavilliers, ganz in der Nähe von Belfort, am 13. Dezember durch eine Kugel getroffen, stürzte nieder und wurde von seinen Kameraden für tot gehalten. Mit einemmale aber sprang der Totgeglaubte auf, riß sein Faschinenmesser aus der Scheide und rief: „Leute, den Kerl, der mich angeschossen, muß ich kriegen.“ Und seines Blutverlustes nicht achtend, stürmte er mit einigen Kameraden vorwärts und machte sechs Gefangene. Ob er den richtigen, der ihn geschossen hatte, auch unter seinen Gefangenen zählte, mag allerdings dahingestellt bleiben. Für seine Kaltblütigkeit und an den Tag gelegte Bravour erhielt Sauerwald das eiserne Kreuz.

Unteroffizier Kastner von der 12. Compagnie des 4. badischen Infanterie-Regiments, Prinz Wilhelm Nr. 112, aus Kuppenheim bei Rastatt, hatte an dem blutigen Tage von Nuits am 18. Dezember mit zwölf Mann die Mühle Rochotte besetzt, und wies mit dieser kleinen Schar alle Angriffe der von Beuilly her gegen ihn vordringenden Franzosen ab. Vier Wochen später, am 17. Januar 1871, bei dem nächtlichen Überfall von Chenebier wurde Kastner von einer Chassepotkugel in den Oberschenkel geschossen, drang aber gleichwohl, der Wunden nicht achtend, mit lautem Hurra und seinen Leuten voran, auf die Franzosen ein, wurde jedoch dabei von einer zweiten Kugel niedergestreckt; sein oft und viel ausgesprochener Wunsch, sich zum eisernen Kreuz 2. Klasse, das er bei Nuits erworben, auch noch das 1. Klasse zu verdienen, blieb unerfüllt.

Füsilier Heinrich Bär aus Graben verlor bei Nuits trotz des Pfeifens und Zischens der Kugeln seinen Humor keinen Augenblick. Beim Sturm auf den Bahndamm hatte ihm ein Granatsplitter das Zündnadelgewehr getroffen, zerrissen und aus der Hand geschlagen. Ohne Gewehr ist aber der Soldat eine Null, Füsilier Bär raffte daher ein Chassepotgewehr auf und hielt zwei von ihm gefangene Franzosen an, ihm die nötige französische Munition zu sammeln und herbeizutragen. So oft ihm seine Patronen auszugehen drohten, rief er mit erhobener Stimme: „Allez, messieurs, des cartouches, s' il vous plait.“ („Patronen her, meine Herrn, wenn's gefällig ist!“) und es sind höfliche Leute, die beiden Franzosen, sie bringen ihm pflichtschuldigst das Verlangte herbei, ruhig kann Füsilier Bär sein Feuer auf die Landsleute seiner Gefangenen fortsetzen.

Weihnachten im Feindesland.

Wer hätte geglaubt, damals, als am 19. September das stolze Paris, von der Höhe von Chennevières im goldenen Sonnenscheine vor uns lag, daß wir auch noch Weihnachten vor der Hauptstadt Frankreichs feiern würden! Wie viele haben das ewig schöne Fest, an das sich die schönsten Erinnerungen unserer Kindheit knüpfen, draußen auf Vorposten, in Eis und Schnee verbringen müssen; wenn man vor dem Feind steht, tritt alles andere zurück, giebt es nur noch eines, die harte, unerbittliche Pflicht, und hart ist sie gewesen in jenen Tagen! Glücklich diejenigen, die an jenem Abend dienstfrei waren, die den längst gehegten, bis ins einzelnste Detail ausgearbeiteten Plan, Weihnachten auch vor Paris echt deutsch zu feiern, ausführen konnten. In Frankreich kennt man ja, oder vielmehr kannte man bis damals das schöne Fest mit dem lichterstrahlenden und mit Flittertand aufgeputzten Weihnachtsbaume nicht. Für die Franzosen ist und bleibt die Tanne der dunkle düstere Baum, dessen vier Bretter uns schließlich aufnehmen zur ewigen Ruhe; von seinem Lichtmeer, von seinem Glanz, von all der Freude, welche die unter ihm ausgebreiteten Geschenke wachrufen, wissen die Franzosen nichts! Wie regten sich damals im lieben deutschen Vaterlande tausend und abertausend fleißige Hände, den im Felde Stehenden ein fröhliches Weihnachtsfest zu bereiten, wie manche heiße Thräne rann auf eine halbfertige Arbeit, ach! der, den sie hatte erfreuen sollen, er lag, von dem tückischen Blei getroffen, unter dem stillen Hügel, über den der Dezembersturm sein weißes Leichentuch wob. Und welche Mühe gab sich nicht die Post, all die Weihnachtssendungen für die vor dem Feinde stehende Armee richtig und rechtzeitig in die Hände der Empfänger gelangen zu lassen. O, man ist so dankbar für jeden Gruß aus der Heimat, denn längst hat man ja einsehen gelernt, daß die Hoffnung, Weihnachten daheim feiern zu können, eine trügerische war, das „Friede auf Erden“ keine Wahrheit sein werde. Aber wenn man dann eben verzichten mußte, Weihnachten daheim zu feiern, so war damit noch lange nicht gesagt, daß man es gar nicht feiern würde. Tannenbäume wachsen auch in La belle France und billige obendrein, und was den Schmuck derselben anbelangte, da brauchte man sich auch keine allzuschwere Sorgen zu machen, da und dort gabs noch in den Quartieren bunten Flittertand genug, den die Franzosen bei ihrer Flucht vor den anrückenden Deutschen im Stiche gelassen hatten und der nun dazu dienen mußte, den Weihnachtsbaum zu zieren. Rotbackige Äpfel hingen so verlockend an den Zweigen, wie die Äpfel der Hesperiden, und wenn die Nüsse auch ihres schimmernden Gold- und Silbergewandes ermangelten, was verschlug das? Bunte Papierstreifen und Netze mußten das Düster der Tannenzweige beleben und schimmerten zwischen den Ästen hervor. Die Hauptschwierigkeit, einen echten und gerechten Christbaum aufzurichten, bereitete einzig der Mangel an Lichtern und Wachskerzen, der sich schmerzlich fühlbar machte. Wohl ließen sich einzelne

von Hause Kerzen schicken, und groß war immer der Jubel, wenn ein solches Paket eintraf, aber was war das unter so viele? Der alte Satz, daß Not erfinderisch macht, und daß, wo ein Wille auch ein Weg ist, darin, Docht und Unschlitt aufzutreiben. Damit freilich sah es schlimm aus. An Stelle des Dochts traten Bindfäden, und die sie umhüllende Fettmasse mußte der edle mouton (Hammel) liefern, der in jenen Tagen

Vor Paris 1870. Originalzeichnung von O. Gerlach.

bewährte sich auch hier. Ist doch in einem Regiment fast jedes Handwerk vertreten, also auch das ehrsame der Seifensieder und Lichterzieher; die Formen zu beschaffen, in welchen die Lichter gegossen werden sollten, machte weiters auch keine Schwierigkeit, diese bestand in erster Linie die ausschließliche Nahrung bildete und dessen Talg unsren Zwecken für völlig entsprechend erachtet wurde. Zwar schälten sich die Gebilde unserer Gießkunst nicht wie die Schillersche Glocke rein und eben aus dem Model, sondern recht plump und schmierig, aber unser und unserer

Kameraden Zweck war erreicht, wir hatten Lichter, unsern Christbaum zu schmücken. Dann wurden die aus der Heimat gekommenen Geschenke säuberlich unter demselben ausgebreitet, die Lichter angezündet und da standen wir glückselig, der Heimat gedenkend, und feierlich erscholl das alte Lied: „O du fröhliche, o du selige, Gnaden bringende Weihnachtszeit.“ Von den Forts donnerten dazu die Kanonen und heulend flogen die Granaten über die Häuser hinweg, in denen deutsche Krieger fröhlich Weihnachten feierten. — Aber nicht allen Truppenteilen des deutschen Heeres erging es so gut wie uns. Die Kameraden an der Hallue schlugen nun schon den zweiten Tag eine blutige Schlacht, reiche Ernte hielt der Schnitter Tod und ein weites Feld der Thätigkeit eröffnete sich den Kranken- und Verwundetenträgern. In dem an Somme und Hallue gelegenen Orte Daours galt es am 25. Dezember, dem höchsten Feste der Christenheit, die Toten zu begraben, die Verwundeten zu pflegen, die Hungrigen zu speisen, Nackte zu kleiden, Gefangene zu trösten, wahrlich ein eindringlicher Gottesdienst, eine ernste Mahnung an die Worte des Evangeliums, ein Samariterdienst, an dem sich nach Kräften zu beteiligen Freund und Feind leider nur allzuviel Gelegenheit fanden. Das Gotteshaus, in dem sonst an diesem Tage es erscholl: „Es begab sich aber zu der Zeit, daß ein Gebot von dem Kaiser Augustus ausging, daß alle Welt geschätzet würde,“ am Weihnachtstage 1870 war es kein Bethaus, die Verteidiger des Dorfes hatten schon zwei Tage zuvor die Kirche zur Barrikade, seit dem letzten Tage zum Gefangenenhaus gemacht. In der Kirche ging es zu wie in einem Bienenkorbe. Das summte und schwirrte durcheinander, französisch und deutsch; redlich teilten die Deutschen das Wenige, was sie an Zigarren, Brot, Erbswurst und Wein oder Schnaps besaßen, mit ihren Gefangenen, die sie zu bewachen hatten, oder die zu trösten und zu erfreuen ihre Gutherzigkeit sie drängte. Es sind ja arme Gefangene. Und diese wissen solchen Liebesdienst zu schätzen. Anfänglich hatten sie gar düster, ja ängstlich dreingeschaut, die Mobilgardisten wie die von der Linie; ihnen bangte vor der Gefangenschaft, vor dem Aufenthalt in dem kalten, frostigen Norden, der ihnen von Gambettas Regierung als ein zweites Sibirien, dessen Bewohner ihnen als herzlose, eingefleischte Teufel geschildert worden waren; bald aber hatten sie eingesehen, daß die Deutschen eigentlich alle „bons camarades“ seien, die sogar zu einem guten Teil recht ordentlich französisch sprachen und mit denen man sich über alles Mögliche verständigen konnte. Marschartig bepackt, den Tornister auf dem Rücken, hatte eine Anzahl deutscher Soldaten die Orgelempore erstiegen, und einer von ihnen, Elementarlehrer von Beruf, ließ in vollen brausenden Akkorden den ambrosianischen Lobgesang ertönen. „Großer Gott, dich loben wir!“ scholls aus kräftigen deutschen Männerkehlen und da und dort stimmten auch einzelne der Gefangenen ein, und wenn auch heute der Beichtstuhl und die Kanzel leer blieb, wenn kein Priester den Segen spendete, es war doch eine schöne, erhebende Feier des Tages, an dem der Welt das Heil geboren worden. Droben in den Schallöchern des Turmes aber stand der Offiziersposten, der aufmerksam hinausspähte in die Abenddämmerung und sich keine Bewegung des Feindes entgehen ließ. Die Fenster der Kirche sind zerschossen, an den Pfeilern, an den Wänden im Innern haben die Kugeln sichtbare Spuren hinterlassen, der Feind mochte mit Recht hier oben auf dem Turme einen Beobachtungsposten des Gegners vermutet haben. Vor der Kirche, auf dem nicht eben allzugroßen freien Platze, hockten um ein halbes Dutzend Wachtfeuer etliche zwanzig Jäger; mit Sack und Pack warten sie schon seit einigen Stunden auf den Befehl zum Abmarsch, der sich aus irgend welchem Grunde verzögert hat. Sie blicken unverwandt hinüber nach dem Hause vor ihnen, aus dessen spärlichen Fenstern der Glanz eines brennenden Weihnachtsbaumes zu ihnen herüberstrahlt, und auch ihnen ihren Anteil an dem Feste spendet. Es sind einige Unteroffiziere und Einjährig-Freiwillige, die sich rasch noch den Baum angezündet, ehe es, wer weiß wie bald, hinausgeht in die Nacht, zu neuem Kampf, vielleicht zu frühem Tod. Wohin sich das Auge von dem lichterstrahlenden Baume wendet, trifft es ja auf Blutlachen, Uniformfetzen, leere Tornister, zerbrochene Waffen; in dem schwarzschmutzigen, blutgeröteten Schnee liegen noch massenhaft Patronen und Patronenhülsen, Brotrinden, vor den Häusern stehen blutgetränkte Matratzen, man hat sie auf die schneebedeckte Straße geschleift, die schwer Verwundeten darauf zu betten, bis sie ins Lazarett zurückgebracht werden konnten; auf Stöcken und Leitern hängen in der Nähe der Barrikade rote Militärhosen, in den Straßenrinnen liegen zerfetzte, zerschmetterte Menschenleiber, in den Höfen, auf den Misthaufen vor den Häusern noch Dutzende von Leichen mit ihren weitklaffenden Todeswunden. Und durch all dieses wogende Treiben und Getümmel, wie es nach jeder Schlacht und jedem Gefecht entsteht, fuhren etliche zwanzig Karren von Haus zu Haus durch das Dorf; barmherzige Schwestern aus Amiens und die Militärärzte der in Daours liegenden preußischen Truppenabteilungen leiteten die Räumung der mit Verwundeten überfüllten Wirtschaften, der Kaffeehäuser und der Bauernstuben; auch die Schwerverwundeten, bei denen keine Rettung mehr möglich war, wurden aufgeladen, sie sollten wenigstens in treuer Pflege zu Amiens den letzten Seufzer aushauchen. Vierundzwanzig Stunden angestrengter Thätigkeit noch und in Daours würden die letzten blutigen Spuren des Kampfes auf den Dorfstraßen verschwunden sein, nur die zerschmetterten Häuserwände, die verkohlten Balken, die eingestürzten Giebel, die rauchenden, fortglostenden Trümmerhaufen erzählten noch lange von dem Kampfe, der hier getobt an dem Tage, da die Engel die frohe, selige Weihnachtsbotschaft verkündet: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden.“ Die da drüben lagen, bleich und stumm für immer, sie hatten ihn gefunden, den Frieden, den die Welt nicht giebt. —

Vorüber!

„Die bange Nacht ist nun herum
Wir reiten still, wir reiten stumm
Und reiten ins Verderben.
Wie weht so frisch der Morgenwind,
Frau Wirtin noch ein Glas geschwind
Vor'm Sterben, vor'm Sterben.

Du junges Gras, was stehst so grün?
Wirst bald wie lauter Röslein blüh'n,
Mein Blut ja soll dich färben.
Den ersten Schluck, an's Schwert die Hand,
Den trinke ich für's Vaterland,
Zu sterben, zu sterben!“

So hatte es an einem Dezember-Abend unten an der Loire in einem der vielen von den Deutschen besetzten Dörfer aus der ärmlichen Wirtschaft geklungen. Einjährige waren es eines Kürassierregiments, die bei funkelndem Bordeaux Herweghs schönes Reiterlied angestimmt hatten, aber statt: „Ich bring' es dir, o römisch Reich,“ sangen sie: „ich bring es dir, o fränkisch Reich, zum sterben, zum sterben.“ Und während sie noch beisammen saßen, und aus den jugendfrischen Kehlen es gedämpft erscholl:

„Dem Liebchen, — doch das Glas ist leer,
Die Kugel saust, es blitzt der Speer,
Bringt meinem Kind die Scherben!

Frisch in den Feind, wie Wetterschlag
O Reiterlust! am frühen Tag
Zu sterben, zu sterben!“

that sich mit einemmale die Thüre auf und herein trat der Wachtmeister der Eskadron, zu welcher die Freiwilligen gehörten. „Einjähriger, Sie haben sofort zu satteln, und dem Chef der Eskadron, welche in Tille sur Bois liegt, das Schreiben zu überbringen, welches Ihnen der Herr Rittmeister, bei dem Sie sich zu melden haben, einhändigen wird. Ich habe Sie für diesen Dienst vorgeschlagen, weil ich weiß, daß man sich auf Sie verlassen kann, und nun adieu, und reiten Sie mit Gott.“

Im nächsten Augenblicke hatte der von dem Wachtmeister aufgerufene Freiwillige den Pallasch umgeschnallt, die Mütze aufgesetzt; „bringt meinem Kind die Scherben,“ sagte er lachend, indes er sein Glas austrank und das geleerte an die Wand warf, daß es in Splitter fuhr, kurze Zeit darauf hörten ihn die Kameraden in das nächtliche Dunkel hineinsprengen. Eine Zeit lang herrschte tiefes Schweigen unter den Zurückgebliebenen. „Ein böser Ritt, so ganz allein,“ meinte schließlich einer, „freilich ein Einzelner schlägt sich auch besser durch, immerhin wird er von Glück sagen können, wenn er mit heiler Haut durch diesen von Francstireurs strotzenden Buschwald kommt. Nun ist's aber auch für uns Zeit, die Lagerstatt aufzusuchen, es geht bei Zeiten morgen früh weiter.“ Nach kurzer Zeit hatte sich die Gesellschaft getrennt und jeder sein Quartier aufgesucht. — In aller Frühe riefen die Trompeten zum Appell, rasch hatte sich die Eskadron gesammelt und hinein gings, selbstverständlich Spitze und Verbindungstrupp vorauf, in den frischen Morgen. Eine Stunde etwa mochte die Schwadron geritten sein, als plötzlich die Pferde der an der Spitze reitenden Kürassiere scheuten, sich aufbäumten, und teilweise seitwärts auszubrechen suchten. Mit lautem Gekrächz auffliegende Raben verrieten, daß da vorn irgend etwas nicht in Ordnung war. Dem war auch also. Vom

tückischen Blei getroffen lag der Freiwillige da, den Pallasch noch krampfhaft in der Hand, und neben ihm sein treues Roß. Wohlverwahrt in der Tasche fand sich noch der Befehl bei ihm, den er zu überbringen hatte, meuchlerisch hatte ihn die Kugel eines Franctireurs aus dem Graben niedergestreckt. — Mit einem letzten wehmütigen Blicke verabschieden sich die Kameraden; hier ist ja nicht mehr zu helfen, und Zeit, den Toten zu bestatten, hat man auch nicht, so mag er denn in Gottes Namen ruhen „im grünen Klee, im weißen Schnee." Aber über manche Wange rollt verstohlen eine Thräne, die Faust umfaßt fester den Pallasch, mit dem Gelübde, den toten Freund zu rächen. Da vorne steht der Feind, den es zu bekämpfen, an dem es den gefallenen Kameraden zu rächen gilt, und er soll gerächt werden! — Einen letzten Blick hinüber nach dem toten Kameraden; scharf und spitz bohren sich die Sporen der Reiter in die Flanken der Pferde, die an dem Toten und dem erschossenen Pferde scheuen, dann fliegen sie mit mächtigem Satze über die schneebedeckte Fläche dem Feinde entgegen. Nun weiß man es, da vorne steckt er, und vielleicht morgen schon kommt es zur Schlacht!" „Vorüber, vorüber!" — —

Vorüber! Nach dem Gemälde von Theodor Rocholl.

Die Überfälle von Bréval und Maintenon.

Woher es wohl kam, daß die Franzosen vor den flinken, beweglichen Husaren lange nicht den gewaltigen Respekt zeigten, den sie vor den Ulanen hatten? Niemals haben sie es gewagt, die Lanzenreiter auch nur im Schlafe zu überfallen, während sie Husaren bei Ablis, und die

fünfte Eskadron des zweiten westfälischen Husarenregiments Nr. 11 am 31. Oktober 1870 in Bréval überfielen. An diesem Tage ging von dieser Eskadron ein Requisitionskommando, aus einem Offizier und 12 Mann bestehend, nach Bréval, einem hübschen Dörfchen an der von Nantes nach Evreux in der Normandie führenden Straße ab. In diesem Orte angelangt, ließ der die Abteilung führende Offizier den Maire des Ortes zu sich kommen und eröffnete ihm, daß die Gemeinde innerhalb einer bestimmten Zeit so und so viel Hafer, Brot u. s. w. zu liefern habe. Der Maire versprach dies, und die Bewohner des Ortes kamen ihrerseits ebenfalls den Husaren aufs freundlichste entgegen. Man lud sie ein, abzusitzen und ein Glas Wein zu trinken, auch einen Bissen Brot zu sich zu nehmen, eine Einladung, die um so gerner angenommen wurde, als die Husaren einen langen Ritt hinter sich hatten. So wurde denn abgesessen, und die nichts Arges Ahnenden folgten den Einwohnern in deren Häuser, wo sie sich Wurst, Wein und Brot wohl schmecken ließen. Von Seite der Gemeinde wurde auch der verlangte Hafer willig und ohne jede weitere Auseinandersetzung geliefert und weil die Witterung ziemlich regnerisch aussah, deckte man den Hafer mit Stroh zu. Als aber der Husarenoffizier aus dem Hause, in welchem er die Quittung geschrieben hatte, zurückkehrte und den Befehl zum Aufsitzen und Fertigmachen geben wollte, fielen aus den umliegenden Häusern auf die nichts ahnenden Husaren viele Schüsse, so daß sofort zwei Mann und drei Pferde getroffen niederstürzten. Einem solchen heimtückischen Feuer gegenüber waren die Husaren natürlich machtlos, und so befahl

Überfall einer Husarenpatrouille bei Maintenon, Ende Dezember.

der die Abteilung führende Offizier den Rückzug, was ihm auch, nachdem kurz zuvor noch ein Unteroffizier mit einem Husaren nach einem hinter dem Dorfe gelegenen Gute geritten war, mit neun Mann gelang. Aber unter welchen Umständen mußte dieser Rückzug bewerkstelligt werden, eine förmliche Jagd stellten die Dorfbewohner auf die Husaren an, unter beständigem Feuern wurden sie aus dem Dorfe ins freie Feld hinaus getrieben und vor dem Dorfe von einer seitwärts stehenden Bande mit Schüssen empfangen; hier fiel einer der Husaren, von zwei Schüssen in die Brust getroffen, eine dritte hatte ihn in die linke Schulter getroffen, die Kugel blieb zwischen der Luftröhre und dem Herz sitzen. Einer der Husaren war, da er wußte, daß in der Nähe bayrische Truppen sich im Marsche befanden, zu diesen geritten und hatte Meldung von dem Vorgefallenen erstattet, worauf sofort ein Offizier mit 50 Mann Infanterie abgeschickt wurde, den begangenen Frevel zu rächen. Auch von den 11er Husaren saßen wie der Blitz 25 Mann im Sattel, die alle darauf brannten, abzureiten und mit Ungeduld des Kommandos hiezu harrten. Endlich wurde dasselbe gegeben, und begleitet von einem Zug der zweiten Eskadron legten die Husaren den drei Stunden langen Weg in kaum einer Stunde zurück. Ein Unteroffizier, der mit fünf Mann als rechte Seitenpatrouille ausgesandt worden war, hatte von der Begierde, seine Kameraden zu rächen, erfüllt, als erster das Dorf erreicht. In Carriere durchjagte er, den gespannten Karabiner schußfertig in der Hand, den Säbel am Handgelenk hängend, das Dorf kreuz und quer, es war aber nichts zu entdecken, als Bauern, welche vor den schnaubenden Pferden und den wütenden Husaren davonliefen, und händeringende und kreischende Weiber, die wohl ahnen mochten, welches Unheil ihre Männer über das Dorf heraufbeschworen hatten. Gleich hinter dem Gros der Husaren trafen auch die Bayern ein, und nunmehr wurde jedes Haus durchsucht. In einem derselben fand man im Hinterhause die Leiche eines Husaren und bei ihr den Pfarrer des Ortes, welcher die Totengebete neben dem Ermordeten sprach, demselben Uhr und Geld abgenommen hatte und solche nunmehr den Deutschen einhändigte. In dem gegenüberliegenden Hause lag ein von drei Kugeln getroffener Husar aus Düsseldorf, einen anderen, wahrscheinlich nur leicht verwundeten Husaren schienen die Franzosen mitgeschleppt zu haben. Einem roten Husaren hatten die Franzosen noch sieben schwere Schnittwunden im Gesicht beigebracht, und den Verwundeten noch durch einen Fußtritt auf die Brust und einen Kolbenschlag ins Gesicht, dessen Spuren noch deutlich zu sehen waren, mißhandelt, der arme Kerl erlag denn auch am 2. November seinen Verletzungen. Im ganzen hatte die Abteilung den Verlust von 2 Toten, 1 Vermißten und 6 Pferden zu beklagen.

Nachdem in dem verräterischen Dorfe alles demoliert worden war, steckte man dasselbe in Brand, und zündete am nächsten Tage die verschont gebliebenen Gebäulichkeiten zum warnenden Exempel für die grande nation ebenfalls an. Mehrere Nächte hindurch war die aus dem Dorfe auflodernde Feuersäule für die umliegenden Ortschaften ein redendes Beispiel, wessen sie sich zu versehen hatten, wenn es sie gelüsten sollte, sich von Mobilgarden und Franktireurs aufhetzen zu lassen. Ein gut Teil des über Frankreich gekommenen Unheils und Elendes fällt auf diese Franktireurs zurück, die, wenn vielleicht auch im besten Glauben, ihrem Vaterlande zu helfen, trotzdem nichts anderes über Frankreich gebracht haben, als Jammer und namenloses Elend. —

Auch auf der Linie Orleans-Chartres zeigte es sich gegen Ende November, daß die Streitkräfte, welche für die Okkupation dieser Landesteile des mittleren Frankreichs im Augenblicke verfügbar waren, nicht überall hinreichten, um dem Guerillakrieg ein Ende zu machen, den die Einwohner, durch kleinere Soldatentrupps aus den südlichen Departements verstärkt, hier von Anfang an unterhalten hatten. Namentlich auf dem Wege von Chartres nach Maintenon waren die preußischen Kavalleriepatrouillen fortwährend Angriffen in den Wäldern und aus Verstecken ausgesetzt, mehrere Dörfer, aus denen auf vereinzelte Patrouillen geschossen wurde, mußten, den übrigen zur Warnung, angezündet werden. Erschienen größere Truppenabteilungen, die Exekution zu vollziehen, so fand man die Dörfer leer, die bewaffneten Banden hatten sich geflüchtet, was ihnen bei dem unregelmäßigen, an schmalen, tiefliegenden Flußthälern, großen, dichten Wäldern und wildem Geklüft reichen Terrain nur allzu leicht gemacht war. In einem Falle, wo die gerechte Strafe an einem Dorfe in der Nähe von Maintenon vollzogen werden sollte, ergab sich, daß die feindlichen Insassen nicht bloß aus Franktireurs bestanden, sondern daß eine Anzahl von Mobilgardisten sich ihnen angeschlossen hatte. Eine preußische Reiterpatrouille war in das Dorf gekommen; man hatte sie ruhig passieren lassen, der Mannschaft sogar gegen Bezahlung Speise und Trank verabreicht, und sie erst, nachdem sie das Dorf verlassen, im Wald vom Rücken aus angegriffen. Zwei der Reiter wurden sattellos, die Patrouille selbst aber vermochte sich zu retten. Als hierauf eine Schwadron gegen den Ort der That vorging, fand sie denselben besetzt. Der Führer der Schwadron war so vorsichtig, nicht weiter vorzureiten, sondern abzuwarten, bis Infanterie herangezogen war. Diese ging gegen das Dorf vor, die Schwadron, geteilt, flankierte die Ausgänge zu beiden Seiten. Die in den Häusern versteckten Franzosen wurden, nachdem sie von der Infanterie aus dem Dorfe vertrieben, von der Kavallerie niedergemacht, das Dorf selbst in Brand gesteckt. Es gab kein anderes Mittel, diese heimtückischen Überfälle an den Einwohnern zu strafen.

Eine bleibende Erinnerung an den ersten Weihnachtstag war für ihr ganzes Leben den Gefreiten Göthe aus Coerbecke und Koch von der 3. Eskadron des 2. hannoverschen Ulanen-Regiments Nr. 14 der von ihnen an jenem Tage gemachte Rekognoszierungsritt. Im Schritt waren sie an das bis vor wenigen Tagen noch vom Feinde unbesetzte Dorf Lions gekommen, und hatten es infolge dessen nicht für nötig gefunden, das Dorf abzusuchen. Mitten in demselben erhielten sie jedoch plötzlich Feuer, Mobilgardisten hatten von zwei Seiten auf die Reiter gefeuert, und das Pferd des Koch getroffen. Das Tier kann sich nicht mehr erheben, liegt aber auch so unglücklich auf dem Säbel seines Reiters, daß dieser schnell die Koppel abschnallen muß, um sich nur unter dem Pferde hervorarbeiten zu können. Im nächsten Augenblick klammert er sich am Sattel seines Freundes fest, der im langen Galopp seinen Freund aus dem Feuer des Feindes sich zu bringen bemüht. Auf dem freien Felde erklärt aber der nebenher springende, daß er ganz außer Atem sei und nicht mehr mitzukommen vermöge, sein Kamerad möge ihn nur seinem Schicksal überlassen und sich selbst retten. Der jedoch als guter, treuer Freund will davon nichts wissen, sondern springt aus dem Sattel, hilft dem Freunde hinauf, und springt nun seinerseits, sich an der Mähne des Pferdes haltend, nebenher. Solche treue Kameradschaft lohnte mit Recht das eiserne Kreuz; glücklich hatten beide ihre Eskadron wieder erreicht.

Ein geradezu unglaublich tollkühnes Husarenstück führte Sekonde-Lieutenant Müller vom 2. rheinischen Husaren-Regiment Nr. 9 am 27. Dezember aus. Er war von Courcelles mit acht Husaren und dem Auftrag abgesandt worden, auszukundschaften, ob die Festung Arras wirklich vom Feinde geräumt worden sei, wie es allgemein hieß. Vor Tagesanbruch ritt der Offizier mit seinen Husaren aus, war um 7 Uhr in Beaurain und hielt, eine Viertelstunde später, von der Dunkelheit begünstigt, mit seiner Patrouille vor dem Pallisadenthor der Arraser Vorstadt, klopfte ächt husarisch mit dem Kolben eines Karabiners am Thor und begehrte, man solle dasselbe öffnen und ihn einlassen. Es erschien auch ein schnurrbärtiges Gesicht an einer der Schießscharten, verschwand aber ebenso rasch. An seiner Stelle tauchten mit einemmale in der Scharte einige höchst verdächtige Chassepotgewehrläufe auf und aus nächster Nähe, das war ein Glück für die Husaren, krachten die Flintenschüsse auf die Reiter los. Nun hieß es für diese, auszukratzen, was das Zeug halten mochte; es schien doch nicht so gar einfach zu sein, Festungen zu überrumpeln und den Feind zu fragen, ob er daheim sei? Zwischen zwei Häuserreihen hindurch jagten die tollen Husaren und bald verbarg sie eine Ecke dem Feuer des Feindes, durch welches ihnen bloß etliche Mäntel und Futtersäcke durchlöchert worden waren.

Füsilier Jdesheim vom hohenzollernschen Füsilierregiment, Nr. 40, hatte die, seiner Compagnie, welche vor Peronne bei Doingt auf Posten stand, gewordene Aufgabe auszuführen übernommen, nämlich, zwei französische Geschütze, welche angeblich auf freiem Felde aufgestellt sein sollten, zu vernageln. In einer hiezu geeigneten dunkeln Nacht schlich sich Idesheim auch glücklich bis in die Nähe der Geschütze heran und fand, daß dieselben, in einer durch einen breiten Wassergraben umgebenen Flesche, in bombensicheren.

eingedeckten Schießscharten standen. Rasch hatte der kühne Soldat den ihm gegebenen Befehl ausgeführt, aber als er sich zurückschleichen wollte, wurde er von einer feindlichen Patrouille entdeckt, die sofort ein heftiges Feuer auf ihn eröffnete, ohne jedoch den waghalsigen Deutschen zu treffen, der mit dem Verluste seines Seitengewehres davon kam. Idesheim, der bereits das eiserne Kreuz 2. Klasse besaß, wurde in der Folge zur 1. Klasse vorgeschlagen, und ebenso zum Unteroffizier; leider machte in dem Rekognoszierungsgefecht von Tincourt-Boucly ein Granatsplitter dem Leben des tapferen Soldaten ein zu frühes Ende.

Korporal Selzer von den Musketieren des 2. großherzoglich hessischen Regiments wurde auf dem Rückzuge von Briare am Sylvester des Jahres 1870 von einem Rudel Franktireurs umringt, die ihm zuriefen, sich zu ergeben. Das war aber keineswegs nach dem Geschmacke des wackern Hessen, „niemals!" rief er seinen Bedrängern zu und hieb wuchtig nach allen Seiten mit dem Kolben drein, bis er endlich, der Übermacht erliegend, unter den Bajonetten seiner Feinde tot niedersank. Sein Andenken wird in treuen Ehren bleiben im deutschen Heere.

Bei Spichern durch einen Schuß in die linke Schulter schwer verwundet, war Füsilier Wagner von den 47ern aus Schöneberg nach durchgemachtem Heilungsprozeß wieder zu seiner Compagnie geeilt und zeichnete sich mit derselben am 3. Januar in dem Gefechte bei Dorf Favreuil ganz besonders aus. Das Dorf war genommen, aber ein weiteres Vordringen wurde durch die dort überall gebräuchliche Umzäunung der Gärten und Felder ungemein behindert, wenn nicht vollständig unmöglich gemacht. Füsilier Wagner wußte jedoch Rat, er hieb mit einem Beil im stärksten Kugelregen die hindernden Staketen nieder, die Kameraden ahmten sein Beispiel nach, und arbeiteten mit Faschinenmessern und sonst geeigneten Instrumenten; bald war das Hindernis aus dem Wege geräumt, und man konnte dem Feinde auf den Leib rücken; der aber wehrte sich zäh und brachte das Gefecht zum Stehen. Hier nun wurde Füsilier Wagner aus nächster Nähe durch einen Schuß in die Kinnlade verwundet, er war aber erst auf direkten Befehl des Hauptmann Müller zu bewegen, aus der Gefechtslinie zu gehen und sich verbinden zu lassen. Nach 14 Tagen, kaum war seine Wunde notdürftig geheilt, erschien Wagner wieder bei der Compagnie und trotzte nach wie vor allen Gefahren und Strapazen. Er wurde mit dem eisernen Kreuze dekoriert.

Am 3. Januar 1871 nahm das hohenzollernsche Füsilier-Regiment Nr. 40, welches zu Beginn des Kampfes so treue Wacht an der Saar gehalten, in der Schlacht von Bapaume zwei Dörfer mit stürmender Hand. In dem dabei wütenden Handgemenge zeichneten sich Portepeefähnrich von Barnekow, sowie die Unteroffiziere Martin und Schmidt aus. Letzterer fiel leider schwer verwundet in die Hände der Franzosen und erlag in Arras wohl infolge des weiten Transportes bei eisiger Kälte seinen Verwundungen. Martin ließ sich, obwohl an Arm und Schulter schwer verletzt, nicht bälder aus der Gefechtslinie bringen, als bis er sein Gewehr, das seiner Hand entfallen war, wieder bekommen hatte. Das treue Gewehr, das ihn in allen Schlachten begleitet, sollte auch bei ihm sein, so lange er, ehrenvoll fürs Vaterland verwundet, auf dem Schmerzenslager im Spitale lag!

Während in den Gassen und Gärten von Biefvillers blutig und hartnäckig gerungen wurde, trat Hauptmann von Buttler an den Führer des 1. Bataillons von den 33er ostpreußischen Füsilieren heran, mit den Worten: „Ich melde dem Herrn Major, daß wir in der rechten Flanke von einem Bataillon umgangen werden, und daß ich selbst schwer verwundet bin." Dabei zeigte er auf seine Brust, welcher mit jedem Atemzuge ein Blutstrom entquoll. Der Major rief sofort einige Soldaten zur Unterstützung des tapferen Hauptmanns heran, aber ehe diese den Wankenden auffangen konnten, war er bereits zu Boden gestürzt, hatte sich jedoch sofort wieder aufgerafft und ging gegen den Verbandplatz hin, aber nach den nächsten paar Schritten brach er bewußtlos zusammen und mußte nun mittelst seines Mantels fortgetragen werden. Drei Tage später starb er in Bapaume im Lazarett. Hauptmann von Buttler hatte es jederzeit verschmäht, Deckung zu nehmen, stolz aufrecht stehend hatte ihn die Todeskugel getroffen und die helle Kommandostimme für immer verstummen gemacht, die zu so manchem schneidigen Angriff den Befehl gegeben hatte.

Das 1. Bataillon des großherzoglich hessischen Infanterie-Regiments kann sich eines Marsches rühmen, der in diesem gewiß an Märschen nicht armen Feldzuge besondere Erwähnung verdient. Von Orleans, respektive dessen Vorstadt St. Marceau aus, war dieses Bataillon am 10. Januar behufs einer Rekognoszierung über Sandillon, durch die Sologne nach Vannes und Isdes aufgebrochen, hatte dabei aber den Auftrag, spätestens am 11. Januar, mittags 12 Uhr, wieder in Orleans zu sein. Als das Bataillon in Sandillon eintraf, hatte es nicht bloß bei Isdes ein Gefecht bestanden gehabt, sondern auch bei denkbar ungünstigster Witterung und bei Glatteis einen Kriegsmarsch von 72—74 Kilometern hinter sich. Und doch fehlte, als das Bataillon zum Rückmarsch nach Orleans antrat, außer den Gefallenen von Isdes auch nicht ein Mann.

Grenadier Hübner, von der 7. Compagnie des Grenadier-Regiments Prinz Karl (Brandenburgisches Nr. 12) hatte seine helle Freude daran, als ihm beim Ausschwärmen eine Kugel die Helmspitze durchschoß. „Die treffen nichts und was sie treffen, schadet uns nischt, den richtigen Kopp treffen die nicht, kommt nur!" rief er seinen Kameraden zu, und vorwärts gings. Während der Schlacht von Le Mans drang Hübner als einer der ersten in dem Dorfe Le Tertre ein, trotz des furchtbarsten, aus allen Häusern kommenden Feuers. Plötzlich hört er im Keller Stimmen, es sind Franzosen und richtig krachen auch schon im nächsten Augenblick Schüsse auf Schüsse. Hübner aber ließ sich mit seinen Kameraden nicht verblüffen, und unterzog den Keller, — die deutschen Soldaten hatten hierin nachgerade ziemliche Übung, — einer gründlichen Durchsuchung, die denn auch mehr als fünfzig Franzosen ans Tageslicht förderte. Er ging auch mit seinen Gefangenen nicht eher nach dem Gefangenendepôt ab, als bis er sich genau davon überzeugt hatte, daß kein Franzose mehr im Keller steckte. Für seine bewiesene Tapferkeit erhielt Grenadier Hübner das eiserne Kreuz; ebenso der Hornist Stahn der 10. Compagnie, welcher mit eigener Lebensgefahr am 16. August seinen schwerverwundeten Bataillonskommandeur aus dem stärksten Kugelregen getragen hatte.

Der Lazarettgehilfe Nicolaus von der 8. Compagnie des Grenadier-Regiments Prinz Karl von Preußen (Brandenburgisches) Nr. 12, hatte es sich bei Bionville angewöhnt, sobald es in der Schützenlinie gerade nichts zu verbinden gab, die Patronen der Gefallenen zu sammeln und sie unter die Plänkler auszuteilen; als er später bei Le Mans wieder zum Schlagen kam, wiederholte er dies Stück. Er erhielt für sein braves, unerschrockenes Verhalten das eiserne Kreuz zweiter Klasse.

Als einen echten Helden dürfen wir auch den evangelischen Pfarrer Spreer nennen. Nach dem Gefecht am Oignon, welches am 22. Oktober 1870 stattfand und bis in die Nacht hinein dauerte, war der Befehl erteilt worden, die Toten und namentlich die vielen Verwundeten zusammenzutragen. Mit Hilfe von Strohfackeln lag Pfarrer Spreer diesem Samariterwerk ob und brachte den armen Verwundeten leiblichen und geistlichen Trost.

Ein Vierteljahr später, im Gefecht von Chavanne, am 13. Januar 1871, das deutscherseits abgebrochen wurde und mit dem Rückzug auf Belfort endete, hatte man die Verwundeten in ein zwischen den beiderseitigen Stellungen gelegenes Häuschen gebracht. Noch war der Feind nicht so nahe, um Herr der Positionen zu sein, aber Pfarrer Spreer sagte sich, wie schmerzlich es den an Siege gewöhnten Deutschen sein müßte, verwundet heute in die Hand des Feindes fallen zu müssen; er sprengte daher ins nächste Dorf und schaffte aus diesem und den umliegenden Fermen so viele Wagen herbei, als er nur auftreiben und bespannen konnte, und ließ ein gut Teil der Verwundeten, deren es leider nur zu viele waren, auf die Verbandplätze bringen. Die Übriggebliebenen fielen leider mit den beiden Bataillonsärzten und den Lazarettgehilfen in feindliche Gefangenschaft. Daran ließ sich nichts ändern. Für seine hingebende Aufopferung erhielt Pfarrer Spreer das eiserne Kreuz 2. Klasse.

Gefreiter Krämer der 2. Eskadron des 2. rheinischen Husaren-Regiments Nr. 9 war mit einer Patrouille gegen Fins vorgeschickt worden. Seine Aufgabe bestand darin, festzustellen, wie stark die links abmarschierenden Truppen der französischen Nordarmee seien und ob es

AUS DER SCHLACHT BEI BAPAUME AM 3. JANUAR 1871.

Das 8. Jägerbataillon wirft im Verein mit den 33ern und 69ern die Franzosen aus Tilloy.

Verlag von Ensslin & Laiblin in Reutlingen.

sich überhaupt um einen Linksabmarsch der Franzosen handle? Zwischen Nurlu und Fins vernahm der Gefreite Krämer auf der Chaussee ein Geräusch; gespannt horchte er auf dasselbe. Es konnte wohl kein Zweifel sein, das waren marschierende Truppen. Um besser beobachten zu können, verläßt er die Straße, und biegt seitwärts auf das Feld aus, um von hier aus zu beobachten. Etwa hundert Schritte vor einer französischen Batterie reitet in unbegreiflicher Sorglosigkeit, dem Pferd die Zügel auf den Hals gelegt, er selbst fest und dicht in seinen Mantel eingehüllt, ein französischer Offizier. „Müssen den Mann doch aus seinen Träumereien wecken, schlafen bei solcher Kälte ist gefährlich, könnte am Ende gar erfrieren," denkt sich der kühne Patrouillenführer; einige leise mit seinen Husaren geflüsterte Worte und wie der Wind gehts auf den einsamen Reiter los. Der erste fällt dem Gaul in den Zügel, der zweite entreißt dem Offizier Säbel und Revolver, während der dritte dem Pferde einen Hieb mit der flachen Klinge versetzt, daß dieses in mächtigem Satze vorwärts schießt und in voller Karriere gehts nun mit dem Gefangenen nach Bussy. Es zeigte sich dort, daß der Gefangene der Kapitän einer auf St. Quentin marschierenden Batterie war, der sich so schnöde, im Angesicht seiner Batterie, von ein paar kecken preußischen Husaren hatte fangen und entführen lassen.

Füsilier Kowski vom ostpreußischen Füsilier-Regiment Nr. 33 wurde seiner kleinen Statur wegen oft und viel von seinen Kameraden gehänselt; das ärgerte nun den kleinen Mann, obwohl er aus Königsberg, der Stadt der „reinen Vernunft" war, also klüger hätte sein sollen, und er pflegte dann in patriotischem Zorn zu sagen: „Na, wartet nur, wenn se nun komme, denn hol ick mi een." In der That ließen die Franzosen nicht allzulange auf sich warten, sie gingen von Bernlier aus vor, mußten sich aber bald vor dem preußischen Schnellfeuer zurückziehen. Jetzt däuchte unserem kleinen Kowski der richtige Augenblick gekommen zu sein; wie ein Wiesel sprang er hinter seiner Deckung vor, und hinter den retirierenden Franzosen drein, fuhr an einem halbmal größeren Franzosen, als er selbst war, in die Höhe, packte ihn am Kragen und schrie: „Ile Monsieur, retour!" Der Franzose, der nicht anders glauben mochte, als der Teufel selbst habe ihn im Genick, warf erschrocken sein Chassepotgewehr weg, und ließ sich von dem Füsilierchen zurück und „à Berlin" führen. — Unterwegs begegnete der kleine David mit seinem Goliath dem Bataillonskommandeur; triumphierend stellte er ihm mit stramm angefaßtem Gewehr seinen Gefangenen vor, und meldete dabei treuherzig: „Herr Major, den hab' ich mir selbst geholt!"

Füsilier Jakob Praum aus Manderscheid, ein 47er, war schon bei Spichern durch einen Schuß in die Brust schwer verwundet worden, aber geheilt wieder zur Compagnie gestoßen. Bei St. Quentin erhielt er gleich zu Beginn der Schlacht einen Schuß durch den Mund, der ihm die Stimmbänder zerriß. Trotz beständigem Blutspucken blieb der Tapfere im Gefecht, bis ihn sein Compagniechef zurückschickte. Unterwegs, als er mit anderen Verwundeten ins Lazarett gebracht werden sollte, drohte ihn das in die Luftwege dringende Blut zu ersticken; um Luft zu gewinnen, sprang Praum in seiner Erstickungsnot vom Wagen und verschied im nächsten Augenblicke.

Gefreiter Carl Friedrich John von der 1. Compagnie des 3. rheinischen Infanterie-Regiments Nr. 29, von Koblenz, hatte sich bereits in der Schlacht bei Gravelotte das eiserne Kreuz 2. Klasse geholt. Bei Bosc le Hard und in der Schlacht an der Hallue that er sich neuerdings durch große Tapferkeit rühmlichst hervor. Beim Angriff auf den Hallue-Abschnitt schoß er einen französischen Offizier nieder, der sich die größte Mühe gab, seine Leute zum Standhalten zu bewegen.

Bei St. Quentin, als sich seine Compagnie vor dem 17. französischen Chasseurbataillon zurückziehen mußte, hielt er, dicht am Feind, so lange aus, bis es der 9. und 10. Compagnie gelungen war, denselben in die Flucht zu schlagen. John machte alle Angriffe dieser Compagnie mit, und erhielt für seine bewiesene Tapferkeit das eiserne Kreuz 1. Klasse.

Bei St. Quentin fiel beim Sturm auf den Eisenbahndamm, in der Nähe von Grugies, Feldwebel Berg der 2. Compagnie des 3. rheinischen Infanterie-Regiments Nr. 29, durch einen Schuß in den Kopf. Schon bei Gravelotte hatte er sich ausgezeichnet und seinen durch einen Schuß ins Knie schwerverwundeten Oberstlieutenant von Blumröder im dichtesten Kugelregen bis zum Steinbruch St. Hubert zurückgeschafft und war dann im Lauf der Schlacht mit einer Abteilung am Chausseegraben hin bis in die Nähe des Punktes vorgegangen, wo die Chaussee rechtwinklig gegen Point du jour abbiegt. Dort hielt er bis zum späten Abend mit seinen Leuten aus. Er wurde mit dem eisernen Kreuze dekoriert, und machte seiner Auszeichnung im Gefecht bei Bosc le Hard, in der Schlacht an der Hallue, am 23. Dezember und bei der Belagerung von Peronne alle Ehre. Als tapferer Soldat hatte er gelebt, als tapferer Soldat ist er gefallen.

Sergeant Hüsgen vom 5. rheinischen Infanterie-Regiment Nr. 65 aus Königskamp bei Jülich gebürtig, war während des Gefechtes, welches seine Compagnie am 2. Oktober 1870 bei Han vor Montmedy zu bestehen hatte, auf Unteroffizierspoften in einer kleinen Mühle gewesen und hatte dort durch sein ruhiges Feuer eine 30—40 Mann starke französische Patrouille, die seinen Posten umgehen wollte, vertrieben; vor Verdun hatte er beim Sturm auf Thierville als erster die französische Barrikade erklettert, und nachher den fliehenden Feind mit seinen Leuten energisch verfolgt. In der Schlacht an der Hallue erklomm er mit seinen Leuten als erster die vom Feind hartnäckig verteidigten Höhen jenseits des Flusses, leitete mit der größten Ruhe das Feuer seiner Abteilung und behauptete, obwohl er von seinen zehn Mann 6 verlor, nicht nur seinen Posten, sondern warf den Feind zurück. Bei St. Quentin endlich war er einer der ersten in der von den Franzosen bis aufs Bajonett verteidigten, hartnäckig gehaltenen Waldlisière; hier aber traf ihn eine feindliche Kugel schwer am Kopfe. Das Kreuz 1. und 2. Klasse schmückt den Tapfern.

Während seine Compagnie und er selbst liegend feuerte, war Unteroffizier Adam Müller aus Königswinter bei St. Quentin auf nächste Distanz durch das rechte Auge, den Unterkiefer und die rechte Schulter in die Hüfte geschossen worden. Die Kugel war natürlich absolut tödlich, Müller aber trotzdem beim vollen Bewußtsein. Als ihn sein Hauptmann in dem rasch improvisierten Lazarette aufsuchte, um sich nach dem Befinden des tüchtigen Unteroffiziers zu erkundigen, fragte ihn dieser: „Wie stehts, Herr Hauptmann, sind die Franzosen geschlagen?" und fügte, als ihm dies bejaht wurde, hinzu: „Nun dann ist alles gut, mags mir auch noch so schlecht gehen." Wenige Stunden später hatte er ausgelitten.

Feldwebel Breit vom Kongsgrenadier-Regiment (2. Westpreußisches Nr. 7) wurde beim Sturm auf die Höhen von Garches bei Paris am 19. Januar durchs Knie geschossen. Die Füsiliere, welche herbeisprangen und ihn zurücktragen wollten, wies er mit den Worten ab: „Laßt mich, ich hab' mein Teil; dort vorn ist für euch Arbeit." Der Tapfere erlag in Versailles den Folgen seiner Amputation.

Bei Athesans, am 19. Januar, war der Dragoner Adam Haut aus Leopoldshafen mit seinem Pferde gestürzt und aus dem Sattel gekommen. Sein Pferd lief ohne Reiter dem fliehenden Feinde nach. Es mochte, ein bei Wörth erbeuteter Araber, der sich zu den Badensern verirrt hatte, sich seiner früheren Landsleute erinnert haben. Aber schon hatte sich Haut aufgerafft und lief den Franzosen mit dem Rufe nach: „Ihr Lumpen, gebet mir meinen Araber wieder!" Rasch hatte er das Gewehr eines erschossenen französischen Chasseurs ergriffen, und feuerte hinter den davoneilenden Franzosen drein. Zu Hauts großer Freude brachte ein Dragoner seiner Schwadron außer andern erbeuteten Pferden auch den „Araber" wieder mit zurück, und mag sich der Leser die Freude unseres biederen Dragoners selbst ausmalen.

Das vierte Geschütz des 2. brandenburgischen Feldartillerie-Regiments Nr. 3 (Generalfeldzeugmeister) war in der von ihm eingenommenen Position durch ein furchtbares Feuer des Feindes bis auf einen Fahrer, Zugführer und drei Mann zusammengeschmolzen. Ganz aus freiem Antriebe übernahm Sergeant Dietze die Funktionen der Nr. 2 der Bedienung und traf alle nötigen Anordnungen, um Ersatz für die erschossenen Stangenpferde und den schwerverwundeten Stangenreiter zu schaffen. Da ihm selbst inzwischen das Pferd unter dem Leibe erschossen worden war, zeigte er zu Fuß den Weg, welchen sein Geschütz zu nehmen hatte, und fuhr auf der Protze mit vor. Durch den Mittel-

reiter Nr. 4, den er herbeizog, vermochte er sein Geschütz so lange weiter feuern zu lassen, bis er endlich von der Wagenstaffel aus zwei Mann als Aushilfe bekam. Dank den tapferen Kanonieren Marcill Rapior aus Mierzejewo und Joh. Albrecht aus Torgau war ihm dies kecke Stück gelungen.

Füsilier Jakob Kapust vom Grenadier-Regiment „Kronprinz", 1. ostpreuß. Nr. 1, ging gegen eine Kolonne, von welcher es sich nicht erkennen ließ, ob sie eine feindliche oder eine deutsche war, so weit heran, und zwar unter dem heftigsten Feuer derselben, bis er sicher war, daß er Franzosen vor sich hatte. Diese Meldung brachte er dann ebenso ruhig zurück, als er, um sie zu holen, vorgegangen war.

Elf Schlachten und Gefechte, und zwar bei Beaumont, Sedan, Orleans, Coulmiers, Nogent le Rotrou, Varize, Bazoches les Hautes, die Wiedereinnahme von Orleans, Beaugency und La Morée mitgemacht zu haben, ohne verwundet worden zu sein und ohne auch nur trotz aller Strapazen einen einzigen Tag krank gelegen zu haben, konnte sich Lieutenant Franz Liftl vom 10. bayrischen Infanterie-Regiment rühmen. Stets war er in vorderster Linie zu finden gewesen, und seine Verdienste wurden durch das eiserne Kreuz 2. Klasse und den bayrischen Militär-Verdienstorden 2. Klasse anerkannt.

Nicht zu trauen war den Tambours, das zeigte beim 13. bayrischen Infanterie-Regiment der Tambour Hartung. Der, obwohl er noch ein blutjunges Bürschlein war, gar schmächtig von Gestalt und kaum 16 Jahre alt, mochte denken: „Hat's ein Schneiderlein, wie der Derfflinger, zum Feldmarschall bringen können, so glückt's mir vielleicht auch." Und nachdem er genug auf seinem Kalbfell gerasselt, trug er in seinem Helm den Schützen in der vordersten Linie Patronen zu. Auf die Länge genügte ihm aber auch das nicht. Sollte er unnütz zusehen? Flugs nahm er einem Verwundeten sein Gewehr ab, — was konnte der damit auf dem Verbandplatz anfangen? — eilte in die vorderste Gefechtslinie und knallte nun lustig auf die Franzosen los. Mit 16 Jahren schon die silberne Medaille und das eiserne Kreuz, man kann sich die Freude des braven Burschen denken. Na, die würden aufschauen daheim in München, wenn er mit diesem Schmucke heimkam!

Den Sturmmarsch schlagend, war der Tambour, Gefreiter Schwartzig vom 4. posenschen Infanterie-Regiment Nr. 59, mutig vorangestürmt, als ihm plötzlich, während er den Sturmmarsch schlug, eine Kugel den Trommelschlägel aus der Hand riß. Ohne sich lange zu besinnen, raffte er ein Stück Holz auf und schlug mit diesem unter den Worten: „So geht's auch und kostet nischt," ruhig auf sein Trommelfell los.

Lieder und Gesänge aus Deutschlands Ehrentagen 1870/71.

Empor, mein Volk! das Schwert zur Hand
Und brich hervor in Haufen!
Vom heil'gen Zorn ums Vaterland
Mit Feuer laß dich taufen!
Der Erbfeind beut dir Schmach und Spott,
Das Maß ist voll, zur Schlacht mit Gott!
Vorwärts!

Dein Haus im Frieden auszubaun,
Stand all dein Sinn und Wollen,
Da bricht den Hader er vom Zaun,
Von Gift und Neid geschwollen.
Komm über ihn und seine Brut
Das frevelhaft vergoss'ne Blut!
Vorwärts!

Am Himmel sah er deinen Stern
Aufgeh'n mit Grimm und Zagen;
Nun möcht' er, ein Herodes, gern
Das junge Reich erschlagen.
Mit seinen Würgern zieht er aus, —
Empor, mein Volk! das Schwert heraus!
Vorwärts!

Wir träumen nicht von raschem Sieg,
Von leichten Ruhmeszügen.
Ein Weltgericht ist dieser Krieg
Und stark der Geist der Lügen;
Doch der einst unsrer Väter Burg,
Getrost, er führt auch uns hindurch!
Vorwärts!

Schon läßt er klar bei Tag und Nacht
Uns seine Zeichen schauen;
Die Flammen hat er angefacht
In allen deutschen Gauen.
Von Stamm zu Stamme lodert's fort,
Kein Mainstrom mehr, kein Süd und Nord!
Vorwärts!

Voran denn, kühner Preußenaar,
Durch Schlachten und durch Grausen!
Wie Sturmwind schwellt dein Flügelpaar
Vom Himmel her ein Brausen!
Das ist des alten Blüchers Geist,
Der dir die rechte Straße weist.
Vorwärts!

Flieg, Adler, flieg! Wir stürmen nach
Ein einig Volk in Waffen,
Wir stürmen nach, ob tausendfach
Des Todes Pforten klaffen.
Und fallen wir: Flieg, Adler flieg!
Aus unsrem Blute wächst der Sieg.
Vorwärts! Emanuel Geibel.

Es braust ein Ruf wie Donnerhall. s. 1. Bd. S. 4.

Begeistert wie in jenen Tagen,
Da eine Welt in Waffen stand,
Das Joch des Korsen zu zerschlagen,
Erhebt sich alles deutsche Land.
Und was, getrennt in Süd und Norden,
Noch Hader in den Herzen trug,
Das ist ein einig Volk geworden,
Seit Frankreich an den Heerschild schlug.

Aufs neu gelüstet's dort den kranken,
Herrschsücht'gen Cäsar nach dem Krieg,
Weil seines Thrones Stufen wanken,
Den über Leichen er bestieg.
Faß ihn, Vergeltung, laß ihn fallen,
Trotz seines Sterns, an den er glaubt,
Und reiß mit deutschen Adlerkrallen
Den blut'gen Lorbeer ihm vom Haupt!

Rührt eure Trommeln, blast Trompeten!
Ihr deutschen Männer auf zur Schlacht!
Der Heimat Fluren zu zertreten,
Naht sich der Feind mit Heeresmacht.
Die Prätorianer des Cäsaren
Zieh'n schon gerüstet an den Rhein, —
Nun gilt's, das Vaterland zu wahren,
Und Ihr sollt seine Wächter sein!

Uns steht in diesem Kampf zur Seite
Das tiefverletzte gute Recht,
Uns zwingt der alte Feind zum Streite,
Von Friedenswerken zum Gefecht.
Der Frömmste kann nicht friedlich bleiben,
Wenn's bösen Nachbarn nicht gefällt;
So mag denn zur Entscheidung treiben,
Was keines Menschen Macht mehr hält!

Die eh'rnen Würfel mögen rollen,
Und so wie vormals werde jetzt
Beim Spiele, das wir spielen sollen,
Das Höchste freudig eingesetzt!
Des Franken Übermut zerschelle
Am deutschen Mut wie Glas am Stein,
Und in des Rheinstroms zorn'ger Welle
Soll er ertränkt, begraben sein.

Zu Kampf und Schlacht beim Klang der Hörner!
Ihr Söhne, seid der Väter wert!
Stimmt Lieder an von Arndt und Körner
Und brecht des schlauen Cäsars Schwert!
„Es ist das Kaiserreich der Frieden!" —
Der Frieden, den es laut verhieß,
Er sei dem Kaiserreich beschieden
Von deutschen Schwertern — in Paris!
F. Löwe.

Kein Feind, mein Volk, macht dich erbangen,
Denn deine Hoffnung steht auf Gott;
Er macht der Ruhmsucht eitles Prangen,
In einem Augenblick zu Spott,
Und wird mit seinem Arm zerstreuen,
Die sich vor blut'gem Raub nicht scheuen.

Wirf dich vor ihm in Demut nieder
Und laß dir Schwert und Rüstung weih'n;
Dein alter Erbfeind droht dir wieder,
Und seine Losung heißt: der Rhein!
Schreib ihm die Antwort mit dem Schwerte:
„Nicht einen Fußbreit deutscher Erde!"

Auf denn, und vorwärts ohne Zagen,
Voll heiliger Begeistrung Glut!
Gott selbst hilft dir zu Boden schlagen,
Des Feindes frechen Übermut.
Laß hoch und frei die Fahnen fliegen,
Du kämpfst um Frieden und wirst siegen.
Julius Sturm.

Wie der Wolf, der Assyrer, in klirrender Pracht
Einbrach in die Hürden Judäas bei Nacht!
Wie der Perser, der Ketten anlegte dem Meer,
Über Hellas ergoß sein barbarisches Heer,
Wie der Hunne, ein Pfeil, den die Steppe verschoß,
Auf die Abendwelt niederfuhr, zahllos zu Roß;
Wie die Flotte, die unüberwindlich er hieß,
Wider England der Spanier sich brüsten ließ,
Wie der Korse, der Ohm, in unendlichen Reih'n
Seine Tausende führte nach Rußland hinein;
Wie auf Leichen er aufschlug sein blutig Gezelt,
Und vermessen sich wähnte den Herrscher der Welt:
So bekriegt jetzt der Korse, der Neffe des Ohms,
So bekriegt er die Ufer des deutschesten Stroms.
Es schüttern die Kolben, es rasselt der Stahl, —
Seinem Troß gern kredenzt er des Rheinlands Pokal,
Dem Turko! dem Spahi! der stützt ihm das Reich;
Wie er selber, Hyäne und Schakal zugleich!
Der bellt auf Geheiß, o verworfenes Spiel,
Deinen heiligen Hymnus, o Rouget de Lisle!
Von der Saar und der Mosel zum Odenwald schallt's,
Da erbleicht, da erzittert die Jungfrau der Pfalz;
Am Busen der Mutter verbirgt sein Gesicht
Der Säugling, — ihr Lieben, o fürchtet euch nicht!
Euch zu schützen, rückt Deutschland, das ganze heran;
Seine tausendmal Tausend stehn da, wie ein Mann,
Stürmen an, drängen vorwärts, ein wuchtiger Keil,
Zum Verderben dem Zwingherrn, den Völkern zum Heil.
So nun wird es gescheh'n! Den Assyrer zerbrach,
Den Perser, den Hunnen ein einziger Tag!
Ihre Macht, ihre Pracht, sie verging wie ein Rauch,
Die Armada zerblies des Allmächtigen Hauch!
Und ihn, der sich wähnte den Herrscher der Welt,
Hat das Feuer im Bund mit der Kälte gefällt!
Nur Geduld! Noch ein Tag — und ein rächender Blitz
Flammt den Frevler, den Zuaven im Purpur, vom Sitz!

(Ferdinand Freiligrath.)

Nach Nord und Süd, da sollt ihr nicht mehr fragen,
Und keiner weine feig die Wangen naß!
In einem Schlag die Herzen alle schlagen,
Die Geister alle glüh'n in einem Haß!
Heut gilt es, Blut und Leben
Für's Heiligste zu geben!
Die welsche Tücke ruft uns an den Rhein!
„Auf! Nach Paris!" soll unsre Losung sein!
Ob an des Meeres Ufern wir geboren,
Ob Alpenschnee auf unsre Wiege sah,
Es steht der fremde Feind vor unsren Thoren,
Und unsre Mutter ruft, Germania!
Für unsrer Mutter Ehre
Ins Feld mit blanker Wehre!
Wer will sich heut nicht froh zum Opfer weihn?
„Auf! nach Paris!" soll unsre Losung sein!
Der zu Paris einst auf dem Straßenpflaster
Das Volk und seine Freiheit schlachten ließ,
Nach unsres Landes Ehrenkrone faßt er! —
Weg mit dem Buben! Vorwärts nach Paris!
Kein Zaudern, kein Erwägen!
Ins Feld mit wucht'gen Schlägen,
Du Volk von Elbe, Donau, Main und Rhein! —
„Auf! Nach Paris!" soll unsre Losung sein!
Wir hätten gern mit Fleiß geschafft im stillen
Für Weib und Kind, für unser täglich Brot. —
Ins Feld! Kein Krieg ist's um der Kronen willen,
Es ist ein Krieg auf Siegen oder Tod!
Drum freudig, hellen Schalles,
Singt: Deutschland über alles!
Frischauf! Mit Gott in Kampf und Schlacht hinein!
„Auf! Nach Paris!" soll unsre Losung sein!

Franzosen, Franzosen, den Tag habt in acht,
Wo die Krieger Deutschlands heranzieh'n zur Schlacht!
Sie stürmen heran, ein gewaltiges Heer,
Den Haß in der Brust, in der Hand das Gewehr.
Sie gedenken der Tage vergangener Schmach,
Die ihr uns gebracht und sie tragen's euch nach.
Ihr habt uns in Zwietracht zersplittert gemeint,
Doch im Kampfe gegen euch stehen wir alle vereint.
Eine Schlacht wird geschlagen am heiligen Rhein,
Die soll ein germanisches Vehmgericht sein;
Eine Schlacht, wie der Kaiser noch keine geseh'n,
Da soll der Franzose den Deutschen verstehn!
Wir dachten nichts Arges, wir hegten nicht Groll,
Bis drohend aus Frankreich der Kriegsruf erscholl;
Wir haben gesungen von Liebe und Lust,
Jetzt aber füllt grimmiger Haß unsre Brust.
Haß gegen französischen Übermut
Haß gegen cäsarische Lügenbrut,
Haß gegen den windigen Prahlerruhm,
Haß gegen das ganze Franzosentum!
Wohlauf denn, ihr Brüder aus Bayern und Pfalz,
Nun schafft die Franzosen uns gründlich vom Hals!
Wohlauf, Kameraden aus Schwaben und der Mark,
Zerschlagt uns den ganzen französischen Quark.
Der Pommer, der Sachse, der Katte, der Frank',
Jetzt mach' es ein jeder dem andern zum Dank:
Für Deutschland Ehren und Siege gehäuft,
Und alle Gloire im Rheine ersäuft.
Den alten Verschwörer vom Throne gestürzt,
Mit dem Schwert nach Paris die Pfade gekürzt,
Es führt euch ein Heldenkönig zum Rhein,
Und der Sieg wird mit euren Fahnen sein!

Friedrich Bodenstedt.

Nun weg mit Feder und Papier
Und Säbel her und Flinte!
Die deutschen Noten schreiben wir
Mit Stahl und roter Tinte.
Die deutsche Landessprache kunnt'
Der Franzmann nicht begreifen —
Nun brüllt sie der Kanonenmund,
Die Kugel soll sie pfeifen!
Und daß das Lied ihn richtig packt,
Frisch auf, ihr Kriegesscharen,
So schlagt dazu den richt'gen Takt,
Dragoner und Husaren!
Du kannst kein Deutsch? — wir lehren's dich!
Marschiere, Feind, marschiere!
Und ihr macht den Gedankenstrich
Recht derb, ihr Kürassiere!
Wie deutsch man schreibt, das lernt ihr heut',
Französische Soldaten!
Flugs auf die blut'ge Schrift gestreut
Als Streusand die Granaten!
Ulanen, her in flottem Trab,
Herbei mit euren Lanzen!
Ihr haltet mit dem langen Stab
Die Ordnung bei dem Tanzen!
Hurra! Die Trommel wirbelt schon,
Trompete bläst zum Reigen —
Und tanzen soll Napoleon,
Wie wir zum Tanze geigen!
Und geben soll er's all heraus,
Was welsche List gestohlen,
Und früher geh'n wir nicht nach Haus, —
Und damit Gott befohlen!

Emil Rittershaus.

Hurra, du stolzes, schönes Weib,
Hurra, Germania!
Wie kühn, mit vorgebeugtem Leib
Am Rheine stehst du da!
Im vollen Brand der Juliglut,
Wie ziehst du rasch dein Schwert!
Wie trittst du zornig, frohgemut
Zum Schutz vor deinen Herd!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!
Du dachtest nicht an Kampf und Streit:
In Fried' und Freud' und Ruh'
Auf deinen Feldern, weit und breit,
Die Ernte schnittest du,
Bei Sichelklang im Ährenkranz
Die Garben fuhrst du ein:
Da plötzlich, horch, ein and'rer Tanz!
Das Kriegshorn über'm Rhein! Hurra ꝛc.
Da warfst die Sichel du ins Korn,
Den Ährenkranz dazu;
Da fuhrst du auf in hellem Zorn,
Tief atmend auf im Nu;
Schlugst jauchzend in die Hände dann:
Willst du's, so mag es sein!
Auf, meine Kinder, alle Mann!
Zum Rhein, zum Rhein, zum Rhein! Hurra ꝛc.
Da rauscht das Haff, da rauscht der Belt,
Da rauscht das deutsche Meer;
Da rückt die Oder dreist ins Feld,
Die Elbe greift zur Wehr.
Neckar und Weser stürmen an,
Sogar die Flut des Mains!
Vergessen ist der alte Span,
Das deutsche Volk ist Eins! Hurra ꝛc.
Schwaben und Preußen, Hand in Hand,
Der Nord, der Süd ein Heer!
„Was ist des Deutschen Vaterland?" —
Wir fragen's heut' nicht mehr!
Ein Geist, ein Arm, ein einz'ger Leib,
Ein Wille sind wir heut'!
Hurra, Germania, stolzes Weib!
Hurra, du große Zeit! Hurra ꝛc.
Mag kommen nun, was kommen mag,
Fest steht Germania!
Dies ist All-Deutschlands Ehrentag
Nun weh' dir, Gallia!
Weh', daß ein Räuber dir das Schwert
Frech in die Hand gedrückt!
Fluch ihm! Und nun für Heim und Herd
Das deutsche Schwert gezückt! Hurra ꝛc.
Für Heim und Herd, für Weib und Kind,
Für jedes teure Gut,
Dem wir bestellt zu Hütern sind,
Vor fremdem Frevelmut!
Für deutsches Recht, für deutsches Wort,
Für deutsche Sitt' und Art, —

Für jeden heil'gen deutschen Hort,
Hurra! Zur Kriegesfahrt! Hurra ꝛc.

Auf, Deutschland, auf, und Gott mit dir!
Ins Feld, der Würfel klirrt!
Wohl schnürt's die Brust uns, denken wir
Des Bluts, das fließen wird!
Dennoch das Auge kühn empor!
Denn siegen wirst du ja:
Groß, herrlich, frei, wie nie zuvor! Hurra ꝛc.

Nun, Weib, jetzt ist's die höchste Zeit,
Zum Sammeln bläst es auf den Gassen.
Verzage nicht in Herzeleid,
Gott wird euch beide nicht verlassen!

Noch einmal reich' den Jungen her!
Mein armes Bübchen, laß' dich küssen!
Acht Tag' erst alt — s' ist wahrlich schwer,
Daß ich von dir soll scheiden müssen.

Sieh' an den Schlingel, wie er lacht!
Ich nehm' es mit als gutes Zeichen,
Wenn der Kanonen Donner kracht,
Es soll mir aus dem Sinn nicht weichen.

Da bläst es wieder, — nimm' ihn hin!
Behüt' dich Gott, der Herr der Welten!
Die Stunde geht mir hart zu Sinn,
Franzos, du sollst sie mir entgelten!

Mein Junge, seh' ich dich nicht mehr,
So wird dir deine Mutter sagen:
„Er blieb beim großen deutschen Heer,
Das sich für Haus und Herd geschlagen."

Und müßt', wovor der Herr uns wahr'
Jetzt unser Banner unterliegen,
Es wird dereinst der deutsche Aar
Zum großen Siege aufwärts fliegen.

Dann soll auch er in Waffen sein, —
Das, Mutter, mußt du mir versprechen, —
Um seines Vaters Grab zu weih'n
Und Deutschlands Ehre mit zu rächen.

Ferd. Koch.

Nun zieh'n Millionen Männer aus,
Einander tot zu schlagen.
Wer bleibt im Feld? Wer zieht nach Haus?
Kein Mensch vermag's zu sagen.
Erst, wenn das Blei sie hingestreckt
Und ihr Gebein die Erde deckt,
Wird Antwort auf die Fragen.

Der Schnitter mußte fort vom Feld
Den Heerbann zu ergänzen;
Der Bürger hat sein Haus bestellt,
Stürmt mit nach Frankreichs Grenzen;
Nicht hoch, noch niedrig bleibt zurück,
Wem wird das laun'sche Schlachtenglück
Die Siegerstirn bekränzen?

Ich sah den Fahnenträger steh'n
Vor seinem Bataillone,
Die Gattin schluchzend zu ihm geh'n
Mit ihrem einz'gen Sohne.
Er nimmt die Rose sich vom Helm,
Reicht weinend sie dem kleinen Schelm —
O daß der Herr ihn schone!

Lebt, Brüder, wohl! Mit euch ist Gott,
Er wird zum Sieg euch führen!
Wagt es ein Wicht, der Welt zum Spott,
Den Völkerbrand zu schüren,
So soll er fühlen, was es heißt:
Ein Volk in Wehr, ein ein'ger Geist!
Die Folgen soll er spüren!

Nun zieh'n die Krieger fort vom Haus,
Mit Singen und mit Scherzen;
Auf jedem Helm ein Blumenstrauß
Und Mut in jedem Herzen.
Bald wird es donnern Schlag auf Schlag,
Und herrlich lohnt der Siegestag
Für alle Trennungsschmerzen.

Friedrich Bodenstedt.

Was jubelt so freudig, was jauchzet so laut?
Hurra, sei bereit nun, du schneidige Braut!
Jetzt frisch mit dem Franzen den Kehraus gemacht,
Juchheissa, 's geht vorwärts, MacMahon, gut Nacht!
Beliebt noch ein Tänzlein vielleicht, oder zwei?
Die „boarischen Jaga san allweil dabei!" —

Potz Wetter, wie stürmt's in die Reihen hinein,
Das müssen die wack'ren Badenser wohl sein!
Vom Bodensee her bis zu Wertheim hinab —
Jetzt setzt euch, Franzosen, all'sammt nur in Trab!
Und schreit ihr nach Stärkung auf holprigem Pfad —
„Es salzt Euch der Badner vortrefflich das Bad!"

Hei, braust das die Höhen gewaltig heran,
Wie sausender Sturmwind durch stöhnenden Tann!
Und habt ihr nach Deutschland die Finger geleckt —
Jetzt kostet, wie's „Knöpfle", das schwäbische, schmeckt!
Ihr findet die Weiber von Schorndorf noch heut' —
„Die Schwaben, die Schwaben sind handfeste Leut'!"

Hurra, ihr Berliner, ihr Kinder der Mark!
Euch kümmert „den Deibel" der fränkische Quark!
Was Zephyr, was Turko, was schwarzes Gesicht —:
„Nur fest uf die Weste, wir jraulen uns nicht!"
Hoch Preußen! Frisch vorwärts! entscheidet den Tag
Mit märkischem Witz und mit pommerschem Schlag!

Alldeutschland beisammen, Alldeutschland vereint —
Wer schämt sich der Thränen, vor Freude geweint?
Alldeutschland gen Frankreich für Freiheit und Recht,
Ein brüderlich Volk, und nur Freie, kein Knecht!
Alldeutschland, juchheissa, frisch über den Rhein!
Alldeutschland ins Herze von Frankreich hinein!

Zu Orden aller Orden ꝛc. 1. Band Seite 19.

Was kraucht dort in dem Busch herum?
Ich glaub', es ist Napolium!"
Was hat er 'rum zu krauchen dort?
Drauf, Kameraden, jagt ihn fort!

„Dort haben sich im off'nen Feld
Noch rote Hosen aufgestellt!"
Was haben die da 'rum zu stehn?
Drauf los, die müssen wir besehn!

„Mit den Kanonen und Mamsell'n,
Da knall'n sie, daß die Ohren gell'n."
Was haben sie da 'rum zu knall'n?
Drauf, Kameraden, bis sie fall'n!

Napolium, Napolium,
Mit deiner Sache geht es krumm!
Mit Gott drauf los, dann ist's vorbei,
Mit seiner ganzen Kaiserei!

Und die französische Großmaulschaft
Auf ewig wird sie abgeschafft!
Auf nach Paris! den richt'gen Lohn
Dort geben wir der grrrande Natzjohn!

Mit Turkos und mit Zuaven
Bedräust du uns, Franzos?
Läß'st gegen uns're Braven
Dein Schandgesindel los?
Mit wüsten Räuberbanden,
O große Nation,
Bringst du den deutschen Landen
Civilisation?

O schad um unsrer Knaben
Blauäugig, blond Geschlecht,
Die sich gerüstet haben
Auf ritterlich Gefecht;
Auf die man wilde Tiger
Und tolle Hunde hetzt,
Die Haut der edlen Krieger,
Ans Fell von Bestien setzt!

Doch lasset euch nicht bangen,
Es bleibt geschrieben stehn:
Auf Löwen und auf Schlangen
Und Ottern sollst du geh'n;
Der Herr, der Davids Rechte
Gestärkt im Riesenstrauß,
Hilft euch auch im Gefechte
Mit Algiers Helden aus.

Und wenn zum Sprung sie lauern,
Gedeckt in Busch und Dorn,
So stehet fest wie Mauern,
Und nehmt sie scharf aufs Korn,
Und springen sie an wie Katzen
Dann, deutscher Junge, gieb
Den Schelmen durch die Fratzen
Zum Willkomm deutschen Hieb!

So einen, wie im Reiche
Von altersher bekannt,
Man nennt sie Schwabenstreiche
Bis fern ins Mohrenland!
Des Ritters Klinge blitzet
Dem Türken um den Kopf,
Und spaltet, wie er sitzet,
Ihn bis zum Sattelknopf.

Ist über Hunnenhorden
Die deutsche Ritterschaft
Vor Zeiten Meister worden
Durch ihres Armes Kraft,
Und hat im Sturm die Slaven
Wie Spreu landaus gefegt:
Was gilt's, daß ihr den Zuaven
Auch noch das Handwerk legt? —

Doch schau, welch Volksgedränge!
Im Bahnhof hält ein Zug:
Gefangene die Menge,
Turkos und Zuaven genug!
Mit Troddeln und mit Quasten
Durchs Fenster grinsen sie,
Ein wahrer Affenkasten,
— O Spottmenagerie!

Karl Gerok.

Zu Weißenburg, zu Weißenburg, da ging das Tanzen an,
Da traten wir ihm die Sporen ab, dem gallischen Hahn!
Mit Turkos und mit Zuaven hatt' er sich aufgeputzt,
Wir haben die bunten Federn ihm zerbrochen und gestutzt.

Der Steinmetz, der Steinmetz marschiert ohn' Ruh und Rast:
„Steh fest, du Schelm franzose, wenn du Courage hast!
Sie haben uns bei Weißenburg gespielt das Prävenier'
Mit Pauken und Trompetenklang. Jetzt, Jungen, kommen wir!"

Zu Spichern, zu Spichern, da gab's ein wildes Fest,
Da saßen die roten Hosen bequem im hohen Nest:
„Heran, ihr Grenadiere! Was fragen wir darnach?
Heut zeigen wir's dem Franzmann und steigen ihm auf das Dach!"

Den Bayer, den Bayer, den juckt es in der Faust,
Der Schwab' will nicht dahinten sein, wenn man dem Franzmann lauft:
„Hei, Königliche Hoheit, was stehn wir da umsunst?
Und tanzen die Preußen noch so flink, wir können's auch, mit Gunst!"

Zu Wörth, zu Wörth, da stand der Mac Mahon,
Da haben wir ihn zum Tanz geführt, bis daß er lief davon
Mit Turkos und mit Zuaven, mit seinen Damen, bon!
Mit Mitrailleusen und Chassepots lief er bis nach Chalons.

Vom alten Fritz, vom alten Fritz u. seinem alten Heer,
Vom Blücher nur und Gneisenau red't uns nicht länger mehr!
Wir können's auch, wir Jungen, Gott's Donner und Gott's Blitz,
Und haben wir nicht den alten, wir haben den jungen Fritz!

Das war zu Wörth der heiße Tag,
Als wir die Blutschlacht schlugen;
Wie krachte von ihrem Donnerschlag
Das Kaiserreich aus den Fugen!
Das war zu Wörth der heiße Tag —
Die Höhen waren erstürmet,
Auf blut'ger, glühender Heide lag
Des Todes Saat getürmet.

Und drunten im Grund, am einsamen Tann,
Wo rot die Wellen heut rauschen,
Da hob sich empor ein gefallener Mann,
Den Donnern des Sieges zu lauschen,
Und neben ihm hob sich ein andrer empor,
Die Rechte gepreßt auf die Wunde,
Mit brennendem Aug' und lechzendem Ohr
Einsog er die jubelnde Kunde.

Der erste, ein Preuße vom nordischen Strand,
Vom bayrischen Hochland der zweite,
Sie waren gefallen am waldigen Rand —
Da lagen sie Seite an Seite.
Viktoria! klang's, — mit flüchtigem Rot
Aufs neu' die Wangen sich färben:
Willkommen nun, heil'ger Schlachtentod!
Das nenn' ich ein seliges Sterben!

Gerächt, gerettet das Vaterland,
Der Räuber zu Boden gerungen!
Und selig umklammert sich Hand und Hand,
Und halten sich glühend umschlungen.
Und der Preuße: „Gott segn' euch die Waffenthat,
Heut zahltet ihr heim in Treuen
Den angesonnenen deutschen Verrat
Dem Franken, ihr bayrischen Leuen!"
Und der Bayer darauf: „Geschmiedet in eins
Sind heut im Feuer wir worden!
Heut ward sie geschlagen, die Brücke des Mains,
Geschlagen von Süden nach Norden!
Und wie wir sterbend zum Bunde die Hand
Zum Schwur der Treue erfassen,
So reichen die Rechte sich Land und Land,
Im Tode sie nimmer zu lassen." —

Und als erglommen um Felsen und Wald
Des Abendrots glühende Brände,
Da ruhten die Tapferen friedlich und kalt
Im Tode verkettet die Hände.
Doch wir hörten den Schwur, und wir halten ihn euch
Bei dem rinnenden Herzblut im Sande!
Und die Kunde vom wiedererstandenen Reich,
Sie donn're von Lande zu Lande!

Fliegende Siegesboten
Rufen vom Rhein bis ans Meer:
„Sieg über des Despoten
Waffengewaltiges Heer!
Trotz seiner Feuerschlünde
Ward ihm die Macht zerstört,
Daß aller Welt sich verkünde
Siegreich die Schlacht bei Wörth!"

Fliegende Siegesboten
Rauschen im Morgenwind
Über die tausend Toten,
Die dort gebettet sind.
Ob keine Namen sie melden,
Kein Lied den Schlaf ihnen stört,
Vaterland, Preis deinen Helden,
Die dir gefallen bei Wörth!

Fliegende Siegesboten,
Fahrt durch des Frevlers Wahn,
Jagt ihn, wie Geister der Toten
Nieder zum Abgrund die Bahn!
Deutschland, daß unüberwunden
Ruhm dir und Ehre gehört,
Soll allen Zeiten bekunden
Siegreich die Schlacht bei Wörth!

Otto Roquette.

König Wilhelm saß ganz heiter
Jüngst zu Ems, dacht gar nicht weiter
An die Händel dieser Welt.
Friedlich, wie er war gesunnen,
Trank er seinen Krähnchenbrunnen
Als ein König und ein Held.

Da trat in sein Kabinette
Eines Morgens Benedette,
Den gesandt Napoleon;
Der fing zornig an zu kollern,
Weil ein Prinz von Hohenzollern
Sollt' auf Spaniens Königsthron.

Wilhelm sagte: „Benedettig,
Sie ereifern sich unnötig,
Brauchen Sie man nur Verstand;
Vor mir mögen die Spaniolen
Sich nach Lust 'nen König holen,
Meint'halb aus dem Pfefferland!

Der Gesandte, so beschieden,
War noch lange nicht zufrieden,
Weil er's nicht begreifen kann;
Und er schwänzelt und er tänzelt
Um den König und scharwänzelt,
Möcht' es gerne schriftlich ha'n.

Da sieht unser Wilhelm Rexe
Sich das klägliche Gewächse
Mit den Königsaugen an;
Sagte gar nichts weiter, sondern
Wandte sich, so daß bewundern
Jener seinen Rücken kann.

Als Napoleon das vernommen,
Ließ er gleich die „Stiebeln" kommen,
Die vordem sein Onkel trug.
Diese zog der Bonaparte
Grausam an, und auch der zarte
Lulu nach den seinen frug.

So in grauser Kriegesrüstung
Rufen sie in voller Brüstung:
„Auf, Franzosen! Über'n Rhein!"
Und die Kaiserin Eugenie
Ist besonders noch diejen'ge,
Die ins Feuer bläst hinein.

Viele Tausend rote Hosen
Stark, nun treten die Franzosen
Eiligst unter'n Chassepot,
Blasen in die Kriegstrompete,
Und dem Heere à la tête
Brüllt der wackere Turico.

Der Zephire, der Zuave,
Der Spahi und jeder brave
Sohn der grrrande nation;
An zweihundert Mitrailleusen
Sind bei der Armee gewesen,
Ohne sonstiges Kanon.

Deutschland lauschet mit Erstaunen
Auf die welschen Kriegsposaunen,
Ballt die Faust, doch nicht im Sack,
Nein, mit Fäusten, mit Millionen,
Prügelt es auf die Kujonen,
Auf das ganze Lumpenpack.

Wilhelm spricht mit Moltk' und Roone
Und spricht dann zu seinem Sohne:
„Fritz geh' hin und haue ihm!"
Fritze, ohne lang' zu feiern,
Nimmt sich Preußen, Schwaben, Bayern,
Geht nach Wörth und — hauet ihm.

Haut ihn, daß die Lappen fliegen,
Daß sie all' die Kränke kriegen
In das klappernde Gebein,
Daß sie, ohne zu verschnaufen,
Bis Paris und weiter laufen;
Und wir ziehen hintendrein.

Unser Kronprinz, der heißt Fritze,
Und der fährt gleich einem Blitze
Unter die Franzosenbrut.
Und ob wir uns gut geschlagen,
Weißenburg und Wörth kann's sagen:
Denn wir schrieben dort mit Blut. —

Ein Füsilier von drei und achtzig
Hat dies neue Lied erdacht sich
Nach der alten Melodei.
Drum, ihr frischen, blauen Jungen,
Lustig darauf losgesungen!
Denn wir waren auch dabei.

Früh Morgens um vier, eh' die Hähne noch kräh'n,
Da sattelt sein Roß der Ulan
Und reitet, den Feind und das Land zu erspäh'n,
Den Waffengenossen voran.
Er jagt durch das Blachfeld, hinein in den Forst.
Hoch flattert sein Fähnlein im Wind,

Und er lugt von der Höh' wie der Falke vom Horst
Und wählt sich die Straße geschwind.

In das sonnige Städtchen, da sprengt er hinein,
Am Rathaus hält er in Ruh:
„Herr Maire, nun schenket mir vom schäumenden [Wein,
Und ein Frühstück gebt mir dazu!

Und schafft mir die prächtigen Rinder daher,
Die am Thor auf Weide ich sah,
Und Hafer für zwanzig Schwadronen, Herr Maire,
Denn die Deutschen, die Deutschen sind da!"

Hei, lustige Streife! Hei, köstlicher Scherz,
Wenn der Maire seine Bücklinge macht!
Doch freudiger wächst dem Ulanen das Herz,
Wenn die Schlacht durch die Ebene kracht!

Wenn, die Zügel verhängt und die Lanz' in der Faust,
Das Geschwader mit stiebendem Huf
Auf den eisernen Rechen des Vierecks braust
Unter schallendem Hurraruf.

Wohl spei'n die Haubitzen Verderben und Tod,
Wohl deckt sich mit Leichen die Bahn,
Und die Luft wird wie Blei und die Erde wird rot,
Doch vorwärts stürmt der Ulan.

Und rinnt auch das Blut von den Schläfen ihm warm,
Durch Geknatter und Kugelgesaus,
Kühn setzt er hinein in den dichtesten Schwarm
Und holt sich den Adler heraus.

Und „Viktoria" schallt's durchs Getümmel herauf,
Schon wanken die feindlichen Reih'n
Und das Wanken wird Flucht, u. die Flucht wird Lauf,
Der Ulan, der Ulan hintendrein.

Hintendrein durch den Fluß, wo die Brücke verbrannt,
Durch das Dorf, das der Bauer verließ,
Mit Gott für König und Vaterland,
Hintendrein, hintendrein bis Paris.

Dort giebt's einen Tanz noch im eisernen Feld,
Bis der Franzmann den Atem verliert,
Und Wilhelm der Sieger, der eisgraue Held,
Im Louvre den Frieden diktiert.

Doch wenn dann die blutige Arbeit gethan,
Und die Stunde der Heimkehr erschien,
Wie reitet so stattlich im Glied der Ulan
Am Einzugstage dahin.

Da steht an den Linden die rosige Dirn'
Und jubelt vor Stolz und vor Lust:
O wie lieb ich dich erst um die Narb' auf der Stirn
Und das eiserne Kreuz auf der Brust!

In Nanzig ist es gewesen,
Da sprengten vier Reiter hinein,
Vier deutsche Ulanen und sagten:
Das Nanzig muß unser sein!

Sie bestellten ein gutes Essen
Beim Stadtrat, Quartier und Wein,
Die kecken vier Ulanen —
Sie setzten ihr Leben ein.

Und die weisen Stadtväter kamen
Mit Frack und Paraplui
Und sagten zu allem „Amen"
Und sagten fröhlich „oui!"

Und die Reiter ließen sich's schmecken, —
Und die Stadtväter waren gerührt, —
Dann sind sie zu Pferde gesessen,
Als hätte der Wind sie entführt.

Bis sich die Franzosen besannen,
Da war es längst zu spät,
Da war schon über die Berge
Das kecke Ulanenquartett. Verfasser unbekannt.

Das war ein heißer, ein blutiger Tag!
Wohl manchem Helden das Auge brach.
Wie reifes Korn vor der Sense Wucht,
So sinken die Reihen hinab in die Schlucht,
Bataillone werden hinweggemäht,
Schwadronen vernichtet, — die Schlacht sie steht!
Mit Trauern sieht es der König.

Die Kugel zischt, die Granate kracht,
Die Mitrailleuse zerschmettert mit Macht.
Schon sind Regimenter in Splitter zerspellt,
Doch immer neue rücken ins Feld,
Sie stürmen hinan die tödlichen Höh'n,
Sie stürmen und fallen — die Schlacht bleibt steh'n!
Mit Trauern sieht es der König.

Die Sonne neigt sich — noch steht die Schlacht!
Was dröhnt dort dumpf aus der Waldesnacht?
In blauen Säulen lautlos und stumm,
Bricht's vor und schwenkt sich mächtig herum,
Die Erde zittert, — Feind zittre mit! —
Es ist der wuchtige Massenschritt
Der pommer'schen Grenadiere!

In breiten Kolonnen, Mann an Mann,
Im Sturmschritt geht es die Höhen hinan.
Es kracht keine Salve, es fällt kein Schuß,
Bajonett und Kolben sie machen den Schluß,
Die Schlacht rückt vorwärts, es weicht der Feind —
Sie haben's ihm gar zu ernst gemeint,
Die pommer'schen Grenadiere!

Und nun mit Hurra hinter ihm drein,
Und werft ihn vollends nach Metz hinein!
Kanonen blitzen noch durch die Nacht,
Das grause, das blutige Werk ist vollbracht.
Die Schlacht ist gewonnen, verloren Bazaine, —
Im Auge des Königs die Thränen steh'n:
Gott lohn' euch, ihr tapferen Toten!

Franz Jahn.

Sie haben Tod u. Verderben gespie'n. 1. Bd. S. 66.
Zum Sturme, Hurra! 2. Band, Seite 532.

Nicht zu werfen, nicht zu bannen, gleich dem Wald auf Dunsinan,
Rücken Eichen, deutsche Eichen, rückt das deutsche Heer heran,
Und ein Mann, wie Macbeth, schlaflos, finster, blutig, schuldbedeckt,
Rafft sich aus den Purpurdecken, vom Gewissen aufgeschreckt.

„Träum' ich? Wach' ich? in drei Tagen so getroffen — Schlag auf Schlag!
Der ich in Berlin doch feiern wollte den Napoleonstag
Wunderwirkende Geschosse — und die Absicht schlau verhehlt —
Und den Sprung so wohl bemessen — und die Beute doch verfehlt!

Sagt mir selbst, ihr finstern Mächte, welchen Ausweg hatt' ich mehr?
Mürbe war mein Thron geworden, unzufrieden Volk und Heer. —
Also auf den Kriegeswagen! Der ist noch Cäsarensitz,
Ach, kaum hab' ich ihn bestiegen, schleudert mich herab der Blitz!

O, ich bin gewöhnt an Schrecken! Schatten kommen an mein Pfühl
Jede Nacht, — die vom Dezember, von Cayenne ein ganz Gewühl —
Alle kenn ich, allen trotz ich, lebe weiter wie gefeit —
Aber was sind alle Schatten gegen diese Wirklichkeit?

Werf' ich mich dem Feind entgegen, oder halt' ich noch Paris?
Wohin soll ich? Fecht' ich? Flücht' ich? Ach ich tapp in Finsternis!
Hilft es nichts, daß ich Beschützer des Statthalters Christi war?
Hilft nicht die geweihte Lampe der „Marie des Victoires!"

Während also knirscht und schaudert die gekrönte Niedertracht,
Schläft ein Fürst mit weißen Haaren ruhig nach gewonn'ner Schlacht,
Und ein Weib von hohem Wuchse, hebt sich seinem Pfühle nah,
Aller deutschen Stämme Mutter ist es, Frau Germania.

Freude strahlt aus ihren Augen, segnend hebt sie ihre Hand:
„Heil dir, grauer Heldenkönig, Heil dir, daß du mich erkannt,
Heil dir, daß du ohne Zagen hast getroffen deine Wahl,
Und die letzte Schlacht zu schlagen, aus der Scheide zogst den Stahl.

Wie mein Volk ehrt kein's den Frieden, und ein reines Menschentum,
Keins sucht weniger hienieden in den Waffen blut'gen Ruhm,
Keins ist sanfter und gerechter, keins wird ernster, wenn der Fuß,
Höchste Güter zu verteid'gen, über Leichen schreiten muß.

Aber gipfelt sich der Frevel, dann, mein Volk, erwacht dein Geist,
Jener altgerman'sche Sturmwind, der aus Felsgrund Tannen reißt,
Der um Varus Legionen, der um Bonaparte pfiff —
Und geschlagen ward noch jeder, der dir an dein Leben griff!

O der elenden Verblendung, die zu teilen dich gedacht,
Statt dir Untergang zu bringen, gründen erst sie deine Macht!
Die im Volk und auf den Thronen Zwietracht auszustreu'n geglaubt,
Finden vierzig Millionen einig, wie ein einzig Haupt.

Harre aus, du alter Streiter, führ' die Völker ins Gefecht,
Deutschland steht allein — was weiter? — sein Alliierter ist sein Recht!
Auf der Fahnen Beutehaufen trete! Alle Ehr ist dein,
Hohenzollern — Hohenstaufen — Zollern werden Staufen sein!

Noch bevor das Jahr sich wendet, ist hier der Vulkan verbrannt,
Aber dort der Bau vollendet, der zu Staufenzeiten stand;
Bis sie wieder Trauben lesen, wird das Reich beisammen sein,
Deutsch muß sein, was deutsch gewesen, Grenze werden die Vogesen,
Wieder zwischen deutschen Ufern, stark und ruhig, fließt der Rhein!"

Meißner.

Heiß war der Tag u. blutig die Schlacht. 1. Bd. S. 66.

Und als vor Sedans Mauern geschlagen war die Schlacht,
Da hüllt in Todesschauern das Blutfeld ein die Nacht.
Der Sterne Schimmer breitet sich über das Gefild,
Hin durch die Wahlstatt schreitet ein hehres Frauenbild.
Des Hauptes gold'ne Flechten umrauscht ein Eichenkranz,
Es blinkt in ihrer Rechten ein Schwert im Sternenglanz.
Des Reiches Adler flammet von ihrem Wappenschild,
Des Mantels Purpursammet den stolzen Leib umhüllt.
Ihr Haupt mit mächt'gem Fluge umkreist ein Königsaar,
Ihr folgt im prächt'gen Zuge die alte Heldenschar.
Von Rittern u. v. Kaisern, von Königen hoch zu Roß,
Mit blut'gen Lorbeerreisern manch jüng'rer Kampfgenoß.
Und auf der Wahlstatt Mitte, auf steiler Felsenwand
Hemmt sie die stolzen Schritte und schaut hinaus ins Land.
Dann flammt nach allen Winden ihr Schwert wie schneid'ger Blitz,
Den Völkern zu verkünden, sie nähme in Besitz
Aufs neu die alten Lande, mit dieses Schwertes Streich,
Die in der Zeit der Schande entrissen ihrem Reich,
Die von der Zwietracht Hyder entwunden ihrer Hut,
Die ihre Söhne wieder erkauft mit teurem Blut,
Die durch altheil'ge Bande und neue festgeschweißt,
Dem ein'gen Vaterlande kein Räuber mehr entreißt,
Und wo aus ihren Blicken ein Strahl die Erde traf,
Da schließt sich in Entzücken manch' Heldenaug' zum Schlaf.
Mit seliger Gebärde manch Todeswunder spricht:
Heil uns! Deutsch ist die Erde, auf der das Herz uns bricht!
Die Lichtgestalten schwanden, Nacht dunkelt fern und nah —
So nahm von alten Landen Besitz Germania.

Kladderadatsch.

Nun laßt die Glocken Von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken Im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes Geleucht facht an!
Der Herr hat Großes An uns gethan!
Ehre sei Gott in der Höhe!

Es zog von Westen Der Unhold aus,
Sein Reich zu festen In Blut und Graus;
Mit allen Mächten Der Höll im Bund
Die Welt zu knechten, Das schwur sein Mund.
Furchtbar dräute der Erbfeind.

Vom Rhein gefahren Kam fromm und stark
Mit Deutschlands Scharen Der Held der Mark.
Die Banner flogen, Und über ihm
In Wolken zogen Die Cherubim.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Drei Tage brüllte Die Völkerschlacht,
Ihr Blutrauch hüllte Die Sonn' in Nacht.
Drei Tage rauschte Der Würfel Fall
Und bange lauschte Der Erdenball.
Furchtbar dräute der Erbfeind.

Da hub die Wage Des Weltgerichts
Am dritten Tage Der Herr des Lichts
Und warf den Drachen Vom güld'nen Stuhl
Mit Donnerkrachen Hinab zum Pfuhl.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Nun bebt vor Gottes Und Deutschlands Schwert
Die Stadt des Spottes, Der Blutschuld Herd;
Ihr Blendwerk lodert, Wie bald! zu Staub,
Und heim gefordert Wird all ihr Raub.
Nimmermehr dräut uns der Erbfeind.

Drum laßt die Glocken Von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken Im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes Geleucht facht an!
Der Herr hat Großes An uns gethan.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Emanuel Geibel.

Wie Märchen klingt's, und doch — im Jubelton
Durch alle Straßen wälzt sich's freudebrausend:
„Sie haben ihn, den Schelm Napoleon,
Sie haben ihn und seine Achtzigtausend!"
Die Kinder rufen's in den Gassen aus,
Den Männern rollen Thränen von den Wangen
In Flaggen hüllt sich festlich Haus um Haus;
Viktoria! Der Kaiser ist gefangen!

Viktoria! So wuchtig lag die Frucht
Voll reifen Siegs noch nie in deutschen Händen,
Seit Hermann in der Teutoburger Schlucht
Roms Heer zerquetschte zwischen Felsenwänden;
Nicht Leipzig ist's, nicht Waterloo fortan,
Wo deutscher Kraft ihr Bestes ist gelungen;
Dort hat es halb Europa mitgethan,
Bei Sedan haben wir's allein gezwungen.

Viktoria! So jählings lag, so tief
Der Deutschen Todfeind niemals noch darnieder,
Augustus nicht, als er verzweifelnd rief:
Gieb, Varus, meine Legionen wieder!
Nicht König Franz, der nach Pavias Strauß
Dem deutschen Ritter übergab die Wehre,
Und aus der Haft des Kaisers schrieb nach Haus:
„Alles verloren, aber nicht die Ehre!"

Du brachtest nicht die Ehre mit ins Feld,
Du nimmst sie nicht vom Feld mit ins Gefängnis.
Ein kecker Spieler warst du, doch kein Held,
Nicht groß im Glück, und klein in der Bedrängnis;
Des Siegers Mitleid, deines Heeres Hohn,
Und deines Volkes Fluch wird mit dir gehen,
Und zürnend wird dein Ohm Napoleon
Allnächtlich neben deinem Lager stehen.

Ein Gottesurteil ist's, ein Weltgericht,
Wie keins in der Geschichte Buch geschrieben;
Die Lüge bläht sich, doch besteht sie nicht,
Gott bläst darein, — die Blase muß zerstieben.
Der Pharao begrub im roten Meer
Nebukadnezar zwang den Staub zu essen,
Und Sanherib zerschlug mit samt dem Heer,
Ist wieder einmal zu Gericht gesessen.

Ihr aber rollt aufs neu die Fahne auf,
Glorreiche Helden, deutsche Gottesstreiter!
Mit Gott voran im blut'gen Siegeslauf!
Bis hieher half er, und noch hilft er weiter!
Auf nach Paris, ins stolze Babylon,
Kein Halt, bis seine trotz'gen Mauern fallen,
Dann soll's noch lauter, soll im Donnerton:
„Viktoria!" durch deutsche Lande hallen!

Karl Gerok.

Was donnern die Kanonen? Was kündet der Glocken Mund?
Den Deutschen in allen Zonen wird freud'ge Märe kund.
Laßt Siegesfahnen prangen, die Welt hat wieder Ruh,
Das französische Heer ist gefangen, und der Kaiser, der Kaiser dazu!
Es ward eine Schlacht geschlagen, bei Sedan auf dem Feld,
Davon wird man singen und sagen bis an das Ende der Welt!
Da schlug seine Schicksalstunde dem dritten Napoleon,
Da blutet aus schwerer Wunde der Marschall Mac Mahon.
Drum donnern die Kanonen, drum dröhnt der Glocken Mund;
Den Deutschen in allen Zonen wird freud'ge Märe kund.
Es donnere jubeltönig hinaus über Land und Meer:
Heil Deutschlands Heldenkönig! Heil Deutschlands Heldenheer!

Friedrich Bodenstedt.

Habt ihr in hohen Lüften
Den Donnerton gehört,
Von Forbach aus den Klüften,
Von Weißenburg und Wörth?
Wie Gottes Engel jagen
Die Boten her vom Krieg:
Drei Schlachten sind geschlagen,
Und jede Schlacht war Sieg.

Preis euch, ihr treuen Bayern,
Stahlhart und wetterbraun,
Die ihr den Wüstengeiern,
Zuerst zerspellt die Klau'n!
Mit Preußens Aar zusammen
Wie trutztet ihr dem Tod,
Hoch über euch in Flammen
Des Reiches Morgenrot!

Und ihr vom Gau der Katten,
Und ihr vom Neckarstrand,
Und die aus Waldesschatten
Thüringens Höh'n gesandt,
Ihr brach't, zum Keil gegliedert,
Der Prachtgeschwader Stoß!
Traun, was sich so verbrüdert,
Das läßt sich nimmer los.

Und die ihr totverwegen,
Von Leichen rings umtürmt,
Dreimal im Eisenregen
Den roten Fels erstürmt,
Wo blieb vor euch das Pochen
Auf Frankreichs Waffenruhm?
Sein Zauber ist gebrochen,
Nach bricht das Kaisertum.

So sitzt denn auf ihr Reiter,
Den Rossen gebt den Sporn,
Und tragt die Losung weiter,
„Hie Gott und deutscher Zorn!"
Schon ließ der Wolf im Garne
Das beste Stück vom Vließ,
Die Maas hindurch, die Marne
Auf, hetzt ihn bis Paris.

Und ob die wunden Glieder
Mit der Verzweiflung Kraft
Er jäh noch einmal wieder
Empor zum Sprunge rafft:
Dich schreckt sein Dräu'n und Rasen
Nicht mehr, o Heldenfürst!
Laß die Posaunen blasen
Und Babels Feste birst.

Der feigen Welt zu Neide
Dann sei dein Werk vollführt,
Und du, nur du entscheide
Den Preis, der uns gebührt!
Es stritt mit uns im Gliede
Kein Freund, als Gott allein;
So soll denn auch der Friede
Ein deutscher Friede sein!

Emanuel Geibel.

Das ist ein Singen und ein Sagen
Im ganzen deutschen Dichterwald,
Wie in den ersten Lenzestagen,
Wenn es von allen Zweigen schallt,
Doch schneller noch, als das Geschmetter
Der deutschen Sänger folgen kann,
Bricht deutscher Helden Zorneswetter
Zum Herzen Frankreichs sich die Bahn.

So stürzt der Aar mit mächt'gem Schwunge
Herab auf das gescheuchte Wild;
So wirft der Leu in jähem Sprunge
Die Herde nieder im Gefild;
So fährt aus dunklem Wolkensaume
Der Blitzstrahl zündend, blutigrot;
So peitscht der Sturm auf Wogenschaume
Das lecke Schiff in sichern Tod.

Von Schlacht zu Schlacht, von Sieg zu Siegen
Stürmt unser Heer durchs welsche Land,
Und hat in ungemess'nen Zügen
Die Feinde zu uns hergesandt.
Gestillt ist nun ihr heiß Verlangen
Nach unsrem Strom, dem deutschen Rhein,
Sie haben ihn passiert — gefangen,
In unabsehbar langen Reih'n.

Da kommt der Turko, der Zuave,
Der schwarze und der braune Mann —
Wie staunt der Wende und der Slave
Verwundert den Kabylen an!
Das halbe Heer des Frankenreiches
Wohnt zwischen Rhein und Weichsel jetzt;
Hat unser Volk wohl je ein gleiches
Gewalt'ges Schauspiel schon ergötzt?

Und er, der noch vor wenig Wochen
Mit kaltem, ungemess'nem Hohn
Sein „brusquez le roi" gesprochen,
Er ist gestürzt, Napoleon.
Vorbei ist es mit seinen Tücken,
Mit seinem Komödiantenspiel,
Sein erster Akt, er hieß „Saarbrücken,"
Drauf „Sedan", und der Vorhang fiel!

Zählt nicht, ihn nochmals aufzuziehen,
Auf fränkischer Claqueurs Applaus,
Es wär' vergebliches Bemühen,
Der Mann ist tot, — das Stück ist aus!
„Napoleon auf Wilhelmshöhe,"
Des Schicksals Urteilsspruch ist da;
Lebendig — tot, vergessen stehe
Er dort auf seinem Helena!

Franz Jahn.

Deine Würfel sind gefallen,
Deine Zinnen brach der Sturm,
Deutsches Wort durchjauchzt die Hallen,
Deutsche Fahnen weh'n vom Turm.

Ach, es lag uns schwer am Herzen!
Hätten dich so gern gefreit
Ohne Wundmal, ohne Schmerzen,
Mit dem Kranz der deutschen Maid.

Aber nun wir dich gefunden
Erst nach langem, hartem Strauß,
Sind uns heilig deine Wunden,
Heilig sei dir unser Haus!

Richt' dich auf zum Licht des Lebens,
Edel ist das deutsche Schwert,
Nur die Krone des Vergebens
Macht der Siegeskrone wert.

Was bestanden, wird erstehen
Wiederum vor unsrem Schritt;
Wo die deutschen Banner wehen
Hilft der Segen Gottes mit.

Sei beschirmt von unsrem Schilde,
Deiner Jugend eingedenk!
Deutsche Freiheit, deutsche Milde
Sei dein erstes Gastgeschenk!

Karl Stieler.

Zu Weißenburg im Elsaß drein
Da ging der Rummel an;
Da zeigten seine Braven
Die Turkos und Zuaven
Krebsartigen Elan!
Und als das thäten schauen
Die Preußen und Hellblauen,
Da war ihr Spaß nicht klein,
Juchhei, im Elsaß drein!

Und wiederum hub sich bei Wörth
Ein zweiter Waffentanz
Die Deutschen thäten blasen
Da liefen wie die Hasen
Die Welschen von der Schanz!
Und als man nach wollt schreiten,
„War's fast nicht zu verreiten,"
Ein Reiter es beschwört, —
Juchhei! das war bei Wörth!

Bei Saarbrück war's am gleichen Tag,
Da ward der Mordgesell
Für seine Brandgranaten
Und Bubenheldenthaten
Gezüchtigt auf der Stell!
Da gerbten den Franzosen
Die roten Feuerhosen
Die Deutschen Schlag auf Schlag —
Juchhei! ein heißer Tag!

Auch dort bei Metz und Marslatour
Ward's Pulver nicht gespart,
Da stutzten deutsche Krieger
Dem mexikan'schen Tiger
Die Klauen nach der Art!
Die kaiserlichen Garden
Mit ihren Feldstandarten
Marschierten kühn retour
Juchhei! bei Marslatour!

Und gleich darauf bei Gravelotte,
Zwei Tage hintendrein,
Da tränkten wir den Franzen,
Den prahlerischen Hansen,
Erst recht, was Brauch ist, ein!
Sie kriegten da der blauen
Bleibohnen zu verdauen
Und hatten Schand und Spott
Juchhei! bei Gravelotte!

Nun liegen sie im festen Metz,
Der jungfräulichen Stadt,
Und Krupp wird dafür sorgen,
Daß heut es oder morgen
Damit ein Ende hat.
Der wird das Fell euch beizen,
Der wird die Höll euch heizen,
Franzosen, der versteht's,
Juchhei, und her muß Metz!

Und her muß Metz, her muß Paris!
Trotz eurem Aberwitz,
Trotz eurer Blätter Bellen,
Trotz Forts und Citadellen,
Trotz Chassepots, Kugelspritz;
Begehret ihr dann Frieden,
So sind wir's auch zufrieden;
Er wird diktiert gewiß,
Juchhei! euch in Paris.

G. S. . . . . r.

Das war ein heißes Ringen und eine blut'ge Hetz'
Um Elsaß und Lothringen, um Straßburg und um Metz.
Wie tapfer sie sich mühten, Herr Uhrich und Bazaine
Den warf des Feuers Wüten, der bleiche Hunger den!

Gottlob, daß nun die Tage des Schreckens sind vorbei!
Geendet ist die Plage, sie atmen wieder frei,
Es sank die Trikolore mit dem Oktoberlaub,
Geöffnet stehn die Thore, erstattet ist der Raub.

Nun rauscht die Mosel schneller hinunter zu dem Rhein,
Es blitzt ihr Spiegel heller im Herbstesabendschein,
Sie bringt die frohe Kunde nach Koblenz ja hinab,
Daß jetzt, zu dieser Stunde, die „Jungfrau" sich ergab.

Hoch wallt der Rhein entgegen, der nun befreiten Flut,
Wohl darf der Stolz sich regen, die Botschaft klang so gut!
Es hielten seine Söhne so treu die Moselwacht,
Bis sie auch Metz, „die Schöne", dem Reiche wiederbracht.

Noch niemals war's gelungen, daß sie ein Held gewann,
Jetzt hat die Braut errungen, ein würd'ger Freiersmann,
Prinz Friedrich Karl, der Degen, von Düppel wohlbekannt,
Ihm jauchzet heut entgegen das ganze deutsche Land!

Franz Jahn.

Vor Dijon war's, doch eh' ich's euch 1. Bd. S. 359.
„Sergeant!" — „Herr Hauptmann?" 2. Bd. S. 557.
O sieh, wie auf blutigem Plane, 2. Bd. S. 478.
Still, Schwager, stoß nicht so keck 2. Bd. S. 489.

Im Elsaß über dem Rheine,
Da wohnt ein Bruder mein,
Wie thut's das Herz mir pressen,
Er hat es schier vergessen,
Was wir einander sein.

Mein armer, guter Bruder,
Hast du dich denn verwelscht?
Geraubt von den Franzosen

Trägst du die roten Hosen
Ist auch dein Herz verfälscht?
Horch auf! Sie ist nun kommen,
Die lang ersehnte Zeit:
Wir haben nun ein Deutschland,
Ein einig starkes Vaterland,
Vorbei ist Zank und Streit.

Und dich auch haben wir wieder,
Komm, Bruder, komm nur her!
Du bist mit Blut erstritten,
Du bleibst in unsrer Mitten,
Wir trennen uns nimmermehr!

Wer hat das Lied gesungen?
Wer hat das Lied erdacht?
Ein Pommer und ein Schwabe,
Die gute Kameradschaft haben
In der Schlacht und auf der Wacht.

Berthold Auerbach.

Mein Elsaß deutsch! mein Elsaß frei!
Mir ist, als träumt ich noch.
Ist's Wahrheit? Ist der Strick entzwei?
Zersprengt das fremde Joch?
Liegt wieder in der Mutter Arm
Der längst verlorne Sohn?
Schallt wieder frei, so frisch und warm
Der Muttersprache Ton?

Hat sich der deutsche Löwenmut
Dem langen Schlaf entrafft?
Ruht wieder die geraubte Brut
Im Schatten seiner Kraft? —
Nun brich mir nicht vor sel'ger Lust,
Mein Herz, mein deutsches Herz,
Nun steige aus befreiter Brust,
Mein Danklied himmelwärts!

Und du, mein Land! mein Heimatland!
Was senkst du trüb den Blick?
Was ballst du zornig deine Hand?
Was fluchst du deinem Glück?
Du zählst die Wunden immerfort, —
Die heilt der Liebe Macht!
Suchst Frankreichs Stern im Westen dort, —
Er sank in blut'ge Nacht!

Nach Osten blick'! In Frührotpracht
Geht deine Zukunft auf,
Ersteht dein Blut zu neuer Macht,
Zu neuem Heldenlauf!
Wenn alles hofft, wenn alles singt,
Was träumest du allein? —
Wohlan, wenn nicht dein Mund erklingt,
So red' und zeug' der Stein!

Du Münsterturm, so hoch und schön,
Du Strom, der uns umzieht,
Ihr Eichen auf des Wasgaus Höh'n,
Auf, werdet Klang und Lied!
O Heldenvorwelt, Dichterchor
Steig' aus der Gräber Ruh!
Hol' frisch dein Saitenspiel hervor
Isoldens Sänger du!

Es gilt ein Dank aus frommem Trieb
Dem Ritter, gottgesandt,
Ein Gruß in alt und neuer Lieb'
Dem großen Vaterland!

Karl Hackenschmidt.

Zerschlag'nes Mutterherz,
Gott kennet deinen Schmerz
Und hört dein Weinen und dein Klagen;
O gieb mit gläub'gem Sinn
Dich ihm zu eigen hin,
Denn Er will dich auf Liebesarmen tragen.

Das Schwert in tapfrer Hand,
Hat für das Vaterland
Dein Sohn als Held sein Blut vergossen;
Im Felde liegt sein Grab,
Dort senkten ihn hinab
Voll tiefer Trauer seine Kampfgenossen.

Doch ist sein Grab geweiht!
Der Herr der Herrlichkeit
Hat ihm den Segen selbst gegeben;
Und junges Grün bekränzt
Den Hügel, wenn es lenzt,
Und singend werden Lerchen drüber schweben.

So gönn' dem Staub den Staub.
Ist doch dem Tod zum Raub
Nicht deines Sohnes Geist verfallen;
Er schwang auf freier Bahn
Dorthin sich himmelan,
Wo sel'ge Geister grüßend ihn umwallen.

O weine still dich aus
Und denk ans Vaterhaus,
Es harrt das Kind der Mutter droben;
Und wenn du ausgeweint,
Wirst du mit ihm vereint
Am Throne Gottes danken nur und loben.

Herr, unser Gott, dich loben wir,
Der uns den Sieg beschieden,
Herr, unser Gott, wir danken dir,
Der uns geschenkt den Frieden!
Du Schlachtengott,
Du Friedensgott,
Dein ist die Macht,
Du hast's vollbracht,
Dein Name sei gepriesen!

Kein Menschenwill' und Trachten frommt,
Es kann ja nichts gelingen,
Wenn nicht von dir die Hilfe kommt
Beim Wollen und Vollbringen!
Der Weisen Rat,
Der Helden That
Zerrinnt wie Schaum,
Zerfließt als Traum,
Fehlt deines Segens Walten!

Du warst's, der uns im Blutgefild
Den Weg geführt der Gnade,
Warst unsre Leuchte, unser Schild
Auf dunklem Schreckenspfade,
Warst unser Turm
Im Wettersturm,
In Kampfesbraus,
In Todesgraus
Ein Retter, ein Erbarmer!

Wie lang du trägst auch mit Geduld
Den Stolz und Hohn der Bösen,
Du strafst doch endlich ihre Schuld,
Und willst dein Volk erlösen!
Dein Arm zerschlug
Gewalt und Trug,
Vom Wolkensitz,
Dein Racheblitz
Fuhr auf die Frevler nieder!

Gott, der uns nahm in treue Hut,
Dank dir und Preis und Ehre!
Du stärktest unsrer Führer Mut,
Du zogst voran dem Heere!
Hell strahlt im Glanz
Der Tapfern Kranz,
Ums Vaterland
Der Eintracht Band
Hast mächtig du geschlungen!

Herr, unser Gott, dich loben wir,
Das Reich ist neu erstanden!
O wahre nun auch für und für
Den Frieden deutschen Landen!
Und Lebenshort
Sei uns dein Wort,
Daß sich dein Geist
Mit Kraft erweis't,
Und wir dein Reich erbauen.

Nun laßt durch's Land 1. Band, Seite 401.

Leer' nur der Freude Becher bis zum Grunde,
Den deiner Helden Siegeslauf dir bot,
Und sonne dich in weihevoller Stunde
In deines Ruhmes prächt'gem Morgenrot,
Laß Fahnen rauschen, hohe Lieder schallen
Dir ward die Freude ja zur Dankespflicht;
Doch in des Jubels trunk'nem Überwallen
Vergiß, mein Volk, die treuen Toten nicht!

Die Lebenden begrüßt dein Dank, dein Segen,
Der schönste winkt an ihrer Lieben Herz!
Und tausend weiche Hände wollen pflegen
Und tröstend lindern wunder Krieger Schmerz.
Die Toten aber ruh'n in fremden Gauen
Den Kranz, der ihre bleiche Stirn umflicht,
Kann nur des Himmels Thräne noch betauen,
Vergiß, mein Volk, die treuen Toten nicht!

Sie warfen ihre Brust dem Feind entgegen,
Ein Schutzwall dem bedrohten Vaterland:
Sie stürmten vorwärts, trotz Granatenregen,
Bis heißer Tod den Weg zum Herzen fand!
Sie fragten nicht: „wer wird die Lieben stützen,
Wenn des Beraters Aug' im Tode bricht?"
Sie riefen: „Vorwärts, Deutschland wird sie schützen!
Vergiß, mein Volk, die treuen Toten nicht!"

Was sterbend — doch als Sieger! — sie erwarben,
O schütz' es als ein unantastbar Gut,
Den neuen Bund, für den sie jauchzend starben,
Der Einheit Bund, getauft in Heldenblut!
Reizt Wahnwitz dich aufs neu' zu innern Fehden,
Ruf ihre Geister auf zum Volksgericht,
Daß zu den Lebenden die Toten reden!
Vergiß, mein Volk, die treuen Toten nicht!

Ihr heilig Opfer flamm' uns ins Gedächtnis,
Wenn wir des neuen Reiches Tempel bau'n;
Zum Tempelkitt empfah'n wir ihr Vermächtnis:
Der Freiheit Geist und brüderlich Vertrau'n!
Im Innern frei und eins, nach Außen wende,
Mein Vaterland, dich stolz zum Tageslicht,
Und segnest du die Arbeit unsr'er Hände —
Vergiß auch dann die treuen Toten nicht!

Kapitel-Übersicht.

Seite

Vorwort 3

1. Französische Schilderungen.

Erzählungen eines französischen Soldaten 5
Eine gefangene Armee 5. Ein Feldzug vor Paris 28.

Die ersten Kämpfe der Rheinarmee im Jahre 1870. Nach persönlichen Aufzeichnungen eines franz. Offiziers des 66. Inf.-Reg. 48
Vorbereitungen zum Abmarsch 48. Vor Saarbrücken 54.

Erinnerungen an den Krieg 1870/71 von Oberst Henri de Ponchalon 64
Vor den Feindseligkeiten 64. Weißenburg, Wörth, Fröschweiler 67. Im Lager von Chalons, Sedan 76. Flucht von Sedan. Kämpfe um Paris 83. Der Waffenstillstand, Schluß 103.

An den Rhein! An den Rhein! (Wörth, Sedan, Paris) . . 110

Dies irae! (Der Tag des Zorns.) Erinnerungen eines französischen Offiziers an die Tage von Sedan 124

Das Schlachtfeld von Sedan 131

Die Wahrheit über die Einschließung von Metz von A. Mézières 141

Die Belagerung von Toul und Verdun. Von Emil Montegut 160

Die erste Loire-Armee unter General d'Aurelle de Paladines 168

Die zweite Loire-Armee unter General Chanzy. Von Charles de Mazade 186

Die Deutschen im nördlichen Frankreich 198

Die Deutschen in Burgund. Von Charles Aubertin 208

Der Feldzug im Osten unter General Bourbaki. Von Ch. de Mazade 215

Auf den Wällen von Paris in den ersten Monaten der Belagerung Von L. Simonin 239

Im belagerten Paris. Nach Eduard Cadol 246

Im französischen Kriegslager zu Paris. Nach den Aufzeichnungen eines englischen Korrespondenten 262

Die Schlachten von Villiers und Champigny am 30. November und 2. Dezember. Von Charles de Mazade 274

Ein Monat in den Ardennen bei Freund und Feind. Von Albert Dumont, Mitglied einer französischen Sanitäts-Abteilung 292

Unter der Flagge der internationalen Ambulanzen. Von Gabriel Monod, französischem freiwilligen Krankenträger 300

Die französische Ballonpost 304

Die französische Taubenpost im Kriege 310

Französische Lügen und Aufschneidereien 315

2. Deutsche Schilderungen.

Vom Thüringer-Wald bis Le Mans. Erlebnisse eines Unteroffiziers des 94. Thüring. Inf.-Reg. Von J. Büchner . . 342

Kriegs-Erinnerungen eines bayrischen Jägers. Von Fr. Dornbusch 372
Der Ausmarsch. Bis Weißenburg 372. Wörth, Fröschweiler 373. Bis Sedan 375. Vor Paris 382. Heimwärts 390.

Vom Neckar bis Paris. Erinnerungen eines württembergischen Einjährig-Freiwilligen. (E. Fehleisen.) 392

Kriegs-Erinnerungen eines Feldartilleristen der 2. Armee v. Th. Schmidt 420
1. Mobil 420. 2. Aus- und Vormarsch 422. 3. Die erste Schlacht 425. 4. Nach der Schlacht 429. 5. St. Privat 431. 6. Im Biwak vor Metz 435. 7. Von der Mosel bis zur Loire 443. 8. Von Orleans bis Tours 448. 9. Wieder daheim 453.

Das Evangelium im Felde. Von A. H. Köstlin, ehemaligem Feldprediger der 2. königl. württ. Feldbrigade 453

Der geistliche Dienst an den Kranken und Verwundeten. Im Rahmen persönlicher Erlebnisse dargestellt von G. Dettinger, Pfarrer. 459
Die Bestellung zum Amt 459. Auf dem Marsch bis vor Paris 460. Vor Paris. Im Feldspital. Bei den Kranken und Verwundeten 464. Am Ruheplatz der Toten 468. Der Dienst bei den Kombattanten 469. Die dienstliche Stellung der Geistlichen an den Lazaretten und die gesellschaftlichen Verhältnisse 470. Nach Hause 471.

Unter dem roten Kreuz 471
Das erste Schlachtfeld 471. Frau Marie Simon in ihrer Thätigkeit unter dem roten Kreuz 474. Unter den Verwundeten im Versailler Königsschloß 478.

Von der Feldpost 482

Die Belagerung und der Fall Straßburgs 489

Das Bombardement und die Kapitulation von Paris . . . 495

Deutsche Kavallerie bei Vionville 509

Der Kampf in Chateaudun. Von Dewall 513

Die sieben Tage von Le Mans. Von Dewall 516

Blätter aus dem Ruhmeskranze des deutschen Heeres 522

Lieder und Gesänge aus Deutschlands Ehrentagen 1870/71: . 566

Empor mein Volk, das Schwert 566
Begeistert wie in jenen Tagen . 566
Kein Feind, mein Volk, macht dich 566
Wie der Wolf, der Assyrer, in . 567
Nach Nord und Süd, da sollt ihr 567
Franzosen, Franzosen, den Tag habt 567
Nun weg mit Feder und Papier 567
Hurra, du stolzes, schönes Weib . 567
Nun, Weib, jetzt ist's die höchste Zeit 568
Nun zieh'n Millionen Männer aus 568
Was jubelt so freudig, was jauchzet 568
Was kraucht dort in dem Busch herum? 568
Mit Turkos und mit Zuaven . 568
Zu Weißenburg, da ging das Tanzen 568
Das war zu Wörth der heiße Tag 569
Fliegende Siegesboten 569
König Wilhelm saß ganz heiter . 569
Früh morgens um vier, eh' die Hähne 569
In Nanzig ist es gewesen . . . 570
Das war ein heißer, ein blutiger Tag 570
Zum Sturme! Hurra! Auf St. Privat 532
Nicht zu werfen, nicht zu bannen 570
Und als vor Sedans Mauern . 571
Nun laßt die Glocken 571
Wie Märchen klingts und doch im 571
Was donnern die Kanonen? . . 571
Habt ihr in hohen Lüften . . . 571
Das ist ein Singen und ein Sagen 572
Deine Würfel sind gefallen . . 572
Zu Weißenburg im Elsaß drein 572
Das war ein heißes Ringen . . 572
Sergeant! — Herr Hauptmann . 557
O sieh, wie auf blutigem Plane 478
Still, Schwager, stoß nicht so keck 489
Im Elsaß über dem Rheine . . 572
Mein Elsaß deutsch! mein Elsaß frei! 573
Zerschlag'nes Mutterherz . . . 573
Herr, unser Gott, dich loben wir 573
Leer' nur der Freude Becher . . 573

Bilder-Verzeichnis.

1. Portraits.

Chanzy, General, Oberbefehlshaber der zweiten Loire-Armee . 189
d'Aurelle de Paladines, Oberbefehlshaber der Loire-Armee 172
Ducrot, General, Höchstkommandierender der 2. Armee von Paris 32
Kaiser, Unteroffizier 530
Schmettow, Major, Graf von 529
Stiehle, Generalmajor v., Generalstabschef der 2. deutschen Armee 152
Vinoy, General, Oberbefehlshaber der Truppen in Paris . . 109
Werder, von, General, bei Belfort 228

2. Geschichts- und Gefechtsbilder.

Amiens. Sturm der 44er auf den Bahndamm bei Villers Bretonneux am 23. Dezember 1870. Buntbild 201

Bapaume. Das 8. Jägerbataillon wirft im Vereine mit den 33ern und 69ern die Franzosen aus Tilloy bei, Buntbild 565

Bazeilles. Straßenkampf am 1. September 1870. Buntbild 128
„ Kampf in, von de Neuville 117

Bazeilles. Der Kampf in. Von Ch. Merlette 129

Beaumont, Das überfallene französische Lager bei, am 30. Aug. 133

Chadeaudun Erstürmung am 18. Okt. durch die 43. Brigade. Buntbild 513

Chateaudun, Straßenkampf in 516

Coulmiers, Bayrische Vorposten bei 177

Forbach (Spicheren) Schlacht bei, am 6. August 1870 . . 57

Forbach. Das französische 66. Regiment im Anmarsch auf . 56

Gravelotte. Moltke erwartet am 18. Aug. das 2. Armeecorps. Buntbild 148
„ Flucht der Franzosen nach Metz am 18. Aug. 1870 145
„ Artilleriekampf in der Schlacht von, Lichtdruckbild 425

Le Bourget. Erstürmung der großen Barrikade am Eingang von Le Bourget durch das 3. Garde-Grenadierreg. am 30. Okt. Buntbild 92

Le Mans-Champagné, Schlacht vor, am 11. Januar. Buntbild 197

Maas, Übergang französischer Truppen über die 77

Metz. Übergabe von Metz an den Prinzen Friedrich Karl . . 153

Noisseville, Preuß. Landwehr in der Schlacht bei, Buntbild 437

Nouart, Gefecht und Verbandplatz bei, am 29. August 1870 480

Orleans. Erstürmung des Eisenbahndammes vor Orleans durch das 1. bayrische Corps am 11. Oktober 1870. Buntbild . 172

Paris-Buzenval, Der Kampf um die Höhen von, am 19. Jan. 1871 45
„ Chatillon, Scene aus der Verteidigung des Parkes von 92
„ L'Hay, Gefecht bei, am 29. November 1870. Angriff auf Gare aux Boeufs 280
„ Moulin-Saquet am 29. November 1870. Angriff des Vinoy'schen Corps auf den Viehbahnhof und Montmesly 100. 101
„ Sèvres. Favre landet während des Waffenstillstandes an der Brücke von 505
„ Feldwache unterhalb Noisy le Grand vor dem Fort Nogent 413
„ Der Einzug der Deutschen in, am 1. März 1871. Lichtdruckbild 507

St. Quentin. Deutsche Kavallerie reitet eine französische Schützenlinie nieder. Buntbild 208

Rezonville, Panorama der Schlacht bei. Von A. de Neuville und E. Detaille Nr. 1 und 2 145

Seite

Saarbrücken, Französische Rekognoscierung bei 53
„ Napoleon und der kaiserl. Prinz bei der Beschießung von 52
„ Einnahme der Stadt nach französischer Darstellung 320
„ Schlacht von. Ein preußisches Bataillon wird von einer französischen Mitrailleusenbatterie niedergemäht . . . 321
Sedan. Brückenschlag über die Maas bei Nouvion 404
„ Französische Mitrailleusenbatterieen flüchtend . . . 81
„ Napoleon III. fährt auf dem Wege in die Kriegsgefangenschaft über das Schlachtfeld von 121
Spicherer-Berg, Angriff auf den, unter Führung des Generals von François am 6. August 1870 60
Straßburg. Französische Pontonniere brechen die Schiffbrücke ab 491
Valérien. Die 1. Compagnie der Görlitzer Jäger verteidigt in der Schlacht vom Mont Valérien am 19. Jan. 1871 La Bergerie. Buntbild 45
Verrières, Entwaffnung der Bourbakischen Truppen bei, am 1. Febr. 233
Villersexel, Das Gefecht von, am 9. Jan. 1871, von de Neuville 225
Villiers-Champigny. Franz. Truppen unter General Ducrot überschreiten die Marne am 30. November 1870 33
„ „ Die Schlacht bei, am 30. Nov. 1870. Die Franzosen richten Champigny zur Verteidigung ein 284. 285
„ „ Biwaks franz. Truppen in der Nacht vom 1. Dez. bei 41
Vionville, Das 52. Inf.-Reg. in der Schlacht von, am 16. August 144
„ Marslatour, Kürassier-Angriff bei. Buntitelbild
„ Der Kampf um die Standarte bei 428
„ Marslatour, Reiterangriff 509
Weißenburg, Gefecht des 5. Armeecorps bei, General von Kirchbach giebt den Befehl zur Erstürmung des Geisbergs. Lichtdruckbild 72
Wörth, Eine Episode aus der Schlacht bei 76
„ Das 11. Jägerbataillon den Sauerbach durchschreitend 73
„ Kürassier-Angriff bei 64
„ Die Truppen der 3. Armee begrüßen am Abend des 6. Aug. den Sieger von Wörth bei seinem Ritt durch Fröschweiler. Lichtdruckbild 345

3. Pläne, Karten und Ansichten.

Ars-Laquenexy, Rückzug des 2. Corps der Rheinarmee durch 63
Avron Mont, Lagerplatz in den Steinbrüchen des 268
„ „ Die Nordseite vom 497
„ „ Eine verlassene französische Batterie auf dem 269
Bazeilles nach der Erstürmung durch die Bayern 24
Belfort, Stadt und Festung nach der Übergabe am 18. Febr. 1871 217
Chateaudun, Ansicht von 513
Ferrières, Schloß, bei Paris 264
Gravelotte, kaiserliches französisches Quartier in 530
Kehl, Die Verwüstungen in der Hauptstraße zu 492
Laon, Die Festung vor der Explosion 200
Le Bourget, Ansicht der Ebene von, am 23. Dezember 1870 . 105
„ „ „ Seifenfabrik, während ihrer Besetzung 104
Metz vor der Belagerung 148
„ Plan der Festung und Umgebung 149
Nuits, Ansicht von 209
Paris: Ansicht der von den Deutschen besetzten Anhöhen auf dem rechten Seineufer von Argenteuil bis St. Denis . . 36. 37
„ Panorama des Seine-Beckens im Westen von Paris von Brimborion aus. Mit Orientierungstafel . . 236. 237
„ Ansicht der deutschen Stellungen von Chatillon bis Meudon 108
„ Die Preußen demaskieren eine Batterie nach dem Angriff auf Chatillon 89
„ Das Plateau von Chatillon, und die Bayernschanze nach der Kapitulation von Paris 388. 389
„ Ansicht der Stellungen des Feindes auf dem linken Seine-Ufer von Clamart bis Courbevoie 36. 37
„ St. Denis, Ansicht des Thores vor Absperrung der Walllinie 96
„ Die franz. Stellungen von Gournay bis Montfermeil 105
„ Issy, Fort, nach der Beschießung durch die Deutschen 385
„ Fort Nogent; innere Ansicht nach der Besetzung . . 500
„ Das neue Observatorium während des Ausfallgefechtes bei La Malmaison 97
„ Die Insel von St. Ouen während der Beschießung von 504

Seite

Paris, Versperrung einzelner Thore durch Fußangeln, Verhaue 2c. 241
Saarbrücken, Ansicht von 54
Sedan, Ansicht der Festung 17
„ Das Schlachtfeld von 80
„ Thor von, a. welchem die Parlamentärflagge aufgepflanzt worden 17
„ Schloß Bellevue bei Sedan 120
„ Das Lager der gefangenen Franzosen auf der Maas-Halbinsel von Iges 21
Spichern (Forbach) Plan der Schlacht bei 56
Straßburg, Angriffsplan gegen die Steinthorfront von . . 490
„ vom Steinthor aus, am 29. September 1870 . 494
„ Lünette 53, von 52 aus gesehen 493
Toul, Ansicht von 161
Verdun, Ansicht der Festung 164
Versailles, Das Präfekturgebäude in, Residenz des Königs v. Preußen 364
„ Schloß zu, deutsch. Hauptquartier. Revue auf dem Waffenplatze 365
Weißenburg. Am Eingang zu Schloß Geisberg 72

4. Vermischtes.

Abkochen, gestörtes auf der Feldwache 542
Absuchen eines Dorfes nach dem Feinde 361
Aufnahmespital in einem Dorfe bei Weißenburg . . . 473
Bahnhof-Verbandstation 475
Bahnwärter, die neuen, in Frankreich 539
Batterien, gepanzerte, wie sie vor Paris zur Anwendung kamen 104
Bauernfamilie, französische auf der Flucht 16
Bitte um Feuer! Freundschaftliche Begegnung feindlicher Vorposten 541
Brieftauben, die berühmten, „Gambetta“ und „Keratry“ . 313
„ Federn, einiger mit Stempeln 314
„ Schwanz einer, mit der die Depeschen enthalt. Federspule 313
„ aus der Provinz gebrachte Depeschen werden entziffert 312
Brieftaube. Vergrößerung einer Depesche 313
Chalons, Afrikanische Truppen im Lager von 13
„ Im Lager von 12
„ Marketenderin im Lager von 12
„ Turkos und Zuaven im Lager von 13
Charettes Truppen vor dem Kampfe in der Beauce bei Patay 181
Chevaulegers-Patrouille, bayrische, in einem franz. Dorf 65
Coulmiers, bei. „Der dort ist General von der Tann!“ . 176
Diakonissinnen auf dem Schlachtfelde 472
Feldpost, Berittene Einsammelstelle der 485
Feldpostexpedition auf dem Schlachtfelde von St. Privat 484
Feldschmiede eines Feldartillerie-Regiments 421
Franctireurs einen deutschen Wagenzug überfallend . . . 213
„ Gefangene, auf einer Landstraße in Burgund . 221
Gambetta's Abreise nach Tours vermittelst des Ballons . 96
Genius der Geschichte: Zum Vorwort 3
Schlußvignette 576
Germania weist ihren Söhnen den Weg nach dem Rhein . 4
Geschütz, Guß eines solchen, „Der kleine Moniteur“ . . . 85
Gottesdienst öffentlicher, vor dem Abmarsch 343
Granate, Abbildung der Sprengstücke einer deutschen . . . 101
Herbeischaffung von Schanzmaterial 496
Husarenstreich. Von Th. Rocholl 512
Husaren-Vorposten 522
Kriegsfurie, durch Napoleon entfesselt 5
Landwehrmann, deutscher, in französischem Lichte . . . 333
Liebesgaben-Verteilung 488
Lisaine, An der. Verlorener Weg 229
Metz, Feldwache vor 342
„ Zelt- und Eisenbahnwagen-Hospital auf der Esplanade 444
Mitrailleusen, Herstellung von, und Umwandlung von Vorderladern 84
Parlamentär, Ein deutscher. Von Detaille 165
Paris, Abreise der unnützen Mäuler 245
„ Artillerie- und Kavallerie-Lager 253
„ Auf dem Markte von St. Germain 255

	Seite
Paris, Ausgewiesene Deutsche warten auf ihre Pässe . .	325
„ Ausladen Verwundeter bei der Porte d'Italie . .	289
„ Ausmarsch der Truppen von	9
„ Ausreißer von Chatillon werden durch Paris transportiert	93
„ Baracken, französische, innerhalb der Umwallung . .	272
„ Befestigungsarbeiten am Thor von Clignancourt .	240
„ Beschießung von. Die Bewohner des linken Seineufers richten sich in den Kellern häuslich ein	260
„ Die Bevölkerung verschafft sich Brennholz	257
„ Bewohner der Zolllinie flüchten ihr Hab und Gut nach Paris hinein. Das Thor Maillot	88
„ Börsenplatz am 6. August nach Verbreitung falscher Siegesnachrichten	324
„ Im Cantonnement	359
„ St. Denis, Scene nach dem Einzug der deutschen Truppen	501
„ Der letzte Deutsche in	508
„ Einmarsch der Mobilgarde von Isle de France . .	247
„ Fesselballon „Neptun" auf d. St. Pierre de Montmartreplatz	305
„ Flucht der Landleute mit ihren Viehherden nach Paris	246
„ Franctireurs von Paris schwören zu siegen oder zu sterben	252
„ Freiwillige melden sich auf der Mairie zum Waffendienst	249
„ Hämmel, Die letzten, im Luxemburg-Garten . . .	265
„ Im Schnee auf den Wällen von	256
„ Kanonenboot zum Schutz der Seine-Ufer	93
„ Katakomben, Ansicht a. d. pariser, währ. d. Bombardements	261
„ Kundgebung für den Krieg	5
„ Lagerscene innerhalb der Umwallung von	239
„ Luftballone Godards, Anfertigung derselben . . .	308
„ Marinegeschützbatterie bei St. Ouen	244
„ Marseillaise in einem öffentlichen Garten	8
„ Metzgereien, von der Menge belagert	259
„ Nacht auf den Wällen der Bastion 77	248
„ Scheinwerfer, französische, beleuchten das Vorterrain	409
Paris, Schutzhütten im Jardin des Plantes für das Vieh .	265
„ Transport von Verwundeten auf einem Dampfschiff .	288
„ Turkos. Ein Trupp auf der Fahrt nach dem Bahnhof	321
„ Umwallung nach dem Bombardement, ein Stück der	497
„ Verhaftung eines vermeintlichen Spions	252
„ Verkündigung der Republik v. d. Stadthause am 4. Sept.	29
„ Vorzeigung der Passierscheine am Thore von St. Pantin	507
Patrouillengang, auf gefährlichem	557
Requisition bei Orleans	556
Saarburg, Bewachung des Eisenbahntunnels durch Landwehr	371
Sedan, Gefangene Franzosen, ein totes Pferd zerlegend . .	20
„ Transport französischer Gefangener	25
Siegeszug, französischer nach Berlin, wie ihn die Franzosen sich gedacht, und wie derselbe ausfiel	317
Simon, Frau, in ihrer Thätigkeit unter den Verwundeten .	476
Spicherer Höhen, Soldatengrab auf den	61
Tambour, Der, vom Kaiser-Alexander-Regiment bei Le Bourget	545
Träume, französische, vom Siegeszug nach Berlin. Von M. Detaille	68. 69
Truppen, deutsche, auf dem Wege nach Frankreich. Halt an einer Eisenbahnstation	344
Typen französischer Kriegsgefangener	20
Überfall einer Husarenpatrouille bei Maintenon	562
Versailles, Lazarett im Schlosse	481
Victoria, die beschwingte, zeigt den vormarschierenden deutschen Kolonnen das vor ihnen liegende Paris	342
Villiers. Württembergische und sächsische Verwundete aus der 1. Schlacht auf dem Wege nach Lagny ins Spital	417
Vorüber! (Gestern noch auf stolzen Rossen!)	561
Weihnachten vor Paris	559
Weitermarsch, Vor dem	368
Wörth, An den Hängen des Sauerthals	397
„ Mac Mahons erbeut. Zeltlager wird z. Verwundeten-Lazarett	400

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Fehleisen, Egmont

Der deutsch-französische Krieg 1870 - 71 in Wort und Bild Nach d. besten Quellen bearb

Bd.: 2

1895

BA/2 Eur. 150 o-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11557678-7